Ulrich Hegner's

geſammelte Schriften.

Erſter Band.

Auch ich war in Paris.

Berlin,
bei G. Reimer.
1828.

1498

A. D.
BIBL. UNIVERS.
LUD. MAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gewöhnlich iſt die Vorrede eines Buches eine Brille, die der Herausgeber ſo vortheilhaft zu ſchleifen ſucht, daß ſie dem Leſer wo nicht eine leuchtende, doch eine gefällige Anſicht des Werkes verleihen möge. Solches iſt natürlich und erlaubt; wer etwas Rechtes gemacht zu haben glaubt, ſucht Beyfall, das iſt ſeine Belohnung. Aber die Brille hilft nicht immer; nicht alle Augen haben die gleiche Sehweite, nicht die gleiche Kraft; wenn deßwegen einige darin nur Nebel ſehen, andre über Regenbogenfarben, die der Autor der Brille mitgetheilt habe, klagen, und lieber ohne dieſelbe leſen, ſo iſt auch das in der Ordnung. Auch ich werde mir alſo müſſen gefallen laſſen, zu welcher Art von Brillen man meine Vorrede zähle; hoffentlich nicht zu den vergrößernden.

Ich hatte es nie darauf angelegt, ein Schriftſteller zu werden, ob ich gleich manches aufgezeichnet habe. Meine Beſtimmung war eine andre, der meine jugendlichen Kräfte gewidmet waren, oder wenigſtens hätten gewidmet ſeyn ſollen; erſt als ich dieſem Berufe durch unſre Staatsumwälzung enthoben ward, und mich der Zuſtand des Vaterlandes in ſtäte Unluſt verſetzte, nahm ich eine Reiſe nach Paris vor, weniger zu einem beſondern Zweck, als um andre Leute und die großen Kunſtwerke zu ſehen, die ſich damals daſelbſt vorfanden. Daraus entſtand ein Tagebuch über dieſe Reiſe, bey deſſen erſter Abtheilung ich durchaus keine Rückſicht auf ein größers Publicum genommen, ſondern nur mich meinen nähern Freunden hatte zeigen wollen, wie ich geſehen und gedacht habe. Bey den folgenden Abtheilungen nahm ich ſchon mehr auf fremde Leſer Bedacht, doch miſchte ſich auch da noch manche örtliche Anſpielung und eigne Perſönlichkeit ein, davon ich jetzt mehreres weggelaſſen, andres beſſer ins Licht geſtellt, und als den Geiſt von Zeit und Ort bezeichnend habe ſtehen laſſen. Da zu gleicher Zeit zwey allgeleſene Reiſewerke über Paris von zwey allbekannten Verfaſſern (Meyer aus Hamburg und Kotzebue) erſchienen waren, die mit glänzenden Farben das große Leben mahlten, ſo ſchickte ich Unbekannter meinen Verſuch im kleinen Leben unter dem Titel: auch ich war in Paris in die Welt, um zu ſehen ob man auch mich noch für einen Mahler halte; nicht daß ich gerade als ein Correggio auftreten wollte, jene waren ja auch keine Raphaele. Einiges iſt hinzugefügt, das damals nicht gedruckt werden durfte.

Ueber die Molkenkur iſt wenig zu erläutern; es iſt eine pure Dichtung, die ſich aus ſich ſelbſt erklärt, ein Roman zu dem ich hinlängliche Muße fand, als die Schweiz unter des franzöſiſchen Kaiſers Schutze wieder Frieden haben durfte und mußte, kein bedeutender Sturm mehr unſre Gewäſſer trübte, und bloß noch die Art von Vaterlandsliebe in allgemeine Anregung kam, welche ſich durch einflußreiche Stellen verdient machen will. Manches iſt auch da an der Schreibart verbeſſert, doch weniger als im vorhergehenden Werke.

Meine älteſte Schrift von einigem Umfang waren eigentlich Saly’s Revolutionstage, denn ſie entſtand ſchon 1798, als ich in der Hauptſtadt des Kantons im täglichen Umgange mit bedeutenden Feinden und Freunden der Revolution ein lebhaftes Bild von beyden und ihrem Thun und Treiben aufgefaßt hatte, ein Bild das ſich mir beſtändig vor die Augen drängte, und um ſo wahrer ſeyn konnte, weil ich keiner Partey beſonders huldigte, eben weil alles Partey war. In einer Krankheit die mich das Haus hüthen ließ, machte ich den Verſuch meine Erfahrungen in die Geſchichte eines jungen Landmannes von einiger Bildung, desgleichen es in der Schweiz hin und wieder gegeben hatte, einzukleiden, und befliß mich der Wahrheit und Freymüthigkeit in der dichteriſchen Hülle, mit gänzlicher Vermeidung aller individuellen Bildniſſe, eines ausgenommen, das aber kein ſchweizeriſches iſt. Mit der Geſundheit kehrte ich auch wieder in das thätige Leben zurück, ließ die Schrift Jahre lang liegen, und nahm ſie erſt wieder zur Hand, nachdem alles im Vaterlande in beſtehende Ordnung gekommen war; da begann ich den Entwurf auszuarbeiten, als ein Denkmahl jener ſtürmiſchen Tage. Nur ein Bild der Zeit wollte ich geben, Denkwürdigkeiten, nicht eine Geſchichte. Ich hatte auch wohl eine Fortſetzung im Sinne, aber das ging nicht; mit dem Einrücken feindlicher Heere die ſich als Freunde ankündigten, wachten noch mehr feindſelige Leidenſchaften auf, Liſt, Haß und Rache, Selbſtſucht, Verfolgung und Gewaltthat, die ich nicht zu ſchildern vermochte, weil ihre grelle Wirklichkeit auch mit den mildeſten Farben nicht zu decken geweſen wäre. Darum heißt das Buch auch nur Saly's Revolutionstage, weil es nur ſo weit geht, als Saly mit der Sache beſchäftigt war, das heißt, bis die franzöſiſchen Befreyer kamen, deren einziges Verdienſt es war, daß ſie in ihrer Zwingherrſchaft keinen großen Unterſchied zwiſchen Freunden und Feinden machten. — Mehrere nothwendige Verbeſſerungen hab ich vorgenommen, und durch eine ſpätere Nachricht dem Ganzen ein gefälligeres Ende zu geben geſucht.

Was etwa noch über die kleinern Aufſätze und Gedichte zu ſagen iſt, ſoll in einem der folgenden Theile nachgeholt werden.

Le *je* et le *moi* sont a chaque ligne, mais quelles sont les connaissances qu'on peut avoir, si ce n'est pas le *je* et le *moi?*

La marquise du Deffant.

Auch ich war in Paris.

Omnia rerum omnium, si observentur,
indicia sunt, et argumentum morum
ex minimis quoque licet capere.

Seneca.

Erſter Theil.

Der erſte Theil dieſer Reiſe war, wie man wohl ſehen wird, nur für Freunde geſchrieben; dieſe wünſchten aber, daß er auch gedruckt würde, und — hier iſt er. Ich weiß wohl, daß bei dem Publikum keine Entſchuldigung ſolcher Art gilt, indeſſen bin ich dieſe wahrhafte Aeußerung mir ſelber ſchuldig.

Nachdem ich mich im Anfange dieſes Jahres 1801 endlich von meiner politiſchen Bürde, die weniger groß als drückend war, losgemacht hatte, wurde die Begierde in mir rege, die erhaltene Muße (das erſparte Geld kann ich nicht ſagen) zu einer Reiſe nach Paris zu nutzen. Schon ſeit mehrern Jahren trug ich mich immer mit einer Reiſe nach Rom, und meine Phantaſie machte in dieſer Zeit manchen Zug dahin, aber die Wirklichkeit wollte ſich niemals geben, und nun war es zu ſpät; was wollte ich jetzt in dieſem Lande thun, da ſeine beßten Kunſtwerke, der Hauptgegenſtand meiner Reiſe, von der großen Nation hinweg erobert worden, und bei der allgemeinen Unordnung die zurückgebliebnen ſchwerlich zu ſehen ſeyn werden! Um den Charakter des Volkes kennen zu lernen möchte ich nicht hingehen, ich kenne ein beſſeres; und um Staatsverfaſſungen zu prüfen käme auch der Liebhaber dieſes Studiums heut zu Tage wohl zu ſpät, weil man keine mehr findet, ſondern allenthalben nur auf zuſammenſtürzende Trümmer von alten, oder rohe Baumaterialien zu neuen ſtößt.

Es bleibt dem berühmten Lande freylich noch ſeine ſchöne Natur, die keine ſchlechte Regierung verkrüppeln und kein Eroberer hinwegführen kann, und ſeine durch Geſchichte und Kunſt bedeutenden Ruinen des Alterthums. Allein wenn man einmal auf einem gewiſſen Alter iſt, ſo macht man nicht mehr gern weite Reiſen bloß für das poetiſche Gefühl, ob es gleich gut läßt und vornehme Sitte in Deutſchland iſt, von „den „im jungen Sonnenſtrahl aus Nebelhüllen emporſteigenden Hügeln der ernſten hohen Roma“ mit der Wehmuth eines aller Freude abgeſchiednen Geiſtes zu ſprechen; oder die „Zypreſſen des Janiculus und Pinien des Montorio“ wie Heilige anzurufen und demüthig zu bedauern, in den Sandwüſten und Nebelländern des Nordens geboren zu ſeyn; oder dem Publikum zu erzählen, wie man oben auf dem Capitole geſtanden und „ſeine Thränen rinnen laſſen auf die „heilige Aſche der Helden, zuſammenſchauernd in der „Unwürdigkeit, wozu man vom Schickſale verdammt ſey“ — Große Worte und erhabene Empfindungen, nur Schade, daß ſie mehrentheils mühſam zuſammengeleſene opera posthuma ſind! Zudem bin ich nicht in dem kalten Norden geboren, der jedoch eben ſo glückliche Einwohner zu ernähren ſcheint, als das heiße Italien, von deſſen brennenden Südwinden jene Schönempfinder nichts ſagen, ſondern in der Schweiz, wo die Natur in ihrer concentrirten Mannigfaltigkeit wenigſtens erträglich iſt; auch hab' ich ſchon lange verlernt, Empfindungen nachzulaufen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß die gemachten nicht die ächten ſind.

Nach Paris alſo ſoll meine Reiſe gehen, und zwar vorzüglich darum, weil dort ſo viele Schätze der Kunſt vereinigt ſind, die ehedem in den Kirchen, Gallerieen und Kabineten Frankreichs, Hollands, Deutſchlands und Italiens zerſtreut waren. — Ohne gerade ein Künſtler oder Kenner geworden zu ſeyn, habe ich, ſchon von meiner erſten Jugend an, ſo viel Liebhaberey zur Kunſt gehabt, ſo viel damit getändelt, darüber geleſen, geſammelt und ſprechen gehört, und ſo wenig Schönes vom erſten Range geſehen, daß ich es zu meiner Ausbildung unumgänglich erforderlich halte, dahin zu gehen, wo das Beßte dieſer Art zu finden, und, wie man verſichert, ſo leicht zu genießen iſt.

Meine Freunde, für die ich dieſe Reiſe beſchreibe, werden nicht fragen, wozu eine an Geld und Zeit [illegible] weitere Ausbildung in einem Fache, zu dem [illegible] öffentlichen Beruf hat? Sie ſind mit mir [illegible], daß ein Mann, der über die Jugendjahre [illegible] iſt, nicht mehr wählen kann, was er ſich für eine Bildung geben wolle, ſondern daß er ſich's zur Pflicht machen muß, das, was er bereits hat, zu bearbeiten; habe er's nun durch Erziehung oder Liebhaberey, auf ebnem oder holperigem Wege erhalten. Iſt es nur einmal ſein erworbenes Eigenthum und kein unedles Gut, ſo darf und ſoll er es benutzen und vermehren, und dem Schickſale danken, wenn es ihm leichte

Mittel an die Hand gibt, ſeine geiſtige Ausbildung ſo gut als möglich zu vollenden.

Aber nun ging es mir wie einem Verliebten, der in dem Anſchauen ſeines Mädchens täglich neue Rechtfertigungen ſeiner Liebe findet, denn da ich einmal dieſen Entſchluß gefaßt und in das günſtigſte Licht geſetzt hatte, geſellten ſich bald zu dem angegebenen Bewegungsgrunde noch eine Menge anderer. Das muß ein ſehr reiner oder ſehr blöder Menſch ſeyn, der nur Einen Grund zu einer Handlung hat. — Wer wird aber die Nebengründe alle angeben können oder wollen, welche einen gebilligten Vorſatz begleiten? Die Hauptſtadt Europas wollt' ich ſehen, den Mittelpunkt der neuen weltumſchaffenden Politik, die hohe Schule der ſinnlichen Kultur, das franzöſiſche Paradies — ich wollte mich ſelbſt überzeugen, wie eine Million Menſchen in einem Umfange von ſechs bis ſieben Stunden beiſammen wohnen können, ohne einander aufzureiben oder zu verpeſten — das Treibehaus der leichten Höflichkeit wollt' ich beſuchen, und ſehen, was von dieſem zarten Gewächſe ſich etwa noch auf einen alten Stamm pfropfen laſſe; zugleich gedachte ich die Vortheile des einſamen Lebens in großen Städten zu prüfen — und endlich (wer wirft den erſten Stein auf mich?) wollt' ich ſagen können: Ich bin auch da geweſen.

Empörendes Sittenverderbniß, himmelſchreyende Verſchwendung und verworfene Armuth, werde ich ſehen, aber eben deßwegen muß auch große und ſtille

Tugend da zu finden ſeyn. Man weiß ja, daß, wo die Verſunkenheit der Sitten am tiefſten iſt, muſterhafte Tugend ſich auch am kräftigſten emporhebt, ſo wie unter den laſterhafteſten Kaiſern Roms der erhabenſte Stoicismus blühte.

So faßte ich mein Vorhaben auf mancherlei Art in Rahmen und Glas, und war ſehr erfinderiſch, die Bedenklichkeiten zu heben, welche mir die weite Entfernung von den Meinigen verurſachte.

Ich fing nun an, meinen Entſchluß einigen Bekannten zu eröffnen, in der Hoffnung, Reiſegefährten unter ihnen zu finden, die mir die beſorgliche lange Weile der Wirthshäuſer verkürzen, und ihre Bemerkungen mit mir theilen könnten.

So lange ich noch von meiner Reiſe, als von etwas ungewiſſem, wozu ich wohl Luſt hätte, ſprach, wollte mich jeder begleiten. Jeder fand den Einfall vortrefflich, die Koſten unerheblich und ein paar Monathe wohl zu entbehren. Als ich aber die Zeit meiner Abreiſe beſtimmte, und die Sache nicht mehr blos ein Luſtzug der Einbildung war, ſondern zur Wirklichkeit werden ſollte, traten alle zurück und keiner wollte mehr mit. Ich ſahe nun, daß es mit ſolchen ſchnellen Zuſagen wie mit jeder Bekehrung iſt. Der neue Menſch beſchäftigt ſich zuerſt nur mit dem Gefälligen ſeines veränderten Zuſtandes, und vergleicht denſelben mit der bisherigen langen Weile der Alltäglichkeit, er ſchmeichelt ſich mit der Wichtigkeit, die er, bey ſich ſelbſt wenigſtens, durch den ungewöhnlichen Entſchluß erhält, und glaubt auch die Leute ſehen ihn bedeutender dafür an; wenn es aber Ernſt gilt und Hand an's Werk gelegt werden ſoll, dann zeigen ſich erſt die Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten, über deren Anblick der Reiz der Neuheit ſich verliert, und der Geluſt verſchwindet, ſo daß dann die erſte Liebe bald erkaltet, und der alte Sauerteig wieder wirkſam wird.

Endlich gelang es mir doch einen, mir zwar perſönlich unbekannten, Gefährten an Herrn G. von R. zu bekommen, zu dem ſich nachher noch Herr St. von B. geſellte, welches mir ſehr lieb war, weil ich mich anfänglich faſt ſcheute, allein zu reiſen. Ich hab' es auch nie bereut, indem ich an beyden Männern ſchätzbare Bekanntſchaften machte; gleichwohl ſoll dem alten Sprichworte: qui a compagnon a maître, ſeine Wahrheit nicht benommen ſeyn. Für einen Mann, der mehr Welterfahrung hat, und nicht äußerlicher noch innerlicher Unterſtützung bedarf, mag das Alleinreiſen allerdings ſeine Vorzüge haben.

Nichts iſt peinlicher, als jemand ein Vorhaben eröffnen, wenn man voraus weiß, daß er's nicht billigen wird. So ging es mir mit meiner alten Mutter; ich war zwar feſt zur Reiſe entſchloſſen und wußte wohl, daß ſie kein erklärtes Nein dazu ſagen würde, aber ich fürchtete die geheimen Mutterthränen, wobey einem Sohne jede Entſchuldigung auf der Zunge erſtirbt; und ſo vermochte mich endlich nur die Furcht, ſie möchte es aus fremdem Munde erfahren, und mir darüber gerechte Vorwürfe machen, daß ich meine, vielleicht kindiſche, Scheu vor der älterlichen Autorität überwand, und mit dem Geheimniſſe herausrückte.

Da ich dieſe Reiſe nicht unternommen, um die Welt, ſondern um mich ſelbſt zu unterrichten, ſo bin ich mir auch ſelbſt zuweilen ein Gegenſtand der Beobachtung geweſen, daher werden es mir meine Freunde auch zu gut halten, wenn ich etwa ſolcher perſönlicher Angelegenheiten erwähne, oder wider meine Gewohnheit ſo oft von mir ſelbſt rede. Unterdeſſen bin ich überzeugt, wer von ſich ſelbſt mit Wahrheit ſpricht, und aufrichtig die Eindrücke ſchildert, welche die Begegniſſe (ſcheinen dieſe auch noch ſo geringfügig) auf ihn ſelbſt machen, der ſpricht unter ſeinem eignen Namen von tauſend andern, und darf das Mutato nomine de te getroſt als einen Spiegel gegen Freund' und Feinde wenden.

Es iſt daher nicht immer Eitelkeit, von ſich ſelbſt zu ſprechen, und es mag wohl mancher es wagen, ſein eignes Ich einen Augenblick zum Gegenſtande der Aufmerkſamkeit zu machen, der dabey mehr Selbſtverläugnung zeigt und weniger um Beyfall buhlt, als ein anderer, der kein Wort von ſich ſelbſt ſagt, und nur Könige und Fürſten zurechtweiſt.

So würde ich auch noch gerne zwey mächtiger Anfechtungen gedenken, die ſich mir in den Weg ſtellten, wenn ich es nur einzukleiden wüßte, ohne von neuem den guten Ton zu beleidigen; denn dieſe Hinderniſſe beſtanden in zwey politiſchen Stellen, die mir in meinem unruhigen Vaterlande angetragen wurden. Wenn ich mir ſchon vorſtelle, daß ich meine Reiſe nur einer Geſellſchaft von Bekannten erzähle, wo man wohl etwas über die Schnur hinaus ſprechen darf, ohne in den Schein egoiſtiſcher Abſchweifung zu fallen, ſo fühle ich doch, daß es gewagt iſt, von ſeinem Benehmen bei angetragenen Ehrenſtellen (wenn man ſie auch für keine halten ſollte) viel zu ſprechen. Man langweilt die Freunde, und die welche keine ſind mögen es gar nicht vertragen. Es gibt Privatangelegenheiten, beſonders von dieſer Art, über die man ſeine Empfindungen niemals laut werden laſſen ſoll, auch in das Ohr des vertrauteſten Freundes nicht; weil jedes menſchliche Gebrechen, das unſrer verkehrten Natur anklebt, eher ſeines Gleichen um ſich leidet, als die erbſündliche Eitelkeit, die, wenn ſie im Buſen zweyer Freunde ſich auch nur leiſe berührt, ſogleich eine kleine Entfernung erzeuget, wovon die Wirkung oft noch fortdauert, wenn man nicht mehr an die Urſache denkt. Es ſchaden daher ſolche kleine, auch nur momentane, Zurückſtoßungen und fliegende Antipathieen der Freundſchaft unendlich, und thun ihr oft mehr Abbruch, als aufſehenerregende Schwachheiten.

Nicht daß ich damit den Ariſtoteles unterſtützen wolle, wenn er ausruft: Ach, meine Freunde, es gibt keinen Freund! — ſondern ich möchte nur auf die zarte Gebrechlichkeit des reinſten und edelſten menſchlichen Gefühls, welches wir Freundſchaft nennen, aufmerkſam machen — und mit dieſer Warnung mich ſelbſt entſchuldigen.

So wie der neue Schweizer in mancher Rückſicht mehr geſchoren iſt als der alte, ſo iſt er's auch mit den Päſſen, und was das kränkendſte iſt, ſo ſind auch an dieſer Schererei abermals unſre Befreier ſchuld. Ehemals konnte einer mit einem altväteriſchen Paſſe von ſeiner altväteriſchen Obrigkeit durch ganz Europa reiſen; jetzt muß man ſich erſt wie ein Rekrut meſſen und wie ein Schelm ſignaliſiren laſſen, und dann warten, bis der Regierungsſtatthalter noch ſeine Unterſchrift dazu gegeben. Kommt man nun mit ſo einem Paſſe nach Deutſchland, ſo wird man, wenn's noch gut geht, mit ſeinem Wilhelm Tell (auf dem Siegel) ausgelacht, von dem ſie ſogar behaupten, er habe niemals gelebt. Will man aber die Mutterrepublik beſuchen, ſo nimmt ſie einen aus zärtlicher Vorſorge nicht auf, es ſey denn, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten habe ſein Certifikat und der franzöſiſche Geſandte ſein Viſa beygeſetzt, welch letzterer dann noch beyfügt, daß man ſich bey dem Präfect der erſten franzöſiſchen Grenzſtadt vorzeigen ſolle.

Welche fatale Weitläuftigkeit, beſonders für den, der dringende Geſchäfte hat — und welche ſclaviſche Dependenz würd' ich ſagen, wenn Frankreich nicht ſeine guten Gründe dazu hätte! Da wir aber unabhängige Verbündete ſind, ſo hätte das höfliche Frankreich uns wenigſtens dieſe Gründe erklären, oder nach dem heiligen Rechte der Gleichheit uns auch geſtatten ſollen, keinen Franzoſen in die Schweiz zu laſſen, deſſen Paß nicht vom helvetiſchen Miniſter in Paris unterzeichnet wäre — ſo hätte doch dieſer Miniſter auch was zu thun gehabt!

Das Beßte iſt noch, daß mir dieſe ganze, vielfach unterſchriebene, beſiegelte und beſtempelte Erlaubniß in das gelobte Land zu reiſen, nicht mehr als drey Batzen koſtete.

Auch war ich in Verlegenheit, einen bürgerlichen Charakter, wie die Päſſe fordern, anzugeben. Als Kaufmann, ſagte man mir, könne ich am ſicherſten durchkommen; aber das bin ich nicht. Einen Gelehrten mag ich mich auch nicht nennen laſſen, weil ich zwar vieles weiß, aber gemeiniglich das nicht, was man mich fragt. Am liebſten hätte ich noch für einen Mahler paſſirt, weil ich mit Darlegung meiner hiſtoriſchen Kunſtkenntniſſe der Mahlerzunft und mir ſelbſt hätte

Ehre machen können; aber ich beſorgte, die ſcharfen Wächter der Verrätherey in Frankreich möchten auf einen praktiſchen Beweis dringen, wo ich dann als ein gemeiner Pinſel zum Vorſchein käme. —

Wie man oft über Kleinigkeiten in ſtärkerer Verlegenheit iſt, als über große Dinge, ſo wußte ich mir auch hierin nicht zu helfen, bis mir endlich ein mitleidiger Freund das natürlichſte und zweckmäßigſte rieth: ich ſollte mich als amateur des arts präſentiren.

Gerne hätte ich nun auch noch Reiſebeſchreibungen nachgeleſen und mir Notizen geſammelt, ich konnte aber nicht mehr dazu kommen. Nun, ſo ſehe ich was ſich darbietet, dachte ich, und ſehe es deſto unbefangener, wenn es mir von keinem Weltverbeſſerer vorgeleyert wird. Zwar beſtrebte ſich auch mancher meiner Bekannten, die in Paris geweſen, mir einen Vorſchmack der dortigen Seligkeit beyzubringen. Alles thut ſich darauf zu gut, dort geweſen zu ſeyn; daher erzählte mir jeder was er wußte, ja oft noch mehr. Wenn man aber, wie es manchmal geſchieht, nur bey dem unbeſtimmten erſten Eindrucke, den das ungewohnte Große und Schöne macht, ſtehen bleibt, ohne denſelben weiter mit Verſtand zu entwickeln, oder ſich das Geſehene durch Nachdenken eigen zu machen, oder ſich an das Einzelne mit liebevoller Aufmerkſamkeit zu hängen, ſo geht es einem mit ſeinen Reminiscenzen bald wie dem Apuleius, als er in einer bekannten Lage alle ſeine Empfindungen nur durch einen gewiſſen eignen Schrey ausdrücken konnte. Bey manchem meiner Erzähler glaubte ich etwas ähnliches zu hören.

Eben ſo mußte ich, wie einer der das Zahnweh hat, und dem von jedem Vorübergehenden ein Mittel empfohlen wird, auch manchen wohlmeinenden Rath über die ökonomiſchen und Fuhrwerksangelegenheiten meiner Reiſe anhören, ohne daß ich darum fragte. Ein ungebethener Rath aber iſt mir ſo wenig willkommen, als es mir ſeit unſrer Staatsveränderung die ungebethenen Gäſte ſind, weil beyde die gleichen Anſprüche auf unverdiente Aufmerkſamkeit machen, und dem, der den Frieden liebt, einen unerträglichen Zwang der Höflichkeit gebieten. — Man gibt ſich auch durch nichts ſo bloß, und verräth ſo ſeine Particularneigungen und Leidenſchaftlichkeiten, als wenn man unaufgefordert ſich in fremde Angelegenheiten miſcht, und Leuten, von denen vorauszuſetzen iſt, daß ſie über ihre eignen Sachen ſelbſt nachdenken oder fragen werden, wenn ſie eines Rathes bedürfen, geſchwind ſeine vorübergehende Ueberzeugung beybringen will. Wenigſtens ſollte man es machen wie die nordamerikaniſchen Wilden, die, wenn ſie ein Vorhaben für gefährlich halten, ihre Warnung in eine Allegorie kleiden, ſo gäbe es doch auch was ſinnreiches zu hören. Ueberhaupt ſollte man bedenken, daß ſelbſt ein erbethener Rath ſelten haftet, und ſich dieſe Sache dem Menſchen nicht ſo geſchwind anhängen läßt, wie man einen Hut an die Wand hängt.

Im gegenwärtigen Falle galt es nun freylich ſo ernſthaft nicht; ich wurde nur dadurch an dieſe allgemeine Rathgeberey erinnert, gegen welche ich jetzt ſelbſt einen ungebethenen Rath ertheile.

Empfehlungsſchreiben, die mir ungeſucht angeboten wurden, wies ich nicht von der Hand, weiter aber gab ich mir auch keine Mühe darum, weil ich niemals weder bey mir ſelbſt noch bey andern viel vortheilhafte Wirkung davon verſpürt habe. Ich rede von den Empfehlungsſchreiben, die uns bey angeſehenen Perſonen oder in die feine Welt einführen ſollen, wenn wir noch ſchwach genug ſind, ſolchen Alltäglichkeiten nachzugehen.

Man gibt ſolche Recommandationen zuweilen aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß man auch auswärts bedeutende Bekanntſchaften habe; dieſe ſind gar oft die feurigſten, weil man, was an der Bekanntſchaft abgeht, durch das hohe Lob des Empfohlenen zu erſetzen ſucht, aber ſie ſind ſelten die kräftigſten, eben um ihres Urſprungs willen; und wehe dem vernünftigen Manne, der mit Poſaunenton aufgeweckten Erwartungen entſprechen ſoll!

Oder man gibt ſie auch, wie ſie ehmals einer meiner Freunde gab, weil es in der Schrift heißt: gib dem, der dich bittet. Dieſe werden ſehr ungleich aufgenommen, je nachdem ſie in gläubige oder ungläubige Hände fallen.

Haben ſie aber auch wirklich freundſchaftliche Geſinnungen zum Grunde, ſo kommt doch immer das meiſte auf den empfohlenen Gegenſtand ſelbſt an. Auch das beßte Prädikat kann einem gemeinen Subjekte nicht lange helfen; man fühlt Fremden gewöhnlich mehr auf den Puls als Bekannten. Und wenn auch die Empfehlung einen würdigen Mann getroffen hat, ſo iſt äußere Höflichkeit und ſelten etwas mehreres die Folge derſelben. Man wird zum Eſſen und in Geſellſchaften eingeladen, und, wofern das nicht Zweck der Reiſe iſt, bey kurzem Aufenthalte nur um ſeine Zeit gebracht.

Man könnte es zum Erfahrungsſatze machen, daß der Freund unſers Freundes ſelten auch unſer Freund wird, und daß die beßten und dauerhafteſten Verbindungen immer die unempfohlenen ſind.

Für Reiſende, die auf die Heirath, ſey es nun der Mädchen oder der Meinungen, ausgehen, iſt es allerdings ein Gewinn, ſogleich in einem Hauſe Zutritt zu haben, wo verheiräthliche Frauenzimmer ſind, oder in gelehrten und politiſchen Geſellſchaften produzirt zu werden, wo ſie ſich orientiren können; oder ſich einem großen Manne zu nähern, um ihm mit Hülfe der Recommandation Worte der Vertraulichkeit abzulocken und ſich ſeine Geberden als Maximen des Betragens zu abſtrahiren (oder zu perhorresciren). Ohne dieſe Vortheile würde auch manche Reiſebeſchreibung nicht

an

an das Tageslicht gekommen ſeyn, worin jetzt der „Herr Urian" viel Weſens von ſeiner günſtigen Aufnahm aller Orten, den Folgen ſeiner Empfehlungen, macht, und ſo umſtändlich über die wechſelſeitigen Gefälligkeiten und feinen Geſpräche iſt, wie Don Quixote über ſeine Abentheuer in der Höhle von Sierra Morena. Ja es ſcheint allmählich in dem ſchreibſeligen Deutſchland Sitte zu werden, ſeiner eignen und Andrer guten Lebensart und Urbanität ein ſolches Monument zu ſtiften. Ob aber dieſe Denkmale deutſcher Art und Kunſt, die heute geleſen und morgen vergeſſen werden, als eine Widerlegung meiner ungefälligen Bemerkungen gelten können, iſt noch die Frage.

Unterdeſſen möchte ich niemand ſeine Freude verderben; wenn einer gern ſeinen Zeitvertreib bey der langen Weile ſucht, ſo kann er ſich meinetwegen immerhin mancher ſogenannten guten Geſellſchaft durch Recommandationen aufdringen. Ich gebe nur meine eignen Beobachtungen und Erfahrungen an, und die haben mich immer gelehrt, daß verſtändige Reiſende, denen nicht mit dem leeren Aeußern gedient war, eben nicht viel Werth auf ihre Empfehlungen legten, und die davon abhängenden Beſuche zwar gutmüthig mitmachten, jedoch ſelten ohne den geheimen Seufzer der Läſtigkeit.

Hierfür ſpricht auch das Beyſpiel des heiligen Howards, der wohl nicht zum Zeitvertreib reiſte, und gewiß nichts zu benutzen unterließ, was er zu ſeinem

Zwecke dienlich fand, und der dennoch auf ſeinen Reiſen ſelten von Empfehlungsſchreiben Gebrauch gemacht und behauptet haben ſoll, daß er in ſeinen Nachforſchungen glücklicher ſey, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen bleibe.

Dem Guten und Edlen, dem Großen und Schönen beyzukommen, gibt es jedoch ein Mittel, das zwar im Anfang einige Selbſtüberwindung koſtet, aber kräftiger wirkt, und tiefer eingreifende Bekanntſchaften macht, als alle Empfehlungen. Es beſteht darin, daß man es wage, ſich ſelbſt zu empfehlen, daß man ſich nicht ſcheue, einem Menſchen, oder jedem andern merkwürdigen Gegenſtande, wenn die Neigung zu ihm aus reiner Quelle fließt, ohne anderes Geleit, als die Einfalt und Klugheit, die einem gebildeten Manne geziemt, entgegen zu gehen, und man wird Wunder ſehen, wenn man dieſem Charakter getreu bleibt, mit welcher Leichtigkeit und welchem erhöheten Selbſtgefühl man ſeinen Zweck erreicht; denn, wenn es einen „wahren Glauben, dem alles möglich iſt," gibt, ſo beſteht er in dem Zutrauen auf die Reinigkeit der Abſicht und dem weiſen Benehmen dabey. Und wenn auch nicht alles nach Abſicht gelingen ſollte, ſo macht man doch andre brauchbare Erfahrungen, die immer das Handeln aus eigner Kraft begleiten.

Es iſt möglich, daß man zuweilen auf dieſem Wege der Verſpottung begegnet, oder ſie anfänglich wenigſtens befürchtet, allein das halte uns nicht ab; der Spott haftet nicht an einem reinen Vorſatze, und eben dieſe Selbſtüberwindung lehrt uns das wahre Glück des Lebens kennen. Nondum felix es si nondum turba te irriserit, ſagte mehr als Ein alter Weiſer.

Freylich mißbraucht auch oft die Frechheit dieſes Betragen, das nimmt aber ſeinem Werthe nichts; man weiß ja, daß das Beßte immer dem ſchlimmſten Mißbrauch ausgeſetzt iſt.

Meine Abſchiedsbeſuche waren bald gemacht. Die theilnehmende Freundlichkeit meiner wenigen Freunde freute mich; ich kann aber nicht ſagen, ſie verſüßte mir das Bittere des Abſchieds, denn ich fühle dieſe Bitterkeit ſelten; ich habe wenig Sinn für die Trennung, und keinen Maßſtab in meinem Herzen für ihre Dauer; gewöhnlich kann ich das Liebſte verlaſſen, ohne eine Spur von Trauer in mir ſelbſt zu entdecken, hingegen rührt mich in ähnlichen Fällen oft die Wehmuth anderer zu einer mitleidigen Zähre, jedoch meiſtens in umgekehrtem Verhältniſſe ihres lauten Ausbruchs, ſo wie der ſtille Seufzer gottergebener Demuth niemahls ohne Wirkung an meinem Herzen vorübergeht.

Wenn ich indeſſen auch in dem Momente der Trennung nichts fühle, ſo kenne ich doch die Sehnſucht der abweſenden Liebe, und treue Anhänglichkeit an meine Freunde verläßt mich in der Ferne ſo wenig als in der Nähe. Es ſind mir ſchon Freunde geſtorben, die mein Herz ſelbſt gewählt hatte, die mein ganzes Vertrauen beſaßen, an die ich immer mit der reinſten Freude dachte, ja einer ſtarb plötzlich — und ich fühlte nichts bey ihrem Tode, meine Empfindung blieb ungerührt, ich trauerte weder um ſie noch um mich, aber mich ergriff die Trauer der Ihrigen, daß ich mein Auge voll Thränen wegwenden mußte, und wenn dieſe Verſtorbenen nach Jahren wiederkommen könnten, ich liebte ſie noch mit der alten Treue, denn für die Treue kann ein rechtlicher Mann immer ſtehen; etwas anderes aber iſt es mit der Zärtlichkeit in der Freundſchaft, dieſe richtet ſich, wie ich ſchon bey berühmten Verbindungen dieſer Art geſehen habe, nach dem Thermometer unſers Wiſſens und Glaubens überhaupt.

Freundſchaft iſt nicht ein Geſchäft des Herzens allein, und hängt nicht bloß vom Willen ab, ſondern eben ſo ſehr von der Uebereinſtimmung der Geſinnungen und von der Richtung der Verſtandeskräfte; ſo lange wir aber hierin noch wandelbar befunden werden, ſollen wir nicht von der Unſterblichkeit der Freundſchaft ſprechen.

Ueberdieß iſt die Trauer beym Abſchied, ſo wie die Freude beym Gruß und die Empfindung beym Dank, ſo ſelten ganz rein und unvermiſcht von eigner und fremder Täuſchung, daß, wer die Welt und ſich ſelbſt kennt, auf die Aeußerungen dieſer Gefühle gern Verzicht thut, und zuletzt, wie Montaigne, nicht gern mehr grüßt, und nicht gern Abſchied nimmt, nicht gern danket, und nicht gern hat, daß man ihm danke.

In ſolcher Sinnesart herrſcht freylich Mangel an ſcheinbarer Gefälligkeit, aber darum noch kein Mangel an wohlwollender Liebe, denn dieſe kann mit der Wahrheit beſtehen, auch mit derjenigen Wahrheit, welche unſre Gebrechlichkeit aufdeckt.

So mögen wohl auch meine Erfahrungen viel zu dieſer Kälte der Empfindung beygetragen haben. Wie oft ſah ich, daß jene ſchluchzende und händeringende Abſchiedszärtlichkeit nichts weiter war, als momentane oberflächliche Reizbarkeit, die ſich, ach wie ſchnell! in Gleichgültigkeit und Vergeſſenheit auflöſte. Saepe videtur esse charitas, et est magis carnalitas: ſagt der herzenskundige Thomas a Kempis.

Ich ſah ein zärtliches Ehepaar Abſchied auf eine Reiſe von etlichen Tagen nehmen; ſie umarmten ſich, weinten, hingen ſich wiederum den Hals, exclamirten, kehrten zurück, konnten ſich nicht laſſen, geſtikulirten noch von weitem — Ich ſchämte mich meiner Kälte — Und dieſe empfindſamen Perſonen konnten keine Woche ohne groben Zank hinbringen, wollten ſich immer ſcheiden laſſen, und verwünſchten ſich in der Abweſenheit.

Ich ſah einen Bruder, der ſeine zwey Geſchwiſter, indeſſen er ſie um ihr Erbtheil ſchändlich betrog, nie anders verließ, als in zärtlichen Thränen zerſchwimmend.

Hingegen welche wohlwollende Aufmerkſamkeit leuchtete mir oft aus den kaltſcheinenden Aeußerungen ernſthafter und geſetzter Menſchen entgegen!

Der Abſcheu vor dem Empfindeln macht, daß man oft ſeine wahre Empfindung zurückhält, und dieſe Zurückhaltung kann bald zur Gewohnheit, und Gewohnheit nach und nach zur Natur werden.

An dem ſchönſten Frühlingsmorgen reiſte ich den 13. May 1801 von Hauſe ab, und tröſtete noch die Meinigen mit der kurzen Dauer meiner Reiſe und dem nicht unedeln Zwecke derſelben, Menſchen und menſchliche Künſte zu ſehen.

Hierzu fand ich wirklich ſchon in Zürich Gelegenheit, wo eine Ausſtellung von Kunſtwerken lebender ſchweizeriſcher Künſtler, ein franzöſiſcher Kunſtreuter, und ein deutſcher Tonkünſtler, als Kunſt und Kunſtſtücke nach Belieben, zu ſehen und zu hören waren.

Die Gemählde-Ausſtellung war gerade zum letzten Mahle ſichtbar, und wurde noch ſtark vom geſchmackliebenden Publikum beſucht. Es fanden ſich Gemählde und Zeichnungen da von Bidermann, Geßner, Lips, Rieter, Wocher und einigen andern, die allerdings eines öftern Beſuchs werth waren, wenn auch das Publikum noch geſchmackvoller geweſen wäre; Stücke, die ſich auf jeder Gemähldeausſtellung hätten zeigen dürfen. Freylich wurde von Kunſtverſtändigen auch an dieſen verſchiedenes getadelt, zum Beiſpiel (ich nenne gerade die vorzüglichſten) an Bidermann, der in ſeinen Viehſtücken mit dem größten Erfolge die Bahn der berühmten Niederländer betrift, fand man das Colorit ſeiner Landſchaften etwas zu waſſerfarbig und bunt, und ſchrieb ſolches den vielen Arbeiten in Aquarell zu, womit er ſich bey Verfertigung ſeiner Schweizerausſichten (den erſten übrigens in ihrer Art) beſchäftigt — An den mit ſcharfem Verſtande gedachten und mit unermüdlicher Kunſt behandelten Gemählden Rieters tadelten ſie, bey aller Kraft des Pinſels, noch eine gewiſſe Härte und Mangel an Harmonie, an andern anderes.

Wenn man indeſſen auch zugibt, daß der Tadel an ſich nicht ungerecht war, ſo prädominirten doch die Schönheiten weit über die Fehler, und es iſt nicht zu vergeſſen, daß der Forderungen ſo viele ſind, die man an ein Gemählde machen kann, mehr als an jedes andere Kunſtwerk, daß ſelbſt der Meiſter aller Meiſter nicht vor dem Richterſtuhle der Vollkommenheit beſteht.

Hätten meine Wünſche auch Kraft, ſo gäbe ich jenen noch etwas von Geßners größrem Style, und dieſem wünſchte ich die Reinheit der Farben und klare Lieblichkeit jener. Wochern bäthe ich, ſein außerordentliches Talent nicht an Copien in Waſſerfarbe und Auflöſung ſchwerer aber kleinlicher Probleme zu verſchwenden, und den kunſtgerechten Zeichner Heinrich Lips würde ich zuweilen an ſeine geliebten und ehemahls ſo glücklich nachgeahmten Vorbilder Italiens erinnern, um nicht von dem Geiſte kleinſtädtiſcher Aengſtlichkeit und unbedeutſamer Nettigkeit befangen zu werden;

auch um des begründeten Ruhms willen, den er ſich durch ſeinen Grabſtichel erworben, glaubte ich ihm rathen zu dürfen, ſich nicht ganz kleinern Arbeiten hinzugeben, ſondern daneben immer ein großes Werk an der Hand zu haben, an dem er ſich erhohlen und erheben könne.

Man hätte kaum erwarten dürfen, daß in Helvetien, wo es den Künſten jetzt ſo ganz an aller Unterſtützung fehlt, noch ſolche treffliche Werke zum Vorſchein kämen. Freylich ſind viele dieſer Kunſtwerke noch aus den vorigen Zeiten, aber auch damahls war die Unterſtützung nur kärglich, denn die Kunſt bedarf großer Herren, und ſolche gab es in der Schweiz nicht, obwohl einige glaubten, es zu ſeyn. Doch gab es von Zeit zu Zeit vornehme Reiſende, die ein Andenken jener glücklichen Gegenden oder ſchönen Anſichten mit ſich nehmen wollten, und ſo das Talent unterſtützten; jetzt aber ſind die vornehmen Reiſenden und das Glück der Gegenden verſchwunden, und der Künſtler hat nichts mehr als die ſchönen Anſichten, die noch die heilige Flamme ſeines Geiſtes beleben.

Schade iſt es übrigens, daß die Vorſteher dieſer Ausſtellung nicht etwas ſtrenger in der Auswahl geweſen ſind, und ſo viel ſchülerhafte Produkte aufgenommen haben, von denen ſich der gute Geſchmack wegwendet. Es iſt nicht Aufmunterung für Ungeſchickte, wenn ſie ihre Werke neben den Arbeiten großer Meiſter aufgeſtellt ſehen, es iſt vielmehr ihr Verderben:

Künſtler von der untern Klaſſe haben ohnehin die Gewohnheit, ihre Werke ſo lange mit amoroſen Blicken und in jedem Lichte anzuſchauen, bis ſie das Verdienſt, das nicht in der Wirklichkeit da iſt, wenigſtens hinein imaginirt haben. Sehen ſie ſich nun wirklich ausgeſtellt, ſo verſchieben ſie auch den wahren Geſichtspunkt der Ausſtellung, und horchen auf nichts als auf die günſtigen Worte des begaffenden Pöbels, der das ſchlechte zu loben verdammt iſt, oder ſie halten ſich an den Troſt, in dem gedruckten Verzeichniſſe zu figuriren. Man wird ſagen, ich rede nur von Thoren, aber ich antworte: hätten ſie Verſtand, ſo würden ſie beſſer mahlen, oder ihre Werke nicht auf die Ausſtellung geben.

Ich bin aber überzeugt, daß es nicht ſo wohl um der Aufmunterung willen geſchah, daß ſolche Gegenſtände aufgenommen wurden, als aus Mangel an Beſſerm, und um die Wände voll zu machen; hauptſächlich aber iſt es eine Wirkung der ſchweizeriſchen Gefälligkeit. — Schweizeriſche Gefälligkeit, iſt denn die ſo groß? Ja, ſie iſt ſo groß, daß ſie zur moraliſchen Schwäche geworden iſt. Es iſt eine Ohnmacht der dreiſtgeäußerten Erwartung andrer zu widerſtehen, die wenigſtens die Städtebewohner unſers Vaterlandes auszeichnet, und ſich auch hier im Kleinen äußerte, ſo wie ſie im Großen an mancher unſrer gegenwärtigen Unannehmlichkeiten Schuld iſt.

Nachdem ich auch hier noch von einigen Bekannten Abſchied genommen, und von freundſchaftlicher

Hand ein Empfehlungsſchreiben nach Paris erhalten hatte, eilte ich von Zürich wegzukommen, denn es wurde mir da ſo viel von der traurigen Lage des Vaterlandes und ſeiner Nichtunabhängigkeit erzählt, daß mir der anweſende franzöſiſche General und die Menge luſtiger Offiziere, die ich zu ſehen Gelegenheit hatte, ein Dorn im Auge waren, und mir alle Freude vergällten.

Den 14. May reiſte ich in der Basler Landkutſche mit vier Paſſagieren, worunter zwey Offiziere waren, von Zürich ab. Ich fahre nicht gern in Einem Wagen mit Leuten, die nicht meine Vertrauten ſind; man iſt ſich zu nahe. Ueberdieß klebt mir von der Einſamkeit meiner Kinderjahre her die Unart der Verlegenheit an, dagegen kein Zwang und kein Sträuben hilft, bis ich mit dem Unbekannten nach und nach bekannter werde; ich habe keine Ruhe, ſo lange ich nicht die individuelle Seite deſſen, der mir gegenüber iſt, zu treffen weiß. Es iſt Mangel an gutem Ton, Ungeduld der Beobachtung, ich weiß es wohl, kann es aber nicht ändern, und tröſte mich dann am beßten mit Schweigen, und mit dem Gedanken, daß ich allein darunter leide. Schwerlich aber werde ich, auch im Sitze der feinen Lebensart ſelbſt, dieſer Ungeſchicklichkeit mehr ganz los werden.

Von Zürich bis Baden war mir die Fahrt ſehr unangenehm, weil ſie durch die Gegend ging, welche ſo lange der Schauplatz des Krieges und ſoldatiſcher Zügelloſigkeit war. Noch ſahe man die Hütten der Soldaten an den Hügeln; auf der Stirne des armen Landmanns glaubte ich noch den Schweiß geplagter Mühſeligkeit und die Thräne des Kummers auf ſeiner Wange zu erblicken. Auch die abgebrannte Brücke und die Trümmer der Häuſer zu Wettingen erregten keine fröhliche Erinnerungen, und ich hörte ungern die Offiziere von der Schande der Menſchheit, dem Kriege, ſprechen.

Freylich hat ſich ſchon manches wieder erholet, vieles ſteht noch zu hoffen, am meiſten aber iſt zu wünſchen übrig. Auch fehlt es in meinem rathloſen Vaterlande weder an Hoffnungen noch an Wünſchen, das ſchlimmſte aber iſt, daß jeder ſeine eignen hat; die meinigen beſchränken ſich post tot discrimina rerum einzig noch auf zwey Punkte, nämlich auf die Eintracht, ſey dann das Object der Uebereinſtimmung was es wolle, und auf die Entfernung der fremden Truppen, die zwar die äußerliche Ruhe des Staates zu erhalten ſcheinen, die innerliche der Häuſer aber ſtören. Doch wenn nur einmahl die Eintracht da wäre, mit der Entfernung der Truppen würde es ſich dann ſchon geben. Aber das iſt eben die ſchlimmſte Folge einer Revolution, daß den Leuten dadurch die Augen nicht auf- ſondern zugehen, und Freunde und Feinde derſelben, wie Pharao bey der Revolution Moſis, anſtatt ſich zu nähern immer verſtockter werden. Die einen wollen lieber alle zehen Plagen Egyptens ausſtehen; als ſich in die Zeichen der Zeit ſchicken, die andern aber legen es darauf an, vierzig Jahre in einer Wüſte zu leben.

Dieſe unangenehme Stimmung machte, daß ich auch das alte Schloß zu Baden, deſſen Ruinen mir nie gefielen, mit neuem Widerwillen anſahe. Es iſt nicht nur ein Denkmahl des Kriegs und zwar eines, freylich kürzern, aber noch unſinnigern als der letzte war, ſondern es iſt zugleich ein Denkmahl der kleinlichen Eitelkeit gewiſſer hoher Stände, die bey der Schleifung deſſelben darauf ſahen, daß es ja nicht ganz niedergeriſſen werde, ſondern als ein immerwährender Triumphbogen in eidgenoſſiſchem Geſchmack zum Schrecken ihrer Feinde zur Hälfte ſtehen bleibe.

In Arau waren wegen des heutigen Himmelfahrtsfeſtes alle Wirthshäuſer mit tanzenden und ſingenden Bauern angefüllt, und auch in den Gaſſen ſtanden ſie in Menge mit ihren Mädchen umher. Ein munteres Volk, das, der geringen Entfernung ungeachtet, durch blühendere Geſundheit und leichtere Haltung des Körpers ſehr von den lederfarben Landleuten eines benachbarten Kantons abſticht, die voll Hypochondrie und neidiſchen Mißmuths kaum noch das Kegelſpiel als eine Ergetzung treiben mögen, und wenn ſie mit ihren Unſchönen geſellſchaftlich zuſammen kommen, keinen andern Lebensgenuß kennen, als ſich un term Abſchreyen alberner Lobwaſſerſcher Pſalmen zu betrinken.*) Ein ſittlicher Verfall, wovon es nicht ſchwer, und vielleicht heilſam wäre, die Urſachen anzugeben, wenn einer es wagen wollte, ſeine Haut dem Stich ergrimmter Wespen und ſeine Ohren dem Geſumme geiſtlicher Hummeln preis zu geben.

Beym Nachteſſen ließ ſich ein armer Muſikant mit ſeinem Weibe und zwey Knaben hören. Schon der Vortheil, daß ich während dieſer Zeit nichts ſprechen muß, und doch etwas nachzuſinnen habe, macht mir dieſe Tafelmuſiken erwünſcht. Darf ich aber noch hinzufügen, daß in der Muſik ſolcher fahrender Spielleute etwas anziehendes und rührendes für mich iſt, das oft mein Gefühl ſtärker ergreift, als das künſtlichſte Concert, zu dem man ſich in Putz und Pracht, und mit geſpitzten Ohren verſammelt. Dieſe Rührung mag ihren Grund zum Theil in der romantiſchen Vorſtellung von ihrem Leben, hauptſächlich aber in der Muſik ſelbſt haben. Die Tänze und Volksgeſänge, welche ſie ſpielen, ſind meiſtens allbeliebte Melodien, die nicht durch Protection, ſondern durch ihre eigne Trefflichkeit, ſich in die Kreiſe des fröhlichen Lebens eingedrungen und erhalten haben, und in reicherm Maße von dem wahren Geiſte der Tonkunſt angehaucht ſind, und deßwegen auch mehr reelle Wirkung auf die unverfälſchte Empfindung haben, als ſo manches modiſches Meiſterſtück gelehrter Harmonie.

---

*) So war es noch 1801. Seitdem ſind andre Lieder aufgekommen, wogegen man jene Pſalmen als ein Heiligthum zurückwünſchen möchte. Doch iſt zu hoffen, daß die neuentſtehenden Sängervereine bald einen für Sitte und Kunſt angemeſſenern Ton zu Stadt und Land einführen werden, wenn die Sache nicht bis zur Oſtentation getrieben, und dadurch wieder abſchreckend wird. [illegible]

Man ſollte alſo dieſe Leute nie ſchnöde abweiſen, noch weniger ſie während ihres Spieles lächerlich machen; man beleidigt in ihnen die himmliſche Kunſt, deren Zweck es iſt, uns mit allem, alſo auch mit armen Muſikanten, in Harmonie zu ſetzen.

Man ſtößt zwar allenthalben auf kleine Spuren unſrer Staatsveränderung, doch kann man nicht von gar allen mit Fug ſagen: Vestigia terrent. So begegnete uns heute (15. May) auf offener Landſtraße eine katholiſche Proceſſion, die ganz beſcheiden und demüthig, wie es ſich für bethende Chriſten geziemt, an uns vorbey zog, und nicht, wie es wohl ehedem, wo nicht hier doch anderswo, geſchah, aus Eifer für die Ehre Gottes mit Steinen nach dem Wagen warf, oder ihn umzuſchmeißen drohte, weil der Aberglaube auf den Mienen der Reiſenden Ketzerey las. Ehre dem Ehre gebührt! Daß das Pfaffenthum nicht mehr aus den gaſtfreundlichſten Menſchen zu gewiſſen Zeiten wilde Thiere machen kann, iſt eine wohlthätige Folge der Revolution.

Hingegen gewährt etwas anders, das neu, obgleich an ſich unſchuldig iſt, dem reiſenden Schweizer einen ſehr unangenehmen Anblick; ich meine die Zahlen der Häuſer, welche ihm die Erinnerung ſo vieler läſtiger Einquartierungen aufregen, die ſeine häusliche Bequemlichkeit ſtörten, oder ſeinen kleinen Vorrath aufzehrten, oder, wenn ſie's gut meinten, ihm das langweiligſte Detail von Scharmützeln vortönten, oder ſonſt mit eingebildeter Ueberlegenheit ihre Unwiſſenheit auskramten, und er bey allem dem noch die ſclaviſche Miene der Erkenntlichkeit annehmen mußte.

Dieſe Nummern ſind auch an den niedrigſten Hütten der Armuth angebracht, und wer kann ſich dabey enthalten, an die Drangſale des dürftigen Bewohners zu denken, die er von den rohen Gäſten hülflos erdulden mußte! — Wenn auch dieſe Gäſte nicht wirklich vorhanden ſind, ſo iſt doch die Nummer der Titel dazu, und alſo dem ungewohnten Schweizer immer ein drükkender Anblick.

Den Nutzen möchten jedoch dieſe Zahlen haben, daß man ſie als den Maßſtab der äſthetiſchen Kultur eines Ortes betrachten kann; denn in Arau waren ſie ſchon beſſer gemahlt als in Olten, und da beſſer als auf dem Lande; in einigen Dörfern aber ſo ſchlecht, daß ſie auch auf der dienſtfertigſten Gemähldeausſtellung kaum einen Platz gefunden hätten.

Im Kanton Baſel herrſcht ſchon wieder eine ganz andere Bauart der Häuſer, als im Kanton Argau und

Solothurn, und dort eine andere als im Kanton Baden und Zürich. Hiervon aber iſt der Grund wohl nicht leicht anzugeben; ich glaube indeſſen, daß er mehr in der Anhänglichkeit der Landleute an die Gewohnheiten ihrer Väter, und in ihren eingeſchränkten Geiſtesbedürfniſſen, als in der Verſchiedenheit des Klima und des Landbaues, wie man gewöhnlich behauptet, zu ſuchen ſey, denn hierin iſt ja keine Verſchiedenheit, wenigſtens keine ſo große, daß ſie Urſach einer ſolchen Wirkung ſeyn könnte. Die gleiche Bewandtniß, wie mit der Bauart, hat es auch mit der Kleidung, der Sprache und der körperlichen Bildung, worin ſich wohl in keinem Lande ſo viel Abänderung in einem ſo kleinen Raume zeigt, wie in der Schweiz, obwohl der Schweizer bey allem dem doch einen allgemeinen Nationalcharakter hat. Dieſe verſchiedenen ausgezeichneten Modifikationen deſſelben Charakters aber mögen wahrſcheinlich eine Folge der Freyheit und der mannigfaltigen Kraft der Nation ſeyn, denn je despotiſcher ein Staat iſt, deſto einförmiger iſt der Schnitt der Leute. Zudem, ſo wie in Familien ſich oft etwas, nicht nur von der ſittlichen und phyſiſchen Kraft des Vaters, ſondern auch von ſeinen Gewohnheiten, unerklärlich auf eine lange Descendenz forterbt, ſo kann auch unter der in wechſelſeitigem Einfluß gegen einander ſtehenden Menge zuweilen ein Mann auftreten, an dem irgend eine Eigenſchaft ſeines Lebens ſo entſchieden hervorleuchtet, oder von deſſen Worten und

Werken eines ſo treffend geräth, daß dadurch der Geſchmack der ihn umgebenden Zeitgenoſſen unwillkührlich und unaufhaltſam beſtimmt, und von dieſen auf ihre Nachkommen fortgepflanzt wird.

Mehrern Generationen aber eine bleibende Richtung zu geben, iſt allerdings große eigenthümliche Kraft (wo nicht ein geheimer Segen) erforderlich; und ich wäre eben ſo begierig den Mann zu ſehen, der vor ſeinen Zeitgenoſſen ſo viel zum Voraus hatte, daß ſein ſittlicher Charakter nicht nur auf ſie bleibend wirkte, ſondern ſich auch Jahrhunderte durch bey ſpätern Geſchlechtern erhielt, als ich mit Ehrfurcht den großen Schriftſteller oder Künſtler betrachte, der bey ſeiner Nation Epoche macht.

Am Abende meiner Ankunft in Baſel zog mich eine zwanzigjährige Erinnerung nach der Terraſſe des Münſters und nach der Rheinbrücke hin; zwey Plätze, ſehr angenehm durch ihre Lage an und über dem ſchönen lautern Fluſſe, der ſich hier noch in Einem Strome, ohne durch ſteinige Inſeln unterbrochen zu ſeyn, fortwälzt, und nun ſeine vaterländiſchen Berge und Hügel verläßt, und, wie der Dichter ſagt, unaufhaltſam nach der Ebene dringt, um Ländern Nahmen und Städten Leben zu geben.

Für Reiſende, die ſich irgendwo aufhalten müſſen, iſt ein ſolcher Luſtgang unentbehrlich, um ſich von der

Zerſtreuung der Geſellſchaft und der langen Weile des Wirthshauſes zu ſammeln. Auch große Brücken mitten in den Städten haben für Fremde viel Anziehendes, weil man da faſt alle Klaſſen von Einwohnern zu ſehen bekommt, und in Begleitung eines Bekannten leicht neue Bekanntſchaften machen kann, denn wie die alten Israeliten unter die Stadtthore ſaßen, ſo ſcheinen die Städter in der Schweiz den Aufenthalt auf ihren Brücken zu lieben, und viele haben dazu ihre beſtimmten Stunden, wo ſie ſich unfehlbar einfinden, um ſich von Neuigkeiten (die für ſie mehr Reiz haben als Neuerungen) zu unterhalten, und die Wünſchenswürdigkeit derſelben, mehr noch als ihre Wahrheit, zu beherzigen.

Da ich einen Tag in Baſel auf die Abfahrt der Dilligence warten mußte, ſo hatte ich unterdeſſen das Vergnügen, die reiche und ſchöne Gemähldeſammlung des Mahlers Biermann zu ſehen, die er der franzöſiſchen Revolution und den Aſſignaten verdankt. Unſtreitig eine herrliche Collection für einen Privatmann, in der ſich Bilder von den erſten Mahlern aller Schulen befinden; ein unbezahlbarer Schatz für einen Liebhaber, der ſeinen äſthetiſchen Sinn nähren und ausbilden, und allenfalls durch Mittheilung jungen Künſtlern nützlich ſeyn will. Ob aber dem jungen Künſtler ſelbſt ein ganzes großes Kabinet erſprießlich ſey, iſt eine andre Frage. Für einen erfahrnen Meiſter, der ſeinen Ruhm ſchon gegründet hat, mag es eine nützliche Erhohlung ſeyn, unter ſo mannigfaltigen Gegenſtänden der Kunſt herumzuwandeln, und ihre Verſchiedenheiten, die doch alle nach einem Zwecke ſtreben, zu bemerken, zu vergleichen und zu benutzen; aber für junge Leute iſt es, wie zehen Erfahrungen gegen Eine lehren, höchſt gefährlich, wenn ſie zu viele Muſter vor ſich haben, weil gerade das, was man glauben ſollte, daß es ihnen die Augen öffnen würde, dazu dient, ihren Blick zu verwirren. Sie werden durch das kritiſche Aufſuchen unnachahmlicher großer Eigenſchaften zu gelehrt, oder durch den Widerſpruch mancher Reminiscenzen zu ängſtlich bey ihrer eignen Arbeit, und gewöhnen ſich, die Natur nicht mehr mit eignen klaren Augen, ſondern durch das glänzende Prisma ihrer Sammlung anzuſehen, wodurch ſie in eine zuſammengeflickte Regelgerechtigkeit verfallen, der nichts als die Hauptſache, Geiſt und Leben, fehlt.

Es iſt daher auch nicht immer Eiferſucht und Eigendünkel, ſondern oft wahre Klugheit, wenn Meiſter nicht wollen, daß ihre Schüler zu häufig die Gallerieen beſuchen. Indeſſen hat dieſes unzeitige Studium doch einen negativen Nutzen, indem es den Künſtler zu einem Kenner mißbildet, der auch ein nothwendiges Glied der äſthetiſchen Geſellſchaft iſt, ohne welches weder Künſtler noch Liebhaber recht fortkommen können, weil der Kenner oft beyde durch ſeinen Verſtand zurechtweiſt. Freylich iſt er auch oft beyden verhaßt, wenn er ſich durch ſeine unfruchtbare Kennerſchaft (wie ſie's dann nennen) emporſchwingt und ſtolz wird, indeſſen die wahre Kunſt dürftig ums Brod arbeitet.

Von dem Geſagten möchte ich jedoch keine Anwendung auf den geſchickten Beſitzer dieſer Sammlung machen, denn, ehe er ſie anfing, hatte er es ſchon weit in der Landſchaftzeichnung gebracht, und ſich ſichere Grundſätze gemacht. Wenn man jedoch ſeine vormahligen römiſchen Landſchaften betrachtet, ſo muß man ſagen, daß ſie ſeinen jetzigen an geiſtiger Freyheit und Wahrheit der Farben nichts nachſtehen. Iſt er aber kein Beyſpiel meiner Bemerkungen, wie er auch keines ſeyn ſoll, ſo möchte es doch nicht ſchwer ſeyn, ein lebendiges in der Nähe zu finden.

Ueber die Verſchiedenheit der Mundarten in der Schweiz und ihren beſondern Gang könnte ein müßiger Gelehrter (oder ein vacirender Geſetzgeber) unterhaltende Beobachtungen anſtellen, und ſich um das Vaterland verdient machen, wenn nur die ökonomiſch-philanthropiſch-patriotiſch-literariſchen Geſellſchaften noch beſtänden, die aber leider verſchwanden, die Mutter ſamt den Kindern, ehe man noch über ihren Nahmen recht einig war. — Es würde indeſſen dem Gelehrten ſchwer fallen, den Grund anzugeben, warum der Dialekt von Baſel mehr Aehnlichkeit mit dem von

Zürich habe, als der von den Gegenden jenſeit der Thur, welche doch unmittelbar an Zürich grenzen, und wo gleichwohl in der Ausſprache der zwey erſten Vokalen und der Diphthongen eine ſo jählinge Verſchiedenheit ſich zeiget, die ſelbſt in den entferntern ſüdlichen kleinen Kantonen nicht ſo groß iſt. Eben ſo unterſuchenswerth und ſchwer anzugeben wäre die Entſtehung der geſchmeidigen Weichlichkeit der Berneriſchen Sprechart, oder der Urſprung der ſonderbaren ſo ſtark accentuirten Naſenſprache der Appenzeller, welche beyde Arten ſo ſehr von der tonloſen Trockenheit der Zürcheriſchen abſtehen.

Auch hier lernte ich wieder aus der perſönlichen Bekanntſchaft mit einem trefflichen Manne, wie ſehr man ſich oft in dem Bilde irren kann, das man ſich von einem Menſchen, wenn man ihn nach ſeinen Schriften beurtheilt, macht. Ich hatte einige Vorurtheile gegen ihn wegen ſeiner politiſchen und belletriſtiſchen Schriftſtellerey, indem mir dünkte, er laſſe ſich als Politiker zu ſchnell von dem günſtigen Scheine des Augenblicks und als Schriftſteller zu ſehr von dem Glanze fremder Autorität hinreißen, und opfere ſeinem lebhaften Sinne für fremdes Verdienſt und ſeiner Gabe der ſchnellen Vollendung zu oft die Originalität der Wahrheit und den guten Geſchmack auf. Aber mancher kann noch kein Glück mit ſeinen Büchern gemacht haben, weil er ſeine eigentliche Beſtimmung noch nicht kennt, und doch voll großer Eigenſchaften ſeyn, ſo wie dieſer, der ſich mir im Umgange bald als einen Mann von eigenthümlichem Geiſte, großem Verſtand und kräftigem Willen zeigte, deſſen jugendlicher Enthuſiasmus, abgekühlt durch die lehrreichen Erfahrungen der Revolution, einer wohlmeinenden Klugheit Platz gemacht zu haben ſcheint, welche, durch ſeinen emporſtrebenden Geiſt getrieben, ſeinen politiſchen Wirkungskreis in unſerm Vaterlande noch mehr erweitern könnte, als er es gegenwärtig ſchon iſt, wofern ihm nicht der unauslöſchliche Haß der ariſtokratiſchen Partey gegen alle homines novos, und die damit verbundene leidenſchaftliche Verkleinerung alles Guten, das nicht der alten Quell enttröpfelt, im Wege ſteht. Aber ach! ſo lange noch auf der einen Seite dieſer blinde Haß des ariſtokratiſchen Haufens, nicht nur gegen Sachen ſondern auch gegen perſönliches Verdienſt, fortdauert, und auf der andern Seite die kraſſeſte Selbſtſucht die Schritte der Demagogen leitet, ſo ſteht es noch ſchlecht um das Vaterland, und es iſt zu befürchten, daß wenn nicht bald ein erfahrner Gärtner kommt, der dieſes Unkraut auszutilgen vermag, oder ein treuer Hirt, der ſich der wenigen noch unangeſteckten Schafe erbarmet, gar alles zu Grunde gehe, und das viele Böſe auch das Gute mit ſich ins Verderben ziehe.

Von dem künſtlichen Wocher ſah ich eine Copie in Waſſerfarbe von einem großen Rembrandiſchen Gemählde, Simeon im Tempel, das er ſelbſt beſitzt. Jedermann muß geſtehen, daß es beynahe unmöglich ſey, mehr Wärme der Farben und zierliche Reinlichkeit in dieſem Fache zu zeigen, aber eben deßwegen iſt es zu bedauern, daß dieſer edle und denkende Mann ſeine ausnehmende Geſchicklichkeit dieſem zeitraubenden und weder bleibenden Ruhm noch Geld bringenden in Waſſerfarben mahlen aufopfert, das den Künſtler immer nur zu neuen Schwierigkeiten führt, und wobey er, wenn er ſie auch alle überwunden hat, doch nur ein Werk liefert, das kalt und todt iſt gegen die Wärme und Durchſichtigkeit des Oelgemähldes, wovon eben dieſe ſonſt ſo verdienſtliche Rembrandiſche Copie den beſten Beweis gibt.

Es geht alle zwey Tage eine Diligence von Baſel nach Paris ab, ſo daß der Reiſende nie lange aufgehalten wird. Das Büreau derſelben hält der Gaſtwirth zum Storche, wo ich logirte. Ich hatte alſo den nicht geringen Vortheil, ſogleich im Hauſe ſelbſt meine Bezahlung zu berichtigen, und mein Gepäck nicht lange herumſchleppen laſſen zu müſſen. Die ganze Fahrt bezahlte ich zum Voraus mit 106 Livres 7 Sous; dabey darf man 15 Pfund Gepäck umſonſt mitnehmen, jedes Pfund darüber aber wird mit 7 Sous bezahlt. Dem Conducteur gibt man einen Laubthaler Trinkgeld, und wenn man ihm noch einen dazu gibt, ſo beſorgt er auch unter Weges die Trinkgelder der Poſtknechte.

In dieſem Gaſthofe hielt ſich auch eine Menge franzöſiſcher Emigranten auf, die theils auf Päſſe, theils ſonſt auf eine günſtige Gelegenheit warteten, in das liebe Vaterland zurückzukehren. Da ihre Rückkehr nicht mehr ſo ſcharf beobachtet wird, und ſie dabey nichts wagen, als wieder an die Grenze geführt zu werden, ſo drängen ſie ſich jetzt haufenweiſe unter allen Geſtalten zurück nach dem lange vermißten Glücke des heimiſchen Lebens. Es waren aber ſehr verſchiedene Leute. Einige, welche aus Dürftigkeit altmodiſche deutſche Kleider trugen, zeichneten ſich nur noch durch ihre leichte Manier als Franzoſen aus, und waren übrigens ſehr ſtille, indem ſie vermuthlich durch langen und abhängigen Aufenthalt im Ausland etwas von der Demuth angenommen, die dort der Vornehme fordert, und der Gemeine ausübt. Andere aber ſahen aus, als wenn ſie geraden Weges aus Frankreich kämen, und thaten auch ſo: das heißt, ſie ſchrieen und aßen. Wer Theil an ihrem Geſpräche (von Hazardſpielen) nehmen wollte, dem wurde höflich geantwortet; wer aber ſchwieg, von dem nahm man keine, weder beleidigende noch unbeleidigende, Notiz, welches ich als eine der löblichen Umgangsmanieren der Franzoſen, worin ſie es den andern Nationen zuvorthun, anſahe. Die Engländer nehmen zwar noch weniger Kenntniß von dem Unbekannten, aber ſie thun es entweder aus Stolz oder aus hölzerner Unbehülflichkeit, denn ſie antworten dem kaum, der mitſprechen will. Der Deutſche hingegen ſieht es nicht gern, wenn ein Schweigender neben ihm ſitzt; ſein geſellſchaftlicher Tafelwitz hat Anſprüche, und ſieht ſich nach Beyfall um; gebt ihr den nicht, ſo mißt er nach Landesart aus euerm Aeußerlichen euern Stand ab, und neckt euch, wenn ihr geringer, oder zieht ſich zurück, wenn ihr bedeutend ſeyd. Der ehrliche beſcheidene Deutſche aber (und das iſt der Wahre, denn der, ſo an Wirthstafeln witzig iſt, iſt ſchon eine Abart) hat es gerne, wenn man an ſeinem ehrbaren Geſpräche Theil nimmt, und ihm die Ehre erweiſt, mitzuſprechen. Auch der lebhafte Italiäner beſitzt nicht die Converſationstoleranz des Franzoſen, weil er eben ſo viel ſchwatzt als dieſer, aber nicht den feinen Takt für das, was ſich ſagen und nicht ſagen läßt, hat, ſondern in ſeinem angebornen Affekte oft ein Wort zu viel ſpricht, und ihm dann ein ſchweigender Horcher zum plagenden Vorwurf wird.

Als ich nun endlich in der Dilligence ſaß (17. May) und ehe ich noch zurecht ſitzen konnte, ſchon aus der

Schweiz heraus war, ſah ich es für den erſten Vortheil an, zugleich mit meinem Vaterlande auch die ſtaatsklugen Räſonnements, die mich immer umtönten, verlaſſen, und nun eine Zeit lang ohne Sorgen mir ſelbſt leben zu können, welches zu Hauſe unmöglich iſt, denn niemand kannegießert mehr als der Schweizer; er war es von jeher gewohnt, weil er ſelbſt mehr oder minder Antheil an den Staatsgeſchäften hatte, und alſo um ſo viel mehr Intereſſe in alle neuen Ereigniſſe legen mußte. Seit der Revolution aber iſt gar kein Maß und Ziel mehr darin; man hört nichts als unfruchtbare Wünſche und leere Hoffnungen, die je leerer ſie ſind, deſto lauter tönen, lahmen Tadel, viel Fluchen und wenig Segnen, von Leuten über die böſen Zeiten ſchimpfen, die dabey eſſen und trinken und ſich luſtig machen, und gerade von dieſen am meiſten; kaum glaubt man ein tobender Lerm ſey vorbey, ſo folgt ein andrer noch unerträglicherer. Dieſem allem nun für eine Weile zu entgehen, pries ich mich glücklich, indem die Erfahrung mich hinlänglich belehrt hat, daß das Anhören ſpießbürgeriſcher Politik nicht lange beluſtigt, und man ſich, ungeachtet aller Mühe, bey guter Laune zu bleiben, doch bald kläglich ennüirt, und was das ſchlimmſte iſt, ſich ſelbſt in die Länge nicht vor Anſteckung bewahren kann, denn es iſt unmöglich, ohne ein Menſchenfeind zu ſeyn, dem Geiſte, dem Tone und der Lebensweiſe des Zirkels, womit man umgeben iſt, lange Zeit widerſtehen zu können, ohne nach und nach, auch wider ſeinen Willen, einen Anſtrich davon zu bekommen.

Außer einem jungen franzöſiſchen Staabsoffiziere waren lauter deutſchſprechende Perſonen in dem Wagen, welches ich nicht ungern ſah; es iſt beſonders im Anfang einer Reiſe in mehr als einer Rückſicht angenehm, unter Bekannten oder wenigſtens unter Landsleuten zu ſeyn, und da, wo eine fremde Sprache geſprochen wird und fremde Sitten herrſchen, hat es ſo was heimliches, in ſeiner Landesſprache ungehört und ungeſtört Bemerkungen darüber machen zu können.

Auch die Gegenwart des Kriegsmannes war mir nicht unbeliebig; er kennt die Gebräuche des Landes, dachte ich, er kann uns rathen. Er fing aber gleich an, nach Art der Kriegsleute uns Großthaten zu erzählen, und nach Art der Franzoſen ſich in der Bewunderung von Paris zu verlieren, und beydes auf Koſten unſers armen Vaterlandes. Je n'aime pas votre païs, ſagte er ganz unbefangen, tenez quand vous aurez vu Paris, vous detesterez votre patrie. Und als wir ihn um die Vorzüge von Paris befragten, ſprach er weniger von großen und gelehrten Leuten daſelbſt als von Mädchen, weniger von Künſten und Wiſſenſchaften und Lehranſtalten als von den Reſtaurateurs und Kaffehäuſern des Palais Royal, weniger von der Opera und ihren Zauberkünſten als von dem Reiz ihrer Tänzerinnen; beſonders empfahl er uns das Theater Montanſier, wo zwar kein rechtliches Frauenzimmer hingehe, aber in deſſen Foyer die eleganteſten Filles anzutreffen ſeyen. Er ſang uns auch zugleich eine Menge der neueſten Vaudevilles, die auf dieſem Theater ihr Glück gemacht haben. Alles dieſes geſchah an dem erſten Nachmittag, und je mehr wir über alle dieſe Wunderdinge erſtaunten, deſto bereitwilliger wurde er, uns immer mit mehrern bekannt zu machen, ſo daß es uns zuletzt faſt graute, in unſrer Unſchuld dieß neue Babylon zu beſuchen. Uebrigens ſagte und that er alles das nicht aus Bösartigkeit, um uns zu beleidigen, ſondern weil es ſo ſeine ſinnliche Ueberzeugung war, und er nichts beſſers zu kennen ſchien.

In Bourglibre mußten wir ausſteigen und lange warten, wegen der Viſitation der Diligence. Ich hatte mich ſchon in die übliche Verfaſſung gegen die Unterſuchung meines Mantelſackes geſetzt, aber es fragte kein Menſch darnach. Dieſe Leute ſcheinen die Mühſeligkeit und die lange Weile vergeblicher Durchſuchungen eben ſo ſehr zu ſcheuen, als die Reiſenden ſelbſt, und da ſie ſonſt alle Hände voll zu thun haben, ſo laſſen ſie gern einen unverdächtigen Fremden im Frieden hinfahren, wiewohl ſie übrigens nicht ſehr freundlich ausſehen.

Bourglibre hat ſeinen Nahmen in der republikaniſchen Taufe erhalten; er ſchickt ſich aber ſchlecht für einen Ort, wo kein Menſch frey paſſiren kann. Dieſen Widerſpruch zwiſchen Wort und Sache bemerkt man indeſſen bey vielen durch die Revolution an die Tagesordnung gekommenen Redensarten. Es wäre ſchon ein ſchöner Beytrag zur Revolutionsgeſchichte Frankreichs, und ſeiner Trabanten, der übrigen neuen Republiken, wenn man nur ein Verzeichniß der großen und heiligen Wörter, die ſie hervorgebracht hat, und der daraus hergeleiteten Erwartungen und Verſprechungen aufſtellte, und dann die Wirklichkeit damit vergliche, ja jeder Wirklichkeit ihren wahren Nahmen gäbe; man erhielte ſo eine Philosophia definitiva, woraus man inductionsweiſe Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erklären könnte.

Welch ein ſchönes und fruchtbares Land iſt das Elſaß! Aus den großen und wohlgebauten Dörfern zu ſchließen, muß viel Wohlſtand unter dem Landvolke herrſchen. Auch ſah ich wider meine Erwartung allenthalben die Kirchen noch in gutem Stande und die Kirchhöfe mit Kreuzen beſetzt.

In Habsheim, wo wir übernachteten, trafen wir auf ein großes Feſt. Junge Leute beyderley Geſchlechts tanzten um einen Baum herum, und die Alten ſahen ihnen zu; auf Weinfäſſern unter dem Baume ſaßen die Spielleute. Auch in den Häuſern wurde getanzt. Ich hielt es für ein Freyheitsfeſt, beſonders wegen des mit Bändern ausgeſchmückten Baumes; man belehrte mich aber, daß es die Kirchweihe ſey. Ob bey dieſem Anlaß auch eine Feyerlichkeit in der Kirche gehalten worden, konnt' ich nicht erfahren; wenigſtens ſcheint doch die Freyheit des Gottesdienſtes ſo weit wieder hergeſtellt zu ſeyn, daß man an der Kirchweihe tanzen darf, wobey freylich ſchwer zu beſtimmen iſt, welchem Gotte gedienet werde.

Dieſer Ort ſoll in alten Zeiten von den Schweizern verbrannt worden ſeyn; ich hatte aber keine Luſt, meine Vorfahren deßhalb bey den Einwohnern zu entſchuldigen, und dachte, die elſäſſiſchen Huſaren haben es uns in den neuen Zeiten hinlänglich vergolten.

Frühmorgens (den 18. May) ging es wieder durch große Ebenen weiter. Mich ergötzte der heitere Himmel und die ſchöne Ausſicht mehr als die martialiſchen und erotiſchen Geſpräche des Offiziers, der uns von dem Römer Marius erzählte, welcher ſeinen Sohn habe füſilliren laſſen, weil er ſich gegen des Vaters Verboth mit dem Feinde geſchlagen. — Dieß ſoll indeſſen nicht zum Beweiſe franzöſiſcher Unwiſſenheit dienen, denn auch von deutſchen Kriegsleuten läßt ſich eben nicht hiſtoriſche Genauigkeit erwarten; nur hätte ein Deutſcher ſchwerlich ein ſolches Zutrauen auf ſeine Ueberlegenheit, Unbekannten dergleichen Schnitzer aufzutiſchen; aber eben dieſes Ueberlegenheitsgefühl iſt es, das nicht nur meinem Reiſegefährten, ſondern auch einem großen Theile ſeiner Landsleute eigen iſt, und wodurch die liebenswürdige Nation Fremdlingen ſo oft ein Lächeln ablockt. — Er erzählte uns auch von ſeinen Bekanntſchaften in Paris, worunter beſonders mehr als hundert Opernmädchen ſeyen, die ihn alle gern hätten, und die er uns mit Nahmen und Zunahmen nannte. — Das Ende vom Lied war dann: J'ai diablement voyagé (er hatte den Feldzug in Oberitalien mitgemacht, und war unter Vandamme in Schwaben geweſen) mais il n'y a que Paris dans le monde!

In Aſpach aßen wir in einer elenden Herberge elend zu Mittag. Die Wände waren da, als wenn keine Revolution und Bilderſtürmerey vorgegangen wäre, mit heiligen Kupferſtichen und Kreuzen behangen; allein der Offizier ließ bald merken, daß nicht mehr jedermann dieſen traurigen Bildern die alte Achtung erweiſen müſſe; er ſagte zur Wirthstochter, als er das beſchmutzte Kruzifix anſah: Mademoiselle, les mouches ont * * sur votre bon Dieu. — Welchen Beytrag zu den Nachrichten über den gegenwärtigen Religionszuſtand in Frankreich ich meinen Leſern nicht entziehen darf, weil ſie daraus, ſo gut als aus den weitläuftigſten Aktenſtücken erſehen, daß die von der römiſch-katholiſchen Religion kaum trennbaren Uebel, grober Aberglaube und grober Unglaube, hier noch wie anderswo herrſchen.

Ich weiß nicht, war es Vorliebe oder Wahrheit, daß ich dem Städtchen Mühlhauſen und ſeinen Einwohnern noch ſo offenbare Spuren von dem Charakter ſchweizeriſcher Handelsſtädte, die ſich durch Sauberkeit der Häuſer, öffentliche Reinlichkeit und vertrauliche Bürgerlichkeit auszeichnen, anzuſehen glaubte; wenigſtens fielen mir die netten Gartenhäuſer, die fruchtbaren Gärtchen, die reinlichen Gaſſen, die Kleidung und das Betragen der Einwohner durch ihre Aehnlichkeit mit dem, was ich zu Hauſe ſah, auf, und erregten in mir ein leiſes Heimweh, wodurch mir der kurze Aufenthalt in dieſer noch unlängſt verbündeten Schweizerſtadt ſehr angenehm wurde.

Schade wäre es, wenn dieſer alte gute Geiſt reinlicher Häuslichkeit und treuherziger Beſchränktheit, durch den alles verſchlingenden Dämon der neuern Politik vertrieben, der feinen Allgefälligkeit der neuen Landsleute Platz machen müßte; es wäre dabey wahrlich für dieſe Stadt mehr verloren als gewonnen, weil letztere Eigenſchaft unter dem Scheine der Humanität ſo oft gräßlichen Egoismus verbirgt, womit ſich weder häusliches noch öffentliches Glück verträgt, hingegen jene weitläuftige und ſparſame Ehrbarkeit bey aller Härte im Umgang doch Treu und Glauben hält, und damit auffallenden Wohlſtand ſeit Jahrhunderten über die Einwohner gebracht hat. Und doch iſt zu befürchten, daß dieſe Veränderung allmählich vorgehen möchte, da die Verfaſſung eines Staats den vorzüglichſten Einfluß auf die Sitten der Bürger hat.

Nunmehr war unſre Diligence recht beladen; ſechs Perſonen ſaßen darin, und vier oben auf der Decke, und hinten war ein ganzer Berg von Gepäck. Es ging daher auch mit keiner großen Diligenz, ſondern ſo langſam, als immer eine Schweizerlandkutſche. Inwendig ſitzt man gut, vornehmlich auf den vier erſten Plätzen, denn die Sitze ſind breit und weich, da aber drey und drey Perſonen zuſammenſitzen, ſo haben es die zwey letzten, ſo die Mitte einnehmen, ſchlimm, weil ſie ſich nirgends anlehnen können, welches beſonders bey Nacht, wenn man gerne ſchlafen möchte, unbequem iſt. Wie man oben in dem Korbe fährt, hab' ich nicht verſucht, es muß aber dem Anſcheln nach eine unſanfte Wiege ſeyn; zwar iſt der Platz mit einem ſchuhhohen Rande eingefaßt, indeſſen hat man doch ſchon Beyſpiele, daß Leute heruntergeworfen wurden. Bey Nacht und Regenwetter kann man daſelbſt liegen, und ſich mit einer ledernen Decke ſchützen.

Mit einer jeden dieſer großen Diligencen geht ein Conducteur, der zu der lebendigen und todten Ladung Sorge tragen muß, und dem man ſeine Sachen ſicher überlaſſen darf. Er wacht auch von ſeinem Himmel herab über die Poſtillione, welches wir heute zu unſerm Glücke erfuhren, denn ein müder Poſtknecht fuhr ſchlafend uns bergab, und ſchon waren wir an dem äußerſten Rande eines tiefen Grabens, worein ſich das ungeheure Fuhrwerk bereits zu ſenken anfing, als der behende Conducteur ſchnell hinunter ſprang und die Pferde mit Mühe noch ins Geleiſe brachte.

In Befort war mein erſtes, einen franzöſiſchen Unteroffizier aufzuſuchen, der ſich als Verwundeter lange in meinem Hauſe aufgehalten hatte, und deſſen Compagnie gerade hier lag. Ich hoffte ihn auf der Straße anzutreffen, und mich an ſeinem Erſtaunen und ſeiner Freude bey meinem unvermutheten Anblicke zu ergetzen, und durchzog deßwegen das ganze Städtchen, das einen ſchönen Platz und hübſche Gebäude hat, ſelbſt die Kaſernengaſſe ließ ich nicht aus, obſchon mir der Anblick einer Kaſerne, als der Wohnung des unwiſſenden Gehorſams, der Wäſchetrocknenden Armuth und der Hundabrichtenden langen Weile, unerträglich iſt; aber mein Franzoſe war nirgends zu finden, und ich erfuhr endlich von ſeinen Kameraden, daß er juſt heute Morgen als krank ins Hospital abgereiſt ſey. Dieſe betrogene Erwartung kränkte mich deſto mehr, je lebhafter ſich mein Geiſt mit der Scene des Wiederſehens und ſeinen Folgen beſchäftigt hatte.

Hier war es mir, als wenn ich auf Ein Mahl hundert Stunden weiter fortgerückt wäre, weil ich nunmehr rings um mich nichts als franzöſiſch ſprechen hörte; in dem Wirthshauſe wurde franzöſiſch befohlen, auf der Straße franzöſiſch geſungen und gezankt, auch die Kinder vor den Häuſern ſpielten und ſchwatzten franzöſiſch. Es war das erſte Mahl in meinem Leben, daß ich perſönlich dieſe Erfahrung machte, daher hatte ich meine Freude daran. Eine kindiſche Freude zwar, ich konnte ja vorher vermuthen, daß man in Frankreich franzöſiſch reden würde; allein es iſt, Gott ſey Dank, in jeder Freude etwas kindiſches, darum hab' ich darüber weniger Bedenken, als über das Lautwerdenlaſſen derſelben, weil mit dergleichen Unmerkwürdigkeiten manchem, auch noch ſo geneigten, Leſer wenig gedient ſeyn mag. Unterdeſſen macht ein jeder ſeine *Durchflüge* wie ihm die Federn gewachſen ſind, und wenn ich die meinigen mit andern zum Heil der Welt ans Licht getretenen Reiſebetrachtungen vergleiche, ſo wird zwar dadurch das Gefühl meines Splitters nicht gehoben, allein ich entdecke doch ſo beträchtliche Balken von dem gleichen Holze in den Augen meiner cosmopolitiſchen Vorgänger, daß mir die Sünde deſto leichter wird;

„Und ſo ſporn ich meinen Lauf
„Nach der Wanderer Exempel“

getroſt fort, und hoffe, meine Freunde werden gegen mich eben ſo nachſichtig ſeyn, als das leſende Publikum gegen die iſt, welche ſich die ſeinigen nennen.

Dieſe Veränderung der Sprache machte nun auch, daß ich ſchon eine große Verſchiedenheit der Sitten zu bemerken glaubte; wenigſtens ſchien es mir, als ob die Alten munterer ſprächen, die Jungen ſich gefälliger bewegten und die Kinder mit leichterem Anſtande ſpielten. Es kann aber ſeyn, daß ich mehr ſah als wirklich war, darum weil ich es zu ſehen erwartete, und daß mein nunmehriger Eintritt in Frankreich, den ich erſt von hieraus berechnete, der herrliche Frühlingsabend und die ſchöne Lage des Poſthauſes, wo ich logirte, vieles zu dieſer vortheilhaften Anſicht beytrug. Denn wer iſt auf Reiſen von dergleichen äußerlichen Beſtimmungen ſeiner Vorſtellungsart frey, wenn er auch noch ſo ein großer Weiſer zu Hauſe iſt!

Auf dem Schloſſe ſaßen vor einem Jahre die Schweizerdeportirten, die vermuthlich bey ihrer gewaltthätigen Entfernung von Weib und Kindern, und dem bittern Leiden des Unrechts, durch ihre papiernen Fenſter, die man uns von fern wies, alles düſter und trübe ſahen, was jetzt mir, im Gefühle der Geſundheit und Freyheit, durch die Strahlen der Abendſonne voll hüpfenden Lebens und goldener Fröhlichkeit erſchien.

Wir fuhren nun (den 19. May) durch bergiges Land, ſchlechte oft gefährliche Straßen und elende Dörfer. Das immerwährende Geſchrey und Jauchzen der franzöſiſchen Poſtillione ſticht ſehr gegen die ſchnappsbegierliche Taciturnität der deutſchen Schwäger ab; ſie laufen oft lange Zeit zu Fuße neben dem Wagen hin, und necken ſich mit der Peitſche, oder ſtoßen muthwillig einander von der Straße hinunter. An Barmherzigkeit gegen die Pferde aber haben ſie keinen Vorzug, denn es iſt manchmahl nicht zuzuſehen, wie dieſe armen Thiere leiden müſſen. Da die Einrichtung der Diligencen eine eigne von den Poſten unabhängige Unternehmung iſt, ſo werden auch die Pferde nicht bey jeder Poſtſtation gewechſelt, ſondern müſſen oft ſechs bis ſieben Stunden die ungeheure Laſt unausgeſetzt fortziehen, ja ſie werden oft nach einer kurzen Raſt noch weiter eingeſpannt. Hierzu kommen noch die bergigen und zu Grunde gerichteten Straßen, die ſo ſchlecht ſind, daß einige Mahle acht Hengſte uns kaum von der Stelle bringen konnten. Daher iſt es ein Jammer, die Wunden und das Stöhnen dieſer Geſchöpfe zu ſehen, wenn ſie ausgeſpannt werden, und man muß mit Wahrheit bekennen, daß das verbotene Heu, welches ihre erſten Eltern, wie ein Gelehrter behauptet, einſt gefreſſen haben, ihnen theuer zu ſtehen kommt.

Die beſſern Häuſer in den Dörfern, deren es aber wenige gibt, ſind von Steinen gebaut; meiſtentheils ſah ich dieſe ſteinernen Häuſer da, wo vormahls Edelſitze oder Klöſter waren, dergleichen wir einige, aber in großem Verfalle, antrafen. Alles aber iſt ſchlecht unterhalten und höchſt unreinlich, und ſo iſt es auch in den kleinen Städten. Zum Beyſpiel in Lüre, wo wir zu Mittag aßen, ſahen Straßen und Häuſer ſo ſchmutzig aus, wie eine Judengaſſe.

Der Offizier, welcher ſonſt jeden Anlaß ergriff, uns auf die Vorzüge ſeines Vaterlandes aufmerkſam zu machen, bey jedem ſchönen Weitzenfelde unſre unfruchtbaren Berge, und bey jedem Froſchſchenkel das ewige Rindfleiſch anführte, das man in Z. eſſen müſſe, ließ uns wenigſtens an ſolchen Orten Ruhe, und gab ſich dann mit den Mädchen ab, die unſtreitig Munterkeit und Witz vor vielen Ausländerinnen zum Voraus haben.

Elende Hütten, von deren Armſeligkeit man kaum in dem ärmſten Winkel der Schweiz einen Begriff hat, ſah ich hier in Menge; aus Baumäſten geflochtene und mit Lehm verbundene mannshohe Wohnungen, die keine Oeffnung haben, als die niedrige Thüre, zu der man hineinkriechen muß. Doch man kennt ſie auch in Helvetien, ſeitdem unſre Freymacher auf Koſten unſrer Waldungen kampirt haben; denn kaum etwas kleiner, aber ſonſt ähnlicher Natur waren ihre Baraken, ſo daß mir nun auf Ein Mahl klar wurde, daß ihnen dieſe von einigen meiner Landsleuten ſo bewunderte Bauweisheit nicht von oben herab eingegeben worden, ſondern daß ſie ſich von Kindesbeinen an am väterlichen Heerde darin geübt haben.

In Veſoul, wo wir Abends ankamen, um daſelbſt zu übernachten, ſaßen vor allen Häuſern Weiber, Mädchen und Kinder, die arbeiteten, plauderten und ſpielten, welches der Straße ein gar lebhaftes Anſehen gab. Die hieſigen Schönen ſtehen im Lobe der Artigkeit und Gefälligkeit, und ſcheinen es auch allerdings zu verdienen, wie wir Reiſende uns deſſen beym Herumgehen in der Stadt überzeugten. Sie thaten nicht ſo einfältig ſpröde, wie ich wohl auch ſchon geſehen, ſondern wagten es zu antworten, wenn man ſie fragte, und lachten nicht eher, als wenn was Lächerliches geſprochen wurde; ſie waren ſogar frey genug, muntere Fragen an uns zu thun. Daß wir aber mit ihnen ſprechen konnten, hatten wir dem Offizier zu danken, der ſogleich nach franzöſiſcher Art ſich zu denen, ſo vor dem Gaſthofe ſaßen, geſellte, und zu ſcherzen anhob. Mädchen, die vor den Häuſern ſitzen, müſſen ſich das wohl gefallen laſſen; es iſt aber auch nichts Böſes daran, ſo bedenklich es anderswo ſcheinen möchte, ſondern eine löbliche, geſellſchaftliche Sitte; ſie haben ihre Mütter und Nachbarn um ſich, und es iſt ja ausgemacht, daß der Engel der Finſterniß, der jungen Mädchen ſo aufſätzig ſeyn ſoll, ſeine böſen Künſte weniger auf offener Straße treibt, als im abgelegenen Zimmer, wo ihm kein Schlüſſelloch zu enge und kein Riegel zu feſt iſt.

Die Unterſchrift des franzöſiſchen Miniſters in meinem Paſſe forderte, daß ich mich bey dem Präfect der erſten Grenzſtadt zeigen ſolle. Da aber in den Städten, wo ich bisher durchgekommen, keiner war, ſo wies mich jetzt der Conducteur an den hieſigen; allein es kam mir ſeltſam vor, mich noch einem Präfect vorzuſtellen, da ich ſchon drey Tagereiſen in Frankreich gemacht hatte, und ich beſorgte, es möchten mir eben um deßwillen Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, wie auch ſchon Reiſenden vor mir begegnet iſt; ich erkundigte mich deshalb vorher noch in dem Büreaü der Meſſagerieen, wo man es rathſamer fand, daß ich nicht hingehe — es werde wahrſcheinlich niemand darnach fragen, weil dieſe Vorſicht nur um der Emigranten willen genommen werde; ſollte es aber auch geſchehen, ſo dürfe ich nur ſagen, ich ſey ſpät in Veſoul angekommen, als die Präfectur ſchon geſchloſſen geweſen.

Bis hieher hatte wirklich noch kein Menſch, nicht einmahl beym Eintritt in Frankreich, ſich um meinen ſo ſtattlich legaliſirten Paß bekümmert, und die mancherley Vorſichtsanſtalten, womit ein Fremder geplagt iſt, ehe er einen Paß nach Frankreich erhalten kann, ſcheinen nur noch als Schreckmittel für die zu gelten, die nicht hinein kommen ſollen. Ueberhaupt aber ſind die Franzoſen nicht nur hurtiger, ſondern auch liberaler über dergleichen Viſitationsangelegenheiten, als die gewiſſenhaften Deutſchen, weil ſie mehr Blick haben, und beſſer unterſcheiden können, und ſich weniger aus der Verantwortlichkeit machen. Freylich ſind ſie dann auch grauſamer, wenn ſie plagen wollen, und laden oft an einem einzigen unſchuldigen Gegenſtande mehr Sünde auf ſich, als ſie an hundert andern durch ihre Leichtigkeit gut machen.

Bey einer Kirche, in die ich hineintrat, entſprach das Inwendige der ſchönen Außenſeite nicht. Es war zwar aufgeräumt, aber ſo wohl im böſen als guten Sinne des Worts; denn das Silber und Gold hatten, wie ein Küſter ſagte, unſelige neue Heliodore (denen es jedoch beſſer gelang als jenem alten) aufgeräumt, und treugebliebene Chriſten hatten ſeitdem die nackten Altäre wieder mit dem nothwendigſten Geräthe bedeckt, und die kahlen Wände dürftig bekleidet; aber wo vor dem heidniſcher Reichthum prangte, ſchmiegte ſich jetzt die gottgefälligere Armuth.

So ſieht es auch in den meiſten Dorfkirchen aus, die ich bisher geſehen. Alle ſind wieder zum Gottesdienſte eingerichtet, aber noch wüſt und leer, und ſtatt der ehemahligen Pracht (Geſchmack war in katholiſchen Kirchen jederzeit ſelten) iſt nur unreinliche Dürftigkeit zu finden. Auch das Auswendige dieſer Kirchen findet man mehr vernachläſſigt, je weiter man kommt, und weit weniger ehrbar als im Elſaß, — Kreuze auf den Gräbern trifft man keine mehr an, und die großen ſteinernen Kruzifixe liegen zerſchlagen auf den Kirchhöfen umher.

Hier zu Lande bekommt man in den Wirthshäuſern nur Löffel und Gabeln zu Tiſche, und keine Meſſer mehr, ſondern man muß ſich mit ſeinem oder ſeines Nachbars Taſchenmeſſer behelfen. Ich konnte die Urſache dieſes lächerlichen Gebrauchs weder erfahren noch erdenken. C'est l'usage, antwortet der Franzoſe mit ernſthafter Miene, wenn man gerade wiſſen möchte, woher dieſer usage komme, und es kommt ihm kein Sinn daran, etwas dagegen einzuwenden, eben parceque c'est l'usage en France. Wär' es aber nicht in Frankreich ſondern in einem andern Lande ſo der Brauch, alsdann würde er mit Verächtlichkeit fragen, ob man hier das Fleiſch mit den Fingern ſchneide? Der ungewohnte Fremdling vergißt dabey oft ſein Taſchenmeſſer zurückzunehmen, doch ſind gemeiniglich die Wirthsleute ſo ehrlich, daß ſie ihn daran erinnern, ſo daß man das Zurücklaſſen der Meſſer nicht wohl als den Grund dieſer Unſitte angeben kann.

Langſam wie einen Frachtwagen ſchleppten heute (20. May) acht Pferde die Diligence durch ſchlechte Straßen fort. Es lagen zwar ſchon allenthalben Haufen dünner viereckiger Steine zur Ausbeſſerung der Chauſſee beyſammen, aber das Werk war noch nicht angefangen. Von der gleichen Art Steine werden auch die Bauernhäuſer gebaut und die Dächer gedeckt, das gibt dieſen Hütten zwar ein etwas beſſeres Ausſehen, als jenem Faſchinenwerk, das ich geſtern geſehen, doch ſcheinen auch ſie größten Theils die Wohnung der Armuth und ſorgenloſer Dumpfheit zu ſeyn.

Allenthalben wo die Diligence anhält, kommen Bettler zum Vorſchein; es ſind aber meiſtens alte hülfloſe Leute, da hingegen in der Schweiz mehrentheils die Kinder betteln. Hieraus läßt ſich der Schluß machen, daß am einen Orte für die Alten und am andern für die Jungen beſſer geſorgt ſey; denn wenn auch in der Schweiz die Kinder öfters nur aus Muthwillen den Reiſewagen nachlaufen, und alſo das Betteln des mühſamen Alters mehr Verlaſſenheit und Armuth verräth, ſo zeiget ſich doch darin wenig ſittliche Sorgfalt für den zarten Charakter der Kinder, daß man ſie ſo dieſer alles Ehrgefühl lähmenden Gewohnheit überläßt, wovor ſich, wie es ſcheint, die Franzoſen zu ihrem Vortheil in Acht zu nehmen wiſſen.

In Combeaufontaine, wo wir über Mittag anhielten, wollte einer von der Reiſegeſellſchaft einem armen Marketenderjungen, der, weil ihm ſein Vater in Schwaben ermordet worden, nun (oben im Korbe der Diligence) die Reiſe nach Paris zu ſeinen Verwandten macht, ein Stück Geld geben, weil er beſtändig weinte, und wenn man eſſen ſollte verſchwand; er war aber nicht zu bewegen, etwas anzunehmen; ich habe ſchon gegeſſen, war des armen Jungen beſtändige Antwort. Wir konnten dieſe Weigerung nicht anders erklären, als aus dem franzöſiſchen Nationalcharakter, der ſich durch ungebethene Almoſen erniedrigt glaubt. Dieß beſtätigt auch die Erfahrung, die wir in der Schweiz häufig den Anlaß hatten zu machen, daß die franzöſiſchen Soldaten niemahls Almoſen bathen, ſie mochten auch noch ſo bedürftig ſeyn; ja es ſind Beyſpiele genug bekannt, daß nicht einmahl Bleſſirte in den Hoſpitälern Geld, das ihnen gebothen wurde, annahmen, da hingegen Kaiſerliche und Ruſſen nur zu häufig unſre Mildthätigkeit anſprachen, und niemand einen Fehlgriff thun ließen, der ihnen unaufgefordert etwas geben wollte.

Dieſe heroiſche Ehrliebe nun, die lieber darbt als Almoſen empfängt (freylich auch in ihrer Ausartung lieber nimmt als bittet), zeigte ſich ſchon in dem zerlumpten Knaben, und iſt eine der Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Nation, die ihre edle Seite bezeichnen.

Es war acht Uhr Abends, als wir bey einem Gewitter in Langres ankamen. Der Weg führte uns bey einer Promenade vorbey, die wegen der hohen Lage der Stadt und der großen Bäume nicht anders als ſchön ſeyn kann; der Regen verſtattete uns aber nicht ſie zu beſuchen — deſto ſchöner mahlte ſie ſich indeſſen meine Phantaſie aus.

Dieſe Vorſorge für die unſchuldigſte und nothwendigſte Art des öffentlichen Vergnügens trifft man hier zu Land allenthalben an. Es gibt kein Städtchen, ſo unbedeutend es ſonſt auch ſey, das nicht ſeinen öffentlichen wohlunterhaltenen Schattenplatz habe, gewöhnlich der Länge des Fluſſes nach, oder auf einer kleinen Anhöhe, oft auch an einem anmuthigen Orte dicht vor den Mauern der Stadt. Auch die kleinſten beſtehen doch aus einigen Gängen von Linden oder wilden Kaſtanienbäumen; dieß gereicht dem Orte zur Zierde und ſeinen Vorſtehern zur Ehre.

Ich weiß aber ein Land, oder Bezirke eines Landes, wo dieſe Zierde der Städte ſeltener iſt, und die Vorſteher weniger Ehre darin zu ſuchen ſcheinen, obgleich die Natur durch ihre Anmuth laut darauf hinweiſt, und auch die flüchtigſten Anlagen, wie die Erfahrung hier und da augenſcheinlich lehrt, über Erwartung zu belohnen verſpricht; allein bisher wollte die an ſich löbliche, nur oft allzu eifrige Sorge für das öffentliche und beſondere Eigenthum dem Gedanken faſt nirgends Platz machen, daß der bürgerliche Wohlſtand auch Pflichten für das Schöne der Natur und Kunſt habe, und heutiges Tages würde ein ſolches Werkchen, wenn auch die Koſten zu gering wären, um in Erwägung zu kommen, wohl gar als eine Folge der verderblichen Aufklärung angeſehen werden, durch welche ſo manches Unheil über das Land gekommen ſeyn ſoll. Man iſt daher allezeit mit der Einwendung gegen ſolche Vorſchläge gefaßt: es ſey beſſer, daß man arbeite als ſpazieren gehe, und vortheilhafter, daß der Boden zum Anbau als zum Müßiggange beſtimmt ſey, und fügt noch wohl hinzu, unſre Vorfahren haben ſich auch ohne dieß behelfen können.

Das mag auch alles wahr ſeyn, nur paßt es nicht als Einwendung, weil nicht vom Müßiggange, ſondern von einer unſchuldigen Annehmlichkeit des Lebens die Rede iſt. Aber ſo ſpricht hier wie allenthalben das Vorurtheil der Gewohnheit, das ſich für unfehlbar hält und unheilbar iſt; es waffnet ſich nähmlich mit ſtumpfen Gemeinplätzen, der Dialektik der Armen am Geiſte, und führt damit ſeine Freunde an der Naſe herum, und findet um ſo viel mehr Beyfall, jemehr dergleichen Ausſprüche aus patriotiſcher Selbſtverläugnung zu entſpringen ſcheinen, und als heilige Grundſätze gegen das Verderbniß der Zeit aufgeſtellt werden, ob ſie gleich im Grunde ſo leer ſind, als die Importanz der Herren, denen man ſie abhorcht. — Tragen ſich denn Eure Frauen und Töchter auch noch wie Eure Mütter und Großmütter? Bauet Ihr noch wie Eure Vorfahren das Feld mit eigner Hand und hackt im Weinberge? Geht Ihr nicht auch dem Zeitvertreibe nach, und welchen habt Ihr, der nur eines Spazierganges unter blühenden Linden werth wäre? Oder ſind Eure Mitbürger etwa ſo arbeitſam, daß ſie keine Stunde des Feyerabends übrig hätten, um mit ihren Familien im Schatten und in der friſchen Luft auszuruhen: wäre das nicht vortheilhafter und geſunder, als wenn ſie den Erwerb des Tages in der dumpfen Weinſtube vertrinken? — Allein mit Leuten, die ſich mit Gemeinörtern wehren, iſt nicht gut ſtreiten, ſie ſind unüberwindlich weil ſie unüberzeugbar ſind.

Zum Glücke hat jeder Menſch auch ſeine Gönner, die bisweilen für ihn, und ſeine Freunde, die bisweilen nicht wider ihn ſind, und ſo hoffe ich, die meinigen werden der Behauptung ihren Beyfall, ja vielleicht ihre Unterſtützung nicht verſagen, daß der Grund und Boden, auf dem ein öffentlicher Spaziergang angelegt wird, keine nutzloſe Beſtimmung habe, und daß nicht Feld und Wald und Wieſen, ſo reizende Partien ſie darbieten, und ſo oft mit Recht das Luſtwandeln in denſelben, künſtlichen Schattengängen vorgezogen wird, jemahls als allgemeiner Erſatz dafür gelten können. Wie oft führen wir einen Gaſt noch gern ins Freye, indeſſen die Hausfrau für das Mittageſſen beſorgt iſt; wie oft geben ſich nicht Freunde einen Rendezvous, um über Angelegenheiten zu ſprechen, die ſie nicht gern zu Hauſe abthun; wer fühlt nicht oft den Trieb, ſich von einem Verdruß oder einer Grille, die ihn auf ſeinem Zimmer quält, unter freyem Himmel loszumachen; kann man dieſes alles an der heißen Sonne? Kranken, die ſich erhohlen, wie erwünſcht iſt ihnen oft des Morgens ein Schattenplatz in friſcher Luft, wo ſie ihre wiederkehrenden Kräfte prüfen können! Eine muntere Geſellſchaft von beyderley Geſchlecht ginge manchmahl gern ins Grüne, um dem öden Spieltiſche auszuweichen, oder der in kleinen Städten ſo oft ſtockenden Converſation wieder Leben zu geben, wo ſoll ſie hingehen — in den Staub der Landſtraßen, oder in den Feldern herum, um den Wohlgeruch des Düngers einzuathmen? Mahleriſche Kindergruppen, wo können ſie lieblicher ſpielen, wo ſchöne Mädchen ſich gefälliger zeigen, ja auch Eure alternden Hälften, Ihr ſorgebeladenen Väter des Volks, wo können ſie mehr Munterkeit und gute Laune für Euch ſammeln, wo durch geſchmackvollen Putz Euern Wohlſtand lauter preiſen, als auf dem frohen, alles im vortheilhaften Lichte darſtellenden Platze, der zur Ergehung und Erhohlung für Junge und Alte beſtimmt iſt?*)

So ſehr mir aber die Promenade in Langres, die ich nicht ſahe, gefiel, ſo abſcheulich kam es mir hingegen vor, daß hart an der Landſtraße und vor den Thoren der Stadt das Aas eines Pferdes lag, von dem ein Hund fraß. — Wie können die Franzoſen ſich vorzugsweiſe feine und zartfühlende Leute nennen, ſo lange ſie in den Zugängen einer Stadt wie Langres ſolche Greuel dulden! Darüber herrſcht denn doch in dem Lande, wo weniger Kunſtalleen ſind, eine beſſre Ordnung. Wie würden auch ihre Offiziere über Mangel an Polizey ſchreyen, wenn ſie ſo was nur außer ihren Grenzen anträfen! — Der unſrige ſagte dieß

Wahl

---

*) Auf Oertlichkeiten zu Anfange dieſes Jahrhunderts bezüglich.

Wahl nichts, als ich ihn fragte, ob er das todte Pferd geſehen habe, als: Ja.

Ganz unvermuthet hatte ich hier das Vergnügen, einen Offizier anzutreffen, der da, wo ich zu Hauſe bin, ein junges Frauenzimmer geheyrathet, ſie aber durch einen plötzlichen Tod verloren hatte. Schon damahls war mir ſeine ungeheuchelte Trauer und ſein beſcheidenes Mitmachen unſrer bürgerlichen Leichengebräuche, und ſein nachheriges ſtilles und edles Betragen um ſo viel merkwürdiger, da man ihn vorher nur als einen jungen Mann von der lebhafteſten Luſtigkeit gekannt hatte; auch jetzt gefiel mir wieder die Theilnahme, mit der er von der Schweiz (wogegen unſer Vandammiſche Kriegsmann ſich jetzt kein Wort zu ſagen getraute), und die zarte Empfindung, womit er von ſeiner verſtorbenen Gattin ſprach. Er kam von Paris und war doch noch ganz in Trauer gekleidet, auch aß und trank er beynahe nichts, indem er ſagte: Je ne vis que d'eau et d'amour. So ſehr ich nun von der Aufrichtigkeit ſeiner Klagen überzeugt und ſelbſt davon gerührt war, ſo bemerkte ich doch mit Verwunderung das auffallende Nationale in ſeiner Schmerzensäußerung. Wo der Deutſche im gleichen Falle ſtumm und in ſich gekehrt ſein Schickſal beſeufzt hätte, führete hier der Pariſer an der Wirthstafel das Wort, um mir ſeine Leiden zu erzählen, und wußte durch die Eleganz ſeines Weſens und ſeiner Ausdrücke die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ja er äußerte ſo viel zuvorkommende Verbindlichkeit gegen ein Frauenzimmer das neben ihm ſaß, daß, wer nur dieß bemerkt hätte, leicht hätte glauben mögen, ihr gelte ſeine Liebe. — Wir Nichtfranzoſen machten wirklich nachher unter uns aus, es ſey nicht gegen die Natur und Moralität eines ächten Franzoſen, ſich auch im untröſtbarſten Leide über den Tod ſeiner Geliebten einer vorübergehenden momentanen Liebſchaft zu überlaſſen.

Zum Schlafen wies man mir ein Zimmer an, das ehemahls mag ſchön geweſen ſeyn, aber jetzt in häßlichem Verfall war; Boden, Wände, Decke, alles war äußerſt unreinlich, der große Spiegel geſpalten und nichts weniger als ſpiegelhell, um die modiſchen Betten hingen die ſchmutzigſten Gardinen und ihr Zuſtand ließ befürchten, daß nicht bloß Menſchen darin niſten; durch den Kamin fiel der Regen in Strömen herunter. — In dieſem Zimmer rauchte ich noch mit meinem Reiſegefährten eine Pfeife, weil uns nicht ſehr nach den Betten gelüſtete, als eilend eine Magd hereintrat, die Fenſter aufriß und zornig ausrief: Ouvrés au moins la fenêtre, Messieurs, vous empestés la chambre! — Es herrſchte zwar ein gewiſſer Geruch in der Kammer, der unſern Tobak noch übertraf, der iſt aber einheimiſch in den franzöſiſchen Wirthshäuſern (c'est l'usage, wie der Mangel an Meſſern bey Tiſche), daher darf niemand etwas ſagen, hingegen Tobakrauchen: fi donc, das verpeſtet die Luft!

Wir waren noch nicht recht zu Bette, ſo kam das Frauenzimmer, welches mit uns zu Nacht gegeſſen hatte, ins Zimmer: Messieurs, j'ai perdu mon ridicule, n'est-il pas dans votre chambre par hasard? — Hätt' ich nicht unlängſt zum Glück erfahren, was ein Ridicule ſey, ſo wären wir noch in die Verlegenheit gekommen, uns eine Definition davon auszubitten, jetzt aber konnt ich ihr verſichern, daß wir davon nichts wüßten. Sie ſchien es aber nicht recht glauben zu wollen, weil ſie noch immer ſtehen blieb; vielleicht hielt ſie uns wegen des niederträchtigen Tobakgeruchs deſto eher des Sakrilegiums fähig, den Haſard ihres Verluſts begünſtiget zu haben. Doch als ſie ſahe, daß ſie keinen nähern Aufſchluß von uns erhalten konnte, ging ſie endlich ſeufzend weg.

In Chaumont und Bar-ſur-Aube ſah ich auch wieder mit Luſt die ſchönen Alleen von Linden, wofür man bey uns noch ſo wenig Sinn hat.

Wir kamen (den 21. May) durch wenige Dörfer und langweilige Gegenden ohne Bäume, wo ich zum erſten Mahle recht die immerwährende Abwechslung der grünen Berge und anmuthigen Thäler meines Vaterlandes vermißte. Freylich gewähren dieſe flachen Felder einen Ueberfluß an Getreide, wenn unſre armen Hügel und Berge nur Gras hervorbringen, oder nur nackte Felſen zeigen; ſie haben alſo den Vorzug der Fruchtbarkeit, die den Leib nähret, und jene den der Schönheit, die die Seele erfreut und auch in der Armuth gefällt.

Bar ſcheint ein armes altes Städtchen zu ſeyn, das, ſo wie alle Städte in Frankreich, Paris etwa ausgenommen, die Nachtheile der Revolution empfindet und ihre Vortheile erſt noch erwartet. Leere Palläſte und zertrümmerte Kirchen, die man immer häufiger antrifft, je weiter man in Frankreich hinein kommt, ſind dem Wanderer Fingerzeige der Armuth, die kein Geſchwätz des neugeſinnten Einwohners von anderweitigen Vortheilen zu verhüllen vermag. Es begehren aber auch nicht alle Einwohner das Unglück Glück zu nennen, wenn man es ihnen nur nicht zum Nationalvorwurf macht, denn in dem Falle würde der Franzoſe mit der Göttin der Wahrheit ſelbſt hadern. Ich hörte in einem öffentlichen Hauſe, wo von der Revolution die Rede war, laut ſagen: Personne n'y a gagné que ceux qui n'avaient rien a perdre, und kein Menſch hatte etwas dagegen; als aber ein Fremder daraus den Schluß zog, ſie mache alſo Frankreich keine Ehre, belehrten ihn ſogleich zehen Stimmen, daß die Revolution ein großes Werk, und nur durch die Selbſtſucht einiger Böſewichter ausgeartet ſey. —

Auch auf dem Lande ſah ich mich oft nach Spuren von neuem Glück um, da ich aber den Zuſtand vor der Revolution nicht gekannt habe, ſo konnte ich hierüber kein ſicheres Urtheil fällen; indeſſen, wenn ſich der Wohlſtand des Bauers durch große neue Häuſer bezeichnet, wie das in mehrern Schweizergegenden der Fall iſt, ſo fand ich bisher noch wenig Merkmahle davon. Vielleicht würde ſich aber mancher Neufranke mit der großen Wahrheit des IV. Artikels der erſten helvetiſchen Conſtitution zu tröſten wiſſen, daß „Aufklärung beſſer ſey als Reichthum,“ wenn nur erſt die kleine Schwierigkeit überwunden wäre, ihm eben dieſe Aufklärung beyzubringen, und nicht oft das Beyſpiel des Lehrers ſelbſt dem ſeligmachenden Glauben im Wege ſtände!

Man hatte mir auch zu Hauſe viel von der Entvölkerung Frankreichs durch ſeine großen Kriege vorgeſagt, und behauptet, man ſehe auf den Feldern nur alte Leute und Weiber arbeiten. Leider mag der ſchreckliche Krieg wohl viele Menſchen verſchlungen haben, ich muß aber geſtehen, daß mir die Merkmahle davon eben nicht ſo ſichtbar aufgefallen ſind, allenthalben war noch Jugend genug vorhanden; freylich ſah ich auch Alte und Weibsperſonen auf den Gütern ſchaffen, aber wer daraus ſogleich den Schluß auf Mangel an Jungen machen wollte, könnte ſich irren. Sieht man nicht auch oft bey uns zehen und mehr Weiber und Mädchen beyſammen auf dem Felde hacken, und würde nicht der Fremdling ausgelacht werden, der behaupten wollte, es geſchehe aus Mangel an Mannsperſonen?

Allerdings beweinen manche Eltern ihre verlornen Kinder; aber ſolche Thränen fließen nicht öffentlich unter dieſem Volke, das außer dem Hauſe nur der Fröhlichkeit huldigt, und ſo gerne noch die Wolke liebkoſet, wenn die Göttin ſchon lange ſeinen Umarmungen entflohen iſt.

Was man hier zu Lande häufig und bey uns nicht ſieht, das ſind die Holzſchuhe, welche ſchon die kleinſten Kinder tragen. Die Franzoſen behaupten, dieſe ſchwere Bekleidung mache die Beine gelenkſam und leicht, welches beym erſten Anblick widerſprechend ſcheint, zumahl da bekannt iſt, mit welcher Vorliebe und Geſchicklichkeit dieſe Nation über ihre Blößen einen Flor der Zweckmäßigkeit zu werfen weiß; gleichwohl könnte etwas Wahres daran ſeyn, denn die am Fuße angebrachte Laſt zieht das Bein gerade und macht den Schwung deſſelben, den Schritt, gleichförmiger und ſicher. Die leichtere Beweglichkeit der franzöſiſchen Füße iſt dieſer Muthmaßung wenigſtens nicht entgegen. So hörte ich auch von einem der erſten Operntänzer in Paris verſichern, daß er den ganzen Tag in Holzſchuhen herumgehe, wenn er Abends eine wichtige Rolle in einem Ballette zu tanzen habe, welches wohl am ſtärkſten für dieſe Behauptung ſprechen möchte. Er gab als Grund an, daß er ſeine Füße, wenn er ſie von der Laſt der Holzſchuhe befreye, noch einmahl ſo leicht fühle.

In dieſem Städtchen ſah ich einen Mann in einem kurzen Schlafrocke mit einer weißen Mütze Abends unter ſeiner Hausthüre ſtehen, deſſen Anzug ihm ſo ſehr das Anſehen eines bürgerlichen Schweizerbürgers aus dem Geſchlechte, welches Adelung von den Balistariis der mittlern Zeiten herleitet, gab, daß ich faſt darüber erſchrack, denn ich war mir dieſe Tracht in Frankreich gar nicht vermuthen, und glaubte, meinen alten Nachbar aus der väterlichen Heimath zu erblikken, der ſein Leben ruhig und unſchädlich, aber auch unnützlich, auf dem Pflaſter vor ſeinem Hauſe verträumt, und die wenigen vorübergehenden Menſchen beſieht — betrachten erforderte ſchon zu viel Anſtrengung und zum Beobachten fehlt ihm der Sinn — oder die vorbeyfahrenden Kutſchen ehrerbiethig grüßt, oder mit ſeines Gleichen den Werth der Neuigkeiten, nach dem eignen Nutzen, wie ſich das in der ganzen Welt verſteht, beſtimmt, und nicht gern daran denkt, daß über ſeinem Horizonte noch wohl ein andrer ſeyn möchte, und außer ſeinen Bedürfniſſen noch andre nach Befriedigung ſchreyn; der mir ſo oft beneidens- und oft bedauernswerth vorgekommen, weil er nicht fühlt, was ihm fehlt, und nur ſo, wie Ennius ſagt, praeterpropter lebt.*)

Unſer Nachteſſen in Bar-ſur-Aube war ſehr luſtig. Da wir von hier aus zum erſten Mahle die ganze Nacht durch fahren ſollten, ſo ließen wir uns den guten Wein wohl ſchmecken, um die Kälte und lange Weile der Nacht deſto leichter zu überſtehen, vornehmlich aber, um uns Herz zu machen, weil die Gegend für unſicher gehalten wurde, und uns deßwegen ſchon den Tag über zwey Gensd'armes begleitet hatten. Der Conducteur (der immer mit den Reiſenden ſpeiſt) erzählte uns nun auf Begehren des Offiziers, wie die Diligence vor vier Wochen unweit Paris ſey angegriffen worden, und wie er es nicht habe wagen dürfen, ſich zu wehren, weil die Anzahl der Räuber zu groß geweſen, und die Frauenzimmer in dem Wagen ein klägliches Angſtgeſchrey erhoben. Da die Räuber keinen Widerſtand gefunden, ſo haben ſie alle Paſſagiere heißen ausſteigen und ſich der Länge nach auf den Boden hinlegen, ihn aber gezwungen, das Geld, welches für die Regierung aufgeladen war, auszuliefern. Hierauf haben ſie die Reiſenden, deren Gepäck nicht berührt wurde, wieder in den Wagen ſteigen laſſen, ja die Höflichkeit ſo weit getrieben, daß ſie den

---

*) Gewiſſen Leuten damahls (1808) zur Beherzigung geſagt; aber was hilft dem Blinden der Spiegel!

Frauenzimmern ſelbſt hineingeholfen, mit der Abbitte: de les avoir derangées un moment.

Er erzählte uns auch, wie nicht lange vorher die Paſſagiere ſelbſt die Diligence bey hellem Tage ausgeplündert haben. Unter dem Vorwand, einen Augenblick auszuſteigen, haben ſie ſich ſeiner und des Poſtillons bemächtigt, und ihn genöthigt, alles herzugeben.

So ein Geſpräch einmahl angefangen zieht einen ganzen Schwarm von Hiſtorien nach ſich; jeder erzählte nun was er von Räubergeſchichten wußte, und der Offizier ſchwur, daß er ſich wehren werde, wenn auch die Menge der Spitzbuben noch ſo groß ſeyn ſollte; was man wohl in Paris von ihm ſagen würde, wenn er in einem ſolchen Falle ſeine Waffen nicht gebrauchte? Dieſe Erklärung war uns aber nicht willkommen, denn vertheidigt er ſich, ſagten wir, ſo ſchießen ſie in den Wagen herein und treffen uns auch. — Darum floß der Wein, um unſern Muth zu beleben, und wir erreichten vollkommen unſre Abſicht, denn nach und nach verſchwand das Schauerliche unſrer Vorſtellungen und wir ſcherzten muthwillig über die Begegniſſe, die ſich ereignen könnten.

Mit dem Geleite der Gensd'armes iſt es aber nicht viel. Sie haben gar kein kriegeriſches Ausſehen und ſind commode Herren, die Nachts lieber ſchlafen, als ſich den Unannehmlichkeiten des Wetters und der Gefahr ausſetzen. Daher finden ſie ſich vermuthlich mit den Conducteurs ab, denn ſie reiten, wie ich auch in der Folge erfuhr, des Nachts gewöhnlich nur eine kurze Strecke mit, und verſchwinden nachher.

Früher beſtand die Begleitung aus Soldaten, die oben auf der Decke des Wagens ſaßen, und durch ihre Tapferkeit einige Mahle die Anfälle von Räubern abtrieben. Man fand es aber zu gefährlich für die Reiſenden, weil ſie dem Feuer auf dieſe Art ganz ausgeſetzt waren.

Für Reiſende, welche das Scire tuum nihil est nisi te scire et sciat alter, zum Leitfaden ihrer Reiſe und Reiſebeſchreibung machen, iſt es erwünſcht, wenn ſie in eine große Stadt kommen, weil ſie da mehr als anderswo Stoff zu Bemerkungen finden, die ihren Kenntniſſen Ehre machen und von der gelehrten Welt mit Dank aufgenommen werden. Ich war demnach zu bedauern, daß mein Aufenthalt in Troyes, der Hauptſtadt des Departements de l'Aube, nur über das Mittageſſen dauerte, und ich alſo nicht Gelegenheit hatte, für meine Freunde einen belehrenden Vorrath von ſtatiſtiſchen und litterariſchen Nachrichten über die Volksmenge und Manufakturen der Stadt, oder über die Bibliothek des berühmten Franz Pithou und die Servellatwürſte, welche hier vorzüglich gut ſeyn ſollen, zu ſammeln, oder von dem großen Schatze der Collegiatkirche St. Stephani etwas mehreres ſagen zu können, als daß er wahrſcheinlich nicht mehr vorhanden ſeyn wird, oder die gute Geſellſchaft des Orts zu ſchildern, und ſo das erforderliche Utile dulci zu miſchen, womit man ſich bey dem leſeluſtigen Publikum einen Nahmen und allenfalls ſeine Reiſe bezahlt machen kann.

Leider verſpüre ich aber auch in meiner Natur keinen ſtarken Zug nach dergleichen Erkundigungen, und werde meiſtens nicht eher aufmerkſam, bis ich andre mit der abſchreckenden Zuverſicht des Wiſſens darüber ſprechen höre, und ich dann erſt mit meinen Fragen aufzutreten mich ſcheue, und es alſo zum Erkundigen für mich zu ſpät iſt. So wie aber der Menſch, wenn er ſich ſelbſt mit andern vergleicht, gemeiniglich nichts angelegeners hat, als ſich ſelbſt zu tröſten, ſo entſchuldige ich in ſolchen Fällen meine Unwiſſenheit mit meiner Abneigung und meine Abneigung mit der Erfahrung, daß die Quelle ſolcher imponirender Nachrichten oft eben ſo unlauter, als der Strom ihrer Wirkung ſeicht iſt; und meine Gleichgültigkeit gegen die gute Geſellſchaft ſchreibe ich dann der langen Weile zu, die ich ſo oft in eleganter Unterhaltung gefunden habe.

Indeſſen kann ich doch ſo viel von Troyes ſagen, daß es angenehme und mahleriſche Zugänge hat, und eine alte meiſt aus Riegelwerk gebaute Stadt iſt, obgleich auch manche große und ſteinerne Gebäude und Palläſte zu ſehen ſind, welche aber als Nationalgüter jetzt größten Theils in Verfall gerathen, und von Handwerksleuten und Kaffewirthen bewohnt werden; denn unter manchem Fenſter, wo ehedem ein königlicher

Gouverneur oder General, ein Biſchof oder vornehmer Prälat neben einer in Schönheit und Pracht glänzenden Dame mag geſtanden, und die Augen des bewundernden Volkes auf ſich gezogen haben, hing jetzt die dürftige Wäſche einer Schuſters- oder Schneidersfrau zum Trocknen heraus. — An der Kathedralkirche waren alle Bildſäulen, welche der alte Aberglaube zur Ehre der Heiligen ſtattlich und zahlreich hingepflanzt hatte, nun von dem neuen Unglauben der Vernunft zu Ehren (und zur Schande der Menſchlichkeit) verwüſtet und zerſchlagen.

Die Stadt ſoll aber auch vor der Revolution ſchon in Abnahme gekommen ſeyn, welches man der Nähe der ungeheuren Hauptſtadt zuſchreibt, die, je größer ſie anwächſt, deſto ſicherer die Lebenskraft der Provinzialſtädte zu erſticken droht; wie ein großes Feuer ein kleines, das in der Nähe iſt, entweder mit ſich vereinigt oder auslischt.

In den Städten ſtehen gewöhnlich bey den Gaſthöfen, wo man abſteigt, Friſeurs unter der Thüre, die ihre Dienſte anbiethen. Eine ſolche Gelegenheit, meinen Kopf, der von der nächtlichen Reiſe übel mitgenommen worden, wenigſtens äußerlich wieder herzuſtellen, war mir erwünſcht.

Dieſe Leute haben ſich hier auch der Herrſchaft über den Bart angemaßt, welches zwar der Bequemlichkeit des Reiſenden willkommen iſt, aber ſie üben ihre Gewalt ſo uſurpatoriſch aus, und behandeln den armen Unterthan mit ſo unerträglicher Rohigkeit, daß das glimpfliche Benehmen der medizinisch-chirurgiſchen Fakultät, die in meinem Vaterlande von jeher im Beſitze dieſes Zweiges der menſchlichen Kultur war, weit vorzuziehen und zu wünſchen iſt, daß ſie dieſes Recht beſtändig behaupten möge, wenn es ſchon Salzmann unter die Quellen des menſchlichen Elends zählt, und Feinde der Zunſt bedenklich oder Weichlinge beleidigend für ihr Zartgefühl finden wollen, daß Leute, die meiſtens nur an unlautere Begriffe a posteriori gewöhnt ſind, ſich auch mit Gegenſtänden reinerer Anſchauung befaſſen.

Dieſer Friſeur erzählte mir noch mit tonſoriſcher Geſprächigkeit ein weites und ein breites von der Zwietracht, welche die Rückkehr des Biſchofs und einiger ungeſchworner Prieſter in der hieſigen Bürgerſchaft, ja ſelbſt im Innern der Familien verurſache, ſo daß neue Verfolgungen daraus entſtehen, gleich als wenn jene nicht kämen, Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. — Hätte ich nur die Nahmen und Sachen behalten und mir etwa ein conſulariſches Reſcript darüber verſchaffen können, ſo wollte ich dann noch ein paar angeſehene Perſonen mit hereinziehen, und ſo eine ſtattliche Erzählung bilden, die meiner Reiſebeſchreibung Ehre machen, und vielleicht hier und da im Vaterlande als merkwürdiges Belege der neuen franzöſiſchen Geſchichte angeführt würde; aber ſo muß ich es dem der nach mir kommen, und in die Hände dieſes Balbiers fallen wird, überlaſſen, ſeine Nachrichten mit mehr Geſchicklichkeit zu benutzen. Mir blieb nur der Eindruck davon, daß es partout comme chez nous und das Menſchengeſchlecht allenthalben das gleiche iſt; über jeden Vorfall theilt man ſich in Parteyen, und dann ſucht jede nur die Demüthigung der andern, keine aber das Eine das Noth iſt: Frieden und Ordnung.

Auch hier war der Gaſthof, wie allenthalben, wo ich durchgekommen, äußerſt ſchmutzig und die Bedienung ſehr nachläſſig. Ich möchte nicht denen beygezählt werden, die alles tadeln, was ſie nicht ihrer wunderlichen Erwartung gemäß finden; ſondern übe mich vielmehr mit allem fürlieb zu nehmen, ohne ein Wort der Ungeduld zu ſagen, ſo daß ich unter Weges oft meine Unzufriedenheit über den lauten Tadel meiner Reiſegefährten äußerte; deßwegen trete ich auch in keine Smelfunguſiſche Klage über den unerträglichen Wuſt der öffentlichen und geheimen Zimmer ein, und ſage nichts von dem Mangel an Aufmerkſamkeit für den Reiſenden, aber um der Ruhmredigkeit derjenigen Franzoſen willen, welche uns weis machen wollen, ihrem Lande fehle nichts und andern Ländern alles, um der Großſprecherey ſo vieler Krieger willen, die ſo gar die Reinlichkeit unſrer Wirthshäuſer verachteten, weil ſie auf ihrem eigenen Miſte nicht ſo gedeihet, und die ſchnellſte Bedienung nicht ſchnell genug fanden, weil ein Eroberer das Unmögliche verlangen darf, um dieſes einheimiſchen Eigendünkels willen ſage ich, was die Wahrheit iſt und behaupte, daß man in unſern kleinen Städten, ja in manchen Dorfern beſſer eingerichtete Gaſthöfe antrifft, als in den großen Städten Frankreichs. Daß dieſe wohlfeiler ſind, iſt ein Vorzug, ſo von der größern Fruchtbarkeit des Landes herrührt, aber eben das ſollte den Wirthsleuten die Mühe erleichtern, ihren Häuſern die erforderliche Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu verſchaffen. Es gibt viele reiche Leute in Frankreich, aber die Nation iſt arm, pflegte man ehedem zu ſagen; entweder iſt alſo dieſer Mangel an öffentlichem Wohlſtande Schuld, warum das geprieſene Land keine Wirthshäuſer wie England, Holland und die ehemahlige Schweiz hat, oder der Geſchmack an öffentlicher und häuslicher Sauberkeit liegt ſonſt nicht in dem Charakter des Volks.

Bis hieher, weiter aber nicht, traf ich immer noch ſchweizeriſche Scheidemünze an. Größeres Geld anzutreffen, hätte mich weniger befremdet; wer gedenkt nicht noch jener Zeit, wo die langerſparten Nothpfennige unſers Vaterlandes nach Frankreich hinflogen, wie die Nägel aus dem in Trümmer ſtürzenden Schiffe nach dem Magnetberge! Aber ſogar die Schillinge meines Kantons, die ſchmutzigſte aller Münzſorten, begegneten mir allenthalben und galten nicht nur ihren Werth, ſondern noch darüber, weil ſie für Halbbatzenſtücke angeſehen wurden. Dieſe Freude, ſo oft Landeskraſt, wie es der Schweizer nennt, anzutreffen, ſoll er den franzöſiſchen Truppen zu danken haben, die bekanntermaßen zuweilen in Schweizergeld ausbezahlt wurden, und ſolches nach und nach in ihr Land verpflanzten.

Mich wundert, daß noch kein Schweizerbothe, oder anderer gemeinnütziger Schriftſteller den Ungläubigen dieſen offenbaren Vortheil der Staatsumwälzung zu Gemüth geführt hat, daß, jemehr Schillinge in fremde Länder kommen, man ſich zu Hauſe deſto weniger die Finger daran beſchmutze, und auch durch die Exportation an jedem Stück einen Pfennig gewinnen könne; oder daß nicht Rapinat, der in ſeiner Schutzſchrift etwas um Thatſachen verlegen zu ſeyn ſcheint, dieſe als das Juwel in der Krone ſeiner Ehrenrettung aufgeſtellt hat.

Von Troyes aus iſt nunmehr die Straße bis nach Paris hin größten Theils in der Mitte gepflaſtert, das rumpelt und raſſelt aber ſo gewaltig, daß man kaum ſein eigenes Wort hört, und die Poſtknechte deßwegen gewöhnlich neben dem Pflaſter hinfahren, denn die

Chauſſeen ſind ſehr breit und müſſen ehedem wirklich königlich geweſen ſeyn; jetzt ſind ſie zwar etwas im Verfall, doch nicht ſo ſehr, wie in Franche-Comté, auch werden ſie hier und da wieder hergeſtellt.

Heute hatte ich nun zum erſten Mahle Gelegenheit, im langſamen Vorbeyfahren das Auswendige eines der großen franzöſiſchen Landgüter zu betrachten, und meine Phantaſie mit dem Inwendigen desſelben zu beſchäftigen. Dieſes prächtige Schloß und dieſer unendliche Umfang von Ländereyen, dergleichen man in meinem armen Vaterlande gar nicht kennt, gehörte vielleicht ehemahls einem ausſchweifenden fürſtlichen Praſſer, oder einem blutſaugeriſchen Generalpächter, oder auch einem reichen, gebildeten und wohlthätigen Landedelmanne, der, müde des Geräuſches und eiteln Lebens der Hauptſtadt, ſeine Tage der Weisheit und ſeinen Reichthum dem Glücke ſeiner Unterthanen weihte. Mir einen ſolchen ſeltenen Mann zu denken, lud mich jetzt der heitere Himmel und die ſchöne Gegend ein, und ich ſtellte mir ihn vor, bald in wiſſenſchaftlichen Unterredungen mit gelehrten Freunden, die ihn aus der Stadt beſuchten, bald auf einſamen Spaziergängen an Frühlingsmorgen, oder beym zierlich reinlichen Mahle mit ſeiner liebenswürdigen Familie, bald wie er ſelbſt ſeine Kinder unterrichtet, oder ſich mit ſeinen Pächtern unterhält, bald wie er ſich mit ſeinem Pfarrer über die ſittlichen Angelegenheiten des Dorfs beräth, oder freundlich mit dem Alter ſpricht und die lächelnde Jugend grüßet, oder mit einem alten treuen Diener ſeinen Garten bearbeitet; bald wie er vornehme Geſellſchaft aus Paris empfängt und unterhält, oder Gott dankt, wenn ſie wieder geht; und zuweilen auch, wie er den bey aufgeklärten Männern, die auf dem Lande leben, nie ganz erlöſchenden Gedanken an bedeutendere Thätigkeit von ſich abwehrt, oder durch Handlungen der Wohlthätigkeit, ja wohl gar durch Roſenfeſte, zu unterdrücken ſucht.

In allen dieſen Situationen konnt' ich mir den guten Mann ſehr leicht als weiſe, aber ſchwerer als glücklich denken; denn in meiner Vorſtellung geſellte ſich immer die Empfindung einer gewiſſen Leerheit zu dieſem Zuſtande ſelbſtgemachter Pflichten, und es fiel mir ein, was der vortreffliche Marillac, Siegelbewahrer unter Ludwig XIII., freylich allzuſcharf zu ſagen pflegte: wer ſein Leben in Geiſtesruhe auf dem Lande zubringen, und ſeine Zeit gefliſſen zwiſchen Gott, Freunde und Bücher theilen wolle, ohne dem Publikum zu nützen, der führe das Leben d'un bon mouton.

So ſtrenge möchte ich gleichwohl über meinen weiſen, das Glück in dem was er Natur heißt ſuchenden, reichen Mann nicht urtheilen; er mag himmliſche Stunden haben, die ich lieber in erwünſchter Bequemlichkeit mit ihm theilen würde, als mit dem Siegelbewahrer ſeine mühſame und ſchlüpfrige Stelle. Aber ob nicht ein Mann von Kopf und Herz, der ſeine Indolenz oder Empfindſamkeit überwinden und eine öffentliche Stelle von beſtimmter Wirkſamkeit annehmen kann, mehr wahren Genuß am Leben habe, als der Weiſe auf dem Lande (oder auch der Chriſt in der Einſamkeit) — ſolches ließ ich für dieß Mahl dahin geſtellt ſeyn, weil der Wagen indeſſen weiter fuhr, und mich auf andere Gegenſtände aufmerkſam machte.

Durch unüberſehbare Fruchtfelder führte uns der Weg am ſchönſten Abend nach Nogent.

Hier prangte oben auf der zerſtümmelten Kirche die Göttin der Freyheit mit Speer und Mütze. Ein Bild das nun allenthalben angebracht iſt, wo ehemahls der eitele Sonnenkopf mit dem Nec pluribus impar ſtrahlte, oder Heilige ſich in demüthiger Andacht krümmten. Es iſt auch nicht zu läugnen, daß ſolches nicht in beßrer Form dargeſtellt ſey, als jene alten Sinnbilder; nur ſcheint meines Erachtens der ernſte altgriechiſche Styl, worin dieſe allegoriſche Göttin allenthalben gearbeitet iſt, nicht recht zur Frivolität und Weichlichkeit der Nation zu paſſen, ſo groß und ſchön er an ſich ſelbſt ſeyn mag, und ſo ſehr er gegenwärtig unter den franzöſiſchen Künſtlern als das Gegentheil des vormahligen theatraliſchen Geſchmacks an der Tagesordnung iſt; er ſteht zu einſam und dem Geiſte des Volkes zu fremde da, um das ſympathetiſche Wohlgefallen zu erregen, ohne welches alle Kunſt wirkungslos bleibt. Denn ein Kunſtwerk iſt um der Bewunderung einzelner Kenner willen, die ihre Forderungen nach Ideen des Alterthums beſtimmen, noch nicht geeignet, dem Volke, das nur ſich ſelbſt kennt, als ein Gegenſtand äſthetiſcher oder ſinnlicher Verehrung aufgedrungen zu werden. Die Kunſt muß ſich weiſe den Sitten nähern (ich ſage nicht, unterwerfen), wenn ſie an wohlthätigen Einfluß auf die Menge Anſpruch machen will; durch allzu große Entfernung davon wird ſie nur angeſtaunt, nicht empfunden.

Uebrigens weiß man nicht, ſoll man lachen oder weinen, wenn man die Göttin der Freyheit in griechiſchem Coſtüme oben auf der Spitze eines römiſch-katholiſchen Kirchthurms angebracht ſieht. Soll es, da jede Allegorie noch eine Nebendeutung zuläßt, etwa die ſchwindelnde Höhe anzeigen, worauf ſich die wilden Anbether dieſer Göttin, Recht und Wahrheit zum Trotze, geſchwungen haben? — Heiliger Petrus auf der trajaniſchen Säule, bitte für ſie und alle ihre ſittlichen Ideen!

Mein neugieriges Herumwandern in dieſer ruhigen und lermloſen Stadt, die hierin ſehr von Veſoul abſticht, machte mich das Nachteſſen verſäumen. Wir wurden ſogleich wieder in unſern Käfich geſperrt und fuhren unter dem Geleite von zwey Gensd'armes weiter, die uns aber bald unſerm Schickſal überließen, weil ſie, wie es geht, ihre eigene Ruhe mehr liebten, als die Sorge für unbekannte Reiſende, oder vielmehr für das Geld der Regierung. — Meinetwegen! wir hatten die Furcht vor Räubern überſtanden, aber ich litt nun viel ſtärker von der Angſt, umgeworfen zu werden; denn wir fuhren eine Zeit lang dicht an der Seine hin, und der Poſtknecht, der ſo eben von einer Reiſe von neun Stunden zurückgekommen war, und jetzt ſchon wieder mit uns fahren mußte, ſchlief entweder oder lief hinter dem Wagen her; auch der Conducteur war eingeſchlafen, und ich konnte mich nicht erwehren, alle Augenblicke zum Schlage hinauszuſehn, ob wir auch auf rechtem Pfade führen, und mir immer das Umwerfen des Wagens und ſeine fürchterlichen Folgen zu mahlen: ſo daß mir dieſe Schwachheit den ſchönen Mondſchein verdunkelte und die Ruhe der Nacht raubte, indeß meine Gefährten ſorgenlos ſchliefen, und ihnen ihre Gleichgültigkeit beſſer half, als mir meine ängſtliche Vorſicht. Was wollt' ich machen, wenn auch Gefahr vorhanden geweſen wäre, die Kutſchenſchläge ließen ſich von innen nicht aufmachen, alſo konnt' ich der Gefahr doch nicht entrinnen, und gewann durch mein Brüten über traurigen Bildern nichts, als daß ich ein Unglück empfand, ehe es geſchah, und welches ſogar ungeſchehen bleiben konnte. Weiß ich doch, daß die Gefahr, ja das Uebel ſelbſt, oft weniger leiden machen, als die Erwartung derſelben.

Solchen ſorglichen Einbildungen, wo nicht dieſer, doch ähnlicher Art, welche jeden, der kein Held iſt, vielleicht auch dieſe, zuweilen anfechten, muß man ſchweigend ertragen, weil ſie keine warme Theilnahme, ſondern nur kaltes Bedauren, womit niemand gedient iſt, erregen. So ließ auch ich die Anwandlung ſtill vorüber gehen, und konnte zuletzt gelaſſen mich an Bildern im Mondſcheine ergetzen und ſchlafend dem anbrechenden Tage zueilen.

Je näher man Paris kommt, deſto ſtärker iſt das Land bewohnt, folglich auch deſto beſſer angebaut; die Bauernhäuſer haben ein netteres Anſehen, und in den Flecken und Dörfern laden Kramläden zum Kaufen ein. Schon trifft man auch die großen viel verſprechenden Aufſchriften an den Häuſern an. In einem Dorfe war an einem kleinen Häuschen eine große Sonne gemahlt und darunter ſtand mit ellenlangen Buchſtaben: Ici le soleil luit pour tout le monde, on y loge à pied et à cheval. Und an einem andern, das kaum drey Fenſter hatte: C'est ici le rendez-vous des danseurs de la nation. — So üben ſich die Kleinen wie die Großen, ihren Schöpfungen glänzende Rahmen zu geben, ſollte auch oft der Rahme vorzüglicher ſeyn als das Werk.

In Grosbois wurde (den 23. May) zu Mittag geſpeiſt, aber die Nähe von Paris hatte allen den Appetit genommen, nur dem Offiziere nicht, der dabey ſehr über ſeinen geſchwollenen Fuß fluchte, welcher ihn verhindern werde, die neuen knappen Halbſtiefel anzuziehen, die ſeiner warten.

Wir rechneten hier auch zuſammen ab, was wir unter Weges von einander geborgt hatten. Ich möchte aber keinem, der ſein Geld ſchonen muß, und dabey keine Freude am Aufzeichnen jedes Groſchens hat, rathen, auf Reiſen zu viel Gefälligkeit im Leihen zu zeigen. Ueber dem vielen Geldwechſeln vergißt man dieſe kleinen Schulden leicht, manchmal auch gern — und fordern iſt an ſich ſchon eine widrige Sache und zieht oft Unannehmlichkeiten nach ſich. Auf Reiſen muß man inſonderheit drey Dinge geheim halten: ſeinen Beutel, um der leichtſinnigen Borger willen; ſeine Empfehlungsbriefe, um der zudringlichen Begleiter willen; und ſeinen Tadel um des Widerſpruchs willen, dem man ſo oft nicht gewachſen iſt, und der mehr beſchämt, wenn er den Tadel als wenn er das Lob trifft, ja auch deßwegen empfindlicher fällt, weil der Tadel gewöhnlich mehr von Herzen geht.

Je zierlicher die Straßen und je lebhafter die Dörfer wurden, deſto lauter ließ ſich nun auch wieder die Nationaleitelkeit unſers Offiziers hören. Aus dem Ueberfluſſe ſeines Herzens entquoll ſeinen Lippen das Lob der Schönen von Paris, mit deren Wohnungen er uns im Vorbeyfahren bekannt zu machen verſprach; wir ſahen aber wohl, daß wir aus dieſer Anweiſung keinen großen Vortheil ziehen würden, weil er zugleich verſicherte, die Poſtillione fahren ſo ſchnell durch die Stadt, daß einem Hören und Sehen vergehe. Seine freudige Redſeligkeit gieng zuletzt ſo weit, daß er mit uns auf eine Art von Paris ſprach, als wären wir ſelbſt ſchon Jahr und Tag da zu Hauſe. Nun, das hätte noch hingehen können, es machte uns lachen. Aber jetzt verfiel er wieder in die eben ſo unerträgliche, als leider in der Welt gewöhnliche Unart des Vergleichens wo nichts zu vergleichen iſt, und lobte Paris auf Koſten der Schweiz und beſonders einer ihrer Hauptſtädte; als ob man nichts loben könnte, ohne etwas anderes zu tadeln, und die Vorzüge einer Sache immer mit den Mängeln einer anderen gemeſſen werden müßten! Und that auf ſolche Weiſe dieſem Hauptſtädtchen (Stadt darf ich ſie in der Nähe von Paris nicht mehr nennen) himmelſchreyendes Unrecht. Ueberhaupt ſollten die höflichen Franzoſen einem Lande, das ſie nicht glücklich gemacht haben, lieber ſegnen als fluchen, vorzüglich aber einer Stadt, die mehr als irgend eine andere durch ſie gelitten, und mehr als irgend eine andere den Feinden Gutes gethan hat. Wo wurden ungerechtere Contributionen gefordert, und wo wurden die Truppen beſſer verpflegt! Welche von den Franzoſen ſelbſt gerühmte Wohlthaten erzeigte die Bürgerſchaft auf die menſchlichſte Weiſe den ſo zahlreichen zu Waſſer und zu Land ankommenden Verwundeten! Und doch erſchallt die

Stimme des Undanks nicht bloß von dieſem Offiziere, ſondern von dem halben Heere.

Der Grund hievon mag zum Theil in beleidigter Eitelkeit liegen, weil die Bewohner dieſer Stadt bey der Ankunft der deutſchen Macht ſo laut (und etwas voreilig) die ſichtbare Hand der Vorſehung prieſen, welche nun die ſtrafende Ruthe über die Rücken ihrer Feinde ſchwänge; mehr aber noch in der nationalen Art und Unart beyder Theile. In den alten ariſtokratiſchen Republiken bildete nach und nach das angeſtammte Souveränitätsgefühl und die feyerliche Wichtigkeit, welche man in die Behandlung von öffentlichen Geſchäften, wenn ſie auch von der kleinſten Bedeutung waren, legen zu müſſen glaubte, bey den Herren des Regiments und folglich auch bey ihren Nachahmern und Klienten, eine gewiſſe bedächtige Förmlichkeit des Leibs und der Seele, die ſie auch im Umgange nicht verließ, manche treffliche Eigenſchaft verhüllte, manchem Fremden verſcheuchte, und beſonders den geſchmeidigen Franzoſen langweilig ſeyn mußte, denen Worte mehr gelten als Werke, und die, da ſie für jede Empfindung und That eine eigne konventionelle Manier haben, auch in allem auf die Manier ſehen, und ohne dieſe auch die edelſten Handlungen nur als halbes Menſchenwerk beurtheilen. Wenn nun hier dieſer ſteife Ernſt oft aus guten Gründen noch in verdrießliche Worte und Blicke überging, wie konnte da die franzöſiſche Anmaßung, die ſich nie überläſtig glaubt, geduldig ſeyn, ohne in die Antipathie auszuarten, die keinen Werth mehr auf Wohlthaten legt!

So beſchäftigte mich das Andenken meines lieben Vaterlandes bis an die Mauern von Paris; ich hätte es nicht geglaubt. Aber wir ſind ſo innig mit Frankreich verbunden, daß man allenthalben auf Ringe der Kette ſtößt, die uns feſthält. Wenn die Feſſeln klirren, was iſt natürlicher als der Gedanke an die Schuld oder Unſchuld, und was erſprießlicher, als ſich dabey warnende Winke für die künftige Freyheit zu merken!

Endlich ſah ich die Kuppel des Pantheons aus Wolken von Häuſern emporſteigen. Nun verſchwanden alle Beſchwerden des zweynächtigen Fahrens und des ſiebentägigen Herumrüttelns — ich ſetzte mich zurecht, nahm keinen Antheil mehr an dem Geſpräche, und überließ mich dem freudigen Gedanken, ſo nahe dem Gegenſtande meiner Wünſche, ſo nahe dieſer neuen Welt zu ſeyn.

Der Conducteur ſetzte ſich jetzt ſelbſt auf die Pferde und flog mit uns durch Charenton, und nachdem wir bey der Barriere einen Augenblick unſere Päſſe gewieſen, durch die Fauxbourg St. Antoine über die Boulevards und durch die Gaſſen von Paris eine halbe Stunde lang, als wenn der Feind uns jagte.

Sed quid ego haec memoro?
Si quid me fuerit humanitus, ut teneatis.
Ennius.

Zweyter Theil.

Ἐα δ' ἐμαυτῳ ζῆν, ἰση γὰρ ἡ χαρις,
Μεγαλοισι χαιρειν, σμικρα θ' ἡδεως ἐχειν.

Euripides.

Wer wollte auch langſam in dieſen tollen Jahrmarkt der Welt hineinfahren können, wo alles eilt, und jeder ſich treibt und drängt, um keine der flüchtigen Stunden des Lebens vorbeyziehen zu laſſen, ohne ihr wenigſtens den Tribut der Fröhlichkeit zu entreißen!

Das war meine erſte Empfindung, als ich in dem raſſelnden Wagen durch die Gaſſen eilte, und die bunten Kramläden, die Hütten und Palläſte, und das unzählige Gewimmel der Menſchen wie ein Marionettenſpiel an meinen Augen vorbey tanzte. Der Gedanke entzückte mich, daß ich nun mit Muße dieſes alles, nach meiner Weiſe, in ſtiller Beobachtung gleichſam als ein für mich bereitetes Schauſpiel werde genießen können, und ich frohlockte in mir ſelbſt über die Gewißheit, daß ich nun da ſey.

Der Conducteur wollte uns ſeinem Verſprechen gemäß in einen Gaſthof führen, wo wir ſo lange bleiben könnten, bis wir uns irgendwo eingemiethet hätten. Aber durch die Gefälligkeit unſers Landmanns Tr., der uns erwartete, war uns ſchon eine Wohnung bereitet. Eine Menge Laſtträger drangen ſich auf, wir nahmen aber unſre leichten Mantelſäcke ſelbſt unter den Arm, und zogen nach unſerm nahen Quartier im Hôtel de la marine, rue croix des petits champs, wo mir ein zwar ſchönes aber unſauberes Zimmer gegen die lärmende Straße hinaus zu Theil ward.

Befreyt vom Staube der Reiſe zogen wir, es war noch früh am Abend, unter Tr. Anführung in der Stadt herum, bis es dunkel war. Zuerſt durch das Palais royal, welches zunächſt an meiner Wohnung liegt.

Daß mein erſter Ausgang gerade dieſen Mittelpunkt der Ueppigkeit von Paris, ja von der ganzen Welt, wie man behauptet, traf, war mir nicht zuwider. Je das Größte in ſeiner Art iſt auch das Sehenswertheſte, und es iſt ein falſcher Grundſatz, zu glauben, man müſſe ſich erſt durch das Gemeine dazu ſtimmen laſſen. Das Gemeine verſtimmt. Hätte ich das Treiben von Paris zuerſt auf andern öffentlichen Plätzen geſehen, ſo wär' es mir da, wo es am größten iſt, nicht mehr ſo intereſſant aufgefallen. Dieß (möge es nur hier paſſen, wie ich es dort als wahr erkannte!) gilt in Sachen der Empfindung überall, in den Künſten wie im Leben und in der Natur. Wer die Alpen ſehen will, eilt bey den Hügeln vorüber. — Wer das Große faſſen mag, und weiß was er ſucht, ſoll nicht erſt am Kleinen herumſchleichen, und ſich dadurch die Luſt und Gewalt des erſten Eindrucks und die Kraft eigner Wahrnehmung ſchwächen. So rieth Winkelmann allen ſeinen kunſtliebenden Freunden, den geradeſten Weg auf Rom zu nehmen, ohne ſich in den kleinen Städten Italiens mit ſubalternen Dingen zu verweilen. So faſſen wir den Geiſt des Dichters, ſelbſt in dem nur halbverſtandenen Originale beſſer, als ihn uns die Anatomie des Commentars in ſeinen disjectis membris demonſtrirt. So zieht uns ja auch, wenn wir nur in eine Geſellſchaft von Menſchen, oder Sammlung von Gemählden treten, Gefühl und Neugier unwiderſtehlich zu dem Schönſten und Berühmteſten.

Aber es gibt Leute — und die ſind Schuld an dieſer Abſchweifung — welche das nicht rathen, welche ſich vor jedem überraſchenden Genuſſe fürchten, und zu allem eine ſtufenweiſe Vorbereitung verlangen, Leute, die ſich immer nach einer Leiter umſehen, um künſtlich in den Tempel des Geſchmacks hineinzuſteigen, wenn ſchon die Pforten deſſelben ſich einladend vor ihren Augen öffnen. Dieſe fangen dann bey deutſchen Aeſthetiken an, um ſich zum Anſchauen antiker Schönheiten würdig zu bilden, und leſen den Batteux (um mich nicht durch neuere Beyſpiele verhaßt zu machen) vor dem Homer, und berauſchen ſich ſo ſehr am mannigfaltigen Dunſte der Vorkenntniſſe, daß ſie die Einfalt der Wahrheit nicht mehr zu faſſen vermögend ſind.

Das Palais royal alſo — weder die größte noch die ſchönſte, aber die glänzendeſte und blendendeſte Partie von Paris — ſah ich zuerſt. Um meinen Freunden dieſe „Capitale de Paris, comme Paris est la capitale de l'univers“ nach Verdienſt beſchreiben zu können, bedürfte es eines längern Aufenthalts in Paris, als mir vergönnt iſt; ich werde dieß alſo nie verſuchen, ſondern nur, wie bisher, meine jedesmahligen zur Sache, oder nicht zur Sache, gehörigen Bemerkungen zu Papier bringen. Jetzt war ich Kleinſtädter ganz von Erſtaunen hingeriſſen, nicht ſowohl über die fürſtlichen Koſtbarkeiten der Gewölbe und ihre elegante Anordnung, als über den Strom von Menſchen, die ſich in unaufhörlichem Wirbel in den Gängen herumdrehen. Wie ſie laufen, ſchleichen, hüpfen, lachen, weinen, rufen, ſingen, liſpeln, ſchreyen, ſich anſchauen, nicht achten, winken, ſtoßen, brüſten, ſchmiegen, zur Schau ſtellen, verlieren! Mit welchem Modegeſchmack der Kleidung, welchem Schein des Glückes ſie in den Alleen des Gartens herumziehen, überſchwenglich genügſam, als wenn ihnen gar nichts fehlte, und ſie nur auf der Welt wären, um als lebendige Blumen dieſen Garten zu ſchmücken!

Ich ſah auch andre Perſonen da herum wandern oder ſitzen, die ganz in ſich gekehrt an nichts außer ihnen Theil zu nehmen ſchienen, und mit eben der Gleichgültigkeit ſich betrugen, als wenn ſie allein auf einem einſamen Spaziergange wären. Das ſind alte Pariſer, dachte ich, die von Jugend auf in der Nähe dieſes Platzes wohnen, und, mit ſeinem feſtlichen Getümmel vertraut, die bunten Haufen ungefähr mit eben dem Intereſſe anſehen, wie wir die Pfähle unſrer Weinberge. Faſt lächerlich aber, wenigſtens unbegreiflich, welches mit dem Lächerlichen oft eins iſt, kamen mir einzelne Menſchen vor, die auf Ruhebänke hingeſtreckt, in Büchern laſen. Ein paar Neuigkeiten aus einem Zeitungsblatte herauszuhohlen, das ließe ſich allenfalls noch denken, aber in einem ſo engen Bezirke, wo tauſende von Menſchen in unaufhörlicher Bewegung vor unſern Augen vorbeygaukeln, ſich in einem Zuſammenhange der Gedanken zu erhalten, welches doch bey Leſung eines Buchs erforderlich iſt, das ſchien mir eine Unmöglichkeit zu ſeyn. Warum gingen ſie nicht lieber nach Hauſe, wenn ſie leſen wollten, oder ins Freye unter einen grünen Baum! Ich ſahe zwar das Gleiche auch bey den Damen der Kramläden, aber da läßt ſich alles erklären, ſo wohl das Leſen als das Nichtleſen.

Von da gingen wir durch die Straße Nicaiſe, wo noch traurige Spuren der Verwüſtung, welche die ſo genannte Höllenmaſchine angerichtet, zu ſehen waren. Wie viel erſchrecklicher, als beym Leſen der Zeitungsblätter, kam mir nun an Ort und Stelle ſelbſt, die mehr als teufliſche Bosheit vor, um eines Einzigen willen ſo viel Unſchuldige zu morden, und ſo viel friedliche Haushaltungen zu zerſtören! O Bonaparte, wäreſt du auch nicht groß und gut, ſo haſt du doch das Schickſal des Großen und Guten, daß es gewöhnlich der Menſchheit theuer zu ſtehen kommt!

Meine Empfindung blutete noch ſtärker, als ich über den Carrouſelplatz in den Hof der Tuilerien trat, und die Mordthaten des zehnten Auguſts und der folgenden Greuelnächte mir wider Willen erinnerlich gemacht wurden durch die Inſchrift: le 10. Août, die unter jedem Eindrucke der Kanonenkugeln an der Mauer des Schloſſes angebracht iſt. Wie kann eine menſchliche Regierung noch ſolche Fingerzeige unmenſchlicher Pöbelwuth ſtehen laſſen, die bey jedem unbefangnen Fremden die Erinnerung des Guten und Schönen, das ehedem und jetzt wieder in dieſem Pallaſte geſchah und geſchehen mag, in der Geburt erſticken, und ihm auch die ſinnliche Freude über den Anblick dieſes königlichen Gebäudes rauben! Ueberhaupt ſollte man keinen Platz um deßwillen verewigen, weil Menſchenblut auf ihm vergoſſen worden, wenn auch noch ſo viel eingebildete Ehre dabey aufzuleſen war; und da hier noch dazu die Ehre auf der Seite der Ueberwundenen iſt, wie jetzt alle Welt weiß, ſo ſollte man dieſe nun beyde Theile beſchimpfende Inſchrift deſto weniger ſtehen laſſen! Daß meine Landsleute das Schlachtopfer waren, vergrößerte zwar meinen Unwillen, aber, ich muß es geſtehen, nicht meine Betrübniß. Mein Unwille war beleidigter Nationalſtolz, aber Betrübniß ſetzt Liebe zum Voraus, und davon — ich darf in Paris wohl ſagen, was ich zu Hauſe verſchweigen müßte — empfinde ich für einen Schweizer, den ich nicht kenne, nicht mehr, als für einen unbekannten Chineſen.

Dieſe unmuthigen Empfindungen verſchwanden aber alle, wie die Finſterniß vor der Sonne, als ich unter den Tuilerien durch und gegen den Garten hinauskam, und, auf der Terraſſe ſtehend, des für mich ſo gänzlich neuen Anblickes genoß. Die Abendſonne ſtrahlte mir golden über die weite Fläche des herrlichen Gartens entgegen, ſchwellte die Wipfel ſeiner hohen Linden, überglänzte die marmornen Bildſäulen, und verdoppelte durch das Spiel der Schatten das Heer von Menſchen, das in den weiten Gängen herumſchwärmte, ohne ſich, wie im Palais royal zu drängen, denn hier iſt, ſo kams mir vor, wie im Himmel Raum für alle. Alles gruppirt ſich und ſtellt ſich mahleriſch dar, und jeden Augenblick lebten Reminiscenzen von ſo oft betrachteten Gemählden und Kupferſtichen alter franzöſiſcher Künſtler, die dergleichen Gegenſtände vorgeſtellt hatten, in mir auf; ich wurde ihres Gefühls und anſchauenden Sinnes theilhaftig; es war mir als wenn ein ſchöner Traum realiſirt würde.

Von allen Seiten her ſchienen mir Statuen, die ich aus Abbildungen und Beſchreibungen kannte, wie alte Freunde vertraulich zu winken; ich war aber nicht im Stande, eine einzige ruhig zu betrachten, es waren ihrer zu viele, und die lebendigen Menſchengruppen zogen immer wieder meine Augen auf ſich. Wie konnte ich mich da in ungeſtörtem Anſchaun freuen über die Gewendigkeit der ſchönen männlichen Geſtalten, über die weiße Zartheit der weiblichen Geſichter und die Fülle ihres Wuchſes! Mit welcher Eleganz das alles an mir vorbey zog, ſich um die Baſſins und Blumenbeete wand, um unter den Bäumen des mir noch unermeßlich ſcheinenden Gartens zu verſchwinden! Wie ſchon im Palais royal, ſo fiel mir auch hier wieder die Salbung auf, mit der dieſe Leute ſpazieren konnten, der Schein des Genuſſes, den kein nicht hieher gehöriger Gedanke, kein Hauch des Unmuths zu trüben ſchien, dem ich aber nicht recht trauen mochte, eben weil er ſo allgemein war; es kam mir vielmehr vor, daß, wie ihre Dichter für jedes Sentiment eine eigne Theorie. die ſie alle einander ſo ähnlich macht, haben, ſo die Franzoſen überhaupt für jede Situation eine durch ſtillſchweigende Uebereinkunft und Erziehung beſtimmte Miene und Haltung annehmen müſſen, worin eben ihre berühmte Lebensart beſteht.

Bisher konnte ich nie recht begreifen, wie ſich Bildſäulen, ſteinerne todte Maſſen ohne Bewegung und Farbe, in der vegetirenden, grünen und glänzenden Natur der Gärten mit Vortheil ausnehmen können, weil ich ſie immer nur in kleinen oder kleinlichen Anlagen geſehen hatte, wo ſie durch ihre ſpecifiſche und hiſtoriſche Größe drückten; daher erwartete ich auch hier, ſie nur unter dem Säulengange des Pallaſtes und der weiten offenen Terraſſe vor demſelben in ſchicklichem ſchönem Standpunkte zu ſehen, aber ich irrte mich; unter den hohen Gewölben der Linden und im reichbelaubten Gebüſche der Luſtwäldchen ſtanden ſie wegen beſſerer Beleuchtung oft noch mehr an ihrem Platze, freylich jetzt im friſchen Glanze des Frühlings, der alles belebt; wie es aber in den ſpätern Jahreszeiten ausſehen möge, wenn die todten Blätter an dieſen zierlichen Formen kleben — an dieſen Contraſt mochte ich nicht denken

Die beſten alten und neuen Statuen, ſo ehemahls in Verſailles ſtanden, ſind jetzt hieher gebracht worden. Auf hundert Schritte weit unterſcheidet man aber an der theatraliſchen Stellung und dem fliegenden gezwungenen Kleiderwurfe die neuern des vorigen Jahrhunderts vor den alten oder nach den alten gebildeten.

Was aber allem Leben gab und mich immer von neuem wieder anzog, das war die ſtrömende Menge von Menſchen jedes Alters und Standes, die ſich beſonders zwiſchen dem großen Waſſerbecken und dem Ausgange des Gartens zuſammen drängte Von der dort befindlichen Terraſſe herunter konnte ich mich nicht ſatt an dem fluthenden Schauſpiele ſehen. Welche ganz andre Manieren des Betragens, der Haltung des Körpers, des Gehens, Stilleſtehens, Sprechens und Lachens, als auf den öffentlichen Spaziergängen in meinem lieben, ehrbaren, hier möcht' ich faſt ſagen ſteifen, Vaterlande, wenn es nicht einem Tadel gliche! Wie geht hier alles ſo frey und ungezwungen einher, und ohne ſich die Miene eines Amtes oder Standes zu geben! Man ſieht keine hohe Staatsperſonen mit ſtudirter langſamer Bewegung, und dem Firniſſe vaterländiſcher Sorgen auf dem Geſichte, oder mit Verbeugung heiſchendem Blicke; keine Gelehrten, die mit niedergeſchlagenen Augen zu denken ſcheinen wollen, oder in ſüßer Eitelkeit den Beyfall für ihre Schriften auf den Mienen der Vorübergehenden aufſuchen. Auch die jungen Leute, die in neumodiſcher ſeltſamer Tracht einherziehen, haben nichts von dem Contorſchnitte, oder der gezwungenen Unbefangenheit und malplacirten Luſtigkeit vieler der Unſrigen, die mit zuſammengeleſenen Federn geſchmückt aus der Fremde heimgeflogen kommen. Hier iſt nicht das unbarmherzige Muſtern der Vorbeygehenden, nicht der unabtreibliche Blick der Neugier, der an jeder fremden Perſon und jedem modiſchen Gewande klebet. Der vornehme wie der gemeine Bürger, ſelbſt der Bettler, gehet ſicher und ohne ſich mit andern zu meſſen, ſeinen Gang, zwar nicht unbemerkt, aber ungeneckt und unbegaffet.

Ob auch das ſchöne Geſchlecht einige äußerliche Vorzüge (denn nur von dem, was ich von der Terrasse des **Feuillans** herunter ſah, rede ich) genieße, wage ich nicht zu entſcheiden. Zart und weiß iſt allerdings die Haut der Franzöſinnen und üppig ihr Wuchs; ihr Blick iſt weichlich, und Perlen ſind ihre Zähne. Das findet ſich aber auch bey uns, zwar nicht ſo häufig, vielleicht nur weil man nicht ſo viele Frauenzimmer auf den öffentlichen Plätzen antrifft. Auch bey uns ſah ich eben ſo koſtbar gekleidete Damen, nur ſcheinen die Pariſerinnen das vortheilhafte Tragen des Gewandes, das zierliche und leichte Auffaſſen deſſelben, wodurch der Körper eine ſo ſchlanke Geſtalt bekömmt, beſſer zu verſtehen. Obſchon aber nach dem allgemeinen Glauben unendlich mehr Fangſucht (wie die Sprachbereiniger ſagen — haben wir die Sache, ſo dürfen wir auch das Wort haben) hier herrſchen mag, als anderswo, ſo ſollte man doch beynahe das Gegentheil glauben, weil man ſo wenig von unzeitigem Erröthen, oder von kindiſch umherblickender Zudringlichkeit und ſchreyender Naivetät ſieht; denn ſelbſt die Natürlichkeit ſcheinen die Franzoſen in Regeln gebracht zu haben. Ob aber jene reine und ſtille Anmuth, die den edelſten weiblichen Seelen eigen iſt, die allein die wahre bleibende Liebenswürdigkeit ausmacht, und ohne die alle äußere Reitze nur vorübergehende Wirkung thun, hier ſo zu Hauſe ſey, wie da, wo man nicht ſo viel ſpaziert, dieß zu entſcheiden, wäre eine nähere Bekanntſchaft mit dem weiblichen Geſchlecht erforderlich.

Die große Nationalſäule, welche auf der Place de la concorde wie ein hoher Thurm emporſtrebt, zog ſchon lange meine Blicke auf ſich. Ich verließ alſo meinen unterhaltenden Standpunkt, und begab mich auf dieſen Platz, der die Tuillerien mit den Elyſäiſchen Feldern verbindet, wo aber nicht mehr ruhiger Spaziergang, ſondern Lärm und Gewühl herrſcht. Buden, Glückſpiele, Marionetten, Marktſchreyer betäuben die Ohren, und die Wagen und Reuter, welche den Platz immerfort durchkreuzen, machen den Ungewohnten ängſtlich.

So majeſtätiſch mir von weitem dieſe hohe Säule vorkam, ſo wurde doch der günſtige Eindruck ſehr durch ihre hölzerne Gebrechlichkeit geſchwächt, denn ſie ſteht nur noch als bretternes Muſter da für das ſteinerne Monument, welches à la gloire des armées françaises, wie die Inſchrift ſagt, wie bald weiß ich nicht, hier aufgerichtet werden ſoll. Rings an ihrer weiten Grundlage erſcheinen alle Departements der Republik, als Basreliefs von Bronze allegoriſch gemahlt in lebensgroßen antiken Figuren, die ſich einander die Hände biethen, ohne weitern diſtinktiven Charakter der Provinzen, den darunter geſchriebene Nahmen erſetzen ſollen, welches zwar ein wenig proſaiſch aber doch nöthig iſt, weil man ſonſt nicht wüßte, was dieſer Tanz zu bedeuten hätte. Am Fuße der Säule ſind als künftiger Marmor mehrere allegoriſche Wünſche und Complimente angebracht, und an den Ecken Trophäen von

Erz im antiken Geſchmacke, aber mit Waffen der neuen Kriegskunſt, welches ich jedoch nicht wie andere tadle, denn warum ſollen die Waffen, welche geſiegt haben, nicht auch der Ehre genießen! Wenn Gegenſtände der neuern Zeiten in antike Form rangirt werden können, ohne Proportion und Zeichnung zu verletzen, ſo ſoll der Geſchmack auch nichts dagegen haben. Oben auf der Säule ſteht ein ſchönes Bild der Republik, und an den Stamm derſelben ſollen die Nahmen großer Krieger geſchrieben werden.

Noch nicht drey Wochen ſteht dieſe coloſſaliſche Säule, und ſchon verbleichen die Gemählde, und ſpalten die Bretter. Ob ſich gleich von Holz nichts beſſeres erwarten läßt und jedermann weiß, daß ſie nur zur Probe da ſteht, ſo erlaubt ſich doch das Publikum manchen bedeutenden Scherz, nicht nur über die architectoniſchen Mängel derſelben, ſondern eben über dieſe mürbe Pracht, und ſtellt laute Vergleichungen an zwiſchen den vielen eben ſo ſcheinbar hervorgeſtellten und ſo bald wieder verſchwundenen politiſchen Gebäuden des Jahrzehends und dieſer Säule. Nach den Bemerkungen, die ich ſchon an dem erſten Abende meines Hierſeyns hörte, hätte die Regierung beſſer gethan, ſie nach reifer Prüfung ſogleich von Stein aufführen zu laſſen, als ſo im Schattenriſſe. Was einmahl vollendet da ſteht, daran gewöhnt man ſich bald, und der Tadel ſchweigt wo er nichts mehr ändern kann. Wenn auch das Publikum gerechter und entſcheidender

Richter über das Geſchehene iſt, ſo ſoll man es doch niemahls fragen über das, was man thun will, weil ſeine vielzüngige Stimme ſich an Nebenſachen heiſer ſchreyt, und dabey der Hauptfrage vergißt. Viele finden es daher auch unklug an einer neuen Regierung, Monumente für die Ewigkeit proviſoriſch von Holz machen zu laſſen, weil der Zuſchauer dadurch wider ſeinen Willen an die Vergänglichkeit der Dinge erinnert wird.

Vorher ſoll das Modell zu einer Bildſäule der Freyheit hier aufgeſtellt geweſen ſeyn, die aber auch nicht zu Stande kam. Es wird ſchwer halten, meinen viele, ehe was republikaniſches gedeiht auf dieſem Boden, der mit dem Blute des Monarchen gedüngt iſt.

Die Champs Elysées bilden zwey liebliche Luſtwälder, die durch eine beſtändig mit Reutern und Wagen beſetzte breite Straße getheilt ſind, wo ſich die Pariſer Männer und Weiber und Kinder freyer als in den Tuilerien ergetzen, und dazu die mannigfaltigſte Gelegenheit finden, denn hier und in der Nähe ſind engliſche Gärten, Reſtaurateurs, Kaffe-, Tanz-, und Trinkhäuſer aller Arten, hier werden alle möglichen Spiele und Leibesübungen getrieben bis auf das einſame Spazierengehen hinunter, denn auch zu dieſem iſt noch Raum. In den Tuilerien meinte ich, die ganze ſpazierende Welt ſey da verſammelt, und hier war die Menge wenigſtens eben ſo groß. Dieß war mir alles ſo überraſchend neu, daß ich immer meinen Gefährten fragen wollte, was denn heute für ein Feſt wäre? Ich ſahe dieſem flüchtigen Leben flüchtig zu, und merkte wohl, daß ich noch nichts ſehe, war aber doch ſchon vergnügt über das was ich ſahe.

Müdigkeit ſo wohl als Luſt der Augen machte, daß ich mich bey einem Pavillon niederließ, der auf einem in den Wald ausgeſchnittenen Platze angebracht iſt, und mich durch ſeine reizende Lage und die Menge vorbeyfahrender, reitender, gehender, ausruhender Menſchen und im Graſe ſpielender Kinder unwiderſtehlich anzog. Ich ſetzte mich mitten unter die Leute an eines der vielen Tiſchchen, die um dieß kleine Gebäude herum angebracht ſind, und wurde mit Reinlichkeit und Geſchwindigkeit bedient.

Ganz gegen meine Erwartung war die Dezenz, die ich allenthalben bemerkte. Selbſt in den Baſtringen, oder Tanzplätzen des gemeinen Volks, die zu unterſt in den Champs Elysées angebracht ſind, bemerkte ich nichts von der tobenden Ausſchweifung und dem wilden Rauſche, der „die ſchweiniſche Menge“ anderer Länder charakteriſirt, und auch hier zu Land in den wüthenden Revolutionszeiten mehr als irgendwo an der Tagesordnung geweſen ſeyn ſoll. Ein Beweis, daß die Franzoſen wieder zu ihrer angebornen Sitte zurückkehren, die ihnen allenthalben, wo es nicht heimlich zugeht, äußern Anſtand gebiethet. Ja man erlaube mir noch zu glauben, ſie haben durch die ſchrecklichen Ereigniſſe ihrer Revolution, wo nicht an Sitten doch am Scheine derſelben, an geſellſchaftlicher Achtung und Ehrbarkeit gewonnen. Es gibt keine Prinzen und Hofleute mehr, die ſo oft in ungeſtraftem Uebermuth die bürgerliche Tugend öffentlich mit Füßen traten, keine durch den Mißbrauch ihres Geldes verächtliche Finanziers, die, weil ſie alles bezahlen zu können glaubten, in ihren glänzenden Wagen über die blutende Armuth hinwegrollten; keine ſtolzen Prälaten, die durch ihr üppiges Leben das Volk zur Gotteslästerung zwangen, keine Garden des Königs, die im herumſtreifenden Rauſche die Vorbeygehenden inſultirten. — Alle Fehler der Großen und Mächtigen gegen den geſellſchaftlichen Wohlſtand theilen ſich ſo leichtlich dem Volke mit, weil das Volk weniger durch Verſtand als durch Beyſpiele geleitet wird, dieſe Beyſpiele aber haben ſich durch die Revolution verloren; der Bürger und Handwerker leidet nicht mehr den empörenden Trotz der Reichen und Gewaltigen, und dieſe verſcheuchen jede lärmende Ausſchweifung des Pöbels, weil ſie gefährlicher Sanscülotismus für ſie iſt oder werden könnte. Es waltet daher eine gegenſeitige Duldung und auffallende Gleichheit des geſellſchaftlichen Tons (mehr wohl als der Rechte) unter dieſer Verſchiedenheit von Menſchen, die man wohl nirgends ſo vollendet antrifft. Freylich hat man dieſen Vortheil den traurigſten Erfahrungen zu danken, aber eben darum, weil er aus ſiebenfachem Unglück entſtanden iſt, ſollte ihn das franzöſiſche Volk auch als ein heiliges Geſchenk des Himmels bewahren, wie Nathan der Weiſe ſeine Recha, nachdem ihm Feuer und Schwert ſeine ſieben Söhne geraubt hatten.

Wie mancherley und ſeltſame Arten des Broderwerbs in Paris getrieben werden, konnte ich heute ſchon mit Erſtaunen auf dieſem öffentlichen Platze ſehen. Ich ſage nichts von den Speiſewirthen, noch von denen, welche Luſtgärten und Tanzſäle zum Vergnügen des Publikums halten, oder Geräthſchaften zu Spielen ausmiethen, nichts von den ſchönen Mädchen, welche den wohlgekleideten Fremdling bald ausſpähen, und wie Schmetterlinge umflattern, noch von den gewöhnlichen Bettlern, welche jedoch auch im Betteln eine ungewöhnliche Höflichkeit beobachten. Aber folgende Beyſpiele ſeltſamer Induſtrie kann ich nicht unberührt laſſen, weil ſie zugleich den Geiſt des Volkes bezeichnen.

Gleich im Anfange der elyſeiſchen Felder erblickt man einige zierliche Lehnſtühle in Maſchinen aufgehängt, denen gegenüber große Spiegel angebracht ſind. Wer würde wohl errathen, was dies zu bedeuten hätte? Der Stuhl iſt eine Wage, in die man ſich ſetzt, um die Schwere ſeines Körpers zu erfahren, wobey man, um ja nicht betrogen zu werden, auf einem Barometer ſein reſpectives Gewicht ſelbſt leſen kann; zudem hat man noch das Vergnügen, ſeine eigne Figur und den Anſtand, womit man dieſes phyſikaliſche Experiment macht, in dem Spiegel zu bewundern. Herren und Frauen, wenn ſie von dem Reſtaurateur kommen, bedienen ſich dieſer Maſchine oft, um ſich an dem Paradoxon die Köpfe zu zerbrechen, daß man nach dem Eſſen nicht ſchwerer ſeyn ſollte, als vorher.

Hier ſah ich auch die Frauenzimmer, von welchen ich ſchon auswärts gehört hatte, die, mit einem Schleyer bedeckt und im Trauergewande, ſich wie verloren in das Dunkel der Bäume ſetzen, und ohne ein Wort zu ſprechen oder auf Fragen zu antworten, durch Geſang zu einer Harfe (dem Modeinſtrument der Pariſerinnen) oder durch künſtliches Klavierſpiel das Mitleiden der Vorübergehenden rege zu machen ſuchen, wo Euch dann eine alte Gouvernante, die ihr treu geblieben ſeyn will, oder ein gefühlvoller Zuſchauer ins Ohr ſagt, daß es eine Fräulein von hohem Stande ſey, welche durch die Revolution um Eltern und Vermögen gekommen. Da aber die Erfindung nicht mehr neu iſt, und ſchon mehrere Perſonen ſich damit abgeben, ſo nahm ich auch keinen großen Zulauf wahr, bey einer ausgenommen, die es aber mehr ihrer ſchönen Stimme als ihrem tragiſchen Schickſale zu danken haben mochte.

Einem andern Wundermanne ſah ich zu, der auf der Erde ſaß, und fünf Inſtrumente auf Ein Mahl ſpielte. Mit der einen Hand regierte er eine Flöte oder Pfeiſe von beſonderer Erfindung, mit der andern ſpielte er auf einer Zither, die er zwiſchen den Knieen hielt. Zwey meſſingene Becken hatte er ſo an ſeinen rechten Fuß befeſtigt, daß er ſie mit einer Bewegung zuſammenſchlagen und öffnen konnte, und an den linken Fuß hatte er einen Schlägel gebunden, womit er eine große Trommel rührte; zugleich waren an dieſem Fuße zwey Glöckchen feſt gemacht, die mit jedem Trommelſchlag ertönten. So machte er eine türkiſche Muſik, die wohl nicht ihres gleichen in der Welt hat. Ein artiges Mädchen ſammelte mit demüthigem Blicke und ſanfter Stimme die Liards der Zuhörer ein.

Anderswo ſitzt auf einem elenden Stuhle ein armer Knabe, der die Geige ſpielt. Den Hut, womit er das Almoſen ſammelt, hält er zwiſchen den Beinen, und neben ihm iſt an einem Stecken ein Papier befeſtigt, worauf die Geſchichte ſeines Unglücks zierlich beſchrieben iſt. Dieſe Schrift muß für ihn ſprechen, denn er ſelbſt ſpielt mit niedergeſchlagenen Augen unabläſſig fort, ohne aufzublicken und ohne zu danken, wenn man etwas in ſeinen Hut wirft, als wenn er einzig und allein in ſein Spiel und ſeinen Jammer verſenkt keinen Antheil an der übrigen Welt mehr nähme.

An mehreren Orten ſtehen vor einem Tiſche Mann und Weib als Bänkelſänger, die bald ſingend und ſich mit der Violine begleitend, bald in Proſa, aber im höchſten Pathos, die Heldenthaten Bonapartes verkündigen, die Geſchichte des 18ten Brûmairs erzählen, als des Tages, der nach Jahrhunderten von Unterdrückung das Glück des Vaterlandes endlich fixirt habe; von dem Schutzgeiſte Frankreichs ſprechen, den mehrere Perſonen bey der Explosion ſichtbarlich über dem Conſul ſchweben ſahen. Alles mit einem tragödiſchen Ernſte, der zwar nicht mit dem Stoffe, aber mit dem Style und den Declamatoren ſelbſt im lächerlichſten Widerſpruche ſteht.

Nur die muſikaliſchen Hülfsmittel hab' ich angeführt, womit ſich die Armuth ein geneigtes Ohr zu verſchaffen hofft; es ſind aber ſolche kleine immer abwechſelnde Lockſpeiſen allen Sinnen (wenn man auch ihrer mehr als fünfe zählen wollte) bereitet. Monathe Zeit und ein eignes Buch würden erfordert, ſie alle zu prüfen und zu beſchreiben. Auch die erwähnten konnte ich nur im Vorbeygehn haſchen, weil mein Begleiter eilte; ich nahm mir aber vor, einen Tag auszuſetzen, den ich ganz der Beobachtung dieſer Bettlerindûſtrie widmen wollte, für die ich mehr Intereſſe habe, als ein Mann von Geſchmack von ſich ſelbſt geſtehen ſollte. Wenn es eine Seelenwanderung gibt, ſo bin ich ſelbſt einmahl ſo ein Gaſſenmuſikus geweſen, denn die Liebe zu ihnen iſt mir angeboren. Schon in meiner Kindheit konnte ich einem alten Manne, der mit zitternder Stimme geiſtliche Lieder ſang und ſich mit einer Baßgeige begleitete, von Hauſe zu Hauſe folgen,

folgen, und ihm mit weinender Wehmuth meine Schillinge und Aepfel zuſtecken. Die Muſik hat auf mein Gefühl dabey weiter keine Wirkung, als daß ſie dieſe Leute aus dem gemeinen Leben heraushebt und iſolirt der Phantaſie vorſtellt, wodurch ihre dramatiſche Rolle, die ſie, vom größten Genie, der Noth, gelehrt, ſpielen, deſto anziehender wird.

Wir mußten doch endlich zurück, weil ſich der Tag zu neigen anfing. Vom Ende des Gartens aus nimmt ſich der Pallaſt der Tuilerien ſehr gut aus, in der Nähe aber ſchien er mir etwas zuſammengeflicktes und zu viel kleinliche Partien zu haben. Der Weg ging dem Waſſer nach, an der großen Gallerie hinauf, zum Louvre hin. Mein Herz pochte nach der berühmten Colonnade, und ich ſah mich immer nach ihr um; ich mochte aber nicht gern fragen, weil ich mich ſcheute, meine kindiſche Sehnſucht kalten Ohren zu vertrauen, und auch weil ich kleinmüthig zweifelte, ob ich die Schönheit derſelben im erſten Anblick erkennen werde, ſo daß man mich davor hinſtellen könnte, ohne daß ichs merkte, und ich darüber zum Spott würde. Als ich mich aber um die Ecke herumwandte, und dieſe Faſſade vor mir ſtand, wichen alle Zweifel. Ich fühlte ſogleich, daß ich einen großen Gegenſtand vor meinen Augen habe, noch ehe mein Verſtand den Begriff davon faſſen und die Uebereinſtimmung deſſelben mit meinem Gefühl erklären konnte. Alle die kleinen Schönheiten, die ich mühſam an den Tuillerien und der Gallerie aufgeſucht hatte, verſchwanden wie Sterne vor der Sonne. Das Auge blieb nicht an dem Einzelnen hangen, ſo zierlich auch das Einzelne vollendet iſt, ſondern wurde immer von dem Ganzen angezogen, und die ſo auffallende Einheit, bey dieſer Pracht der Compoſition, machte ſchon in dem erſten Momente einen unvergeßlichen Eindruck auf mich.

Gewiß nicht nachſprechende Einbildung, ſondern Empfindung der Wahrheit war meine Bewunderung der unvergleichlichen Harmonie der Theile zum Ganzen, an welchen bey allem Reichthum und der größten Zierlichkeit ſo gar nichts unſchickliches und fremdes iſt, wodurch der Sinn auf Nebenbetrachtungen geleitet werden könnte. Auch ſcheint nicht vorzügliche Schönheit einem beſondern Theile eigen, ſondern in allen, wie in den Gliedern eines vollkommenen Leibes, der zierlichſte Bau mit den richtigſten Verhältniſſen verbunden zu ſeyn, ſo daß die hohe Idee des ganzen Werks der Anſchauung immer gegenwärtig bleibt, und auch durch das Wohlgefallen am Einzelnen nicht zerſtreut wird, worin eben das Geheimniß der Schönheit beſteht, und wodurch ſich die äſthetiſche Schöpfungskraft bewährt, deren Werke zur Regel werden, ob ſie gleich ſelbſt durch keine Regel gelehrt und von keinem Fleiße erreicht werden kann.

Ich muß nur meine Empfindung ſprechen laſſen, weil ich in der Baukunſt nichts verſtehe; doch möcht' ich wiſſen, was Kunſtverſtändige daran auszuſetzen haben, und ob der Baumeiſter ſich ganz an die Geſetze der alten Kunſt gehalten, oder ſich Neuerungen erlaubt habe? Denn es kann beynahe nicht anders ſeyn, als daß der Schöpfer eines ſolchen Meiſterſtücks ſich eigne Freyheiten geſtatte, die erſt für Ueberſchreitung und nachher für Erweiterung der vermeintlichen Grenzen gelten.

Obgleich der Mond zu ſcheinen anfing, in deſſen große Gegenſtände noch größer machenden Schlagſchatten und ſilbernem Lichte ich das Louvre noch gern geſehen hätte, ſo war es doch für heute genug. Müde und belaſtet von den Erſcheinungen des Tages hatte ich Ruhe nöthig, und kehrte zufrieden in meine Wohnung zurück.

Ich traute meinen Ohren kaum, als ich beym Erwachen Nachtigallen ſingen und Turteltauben girren hörte. Beym Mondſchein zu Bette und beym Geſang der Nachtigallen heraus, das klingt gar nicht wie eine Beſchreibung des Aufenthalts zu Paris, ſondern eher wie Aeußerungen eines empfindſamen Mannes, der noch nicht lange auf ſeinem neuen Landgute lebt, und ſich den Tag über mit Geßners Idyllen zu unterhalten bemüht geweſen iſt; und doch iſt es buchſtäblich wahr. Auch Wachteln hörte ich in allen benachbarten Gaſſen noch in der Nacht ſchlagen. An Surrogaten der Natur ſcheint es demnach hier nicht zu mangeln, deſto ſeltner mag wohl die Göttin ſelbſt zu finden ſeyn; man behilft ſich alſo ſo gut man kann, nur Schade, daß ſolche Erſatzmittel des Naturgenuſſes auch das bereitwilligſte Gemüth nicht lange befriedigen! Zwar läßt ſich der Geſang eingeſperrter Vögel noch am beſten des Morgens im Bette anhören, wenn die Phantaſie noch friſch iſt, und man ſich mit geſchloſſenen Augen Wald und Wieſen dazu träumen kann, aber im verſchloſſenen Zimmer war er mir immer unerträglich, weil ich dann nichts dabey empfinde, als das disharmoniſche Geſchrey eines der Freyheit beraubten und aus ſeinem wahren Leben gewaltſam herausgeriſſenen Geſchöpfes. Ein anderes iſt es, dieſen Geſang in der freyen ſtillen Natur zu hören, wenn leiſe Winde durch das Gebüſche fliegen, und der Mondſtrahl im liſpelnden Bache zittert, nur dann klaget die Nachtigall meinem empfindenden Ohre; nur dann vernehm' ich der Lerche Lobgeſang, wenn ſie unſichtbar über dem pflügenden Bauer ihren Morgengruß anſtimmt, und fröhliche Hirtenknaben von Ferne jauchzen, und das Schifflein auf dem glatten See plätſchert. — Kurz, der Vogelgeſang iſt kein Ganzes für ſich, ſondern nur eine ſchöne Partie von der wundervollen Symphonie der Natur, aus welcher er nicht einzeln herausgehoben werden kann, ohne ſeine Annehmlichkeit zu verlieren.

Allein man begnügt ſich allenthalben mit dem Scheine und nimmt den Nahmen für die Sache, in großen Dingen wie in kleinen. Denn wie dieſe wähnen, daß ein gefangener Vogel ihnen das gleiche Vergnügen machen könne, welches er in der Freyheit der Wälder gewährt, ſo haſchen jene nach Glück und Ehre, und meinen, wie lieblich dieſe Vögel in ihrem Käfich pfeifen werden, und erfahren dann oft zu ſpät, daß ſie beſſer gethan hätten, ſie in ihrem freyen Fluge nicht zu hemmen, und ihnen nur von fern zuzuhören. Auch ich, der ich andre tadle, betriege mich in ähnlichen Fällen in meinem kleinen Leben oft ſelbſt, und heuchle aus Blödigkeit. Wie oft hab' ich nicht ſchon bey Büchern, die man mir anrühmte, lange Weile gehabt, indeſſen ich mich zur Theilnahme zwang, oder bey einer Muſik, die zu künſtlich für mein Ohr war, unwillkührlich gegähnt, und mich dennoch in Bewunderung ergoſſen!

Um mich aber nicht länger in übelzuſammenhängenden Phantaſien zu verlieren, fing ich an, eine Beſchreibung meines Zimmers zu machen, um ſie gelegentlich nach Hauſe zu ſchicken. Von der ſchönen Seite betrachtet wußte ich viel Gutes davon zu ſagen, aber es hat auch, wie alles in der Welt, eine häßliche. Was hab' ich von ſammtenen Lehnſtühlen, wenn ich daran kleben bleibe, was von den großen Spiegelſcheiben, wenn ich ſie erſt abwiſchen muß, um durchzuſehen, was vom eingelegten Fußboden, wenn ich vor

Koth nicht weiß, ob er von Holz oder Stein iſt! Lieber wollte ich auf der geſcheuerten Bank einer reinlichen Appenzellerſtube ſitzen, als hier auf dieſen geſchmackvollen Stühlen, ob man mir gleich ſagt, ich ſey logirt wie ein Prinz.

Um 9 Uhr ging ich aus, um allein und auf Gerathewohl in den Straßen herumzuziehen. Es war heute (24. May) Pfingſten, aber es ſchien mir kein Menſch daran zu denken, als ich ſelbſt; nirgends ertönte eine Glocke, nirgends hörte ich die rollenden Orgeln der Kirche oder den Geſang der Prieſter; ſtatt der feſtlichen Stille, die jetzt bey uns herrſcht, war ein Gedränge der Leute, ein Geſchrey der Ausrufer, eine Schaubarkeit der Buden, ein Raſſeln der Wagen, daß alles, was ich zu Hauſe von Meſſen, Jahrmärkten, Predigt- und Muſterungsbeſuchen und anderm Volksgewirre geſehen hatte, hier in Eins verſammelt ſchien, und es mir noch gar nicht in den Kopf wollte, daß dieß etwas alltägliches ſey.

Mein irrender Schritt führte mich auf den großen Fiſchmarkt. Hier ſind alſo die fürchterlichen Poiſſarden, dachte ich, und ging mitten in das Getümmel hinein, um ſie zu betrachten; ich konnte aber vor dem beſtändigen Ausweichen und dem Gaſſenkoth nicht recht zu ihrem Anſchauen gelangen; ſo viel ſah ich jedoch, daß es meiſtens dicke fleiſchigte Weiber, reinlicher angezogen als ich glaubte, ſind. Ich hörte eben nichts grobes von ihnen, konnte aber auch ihre Sprache nicht recht verſtehen; doch gefielen mir ihre fetten rothen Backen nicht, die ſich nie entfärben zu können ſcheinen, noch ihr trotziger Blick, ſo daß ich bald wieder einen Ausweg aus dieſem Labyrinthe ſuchte. Am meiſten aber ſchreckte mich der unerträgliche Fiſchgeruch zurück, der mir für heute das Fiſcheſſen verleidete, ſo wie der Anblick einer blutigen Fleiſchbank mir das Fleiſcheſſen verhaßt macht, und ich dann nicht begreifen kann, daß der Menſch dazu gebildet ſeyn ſoll, bis der Appetit ſelbſt es mir beweiſt, der über dieſe und andre häßliche Geſchäfte, wozu wir organiſirt und alſo berechtigt ſind, uns immer am beſten die Zweifel löſt.

Ich kam nun auf einen Gemüſe- und Blumenmarkt, der mir ſchon beſſer gefiel; doch ſcheinen dieſe Weiber auch noch unter die Dames de la Halle zu gehören. Und von da auf den Trödelmarkt. Hier glaubte ich nun die berühmten Kleidungsgewölbe anzutreffen, wo ſich, wie man mir erzählt hat, jedermann, der Kleine und der Große, der Reiche und der Arme, in einem Augenblick vom Kopf zum Fuße einen vollſtändigen Anzug nach ſeinem Geſchmacke wählen kann. Aber ich fand nichts, als einen abſcheulichen Lumpenkram, wo die elendeſten Fetzen feil gebothen ſind: alte Schnüre, zerriſſene Bänder, handbreite Stücken Zeug, die man anderwärts nicht von der Gaſſe aufläſe; ein Zeichen großer Armuth, die ſich dennoch lieber in zuſammengeflickte feine Lumpen kleidet, als in groben aber ganzen Stoff. Jene berühmten Läden müſſen alſo in andern Quartieren zu finden ſeyn.

So durchſtrich ich mehrere Straßen, ſtand ſtill, wo, und ſahe an was ich wollte, ohne daß mir ein Menſch die Ehre anthat, Kenntniß von mir zu nehmen; niemand kam mir entgegen, niemand wich mir aus, vielweniger ſah mir jemand nach, wohin ich ginge. Factus sum sicut passer solitarius in tecto — Das iſt aber kein geringer Vorzug großer Städte, daß man einſam ſeyn kann, ſo lange man will; in kleinen iſt man es eben ſo ſelten, wenn man gern will, als oft, wenn man lieber nicht wollte.

Caffé du Lycée des Arts! — Hier will ich frühſtücken und den Geſprächen der Gelehrten und Künſtler, die der Aufſchrift zufolge ſich hier verſammeln werden, zuhören! — Aber ich kam entweder zu früh oder zu ſpät, denn ich traf niemand an, als Leute die Zeitungen laſen, und wenig philoſophiſches an ſich zu haben ſchienen, als daß ſie kein Wort ſprachen, wofern dieß eine Eigenſchaft der Philoſophen iſt. Auf dem Katheder ſaß eine Dame, welche die Bezahlung einnahm, und mir einige abgeſchliſſene Silberſtücke herausgab, die ich nachher nicht mehr anbringen konnte.

Sodann kam ich wieder bey der Colonnade des Louvre vorbey, wovon mir jetzt der untere Theil etwas zu leer und vernachläſſigt vorkam gegen dem Reichthum der Säulenreihe; dieſe aber erneuerte mir wieder den geſtrigen Eindruck eines genialiſchen Kunſtwerks, das gewiß bis in ſeine kleinſten Theile in den reinſten Verhältniſſen ausgeführt ſeyn muß, weil das Auge bey aller Pracht und Größe doch ſo leicht darauf ruht, und immer mit neuem Wohlgefallen davon angezogen wird; wogegen die andern Palläſte zwar auch zierlich, aber ohne Größe und durch zweckloſe Mannigfaltigkeit verkleinlicht ſind.

Auch der innere Platz des Louvre gefiel mir durch ſeine majeſtätiſche Geräumigkeit, worin mir die Leute alle ſo klein vorkamen, und durch ſein ſchwarzes Alterthum, hauptſächlich aber durch die Erinnerung an ſeine Bewohner und ihr Thun und Laſſen von Charles IX. an bis zu Louis XIII. Ich ſetzte mich auf einen Stein nieder, und beſchwor ihre Geiſter zurückzukehren aus dem Schattenreiche in dieſe königliche Burg, und in ihren alten Naturen vor mir aufzutreten. Bald hörte ich Karln IX. fluchen, und erblickte die wollüſtigen Hoffräulein ſeiner Mutter in leichtſinnigem Reize an den hohen Fenſtern. Ich ſahe den ehrwürdigen Michel de l'Hospital, dem das Herz für ſein Vaterland blutet, durch dieſen Hof reiten, verſpottet von jenem Geſindel und geſegnet von jedem, dem Tugend und Weisheit noch etwas galten. Die ſtolzen Guiſen zogen prächtig vor meinen Augen vorüber, und vor ihnen trübte ſich der neidiſche Blick des weichlichen Königs und ſeiner Günſtlinge. Ich verweilte gerne bey mancherley Bildern von Heinrich IV., am liebſten ſah ich ihn mit dem edeln Sülly an der Hand menſchlich und königlich einhergehen, und etwa ſein freudiges Auge auf eine nahe Schönheit werfen. Blaß, hager, und mit einem in die geheimſten Tiefen des Herzens dringenden Blicke erſcheint der Cardinal Richelieu, die Garden eilen ins Gewehr, erſchrockener als wenn es der König ſelbſt wäre, die Offiziere grüßen ehrerbietig, er aber würdigt keinen ſeines Anblicks, und ſchreitet langſam und leicht die Treppen hinauf, und hinter ihm Prinzen und Generale.

Wo ſind ſie nun, dieſe Herrlichkeiten der Erde? Schon lange abgetreten von ihrem ſchimmernden Schauplatze leben ſie nur noch im ſegnenden oder fluchenden Andenken der Nachkömmlinge. Ihre vom Taumel der Freude erſchallenden und von Thränen der Angſt benetzten Gemächer ſind nun der ruhige Aufenthalt glücklicher Gelehrter und Künſtler, und unter jenen angeſtaunten Fenſtern verrichtet jetzt der Pöbel, was er nicht ſollte.

Als ich auf der andern Seite heraus kam, erblickte ich den Eingang zum Muſeum, Musée central des arts war die Inſchrift: da konnte ich mich nicht zurückhalten, ob ich ſchon dieſen Morgen nur dazu beſtimmt hatte, in der Stadt herumzuwandern. Ich mußte aber vorher der Schildwache meinen Paß weiſen, und ihr, da es von ungefähr ein Schweizer war, von Hauſe erzählen. Mit Herzklopfen trat ich in den

Univ. Bibl.

langen Saal hinein, der einen Theil der Gallerie des Louvre ausmacht.

Nur die Gemählde der deutſchen, franzöſiſchen und niederländiſchen Schulen waren zu ſehen, die italiäniſchen aber durch einen Vorhang abgeſondert, weil für den hier anweſenden König von Hetrurien ein neues Arrangement damit gemacht wurde. — Welch ein Schatz! Indeſſen war ich noch zu unruhig, ob ich gleich über zwey Stunden unter den zahllos ſcheinenden Bildern herumging, wo ich Stoff zum Nachdenken für ein ganzes Leben zu finden glaubte; immer zog ein neuer Gegenſtand meine Augen von dem kaum angeblickten hinweg. Deßwegen ſuchte ich mich jetzt nur zu orientiren, und die Plätze der verſchiedenen Schulen zu merken, und mich mit der örtlichen Gelegenheit bekannt zu machen.

Im Eingange des Saals ſind gedruckte Verzeichniſſe der Gemählde zum Verkauf, wofür man nicht mehr bezahlen darf, als auf dem Titelblatte ſteht. Eine Frau nimmt die Stöcke ab, und gibt ſie wieder unentgeltlich zurück. In der großen Gallerie ſelbſt gehen eine Menge Aufſeher herum, die Achtung geben, daß nichts betaſtet werde, und den arbeitenden Künſtlern das Nöthige reichen. Bey jedem Fenſter ſteht eine Bank zum Ausruhen, eine freundliche Anſtalt. Einen einzigen Tag der Dekade ausgenommen, hat der Fremde täglich (hingegen der Pariſer ohne beſondre Erlaubniß nur drey Tage) den offenen Zutritt von zehen bis vier Uhr. Kurz alles verräth die gefälligſte Bemühung, dem Publikum und beſonders dem Ausländer den Genuß dieſer Gallerie auf das möglichſte zu erleichtern.

Nur Eins iſt Schade: der Platz iſt nicht für eine ſo gehäufte Gemähldeſammlung gemacht; die Fenſter ſind zu tief, und die großen Bilder, die noch hängen, werden von untenher beleuchtet. Auch hat die linke Seite nicht genug Licht.

Ein Aufſeher, den ich aber noch nicht dafür erkannte, da er ſehr wohl gekleidet war, ließ mich, wie ich glaubte, aus beſonderer Gunſt, unter dem Vorhang durch zu den italiäniſchen Gemählden treten, und führte erklärend mich an denſelben herum. Hätte mich aber auch nicht die ungewohnte Neuheit an deutlicher Betrachtung gehindert, ſo hätte es ſeine begleitende Erklärung gethan, die ich mir nicht verbitten durfte. Bey einem erſten Anblicke dieſer Art geräth das Gemüth in Wallung, die uns verhindert, auch von dem beſſern Verſtande eine Weiſung anzunehmen. Wir müſſen uns allein überlaſſen bleiben, bis die freudige Unruhe ſich verloren, und wir ſelbſt durch Fragen von dem erfahrnen Begleiter Nutzen ziehen können.

Ich ſtreifte an den herrlichſten Guidos, Carraccis, Correggios, Dominichins vorbey (der Aufſeher trieb mich), wie man in einem Wagen bey Gruppen ſchöner Mädchen vorbey fährt, und ihnen nur einen

Blick der Liebe oder einen Laut des Wohlgefallens ſchenken kann.

Es herrſchte noch eine große Unordnung in dieſem Theile des Saales, denn allenthalben waren Arbeiter beſchäftigt, Gemählde aufzuſtellen. In einer dunkeln Ecke ſtand, ganz unerwartet für mich, die Verklärung von Raphael zum Reſtauriren bereit; jetzt war ſie noch voll Staub und an einigen Orten klebte noch die Gaze an, womit man das ohnehin ſchon ſchadhafte Gemählde vor weiterem Verderben auf der Reiſe zu ſchützen geſucht hatte. Es zog mich aber nicht mit der Schnelligkeit an, noch heftete es meinen eilenden Blick ſo unwiderſtehlich auf ſich hin, mit der Vergeſſenheit der Welt und meiner ſelbſt, welche ſonſt wohl die Wirkung menſchlicher Meiſterſtücke iſt. Ich ſchreibe dieß nicht nur dem gegenwärtigen Zuſtand des berühmten Bildes, und den glänzenderen Sachen, die ich ſo eben vorbeygegangen, zu, ſondern auch meinen irrigen Vorſtellungen von dem Colorite und überhaupt meiner geſpannten Erwartung davon, weil wir nichts Großes erwarten können, ohne uns ein Bild davon zu machen, das meiſtens in umgekehrtem Verhältniſſe mit der Wahrheit ſteht.

Durch Beſchreibungen und Dorignys vortreffliches Blatt hatte ich nach und nach von dieſem Gemählde den Begriff des erſten von allen Gemählden der Welt bekommen; hiezu geſellten ſich unwillkührlich Ideen von einer gewiſſen originellen Lieblichkeit der Färbung, die ich bey dem allgeprieſenen Raphael vorausſetzte, ſo daß ich kaum mehr an die menſchliche Beſchränktheit dachte, ſondern erwartete, die Eindrücke alles bisher geſehenen müßten wie Nebel vor dieſer Sonne verſchwinden. — Aber es war mir nicht wohl zu Muthe, als ich ſtatt des zarten harmoniſchen Tons und durchſichtigen Zaubers, den ich mir, nicht gedacht, aber geträumt hatte, ſo viel kalte, trockne und ſchwarze Partien erblickte, die mir anfänglich auch die Erkenntniß der edeln Compoſition verhüllten. Ob nun gleich dieſe Fehler eben ſo ſehr auf Rechnung der Zeit als des Meiſters geſchrieben werden mögen, ſo fielen ſie doch beym erſten Anblick meinem ſinnlichen Auge unangenehm auf, weil bey jeder Mahlerey das ſinnliche Farbenſpiel die erſte ſchnelle Wahrnehmung ausmacht, noch ehe der Verſtand ſpricht. Wehe aber dem Kunſtwerke, wo dieſer nicht bald zum Sprechen kommen kann! Hier war dieß jedoch der Fall nicht; denn bald verloſchen meine Träume vor der wirklichen Gegenwart des höchſten Verſtandes in der Zeichnung, Anordnung und Bedeutung, (alltägliche Ausdrücke, ſeit Mengs ſie brauchte — ich weiß aber keine beſſern) und mit jedem Augenblicke wurden die Figuren ſprechender, runder und lebendiger. — Man kann kein Gemählde aus dem Gedächtniſſe beſchreiben, am wenigſten ein ſolches, zu deſſen würdiger Betrachtung ganze Tage erforderlich wären, auch iſt ſchon ſo viel darüber geſagt, und das Verdienſt des Meiſters ſo beſtimmt angegeben worden, daß ich nur den Nachklang des beſſer geſagten ausſprechen könnte; ich begnüge mich deßwegen nur das Geſchichtliche meines Anſchauens anzuführen, und den Eindruck zu ſchildern, der die Folge meines kurzen Verweilens vor dieſem erhabenen Bilde war. Ueber der bedeutungsvollen Richtigkeit der Gedanken und der geiſtigen und doch ſo einfachen Wahrheit, die mir immer deutlicher wurde, vergaß ich die praktiſche Kunſt, welches wohl die ſchönſte und zweckmäßigſte Wirkung iſt, die ein Kunſtwerk auf uns machen kann, und verlor mich in dem ängſtlichen Jammer des Vaters, der ſeinen wüthenden Knaben hält, und in der, durch Geberden und Mienen ſo edel und wahr ausgedrückten Klage der hülfsbedürftigen Freunde, die ſich ſo verſchieden äußert, und doch nur Eins: Rettung von dem unheilbaren Elend, fleht. Auch meinem Herzen theilte ſich die Unruhe der Apoſtel mit über den ſchrecklichen Zuſtand des Leidenden und die Abweſenheit des göttlichen Meiſters, der allein helfen könnte. Es war, als wenn immer eine neue Geſtalt nach der andern vor mich hinträte, und in jeder derſelben eine neue Anſicht von der Wahrheit der Scene und ein neuer Aufſchluß über die Gedanken des Mahlers ſich zeigte. Ich konnte darum auch für dieß Mahl von dem obern Theil des Gemähldes, der Verklärung ſelbſt, ſo viel wie nichts ſehen, weil mich jetzt die Freude über dieſe neue Entdeckung und über meine Fähigkeit, ihren Werth zu fühlen, forttrieb, und ich aus Ehrfurcht beſorgte, gleich anfangs zu viel zu thun, und den weitern Genuß lieber auf kommende Tage verſparen wollte.

Unten ſind die Säle der Antiken, die eine beſſere Beleuchtung haben als die Gemählde, doch auch nicht alle; denn auf der linken Seite ſtehen ſie zwiſchen dem Fenſter und dem Zuſchauer, ja einige gar an den Pfeilern zwiſchen zwey Fenſtern, ſo daß ſie von beyden Seiten Licht bekommen, und alſo gar nicht beſehen werden können. Die beſten Plätze haben Apollo und Laocoon, als die berühmteſten, und ſind auch die einzigen mit Schranken umgebenen; ſie ſtehen jede zu Ende des nach ihnen benannten langen Saals, bey deſſen Eingange man ſie ſogleich in ihrer Herrlichkeit erblickt.

Dieſe Gegenſtände meiner jugendlichen Sehnſucht hier nun endlich unter Einem Dache zu ſehen, wäre allein ſchon der Reiſe werth geweſen. Ich ſahe ſie jetzt zum erſten Mahle in Marmor, hätte aber auch wünſchen mögen, zum erſten Mahle etwas von ihnen zu hören; denn ſo ſchnell mir auch ihre Größe in die Augen fiel, ſo kamen mir doch immer Winkelmanns glänzende Entzückungen, die ich ſchon als Knabe auswendig wußte, in den Weg, und ſtörten die reine urſprüngliche Empfindung, welche gern einen demüthigen Anfang nimmt, um nach und nach, nicht auf fremten, ſondern auf eignen Flügeln, ſich an der großen Erſcheinung und durch ſie emporzuſchwingen. Wäre es mir möglich geweſen, in dieſes Heiligthum hineinzutreten, zwar mit gerechter Verehrung für alte Kunſt, aber ohne dieſe Statuen anders als dem Nahmen nach zu kennen, wie mannigfaltig hätte mich der Anblick dieſes ſchlangenumwundenen Vaters beſchäftigt, an dem der Ausdruck des körperlichen ſo wohl als des geiſtigen Schmerzes mit bewundernswürdiger Kunſt anſchaulich gemacht iſt, da der ganze Körper ſich auf das heftigſte von dem Biſſe der Schlange wendet, ohne unedel zu werden, indeſſen der emporgedrängte Kopf vergeblich nach Hülfe von oben ſchreyt! Wie hätte mich jener junge Held, der als König des Tages ſtolz in ſein Lichtreich hervortritt, angezogen! Er ſendet ſeine Strahlen wie Pfeile in die Weite der Schöpfung, und vor ihm biegen ſich in Lobpreiſung die Kniee der Völker!

Ich hätte mich vor den hohen idealiſchen Gebilden dem wirkſamen Streben meiner Seelenkräfte überlaſſen, und in geiſterhebender Betrachtung nach Erkenntniß dieſer erhabenen Kunſt gerungen — aber jetzt zwang mich ein überläſtiges Gedächtniß unwiderſtehlich, vorher den Winkelmanniſchen Lobgeſang abzubethen, der mich freylich durch ſeine Begeiſterung auf eine Höhe der Anſchauung hob, wohin ich allein nie gelangt wäre. Aber es war nicht meine eigne ſelbſterworbene Erkenntniß, ſondern fremdes Gut, wodurch ich auf Ein Mahl zu reich wurde, ein Standpunkt, auf dem ich mich ſeiner Höhe wegen nicht halten konnte. Ich ließ es alſo für heute bewenden, und zog mir nur die Regel aus der Erfahrung ab, daß man vorzügliche poetiſche Beſchreibungen zwar leſen, aber nicht eher auswendig lernen dürfe, bevor man den beſchriebenen Gegenſtand ſelbſt geſehen und mit eignen Sinnen geprüft hat, weil wir uns ihnen gemeiniglich zuviel dahin geben, und dann die ſubjectiven Vorzüge des dichteriſchen-Lobes mit den Schönheiten des beſungenen Gegenſtandes in Colliſion kommen, und, einmahl dem Gedächtniß eingeprägt, wie ein Zauber unſre eigne Kraft lähmen. Kurz, man ſoll erſt mit eignen Augen ſehen, ehe man ſich fremder bedient, und lieber ſeine eigne Beobachtungen durch fremde, als fremde durch eigne berichtigen, weil erſteres allein uns zum ächten Selbſtgenuß und Fortſchritt, letzteres aber nur zur unfruchtbaren Kritik führt.

Ich ſetzte mich in einem der Säle nieder, um von der Müdigkeit auszuruhen. Die Decke deſſelben iſt mit Frescogemählden geziert, die eine große Fertigkeit und gutes Colorit verrathen; es war mir aber nicht möglich, dieſes flache Farbenſpiel, wenn es an ſich auch noch ſo bedeutend geweſen wäre, neben den erhabenen Götter- und Heldengeſtalten, welche hier die Bildhauerkunſt hervortretend aufſtellt, mit einigem Intereſſe anzuſchauen. Die Mahlerey hat unſtreitig mehr Spielraum, durch Farben, Profile, Verkürzung, Perſpectiv, ten, willkührliches Licht, hiemit durch größere Compoſitionen und vereinigende Anordnung derſelben, auf unſre Einbildungskraft zu wirken, als die Sculptur, aber dieſe hat mehr Intenſion, Gegenwart und ſinnliche Täuſchung; ihre wirkliche, runde, taſtbare Geſtalten ſind zum Theil wirklich das, was die andern nur nachahmen. Tritt nun noch Schönheit und geiſtvolle Bedeutung uns mehr und mehr aus dieſen im irklichen Raume ſchwebenden plaſtiſchen Ründungen ntgegen, ſo verlieren vor ihrer Fülle und Gewalt die gemahlten Schatten der Bildertafel ihre Wirkung und hren ſonſt verdienten Werth. Sind ſie gleich ihrem Urſprunge nach Schweſtern dieſe beyden Künſte, ſo t doch ihre Tendenz zu verſchieden, als daß ſie ſich in nger Geſellſchaft vertragen könnten. Der ſtille ſelbſtſtändige Stolz der Aeltern verſcheucht die gefällige Jün- ere, die ſich hinwiederum mit mannigfaltigern Reizen, nd einer größern Anzahl von Liebhabern tröſtet.

In dieſen hohen Sälen, unter dieſen ,,ſchönen Weſen aus dem Fabellande" mag wohl der feyerlichſte nd ruhigſte Aufenthalt in Paris ſeyn. Einige Zeich- er ausgenommen waren wenig Leute da, und dieſe ienen nur ſo an den ehrfurchtgebiethenden Bildern rumzuſchleichen, ohne ihre Größe im mindeſten Ab- uch zu thun, denn eine ſolche Geſellſchaft macht alle rätenſion zu nichte. Welch eine unverſiegliche Quelle r Betrachtung, immer neu, auch für den, der ſich on durch tauſend neue Vorſtellungen ermüdet glaubt!

Hätten mich nicht die gähnenden Aufſeher eines andern belehrt, niemahls würde ich geglaubt haben, daß man auch hier von der langen Weile ergriffen werden könnte.

So ſaß ich lange; vor mir über lag der ſterbende Fechter. Ob gleich mein Blick noch neugierig herumſchweifte, ſo zog ihn doch die Nähe und Wahrheit dieſes edeln Kunſtwerks immer wieder an. Es iſt zwar keine von den erhabenen Formen der Götter- und Heldenzeit, deren ſo manche dieß Elyſium bewohnen und beleben, aber es iſt das treue Bild der letzten Stunde eines edeln Kriegers, der ruhig, obgleich im blutigen Tode, ſeine männliche Seele aushaucht. In dieſer Hinſicht halte ich es doch für eines der erſten Stücke dieſer Sammlung. Seine Geſtalt iſt ſchön und die Stellung hätte nicht wahrer und ſchicklicher gewählt werden können. Zu Boden geſunken und vom Blutverluſte entkräftet, ſtützt er ſich noch mit dem rechten Arme, aber ſo ſchwach, daß man jeden Augenblick glaubt, ihn zuſammenfallen zu ſehen; und eben dieſer Moment iſt es, der dem Bilde am meiſten Intereſſe gibt; denn ſchon hängt er mit dem Kopfe vorwärts und eine allgemeine Erſchlaffung dehnt ſich durch ſeine Glieder aus; Schatten des Todes ſcheinen vor ſeiner Stirne zu ſchwimmen, und die Träume des Lebens ſich ihm wie ferne Töne zu verlieren. Nur noch im dumpfen Gefühle ſeines Daſeyns ohne Merkmahle des Schmerzes, der Schmerz iſt ſchon vorbey, ohne Zuckung und Angſt, endet er würdig und wahr ſein tapferes Leben.

Ich kann nichts als die lautere Empfindung angeben, welche das Anſchauen dieſer Bilder jedes Mahl in mir erregt; beſchreiben will und vermag ich nicht, weder jetzt noch dann, wenn ich dieſe Werke mit mehr Ruhe werde betrachten können, weil ich mir keinen gelehrten Anſtrich geben darf, der mir nicht natürlich iſt. Ueber die hiſtoriſche Bedeutung und das Alter der merkwürdigſten Statuen haben ſchon gelehrte Meiſter abgeſprochen, was könnt' ich Schüler ſagen? Und von der Beſchaffenheit des Marmors und ſeiner Behandlung verſtehe ich nichts, in Büchern aber nachzuſchlagen und mit veränderten Worten das Geleſene wieder von mir zu geben, dazu hätte ich hier nicht Zeit, wenn mir dieſe neue Manier auch weniger verhaßt wäre. Styl, Zeichnung, Verhältniß der Theile, und andre Erforderniſſe der Kunſt, wäre ich wohl ſelbſt zu beurtheilen im Stande, aber mir iſt, dieſe Schönheiten müſſen jedem ohne meine Anweiſung in die Augen fallen; kleine Zweifel aber dagegen aufzuſtellen und die paucas maculas zu nennen, die mich beleidigt haben, das ſey fern von mir! Bin ich gleich nicht gekommen, um bloß anzubethen, ſo will ich doch in der kurzen Zeit meines Hierſeyns mich lieber meiner neuen Freunde freuen, als ſie anatomiren. Der größten Behutſamkeit bedarf es indeſſen für mich und jeden Neuling, daß die Aeußerung der Empfindung nicht deklamatoriſche Begeiſterung werde, denn die Gewalt dieſer alten Kunſt iſt ſo groß, daß man, ehe man ſichs verſieht, von der prüfenden Aufmerkſamkeit zur Bewunderung hingeriſſen wird.

Es war ſchon Abend, als ich nach Hauſe kam. Mein gefälliger Landsmann führte mich zu einem Reſtaurateur, deſſen Speiſezimmer eine vortreffliche Lage gegen den Pont-neuf heraus haben, wo ich das erſte Mahl in einem öffentlichen Hauſe in Frankreich elegante Reinlichkeit mit Pracht verbunden ſah. Das Zimmer hat ringsum Spiegelwände, die ich ſonſt nicht liebe, weil ſie ſchwindlich machen, aber in dieſen zeiget ſich durch die weiten Fenſter das Bild der Seine, und der vorüberliegenden ſchönen Gebäude, wie ein lebendiges Gemählde. Allenthalben ſtehen kleine Tiſchchen zu drey bis vier Perſonen, und auf jedem derſelben liegt ein gedrucktes Verzeichniß der Speiſen nebſt dem Preiſe; das iſt aber für den unerfahrnen Fremdling eine große Verlegenheit, wenn er unter dieſen unbekannten Kunſttermen der franzöſiſchen Küche wählen ſoll, die meiſtens noch unorthographiſch geſchrieben ſind. Ich wählte auf Gerathewohl und war froh, als mich der galante Aufwärter (den ich mich faſt garçon zu nennen ſcheute) nur begriff. Schnell iſt alles da, was man begehrt, und ſehr gut; nur dem ſüßlichen wohlfeilen rothen Weine traute ich nicht recht;

auch kann ich nicht ſagen, daß das Brod ſo ganz beſonders gut ſey, wie man behauptet und ein Franzoſe dem andern nachſpricht. Am Ende ißt man wohlfeil, wenigſtens in Vergleichung mit den unmäßigen Preiſen unſrer ſchweizeriſchen Wirthshäuſer. Auch gefällt mir das, ſo unfreundlich es klingt, daß jeder ſeine Schlüſſel für ſich hat, und nicht mit ſeinem hungrigen Nachbar theilen muß, ſondern nach Bequemlichkeit eſſen kann.

Wir gingen in die Kirche St. Germain l'Auxerrois hinein, um zu ſehen, wie das Pfingſtfeſt gefeyert werde. Da fanden ſich nur wenige und größtentheils gemeine Leute und Bettler, welche die Vesper anhörten. Das Innere der Kirche ſahe ſehr arm und nakkend aus. So war es auch in St. Euſtache, wo zwar ebenfalls Gottesdienſt gehalten wurde, aber nicht wie es die prächtige Structur der Kirche erforderte, und es ehemahls mochte geweſen ſeyn. Denn jetzt ſchien nicht der majeſtätiſche Gott der römiſchen Kirche als König aller Könige, noch auch der Herr des Himmels und der Erde als Vater aller Menſchen hier verehrt zu werden, ſondern irgend eine untergeordnete obſcure Gottheit, die ſich in verlaſſene halbzerſtörte Tempel zurückgezogen, und ihre Herrſchaft auf armſeliges Geſindel und zerknirſchte Herzen alter Sünderinnen beſchränkt hat.

Die Theophilanthropen, welche hier in großen Tafeln einige ihrer Sittenſprüche aufgeſtellt haben, wollten dem ſinnlichen Ceremoniendienſte ihren Naturalismus ſubſtituiren, und die Lehre der Tugend, als wenn dieſe eine Gottheit außer uns wäre, zu einem öffentlichen Cultus erheben; ſie erſchöpften ſich daher in erhabenen Gemeinſprüchen, die ſie auf ſchwarze Tafeln mahlen, und als heilige Texte zu moraliſchen Reden in die Kirchen aufhängen ließen. Sie brachten es aber nicht weit, weil die Sache für den großen Haufen zu abſtract und für die gebildete Klaſſe zu langweilig war, vielleicht auch, weil die Stifter ſelbſt durch ihr Vorbild dem Sittengeſetze keine dauernde Empfehlung verſchafften. Einmahl jetzt iſt ihr Luftſchiff ſchon wieder ſtark im Sinken, und ihre erſte Beſchäftigung, wenn ſie noch mit heiler Haut herunterkommen, wird wohl ſeyn, ſich mit ihren zierlichen Alltagsſentenzen nach Hauſe zu begeben, und einem andern politiſch-theologiſchen Schauſpiele Platz zu machen; denn jetzt, ſagt man hier, ſey noch alles der Politik untergeordnet, und die Waſſer der Trübſal, welche auch die Kirche überſchwemmt haben, fangen kaum merklich an, ſich wahrhaftig zu läutern. — Schade iſt's, daß man die ſchöne Außenſeite dieſer Kirche vor den zu nahen Häuſern nicht recht ſehen kann.

Durch die Halle aux blés, eine zierliche Rotunde, welche wegen der einfachen und regelmäßigen Structur, und Erleuchtung von oben herunter, ein würdiger

Platz zur Aufbewahrung der Antiken wäre, jetzt aber mit einer ungeheuren Menge von Fruchtſäcken angefüllt iſt, kamen wir an dem Tempel vorbey. Es war uns aber nicht erlaubt, in das traurige alte Neſt hineinzugehen, und uns mit menſchlicher Neugier den Zuſtand der hier gefangen geweſenen königlichen Familie zu vergegenwärtigen.

Endlich gelangten wir auf den Boulevard, welches der ſonntägliche Spaziergang des gemeinen Volks ſeyn ſoll. Da noch dazu heute ein Feyertag und ſehr ſchönes Wetter war, ſo ſtrömten die Alleen von Leuten und die Straßen von Wagen und Reutern über. Wir konnten uns vor dem Gedränge faſt nicht umſehen, und verloren einander bey jedem Schritte aus dem Geſichte. Beſonders zog ſich alles nach den kleinen Schauſpielen hin, deren alle nur erdenkliche Arten hier ihr Weſen treiben, vom zerlumpten Bänkelſänger an, der mit ſeiner Frau die Tugend und Weisheit der neuen Helden beſingt, bis zum ambigu lyrique und ambigu comique, und von den Marionetten an, die ein Mann oben aus einer umgeſtürzten Tonne herausſtreckt, bis zum Théâtre de la Gaîté, wo Eugenius Huß die Pariſer mit dem „bezauberten Walde“ bezaubert. Allenthalben, auch bey dem kleinſten Pöbeltheater ſind die erhabenſten Inſchriften angebracht, als wenn gerade da allein die wahre Kunſt und das ächte Vergnügen thronte.

Indeſſen lockte mich jetzt keine. Ich will dieſen Volksbeluſtigungen eine eigne Zeit widmen, wenn ich nichts in der Taſche trage, und mich ohne beſtohlen zu werden in die Haufen hinein wagen darf. Nur die Wachsbilder des Curtius ging ich zu ſehen, weil ich einmahl, ich weiß nicht mehr wo, einen großen Ruhm davon hatte machen hören, und weil an dem Hauſe mit großen goldnen Buchſtaben: la mort de Paul I. geſchrieben ſtand, und ich alſo erwarten durfte, die Kataſtrophe dieſes Todes mit eignen Augen anſtaunen zu können. Ich war aber in meiner Erwartung ſehr betrogen, denn die meiſten Figuren waren nicht nur mittelmäßig gearbeitet, ſondern auch ſchlecht gekleidet, und der Kaiſer Paul lag ganz ruhig und untragiſch auf ſeinem Paradebette. Es war auch zu ſehen der Erzherzog Karl, wie er mit Bonaparte Frieden macht, an einem Tiſche mit noch andern Staatsperſonen ſitzend; allein das Bild glich jenem menſchenfreundlichen Helden nicht. Glichen ſie aber auch dieſe farbigen Bildſäulen, und wären ſie noch ſo künſtlich vollendet, ſo vertragen ſie doch keine anhaltende Betrachtung, wie ich jetzt deutlich einſahe, beſonders wenn ſie in Handlung gebracht ſind. Durch ihre Aehnlichkeit mit dem Leben machen ſie Anſpruch an gänzliche Täuſchung, können aber ſolche nur im Momente des erſten Anblicks behaupten, denn eben dieſe täuſchende Aehnlichkeit macht, daß man auch ſogleich das erſte und allgemeinſte Kennzeichen des Lebens, die Bewegung, von ihnen erwartet; da nun aber der Mangel derſelben alſobald auffällt, ſo werden die unverwandten Augen, die athemloſen Geſichtszüge und ſteifen Glieder dieſer Bilder jeden Augenblick unerträglicher, und ſo verlieren ſie gerade dadurch am meiſten, womit ſie die ſtärkſte Wirkung bezwecken, durch ihre allzugroße Natürlichkeit, wodurch ſie über die Grenzen der Kunſt hinausgehen. Wie ganz anders verhält es ſich mit den ſteinernen Formen der Bildhauerkunſt! In ihrem Anſchauen kann ſich der Verſtand um ſo viel mehr vertiefen und die Einbildungskraft erheben, weil ſie uns nur eine poetiſche Täuſchung gewähren, und wenn ſie auch in unſrer Vorſtellung bis zu Idealen emporſteigen, es doch nur in äſthetiſcher Beziehung ſind, und immer nur Gegenſtände des Geſchmacks und der Kunſt für unſre Augen bleiben, da hingegen jene ſinnlich-illuſoriſchen Quiproquos gar keinen Kunſtcharakter mehr haben.

Jedoch ein Kopf von Franklin zog mich an, nicht als Kunſtwerk, ob er gleich beſſer gearbeitet, und vermuthlich von einem ältern Künſtler war, ſondern weil ich den berühmten Philoſophen gern einmahl ſo leibhaftig als möglich vor mir ſah. Ein herrliches Greiſengeſicht, voll reiner gutmüthiger Seele und ausgebildeten Verſtandes. Wie ſehen dagegen mehrere franzöſiſche Staatsumwälzer, die auch da herum ſtehen, ſo gemein, charakterlos und ohne alle Elevation aus!

Von Zeit zu Zeit erklärt der Meiſter die Kunſtſachen mit einer ſchreyenden Rede, und endet dann jedes Mahl: Amusez vous à cette heure, Spectateurs!

Auch prächtig gekleidete Marktſchreyer mit goldbordirten Generalshüten traf ich auf dieſem Boulevard an, welche Arzeneyen aus ihren Kutſchen herausbothen, und Livreebediente und Muſikanten in ihrem Gefolge hatten. Einer von dieſen Herren gibt ſich für einen Glarner aus und verkauft Schweizerthee, womit er ſich viel Geld verdienen ſoll. Ich traf ihn heute ſchon zum dritten Mahle an, und erſtaunte, wie ſeine Lunge das unaufhörliche Geſchrey und ſein Verſtand das abgeſchmackte Zeug aushält, das er immer wiederhohlt.

Dieſe geduldeten Marktſchreyereyen von jeder Art und jedem Fache müſſen nach und nach den Geiſt des Volkes der Hauptſtadt verderben, und da dieſe, wie bekannt, allmächtig auf die Provinzen wirkt, ſo wäre es kein Wunder, wenn zuletzt die ganze Nation etwas marktſchreyeriſches bekäme.

Wir kamen endlich auf die Place de la concorde heraus und ſetzten uns zum Ausruhen in den Elyſäiſchen Feldern nieder. Da ich mit dieſer neuen Welt ſchon etwas vertrauter war, und die Schwärme von Leuten mir nicht mehr ſo erſtaunlich vorkamen, ob ſie gleich noch zahlreicher waren als geſtern, ſo konnte ich jetzt, was vorging, mit mehr Aufmerkſamkeit betrachten.

Ich ſah lange den mancherley gymnaſtiſchen Spielen zu, welche hier jeden Abend getrieben werden, und mußte zwar die Agilität und Stärke der Spieler und die vortheilhaften Stellungen, die ſie ſich zu geben wußten, bewundern; aber es wollte mir doch ſcheinen, als wenn zu viel Oſtentation mit ins Spiel käme, und es ihnen mehr darum zu thun wäre, ſich in ſchönen Wendungen zu zeigen, als den Regeln des Spiels mit Verſtand ein Genügen zu leiſten. Sie ſuchten mehr, den lufterfüllten Ballon zierlich anzuſchlagen und hoch empor zu treiben, als ſolchen dem Gegner vortheilhaft zuzuſchicken, und ſo das Spiel auf eine unterhaltende Weiſe für den Zuſchauer zu verlängern.

So treiben ſie auch das Ballſpiel unter freyem Himmel, und die ganze Kunſt beſteht darin, daß ſie ſich den Ball auf eine weite Entfernung zuſchlagen, wobey freylich viel Stärke zum Vorſchein kommt, aber das Spiel hat auch gleich ein Ende, weil in dem weiten Fluge die Richtung des Balls unſicher wird, und ſich nach ein paar Schlägen gewöhnlich verirrt. Daher konnte ich dieſes für nichts anders, als eine ungereimte Ausartung des künſtlichen Ballſpiels, der ſchönſten aller männlichen Leibesübungen, anſehen. Aber auf einem offenen Platze zieht man mehr Augen auf ſich als im geſchloſſenen Hauſe, und darum ſcheint es ihnen eben mehr zu thun zu ſeyn, als um das Vergnügen des Spiels ſelbſt.

Beym Barres-Laufen (dem ehemaligen Rennen der Appenzeller) fliegen ſie zwar, wie die Winde, aber ſie mögen nicht warten, ſie brechen zu bald alle auf Ein Mahl los, und ſtürzen ſich unter die Zuſchauer, und dann endigt ſich die ganze Sache damit, daß ſich alle einzeln, uneingedenk der Kampfgeſetze, in verwirrtem Laufe einander jagen, zufrieden wenn das ſchöne Geſchlecht ihrem behenden Fluge mit Blicken warmen Beyfalls nachfolgt.

Um ihrer Unregelmäßigkeit willen gefielen mir daher dieſe gymnaſtiſchen Uebungen nicht recht, und es that mir leid, daß die ſchönen, ſtarken und gewandten Jünglinge ihre Kraft und Kunſt ſo ganz nur einem vorübergehenden ſinnlichen Beyfall aufopferten, und nicht zu jedem Spiele einen Aufſeher unter ſich wählten, der ſie zur Ordnung und Geſetzlichkeit anhielte, wodurch gewiß das Schauſpiel weit intereſſanter würde.

Am ſehenswürdigſten aber, und mich immer mit neuem Liebreize bezaubernd, kamen mir die zahlreichen Kinder vor, welche heute wegen des Feyertags in niedlichem Putze von ihren Eltern hieher geführt wurden. Wahrhaftig, wenn man die bejahrten Franzoſen, welche das Alter zur Vernunft zurückgebracht hat, als die liebenswürdigſten Menſchen lobt, ſo muß man ihren Kindern, welche noch in ihrer muntern Unſchuld von Vernunft und Unvernunft nichts wiſſen, die gleiche

Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Schöner und anmuthiger kann man ſich nichts denken, als dieſe Kleinen, wenn ſie ſo um ihre im Graſe ſitzenden Mütter und Führerinnen herumgaukeln, ſich necken und jagen, oder die Leibesübungen und Spiele nachahmen, die ſie vor ſich ſehen. Mit welcher Leichtigkeit ſie ſich bewegen, wie ungezwungen ihr Anſtand iſt, wie ſchlank und fein ihre Geſtalt! Sie plaudern ohne rohes Geſchrey und ſind unaufhörlich in fröhlicher Bewegung ohne Wildheit; und das iſt ihnen ſo natürlich und gibt ſich alles ſo von ſelbſt, als wenn ſie durch unſichtbare Winke geleitet würden. Man vernimmt nichts von dem unerträglichen, ſtets ertönenden und alle Freude unterbrechenden Zurechtweiſen, welches die Alten anderwärts ſich zur Pflicht machen. Auch ihre Kleidung iſt nicht ſo unpaſſend aus koſtbaren Lappen zur Schau nach dem modiſchen Schnitte der Erwachſenen zuſammengeſetzt, ſondern dem eignen Wuchſe des Kindes gemäß, und eben ſo einfach als niedlich und ſauber. Kurz hier erſcheint die pariſiſche Urbanität in ihrem ſchönſten Lichte, weil ſie noch in kindliche Unſchuld gehüllt und zuverläſſig iſt, und noch nicht dazu mißbraucht wird, ſchreckliche Gebrechen mit einem glänzenden Firniſſe zu decken.

Wir verweilten noch bis es dunkel ward in den Tuilerien, und genoſſen ausruhend der erquickenden

Abendluft und der Wohlgerüche der ſchattenreichen Linden. So einladend die Kunſtſchönheit dieſes herrlichen Gartens und die Pracht und Neuheit der Bildſäulen auch für mein Auge war, ſo lenkten doch die lebendigen Naturen meinen Blick immer auf ſich ab, und ich konnte noch nicht, wie ich gern wollte, eine Vergleichung zwiſchen den alten und neuen Schönheiten anſtellen. Es bedürfte auch wohl einer Macht über die Vorſtellungen, die nicht jedem Nouveau Debarqué gegeben iſt, um über dieſes herumwandelnde mannigfaltige Leben hinweg zu ſehen, und ſeine beſondere Aufmerkſamkeit an lebloſe Kunſt zu heften. Ich ſah aber auch niemand, der ſich viel damit abgab, und das iſt in der Ordnung; denn nicht nur iſt das Publikum an dieſe Kunſtwerke ſchon gewöhnt, ſondern auch der Liebhaber mag und darf ſich nicht durch ſcheinbare Unterſuchung auszeichnen, parceque c'est afficher la singularité, wie mir einer ſagte, welches in franzöſiſchen Augen die unverzeihlichſte aller Narrheiten iſt; er verſchiebt daher ihre Beſichtigung lieber auf eine ſtillere Stunde.

Wenn man aber auch dieſe Bilder nur im Allgemeinen, als bloße Dekorationen der unvergleichlichen Anlage ohne beſonderes Intereſſe anſieht, und nur Einen Tag geſehen hat, ſo muß man, meines Erachtens, von ihrer Unentbehrlichkeit an dieſer Stelle überzeugt werden, und einem ohne ſie der Garten, wenn er auch von Menſchen überſtrömte, doch mangelhaft vorkommen, um, und das nicht bloß um der Gewohnheit willen, ſondern ihre ſchöne Geſtalt, ihr ruhiges Daſeyn in der Tiefe des Waldes oder auf der Höhe der Terraſſen oder längs der farbigen Blumenbeete, wirken, wie alles was gut und ſchön und am rechten Orte iſt, unvermerkt auch auf das Gemüth des Gleichgültigen, ſo wie die Sterne der Nacht auch demjenigen, der ihrer nicht zu achten vermeint, doch als nothwendige Zierde des Himmels mangeln, wenn ſie nicht leuchten.

Doch fand ſich gerade jetzt was daran, das plötzlich die Aufmerkſamkeit der Menge beſchäftigte. An dem Geſtelle der Bildſäule eines ſehr modernen Hannibals von Sebaſtian Slodts hatte jemand den Umriß eines menſchlichen Kopfs in einer Marmorader entdeckt, und mit Wichtigkeit den Umſtehenden gewieſen. Es bedurfte nur des neugierigen Stilleſtehens einiger weniger, um bald den großen Haufen herbeyzulocken, und in einer halben Stunde die ganze ſpazierende Welt in eine Geſellſchaft naturae curiosorum zu verwandeln, und den weiten Umfang der Tuilerien, das Schloß einbegriffen, weil es über alle Bewegungen im Garten wacht, auf einen Augenblick von dieſer Merkwürdigkeit, dieſem jeu de la nature erſchallen zu machen.

Wir kehrten, als es ſchon dunkel war, noch im Palais royal ein, um uns in einem der ſchönen Kaffehäuſer zu rafraichiren, da wir uns nicht mehr restauriren machten. Durch eine häßliche Wendeltreppe, deren Wände voller Inſchriften waren, wo man die Bewohner des Hauſes zu ſuchen habe, gelangten wir in einen äußerſt prachtvollen Saal, der nach dem neuſten, aus allen Zeitaltern zuſammengeſetzten, Geſchmacke, das heißt, ägyptiſch, griechiſch, gothiſch, italiäniſch und franzöſiſch ausgeziert und möblirt war, und eine vortreffliche Beleuchtung von argandiſchen Lampen hatte, die ſich in den großen alles bekleidenden Spiegeln verhundertfältigten. So eine Verſchwendung in Glas und Marmor nur in einem Kaffehauſe ſetzte mich in Erſtaunen. Es wimmelte von Leuten, ſogar Frauen ſaßen an den Marmortiſchen herum. Auf einem erhöheten Platze thronte majeſtätiſch die dicke Dame des Hauſes, um das Ganze zu überſehen und das Geld einzunehmen. Sie war herrlich gekleidet, ihr Tiſch mit Porzellan und prächtigen Blumenſträußen beſetzt, und ſie verrichtete ihr Geſchäft mit einer ſolchen Zierlichkeit, daß ich mich kaum ihr zu nahen wagte. Ich konnte ihr Geſpräch hören, da ich nicht weit von ihr ſaß, und — „werde ich mich denn ewig von ſtolzen Manieren und getünchten Gräbern täuſchen laſſen!“ ſagte ich unwillig zu mir ſelbſt; denn aus dem gemeinſten aller Geſpräche zu ſchließen, war die ganze Hoheit dieſer Frau nur äußerlich, und das Innere voll Wegwerfung und Verderben.

Ob es gleich ſchon gegen Mitternacht rückte, ſo war doch in den Arkaden ein Gedränge und ein Licht wie bey Tage. Wenn die übrige Stadt ſchon ſchläft, ſo iſt in dieſem Mittelpunkte noch alles rege. Leute die aus den Schauſpielen kommen, und andre sponsi Penelopes etc. die noch nicht ſchlafen können, tummeln ſich noch voll Geſchäftigkeit herum. Vorzüglich iſt dieß die Stunde der ſchönen Mädchen, die einige Sittenrichter Jammermädchen zu nennen vorgeſchlagen haben, ob man ihnen gleich von dem Jammer wenig anſieht, denn ſie ſind voll Leichtſinn und Reiz. Freylich iſt es zu bejammern, daß ſie an keine Zukunft als die des nächſten Augenblicks zu denken ſcheinen, jedoch, dieß abgerechnet, gehört für einen bloßen Zuſchauer, der oft ſelbſt nicht weiter denkt, der Anblick dieſer niedlichen Phalänen, Sirenen, Lazerten, oder wie man ſie nennen will, mit unter die intereſſanten und einzigen Scenen dieſes Theaters der Ueppigkeit und des ſündlichen Lebens.

Wer aus dem Lande kömmt, wo man nicht an Illuminationen gewohnt war, weil es keine Geburtsfeſte großer Herren oder zweydeutige Staatsveränderungen zu feyern gab, noch neue Siege; wo man ſich des Ruhmes der alten Schlachten nur durch gottesdienſtliche Kreuzfahrten, die oft zu neuen Scharmützeln Anlaß gaben, erinnerte; wo man ſich über das, was dem Gemein-Weſen Gutes oder Böſes geſchah, nur im Stillen freute oder betrübte, oder dem Andenken deſſelben durch etwas langweilige Dank- Buß- und Bettage die Richtung zu geben ſuchte; oder wer nur die wenigen ſparſamen Erleuchtungen kennt, die dort ſeit einigen Jahren zu Ehren auswärtiger Angelegenheiten und zur Schande der innern gegeben werden mußten — der wird, wenn er des Nachts im Garten des Palais royal herumgeht, viel Freude haben an dem neuen Anblick der vielen tauſend Lampen, die das regelmäßige Gebäude erhellen, und der Leute, die es beleben. Er wird ſich anfänglich kaum überreden können, daß dieß Jahr aus Jahr ein alle Nächte ſo fortdauern könne.

So ward aus Abend und Morgen der zweyte Tag meines Hierſeyns. Ich überdachte zu Hauſe noch ein Mahl was ich heute geſehen hatte, und ſiehe, es war alles, wo nicht ſehr gut, doch wie ichs wünſchte, mannigfaltig und neu. Indeſſen war mir der Gedanke an die ländliche Einſamkeit, die ich in meiner Heimath wieder finden würde, auch nicht unangenehm.

Des Morgens (25. May) ſchrieb ich meine geſtrigen Bemerkungen nieder, und fing an zu bedauern, daß ich zu Hauſe nicht mehr über die Merkwürdigkeiten von Paris nachgeleſen, und einen Plan deſſen, was ich ſehen wollte, gemacht hätte, weil ich nun ganz meinem ſchwachen Gedächtniſſe überlaſſen bin, oder vielmehr ohne ſo genannten wiſſenſchaftlichen Zweck mit dem Strome, der mich fortzieht, ſchwimmen muß. Doch richte ich mein Steuer auf den Wogen dieſes wilden Meeres immer nach dem ruhigen Muſeum, als dem Lande meiner Sehnſucht, hin, und laſſe mir alle übrige Ereigniſſe und Anſichten wie lehrreiche Erſcheinungen auf einer Entdeckungsreiſe wohlgefallen.

Den Anfang meines heutigen Tagwerks beſtimmte mir Herr Lejeune, mein Hauswirth, der mich zum Policeypräfect hinführen wollte, um meinen Paß viſiren zu laſſen; ich ging aber allein hin. Ehe man mich in den Hof der Präfectur hineinließ, mußte ich erſt eine Kokarde kaufen, die hier noch ziemlich häufig getragen werden, weil man an einigen Orten ohne dieſelben nicht zugelaſſen werden ſoll, mehr aber, wie ich glaube, aus Erinnerung und Beſorgniß des Unheils, das ſich unlängſt noch ſo mancher durch Verachtung dieſer republikaniſchen Zierde zuzog. Wo der friedliche Bürger dieſen vermeintlichen Talisman noch tragen muß oder aus Vorſicht freywillig trägt, da herrſchen wohl noch begründete Zweifel gegen die Ruhe des Landes. Allgemeine Eintracht bedarf keines Unterſcheidungszeichens, am wenigſten eines ſolchen das nichts beweiſet; denn wenn auch noch Ruheſtörer vorhanden ſind, werden ſie ſich etwas daraus machen, dieſes ſichtbare Glaubensbekenntniß aufzuſtecken, wenn ſie dadurch deſto ſicherer zu ihrem Zwecke gelangen können?

Nachdem ich faſt eine Stunde an dem Schweiſe der Wartenden geſtanden hatte, ward ich endlich nebſt mehrern andern vorgelaſſen. Wir wurden ſchon im Vorzimmer eingeladen (weil man noch nicht wieder befiehlt), unſere Papiere zu deployiren, um ſie ſogleich vorweiſen zu können. Ich fand die Leute höflich und ſchnell, aber ihre Sorgfalt etwas beſchwerlich, denn ſie wieſen mich an den helvetiſchen Miniſter, wo ich meinen Paß abgeben, und ein Zeugniß von ihm in die Präfectur zurückbringen müſſe. Dieſen weiten Spaziergang wollte ich ſogleich machen, konnte aber nicht mehr durch die Tuilerien kommen, weil heute, als an einem Quintidi, Bonaparte ſeine Garde muſterte.

Ich ſtellte mich auf den Eckſtein eines Thores hin, um die vorbeyziehenden Regimenter zu ſehen; es war aber unter dieſem Thore ein ſo großes, ja abſichtliches Gedränge, daß ich den Rückweg ſuchte; ich mußte indeſſen allenthalben den herbeyziehenden Truppen ausweichen. Ein Menſch kam auf mich zugelaufen, und anerboth mir einen Platz, wo ich die ganze Parade, die heute wegen des fremden Königes ſehr glänzend ſey, à mon aise überſehen könnte, ich ſoll ihm nur ſchleunig folgen. Er zog mich, ehe ich mich beſinnen konnte, fort in einen Garten und ſtellte mich an den Abſatz einer Mauer hin, wo man in den Hof der Tuilerien ſah — Aber die ganze Mauer war ſchon beſetzt, und die Anweſenden lachten mich aus, als er ſagte, ich ſollte mir nun einen Platz ausſuchen. Ich mußte ihm gleichwohl etwas geben, und mich dann begnügen, den andern zwiſchen den Beinen durchzuſehen.

Inzwiſchen ergetzte ich mich mehr an den muntern Auftritten aller Art, die es unter den Zuſchauern, womit der Carrouſelplatz überſäet war, gab, als an den militäriſchen Manoeuvres und Schwenkungen der Conſulargarde. Mir iſt auf der Welt nichts langweiliger, ſo nothwendig die Sache auch ſeyn mag, und alle Welt darnach läuft, als militäriſche Muſterung; ſollte ſie auch, wie hier, von den ſchönſten und gewandteſten Kriegern der Welt geſchehen. Es iſt weder Spaß noch Ernſt, weder Geiſt noch Leben in dem Geſchäfte, aber mehr als genug Anmaßung und eintönige Langſamkeit, die nur zuweilen, wie die Adagios des berühmten Euporus, durch eine alle Inſtrumente durchfahrende ſchnelle Bewegung aufgeweckt wird, und ſogleich wieder erſtirbt. Ich ſehe nicht gern zu, wie Menſchen, an denen einzeln ſo manches ſchöne zu beobachten wäre, zu gleichförmigen Maſchinen gemacht werden, und nach der Willkühr eines Einzigen in langen Reihen entweder wie Bildſäulen ſtehen, oder ſich in langſamen Intervallen ſchnurgerade bewegen müſſen.

Als es endlich hieß, Bonaparte komme, richtete ſich auf Ein Mahl alles auf, und alles war nur Ein Blick nach ihm hin, und ich empfand jetzt lebhaft, daß es doch etwas ſey: Digito monstrari et dicier, hic est! und daß ſich wohl was dafür thun laſſe. Er ſetzte ſich auf ein weißes Pferd und ſprengte, begleitet von Generalen und Offizieren, in den Reihen ſeiner Krieger herum, die wie unbewegliche Mauern da ſtanden. Vor ihm neigten ſich die Fahnen und eine herrliche Muſik erſcholl. Wegen der Entfernung konnt ich ſeine Miene nicht recht ſehen, wie ich wünſchte, daher ich auch nicht ſagen kann, daß er einen großen Eindruck auf mich gemacht habe; ſo viel ſah ich, daß er gelbblaß und klein iſt, und ſehr einfach gekleidet war. Unterhaltend war es, meine Nachbarn zu hören, wie redſelig ſie jede ſeiner Bewegungen mit Worten begleiteten: Il fait un mouvement de la main, est-ce qu'il parle? fragten ſie einander. Voilà qu'il arrête, il donne les ordres sans doute, ſagten ſie wenn er ſtille hielt. Und wenn er ſich plötzlich in eine andre Reihe hineinwandte und die vorreitenden Offiziere zurückließ! Ah! il cherche à tromper ses aides-de-camp; tenez, comme il les attrappe!

In einer Stunde war dieß königliche Schauſpiel zu Ende, das wenigſtens dem Theil des Volkes, ſo ich beobachten konnte, ſehr zu imponiren, und daſſelbe mit tiefer Verehrung für die hohe Gewalt des Conſuls zu erfüllen ſchien.

Da mich der Rückweg von meinem Reſtaurater (gewiß hat dieſen Nahmen ein Fremder, der ſieben Stunden, wie ich, herumgelaufen iſt, erfunden) durch das Louvre führte, ſo fiel mir ein, das Gemählde der Sabinerinnen von David zu beſuchen, das hier um einen gewiſſen Preis zu ſehen ſeyn ſoll. Der erſte Vorübergehende, den ich fragte, konnte mich dahin weiſen.

In dem Vorzimmer zieht ein Mann das Geld ein, und gibt dafür eine gedruckte geſchichtliche Erklärung des Gemähldes. Ich geſtehe es, daß ich mehr hinging, um geſehen zu haben als zu ſehen, mehr um mit Ja antworten zu können, wenn man mich künftig fragen würde, ob mir auch etwas von David zu Geſicht gekommen; denn auch von dem geſchickteſten franzöſiſchen Künſtler wagte ich nicht etwas zu erwarten, deſſen Anſchauen nach den Meiſterwerken, welche das Muſeum umſonſt darbietet, mit Geld bezahlt zu werden verdiente. Aber hier hatte ich ein Mahl die Freude mehr zu finden, als ich erwartete. Gleich bey meinem Eintritte, als ich das Werk anſichtig wurde, verſchwanden alle Vorurtheile, die ich von David, als einem Meiſter aus der franzöſiſchen Schule, hatte, und, man erkläre es wie man wolle, auch die nachtheiligen Vorſtellungen verſchwanden, ſo ich von ihm als Menſch wegen ſeiner vormahligen politiſchen Exceſſe bekommen. — Ich ſahe ein Gemählde vor mir von großer lebendiger Wahrheit, der richtigſten vom Genius des Alterthums geleiteten Zeichnung, und einer großen Kunſt im Colorit, ich meine die gelungene Bemühung, widerſprechende Partien deſſelben in gefällige Harmonie zu bringen.

Ich hörte freylich einige Anweſende über Disharmonie der Farben klagen, weil ſie glaubten ein graulicher Ton einiger Theile ſteche gegen die kräftige und reine Wärme der Figuren des Vorgrunds zu ſtark ab;

ich fand aber nicht, daß dieſer Abſtand beleidige oder irgendwo die Harmonie ſtöre, er ſchien mir im Gegentheil die Figuren mehr herauszuheben und die Haltung zu beſtimmen. Wer wollte dieſer geübten Hand, die man in jedem Pinſelzug erkennt, Mangel an praktiſcher Wiſſenſchaft vorwerfen, und ſagen dürfen, der große Meiſter habe aus Unverſtand gethan, was bey genauer Prüfung nicht einmahl ein Fehler iſt, ſondern vielmehr eine zarte Sorgfalt verräth, der Mannigfaltigkeit der Natur getreu zu bleiben, und eine, auch guten Künſtlern ſo gewöhnliche manierirte Einförmigkeit des Tones zu vermeiden. Dem ſey wie ihm wolle! Es herrſcht eine ſolche weiche, natürliche Rundheit in den Gruppen und einzelnen Figuren, die von der größten Geſchicklichkeit des Mahlers auch in den mechaniſchen Theilen der Kunſt zeuget, und ſich gewiß ſelten in einem ſo großen Bilde, das nicht auf eine geſuchte künſtliche Weiſe beleuchtet iſt, findet.

Da David viele Feinde hat, ſo ſind auch ſeine Meiſterſtücke ungerechtem Urtheile deſto mehr ausgeſetzt. Solche Urtheile laſſen ſich aber nicht zurecht weiſen. Wer ſie öffentlich ausgeſprochen hat, kann ſie Ehren halber nicht wohl zurücknehmen, und der Neid thut es noch weniger. Klüger iſt es, ihrer gar nicht zu gedenken, und nur über die Sache ſelbſt, nicht über die Urtheile, zu urtheilen.

Ich werde nicht von Paris weggehen, ohne dieſe von einem hohen Geiſte beſeelte Compoſition, die den größten Erforderniſſen der Kunſt entſpricht, und, meiner Empfindung nach, neben den Meiſterſtücken aller Zeiten ſtehen darf, noch ein Mahl zu ſehen, und noch näher über ihren innerlichen Werth einzutreten.

Dem Gemählde, das mitten im Zimmer in ſchöner Beleuchtung ſteht, hängt ein ſehr großer Spiegel gegen über, damit es auch darin betrachtet werden könne, und Bänke ſind umher geſtellt, um es in jeder Diſtanz bequem zu ſehen. In dem Vorberichte zu der gedruckten Erklärung rechtfertigt ſich David beſcheiden und würdig, und, wie mich dünkt, vollkommen über die vorher in Frankreich nicht übliche bezahlbare öffentliche Ausſtellung. Wie gern wollt' ich nunmehr noch ſo viel geben, wenn ich ſeine andern berühmten Gemählde auch ſehen könnte!

Nachdem ich zu Hauſe Uhr und Geld abgelegt hatte, weil ich nicht immer die Hände zur Huth in der Taſche haben mochte, ſo ging ich mit einem Bekannten in die Oper. Da Veſtris heute tanzte, und der Graf von Livorno erwartet wurde, ſo war bald alles außerordentlich voll, und wir mußten anderthalb Stunden warten im Gedränge und Geräuſche des Parterres, bis die Muſik anfing.

Wer kennt nicht ſchon die Wunder der franzöſiſchen Opera aus hundert wunderbaren Erzählungen und Beſchreibungen! — Ich fand jetzt alles zu klein, weil mir alles zu groß war vorgeſpiegelt worden. Das Haus iſt auch wirklich, ſo geräumig es ſeyn mag, für die große Stadt zu klein; denn heute, und das ſoll bey berühmten Singſpielen immer ſo ſeyn, wurden viele Leute, die zu ſpät kamen, wieder abgewieſen. Es iſt aber höchſt beſchwerlich, wenn man, um einen mittelmäßigen Platz zu haben, zwey Stunden zu früh kommen und in der Menge faſt erſticken muß. Tanti poenitere non emo, heißt es daher bey vielen des ſchwülſtigen Geſanges und der Scenerey ſatten Pariſern, welche dafür lieber die kleinern Theater beſuchen, deren gefälligere Muſik ſie leicht auffaſſen, und im Nachhauſegehn fröhlich wieder durch die Naſe von ſich geben können. Heute aber machten ſie eine Ausnahme, um auch wieder einmahl einen König zu ſehen, wie noch manche mit republicaniſchem Wohlbehagen ſagten. Allein er kam nicht, und man mußte ſich mit den fürſtlichen Perſonen der Bühne und dem luſtigen Könige des Balletvolkes begnügen, die auch ihr fabelhaftes Geſchäfte beſſer verrichteten, als mancher andre ſein wirkliches.

Das Spiel des Orcheſters, der Geſang und die Reinheit der Stimmen kamen mir, der ich noch nichts ſo gehört hatte, bewundernswürdig vor; nur wollte mir das unmäßige Geberdenſpiel, und beſonders die künſtliche Wuth der erſten Sängerin nicht recht einleuchten. In dieſem Grade fand ich es unſchicklich, weil es oft zweifelhaft war, ob der Geſang den körperlichen Affekt oder dieſer den Geſang begleite. Ueberhaupt ſchien es mir, ſie thun durch zu viel mimiſche Action dem wahren Geſchmacke des lyriſchen Vortrags Abbruch. Es liegt, zumahl bey dem hohen leidenſchaftlichen Geſang, ſchon ſo viel hinreißende Gewalt in der künſtlichen und zweckmäßigen Verbindung der Töne, womit der Meiſter in der Kunſt eine Empfindung wecken wollte, daß es oft nur einer ſchönen, entſprechenden und biegſamen Stimme, und nicht einmahl des Verſtandes der Worte bedarf, ja ſelbſt dieſe manchmahl hinderlich ſind, um die Vollkommenheit des Eindrucks zu vollenden, und alſo ein zartfühlendes Gemüth durch die phyſiſche Anſtrengung des Sängers, ſeinem Geſang allen möglichen ſinnlichen Ausdruck zu geben, wenn ſie auch noch ſo mahleriſch ſchön wäre, auf eine unangenehme Weiſe von der reinen Empfindung abgezogen und zerſtreut wird. Ich war oft verſucht, die Augen zu ſchließen, um nur zu hören und nicht zu ſehen, und nicht in dieſer überhäuften Beſchäftigung beyder Sinne um den einfachen und wahren Genuß zu kommen, und mir fiel oft ein, woran vielleicht nur das übertriebene Spiel Schuld war, ob nicht überhaupt die überirdiſche Sprache der Muſik, und alſo auch der menſchliche Geſang, der ſchönſte Theil derſelben, jede andre, als ihre eigne unmittelbare Apparenz verſchmähe?

Bey der Oper muß man nun freylich hierüber ein Auge zudrücken, oder vielmehr eines offen behalten, weil ſie nicht bloß ein muſikaliſches Werk ſeyn ſoll, ſondern ein Schauſpiel von Schauſpielen, wobey alle ſchönen Künſte konkurriren, und mimiſche Handlung als Inſtrument der Poeſie, wie auch Mahlerey und Baukunſt, eben ſo viel Anſpruch auf das Auge machen dürfen, als die Tonkunſt auf das Ohr. Ob dann aber alle dieſe gehäuften Wirkungen in eine einzige Empfindung im Innern zuſammenfließen, und ſo die vollendete Täuſchung ohne Gleichen hervorbringen können, die eigentlich der Zweck des Ganzen ſeyn ſollte, das iſt eine andre Frage, worüber ich im erſten Mahle nicht urtheilen kann; denn jetzt wenigſtens war es mir nicht möglich, den bleibenden Eindruck einer zuſammenhängenden Handlung daraus zu faſſen. Hingegen aber, ich geſtehe es, gefiel und bezauberte mich, außer dem Zuſammenhange, beynahe alles, beſonders aber die orcheſtiſchen Fechterſpiele, ſo den Zwiſchenakt ausmachten, die mit unvergleichlicher Kunſt, Behendigkeit und nach den Antiken ſtudirter Zierlichkeit aufgeführt wurden.

Die Dekorationen ſind zwar nicht abgenutzt, aber doch etwas alt; übrigens ſchön gemahlt, und täuſchend, was nemlich Architectur vorſtellt, denn Wald und Hügel werden auch die ſtärkſte Imagination nicht ins Elyſium verſetzen. Sie werden durch ein widriges Pfeiſen geleitet, und ihre Veränderung geſchieht zwar als phyſikaliſches Experiment ſchnell genug, doch nicht ſo, daß der Einbildung nichts zu wünſchen übrig bliebe, wie man mir geſagt hat. Von außerordentlicher Wirkung war jedoch am Ende des Stückes (Hecube) der Brand Trojas. Obgleich eine ſinnliche Täuſchung auf dem Theater nie ſtatt hat noch haben ſoll, weil die Theaterwelt eine eigne und nicht die wirkliche Welt ſeyn und ihre Wahrheit immer in den Grenzen der ſchönen Kunſt bleiben muß, ſo empfand ich doch unerwartetes Schrecken bei dieſem Chaos der Zerſtörung. Rauch ſtieg aus den Häuſern empor und verzehrende Flammen. Tempel und hohe Palläſte ſtürzten krachend ein. Zerſtreute Krieger liefen ängſtlich oder wüthend zwiſchen den brennenden Trümmern umher, und von fern entfloh der fromme Aeneas zu ſeinen am Meere wartenden Gefährten. Es war ein lebendiges Gemählde im Kleinen von der ſchrecklichen Begebenheit, deſſen Wirkung noch durch künſtliches Geräuſch und das laute Erſtaunen der Zuſchauer vermehrt wurde. Freylich nur für Augenblicke täuſchend, aber auch nur Augenblicke dauernd. So mannigfaltigen und großen Effekt, mit ſo viel Geſchmack dargeſtellt, hätte ich in einem ſo beengten Raume nicht möglich geglaubt.

Zum Beſchluſſe wurde das Ballet Pſyche gegeben, wo ich alſo beym erſten Beſuche ſchon das Berühmteſte in ſeiner Art, den Veſtris als Amor, ſahe. Ich mochte aber ſehen wie ich wollte, ſo konnte ich jetzt noch keine Vorzüge vor den andern Tänzern an ihm bemerken, vielmehr fand ich mehr Behagen an andern, vielleicht nicht ſo künſtlich ſchnellen, aber ſchönern Geſtalten; denn zu einem Amor ſchien er mir mit ſeinem großen Kopf und unamoroſen Geſichte nicht gemacht zu ſeyn, beſonders wenn ich mir den Cupido der Antikenſammlung dagegen dachte. Allein ich will ihm nicht Unrecht thun; es iſt nicht möglich, daß ein Neuling, wie ich hier war, die Feinheiten einer ſo vervollkommneten Kunſt im erſten Erſtaunen faſſen könne.

In dem Anſchlagzettel hatte ich geleſen, daß ein Tänzer, ich weiß ſeinen Nahmen nicht mehr, den Zephyr machen würde, und war neugierig zu ſehen, wie man einen Zephyr tanzen könne. Ich begriff es aber bald. Der Knabe ſchien, wie von leichten Winden getragen, den Boden kaum zu berühren; man hätte geglaubt, er würde über Blumen hinhüpfen können, ohne ſie zu verletzen. Er ſpielte auch die ganze Zeit über mit einer ſolchen Hingebung und naiver Anmuth, und doch mit ſo abgemeſſener Richtigkeit, daß er mein Wohlgefallen im vorzüglichen Grade hatte, indem ich bey den meiſten andern eine gewiſſe Begierde in die Augen zu fallen, eine Hinſicht auf die Zuſchauer wahrnahm, die nicht im Geiſte des Stückes lag.

So gedacht und ausdrucksvoll die Pantomime übrigens iſt, ſo thut man doch wohl, wenn man ſich vorher mit dem Inhalte des Ballets bekannt macht, denn ſo klar iſt die Darſtellung doch nicht, daß man alles ohne Vorbereitung verſtände. In dem Ausdrucke der Sehnſucht und des zärtlichen Verlangens ſchien mir indeſſen nicht nur die deutlichſte Sprache, ſondern auch die meiſte Grazie zu liegen. Aber auch üppige Freude, Eiferſucht, Zorn, Veneration und andre Affecten wußten ſie äußerſt anſchaulich zu machen, und dennoch alle ihre Bewegungen, auch die ſprechendſten, immer in den Schranken der höchſten Eleganz zu erhalten. Dieß iſt die Schule des körperlichen Anſtandes, hier findet der leichte Franzoſe das Ideal ſeiner gefälligen Sicherheit und Gewalt über den Körper, wodurch er ſich ſo ſehr über andre Nationen erhaben fühlt. Aus dieſem Garten pflückt die feine Pariſerwelt die Blume der Grazien, und ſtreut ihren Samen aus in die empfänglichen Provinzen, ja in ferne Länder, auf deren fremden Boden aber ſie ſeltener in einheimiſcher Fülle gedeiht. — Wer wird es dem großen Veſtris verargen, wenn er, ſein unendliches Reich überſchauend, ſeine Wichtigkeit fühlt, und ſich den Unſterblichen zugeſellt; Er, von dem Königinnen mit Bewunderung ſprechen, und über deſſen Anblick die Hirten der Völker ihre menſchenbeglückenden Sorgen vergeſſen!

Erſchöpft von Durſt und Müdigkeit kam ich um Zwölfe nach Hauſe, denn ich hatte in der Oper eine unerträgliche Hitze ausgeſtanden und auf den Bänken des Parterres ſehr enge und unbequem geſeſſen.

Des folgenden Morgens (26. May) machte ich mich bey guter Zeit mit einem meiner Reiſegefährten auf den Weg zum helvetiſchen Miniſter, der unweit der elyſäiſchen Felder wohnt. Er hat ein ſchönes Haus, aber zu meinem Befremden fand ich es im Innern viel ſtiller und ruhiger, als ich bey einem Ambaſſador erwartet hatte. Nirgends keine Schildwache, keine Staatskaroſſe, keine rauchende Küche, keine Bedienten, nicht einmahl ein Hund in dem leeren Hofe. Mit Mühe entdeckten wir endlich einen Mann, der uns den Weg ins Büreau wies. Auf den einſamen Treppen und Gängen hörten wir, wie in einem Kloſter, unſre eignen Fußtritte wiederhallen. Auch auf dem Büreau, wo zwey Secretäre ſaßen, ſchien mehr gute Ordnung als Geſchäftsdrang zu herrſchen, welches alles mir keine große Idee von der Bedeutſamkeit unſrer Republik gab. Da der Miniſter noch nicht aufgeſtanden war, weil er ſpät in die Nacht hinein arbeite, ſo hieß man uns (es war 9. Uhr) in zwey Stunden wiederkommen. Aber wohin ſollten wir nun gehen, um die koſtbare Zeit nicht zu verlieren? Es fing an zu regnen, wir waren weit von unſrer Wohnung, und da wir doch bald wieder kommen mußten, ſo wäre es nicht der Mühe werth geweſen, heim zu fahren. Wir waren unzufrieden mit unſerm Geſandten, der wie ein großer Herr bis Mittag ſchläft, und wenigſtens reiſenden Landsleuten hülfreich ſeyn ſollte, da er ſo wenig für die Republik thun kann. Das war aber im Unmuth geſprochen; wir thaten ihm Unrecht, weil wir ihn noch nicht perſönlich kannten.

In dem anſtoßenden Tuileriengarten war ein prächtiges neues Caffehaus, wohin wir gingen. An leichter und reinlicher Bedienung ſowohl, als an reichem und geſchmackvollem Bau der Zimmer, übertraf dieſer Ort noch alle andern, ſo ich bisher geſehen. Solche feine Dekorationen und zarte Möblen, die man hier allenthalben antrifft, welche mit einem einzigen derben Rucke zerſtört werden können, müſſen gewiß auch einen guten Theil dazu beytragen, den Pariſern die leiſe Geſchmeidigkeit zu geben, ſo ihnen eigen iſt; und dieſe zur Natur gewordene Eigenſchaft raffinirt dann hinwiederum auf neue Gegenſtände des Luxus nach ihrem Geſchmacke, bis zuletzt das elegante Geräth ſo federleicht und dünne wird, daß man kaum mehr huſten darf, aus Furcht, alles zum Fenſter hinauszublaſen.

Dann gingen wir noch in dem Garten herum. Da er jetzt noch ganz einſam war, ſo konnten wir ſeine Schönheiten und Vorzüge ungeſtört wahrnehmen und prüfen, die hauptſächlich in der edeln Einfalt ſeiner Anlage und der Vermeidung alles Ueberladenen und Geſuchten gegründet zu ſeyn ſcheinen. Hier erblickt man nicht mehr die zugeſtutzte Steifigkeit und langweilige Eurythmie der alten franzöſiſchen, noch das eben ſo unerträgliche wilde Kinderſpiel der engliſchen Gärten, nichts Unnatürliches und auch nichts Uebernatürliches, keine mauerhohe glattgeſchnittene Hecken, keine mühſame Waſſerkünſte, die nur bey Feſtivitäten laufen und die übrige Zeit ſtinkende Pfützen ſind, keine verſchnörkelte Bäume und Beete; hingegen auch keine kindiſche Ueberraſchungen von zerfallenen Tempeln, enormen Brücken über ſeichte Bächlein, dürftigen Waſſerfällen, arkadiſchen Grabmählern, und andern dergleichen Dingen, die niemand täuſchen als wer gern ſich ſelbſt täuſcht — ſondern es iſt ein edler Luſtgarten von leicht faßlichem regelmäßigem Plan, in welchem aber in geſchmackvoller Vereinigung alles angebracht iſt, was die Natur dem Auge liebliches darbiethen kann, vom bunten Farbenſpiele der auserleſenſten Blumen bis zum erhabenen Gewölbe der grünen Linden. Alles iſt wohlgeordnet und ſauber unterhalten, ganz und unverſtümmelt. Reihen der ſchönſten Orangenbäume zieren die offenen Gänge, und Bildſäulen von Marmor und Erz leiten unſre Phantaſie in die großen Zeiten des Alterthums.

Allenthalben iſt ein weiter offener Blick, nichts enges noch widriges für das Auge. Die vordere Seite des Gartens ſchließt das Schloß der Tuilerien, von welchem zwey Terraſſen ausgehen, die den Garten umfaſſen und ſich beim Ausgange deſſelben in zwey reichgeſchmückte Hügel zuſammenziehen, wo man die prächtigſte Ausſicht hat, die ich in meinem Leben geſehen, nicht nur über den weiten Garten hin bis an das Schloß, ſondern über den Eintrachtsplatz und ſeine lebendige Welt, auf die zierlichen Gebäude des Garde-meuble und die elyſäiſchen Felder, und jenſeit des

Waſſers über die königlichen Brücken, die Palläſte und Hotels, den Dom der Invaliden, bis auf die fernen Höhen von Meudon und Paſſy.

Aber ſo ein Garten will bevölkert ſeyn, das iſt offenbar der Zweck ſeiner Anlage, dazu ſind die weiten Gänge, die luftigen Wälder, der mit Gitterwerk verwahrte Blumengrund und die reichen Terraſſen, alles deutet darauf hin. Es iſt nicht der Garten eines reichen Privatmanns, nur für ſeinen und einzelner Freunde Genuß gebaut, wo ſich angenehme Irrgänge, romantiſche Scenen und liebliche Nachläſſigkeiten zweckmäßig anbringen laſſen; noch das phantaſtiſche Luſtrevier fürſtlicher Anglomanie, wo alle Schönheiten und Schreckniſſe der Natur in eine Muſterkarte zuſammengedrängt ſind, und vom Sturm zerriſſene Wälder mit blühenden Fluren, haushohe Alpen mit unterirdiſchen Höhlen, und Nachtigallen mit Fröſchen ſich in ein harmoniſches Ganze vereinigen müſſen, das Mode und Gutmüthigkeit zwar einen Augenblick anziehend finden, aber eben ſo bald überdrüſſig werden, weil aus dieſem zuſammengeſtückelten Naturgewande die Mühſamkeit der Kunſt allenthalben zu ſchnell die Ohren hervorreckt, wo es dann mit dem eingebildeten Naturgenuſſe ſein Ende hat.

Es iſt ein öffentlicher, mit den anmuthigſten und edelſten Gegenſtänden der Natur geſchmackvoll ausgeſchmückter Platz, den neben ſeinen Pallaſt hin der König, oder ſein Aequivalent die Regierung der unermeßlichen Hauptſtadt, großmüthig gepflanzt hat und unterhält, weniger für ſich ſelbſt als für die Ruhe, Erhohlung und geſellſchaftliche Freude der zahlloſen Einwohner; wo ſich die Großen, Schönen und Beglückten gern und in Menge jeden Abend ſehen laſſen, und jetzt auch der beſcheidene Arme ungeſtört wandelt. Das freudige Volk aufzunehmen und mit ſeinen Gaben und Schönheiten zu ergetzen, dies iſt der Charakter und die Beſtimmung dieſes herrlichen Gartens, dafür ſtrecken die weiten Alleen ihre Arme aus und biethen die breiten Terraſſen ihren Rücken. Dann erſcheint er auch in einer Vollkommenheit, die wohl nirgends in dieſem Grade ſich findet.

Als wir zu unſerer einſamen Geſandtſchaft zurückgekehrt waren, mußten wir unſere Päſſe dort laſſen, wofür man uns ein anderes Papier gab, das wir bey dem Polizeypräfect vorweiſen ſollten. Nachher führte uns der Secretär zum Miniſter ſelbſt. Ich glaube dieſer gelehrte und liebenswürdige Mann habe hier, wie ers auch verdient, ein angenehmes Leben, das angenehmſte von allen denjenigen, welche Berufswegen an unſrer Staatsgaleere rudern. Seine Beſcheidenheit und Wiſſenſchaft machen ihn in Paris beliebt, er hat ein gutes Auskommen und wenig Geſchäfte, er iſt entfernt von unſern tollen politiſchen Ereigniſſen und dem noch tollern Geſchwätze darüber, und ſitzt gleichwohl an der Quelle der wichtigſten Neuigkeiten, und was ihm noch lieber und angemeſſener ſeyn mag, an dem caſtaliſchen Brunnen, der hier aus tauſend Röhren unerſchöpflich quillt. —

Er verſprach uns Zutrittsbillette zur großen Parade, welches mir erwünſcht war, denn wie dürfte ich mich zu Hauſe wieder blicken laſſen, ohne die erſte Frage beantworten zu können, ob ich den großen Bonaparte geſehen habe?

In der Policeypräfectur waren wir bald ſpedirt. Wir bekamen Sicherheitskarten, die wir während unſers Hierſeyns beſtändig bey uns führen ſollen. Von da ſuchten wir den Wechsler auf, welchem wir empfohlen waren. Da wir geſtern eine falſche Adreſſe bekommen hatten, ſo liefen wir uns müde, ohne ihn erfragen zu können, bis uns endlich ein Geldtrager zurecht wieß.

Auf ſolchen unfreywilligen Wanderſchaften lernt man die Straßen bald kennen, und ihre Wahrzeichen, wie die Handwerksburſche ſagen. Am anziehendſten unter dieſen war mir der Pont-neuf, wegen der mancherley Vorſtellungen, ſo ich mir von Jugend auf aus franzöſiſchen Romanen und Lebensbeſchreibungen davon gemacht hatte, und auch wegen ſeiner wirklichen Schönheit und mahleriſchen Lage, vorzüglich aber wegen des regen Lebens und Treibens, das ſich ruhelos darüber hinwälzt. Man nennt dieſe Brücke mit Recht das Herz von Paris, weil von da aus als dem Mittelpunkte der großen Stadt die Bewegung in alle Gaſſen, wie das Blut in die Adern des Körpers, ſtrömt. Vordem hieß es, man könne keinen Schritt auf der Brücke thun, ohne auf einen Pfaffen oder eine H . . . zu ſtoßen, jetzt nicht mehr; jene ſind verſchwunden, und dieſe müſſen vermuthlich andre Schliche haben, denn daß ſie noch irgendwo exiſtiren, beweiſen die antiſyphilitiſchen Zettelchen, die einem hier bey Dutzenden in die Hand geſteckt werden, wenn man ſchon ſagt, man habe ihrer nicht nöthig. Außer dem Gewimmel der Hin- und Hergehenden, das ſo groß iſt, daß zwey nicht bey einander ſtilleſtehen können, ohne fortgeſtoßen zu werden, hat die Brücke noch ihre beſondern Bewohner; auf den Stufen des Trottoirs lagern ſich in gehörigen Diſtanzen Schuhflicker und Schuhputzer, vorzüglich aber eine eigne Klaſſe von „Artistes,“ die kleine Fahnen von Blech vor ſich aufgeſtellt haben, worauf ihre Beſchäftigung beſchrieben iſt: N. N. tond les chiens, coupe les chats et va en ville. — Längs dem Geländer der Brücke ſind wohl verſehene Buden aller Art, beſonders findet man da auserleſene Früchte und Pomeranzen. Auf dem Platze Henry IV. ſteht jetzt ein niedliches Kaffehaus, das aber ſeiner vortrefflichen Lage ungeachtet ſein Glück bisher nicht gemacht hat, weil der Geiſt des großen Heinrichs, deſſen Bild hier aufrichtiger verehrt wurde, als die fabelhaften Heiligen der Kirche, noch manchen von dem Eintritte in dieſen entweihten Ort abwehrt. Gegen über liegt die Place Dauphine; wer hier in den vorderſten Häuſern wohnt, lebt an dem kurzweiligſten aber auch unruhigſten Orte von ganz Paris, und vielleicht auf dem bevölkerteſten Flecke von Europa.

Da das Théâtre Montansier, welches in dem Palais royal liegt, noch nicht offen war, ſo ging ich in den Arkaden herum, und beſahe alle die Bedürfniſſe des Reichthums, welche hier in wunderſamem Ueberfluß auf das reizendſte zum Kauf ausgeſtellt ſind. Wie viele Dinge gibt es, derer ich nicht bedarf! wagte ich mit Socrates zu ſagen, ging aber vielleicht darin von ihm ab, wie leider noch in manchem, daß ich doch mit großem Vergnügen dabey verweilte. Dieß Verweilen bey den Gewölben ſcheint jedoch nicht zum guten Tone zu gehören, denn beynahe jedermann ging vorbey ohne die Sachen anzuſehen, und mein neugieriges Betragen reizte die Aufmerkſamkeit der umherwandernden Schönheiten, welche ſich nicht unter die Dinge zu zählen pflegen, deren Socrates und die Fremden nicht bedürfen. Sie ſtellten ſich in den Weg und wollten auch geſehen, oder gar, wie mir eine zu verſtehen gab, ins Theater geführt ſeyn. Obgleich hierdurch der gute Ton weniger beleidigt worden wäre, als durch das Anſtaunen der Butiken, ſo hielt ich doch einen ſtillen Rückzug für das ſicherſte, weil ich keine Komödie in der Komödie ſpielen wollte, und die Socratiſche Methode der Unterhaltung mit dieſen Hetären mehr theoretiſch bewundere als praktiſch verſtehe.

Montanſier iſt das Theater für die luſtige Welt, und daher außerordentlich beſucht. Die Wahl der Stücke und der Schauſpieler, alles iſt nur auf momentanes Lachen abgeſehen, und die Ausführung entſpricht dieſer Abſicht vollkommen. Darüber hinaus wird aber kein Schritt gegangen, auch erwarten ſolches die Zuſchauer nicht, denn es iſt ein Geplauder und Gelächter in den Logen und allenthalben, daß man bald merkt, dieſer Ort werde nur für oberflächliche Beluſtigung beſucht, und bloß um die vornehmſten Züge und Melodien zu haſchen, nicht um ernſthafter Ueberlegung einen Augenblick Raum zu geben. Da die ſentimentale weibliche Kennerklaſſe, welche das Schöne nur in der Tugend und die Tugend in Worten ſucht, dieſen Schauplatz leichtſinniger Fröhlichkeit der Anſtändigkeit halber nicht beſuchen darf, ſo wird der Geſchmack einzig durch die Bedürfniſſe derjenigen beſtimmt, welche hier den Ton angeben, und das ſind junge Müßiggänger oder reiche Parvenüs, dergleichen es jetzt ſo viele gibt, mit ihren Mädchen; dieſe Leute ſind ungebildeten Geiſtes und wollen nichts als ſinnlich beluſtigt ſeyn.

Ein Schauſpieler iſt hier, Brunet, der ſich durch ſeine treffende Wahrheit in Vorſtellung lächerlicher

Einfalt einen Nahmen gemacht hat. Er kam mir auch wirklich unterhaltend vor; allein man hat doch erſt den rechten Genuß an dieſen Leuten von ſchalkhafter Laune, wenn man ſie näher kennt. Das erſte Mahl machen ſie nur geringe Wirkung, weil die erſte Bekanntſchaft unter Menſchen immer ernſthaft iſt. Wir müſſen mit ihrer Weiſe bekannt werden, ihre Figur und ihr Ton muß uns nicht mehr fremd ſeyn, erſt dann treten wir in ihre excentriſche Bahn und begreifen ihre Eigenſchaft. Und wenn ſie einmahl den Beyfall erhalten haben, ſo hat niemand kein beſſeres Spiel als ſolche Luſtigmacher und witzigen Leute; der Glaube eilt ihren Werken zuvor; man geht allen ihren Aeußerungen mit der Erinnerung ihrer vorigen Schwänke entgegen, und ſtrengt ſeinen Scharfſinn an, alles ihr Thun und Laſſen nach dem Ideale zu bilden, das man ſich von dergleichen Lieblingen der luſtigen Geſellſchaft gemacht hat. Dann fällt es ihnen nicht ſchwer, es bald ſo weit zu bringen, wie der ehemalige Loustic der alten franzöſiſchen Schweizergarde; wenn er nur das Maul aufthat, ſo lachte das ganze Regiment.

Wie wird es mir ſeyn, wenn ich wieder in meiner ſtillen Heimath bin, da ich ſchon jetzt nach Verfluß einiger Tage mich an den betäubenden Lärm des hieſigen Lebens zu gewöhnen anfange? — Wie einem, denk ich, der von ſeltſamen Träumen erwacht, und ſich derſelben auf ſeiner einſamen Lagerſtätte behaglich erinnert. Lange werd ich dieſes Traumes eingedenk ſeyn!

Da ich heute (27. May) das Muſeum verſchloſſen fand, weil es jeden Septidi ausgekehrt wird, ſo ging ich zum Zeitvertreib längs der Gallerie du Louvre an der Seine hin und her, welches bisher einer meiner liebſten Gänge iſt, weil man auf beyden Seiten, beſonders über dem Waſſer, eine ſo weite Ausſicht ſchöner Gebäude hat, und bey der Frequenz des Platzes doch vor den unerträglichen Kutſchen und Cabriolets ſicher iſt. Hier erfuhr ich, daß eine Sache im gleichen Augenblicke mit gleichem Recht die ganze Aufmerkſamkeit des einen beſchäftigen und vom andern ſehr gering geachtet werden könne, ohne daß deßwegen der eine oder der andre die Beſchuldigung von Kälte verdiene, womit wir ſo geſchwind über andre herfallen, wenn ihre Theilnahme unſrer Erwartung nicht entſpricht. Denn indem ich auf der Mauer des Fluſſes ſaß und das Hôtel des Monnaies betrachtete, ſahen alle Vorübergehenden nach dem neuangelegten Bade Vigiers hinunter, und ſprachen mit Entzücken von dieſem ſchwimmenden Inſelchen, ohne einen Blick auf das Louvre noch auf die herrlichen Quaygebäude zu werfen, noch die weite mit nichts als ſchönen Gegenſtänden beſchränkte Ausdehnung ins bewundernde Auge zu faſſen. — Sie kannten alles dieſes ſchon von Jugend an, aber das Bad war für ſie eine neue Entdeckung; mich hingegen intereſſirte jetzt das winzige

Gärtchen nicht, weil mir alles gleich neu war. Bey ihnen mußten die alten Kenntniſſe der neuen Wahrnehmung Platz machen, bey mir noch das Kleine dem Großen.

Indeſſen will ich dieſe niedliche Anlage nicht verachten; nichts iſt unbedeutend was ſeiner Beſtimmung entſpricht, und ſchon der Vorgenuß der Pariſer beym Anblicke dieſes einladenden Bades gibt demſelben einen wirklichen Werth. Ich meine vielmehr, jeder ſolle ſich ſeiner eigenen Vorſtellungen und Erkenntniſſe freuen, wenn ſie nur aus eigener Kraft hervorgehen, und nicht bloß anmaßlicher Schein oder Nebel der Einbildung ſind. Dabey aber ſoll man auch nicht allzueilfertig, aus ſogenannter guter Meinung, den andern bey der Hand nehmen und ſagen: komm und theile meine Empfindung bey dieſem Anlaß! denn dieß heißt in den meiſten Fällen den Starken zur Kälte und den Schwachen zur Heucheley hinführen, weil das menſchliche Herz ſich eben ſo ungern zu Gefühlen auffordern läßt, als der Verſtand zum Glauben.

Uebrigens empfangen wir manchmahl die größten Gedanken bey den kleinſten Gegenſtänden, und zwar nicht allein durch die Kraft, mit welcher Swift aus einem Beſenſtiel mehr Geiſt zog, als Harvey aus Sonne, Mond und Sternen, ſondern öfters auch darum, weil unter den unzähligen Dingen, die Einfluß auf unſer Gemüth haben, und den Werth unſrer Anſchauungen beſtimmen, Zeit und Laune nicht die ſeltenſten ſind, ſo rein wir uns auch geſtimmt wähnen mögen, und eine unmerkliche Analogie, eine dunkle Erinnerung unſern Verſtand ſo oft leiten kann, als unſern Willen. Wir tragen nicht nur unſern Kopf, ſondern auch unſer Herz den Erſcheinungen entgegen, und ſo gibt uns, Gott ſey Dank, die Hütte eines Einſiedlers oft mehr zu denken, als die Säulenordnung des Louvres, ja die Erde oft mehr als der Himmel, und ſelbſt in der ſtrengſten Analytik weht der Geiſt noch wie und wo er will.

Eben ſo elend und abgeſchmackt, als die Ehrenmeldung der Kanonenkugeln vom 10. Auguſt an den Tuilerien, kam mir jetzt die an einem Fenſter des Louvres aufgeſtellte Schandſchrift auf Karl IX. vor, welche ſagt, daß er von hier aus mit einem Karabiner auf ſein Volk geſchoſſen habe. Hier ſchoß alſo der König auf ſein Volk und dort das Volk auf ſeinen König: eins iſt ſo ſauber wie das andre. Welch ein Geſchmack, die Schandflecken der Nation den Leuten durch Denkmähler ins Gedächtniß zu rufen; iſt es nicht ſchon zu viel, daß die Geſchichte davon ſprechen muß! — Aber man wollte das Königthum verhaßt machen, und beging die Ungerechtigkeit gegen die Geſchichte, aus dem Leben böſer Könige die ſchrecklichſte That herauszuheben, um ſie zum Scheuſal aufzuſtellen, und hingegen die Statue des guten Heinrichs umzuwerfen und das

Grab des heiligen Ludwigs zu entweihen; wodurch man zwar ſeinen Zweck erhielt, den Pöbel zu entflammen, aber damit auch eine größre Blutrache auf ſich lud, als Karl IX. mit ſeinem Karabiner.

So wird aber die wahre Freyheit nicht geſtiftet, ſo wenig als durch die öffentlichen Werkſtätte der peinlichen Juſtiz die wahre Gerechtigkeit; und wer aus der abſcheulichen Handlung eines Königs Haß gegen das Königthum ſchöpfen ſoll, darf auch mit gleichem Rechte um der Handlungen der Revolutionsmänner willen Haß gegen das Freyheitthum nähren.

Wer in einem Fiaker fahren will, muß ſich mit kleinem Gelde verſehen, denn die Kutſcher machen immer Schwierigkeiten, wenn ſie herausgeben ſollen, und ſich mit ihnen zanken iſt für einen Fremden ein ſchlechter Gewinn; nicht ſo wohl, weil ein Fremder in dieſem Labyrinthe nicht weiß, wo er ſich Recht ſchaffen ſoll, als weil man hier nicht zankt, wie an andern Orten, denn auch der Zank hat hier ſeine Convenienz und der Zorn ſeine Sitte. Wehe dem, der dieſe nicht kennt und ſich der Originalität ſeiner Leidenſchaft überlaſſen, oder ſeine vaterländiſchen Ausdrücke des Unwillens ins Franzöſiſche überſetzen wollte! Hier wird der Zorn in Spott gekleidet und der Schimpf muß zu lachen machen, ſonſt iſt er nicht gültig, und kömmt, wenn er auch das größte Recht auf ſeiner Seite hat, zu kurz. Ich hörte heute einen Schuhputzer mit einem Manne zanken, der ihn nicht bezahlen wollte, und erſtaunte über das Beſonnene und Abgemeſſene ſeiner Ausdrücke mitten im lebhafteſten Zorne; er wußte ſeinen Gegner mit einem Strome empfindlicher Reden zu beſchämen, ohne ein unanſtändiges Wort zu ſagen. Wo findet man das anderswo? — Aber es war auf einem offenen Platze unter einer Menge von Leuten; ob es unter vier Augen auch ſo höflich abgelaufen wäre, iſt noch die Frage. Denn das iſt eben des Pariſers ſouveräner Grundſatz, welchem Vornehme und Gemeine bis in den Tod getreu bleiben, ſich der Beobachtung vortheilhaft zu zeigen, und vor der Welt alles mit bonne grace zu thun. Nach dieſer Maxime bildet er ſeine Geberden, ſeine Sprache, und ſein ganzes geſellſchaftliches Leben. Daher bey den Vornehmen dieſer leiſe Ton, dieſer Schein von Geduld und Theilnahme, dieſe oberflächliche Harmonie, dieſe Furcht vor Eigenheiten und „cet esprit fondé sur les phrases qui circulent,“ und bey den Gemeinen die behutſame und doch leichte Manier in Ausdrücken, die Mäßigung im Affecte, das Schönreden mit Unbekannten, und die bey allem Freyheitsſtolz ſclaviſche Unterwerfung unter das, was öffentliche Manier iſt.

Am meiſten muß ich mich über die Leichtigkeit ihrer Sprache verwundern, denn es iſt unglaublich, mit welcher Wohlredenheit man hier alles zu ſagen weiß, und mit welcher Bereitwilligkeit ſich ihre Worte ihrer

Vernunft, öfters auch nur einem Analogon derſelben, anſchmiegen. Sermo datur cunctis . . . kann man nirgends mit mehr Recht ſagen.

So entſteht ihre Höflichkeit, eine Halbtugend, worin es die Pariſer vor aller Welt am weiteſten gebracht haben, und dieſen Ruhm muß man ihnen laſſen; denn wenn ſie auch gleich nichts weiter iſt, als Gefälligkeit in Worten, ſo iſt doch dieß ſchon ein Verdienſt, das jedermann behagt, und auch oft den Betrug verſüßt, da hingegen die Grobheit niemand als ſich ſelbſt und der Schadenfreude gefällt.

Man würde ſich auch irren, wenn man annehmen wollte, nach der Revolution ſeyen jetzt die Pariſer weniger höflich; ich glaube vielmehr, ſie ſeyen es mehr als vorher, aus dem gleichen Grunde, warum, nach Brydone, auf der Inſel Malta mehr Lebensart herrſchen ſoll als irgendwo, weil nun jeder von dem andern Genugthuung fordern kann, und daher keine verächtliche Behandlung mehr geduldet wird. Was in dem Sturme der Revolution geſchah, wo der Teufel los und Grobheit an der furchtbaren Tagesordnung war, darf nicht dagegen gezählt werden, eben weil es ein vorübergehender Sturm war, auf welchen die natürliche Heiterkeit bald wieder folgen mußte.

Inzwiſchen iſt Höflichkeit noch ſo weit von Dienſtbereitwilligkeit verſchieden, als Wort von That; auch kann gewiß mancher kalte und trockene Ausländer in dieſer letztern wirklichen Tugend den aufmerkſamſten und geſelligſten Franzoſen beſchämen, und wenn der Unterſchied wirklich zwiſchen zwey Nationen ſich fände, daß die eine höflicher und die andre dienſtfertiger wäre, wer wollte nicht lieber zur letztern gehören? Ich bin weit entfernt, ſchon ein Urtheil fällen zu wollen, aber das muß ich doch ſagen, daß ich bey dem erſten Beſuche, den ich hier machte, ungeachtet aller dringenden Empfehlungen, ſo ich mitgebracht hatte, und aller Höflichkeit, womit ich empfangen wurde, verluſtiges Geld auf meinen Wechſel herausbekam; und an dem zweyten Orte, wo ich einen Brief abzugeben hatte, ernſtlich vor dem abſcheulichen Geldhunger und Betrug, der hier herrſche, gewarnt und mir geſagt wurde, ich werde das Point d'argent point de Suisse anwendbarer auf die Franzoſen als auf meine Landsleute finden.

Da heute die Andromache des Racine gegeben wurde, ſo war das Schauſpielhaus (Théâtre français) ſchon zwey Stunden vor dem Anfange ſo voll, daß ich kaum noch ein Plätzchen auf dem Parterre fand. Ich hatte alſo Zeit genug, den wohlgemahlten aber etwas abgenutzten Vorhang zu betrachten, und die ſonderbare Bauart der Logen, von welchen die untern ganz kahle Oeffnungen ohne Ausladung und Verzierung ſind, hingegen ſpringt bei den mittlern plötzlich eine reiche joniſche Säulenordnung hervor, die zwar an ſich niedlich iſt, aber zu ſehr gegen die Gemeinheit der erſten abſticht, um ein ſchönes Ganzes auszumachen; daher rief auch einer, der neben mir ſaß, aus: C'est un château bâti sur des hameaux!

Schon in der Oper hatte ich in den Logen die große und vornehme Welt mit ihrem imponirenden Gepränge vermißt, und hier noch mehr, wo in den erſten Plätzen alles ſo kunterbunt und gedrängt ſaß, daß man ſich kaum regen konnte. Ich weiß wohl, daß es hier zu Lande kein Vorrecht der Geburt, der Ehrenſtellen oder des Geldes geben ſoll, das ſich Ehrenplätze auswählt, um von da auf andre hinabzuſehen oder ihrer gar nicht zu achten, und das iſt auch ganz recht. Aber das Theater hat ſeine eigne Welt, in der alles idealiſcher Schein iſt, und alles ſich nur in der abgemeſſenſten Rangordnung bewegt und erhält. Sollte aber da, wo Könige und Helden uns zur Ehrfurcht, und edle Unglückliche zur Bewunderung oder zum Mitleid hinreißen, nicht auch eine der Natur des höhern Schauſpiels analoge ernſte Würde außerhalb des Vorhangs Platz haben, damit die Wahrheit der Fabel und des Spiels nicht durch den Widerſpruch im Betragen der Zuſchauer leide? Wenn man auch die Schaubühne nicht als eine Schule der Sitten anſehen will — ſie iſt es aber doch — ſo ſollte ſie doch, nur als Kunſtwerk betrachtet, das durch die Perſonifikation der Geſchichte unſer Gemüth erheben will, von einem ihrem Zwecke angemeſſenen äußern Anſtand unterſtützt ſeyn. Wie ſehr könnte dieſer befördert werden, wenn ſtatt der buntſcheckigen Menge nur ſolche Perſonen zu den erſten Plätzen Zutritt hätten, deren Gegenwart durch ihre innere oder äußere Vorzüge Ehrerbietung befiehlt. Wenn ſolche Ehrenplätze mit den Würdigſten beſetzt ſind, wenn in einer Loge der erſte Conſul mit ſeinen Gehülfen, in einer andern große Generale und Staatsmänner ſäßen, wiederum andre für berühmte Gelehrte, für das ehrwürdige Alter oder ausgezeichnete ſittliche Verdienſte beſtimmt wären, und auch angeſehene Fremde einen beſondern Sitz hätten, ſo würde dadurch dem Schauſpiel ſelbſt, dieſem ſchönſten menſchlichen Zeitvertreibe, Ehre gemacht, und der große Hauſe, der nie ſich ſelbſt beherrſchen kann, wenn er keinen Herrn ſieht, in den Schranken der Dezenz gehalten werden. Denn jetzt, da in den erſten Logen die gleiche muthwillige Unruhe herrſcht, wie in den letzten, da alles in vermiſchten Haufen zuſammen ſitzt, frech herumgafft, ſich zuwinkt, mit Gläſern beguckt, aus und ein geht, erhält die Verſammlung den Anſchein von Unwiſſenheit, Geſchmack- und Zügelloſigkeit, den ſie wohl nicht verdient.

Dieſen Anſchein vermehrt noch, wenigſtens für den Fremden, das unerträgliche Klatſchen, das unaufhörlich aus allen Ecken des Hauſes ertönt, und mehr ungeduldige Reizbarkeit als wahres Gefühl verräth. In ihrer übermäßigen Lebhaftigkeit unterbrechen ſie durch Klatſchen jede Empfindung in ihrem höchſten Punkte, und treiben es ſo lange, bis ſie ſich und andere aus der Empfindung herausgeklatſcht haben. Indeſſen ſteht der arme Schauſpieler, mitten in ſeinem Affekte unterbrochen, entweder cataleptiſch da, oder er hilft ſich mit ſtummer Geberde, ſo gut er kann, ſelten aber auf eine geſchickte Art, weil es mehr als ſchwer iſt, zugleich der Gegenſtand des lauteſten Beyfalls zu ſeyn und eine fremde Rolle zu ſpielen. Würden nur die vorzüglichſten Schönheiten beklatſcht, und kurz genug um das Spiel nicht zu unterbrechen, ſo möchte es noch angehen; aber auch das Mittelmäßige findet hier wie allenthalben ſeine Bewunderer, und dieſe ſind deſto lauter, je weniger Verdienſt ihr Beyfall hat, und am lauteſten, wenn man gegen dieß „Menſchenrecht“ Bewegungen machen will.

Hier alſo das franzöſiſche Trauerſpiel in ſeiner Vollkommenheit, dachte ich. Meine Erwartung war geſpannt. Auf der einen Seite erinnerte ich mich des harten auswärtigen Tadels, auf der andern des überſchwenglichen einheimiſchen Lobes; ich fand aber beydes übertrieben. Wer hier perſönliche Wahrheit verlangt, charakteriſtiſche Züge individueller Natur, der ſucht was er nicht finden wird. Dichter und Schauſpieler fürchten ſich vor dem natürlichen Leben, und aus Scheu gemein zu ſeyn, werden ſie zu allgemein. Das wird nun freylich mit der Würde der Tragödie und dem Charakter der Nation entſchuldigt, indeſſen fällt es doch jedem unbefangenen Fremden auf, ehe er daran gewöhnt iſt; er muß es aber bald werden, glaube ich, um der mancherley äußerlichen Vorzüge willen, welche die tiefer liegenden Mängel bedecken. Dieſe Vorzüge, die ich um ſo viel mehr bewunderte, weil ſie der ganzen Bühne gemeinſchaftlich ſind, beſtehen in dem Adel der Sprache, in der Zierlichkeit der Declamation, Kunſt und Lebendigkeit des mimiſchen Ausdrucks, dem feyerlichen Anſtande, der ſich nie vergißt, und auch in dem letzten Schauſpieler noch harmoniſch mit dem Ganzen erſcheint. Hier wird der tragiſche Dichter ſtudirt, oder die Schauſpieler und Zuſchauer ſind ſchon aus alter Bekanntſchaft mit ihm vertraut, ſein Geiſt und ſeine einzelnen Schönheiten werden gefaßt, und mit der berechneteſten Aufmerkſamkeit auf den Geſchmack des eingebornen Publikums vorgetragen. Da dieſer Nationalgeſchmack ſich nur mit den äußerlichen Zeichen heroiſcher Leidenſchaften begnügt, und nicht die urſprüngliche Stimme des Herzens vernehmen will, ſo können die daher entſpringenden Mängel auch nicht dem Schauſpieler zugerechnet werden, um ſo viel weniger, da auch die Dichter nach dieſer Volkseigenheit ſich bequemen. — Wenn auch das Stück nicht alles leiſtet was es ſollte, ſo leiſtet doch der Schauſpieler das, was ſein Publikum von ihm erwartet, in der möglichſten Vollkommenheit, und erſetzt durch äſthetiſche Wirkung auf die Einbildungskraft und den Verſtand des Zuſchauers, was ihm an unmittelbarer Berührung der Seele abgeht.

Es war mir immer, ich ſähe den Geiſt Ludwig XIV. über der Bühne ſchweben, mit ſeinem angebornen königlichen Anſtand und ſeinem falſchen Ideal von Größe, woraus ſeine abgemeſſene Feyerlichkeit, ſein oberflächlicher Glanz und das geſpannte Beſtreben, immer bedeutend und wichtig zu ſeyn, entſtand, und die Anmaßung der Unfehlbarkeit in Urtheilen über Gegenſtände des äußerlichen Lebens, welcher ganz Europa ſo unbegreiflich huldigte, und welche auch die großen Dichter jener Zeit zwang, ihre Ruhmbegierde dieſem mehr königlichen als menſchlichen Veto zu unterwerfen, und die Ausflüſſe ihres Geiſtes in den monarchiſchen Damm zu leiten, der alles ausſchließend, was gemeine Natur verkündigte, zwar den edeln Geſchmack ſicherte, aber auch manche originelle Quelle des Genies im Entſtehen hemmte. Da große Menſchen des Zeitalters dieſer herrſchenden Anſicht ein vollkommenes Genügen und ſelbſt in dieſen Banden noch viel leiſteten, und keine größern nachfolgten, ſo wurden ihre Werke zur nothwendigen Regel gemacht, deren Gewalt mit ihrem Nutzen und Schaden ſich noch auf den heutigen Tag erſtreckt.

Schon lange aus ſchriftlichen und mündlichen Nachrichten mit dem franzöſiſchen Theater bekannt, mußten ſich mir jetzt bey eigner Vergleichung zwiſchen dem Gehörten und Geſehenen, und zwiſchen Gedicht und Spiel dieſe und andere allgemeine Betrachtungen leicht darbiethen; über den künſtleriſchen Werth einzelner Schauſpieler aber war ich noch nicht im Stande ein Urtheil zu fällen, weil man keinen Menſchen, der eine öffentliche Rolle ſpielt, richtig beurtheilen kann, ohne ihn perſönlich zu kennen, das iſt, ohne mit ſeinen Eigenthümlichkeiten, dem, was ihm die Natur aus Liebe oder aus Haß gab, vertraut zu ſeyn, um nicht, welches ſo oft der Fall iſt, an Idioſynkraſien zu hängen, und das wahre Talent zu überſehen.

Doch kann ich über Talma, der den Oreſt ſpielte, nicht ſchweigen. Der Verſtand, womit er, ausgezeichnet vor allen andern, ſeine Rolle vortrug, machte mir ihn gleich anfangs ſchätzbar. Es war nicht bloße hergebrachte Manier der Declamation, ſondern Gefühl deſſen, was er ſagte, und ohne die nothwendige tragiſche Würde zu vergeſſen, wußte er Wahrheit und Leben auch in den längſten Reden beyzubehalten. — Ob er im Affecte nicht zu oft die Hände über dem Haupt ſchüttle, ob ſein Kopf nicht zu rund und ſein Geſicht zu kleinlich für dieſe großen heroiſchen Rollen ſey, wage ich noch nicht zu ſagen, ob es mir gleich ſo vorkam; denn dieſes ſind eben jene vorübergehenden Eindrücke unvollkommener Neuheit, welche bald vor dem Uebergewicht der Trefflichkeiten verſchwinden müſſen.

Auch im Coſtüm zeichnet er ſich aus, und ſcheint der Wahrheit deſſelben ernſtlich, ja ängſtlich nachzuſtreben. Die emporgekräuſten ſchwarzen Haare fallen freylich jetzt weniger auf, weil ſie gerade Mode ſind; aber die bis hinter die Elbogen nackten Arme hätten meiner Meinung nach mit fleiſchfarber Seide bekleidet ſeyn ſollen. Ihre blaſſe Farbe und ſtarken männlichen Muskeln gaben ihnen unter dem reichen farbigen Gewande ein trockenes und mageres Anſehen, das den heutigen Geſchmack, der nicht gewohnt iſt, nackte Mannsarme zu ſehen, beleidigt. Der griechiſche Oreſt mag freylich keine ſeidenen Ermel getragen haben, aber der franzöſiſche darf es gleichwohl thun, thut und ſagt er doch noch vieles, das eben ſo wenig griechiſch iſt. Des Euripides Oreſt in der Maske und den Kothurnen mag dem Sohne des Agamemnon eben auch nicht ſehr ähnlich geſehen haben. — Das Coſtüm des Theaters muß, ſo wie es Empfindung und Sprache auch iſt, theatraliſch, das iſt, ſublimirte Natur und nicht bloße hiſtoriſche Wahrheit ſeyn, und ſich daher auch nicht allzuſtrenge weder an die alte noch neue Mode binden, um nicht durch jene zu fremde und durch dieſe zu alltäglich zu werden.

Uebrigens iſt es doch ein großer Unterſchied, ein Stück nur zu leſen oder von einem ſolchen Schauſpieler aufführen zu ſehen, denn ſo ein geſchickter Mann weiß oft gerade das am meiſten zu beleben, worüber man im Leſen kalt hinweggeht. So hat der letzte Auftritt, wo Oreſt den Geiſt des Pyrrhus zu erblicken glaubt, nie keinen Eindruck auf mich gemacht, ſondern iſt mir immer nur als ein Handwerkskunſtgriff des Dichters vorgekommen, um dem Pylades Gelegenheit zu geben, ſeinen Helden lebendig zu retten. Aber die erſtaunliche Kunſt, womit Talma nach und nach in dieſen Zuſtand der Gemüthsverwirrung hineintrat und ſtufenweiſe bis zur Wuth und Ohnmacht fortſchritt, erſchütterte mich, und ſtellte mir ein eigenthümliches Gemählde dar, wovon das Verdienſt allerdings mehr dem Schauſpieler als dem Dichter zu gut kommt. Solche Darſtellungen, deren Lebendigkeit und Gewalt keine leſende Phantaſie ſich erſinnen kann, ſind es, die dem Schauſpieler ſeinen Werth geben, und ihm in der äſthetiſchen Schöpfung einen der erſten Plätze anweiſen. Nur Schade, daß er ſeinen Nachruhm nicht wie andere Künſtler durch bleibende Werke fixiren kann, ſondern bloß dem Nahmen nach in der Tradition und dem Rufe, den ſein Zeitalter hat, fortlebt! „Le rôle d'Oreste fit crever Montfleuri“ iſt alles, was man noch etwa, wenn von der Andromaque die Rede iſt, von dem Manne ſagt, dem ſeine Zeit Bewunderung zollte, man eilt kalt bey ſeinem Denkmahle vorbey, denn ſein Werk ging mit ihm ins Grab. Was iſt uns von Baron übrig geblieben, der alle Herzen an ſich zog, und wie ſein Publikum (und er ſelbſt) ſagte, alle Gaben der Natur in ſich vereinigte! Was von der geprieſenen Champmelé, die von dem zärtlichen Racine ſelbſt ihre Bildung empfing, und von der ſie ſagten, in Aulis ſeyen nicht ſo viele Thränen um die wahre Iphigenia gefloſſen, als ſie in dem Trauerſpiele dieſes Nahmens den Zuſchauern zu entlocken gewußt habe! Jetzt weint kein Auge mehr um ſie. — So geht und ging es allen. Selbſt Garrik ſeufzet,*) daß der Ruhm eines Schauſpielers kaum ein halbes Menſchenalter daure, und dieſem dürfen getroſt alle andern nachſeufzen, denn auch Er gilt jetzt ſchon nicht mehr, was er im Leben galt, weil ſeine ſuperiore Gegenwart nicht mehr alle Kritik entwaffnet, und keine Beſchreibung den Mangel bleibender Kunſt erſetzen kann.

Unterdeſſen iſt der Beyfall, den große Schauſpieler unmittelbar einernten, ein Erſatz für den Ruhm, der andere Künſtler öfters erſt nach ihrem Tode erreicht, wenn ſie ſich deſſen nicht mehr freuen können. Verzeihlicher als bey allen andern iſt daher auch die Eitelkeit bey dieſen Menſchen, die nie anders als unterm Lärm der Bewunderung vor dem Publikum auftreten, und um deren Umgang ſich die Großen beneiden, von deren Reiſen die Zeitungen ſprechen, oder die ſich wohl gar wie Iſland die hohe Gnade ausbitten dürfen, Fürſten vertraulich die Hand zu biethen. Verzeihlich auch, wenn ſie mit eigenen Lebensbeſchreibungen der Unſterblichkeit entgegen gehen wollen, die ihnen ihre beſſere Kunſt nur halb gewährt.

---

*) Prologue to the clandestine marriage.

Mlle. Volnais, ein noch ſehr junges zartes Mädchen, ſpielte die Andromache, und Mlle. Raucourt, eine ältliche junoniſche Geſtalt, die Hermione. Dieſe mit aller Zuverſicht auf gewohnten Beyfall und mit der Sicherheit vollendeter Kunſt, jene mit liebenswürdigem Mißtrauen in ihre noch ungeübten Kräfte, aber mit feinem Gefühl und richtigem Sinn. Sie durfte in jugendlicher Beſcheidenheit es noch nicht wagen, ſich zu dem Heldenſchritte, den (allerdings zierlichen) antiken Stellungen und dem plötzlichen Contraſt der Töne zu erheben, worin ihre Nebenbuhlerin auch da, wo es ihre ſtürmiſche Rolle nicht erforderte, ihre Kunſt zeigte, ſondern blieb durchgehends in den natürlichen Schranken edler ſanfter Weiblichkeit, und gewann dadurch die Herzen der Zuhörer. Sie wird aber dabey nicht bleiben, ſondern hingeriſſen werden, gleich den andern, zu den hochtrabenden Theatermanieren, welche die Gewohnheit der Nation erfordert, von deren Uebertriebenheit aber, mehr noch als der Tadel der Ausländer, gerade der vorzügliche Beyfall zeuget, den die Zuſchauer ſelbſt dem ungeſchminkten Spiele dieſes feinen Mädchens zu geben ſich gedrungen fühlten.

Wenn ich nur die Kraft des Erkenntnißvermögens beſäße, welche die Geſetzgeber der menſchlichen Vernunft fordern, nicht nur im Denken, ſondern ſogar im Empfinden alle Vorſtellungen abzuhalten, die nicht in den Kram dienen, ſo hätte ich mit dieſer kleinen Andromache ganz zufrieden ſeyn können, aber ſo wollte mir die zum Sprüchwort gewordene Größe der Griechin nicht aus dem Sinne; omnibus Andromache visa est spatiosior aequo, ſagten die Alten; und da hätte ſich wohl in jeder Rückſicht die Raucourt beſſer zu dieſer Rolle bewährt gefunden. Im übrigen mag dieſe in ihrer Jugend vortrefflich geweſen ſeyn, aber jetzt ſcheint es ihr zu gehen, wie vielen alternden Poeten und Künſtlern, daß der Geiſt zu Manier wird.

Am Ende wurden noch Oreſt und Andromache aufgerufen, ſich ſehen zu laſſen, und als dieſes nicht ſogleich geſchah, heulten und ſchrien und ſtampften die Zuſchauer auf eine Art, die eben nicht von ſchönem Enthuſiasmus zeugte, bis endlich Talma und Volnais Hand in Hand auf die Hälfte des Theaters kamen, ſich tief bückten, und dann der Vorhang unter heftigem Geklatſche fiel.

Nun begriff ich auch, warum den Franzoſen Stellen aus ihren Dichtern, beſonders aus dem Racine, ſo geläufig ſind, wie uns heilige Sprüche oder alte Sentenzen. Bey der unbegrenzten Bewunderung, die ſie für ihre Nationalſchaubühne haben, müſſen ihnen dieſe für ihre Ohren ſo harmoniſchen Verſe, und dieſer claſſiſche, für ihren Geſchmack ſo poetiſche, Styl als das Höchſte ſeiner Art erſcheinen, und ihnen durch die ausgebildete, die Sprache in ihrer Vollkommenheit darſtellende Declamation ihrer Schauſpieler, denen kein verfehlter Laut nachgeſehen wird, leicht ins Gedächtniß geprägt werden. Dazu kommt noch, daß hier Griechen und Römer, Juden und Türken alle aus franzöſiſchem Herzen ſprechen, und dadurch ſo manchem ſchönen Verſe eine leichte Accomodation auf die öffentliche und geheime Geſchichte des Volkes gewähren. Wir Deutſche hingegen, die wohl ſchon manches claſſiſche Buch, aber noch keine eigne claſſiſche Litteratur haben, müſſen uns in Demuth mit ausländiſchen Quotationen und Citationen, oder mit alten heiligen und profanen Stellen behelfen, die zwar einigen Schatten auf unſer vaterländiſches Selbſtgefühl werfen, jedoch an Schönheit und praktiſchem Nutzen gewöhnlich jenen nicht nachſtehen.

Ein Bekannter führte mich noch in das Caffé des mille colonnes, um auf den weichen Lehnſtühlen von den harten und gepreßten Sitzen des Parterres auszuruhen. Es hat ſeinen prächtigen Nahmen von den vielen niedlichen Säulen, womit die Wände ringsum verziert ſind, die ſich in den großen Wandſpiegeln in unendlicher Zahl verlieren. Ein neuer lockender Aufenthalt für die, welche alle Tage herrlich und in Freuden leben wollen; nur kam es mir bedenklich vor, daß an jeder Treppe aller dieſer Wohnplätze des ſinnlichen Genuſſes ein armer Lazarus liegt, der Euch um die Broſamen euers Ueberfluſſes anſpricht. Zwar ſcheint dieß niemand groß zu achten, Ihr könnt auch dieſen unangenehmen Anblick leicht beym Eintritt in das glänzende Gemach vergeſſen, ob Ihr aber in Zukunft nicht wieder einmahl daran erinnert werdet, das weiß ich nicht. —

Deinde eo dormitum, non sollicitus mihi quod cras
Surgendum sit mane — Victurus suavius, ac si
Consul avus, pater atque meus, patruusque fuisset.

Horat.

Dritter Theil.

Quacunque libido est,
Incedo solus.
Horat.

Wer iſt ihr gleich, dieſer großen Stadt, der Mächtigen, welcher Gewalt gegeben iſt über alle Sprachen und Völker der Erde! Um deren Gunſt die Könige buhlen, und von deren Zauberkelch die Söhne des Reichthums trunken werden! Die ſich mit der Beute des Sieges bekleidet, und ſich ſchmückt mit fremdem Golde und Juwelen! Deren Menſchenfluthen rauſchen wie die Stimme eines großen Waſſers, wie eines ſtarken Donners Stimme! — Wahrlich, ſchon ihre Außenſeite, das was ihr an der Stirne geſchrieben und allen Augen zur Schau ſteht, enthält für den Fremdling ſo viel Geheimniß und Uebung der Weisheit, daß ich um den Genuß ihrer verborgenen Reize niemand beneide, bevor ich dieſe äußern geprüft habe. Nicht alſo an den Tafeln der Großen, nicht im Kreiſe einzelner Familien, noch im Umgange mit Gelehrten, ſollte es mir auch vergönnt ſeyn, werde ich zuerſt den Charakter dieſer Hauptſtadt und die Sinnesart ihrer Bewohner aufſuchen, ſondern auf Straßen und öffentlichen Plätzen, wo es nur Augen die ſehen, und Ohren die hören können, bedarf, um den Geiſt des Volkes zu faſſen, der ſich im Stehen und Gehen, Geberden und Sprache, Handel und Wandel, Zeitvertreib und Arbeit, bey fröhlichen Auftritten, oder da „wo es ein Unglück zum Beſten gibt,“ kurz allenthalben offenbart, wo zahlreich und ungezwungen die Leute ſich regen. Hier zeigen ſich dem freyen Zuſchauer am auffallendſten die Abweichungen von ſeiner Landesſitte, die er nicht unbemerkt laſſen darf, wenn ihrer ſchon der Eingeborne, dem ſie natürlich oder alltäglich ſind, nicht achtet; hier wird ihm mancher ſeltſame Zug, worüber in feinern Geſellſchaften oft gefliſſen, aus Lebensart oder Vaterlandsliebe, vor dem Ausländer ein Schleyer geworfen wird, ſichtbar werden. Denn hier verſtellt man ſich am wenigſten, oder doch vor dem ſtillen Beobachter nicht, weil man ſeiner nicht achtet. Verſtellung aber, ſo leicht ſie den täuſcht, welchen ſie im Auge hat, iſt oft für den, auf welchen ſie nicht gerichtet iſt, ein hellerer Spiegel der Seele, als ungeſchminkte Ehrlichkeit. Wer will, kann noch den Vortheil anführen, daß man ſich auf freyer Straße geſchwinder von der Falſchheit wenden, und ſie vergeſſen kann, als in der Geſellſchaft, wo man oft Stunden lang an ſie gebunden, und in ihrem giftigen Dunſtkreis geängſtigt wird.

Man wende nicht ein, daß Neuheiten auf der Straße geſammelt nur vorübergehendes Intereſſe haben; ſagt dieß die Erfahrung, ſo lehrt eine andere eben ſo richtig, daß man auch im Umgange mit der gebildeten Claſſe ſich dieſes Geſtändniß nur zu oft machen müſſe, wo ebenfalls, ſo viel ich weiß, zu einer „Giſt“ *) Vergnügen zwey „Giſten“ Geduld unentbehrlich ſind. Man ennuyirt ſich zuletzt an den Tafeln der Vornehmen und im Umgange mit den Gelehrten, wie auf dem offnen Markte; wurden nicht ſelbſt die Tiſchgenoſſen Friedrich des Großen endlich des Salzes ſeines Witzes, wie der Gewürze ſeiner Speiſen überdrüßig!

Meiner Meinung nach muß alſo der Menſchenbeobachter in Hauptſtädten, wenn er in ſeinen Erfahrungen regelmäßig zu Werk gehen will, bey dem öffentlichen Leben des Volkes den Anfang machen. Er wird lange genug lehrreiche Beſchäftigung dabey finden, und wohl eher müde als fertig werden. Findet er dann noch Zeit und Gunſt zum Zutritte bey höhern Ständen oder ruhigern Zirkeln, ſo werden ihm auch dieſe anziehendern Genuß verſchaffen, je mehr er zuvor ſein eignes Urtheil über die Sehenswürdigkeiten der Stadt und den Charakter des Volkes feſtgeſetzt hat.

Das, was ich weiß, mit dem was ich ſehe zu vergleichen, und hieraus mir täglich neue Erfahrungen zu ſammeln; dieſem mikrokosmiſchen Schauſpiele, ſo lange es mir gefällt, als einziger Zuſchauer beyzuwohnen, dieß iſt das Geſchäft und die Freude meines kurzen

---

*) Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutſchen Sprache, von J. H. Campe. Braunſchweig, 1794. Seite 141.

Hierſeyns. — Für wen mag aber ein langer Aufenthalt beſonders anzüglich und vortheilhaft ſeyn? Für den, denke ich, der viel Zerſtreuung zu ſeinem Glückbedarf, oder für den Reichen, der ſein Geld auf die beſte oder ſchlechteſte Weiſe anwenden will, für den dreiſten Charlatan, oder für den großen Künſtler, wofern er ſchon einen berühmten Nahmen hat, denn ſich erſt einen Nahmen zu machen, wird er hier tauſend Hinderniſſe finden; vorzüglich muß wegen der allanerkannten Humanität der hieſigen Gelehrten das Leben in Paris dem behagen, der zu ſeinem Studium viel Subſidien und wiſſenſchaftlichen Umgang nöthig hat. Auch wer in der Kenntniß der großen Welt, und in der feinen Lebensart, ſein Glück zu finden glaubt, wird, was ihm die eleganten Zeitſchriften ſeines Vaterlandes noch zu wünſchen übrig laſſen, hier nicht umſonſt ſuchen, und ſich bald bis zur zarteſten Selbſtgefälligkeit ausbilden können. Für die übrigen ehrlichen Leute aber mag Paris doch zuletzt ſo langweilig werden, als irgend ein Provinzialſtädtchen; vielleicht noch langweiliger, weil man hier gar nichts von ländlicher Natur ſieht, — ſo wenig, daß ein Landsmann von mir um der Ideenverbindung willen ſich ſogar des Kuhſtalles im Jardin des Plantes mit allen Sinnen freute — wogegen man des betäubenden Geprängs und täuſchenden Scheins doch endlich überdrüſſig wird, und ſich dann auf einzelne Bekanntſchaften beſchränkt, worin, wenn die erſte Zurückhaltung verſchwunden iſt, das Unkraut menſchlicher Leidenſchaften auch aufkeimt wie allenthalben.

Gute Bekanntſchaften ſind indeſſen ſchwerer zu machen, als man glaubt, unter dieſer Unzahl von Leuten, denen man nicht trauen darf, ehe man ſie kennt; hingegen kann man ſo leicht Vergnügen und Geſellſchaft ohne Bekanntſchaft finden, daß der Fremde nur zu leicht den Vortheil des ordentlichen Umgangs vernachläſſigen, und andern ohnedieß zu befriedigenden Neigungen folgen lernt, wozu hier ſo viele Thüren offen ſtehen. Ich bin zwar auch der Meinung, daß, um glücklich zu ſeyn, man ſeinen Neigungen folgen müſſe, aber erſt wenn man ſie mit Klugheit geprüft hat, da aber die wenigſten ſich hierzu Zeit nehmen, ſo beſeufzt auch ſo mancher heimkehrende Corydon reumüthig ſeine Thorheit.

Heute (28. May) war die Gemählde-Gallerie wiedrum geſchloſſen, weil man immer etwas darin zu verändern hat; ich ging alſo in die heilige Verſammlung der Antiken, wo ich jetzt mit dem Verzeichniß in der Hand anfing, ein Bild nach dem andern zu betrachten, und meine Beobachtungen flüchtig niederzuſchreiben, um ſolche zu Hauſe weiter auszuführen, oder wenigſtens künftig eine Erinnerung meiner eignen Anſicht zu haben. Da ich ſelten das Glück habe, gleich von dem erſten Anblick begeiſtert zu werden, ſondern den Gegenſtand eine Zeit lang vor mir haben muß, ehe meine Gedanken ſich zu regen anfangen, ſo finde ich auch deſto eher Muße, dieſelben an Ort und Stelle ſchriftlich aufzufaſſen, und befinde mich bey dieſer Beſchäftigung, wenn ſie ſchon eben keinen genialiſchen Ruf hat, recht gut, denn nicht nur verfliegen ohne dieſes Mittel dergleichen Gedanken oft unwiderbringlich, ſondern ſie geben uns auch die treffendſten und bezeichnendſten Ausdrücke, weil ſie die Geburt der unmittelbaren Wahrnehmung ſind, lichtvolle Eingebungen, die keine ſpätere Ueberlegung hervorbringen, aber wohl rectificiren kann und ſoll. So brachte ich, zwey Säle durchgehend, manche Bemerkungen zu Papier, wovor indeſſen niemand erſchrecken ſoll, denn ſie ſind zu weitläuftig um hier Platz zu finden, oft auch zu unverdaut und zu gewagt, um damit ohne Anmaßung hervortreten zu dürfen.

Niemand ſtörte mich an dieſem Geſchäfte als ich ſelbſt, weil ich mich zuweilen vor den Leuten ſcheute, die mich darum anſahen, ſo mit der Schreibtafel von einem Bilde zum andern ſchreitend den Antiquar zu machen, und etwas anders zu ſcheinen als ich war. Zur Erhohlung ſtellte ich mich dann neben den Eingang hin, um, da heute jedermann Zutritt hatte, die Wirkung zu beobachten, welche der Anblick dieſer Götter und Helden auf die Menge der Kommenden mache, und hatte die Freude, hier augenſcheinlich die geheime Gewalt der wahren Kunſt zu ſehen; denn bey allen, ich mochte das Experiment bey Gens comme il faut oder in anima vili machen, verwandelte ſich die angeborne überſchwengliche Unbefangenheit, mit welcher ſie hereintraten, unwillkührlich in ein ſtilles ehrfurchtvolles Betragen, als ſie ſich von allen Seiten mit dieſen ernſthaften, und mit übermenſchlicher Würde bekleideten, Geſtalten umgeben ſahen. Ein Beweis, daß jene Unbefangenheit doch eben ſo ſehr ein Werk nachgeahmter Eitelkeit, als ausgebildetes Bewußtſeyn des perſönlichen Werths ſey. Beyde Geſchlechter, ſchien es mir, ließen den Anſpruch auf modiſche Grazie, womit ſie ſich ſonſt brüſten, fahren, und huldigten, ohne es zu wiſſen, dieſer unerreichbaren Einfalt und Größe.

Das war der allgemeine Eindruck. Hingegen fand ich dann hier nicht das ſchnelle Wohlgefallen an einzelnen Kunſtwerken, nicht die Sympathie der Einbildungskraft, welche ich in dem Gemähldeſaal beobachtet hatte. Zwar ſprach jeder Mund öffentliche Lobpreiſung aus — es war Huldigung die jeder dieſem glorreichen Eigenthume ſeiner Nation, dieſen Denkmahlen ewig berühmter Siege leiſten zu müſſen glaubte — aber insgeheim bemerkte ich an dem größten Theil der Anweſenden, bey aller Ehrfurcht, doch eine gewiſſe Unbehaglichkeit des Geſchmacks, die ich von den aufgeklärten, von allem ſprechenden, Pariſern nicht erwartet hätte. So befremdete einige die coloſſaliſche Größe, andre irrten die Verſtümmlungen oder ſichtbaren Reſtaurationen, noch andern gereichte das Nakkende, wo nicht zur Aergerniß, doch zur Zerſtreuung; dieſe beſprachen ſich über die blinden Augen, jene über die unnatürlichen Haare, den meiſten waren die Füße zu gerade geſtellt — kurz ich fand meine ſchon gemachte Beobachtung beſtätigt, daß die Sculptur zwar mehr imponirt, aber die Mahlerey viel leichtern Zugang zu dem menſchlichen Gemüthe findet.

Sollte man mich fragen, welches von den heute geſehenen Kunſtwerken mich ſelbſt am meiſten angezogen habe, ſo würde ich unter den erſten den berühmten Spinarius nennen, den Knaben von Bronze, der ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Ein Bild, das ein idealiſcher Sinn aus der einfaltliebenden Natur herausgegriffen, und in die Sphäre der Schönheit erhoben hat, ohne ſeiner menſchlichen Wahrheit Abbruch zu thun. Selten mag es einem Künſtler gelingen, ſo viel Natur mit ſo großer und doch anmaßungsloſer Kunſt zu vereinigen. Man ſucht jetzt die Größe zu ſehr in einer ſtrebenden Spannung der Haupttheile, die neuen franzöſiſchen Bilder ſind wie aus dem Fechtboden hervorgegangen, ſo wie man vormahls die Grazie in der Schlaffheit gefunden zu haben glaubte, und alle Bildſäulen vom Tanzmeiſter aufgeſtellt ſchienen. Man hält hier dieſen Knaben für einen Sieger im Wettrennen, aber wie kam er dann zu dieſer Stellung? Er müßte ſich etwa im Laufe beſchädigt haben, und gleich hernach ſo von dem Volke geſehen worden ſeyn. Schwerlich iſt aber jemahls ein öffentlicher Sieger, den noch der Ruf des Beyfalls umtönt, einer ſo unbefangenen Stellung fähig geweſen.

Auch bey der Gruppe, die man Amor und Pſyche nennt, kann ich nie vorbey gehen, ohne einen Blick der Bewunderung auf den ſchön gewandten Leib der Pſyche, und ihre, ganz in dem Gegenſtand ihrer Liebe verlorne, weltvergeſſende, ſchmelzende Umarmung zu werfen; welch eine Innigkeit des Kuſſes!*) — An dem Amor iſt zu viel neues, beſonders verſtellt ihn die ergänzte Naſe; ein Unglück, das man, wie ich jetzt ſehe, bey den meiſten Antiken beſeufzen muß.

In der ſogenannten Cleopatra ſehe ich eine wohlgebildete ſchlafende Weibsperſon, von majeſtätiſchem Körperbau, mit einem ſehr künſtlich gearbeiteten, faltenreichen Gewande, das aber, wie alle Gewänder in Marmor, beſonders von dieſer Größe, immer ſchwerer zu werden ſcheint, je leichter und beweglicher die Glieder der anhaltenden Betrachtung vorkommen. Auch dünkt mich, (vielleicht iſt die mir noch ungewohnte Größe der Figur daran Schuld), dem Künſtler habe ein etwas gemeines Ideal vorgeſchwebt, das er mit mehr practiſchem Verſtande als Empfindung behandelte; die Geſtalt ſcheint mir weder alt noch jung, und der Gliederbau für weibliche Anmuth zu ſtark zu ſeyn.

---

*) Einige nennen dieſe Gruppe auch Caunus und Byblis, vermuthlich weil ſie glauben, ſo könne nur eine Byblis küſſen.
— — Quae cum sit junctissima, junctior esse
Expetit et vinclo fratri propiore ligari.

Um nicht den Verdacht auf mich zu laden, als hätte ich das Schönſte unbemerkt vorübergegangen, will ich auch des Bruchſtücks von einem Cupido oder Genius, das in dieſem Saale ſteht, gedenken, des reinſten menſchlichen Gebildes, ſo ich je geſehen habe; ein Engelsgeſicht, deſſen denkende ſtille Unſchuld und ſeine Lieblichkeit man nicht mit Worten beſchreiben kann; das Ideal eines Knaben, in dem eine göttliche Kraft ſchlummert, wovon er nur erſt eine leiſe Ahndung hat. — Idealiſiren iſt nicht ſchwer, die Neuern lernen es alle, meiſt ehe ſie noch die Wirklichkeit begriffen haben; aber ſo wie hier das Ideal zu individualiſiren, (wenn ich ſo ſagen darf), in dem Ideal die Grundzüge des Einzelweſens beyzubehalten, aus der Art die Gattung zu bilden, das iſt der von wenigen erreichte Gipfel der Kunſt.

Wenn ich ſchon ſchweigen wollte, ſo rede ich doch. Wer könnte auch ſchweigen, wenn er aus dieſer Geſellſchaft kömmt; den ſtummen Wänden möchte man ſeine Freude erzählen! Doch nur von einer Bildſäule noch erlaube man mir, ehe ich ſcheide, ein Wort zu ſagen, dem ſogenannten Zeno, der in dem Saale berühmter Männer ſteht. Andre mögen zwar mehr Verdienſt haben, wie ich dann nicht läugnen will, daß die trefflichen Bilder des Menander und Poſidippus, die männliche Größe und freye ungezwungene Würde ohne Ueberfluß und Ziererey ſo richtig ausdrücken, zu den ſchönſten in dieſem Saale gehören. Aber dieſer Philoſoph — wenn es auch der Zeno nicht iſt, ſo iſt es doch der Edelſten einer aus ſeiner herrlichen Schule, oder ein Gottverwandter Cyniker — iſt mit ſolcher Wahrheit dargeſtellt, und die zur Natur gewordene Selbſtüberwindung, Weltverachtung und ernſte Ruhe der ſtrengen Vernunft, ſo rein und ohne allen Schein egoiſtiſcher Eitelkeit ſeinem ganzen Weſen aufgedrückt, daß es mir iſt, ich ſehe eine dieſer Zierden der Menſchheit vor mir, und das *Πεινῆν διδάσκει καὶ μαθητὰς λαμβάνει*, das man dem Zeno vorwarf, gern begreiſe. Am liebſten aber denke ich mir darin den heiligen Epictet, den Sohn der Armuth und den Freund der Götter, der in Geduld und Enthaltung die Weisheit des Lebens ſetzte, und ſo männlich that, was er lehrte.

Da heute ein öffentlicher Tag war, und der Zuſammenfluß der Kunſt- und Neugierigen ſich immer vergrößerte, ſo zog ich mich zurück, und ging nach der Nationalbibliothek hin, wo ich aber ſehr höflich auf Morgen beſtellt wurde, weil ſie heute nicht offen wäre. Dieſe Höflichkeit im Abweiſen iſt hier allgemein, und weit angenehmer als das verächtliche Anſchnarchen, welches ich ſchon oft erfahren habe, wo aus übelverſtandener Wichtigkeit, oder ſchlechter Bezahlung, oder langer Weile Wärter und Wachen unmuthig waren. Hier darf man alles fragen und alles ſagen, wenn es nur mit guten Worten und in anſtändigem Tone geſchieht. Die Franzoſen vertragen alles, nur nicht perſönliche Geringſchätzung, und hüthen ſich daher auch, dieſe gegen andre, am wenigſten gegen Fremde, die den Merkwürdigkeiten ihres Landes huldigen, blicken zu laſſen. Mancher Ausländer, der hieher kömmt, um feine Manieren zu lernen, ſollte ſich dieß beſonders merken, weil mancher gerade durch dieſe auswärts erlernten Manieren ſich zu Hauſe zur Geringſchätzung gegen andre berechtigt hält.

Einen Bekannten, der am andern Ende der Stadt wohnt, konnte ich auch nicht antreffen, ich vertrieb mir alſo die Zeit mit dem Unbekannten, und machte eine Entdeckungsreiſe in der Stadt herum. Die Gegend, wo ich mich am liebſten niederlaſſen möchte, liegt am linken Ufer des Fluſſes, zwiſchen der Neuen und der Eintrachtsbrücke; hier hat man eine breite Straße, die Seine und die ſchönen Gebäude jenſeits vor ſich; man ſieht immer was neues, und doch verhallt das betäubende Geräuſch in der großen Ausdehnung. Dieß muß aber auch ein von reichen Leuten geſuchtes Quartier ſeyn, aus dem hohen Preiſe zu ſchließen, den man für ein kleines Zimmer forderte. Auch ſieht man hier, welches den Platz in meinen Augen noch anziehender macht, einen Kupferſtichkram neben dem andern ſtehen, und ich finde, daß es nicht ſchwer halten würde, um wenig Geld eine ſchöne Sammlung alter guter Stücke zu bekommen, wenn man nicht ausſchließlich auf vollkommen erhaltene Exemplare und die beſten Abdrücke ſehen wollte, denn dieſe werden theuer aufgekauft, und ſind ſelten. Nur an alten geſtochenen Portraiten ſcheint man wenig Geſchmack zu finden, wenigſtens ſehe ich nirgends keine zum Verkauf aufgeſtellt. Vielleicht aber kaufen ſie die Liebhaber der Geſchichte auf, und thun, was meiner Meinung nach, jeder Geſchichtforſcher, und wer eine hiſtoriſche Bibliothek hat, thun ſollte, daß ſie ſich Sammlungen hiſtoriſcher Köpfe anlegen, um auch zu wiſſen, wie die Leute ausgeſehen haben, welche die Welt in Bewegung ſetzten, und mit denen ſie ſich ſo viel in Gedanken beſchäftigen. So wie mir, gegen die allgemeine Regel zwar, bey einem Buche das quis eben ſo merkwürdig iſt, als das quid, ſo intereſſirt es mich noch viel mehr, ein ſinnliches Bild von den Menſchen zu haben, die ſich vor Millionen andern auszeichneten, und großes Glück — ein etwas ſeltener Fall — oder großes Unglück über die Menſchheit brachten, und ich leſe ſelten von Guſtav Adolph und Wallenſtein, Carl I. und Cromwell, Carl XII. und Peter I. u. ſ. w , ohne ihre Geſichter neben einander zu ſtellen und ſprechen zu laſſen, und, wahrhaftig, ſie ſprechen mir Erläuterung über ihre Thaten. Ohne in den Irrgarten der Phyſiognomik mich zu verirren, kann ich mich doch nicht enthalten, den Umfang, noch mehr aber die Richtung, der Kräfte manches berühmten Mannes nach ſeiner Geſichtsbildung zu ſchätzen. Montaignes offenes Antlitz blickt in ein fröhlicheres Leben als Spinozas trübe Miene, der ſeine Erasmus hat auch in ſeinem Bilde gefälligere Züge, und verkündigt einen günſtigern Richter, als der unholde Samuel Johnſon. — Wir machen uns doch von allem Bildlichen Bilder, warum ſuchen wir nicht von merkwürdigen Menſchen die wahren zu erlangen! Ich wollte nicht einmahl, daß ich nicht wüßte, wie Hugo Grotius und ſeine Frau ausgeſehen haben. Ueberdieß erinnert mich das Angeſicht eines großen Mannes doch kräftiger an ſeine Tugenden, als wenn ich ſeinen bloßen Nahmen an die Wand ſchriebe, und dieſe Erinnerung iſt mir in meiner Schwachheit ſchon oft ein Sporn zum Guten geweſen; ob ich gleich weiß, daß viele ſind, die das Hausmittel des Beyſpiels zum Beſſerwerden mißrathen, und dafür einzig die durch den Vernunftbegriff ſelbſtgewirkte reine Achtung für das Sittengeſetz als neuentdeckte Panacee aufſtellen.

Noch hab ich hier in keinem Kupferſtichladen unanſtändige Bilder öffentlich ausgeſtellt geſehen, ein Beweis, daß die Polizey auch über die Sitten wacht, ſo gut ſie kann.

Des Abends eilte ich in das Théatre de l'opera comique national, ehedem aux Italiens genannt, wo ich aber nicht fand, was ich nach dem alten Ruf erwartete. Zwar war eines der Stücke, die man gab, (es thut mir leid den Nahmen vergeſſen zu haben) nicht ohne Verdienſt, weil es noch den Charakter der alten einer Opera comique hatte, worin die Franzoſen ehedem unübertrefflich waren, leichten Geſang, komiſche Intrigue, fröhliche Handlung, und die Naivetät, nicht der Natur aber einer liebenswürdigen jovialiſchen Sorgloſigkeit, die man hier dem arkadiſchen Leben für eigenthümlich hält, und die von plumpem Spaße gleichweit entfernt iſt, als von der Langweiligkeit neuidylliſcher Unſchuld. Aber die zwey andern Stücke waren Poſſenſpiele, die mir dieſer Bühne unwürdig ſchienen. In dem erſten trat Friedrich der Große auf, der, wie der Calif in Tauſend und einer Nacht, Abends in den Straßen ſeiner Hauptſtadt herumgeht, (nach ſeiner Gewohnheit, wie meine Nachbarn ſagten) um zu hören, was die Leute von ihm reden. Er wurde mit möglichſter Nachäffung in der Kleidung und Stellung vorgeſtellt, ſogar das nachläſſige Tobaknehmen wurde nicht vergeſſen, aber — welch ein lahmer Friedrich! Indeſſen verſicherte man mich, que le Prince Henry, qui était son oncle, avait été frappé de la ressemblance, als er dieſes Stück hier geſehen, und daß er dem Schauſpieler ein großes Geſchenk gemacht habe. Ich war aber nicht von dem Gout dieſes Prinz Heinrichs, und hätte den abgeſchmackten Kerl, der es wagen durfte, den großen König in dieſem Mißbilde darzuſtellen, vom Theater hinunter ſtoßen mögen. Solche ſinnliche Nachahmungen ins Häßliche ſind dem Zweck der Schaubühne ganz zuwider, die ihre Helden, wenn ſie nicht lächerliche Perſonagen ſind, verſchönern, nicht verunſtalten muß. Ein Mangel an Bildung, den man von einem ſo berühmten Pariſertheater nicht erwarten ſollte.

Die Schönheit der männlichen Stimmen, die Leichtigkeit, mit der ſie das Geſpräch führen und die Geſchmeidigkeit der Action machten mir übrigens viel Vergnügen, und wenn meine Erwartung dieß erſte Mahl nicht befriedigt wurde, ſo ſind die daran Schuld, welche von jeher zu viel Aufhebens von dieſem Théatre Italien machten. Damit iſt aber nicht gemeint, daß ich nicht einſt noch ſo viel Gefallen als andre daran finden könne, wenn nur einmahl die zu hohe Idee durch die Gegenwart verdrängt iſt, und der erſte Unwille über den Widerſpruch der Erwartung nicht mehr die wirklich gute Seite verdeckt. Es geht uns ja auch ſo mit berühmten Leuten, an denen wir ſo oft irre werden, wenn wir ſie perſönlich vor uns haben; ſie können gemeiniglich nichts dafür, warum machten wir uns übertriebene Vorſtellungen von ihnen! Wenn man in ſolchen Fällen nur dem Aberwillen nicht Platz gibt, ſo wird man gewiß auch bald mit den unerwarteten Vorzügen der Sache bekannt werden, wobey dann allgemach die vorgefaßte Meinung ſchwindet, und man vergnügt iſt mit dem was man vor ſich hat. Uebrigens ſcheint mir dieſes Schauſpiel zu dem wohlgefälligen herkömmlicher Art zu gehören, an welches man nur durch Nebenumſtände gezogen, und nur durch Gewohnheit feſtgehalten wird, wobey man ſich zuletzt aber nicht gut behagt, und es als tägliches Hausbrot nicht mehr gern an die edlere Herzſtärkung des unbedingten Großen und Schönen vertauſcht.

Da ich aber nicht hieher gekommen bin, mir einen künſtlichen Geſchmack an Vergnügungen, wozu mich keine Neigung zieht, zu erwecken, und ſolche mit Zeitverluſt mir zur ſubjectiven Nothwendigkeit zu machen, ſo werde ich auch dieſes Theater ſelten mehr ſehen; zumahl da ich die ganze Straße Richelieu durchlaufen muß, um nach Hauſe zu kommen, und dieſe Straße, wenn die Schauſpiele zu Ende ſind, ſo vollgepfropft von Wagen und Cabriolets iſt, daß einer, der nicht die franzöſiſche Behendigkeit im Ausweichen hat, über der langen Angſt erdrückt zu werden, alle Freude der Operette wieder vergißt.

Des Nachts kommen meine Reiſegefährten gewöhnlich noch auf mein Zimmer, wo wir dann die neuen Erfahrungen des Tages zuſammentragen, und mit den alten vergleichen. Da ſie Geſellſchaften beſuchen, ſo werde ich manches inne, welches mir ſonſt verborgen geblieben wäre. So ſoll, zum Beyſpiel, die Achtung der Franzoſen für Deutſchland und deutſche Literatur eben nicht ſo groß ſeyn, wie ſie oft in unſern Zeitſchriften angegeben wird, ſondern es ſoll leider mehrentheils mit großer Geringſchätzung davon geſprochen werden. Unſer Geſchmack ſey ſchon wieder dans la décrépitude, ehe er noch recht das Tageslicht erblickt habe, ſagen ſie, und führen dann irgend einen Sprößling unſrer Muſen an, dem das franzöſiſche Gewand ſchlecht paßt; unſre neue Philoſophie arte in ſcholaſtiſche Schwärmerey und modiſchen Unbeſtand aus, denn der Kant, den wir noch unlängſt angebethet, ſey ſchon wieder von noch abſtractern Nachfolgern verdrängt. — So haben ſie, wenn ſie tadeln wollen, immer etwas von der Schattenſeite einer Sache in Bereitſchaft, das einer dem andern nachſpricht, unbekümmert die Sache ſelbſt zu kennen. Vordem galt wenigſtens noch der deutſche Kriegsruhm, aber auch dieſer iſt jetzt dahin; nur Frankreich und England, meinen ſie, verdienen den Nahmen ſich ſelbſt ſchützender Nationen.*)

Das iſt freylich traurig, es ſoll uns aber nicht verdrießen; denn ſobald es ihnen nicht darum zu thun iſt, die Ehre der großen Nation zu verfechten, ſo machen ſie es unter ſich ſelbſt nicht beſſer; einer verunglimpft den andern, und das größte einheimiſche Verdienſt wird auch, wie allenthalben, am ſchärfſten vom Zahne des Neides benagt; der Unterſchied iſt nur in der Manier, wo anderswo noch breiter Schimpf das Urtheil ſpricht, da tödten oder beleben ſie hier in ſchneidenden Sentenzen.

---

*) 1801.

Nicht gelinder urtheilen ſie über das, womit ſich die vorigen Zeiten groß dünkten. Es würde, ſo verſichert man mich, ſich einer ſchlecht empfehlen, wenn er das Jahrhundert Ludwigs XIV. lange lobprieſe, ohne dem neu angetretenen das Compliment des Vorzugs zu machen. Zwar treten ſie in keine directe Widerlegung ein, aber man hört ſie bald mit Wichtigkeit die neuern Entdeckungen herzählen, und bey allem Beyfall, den ſie euch geben, ſo viele Fehler an allen großen Männern jenes Jahrhunderts aufdecken, daß, wenn auch das Paulo majora canamus nicht ſchon auf ihren Mienen geſchrieben ſtände, das Reſultat ihrer Aeußerungen ihre Einbildung ſattſam enthüllte. „Aus dem großen Condé würde mehr geworden ſeyn, wenn ihn ſeine hohe Geburt nicht erniedrigt hätte" — „Türenne wäre heut zu Tage ein guter kaiſerlicher Officier, aber zum Commando der franzöſiſchen Armee taugte er nichts mehr" — „Das Andenken des Marſchalls von Sachſen erhält ſich durch ſein Grabmahl"— „Corneille wird nach und nach unbrauchbar" — „Racine dauert durch den Wohlklang ſeiner Verſe" — „Moliere iſt ohne Sentiments und beleidigt die Sitten" — Lebruns Magdalena iſt eine Comödiantin" — „Le Sueur ein Schüler der nach Raphaeliſchen Kupferſtichen mahlte" — „Pouſſins Empfindung iſt an den Antiken zu Stein geworden" — ſagen nicht Krieger, Dichter und Mahler, aber die ſuperfinen Kenner dieſer Künſte, und glauben durch einen ſolchen Beſcheid einem jeden ſeinen Platz bey der Nachwelt anzuweiſen. Dergleichen Formeln ſind aber eben ſo ſchädlich als unerträglich; ſchädlich, weil ihnen die unerfahrne Jugend glaubt, und ſich an dieſe Manier zu urtheilen gewöhnt; unerträglich, weil ſie etwas unwiderſprechliches an ſich haben, das unſre Empfindung über die Vorzüglichkeit jener großen Männer laut zu werden hindert.

Wie im Großen, ſo geht es auch im Kleinen, ſagten wir; herrſcht die Afterrede in den weiten Kreiſen des öffentlichen, ſo wird ſie ſich auch in die engen des bürgerlichen Lebens einzuſchleichen wiſſen; herrſcht ſie allenthalben, ſo hat ſich niemand zu beklagen; und ſo tröſteten wir uns, ſowohl über die ungerechten Urtheile, die über das deutſche Vaterland gefällt werden, als auch vorläufig über die kleinen Mückenſtiche, die zu Hauſe wieder auf uns warten. Bey uns geſchieht das Ehrabſchneiden, wie alles andre, weitläuftiger, hier hat man für jedes Große ſchon eine Erniedrigungsformel in Bereitſchaft. Aber das mag wahr ſeyn, daß im Fall eines allgemeinen Angriffs der Franzoſe beſſer für Einen Mann zu ſtehen weiß, als der Deutſche.

Wenn ich Abends mit Heimweh zu Bette gehe, erſchöpft von dem Taumel des Tages, ſo erwache ich Morgens wieder mit neuer Freude über mein Hierſeyn, und die kommenden Erſcheinungen von heute. Da das Muſeum erſt um zehn Uhr aufgeht, und die Kaffehäuſer erſt um Neune ſich öffnen, ſo beſchäftige ich mich inzwiſchen, meine Betrachtungen niederzuſchreiben, oder zum Fenſter hinaus zu ſehen, wie die Leute an ihre Verrichtungen gehen — und was für eine fremde Welt erblicke ich nicht ſchon aus meinem Fenſter!

Ich ſage nichts von den Fiakern, die auf ihre Standpunkte angefahren kommen, nichts von den unzähligen Gemüſekarren, worunter einige ſogar von Hunden gezogen werden, nichts von den vielerley Werkſtätten und Läden, die ſich knarrend zu öffnen beginnen, nichts von dem Geſchrey der Milchmädchen, und von dem übrigen Ausrufergeſchrey, das in falſchen Tönen die Ohren zerreißt. Auch weiß ich nichts über den Telegraph des Louvre zu ſagen, der immer geſtikulirt, und die Geheimniſſe der Politik auf den Dächern verkündigt, ohne daß ein Menſch ſie verſteht, als der Oedipus, der ſeine Räthſel zu löſen berufen iſt.

Aber was da an den vier Ecken der Kreuzſtraße, wo ich wohne, geſchieht, das gibt mir jeden Morgen ſchon genug zu ſchaffen. An einer von dieſen Ecken hat ſich zwiſchen zwey Schutzſteine ein fröhlicher Schuhputzerjunge eingezwängt, der jedem Vorübergehenden ſeine hülfreiche Hand anbiethet; ihn ſtört in ſeiner Munterkeit nicht Sonnenſchein noch Regen, weder Hunger noch Durſt, keine unempfindliche Verachtung vermindert die ſeltſame Höflichkeit, womit er ſich den Leuten nähert, nichts aber geht über das innige Wohlgefallen, womit er wiederhohlt den Sou betrachtet, welchen er etwa über das Gewohnte erhält. Wahrlich ein treffendes Bild der Genügſamkeit, das laut auf der Straße ſpricht, wie noch ſo manche andre Tugend, wenn wir ihrer nur achten wollten, und das Gute nicht immer bloß im Glanze ſuchten.

Gegen dieſem Jungen über ſitzt auf der Erde eine lange hagere Frau, die ein halbes Dutzend kleine Brote, und eben ſo viel gefärbte Eyer im Schooße hat. Den ganzen Tag hockt ſie ſchwermüthig da, ohne Dach vor dem Regen; ſie regt ſich kaum, und nie ſehe ich ſie etwas verkaufen.

Einer andern Ecke hat ſich ein altes, von Jahren gebücktes Weib bemächtigt, welche mitleidig auf die vorige hinunter ſieht, denn ſie vermag doch eine eigne Bude. — Aber welch eine Bude! Ein niedriges, enges, aus morſchen Bretern übel zuſammengeflicktes Hüttchen, das mit ſchwarzen Lumpen vor dem Wetter geſchützt iſt. Da hinein krümmt ſich das häßliche Mütterchen, und hat drey weiße Teller mit verkäuflichen Eßwaaren vor ſich; an den Tellern ſind Stücke ausgebrochen, und die Speiſen — o Gott! ich habe ſie in der Nähe geſehen! Schwarze Brocken gekochten Fleiſches, keine ganzen Stücke mehr, ſondern was man angekaut auf den Tellern liegen läßt, vernagte Knochen, alles wie den Hunden abgejagt und ſchon für den Anblick ſchrecklich, wie groß muß erſt der Hunger ſeyn, der ſich zum Eſſen entſchließen kann! Dieſe Frau iſt immer die erſte des Morgens auf ihrem Platze, dann kommen arme Leute, ehe das Getümmel angeht und ſie geſehen werden — —

Um dieſen Anblick noch recht beklagenswerth zu machen, ſo ſitzt in einem ähnlichen Stalle eine ähnliche Alte mit einem ähnlichen Krame gerade dieſer gegenüber, und thut ihr noch in dem armſeligen Gewerbe Abbruch. Statt ſich in Einen geſellſchaftlichen Vertrag zu vereinigen, oder „wenn ſie dazu in ſich ſelbſt das Mittel nicht finden können“ ſich wie andre kleine Independenzen wenigſtens föderaliſiren zu laſſen, ſchauen ſie ſich den ganzen Tag über, wie Rom und Carthago — mit Blicken des Neides an, und verbittern ſich noch ihr trauriges Leben. Wenn ſich ein Mahl bey der einen ein Käufer zeigt, und ſie ſich dieſes kümmerlichen Troſtes ihrer Armuth freut, was muß nicht die andere empfinden, daß er nicht zu ihr gekommen iſt!

Wohl ſagt man mit Recht, daß in Paris das Größte und das Kleinſte, das Höchſte und das Niedrigſte zu finden ſey. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen letzten Zufluchtsorten des Hungers, und den großen Eßwaarenlagern am Eingange des nichts als Glück und Freude verkündenden Palais Royal, wo ſogar die Schuhputzer eigne Zimmer mit großen Spiegeln halten, und dem, der ſich putzen läßt, unterweilen einen Armſtuhl hinſtellen, und eine Zeitung zu leſen geben! Ein Unterſchied, wie zwiſchen dem Muſeum und den alle hundert Schritte ſich findenden Quodlibetsbuden, denen kein Sudelgemählde zu abſcheulich iſt, daß ſie es nicht feil biethen; wie zwiſchen der Nationalbibliothek und der Collection de livres spirituels à deux liards la pièce, die ich geſtern auf der Straße verkaufen ſah.

Noch ein klägliches Hülfsmittel der Dürftigkeit ſehe ich jeden Morgen. Ehe noch die Karren kommen, welche das Kehricht der Häuſer von den Straßen wegführen, nahen ſich arme Leute dieſem Kehricht, und wühlen mit Stäben darin, um altes Papier, Scherben, Lumpen und Leder herauszuſuchen. Oft arbeiten an einem ſolchen Haufen zugleich ein armer Menſch und ein armer Hund in Vertragſamkeit neben einander.

Iſt mein Auge dieſer Scenen des Elends müde, ſo darf ich nur von der Straße weg auf das erſte Stockwerk des vorüberliegenden Hauſes ſehen. Da tritt täglich, gegen zehen Uhr des Morgens, die ſchöne junge Frau eines reichen Weinhändlers in niedlichem Negligé auf den Balcon heraus, um die friſche Morgenluft einzuathmen, und ſich in ihren Blumentöpfen der Natur, und in ihrem Turteltäubchen der Unſchuld zu freuen. Sie nährt und liebkoſet daſſelbe, oder lieſt mit zierlichem Finger die überflüſſigen Blätter von den Gewächſen ab, bis der Freund des Hauſes erſcheint, und mit Theilnahme ihre kleinen geſprächigen Sorgen vernimmt, wobey er ihr zugleich behülflich iſt, die

Blumen mit Waſſer zu begießen. Manchmahl auch, wenn das Geräuſch nicht zu groß iſt, lieſt er ihr noch, ehe er ſeinen leichten Abſchied nimmt, etwas vor, wobey ich ſie zuweilen eine Thräne abwiſchen ſehe, weil vermuthlich von einer ame pure et sensible die Rede iſt, ein Ausdruck deſſen modiſcher Kraft keine auf Zartgefühl anſpruchmachende Franzöſin wiederſtehen kann. — Nachher ſehe ich ſie nicht mehr; wenn aber der Reſt des Tages dieſem Anfang entſpricht, ſo iſt in einem ſolchen Leben freylich mehr Gemächlichkeit, als in dem jener alten Weiber, und die ſchöne Dame würde ſchwerlich mit ihnen tauſchen wollen; aber gemächlicher Müßiggang macht das Glück des Lebens auch noch nicht aus, ohne Ungemach lernt ſie auch die wahre Freude nicht kennen; doch dafür wird ihr Schickſal ſchon ſorgen. Es iſt in unſre unerklärliche Beſtimmung ein Bedürfniß zum Leiden wie zur Luſt verwebt, und was Oſſian the joy of grief nennt, iſt kein Unding noch leere Einbildung. Dieſes Bedürfniß, ob es gleich nur dunkel wirkt, macht vieles klar, was wir ſonſt für unbegreiflich halten; ſo entſtehen aus demſelben zuweilen die Vapeurs bey jenen zärtlichen Damen, und die ſonderbare Hingebung, womit ſie ſich oft unnöthigen und unangenehmen mediciniſchen Behandlungen unterziehen, die ihren Grund, weniger noch in der Mode und in der Sucht Theilnahme zu bewirken, als in der unentwickelten Empfindung hat, daß ohne Leiden in der Freude, ohne Arbeit in der

Ruhe kein Genuß ſey. Sie machen ſich krank aus Inſtinct (das Wort im guten Sinne genommen), um den Vortheilen der Geſundheit mehr Reiz zu geben, ſo wie man hungern muß, um die Wolluſt des Eſſens recht zu ſchmecken. So wie ich hingegen für jenen ſchmutzigen Jungen, und jene alten Weiber, die eckelhafte Knochen verkaufen, und die, welche ſolche eſſen müſſen, keinen natürlichen Erſatz ihres elenden Zuſtandes mir denken kann — denn Gewohnheit iſt kein Erſatz — als das gewaltigere Gefühl der guten Stunden, das ich ſo oft bey der Armuth wahrnehme. Was geht ſchon über die beneidenswerthe Behaglichkeit, mit welcher ein Tagelöhner ausruht! — Mögen ihnen dieſer guten Stunden manche zu Theil werden, und niemand ſie phariſäiſch verdammen, wenn ſie etwa dieſelben, ihrem ſtärkern Naturtriebe gemäß, nicht mit der Oekonomie benutzen, welche die ſatte Convenienz der Reichen zu beobachten vorgibt!

Da ich ſie nicht glücklich machen kann, ſo möchte ich mir ſie doch gern in einen leidlichen Zuſtand hinein glauben, und dafür finde ich keinen zureichendern Grund, als in dem auffallenden Gleichgewicht, das zwiſchen Freud und Leid in allen menſchlichen Verhältniſſen herrſcht, und ſich ſo unparteyiſch an keinen Stand und keine Glücksumſtände bindet; gleichſam ein höherer Wink, den, wer auf ſich ſelbſt Achtung gibt, am beſten aus eigner Erfahrung kennen lernt, und den man einſtweilen als eine der kräftigſten Rechtfertigungen des Uebels in der Welt aufſtellen könnte, derjenigen unbeſchadet, welche man in einer andern Welt zu ſuchen pflegt.

Doch was weiß ich! Ich kenne die Hülfsquellen der Natur nicht, noch weniger die Gerichte des Schickſals. Der kann nie irren, welcher den armen Leuten hilft, oft aber der, welcher bloß über ihr Glück vernünftelt.

Mein erſter Gang war heute (27. May) abermahl zu den Antiken im Muſeum, denn die Gemähldegallerie war noch geſchloſſen. Ich blieb bey meiner Ordnung, ſagen die Leute was ſie wollen, und fuhr fort, wie ich geſtern aufgehört hatte, eine Bildſäule nach der andern ſorgfältig zu betrachten.

Bey näherer Bekanntſchaft mit dieſen an Kunſt und Bedeutung ſo verſchiedenen Figuren, fang ich an, deutlich zu bemerken, was ich mir ſonſt nicht hätte nachſagen laſſen, daß die idealiſchen Bildungen mein Wohlgefallen in geringerm Grade erregen, als die, welche einer wirklichen ſchönen Natur nachgemacht ſind. Nicht daß jene aus den zerſtreuten Formen der Natur geſammelte, und, wie man glaubt, in Eins vereinte Schönheiten mir zu ſchön ſeyn, und ich ſie in der Natur nicht einzeln finde, ſondern weil mein Erfahrungstakt ihrer zweckmäßigen Einheit widerſpricht, und ich mehrentheils empfinde, daß dieſe zuſammengeträumten Glieder nicht von einem Geiſte belebt werden könnten, und daß ein ſolches Gebilde, bey allen zierlichen Verhältniſſen, doch weder wahrer Gott noch wahrer Menſch ſey. Es iſt ein Ideal, fühlen und ſagen wir ja ſogleich, das heißt bey den meiſten: Quanta species, ast cerebrum non habet (keine organiſche Wahrheit)! es iſt aus der Idee des Menſchen und nicht der Natur hervorgegangen; wir merken, daß ihm das Ineffabile der Menſchlichkeit fehlt, das uns zu unſers Gleichen zieht. Erſt wenn wir dieſe Empfindung berichtigt haben, es ſey denn, daß wir uns durch geborgten Enthuſiasmus ſelbſt täuſchen wollen, können wir das überwirkliche Formwerk bewundern, das iſt, den hohen Begriff des Künſtlers von dem Großen und Schönen mit dem unſrigen meſſen, und der Kunſt, womit er ſolchen darzuſtellen wußte, Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Damit will ich nur die Gründe angeben, warum die bedeutungsvolle Wahrheit edler Natur mir meiſtens über alle idealiſche Schönheit gehe. Ich weiß übrigens wohl, daß die Kunſt einen höhern Zweck, als bloße Nachbildung der Natur haben muß, daß ſie, ſo wie die Dichtkunſt, im Dienſte der Einbildungskraft ſteht, welche durch ihre Zuſammenſetzungen an Schein der Größe und Erhabenheit die Natur leicht übertreffen kann, wofern eben jener Geiſt der Wahrheit nichts dawider hat. Nur iſt in den zeichnenden Künſten die Abweichung von der Realität auffallender, als in der

Dichtkunſt indem dieſe ihre Schöpfungen uns nicht mit Einem Mahle im überſchaubaren Bilde für die Augen, ſondern ſucceſſiv in einzelnen Zügen für die beſtechlichere Phantaſie ſtellt, wodurch wir zerſtreut und abgehalten werden, die Summe des Charakters zuſammenzunehmen, und mit der Natur zu vergleichen, ſo daß unſer Bedürfniß nach Wahrheit durch die Dichtkunſt leichter getäuſcht werden kann, und wir ihre Helden mit eben der Theilnahme begleiten, als die, welche die Geſchichte verewigt. Und doch kann ich nicht verhehlen, daß ich mir noch eher den Epaminondas oder Alexander in der Wirklichkeit denken mag, ſie auch lieber perſönlich zu ſehen wünſchte, als einen erdichteten Agamemnon oder Achilles, lieber den Ritter Bayard, als Tancred und Rinaldo, lieber einen ehrlichen Quaker, als den weiſen Grandiſon, ſo wie aus dem Gebiethe der Mahlerey lieber die ſchöne Ferroniere, welche da Vinci mahlte, als die Helena, welche Zeuxis aus den fünf Mädchen von Crotona idealiſch zuſammenſtudierte.

Ich würde mich aber ſelber von der Bahn der Wahrheit verlieren, wenn ich dieſen Unterſchied zwiſchen Natur und Ideal zu weit verfolgte, und (wodurch ohnehin in der Kunſtphiloſophie ſo viel Unheil geſtiftet wird) dasjenige, deſſen Grund bloß in der Empfindung liegt, zu einem Gegenſtand abſtrahirender Unterſuchung machte. Denn jene Spur von Lebensunfähigkeit, die uns auch aus den ſchönſten Idealen anſpricht, mag in den Augen der Natur allerdings ihre Richtigkeit haben, für uns aber iſt ſie mehr eine dunkle Empfindung als eine deutliche Erkenntniß, die wir zum Princip unſers Urtheils zu machen berechtigt wären, denn wir haben ja dieſe Augen der Natur nicht, ſondern einen beſchränkten ſterblichen Blick, womit wir zwar über die Verhältniſſe der Glieder urtheilen, aber von dem phyſionamiſchen Grund ihrer Form ſo viel wie nichts ſagen können. Deßwegen iſt es auch billig, daß wir jener Wahrheit der ſchöpferiſchen Natur nicht weiter nachſpüren, als unſre Sinnen reichen, und ſie Wahrheit für uns iſt, und dieſe übermenſchlich ſchönen Bildwerke nach feſtgeſetzter Uebereinkunft, die der Kunſt ihre eignen Freyheiten geſtattet, beurtheilen, und wenigſtens als Zeugen der erhabnen Vorſtellungskraft ihrer Urheber ſchätzen, wenn wir ſchon etwas von ihrer Unnatur merken, oder ahnen, daß ein höheres Weſen in ihnen nicht nur keine Schönheit, ſondern den lächerlichſten Widerſpruch fände.

Auf dieſe Betrachtung führte mich die Gruppe, ſo man Cato und Porcia nennt, deren Wahrheit und ſittliche Bedeutung mir über alle Schönheit geht. Sey es nun Cato und Porcia, oder ſonſt ein Bild zwey Römiſcher Eheleute, man iſt ſogleich überzeugt, daß es der Natur entnommen iſt, und daß dieß wirkliche Menſchen waren, und zwar Menſchen von der edelſten Art, deren Adel aber in Beſcheidenheit und eine gewiſſe reine Bürgerlichkeit gehüllt iſt, welcher

nichts

nichts von dem idealiſchen Heroismus der Alten, noch der genialiſchen Pretenſion der Neuen anwohnt. Welterfahrne Klugheit und duldende Feſtigkeit iſt der Charakter des Mannes, und aus dem Geſichte des noch jungen Weibes leuchtet treue Anhänglichkeit, liebevolle Ergebenheit und Keuſchheit hervor. Es iſt ein Bild einer glücklichen, Gott und Menſchen gefälligen Ehe, und wenn nicht das Urbild, doch ein Muſter reiner, menſchlicher und unverfälſchter Treue, eine Scene der Einfalt, die höher als alle Poeſie iſt.

Die eine Hand der Frau ruht in der Rechten des Mannes, und die andre legt ſie ihm auf die Schulter. Auch dieſe unidealiſche Stellung, die fleißige Zeichnung der Hände, und die ſorgfältige Ausarbeitung des Ganzen, alles trägt den Charakter der Natürlichkeit und phyſionomiſcher Gültigkeit. Dieſes Bild ſcheint mir aber auch die Grenze zu beſtimmen, wie weit die Kunſt in bloßer Nachahmung gehen dürfe, ohne durch ſclaviſche Nachäffung ihre Würde zu verlieren. Wären nicht ſichere Zeichen des Alterthums da, ich hielte es für das Werk eines geſchickten Meiſters aus der Zeit der Wiederauflebung der Kunſt, denn dieſen Geiſt athmen Raphaels und ſeiner großen Zeitgenoſſen Porträte. Man könnte auch ſagen, wenn Albrecht Dürer italiäniſche Augen gehabt hätte, alſo würde er deutſche Natur veredelt haben.

Es ſind zwar der interreſſanten Bildniſſe noch mehr in dieſem Saale, beſonders ein herrlicher alter

Brutus von Bronze, mit incruſtirten Augen, welches ſich an dieſen ſchwarzen Köpfen zwar nicht ſchön, aber doch noch beſſer ausnimmt, als die dem Marmor eingegrabenen Augenſterne. Auch von dem Marcus Brutus, der den Cäſar umgebracht hat, iſt eine marmorne Büſte da; dieſen Brutus mag aber mehr ſeine berühmte That, als die gemeine Kunſt, womit er gemacht iſt, hierher gebracht haben, jetzt würde er ſchwerlich mehr in dieſer Eigenſchaft aus ſeinem alten Vaterlande weggehohlt werden.

Allein wenn man einmahl auf einen Gegenſtand, der mit unſrer Gemüthsſtimmung beſonders harmonirt, getroffen, und ſich mit Liebe in die Bedeutung deſſelben hineingedacht hat, ſo iſt es ſchwer, in der gleichen Stunde gegen andre gerecht zu ſeyn, die nicht von ähnlichem Charakter ſind. Daher thaten mir jetzt weder die andern Köpfe, noch das ausgezeichnet ſchöne Gewand der Veſtalin von Verſailles, noch ſelbſt die fließenden Umriſſe des capitoliniſchen Antinous, nach der, wenn man will, harten, aber ſo rein angegebenen Beſtimmtheit des Cato und Porcia, die gefällige Wirkung, die ſie vielleicht ein anderes Mahl haben werden, wenn ich von ſinnverwandtern Beſchauungen zu ihnen hintrete.

Heute ſtand nun die Nationalbibliothek offen, und ich lief begierig hin. Wir täuſchen uns aber gar oft ſelbſt über die Gegenſtände unſrer Begierden, und wenn wir von etwas gehört haben, das andern ausſchließend merkwürdig oder für ſie ein Mittel war, ſich ehrenvoll auszuzeichnen, und wir kommen unverſehens in die Nähe eines ſolchen Gegenſtands, ſo geſchieht es öfters, daß die Erinnerung an das Scheinglück der Beſchäftigung dieſer Leute uns zu ſtark ergreift, und uns eine Zeit lang in ihren Lebenskreis und in ihre Arbeitsluſt exaltirt, bis wir dann an Ort und Stelle ſelbſt wieder zurechtkommen, und die wächſernen Flügel der Einbildung an dem brennenden Feuer der Selbſterkenntniß ſchmelzen. So ging es mir jetzt. Ich zog als ein Ufenbach, als ein Biörnſtahl ein, aber mit jedem Schritte, den ich durch dieſes, himmliſche oder hölliſche, Heer von Büchern that, ſank mir der Muth, und ich hatte bald mit einer entgegengeſetzten, weniger als natürlichen, Leerheit zu kämpfen.

Was will ich hier? fragte ich mich ſelbſt. Die Bände zählen? Das thaten ſchon hundert andre — Die großen Globen anſtaunen? Das ſeh ich nur gemeine Leute thun — Die Gefälligkeit des Bibliothekars erforſchen? Ich weiß nichts mit ihm zu ſprechen — Seltnen Büchern nachfragen? Es fallen mir keine ein — Soll ich alte Codices conferiren? Ich kann ſie nicht leſen — Oder gar über die τρεῖς μαρτυροῦντες Unterſuchungen anſtellen, die mich, Gott verzeihe es, gar nicht intereſſiren?

Ich ſaß in eine Ecke, und ſuchte mich jetzt mit der Unbedeutſamkeit der Bibliographie zu tröſten, die ſich wie die Botanik, ſo wie ſie heut zu Tage von unſern ſchönen Geiſtern getrieben wird, mit der Kenntniß der Nahmen begnügt, und mit unfruchtbaren Nomenclatüren breit macht. Wie wenig erhebliches, ſagte ich, haben im Grunde jene Männer, die ich oben nannte, und andre Ihresgleichen, mit aller ihrer Unermüdlichkeit gegeben! Meiſtens eben ſo geiſtleere als hochtönende Nachrichten von Büchern, die, wie Hüsgen von Düreriſchen Kupferſtichen ſagt, ihrer Seltenheit wegen unter die raren Stücke gehören, Nachrichten, denen nichts einen Werth gibt, als die Verliebtheit der Behandlung, ein Zauber der auch Kleinigkeiten adelt.

Bloße Bücherkunde, fuhr ich fort, um mir durch Uebertreibung Luft zu machen, iſt eine ſubalterne Wiſſenſchaft für Gedächtnißhelden und kleine Geiſter, die dadurch höchſtens das Verdienſt architectoniſcher Handlanger bekommen. Durch ſie ſteigt nicht empor, wer eigner Anſchauungen und Erkenntniſſe fähig iſt. Als Winkelmann aus dem Käfich der Bünauiſchen Bibliothek entronnen war, und ſein ins Erhabne ſtrebender Geiſt einen freyen Flug erhielt, wie bald ſprach er mit Gleichgültigkeit von dem, was ſein zurückgebliebener Franke bis ins Grab als Hauptſache trieb! Dem Geſchmacke des edeln Denis war ſeine Arbeit an der kaiſerlichen Bibliothek nicht zuträglich. Leſſing gefällt mir in ſeinen critiſchen Collectaneen oft ſo wenig, als ein Fürſt, der drechſelt, und ſollte er auch die feinſte Arbeit liefern. Selbſt der berühmte Prinz Eugen wäre mir ſchwerlich als ein großer Mann vorgekommen, als er in der Bibliothek zu Caſſel nach Serveti Restitutio Christianismi fragte.

Aber ach! was helfen alle Citaten fremder Schwäche gegen den Unmuth über eigne Ohnmacht! Sie haben nur den Schein von Troſt. Ich kann mir doch nicht verhehlen, daß jene Handlanger mit mehr Ehren hier empfangen würden, als ich, und auch aller Ehren werth ſind, wenn ſie ihr Werk mit Ordnung treiben; ja dieſe Gelehrtenclaſſe iſt gewöhnlich die glücklichſte, weil ſie die friedlichſte iſt, und wenn bey ihr nicht das Werk dem Meiſter, ſo macht deſto öfters der Meiſter dem Werk Ehre.

Wer ſelbſt kein Gelehrter (es grinſen mich hier zu viel Unbekannte an, als daß ich mich ſo nennen dürfte) und nicht mit gelehrten Empfehlungen verſehen iſt, wer ſich auf keine künſtlichen Fragen gerüſtet hat, und wem die unzählige Menge von Büchern alle Luſt zu einem Einzelnen raubt, wen die Eitelkeit nicht treibt, ſondern die Demuth plagt — Was kann der in einem ſolchen Pandämonium der Gelehrſamkeit thun? Ihm bleibt nichts übrig, als in ſich gekehrt und ſtill herumzugehen, und was er von außen nicht lernen kann, wenigſtens von der Stimme, die in ihm ſpricht, und ihre Lehren in trauriger Lage und an großen Orten gern hörbar werden läßt, zu vernehmen.

Ein angenehmerer Anblick als die unendlichen Bücher, waren mir die vielen Menſchen, welche die Bücher benutzten, und einen großen Tiſch entlang jeder mit ſeinem Fache beſchäftigt waren. Leute von allen Claſſen und Altern ſaßen ruhig neben einander, ſogar Frauenzimmer waren darunter, hübſche Mädchen, die ihre gelehrten Unterſuchungen mit ſo viel Anmuth anzuſtellen wußten, daß man hätte der Foliant ſeyn mögen, den ſie umſchlangen. Auch mehrere gemeine Soldaten ſaßen da, und einige arme Leute, die ſo lumpig gekleidet waren, daß ein Spötter die Bemerkung machte, ſie ſuchten Recepte gegen das Ungeziefer. Mir aber waren dieſe am merkwürdigſten; ſie müſſen, dachte ich, entweder in beſſern Umſtänden eine gelehrte Erziehung empfangen, oder ſich ſelbſt in Armuth, durch Kreuz und Leiden, zu dieſer Freude an der Wiſſenſchaft gebildet haben. Ich hätte was darum gegeben, ihre Geſchichte zu wiſſen, oder auch nur ſehen zu können, wonach ſie forſchten. Es iſt doch immer ein Zeichen innerer Kraft, in dieſem Zuſtand äußerer Unbehaglichkeit noch Bedürfniſſen des Geiſtes Gehör zu geben, und den Tempel der Muſen opferbringend im Bettlergewande vor den Augen der böſen Welt zu betreten.

Im Innern der Bibliothek iſt ein großes Zimmer für Alterthümer und Seltenheiten, das mit den ungleichartigſten Sachen, wie bey einer Verſteigerung, überhäuft, überladen und überhängt iſt. Von den gewaltigen Quaderſtücken mit Inſcriptionen aus den älteſten Zeiten Griechenlands, über die man auf dem Boden hinſtolpert, bis zum modernen Fauxbrillant Boucherſcher und Natoireſcher Gemählde, die hoch an der Wand hängen, füllen Merkwürdigkeiten aller Zwiſchenzeiten jedes Räumchen aus. Raritäten aus Oſt- und Weſtindien, Otaheite, China und Egypten, Geſchmeide und Waffen ferner Nationen, der Schild des Scipio und das Schwert Heinrichs IV. Man ſagt, daß erſterer das nicht ſey, wofür er gehalten wird, wenigſtens kein tragbarer Schild, denn ſo eine Laſt hätte kein Sterblicher gehoben. Aber auch Heinrichs Schwert würde mir verdächtig vorkommen, wenn man nicht ſo beſtimmt wiſſen könnte, daß es das ſeinige geweſen, denn es iſt von ſo ſteifer und unbehülflicher Form, daß es wenigſtens das nicht ſeyn kann, welches er ſchwang, als er ſeinen Freunden in der Schlacht zurief: ne m'offusquez pas, je veux paraitre! Oder als er auf einen tapfern Gegner (Casteau Regnard) mit den Worten anſprengte: Rends toi Philistin!

Opfergeräthe, Götzenbilder, Hetruriſche Gefäße, welche letztere ich bisher nur aus den d'Hancarvilleſchen Abbildungen kannte, die aber, wie ich jetzt ſehe, ſehr gut nachgemacht ſind. Eine ſchöne Sammlung von geſchnittenen Steinen, worunter mir beſonders ein Dutzend Cameen, auf denen Hunde, Tiger und

Pferde geſchnitten ſind, auffielen, wegen der grandioſen Zeichnung und feinvollendeten Kunſt, womit dieſe Thiere gearbeitet worden; ich weiß nicht, ſind ſie neu oder alt, und ſahe niemand, den ich darüber fragen konnte, welches mir auch ziemlich gleichgültig war, denn ich bethe das Alte nicht mehr ſo ausſchließend an, wie vormahls, und lerne täglich, daß auch das Neue ſchön ſeyn kann.

Und was ſoll ich von der Iſiſchen Tafel ſagen, als, ich habe ſie geſehen und, ich thue mir was darauf zu gut, auch ſogleich ohne Beyſtand erkannt, ob ich ſchon nie eine Abbildung davon ſah, und nicht einmahl wußte, daß ſie in Paris ſey. Ein Denkmahl egyptiſcher Kunſt, an welchem ſchon ſo mancher Ausleger ſich den Kopf zerbrochen, über welches der, in Erklärungen der Alterthümer mehr gelehrte, als glückliche Leſſing eine eigne Abhandlung geſchrieben hat, oder ſchreiben wollte, und welches man ehemahls in Turin ſo heilig hielt, daß ohne beſondre Erlaubniß des Königs niemand den Zutritt hatte, das lag nun aufgedeckt vor mir, ohne daß ich einem Menſchen ein gutes Wort dafür zu geben brauchte. Ich konnte zwar nichts daran ſehen, als daß es eine viereckige, an den Seiten heruntergebogene, Tafel von Kupfer iſt, auf welche egyptiſche Figuren gegraben ſind, die ich nicht verſtehe. Indeſſen ſieht man doch ſo etwas gern, wie alles was Aufſehen in der Welt macht, ſollte es auch aus keinem andern Grunde ſeyn, als um einen ſinnlichen Eindruck davon zu haben; ſo wie man glaubt, mit einem großen Manne viel näher bekannt zu ſeyn, wenn man ihn auch nur Augenblicke geſehen, als wenn man Jahre lang von ihm gehört hat — welchem aber auch ſo ſeyn mag.

Als ich mit einigen Landsleuten zum Mittageſſen, und nachher in das ſchöne Caffehaus unter Gezelten in dem Tuileriengarten ging, ſollte ich ihnen immerfort von Hauſe erzählen; ich ſtand aber ſo oft ſtill, und hatte ſo vieles zu ſehen, was nicht nur meine Neugier lockte, ſondern auch mein Herz beſchäftigte, daß ſie mir im Unwillen Kaltſinn gegen mein Vaterland vorwarfen. Hätte ich aber vom Vaterlande ſprechen, und hätten ſie hingegen lieber von dem, was unter unſern Augen vorging, reden wollen, ſo würden ſie mir Gleichgültigkeit gegen meinen Nächſten vorgeworfen haben. So ſind die Menſchen! Zum Glück bin ich gegen den Vorwurf von Kälte ſchon ſo abgehärtet, daß ich ohne Mühe ihn ſelbſt mit Kälte anhören kann. Warum muß er aber mich treffen, dieſer Tadel, ſagte ich, hänge ich doch mit ganzer Seele an allem, was die Menſchheit ſchätzbar macht! Was kann ich dafür, wenn ich bey den nichtswürdigen Kleinigkeiten, wodurch ſich manche ſo leicht in Bewegung ſetzen laſſen, nichts fühle! So oft ich aus Gefälligkeit oder Eitelkeit Mitgefühl geheuchelt habe, iſt es mir übel bekommen, weil ich aus meinem Charakter heraus trat, in deſſen engen oder weiten Schranken ich immer männlich verharren ſollte. Kalt iſt, weſſen Empfindung von den Gegenſtänden nicht erwärmt wird; hier, in dieſem Menſchengewimmel, erfahre ich noch beſſer als zu Hauſe, daß mir noch Sinn genug für die Menſchlichkeit übrig bleibt, ohne daß ich nöthig habe, mir eine oſtenſible Empfindſamkeit anzugewöhnen, oder eine Rolle mit meiner Empfindung ſpielen zu wollen, wobey ſo leicht das vernünftige Handeln, welches ihr folgen ſollte, vergeſſen wird. Die Leute nehmen aber oft das Feuer des Temperaments für Wärme der Seele, und ſeinen phyſiſchen Ausdruck für Herz; ſie preiſen es an andern, und rühmen es an ſich ſelbſt, und wer nicht mitbrennt, heißt kalt, obgleich gerade dieſe feurigen Geſchöpfe meiſt an echter Empfindung die kälteſten ſind, und eben nicht Urſache haben, mit ihrer Temperamentsſchwachheit ſich noch zu brüſten; bedarf es doch bey einer ſolchen Complexion oft nur eines unbedeutenden Funkens, um den ganzen Empfindungsvorrath, und mit ihm die Ueberlegung, wie Pulver in die Luft zu ſprengen; wie ſelten kann da ein Gefühl treu und wahr werden!

Kalt waren der Prieſter und der Levit, die den Verwundeten hülflos liegen ließen; wahrſcheinlich aber wäre in ihnen bey Verurtheilung der Mörder ein wärmerer Gerechtigkeitseifer erwacht, als in dem barmherzigen Samariter, der ſo viel Empfindung für den Unglücklichen bewies.

Sehet, ſagte ich meinen Freunden oder hätte ihnen ſagen können, wenn ich gern wortwechſelte dort unterm Zelte jene junge Mutter, wohlgekleidet und ehrbar in einer Ecke ſitzen, die an der Seite ihres Mannes dem Kinde die Bruſt reicht, und, nicht achtend der vorüberziehenden Menge, nur in dem Gedanken an ihren Säugling, und in dichteriſcher Phantaſie über jede ſeiner Bewegungen lebt, wahrhaftig, mein Herz bewegt ſich im Mitgefühl über ihre einzige Freude! Aber wenn dieſe Mutter verlangte, ich ſollte mit ihrem Kinde tändeln, ſo müßte ich in ihren Augen als ein kalter Menſch erſcheinen, weil ich einem Säugling, der mich nicht anſieht noch verſteht, nichts zu ſagen weiß, und über das, was ich etwa der Mutter zu ſagen hätte, mir bey einem ſolchen Anblick das Wort im Munde erſtirbt. — Oder wenn ein einfältiger Vater mir begegnet, welches ihr wohl auch ſchon erfahren habt, der meint, ich ſolle, wie er, das dreiſte Geſchwätz ſeines Knaben für witzig halten, gerade wenn ich wünſche, daß der Junge ſein Maul hielte, ſo kann ich ohne Schmeicheley doch keine warme Theilnahme äußern, wenn ich ſchon dadurch richtig wieder den guten Nahmen eines Kinderfreundes auf das Spiel ſetzen muß.

Nicht minder laſſen mich auch die Leute kalt, die auf meine Empfindung warten wie der Pöbel auf ein

Trinkgeld; Leute, die nie allein und für ſich empfinden können, und nicht aus Freundſchaft, ſondern aus Anmaßung verlangen, man ſoll alle ihre Affecten mit ihnen theilen, und mit ihnen lieben und haſſen. Dergleichen gibt es eine Menge, die, wenn ſie euch ihre Angelegenheiten erzählt haben, und ihr nicht ſogleich in ihren Ton einſtimmt, weil ihr noch anſteht, ob es der rechte Ton ſey, euch für kalt und unempfindlich ausſchreyen.

Hauptſächlich aber bewahre einen Gott, daß ſeine Empfindungswärme nicht in Revolutionen auf die Probe geſetzt werde, wo böſer Wille ſich Freyheitsliebe, und kurzſichtiger Eigenſinn ſich alte Treue nennt; wo Schwärmer und heuchleriſche Laurer ein thermometriſches Regiſter über jeden ſelbſtdenkenden Mann führen, nach welchem aller Wahrheit zum Trotze ſein Werth und Unwerth beſtimmt werden ſoll; wo man die ſchwache Seite am politiſchen Freunde nicht einmahl mehr leiſe berühren, vielweniger das Gute am Feinde gut nennen darf; wo zwey Parteyen, jede aus Liebe zum Vaterlande, das Vaterland zu Grunde richten, und dabey wechſelsweiſe in ſchaalen Proclamationen den Gott ihrer Väter anrufen, als wenn jede unter dem beſondern Schutz eines eignen Jehovah ſtände; und man dieſes alles noch rührend und ſchön finden ſollte. Hier iſt Geduld und Glaube der Heiligen! Denn wer da noch kalt bleibt, und ſich nicht hinreißen läßt zu den Jubeltönen der ſiegenden, oder den Verwünſchungen der unterliegenden Partey, wer nicht in jeder Wolke, den Vorbothen des allgemeinen Untergangs, und in jedem Sonnenſtrahl, der durch die Wolke bricht, den Anfang eines ewigen Freudenlichts erblicken kann, der laſſe ſich gefallen, als ein lauer Freund des Vaterlandes angeſehen, und durch die nächſte Gnadenwahl von jeder bedeutenden Wirkſamkeit entfernt zu werden. (1801 u. ſ. w.)

So vertrieb ich meinen Landsleuten die Neugier, und mir die Zeit, bis die Stunde des Schauſpiels kam, wo ich heute das Vaudevilletheater beſuchte.

Das Anziehende dieſes Schauſpiels ſcheint mehr auf beſondern Anſpielungen, oberflächlichem Witze, und vorübergehenden Anecdoten zu beruhen, als auf treffenden Charakter- und Sittengemählden, und jenen gewaltigen Blicken in das menſchliche Herz, die wie Blitze die Nacht erhellen; gleichwohl ſagen ſie: C'est le genre d'Aristophane, fügen aber hinzu: adouci par la politesse française, das heißt in ihrer höflichen Sprache: von den griechiſchen Unreinigkeiten geſäubert und alſo vervollkommnet, obſchon der Ausländer es anders überſetzen möchte. Züchtiger in Worten ſind freylich dieſe Spiele, aber wo iſt die Aehnlichkeit mit Ariſtophanes? Gallicismen ſind noch keine Atticismen — Wenn ich etwas Franzöſiſches mit jenem Griechen vergleichen wollte, ſo wären es eher einzelne Scenen aus dem alten Théatre Italien von Gherardi, wo die herrſchenden Fehler der Zeit und der Großen eben ſo ſcharf, und öfters mit eben der witzigen Ungezogenheit gezüchtigt werden. Wenigſtens kam in den drey Stücken, die heute aufgeführt wurden, eben ſo wenig von des Ariſtophanes herrlicher Laune, als von ſeinem zerreißenden Grimme gegen alle Anmaßung der Hohen und Niedern zum Vorſchein, aber wohl manche leichte Späße, wovon jedoch die meiſten ihr Daſeyn mehr der Kunſt des Schauſpielers als des Dichters zu danken hatten. Conventionelle Naivetät (übereinkünſtliche Unbefangenheit ſollte ich nach der Sprachbereinigung ſagen, wenn dieſe franzöſiſche Eigenſchaft ſich in gezwungenem Deutſch bezeichnen ließ) und gewandte Fröhlichkeit war das auszeichnende Merkmahl dieſer jolis riens, wie ſie bisweilen auch genannt werden, wenn ihre Schwäche die Vergleichung mit etwas beſſerm nicht zuläßt.

Ob es gleich einem Fremden unbegreiflich ſeyn mag, wie ſich der Geiſt des Luſtſpiels in die Form von Vaudevilles anders, als durch eine ſchnell vorbeyziehende Mode, bannen laſſe, ſo ſind es doch die Vaudevilles, die dieſem Theater ſeinen Ruf gegeben haben, und dieſe Mode hat ſich unter dem ſo flüchtigen Volke ſchon ſo lange erhalten, daß man ihr kaum mehr dieſen Nahmen geben darf. Das mag wohl daher kommen, weil dieſe Art von Liedern der eigenthümliche und einzige Vorzug iſt, worin die Franzöſiſche nicht von der Poeſie andrer Völker übertroffen wird. In die Vaudevilles haben die Franzoſen ihren feinen Witz, die eigne Wendung ihres Geiſtes, und ſo nach und nach ihren ganzen Nationalcharakter, und einen merkwürdigen Theil ihrer Geſchichte zu legen gewußt. Eine chronologiſche Sammlung ſolcher Blumen wäre, kein Heldengedicht zwar, aber ein Nationalepos voll wahrer lebendiger Darſtellung, wo der immer jugendliche Geiſt dieſes Volkes unter allen Geſtalten der Munterkeit, des Leichtſinns, der Galanterie und des Ehrgefühls — zuweilen auch der Barbarey — vor uns hingaukelt, und in fröhlichen Bildern die Gegenſtände ſeiner Liebe und ſeines Haſſes offenbart. Wenn die Franzoſen auch noch ſo viel Weſens mit ihrem Trauerſpiel, ſey es nun mit Recht oder Unrecht, machen, ſo iſt die Liebe zu demſelben doch nur im Verſtande, allein ihr natürlicher Hang und ihre Zärtlichkeit iſt für das Vaudeville. Manches Schauſpiel hat ſchon großen Lärm in Paris gemacht, gewöhnlich aber war es mehr der Lärm zwiſchen zwey Parteyen, die ſich in Gunſt und Ungunſt theilten, als eine allgemeine Begeiſterung des Wohlgefallens; wie manches Vaudeville hingegen iſt in dieſer unermeßlichen Stadt mit der Schnelligkeit des Windes von Ohr zu Ohr geflogen, und vom Throne bis zur Hütte der Armuth von allen Lippen gelallt worden!

Das helle oder dunkle Gefühl von dieſer ſeiner wahreſten Poeſie macht, daß das Volk derſelben, und alles deſſen was aus ihrem unerſchöpflichen Quelle fließt, nie müde wird. Daher vermag nicht nur dieſes Theater ſich immer noch zu behaupten, ſondern ſeine Manier iſt ſogar auf andre übergegangen, ohne daß man ſich zu bekümmern ſcheint, was der gute Geſchmack dazu ſage, wenn das Vaudeville als ein Gegenſtand muſikaliſcher Verehrung aufgeſtellt, oder zum Vehikel der dramatiſchen Poeſie gemacht wird.

Meine Zeit beginnt nun nach und nach eine regelmäßigere Eintheilung zu bekommen; die unruhigen Triebe herumſchweifender Neugier machen von ſelbſt einer vernünftigen Beſchränkung Platz. Welcher Fremdling wollte es auch aushalten, vom Morgen bis an den ſpäten Abend auf Entdeckungen in dieſer kleinen Welt auszugehen, und ſeine Aufmerkſamkeit allen den Neuheiten, die ihm jeden Schritt begegnen, zu ſchenken! Fürwahr, wenn es auch ſein Körper aushielte, der Geiſt nähme dabey Schaden; denn nichts ſchwächt das Gedächtniß ſo ſehr, und bringt die Seele unvermerkt um ihr größtes Gut, die Kraft ſich zu anhaltender Betrachtung zu ſammeln, als dieſe Art von Geiſtesgenuß, die man in beſtändiger Abwechſelung neuer pikanter Vorſtellungen ſucht. Wenn auch der Witz durch ſolche Zerſtreuungen Nahrung erhält, weil es leicht iſt, an ſo viel vorüberziehenden Bildern einige auffallende Aehnlichkeiten zu haſchen, oder wenn die Empfindſamkeit ſich dabey behagt, weil bey dem ſchnellen Wechſel der Gegenſtände ſich viel Stoff zu ſchönen Gefühlen, und wenig Zeit zur lebendigen That findet, ſo iſt doch eine ſolche Art ſich zu beſchäftigen, wenn man ſein Hauptwerk daraus macht, nicht nur auf Reiſen, ſondern in jeder Lage des Lebens, eine höchſt verderbliche Schwelgerey, die ſich in Ueberdruß, Schaalheit des Witzes und Ohnmacht der Vernunft endigt.

Wenn man mich aber fragt, was denn nun meine ernſten Beſchäftigungen ſeyen, und ich antworte: Muſeum und Theater, ſo dürfte mancher lächeln, der ſeine Seelenkräfte in Obere und Untere zu theilen gelernt hat, und nun jurans in verba aus überreiner Hochachtung für die höhere Erkenntniß alles gering ſchätzt, was er nur mit der ſinnlichen zuſammenhängend glaubt. Nach meiner Meinung aber iſt nicht nur jedes Ding voll Spaß (der Einbildungskraft), wie der feinſte Spaßmacher behauptete, ſondern auch voll Ernſt (des Verſtandes), und ich werde Gott danken, wenn es mir gegeben iſt, nur einen Theil von der hohen menſchlichen Kraft, die mich aus den Geiſteswerken jener ſchönen Künſte ahndungsvoll anſpricht, deutlich zu erkennen.

Heute ſtanden zwey neue Bilderſäle offen, die ſogenannte Galerie d'Apollon, ein herrlicher wohl hundert Schritte langer Saal, der mit den vornehmſten Handzeichnungen berühmter Meiſter angefüllt iſt. Die Decke iſt reich mit Gemählden und goldner Stukarbeit geziert, und die beyden Enden des Saals ſind mit übergroßen Spiegeln gedeckt, wodurch derſelbe den Schein einer unüberſehbaren Länge erhält. In dem andern Saale, le grand Salon, deſſen Licht nur aus dem offenen Dache von weiter Höhe herunter fällt, und ſo nicht nur die gefälligſte Beleuchtung für die Kunſtſachen gibt, ſondern aus den Zuſchauern ſelbſt wandelnde Gemählde macht, hangen die Meiſterſtücke von Paul Veroneſe und andern großen Künſtlern, die theils zu groß für den gewöhnlichen Platz, theils ſo eben angekommen waren, und wegen ihrer Berühmtheit an dieſem vorzüglichen Orte dem neugierigen Publicum zur Schau geſtellt wurden.

Hier bedurfte es keiner Anrufung der Muſen, um zu wiſſen, was man zuerſt und was zuletzt betrachten ſolle. Alle Augen, die herein kamen, wandten ſich ſogleich zu der Hochzeit von Cana des Meiſter Pauls, und alle Blicke blieben daran hängen.

Es iſt ein bloßes Prachtſtück ohne Verſtand, ſagen zwar die Bücher, ein Blendwerk für die Phantaſie des Pöbels, Schein der Wahrheit nur für das Auge. So kam es mir auch vor, ſo lang ich es nur aus der Beſchreibung kannte; allein ich lernte beſcheidner urtheilen, als ich das große Kunſterzeugniß ſelbſt vor mir hatte; denn nicht nur den Pöbel, ſondern

Künſtler, Kenner und Gelehrte ſah ich vor demſelben verweilen, und ihm Bewunderung zollen. Nicht Le Bruns Schlachten mit aller Kunſtrichtigkeit, nicht die feurigen Rubens (deſſen Colorit dagegen wie pure Affectation erſcheint), nicht der berühmte heilige Romuald des Sacchi, die alle da herum hingen, vermochten ihm den Vorzug ſtreitig zu machen, man fing bey ihm an, und hörte bey ihm auf. Das muß doch wohl mehr ſeyn als bloßes Blendwerk der Sinne; ein hoher geiſtiger Werth muß in dem Gemählde liegen, der ihm ſo lange ſeinen Ruf erhalten, und immer aufs neue wieder geben kann. Allgemein anerkannt iſt die Schönheit des Colorits, die Vortrefflichkeit der mahleriſchen Anordnung, die Leichtigkeit und Sicherheit des Pinſels. Nur einmahl eine ſo vorzügliche Kunſt der Färbung, die ſo ſelten ſich findet, als Raphaels Zeichnung und Correggios Harmonie, iſt ſchon eine außerordentliche Gabe, die keinem bloß durch mechaniſches Studium, ohne Genie, zu Theil wird, die mithin Kennern ſchon als große Eigenſchaft reſpectabel ſeyn muß, zudem daß ſie noch in der Wirklichkeit unmittelbarer zu dem Auge ſpricht, als jede andre.

Wem ſpringt aber nicht die Originalität in die Augen, der eigne Styl ohne Nachahmung, das lebendige ſchöpferiſche Talent, das keiner fremden Studien und keines künſtlichen Borgens bedarf, um Auftritte des Lebens mit alle der ſinnlichen Schönheit, Heiterkeit und freudigen Bewegung bleibend ſichtbar zu machen, wie ſie vor der feurigen Einbildung des Künſtlers ſchwebten!

Dieſe viel umfaſſende, prächtige Anſicht des Lebens, und die Kraft, ſo eine Anſicht rein wiederzugeben, dieſe eigne, ungelernte, ſelbſtſtändige Kraft iſt es, die uns Ehrfurcht gebiethet, oder Liebe einflößt, hier wie allenthalben, wo ſie ſich findet, wenn wir es gleich oft ſelbſt nicht haben wollen, und lieber an den vorgefaßten Meinungen hängen, oder gar, wenn wir uns genug an dem Anblick geweidet haben, nach der Verkehrtheit unſrer Natur die Regungen des Herzens unterdrücken, und, eingedenk tadelnder Kunſtrichterey, das Geſehene verkleinern, um unſerm vermeintlichen Verſtand Ehre zu machen. Mit was für Recht und Wahrheit aber das geſchehe, zeigen wir dadurch, daß wir uns doch von dem nächſten ähnlichen Kunſtgegenſtande wieder hinreißen laſſen.

Es ward dem Mahler ein Raum von dreißig Fuß angewieſen, um darauf die Hochzeit von Cana vorzuſtellen. Die Wahrheit der Geſchichte erforderte eine dürftige Mahlzeit armer Leute, die nicht einmahl Wein genug für eine Hochzeit hatten, was wollte er nun ſtattliches daraus machen, zumahl ein Wunder keine mahleriſche Handlung iſt, und wie wollte er den großen Raum mit der wahren Geſchichte allein ausfüllen? Er mußte nothwendig die Hülfsmittel ergreifen, die ihm ſeine reiche Einbildungskraft darboth; und dieſe mahlte ihm ein herrliches Gaſtmahl vor, prachtvoll und fröhlich, an welchem ſie Theil nehmen ließ, was die Zierde des Adels, der Schönheit, und der Kunſt ſeiner Zeit war, zu Ehren dem himmliſchen Gaſte, und zum Staunen des Volkes, das ſich von allen Seiten her zwiſchen den Säulen des hohen Pallaſtes hinzudrängt. Dieſe große Conception ſtellte er nun mit ſo ſicherer Kunſt dar, daß man nicht weiß, ſoll man die Mannigfaltigkeit in den Formen, Bewegungen und Farben mehr bewundern, oder die Harmonie, womit er dieß alles, ohne Zerſtreuung, in der natürlichſten Beleuchtung, und ohne den willkührlichen Behelf der Schlagſchatten und gekünſtelter Contraſte, zuſammen hält. Es iſt wahr, er vernachläßigte das Coſtume und den ſtrengern Styl der Alten; wer aber ſo einen Erſatz zu geben weiß, deſſen glänzende Sünden darf man wohl als Tugenden ehren.

Man iſt heut zu Tage viel zu ſtrenge gegen dieſe Kunſtart, und legt, verleitet durch übelverſtandene Wünſche der Kenner, und ſchief angewandte Philoſophie, dem Geſchmack allmählich einen Zwang an, der bald zu einer gelehrten Trockenheit idealiſcher Kritik führen, und manche geiſtvolle Anlage unerſetzlich lähmen muß. Es iſt recht, morſche Lehr- und Geſchmacksgebäude über den Haufen zu ſtoßen, nur ſollte ſich der Deutſche vor ſeiner alten Schwachheit hüthen, um jedes neugeprieſenen Mörtels willen ſogleich wieder auf die alten Trümmer einen eben ſo unſichern Bau aufzuführen! — Welches Gemählde leiſtet denn euern ſcharfen Verſtandesregeln ein Genüge? Selbſt Raphaels allanerkannte Meiſterſtücke, die Verklärung, die Schule von Athen und andre, wären ſie nicht ſchon da, und euch zum Kanon aufgeſtellt, wie würdet ihr darüber herfahren, wenn ein neuer Künſtler ſie gerade ſo machte, wie ſie ſind. Verſucht es, und hängt die beſten Arbeiten des verſtändigen, und ſonſt ſo trefflichen Pouſſin neben dieſen Paul Verones, ſie werden vor deſſen Gewalt verſchwinden, und ihr werdet die Urſache davon leicht entdecken; Pouſſin ſtudierte und ordnete ſeine Werke langſam zuſammen, aus Antiken, Modellen und kalten Ueberlegungen, hier aber ſchuf ein Genius aus eigner Fülle, und mit einer das Ganze auf Ein Mahl umfaſſenden Anſchauung.

So wenig als die Mahlerey der Ueppigkeit dienen ſoll, darf ſie bloß eine demüthige Magd der Geſchichte ſeyn, und noch weniger nur in die Schranken einer mit andern ſchönen Künſten gemeinſchaftlichen Theorie gebannt werden; ſondern ſie darf und ſoll noch ihre eigne Poeſie, ein freyes Spiel eigner Schöpfung haben, und die Abweichungen von der kunſtrichterlichen Normalidee, die ſie ſich bisweilen, wenn ſie der Genius treibt, erlaubt, ſollten nicht gleich als Ausſchweifungen getadelt werden. Warum will man allein in der Hiſtorienmahlerey eine ſo ſtrenge Disciplin einführen, in die ſich andre Künſte doch auch nicht fügen? Soll Homers Geſang allein die Geſetze des

Heldengedichts beſtimmen, und iſt Arioſt nicht auch ein Meiſter?

Dieſem Geiſteszwang könnte am beßten ein Mann ſteuern, der ſich als einen eben ſo großen Kunſtkenner wie Dichter bewieſen hat, und in ſeiner Jugend es wagte, öffentlich zu ſagen, er habe in einem Krebſe von de Heem mehr Poeſie gefunden, als in einer Cleopatra von Tiſchbein. Zwar ſcheint er beynahe mit dem Wechſel der Jahre auch anderes Sinnes geworden zu ſeyn; wenigſtens hat er durch einige neuere Aeußerungen, die, wie faſt alle Urtheile großer Köpfe, nur halb verſtanden, oder unmäßig ausgedehnt werden, manchen wiederum beſtärkt in dem Vornehmthun gegen alles, was nicht antik und Raphael iſt. Ganz kann er jedoch ſeinen Glauben nicht geändert haben, und da alle auf ihn horchen, ſo bedürfte es nur einer freyen Erklärung von ihm, worin das wahre Verdienſt in der Mahlerey, vorzüglich auch das poetiſche, welches ſo oft leeren Anmaßungen ſeinen Nahmen leihen muß, entwickelt, gewürdigt und geordnet würde, ſo wie er die Verſchiedenheiten des Styls launig geordnet hat, um mit Einem Mahle die verirrten Bäche trüber Meinungen zum hellen Quelle der Wahrheit zurückzuleiten.

Faſt eben ſo ſchwer als es mir wurde, dieſen Saal zu verlaſſen, wird es mir jetzt davon zu ſchweigen. Wer erzählt nicht gern von dem, was ſein Gemüth in Bewegung ſetzte! Doch muß man zu ſchweigen wiſſen, ehe der Zuhörer nur noch mit der Miene ſatter Gefälligkeit horcht, welches eine große Demüthigung iſt. Nur ein herrliches Bild des Rubens kann ich nicht ſtillſchweigend verlaſſen, wo er ſich, ſeinen Bruder (der auch kein gemeiner Menſch muß geweſen ſeyn, aber doch in dieſer berühmten Geſellſchaft zu kurz kömmt), den Hugo Grotius und Juſtus Lipſius, zuſammen um einen Tiſch herum, gemahlt hat. Man denke ſich dieſes Kleeblatt trefflicher Männer, in Lebensgröße vorgeſtellt, mit Rubens Geiſt und Kunſtfertigkeit, Kühnheit und Kraft der Farben, und großer Zeichnung, die aber hier der Natur treu zu bleiben gezwungen war, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von dem Intereſſe dieſes Stücks machen. Man ſagt, der Erſte Conſul wolle es nach ſeiner Wohnung verpflanzen, was ſchon mehrern Gemählden widerfahren ſeyn ſoll; die Leute führen darüber großes Bedauern, und ich auch, wir bedenken aber nicht, was wir ſelbſt thun würden, wenn wir Meiſter wären. —

In dem Saale der Handzeichnungen iſt die Höhe der Wand mit Cartons von Julio Romano und Pellegrino Tibaldi ſehr gut beſetzt. Dieſe großen Zeichnungen von Tibaldi ſind mit dem Carton der Schule von Athen aus der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mayland hierher gebracht worden, der Raphaeliſche Carton aber hat ſehr gelitten, wiewohl mehr von der

Zeit als von der Reiſe. Man hat ſich zwar ſichtbare Mühe gegeben, ihn wieder dauerhaft zu flicken, deſſen ungeachtet iſt er jetzt leider mehr als Reliquie, denn als Werk der Kunſt zu verehren.

Es finden ſich hier auch einige ſchöne Paſtellgemählde von Vivien, die mir weit beſſer gefallen, als Roſalba. Das liebſte dieſer Art aber war mir ein Kopf von Nanteuil, der den vortrefflichen Türenne vorſtellt, in dem ich noch mehr den edelſten Menſchen, als den größten Feldherrn ſeiner Zeit verehre. So warm ich die Kunſt liebe, ſo geht mir doch das ſchöne und wahre Bild eines großen Mannes über hundert geprieſene Sachen, ſo die Erfindung hervorgebracht hat, ſo daß man mir auch einen der Cartons von Julio Romano neben dieſem Turenne, oder einen der großen Rubens aus der Gallerie neben ſeinem Gemählde von Grotius und Lipſius biethen könnte, ich würde die Porträte wählen.

Nicht zu vergeſſen iſt auch eine Geſellſchaft der ſchönſten und geiſtreichſten Geſichter vom Hofe Ludwigs XIV, in Miniatur und Schmelzarbeit, meiſtens von Petitot, mit unendlicher Kunſt wie hingeblaſen. Man kann ſich von der aus mehr als fünfzig Stücken beſtehenden, in einem großen Rahmen begriffenen Sammlung, faſt nicht mehr trennen.

Um ihres berühmten Nahmens willen muß ich auch zwey Waſſergemählde von Correggio erwähnen. Das eine ſoll die kriegriſche Tugend, und das andre die Sinnlichkeit vorſtellen; ſie gehören aber zu denjenigen Allegorien aus welchen niemand klug wird. Ehe ich erfuhr, von wem ſie wären, hielt ich ſie für kraftloſe Erzeugniſſe der franzöſiſchen Schule, bis mich das Verzeichniß zurecht wies, und mir durch den Stammbaum ihres Beſitzes allen Zweifel benahm, denn ſie gingen aus einer fürſtlichen Hand in die andre. Bey allem Reſpect für den großen Meiſter bin ich aber überzeugt, wenn dieſe Stücke jetzt ein gemeiner Mann beſäße, ohne daß man von einem vorigen Eigenthümer etwas wüßte, ſo würde jedermann über ihre Echtheit die Achſel zucken, und vielleicht aus Gefälligkeit ſchweigen, um dem guten Manne die Freude nicht zu verderben, Correggios zu haben, aber im Weggehen bey ſich ausmachen, ein Liebhaber, der mit Waſſerfarben umzugehen wußte, habe ſich mit wenig glänzendem Erfolg an einem Correggio verſuchen wollen. Nun ſind ſie aber von erprobtem Adel, und dieſer gilt auch hier für Verdienſt. Wenn der Meiſter noch an Etwas kenntlich iſt, ſo iſt es an der guten Anordnung, einigen gelungenen Verkürzungen, und der falſchen Grazie der Mienen. Wie ſtark ſprechen auch dieſe Gemählde gegen die Mahlerey in Waſſerfarben! Hätte der unvergleichliche Correggio nur ſo gemahlt, ſo ruhten ſeine Werke und ſein Nahme ſchon lange in der Vergeſſenheit.

Den übrigen Raum des Saales nehmen Handzeichnungen ein, worunter die franzöſiſchen weit aus die beträchtlichſten ſind, denn die beſten Stücke der alten italiäniſchen Mahler ſollen ſich in dem Strudel der Revolution auf eine geheimnißvolle Art verloren haben. Von jenen findet ſich hier ein großer Schatz, und ich muß geſtehen, daß mir dieſe Handriſſe franzöſiſcher Künſtler ſehr wohl und meiſtens beſſer gefallen, als ihre Gemählde. Das Ungezwungene, Freye und Flüchtige derſelben nimmt ſich hier, bey richtiger Zeichnung, und gutem Verſtand in der practiſchen Behandlung, beſſer aus, und kündigt mehr Geiſt an, als in den ausgeführten Oehlgemählden, wo es durch umſtändlichere Beleuchtung mit Farben leicht zur flachen Manier wird. Es ſind Zeichnungen da von la Hire, le Brun, le Sueur, Mignard und andern Franzoſen, die durch edle Compoſition, und vornehmlich durch die Art und Weiſe der Ausführung, ähnlichen Arbeiten der berühmteſten Italiäner den Rang ſtreitig zu machen ſcheinen, mit denen ſie, in Farben gebracht, nachher keine Vergleichung mehr aushalten.

Große, und zierlich vollendete Rubenſiſche Zeichnungen von ſeinen berühmteſten Gemählden, finden ſich auch in Menge; ſie ſcheinen mir aber um ihrer detaillirten Ausführlichkeit willen eher von den geſchickten Männern zu ſeyn, die nach ihm in Kupfer geſtochen haben.

Tizian und Claude zeigen ſich mir auch hier als die Meiſter in Landſchaften, und ſind nicht nur durch die großen Ideen ihrer Entwürfe merkwürdig, ſondern vorzüglich durch die genialiſche Einfalt, womit ſie dieſe Ideen zu verſinnlichen wußten. Hier iſt weder unbeſtimmte Flüchtigkeit, noch gezierter Fleiß, und nichts von allen den mannigfaltigen Manieren, die oft ſo unbeſonnen der Wahrheit und Schönheit widerſprechen, und dann gerade deßwegen Geiſt genannt werden. Es ſind zwar nur leichte Umriſſe mit der Feder, wenige Striche, aber ſo viel umfaſſend und in großen Formen darſtellend, und jeder Zug iſt ſo richtig an ſeinem Platz, und ein ſo nothwendiger Theil zum Ganzen, daß man erſtaunt, wie ein ſo großer Reichthum von Gedanken in ſo wenig Grenzlinien habe gebracht werden können. Und doch ſind es nicht bloße Gerippe ohne Styl, ſondern ſie haben Seele und Leben, und ſprechen zu jedem Auge, und leiten uns ſchneller in arkadiſche Träume, als ſo manches Prangſtück mit antiken Tempeln und Figuren, deren anmaßliche Größe nichts iſt, wenn wir ihr nicht mit eigenen Reminiscenzen gutmüthig zu Hülfe kommen.

Dieſe zweckmäßige Einfalt in leichten und ſichern Umriſſen iſt freylich nicht jedem gegeben, jeder ſollte ſich aber derſelben befleißigen; ſie iſt das A und O der Kunſt, der Weg zur Wahrheit, den der Meiſter nie verlaſſen, und auf den er den Schüler zuerſt führen ſollte; ſie allein gibt und lehrt den reinen Charakter der Formen, der die Grundlage von aller Zeichnung und wichtiger iſt, als die Kunſt der Wirkungen und die Geheimniſſe des Colorits. So zeichneten die Alten!

Unter die Gegenſtände, die mir hier beſonders auffielen, gehört endlich auch noch das entſetzliche Geſicht der hölliſchen Giftmiſcherin Brinvilliers, welches Le Brun in der Stunde ihrer Todesmarter mit Farben nach der Natur zeichnete. Alle Schrecken der verzweifelnden Sünde mahlen ſich in den wilden rollenden Augen, die keinen Blick mehr haben, keinen Ruhepunkt, ſondern vor Gott und Menſchen und dem eignen Selbſt zurückbeben — und in dem offenen Munde, der nichts mehr ſpricht als das Geheul des Schmerzes. Ein fürchterliches Bild! Hätte Le Brun in ſeinen Paſſionen die Verzweiflung alſo gezeichnet, ſie wäre treffender geweſen, als das Fratzengeſicht, ſo er dafür gegeben.

Die Plaideurs von Racine waren heute für das Théatre français angekündigt. Dieſe Komödie gehörte ehmahls unter die Schriften, welche ich dazu beſtimmt hatte, ſie bey feſtlichen Anläſſen, an denen ich nicht gern Theil nahm, zur Schadloshaltung der Ergetzlichkeit zu leſen. Ich glaubte ſie alſo ſchon lange zu kennen, und konnte den Spaß kaum erwarten, ſie an ihrem berühmten Geburtsorte ſelbſt wirklich aufführen zu ſehen. Daher theilte ich die Freude auch einigen Bekannten mit, und ſteckte ſie mit meiner Erwartung an. Aber — minuit praesentia famam; das Stück taugt nicht mehr für das Theater, noch das

Theater für das Stück. Ich hatte das Mißvergnügen, nicht nur meine Erwartung betrogen zu ſehen, ſondern, was noch empfindlicher iſt, auch das Achſelzucken meiner Freunde über meinen Geſchmack zu ahnen, die mir zu gefallen hingegangen waren, und nun die Zeit bereuten, ſo ſie darüber verloren. Daran iſt aber Racine nicht Schuld, ſein Stück iſt witzig genug, ſondern ich, der ich etwas lobte, bevor ich es geſehen, und die Zeit, welche dem treffenden Spotte ſeinen Stachel genommen, und die Schauſpieler, welche nicht mehr recht in den Geiſt des Stückes eintreten wollten oder konnten. Es wurde in der Aufführung zum groben Poſſenſpiele, wobey alle Ironie ſich zwecklos verlor, weil die Gebräuche des Gerichtshauſes nicht mehr die nähmlichen, und die närriſchen Perſonen, die der Dichter meinte, und ſein Publicum kannte, längſt vergeſſen ſind. Der Auftritt, wo die beyden Bedienten vor dem kindiſchen Herrn über den Hund plädiren, und der Intimé mit läppiſcher Wichtigkeit die Manieren der bekannteſten damahligen Advokaten nachäfft, verlor in dem überladenen Spiele alle Bedeutung und Anmuth. Da auch von den Zuſchauern nur wenige mit der Geſchichte, und den nöthigen Prämiſſen dieſes Luſtſpiels bekannt zu ſeyn ſchienen, ſo kann man denken, wie gering die allgemeine Luſt war. Auch mir verging die Freude um ſo mehr, da ich niemand um mich herum recht vergnügt ſah, und mich nicht recht über etwas freuen kann, wobey ich andere gleichgültig ſehe. Ich lernte nun, daß ein Stück auf der Bühne ausgelebt haben kann, wenn es noch lange im Leſen Wirkung thut; ſo wie es hingegen Schauſpiele gibt, die man nicht leſen kann, und die ſich auf der Bühne doch ganz ordentlich ausnehmen. Dieſes hier wird wohl nur darum noch aufgeführt, weil Ludwig XIV, der als König ſonſt nicht viel lachen zu dürfen glaubte, ſich über der komiſchen Kraft deſſelben ſo vergaß, que la cour en fut étonnée, und es alſo in dem „goldnen Zeitalter des Geſchmacks“ ſein Glück machte, welchem Geſchmack man noch immer ſcheinbar huldigen zu müſſen glaubt.

Heute (31. May) iſt es Sonntag. Von Jugend auf hat ſich in meiner Seele eine feyerliche und poetiſche Anſicht dieſes Tages feſtgeſetzt, deren ich durch keine ſpätere Belehrungen des Unglaubens los werden konnte, und es jetzt nicht mehr werden mag. Als Knabe hatte ich Ferien, das Sonntagskleid, aß zu Gaſte, und die Unluſt an der Predigt wurde mir durch den vierſtimmigen Choralgeſang wieder gut gemacht, der, wenn er am lauteſten ertönte, mich ſo oft in jene jugendlich ſchwärmeriſchen Ahnungen verſetzte, deren Erfüllung uns in ſpätern Zeiten bisweilen noch wie ein Schimmer aus dem verlornen Paradieſe trifft. Auch an den Glocken hatte ich meine Luſt, und oft verſuche ich jetzt noch, wie damahls, aus ihrem Klang ihre Anzahl zu errathen. Die Reinlichkeit und Stille der Straßen weckte meine Ordnungsliebe, und machte, nebſt dem Putze der Leute und ihrem ruhigern Betragen, daß ich heute alles für glücklicher und beſſer hielt als gewöhnlich. Des Abends flößte mir die ehrenveſte Bürgerlichkeit, mit welcher man ſich auf dem Spaziergange zeigte, Achtung für meine Vaterſtadt ein. Kurz alles trug dazu bey, mir dieſen Tag feſtlich zu machen. Selbſt den Geſang der Handwerksburſche, wenn es dunkel ward, wußte ich mit den angenehmen Empfindungen des Tages in Einklang zu bringen.

Glückliche Zeit der Kindheit, die das Kleine durch Innigkeit groß zu machen weiß! Verſchwinden auch deine Eindrücke eine Zeit lang vor dem Blendlichte der Welt, ſo ruft ſie doch, wer die Einfalt liebt und die Wahrheit ſucht, bey Zeiten zurück, und auch das zitternde Alter, an deſſen ſchwachem Sinne die Gegenwart nicht mehr haftet, labt ſich noch an deinen freundlichen Erinnerungen!

Selbſt das freyere Leben der Jugend tilgte nicht die Liebe zu der ſtillen Feyerlichkeit dieſes Tages, und jetzt noch freue ich mich deſſelben, wo ich immer bin, und ſeine Ruhe von weltlichen und ökonomiſchen Geſchäften wahrnehme, und in dem ſtillern, reinlichern und geſetztern Weſen der Leute wenigſtens eine ſcheinbare Spur entdecke:

„Wie ſich der Menſch noch ſeiner erinnere, daß
er verſtändig
„Sey, ein empfindender Geiſt, nicht ein gefräßi-
ger Bauch!“

Zu Hauſe würde ich jetzt an dieſem ſchönen Morgen aus dem Thore gehen, und auf die Sabbathsſtille der Natur horchen, die, wenn ſie auch nicht außer mir iſt, doch bald in meinem Gemüthe ſich bildet, wenn der Schall der Glocken von den benachbarten Dörfern über unſer friedliches Thal ſich ergießt, und nichts ſich regt, als der Vogel auf dem Zweige, und das zarte Laub der Bäume, mit dem ein Hauch des Frühlings ſpielt. Hier und da ſehe ich in der Ferne einen einſamen Bauersmann an den Grenzen ſeines Ackers hinwandeln, er freut ſich heute ausruhend der ſichtbaren Früchte ſeines Schweißes, mit Wohlgefallen an ſeinem kleinen Eigenthum, und zeigt mir einen Genuß, deſſen Reinigkeit der reichſte Müßiggang nie wird erkaufen können.

Ach! auch in den wilden Kriegszeiten war mir dieſer ſeltengewordene Sonntagsanblick der Natur noch manchmahl tröſtlich. Die Krieger werden endlich weichen, hoffte ich, und dann treten dieſe ſtillen waldbekränzten Hügel, dieſe wohlbekannten Fluren, die ich in ſchmerzvergeſſender Phantaſie ſo gern durchirre, wieder in ihren alten Schmuck, und in ihr ewiges Recht, das ſehnſuchtsvolle Gemüth, gleichwie ſie der Thau erquickt, mit ihrem Frieden zu beſeligen.

Unglücklich iſt eine Stadt, die keinen Sonntag kennt! Auch hier iſt mir, ich müſſe den Leuten dieß Sonntagsgefühl anblicken; aber es will nicht gehen, der Lärm überſtimmt meine Phantaſie. Da der Gottesdienſt einſtweilen nur noch geduldet, und niemand an den Sonntag zur Feyer gebunden iſt, hingegen der Dekadi noch wie ein ſcheidendes Geſpenſt dem erſchrokkenen Volk eine furchtbare Miene zeigt, ſo entſtehet daraus ein unſauberer Dualismus, der dem Guten und Böſen huldigt, und ein wilder Unglaube, der nach beydem nichts fragt, und dieß verurſacht zuſammen eine unbeſtimmte Halbheit dieſes Tages, die ihn als Sonntag ungenießbar macht. Man hofft aber, dieſer Dekadi, über den ſchon Lieder erſcheinen, und der noch da liegt wie ein Stück Eis im Lenze, werde bald gänzlich verſchwinden. Unterdeſſen ſehe ich doch heute viele Gewölbe geſchloſſen, und was dieſen Leuten, meiner Meinung nach, viel Verdienſt um ihre Religion gibt, ſogar im Palais Royal, wo doch ein Gedräng iſt wie an andern Tagen, und ähnliche Läden offen ſtehen, die unterdeſſen den Gewinn wegſchnappen, und wo die Einnahme eines Tages wegen der großen Miethe, ſo ſie bezahlen, gewiß ſehr in Betrachtung kommen muß. Es ladet mich Einſamen niemand ein, aber in einem ſolchen Hauſe möchte ich wohl zu Mittag eſſen, wo dem Mammon gerade dann ein Opfer verſagt wird, wenn er die reichſte Erhörung verſpricht; wohl würde ich mich noch manches edeln Zuges dort zu freuen haben.

Wie wenig Achtung aber noch im Allgemeinen die ſichtbare Kirche genieße, *) ſah ich heute auf dem Platze

---

*) Nemlich im Jahr 1804. Olim meminisse juvabit — Jetzt ſteht es freylich beſſer damit, indeſſen kann es nicht ſchaden,

ur St. Germain l'Auxerrois, wo einige Schritte von dem Gottesdienſte ein Taſchenſpieler mit einem Hanswurſt ſeine Poſſen trieb. Dieſer rief mit lauter Trompete, die bis in die Kirche erſchallte, ſein Publicum herbey, da hingegen zur chriſtlichen Verſammlung nicht einmahl mit einem Glöckchen geläutet werden durfte. Es iſt wohl noch nicht wie es ſeyn ſollte, wenn ein Gaukler mehr tolerirt wird, als die Kirche. Die berühmte hieſige Policey muß ihre beſondern Gründe haben, eine ſolche Unſittlichkeit zu dulden; unter ihrer Aufmerkſamkeit kann die Sache unmöglich, vielleicht aber noch darüber hinaus ſeyn.

Ich bemerkte auch niemand, der ſich darüber ungehalten bezeigte. Sie haben aber ſchon ganz andre Dinge erfahren, wenn es wahr iſt, was man mir bey dieſem Anlaß erzählte, daß in der Schreckenszeit unweit der mordenden Guillotine ein Harlekin ſein Ge-

---

wenn auch noch öffentliche Zeugniſſe vorhanden ſind, wie lange die Gottesvergeſſene Directorialregierung die Religion in der abſcheulichen Erniedrigung gelaſſen, wohin ſie die Revolution geſtürzt hatte. Dieſe elende Regierung, die auch das Glück auswärtiger Völker zu lenken vorgab, indem ſie es zerſtörte, wußte nicht einmahl, daß das Volk ſo gut religiöſe Bedürfniſſe hat als phyſiſche, und daß, wenn eine Regierung ſchlecht handelt, welche dieſelben bis ins Ungereimte ſich verirren läßt, diejenige noch viel weniger ihre Pflicht thut, welche ihrer gar nicht achtet. Zugleich mag dieſe kurze Beſchreibung mit zum Beweiſe dienen, wie ſchnell die ſpätere Gewalt, durch Klugheit und Anſehen, den Geiſt des Volks von religioſer Anarchie wieder bis an die Grenzen der Hierarchie habe führen können, und was es demnach mit dem Geiſte des Volks für eine Bewandniß habe.

rüſt aufgeſchlagen hatte, und unterm Zuruf der Menge jeden blutigen Auftritt mit einer kleinen Köpfmaſchine parodirte. Läßt ſich wohl eine tiefere Verſunkenheit denken, als wenn man die Luſt an der Grauſamkeit durch öffentliche Poſſenſpiele reizt! Vordem machte man doch nur Trauerſpiele daraus.

Man ſollte wirklich glauben, die Pariſer hätten in den Zeiten, als ſie die Vernunft über den Altar ſetzten, den Teufel angebethet, ſo gräßliche Spuren von Wuth gegen den alten Gottesdienſt trifft man noch in allen Kirchen an. Noch ſind die meiſten Altäre zerſchlagen, die Bildſäulen von ihren Geſtellen heruntergeriſſen, die Verzierungen verſtümmelt, und die Wände wie eine Mauer an der Landſtraße verſudelt. Hin und wieder iſt ein ſchwarzer Stein eingemauert mit der Inſchrift: Cette pierre vient d'un des cachots de la Bastille. Eine neue Reliquie ſtatt der alten! — Sie könnten doch wohl mit ihrem Tadel an dem Geſchmacke andrer Nationen etwas ſparſamer ſeyn, ſo lange ſie ſelbſt Steine der Baſtille in den Kirchen zur Schau aufſtellen. Jene Heiligengebeine und Wunderdinge waren doch noch Ueberbleibſel einſt verdienter und verehrter Menſchen, und das Volk glaubte, heilſame Kräfte aus ihrem Anblicke zu ſchöpfen, aber was ſoll es vor ſo einem unförmlichen Stücke von ſeinem alten Gefängniſſe denken und empfinden? Die Franzoſen erzählen von Harlekin, er habe einen Stein von ſeinem Hauſe zum Muſter für Liebhaber herumgetragen, handeln ſie hier nicht ungefehr in gleichem Sinne?

Indeſſen fängt man wieder ſpärlich an auszubeſſern, aus Beyträgen, wozu man durch Affichen in den Kirchen eingeladen wird. Ich ging neulich in Saint Sulpice hinein, wo die Vernunftſchwärmerey am unvernünftigſten gewüthet zu haben ſcheint; Da ſah man vorn in der Kirche Arbeitsleute, die Gerüſte befeſtigten, Steine herunterwarfen, und hämmerten, daß einem die Ohren gellten, in der Mitte waren die Maſchinereyen der Gott und Menſchen Langeweile machenden Theophilanthropen aufgepflanzt, und tief hinten im Chore ſtanden beſcheidene Prieſter, mit ärmlichem Meßgeräthe umgeben, und betheten.

Unter einer ſolchen Duldung (hier iſt das unſchickliche Wort noch am beſten an ſeinem Platze) hebt nun die Römiſch-katholiſche Religion ihr ehemahls ſo ſtolzes Haupt demüthig wieder aus dem Staub auf, und es iſt gewiß eine intereſſante Erwartung, nachdem die Pforten der Hölle geſchloſſen ſind, zu ſehen, wie weit ſie die ihrigen wieder öffne, und mit welchem Erfolge das ſo jämmerlich zerſprengte Heer der Heiligen ſich wieder unter ſeine alten Fahnen ſammeln werde.

Da der Boulevard am Sonntage ganz dem gemeinen Manne überlaſſen iſt, ſo wollte ich nun auch ſehen, wie dieſer ſeinen Ruhetag feyre, und ging deßhalb von der Porte St. Martin langſam bis zum Eintrachtsplatz hinunter. Der breite Weg in der Mitte dieſes aus ſechs Reihen Bäumen beſtehenden prächtigen Luſtgangs war voll Wagen und Reuter, die ſehen, und geſehen werden wollten, oder ſonſt beſtimmt waren, heute die Hauptfiguren in dieſem beweglichen Gemählde auszumachen. In den Seitenalleen aber gingen die, ſo ich ſuchte, in unzählbarer Menge, die Handwerker und kleinen Krämer mit ihren Familien, und alles was man hier la petite bourgeoisie nennt. Ich folgte nun bald dem bald dieſem Häuflein nach, und horchte auf ihre Rede, und betrachtete ihr Thun und Laſſen. Größten Theils fand ich ſie vergnügt wie die Fiſche im Waſſer, aber ehrbarer, aber noch geſprächiger, als ich erwartet hatte.*) Dieſe Geſprächigkeit iſt unerſchöpflich, und ergießt ſich mit faſt kindiſcher Vergnügſamkeit und Beſchränktheit über alles, was ihnen in dieſem Gewimmel vor die Augen kömmt, und einen Moment unter der Windklappe ihrer Vorſtellungen halten mag. Der Vater erklärt der gefällig horchenden Frau ihre Beobachtungen, und ſucht bisweilen auch die Kinder zu belehren; allein der Junge iſt zu zerſtreut, und das Mädchen zu ſehr mit ſeinem Putze, und der zierlichen Haltung des Körpers, des Gewan-

---

*) Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit,
Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.
Ovid. Met. Libr. V.

des, der niedlichen Füße, und mit allem dem, was es den Vorübergehenden abſieht, beſchäftigt, um lange auf die Lehren des Vaters zu horchen; ja viele dieſer kleinen Mädchen ſind ſchon ſo ſehr in das Studium und die Repreſentation ihrer Eleganz vertieft, de tenero meditantur ungui, daß ſie ſich nicht einmahl Zeit nehmen, nach der Lockſpeiſe der allenthalben aufgeſtellten Kramläden zu ſchauen, welches ſonſt ein unwiderſtehlicher Zauber für die Augen der Kinder iſt. Wenn oft zwey bekannte Familien ſich treffen, ſo fließen ſie ſchnell in Eine Geſellſchaft zuſammen, wo man ſich dann wechſelſeits die Ehehälften zu galanter Unterhaltung abtritt. Wer aber die Kleinſtädterey kennt, und meint, daß es in Paris nichts davon gebe, darf nur einer ſolchen Gruppe eine Strecke weit nachfolgen, oder ſich auf einer Bank neben ihr niederlaſſen, um ſich eines andern zu belehren, und bald eben die Klatſcherey, die Achtung für das Unwürdige, und die halbweg ſich ſchon verſtehende Convenienz im Selbſtbetrug anzutreffen, wie zu Hauſe. Nur die unnachahmliche Zuverſicht, womit ſie hier alles thun, der kleine Bürger wie der große, unterſcheidet dieſe Pariſiſchen Kleingäſſer vor den auswärtigen Kleinſtädtern; denn nicht nur ſprechen ſie von allem, als könnten gerade ſie darüber die beſte Auskunft geben, ſondern ſagen es auch noch ſo laut, als müßte alle Welt es hören. Neulich ſah ich an einem öffentlichen Tage in dem Antikenſaal zwey ſolche Männer vor den Laocoon treten, und ſogleich über die Schlange, und das Land wo es dergleichen gebe, ſich unter einander ſo redſelig verſtändigen, daß neben ihnen zwey Gelehrte, die ſich ihre Gedanken über das Kunſtwerk mittheilten, verſtummen mußten.

Dieſe laute Unfehlbarkeit, die ſich der Pariſer zutraut, und die Erheblichkeit, die er ſich über die Provinz und das Ausland ſo ſichtbar gibt, wenn er ſie auch nicht ausſpricht, iſt es vornehmlich, was ihn auch vor andern Hauptſtädtebewohnern unterſcheidet. Ihm fällt kein Zweifel ein, daß Paris nicht die Hauptſtadt der Welt ſey, und ſich deſſen zu rühmen, ſcheint ihm bloße Gerechtigkeit zu ſeyn; ſo wie hingegen jene, wenn ſie gleich ebenfalls ihre Manieren für die beſten, ihre Herkunft für die reinſte, ihre Statuten für die weiſeſten, und ihre Neuigkeiten, obgleich ſonſt niemand viel daraus macht, für die merkwürdigſten halten; ſich deſſen meiſtens nur unter ſich ſelbſt, oder gegen ihre Untern rühmen, in zweifelhaften Fällen aber lieber das Decorum eines kalten Stillſchweigens beobachten. — Wer bey dem Gemeinen feyerlich ſtehen bleibt, und das Bedeutende nachläſſig vorüber geht, und keine beßre Weiſung annehmen will noch kann, der iſt ein Philiſter, er ſey vornehm oder gering, aus der Hauptſtadt oder vom Lande her.

Und ſo findet man bey etwas mehr oder weniger conventionellem Anſtrich, den man Lebensart nennt, die Leute, das iſt, die Menſchen im Umgang, allenthalben ziemlich einerley. Wer den Firniß, deſſen alle bedürfen, am beſten aufträgt, heißt der feinere, aber ein geſundes Auge ſieht bald, was der Firniß decken ſoll, ſo wie eine gute Naſe oft hinter Wohlgerüchen das Gegentheil riecht. Die feinſte Lebensart beſteht zuletzt darin, Geduld mit einander zu haben.

Ich kehre wieder auf den Boulevard zurück, wo ich neben dieſer geſchwätzigen Plattheit des Geiſtes viel leichte Geſchmeidigkeit in den körperlichen Formen, und unbefangene Liebenswürdigkeit in den Mienen ſah, beſonders fiel mir häufiger, als ich ſie noch nirgends antraf, die heitere Freundlichkeit alter Perſonen auf. Zuweilen glaubte ich auch bey jungen Leuten die Beſcheidenheit im Bunde mit der Schönheit zu erblicken, ja vielleicht iſt dieſe Tugend weniger ſelten, als ich dachte, aber ſie gibt ſich nicht ſo ſchnell im Vorbeygehen zu erkennen. Nie mißte ich ſie mehr, als da ein Frauenzimmer, das vor mir her ging, ſich umſah, und zu ihrem Begleiter ſagte: Allons vite, je vois la ſigure de mon chien de mari!

Vor dieſem hatte ich geglaubt, man dürfe ſich in Paris nicht ſehen laſſen, ohne nach der neueſten Mode gekleidet zu ſeyn, und jetzt ſtoßen mir hier auf dem Boulevard ſolche altväteriſche Trachten auf, die ich kaum mehr in einem alten Reichsſtädtchen geſucht hätte. Ich ſehe noch Männer mit Haarbeutelperrucken und Chapeaubashüten, langen Weſten, Hoſen die kaum an die Knie reichen, und kleinen Schnallen mit heraushängenden Riemen in den Schuhen; bey uns würden ihnen die Kinder nachlaufen, hier läßt man ſie aber gehen, wie ſie wollen, und ich merke nicht, daß man ſie auch nur mit einem Blicke zu kränken ſuche. Dieß iſt jetzt doch etwas, das andrer gemeinſchaftlichen Kleinigkeiten ungeachtet, einen höhern Grad von Bildung verräth, daß nehmlich hier die Leute unter ſich das unbeſcheidene Fixiren der Unvollkommenheiten nicht zu kennen ſcheinen, womit man anderswo ſeine Beobachtungsgabe beweiſt, und daß jeder ungehinderter im Sonnenſchein auf den volkreichſten Plätzen ſich zeigen, als dort am Regentage nur über die Gaſſe gehen kann. Was ihren Anzug betrifft, ſcheinen dieſe Bürgersleute nur einer Uebereinkunft zu folgen, daß er nehmlich am Sonntage nicht werktäglich ſey, über deſſen Art und Geſtalt aber eine durchgängige Verträglichkeit angenommen zu haben.

Dieſe Verträglichkeit herrſcht auch, wie mich dünkt, in den höhern Ständen, denn nirgends ſeh ich, auch da, wo ſich die Vornehmſten zeigen, die modiſche Einförmigkeit des Putzes, die man an Prunktagen im Auslande ſieht. Das hieſige ſchöne Geſchlecht würdigt die Moden nicht bloß nach ihrer Herkunft, wie da, wo man glaubt, was von Paris kömmt, müſſe unverändert für alle paſſen, ſondern auch nach dem, was ſie vortheilhaftes für das Eigenthümliche der Geſtalt haben, und weiß daraus mit Geſchmack zu wählen. Bey Mannsperſonen ſind reine und feine Zeuge die Hauptſache, und ſelbſt die wohlerzogene Jugend iſt gar nicht gezwungen, ſich ſogleich in die Erfindungen zu fügen, womit die Zierlinge des Tages Epoche zu machen ſuchen. Alles dieſes ſollte man in der Ferne auch bedenken, und die, welche den Tand der Franzoſen ſo ſclaviſch nachahmen, und nach ihren Puppen und Modejournalen dürſten „wie nach der Auferſtehung verdorrtes Gebein,“ ſollten dieſe freye Sitte auch nicht aus der Acht laſſen — Wenn nur Nachäffung mit Freyheit beſtände! Aber auch in dieſem Theile der Aeſthetik übt der deutſche Schüler ſtracks in gläubiger Praxis, was der wagſame Meiſter kaum hypothetiſch hingeſtellt hat.

Die Boulevards ſind auf beyden Seiten mit niedlichen Häuſern begrenzt, von ſehr mannigfaltiger, öfters nach dem reichſten Styl des Alterthums gebildeter Architectur, der aber in dieſer ſtarken Verjüngung, denn die Gebäude ſind oft ſehr klein, zuerſt etwas ſonderbar auffällt; doch verſöhnt dieſe kleinere Wirklichkeit bald durch ihr geſchmackvolles Ebenmaß unſern höhern Begriff, und wir nennen mit Recht niedlich, was wir nicht mehr groß finden können. So wie ehemals die Kupferſtecher pour la réception à l'Académie ſtachen, und Meiſterwerke lieferten, die ſie mit Einem Mahle berühmt machten, ſo dienen ſolche Gebäude jungen Architecten zur Aufnahme in die Reihe der Künſtler, von welchen die gute Geſellſchaft ſpricht, und die Prachtliebe ſich zinsbar macht. Daher mag auch die Verſchiedenheit dieſer architectoniſchen Probeſtücke kommen, weil jeder neue Baumeiſter es dem alten an Kunſtſinn zuvorthun will. Wenn es wahr iſt, daß die hieſigen Baukünſtler mit der Zierlichkeit auch innere Bequemlichkeit vorzüglich gut zu verbinden wiſſen, ſo ſind dieſe antikiſirten Wohn- und Luſthäuſer, deren es nicht nur auf den Boulevards, ſondern auch in den Hauptſtraßen eine Menge gibt, die charakteriſtiſche Zierde von Paris, mehr als die Palläſte der Großen und die Kirchen, ſelbſt das vorn ſo geſchmückte und hinten ſo kahle Pantheon nicht ausgenommen; denn ſie haben eine beſtimmte Bedeutung, indem der Geiſt der Nation in ihnen anſchaulich iſt, der die Eleganz im Kleinen liebt, und den Geſchmack durch l'art de se connaître en petites choses erklärt.

Vor vielen Häuſern ſind Schranken angebracht, hinter welchen die Bewohner ſitzen, und das ſonntägliche Heer zur Schau an ihnen vorüberziehen laſſen.

Es fing ſchon an dunkel zu werden, als ich unvermerkt auf die Eliſäiſchen Felder herausgekommen war. Hier ſah ich viele Leute nach einem anſtoßenden Garten, über deſſen Thüre Le Hameau de Chantilly geſchrieben ſtand, wie zu einem Spectakel hingehen. Ich folgte ihnen nach, und mußte zwanzig Sous bezahlen, wofür ich einen Einlaßzettel bekam, welcher mir für funfzehen Sous Erfriſchungen unentgeltlich zu nehmen erlaubte, die ich aber nicht erhalten konnte. Ich meinte da auszuruhen, und meine heutige Wanderſchaft zu überdenken, aber ich trat in eine Feenwelt hinein, wo ich Sonntag und Boulevard und alles vergeſſen mußte. Der ganze Garten mit ſeinen Alleen, Nebengängen, Luſtgebüſchen, Pavillons, und freyen Plätzen, bis zum Hauptgebäude war mit unzähligen Lampen erleuchtet, und Menſchen jedes Geſchlechts und Alters wandelten, ſaßen und lagen da herum, als lebten ſie noch in der goldenen Zeit. Das große Haus glänzte von Lichtern wie ein Zauberſchloß, und auf ſeiner Terraſſe ertönte eine prächtige Harmonie. Von da aus verbreitete ſich die fröhliche Menge durch den labyrinthiſchen Bezirk des Gartens; hier ſaßen Weiber und Männer, vergnügt wie die ſeligen Götter, an Tiſchen herum, und leichte Ganymeden eilten ſie zu bedienen; dort übten ſich kraftvolle Jünglinge in künſtlichen Sprüngen, oder ſchaukelten ihre Mädchen; muthwillig ruderten andre in kleinen Kähnen auf Teichen herum, weiter ſah ich amazoniſche Jungfraun Carrouſſel reiten, und in ſchnellſtem Fluge (Galopp kann man von hölzernen Pferden nicht ſagen) mit geübter Hand Ringe herunter ſtechen; ſodann verlor ich mich in ein matt erleuchtetes Gebüſche, wohin aber ſchon zwey Liebende ihre Zuflucht genommen, um in ſtiller Abgeſchiedenheit die Welt, und vielleicht ſich ſelber, zu vergeſſen; nun begegnete ich einem einſamen Denker, dem ich, aus Furcht er möchte an meinen Geldbeutel denken, beſcheiden auswich; plötzlich war wieder alles helle, Pfeifen und Hörner ertönten, und in langen

Reihen herunter tanzten die Kinder der Freude. — Welch ein hochzeitliches Leben, das dieſer Tempel der Fröhlichkeit einſchließt! Und das alles hat man um zwanzig Sous; kann man ſich wohlfeiler in Hellas jugendliche Zeiten oder in das Schlaraffenland verſetzen! Nur muß man nicht, wie ich einfältigerweiſe that, bis auf die Letzte bleiben, ſonſt erſtirbt alle Illuſion über dem bloßen Anblick des Caput mortuum, das dieſe ſublimirten Freuden zurücklaſſen.

Es iſt mir in dem Muſeum, mitten unter den größten Kunſtwerken der Jahrhunderte, manchmahl zu Muthe, wie auf den Gipfeln der Berge meines Vaterlandes, wo unter dem reinen Himmel, und hoch über der ſorgenvollen Erde, alle weltliche Furcht und Begierde verſchwanden, und Frieden, Freyheit und urſprüngliche Einfalt in die Seele zurückkehrten. Was dort die Majeſtät der Natur bewirkte, das thut hier die heilige Kraft der Kunſt. Wenn ich von der Bank am Eingange über den unabſehbaren Saal hinſchaue, und mein Auge nach immer neuen Gegenſtänden der Verehrung hingezogen wird, und die geliebten Meiſter aus ihren ewig rühmlichen Werken zu mir ſprechen, ſo vertiefe ich mich in der Anſicht von der unerſchöpflichen Fülle des menſchlichen Geiſtes mit eben der Andacht, wie auf den Bergen im Gefühle des Unermeßlichen; ich vergeſſe Paris, das Vaterland und mein eignes Schickſal, und bin glücklich in vollkommener Genügſamkeit; mein Daſeyn wird mir zu einem lieblichen Traume, wo die unbefangene Seele die Feſſeln des gewohnten Lebens abſtreift, und ſich geheimnißvoll in ſeligere Höhen emporſchwingt.

Es hält aber ſchwer, die wahre Empfindung einer ſolchen Lage ſpäterhin auszuſprechen, weil die Einbildungskraft ſich gar zu gerne in die Beſchreibung miſcht, und in bildliche Anrufungen ausartet, deren Feuer nicht von dem Lichte der Wahrheit brennt, und daher meiſtens auch den Leſer kalt läßt. Zwar iſt es eben auch nicht rathſam, von irgend einer höhern Luſt des Lebens laut zu reden, denn die Zeit iſt noch nicht ganz vorüber, wo das für Schwärmerey galt, und in einem Buche ſo wenig erlaubt war, als im Umgange; die harte Zeit, wo man alle Empfindung unter den Gehorſam des Verſtands gefangen nehmen mußte, um vor den geſetzlichen Kunſtgerichten Gnade zu finden, die kein Evangelium der beſſern Sinnlichkeit erkannten.

Das Gefühl ſeiner eignen Wenigkeit kann man freylich in dieſem Bilderſaal, unter ſo viel Ruhm und Größe, ſchwerlich von ſich abhalten. Allein die ſtille Größe der Todten, ohne Anſpruch und Ziererey, iſt weniger drückender Art, als die der Zeitgenoſſen mit ihrem lebendigen Geräuſche, wobey man jene Begleitungen nur zu oft findet oder zu finden glaubt; ſie iſt entſchieden, und ſteht uns auch nicht mehr im Wege, ſondern leitet uns vielmehr auf eine weiſe Schätzung deſſen, was uns in der wirklichen Welt umgibt; die Demuth, ſo ſie bewirkt, iſt ohne Neid und heilſam, denn ihre Folge iſt die Zuverſicht der Geduld, welche uns ehrwürdiger macht, als das Selbſtgefühl, ſo uns bisweilen, wie den Phariſäer im Tempel, vor den Zöllnern und Sündern, die uns aufſtoßen, anwandelt. Und wie ich mir ein fremdes Gaſtmahl beſſer ſchmecken laſſe, als das ſo ich ſelbſt geben, und dabey die eßluſtraubenden Honneurs machen muß, ſo liegt auch für mich ein ungetrübteres Vergnügen in der Freyheit, hier in der großen Gallerie des berühmten Louvres, unter dieſer Beute der Nationen, dem was ehemahls Könige königlich verwahrten, oder zu beſitzen vergeblich wünſchten, ungeſtört und unbekümmert herumwandeln zu können, zwar als unbemerkter Homuncio, aber doch mit dem befriedigenden Bewußtſeyn, die Geſchichte und den Werth dieſer Umgebungen zu kennen und zu ſchätzen — als wenn ich dieſe unermeßlichen Schätze ſelbſt erobert hätte, oder ſie ſonſt als mühſames Eigenthum beſäße.

Gleichſam wider meinen Willen geht ein großer Theil meiner Aufmerkſamkeit auf den techniſchen Charakter der großen Meiſter, in ſo weit ihn Manier der Zeichnung, der mechaniſche Pinſel, und was zur Art und Weiſe der Ausführung gehört, beſtimmen. Ich gebe gern zu, daß das Haupterforderniß bey jedem Kunſt-

Kunſtwerk auf die Richtigkeit der Idee, den Schwung der Phantaſie, kurz auf die Summe von Geiſteskraft, ſo ſich darin zeigt, gründe, und man alſo darauf vorzüglich ſehen müſſe; ich weiß auch, daß man darüber ſchon ohne nähere Kunſtkenntniß ein langes und breites ſprechen, und dem Künſtler, der dieſem Erforderniß entſpricht, noch eine Menge Motive andichten kann, an die er nicht einmal gedachte. Aber wie keiner Mahler wird, der ſeine Kunſt nicht handwerkmäßig gelernt hat, ſo ſehe ich jetzt nur zu deutlich, daß zur wahren Schätzung eines Gemähldes nicht nur eine gelehrte Erkenntniß ſeiner geiſtigen Eigenſchaften, wie man ſie ſchon aus Büchern und Kupferſtichen abſtrahiren kann, ſondern auch der Sinn für das Medium gehöre, wodurch ſich ſolche Eigenſchaften uns vorbilden. Man ſollte freylich denken, wer Verſtand hat werde auch den Verſtand der Compoſition faſſen, dem Empfindſamen werde auch die Empfindung nicht entgehen und die Phantaſie des Künſtlers werde auch die des Zuſchauers in Bewegung ſetzen; allerdings — aber mit dem größten Verſtande, dem feinſten Gefühle, und der regſamſten Imagination iſt man doch kein Kenner, oder ſelbſtſtändiger Richter über den vollen Werth eines Kunſtwerks. Ich habe Männer gekannt, (um ihrer Berühmtheit willen darf ich ihre Namen nicht nennen) die dieß alles hatten, und ſogar über die Kunſt ſchrieben, aber über unbekannte Gemählde gar nicht oder ganz ſchief urtheilten, bevor ſie den

Meiſter kannten, oder etwas von der Meinung Kunſterfahrner darüber ausgeſpürt hatten; es mangelte ihnen der Kunſtſinn. Wie niemand richtig über Muſik urtheilt, dem Natur und Studium nicht das Ohr gebildet, ſo iſt es auch mit den Urtheilen des Auges in der Mahlerey, kein anderweitiger Scharfſinn und keine Gelehrſamkeit erſetzt den ſichern Blick für das Ebenmaß der Formen, und die Wahl und Harmonie der Farben, der eine Gabe der Natur iſt, und allein durch das Studium der techniſchen Regeln ausgebildet werden kann.

Ich weiß wohl, daß ich hiermit manchem unerträgliche Dinge ſage, weil heut zu Tage faſt jeder ſchöne Geiſt auch glaubt, ein Kenner zu ſeyn, wenn er nur die Geſchichte der vornehmſten Mahler, oder einige pikante Lebensumſtände von ihnen weiß, und ihm geiſtige Ausdrücke zu Gebote ſtehen. Ich hörte es auch unlängſt ſelbſt nicht gerne, allein da ich es jetzt als Wahrheit anerkenne, ſo muß ich es auch bekennen. Es iſt ein Unterſchied, über ein Gemählde zu phantaſiren, oder ſeinen wahren Gehalt zu beſtimmen; es iſt auch ein Unterſchied, nach hiſtoriſchen Vorkenntniſſen zu ſchließen, oder aus eigner Kraft zu urtheilen. Man ſtelle nur einen unbefangenen Künſtler und einen gelehrten Liebhaber vor ein Gemählde, und höre, aus welchem Munde ein klareres Urtheil fließe; oder man gebe Acht, auf welches Urtheil der Meiſter ſelbſt, wenn er gegenwärtig iſt, mehr Gewicht lege, und man wird ſehen, daß ihm, wenn er es auch ſchon zu verhehlen ſucht, ein einſilbiges kaltes Wort des Künſtlers mehr Nachdenken verurſacht, als aller Leſſingſche Scharfſinn des Philoſophen, oder der beredte Erguß des bewundernden Gelehrten. — Wer ohne praktiſche Kenntniß, oder ohne zu Mahlern ſeine Zuflucht zu nehmen, findet auch nur die Ausdrücke, womit er ſein Wohlgefallen an einem Rembrandt deutlich machen könnte?

Mich in dieſen nothwendigen Principien des echten Kunſtgeſchmacks zu üben, hat nun einen beſondern Reiz für mich, und deswegen halte ich mich gern an Kunſtverwandte, die hier arbeiten; die großen Worte der räſonnirenden Empfindung ſind dann bald gelernt. Nur bemerke ich mit Verdruß, daß, wie Kenner und Liebhaber öfters affectiren, mehr von dem mechaniſchen der Kunſt zu ſprechen und zu wiſſen, ſo viele Künſtler mit denen, welche nicht von der Kunſt ſind, gerade von dem zu reden vermeiden, was ſie üben und am beſten verſtehen, und ihren Verſtand lieber in aufgefangenen Geſchmacksurtheilen zeigen wollen.

Man trifft weniger arbeitende Künſtler in dem Muſeum an, als die berühmte Sammlung erwarten läßt. Einen alten Mann ſehe ich immer zuerſt und zuletzt, der unermüdlich kopirt, und vermuthlich ſeine ſchwache Arbeit für geringe Kunſthändler ums Brodt macht. Niemand fällt es indeſſen ein, ihn zu tadeln;

iſt ſeine Arbeit nicht lobenswerth, ſo verdient der Bewegungsgrund derſelben Schonung, ſagen die Franzoſen, und zeigen darin einen edlen Sinn. Deſto lauter ſpotten ſie aber über ein paar Deutſche, die unlängſt hierher gekommen, und mit einer Wuth, wie der Wolf das Lamm zerreißt, über alles herfallen, was einen Namen hat, und Rubens und Rembrandt zu Dutzenden wegpinſeln, mit einer Practik, die ganz Paris in Erſtaunen ſetzen ſollte.

Es ſind auch mehrere junge Frauenzimmer da, die mahlen, ich kann aber bey keiner dazu kommen, zu ſehen was ſie mache; denn durch das ſeltſame Ungefähr, welches beym ſchönen Geſchlechte ſo oft andre Gründe vertritt, arbeiten ſie jetzt alle in der Höhe, wo ſie auf eigens dazu eingerichteten Gerüſten ſitzen. Sieht man indeſſen ihre Arbeit nicht, ſo gewährt doch einiger Maaßen die mahleriſche Lage, die ſie ſich auf dieſer leichten Bühne zu geben wiſſen, einen ſchadloshaltenden Anblick. Es geſchieht dann freylich manchmahl, auch von Ungefähr, daß ſie in der Zerſtreuung des Nachdenkens etwa ein niedliches Füßchen über das Bodenbret hinaus ſtrecken, wodurch manches Auge irre geleitet wird, das nur gemahlte Formen zu betrachten hierher kam; allein keine Schnecke zieht ihre Hörner ſchneller ein, als ſie das Füßchen, ſo bald ſie ſich ihrer Zerſtreuung bewußt werden. Gewöhnlich ſteht bey jedem dieſer Palladiſchen Mädchen ein Bekannter, der ſich mit nachläſſigem Liebreiz auf den Stufen des Gerüſtchens ausbreitet, und ihr in leichter Unterhaltung die Zeit verkürzt, wozu wohl auch die Vorbeygehenden, wie ich ſelbſt erfuhr, den Stoff geben müſſen; denn als ich in ihrer Nähe mich aufhielt, merkte ich, daß von mir die Rede war, und als ich in Gedanken die Augen, wie Eumolpus beym Petron, ad arcessendos sensus in die Ferne heftete, hörte ich ſagen: maintenant il cherche, si on le regarde; welches meine Erfahrung beſtätigte, daß einen die Leute am liebſten deſſen beſchuldigen, wozu ſie ſelbſt am meiſten geneigt ſind.

Einer iſt hier, der Niederländer copirt, um wieder Originale daraus zu machen; ein geſchickter Mann. Er hat gerade jetzt einen Tenier in der Arbeit, den er mit unglaublichem Fleiß und äußerſter Wahrheit Strich für Strich nachbildet, und der vermuthlich in ein paar Jahren in einer auswärtigen Bilderſammlung einen bedeutenden Platz einnehmen wird. Ich hätte nicht geglaubt, daß man die Nachahmung ſo weit treiben könnte, und will mir jetzt lieber das Daſeyn ſo vieler gleicher und ähnlicher Gemählde, die ſich um die Ehre der Originalität ſtreiten, auf dieſe Weiſe erklären, als annehmen, daß ſich große Meiſter ſelbſt mit ſo pedantiſcher Genauigkeit copiren könnten, wenn ſie auch noch ſo große Liebe zu ihrem Werke hätten — kömmt es doch ſchon unſer einem ſauer genug an, ſeine eignen Erzeugniſſe abzuſchreiben!

In Landſchaften wird meiſtens nach Berghem und Vernet ſtudiert, ſelten nach Dujardin und Potter, mehr noch nach Ruysdael, nicht nach Schwanevelt, Both, Pouſſin, nicht nach Claude; warum nach dem Schönſten nicht? — Weil das Schönſte jederzeit mehr Bewunderer als Nachahmer gefunden hat, und der Menſch in ſeinen materiellen Neigungen nicht gern über den Comparativ hinaus geht. Zudem mögen Berghem und Vernet, von denen jener ſich durch einen geiſtreichen, und dieſer durch einen zierlichen Styl auszeichnet, am meiſten mit der franzöſiſchen Gemüthsart übereinſtimmen, und dieſer homogene Zug des Charakters, der in der Welt ſo oft die ſtattlichſten Gründe aufwiegt, ſcheint auch hier die Vorliebe, welche ſie zwar nicht mit Worten bekennen, aber durch die That offenbaren, zu beſtimmen. Claude Lorrain gehört zu den ſeltenen Menſchen, die ihr Glück nur in der Stille finden, und deren Kraft in der Einfalt iſt; ſie wiſſen im Leben und in der Kunſt wenig von Regeln zu ſchwatzen, aber ihre ſchöpferiſche Geiſteskraft erwacht im Handeln, und ſie ſtellen Werke dar, die ſelbſt zur Regel werden. Seine Gelehrigkeit war langſam, und ihm ward nichts von den oberflächlichen Vorzügen zu Theil, welche die große Welt protegirt; aber ſeine Seele war ein klarer Spiegel, in dem ſich die ſtille Herrlichkeit der Natur offenbarte, er ſchaute ſie mit der Kraft des reinſten Dichtergefühls, und ruhte nicht in Ernſt und Fleiß, bis ihm zuletzt auch die Hand gehorſam war, und er ſeine ſeligen Anſchauungen in eben der erhabenen Wahrheit ſinnlich darzuſtellen vermochte, wie er ſie fühlte.

Aber man wagt es nicht, ſich nachahmend an dieſer natürlichen Harmonie, dieſem Sommerduft, dieſer friedlichen Vereinigung von Himmel und Erde zu verſuchen. Doch hat Vernet, obgleich Stürme ſeine Luſt waren, dieſem Mahler paradieſiſcher Ruhe viel zu danken. Vernet ſcheint eine große Leichtigkeit beſeſſen, und die Manieren aller Meiſter ſich bekannt gemacht, vorzüglich aber von Claude vieles angenommen zu haben, welches die Seehäfen, die Ausſichten von Rom und die Tageszeiten, welche hier vortrefflich von ihm gemahlt ſind, deutlich beweiſen; jedoch iſt alles viel neumodiger, brillanter, epiſodiſcher als bey jenem. Dort iſt die heilige Einfalt der wahren Poeſie, die nur Eins aber das Größte ausſpricht. Hier iſt die Gabe mannigfaltiger Unterhaltung, auffallende Kunſt, geſuchter Effect und zierliche Anordnung; darum, ob es gleich jener hohen Schönheit nicht am lauteſten Lobe fehlt, hält man ſich heimlich doch lieber an den pikantern Reiz des Letztern. Zudem hat Vernet in der Durchſichtigkeit und Lebendigkeit des Waſſers, und in den Sturmwolken, niemand ſeines gleichen als Backhuyſen, der ihn noch in der Natürlichkeit übertrifft, aber Vernet hat mehr Geſchmack in der Compoſition.

Ich habe neben ihm noch den Berghem als ein Lieblingsmuſter der jungen Leute genannt, weil man bey demſelben mehr als irgendwo vereinigt findet, was junge Künſtler zu ihren Studien nöthig zu haben glauben, eine glückliche Fertigkeit des Pinſels, richtige Zeichnung, gewagtes Spiel mit Schatten und Licht, künſtliche Widerſcheine, die Geſchicklichkeit alte Ideen immer wieder neu zu ordnen, und was dergleichen Verdienſtlichkeiten mehr ſind, die Verſtand und Witz in der Kunſtmanier verrathen, und die man zuſammengenommen mit Recht Geiſt, und mit Unrecht Genie zu nennen pflegt. Wie aus Claudes ſtiller Seele ſeine großen Schöpfungen als ein reines Ganze floſſen, dem, ohne den reinen Einklang zu ſtören, nichts gegeben und nichts genommen werden kann, ſo geſtatten hingegen Berghems Gemählde, weil ſie ſelbſt mehr zuſammengeſetzt als aus Einer Idee geſchaffen ſind, den Vortheil, daß auch einzelne daraus genommene Partien ſchon ein artiges Ding an ſich ausmachen; hierzu kommen noch die Künſte des Details, die bey dieſem Meiſter ſo mannigfaltig und beſonders auffallend ſind, daß davon auch in der ſchülerhaften Nachbildung noch etwas charakteriſtiſches bleibt. Da nun jeder Schüler ſeinen Studien gern die möglichſte Oſtenſibilität gibt, womit gewöhnlich auch dem Meiſter gedient iſt, und Berghem hierzu den kürzeſten Weg weiſt, ſo iſt es begreiflich, daß er auch am öfterſten zum Vorbild und Lehrer für junge Landſchaftsmahler gewählt wird.

Nicht daß man darum Berghem und Vernet ausſchließlich oder am lauteſten preiſe, weil ſie am meiſten copirt werden; andre Nahmen genießen auch einer gerechten Verehrung. So werden, wie man mir ſagt, Potter und Dujardin bey Verſteigerungen noch mehr geſucht; aber Potters unmanierirte Natürlichkeit und Dujardins ſanfte Transparenz, und ihre einfachen Compoſitionen, ſind ſchwerer nachzuahmen, und fallen auch in der Nachbildung weniger vortheilhaft in die Augen, als jene, wie man glaubt, geiſtreicheren Stücke. Die vornehme Liebhaberey aber, ſo ſich bei Verſteigerungen zeigt, iſt aus zu verſchiedenen und zu individuellen Concupiscenzen zuſammengeſetzt, als daß ſich daraus der allgemeine Geſchmack beſtimmen laſſe; ſie kauft meiſtens berühmte Nahmen, Gegenſtücke, Empfehlungen, Ergänzungen ihrer Sammlung, ſelten etwas das ihr unmittelbar gefällt.

Wenn die Stimme des Volkes in Kunſtſachen etwas gilt, und Gültigkeit kann man ihr nirgends abſprechen, wo ſie nicht vorgefaßte Meinung und fremde Einwirkung, ſondern unverſtellter Ausdruck der natürlichen Empfindung iſt, ſo haben die kleinen Niederländer allerdings einen hohen Werth; denn ich ſehe immer die große Menge der Beſchauer ſich am längſten vor denſelben aufhalten, und wenn ſie auch den ganzen Saal durchgegangen haben, doch noch einmahl zu ihnen zurückkehren, als wenn ſie vorzüglich ihren Eindruck mit ſich nehmen wollten. Dieſen Vorzug, dem großen Haufen zu gefallen, wird die Niederländiſche Schule auch behalten, ſo lange es einen großen Haufen gibt, der von der Mahlerey zuerſt und zuletzt Wirkung aufs Auge fordert, und an dem Sinnenſchein ſeine Freude hat, und nicht ſo vornehm denken kann, wie Ludwig XIV, der die drolligen Bauern Teniers nicht vor ſich ſehen mochte, vermuthlich weil ſie ſeiner königlichen Gegenwart nichts nachzufragen ſchienen; oder ſo lange dieſer große Haufe nichts von der Reflexion weiß, die von dem Unſichtbaren zu ſprechen anfängt, ehe er noch das Sichtbare erkannt hat; ſo lange er auch nicht in allen Künſten nur eine idealiſche Poeſie ſucht, wie jetzt von ſonſt verdienſtvollen Männern mit eben der Einſeitigkeit geſchieht, womit man vor dreyßig Jahren noch die Tugend zum Hauptzweck des Schönen machen zu müſſen glaubte. Douw, Netſcher, Terburg, Le Duc und alle die Meiſter, welche anſtändige Handlungen aus der bürgerlichen Geſellſchaft mit dem einzigen Fleiß, Colorit, reizendem Lichte und der Ründung der Niederländer darſtellen, ſind es, die auch dem hieſigen Volke gefallen; aber anſtändig müſſen ſie ſeyn, denn Oſtades Tobakgeſellſchaften und Brouwers abſcheuliche Fratzenbilder finden keinen Beyfall.

Und wodurch gefallen ſie anders, als daß ſie für den uncultivirten Sinn am meiſten Wahrheit haben, ſo wohl in der Bedeutung als in der Ausführung. Der gemeine Mann findet mehr Individualität in den

Figuren, in ihren Handlungen mehr Analogie mit den ſeinigen, und auch in den Nebenwerken mehr Vertraulichkeit; und dieß alles mit dem reinlichſten Fleiß, der gewählteſten Beleuchtung, und der ſchönſten Harmonie der Farben ausgeführt. Was er ſieht, faßt er ſogleich ohne Belehrung und mühſames Nachdenken, und ohne ſich in die Empfindung hineinarbeiten zu müſſen; da hingegen ſo viele der großen hiſtoriſchen Stücke, die da herumhängen, für die meiſten Beſchauer erſt noch eines Commentars über ihre geiſtigen und materiellen Schönheiten bedürfen. Zudem fragt es ſich noch, ob es wahr ſey, daß dieſe Niederländer ſo ganz nur die erſte beſte Natur, wie ſie ihnen vor die Augen kam, auffaßten, und ohne alles poetiſche Verdienſt ſeyen? Daſſelbe kündigt ſich zwar nicht mit dem Trompetenton grandioſer Manier an, aber auch die beſcheidene Flöte weiß die geheimen Accorde der Seele zu treffen, oft thut es ja der Dudelſack. Gerard Douws waſſerſüchtige Frau iſt gewiß nicht ohne Dichtungskraft geſchaffen; ſeine Familie, wo die Mutter in der Bibel lieſt, und der Vater zuhorcht, hat er doch mit Empfindung ſo zuſammengeſetzt; Mieris kleiner Seifenblaſer iſt nicht nur das Werk des zierlichen Künſtlers, ſondern auch einer gebildeten Phantaſie; und ſo ſehe ich noch eine Menge Gemählde ähnlicher Art, die dichteriſche Anſchauungen der Welt und des Menſchen fein und kräftig, wenn ſchon ohne griechiſche Formen, ausſprechen, vom eleganten Converſationsſtücke an bis zu dem Kerl der Tobak raucht in Teniers Verläugnung Petri, deſſen Wahrheit im pathognomiſchen Ausdruck ſo trefflich iſt, daß ſie die Geſchmackloſigkeit der Erfindung vergeſſen macht. Auch ernſte Gegenſtände haben ſie edel zu behandeln gewußt; hat je ein Dichter oder Mahler ein wahreres Bild von der abgeſchiedenſten Einſamkeit vor menſchliche Augen geſtellt, als es Rembrandt mit wenigen Farben und wunderbarer Lufttransparenz in den zwey kleinen Stücken gethan hat, ſo man die meditirenden Philoſophen nennt? man glaubt ſich jenſeit des Grabes, wo die Stille der Ewigkeit herrſcht, oder in die Märchenwelt zu einem unterirdiſchen, ſchon ſeit Jahrhunderten dem Weltgeräuſche entflohenen Weiſen verſetzt, wenn man dieſe Gemählde eine Zeit lang betrachtet hat.

Innigkeit des Gefühls iſt die Seele der Poeſie, und wenn in dem idealiſchſten Prachtgebäude der Einbildungskraft dieſer Herr nicht zu Hauſe iſt — er iſt aber nicht ſelten über Feld — wer wird ihn nicht lieber da aufſuchen, wo er ſich niedergelaſſen hat, ſollte es auch nur ein kleines vertrauliches Landhäuschen ſeyn! Wer wird nicht einen Bauerntanz von Tenier dem ganzen Parnaſſus von Guibal gemahlt vorziehen! Wenn Asmus ſeinen Geburtstag mit Reißbrey und einer kleinen Kanone feyert, und das Feſt mit der Wandoper Ahaſuerus und Mardochai beſchließt, ſo iſt vielleicht mehr wahre Poeſie darin, als in manchem fürſtlichen Hoffeſte eines Landesvaters bey ähnlichen

Gelegenheiten, wenn auch alle neun Muſen in eigner Perſon dabey auftreten. Das ländliche Stück Philemon und Baucis iſt das beſte im ganzen Ovid; und wie ſehr würde das Reich des Shakespeare zuſammenſchmelzen, wenn man den unclaſſiſchen Pöbel daraus verbannte!

Sollte aber auch manchmahl der Geiſt der Poeſie nicht in die Formen dieſer kleinen Meiſter paſſen, ſo verſtehen ſie ſich darauf, ihn deſto vortheilhafter in der Beleuchtung zu zeigen, wodurch ſie öſters auch lebloſen Gegenſtänden einen Reiz zu geben wiſſen, der die Seele des Zuſchauers in idealiſche Höhen erhebt. Rembrandt iſt hier nicht der einzige. Faſt alle Stücke von Breughel, beſonders unter ſeinen vier Elementen die Erde, haben dieß magiſche Licht. Von Dujardin iſt ein Crucifix mit vielen Figuren hier, das in Anſehung des dichteriſchen Gehalts in der Beleuchtung ſeines gleichen nicht hat. Van der Heyden und Van de Velde, wie konnten ſie langweilige Gaſſen, und öde Gegenden, durch ihre Lufttöne zu Lieblingsplätzen der Phantaſie umſchaffen! Welch ein heiliges Licht zittert durch die erhabenen Gewölbe der Kirchen Neefs! In dem Sonnenſtrahle, der ſich über ein Grabmahl hingießt, in einer Kirche von Emanuel de Witte, iſt (ſicherer noch wie in jenem Krebſe von de Heem) mehr poetiſche Geiſteskraft, als in mancher dramatiſchen Compoſition, die ich nicht nennen mag. So ſollte es mir nicht ſchwer ſeyn, noch mehrere anzuführen, die dieſes Verdienſt magiſcher Beleuchtung, das gewiß nicht bloß ein mechaniſches iſt, in einem hohen Grade beſitzen.

Dieß mag der Grund ſeyn, warum das Volk, welches die Kunſtwerke lieber mit den Augen als mit der Vernunft beleuchtet, einen beſondern Zug zu den Niederländern hat; ich möchte, weil ſie mir auch gefallen, dieſen Zug rechtfertigen; um ſo viel mehr, da man wieder einmahl anfängt, welches hauptſächlich von den hieſigen Geſchmackstongebern geſchieht, dieſe Schule gar zu gering zu ſchätzen, und nichts für gut und ſchön anerkennen will, was nicht in dem ſogenannten höhern und reinern Styl zum Vorſchein kömmt, als wenn ſich bald die ganze Welt und ihre Bilder nur in antiken Formen bewegen müßten. Ich wünſche indeſſen nichts mehr, als daß jedem Gerechtigkeit widerfahre, und werde mich wohl ſelbſt vor dem Fehler hüthen müſſen, ein Verdienſt auf Koſten des andern zu loben. Auch kann ich nicht ſagen, daß dieſe Bilder meine eigne Aufmerkſamkeit ausſchließlich vor der franzöſiſchen Schule, mit welcher ſie hier vereinigt ſind, und andern größern Werken, gefeſſelt haben. Mir ſind aus der Künſtlergeſchichte beſonders Pouſſin, Le Brun, Rubens und andre, deren große Werke die Hauptgemählde dieſes Saals ausmachen, merkwürdig, und meine, mehr als mahleriſche Neugier iſt ſtärker noch auf dieſe gerichtet.

Vorzüglich hat Pouſſin ſeine eigne Wirkung auf mich. Zuerſt kamen mir ſeine ſtillen Gemählde, neben der Unruhe im Colorit und in der Compoſition ſo vieler andrer ihn umgebenden Franzoſen, und neben der Vortrefflichkeit des niederländiſchen Pinſels, ſehr unbedeutend und leblos vor, und jetzt ſind ſie mir ſo lieb, daß ich nie den Saal verlaſſe, ohne mich noch bey ihnen zu verweilen. Wenn man lange genug in den Höhen und Tiefen der Einbildungskraft herumgeirrt, oder in dem Nebel leerer Anmaßung ſich geängſtigt hat, ſo iſt einem der feſte Boden des Verſtandes, und die richtige Bahn ernſter Genügſamkeit auch wieder willkommen. Ich wußte, daß der edle Mann dieſe Bahn im Leben betreten hatte, und freue mich, ſie nun auch in ſeiner Kunſt zu entdecken. Man ſieht, daß er ſich zum Geſetze gemacht hatte, alles was er für bloße Blüthen der Imagination hielt, von ſeinen Schöpfungen abzuſondern, und ſich nur an das Weſentliche in der hiſtoriſchen Bedeutung zu halten. Er vernachläſſigte daher allzuſtrenge die Reize der Farben, und alle moderne Grazie, um nur, wie er meinte, für den Verſtand zu mahlen. Der denkende Mann hatte ſich, von der Größe der Alten auf immer hingeriſſen, aus ihren wenigen Reſten gewiße Grundſätze über die Wahl in der Empfindung, und über die edle Richtigkeit, mehr als über die naive Wahrheit, im Ausdruck zu eigen gemacht, welche er den Modus nannte, den er als den Zaum ſeiner Einbildungskraft anſah, und ihm allenthalben, auch wenn er une certaine médiocrité geböthe, folgen zu müſſen glaubte;

wodurch er zwar der Beſonnenſte aller Mahler wurde, aber auch die Furia di Diavolo, die Marino noch in dem Jünglinge fand, nur zu ſehr bezwang. Eben ſo hatte er ſich auch im Leben dieſe Schranken der Enthaltſamkeit geſetzt, und ſelbſt in den Tagen ſeines Ruhmes, als Geld und Ehre ihm zuſtrömte, ſich davon ſo wenig irre machen laſſen, daß er nichts an der philoſophiſchen Lebensart änderte, die er zu der Zeit als er noch gering geſchätzt wurde, ergriffen hatte.

Aber eben dieſe Uebereinſtimmung ſeines menſchlichen und künſtleriſchen Charakters, hat meiner Meinung nach nicht wenig zu dem großen und bleibenden Ruhme beygetragen, der ihm zu Theil geworden, ob er gleich nie keinen Schüler gemacht haben ſoll, und auch jetzt noch ſo wenig Nachahmer findet. Kaum hätte ſeine correcte Zeichnung, ſein reiner Styl und klaſſiſches Studium, allein dieß bewirken können, denn man kann ſich doch nicht verhehlen, daß nicht Magerkeit des Colorits, und zu proſaiſcher Ausdruck der Handlung ein alle dieſe Vorzüge begleitender Mangel ſey. Aber ſein Styl war wie ſein Leben, man lieſt ſeinen Charakter aus ſeinen Werken; er mag die unter den Philiſtern wüthende Peſt, oder das idylliſche Brunnengeſpräch zwiſchen Rebecca und Elieſer mahlen, allenthalben ahnet und findet man ſeinen hohen Geiſt, ſeine Liebe zur Einfalt, ſeinen Sinn für Ordnung, ſeine Geringſchätzung des Ueberflüſſigen, ſeine Unabhängigkeit von der großen Welt, ſeine ruhige Ueber-

legung.

legung. Er iſt ein Türenniſcher Charakter, der nicht durch einzelne ſchöne Partien glänzt, aber durch die Continuität edler Grundſätze, die er in alle ſeine Werke bringt, eine rechtmäßige Ueberlegenheit über ſeine Zeitgenoſſen die es ihm, wie Le Brün nnd Noel Coppel, ſonſt in manchem zuvor thaten, erworben hat. Nil sine consilio war ſeine Maxime. Dieſe zuſammenſtehende Ueberlegſamkeit gefällt, weil ſie leicht zu entwickeln iſt; ob man gleich in ſeinen hiſtoriſchen Compoſitionen nicht immer den glücklich ergriffenen Hauptmoment antrifft, worin die Handlung durch ſich ſelbſt erklärt wird, ſo iſt doch, wenn man ihre Geſchichte weiß, kein Zug mehr ohne Bedeutung, und alles Einzelne hat geſchmackvollen und richtigen Ausdruck.

Der Tempel des Ruhms hat nicht nur eine Thüre, und wenn ſchon die ſchönſte dem Genie offen ſteht, ſo findet doch auch das Talent, welches mit einem edeln Willen verbunden iſt, und ein feſtgehaltener Zweck in einem wohlgeordneten Leben, oftmahls einen ehrenvollen Eingang. Man hat Reſpect für das, was den meiſten mangelt. Wenn auch Pouſſin, wie ich glaube, durch dieſe Pforte zu der irdiſchen Ewigkeit eingegangen iſt, ſo war er nicht der erſte noch der letzte. In allen Ständen des menſchlichen Lebens lehrt uns die Geſchichte dergleichen verehrliche Perſonen kennen, von William Penn an bis zum — Profeſſor Pütter, deſſen Selbſtbiographie ich ſo eben leſe, hinab. Um aber nur aus der Kunſtgeſchichte ein Beyſpiel anzuführen, ſo mag auch Albrecht Dürer in dieſe Claſſe gezählt werden; der ausgebreitete Ruf, den dieſer eigentlich durch ſeine Verbeſſerungen in der Kupferſtecherkunſt erlangt hatte, und durch ſeine vielumfaſſenden Kenntniſſe, und ununterbrochene Wirkſamkeit für ſeine Kunſt unterhielt, wurde auch auf ſeine Gemählde übergetragen, und er als der erſte deutſche Künſtler geprieſen, ob es gleich damahls ſchon beßre Zeichner und Mahler gab, als er war; denn auſſer dem natürlichen und mannigfaltigen Ausdruck ſeiner Köpfe iſt wenig vorzügliches an ihm. Aber er hatte bey unbeſtrittenem Talent jene ſeltene Conſiſtenz des Charakters und Ueberlegenheit der Individualität, wodurch er ſich allenthalben perſönliche Achtung zu verſchaffen wußte, die man dann auch unvermerkt in das Urtheil über ſeine Kunſt mit einwirken ließ. Wenn, wie der alte Herr Shandy meint, ſchon die Art, wie einer den Hut nimmt, ſeinen Charakter verräth, ſollte es nicht eine ſolche Menge von Kunſtwerken thun, die alle Einem Geiſte und einer Hand entſprungen ſind? — Zweifelt auch niemand hieran, ſo wird doch die Wirkung lange nicht genugſam beobachtet und erwogen, welche dieſe Geiſtesſprache, dieſe unvermerkten, jedes Werk (und jede That) begleitenden Einflüſſe nicht nur auf die ſubjective Stimmung des Mannes von Gefühl, ſondern auf das menſchliche Gemüth überhaupt haben.

Pouſſins erhabener Geiſt zeigt ſich vielleicht am ſchönſten in ſeinen Landſchaften, wo er frey war vom Zwange der Antiken, die er in hiſtoriſchen Werken als das unentbehrliche Medium zur Erläuterung ſeiner productiven Phantaſie zu betrachten ſich angewöhnt hatte. Hier hingegen war nichts zwiſchen ihm und der Natur, das den eigenthümlichen Flug ſeiner Ideen hemmte, nichts das ſeinem Hange, nur das Größte darzuſtellen, hinderlich war; und ſo gingen aus ſeinem beſeelten Pinſel jene idealiſchen Gefilde hervor, in die er ſo oft ſeine handelnden Perſonen verſetzte, das liebliche Thal, wo Diogenes ſeine Schale wegwirft, und die über meine Beſchreibung erhabene Darſtellung der Sündfluth, die er noch in ſeinem hohen Alter mit zitternder Hand mahlte, das Monument ſeiner Größe, der Adelsbrief ſeiner Dichtungsgabe.

Ich habe von Albrecht Dürer geſprochen, den ich, wenn auch nicht für den erſten Mahler, doch für eine der erſten Zierden Deutſchlands halte, weil ich mir in ihm die ſchönſten Eigenſchaften der Nation ihren Ernſt und ihre Rechtlichkeit, ſo wie ihren Kunſtfleiß und ihren Empfindungsgeiſt, auf das trefflichſte perſonificirt denken kann, ohne die Schwächen, welche ſpätere Zeiten ihrem edeln Grundcharakter anhängen. Auch darin vorzüglich, daß er die Kunſt nicht blos, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen und Landsleute als Handwerk, ſondern als Wiſſenſchaft trieb, und alle ihre verſchiedenen Theile umfaßte, war er ein verdienſtlicher Prieſter in dem Tempel der Göttin; der jedoch nie ganz in ihr Allerheiligſtes eindrang, weil ſeinem meßkundigen Geiſte die Flügel der Phantaſie fehlten, oder dieſe Flügel ihn meiſtens in das Land geſchmackloſer Hirngeſpinſte trugen. Ein Zeuge deſſen iſt auch das große Crucifix, das von ihm gemahlt ſich hier befindet; eine wunderbare Zuſammenſetzung von Weibern, Heiligen, Königen und Göttern, deren zuſammenhängender Sinn, wenn ſie einen hat, erſt mühſam wie ein mathematiſches Problem aufgelöſt werden muß, und dann doch außer den Grenzen mahleriſcher Dichtung liegt; übrigens voll Verdienſt im Einzelnen, in Farbe, Zeichnung und Perſpectiv. Aber eine Kreuzabnehmung von Lucas von Leyden, die neben dieſem Düreriſchen Gemählde ſteht, thut ihm nicht ſo wohl durch den goldnen Grund, der die Farben prächtig heraushebt, Abbruch, ſondern übertrifft es vornehmlich an beßrer Anordnung und Zuſammenſtimmung und hervortretender Ründung. Freylich ſind die Falten auch ſteif, und die Hände ſpinnenartig; aber eine zarte Empfindung, die dieſem Meiſter charakteriſtiſch eigen zu ſeyn ſcheint, vereinigt und belebt die Handlung, und eine unübertreffliche Menſchlichkeit liegt im Ausdruck der Geſichter, gleich entfernt vom italiäniſchen Ideal und von holländiſcher Gemeinheit. Ich finde, daß weder Annibal Caracci noch Rubens die Traurigkeit der Maria ſo bedeutungsvoll und edel dargeſtellt haben, als hier in in dem Gottergebenen

Geſichte voll Bläſſe der Ohnmacht geſchehen iſt; jene drücken den Schmerz der heiligen Mutter zu ſinnlich aus, wie wenn ſie das Schwert im Leibe hätte, hier geht es ihr wirklich durch die Seele.

Es hängen auch zwei Porträte von Dürer hier, ſie ſind aber zu flach und dünne gemahlt, um die Vergleichung mit den Meiſterſtücken Holbeins auszuhalten, dem bey ſeinem feinen, weichen und markigen Pinſel nichts fehlt, als gelindere Umriſſe, und bey ſeiner Kraft die Natur aufzufaſſen, nur noch etwas mehr Sinn für das Ideal des Charakters.

In die ehrwürdige Schule der alten ſteifen Treue verdient auch noch Quintin Meſſis gezählt zu werden, von dem hier einige heilige Familien ſind. Ob er gleich alle Hände zu klein, und die Köpfe von geringerer Bedeutung macht, als Dürer und Lucas von Leyden, ſo mahlte er dafür die Gewänder ſchöner und freyer, und hat mit ihnen jene zarte Jungfräulichkeit und heilige Klöſterlichkeit der weiblichen Geſtalten gemein, und den Ernſt der Unſchuld, die ſchlichte Demuth und die weltfremde Einfalt der Jünglinge und Männer, welches alles ſo ſchön zu der ſanft- und demüthigen Lebensweiſe des friedlichen Königes paßt, deſſen Reich nicht von dieſer Welt war. Zwar werden dieſe Eigenſchaften heut zu Tage, beſonders auch hier zu Lande, wo man das Schöne immer idealiſch haben will, das Ideal aber ſehr unidealiſch nach einem modiſchen Syſtem zuſchneidet, nicht mehr als gültiger Styl anerkannt; es iſt aber doch merkwürdig, wie ſehr ſie ſchon den alten Italiänern aufgefallen ſeyn müſſen, da nicht nur Dürers Paſſion, die dieſen Charakter an ſich trägt, theuer von ihnen gekauft und von einem ihrer erſten Künſtler nachgeſtochen wurde, auch Dürer ſelbſt bey Raphael in großer Achtung ſtand, ſondern ſelbſt große Florentiniſche Meiſter ſo ſehr von dieſem nordiſchen Style (wenn ich ihn ſo nennen darf) eingenommen wurden, daß ſie ſo gar ihre ſchönern Landesformen dieſer altdeutſchen Natur aufopferten, und ſie auf eine nicht zu entſchuldigende Art zu ihrer Manier machten.

Ich kann nicht anders, als hier noch zwey alter Gemählde, die einem Anton Claiſſens zugeſchrieben werden, und das Urtheil des Cambyſes vorſtellen, gedenken, weil in ihnen jener altväteriſche trockene Fleiß bis zum lächerlichſten Extrem ſeelenloſer Dürre übertrieben iſt. Eine Menge Figuren ſtehen wie unbewegliche Stöcke um den Menſchen herum, der lebendig geſchunden wird, ohne mit Mienen oder Geberden den mindeſten Antheil zu bezeugen, und erregen durch ihre hölzerne Gleichgültigkeit, ſtatt Mitleidens oder Abſcheus über die grauſame Handlung, bey jedem Beſchauer unfehlbares Lachen. Beſonders geſegnen ſich die Franzoſen über dieſe ihrem ganzen Weſen ſo fremdartige Steifigkeit, und preiſen ſich glücklich, daß auch ihre gemeinen Mahler doch noch der Anmuth huldigen. Indeſſen haben auch dieſe alten

Werke mehr noch als bloß geſchichtlichen Werth; das böſe Gewiſſen drückt ſich in dem Geſichte des Richters nicht übel aus, die Hände ſind gut gezeichnet, die Haltung gut geordnet, alles iſt mit einem reinen Pinſel gemahlt, und der Fleiß dabey iſt ſo groß, daß man in dem Helm eines Kriegers den Widerſchein eines Kirchthurms entdeckt. Freylich iſt alle Anmuth daraus verbannt; aber denjenigen Franzoſen, welche dieſen Mangel zu einem Triumph ihrer Grazie, und andern zu einem Nationalvorwurf machen wollen, ſollten wir, ſtatt ihnen ſclaviſchen Beyfall zu geben, keck Vanloos kraftloſe Theaterzierlichkeit, oder Wateaus galante Salbadereyen vorhalten, wogegen jene alte ängſtliche Wahrheitstreue ein wahres Verdienſt iſt.

Vor allen dieſen alten Deutſchen und Niederländern aber gebe ich die Palme dem älteſten von ihnen, dem Johann van Eyck. Er iſt nicht nur in der Wärme des Colorits vorzüglich, welche er auf den höchſten Grad zu treiben wußte, ohne daß ſie bunte Manier wurde, nicht nur in edlern Formen und weniger Trockenheit bey der gewiſſenhafteſten Vollendung der Geſichter, Gewänder, und alles deſſen, was man ſonſt als Nebenwerke vernachläſſigen zu müſſen glaubt (bey ihm iſt nichts Nebenwerk), bis auf das geringſte Gräschen herunter; ſondern in allem zuſammengenommen, was jene alte Kunſt auszeichnet und preiswürdig macht. In dieſer Hinſicht verdient ſeine Hochzeit zu Cana, vorzüglich aber ſeine Anbethung des Lammes, einen ehrenvollen Platz neben dem Höchſten, was die Kunſt aller Zeiten hervorgebracht hat. Wer das myſtiſche Sujet vertragen mag, wird den innern Geiſtesgehalt dieſes Werks eben ſo groß finden, als die practiſche Kunſt, wenn ſchon keine Spur claſſiſcher Alterthümlichkeit darin anzutreffen iſt, und der außerordentliche Fleiß in der Ausführung eher die geiſtige Bedeutung zu ſchwächen als herauszuheben ſcheint. Aber die Apocalypſe iſt eine zu verrufene Quelle, als daß nicht die gewöhnlichen Leute von Geſchmack ein Vorurtheil gegen alles haben ſollten, was aus ihr herfließt; wenigſtens ſehe ich niemand ſich lange vor dieſem Gemählde verweilen, und wenn ich jemand darauf aufmerkſam mache, gibt man mir nur mit Kaltſinn Recht. Ich dächte jedoch, der echte Kunſtſinn ſollte ſich wohl auch eine kurze Zeit in die chriſtliche Mythologie mit Wohlgefallen hineindenken, und ihre Ideen mit dem Plaſtiſchſchönen vereinbar finden können, wenn ihn, wie hier der Genius dieſer Mythologie, in Werken die er ſelbſt eingehaucht zu haben ſcheint, ſichtlich dahin leitet. Es iſt mehr ein Beweis von der Einſeitigkeit des Geſchmacks, als von ſeinem wahren Fortſchritte, daß man das unendliche Reich der bildenden Phantaſie ſo beſchränkt, und nicht nur alle ihre Wirkſamkeit in griechiſche Verhältniſſe bannen will, ohne Scheu vor den ſchreyenden Idiotismen, welche die Folge davon ſind, ſondern ihr auch bald keinen Stoff mehr geſtattet, der nicht aus Griechenland herkömmt. Iſt doch auch aus jenen alten hebräiſchen Mythen ein gewaltiger Geiſt hervorgetreten, der an Kraft und Ausdehnung keinem weicht, und ſich in allen bildlichen und unbildlichen menſchlichen Schickſalen durchgreifend und ſchön zu zeigen im Stande iſt! Zwar hat der Künſtler noch nicht gelebt, der dieſen Genius in ſeiner reinen Originalität gefaßt, und in ganzer Wahrheit dargeſtellt hätte; den Italiänern lagen die Antiken zu nahe, deren Gräcität dieſem Geiſte zu vornehm iſt, oder ſie hingen zu ſehr am Materiellen; und die Deutſchen faßten wohl ſeine Innigkeit und Demuth, aber nicht den leichtern Schwung und die feinere Lebendigkeit des Morgenlandes, und miſchten zu viel von ihrer Nationalität darunter. Aber die Zeit, welche nicht ruht, bis ſie alles mögliche Schöne und Gute geweckt hat, wird auch noch dieſen chriſtlichen Künſtler hervorzubringen wiſſen, der das Eigenthümliche des Geiſtes der Bibel in den Darſtellungen ihrer Geſchichten anſchaulich machen, und zur bleibenden, ja vielleicht zur vorzüglichſten Idealität ſtempeln wird, und wenn er kömmt, ſo wird er ſich in dieſem nordiſchen Style mehr vorgearbeitet finden, als irgend anderswo.

Dieß Gemählde voll auffallender und verborgener Schönheiten würde ſich, auch von dem himmliſchen Kleide der Farben entblößt, noch im Kupferſtiche gut ausnehmen, und verdiente dieſe Auszeichnung (wenn ſie nicht ſchon geſchehen iſt) auch um ſeines Alters, und des Ruhmes ſeines Meiſters, alſo um der Kunſtgeſchichte willen; aber es möchte ſchwer halten, einen Grabſtichel zu finden, der dieſer ernſten Vollendung getreu bliebe, ohne von dem ſaftigen und kräftigen Tone, den das Original hat, abzuweichen! Es iſt noch ſehr gut erhalten; die Farben müſſen mit außerordentlicher Reinigkeit und Kenntniß gemiſcht worden ſeyn, um dieſe Friſchheit nicht zu verlieren, die auch dem Wieſengrunde, durch den das Waſſer des Lebens fließt, zur geiſtigen Bedeutung nothwendig iſt. Dieſe paradieſiſch grüne Flur dient zugleich zum Grunde für die glänzenden Gewande, und bringt ſie in eine unblendende Harmonie.

Es ſtand ehemals in der St. Johannes-Kirche zu Gent, und wurde, wie Sandrart im zierlichen Tone der fruchtbringenden Geſellſchaft ſagt, „daſelbſt wohl „verwahrt und verdeckt, und nur von den höchſten Po„tentaten der Welt mit ihren Gnadenblicken beſtrah„let, oder um große Verehrungen und auf hohe Feſte „gezeiget, dabey allezeit ein ſolch Gedräng von Kunſt„liebenden entſtanden, daß es nicht anders geſchienen, „als ob die Kunſtbegierigen Immen, bey dieſem Im„menkorb umſchwärmend, ſich über die Süßigkeit des „Kunſthonigs ergötzten.“

Außer dieſem berühmten Gemählde ſind noch einige andre von dem gleichen Meiſter, als ein St. Johannes, eine heilige Jungfrau, und ein Gott Vater, hier, die daſſelbe in meinen Augen noch übertreffen, und zu dem erhabenſten gehören, was die Gallerie beſitzt, und die zugleich ein Beytrag ſind zu meiner obigen Bemerkung, daß der Geiſt der Bibel große Bilder erlaube und eingebe, ohne ſie in griechiſche Manier zu kleiden.

Die Neuheit der glühenden und doch harmoniſchen Farbenpracht, worein die Gebrüder van Eyck ihre ohnedieß ſchon über das Gewöhnliche erhabenen Gebilde kleideten, und welche beym erſten Entſtehen der Oehlmahlerey gleich ſo auffallend rein und kräftig war, daß dadurch alle vorhergegangenen Verſuche, von denen man noch jetzt Spuren hat, verdunkelt wurden, mag es ſeyn, die ihnen den Ruhm der Erfindung dieſer Kunſt erwarb, ſo wie Klopſtock, (zwiſchen dem und unſerm Künſtler ſich auch noch in andrer Hinſicht eine zuſammentreffende Vergleichung anſtellen ließe) mit Recht für den Erfinder des deutſchen Hexameters gilt, wenn ſchon vor ihm und mit ihm auch andre ſich daran geübt haben. — Wenn ich übrigens bey dieſen und andern gleichzeitigen Bildern das Feuer der Farben in den Gewändern, und das damit nicht ganz harmoniſche Matte in der Carnation betrachte, ſo kann ich mich der Vermuthung nicht enthalten, als hätten jene Künſtler dieſen Farbeneffect weniger nach der Natur, als nach Glasgemählden ſtudiert. Mit gemahlten Fenſterſcheiben waren damahls alle Kirchen und öffentlichen Gebäude verziert; wie oft mag beym Gottesdienſt, oder bey einem Bankett, der ſchauende Sinn des Meiſters auf dieſen hohen Farben geruht haben, wogegen andre Schildereyen nur Schatten waren; wie natürlich entſtand der Vorſatz, auch auf Holz und Tuch ſich daran zu verſuchen, und von dem glücklichen Erfolge war es ein kleiner Schritt zur um ſich greifenden Annahme. Dieß Studium führte nun freylich weniger zur Kenntniß des Helldunkels und der Haltung u. ſ. w., als zu dem überirdiſchen Glanze, der feurigen Transparenz, und ähnlichen Vorzügen, welche unter den alten Mahlern ſo gemein ſind, deren Erreichung aber ſie zu der reinen Farbenmiſchung zwang, die unſrer Zeit faſt eben ſo fremd ſcheint geworden zu ſeyn, als die Glasmahlerey, und die doch jene vierhundertjährigen Gemählde noch ſo friſch erhalten hat, wie ſie unter dem Pinſel hervorgegangen ſind.

So bin ich von Pouſſin unvermerkt auf den wärmſten, nicht auf den größten, Coloriſten gekommen. Aber die Gerechtigkeit und der geſunde Verſtand bewahren mich, jetzt etwa beyde gegen einander meſſen und abwägen zu wollen! Denn wenn ich nun von dieſem heiligen Glanze wieder zu dem farbenloſen Pouſſin übergehen, oder nach Pouſſins antikiſirten Geſtalten dieſe kirchlich-ſtrengen Heiligen beurtheilen wollte, ſo könnte ich kaum anders, als einem von beyden Unrecht thun, weil ſie zwey Ende ausmachen, und doch jeder, allein betrachtet, ſo viel lobenswürdiges hat. Wer gern richten will, muß ſich hüthen, es nicht bis zur Wärme der Empfindung für die eine Partey kommen zu laſſen, weil, wenn in dieſem Zuſtande ein Urtheil geſprochen wird, das momentane Gefühl des Wohlgefallens ſich unaufhaltſam neben die Erkenntniß auf den Richterſtuhl drängt, und dann nothwendig der gegenüberſtehenden Partey zu viel geſchieht. Wer wird aber unter dieſer Bedingung richten wollen, möchte ich fragen, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß dieß ausſchließliche Abſprechen nur zu gewöhnlich ſey, weil man jetzt über alles Theorien ausſpinnt, und jeder auch die Wiſſenſchaft der Kunſtregeln in der ſeinigen zu finden glaubt, dem zufolge dann Gegenſtände, die ganz verſchiedene Principien haben, unter Eine Norm des Urtheils gezwungen werden, und man auf dieſe Weiſe wenigſtens einem von ihnen ſo gewiß zu nahe tritt, als man nicht zwey Körper, die einen verſchiedenen Geſichtspunct erfordern, unter Ein Glas bringen kann, ohne den einen verſtellt zu ſehen.

In den Sälen des Muſeums, unter den Gemählden, und im Apolloſaale bey den Hand-Zeichnungen, wo ich, manchmahl faſt allein, auf den königlichen Polſterſitzen, die noch da ſind, ausruhe; eben ſo in dem Heiligthume der Antiken iſt mir hier am wohlſten. Nicht ſo an den öffentlichen Plätzen, nicht im Palais royal; ich bin zu alt, zu lange in einfacher

Schweizerſitte aufgewachſen, zu ſehr im Widerſpruch mit allem ſittlichen und phyſiſchen Lärm und Geräuſche, als daß ich an dergleichen, wenn die Neugier befriedigt iſt, viel Wohlgefallen finden könnte. Ich ſehne mich daher öfters zurück nach der ländlichen Stille zu Hauſe. Nicht ſelten komme ich mir ſelbſt als der einſamſte und unbekannteſte Menſch in ganz Paris vor; meine Reiſegefährten haben ihre Bekanntſchaften, deren Häuſer ſie abends beſuchen — ich habe keine, ungeachtet meiner Recommandationen, ſo daß es mir oft vorkömmt, ich müſſe in meiner Perſönlichkeit etwas abſtoßendes haben, weil mich die laute Welt und ich ſie nicht mag. Ich kann das aber nicht mehr ändern, und komme am beſten fort, wenn ich im Stillen Geduld mit mir ſelbſt und andern habe.

Zwey Männer habe ich indeſſen beſucht ohne Empfehlung und Einführung. Der Eine iſt Mercier, von dem als Verfaſſer des Tableau de Paris ich mannigfaltige Belehrung über dieſe Stadt zu erhalten hoffte. Eine noch ziemlich junge Perſon, die ihn mon bon ami nannte, öffnete, und führte mich bey ihm ein, wo mir eine etwas unordentliche Haushaltung auffiel. Es war nach zehen Uhr des Morgens, und noch lagen zwey Knaben von zehen bis zwölf Jahren nackt im Bette, und ein kleines Kind wurde in der Stube herumgeführt. Er fragte mich gleich, wie es jetzt in der Schweiz ſtehe, und als ich antwortete, wir leben noch bloß von der Hoffnung, es werde uns aber bald gehen, wie ich geſtern im Misanthrope gehört habe: on deséspere lorsqu'on espére toujours, fing er an von unſern Regierungen und ihrer Tiranney zu ſprechen, um deretwillen es ſo habe kommen müſſen; er rühmte die milden Geſinnungen der franzöſiſchen Generale gegen unſer Land: c'est avec regret, habe ihm ſein Freund, der General Brune mit Thränen im Auge geſagt, que je vais faire la guerre dans ce pays la, das ſey jedoch nothwendig geweſen. In dieſem proclamatoriſchen Tone des ehmaligen Directoriums ging es noch lange fort; ich bekam nur zu hören, was ich nicht gern mochte, und von Bemerkungen über das neue Paris war nicht die Rede. Um ihn darauf zu bringen, ſagte ich, die Schönheit ländlicher Natur ſey doch auch etwas, und das ſey das Einzige, was ich hier vermiſſe; über den Charakter der Stadt ſelbſt aber finde ich, ungeachtet der neuen Zeit, noch immer den beſten Aufſchluß in ſeinem Gemählde von Paris. Das werde ſchon lange nicht mehr geleſen, antwortete er mit anſcheinender Gleichgültigkeit, das beſte Buch könne hier auf kein Jahrelanges Leben zählen, alles ſey nur Mode, ſo auch das Aufheben, welches man jetzt von dem Schweizerlande mache, die Alten haben das nicht gethan; er kenne die Schweiz wohl, da er vier Jahre in Neufſchatel gelebt habe; die Freude an der Natur im Kleinen ſey der wahre Genuß, und dieſe gewähren ihm hier ſeine zwey Bäume im Garten, auf die er hinwies, ſo gut als eine Gegend voll

Berge. — Ich ließ ihm die Freude, ob er mir gleich die meinige verdarb, und empfahl mich. Uebrigens war er von natürlichem Betragen, ſcheint aber nicht gewohnt zu ſeyn, daß viele Fremde ihn beſuchen. Er ſey hier vergeſſen und verrochen, ſagen die Pariſer mit Undank, der Mann hatte doch einſt viel Verdienſt, das man nicht hätte vergeſſen ſollen.

Mehr befriedigt war ich einige Tage nachher von einem Beſuche, den ich bey dem Mahler David zu machen wagte. Ich hatte zu wiederhohlten Mahlen ſein Gemählde der Sabinerinnen, das zur Schau ausgeſtellt iſt, geſehen, ja ſogar eine Beſchreibung davon verſucht,*) und konnte dem Triebe nicht widerſtehen, wenn ich gleich ſchon lange nicht mehr berühmten Männern nachzugehen gewohnt bin, den Mann zu ſprechen. Nach dem Spruche: loquere ut te videam, wollte ich ihn ganz ſehen. Ich ließ mich alſo melden, mit nicht minder ehrerbietiger Geſinnung als wenn es bey einem großen Herrn geweſen wäre, und wurde ſogleich in ſein Wohnzimmer eingeführt, wo es wider mein Erwarten an Möblen und Wänden nicht vornehmer ausſah als bey uns in ehrbaren Wohnſtuben. Er rückte mir einen Stuhl zu ſich hin, und ſo war die Bekanntſchaft gemacht. Noch ein Mahler, wahrſcheinlich

---

*) Zu finden in dem helvetiſchen Journal für Litteratur und Kunſt. Zürich 1802.

lich einer ſeiner Schüler, ſaß bey ihm, und häusliche Frauen gingen im Zimmer hin und her; das einfache Weſen gefiel mir. Als ich den Blick nach einigen Bildern warf, die herumhingen, und mir ganz gewöhnliche Paſtellporträte zu ſeyn ſchienen, äußerte er, ich müſſe dahin nicht ſehen, dieſe Bilder haben nur Bedeutung für ihn, es ſeyen ſeine nächſten Verwandten.

Noch nahm ich den großen Meiſter nicht wahr, ſondern nur einen ſchlichten kräftigen Mann, den ich mehr für einen außer Landes gebildeten ernſten Bildhauer oder Architekten hätte anſehen mögen, als für einen franzöſiſchen Mahler. Auch ſprach er gleich mit vieler Theilnahme von der Schweiz und unſrer vor gänzlicher Unterdrückung ſchützenden politiſchen Lage; warnte aber, da er mich anfänglich für einen patriotiſchen Künſtler hielt, vor Einmiſchung in öffentliche Geſchäfte; das ſey, ſagte er ganz unverhohlen, (wahrſcheinlich ſeiner ſelbſt eingedenk) eine Beſchäftigung, die ſich nicht mit den ſchönen Künſten vertrage, denn glänzende Ideale ſeyen in der Politik gerade ſo verderblich, wie graue Nebel in der Mahlerey. Von dem ſchönen Sommer, bemerkte er, werde ich in Paris weniger ſehen, als in meinem Lande, worüber er auch ganz anders ſprach, als Mercier der die Schweiz zu einer franzöſiſchen Provinz gemacht, und ſeinen ärmlichen Garten dem Lande der Alpen vorgezogen hatte. Ueberhaupt hätte man dieſen beyden Männern nach ihren jetzigen Reden die ganz entgegengeſetzte politiſche

Rolle zuſchreiben ſollen, mit der die ſie vormahls geſpielt hatten; ſo unhaltbar iſt jeder Enthuſiasmus.

Da Vinci's Abendmahl von Morghen war erſt vor einigen Tagen öffentlich geworden, ſtand in allen Kupferſtichbuden voran, und war noch das Kunſtgeſpräch der Stadt. Ich lobte es, David aber wollte nicht in mein Lob einſtimmen, der Kupferſtich ſey ſchlecht, ſagte er, und gebe gar keine Idee von dem großen Gemählde, das er unter die vorzüglichſten der Welt ſetze, habe auch nicht nach dem Originale gemacht werden können, weil man dort von den Füßen unterm Tiſche gar nichts mehr ſehe. Wenn Mahler wie David kein großes Wohlgefallen an Kupferſtichen haben, ſo iſt das wohl zu begreifen, denn auch der beſte Stich ſteht gar zu weit hinter dem, was ſie in einem ſo vorzüglichen gemahlten Bilde ſehen. — Er ſetzte Lenardo als Mahler noch über Michelangelo; die Kränkung, ſich dieſen vorgezogen zu ſehen, habe den Lenardo aus Italien nach Paris getrieben, wo er ſich zu ſehr dem Vergnügen überlaſſen, daher man auch ſo wenig Arbeit von ihm ſehe. — Er verſchwendete ſein Leben in Verſuchen, ſagte ich (nach Fuſeli), und David fügte hinzu, ſeine Schönheit und ſein Univerſal-genie haben ihn immer von beharrlicher Arbeit abgezogen.

Als ich des großen von oben beleuchteten Saales des Muſeums erwähnte, wo die Bilder von größerm Umfange aufgehangen ſind, rühmte er vor allem aus die Hochzeit von Canna des Paul Veroneſe, und ſprach mit großer Bewunderung davon, welches ich um ſo viel lieber hörte, weil ich ſchon früher dieſer Meinung war. Die daneben aufgeſtellten Rubenſiſchen Bilder ſtehen gegen die techniſche Wahrheit dieſes Gemähldes im Schatten, ſagte er, und verglich Rubens Colorit mit dem Tone der großen Welt, es ſey kein bon sens darin; wer nur bon sens in der Welt ſpreche, gelte nichts, man verlange Esprit, dadurch blende Rubens, und werde deßhalb ſo erhoben.

Von Correggio ſagte er unter andern: er habe immer als ein reicher Künſtler angefangen, und als ein armer aufgehört, in den meiſten ſeiner Gemählde zeige ſich auffallend die häusliche Dürftigkeit, die ihn zu ſchneller Vollendung in den untergeordneten Theilen gezwungen. Oft ſey auch etwas paſtellfarbig widerliches in ſeinen Stücken. Gleichwohl müſſe er ihn, der ſich durchaus ſelbſt gebildet, unter die Mahler vom erſten Range zählen. Raphael habe vieles von Maſaccio und Fra Bartholomeo angenommen; dieſen jedoch ertheilte er großes Lob, ſo wie er überhaupt von den alten Florentinern mit vieler Achtung ſprach. — Tiziane ſeyen wenige hier, nur Ein Guter.

Gegen Lebrun, deſſen große Schlachten auch in dieſem Saale angebracht ſind, hier aber neben dem glänzenden Farbenſpiele der Rubens und Paul Veroneſe etwas flach und braun erſcheinen, war er nicht ſo ungerecht wie manche Neuere; er ſchrieb ihm einen edeln, wenn auch nicht großen Styl zu, und ſagte, Lebrun habe in ſeinem Leben zu viel aus ſich ſelbſt gemacht, jetzt nach ſeinen Tode mache man zu wenig aus ihm.

Seine Rede war gelaſſen und ernſt, natürlich und offen, er ſprach nicht wie mancher deutſche Profeſſor, der immer dociren will, noch wie ein redſeliger Franzoſe, der ſich ſelbſt gefällt. — Da ſeine linke Backe durch ein Gewächs ſehr verſtellt iſt, ſo ſucht er in der Unterhaltung ſich gern im Profil zu zeigen, jedoch ungezwungen und, wie man deutlich ſieht, nicht um den Schaden zu verbergen, ſondern dem Fremden den unangenehmen Anblick zu erſparen. Uebrigens iſt er ein wohlgewachſener Mann von freyem kühnen Anſtand und feurigem ſchwarzen Auge.

Auf die Reſtaurationen, die mit den eroberten Kunſtſachen (denen er, wie alle Künſtler die in Italien geweſen, lieber den alten Platz in ihrem Vaterlande gegönnt hätte) vorgenommen werden, war er übel zu ſprechen: C'est comme si l'on m'egratignait le visage, quand je vois cela; man hätte ſie laſſen ſollen wie ſie ſind, meinte er, man ſey nicht einmahl mit dem bloßen Ausbeſſern zufrieden, ils les peignent, die Domenichine haben ſie ganz übermahlt; in zehen Jahren werde man den Schaden erſt ſehen. So mache man es auch mit den Statuen, den Apollo ſogar haben ſie geſeifet und gekratzt (savonné et gratté), um das Röthliche des Alterthums, das ſich an den Marvor ſetze, und das man ſo gerne darauf ſehe, wegzubringen. Er habe es dem Conſul und dem Miniſter geſagt, aber es helfe nichts.

Sehr bereitwillig gewährte er meinen Wunſch, ſeine ältern Gemählde zu ſehen. Er ließ mich von ſeinem Schüler durch die dunkeln Gänge und Treppen des Louvre in ein Zimmer führen, wo mehrere ſeiner Bilder waren, unter denen mich aber die unſterblichen Meiſterſtücke, Horazier und Brutus, ſo beſchäftigten, daß ich für Einmahl von andern keine Kunde nehmen mochte, um mir den großen Eindruck nicht zu verderben.

David erſchien mir weder als Franzoſe, noch als einer andern Nation angehörig, ſondern als ein in ſich ſelbſt ruhender, gediegener Mann, der den Beſſern jeder europäiſchen Völkerſchaft zugezählt werden könnte. Aus ſeinen politiſchen Verirrungen hat er ſich längſt wieder zu recht gefunden, und ſich, wie er nicht verhehlen kann, durch Scham und Schmerz gereinigt; wiewohl er noch jetzt in dem Urtheile der Welt dafür büßen muß.

Das unaufhörliche Herumwandern, Umherblicken und Beſchauen hatte meinen Geiſt ſo ermüdet, daß mich auch das Bedeutende wenig mehr anzog, und manches, dem ich zu Hauſe ſtundenweit nachgegangen wäre, mir kaum noch eines Blickes werth ſchien. Ich konnte mir nun die Gleichgültigkeit der Pariſer erklären, die das Alte nicht mehr beachten, und nur Neues wollen. Aber bey mir war es Erſchlaffung, ich empfand, daß ich die Anſtrengung unterbrechen und friſche Luft ſuchen müſſe, und ſetzte mich deßhalb mit ein paar Bekannten in eines der immer bereitſtehenden Cabriolete, um nach St. Germain zu fahren. Das ſind zwar wohlfeile, aber keine ergetzlichen Fuhrwerke.

Wir kamen bey Malmaiſon vorbey, wo jetzt der Erſte Conſul wohnt. Das Schloß gewährt von außen keinen großen Anblick, inwendig aber ſoll es ſehr ausgeſchmückt ſeyn. Einige Garden bewahren die Eingänge, das iſt alles. Man ſollte nicht denken, daß hier der wohnt, der gegenwärtig das Schickſal von Europa lenkt; man könnte es mit der einſamen Wohnung Friedrich des Großen vergleichen, wenn nicht andre Umſtände die Vergleichung wieder ſtörten. Es heißt auch ſchon, daß der kleine Raum dem großen Manne nicht mehr genüge. Was wird ihm genügen?

Bey Marly hielten wir einen Augenblick an, um das ehemahls ſo berühmte Werk zu ſehen, welches das Waſſer aus der Seine nach Verſailles treibt. Es iſt zu künſtlich, als daß ich ſeinen Bau verſtehen konnte, ich ſah nur die ungeheure Gewalt, womit das Waſſer fortgeſtoßen wird, welches in den Leitungen ſo ſchnell ſtrömt, daß es wie Holz anzufühlen iſt. Neu war mir das ſchauerliche Spiel der vierzehen ungeheuren ſchwarzen Waſſerräder, die ſich in chaotiſcher Wirre durch einander treiben, und den Geiſt erſchrecken, wie die heutigen Staatenumſchwunge; nur daß ſie zu einem geordneten Zweck arbeiten.

In St. Germain wollten wir übernachten; nachdem wir aber die Anmuth der Gegend bewundert, das alterthümliche, ehrwürdige, nunmehr vernachläßigte Schloß betrachtet, die lieblichen Terraſſen ſattſam durchwandert, und die Schwachheit Ludwigs XIV. bemitleidet hatten, der von hier aus, wo er ſich zuerſt anbauen wollte, die ferne Anſicht der Königsgräber in St. Denis ſcheute, und deßwegen die öde Landſchaft von Verſailles vorzog, — war es noch früh am Abend, und wir entſchloſſen uns, zwey Stunden weiter zu Fuß nach Verſailles zu gehen. Prächtig war der Abend, mild und lieblich das Land, mahleriſch ſchön das grüne Laubgehölze, da wir zu Hauſe meiſt nur ſchwarze Tannenwälder vor uns haben.

Als wir aber auf die Anhöhe kamen, von der man in das weite Thal hinab ſieht, wo Stadt und Schloß von Verſailles und der große Park liegen, ſo verſchwanden alle andern Eindrücke vor dem ganz neuen Anblick, der uns in der Friſt von wenigen Minuten lange Tage der Vergangenheit vor Augen legte, denn die letzten Strahlen der Sonne ruhten noch glänzend auf dem königlichen Schloſſe, goldenes Licht und breite Abendſchatten, die aus dieſer Ferne alles Kleinliche verhüllten, gaben dem großmächtigen Gebäude ein ſo heiteres und majeſtätiſches Anſehen, daß man ſich leicht der Täuſchung hingeben konnte, noch ſey alles in ſeinem vormahligen Zuſtande, und das Hoflager des prangenden Königs walte noch in ſeiner ganzen Herrlichkeit da. — Doch kaum hatten wir uns in dieß ſchimmernde Leben hineinzudenken angefangen, als der Glanz der Sonne wich, und die graue Dunkelheit der Dämmerung ſich ſchnell über alles verbreitete, ſo daß jede Zauberwirkung der Beleuchtung verſchwand, und der ſtolze Pallaſt in leerer Unbedeutſamkeit, nur noch wie das Gerippe des ſo eben geſehenen da lag; ein ſprechendes, ja erſchütterndes Bild von Jetzt und Vormahls, dem wir nun bald noch näher kommen ſollten.

Zum Wirthshauſe mußten wir durch den Schloßhof gehen, wo mir das Düſtere, ſich einengende der Bauart, und noch mehr das Gras auf dem Pflaſter widerlich auffiel, die Betttücher meines Nachtlagers waren mit dem königlichen Wappen bezeichnet.

Beym Erwachen ſpürte ich, daß ich mir geſtern durch Erkältung eine Unpäßlichkeit zugezogen; ſie begleitete mich den ganzen Tag, und hinderte mich mancher Merkwürdigkeit nachzugehen, mag vielleicht auch Urſache mancher mißlaunigen Bemerkung geweſen ſeyn.

Da es noch zu frühe war, um im Schloß eingelaſſen zu werden, wanderten wir in dem Garten und Park herum, fanden alles, wie zu erwarten war, ſehr vernachläßigt und nur zum Scheine noch ein wenig unterhalten. Zwar ſtehen noch Bildſäulen von Marmor und Erz in Menge umher, auch noch recht gute

Copien der Antiken, die beſten jedoch ſollen nach den Tuillerien gebracht worden ſeyn; aber was ſonſt dieſen kunſtgeordneten Räumen das Leben gab, die ſpringenden Waſſer, fehlen ihnen; es gibt einen traurigen Anblick, allenthalben die großen Baſſins kaum zur Hälfte mit ſchlammigem Waſſer angefüllt, und die waſſerſpeyenden Bilder in Trockenheit und Müßiggang verſchmachtend daliegen zu ſehen.

Dieſer Park ſcheint auf eine beſtändige Fülle von Menſchen berechnet zu ſeyn, denn ohne ſie iſt er jetzt das langweiligſte Schaffwerk, ſo man ſehen kann, beſtehend aus Alleen, Bosketten, und dem ſchwarzen trocknen Geſtein geſchmackloſer Cascadenſtufen. Und was für Alleen? Schnurgerade, hohe Heckengänge von unausſtehlicher Einförmigkeit, man meint immer den gleichen Gang zu gehen, und wenn die Sonne hoch ſteht, hat man nicht einmahl Schatten. Dazwiſchen ſtehen die Luſtgebüſche; will man zu dieſen hinein, muß man erſt von einem Wärter den Schlüſſel haben, dann kömmt man auf enge Pfade, die zur Mitte führen, wo ein kleiner Tempel mit Säulen und einem franzöſirten Götterbilde ſteht, oder Marmorgruppen von Girardon, Coiſevox und andern die mehr Verdienſt im Einzelnen als im Ganzen haben, oder Springbrunnen die nicht ſpringen. Erquicklich fanden wir indeß die kühlen Schatten, und den Morgengeſang der Vögel, die ſich in dieſer Finſterniß der Bäume aufhalten.

Da mich mein Uebelſeyn hinderte, meine Gefährten nach Trianon zu begleiten, das man als den lieblichſten Aufenthalt ſchildert, ſetzte ich mich auf eine Bank im Garten, dem Schloſſe gegenüber, das von dieſer Seite die Wohnung eines großen Königes würdiger vorſtellt, als von der andern. Ich verſuchte, mich in ſeine vorigen Zeiten zu verſetzen, wo Könige und Fürſten mit glänzendem Gefolge aus dieſem Prachtgebäude heraustraten, ſich zahlreich in den Garten und um die Baſſins ergoſſen, und alles mit ſchimmerndem Leben erfüllten; alle aufmerkſam auf die Winke des Herrſchers ſich bemühten, im gefälligſten Anſtande zu erſcheinen, und ihm ein unvergeßliches Wort des Wohlgefallens abzuhorchen; wo die Waſſerwerke überſtrömten, und niemand der kein hochzeitliches Kleid anhatte, ſich nahen durfte, und wie iſt es jetzt? Spielende Gaſſenjungen tummeln ſich auf dieſen Terraſſen und marmornen Treppen herum. Einige tauſend neuere Invaliden, die man hieher zu verlegen genöthigt war, weil ſie ſich mit den alten Kriegsmännern zu Paris nicht vertrugen, und jetzt in die Zimmer des unterſten Stockwerkes, welche vormahls der unglückliche König inne hatte, vertheilt ſind, erfriſchen ſich ſpazierend in der Morgenluft der Gärten. Unter ihnen ſind viele, die in Egypten ihr Geſicht verloren haben, dieſe wandeln mit einem leitenden Hündchen an der Schnure in den Gängen herum, und beſeufzen ſtille ihr Elend, oder ſingen es mit leichtem Muthe hinweg. Wieder andre hört man auf erbärmlichen Geigen kratzen, da wo vordem die ausgeſuchteſten Harmonien entzückten, und aus den königlichen Fenſtern hängt die ärmlichſte Wäſche heraus.

War dieſer unendliche Contraſt im Zeitraum einiger Jahre möglich, wen könnte irgend ein menſchliches Schickſal mehr befremden! und ſo wie der Wechſel ins Schlimme möglich war, iſt auch der ins Beſſere wieder möglich, wünſchen, hoffen und ſagen jetzt die hieſigen Einwohner laut, wenn ſie gleich, wie man weiß, anfänglich eifrige Republikaner waren. Aber weder die jetzige noch die vorige Geſinnung ſoll dem Conſul angenehm ſeyn; er will weder König noch Republik, ſondern Sich ſelbſt.

Mich dem Schloſſe wieder nähernd, kam ich auf die Terraſſe vor demſelben, wo ich von ziemlicher Höhe auf das Parterre der Orangerie hinabſahe. Dieß iſt der ſchönſte Standpunkt, den ich hier gefunden, er weiſet auf ein großes Waſſerbecken und viele hundert der ſchönſten Orangenbäume herunter, die ein edles Gebäude toscaniſcher Ordnung umgibt. Wie ſich dieſe Partie allmählig verlängert, endiget ſie in einen kleinen See, la pièce des Suisses genannt, welcher rings mit einer doppelten Baumallee bekränzt, und am Ende mit einem waldigen Hügel beſchloſſen iſt, an deſſen Fuß ein großes Ritterbild ſchimmert, das anfänglich zu einem Louis XIV. beſtimmt war, und da es deſſen Beyfall nicht hatte, aller Analogie zum Trotz in einen M. Curtius umgeändert wurde, der ſich für das Vaterland opfert. Mag auch dieſe ganze Partie etwas künſtliches und altmodiſches haben, ſo gewährt doch das Abgeſchloſſene derſelben, welches wie ein überſehbares Gemählde zu unſern Füßen liegt, ihr etwas anziehend liebliches.

Um 10 Uhr wurden die Säle für das Publicum aufgethan. Gleich beym Eintritt ins Schloß drängten mir männliche und weibliche Cicerone ihre Dienſte auf, um mir die choses sublimes, die ich ſehen werde, begreiflich zu machen; ich konnte ſie aber bald durch eine geringe Pränumeration los werden, und nun mit Muße die labyrintiſchen Zimmer durchgehen, wo noch genug zu ſehen iſt, ſo wohl an allerley Geräthe, beſonders an zierlichen Gefäßen aus koſtbarem Geſtein als an Kunſtwerken der franzöſiſchen Schule, die man noch zu einigem Troſt für die Stadt hier gelaſſen hat. Dieſe Kunſtwerke füllen noch acht große Säle. Hier ließ ſich Claude Lorrain in günſtigerer Beleuchtung noch beſſer ſchätzen als im Muſeum; faſt noch wohlgefälliger als ſeine großen mit Architektur und Ruinen gezierten Bilder fielen mir einige kleinere Landſchaften auf, die mit vielen niedlichen Figuren (von Callot, wie man mir ſagte) ſtaffirt ſind. Auch herrliche Vernets ſind da, deren geiſtiges Leben aber gegen Claudes ſeelenvolle Stille auch hier wieder zu kurz kömmt; man verliert ſich bey dieſem nur in den Gegenſtand, den man vor ſich hat, bey Vernet wird einem immer, ich weiß nicht wie, der Mahler erinnerlich.

Von Leſueur traf ich in einem eignen Zimmer die berühmte Folge von zwey und zwanzig Bildern aus dem Leben des heiligen Bruno aus dem Kartheuſer Kloſter zu Paris an, worin ich bey unverkennbarem Adel des Gedankens und der Darſtellung doch viel Farbenſchwäche und unerwartete Zaghaftigkeit in der Zeichnung fand; wie können ihn ſeine Landsleute mit Raphael vergleichen?

Viele vortreffliche Bildniſſe, worin die Franzoſen Meiſter ſind, fand ich hin und her zerſtreut; als ich zu einigen derſelben, die in einer Vertiefung des Zimmers noch ungeordnet ſtanden, treten wollte, wies mich ein wohlgekleideter Aufſeher freundlich zurück, und da ich gegen meinen Gefährten bedauerte, ſie nicht ſehen zu können, und der Mann unſre Schweizerſprache hörte, gab er ſich ſogleich als einen Landsmann zu erkennen, wir mußten ihm von der Heimath, die er lange nicht geſehen, erzählen; er war der Sohn eines ehmaligen Cent Suisse, und zur Schadloshaltung hieher verſetzt worden; aus Uthnach gebürtig. Er hat uns nachher noch mehrere Gefälligkeiten erwieſen.

Lebrun nimmt ſich auch hier, ſo wie im Muſeum als ein guter Zeichner von reicher Erfindung aus, und gefiel mir mehr noch in einigen kleinen Compoſitionen, zum Beyſpiel in dem ſogenannten *Benedicite*, als in den großen. Die wohlbeleibte theatraliſche Magdalena, die Edelink ſo ſchön geſtochen hat, fand ich auch hier; immerhin ein ſchönes Gemählde, und noch friſch in Farben. Am auffallendſten aber hat ſich Lebrun hervorgethan in dem großen Saale, la grande gallerie genannt, wo er alle ſeine mannigfaltige Kunſt und ſeinen vornehmen Geſchmack zur Vergötterung ſeines Monarchen verſchwendete oder verſchwenden mußte; denn man kann ſich nichts reicheres und prächtigeres denken, als die Decke dieſes Saales in Hinſicht auf Architektur, Verzierungen und Mahlereyen, welches alles von ihm oder nach ſeiner Erfindung geſchaffen wurde. Sich ſo wie hier Ludwig XIV. vorgeſtellt zu ſehen, müßte ein Gott ſelbſt für eine Ehre halten; die ganze Mythologie huldigt ihm, bald ſteht er da wie ein Apollo in göttlicher Genügſamkeit, und vor ihm her wüthet Hercules ſchrecklich mit ſeiner Keule gegen einige Dutzende moderner Allegorien aus der Moral und Heraldik; bald ſitzt der König auf einem himmliſchen Triumphwagen von Wolken getragen in antiker Rüſtung und mit einer Allongenperucke, und ſchleudert Blitze, man weiß nicht, ob auf die Franche-Comté, oder auf ſeine Feinde, die ſich unterſtanden, ihm dieſe Eroberung zu wehren. Welch eine Leerheit mag in dem Kopfe gewaltet haben, den man mit ſolchen Schmeicheleyen füllen mußte! übrigens gehen alle dieſe Plafonds in den meiſten Sälen ihrem Ende entgegen, ſie werden ſchwarz, zerbröckeln, fallen herunter, in manchen hat es ſchon große Löcher, einige kann man gar nicht mehr ſehen.

Da ich mich zu krank fühlte, um weiter herum zu gehen, blieb ich allein in einem runden Saale, der an die königliche Capelle ſtößt, in welche ich durch eine geöffnete Flügelthür hinabſah, und ſaß da wohl eine Stunde. Welch andre Gedanken konnten mir hier zu Sinne kommen, als an das Jetzt und Ehemahls? Was hätte vor dieſem mancher Fremdling darum gegeben, von hier aus Könige und Königinnen mit ihren Großen in Andacht knien, und ſich vor dem Herrn der Herren demüthigen zu ſehen, die Herrlichkeit der Prieſter und Cardinäle zu ſchauen, und dieß alles noch durch die feyerlichen Klänge der Orgel gerühret, ſich in dichteriſchen Zauber zu ſtellen. Von dieſem allem ſah ich nun freylich nichts als den kunſtgeſchmückten Tempel, aber ich ſaß ruhiger da, als wenn mir ehmahls die hohe Ehre des Schauens zu Theil geworden wäre, und ich nunmehr dieſe Verlaſſenheit vor mir hätte.

Unſer Rückweg ging über Seve, einen Mitbürger zu beſuchen, welcher Vorſteher der dortigen Porzellanfabrik iſt. Der Tag wurde bey ihm zugebracht, da wir durch ſeine Hülfe die Einrichtung der Ofen, die Zeichnungen und den ganzen Vorrath fertiger Sachen ſehen konnten. Letzterer iſt noch ſehr groß und koſtbar, obgleich die Anſtalt in den neuern Zeiten ſehr gelitten hat, ſo daß anſtatt dreyhundert ehmaliger Arbeiter jetzt nicht mehr hundert da ſind. Dennoch ſahen wir ganze Säle voll ſchimmernder Gefäße von dem größten bis zum kleinſten; große Urnen, worin ſich ein Mann verbergen könnte, von übermäßig koſtbarer Vollendung, die jedoch zu nichts als zur Verzierung glänzender Gemächer dienen können, auch nur zu Geſchenken an große Herren beſtimmt ſind. Andre Vaſen kleinern Umfangs, Schalen, Schüſſeln, und Service aller Arten; alles dieſes von der prächtigſten Vergoldung, wofür dieſe Manufaktur beſonders berühmt iſt, mehr als für die Formen, die noch zu viel von dem altfranzöſiſchen Geſchmacke haben. Auch mehrere kleine Stand- und Bruſtbilder waren zu ſehen, allein in Statuen und Köpfen hat das Porzellan immer etwas hartes und ſtumpfes und am unrechten Orte glänzendes. Man macht auch ganze Gemählde auf große Tafeln, diejenigen aber, welche wir ſahen, waren kleinlich, manierirt und hart in Farben.

Am meiſten aber zog uns der alte Vorſteher ſelbſt an; Herr Hetlinger unſer Mitbürger hat von Jugend auf ſo beſondere Schickſale gehabt, ſo viele Lebensarten durchgegangen, und iſt ſo manchen Gefährlichkeiten entronnen, daß die ungeſchmückte Wahrheit der Erzählung ſchon eine unterhaltende, ja lehrreiche Geſchichte gäbe; und ob er gleich in früher Jugend eine kurze Zeit ſogar mit Führern fremder Thiere herumgezogen, muß man ihn doch, ſo bald man ihn ſieht, unter die Pectora lacte et non calcata candidiora nive zählen, er hat eine Unſchuld des Gemüths, eine Einfalt der Seele beybehalten, die zu allen menſchlichen Herzen ſich einen leichten Zugang öffnet. Wiewohl er ſchon über dreyßig Jahre von ſeinem Vaterlande entfernt lebt, war es mir doch, wenn ich beym Mittageſſen die Augen ſchloß, und ſeine Sprache und Redensarten hörte, als ſäß ich bey Hauſe mit einem gebildeten Freunde zu Tiſche. Er war mir ein Beweis, wie man ſich ſittlich verfeinern, und doch im Grunde den Charakter ſeines Geburtsortes beybehalten kann, und daß Unſchuld des Herzens mit unbefangner Vernunft die wahreſte feine Lebensart iſt, die keiner weitern Politur bedarf. — Durch eine traurige Gefangenſchaft unter Robespierre iſt er um ſein Vermögen und ſeine Geſundheit, ja bey einem Haar um das Leben gekommen. Von ſeinen Kenntniſſen in dem Fache, dem er vorſtehet, zeuget ſeine Wiederanſtellung nach den Schreckenstagen. Aus der deutſchen Litteratur kennt er nur die Schriftſteller ſeiner Jugendzeit, und hat eine kleine Bibliothek derſelben in ſeinem Zimmer, aus welcher er mir Gellert und Rabener wies und freundlich rühmte. Hätte ich ſie tadeln ſollen? So wenig als ich einem Katholiken ſeine Heiligen tadle, oder einem Reformirten ſeinen Zwingli!

Als treuer Mitbürger hatte er unſrer Stadtbibliothek früher ſchon eine lebensgroße Büſte Ludwigs XVI. von unverglaſetem Porzellan zur Verehrung gegeben, ein koſtbares Werk, wovon vier einzige Exemplare gemacht worden, eines für Verſailles, zwey für fremde Potentaten, und das vierte, das einen unmerklichen Fehler hat, ſchenkte der König Hetlingern. Auch finden ſich noch viele in Wachs eingelaſſene kleine Vögel und Blumen von ihm, in zierlichen Farben, nach eigener Behandlung, worin er eine beſondere Geſchicklichkeit beſaß.*)

Nachdem ich noch durch höhere Begünſtigung den erſten Conſul mitten im Gepränge ſeiner Generale, Miniſter und auswärtiger Großbotſchafter geiſtlichen und weltlichen Standes, alle außer ihm in reichſter Pracht, ganz in der Nähe zu ſchauen Gelegenheit gehabt, auch in der nämlichen Stunde, als ob es ſo ſeyn müßte, ſeine Gemahlin bey einer Putzhändlerin, vor deren Hauſe ich mit einem Bekannten ſprach, hatte abtreten ſehen, und nun unverzüglich zu den Antiken eilte, ihnen meinen letzten Beſuch zu machen — wollte es mit dem Anſchauen dieſer todten Steine jetzt gar nicht gehen; der lebendige Bonaparte mit ſeinem Gefolge, ſeinen Kriegern, und allen Neugierigen, welche ſich zu ſeinem Anblicke drängten, ja die benachbarten Dächer füllten, ſtand mir wie ein Blendlicht vor der Seele. Ich mußte mich auf einen Ruheſitz nieder-

---

*) Starb 1804.

und den Sturm der Eindrücke vorüber laſſen, ſiehe, da ſaß ich von ungefähr (das aber wie alle ungefähr wohl auch ſo ſeyn mußte) vor den Büſten des herrlichen römiſchen Ehepaars, welches man Cato und Porcia nennt, das ich früher ſchon nie ohne inniges Verweilen vorbeygehen konnte. Es that auch jetzt eine gute Wirkung; dieſe ſo klar ausgeſprochene Menſchlichkeit, wie aus dem Paradieſe hervorgegangen, oder vielmehr durch ein ganzes Leben der Prüfung rein bewährt, in deren Betrachtung ich mich nach und nach vertiefte, brachte mich wieder zu mir ſelbſt und auf den rechten Standpunkt, um die wahre Höhe der Menſchheit anſchaulich zu erkennen. Das ging ſo weit, daß wenn ich mir im Geiſte die Bilder von B. und ſeiner Frau, wären ſie auch von Phidias gehauen, dieſer Gruppe gegenüber geſtellt dachte, ich ohne Bedenken dem Römiſchen Paare den Vorzug gegeben hätte.

Abſchied war nun auch genommen von dem Muſeum, dem Pflanzengarten, und den Tullerien, meinen liebſten Plätzen, dergleichen ich in der armen Schweiz nicht mehr ſehen werde. Ein gleiches nun ebenfalls mit Einem Ueberblick von der großen Stadt ſelbſt zu thun, beſtieg ich des Morgens frühe, das heißt hier nach Neun, die Höhe von Montmartre, wo ich ſchon unterweges einen Vorſchmack der Heimath hatte, indem mir aus einer Kneipe der Vorſtadt ein Geſang deutſcher Handwerksburſche entgegen ſchallte, wie ein Traum, der mich gleich auf hundert Stunden von Paris wegſetzte.

Bey Windmühlen vorbey und kleinen Schenken, die mit windigen Inſchriften die Nation zum Lebensgenuß einladen, denn dieß bisherige Zauberwort ſcheint ſich nach und nach in ſolche Winkel zurückzuziehen, kam ich zu der Kirche hinauf, an der noch die aufgeblaſene Inſchrift prahlte: Le peuple français reconnait un ètre supreme et l'immortalité de l'ame. Hier hat aber dieß höchſte Weſen einen armſeligen zurückſchreckenden Tempel voll Unrath und Schmutz, mit den erbärmlichſten Schildereyen unordentlich behangen. Man kann freylich allenthalben bethen, wer wollte aber ſeinen Gott nicht lieber draußen auf dem weitumſehenden Hügel verehren!

Zwey junge Männer kamen, die den auf der Kirche angebrachten Telegraphen ſehen wollten; daran hatte ich nicht gedacht, und ging mit ihnen hinauf. Als wir an einer Thüre klingelten, wurde ſie aufgemacht, ohne daß ſich jemand zeigte; oben auf dem flachen Dache, um das eine Galerie geht, war der Telegraph angebracht, und unter demſelben ein rings mit Fenſtern erleuchtetes Zimmer, in welches Schnüre herabhingen, vermittelſt derer durch Walzen der Kunſtbau geleitet wird. Zwey Männer ſaßen da, die gar gefällig erlaubten, alles zu beſichtigen und außen herum zuzehen nur die Maſchinen nicht zu berühren, und die Fernröhre nicht zu verrücken, deren eines nach dem Louvre, das andre nach St. Denis gerichtet war. Da gegenwärtig der Telegraph ruhig und ſein Spiel nicht zu ſehen war, ſo. fand ich Schadloshaltung an der weitreichenden Ausſicht dieſer Anhöhe, zu deren Füßen die unermeßliche Stadt mit ihren Kuppeln und Pallâſten vor mir lag, ſo ſtille, als ob das dumpfe Donnergetöſe ihrer Menſchenwogen ganz verhallt wäre, ſo ruhig als ob kein Treiben der Leidenſchaften ſich mehr darin regte. So war auf dieſe geringe Entfernung ſchon alle menſchliche Unruhe verſchwunden, iſt es ein Wunder, inſofern dem fortlebenden Geiſte ſich noch eine höhere Ferne aufſchließt, wenn er von dem Wirrwarr unter ihm nichts mehr vernimmt noch vernehmen will? — und wenn nun dieß Menſchenneſt mit ſeinen vielen hunderttauſend Bewohnern und allen ihren Herrlichkeiten von dem Erdboden verſchlungen würde, welch eine Bewegung, welch Entſetzen in allen Welttheilen; und doch welch ein kleiner phyſiſcher Theil verſchwände, ich will nicht ſagen, von der Erde, ſondern nur von dem beſchränkten Raume, der den hieſigen Horizont ausmacht; ſo relativ iſt jede Vergänglichkeit. Auch die noch größre Babylon iſt verſchwunden, daß man nicht einmahl die Stätte weiß, wo ſie geſtanden.

Und wer iſt nun der Lobenswürdigſte unter dieſem wimmelnden Haufen, wer der Glücklichſte? Iſt es der Ehrgeizige, der alles daran ſetzt, und ſeine ganze Ruhe und die von Millionen andern aufopfert, die Höhe, auf welche er geſtiegen iſt, zu behaupten, und die noch ſteilere, die ſich immer neu vor ihm aufthürmt, zu erklimmen? — Ja, wenn er ſich erhaben fühlt im Geiſte über ſeine Mitmenſchen, wenn er nicht ſich ſelbſt, ſondern die allgemeine Wohlfahrt zur Abſicht hat, und die Vorbeſtimmung in ſich fühlt, den übermenſchlichen Zweck zu erreichen, ohne auszuweichen und im eiteln Verſuche zu erliegen, ſo iſt er es, ſo laßt uns ihm die Krone geben! — Oder iſt es der verlaſſene Elende, der auf den Stufen des Pallaſtes ſitzt, und flehende Hände zu Gott und Menſchen emporhebt, und nicht weiß wo er ſein Haupt hinlegen ſolle? — Ja, wenn er die ſeltene Kraft übt, nie zu vergeſſen des Funkens der Gottheit, der ihn belebt, und im Vertrauen auf eine ewige Ordnung, auf einen Vater im Himmel, ſich mit ſtillem Muthe Hülfe oder den Tod erringt, ſo hat auch er gerechte Anſprüche auf den Namen des Guten und Würdigen. Auch des Glücklichen? Wenigſtens ſo gut als Jener.

Ungern ſtieg ich wieder von dieſer einſamen Höhe herab, wo ich eine Zeitlang hätte wohnen mögen, kam in die Straßen der Stadt, die nach und nach volkreicher wurden, bis ich mich endlich wieder mitten im Getümmel befand, wo jedoch die auf dem ſtillen Berge höher geſpannten Saiten der Seele noch eine gute Weile nachklangen.

Noch einige Tage ging ich öffentlichen Merkwürdigkeiten nach; den Menſchenwerken, die ich zu Hauſe nicht ſehen kann, mehr als den Menſchen ſelbſt, denn dieſe ſehe ich im Vaterlande auch. Aber wäre auch die Stunde meiner Rückkehr nicht vorhanden, ſo müßte ich doch, um mich von der Zerſtreuung wieder zu ſammeln, eine Zeitlang mich einbannen, und eine beſtimmte Arbeit vornehmen, um ſo viel mehr, da jetzt das Muſeum auf einen Monath geſchloſſen werden ſoll. Für einen, den nichts nach der Heimath zieht, muß ſich hier doch ein ganz angenehmer Aufenthalt machen laſſen, wenn er mäßig zu leben hat, und ſich einen minder geräuſchvollen Theil der Stadt zur Wohnung wählt, nahe bey einem ſchönen Spaziergange, dergleichen es hier ſo viele gibt, und nahe derjenigen öffentlichen Anſtalt, deren Hülfsmittel er zu ſeiner Beſchäftigung benutzen möchte; ein paar gute Bekannte finden ſich dann bald. Aber arbeiten muß er, denn der Müßiggang iſt hier verderblicher als anderswo.

Und wenn man mich nun fraget: was thateſt du denn in Paris? ſo iſt die Antwort: ich weidete meine Augen.

Est aliquid patriis vicinum finibus esse.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Ulrich Hegner's

geſammelte Schriften.

Zweyter Band.

Die Molkenkur.

Berlin,
bei G. Reimer.
1828.

Universität · München · Bibliothek

Erſter Theil.

An die Baroneſſe von *.

Auf Gaiß, im Canton Appenzell, den 20. Juni.

Wie es uns bisher ergangen, wirſt du, liebe Schweter, ſattſam von der allzeit rüſtigen Feder deiner Tocher vernommen haben. Nun halte ich auch mein Verrechen, dir, ſo bald ich den erſten Fuß in die Schweiz eſetzt haben werde, ſelbſt zu ſchreiben; verſteht ſich bey er erſten Muße eines ruhigen Aufenthalts, denn das üchtige Schreiben während der Reiſe iſt nicht meine Sache. Wo findet ſich Ordnung und Bequemlichkeit zum Schreiben in Gaſthöfen? Bald taugt das Papier icht, bald die Tinte, und gar ein eigen Schreibzeug achzuſchleppen, mag ich meiner Wäſche nicht zu leid hun, das Ding rinnt ſo gern; iſt auch für einen, der eine Freunde treu zu lieben weiß, ohne ihnen poſttägch den Glauben zu ſtärken, eben kein Bedürfniß.

Ich hätte freylich der Clotilde Schreibmaterialien enutzen, und dir mit Schwanenfedern auf Velinpaier die niedlichſten Sachen ſagen können; allein ich ſcheue mich ſo ſehr vor dem Geiſte ſchreibſeliger Empfindſamkeit, der in die Neceſſaires reiſender Frauenzimmer gebannt iſt, daß ich beynahe lieber das Siegel Salomons auf jener bezauberten Flaſche löſen, als ſo ein Heiligthum der Zärtlichkeit öffnen möchte.

Da ſind wir nun, wenns dem Himmel gefällt, am Ziel der langen Reiſe. Ich habe, ungeachtet meiner Beſchwerden, alles gut überſtanden; mein Humor, ſagen ſie, ſey ſchon etwas milder geworden; jedoch ganz ausgeſöhnt mit der Welt bin ich eben noch nicht, und lache vor Aerger, wenn ihr glaubet, das Molkengetränk werde den Gemüthszuſtand eines Mannes ändern, der über die Fünfzig hinaus iſt.

Mit deinem Kinde hab ich manche angenehme Stunde gehabt; aber, nimm mir nicht übel, liebe Schweſter, auch manche Plage. Meinem Rath hätteſt du folgen, und ihr keinen ſo langen Aufenthalt in der Reſidenz geſtatten ſollen; dort hat ſie aus dem faden Geſchwätz der Mode und neuerer Schriften eine ſo überſchwengliche Idee von der Schönheit des ſüdlichen Himmels und dem Glücke der ſüdlichen Erde bekommen, daß ich lange nicht klug werden konnte, als ſie immer von der düſtern Luft des Nordens ſprach, obgleich wir ſchönes Wetter hatten, und über den Sand klagte, auf dem wir fuhren, der doch meinen podagriſchen Füßen beſſer that, als die verwünſchten Steinklötze, über die wir ſeit einigen Tagen hinrumpelten. Damit machte ſie mich oft ungeduldig; denn ich kann es nicht leiden, wenn man das Alte um des Neuen willen ſchmähet, und das Unbekannte auf Koſten des Bekannten lobt, zumal wenn das deutſche Vaterland der Gegenſtand des Tadels iſt.

Noch ärger aber machte es ihre Zofe, die du mir aufpackteſt, in der Meinung, es ſchickte ſich nicht für deine Tochter, ohne weiblichen Begleit zu reiſen. Bin ich denn nicht der Oheim, der ihr nichts geſchehen laſſen wird! Und iſt nicht der alte Tobias bey uns, ein treuer Kerl, der ſie ja hätte begleiten können, wo ſie Bedenken getragen, allein zu gehen! Die Kammermädchen ſind mir ohnehin zuwider; ſind ſie häßlich, ſo thun ſie ſo altklug, wie die Sibyllen, und ſind ſie ſchön, ſo meinen ſie, die glatte Haut decke alle Gebrechen. Auch mag dieſe Meinung wirklich einigen Grund haben; denn wahrhaftig nur das hübſche Geſicht des Mädchens konnte mich oft abhalten, ſie nicht auf den Bock hinauszujagen, und den ehrlichen Tobias hereinzunehmen, der um der Hexe willen in Wind und Wetter da draußen ſitzen mußte! Beſtändig ſpricht ſie nur dem Fräulein zu gefallen, und ſchwatzt dann wie Weiber, die ſich in die Politik ihrer Männer miſchen, in ihrer Unwiſſenheit Sachen heraus, die ihre feinere Herrſchaft klüglich verſchweigt. Kaum waren wir von Hauſe weg, ſo hieß es: Wenn wir nur erſt in Nürnberg wären! — Warum denn immerfort Nürnberg? fragte ich zuletzt, haſt du etwa einen Freund dort? — Nein, war die Antwort, aber da hört der Norden auf. — Gerade, wo man zum Thor hineinfährt, rief Tobias vom Bock herunter. — Dein Fräulein erröthete ein wenig über die liebe Einfalt, die das Mädchen von ihr gelernt; und um mein ärgerliches Lachen zu unterbrechen, nahm ſie geſchwind ihre Reiſecollectaneen zur Hand und ſagte: Es ſoll daſelbſt auch ſchöne Albrecht Dürer geben. — Weißt du, was das für Leute ſind? fragte ich Suschen; und der alte Kauz auf dem Bock erklärte ihr, daß man dort die Lebkuchen ſo heiße.

Ich höre das Mädchen gerne ſingen: du weißt ſie hat eine gute Stimme und weiße Zähne, und es war mir ganz recht, als beyde gerade mit dem größten unſrer Dichter anſingen; aber als ich tagtäglich das Lied hören mußte: „Kennſt du das Land“ ꝛc. und: „Komm Vater laß uns ziehen,“ wobey ſie mich dann anſahen, und glaubten, ſie machen mir ein Compliment, ſo verbath ich mir endlich die Ehre. — Unlängſt ſang ſie ſogar des Nachts im Bette: „Nur wer die Sehnſucht kennt, weiß was ich leide;“ ich hörte es im Nebenzimmer. Was leideſt du denn Suschen, rief ich, kann ich helfen? — Und ſiehe da, es war die Sehnſucht, nun bald im Lande der Freyheit zu ſeyn. Was Teufels geht denn die Freyheit eines Landes ein Mädchen an! Oder was für eine Freyheit meinen die Kinder?

Sie haben aber zwey Sehnſuchten; erſt nach der Schweiz, und dann eine noch heiligere, wie ſie ſagen.

nach den Gärten Hesperiens. Es iſt gut, daß Griechenland über dem Meere liegt, ſonſt würden ſie auch dorthin gelüſten, und dann wohl gar noch in den Orient zu den Gazellen, von denen ſie ſich zuweilen unterhalten, und dann dabey ſo zimperlich thun, als wünſchten ſie ſelbſt von einer guten Fee in ſolche jungfräuliche Thierchen verwandelt zu werden.

So ging es den ganzen Tag, und wenn wir des Nachts fuhren, ſprachen ſie von den Sternen und der Unſterblichkeit und dem Wiederſehn, als wenn ſie das Heimweh darnach hätten, und wurden recht böſe, als ich fragte, ob ſie nicht lieber vorher noch eine Redoute beſuchen würden? Der Mond hingegen ſcheint heut zu Tage nichts mehr zu gelten, der doch zu meiner Zeit ſo viele Bewunderer hatte.

Und ſo würde ich nicht fertig, liebe Schweſter, wenn ich dir alle zarten Empfindniſſe dieſer Art, die ich die liebe lange Zeit anhören mußte, herzählen wollte. — Das ſind aber Kleinigkeiten, ſagſt du, darin liegt ja nichts böſes, und meinſt, ich ſollte darüber lachen. Ich mag aber nicht immer lachen; und wenn ich mich ärgere, bekomm ich meine Gliederſchmerzen, und wenn ich murre, machen die Mädchen traurige Geſichter, die kann ich auch nicht leiden, das iſt eine Schwachheit die mir noch in meinen alten Tagen anhängt. Kurz du hätteſt mir ſie nicht mitgeben ſollen; ich hätte mich beſſer mit meinem Bedienten allein befunden!

Seit zwey Tagen ſind wir nun hier, in einem Bergdorfe der öſtlichen Schweiz. Die Schönheit des Landes wird dir Clotilde ſchon beſchreiben, ich ſelbſt habe vor dem beſtändigen Regen noch nichts davon erblickt. Ich ſehe nichts als graue Wolken und einfärbige Hügel. — Die ewige Klarheit des ſüdlichen Himmels, wovon du ſo viel ſpracheſt, wo mag ſie wohl ſeyn? fragte ich Suschen. Ueber den Wolken, antwortete Tobias. Denken ſie nicht mehr an den Bodenſee, gnädiger Herr? entgegnete das Mädchen. — Und das iſt wahr, Schweſter, es war ein ganz artiger Anblick, als wir, aus Schwaben kommend, plötzlich von einer Anhöhe den See mit ſeinen reichbewohnten Ufern, und hinter ihm die Hochgebirge von Appenzell im Glanze des Abends ſahen. Die Sonne macht aber Alles ſchön; haben wir nicht auch oft an der Oſtſee die Natur bewundert!

Ueber die Kürze meiner Briefe ſollſt du nun nicht mehr klagen; den Inhalt decke mit deiner Liebe, meine Gute! Du weißt ich unterhalte mich ſo gerne mit dir, kann aber nicht anders thun als ich bin, und mag nicht anders reden als ich denke. Kann ein Kranker ſprechen wie ein Geſunder, der Erfahrne wie jugendliche Unwiſſenheit, der Satte wie der Hungrige?

Lebe wohl!

9

An den Major von *

Auf Gaiß, 21. Juni.

Mit dem Briefe an meine Schweſter geht billig auch einer an dich ab, mein alter Waffengenoſſe und Hausfreund. Triebe mich nicht die Freundſchaft dir zu ſchreiben, ſo würde es die Langeweile thun; denn ſeit wir hier ſind, regnet es an Einem fort, und iſt ſo kalt, daß ich fürchte, es wird noch Schnee daraus. Mein Gott! iſt denn das die liebliche Schweiz, wo man mitten im Sommer beynahe erfriert? und nicht einmal ein Ofen im Zimmer, und dabey ein verdammter Lärm und ein Herumpoltern in dem hölzernen leichtgebauten Hauſe, daß der Boden zittert. — Warum bin ich nicht daheim geblieben, und habe meine Schmerzen verbiſſen! Wir hatten doch unſre Bequemlichkeit, warme Stuben, und es war uns ja oftmals recht wohl bey unſern ſtillen Büchern. Molken hätte man auch bey uns abſieden können, haben wir doch Kühe genug und fettes Futter!

Was iſt zu machen! man hat mir nun eine andre Wohnung angebothen bey dem hieſigen Pfarrer, mit einem Zimmer das gewärmt werden kann, und für das Fräulein einen großen Saal, wie ſie's nennen, hinten nach dem Gebirge hin, worüber ſie eine große Freude hat, und die Berge, die noch hinter Mauern von Wolken verborgen liegen, ſchon vorläufig geiſtig empfindet.

Empfindet man denn die Berge? wirſt du ſagen. Ja freylich mein lieber Freund, heut zu Tage muß das ſeyn! Wir haben Nürnberg empfunden, und die Donau, den Kaiſerſtrom; das Werk deutſcher Art und Kunſt, das Münſter zu Ulm haben wir mit Innigkeit genoſſen, und wäre die Empfindung meiner Füße der Empfindung der Mädchenherzen nicht entgegen geweſen, ſo hätten wir den Thurm erſtiegen und von oben herab in der Fülle ſüddeutſcher Natur geſchwelgt; wir haben uns in den Fluthen des Bodenſees erſpiegelt, und gefühlt:

„Wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund.“

Auf Flügeln der Phantaſie ſchwebten wir wie junge Adler um die ſchneebekleideten Spitzen der Berge im goldenen Strahl der Abendſonne, und Suschen glaubte ſchon von Lindau aus eine Gemſe auf den fernen Alpen zu erblicken.

Du ſiehſt, was es jetzt auf Reiſen für Genüſſe giebt, wovon man zu unſrer Zeit kaum eine Ahndung hatte, und magſt nun auch das Vorſchreiten des Menſchengeſchlechtes, wogegen du ſo manchen Zweifel hatteſt, begreifen. Wie beſchränkt war dagegen unſre Jugend! In Sonnenſchein und Sturm, Hunger und Durſt, haben wir das große Weltmeer befahren, im amerikaniſchen Krieg Ehre geſucht und Wunden davon getragen, uns in den Wäldern des Landes verirrt, mit den Wilden die Friedenspfeife geraucht, und ihre Geiſtesgegenwart und heroiſche Unempfindlichkeit bewundert; aber die Schönheiten der rohen oder ſanften Natur, ſo weit ich mich derſelben noch zu erinnern weiß, mochten bey uns wohl ein dunkles Gefühl größerer Behaglichkeit erregen, doch zum Faden eines feinen Geſpräches wurden ſie nie herausgeſponnen, oder kannſt du dich deſſen erinnern? Allein wer das jetzt nicht kann, dem läßt man merken, daß ihm etwas an der Bildung abgehe; daher wollen es Alle können, und ſie wiſſen gegenwärtig bey einem Bächlein, das über einen Stein hinunterfällt, mehr zu ſagen, als wir beym Sturze des Niagara. Einer lernt es vom Andern, und jeder Reiſebeſchreiber nimmt Unterricht bey ſeinem Vorgänger.

Einige nothgedrungene Ausfälle abgerechnet, womit ich zuweilen die hochfliegenden Geſinnungen der Mädchen niederſchlagen mußte, ging die Reiſe gut und friedlich von ſtatten. Meine Geſundheitsumſtände kannſt du, wenn du Luſt haſt, von dem Arzte vernehmen, dem ich geſchrieben, und für ſeinen Rath, womit er mich den weiten Weg in dieß Bergland geſchickt, eben nicht gedankt habe; unter uns ſoll es bey der alten Abrede bleiben, du nicht über deinen verſtümmelten Arm, und ich nicht über meine Gliederſchmerzen, gegenſeitig zu klagen; es gibt in der Welt ohne dieß noch Stoff genug zur Unzufriedenheit. Glücklich du, der du zu Hauſe bliebſt! Grüße den Paſtor! O liebes Paar, wär' ich wieder unter Euch!

An die Baroneſſe von *

Auf Gaiß, 22. Juni.

Wenn ich erſt eine Antwort abwarten wollte, bevor ich dir wieder ſchreibe, geliebte Schweſter, ſo gäbe dieß einen langſamen Briefwechſel; und was noch ſchlimmer iſt, ich müßte in dieſem Winterlande länger weilen, als mein Vorhaben zuläßt. Zudem ſchreibe ich nie weniger gern, als wenn ich muß, und für einen Brief am Poſttage hab ich weder Sinn noch Gedanken. Laß mich dir alſo täglich, wie und wann es mir einfällt, einige Nachrichten und Bemerkungen mittheilen, damit du ſeheſt, daß ich deine Geſellſchaft liebe; nur die Freymüthigkeit laß ich mir in der freyen Schweiz noch weniger nehmen, als zu Hauſe. Mögt ihr mich denn, bin ich es doch ſchon gewohnt, launiſch und mürriſch heißen, weil ich nicht immer lachen mag, wo Andre zu lachen ſcheinen, noch lobe, wenn man es erwartet, und nicht galant ſeyn kann, wenn mich die Schmerzen plagen; böſe iſt es gleichwohl nie gemeint. Es mag zwar ſeyn, daß Ueberfluß, Podagra und Einſamkeit meiner Gemüthsart etwas herbes gegeben; deſſen ungeachtet aber müßt ihr am Ende eingeſtehen, daß ich dennoch gut bin. Und daran halte dich, meine Schweſter, nicht nur bey mir, ſondern bey jedem, über den du ein wahres Urtheil zu fällen Luſt haſt: Dasjenige, was man ſich von einem Menſchen, den man zu viel gelobt oder getadelt hat, am Ende denn doch ſelbſt eingeſtehen muß, eben das iſt des Menſchen wahrer Charakter, das was wir zum Grunde legen müßen, wenn unſer Urtheil billig ſeyn ſoll; Billigkeit aber ſind wir einander vor allen Dingen ſchuldig, und ſollen nicht einzelne Worte oder Handlungen auf die Waagſchale der Gerechtigkeit legen, um den ganzen Menſchen darnach zu richten; wer wollte da beſtehen!

„Thue ſelbſt, was du lehreſt, und übe deine Billigkeit auch an Clotilde!“ hör ich dich erwiedern — Das thu ich auch, ich erzähle nur, was und wie ich ſehe und höre, und wenn ich auch zuweilen eine Unzufriedenheit äuſſere, ſo haſſe oder liebe ich deßhalb weder mehr noch weniger, vielmehr thu ich es öfters aus Liebe; auf den Ton kömmt es nicht an. Aber ſo ſeyd ihr allzumahl, ihr wißt keinen Unterſchied zu machen, und der ſinnliche Eindruck beſtimmt immerfort euer Urtheil, und zu eurer Rechtfertigung iſt euch jeder Grund hinreichend; denn ich weiß ſchon, daß du ſagen wirſt, ich müße vieles, was ich der Clotilde und ihrem Mädchen zur Laſt lege, auf ihre Jugend, auf den weiblichen Charakter überhaupt und auf meinen kranken Gemüthszuſtand ſchreiben. Als ob ich das, was euch ſeit Eva Allen gemein iſt, nicht zu unterſcheiden wüßte! — Als ſie mir keine Ruhe ließ, bis ich ſie mitzunehmen verſprach; als ſie die Zeit der Abreiſe kaum erwarten mochte, und alle Tage wieder neue Siebenſachen einpackte, und denn doch beym Abſchied ſo kläglich that, als müßte ſie in ein Kloſter wandern;

als ich endlich ungeduldig ſagte: Wenn es dich gereut, liebes Kind, kannſt du ja da bleiben, und ſie ſich ſtellte, als ob ſie das nicht hörte, das Kammermädchen aber ſchnell ſeine ſympathetiſchen Thränen trocknete, und das Fräulein in den Wagen ſchob, und in ein paar Stunden aller Jammer ein Ende hatte — ſchrieb ich das Alles billig auf Rechnung des weiblichen Charakters; nicht wahr? So auch, wenn ſie meinen alten Rath zwar gefällig aufnimmt, aber die Anwendung deſſelben immer vergißt; das mag ebenfalls die liebe Natur thun. Ja es kam mir nicht einmal ſeltſam vor, als Suschen heute von einer Gemſe begierig aß, über welche ſie geſtern, als ſie der Jäger brachte, bitterlich weinte.

Abends.

So eben ward ich von Clotilde in ihr Zimmer gezogen, um die Berge zu ſehen, die heute zum erſten Mahle ſichtbar waren. — Nun ja, hoch ſind ſie, und voll Schnee auch, und die Sonne ſcheint ſchön darauf, das iſt Alles! Aber die Luft iſt ſo kalt, daß einem über den Anblick die Haut noch mehr ſchaudert. Und doch meinte heut ein Schottentrinker (ſo nennt man die Kurgäſte hier), die Pracht des Gebirges ſey allein ſchon einer Reiſe hierher werth. „Ja wenn einer nicht weit hat,“ antwortete ein Appenzeller, auf den er ſich, um des Beyfalls gewiß zu ſeyn, berief. — Der hatte Recht; wer wird nach Island reiſen, um den Hekla zu ſehen, der wohl noch prächtiger iſt, wenn er Feuer ſpeyt? Unförmliche kahle Felſenmaſſen, die zu erdrücken drohen, Schneeflecke, die daran kleben, ſchwarze Tannenwäldchen am Fuße derſelben, können an ſich keinen angenehmen, nicht einmal einen mahleriſchen Anblick gewähren; aber im hohen Sommer, wenn die Thäler durchglüht ſind, und die Sonnenſtrahlen von den erhitzten Wänden zurückprellen, ſchmachtet der Wanderer nach Kühlung und nach dem Schatten der Wälder; er eilt den Lüften der Höhe entgegen, und ſein Auge träumt Seligkeit dort oben in blauer Ferne. — Der Eindruck bleibt, weil er Leib und Geiſt trifft; der Wandrer nimmt denſelben in ſeine Heimath zurück, und ſeine Erzählung wird, wie von allem Gewaltigen, anziehend. Nun kommen die Nachempfinder, und wollen den Eindruck ebenfalls haben, und täuſchen ſich ſelbſt, wie jeder der nach fremder Empfindung haſcht. Aber ſie wollen auch erzählen, auch Theilnahme erregen, und ſuchen durch vornehme Redſeligkeit oder ſtudirte Phantaſie zu erſetzen, was ihnen an wirklicher Empfindung abgeht; ſo entſtehen dann die ſublimirten Naturſchilderungen, deren Farben nicht glühend genug aufgetragen werden können; und ſo entſtand nach und nach die ganze Phraſeologie der Alpenempfindſamkeit, fader Wortſchaum, die Untiefen des Verſtandes zu bedecken, derer die keine Gedanken haben, und mit Gefühlen imponieren wollen.

Frage den Paſtor, ob die Alten, die doch eine ſchönere Natur um ſich hatten, als Deutſche und

Schweizer, je davon ſo viel Lärm gemacht haben? Ich glaub es nicht.

Den 23. Juni.

Geſtern Abends, als ſich der Himmel erheiterte, verkündigte jedermann, ſelbſt die Appenzeller, gutes Wetter, und heute als man die Augen aufthat, war Alles weiß von Schnee. Stelle dir vor, zu Ende des Junius, wo wir im Norden den ſchönſten Sommer haben, hier noch Schnee! — Um der Wetterpropheten willen freute mich das; denn auch hier wie allenthalben gibt es; ſolche Tröpfe, die ſich täglich irren und täglich wieder weiſſagen. Man hat mir zwar viel von der Erfahrung der Bergleute über das Wetter geſagt, aber ich habe ſchon einige Spuren, daß ſelbſt dieſe es nicht wiſſen, und unbefangene Reiſende, die man noch zuweilen antrifft, haben mich deſſen auch verſichert. — Sonſt hab ich wohl Urſache mich zu ärgern über meine eigne Thorheit, und die, welche mich hieher geſchickt haben, um im Schnee trübe Molken zu trinken.

Das Fräulein iſt ſehr ſtille dazu, und voll Wehmuth über die ſchönen Alpenblumen, die nun ihr zartes junges Leben ſo frühe in den kalten Armen des ſpäten Winters verhauchen müſſen. Sie hat ſich darüber — freue dich, glückliche Mutter! — in einem Gedichte verſucht, welches mir Suschen mit einer Freude ankündigte, als wäre ein Erſtgeborner in der Familie erſchienen. Ich bekomme aber nichts davon zu ſehen, weil die Dichterin meine Frage, ob ſie vom ſütſüdlichen Himmel begeiſtert worden, übel nahm. Vielleicht hätte ich auch theilnehmender ſeyn, und mich mit den Freuenden freuen ſollen; denn ſolche Geiſtesblumen vertragen ſo wenig rauhe Winde, als jene Kinder des Frühlings den Schnee, ſchmeichelnde Lüftchen ſind ihre Nahrung. — Hingegen dem Pfarrer, der ein guter treuherziger Mann iſt, hat ſie die Verſe gewieſen, und der macht viel Weſens davon. Meinetwegen! ich leſe nicht mehr gern ſolche unſchuldige Verſuche.

An die Baroneſſe von *

Auf Gaiß, den 25. Juni.

Die Briefe aus Norden ſind angekommen, und mit ihnen das ſchöne Wetter, welches auch ein Nordwind brachte; denn von Süden her haben die Schweizer nichts als Regen zu erwarten. Mit dem ſchönen Wetter ſtellte ſich zugleich eine ungewohnte Heiterkeit bey mir ein, ſo daß ich bald glaube, dem Doktor Unrecht gethan zu haben, als ich ſeinen Rath eine Liſt nannte, meiner mit guter Art los zu werden. Freylich haben Vorurtheile und Selbſtbetrug, die ich leider allenthalben antreffe, noch übermächtigen Reiz auf mich, und wenn das Krankheit iſt, ſo bin ich noch lange nicht geneſen; da gewährt mir aber gerade das, was Ihr am wenigſten leiden könnt, die lebhafte Aeuſſerung meines Unmuths, wärs auch nur auf dem Papiere, am meiſten Erhohlung. Mich alſo, wie du meinſt, nach und nach wieder mit der gefälligen Welt auszugleichen, das geht nicht ſo leicht, liebe Sweſter, ich hab es ſchon zu oft verſucht und alle Mahl gefunden, daß die Bemühung die Sache nur ärger mache; wie jede Anſtrengung des Menſchen, aus ſeinem Charakter herauszutreten, ihn nur närriſch oder falſch macht.

Nun hat auch der Tag ſeine beßre Ordnung, ſeitdem der Himmel günſtig iſt. Anfangs mußten wir die Molken auf dem Zimmer trinken, nunmehr aber, da ſich viele Fremde eingefunden, trinkt man unten auf dem großen Platze, der mitten im Dorf iſt. Dieſen Platz kann dir unſer Freund der Paſtor (den ich zu grüßen bitte) aus ſeiner Proſpektſammlung weiſen. Es iſt Raum genug da für alle Schottentrinker in der ganzen Schweiz, aber kein Schatten, keine Spur von kunſtgeregelter Anlage. Die Schweizer thun überhaupt, wie man ſagt, wenig zur Verſchönerung der Natur im Kleinen, das heißt, für den Geſchmack; ſie meinen, man ſolle ſich mit der großen Natur begnügen, die ſchön genug ſey. Von dem Appenzeller-Volke — denn hier zu Land iſt Alles Volk, und von Herrſchaften weiß man nichts, aber auch deſto weniger vom Pöbel — iſt hier gar nichts zu erwarten; alles Alte iſt ihnen recht, und, was Neu iſt, verdächtig und verhaßt; auch haben ſie kein öffentliches Gut zu Beſtrei tung gemeinſchaftlicher Ausgaben. Mit vieler Mühe und nach jahrelangem Widerſtande, der kaum durch die Revolution gehoben wurde, konnten ſie endlich dahin gebracht werden, fahrbare Straßen durch ihr Ländchen anzulegen, da vorher lauter Fußſteige geweſen, auf denen kein andrer Transport als durch Saumthiere möglich war. Die hieſige Gemeine (denn da befiehlt ſonſt niemand, gnädige Frau!) ſoll ſogar dem Wirthe, der ſich erboth auf eigne Koſten den Platz mit Linden zu beflanzen, den Abſchlag gegeben haben.

Auf dieſem ſchattenloſen Boden nun trinkt man des Morgens die Ziegenmolken, oder Geißſchotten wie die Schweizer ſprechen, die täglich aus dem Gebirge drey Stunden weit noch ganz heiß gebracht wird, wofern es wahr iſt, daß ſie nicht unterwegs gewärmt werde — und bratet dabey an der Sonne, deren Strahlen nun ſchon wieder brennen, als könnte es hier nie Winter werden. Doch auch dieſes Braten und Schmelzen wiſſen die Aerzte vortheilhaft zu deuten, und ſagen, die Hitze befördere die Ausdünſtung, welche die Molkenkur nothwendig erfordere. Hingegen als es kalt war, ſagten ſie, das rühre von der Höhe des Orts her, weil da die Luft reiner und ſchärfer ſey; eben dieſe Luft aber ſey dem, der aus der Tiefe komme, geſund. Ein Andrer erklärte den auffallenden Stallgeruch den manche gleich beym Eintritt in dies Milchland bemerken wollen, für heilſam. Wer kann daraus klug werden, und wie mag Reinheit der Luft und jener Geruch neben einander beſtehen? Laß dir dieſe Widerſprüche von unſerm Aeſkulap heben, wenn du Luſt haſt, aber bemühe dich nicht, mir ſeine vermeinte Wahrheit bekannt zu machen; er iſt wie die Andern: räſonniren können alle, und im Erklären iſt jeder Meiſter; es wäre aber beſſer, ſie könnten heilen.

Den 27. Juni.

Zu Mittag, auch zu Nacht wenn man will, ſpeiſt man an der Wirthstafel, die, etwas Langſamkeit abgerechnet, nicht übel und ſehr reinlich bedient iſt, und dem entſpricht, was Reiſende von den Vorzügen der Schweizergaſthöfe ſagen. Nach Tiſche macht man ſich Beſuche, oder man ſchläft, welches oft eben ſo kurzweilig iſt; und Abends wandert der größte Theil der Kurgeſellſchaft, denn einen andern Gang hat man nicht, nach einem Wirthshauſe, am Stoß genannt, das eine Stunde von hier liegt, wo man in das obere Rheinthal hinunter ſieht; von welcher Ausſicht man mir eine ſo reizende Beſchreibung machte, daß ich auch einmahl hinwackelte. Man ſchaut da von der Höhe in ein tiefliegendes Land hinab, durch welches der Rhein ſchlängelt; im Hintergrunde liegen rauhe Hügel und ferne Berge. Originell, aber etwas wild iſt der Anblick; auch verderben die häufigen kleinen Tannenwälder durch ihr düſteres Schwarz viel von den Annehmlichkeiten deſſelben, welches in der Schweiz oft der Fall ſeyn ſoll. Gleichwohl wird das alles ſehr empfunden und erhoben; denn kein deutſcher Fürſt konnte vormals ſtolzer auf ſeine militäriſchen Drathpuppen, kein Franzoſe eingebildeter auf die unſterblichen Meiſterwerke ſeiner Dichter ſeyn, als es die Schweizer auf ihre Ausſichten ſind. Wo irgend eine Höhe liegt, von der man hinunter blicken kann, oder wo in einem Landgut ein Fenſter offen ſteht, da führen ſie den Fremden hin, als hätte er ſo was noch nie geſehen.

Beſſer als alle dieſe ſchweizeriſche Augenweide behagte mir daſelbſt die ſchöne Butter und der gewürzige Honig, die man auf dem weißeſten Semmelbrod (anderes kennt man kaum hier zu Lande) zuſammenſtreicht. Das iſt eine wahre Hirtenſpeiſe von einfacher Nahrung und Kraft, deren ich mich nun öfters mit auffallendem Vortheil zum Frühſtücke, ſtatt der inſipiden Molken, bediene, weil ich finde, daß mich dieſe nur grämlich macht. Sage das dem Doktor; wenn er es mißräth, ſo will ich aufhören; bis die Antwort kömmt, kann ich mich ſchon eine Zeit lang daran laben.

Zuweilen reite ich auch, denn gehen kann ich auf dieſen ſteinigen Straßen nicht, nach Appenzell hin, wo ich die Bekanntſchaft eines wackern Mannes, der lange in Frankreich gedient, gemacht habe. Dieſes iſt der Hauptort vom katholiſchen Theile des Landes und liegt dicht an den Bergen. Erwarte aber von mir keine nähere Beſchreibung; ich beſchreibe nicht gerne, am wenigſten das, was man allenthalben ſchon beſchrieben findet, und überlaſſe dieß deiner dichteriſchen Clotilde, die alles mit liebender Phantaſie umfaſſet, wovon Andere große Worte machen. Mir gefällt das finſtere Städtchen mit ſeinen dreiſten Bettlern bey weitem nicht ſo wohl, als die unzähligen durch das ganze Land bis zu den höchſten Bergen hinan zerſtreuten Häuſer, deren jedes ſeine Wieſe, ſeinen Quell und ſeine Unabhängigkeit hat.

Den 28. Juni.

Durch das Herumbiethen des Pfarrers iſt des Fräuleins Blumenelegie hier allgemein bekannt worden, und zieht ihr jetzt viele Complimente zu, worüber ihre Beſcheidenheit erröthet, zugleich aber die ſanfte Gluth unterdrückter Freude ihre Augen belebt. Wer wollte den Verſen eines ſchönen Mädchens ſeine Bewunderung verſagen! — Nur ein ernſter alter Profeſſor aus Z. ſtimmte nicht ſo ganz in den unbedingten Beyfall ein, ſondern nannte die Verſe elegante Reminiszenzen aus Matthiſſon und Salis, den Dichtern, über deren zartduftende Blumen hinaus nur ſelten eine weibliche Seele den Flug wage. Als Oheim durfte ich nicht lachen, mochte aber auch nicht zürnen; denn der Mann gefiel mir, der erſte freyſprechende Schweizer, den ich geſehen. Ich will nicht wiſſen, ob ſein Urtheil begründet ſey oder nicht; aber daß er kein Bedenken trug, die Eitelkeit eines jungen Frauenzimmers der Wahrheit aufzuopfern, kömmt mir heut zu Tage, auch an einem alten Mann, auffallend vor; über das Ungewöhnliche aber ſtaunt oder lacht man.

Beſſer machte es ein herumreiſender Deklamator, der ſo eben angekommen war; denn ſogar bis in die Appenzellergebirge verſteigen ſich dieſe deutſchen Kunſtredner. Der war galanter als der Profeſſor; er nahm das Gedicht ſogleich unter die Stücke auf, die er der Geſellſchaft vortrug, und wußte auch die zarte Wehmuth, die darin herrſcht, ſo rührend herauszuheben, daß einigen Zuhörerinnen die Thränen in den Augen ſtanden, und das Kammermädchen kaum die Gelegenheit abwarten konnte, mir zu verſtehen zu geben, die Belohnung, die ich dem unvergleichlichen Manne zugedacht haben möchte, könne nicht groß genug ſeyn. Da werde ich nun nicht anders als der Erwartung entſprechen dürfen; und ſo muß ich immer die Sünden der Welt tragen, wenn ich gleich keinen Antheil daran genommen habe. Nur, er hat dem guten Kinde Freude gemacht, das iſt auch bey mir kein Kleines!

Für ſeine andern Vorträge aber gäb ich ihm nicht einen Pfifferling. Er macht es, wie die meiſten, die ſein Geſchäft treiben; er begleitet alles mit einem Geberden- und Mienenſpiel, das auf die Schaubühne gehört, wo der Schauſpieler als eine in das Drama des Lebens verflochtene Perſon handelnd auftritt, nicht aber in einen ſtillen Kreis, wo man nicht ſehen, ſondern nur hören will, wie ſich ein poetiſcher Sinn über Gegenſtände der Empfindung ausſpreche, oder wie große Thaten durch die Macht der Worte ewige Dauer erhalten können. Aus dem Munde Homers floß der milde Strom ſeiner Geſänge gewiß nicht mit dem fingirten Feuer eines Sachwalters, und er wollte nicht ſelbſt Achill ſeyn, wenn er ihn als den erſten der Helden ſprechen ließ. Wenn Demoſthenes vor dem athenienſiſchen Volke ſprach, geſchah es ohne Zweifel mit einer Begeiſterung, die ſich über ſein ganzes Daſeyn ergoß; da war es natürlich und nothwendig. Aber eine Rede, die ihm nachgeſprochen wird, vor Zuhörern, die nicht der Gegenſtand ihrer Wirkung ſind, kann und ſoll auch nicht mit dem gleichen Affekte vorgetragen werden; denn ohne das athenienſiſche Volk vor ſich zu haben, wäre der hochbegeiſterte Redner ein übertriebenes Bild. So auch Pindar; und, wer, der ſich einen Anakreon denken kann, würde mit ſo einem reiſenden ſüßlichen Schöngeiſte, der ihn vorſtellen wollte, vorlieb nehmen? — Die hervortretende Perſönlichkeit des Vorleſers bewirkt gerade das Gegentheil von dem, was ſie bezweckt; ſie zerſtört das idealiſche Bild, das ſich der feinfühlende Zuhörer von ſelbſt macht. Den Zauber, die Fülle, den Adel der Worte will man hören, und nicht die nachgeahmte Wirklichkeit vor ſich ſehen. Die wahre Poeſie iſt zu heilig für mimiſche Lebhaftigkeit, und zu geiſtig für ſichtbare Darſtellung; ſie kömmt aus dem Unſichtbaren, und Töne allein ſind ihr Organ. Die alten Rhapſoden rezitirten ihre Gedichte feyerlich zur Leyer, halbſingend war ihr Vortrag, und drang in die Herzen der Hörer. Dieſe neuen Deklamatoren hingegen ſtehen in dem

Wahne, daß es bey ihrer Kunſt hauptſächlich auf Täuſchung abgeſehen ſey, und daß ſie wirklich mit ihrem ganzen Weſen darſtellen müſſen, was ſie nur gefällig nachſprechen ſollten; daher kommen dann Zierereyen aller Arten zum Vorſchein; ſie wollen aus der Haut fahren, wo Unruhe herrſcht, und ſchmelzen dahin bey zärtlichen Gefühlen; bey Schillers Reſignation ſchlagen ſie die Arme in einander, und geben ſich das Anſehen, noch viel mehr zu wiſſen, als in dem ohnehin krauſen Sinne des Gedichtes liegt; zu Göthes Legende von Petrus machte dieſer Sprecher hier ein Geſicht, als wäre er ſelbſt der ſchlaue Geſell, der ſolche Einfälle hätte, und verfehlte damit ganz die naive Einfalt des trefflichen Stückes. Wende mir nicht ein, die gebildeteſten Geſellſchaften haben doch von jeher mit Vergnügen Schauſpieler vom erſten Range einzelne Szenen aus berühmten Trauerſpielen herſagen hören, und dieſe haben es mit allem Pathos des Theaters gethan! Das iſt etwas ganz anderes; jene Zuhörer ſind mit dem Stücke, woraus deklamirt wird, längſt bekannt, und vergegenwärtigen ſich ſo das Ganze. Was ſie hören und hören wollen, iſt Reminiszenz des Theaters; wiewohl auch hierin viel dem guten Ton untergeordneter Geſchmack obwalten mag.

Dieſer Meinung iſt auch der Profeſſor aus Z., die alte Nachteule, wie ihn ein Schmeichler des Fräuleins nannte, mit deren Federn ich mich jedoch, wie du wohl merken wirſt, ſchmücke. Ja er that noch hinzu, was mir aber faſt zu ſonderbar vorkam; die beſte und natürlichſte Art, die Poeſie vorzutragen, ſtehe zwiſchen der ſingenden Manier des Volkes und der redneriſchen Deklamation in der Mitte. Auf den Modegeſchmack komme es nicht an: aber Jeder, in dem „ächtes Gefühl des Schönen wohnt,“ werde, wenn er für ſich ſelbſt, von andern unbehorcht, ein Gedicht herſage, das ihm den Buſen belebt (circum praecordia ludit), es in einem etwas modulirten Rhythmus thun, fern von anmaßendem Verſtandesausdruck; dieß ſey die Stimme der Empfindung, alſo auch, in dieſem Falle, der Natur.

Was ſollen übrigens dieſe Leute in der Schweiz? Man verſteht ſie nicht, wenigſtens wer nicht Umgang mit Deutſchen gehabt hat, und an ihre Ausſprache gewöhnt iſt; das ſah ich ganz deutlich. Sie können doch zur Umänderung unſrer Sprache beytragen, ſagen die Einen. Das wäre Schade, ſagen die Andern: ſo lange wir Schweizer ſind, ſollen wir auch die Sprache beybehalten!

An den Paſtor *

Auf Gaiß, den 29. Juni.

Ich habe mich ſchon oft gefragt, wie zwey Menſchen in Freundſchaft verbunden bleiben können, die an Schickſal, Charakter und Lebensweiſe ſo verſchieden ſind, wie Sie und ich, und habe noch keine genugthuende Antwort herausgebracht. Das Band der Freundſchaft iſt vielleicht aus frühern oder geheimern Faden gewebt, als die kurzſichtigen Sterblichen wiſſen; Gewohnheit aber und guter Wille machen es haltbar. — Sie ſind auf die Univerſität gegangen und wieder nach Haus gekommen; ich habe die weite Erde durchſtrichen, und den größten Theil meines Lebens unter Fremden zugebracht; Sie kennen die Welt aus Büchern und lieben ſie, und werden ihrer Kenntniß nicht ſatt; ich kenne ſie aus der Erfahrung und glaube nicht Urſache zu haben, ſie liebenswürdig zu finden. Welcher von uns beyden Recht habe, weiß ich nicht; daß Sie aber der Glücklichere ſeyn, weil Sie lieben können, will ich gerne zugeben. Mir iſt alles Geſammte, Vielfache, Zuſammengeſetzte langweilig und zuwider; ich kann nur noch das Einzelne lieben, und auch dieß ſelten genug. Unter das Seltene aber gehören Sie, rechtſchaffener, glücklicher Mann! Was ich daher zu Befriedigung Ihrer unſchuldigen Liebhabereien thun kann, iſt mir erwünſcht — und ſo habe ich als Beytrag zu Ihrer Völker- und Länderkunde manches zuſammengebracht, das Ihnen Freude machen ſoll.

In einer benachbarten Stadt wohnt ein Buchhändler, dem die Liebe ſeiner Mitbürger zur Litteratur gar wohl Zeit übrig läßt, mir aus allen Theilen der Schweiz zu verſchreiben, was noch nicht in Ihrem Schweizerkatalog, den Sie mir mitgegeben, ſteht. Ich habe deſſen ſchon eine ganze Ladung beyſammen; denn Sie glauben nicht, welch eine Unzahl von Schriften das vorige Jahrhundert über dieß kleine Land hervorgebracht hat, von dem ernſten Scheuchzer an, der mit Gelehrſamkeit und warmer Vaterlandsliebe die wundervolle Natur des Landes zum Lobe des Schöpfers beſchrieb, bis auf den Cantor Bourrit, der nichts wußte, als mit romanhaften Schilderungen Unwiſſende, wie er iſt, zu locken, um auf unbetretenen Pfaden die Robinſone zu ſpielen; von dem Alpengedichte, das aus Hallers gedankenvoller Seele drang, bis zu dem gefühlſiechen Dichterling, dem die Berge nur Mäuſe gebähren; von dem großen Werk über die Schweizergeſchichte bis zu dem armen Tropfe, der eine Ilias post Homerum ſchreiben will — wie iſt alles beſchrieben, betaſtet, entweiht! Man will nicht mehr das Land, ſondern nur ſeine künſtlichen Empfindungen über das Land bekannt machen!

Sie ſollen den Winter hindurch genug zu leſen haben; und wenn ſie dann unſern Bauern von der Kanzel herab das Land, das von Milch und Honig fließt, beſchreiben, oder die Unſchuld der Sitten mahlen, und das Glück der Freyheit preiſen wollen, ſo greifen Sie nur kühn nach einer ſolchen Reiſebeſchreibung; da ſteht es ſchwarz auf weiß, wie und wo dieß alles zu finden ſey. Sie dürfen nur für die Schweiz den Wohnplatz der Seligen ſubſtituiren, ſo werden Alte und Junge das Reich ererben wollen; das mag ich auch nach der Hand meinen Unterthanen wohl gönnen, und iſt mir lieber, als wenn ſie noch bey lebendigem Leibe Schweizer werden wollten.

Damit Sie aber denſelben das Maul nicht zu wäſſerig machen, ſo habe ich auch für Gegenmittel geſorgt, und mehreres der Sammlung beygefügt, was Rachgier, Mißgunſt oder überſpannte Erwartung über das Land ausgegoſſen, wo dann freylich jene geprieſene Sitteneinfalt als klägliche Beſchränktheit erſcheint, und die allbeglückende Freyheit unter die Willkühr der Städte oder einiger herrſchenden Familien oder dreiſter Volksführer zu ſtehen kömmt. — Uebertriebenes Lob reizt zum Tadel, und leidenſchaftlicher Tadel leitet hinwiederum das beſſere Gemüth auf den Pfad der Billigkeit; dieſen Pfad ſuchen Sie ſich nun ſelbſt aus, liebſter Paſtor, und erklären mir dann, wie es gekommen, daß vor Zeiten die Schweizer ihre Städte und Dörfer aus Ueberdruß ſelbſt verbrannten, und das Land, von dem ſie jetzt ein ſo großes Weſen machen, freywillig verließen? War es damals anders beſchaffen, oder hatten ſie weniger Naturgefühl, oder nicht ſo wohlmeinende Landesväter?

„Ich bin im Kuhdreck geboren und erzogen, und „werde wohl auch darin ſterben, und doch tauſchte ich „meine Heimath nicht an Eure Grafſchaft,“ ſagte jüngſt ein Appenzeller zu dem Grafen N*, der ihn über ſeine Wirthſchaft ſpöttiſch aufzog. Eine ſolche Vorliebe muß doch irgendwo einen Grund haben;

Freylich beſitzt der Graf keine Herrſchaft, und war deßhalb beſchämt; das wußte aber der Appenzeller nicht.

Eines nur macht mich verlegen, wie ich Ihnen dieß Alles zuſchicken ſoll? Auf der Achſe bis an die Oſtſee kömmt es zu theuer, und ſelbſt mitführen kann ich die Waare auch nicht; das Beßte wird wohl ſeyn, ich laſſe die Ladung den Rhein hinunter und über Meer gehen; kapert ſie dann ein feindliches Schiff weg, ſo hat die ganze Mannſchaft genug zu leſen, und vergißt vielleicht darüber etwas ſchlimmeres; verſchlingt ſie aber ein Fiſch, ſo wird er, wenn er Geſchmack hat, ſie ſchwerlich ſo lange behalten, wie den Propheten Jonas. Indeſſen wenn zehen Gerechte eine ganze Stadt vom Untergang retten können, ſo wird ein halbes Dutzend guter Bücher wohl auch eine Kiſte voll Miſchmaſch vor dem Verderben bewahren. Es ſind ihrer aber mehr; ſo habe ich Ihnen zum Beyſpiel das ganze Schweizeriſche Muſeum in 80 Stücken beygelegt, das Sie noch nicht haben, woraus Sie den kleinen und großen Geiſt der Schweizer, ihre Redſeligkeit, ihre Vaterlandsvorliebe und Anhänglichkeit an das Herkommen, ihre ſichere lebendige Umſicht innerhalb der eignen Markſcheide, und ihre ſtaatskluge Bedächtlichkeit gegen das Ausland beſſer kennen lernen, als aus hundert reiſebeſchreibenden Urtheilen und Abſprüchen. In gleichem Sinn habe ich auch einige alte Chroniken einzelner Kantone beygefügt, und (Ihnen darf ich es wohl ſagen, ohne meinen Geſchmack aufs

Spiel zu ſetzen), ein mir ſehr lieb gewordenes Buch, Miscellanea Tigurina, das in drey dicken Octavbänden ſchon anfangs des vorigen Jahrhunderts herausgekommen, worin das reine häusliche Leben, die ungeſchmückten ernſten Sitten und die heilige Arbeitſamkeit der Reformatoren, und die gutmüthige Harmonie zwiſchen Magiſtrat und Geiſtlichkeit auf das natürlichſte und wahreſte zu finden iſt; das wird auch Ihnen behagen. Von dieſem konnte ich um des beſondern Wohlgefallens willen nicht ſchweigen; das übrige ſehen Sie ſelbſt nach; es iſt noch mehr Altes von der Art, das an innerer Gediegenheit das Neue weit übertrifft, aber nicht mehr geleſen wird, weil ihm die Geſchmeidigkeit des Styls abgeht; denn der Styl iſt bey der Leſewelt, was die Mode bey den Weibern.

Größer noch als die Anzahl der Bücher iſt die Menge der Proſpekte von der Schweiz. Da könnte ſich einer arm kaufen! Alpen, Gletſcher, Seen, Waſſerfälle (einer hat ſogar einen „träufelnden Waſſerfall“ herausgegeben), Hauptſtädte, Hauptflecken, Hauptdörfer, Klöſter, Amthäuſer, Brücken, Schlöſſer die man kaum vor Bauernhäuſern unterſcheiden kann, Edelſitze wo kein Adel wohnt, und Bauernhütten je häßlicher deſto beſſer, alles hat ſeinen Mahler gefunden, und der Mahler hinwiedrum ſeinen Käufer. Und wenn ſchon die fremden Liebhaber der Schweiz manches mitnehmen, ſo bleibt doch das meiſte im Lande ſelbſt, eben weil die Schweizer zu ſehr in ihr Land verliebt ſind; denn es gibt hier Sammler aus bloßem Patriotismus, die nicht auf Schönheit, nicht auf Größe, nicht auf natürliche Merkwürdigkeit ſehen, ſondern ohne Unterſchied alles zuſammenleſen was ihren Kanton angeht, und ausſchließlich nur dieſes. Bücher, Bildniſſe, Ausſichten, Neujahrskupferſtiche (was dieſes ſey, werden Sie aus einer wirklich ächtſchweizeriſchen Sammlung, die ich habe auftreiben können, erſehen), ja ſogar wöchentliche Intelligenzblätter, alles das, ſobald es nur Bezug auf Stadt und Land hat, wird fleißig geſammelt, und auf Verſteigerungen geſucht. Ich tadle es übrigens nicht; die Sammler ſind die glücklichſten Leute; und wenn ſie auch ihr Leben damit vertändeln, ſo kann doch einmahl einer kommen, der es zu brauchen weiß; zudem iſt ein ſolcher Patriotismus doch beſſer — als gar keiner.

Von einer einzigen Gegend aus dem Berner-Oberlande habe ich Ihnen, zur Erhärtung deſſen, was ich ſage, zwey und dreißig verſchiedene Anſichten beygelegt; und ſo gibt es von andern berühmten und begafften Stellen vielleicht noch mehr. Es iſt beynahe kein Städtchen, wo nicht ſo ein Proſpektmacher ſelbſt oder ſein Kramladen zu finden ſey, und es wäre bald nöthig, daß die Natur neue Berge ſchüfe oder alte zuſammenſtürzte, um der zahlreichen Innung weitere Nahrung zu geben.

Es iſt aber nicht zu läugnen, daß ſie nicht auch geſchickte Leute in dieſem Fache haben. Sie werden meh-

mehrere große mit Waſſerfarben ausgeführte Blätter in der Kiſte finden; auch Zeichnungen, die Sie aber mit meiner Nichte theilen müſſen; denn das Mädchen, Sie werden nun erſt Freude an ihr haben, iſt ſo ſehr ſchweizeriſch geworden, daß ſie ein ganzes Kabinet mit helvetiſchen Natur- und Kunſtprodukten ausrüſten will. Dieſe Blätter werden Ihnen zum Beweiſe dienen, wie weit es die Schweizerkünſtler in getreuer klarer Darſtellung ihrer Landesnatur gebracht haben, und werden Ihnen zugleich den Vortheil gewähren, dieſe geprieſene Natur beſtändig in ihrer Klarheit zu ſchauen, da ſie in der Wirklichkeit fünf Sechstel des Jahres mit Regenwolken überdeckt iſt.

Da ich Ihre Liebe für dieſen Kunſtzweig kenne, ſo wird es Ihnen auch nicht gleichgültig ſeyn, den Namen und Kunſtcharakter der beßten Landſchaftmahler in der Schweiz zu erfahren, um ſo viel mehr, da ſie außerhalb wirklich nicht ſo bekannt ſind, wie ſie es verdienten; ich theile Ihnen hier eine bezeichnende Liſte derſelben mit, wie ich ſie jüngſt von einem zuverläßigen Kenner erhalten habe. Sie muß aber durchaus nicht bekannt gemacht werden, denn der Verfaſſer iſt der Meinung, von einzelnen Kunſtwerken lebender Meiſter könne man gar wohl öffentlich urtheilen, aber ihren ganzen Künſtlerwerth zu beſtimmen und preis zu geben, findet er bedenklich; allgemeiner Tadel benimmt ihnen den Muth, und unbedingtes Lob ärgert die Andern. Denn ſie haben überhaupt einen höhern

Begriff von der Schriftſtellerey und Kunſtrichterey, als ſie ſollten, und getrauen ſich darum nicht, wie die Gelehrten, durch eine Antikritik die Welt eines Beſſern zu belehren *).

— — — — — Sie ſehen, daß es wenige gibt, die aus eignem Geiſte komponiren. Die meiſten halten ſich an die bloße Natur; denn ſeit Aberli die bekannte Manier der Ausſichten in Aquarell aufgebracht hat, und gleich mit ſo lieblichem Gelingen darin fortgeſchritten iſt, hat ſich ein Heer von Nachahmern gefunden, wovon ihn manche noch an Stärke der Färbung, wenige an Geſchmack und Lieblichkeit übertreffen, und immer kommen noch geſchicktere nach. Indeſſen hat denn doch dieſe Ausſichtenmahlerey, da ſie bloß an der Wirklichkeit hängen bleibt, den Nachtheil, daß ſie auch das Einförmige und Widrige aufnehmen muß, weil es in der vorliegenden Natur iſt, zudem daß durch ſie der edlere Theil der Kunſt, die idealiſche Landſchaftmahlerey, welche ſchöne Formen und überdachte Harmonie der Anlage ſucht, und deßwegen mehr Zeit, Geiſt und Anſtrengung erfordert, in Abnahme kömmt, und nach und nach ihre Anhänger verliert, und ſo zuletzt nur noch für den großen Haufen gemahlt wird.

Es ſind mir auch Abbildungen in allen Forma-

---

*) Aus obigen Gründen wird dieß Verzeichniß auch hier weggelaſſen.

ten von ſchweizeriſchen Kleidertrachten zugeſchickt worden, die habe ich aber zurückgegeben; denn wozu dienen ſie? was ſollen ſie äſthetiſch oder geſchichtlich lehren? ſie ſind weder durch Geſchmack noch durch Alterthum, noch durch ausgezeichnetes Verdienſt der Leute merkwürdig, die alten Schweizer trugen ſich ganz anders; wir könnten mit eben dem Recht unſre Bauern als alte Deutſche ſtechen laſſen. Wenn die Schweizer ihre Heimath nicht für ein Schlaraffenland gehalten wiſſen wollten, und unſre Leichtgläubigkeit, welcher jede fremde Brille recht iſt, ſich nicht ſo vieles aufbürden ließe, ſo würden auch nicht dergleichen Gegenſtände der Kunſt geſtochen und feil gebothen werden. Weil einige Kleidungen, beſonders der Berner-Dienſtmädchen niedlich ſind, wie dieſe Mädchen ſelbſt ſeyn ſollen, und daher ihre Abbildungen Beyfall fanden, und von Fremden zu mancherley Andenken aufbehalten wurden, ſo glaubte der Patriotismus, das geſchehe aus Intereſſe fürs Land, und hielt es für ſeine Schuldigkeit, ſogleich mit den Kleidertrachten aller Kantone aufzuwarten. Wenn es auch noch Nationaltracht wäre! Aber das iſt es nicht einmahl; mancher Kanton hat derer mehrere ganz verſchiedene, und die gebildetere Klaſſe trägt ſich nach allgemeiner Mode. Von der Kleidung der Schweizerbauern, wie ſie anfangs des vorigen Jahrhunderts üblich war, ſind nur noch hie und da einige Bruchſtücke übrig geblieben, von älterer alſo noch weniger. Die meiſten jetzigen Trachten der

Landleute ſind Abkömmlinge altmodiſcher Kleidungen, die nach und nach in Städten abgelegt, und wohlfeil auf das Land verkauft wurden, und ſich da halten, weil es die Noth oder die unter den Bauern herrſchende Spottſucht gegen alles Neue gebieten.

Für den der die Geſchichte der Kleidermoden, oder gar das Buch von den menſchlichen Thorheiten, wovon jene ſchon ein großes Kapitel ausmachen würde, ſchreiben will, möchte dieſe Sammlung allenfalls auch zu einem kleinen Beytrag dienen; aber alle Reiche dieſer Welt und die Geſchichte aller Zeiten können ihm eben ſo ſeltſame Muſter liefern, von dem Feigenblatt an bis zum Reifrocke, und von dieſem bis zur franzöſiſchen Griechheit unſrer Tage. Dieſes Buch werden Sie aber nicht ſchreiben, mein guter Paſtor, und darum brauchen Sie auch die Bilder nicht; Sie ſind, was jener Weiſe für das Geheimniß des Glücks hielt, arm und zufrieden, und laſſen die Thoren laufen; und ob ich ſchon reich und unzufrieden bin, und mich die Leute ärgern, ſo werde ich es auch nicht thun, und ſollt ich auch der Welt ihre Tollheiten wie in einem Spiegel vorhalten können — ſie wird doch nie anders!

So vergeht mir hier die Zeit, indem ich mich mit Ihren Liebhabereyen, mein Freund, emſig beſchäftige; ich ſehe dabey wohl ein, daß eigentlich in einer ſolchen harmloſen Beſchränkung die Ruhe wohnt, nach der ich ſo lange ſchon ſtrebe, und nie erjagen werde, weder in der Hütte des Appenzellers, noch in der Hauptſtadt der alten Welt, wohin mich meine ſorglichen Freunde noch ſchicken wollen. Allein ſo ſehr ich Sie und alle, die ihr Heil in ihren Sammlungen finden, beneide, ſo iſt es mir doch nicht möglich, und will mir kein Verſuch gelingen, mich ſo mit einzelnen Lieblingsgegenſtänden einzugränzen; denn eben ſo oft bemitleide ich diejenigen, welche von dem Sammlergeiſte beſeſſen ſind, weil dieſer Geiſt doch niemahls zur wahren Erkenntniß führt, ſondern gewöhnlich an Nebenſachen kleben bleibt. Daher möchte ich auch bey aller Achtung für Ihre Pünktlichkeit und Erfüllung jeder anerkannten Pflicht, und für Ihre Vergnüglichkeit am wohlgeordneten Beſitz Ihrer Schränke doch nicht Sie ſeyn, mein lieber Paſtor, wogegen ich Ihnen freylich auch gern zugebe, daß Sie Ihre Perſönlichkeit nicht an die Meinige tauſchen würden. Und daran haben wir beyde Recht; jeder, ſo befiehlt es auch die Natur, ſoll bleiben was er iſt, „ſein eigen Gut bewahren, und ſich ſondern vom Uebel, wie er kann.“ Wenn nur dieſes ſo leicht wäre, als es der müßigen Betrachtung ſcheint, und die Kraft nicht meiſt im Mißverhältniß mit der Erkenntniß ſtände! Doch genug hiervon, wir nehmen einander wie wir ſind, mit Achtung und Geduld, und darum bleiben wir Freunde. Nur diejenigen halte ich mir vom Leibe, die mir eine Ehre anzuthun glauben, wenn ſie mich bedauern und mir zu verſtehen geben, es fehle mir nichts, als daß ich nicht denke und handle, wie ihre eigene Wenigkeit, da ſie doch ſelbſt fühlen müſſen, wie erbärmlich ſie ſind!

Man will mich den Winter in Italien zubringen machen; allein was ſoll mir das Reiſen: Post equitem sedet atra cura! Ich bin ein Nordländer, und mich verlangt nach den herrlichen Winterabenden, ſollte ich ſie auch wiederum mit geſchwollenen Füßen erkaufen, wo Sie und der Major im ſchneeumſtürmten Schloſſe um meinen Lehnſtuhl ſaßen, und wir bey nächtlicher Lampe von großen Thaten des Alterthums mit dem Feuer der Jugend ſprachen, und ſo oft, der uns umgebenden kleinen Welt vergeſſend, in zuſammentreffendem Gefühl uns der Menſchheit freuten, und uns ſehnten, wie der ſterbende Sokrates, dahin zu gelangen, wo jene großen Seelen vorangegangen, um uns ungeſtört ihres Umgangs zu freuen. O Freundſchaft und Vernunft, ihr ſeyd das Heiligthum des Lebens!

An die Baroneſſe von *

Auf Saiß, 4. Juli.

Endlich iſt Euer Briefpaket angekommen. Ich danke dir, gute Schweſter, für deine erfreuliche Nachricht, daß daheim alles gut gehe; ſo habe ichs auch erwartet. Man meint zwar oft, wenn man eine lange Zeit nicht von Hauſe weggekommen iſt, ſich nicht mehr entfernen zu dürfen, ohne daß die ganze Hausordnung darunter leide; kaum iſt man aber fort, ſo ſchwindet über den neuen Eindrücken das Andenken an die manchen kleinlichen Sorgen zu Hauſe, wie nach dem Tode ſo manche materielle Peinlichkeiten ſchwinden, möchte ich hinzuſetzen, wenn ichs nur ſicher wüßte! — Man bekömmt leichten Muth, und läßt alles gehen, wie es mag, und gewöhnlich geht es auch ohne uns ganz gut — wie meiſtens auch nach dem Tode.

Es lebe dein leichter Muth! wirſt du ſagen. Ja, Schweſter, über das was hinter mir iſt, hatte ich ſelten einen ſchweren Muth, auch nicht über die Zukunft; nur das was mich umgibt, die Gegenwart, iſt mir nie ganz recht, und ängſtiget und plagt mich auch jetzo noch nur gar zu oft, ungeachtet der heilſamen Ziegenmolkenkur, auf deren Wirkung ihr ſo viel zählet.

Seit meinem letzten Briefe hab ich einen kleinen Abſprung, denn der Aufenthalt hier langweilet mich, nach Konſtanz am Bodenſee gemacht, wovon ich dem Major Nachricht geben werde. Ich nahm jedoch nur den Tobias mit, denn Clotilde und ihr Mädchen haben ganz andre Dinge zu thun; ſie ſind verliebt — ja wahrhaftig — verliebt! — Damit aber dein Mutterherz nicht zu ſehr erſchrecke, muß ich dir ſagen, daß ihre Liebe einſtweilen nur noch an lebloſen Gegenſtänden haftet; indeſſen kann ich für nichts gut ſtehen, wenn ihre Bewunderung für das helvetiſche Tempe, wie ſie dieß Land nennen, ſo fortgeht. Was ſich jetzt ihrer Seelchen bemächtiget hat, das iſt die Pflanzenkunde; und ſogar Verſteinerungen, deren es hier in der Nähe viele gibt, haben den Weg in ihre weichen Herzen gefunden, denn die Mädchen treiben Alles mit dem Herzen. Das iſt ein Eifer und ein Studium, du glaubſt es nicht!

Zur Ergötzlichkeit leſen und verfertigen ſie dann Allemanniſche Gedichte, worein ſie eben ſo vergafft ſind, wie in die Naturgeſchichte. Du ſiehſt, Schweſter, was ein vielumfaſſender Kopf vermag, und was ſich alles in deiner Tochter entwickelt; nicht umſonſt hatte ſie ſo ein Verlangen mitzureiſen; es war Ahnung! Vernimm, wie das alles zugeht:

Mit dem ſchönen Wetter hat ſich eine große Anzahl Kurgäſte eingefunden, gebildete Leute aus dem benachbarten Schwaben, auch wohl weiter her, und viele Schweizer. Unter jenen iſt eine Chanoineſſe aus M*, die an den Nerven leidet, und deshalb eine Reiſe nach Italien machen mußte, woher ſie jetzt eben zurückgekommen, um ihre Heilung hier zu vollenden. Dieſe iſt ſehr inſtruirt, redet von der Kunſt, und ſoll große Kenntniſſe in der Naturgeſchichte, hauptſächlich in der Botanik, haben, wenigſtens hat ſie der Clotilde eine überſchwengliche Neigung dafür beygebracht; ſie ſpricht viel und ſehr gut, führt einen großen Briefwechſel, lacht wenig und entſcheidet viel. Auch gibt ſie ſich theoretiſch mit der Volkserziehung ab, woran aber deine Tochter bisher noch keinen Geſchmack fand. Sie imponirt durch ihren Verſtand, und weiß Theilnahme durch ihre Kränklichkeit zu erwecken. Dann aber iſt auch noch eine muntere junge Schweizerin hier, beynahe das Gegentheil von jener, ſtets freudig, gefällig und offen, voll von Geſundheit und Leben; reich, welches in der Schweiz ſo viel als Adel gilt, jedoch ohne alle Anmaßung; und was das vorzüglichſte iſt, und ihr beſonders das neidloſe Herz deiner Tochter zugewandt hat, ſie iſt eine Dichterin. Dieſe drey ſind nun unzertrennlich; Clotilde und die Schweizerin machen Verſe, und die Chanoineſſe prüft ſie. Sie üben ſich aber, wie geſagt, meiſtens an Gedichten in der Volksſprache nach Art der Allemanniſchen. Und ob ich ſchon predige, daß das ein falſcher Geſchmack ſey, daß es als ein Verſuch zum Scherz etwa einem Dichter hingehen möge, inſofern er nemlich die Naivetät des Volkes in deſſen Sprache zu legen wiſſe, ſo laſſen ſie es doch nicht, und lachen mich nur aus, und haben auch recht, denn ich ſollte nicht predigen; wann hat je die Mode Vorſtellungen vom Alter angenommen? — Eine bloße Mode iſt es aber, die beſonders hier zu Lande im Gange iſt, ſeit Hebel in ſeine berühmten Gedichte nicht nur die Sprache, ſondern auch die ländliche Natur und den Geiſt des beſſern Theils ſeines Volkes gebannt, und alles Kleine mit ſo vieler Liebe zu idealiſiren gewußt hat. Du erinnerſt dich noch, wie wir ſchon zu Hauſe daran uns mühten, aber nie recht zum Verſtehen gelangen konnten; nun verſtehe ich ſie vollkommen und mit großer Luſt, beſonders wenn ſie die Schweizerin in ihrer eignen Mundart, mit der ich durch Umgang näher bekannt bin, vorlieſt; denn es gibt in der Schweiz der Dialekte mancherley, ſo daß ſie oft einander ſelbſt nicht verſtehen. Man hätte denken ſollen, nach Hebel wären alle dieſe idiotiſchen Dichter verſtummt, aber da ſtand im Gegentheil ein Heer von Unbeſonnenen auf und hinkte ihm nach; und nun ertönten aus allen Ecken des Landes Lieder in der Volksſprache, ein unverſtändliches Gequacke, Volkston aber nicht Volkswitz; ſie ſprechen freylich in Idiotismen, aber ſcherzen wie unmündige Kinder, oder moraliſiren wie Schulmeiſter. Originalität und Meiſterhaftigkeit haben ein Vorrecht zu allem, und damit hat Hebel auch alles gut gemacht; ſein Bändchen lieſt ſich mit Wohlgefallen; aber wenn auch Er durch den verdienten Beyfall ſich zu mehrern Bänden verleiten ließe, ſo würde er ſelbſt erfahren, daß die Manier ermüdet, um ſo viel mehr, wenn ſie noch durch Nachäffung verpfuſcht und alltäglich geworden iſt.

Das ſage ich den Kindern oft, ſie haben aber ihre Köpfchen oder ihre weiblichen Vernunftgründe, wogegen nicht aufzukommen iſt. Die Schweizerin antwortet: Sie ſagen ja ſelbſt, lieber Oheim, (ſo nennt ſie mich) jene Gedichte gefallen Ihnen, alſo finden Sie ſie ſchön; was ſoll man aber nachahmen, wenn das Schöne nicht? — Meinetwegen! ſo mag die Ein Verſe machen wie die Schweizerbauern, und die Andre wie die Mecklenburger Biergeſellen, wenn ihnen die gewöhnliche Götterſprache zu gering iſt. Ich laſſe ihnen die Freude, und habe dafür meinen Spaß mit Suschen, die ſich auch an den Schweif des Pegaſus, worauf die beyden Muſen ſitzen, gehängt hat. Dieſe hatte zuerſt eine jungfräuliche Abneigung gegen das Allemanniſche, weil ihr das Wort zu ſtark vorkam, wie ſie ſagte, indem einem dabey der Sinn an „alle Männer“ komme. Sie ließ ſich aber belehren, und meinte nun (von welchem Wahne auch deine Tochter anfänglich nicht ganz frey war), jeder Volksdialekt ſey Allemanniſch; und unter dieſer Benennung ſang ſie der Schweizerin ein plattdeutſches Lied vor, wovon dieſe Allemannierin kein Wort verſtand. Neulich fragte ſie, ob der Kuhreihen! auch ein Allemanniſches Gedicht ſey? Ein Animaliſches, verſetzte der alte Profeſſor aus Z.

Sie machen auch Charaden und Logogryphe, ganze Bogen voll, die dann unter der Geſellſchaft herumgebothen und enträthſelt werden. Clotilde wird dir ein paar Dutzend von den beßten ſchicken; du kannſt ſie dann dem Paſtor geben, daß er ſie in einen Muſenallmanach einrücken, und unſterblich machen laſſe. Es iſt ein unterhaltendes Spiel, wenn es nicht ſchriftſtelleriſch getrieben wird; indeſſen halte ichs doch im geiſtigen Verſtande mit einer ehrlichen Frau Rathsherrin aus Gl . ., welche hier die Kur braucht, und, gefragt, ob ſie auch die Charaden liebe, erwiederte, ſie eſſe ſie nicht gern.

So viel von unſerm dichteriſchen Leben. Sey übrigens unbeſorgt, eine Pedantin ſoll dein Fräulein nicht werden; die Schweizerin iſt es auch nicht, es ſind beyde unbefangene muntere Kinder, die einen Augenblick nach einer neuen Weiſe tanzen. Die Leute meinen oft, ſie haben den Geſchmack, und haben nur die Mode, welches mitunter ein Glück iſt, denn der Geſchmack iſt inhärent, wenn er auch falſch iſt; die Mode hingegen iſt vorübergehend.

Den 6. Juli.

Als Clotilde mit des Paſtors Guſtav Latein lernte, fragteſt du: wozu das? und ich antwortete: Latein iſt wie die Gottſeligkeit zu allen Dingen nütze. Wenn ſich meine Behauptung nicht ſchon früher bewähret hätte, ſo geſchähe es gegenwärtig; denn wie wollte ſie jetzt alle die gelehrten Namen der Pflanzen, die ſie täglich nach Hauſe bringt, behalten, wenn ſie nicht etwas von jener Sprache wüßte?

Gartenblumen? — Mit nichten! die überläßt man den Bürgersfrauen. Das Vornehme iſt jetzt gemein und das Gemeine vornehm geworden. Wieſenblumen, Heidekräuter, Mooſe und Flechten ſind es, womit alle Gläſer und Töpfe im Hauſe angefüllt ſind; und wozu? Um über ihre Fructifikation etwas ſagen zu können, und ihre linnéiſchen Namen auswendig zu lernen; an mehr wird nicht gedacht.

Neulich ſind ſie mit mehrern Kurgäſten in die nächſten Berge kräutern gegangen, und mit ganzen Körben voll Beute zurückgekommen. Und nun ſollte nach dem Verlangen der Chanoineſſe alles beſchrieben, zerlegt und aufbewahrt werden; das war aber der flüchtigen Jugend bald zu langweilig. Ein junger deutſcher Arzt, der ſie begleitet hatte, nahm indeſſen die Mühe auf ſich, und anerbot ſich auch, den Damen in Abweſenheit der Chanoineſſe, der ihre ausgedehnte Correſpondenz und übrige Studien viel Zeit wegnehmen, das Sexualſyſtem zu erklären. Ich habe es aber für Clotilde höflich ausgewichen, und ihr eine franzöſiſche Anleitung à la portée des Dames angeſchafft, die dem Zweck hinlänglich Genüge leiſtet. Auch die Schweizerin, an die ſich der Arzt vorzüglich wandte, deren fröhliche Weiblichkeit aber an allem, was trocken iſt, gleichgültig vorüberſtreicht, ward des gelehrten Unterrichts bald ſatt, und hielt ſich zu Clotilde und ihrem franzöſiſchen Buche, welches mir lieb war; denn was hätte ihr Mann deſſen für Freude gehabt, wenn ſie mit ſolchen polyandriſchen und cryptogamiſchen Kenntniſſen nach Hauſe gekommen wäre? — Zwar lachte die Chanoineſſe über meine Bedenklichkeiten, und meinte, man müſſe dabey an weiter nichts denken. Wie weit die Stiftsdamen ihrer Phantaſie Meiſter ſind, weiß ich nicht; aber von den Weltlichen hab ich ſchon ſagen hören, daß ihnen die Gedanken oft wider ihren Willen kommen.

Ich merke jedoch ſchon, daß dieſer flüchtige Eifer nicht zur wiſſenſchaftlichen Beharrlichkeit werden wird, da ſteht ihren poetiſchen Gemüthern die Empfindſamkeit im Wege; ſie hängen zu viel an den ſchönen Farben und zarten Formen der Pflanzen, haben Vorliebe für dieſe und jene, machen Freundſchaft mit ihnen, und können es nie recht übers Herz bringen, ſie kaltblütig zu verſtümmeln, oder mit grauſamer Hand in ein Herbarium hineinzukreuzigen. Die Namen, die hochklingenden wollen ſie wiſſen, das iſt alles, das macht Effekt! denn es gehört jetzt zum eleganten Ton, keine Reiſe zu machen, ohne ſie zu beſchreiben, und keine Beſchreibung, ohne von einigen aufgefundenen Blumen die linnéiſche Terminologie anzugeben, ſo daß der Reiſende, wenn er nur ein Veilchen pflückt, das er mit Sehnſucht an den Buſen der Geliebten zu heften wünſcht, nie vergeſſen darf, das Corpus delicti mit **Viola odorata Lin.** zu bezeichnen, wobey der geduldige Leſer nicht nur ſein Wiſſen ehren, ſondern ihm wohl auch noch eine Aehnlichkeit mit dem genialiſchen Rouſſeau zutrauen ſoll, der dieſe Kunde ſo beredt als den einzigen Troſt in ſeiner Menſchenverlaſſenheit anpries, und auch darin das Loos großer Männer theilte, daß er viele kleine zu Narren machte. Es iſt unbegreiflich, wie magiſchſchnell ſich modiſche Denkungsart verbreitet; und damit wird auch heut zu Tage dieſe liebliche Wiſſenſchaft verhudelt, weil man alles ins Alltägliche hinabzieht, und dann dabey ſitzen bleibt, das

Forſchen ſcheut, und mit ärmlicher Kenntniß (a little learning) einen eintägigen Ruf erlangen kann. Um die Phyſiologie der Pflanze bekümmert ſich keiner dieſer Schreib⸗ und Empfindſeligen, wenn nur das Kunſtwort richtig daſteht; ſo wie ſie reiſen, nicht um zu ſehen, ſondern um geſehen zu haben.

Auch die Chanoineſſe ſcheint nicht gar tief in die gründliche Kenntniß eingedrungen zu ſeyn; denn da ich eben Hallers Alpen vor mir hatte, fragte ich nach den dort angegebenen und ſo ſeltſam beſchriebenen Blumen; allein ſie wollte nichts davon wiſſen, weil die Namen nicht Linnéiſch wären. Und als ich gar in meiner Einfalt ein altes Kräuterbuch, das mir der Hauswirth geliehen, der Clotilde empfahl, ſo wohl wegen der Abbildungen als der angegebenen Eigenſchaften der Pflanzen, ſtieß jene es unwillig auf die Seite und ſagte: ob ich einen Apotheker aus meiner Nichte machen wolle? Was hat man aber von den bloßen Namen, wenn man die Eigenſchaften nicht weiß!

Ihrem richtigen Grundſatze gemäß, daß man bey ſolchen Erlernungen von dem nächſten ausgehen müſſe, leben wir nun ganz von dem, was uns der Ritter Linné auftiſchet. Täglich laben wir uns an der Fragaria vesca Lin.; die liebliche Frucht des Prunus cerasus Lin. wird uns, obgleich noch ſparſam, aus dem Rheinthale heraufgebracht, ſo wie auch das Gemüſe, worunter die Brassica oleracea Lin. mit ihren Spielarten uns viel zu ſchaffen macht. Hier gibt es weder

Gärten noch Bäume noch Felder, woran aber das tiefere benachbarte Land einen Ueberfluß hat; daſelbſt wächſt auch häufig die Vitis vinifera Lin. (habitat in orbis quatuor partibus temperatis) und wird daraus ein angenehmer rother Trank bereitet, der etwas Stärkendes und Erheiterndes hat, und noch mehr Liebhaber findet, als das Erzeugniß von der Capra hircus Lin., das jeden Morgen unſer wartet.

So führen wir ein poetiſches und gelehrtes Leben über die Maaßen. Alles was in die Sinne fällt wird beſungen oder wiſſenſchaftlich bezeichnet, ſo daß ich die heidniſche Frage: was werden wir eſſen oder trinken, gar nicht mehr thun mag, aus Beſorgniß, mit einem ſuffiſanten Lin. abgefertigt zu werden. — Dem Kammermädchen wollten die wälſchen Namen erſt gar nicht in den Kopf; ſie machte ſich deshalb an Tobias, der in ſeiner Jugend ein Balbier geweſen, und wollte wiſſen, was denn das Lin. hinter jedem Worte zu bedeuten hätte? Tobias erklärte ihr, dieß ſey das Diminutiv, womit die Schweizer alles was klein ſey, oder ihre Liebe habe, benennen, bis auf die Taufnamen; ſo laute auch der ihrige in der Schweizerſprache Sus-Lin. — Oft weiß man nicht, ob man lachen oder weinen ſoll; geſtern kam die Chanoineſſe mit dem Dianthus carthusianorum, und ſagte, ſie ziehe ſolchen dem Dianthus cariophylus (eine kleine wilde Nelke der ſchönen Gartennelke) weit vor, wegen ſeiner Beſcheidenheit; als wenn die Gartennelke unbeſcheiden wäre!

wäre! Und die Schweizerin hatte ihren Arm verbunden, um ſagen zu können, ſie ſey von der Urtica dioica gebrannt worden.

Sonſt wiſſen ſie, wenn ſie bey Verſtande ſind, ſo viel Anziehendes von dieſer Bergreiſe zu erzählen, daß mir oft die Begierde anwandelt, ſelbſt einmal dieſe Trümmer der Schöpfung in der Nähe zu ſehen, wenn ich nur wüßte, wie hineinkommen! Gefährlich muß es nicht ſeyn, denn der Geſellſchaft iſt kein Leid widerfahren, als daß ſie todtmüde und mausnaß von einem Regen zurückkamen, der ſie überfiel, weil ſie einen Stein in das Wetterloch auf dem Kamor geworfen, welches Sturmerzeugniß der Arzt, ein Naturphiloſoph, für keine Unmöglichkeit erklärte, indem der große Shakeſpeare berichte, daß viele Dinge unter dem Himmel geſchehen, wovon ſich unſre Philoſophie nichts träumen laſſe.

Noch ein widriger Zufall hat ſie betroffen: es ereignete ſich, als ſie des Nachmittags, bey einer Sennhütte Raſt hielten, und Suschen ſich mit einem jungen Alpenſohne beſprach, daß eine Ziege ihr einen großen Blumenſtrauß, voll der ſeltenſten Pflanzen, den ſie in der Hand trug, unvermerkt abfraß, ſo daß ſie nur noch den leeren Beſen behielt; ein Verluſt, der allen ſehr nahe ging. Man wollte es erſt der Chanoineſſe verſchweigen, ſie erfuhr es aber doch, und machte dem Mädchen gerechte Vorwürfe, daß ſie im Geſpräche mit einem gemeinen Burſchen ſich ſo weit vergeſſen können, nicht auf die ihr anvertrauten wichtigen Blüthen zu achten, und ſo ihre Herrſchaft um die Mühe des Tages zu bringen. Dieſe entſchuldigte ſich, ſie habe nur zu wiſſen verlangt, wie er ſeine Zähne ſo weiß erhalte?

„Hatte er denn ſo ſchöne Zähne?“

Ja wohl; und ein Geſicht wie Milch und Blut.

„Wirklich? und wohl gewachſen?“

Er ſprang über eine mannshohe Hecke weg.

„Es gibt ſchöne Leute in den Alpen. Und was gab er zur Antwort?“

Ich ſoll am Sonntag nach Appenzell zum Tanze kommen, da wolle er mirs ſagen.

„Ey! den Tanz wollen wir ſehen!“ endigte die Chanoineſſe, und ward wieder gut.

An den Major von *

Auf Gaiß, den 8. Juli.

So wie die Schweizer das Heimweh an fremden Orten überfällt, hat es mich in der Schweiz gefunden. Ich ſehne mich zurück wo Du biſt, zur Schweſter, zum Paſtor; ſelbſt zum Schulmeiſter und Dorfſchulzen, ja zu Hund und Katze hätte ich bald geſagt. Ich will und muß wiederkehren zur ernſten Ordnung, zur ruhigen Stille, oder, wenn du lieber willſt, zur angewöhnten Bequemlichkeit, die ich nicht mehr miſſen kann, ob ich gleich fühle, daß das Herumziehen meiner Geſundheit behagt, und jene Bequemlichkeit mir auch wieder zur Laſt fallen wird. Es iſt eine zur Natur gewordene Unruhe in mir, daß ich oft ſelbſt nicht weiß, was ich will; am beſten iſt es, wenn ich gar nicht über mich ſelbſt nachdenke, und in den Tag hinein lebe. Wer das nur könnte! — Dem ſey wie ihm wolle, ich gehe nicht weiter: iſt es nicht ſchon ein Widerſpruch in Worten: herumlaufen, um Ruhe zu ſuchen! Sie iſt nirgend, als wo Friede und Freyheit iſt, **Pax est tranquilla libertas**, ſagt Cicero. Aber wo ſind dieſe? Frieden und Freyheit waren ſchon in der Jugend unſre großen Worte, die haben wir geſucht zu Waſſer und zu Lande, im Felde und an Höfen, in großen Städten und in der Einſamkeit, und ſo das Streben der männlichen Thätigkeit in Müh und Arbeit, Freud und Leid vollbracht, und freylich auch Genuß dabey gefunden; aber es war doch nicht der Friede und nicht die Freyheit, und wenn dieſe köſtlichen Güter irgendwo zu finden ſind, ſo iſt es, wenigſtens für unſre Jahre, am heimathlichen Herde, wo man die kummerloſen Tage der Jugend verlebte, deren lebhafte Eindrücke mit ſo heiterer Anmuth ſich dem Alter wieder darſtellen. Dieß Gefühl iſt das wahre Heimweh, und liegt in unſerer Natur. Wie das müde gejagte Thier wiederum zu ſeinem erſten Lager kehrt, ſo ſucht auch jeder, der das raſtloſe Treiben der Welt kennt, zuletzt wieder die Stätte ruhiger Träume, aus der er in die

Stürme der Welt trat. Ulyſſes, **multum ille et terris jactatus et alto**, ſehnte ſich ſogar aus den Armen der Göttinnen wieder nach ſeinem ſteinigen Vaterlande; auch Plutarch kehrte nach Chäronea in Böotien zurück; und haben wir nicht den Mann, den die Fürſten ehrten, gekannt, der, während er öffentlich ſein geliebtes Vaterland höhnte, in der Einſamkeit blutige Thränen nach einem ſtillen Winkel in der verſpotteten Vaterſtadt weinte! — Das iſt der wahre Zug der Natur, ſage ich; alles andre Gelüſten nach wärmerm Himmel und üppiger Erde iſt, man mag ihm noch ſo ſchöne Namen geben, Unerfahrenheit jugendlicher Phantaſie, und noch öfter ſentimentaliſche Selbſttäuſchung, einigen vorzüglichen Männern nachgeſprochen, die ein entſchiedenes Talent nach jenen Gegenden hinzog, und ihnen das Recht erwarb, ſie auf Unkoſten andrer zu preiſen:

„Nicht in Rom, in Magna Gräcia,
Dir im Herzen iſt die Wonne da!“

ſagt gleichwohl auch einer von ihnen. — Man will ſich einen Schatz von Gefühlen ſammeln, und vergeudet darüber ſein Leben leer an Thaten.

Der Engländer, wenn er das ſchöne Italien durchſtreift hat, kehrt gerne wieder in ſein freyes Nebelland zurück, der Franzoſe in die Schule der Höflichkeit, der Schweizer in ſeine Berge; hat denn das deutſche Vaterland allein keine Anmuth für ſeine vornehmen Kinder? Gilt die deutſche Treue nichts mehr, nichts mehr der redliche Bürgerſinn; wird Fleiß und Genügſamkeit nicht mehr geachtet; und iſt die Beſcheidenheit, die jedes Verdienſt ehrte, von uns gewichen? Der Menſch muß das Glück erſt in ſich ſelbſt, und dann unter der Geſellſchaft von Seinesgleichen ſuchen, ohne das wird ihm auch der heiterſte Himmel nicht lachen; ſollte dieß aber unter einem ehrbaren Volke nicht ſo gut zu finden ſeyn, als unter den ſchönern Larven Italiens? — Dieß und noch mehr ſag ich mir ſchon hier, und ſage es noch ſtärker, wenn man mich überreden will, weiter zu gehen, und mich wohl gar auf längere Zeit dort niederzulaſſen.

Um mich zu zerſtreuen, und doch auch etwas von der ſo geprieſenen Schönheit der Schweiz zu ſehen, machte ich mit dem alten Profeſſor aus Z. eine kleine Ausfahrt nach dem benachbarten Konſtanz. Denn hier iſt ein unfruchtbares Land, nichts zu ſehen, als Tannenwälder und unförmliche mit Grün bekleidete und von unzähligen todten Hecken durchſchnittene Hügel, denen allein die vielen zerſtreuten Häuſer, das weidende Vieh und das muntere Rufen der Küher einiges Leben geben.

9. Juli.

Dieſer Profeſſor iſt mir eine liebe Erſcheinung, die ich gerne um mich habe, weil ſie aus eignem Lichte leuchtet. Er iſt aus der gründlichen Schule Bodmers und der Alten, hat aber von dieſen weniger das Aeſthetiſchſchöne als das Sittlicheinfache ſich zu eigen gemacht. Die alte klaſſiſche Welt kennt er durch und durch; und lebt in ihren Sprüchen; er liest ihre Geſchichte, und iſt nicht unbekannt mit ihren Staatsverfaſſungen. Die moderne Politik hingegen iſt ihm, ſo wie den meiſten ſeiner Landsleute, ſobald ſie über den Nothbedarf des Vaterlandes hinaus geht, fremde. Was ſoll ich, ſagt er, meine Zeit mit dem Studium neuer Verfaſſungen verlieren, die man doch nur dannzumahl richtig beurtheilen kann, wenn man unter ihnen lebt, und das, was ſie verſprechen, mit der Erfahrung vergleichen kann oder muß? Die bloße Theorie derſelben gibt uns nur eine idealiſche Anſicht, die ſelten mit der Wirklichkeit übereinſtimmt. So wie ein Menſch im Porträt immer ein Sonntagsgeſicht macht, und nur erſt dann wahr erſcheint, wenn wir ihn in der Beweglichkeit des Lebens ſehen, ſo iſt es auch mit der Form der Staatsverbeſſerungen; der Geiſt iſt es, der ſie beleben muß, und dieß belebende Prinzip bleibt doch der, dem die Gewalt gegeben iſt. Darum iſt die Monarchie immer eine einfache Regierung, ſie mag noch ſo viel künſtliche Modificationen haben, weil der Fürſt ihr Geiſt iſt, und mit Kraft und Klugheit aus ihr macht, was er will; da iſt alſo ohnehin nicht viel zu ſtudiren. — So redet er, ſo denken die meiſten; wiſſen aber gar wohl, wenn ſie es ſchon nicht geſtehen dürfen, daß auch bey ihren Gemeinſtaaten ſammt und ſonders die wirkliche Gewalt in den Händen von Wenigen liegt, die für das liebe Vaterland ſorgen, wie ſie es gut finten. — Doch können wirs ihnen wehren, ſagte er. — Wenn ſie nicht geſcheidter ſind als ihr, erwiederte ich.

Was auſſerhalb der Schweiz vorgeht, das lieſt er in der Zeitung, und legt es mit der Zeitung auf die Seite; hingegen was in dem Lande ſelbſt geſchieht, das intereſſirt ihn bis auf Kleinigkeiten; er ſchmählt zwar oft darüber, wie alle Schweizer, aber, auch wie alle, mit geheimer Liebe. Von neuern Dingen ſpricht er mit kluger Zurückhaltung, damit er nicht auf den hier und dort noch ſchlummernden Partheygeiſt treffe, denn der iſt ſagt er, das größte Uebel, das die Hölle unter die Menſchheit geſpien, das niemand kennt, als wer in ſeinem giftigen Hauche gelebt hat. Sonſt iſt er über die wiederhergeſtellte Ruhe herzlich froh.

Seine Geſtalt iſt reinlich, ſeine Bewegung langſam, ſein Innres ohne Ehrgeiz. Wer ſich nicht kann eigner Größe freuen, darf doch mit ſeinem Kleinen ſich gütlich thun, meint er, und das kann und thut er auch, ohne viel nach äußern Vorzügen zu fragen. Denn, wiewohl in der Schweiz das Geld ſehr geachtet iſt, ſo haben die Schweizer doch noch einen Sinn für die Einfalt des Lebens, der ſich bey uns, die wir uns in Rang und Titeln verloren haben, ſelten mehr findet. Zum Theil habe ich es ſchon ſelbſt bemerkt, auch von glaubwürdigen Zeugen vernommen, daß ſelbſt in den Hauptſtädten des Landes, wo ſonſt von dem Unkraut der neuern Zeit viel aufgeſchoſſen iſt, ein rechtlicher Mann, bey dem Kopf und Herz an der wahren Stelle ſind, auch bey den Optimaten in Ehr und Anſehen ſteht, wenn er gleich, wie dieſer Profeſſor, keinem Menſchen den Hof macht, und ſich ſelbſt auf die anmaßungsloſeſte Weiſe von der Welt Herr und Diener zugleich iſt, auch öfters über conventionelle Verhältniſſe abſichtlich hinweg ſich ſetzt oder ſie wirklich nicht kennt.

Seine Freymüthigkeit iſt ſeiner äußern Einfalt gleich, und eines freygebornen Menſchen würdig; und da ſie keine Bitterkeit hat, ſo zieht ſie ihm auch ſelten Verdruß zu, zumahl der ernſte Mann über jede Antwort gelaſſen bleibt, und dem Unfeinen bloß den Rücken kehrt. — Daß ich indeß in leidenſchaftlicher Aufwallung mich manchmahl an dieſem milden Gleichmuth ſtoße, wirſt du wohl begreifen. Neulich erhielt er von Hauſe die Nachricht, daß daſelbſt von jungen Knaben ein vaterländiſches Schauſpiel aufgeführt worden, und freute ſich kindlich darüber; er kam immer wieder darauf zu ſprechen, und ſprach davon nicht wie von einem Zeitvertreib, ſondern wie von einer Anſtalt zu höherer Bildung. Das wird, ſagte ich endlich ärgerlich, wieder eine von euern Schweizereyen ſeyn, womit ihr einander die Ohren ſo voll macht, und die kein Fremder mehr hören mag. Er nannte mir die Griechen, die auch durch Nationalſchauſpiele ihre Vorfahren ehrten, und den Geiſt und Geſchmack ihrer Jugend bildeten. Darüber gerieth ich in unzeitigen Eifer: Seyd Ihr denn Griechen? wurden ihre Schauſpiele von Knaben aufgeführt? Sie wählten ihren Stoff aus der Homeriſchen und Vorhomeriſchen Heldenzeit, ihrem heiligen Mythus, an dem ganz Griechenland Theil nahm; ihr von aufrühriſchen Bauern! Ihre Dichter waren Aeſchylus und Sophokles; wer ſind die eurigen? Ihre Schauplätze wurden bald zu öffentlichen Marmorgebäuden, die eurigen ſind und bleiben Brettergerüſte auf einer Zunft oder in einem Schuppen. Und die Zuhörer? Dort waren es die Häupter des Staats und das Volk im allgemeinen Intereſſe, hier eine Handvoll eleganter Stadtbewohner, ein Haufe abgeſchmackter Dilettanten, und die zärtlichen Aeltern der ſpielenden Knaben, bey denen allen an keinen begeiſternden Einfluß mehr zu denken iſt. Ihr verſprecht euch patriotiſche Wirkung auf die Knaben, wenigſtens doch Bildung des Geſchmacks; aber dann müßt ihr auch Verbildung erwarten, wenn die meiſten Stücke keinen Geſchmack haben. Vaterlandsliebe aber, dieſe heilige Geſinnung, muß, wenn ſie gelehrt werden kann, aus dem lebenden Beyſpiel wackerer Bürger gelernt und aus den Büchern der Geſchichte in ernſter Betrachtung genährt werden, von der modernen Bühne herab tritt ſie gewiß nicht unter das Volk; dieſe kann höchſtens die Phantaſie aufregen, der Einbildung vorübergehend eine Kraft vorſpiegeln, die nicht im Charakter des flüchtig Aufgeregten iſt, mithin auch im Drang der Wirklichkeit verſchwände. Es gibt keine nachahmenden Helden. Wahre Größe und Tapferkeit kommt nicht durch die Einbildung in den Menſchen, ſonſt hätten die Herrmannsſchlachten und Ritterromane ſchon lange unſre deutſchen Heere zu Beſiegern Europas gemacht. Laßt einmahl eure wackern Ahnen im Frieden ruhn, wie die Griechen könnt ihr ſie doch nicht brauchen; euch iſt ein andrer Mythus gegeben; und bedenkt, wenn andre Nationen auch ſo ihre Heldenthaten herumbiethen wollten, was das für eine Ruhmredigkeit und Eiferſucht gäbe, deren Lächerlichkeit man gewiß bald einſehen und zuletzt froh ſeyn müßte, wieder zu der Beſcheidenheit der Gegenwart zurückzukehren, und im Fall der Noth, mit Hintanſetzung alles angelernten Hochſinns, aus eigener Kraft, wenn ſie noch da iſt, groß und gut handeln zu können.

Geduldig wie ein Märtyrer ließ er mich austoben; endlich verwunderte er ſich, daß ich ſo ins Allgemeine hinein perorire, wo nur von einem einzigen unſchuldigen Falle die Rede ſey. Mein jüngſter Bruder hat das Stück geſchrieben, ſagte er, und zwey Söhne meiner Schweſter halfen es ſpielen; arme Jungen, wenn ihr hörtet, wie man euch eure Herzensfreude beynahe zum Verbrechen, und euern Ruhm zur Schmach macht! Lieber Baron, fuhr er fort, meine Hand ergreifend, Sie ſehen und verurtheilen durch ein getrübtes Teleſkop aus der Ferne und außer aller Haltung, was Ihnen in der Nähe, mit Ihren natürlichen gutmüthigen Augen betrachtet, gewiß unſchädlich, und vielleicht gar anſtändig und recht erſcheinen würde.

Siehe, Kamerad, da haſt du mich wieder einmahl, wie du mich ſchon ſo oft geſehen; beſchämt, wo ich Recht zu haben erwartete, blos um der verwünſchten Gewohnheit willen, kleine Dinge in den Geſichtspunkt der großen zu ſtellen, und die heutige Welt nach der alten zu meſſen, wovon ich nicht einmal weiß, ob meine Vorſtellungen wahr ſind. Ich fühlte meine alte Thorheit, und war über mich ſelbſt ergrimmt, und hätte ganze Ströme von Molken hinunter gießen mögen, wenn ich damit Milde in mein Urtheil bringen könnte. Aber was vermögen da die Molken; ein Wolf kann hundert Schaafe freſſen, er wird dadurch nicht ſanftmüthig werden! — Laß mich zu mir ſelbſt kommen.

Abends.

Von meiner Reiſe wollte ich Dir erzählen, und habe von dem Profeſſor geſprochen. Es iſt eine Luſt von einem vorzüglichen Manne zu reden, „unter jeglicher Form bleibt er der edelſte Stoff.“ Wer will aber einen Menſchen beſchreiben mit ſeinem Licht und Schatten? Züge können wir wohl von ihm erzählen; führt man aber nur die guten an, ſo iſt man einſeitig, und wer mag gern von den andern reden! doch gehören beyde ins Gemählde; und wenn man auch alles gemahlt zu haben glaubt, ſo iſt es doch noch nicht der Menſch. Auch der Einfältigſte iſt unergründlich; wer erforſchet das Innere des Klugen?

10. Juli.

Durch das Rheinthal und obere Thurgäu hinab, meiſt dem Rhein und Bodenſee nach, ging unſer Weg. Willſt du dieß Wein- und Obſtland näher kennen lernen, ſo laß dir von unſerm Paſtor ein gutes Buch: Ebels Anleitung die Schweiz zu bereiſen, geben; es iſt voll ſicherer Kenntniß alles deſſen, was Natur und Geſchichte Merkwürdiges darbiethen; nur wirſt du vielleicht mit mir finden, daß deſſen Verfaſſer allzuſehr der herrſchenden Unart nachgegeben, und zu viel für jene neue Gattung Reiſender, die ſelbſt Yorick noch nicht kannte, da ſie doch von der empfindſamen Art ſeyn wollen, man könnte ſie Ausſichtler nennen, geſorgt hat. Das hat mir unterwegs viele Freude verderbt; oder iſt es nicht unerträglich, keine halbe Stunde zurücklegen, und ſich in dem Buche über die Beſchaffenheit und Geſchichte des Landes Rath erhohlen zu können, ohne von Aufforderungen zu „weiten, prächtigen, herrlichen Ausſichten, Standpunkten, reizenden „und auſſerordentlichen Naturſcenen“ unterbrochen zu werden, dergleichen man denn doch anderswo auch ſchon geſehen, ohne daß daſelbſt ſo viel Aufhebens davon gemacht wird? Ich wollte lieber, ſo unangenehm es iſt, es laſſe einer den Wagen um jeder andern Leibesnoth als um ſolcher Geiſtesbedürfniſſe willen halten, wobey mir die Regungen und Rührungen die ich haben ſoll, vorgeſprochen werden, und keine Antwort übrig gelaſſen iſt, als Ach! und O! — Ich habe beywegen auch die Frauenzimmer gerne daheim gelaſſen, weil ich ſchon an ihren vorgreiflichen Empfindungen genug hatte. — Fühle, empfinde, phantaſiere man meinetwegen ſo viel man wolle, das iſt recht, es iſt eine Gabe der Gottheit und die Freude des Lebens; nur ſey man ſparſam mit Aufforderungen, Anleitungen und Fingerzeigen dazu, denn dieſe ſind gerade das Gift jedes wahren Gefühls, weil dabey keine Rückſicht auf die gegenwärtige Stimmung, auf Empfänglichkeit für Luſt und Unluſt genommen, und die freye Willkühr den Vorſtellungen eines andern untergeordnet wird. Ich will damit dem Buche, das in jedes Schweizerreiſenden Händen ſeyn ſollte, keinen Abbruch thun, und weiß wohl, daß es die Liebhaberey der Zeit und alſo auch der Nutzen des Buches ſo haben wollen; allein neben jenen merkwürdigen gelehrten Wahrnehmungen und ſchätzbaren geſchichtlichen Nachrichten machen dieſe übermäßigen Anpreiſungen der Naturſchönheiten eine ſchlechte Figur, und werden noch dadurch ſchädlich, daß ſie eben in dieſer gelehrten Geſellſchaft mehr Wichtigkeit erhalten, als ſie verdienen, und manchen in den Wahn bringen, er treibe ſchon was Rechtes, wenn er dieſe Angaben alle bereiſe, und mit ſeinen eigenen Gefühlen belege, oder, was noch ärger iſt, gar das Unmögliche unternehme, und jene Anſichten mit Worten beſchreibe und der Welt preis gebe.

Kaum iſt man am Stoß den Berg hinunter, ſo verändern ſich Land und Leute, die Natur wird fruchtbarer und der Menſch gewöhnlicher. Die Leute haben mehr zu thun mit Acker- und Weinbau und der ausgedehnten Induſtrie, wovon St. Gallen der Mittelpunkt iſt; dieß macht ſie geſchmeidiger, ihr Leben mannigfaltiger, und ſchleiſt die Ecken der Sonderbarkeit, welche der Müßiggang beym Appenzeller erzeuget, ab, vermindert dann freylich auch das Selbſtgefühl, die Genügſamkeit und den leichten Sinn, der das Hirtenvolk belebt. Das iſt nun aber einmahl ſo, daß die Gaben des Himmels öfters negativer Art ſind.

Unter den drey Städten, wo wir uns aufhielten, gefiel mir Roſchach ſeiner reizenden Lage halber vorzüglich; denn hier kommen wirklich viele Naturſchönheiten zuſammen; der See iſt drey Meilen breit, und bildet da einen kleinen Hafen, der ziemlich lebhaft iſt; das Gelände iſt fruchtbar, mit Obſtbäumen und Weinreben bedeckt, und ſehr bevölkert; es herrſcht daſelbſt viel Betriebſamkeit, und von einer Regierung merkt man nichts, keine imponirenden Kollegien, keine drückenden Großen, keine Satelliten, nichts das der Lebensluſt, Geſelligkeit und Freude an dem Eigenthum hinderlich iſt. Hier auf einem der herumliegenden mit Landhäuſern beſetzten Hügeln könnte ich wohnen, wenn ich einen fremden Aufenthalt wählen müßte, wiewohl es im Winter eben ſo kalt ſeyn muß als bey uns, und mir der Profeſſor bewieſen hat, daß die Ausſicht auf einen See, ſo reizend ſie dem ungewohnten Auge iſt, früher ermüdet als die aufs Land, weil das Waſſer das ganze Jahr die gleiche einförmige Anſicht gewährt, die Landſchaft hingegen ſich mit den Jahreszeiten verändert.

Du erwarteſt keine Reiſebeſchreibung, ſagteſt du ſchon beym Abſchied, nur einige Angaben der erhaltenen Eindrücke, und daß ich mit dir ſchwatze; höre alſo weiter und nimm vorlieb. — Konſtanz liegt auch ſehr angenehm zwiſchen dem Ober- und Unterſee. Es hat leere Gaſſen, ſagt man. Was thut daß! Muß es denn immer von Menſchen wimmeln, wo es einem wohl ſeyn ſoll? Die Induſtrie mit ihren zwey Zungen und hundert Händen, muß ſie uns immer umſchwirren, damit wir nie zu uns ſelber kommen können? Bey einem auſſerordentlichen Vorfall allein iſt der Zuſammenfluß vieler Menſchen anziehend; iſt der Vorfall freudig, ſo erhebt die Theilnahme der Menge das Herz, und bey einem allgemeinen Unglück iſt Troſt unter den Menſchen, weil dann die Einſamkeit ängſtigt; ſonſt habe ich allezeit geſehen, daß die Weisheit der Stille den Vorzug gab vor dem Getümmel. Es herrſcht übrigens ein guter Ton unter den hieſigen Einwohnern, höhern und geringern, ſo viel ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts habe wahrnehmen können. Die deutſche Umſtändlichkeit hat ſich recht gut mit der ſchweizeriſchen Zutraulichkeit vereinbaret, man iſt bequem und ungezwungen. Schon unter der öſtreichiſchen Regierung ſoll hier viel Freyheit im Denken und Sprechen ſtatt gefunden haben, ſo daß ein Gemſer, der ſich hier anſiedeln wollte, laut ſagen durfte: von der Zeit an, da die Kirchenverſammlung zwey ehrliche Männer verbrannte, habe die Stadt kein Glück mehr; und werde auch keines haben, ſo lange noch der edle Huß die katholiſche Kanzel tragen müße. Dem Propheten geſchah nichts; man antwortete ihm nur, die Genfer haben den Servet verbrannt und dennoch Glück gehabt. Aber den übertriebenen Eifer bereut, erwiederte der Genfer, und ſein Bild nicht dauernder Verwünſchung ausgeſetzt.

Was ſoll ich dir weiter von unſerer Spatzierfahrt melden? Soll ich dir nach Art der neuen Reiſemänner ein Gewitter mit zierlichen Ausdrücken beſchreiben, als wenn noch kein Sterblicher dergleichen geſehen, damit du mit mir die Größe der Natur, im Grund aber die Herrlichkeit meiner Worte bewundern könneſt? Oder ſoll ich dir, dem Vertrauten des Ozeans, einen Sturm auf dem Bodenſee vormahlen? Beydes haben wir erfahren, und ich ſchweige von beyden. Aber von dem kann ich nicht ſchweigen, was auf den Sturm und das Gewitter folgte, der friedlichen, feyerlichen Ruhe, womit unſer Nachen noch eine Zeit lang über dem See ſchwebte, der Pracht des Regenbogens, der ſich über das Waſſer wölbte, der Klarheit, womit die Abendſonne ihr Gold über das anmuthige Ufer verbreitete. Kommet zu mir alle, deren zarte Seelen trunken ſind von den Schönheiten der Schweizernatur, ich will euch Genugthuung geben, ich will aus

Ue-

Ueberzeugung eingeſehen, daß ihr zuweilen Recht haben möget! Du ſelbſt, mein Freund, hätteſt dieſen Abend für das prächtigſte Miniaturſtück erklärt, das du je geſehen.

Dieſes trug ſich zu zwiſchen Konſtanz und Rorſchach, welchen Weg wir auf dem Waſſer nahmen. Unſer Fahrzeug war gut gebaut, daher blieb ich, ſobald die Segel herunter waren, ruhig, ſo gut es unter Blitz, Donner und Regen einem Ungedeckten möglich iſt, und beobachtete den Profeſſor, der mir geſtand, daß er lieber auf dem Lande wäre, welches freylich auch in meinen Wünſchen lag. Er ſuchte ſeinem beklemmten Geiſte durch Unterhaltung Luft zu ſchaffen, und erzählte mir viel von Ariſtipp und Epiktet, und einer Schiffahrt, die dieſer letztere auch nicht ohne Schrecken über das joniſche Meer gemacht, und zuletzt wandte er ſich in der Stille an Einen noch größern, der in ähnlicher Lage den Winden und Wellen geboth. Allein ich ſahe von neuem klar ein, daß kein Raiſonnement, keine Anſtrengung des Glaubens, keine Erinnerung großer Beyſpiele die Gewalt ungewohnter äuſſerlicher Eindrücke zu tilgen vermöge; daß einzig angeborne Kraft, oder Erfahrung und Uebung oder Leidenſchaft, die Seele gegen Gefahren verhärte. Denn ob er gleich noch Meiſter über ſeine Geberden und Sprache blieb, und nicht wie die andern laut jammerte, ſo zitterte er doch; da ich hingegen von aller Angſt befreyt war, ungeachtet ſein Geiſt gebildeter und ſein Gemüth gelaſſener iſt, als das meinige. Wenn die Nerven vom Schreck erſchüttert ſind, ſo wird die Bangigkeit körperlich, und kann noch eher durch materielle Mittel als durch Anſtrengung des Geiſtes gehoben werden. Die Matroſen beſaufen ſich, wenn ſie alle Hoffnung aufgegeben haben, wie wir mehrmahls erfahren; es iſt ihre einzige Hülfsquelle gegen die Unerträglichkeit der Todesangſt, und ich habe vernünftige Leute geſehen, die ſie um ihren Zuſtand beneideten; freylich dann nach überſtandener Gefahr froh waren, nicht wie jene gethan zu haben.

Sonderbar iſt es, daß dieſe Durchnäſſung, welches ich am meiſten befürchtete, meiner Geſundheit nichts geſchadet, denn unſer Schiff war ohne Dach und wir blieben ganz den Regenſtrömen Preis gegeben; zum Glücke war unſer Wagen zu rechter Zeit in Roſchach angekommen, daß wir ſogleich trockene Kleider anziehen konnten. Der Vorfall ſcheint mir eher wohlgethan und mich aufgeweckt zu haben. — Der Profeſſor, welcher in der Gefahr auf dem Waſſer ſich mit chriſtlichen Troſtgründen beſchäftigt und alle Weltweisheit unzureichend gefunden hatte, philoſophierte nun in der Sicherheit wieder frey wie Montaigne. Durch meine Unerſchrockenheit habe ich in ſeinen Augen unverdienter Weiſe gewonnen, der edle Mann aber durch ſein Zagen in den meinigen nichts verloren; denn beydes iſt kein Gegenſtand des Willens, und die Furcht iſt ohne Tadel, die ſich in den Grenzen des Anſtands zu halten vermag.

St. Gallen, ſollte man meinen, wäre bey hundert Meilen von Konſtanz entlegen, ſo verſchieden iſt da alles. Hier iſt die größte Handelsbetriebſamkeit in der ganzen Schweiz, daher eine ſehr ſtarke Bevölkerung in einem kleinen Raume, viel Geld, viel neue Häuſer auch an den unfreundlichſten Orten; die nicht ſehr bedeutende Gegend iſt noch ringsumher mit Bleichen belegt, die alle Ausſicht zerſtören; kein See, kein Fluß. — Woher der ſtarke Handel in dieſem abgelegenen Bergorte, da hingegen in dem zwiſchen zwey Seen gelegenen, vom Rhein durchſtrömten Konſtanz nichts dergleichen gelingen will?

Der Handel verlangt Unabhängigkeit, ſagen die Schweizer, und berufen ſich, nächſt ſich ſelbſt, auf England, Holland und die Reichsſtädte. Sie führen die Antwort an, die ein alter Pariſer Großhändler dem Finanzminiſter Colbert gab, der einen Handlungsrath errichten, und das Gewerbe unter Regeln bringen wollte: Laissez nous faire, Monseigneur! und meinen, ſobald große Herren und Gelehrte dahinein reden wollen, ſo entweiche der ſchnelle und ſubtile merkurialiſche Geiſt, der weder eine zu genaue Beleuchtung ertragen mag, noch ſich durch etwas anders als die Umſtände leiten läßt.

Wer nun aber glücklicher ſey, der müßige Konſtanzer auf ſeinen leeren Gaſſen, oder der St. Galler in ſeiner geldwechſelnden Schreibſtube, das iſt keine vernünftige Frage. Der iſt es, der am unabhängigſten von ſeiner eignen und fremden Leidenſchaft lebt, ſey er denn arm oder reich; jeder kann es, in großer oder kleiner Geſellſchaft, auf den Bergen oder im Thale. Für meinen Wohnplatz würde ich jedoch den Ort wählen, wo die Natur freundlicher, und das, was nur Mittel zum vernünftigen Lebensgenuß ſeyn ſollte, nicht ſo ſehr Zweck iſt; wo die Lebensart der guten Geſellſchaft mehr Anſtand, und mehr Uebereinſtimmung mit meiner Lage und Gewohnheit hat. In den ſchweizeriſchen Handelsſtädten iſt kein Adel von Bedeutung; dort iſt, wenn auch ſchon das Verdienſt geehret wird, doch das reichſte Haus das vornehmſte: und da manche, die vorher nichts galten, in kurzer Zeit zu großem Reichthume gelangen, ſo geräth der durch der Ehrenwahn und das Vorrecht des Anſehens oft in ſonderbare Hände, und die meiſten dieſer Leute ſetzen dann den guten Ton in Aufwand, Geräuſch und andre äuſſerliche Dinge, der doch nicht in dieſen Dingen ſelbſt, ſondern nur in der Art und Weiſe ihres Gebrauchs, nicht in nachäffendem Wechſel, ſondern im richtigen Gefühle der Anſtändigkeit beſteht. Des Adelſtolzes, der etwa noch in jener deutſchen Stadt herrſchen mag, bin ich ſchon gewohnt, der iſt nur bürgerlichen Perſonen auffallend und drückend, aber auch dort bey weitem nicht ſo ausſchließend, wie leider noch bey uns zu Hauſe, und immerhin erträglicher als den

Selbſtolz, weil er im Allgemeinen geſitteter iſt, und auch noch anderweitigem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Uebrigens haben denn doch die niedern Stände in der Schweiz manche Vorzüge vor den Deutſchen. Es herrſcht im Volke noch mehr Lebensluſt, mehr Theilnahme am Ganzen, mehr Gleichheit, nicht nur des politiſchen, ſondern auch des moraliſchen Rechtes; denn auch der ſtolzeſte Reiche darf ſich nicht unterſtehen, einen Kleinen ungebührlich zu necken, wenn der es nicht dulden will, ja öfters begegnet dieß umgekehrter Weiſe; der Bauer fragt nichts nach dem Herrn, als wenn er ihm ſchuldig iſt; jeder kann werden was der andre iſt, daher ſind die Stände weniger getrennt; ein buntes Band lebendiger Geſelligkeit umſchlingt ſie, da bey uns alles geſondert, beſchränkt, beſchnitten und dürre iſt. In der Schweiz findet man, ſagte mir ein gelehrter Deutſcher, noch viel in Sitten, Gebräuchen und Sprache von dem alten Deutſchland, wie es vor dem dreyſſigjährigen Kriege war. So lebten und webten unſre Väter, Bürger, Geiſtlichkeit und Bauern, mit Muth und Luſt, unverkünſtelt und kräftig. Er führte mir zum Zeugniß eine Menge alter Schriften an, von Zinkgräfs deutſchen Apophtegmen, die er ein merkwürdiges Denkmahl deſſen was wir geweſen, nannte durch andre gleich- und vorzeitige Schriften, Gedichte und Ortsgeſchichten empor bis zu der alten Mährchenzeit und dem herrlichen Liede der Nibelungen.

Gleich bey St. Gallen führte uns der Weg wieder in das Appenzellerland hinauf, zu den Söhnen der Freyheit, denn das ſind ſie, weil ſie es glauben zu ſeyn; jeder, auch der ärmſte Junge, der den Gatter aufmacht, hat den Anſtrich davon in Haltung und Worten. Der Charakter iſt eingewurzelt durch viele Menſchenalter herab, und wird noch lange dauern. Wenn ſchon in einigen handelführenden Dörfern manches neu geworden, ſo müſſen doch noch gewaltige böſe Geiſter kommen, ehe ſie dieſen guten Geiſt ganz wegzutreiben vermögen. — Doch davon ein ander Mahl, der Brief hat ohne dieß ſchon eine übermäßige Länge.

Lebe wohl, Gott ſey mit dir, Lieber, Getreuer! Ich brauche dir nicht die weitere Verſorgung meiner Angelegenheiten zu empfehlen, du thuſt es gerne. Du nannteſt mich deinen rechten Arm, als dir der deine lahm geſchoſſen war; aber du biſt der meinige!

An die Baroneſſe von *

Auf Gaiß, den 13. Juli.

Warum ich dein Kind nicht auf die Luſtfahrt mitgenommen, wirſt du fragen. — Sie wollte nicht. Bey aller Empfänglichkeit für den Genuß der Naturſchönheiten hatte ſie dießmahl nicht Luſt. Nach Ausflüchten fragte ich nicht; war je ein Frauenzimmer um Entſchuldigungen verlegen, liebe Schweſter? Wahrſcheinlich geſchah es, wie das meiſte in der Welt, aus mehrern Gründen; denn wenn einmahl eine überwiegende Neigung für Ja oder Nein vorhanden iſt, welches meiſtens inſtinktmäßig zugeht, ſo ſucht der Geiſt Licht, und ſieht ſich nach Gründen um; er geht zur Höflichkeit, zur Selbſttäuſchung und zur Ueberzeugung, und macht ſich da eine begreifliche Nothwendigkeit zuſammen, die ſich hören laſſe.

Der Grund der Clotilde ließ ſich hören, denn die Schweizerin will uns bald verlaſſen (wir wußten damahls noch nicht, daß wir ſie begleiten ſollten); ſie ſind Ein Herz und Eine Seele, ſie haben ſich ewige Freundſchaft gelobt, und den hellen Stern der Leyer zum künftigen Zeugen in jeder ſchönen Sommernacht genommen; der Mond iſt ihnen nicht hoch genug, und hat ſeine Launen. Und nun ſich trennen, ehe es Zeit iſt, den Becher der Freude ausſchütten, ehe er leer iſt! Das Grauſame dieſer Zumuthung fühlte ich wohl, und doch mußte ich an Clotilde ein Ehrenwort der Einladung fallen laſſen. Kaum war es aber heraus, ſo trat die Schweizerin vor mich hin:

„Deß rühme der blutige Tirann ſich nicht,
„Daß die Freundin der Freundin gebrochen die Pflicht!“

Was wollte ich machen? Ich ſtand ja da wie König Dionyſius. „Ihr habt das Herz mir bezwungen“, ſagte auch ich, und bath mir ebenfalls aus, der Dritte in ihrem Bunde zu ſeyn, welches ſie jedoch nur mit einigem Achſelzucken annahmen, wiewohl es ihnen weniger ſchwer fallen ſollte, als jenen dort bey dem alten „Wütherich.“

Zudem hat Clotilde den Bodenſee ſchon geſehen, und macht ſich nicht mehr viel daraus, denn er ſteht bey den Eingeweihten in geringer Achtung; der Vierwaldſtädterſee, das iſt der klaſſiſche! Hier finden ſich nicht nur „die heiligen Denkmahle in der Geſchichte „der Europäiſchen Menſchheit,“ ſondern auch, wie die Anleitung zum Schweizerreiſen weiter ſagt, „an keinem See ſieht man ſolche tiefe Schlagſchatten, ſo „dunkle Tinten, ſolche wunderbare Wirkung der Lichter.“ Nach dieſer Wiege der Freyheit ſteht ihr Verlangen, und ihre romantiſche Sehnſucht nach jenen dunkeln Tinten; und freue dich mit uns, meine Beſte, wir werden ſie ſehen! Denn der Mann der Schweizerin hat uns zu ſich einladen laſſen, und will uns ſelbſt abhohlen; da machen wir alsdann dieſen kleinen Umſchweif mit frohem Muthe. Auch heißt es ferner, „daß an dieſem See ein herrlicher Boden ſey zum Baden, in der prachtvollſten Ausſicht des ganzen umbirgten Seeamphitheaters.“ Da will ich dann den Tobias baden und mir ſeine Gefühle erzählen laſſen, damit keiner der hohen Genüſſe der Schweiz uns unberührt entrinne.

Zur Schadloshaltung für die entbehrte Reiſe hab ich denn doch unſerm Kinde eine Menge ſchöner „Chemiten, Bucciniten, Bucarditen, nebſt unvermengten „Telliniten, Muſculiten und Terebratuliten“ mitgebracht.

Was dieß ſey, mußt du nicht, wie Suschen in dunkler Erinnerung that, im alten Teſtamente nachſchlagen, und mit den Cananitern, Hethitern, Hevitern, Ammonitern u. ſ. w. verwechſeln, ſondern in der Naturgeſchichte aufſuchen; es ſind Verſteinerungen, die ſich bey St. Gallen finden. Denn das Studium der Natur geht noch immer ſeinen Gang; zwar nicht mehr mit dem kurzweiligen Feuer der Neuheit, aber doch noch mit Eifer, der ſich nach und nach in ſtillen Fleiß auflöſen wird; und dann iſt es gut, dann erſt kommt etwas dabey heraus. Du haſt Recht, jeder Anfang iſt gebrechlich, man muß Geduld haben; jeder Liebhaberey hängt eine individuelle Schwachheit des Liebhabers an, die man gutmüthig überſehen ſollte. Und da ich nunmehr bemerke, daß es ihr doch Ernſt iſt, daß ſie durch dieſe, wenn auch noch oberflächliche Erlernung, und durch das belehrende Nachſchlagen, das zum Sammeln nothwendig iſt, auf etwas gründliches kömmt, und ſich allmählig von der Reiſeempfindeley, die ich allein nicht leiden kann, trennt, ſo laſſe ich ſie gerne gewähren, und unterſtütze ſie mit Freuden. Sie will zu Hauſe ein Schweizerkabinet anlegen, und aus allen Naturreichen Merkwürdigkeiten dazu ſammeln; auch Kunſtwerke, Karten und Bücher ſollen davon nicht ausgeſchloſſen ſeyn. Siehe, das gibt Arbeit, und Arbeit iſt löblich. Auch wird dir das manche Beſuche zuziehen, liebe Schweſter, die dir deine ſelbſtgewählte Entfernung aus der Stadt, wofern du noch auf dem

Beſchluß beharreſt, erträglicher machen werden. Nur muß man mich nicht zum Vorweiſer des Kabinets machen wollen; ich höre nicht gerne bewundern, da iſt unſer liebreichere Paſtor der Mann dazu.

Die Kurgeſellſchaft iſt mir nicht im Wege, ich ihr auch nicht. Ich verſtehe mich mit jedermann, und wenn die böſe Stunde kömmt, ſo gehe ich in die Einſamkeit. „Die gute Geſellſchaft hier iſt wie allenthalben, und die ſchlechte iſt vortrefflich,“ ſagte ein franzöſiſcher Marquis, den man über ſeinen Aufenthalt in der Provinz bedauerte. So ungefähr könnte ich jezt auch ſprechen; denn wenn ich nicht an der großen Tafel im Gaſthof eſſen mag, weil mir da des Mittags die Tafelmuſik faſt die Ohren zerſprengt, und für mich kein „Beförderungsmittel der Selbſtanſchauung des organiſchen Weſens“ noch auch „Gymnaſtik des äſthetiſchen zeitlichen Daſeyns“ iſt, wie der deutſche Arzt von der Tonkunſt behauptet, ſo laſſe ich, um nicht allein zu ſeyn, aus andern Wirthshäuſern Gäſte von geringerm Stande zu mir einladen, und unterhalte mich mit ihnen oft eben ſo gut, als mit den Gebildeten, weil ſie ſich treuherziger hingeben, ſo bald ſie ſich überzeugen, daß man ſie nicht zum Beſten habe.

Da iſt, zum Beyſpiel, ein alter gichtbrüchiger Jäger, wie ich, der mir mit aller Weidmannsumſtändlichkeit beſchreibt, wie man in der Schweiz jage, wo man froh iſt, wenn man des Tages ſeinen Haſen ſchießt, dagegen aber auch kein Treibjagen kennt. Oder ich lade einen kupfernaſigen Fleiſcher, der Buße thut, und ſeinen Durſt jetzt gern mit Molken löſchen möchte; der kennt das ganze Schweizerland und ſeine Viehzucht, er erzählt mir die Abenteuer ſeiner Reiſen, und weiß mehr Unterhaltendes zu ſagen, als jene Naturpinſel mit ihren großen Empfindungen und kleinen Gedanken. Auch kömmt öfters ein phlegmatiſcher Müller zu mir, der ſich unlängſt von ſeiner jungen Frau hat ſcheiden laſſen, und nun, ſeinen Verdruß zu vergeſſen, denn die Molken ſind für alles gut, hieher gekommen; der iſt ein ſchweizeriſcher Rechtsgelehrter und Landrichter in ſeinem Bezirke, und beſchreibt mir den Gang der Prozeſſe, deren er ſelbſt ſchon mehrere gehabt; er kennt alle Inſtanzen, und weiß ſeine Geſchichte mit perſönlichen Anekdoten zu würzen, die man nirgends lieſt, die aber über die Juſtiz des Landes vielen Aufſchluß geben. Zu der Geſellſchaft gehört auch ein Mahler, der hier mit kleinen Bildniſſen ſich etwas verdienen möchte; ſonſt mahlte er luſtige Bauernſtücke mit einigem Geſchmack, ſeitdem ihm aber ein äſthetiſcher Gönner, der will, daß die ſchönen Künſte durchaus keinen andern als ernſthafthiſtoriſchen oder moraliſchen Zweck haben ſollen, beliebt hat, zu höhern Gegenſtänden überzugehen, muß er den Homer leſen, kann ſich aber gar nicht darein finden, und geht zu Grunde; ich gebe mir alle Mühe, ihn wieder herabzuſtimmen, und habe ihm dafür den Eulenſpiegel empfohlen.

Daß ich ja nicht einen reichen Käſehändler und ſeine Frau vergeſſe, die mich beyde recht lieb gewonnen haben; er iſt mit ſeinem Gewerbe durch ganz Italien gekommen, und muß ſeltſame Erfahrungen gemacht haben, ſo daß man oft glauben ſollte, wir ſprächen nicht von eben demſelben Lande; denn wenn ich, andern Nachrichten zufolge, die ewige Jugend der dortigen Natur rühme, ſo ſchimpft er auf die unerträgliche Hitze, die ihm alle ſeine Käſe verdorben; und wenn ich die antiken Formen und den lebhaften Geiſt der Menſchen bewundere, ſo ſagt er, ſie ſeyen alle Spitzbuben. Seine Frau, eine runde derbe Alpentochter, hat mir einen großen Käſe zur Verehrung zugedacht, wie ich unter der Hand vernommen, der ſoll dann in Clotildens Schweizerkabinete den Liebhabern zur Bewirthung dienen. Noch einen Kaufmann aus dem Glarnerlande, der ſich lange in Norwegen aufgehalten, und behauptet, zwiſchen den dortigen Einwohnern und dem Hirtenvolke der Schweiz ſonderbare Aehnlichkeiten gefunden zu haben, ſollte ich umſtändlicher anführen; allein ich habe die Geduld Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden bereits ſchon allzulange mit meinen gemeinen Freunden ermüdet, und hätte es billig bey dem guten Ton abzubitten, an ſolchen Menſchen ein Wohlgefallen zu finden, wenn meine gute Schweſter deſſen nicht ſchon gewohnt wäre. Indeß wird man auf dieſe Weiſe über manches belehrt, was man innerhalb des Weichbildes der guten Geſellſchaft nicht oder ganz anders hört. So habe ich über die Verhältniſſe der Stände unter ſich, über die Behandlung von Höhern gegen Geringere, über die öffentliche und geheime Popularität des Ehrgeizes, über Gericht und Recht, über den Kantonalcharakter und dergleichen, vieles vernommen, wovon in der ganzen Bibliothek unſers Paſtors kein Wort ſteht, und das doch wahr iſt.

Da die Chanoineſſe von ganz andern Empfindungen über Italien beſeelt iſt, als mein Käſehändler, ſo wollte ich ſie auf ihn aufmerkſam machen, damit ſie ſeine Ideen berichtigen könnte, denn er iſt ſonſt ein ganz vernünftiger Mann; ſie machte aber ein ſauer Geſicht: wo keine Liebe ſey, ſagte ſie, da ſeyen auch keine Ideen zu berichtigen! Ein verſtändiges wahres Wort, nur daß es nicht auf mich und ihn paßt. Statt deſſen gibt ſie ſich jetzt mit der Jugend ab.

Ich habe einmal geleſen, daß Perſonen weiblichen Geſchlechts mehr Talente in ſich vereinigen können, als die Männer: daß es ihnen aber weniger gegeben ſey, ſie zuſammen in eine genialiſche Wirkung zu bringen. So etwas ſeh ich wenigſtens jetzt an der Chanoineſſe bewährt. Es iſt zum Erſtaunen, wie viel ſie weiß und ſchnell faßt, und wie klar ſie das Begriffene wieder darſtellt; allein in der Aſſimilation und innern Verarbeitung der aufgenommenen Ideen ſcheint es ein wenig zu hapern; daß dieß aber dem Geſchlechte charakteriſtiſch ſey, möchte ich nicht ſagen. Höre nun weiter.

Unlängſt ſchrieb ich dir, daß ſie ſich auch mit der neuen Erziehungslehre beſchäftige; ſeitdem hab ich vernommen, daß ſie ſogar Vorleſungen darüber beygewohnt habe, die ein ſachkundiger Anhänger der neuen Lehre für Damen hielt; daß ſie aber auch praktiſch auftreten werde, daran kam mir kein Gedanke, bis ſie ſich neulich an den Pfarrer wandte, ihm auf Spaziergängen einen Abriß von der neuen Methode machte, und verlangte, daß er dieſe auch in der hieſigen Schule einführen ſolle, wobey ſie ihm ihren Beyſtand verſprach. Sie gewann ihn leicht durch ihren Hochſinn, ihre flieſſende Sprache und ihr ſchönes Deutſch, Vorzüge, die in der Schweiz wegen ihrer Seltenheit etwas gelten; überdieß glaubte der gute Hirt mit Recht hoffen zu dürfen, daß ſeine Schafe dadurch etwas williger werden ſollten. Die Sache ſelbſt zu begreifen, war ihm weniger ſchwer, als ſich mit den neuen Redensarten zu verſtändigen und ihrem hohen Fluge nachzuflattern; zu dieſem Behuf erhielt er von ihr einige Lehrbücher und derſelben Erklärung, die er mit heißem Eifer und ſichtbaren Fortſchritten ſtudirte. — „Um aber,“ ſagte ſie, „die Erziehung auf ein naturgemäßes Fundament zurückzuführen, und die Entwicklung der Menſchennatur nach den organiſchen Geſetzen dieſer Natur ſelbſt im ganzen Umfang ihres „Seyns, ihrer Verhältniſſe und Thätigkeit zu bezwecken, „müſſe nothwendig die Maſſe der ſchon angeſtellten „Schulmeiſter noch einmahl in die Schule genommen,

„und ihnen Kenntniß und Luſt zum großen Werke „beygebracht werden *).“ Zu dieſem Entzwecke müſſe er mehrere Schulmeiſter benachbarter Gemeinden wöchentlich ein paar Mahle nach Gaiß kommen laſſen, wo ſie ſelbſt in Verbindung mit ihm und dem deutſchen Arzt ihnen die Lehrmethode bekannt machen und auf dieſelben einwirken wolle, „um in Kurzem die „Grundlage einer beſſern Zukunft zu legen, und ein „organiſches, in ſich gegründetes Gebäude zu beſchaffen für das Eine das Noth iſt: Volkserziehung und „Menſchenbildung;“ mit einer Beſoldungszulage für die Schulmeiſter werde das ſchon gehen.

Der Pfarrer, zwar ganz entzückt über die Ausſicht, erſchrack jetzt über dieſe Zulage, und fand ſie, wie auch den Schulmeiſtercongreß, unausführbar. Die hochbegeiſterte Chanoineſſe hingegen meinte, man dürfe ja nur mit dem Landammann des Kantons reden, daß er es anordne. Als aber der gute Mann, ſchüchtern wie wenn er die Blöße ſeines Landes aufdeckte, verſicherte, weder die Macht des Landammanns noch der Zuſtand des Landesſeckels reiche ſo weit, um auf die Schulmeiſter einzuwirken, ſo konnte ſie das nicht begreifen, und äuſſerte ihren beredten Unwillen über eine politiſche Einrichtung, wo die Oberen nichts zu befehlen hätten. Sie ließ ſich deſſen ungeachtet ihren Ge-

---

*) Die mit „ “ bezeichneten Worte der Chanoineſſe ſind aus einer neuen Lehrſchrift.

ſichtspunkt nicht verrücken; ſie hatte nun einmahl ihre Hand an den Pflug gelegt, und wollte ſie nicht ſinken laſſen, wenn ſchon die Ochſen noch nicht zogen. Sie verlangte den Schulmeiſter des Orts ſogleich zu ſprechen, obwohl der Pfarrer glaubte, es wäre beſſer, wenn er ihn ein wenig vorbereitete.

Jener, ein ſelbſtändiger, ungezwungener Appenzeller, ſaß gerade müßig auf dem großen Dorfplatz; er kam, und ſteckte auf einen Wink vom Pfarrer ſeine brennende Pfeife in die Taſche. Wir waren eben gegenwärtig.

Wie viel Kinder hat Er, mein Freund?

Keine.

Iſt Er denn nicht der Schulmeiſter?

Ja, Schulkinder hab ich ſiebzig bis achtzig, manchmahl auch mehrere.

Das iſt zu viel. Er muß einen Gehülfen haben!

Brauche keinen.

Hat Er die Kinder lieb?

Wenn ſie recht thun.

Bedient Er ſich „künſtlicher Reizmittel?“

Wie?

Lohn und Strafe?

Die Knaben kriegen Prügel, und den Mädchen gibt man die Ruthe.

Gott bewahre! Iſt das Menſchenbildung?

Ja.

Sucht Er nicht zuweilen „durch Theilnahme an

„gemeinſchaftlichen' Kinderſpielen! den Kinderſinn in „ſich ſelbſt zu wecken?“

Nein. — Ich glaube die Frau will mich zum Beſten haben, fügte er hinzu, nahm ſein Pfeifchen wieder hervor, und ſetzte ſich zu uns auf die Bank.

Iſt es denn nicht beſſer, „Kinderfreund als Zuchtmeiſter zu ſeyn?“

Zucht iſt beſſer als Spiel.

Er muß nicht ungeduldig werden, mein Freund! „Der Kinderſinn begründet das chriſtlichreligiöſe Band, „das alle Stände umſchlingen ſoll.“

Das wäre gut; aber was gehen mich die Stände an?

— Ich merkte, daß er die hohen Stände der Eidgenoſſenſchaft meinte, und mußte lachen. Das deutete er zu ſeinem Vortheil; und da ihn der herriſche Ton der Chanoineſſe gleich anfangs verdroß, wurde er jetzt noch einſilbiger.

Was lehrt Er denn die Kinder? fuhr ſie fort.

Was ſie noch nicht wiſſen. — (Der Pfarrer mußte noch einmahl winken). Leſen, ſchreiben, bethen, ſingen und rechnen.

Das iſt gut. Aber, „das oberſte Erziehungsgeſetz iſt: Bewußtſeyn; du ſollſt wiſſen, was du thuſt, wenn du ſchreibſt, lieſeſt, rechneſt.“

Weiß denn das nicht jeder?

Keineswegs. Dazu gehört „das Selbſtauffinden der Formen nach erſchöpfender Anſicht, in Anſchauung

„der Zahlenverhältniſſe, in Entwicklung des Sprachun-
„terrichts durch Organübungen, und Auflöſen der Wör-
„ter in ihre Laute, und Zuſammenſetzen der Wörter
„aus Lauten.“

— Der Mann wird Sie ſchwerlich verſtehen, unterbrach ich ſie.

Das thut nichts, „es gehört zur Methode, daß der
„Lehrer, ſobald er auftritt, im Geiſte der Schule ſpre-
„che, unbekümmert ob er ſogleich verſtanden werde,
„oder nicht; das flößt Achtung ein, und es wird da-
„durch immer etwas angeregt.“

So viel verſtehe ich wohl, ſagte der Schulmeiſter, daß man glauben ſollte, es wäre um etwas weit ſchwierigeres zu thun, als nur Leſen und Schreiben zu lernen.

„Zum Rechtleſen und Rechtſchreiben gehört die
„Zeichen- und Buchſtabenlehre, die Erforſchung der
„Elemente der Form und Größe, ſo daß die Kinder
„kein Ce ſollten ſchreiben lernen, ohne zu wiſſen, wie
„viel und was für Linien? wie viel und was für Win-
„kel? wie hoch und wie breit jede Linie und das ganze
„Schriftzeichen?“

Das muß langſame Ce geben! Und am Ende ſchreiben dann wohl dieſe Gelehrten noch unleſerlicher als wir.

„Ein kindlicher Sinn, verbunden mit männlicher
„Beharrlichkeit, gehört und hilft zu allem.“

Ja wohl. Wer gibt aber dem leichten Zweige tieſe Wurzeln?

„Das Beyſpiel des Lehrers.“

Und wer dem Lehrer?

„Die Methode.“

So?

„Was als Naturanlage in allen Menſchen vorhanden iſt, muß auch in allen entfaltet werden, das iſt das Fundamentalgeſetz der Erziehung.“ — Ueberlaß Er für heute nur dieß! Von den Zahlenverhältniſſen und der Geſanglehre wollen wir ein ander Mahl machen, wir ſehen uns ja wieder. Auch das Bethen mit den Kindern gehört zur Bildung des Herzens, das darf Er fortſetzen, „doch muß Er ſich vor Einſeitigkeit bewahren. Der Lehrer lehre den Schüler ſeine religiöſen Gefühle als Denker ordnen, religiös reflektiren, und reflektirend religiös ſeyn! Bis aber eine Religionslehre im Geiſte der Methode zu Stande gekommen, bleibt die bibliſche Religionsgeſchichte das einzige Surrogat.“

Der alte Mann ſchüttelte den Kopf.

Hätte Er, mein Freund, ſo viel Luſt als ich Geduld habe, wir wollten uns über die Sache bald verſtehen. Er würde „in eine neue Welt der Erkenntniß eingeführt, und aus ſeiner kümmerlichen Schule ſollte eine Pflanzſtätte jugendlicher Denkkraft, Geſundheit, Einfalt und Unſchuld, ja ein Tempel des heiligen Geiſtes werden.“

Hier ſtand der alte Schulmeiſter mit Würde auf, nahm ſein Käppchen ab, und (o könnte ich es mit der kräftigen Einfalt des Schweizermannes ausdrücken!) ſprach dem Sinne nach folgendes: Die neue Welt der Erkenntniß werde ich nicht mehr da finden, wohin Ihr mich weiſen wollt; ſie liegt etwas höher. Ihr mögt es gut meinen, junge Frau, aber ich glaube, Ihr habt Euch von der Eitelkeit bethören laſſen, denn Ihr ſprecht viel zu neu über eine alte Sache. Laßt mich in Gottes Namen mit meinen Kindern walten, ich will Euch bey den Eurigen auch nicht einreden! — Die gnädige Frau hat keine Kinder, fiel vergeblich huſtend der Pfarrer ein.

Und will doch über Erziehung ſprechen, fuhr der Alte fort, der nichts vor ſich ſah, als ſich und ſein Amt, und ein junges Weib, das ihn zurecht weiſen wollte; — bald werden uns die Jungfrauen vom Eheſtand erzählen! Die Erfahrung iſt etwas ganz anders als die Einbildung. Ich bin fünf und dreyſſig Jahre bey meiner Schule; verſucht es einmahl nur für zehen Jahre, Ihr und die, welche durch Euch ſprechen, die Leitung einer Schule zu übernehmen, wo durch Aufſehenmachen nichts zu gewinnen iſt, ſo werdet Ihr vielleicht manches von dem Alten, das wenigſtens die Länge der Zeit erprobt hat, nicht mehr ſo verächtlich behandeln! Voriges Jahr war einer hier, der glaubte, es würde weniger kalt in der Schweiz ſeyn, wenn man den Schnee aus den Bergen wegſchaffte, man dürfte zu dem Endzwecke nur die unbrauchbaren Waldungen in den Bergklüften anzünden. Ihr macht es noch ärger, Ihr ſchafft das Brauchbare auf die Seite, und werdet eben ſo wenig den Schnee zum Schmelzen bringen. — So ganz fremde, wie Ihr meinen möget, bin ich denn doch über die Sache nicht; ich habe mir anfänglich auch mancherley angeben laſſen, endlich aber mich überzeugt, daß man die Erziehung dem guten Beyſpiele überlaſſen, und aus einer ſo einfachen Sache, wie der erſte Unterricht iſt, keine vornehme Kunſt machen müſſe. Meine Kinder lernen, was ich ſie lehren ſoll, ſo, daß ihre Aeltern und ſie ſelbſt im Alter noch zufrieden ſind; was wollt Ihr einen alten ehrlichen Mann aufſtören, dem Treu im Beruf ſein tägliches Wohlleben iſt!

Er verließ uns. Ich wollte den Eindruck ſeines Benehmens auf die arme Chanoineſſe nicht ſehen, und ſchlich ihm nach. Bald darauf kam auch der Profeſſor und ſagte, ſie gebe die Hoffnung, den Mann zu gewinnen, noch nicht auf, denn es ſeyen ſchon größere Wunder geſchehen; jedoch habe ſie klüglich den Pfarrer angeſtellt, ihn zu bearbeiten; das wird aber dieſer wohl bleiben laſſen, da der Schulmeiſter groſſes Gewicht in der Gemeinde hat, von welcher auch der Pfarrer abhängig iſt.

Auch der Chanoineſſe verging die Luſt Wunder zu thun, doch nicht der Eifer für den Unterricht. Denn da ſie ſah, daß ſie hier noch keinen thätigen Glauben ſände, ergriff ſie (aus weiblichem Trotz, meint der Profeſſor) eine andre Maaßregel. Eine Viertelſtunde von hier, auf der Straße nach Appenzell, liegen ein Paar katholiſche Häuſer, wo mehrere Bettelkinder ſich aufhalten, welche die Vorübergehenden beſtändig verfolgen. Dieſe ließ nun die Unermüdliche täglich zu ſich kommen, und gab ihnen ſelbſt Unterricht; die Kinder kamen gern, weil ſie Kleidungsſtücke und Nahrung erhielten, und brachten bald mehrere mit. Die hieſigen Dorfbewohner, ſonſt ſehr eiferſüchtig auf alles, was ihre Confeſſion zu berühren ſcheint, ſchweigen ſtill dazu, weil ſie gewohnt ſind, den Schottentrinkern manches hinzehen zu laſſen, das ſie unter ſich ſelbſt nicht dulden würden. Aber in Appenzell ſelbſt fing es an, Aufſehen zu machen, daß ihre Kinder an einem reformirten Orte zur Schule gehen ſollten. — Geſtern Nachmittags, während der Lehrſtunde, erzählte uns der Wirth: Es beſuchen nun auch Kapuziner den Unterricht der gnädigen Frau; ſo eben ſeyen zwey auf ihr Zimmer gegangen. Etwa eine halbe Stunde nach den Kindern ſahen wir ſie wirklich wieder abziehen, mit vergnügtem Muthe, in ſo ferne man aus der öffentlichen Miene eines Ordensmanns auf ſein Inneres ſchließen kann.

Allein die Chanoineſſe ließ ſich den ganzen Tag nicht mehr ſehen, und heute früh reiste ſie mit dem deutſchen Arzt ab, ohne von jemand als von Clotilde Abſchied zu nehmen. Sie geht nach dem Weißbade.

das zwey Stunden von hier in dem katholiſchen Theile des Landes unſern Appenzell liegt; wo wir ſie bald zu ſehen hoffen, denn ungeachtet ihres excentriſchen Treibens muß man doch Achtung für ſie haben. Wahrſcheinlich ſchämte ſie ſich dieſer Kapuzinerprüfung, mochte daher auch nicht länger hier weilen, und dennoch nicht auf der Stelle ſo unverrichteterer Sache von dem ihrer Wirkſamkeit geheiligten Boden abtreten. Der Hauptmann von Appenzell ſoll uns darüber Aufſchluß geben; wenn er nur bald käme!

In Kurzem wirſt du von dieſer neuen Lehrart mehr hören; ſie zieht ſich jetzt auch nach Norden hin, um dort ebenfalls die Grundlage einer beſſern Zukunft abzugeben. — Es iſt „eine das Heiligthum des innern Lebens aufregende Anſtalt“ ſagen ſie. Das iſt nicht wahr, fing jetzt der Profeſſor an, denn das Heilige im Menſchen iſt über alle Schulweisheit hinaus, es wird nur vom Finger des Genius aufgeſchloſſen, und ſchafft ſich ſeine Methode ſelbſt. Dergleichen hochtönende Lobpreiſungen betäuben das Ohr des Verſtändigen auch für das Gute, das ſich unſtreitig bey der neuen Methode findet, und erſcheinen wie der Jubel eines Kindes über ſeine ſelbſttanzende Puppe, oder wie der angehende Ehemann, der die Leute bereden will, ſeine Frau ſey ein Engel. Lange ſchon, fuhr er fort, ſey es der Fehler der Deutſchen, daß ſie entweder bey dem Gemeinen ſtille ſtehen, oder das Schöne und Gute noch immer beſſer haben wollen; es werde daher dieſem ſogenannten Begründer der ächten Volkserziehung, dieſem Lichte der Welt, gehen, wie unſerm wohl noch größern Weiſen von Königsberg, der vor etlichen Jahren noch als ein neuer Heiland geprieſen worden, der uns den Himmel des Verſtandes aufgethan, und die Grenzen des menſchlichen Geiſtes unwiderruflich beſtimmt habe, jetzt aber, wenn er noch lebte, hören müßte, er ſey von falſchen Grundſätzen ausgegangen, und auf halbem Wege ſtehen geblieben. Denn jetzt ſchon erklären einige Schüler der Methode, daß ſie ihnen durchaus nicht mehr genüge; und ſo werde man auch an dieſer allem Volke Heil bringenden Weisheit rafiniren, bis man ſich in Subtilitäten des erſten Elementarunterrichts verlieren, und darüber den Unterricht, der einſt dem Manne frommt, vergeſſen werde.

Eine neue Manier die Farben zu reiben, das Tuch zu gründen, und ſich an die Staffeley zu ſetzen, ſprach er weiter, macht noch keinen Mahler, wenn dem Lehrling auch die Kenntniß aller Muskeln, die dabey in Bewegung geſetzt werden, beygebracht wird. Die Art und Weiſe, wie Klopſtock, Leibnitz, Dürer und Händel Leſen, Rechnen, Zeichnen und Singen lernten, iſt freylich nicht mehr neu, aber Jene und die großen Männer anderer Nationen, die ſich ihrer jetzt noch bedienen, haben ihr doch das Siegel des Verdienſtes aufgedrückt. So wie Handwerker ein Meiſterſtück machen müſſen, ehe ſie was gelten, ſo ſollte man auch mit dem Enthuſiasmus für die pädagogiſchen Adepten noch inne halten, bis man die Wirkung ihrer Univerſaltinktur, nicht an unmündigen Knaben, ſondern an Männern, oder welches der beſte Beweis ihrer Probhältigkeit und wohl das Kürzeſte wäre, an ihrem ſelbſteignen Ich erfahren. Sie müſſen das ſchon ſeyn, was ſie aus andern machen wollen, ſonſt haben ſie das Licht nicht in ſich, deſſen ſie ſich rühmen.

So ſprach der Profeſſor, der die neue Verfahrungsart ſo ziemlich, den Reformator aber aus der Nähe kennt. Ob er ganz unpartheyiſch ſey, wage ich nicht zu entſcheiden; ein Prophet, heißt es, gilt nirgend weniger als in ſeinem Vaterlande und in ſeinem Hauſe.

An allem dem hat die jungfräuliche Clotilde, zu meiner großen Freude, und gewiß auch zu deiner, keinen Antheil genommen. Ein ehrliches Mädchen, das dereinſt heurathen will, ſoll nicht über die Erziehung ſeiner Kinder vorgreiflich vernünfteln; ein anderes iſt es mit einer geiſtlichen Dame, die ſich ewiger Keuſchheit geweiht hat.

Den 15. Juli.

Wie es meiner Geſundheit gehe, fragſt du. Beſſer als lange nicht; beſſer als ich anfänglich erwartete, ob ich gleich ſchon geraume Zeit keine Molken mehr trinke. Sieheſt du mir es nicht aus meinen Briefen an, daß ich mich ſo ziemlich in das Leben zu ſchicken weiß? Unſer Doktor ſchreibt, ich ſolle das Reiſen fortſetzen, und er mag Recht haben; denn ob es gleich der widrigen Geſichter und unangenehmen Störungen unter Weges viele gibt, und ich herzlich gern zu Hauſe wäre, ſo empfinde ich doch von der Bewegung und dem Wechſel der Gegenſtände ein phyſiſches Wohlbehagen, das ich lange nicht mehr kannte. Deſſen ungeachtet (ihr werdet es zwar Grillen nennen) will es mir oft ſcheinen, als wenn in den ſchwülen Bangigkeiten und Plagen, die ich zu Hauſe in meiner Einſamkeit empfand, im Grunde noch ein geheimes Luſtgefühl des Geiſtes gelegen habe, das dieſe körperliche Behaglichkeit überwog; hab ich doch auch Perſonen gekannt, die nach vieljähriger Gefangenſchaft ſich aus der Freyheit der Welt zuweilen wieder in die Abgeſchiedenheit ihres Kerkers zurückſehnten.

Ich hatte die Schwachheit den jungen deutſchen Arzt, weil er mir jüngſt von einem beſondern Fall recht gut zu ſprechen ſchien, über meinen Zuſtand zu befragen. Meine Schmerzen nannte er ein rein gaſtriſches Leiden, fand meine inflammatoriſche Diſpoſition bedenklich, und meinen Mißmuth, den ich ſo ungern mit dem verhaßten Namen Hypochondrie belegen höre, bezeichnete er als Abnormität des hepatiſchen Syſtems. Gott bewahre! rief ich, und kehrte ihm den Rücken. Gleichwohl hat mir das Wort viel Nachſinnen verurſacht, und mich ein Paar Tage elend gemacht. Daß ich fragen mußte, ſo einen jungen Zieraffen, der ſich mit neuen Wörtern brüſtet! — Und das Nachſinnen, betreffe es Beſſerung oder Schlimmerung, iſt vollends mein Verderben. Wie den Furchtſamen das Horchen noch ängſtlicher macht, ſo iſt die grübelnde Aufmerkſamkeit auf ſeinen Zuſtand dem Kranken ein Labyrinth des Grams, worin er bey jedem Schritt ermatteter ſich verwickelt. Kalt und kühn, ohne einen klagenden Laut, lagen die nordamerikaniſchen Wilden an gräßlichen Wunden, und heilten unglaublich ſchnell; und wir hörten ſo oft gefangene und verwundete Franzoſen einander lachend zurufen: Il ne faut pas prendre du chagrin! daß es endlich bey uns zum Sprichworte ward; denn wir fanden, das ſey die wahre Arzney des Leibes und der Seele. — Das weiß ich alles wohl, und führe es mir öfters zu Gemüthe; aber dieſe Arzney findet vom Munde nicht immer den Weg zum Herzen, und Beyſpiele helfen mehr in der Gegenwart als durch die Erinnerung.

Woher mein nächſter Brief ſeyn werde, weiß ich nicht; ſobald der Mann der Schweizerin kömmt, reiſen wir ab.

An die Baroneſſe von *

Auf Gaiß, den 19. Juli.

Dieſen Brief fange ich an, womit andre endigen, mit Grüßen an die Freunde, den Major und den Paſtor. Beyden wollte ich noch einmahl bey meinem Hierſeyn ſchreiben, allein die Zeit ließ es nicht zu, ſo ſehr bin ich in Bekanntſchaften, und durch dieſe in mancherley Zerſtreuungen, die ich wie Geſchäfte behandle, hineingekommen. Was ich indeſſen einem aus unſerm vertraulichen Kreiſe ſchreibe, das gilt auch dem andern, in ſo fern es ihn intereſſirt, wie Ihr das ohne mein Erinnern ſchon werdet bemerkt und angenommen haben. Alſo auch mit dieſem.

Noch ſind wir hier, und der Himmel weiß wie lange; die Leute machen mit mir, was ſie wollen! Zwar iſt der Mann der Schweizerin angekommen, aber anſtatt nun ſogleich abzureiſen, verſchworen ſich alle Befreundeten, mich noch zu einem Beſuche in den Bergen zu bereden. Ich lärmte und folgte. Der Profeſſor verſprach mitzukommen, und der Hauptmann von Appenzell verſchaffte mir ein ſicheres Saumthier, mit der Verſicherung, daß ich damit bequem nach Seealp, ein mitten im Gebirge liegendes und bey dieſer Jahreszeit ſehr bevölkertes Thal hinein kommen könnte. So ritt ich neben den andern her, die zu Fuße gingen. Es war Sonntag Nachmittags als der Zug begann; wir wollten im Weißbade, am Fuße der Alpen, übernachten, um den folgenden Tag richtig wieder nach Gaiß zu kommen; allein der Himmel verhängte es anders.

In Appenzell ging ich zu dem Hauptmann, der unſer Führer zu ſeyn verſprochen hatte; die andern blieben im Wirthshauſe, um den Tanz zu ſehen, denn hier tanzt am Sonntage Alles. Es herrſcht eine große

Tanzluſt unter dem Appenzellervolke insgeſammt; die Innerrödler (ſo heißen die katholiſchen Appenzeller) überlaſſen ſich dieſer Freude ohne Bedenken; die von den äußern Roden hingegen haben noch von der Reformation her ſtrengere Sittengeſetze, worin auch der Tanz verbothen iſt. Dafür ſitzen ſie dann Sonntags mit ihren Mädchen in einem Wirthshauſe hinter dem Tiſche zuſammen, laſſen einen Spielmann kommen, und ſtampfen ſammt und ſonders mit den Füßen den Takt oder vielmehr jede Viertelsnote, ohne den übrigen Leib zu bewegen; ſie tanzen ſo in der Imagination, welches poſſirlich ausſieht, aber weniger Sünde iſt.

Da mir der Lärm in Appenzell zu groß war, ritt ich mit dem Hauptmann voraus, kam aber vom Regen in die Traufe, denn im Weißbade wurde auch getanzt; es war ein noch viel ärgeres Toben, das ganze Gebäude erbebte von dem Getrampel.

Die Chanoineſſe war ſo hoch erfreut über unſre Ankunft, daß ich daraus den Schluß machte, ſie müſſe hier Langeweile haben, weil ich weiß, daß dieſes Perſonen, die an Umgang und Mittheilung gewöhnt ſind, auf dem Lande häufig widerfährt, wenn ſie auch noch ſo reizende Ideen von der Lieblichkeit des Landlebens mitgebracht haben; daher denn allemahl die auffallend lebhafte Freude bey einem Beſuche von Ihresgleichen. Wiewohl ſie uns den Aufenthalt ſehr angenehm beſchrieb, ſo hat doch das Ganze etwas bäuriſches, wobey fein erzogenen Menſchen nie lange wohl ſeyn kann.

Von der Schulmeiſterey war nicht mehr die Rede; ich glaube, ſie hat ihr Vorhaben, unter dieſen Unbeſchnittenen Wunder zu thun, fahren laſſen. — Sie rühmte mir jetzt das Mineralwaſſer, das ſie braucht, ich mag aber nichts mehr von Bädern hören; wenn dieſe das erſte Mahl nicht helfen, ſo thun ſie es nimmermehr.

In unſerer Geſellſchaft befand ſich auch ein junger Prediger aus dem benachbarten Rheinthale, der ſich ſchon eine geraume Zeit hier aufhält, und uns bald näher angehen wird. Er hat ſich nämlich in Suschen verliebt, und zwar ſo ſehr, daß er mir vorige Woche eröffnete, wie er ernſthafte Abſichten auf ihre Perſon habe, wozu ihn, wie er ſagt, nicht ſowohl ihr Aeuſſerliches, das freylich nicht übel iſt, als ihre übrigen guten Eigenſchaften, deren er eine Menge an ihr entdeckt haben will, bewogen. Er iſt ſonſt ein verſtändiger wohlgebildeter Mann, der Profeſſor kennt ihn und rühmt ſeine Rechtſchaffenheit. Jetzt hielt er ſehr an, die Reiſe mitmachen zu dürfen, und da er nichts Böſes im Sinne hat, konnten wir es nicht abſchlagen. Suschen ſelbſt ſchien es nicht ungern zu ſehen.

Was ſagſt du hierzu, liebe Schweſter? Siehe, es iſt Zeit, daß wir gehen, ſonſt könnte die Reihe auch noch an deine Tochter kommen; denn wer das Land liebt, der liebt auch die Leute. Suschen benimmt ſich dabey auf eine Weiſe, die mit kluger Ehrbarkeit übereinſtimmt; ſie will nichts ohne den Willen der Vateneſſe thun, ſie weint bey Clotilde, bey mir dringt ſie auf die Abreiſe und bey dem Freyer iſt ſie die Beſcheidenheit ſelbſt, und entlehnt Bücher von ihm. Neulich zog ſie das Gewand von des hieſigen Pfarrers Frau an, aus bloßem Scherze wie ſie vorgab; allein es mochte wohl etwas von jener Neugier darunter ſeyn, die gerne wiſſen will, ob etwas lieblich anzuſchauen, und ob es klug mache. Und als im Weißbad alles tanzte, ſchüzte ſie, die ſonſt des Tanzens nie ſatt wird, Kopfſchmerzen vor, um ihrem ernſthaften Freunde ſich von einer würdigen Seite zu zeigen. Der deutſche Arzt, der nichts vom Geheimniſſe wußte, war damit nicht zufrieden, er hätte gerne mit ihr getanzt, und pries ihr daher das Walzen als ein Spezifikum gegen das Kopfweh an; und uns, die ihm widerſprachen, beſchrieb er den Tanz als „die expreſſivſte Exiſtenz, den höchſten Ausdruck des räumlichen Daſeyns; denn durch die Muſik, als das univerſelle Triebwerk und Uhrwerk der höhern Gymnaſtik werde dem Tänzer ſein Daſeyn in der Zeit zugemeſſen.“ Er brachte uns damit zum Schweigen, aber nicht zum Tanzen.

Nachdem wir die Nacht hindurch in dem engen Hauſe zuſammengepfercht waren wie die Schafe, verſehen wir uns mit Lebensmitteln und zogen von dannen; der Hauptmann und ich zu Pferde, der Profeſſor mit den andern zu Fuße; auch die Chanoineſſe ging mit. Es war ein bedenklicher Ritt über die ſchmalen Steige und glatten Felſen hinweg; doch da wo es am gefährlichſten war, führte ein Mann meinen Gaul. Unterdeſſen machte das ſchöne Wetter und die muntere Geſellſchaft die Reiſe kurzweilig; und ſo gelangten wir nach und nach, immer hinanſteigend, in das hohe Thal, das Weiternicht meiner Wanderung. Es iſt ein flacher Boden voll grüner Matten, in deſſen Mitte ein ſtundenlanger ſpiegelheller See liegt; rings iſt das Ländchen von himmelhohen Bergen eingeſchloſſen; allenthalben liegen Häuſer zerſtreut und Viehhütten, die ſich in die höchſte Höhe hinaufziehen, daß ſie kaum mehr das Auge ſieht. Eine neue Welt, eine Inſel mitten auf dem feſten Lande, deren Beſchreibung ich Clotildens Feder überlaſſe, damit ich nicht ſelbſt in den Fehler verfalle, den ich an andern tadle, dem Ohre zu ſchildern, was nur das Auge begreift.

Nachdem wir ein wenig ausgeruht hatten, lagerten wir uns ins Grüne, und packten unſern Mundvorrath aus; wir hatten aber große Mühe einen Tiſch zu finden, und unſre Sitze waren Steine und einbeinige Melkerſtühle; denn die Lebensart dieſer Sennleute iſt ſo einfach, daß ſie weder Tiſch, noch Stühle, noch Betten brauchen; ſie eſſen auf dem Herde und ſchlafen auf dem Heu, ob es gleich wohlhabende Leute unter ihnen gibt. Mir hatte man einen Thron bereitet, das heißt, weil ich das kühle Gras ſcheute, auf Pfählen meinen Sattel befeſtigt, und den andern zum Fußſchemmel hingeſetzt. So hielten wir ein fröhliches Mahl; der Himmel war heiter über uns, und von al-

len

len Höhen herab ertönte das Locken der Hirten und das Geklingel der Kühe. Der Hauptmann hatte eine Piſtole mitgenommen, die wir von Zeit zu Zeit abbrannten; das wiederhallte an den Felſenwänden wie ferner Donner, und jedes Mahl antwortete uns die fröhliche Jugend der Berge, ſo weit das Ohr reichen mochte, mit großen Paſſagen aus dem Kuhreihen. Ein Geiſt der ſorgenloſen Zufriedenheit und gleichgeſtimmten Freude kam über uns, den die Chanoineſſe den Alpengeiſt nannte; wir waren wie von der niedern Welt abgeſchnitten, ihr vergeſſen und vergeſſend.

So lange wir bey Tiſche ſaßen, wußte der Hauptmann auf eine geſchickte Weiſe die Zuſchauer von uns abzuhalten, welches keine geringe Arbeit war, denn die Appenzeller ſind, wie die Wilden, auſſerordentlich neugierig, und wir ſtanden auf ihrem Grund und Boden; jedoch der Hauptmann iſt bey ihnen in großer Achtung, und darum folgten ſie ihm. Als aber die Frauenzimmer den Kaffe kochten, und den Zucker auskramten, da drängten ſich Große und Kleine hinzu wie die Kinder, denn Zucker geht ihnen über Geld und Gut, und es war luſtig anzuhören, wie dieſe ſtämmigen Burſche mit ihren Milchzähnen große Schellen zermalmten. Manches verſetzte mich beym Anblicke dieſer Menſchen in die Zeit meiner Jünglingsjahre nach Canada zurück; ihre äuſſerliche Unbefangenheit, ihre Sicherheit des Daſeyns, ihr Gleichheitsgefühl, ihr

Egoismus und ihr Scharfblick fürs Lächerliche; wie viel Aehnlichkeiten mit jenen Kindern der rohen Natur ſielen mir auf, und wie ſehr wünſchte ich, meinen alten treuen Achates, den Major bey mir zu haben, um mich mit ihm der Erinnerung zu freuen!

Es muß ein uralter Volksſtamm ſeyn, der ſeine Eigenthümlichkeit wohl nicht anders, als durch die Abgeſchnittenheit von der übrigen Welt und ſeine freye einfache Regierungsart hat bewahren können. Die Viehzucht hat ſie freylich geſellſchaftlicher gemacht, als es jene wilden Jäger ſind; und dann ſage man was man wolle, ſind die Grundſätze des chriſtlichen Glaubens, wenn ſie auch noch ſo ungeläutert unter dieſe iſolirten Bergleute kommen, doch ein Zügel der Wildheit und ein guter Same der Humanität. Von ihren reformirten Landsleuten ſind ſie bey dem gleichen angeſtammten Volkscharakter doch etwas verſchieden; ſie ſind der Natur näher, wenn man anders den ungebildeten Zuſtand der Menſchen Natur nennen darf; ſie ſind offener, kecker, ſorgenloſer, geſunder, haben ſchönere Weiber. Sie ſäen nicht und erndten nicht, ſammeln nicht in die Scheunen, und doch finden ſie Nahrung, treiben Spaß und leben wie die Vögel unter dem Himmel. Jene hingegen leben weniger in der freyen Natur, und ſind durch den Handelsfleiß, der ſich von St. Gallen aus auch unter ihnen verbreitet, weichlicher geworden; das Weben in Behältern unter em Boden macht die Männer kränklich, und das Bücken in engen niedrigen Stuben die Mädchen blaß; dafür haben ſie denn freylich mehr Geld, aber weniger Lebensfreudigkeit. Im Gebirge wohnt das Urvolk, zeigt ſich noch der Nationalcharacter geſondert von allen Fremden. Unſre deutſchen Bauern ſind wahre Klötze gegen dieſe geiſtvollen Leute.

Ich merkte dem Hauptmann bald ab, wie man ſie behandeln muß; ſie kennen einzig den Ton angenommener Gleichheit; wenn man den trifft, ſo ſind ſie munter und vertraulich; aber wehe dem, der ſich mit wegwerfendem Spaß an ſie waget! ſie ſtellen ſich einfältig, um die treffenden Pfeile ihres Hohnes deſto ſicherer auf ihn abzuſchießen. Der deutſche Arzt erfuhr das: Er hatte ſchon eine Zeitlang ſie aufgezogen, und ihnen Mährchen vom Auslande aufgebunden; und jetzt, um ſie zu beſchämen, und zugleich den Damen ſeine Kraft zu zeigen, ſprang er mehrmahls über unſern Tiſch weg; und da ihm das kein Appenzeller nachthun wollte, lachte er ſie alle aus. Sie ſchienen ſehr verlegen; endlich ſagte einer, wenn der Tiſch dort ſtände, wo jenes Heu liege, ſo wollte er den Sprung wagen, damit er ſich im Fallen nicht weh thue. Sogleich wurde der Tiſch hingeſtellt.

„Macht es uns noch einmahl vor, Herr!“

Er thats und ſtack bis an den Bauch in einer Grube voll Kuhmiſt, die der Appenzeller unbemerkter Weiſe mit Heu zugedeckt hatte.

Er fluchte wie ein Heide, und begehrte von dem Hauptmann Genugthuung, der ihn hätte warnen sollen. Da er aber ganz abſcheulich ausſah, und kein Menſch mehr um ihn bleiben wollte, mußte er zuletzt froh ſeyn, als ihm der Hauptmann das Sonntagwamms eines Sennen verſchaffte, das ihn auch zu ſeiner und unſrer Beruhigung nicht übel kleidete. Nachdem der Tiſch wieder an ſeinem vorigen Platze ſtand, ſprangen ſie alle darüber hinaus.

So dachten wir im fröhlichen Genuſſe der Gegenwart noch nicht ans Ausbrechen, denn auch der Zorn des Arztes, der im Grund nicht böſe iſt, und ſich jetzt ſelbſt in dem Sennenkleide gefiel, hatte ſich wieder gelegt — als wir mit einmahl wahrnahmen, daß ſich ein Gewitter über uns zuſammenziehe; denn in dieſen engen und tiefen Gründen erſcheinen die Gewitter plötzlich, weil man ſie nicht kommen ſieht. Das war ein Jammern! Wir hatten kaum noch Zeit, uns, nach Anleitung der Gelehrten unter uns, in verſchiedenen Hütten zu vertheilen, damit wir nicht, zu ſehr zuſammengedrängt, die Gefahr des Einſchlagens vergrößerten, da fing es ſchon an zu ſchütten und zu krachen, als wenn die Felſen herabrollten. Suschen hatte ſich vorher ſchon mit dem Prediger ſich entfernt, um längs dem See in lieblichen Betrachtungen luſtzuwandeln, und machte uns jetzt recht beſorgt, in welche Spelunke ſie ſich wohl mit ihrem frommen Aeneas geflüchtet hätte.

Das Donnerwetter ging vorüber, aber der Regen dauerte fort, und die Bäche ſchwollen an, ſo daß an keine Heimkehr zu denken war. — Aber wo ſollen wir ums Himmelswillen die Nacht zubringen? fragten wir alle. Auf dem Bergheu, antwortete der Hauptmann. Dagegen widerſetzte ſich der deutſche Arzt ernſtlich: der Dunſt des Heues ſey betäubend, man könnte ſich Schlagflüſſe zuziehen, beſonders wo „geſteigerte Nervoſität“ vorherrſche, womit er mir Angſt machen wollte, wie ich wohl merkte.

Es wurde in der größten Sennhütte Feuer gemacht, um welches wir uns alle ſetzten. Suschen und ihr Prediger waren indeſſen auch wieder zum Vorſchein gekommen; ſie hatten ihre Zuflucht in einem Stadel, wie ſie hier die unbewohnten Schuppen nennen, genommen, wo ſie über eine Stunde, ſo wollte es die pronuba Juno, verweilen mußten, bis der Regen etwas nachließ. Er ſah ſehr vergnügt, ſie hingegen etwas betreten aus; wie wir nachher vernahmen, hatte ſie ihm in dieſer feyerlichen Stunde ihr Jawort gegeben, jedoch mit Vorbehalt unſerer Einwilligung.

Die Bergleute bereiteten uns mancherley Milchgerichte, und wir dachten nichts anders, als ſo die Nacht hindurch beyſammen ſitzen zu müſſen, welcher Gedanke mir ſchrecklich war; denn wie hätte ich das ausgehalten! Ueberdieß waren auch noch andre Schettentrinker im Hintergrunde des Raumes, die alle Sinnen beleidigten. — Andre Schottentrinker? — Ja; ſie nennen in dieſen Bergen, zum Spotte derer, die um der Molken willen aus der Ferne kommen, ihre Schweine ſo, die auch damit genährt werden. Auch war es bald zu warm, bald zu kalt in der Hütte, und die meiſten von uns verſpürten eine große Müdigkeit. Da war nichts anders zu machen, als dem Vorſchlage des Hauptmanns zu folgen, und uns Schlafſtellen auf dem Heu anweiſen zu laſſen; es iſt noch niemand daran geſtorben, ſagte er. Warum hätte ich dem treurathenden Freunde und den übrigen Schweizern, welche die Erfahrung für ſich hatten, nicht Glauben zuſtellen ſollen? Anbey trieb mich noch die Natur mächtig zum Schlafe.

Wir vertheilten uns alſo; die Frauenzimmer beſtiegen unter Anführung von des Hauptmanns Töchterchen den Heuboden unſrer Hütte; der Arzt und der Prediger blieben unten beym Feuer, jener um ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, und dieſer um in der Nähe von ſeinem ſüßen Suschen ſeufzen zu können. Uns Männern wies man ein andres Heulager in einem unbewohnten Gebäude an. Mit großer Mühligkeit mußte ich eine Leiter hinaufſteigen, und dann beim Giebel unters Dach hineinkriechen; aber wie erſchrack ich, als ich das Heu ganz warm und dampfend ſand! Der deutſche Arzt hat Recht, rief ich, und welwieder hinunter; aber die Leiter war ſchon weg, und die Schweizer redeten mir zu.

Nun ſo mögt Ihr meinen Tod verantworten! ſagte ich, zog mit großer Mühe meinen Rock aus, denn man konnte kaum aufrecht ſitzen, ohne an dem Dach anzuſtoßen, und verkroch mich wie die andern ins Heu.

Ich ſchlief ſo gut, daß ich kaum erwachte, als es mitten in der Nacht auf unſerm Schindeldache heftig zu poltern anfing, und ſchlummerte ſogleich wieder ein, als der Hauptmann verſicherte, es ſey weiter nichts, als junge Ziegen, die da herumſpazieren. Des Morgens fühlte ich mich ganz erfriſcht und wie verjüngt; das warme Heu hatte gerade das Gegentheil deſſen bewirkt, was ich befürchtete, und die Flüſſe mehr aus den Gliedern gezogen, als hineingebracht, ſo daß ich überzeugt bin, es würde hier mancher, der mit ähnlichem Uebel behaftet iſt, die beſte Kur machen, inſofern er ſich mit der übrigen Lebensart vertragen könnte.

Die Frauen fanden wir ſchon am Putztiſche, als wir kamen, das heißt, ſie laſen ſich das Heu vom Gewande. Sie wußten mancherley zu klagen: Es ſeyen neben ihrer Hütte Steine vom Berg herabgerollt, daß ſie verſchüttet zu werden befürchteten, und die Chanoineſſe ſich kaum wollte beruhigen laſſen. Dann haben die Schweine ſie mit ihrem Grunzen am Schlafe gehindert; die Schweizerin habe zwar dem deutſchen

Arzte zugerufen, er ſollte dieſen ungezogenen Schottentrinkern zureden, der aber ſich entſchuldiget, ſie verſtehen ſeine Sprache nicht; da ſey der zärtlichbeſorgte Prediger mit einem Stock auf die Thiere losgegangen; je mehr er aber auf ſie eingehauen, deſto gräßlicher haben ſie getobt und geſchrien, als wenn alle böſen Geiſter in ſie gefahren wären, ſo daß die mitleidigen Damen um aller Liebe willen wieder um Frieden gebethen. Als endlich den wachehaltenden Männern die Zeit am Feuer auch lange geworden, haben ſie ſich zu dem Sennen auf die Pritſche hingelegt; aber da ſeyen andre Hausthiere über ſie hergefallen, und das Aechzen ihrer Unruhe ſey auch wieder zu den Göttinnen auf dem Heuboden emporgeſtiegen, und habe dieſelben in ihrem ſeligen Leben geſtört.

Das Wetter war wieder heiter, die Bäche hatten ſich verlaufen, und wir eilten nun nach Hauſe. In Appenzell, wo wir bey dem Hauptmanne zu Mittag aßen, überzeugte ich mich von neuem von der innigen Anzüglichkeit der angebornen Heimath auf ein Gemüth, das nicht durch Ueberbildung und Schöngeiſterey verwöhnt iſt. Mein Freund, der Hauptmann, verlebte ſeine Kinderjahre unter der wilden Jugend dieſer Söhne der Berge, kam dann durch Veranſtaltung eines geiſtlichen Oheims in eine Erziehungsanſtalt in Frankreich, und von da unter ein Schweizerregiment, wo er in wenig Jahren eine Compagnie erhielt.

Er hatte das Glück, in einer der mittägigen Hauptſtädte des Königreichs einer jungen Wittwe zu gefallen, die ſich mit ihm verband, aber nicht lange lebte, und ihn zum Erben eines beträchtlichen Vermögens einſetzte. Wer hätte nun nicht denken ſollen, daß er, der reiche Mann, den Aufenthalt in einer großen Stadt, unter dem ſchönen Himmel, in guter Geſellſchaft und im Ueberfluß, ſeinen ſchneeigen Bergen und halbwilden Landsleuten vorzöge? Nicht ſo der Hauptmann.

Ich hatte mich ſchon, erzählte er, bey Lebzeiten meiner Frau aus dem Dienſte zurückgezogen, und verſuchte nun nach ihrem Tode allerley, mir ein angenehmes Leben zu verſchaffen; aber es iſt mit den ſelbſtgewählten Beſchäftigungen wie mit ſelbſtgemachten Göttern: wo wir uns ohne ſie helfen können, da ſind ſie zum Scheine bey der Hand, und laſſen uns im Stiche, wo wir ihrer am meiſten bedürften. Wo uns nicht ein höherer Geiſt treibt, oder eine beſtimmte Nothwendigkeit uns zu handeln gebietet, bleibt bey aller Geſchäftigkeit doch eine gewiſſe Leere in der Seele, die oft der eingeſchränkteſte wirkliche Beruf beſſer ausfüllt. Dieß ſah ich immer klarer ein, und empfand es auch beym Zeitvertreibe. Wenn ich des Abends aus der großen Geſellſchaft oder vom Schauſpiele zurückkehrte, da hatte ich zwar recht feine Dinge geſehen und gehört; aber der Menſch lebt nicht allein von feinen Dingen, mir mangelte das ſtille Leben der Alpen, der Aufenthalt in den Wolken, die naive Schalkheit meiner Landesgebornen, ihr in Freyheit feſtgewurzeltes Beſtehen . . .

Der Profeſſor unterbrach ihn:

„Hier wohnt ein Volk verſtreut an rinnenden Brunnen,
„Das in den Stand des unterthänigen Lebens
„Nur einen Schritt gethan mit furchtſamen Füßen,
„Und den ſchon bereuet. *)“

Je mehr ich an Jahren zunahm, fuhr der Hauptmann fort, und das künſtliche Leben der großen Welt kennen lernte, deſto mehr wurden jene Eindrücke in mir wach, welche die offene Seele des Knaben erfüllt hatten, und mir erſt nur wie liebliche Träume vorſchwebten, bald aber zu bleibender Erinnerung und zuletzt zu mächtiger Sehnſucht wurden, ſo daß ich, wiewohl als ein Schwärmer verlacht von meinen Bekannten, und nicht ohne widerſprechende Empfindungen, mein Vermögen mit Verluſt einzog, von jener Welt für immer Abſchied nahm, und in das Land meiner Väter zurückkehrte, wo ich mir an dem ſchönſten Orte eine Alpe kaufte, auf und von welcher ich jetzt glücklich lebe. Daneben verſehe ich mein Aemtchen (er hat eine der obern Stellen) ſo gut ich kann,

---

*) Bodmer's Ode an Philokles.

genieße das Zutrauen meiner Landsleute, und lebe ſo als Bürger und Eingeborner in dem natürlichſten und menſchlichſten Berufe.

Das iſt, ſagte die Chanoineſſe, eine löbliche aber individuelle Empfindungsart, die nichts für das Allgemeine beweiſt.

Ich begehre auch nichts zu beweiſen, erwiederte der Hauptmann; ich erzähle nur, warum mir dieſer Winkel der Welt vor andern lache, und wie ich, ohne damahls daran zu denken, mich und mein Vermögen gerettet habe.

Es beweiſet doch ſo viel, ſagte ich, daß eine Hütte, wo man jugendliche Erinnerungen um ſich ſammeln kann, beſſer iſt, als ein goldenes Haus ohne Liebe.

Und, ſetzte der Profeſſor hinzu, daß man im Nachen des Berufes glücklicher fährt, als im Weltumſegler des Müßiggangs.

Sentenzen ſchneiden der Unterhaltung das Leben ab, meine Herren, ſagte die Chanoineſſe; man hat entweder zu viel oder gar nichts dagegen zu ſagen, in beyden Fällen aber ſchweigt man. — Sie hatte ſehr Recht; zwar war dieß Geſpräch abgebrochen, aber nicht unſre freundliche Stimmung.

Wir ließen die Gläſer klingen, nahmen dann von ihr und dem deutſchen Arzte Abſchied; die Frauen verſprachen ſich zu ſchreiben; der Hauptmann will uns noch vor der Abreiſe in Gaiß beſuchen; der Profeſſor begleitet uns vielleicht bis in die Heimath der Schweizerin; und auf Suschens Hochzeit kommen wir Alle wieder zuſammen.

Zweiter Theil.

„Auf Suschens Hochzeit kommen wir alle wieder zuſammen,“ dieß war die Verabredung der ſich trennenden frohen Geſellſchaft bey dem Mittagsmahle in dem Hauſe des Hauptmanns zu Appenzell.

Der Oberſte von N...land ging bald hernach mit dem alten Profeſſor aus Zürich in deſſen Heimath, und von da an den Thunerſee, auf das Landgut der jungen Schweizerin, die mit Clotilde während des Aufenthaltes in Gaiß ein Bündniß der Herzen geſchloſſen hatte, und bereits mit derſelben nach Bern vorausgeeilt war. Der Monat Auguſt war vor der Thüre, und mit ihm die ſchönen Tage der Schweiz; das Land gefiel ihm auch ſchon beſſer als im Anfang, und durch das Herumreiſen und den Wechſel der Gegenſtände war die Laſt von übler Laune auffallend vermindert, die einförmiges Stilleſitzen und Mangel an Geſundheit auf ſeinen thätigen Geiſt gehäuft hatten.

Mit Suschen, ihrem Kammermädchen, nunmehr mit einem Prediger verlobt, befand ſich Clotilde etwas in Verlegenheit; ſie hatte dieſelbe mitgenommen, weil ſie nicht wohl bey ihrem Bräutigam hätte bleiben können, ehe ſie vermählt war. Zwar ſchien es der Bräutigam zu wünſchen, wenigſtens hatte er ſchon zur freundſchaftlichen Aufnahme in einem benachbarten Pfarrhauſe für ſie Anſtalt getroffen, bis die zu ihrer Verbindung nöthigen Scheine aus der fernen Heimath angelangt wären; allein bey Suschen war die Anhänglichkeit an ihre geliebte Gebieterin, da die Trennung bevorſtand, noch lebhafter geworden; ſie beſtand darauf, ſich nicht von ihr zu ſcheiden, bevor es die Nothwendigkeit erforderte, und Clotilden, die mit ihr im freundſchaftlichſten Verhältniſſe aufgewachſen, war das auch recht. Jedoch als Kammermädchen ſollte ſie jetzt nicht mehr auftreten, da ſie einem höhern Stande geweihet war, ſie wurde als Geſellſchafterin mitgenommen. In dieſe neue Rolle konnte ſie ſich aber gar nicht finden, weil ihr die Gewohnheit entgegen war: das gute Kind hatte von Jugend auf dem Fräulein gedient, und wenn dieſe jetzt den Dienſt nicht mehr haben wollte, ſo weinte ſie und hielt ſich für hintangeſetzt. Auch vergaß ſich der Oberſte zuweilen, und ſprach vor Leuten, die nicht zum Hauſe gehörten, mit Suschen im alten Tone, und brachte damit ebenfalls manche auffallende Störung in das neue Verhältniß. Zum Glücke ſahen ſie ſelten große Geſellſchaft, und halfen ſich dann, wie man ſich im Umgang immer am beſten hilft, wenn man etwa aus ſeiner Rolle tritt, ſie ſuchten ohne viel Umſtände wieder hinein zu kommen.

Der Prediger war auf ſein Dorf im Rheinthale zurückgekehrt, wo er ſeit einigen Jahren als Vikar des betagten Pfarrers in geiſtlichen Dingen rühmlich gewaltet hatte, und nach deſſen jüngſt erfolgtem Tode an ſeine Stelle ernannt worden war. Er beſchäftigte ſich dort emſig mit Vorkehrungen zu ſeinem neuen Leben; dazu bedurfte er aber weiblicher Hülfe, und da ſeine Schweſter, die ſonſt bey ihm gelebt, voriges Jahr geſtorben war, ſo rief er eine Tante von Zürich um Beyſtand an, die auch mit nächſter Gelegenheit zu kommen verſprach; über manches berieth er ſich inzwiſchen mit verſtändigen Hausfrauen aus der Nachbarſchaft. Die Vorſteher ſeiner vermögenden Gemeinde, wo er ſehr beliebt war, weil er Güte mit ernſten Sitten vereinigte, und ungeachtet ſeiner jugendlichen Thätigkeit ſich nicht in ihre weltlichen Angelegenheiten miſchte, ließen, um ihrem neuerwählten Lehrer einen Beweis der Achtung zu geben, das alte Pfarrhaus ganz nach ſeinem Wunſche erneuern, und beſchloſſen, daß auch die Kirche auf ſeine bevorſtehende Verbindung neu geweißt und gemahlt werden ſollte. Ja es war von noch mehrerm die Rede, wie es zu gehen pflegt, wenn einmahl der Geiſt dankbarer Gefälligkeit über eine Corporation gekommen iſt.

Dieſes alles verſetzte den Prediger in manche ſüße Träumereyen von ſeinem künftigen Glücke, deſſen vorempfundene Seligkeit er dann ſeiner Geliebten brieflich kund that, und damit auch bey dem treuen Suschen einen lieblichen Kampf zwiſchen ihrer Jungfräulichkeit und den gaukelnden Bildern des neuen Standes aufregte. — Einer der Briefe lautete, wie folgt:

Ein Herz und Eine Seele ſind wir ſchon, meine Theure, ſelbſt in der Entfernung. Du biſt mein Gedanke, mein Alles; und ich weiß es, das bin ich auch dir. Aber noch eine glücklichere Zeit ſteht uns bevor, die Verbindung vor dem Altare, der heilige Bund zwiſchen Mann und Weib, den nichts trennen wird als der Tod, und auch der nur für kurze Zeit. O daß du bald kämeſt, und mit dir jene ſeligen Tage!

Schon wird an beträchtlichen Veränderungen unſrer künftigen Wohnung emſig gearbeitet; du bekömmſt außer der Wohnſtube noch ein Beſuchzimmer für liebe Gäſte, und dieſes letztere wollen, wie ich unter der Hand vernehme, einige meiner begüterten Kirchgenoſſen auf eigne Koſten möbliren laſſen; es ſind wackere Leute, die ſchon lange meine Achtung hatten, und du ſiehſt, ich genieße auch der ihrigen. Meine Arbeitſtube, vorher düſter und abgelegen, kömmt nun oben ins Haus, wo ich eine freye Ausſicht in die Berge und über den Rhein hinaus habe. Und dann wird noch ein Gemach im Hauſe bereitet, woran es aber zuletzt kommen ſoll, weil deſſen Bewohner noch ferne ſind, und erſt nach Jahren erwartet werden; erräthſt du mich, liebes Suschen?

An dieſen Wohnplatz ſind wir dann vermuthlich zeitlebens gebannt; uns liegt alſo ob, von uns bänd s ab, ihn zu einem Aufenthalte des Friedens und der Liebe zu machen; und das wollen wir uns geloben, o u Theure! Es gibt kein bleibendes Heil für den Menſchen auf Erden, wenn es nicht an ſeiner Wohnung haftet, von ihr ausgeht, und zurück zu ihr den verrauten Pfad kennt. Ein Sitz, nicht des prunkenden Scheines, aber des verborgenen Glücks, ſoll unſre Heimath werden, eine freundliche Einkehr von den Mühſeligkeiten des Berufs, ein Obdach vor den Stürmen des Lebens; und treten wir aus demſelben heror, ſo wird es dem Stande eines Pfarrers und ſeiner Schickſalsgefährtin gemäß mit Würde und Liebe ſchehen. Von dir, um benachbarte Freundinnen zu ſuchen, oder aus unſerm kleinen Ueberfluß Dürftige n der Gemeinde zu erquicken; und ich gehe zu veründen das heilige Wort, und armen Kranken den Troſt eines beſſern Lebens zu lehren, oder denſelben on ihnen zu lernen. — Und dann in müſſigen Stunen und hellen Tagen ziehen wir zuſammen aus, Arm n Arm, durchſtreifen Feld und Wieſe, und beſteigen ie umſichtigen Hügel der Weinberge, wagen uns zueilen wohl auch weiter, dorthin wo wir aus unſerm enſter die grünen Alpen, und hinter ihnen die Schneegipfel des Alpſteines erblicken; ja dorthin, auf ne herrlichen Höhen, in ihre reinen Lüfte, begeben ir uns jährlich einmahl wie auf eine Wallfahrt, um ſre Seele zu erheben bey dem Anblick der weiten rde zu unſern Füſſen, zu vergeſſen in der hohen heitern Einſamkeit die kleinlichen Sorgen des Lebens, um mit regem Geiſt und erfriſchtem Muthe zu dem Tagewerk zurückzukehren, das uns die gütige Vorſehung auferlegt hat. Groß iſt mein Verlangen, mit dir, du Geliebte meiner Seele, dieſe Blumen reiner Menſchenfreude zu pflücken, ja dich in dieſen Garten einzuführen; ich kenne deinen Sinn für unſre erhabene Bergnatur, und weiß zum Voraus, daß die Behendigkeit deiner Füße dir ſolche kleine Wanderungen zum Spiele machen wird!

Aber du bleibſt auch gerne zu Hauſe, du liebſt auch das Leſen, wie ich öfters wahrgenommen; und ſiehe, dafür iſt auch Rath geſchafft! Ich habe Großes und Kleines, eine Sammlung beſitze ich der vorzüglichſten Heldengedichte alter und neuer Zeit, in deutſcher Sprache; da fangen wir unſre gemeinſchaftliche Leſung mit der Odüſſee an, und gehen ſo durch die höchſte Poeſie der Völkerſchaften hinab bis auf unſre Tage; ich erkläre dir ihre Geſchichte, und dein unverdorbner Geſchmack hilft mir zur Aufmerkſamkeit auf manches der Wahrheit der Natur entnommene Gemählde. Auch habe ich Beſchreibungen von Reiſen und Ländern, die lernen wir kennen, vergleichen; wir bilden uns wechſelſeitig. Willſt du Romane und Schauſpiele leſen, ſo findeſt du auch dieſe in dem Nachlaſſe meiner, ach! ſo frühe verſtorbenen Schweſter, um die mir noch das Herz blutet, und die mir, ſo Gott will, erſetzen wirſt. Gewiß unſre Zeit wird und ſoll uns nicht unbenutzt verfließen!

Aber verfloſſen iſt leider die Zeit dieſes Briefs, und ich hätte dir noch ſo vieles zu ſagen, und kann beynahe nicht von dem Papier wegkommen, das, ein Liebesbothe zwiſchen mir und dir, in wenigen Tagen in deiner Gegenwart ſeyn wird; o könnte ich mit ihm, könnt' ich voran fliegen! — Möge ich bald alles, was ein liebendes Herz wünſcht, von dir hören, und ſo auch von den Edlen, deinen Wohlthätern, in deren Dienſte geſtanden zu haben, kein menſchliches Weſen erröthen darf.

* * *

Die Braut war ſtolz auf dieſen Brief; das Fräulein und ihre Freundin lobten und laſen ihn auch dem Oberſten vor, und dieſer ſagte zu dem freudig erröthenden Suschen: Sey getroſt, mein Kind, dein Bräutigam gehört wahrlich unter die guten Menſchen, ich weiß es nicht erſt von heute!

Nachher aber, als ſie weggegangen, konnte er ſich der Bemerkung nicht enthalten, er wolle ſich zwar Suschen ſehr gern als eine ehrbare Predigersfrau denken, aber das künftige Honigleben ſollten ſich Verlobte nie ſo idealiſch vormahlen, wie es der Prediger thue, weil es doch mit der Natur der Sache nicht beſtehen könne. Der heilige Eheſtand habe freylich auch ſeine dichteriſche Stunden, aber dieſe werden ſchwerlich je von der Phantaſie vorbereitet, und laſſen ſich nicht nach Belieben an einen vorausbedachten Zeit- und Standpunkt knüpfen, ſondern entſpringen, wie alles Echtpoetiſche, dem Augenblick, und zeigen ſich, wie die Sonne, oft dann am ſchönſten, wenn ſo eben trübe Wolken vorübergezogen. Wer eine Luſtreiſe vorhat, träumt ſich ſchönes Wetter, aber dann kömmt der Regen, an den er nicht dachte, und er muß ſich leidend verhalten; thut er das mit heiterm Sinne, ſo findet er oft Entſchädigung des geſtörten Vorhabens, wo und wie er es nicht dachte; denn das iſt der Weg des Schickſals, da zu geben, wo es zu nehmen ſcheint. — Und ſo wird es wohl in der Ehe ſeyn, nicht wahr? ſagte er zu der Schweizerin.

Sie ſprechen wahrhaftig, als ob ſie die Erfahrung ſelbſt gemacht hätten, antwortete dieſe: Indeſſen mag auch das Spiel der Einbildung mit bereitſtehenden Freuden dem menſchlichen Gemüthe natürlich ſeyn.

Sehr natürlich, erwiederte der Oberſte, denn es findet ſich bey Kindern und Greiſen, bey Guten und Böſen. Träumen müſſen wir, um glücklich zu ſeyn; nur ſollen wir uns hüthen, das Luſtgebilde nicht in die Wirklichkeit hinüberzuziehen, oder gar zur Norm des künftigen Verhaltens machen zu wollen, wie unſer ehrliche Bräutigam zu thun geneigt ſcheint, der bey allen guten Eigenſchaften des Mädchens ſich doch in manchem getäuſcht finden wird, das er jetzt als unausbleibliche Folge ihrer lehrbegierigen Anhänglichkeit an ihn vorausſetzt. Der romantiſche Berg- und Höhenſinn zum Beyſpiel, auf den er ſo viel hält, ſcheint ihr nicht recht natürlich zu ſeyn, denn Moden halten nicht lange.

Gnade! rief Clotilde: was haben wir nicht alles ſchon hierüber hören müſſen!

Und von ſeinen langen Heldengedichten, fuhr er fort, wird Suschen bald genug ſich zu den kurzweiligen Romanen der Schweſter flüchten. Das iſt dann die Täuſchung der allzuſichern Vorausſetzung, und die iſt unangenehm.

Clotilde ſeufzte ohne zu wiſſen, oder wenigſtens zu ſagen, warum; und die Schweizerin lachte: Sollte ſich wohl der Mann allein in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſehen?

Hier, antwortete der Oberſte, hat ein Unterſchied ſtatt. Verſprechen ſich die Männer von ihren Bräuten vorzügliche Ausbildung beſondrer, wirklicher oder eingebildeter Eigenſchaften, ſo ſind hingegen die Erwartungen des weiblichen Geſchlechts vom Eheſtand allgemeiner. Sie nehmen zwar alle an, daß ſie einen Meiſter bekommen, denn das iſt die Ordnung der Natur, die ſie wohl fühlen; aber alle ſind der Lenkſamkeit dieſes Meiſters gewärtig, einer Eigenſchaft, die ſich nicht wohl mit der Meiſterſchaft verträgt. Und das iſt eure Täuſchung, ihr Kinder; ihr ſeyd zwar geneigt zum Gehorchen, erwartet aber lauter angenehme Befehle.

Seht den Kenner! rief die Schweizerin.

Wie geht's dann öfters? fuhr er fort. Entweder iſt der Meiſter lenkſam aus Schwachheit, das heißt, er wird dem Weibe unterthan, oder er iſt ſtreng aus Uebermacht. In beyden Fällen hat die Frau ihren wahren Standpunkt verfehlt: Muß ſie mehr gehorchen, als ſie erwartet hatte, ſo fühlt ſie ſich an der Würde der Hausfrau gekränkt; führt ſie aber die Alleinherrſchaft, ſo iſt ſie über den Kreis der Weiblichkeit hinausgetreten, und wird, was ein weibliches Weſen nie ſeyn ſollte, ein Gegenſtand der Furcht.

Nun ja, verſetzte die Freundin, Enttäuſchungen müſſen kommen; aber wenn dieſe vorüber ſind, ſo geht erſt der wahre Eheſtand an. Wer dieſen kennt, lieber Oheim Hageſtolz, der mag auch wiſſen, daß es eine Herrſchaft durch Liebe, einen Gehorſam aus Pflicht geben kann.

Ich kann mir auch eine gegenſeitige Verträglichkeit denken, that Clotilde hinzu: wohl auch eine ſüße Wehmuth der Ausſöhnung.

Ihr habt Recht, Kinder, erwiederte der Oheim; denn ſo wie jeder Menſch Gutes und Böſes in ſich vereinigt, ſo wird auch jeder Stand in den er tritt, durch ihn abwechſelnd gut und böſe. Gott bewahre mich, ſchlecht von der Ehe zu ſprechen, wenn ich ſchon ein alter Junggeſelle bin! Man verſteht mich immer unrecht; nur den überſpannten Erwartungen bin ich nicht hold, und wollte Clotilden vorläufig auf den Nachtheil derſelben aufmerkſam machen, aus Be niß, die Erfahrungen ihrer glücklichen Freundin reichen dazu nicht hin. — Letzteres ſagte er abſichtlich, weil ein naher Verwandter der Schweizerin Liebe zu Clotilde merken ließ, ein angenehmer junger Mann, den ſonſt der Oberſte wohl leiden mochte; aber er konnte nicht zugeben, daß ſeine Nichte einen Schweizer heirathe, und ließ daher mitunter ſo ein abwehrendes Wort fallen.

Die Freundinnen ſpürten etwas Räthſelhaftes in dieſer Wendung und ſchwiegen. Die Unterredung über den Gegenſtand hatte ein Ende, wie es meiſt geſchieht, wenn plötzlich ein geheimer Sinn auffällt.

Er wollte nun auch Suschens zärtliche Antwort leſen; aber das hatte ſie ſich verbethen, da ſie ihrer Rechtſchreibung nicht zum Beſten traute, und weil ſie ihre neuen ſchüchternen Gefühle nicht gern ſeinen Bemerkungen preisgab, ob er gleich verſicherte, daß weibliche Liebesbriefe große Annehmlichkeit für ihn haben, und der Mangel der Rechtſchreibung gerade die Würze derſelben ſey.

* * *

Der Oberſte hatte, als er die obere Schweiz verließ, mit dem Prediger die Abrede getroffen, daß ihm dieſer bis nach der Weinleſe, denn ſo lange wollte er noch in der Schweiz bleiben, ein Landhaus in der Nähe eines Pfarrdorfes in dem Trauben- Obſt- und menſchenreichen Rheinthale zu miethen ſuche. Das war mit beſtem Gelingen geſchehen; eine ſehr geräumige wohlmöblirte Wohnung auf einer Anhöhe, ein ſogeheißnes Schloß, Grünenſtein genannt, wartete ſeiner. Um daſſelbe aber nach ſeinem Geſchmack, und zum Empfang aller ſeiner Gaſtfreunde einzurichten, wollte er jetzt ſelbſt hinreiſen, und es wurde beſchloſſen, daß Suschen ihm zur Hülfe mitgehen ſollte, welches ſich dieſe auch um ſo viel eher gefallen ließ, da ihr Fräulein nunmehr eine andre Kammerjungfer angenommen hatte, mit welcher ſie nicht recht zuſammenſtimmte.

Dieß war ein gewandtes niedliches Bernermädchen, das ſich in ſeiner etwas urbaniſirten Landestracht gar fein ausnahm, und fertig franzöſiſch zu plaudern wußte, welches Suschen nicht konnte, und daher auch nicht gern hörte. Zudem war es ihr auch zuwider, daß die Jungfer ihren Anzug beybehalten mußte, der ſich, wie ſie meinte, für die Bedienung eines adelichen Fräuleins nicht ſchicke. Das wollte aber hauptſächlich der Oheim: Die Grazie dieſer Mädchen, ſagte er, haftet an ihrer Kleidung; ſie haben ſolche gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen, ihre ganze Haltung und Bewegung iſt darauf berechnet; ziehen ſie andre Kleider an, ſo findet ſich die naive Anmuth nicht mehr an ihrem Platze, ſie werden linkiſch und alltäglich. — Wer weiß, ſagte er zu Tobias, als ſie Abends beym Auskleiden von dem Bernermädchen ſprachen, ob nicht Suschen deßwegen ſo ſehr auf Abänderung der Tracht gedrungen, weil ſie beſorgt, neben der neuen Zofe über

Uni

ſehen zu werden, wenn dieſe in ihrem vortheilhaften Anzuge bleibt? Hübſch iſt ſie.

Und gelehrt dazu, verſetzte Tobias: Als ich ihr heute von unſern Fahrten über Meer erzählen mußte, erkundigte ſie ſich, ob ich auch die entlegene Inſel geſehen, wo wilde Weiber in Grotten wohnen? — Auf meine Frage, woher ihr dieß bekannt ſey, gab ſie zur Antwort: aus dem Telemach.

Demungeachtet fanden der Herr und der Diener, daß dem ehrlichen Suschen doch der Vorzug gebühre, und das Fräulein ſchwerlich wieder ſo innige Anhänglichkeit finden werde, wie von dieſer ihr ſchon in der Kindheit angewöhnten Vertrauten.

Nach einigen Tagen reiſte der Oberſte mit der Braut und ſeinem Tobias hinweg, und Clotilde verſprach mit ihrer Freundin bald nachzukommen. — In Zürich hielt er ſich einen Tag auf, um den alten Profeſſor mitzunehmen, deſſen Bekanntſchaft er in Gaiß gemacht und ſeitdem gefliſſen unterhalten hatte; der Mann war ihm beynahe unentbehrlich geworden. Suschen benutzte dieſen Aufenthalt, um die Tante ihres Bräutigams zu beſuchen, von der ſie mit vieler Förmlichkeit empfangen wurde. Dieſe Frau hatte ſo eben die Einladung des Predigers erhalten, ihm bey ſeinen häuslichen Zurüſtungen behülflich zu ſeyn, und meinte nun, und ließ es ſich nicht ausreden, die Braut komme, oder ſey dazu beſtimmt ſie abzuhohlen. Vergeblich ſtellte ihr dieſe vor, daß ſie nur zu einem Empfehlungsbeſuche gekommen, und der dritte Platz in dem Halbwagen ſchon durch den Profeſſor beſetzt ſey: die Tante blieb darauf, der Vetter im Rheinthal brauche Hülfe, und der Profeſſor werde wohl eine andre Gelegenheit finden. Suschen mußte es dem Oberſten anzeigen, und machte die Eröffnung mit ſchwerem Herzen, bekam aber von ihm lauter ungeſtüme Antworten: er ſey nicht in die Schweiz gekommen, um mit alten Weibern herumzufahren, und ſeine Freunde darüber hintanzuſetzen, und dergleichen mehr; welches ſie zwar der Tante in milder Einkleidung hinterbrachte, die es aber als eine Geringſchätzung annahm und ſich darüber ſehr ereiferte, ſo daß Suschen jetzt zum erſten Mahl eine kleine Erfahrung von den Unannehmlichkeiten machen konnte, die den Eintritt ins bürgerliche Leben begleiten. Sie mußte ſich das ganze Geſchlechtsregiſter der beleidigten Perſon erzählen laſſen bis zu einem ihrer Urväter, der ein Standeshaupt geweſen: ſie mußte von dem ſeligen Eheherrn hören, der mehr zu bedeuten gehabt, als ein Profeſſor; und von unbekannten Fremden, die oft nicht das ſeyen, wofür ſie ſich ausgeben.

Das arme Mädchen, dem dieſe Art der Selbſtſchätzung noch neu war, hatte Freundlichkeit von den Verwandten ihres Geliebten erwartet, und nicht ſolche Belehrungen; daher kam ſie in große Verlegenheit, und konnte eine Thräne nicht zurückhalten. Allein Thränen beſänftigen dieſe zähen Herzen nicht, die Ihzüglichkeiten wurden fortgeſetzt, bis zuletzt die gereizte Dulderin aufſtand und ſagte, ſie ſey überzeugt, daß es ihrem Bräutigam ſelbſt nicht lieb wäre, wenn ſie Beleidigungen, die nicht ſie allein angehen, länger anhörte.

Was Thränen nicht vermögen, thut oft der Muth; die Alte war deſſen nicht erwartet, und da ſie ihre Gründe hatte, es mit dem Prediger nicht zu verderben, ſuchte ſie mit ſchaalen Reden wieder in das Geleiſe der Gefälligkeit einzulenken, ja ſie weinte ſelbſt über das Mißverſtehen, wie ſie es nannte, und nahm die leidende Braut mit ſich zu ihrem wöchentlichen Abendbeſuche, wo ſie dafür ſorgte, daß dieſelbe ſchon als künftige Frau Pfarrerin behandelt wurde, die auch durch ihre Sittſamkeit die Achtung der jüngern, und durch ihre jugendliche Friſchheit das Wohlgefallen der ältern Frauen, welche über die Jahre der Vergleichung hinaus waren, zu erhalten wußte.

* * *

Ungeachtet einer gewiſſen Scheu, die Suschen vor den beyden alten Herren, bey denen ſie jetzt im Wagen ſaß, hatte, ſo daß ſie ſich wenig zu ſprechen getraute, und obwohl des Profeſſors Tabackpfeife ihr läſtig war, befand ſie ſich doch beſſer zu Muth, als geſtern bey der geſchraubten Frau Amtsräthin (ſo hieß die Tante) und in ihrer Abendgeſellſchaft. Die beyden Herren aber waren ſeelenvergnügt; der Oberſte, weniger von Mißlaunen geſtört als vormahls, war ſehr ofſen gegen Freunde, und mit dem Profeſſor wäre er bis an der Welt Ende gefahren, weil ſie in der Anſicht des Lebens übereinkamen, und was der Profeſſor theoretiſch erkannte, der Oberſte durch ſeine Erfahrungen beſtätigt fand.

Im Reiſewagen, ſagte er, ſollten nur Freunde ſitzen, die ſich verſtehen; das nahe Beyſammenſeyn und der immer wechſelnde Schauplatz der Reiſe wecken die Vertraulichkeit, und nähren den Stoff der Unterhaltung; ſo ſchrecklich hingegen dieſe gedrängte Nähe unter widrigen Perſonen iſt.

Da ſitzt man lieber allein, erwiederte der Profeſſor, welches auch ſein Angenehmes hat. Ich habe mich wirklich ſchon oft gewundert, da ſchon ſo viel über die Vorzüge der Einſamkeit geſchrieben worden, daß man nicht auch des Alleinreiſens dabey gedacht hat, welches doch auch eine Einſamkeit, und wohl die unterhaltendſte iſt.

Verſteht ſich mit Bequemlichkeit, ſagte der Oberſte. — Und mit Geſundheit, fuhr jener fort: man ſchaut, denkt, lieſt, phantaſirt, ruht, man muß ſich keinen Zwang anthun; kurz man hat allen Genuß des Alleinſeyns, und dennoch immer eine neue Gegenwart um ſich, die einen weckt und beſchäftigt, und die Grillen und Eigenheiten abwehrt, die ſich oft des Einſamen im abgeſchloſſenen Raume bemächtigen.

Wie ich leider aus Erfahrung weiß, ſeufzte der

Oberſte. — Aber, ſich ermunternd, fragte er Suschen: was ſagt das ſchöne Geſchlecht dazu?

Es ſchickt ſich wohl nicht, daß Frauenzimmer allein reiſen, antwortete ſie.

Nicht? Nimm dich in Acht, mein Kind, das will ich der Chanoineſſe ſagen, drohte er lachend: Die wird dich zurecht weiſen, denn ſie hat darüber eigene Erfahrungen gemacht!

Reiſt ſie aber wirklich ohne Geſellſchaft? fragte der Profeſſor: oder iſt ſie nur die bedeutende Hauptperſon, wie reiſende große Herren, von deren Gefolge die öffentlichen Berichte wenig oder nichts ſagen?

Wenn die Chanoineſſe eine Ausnahme macht, gnädiger Herr, fing Suschen wieder an, ſo wird die Tante in Zürich mir recht geben, die ja lieber mit Ihnen als allein gereiſt wäre.

Der Profeſſor lachte. — Was iſt ſie denn für ein Perſon? fragte der Oberſte.

Die hätte uns in der Demuth erhalten! war die Antwort: Erſt ihre Stadt, und dann die ſeligen und unſeligen Verwandten — um das dreht ſich der Haſpel ihrer langweiligen Gedanken; was etwa ſonſt noch in der Welt ſeyn mag, iſt dieſem untergeordnet oder liegt im Nebel. Kaum wird der Höchſte anders als ein mächtiger Herr Vetter betrachtet; zu vertraulicher Unterhaltung ſind dann Klatſchgeſchichten . . . .

Zum Guckuck mit euern bürgerlichen Tanten, unterbrach ihn der Oberſte: ſie ſind ja wie unſre adelichen!

* * *

Es war ein ſchöner Tag; Schnitter belebten die Felder, und Lerchen die Lüfte; in den Dörfern ſpielten ſorgenloſe Kinder; die Straßen waren trocken, der Wanderer viele; wer wollte in dieſem Frieden der Natur nicht gerne über Land ziehen?

Auf der Höhe dem Rheinfall gegenüber ſtiegen ſie aus, und gingen den Abhang hinunter zum Fuße des entgegenrauſchenden Stromes. Oefters ſahen ſie im Herabſteigen durch Oeffnungen des Wäldchens einzelne Theile des ſchäumenden Sturzes, wobey ſich der Oberſte mit Wohlgefallen aufhielt, weil er auch hier ſeine alte Behauptung vorgreiflich beſtätigt finden wollte, daß das Halbe anziehender ſey als das Ganze.

Wenigſtens mag es dieſe Bewandniß mit ſolchen Sätzen haben, woran kaum die Hälfte wahr iſt, bemerkte etwas verdrießlich der alte Profeſſor, der kein Liebhaber wunderlicher Meinungen war: ſie ſind nicht dunkle Begriffe höherer Wahrheiten. Was iſt Halb und Ganz? Was wir hier ſehen, iſt ſo gut ein Ganzes, als was dort unten in die Augen fallen wird.

Wir wollen ſehen, ſagte der Oberſte. Und als ſie unten waren, und über das weite Becken an den Felſen hinſchauten, rief er: Hier ſehen wir nun das ganze Gewäſſer; ich wiederhohle es noch einmahl, da

[illegible]

einzelnen Partien, die wir oben durch das Gebüſche erblickten, gefielen mir beſſer; der Fall iſt zu breit für die geringe Höhe und die Entfernung von hier bis dort zu groß.

Dem Profeſſor, als einem echten Schweizer, that es weh, daß der Freund die Wunder ſeines Landes gering ſchätzte: Wenn Sie nie nichts vom Rheinfalle gehört hätten, und von ungefähr dazu gekommen wären, ſagte er, Sie würden ihn jetzt mit überraſchender Luſt ſchauen; aber Sie haben zu große Erwartungen mitgebracht, das iſt der Nachtheil jeder Berühmtheit.

Man hatte Mühe, den Oberſten zu bewegen, daß er den Thurm beſteige, auf deſſen Höhe der ganze Waſſerfall in einem Schaudunkel (in camera obscura) zu ſehen iſt; denn, ſprach er, wie kann mir im Bilde gefallen, was mich in der Wirklichkeit nur wenig rührt? — Und doch gefiel es ihm, ſobald ſein Auge ſich gewöhnt hatte, in der dunkeln Kammer den Schimmer des lebendigen Gemähldes zu ertragen. Der ſchönbeleuchtete Hügel auf dem das Schloß ſich zeigte, die herabwirbelnden Ströme, das wellenbewegte Waſſerbett, auf welchem durch Veranſtaltung des Profeſſors ein Schiffer mit einem Kahn herumſchaukelte, der heitere Sonnenſchein über dem Ganzen, und das fernertönende Rauſchen: alles das geſtaltete ſich zu einem in fortwährender Bewegung regſamen Bilde, das ihn durch ſeine Neuheit hinriß. — Lachen Sie mich aus, wenn Sie wollen, rief er, aber ich kann nicht heiſſen, dieß Kunſtwerk, wenn es eines iſt, zieht mich jetzt mehr an, als die Natur; weil ich hier einmahl in gelungener Vollendung ſchaue, was alle Mahler umſonſt verſucht haben.

Und doch iſt's ebendaſſelbe, was wir unten ſahen, ſagte der Profeſſor; nur zeigt uns das durch künſtliche Verrichtung ſich mahleriſch ordnende Bild hier das Ganze im Kleinen, wie es kunſtgeübtere Augen unten im Großen erblicken. Ein glücklicher Sinn, der die Gegenſtände in einem günſtigen Geſichtspunkt aufzufaſſen weiß, iſt die Quelle unſers Wohlgefallens; nicht vorgefaßte Meinungen über Halbes und Ganzes.

Sehen Sie, ſagte der Oberſte, dieß bewegte Leben auf dem Tuche iſt mir neu, und bezaubert mich; ich bin ein Kind, laſſen Sie mir die Freude! — Ich theile ſie mit Ihnen, war die Antwort; ich bin weit entfernt, das ſinnliche Wohlgefallen in die Regel zu zwingen, es iſt perſönlich und flüchtig, und läßt ſich nicht durch allgemeine Begriffe feſthalten, noch erklären.

So wenig, erwiederte jener, als aus den Beſtandtheilen einer Kerze das Licht; wir wollen uns alſo nicht ſelbſt ſtören, uns nicht die Freude an der kleinen Erſcheinung aus vermeinter ſchuldiger Achtung gegen die große verſagen; denn man könnte eben ſo gut die Frage aufwerfen: was iſt Klein und Groß? als Sie gefragt haben: was iſt Halb und Ganz?

Nachdem ſie das Naturgemählde verlaſſen, ſtiegen
ie unten in den Kahn der zur Ueberfahrt dient, um
erſt am Fuße des Schloßhügels die Waſſerwogen
n der Nähe zu ſehen. Der Oberſte verlangte, daß
as Schiffchen mitten in das große Waſſerbecken hin-
n gefahren werde, dorthin auf die Stelle, wo ſie es
den ſo luſtig hatten tanzen ſehen; allein der Profeſ-
r bath zürnend, und Suschen flehte weinend; was
ollte er machen? Kaum waren ſie aber hinüber, ſo
ß er die Gefährten ausſteigen, und es half alles
chts, der Schiffmann mußte ihn und Tobias, der zu
em kein Wort ſagte, dahin führen, wo er anfangs
weiſt hatte, in den Tanz der Wogen und in die
he des hochaufſpritzenden ſiebenfarbigen Schaumes.
e andern ſahen ihm von dem gewöhnlichen Stand-
nkte ängſtlich zu, und Suschen erlaubte ſich nach-
r, als ſie wieder im Wagen ſaßen, den Vorwurf, er
be ſie in ihrer Bewunderung des Rheinfalls geſtört,
rade wo ſie ſich derſelben am liebſten überlaſſen hätte.

Er wollte eben ſelbſt bewundert ſeyn, ſagte der
rofeſſor, und nannte es ein Wageſtück der Eitelkeit.

Nennt es wie ihr wollt, verſetzte der Oberſte.
e Lockung der Gefahr war zu groß, ich mußte wie-
er einmahl ihren Genuß haben.

Den Genuß der Gefahr? fragte jener erſtaunt.

Den kennen Sie nicht? war die Antwort: und
iſt ein Philoſoph, der das menſchliche Herz ergründet?

Unter dieſen Reden waren ſie an die jähe Straße, die nach Schaffhauſen hinabführt, gekommen, und ſollten nun, ehe ſie weiter im Geſpräche fortrückten, ſich in einer wirklichen Gefahr erproben. Der Kutſcher war abgeſtiegen, um den Radſchuh einzulegen, und anſtatt die Zügel dem neben ihm ſitzenden Tobias zu übergeben, hatte er ſie nachläſſig hingeworfen. Unvorſichtig knallte ein andrer Fuhrmann, der hinten nach kam, mit der Peitſche: da fingen die Kutſchenpferde an zu ziehen, und, da nichts ſie hielt, zu laufen, zu jagen, durchzugehen. Die im Wagen ſaßen, erblaßten und ſchrieen; Suschen wollte hinausſpringen, aber der Oberſte riß ſie mit Gewalt zurück: du brichſt den Hals, rief er, ſiehſt du nicht den tiefen Graben? — Ein gewaltiger Schlag hatte den Tobias, der ſich bemühte, den Zügel zu erhaſchen, vom Bocke geworfen. Der alte Profeſſor ſtemmte ſich an, ſo gut er konnte, und der Oberſte hatte Suschen, die rückwärts geſeſſen, auf ſeine Seite gezogen, und hielt ſie feſt. Es war eine fürchterliche Unordnung, die jedoch nur einige Minuten dauerte, denn zu gutem Glück ſtand am Ende der Halde ein breiter Frachtwagen, der die ſcheuen Pferde hemmte. Man lief hinzu, hielt mit Mühe die ſchnaubenden Thiere, und half den Geängſtigten aus dem Wagen.

Suschen war außer ſich; der Profeſſor blaß wie der Tod konnte ſich doch nicht enthalten, dem Oberſten zuzurufen, daß er von dieſer Gefahr wenig Genuß gehabt habe. Dieſer aber hörte nicht, und war um

n Tobias bekümmert, der halb betäubt und mit
inte bedeckt herangebracht wurde.

Da die Stadt nahe war, ſo beſchloß man zu
ſſe hineinzugehen, und den armen Tobias in den
agen zu ſetzen. Aber da zeigte ſich ein neuer
chreck: Suschens Gewand hatte, als ſie von dem
fährlichen Sprunge zurückgezogen wurde, einen ſol-
n Riß bekommen, daß ſie nicht öffentlich damit auf-
ten durfte. Die Entdeckung dieſes Unfalls brachte
zwar, wie das dem züchtigen Geſchlechte eigen iſt,
ſer zu ſich ſelbſt, als es ein ganzer Arzneyladen
vermocht hätte; allein wieder in das Fuhrwerk
ſteigen, graute ihr vor den Pferden, und auch vor
n blutigen Tobias, der ſchon drinnen ſaß. Doch
r Oberſte befahl, und die Nothwendigkeit gebot es;
t Thränen ſaß ſie ein, und der Kutſcher mit Un-
uth wieder auf den Bock. Ein Mann ging zur
rſicht neben den Pferden her; und ſo kam der
g langſam und ohne weitern Zufall vor das
irthshaus.

Die Unterſuchung zeigte, daß die Wunden des
bias zwar nicht gefährlich, jedoch beträchtliche Quet-
chungen ſeyen, die ſein Weiterreiſen unmöglich mach-
n. Der Oberſte darüber verdrießlich, weil er ſeinen
en Diener liebte und nicht miſſen konnte, war jetzt
r nicht aufgelegt, mit dem Profeſſor nach deſſen
ünſche über die Freuden der Gefahr einzutreten.
n ander Mahl, lieber Profeſſor, ſagte er, als dieſer

des folgenden Morgens davon anfing: die Erfahrung kam zu unerwartet.

Ich wenigſtens war gar nicht auf dieſen Genuß vorbereitet, munkelte der kranke Tobias, der mit verbundenem Kopf und Arm in einem Lehnſtuhle ſaß, weil er nicht im Bette bleiben wollte.

Schweig du, Alter! entgegnete ſein Herr: der Scherz iſt jetzt nicht an dir. Und zum Profeſſor ſprach er: In der Gefahr iſt bloße Wahrſcheinlichkeit, in der Wahrſcheinlichkeit noch Hoffnung, Hoffnung aber gibt Muth, und dieſer iſt Gefühl der Kraft, ein Reiz, der uns dem ungewiſſen Uebel entgegen gehen heißt. Iſt hingegen die Gefahr in wirkliches Unheil übergegangen, wie hier, ſo tritt ein ganz anderer Zuſtand ein, aus dem man ſich dann ziehen muß, ſo gut man kann.

Ich habe mich dießmahl ſchlecht daraus gezogen, begann von neuem der ſchmerzenleidende Tobias: wenn mich ſchon die Leute glücklich preiſen, daß ich nicht das Auge verloren oder gar den Hals gebrochen habe; ein gemeiner Troſt!

Der Stellvertreter des Mitleids, mein Freund! gab ihm der Profeſſor zur Antwort. — Doch war dieſem einiges in der Aeußerung des Oberſten aufgefallen, woran er unter ſeinen Büchern noch nie gedacht hatte, und das er während ſeines Hierſeyns weiter mit ihm zu beſprechen ſich vornahm, indem jener ſich erklärt hatte, den Ort nicht zu verlaſſen, bis ſein

Bedienter ihn wieder begleiten könne, welches nach des Wundarztes Verſicherung nur einige Tage dauern ſollte; ein Aufenthalt, der dem Profeſſor auch nicht ungelegen kam, denn er hatte in Schaffhauſen einen gelehrten Gaſtfreund, in deſſen Hauſe er während dieſer Zeit wohl aufgehoben war.

Der Oberſte pflegte indeſſen den Tobias mit eben der liebenden Fürſorge, wie er ſchon ſo oft von ihm war gepflegt worden. Suschen aber flickte ihren Rock, und ſchrieb dann verſtohlner Weiſe an ihren Geliebten, denn der Oberſte wollte nicht, daß etwas von dem Unfall ruchbar würde, weil ſo was die Freunde nur beunruhige, wenn man es auch noch ſo harmlos darſtelle: ſchreiben wir nicht, ſagte er, ſo denken ſie weiter nichts, als daß wir uns irgendwo ſäumen. Nach ſeiner männlichen Sinnesart war die Meinung gut; aber wer kann einer zärtlichen Braut zumuthen, ihren harrenden Freund ohne Nachricht zu laſſen?

Sie fand alſo Gelegenheit, ein Brieflein abgehen zu laſſen, allein das war aus Aengſtlichkeit vor dem Verbote des gnädigen Herrn nur kurz, und abgebrochenen Inhalts: „Unweit der Stadt, ſchrieb ſie, ſind „wir mit den Pferden durchgegangen, es iſt aber auſſer Tobias niemand beſchädigt worden; das hält uns „einige Tage hier auf.“ Der übrige Inhalt des Schreibens war liebevolle Sehnſucht nach dem Wiederſehen, worin ſie ſich aber ſo ganz verlor, daß ſie darüber die Ort- und Zeitangabe vergaß.

Es währte jedoch eine volle Woche, ehe der ſein Säumniß verwünſchende Tobias zur Abreiſe tüchtig war. Der Oberſte vertrieb ſich indeſſen die Zeit, ſo gut er konnte; er hatte einige alte Schweizeroffiziere kennen gelernt, mit denen er ganz gut zurecht kam, und der Profeſſor brachte die meiſte Zeit bey ſeinem Gaſtfreunde zu. Auch Suschen mochte der Aufenthalt in Schaffhauſen wohl gefallen; ſie wurde als eine Verwandte des Oberſten angeſehen; niemand wußte, weil weder er noch ſeine Begleiter ein Wort davon ſagten, daß ſie bloß Kammermädchen in ſeinem Hauſe geweſen; und wenn ſich ſo etwas gleichſam von ſelbſt ergiebt, wie hier, ſo kann man es gerne haben, ohne eben großer Eitelkeit ſchuldig zu ſeyn. Dieß Anſehen hatte ihr auch einige ſtattliche Bekanntſchaften unter den Einwohnerinnen zugezogen, mit welchen ſie ſich, da dieſelben eben ſo wort- als dienſtreich waren, emſig befliß, in ihrer künftigen Mutterſprache, wie ſie das Schweizerdeutſche nannte, Fortſchritte zu machen. Sie fand aber bald, daß das Wenige, was ſie am Thunerſee gelernt hatte, anders laute, und ihrer Stimme beſſer zuſage, als die hieſige Ausſprache, und fragte darüber den Profeſſor um Rath.

Dieſer zwar geneigt, wie alle Gelehrten, die über Etwas, das in ihr Fach läuft, befragt werden, umſtändlich über die Alterthümlichkeit der ſchweizeriſchen Mundart einzutreten, bedachte gleichwohl, daß junge Mädchen, auch wenn ſie ernſthaft fragen, für An führlichkeit keine Ohren haben, und antwortete deßwegen halb im Scherz halb im Ernſt: jenes iſt eine reinere Ausartung, oder wenn Sie lieber wollen, eine vollkommnere Unvollkommenheit. Er drückte ſich dabey auch wieder in einer andern Sprachweiſe aus, als die wovon die Rede war, ſo daß Suschens Verlegenheit darüber noch vergrößert wurde.

Die Landesſprache, mein Schatz, werden dich erſt deine Kinder lehren, tröſtete ſie der Oberſte: bisdahin ſprich du nur die deinige, ſonſt gelingt dir gar keine; denn der Sprecharten ſind in dieſem Lande ſo viele, wie der bürgerlichen Meinungen.

Oder der Regierungsarten, oder der Landſchaftrechte, ſagte der Profeſſor.

Oder wie der Maaße und Gewichte, fuhr der Oberſte fort, oder der Münzgepräge, oder der Uniformen und ſo weiter. Bey jenem Thurme war es auch ſo, der gleich der Schweiz ſeine Spitze über die Wolken erhob, indeſſen ſich unten am Fuße die Bauleute ſelbſt nicht mehr recht verſtehen wollten.

Man verſteht ſich am Ende doch, erwiederte der Profeſſor, den die ſpöttelnde Bemerkung verdroß: wenn ſich die Sprache der Zwingherrſchaft verwirrt, ſo erheben ſich der freyen Stimmen mancherley, und dieſe Stimmen ſind eben ſchwer zu vereinigen; dieß war von jeher und iſt noch bey uns der Fall; einſt werden Sie es auch in Ihrem Lande erfahren!

* * *

Es befand ſich zu dieſer Zeit in Schaffhauſen eine von den wandernden Schauſpielergeſellſchaften, die zuweilen aus Deutſchland in die Schweiz kommen, um ſich mit dem ſchlechten Geſchmack auszugleichen, und den langſamen Gang des häuslichen Lebens mit ſchnell überlaufenden Gefühlen zu erfreudigen. Als Suschen eines Abends in dieſem Schauſpiele ſaß, wurde ſie unter den Zuſchauern eines jungen Mannes gewahr, und verlor ihn gleich wieder aus dem Geſichte, der ihr bekannt ſchien, ohne daß ſie ſich ſeiner zu erinnern wußte. In einem Zwiſchenakte ſah ſie ihn wieder, und glaubte bey der ſpärlichen Beleuchtung wahrzunehmen, daß er in ihre Nähe zu kommen ſuchte, welches aber wegen des engen Platzes nicht möglich war. Doch bald nachher ſchwand er ihr aus den Augen, und, wie es von ihrer ehrbaren Geſinnung zu erwarten war, auch wieder aus dem Gedächtniſſe.

Sie ſollte ihn aber doch wieder ſehen. Denn als ſie des folgenden Morgens am Fenſter ſaß, und in den Regen hinaus ſchaute, fuhr ſie jähling mit einem Schrey auf, warf ihre Arbeit weg, und ſprang die Treppe hinab.

Der Oberſte, der gegen die Langeweile in einem Buche zur Unterhaltung für gebildete Leſer las, und dennoch Langeweile hatte, erſchrak eben nicht ſehr. Was wird das ſeyn? eine Unterhaltung, die ſo anfängt, muß doch immer lebendiger ausfallen, als eine gedruckte hier, ſagte er bey ſich ſelbſt, und legte gelaſſen das Buch auf die Seite.

Es währte nicht lange, ſo trat Suschen mit einem Fremden an der Hand — es war der von geſtern Abends — herein, und hinter ihnen der Profeſſor. — Guſtav! ſchrie ſie freudig dem Oberſten entgegen.

Des Paſtors Guſtav? rief dieſer in frohem Erſtaunen.

Wo die Worte Flügel haben, wie bey einem ſo unvermutheten Zuſammentreffen, kömmt Pinſel und Feder zu kurz. Umarmung, Frage, Händedruck, halbe Antwort, und wiederum Frage, Freude, Neugier — Wer will dieſe ſchnellbewegte Unruhe mahlen?

Es war Guſtav, deſſen Vater der Hauptpfarrer auf der Freyherrſchaft des Oberſten, und zugleich deſſelben Freund war. Seine frühern Jahre hatte der Knabe meiſt im Schloſſe zugebracht, war mit Clotilde aufgewachſen, und von dem gnädigen Herrn wie ſein Kind geliebt; ſpäter, nachdem er die Lehranſtalten der Hauptſtadt durchlaufen, bezog er eine hohe Schule, von wannen er jetzt herkam, um den Winter in der franzöſiſchen Schweiz zuzubringen, damit er ſich in der Sprache vollende. Er war Tages vorher in Schaffhauſen angelangt, und aus Langerweile in das Schauſpiel gegangen. Hier erſchien ihm eine Geſtalt, die Suschen, dem ihm wohlbekannten Kammermädchen Clotildes, auffallend gleich zu ſeyn ſchien; da er ſie aber Jahre lang nicht geſehen, und nichts von ihrem gegenwärtigen Aufenthalt wußte, ſie auch nicht in ſolcher Geſellſchaft vermuthen konnte, hielt er es für eine Täuſchung der Aehnlichkeit, und um des Eindrucks und der ihn begleitenden Erinnerungen aus den glücklichen Jahren der Kindheit, die ihn jetzt nur ſtörten, los zu werden, verließ er das Schauſpiel, wo er ohnehin nicht viel Ergetzung gefunden hatte.

Jetzt wollte er des andern Morgens nur noch einen Brief an den Gelehrten abgeben, in deſſen Hauſe ſich der Profeſſor aufhielt, und dann weiter ziehen. Dort vernahm er aber zufällig die Anweſenheit des Oberſten von N . . . land, ſeines Gönners, ſeines zweiten Vaters. — Welche Ueberraſchung! Es war alſo doch Suschen geweſen; und wo dieſe iſt, da iſt auch die herrliche Clotilde, ſprach er bey ſich ſelbſt. Wie hätte er weiter an die Abreiſe denken können!

Der alte Profeſſor begleitete ihn zu der Wohnung des Oberſten; und wie ſie ſich dem Hauſe näherten, erblickte ihn Suschen vom Fenſter aus. Sey es, daß das geſtrige Anſchauen ſchon manche dunkle Erinnerungen geweckt, die nur auf einen neuen Anlaß warteten, um eine helle Erkenntniß zuſammen zu fließen; oder war es etwas in ſeinem Gange, das ihr plötzlich Licht gab, oder ſonſt eine der vielen Unerklärlichkeiten in der menſchlichen Natur; kurz ſie erkannte ihn jetzt auf der Stelle, ſchrie und lief ihm entgegen.

* * *

Brief des Oberſten an den Major von *

Schaffhauſen, 3. Auguſt.

Die alte Wahrheit, daß keine Widerwärtigkeit ohne Troſt ſey, hat ſich aufs neue an uns beſtätigt. Wären die Pferde nicht durchgegangen, ſo wäre Paſtors Guſtav nicht bey uns.

Die Pferde durchgegangen! wird meine Schweſter aufgeſchreckt rufen: Gütiger Himmel! wem iſt ein Unglück widerfahren?

Guſtav bey ihnen, das freut mich; wie weiter? wirſt du mit deiner ruhigen Faſſung ſagen. — Und dem Paſtor, der weiter an nichts mehr denkt, wenn von ſeinem Einzigen die Rede iſt, wird eine Thräne der Zärtlichkeit in den Augen glänzen, die ſtillſchweigend ſpricht: Gott ſey gelobt, daß alles ſo ergangen, und ich weiß wo Guſtav iſt!

Beruhige meine Schweſter, wenn du ihr etwas von dem Mißgeſchicke ſagen willſt, ſonſt bekomme ich einen klagenden Brief, den ich nicht haben mag. Ich weiß wohl, daß ich damit nicht hätte anfangen ſollen; ich habe ſogar Suschen unterſagt, etwas davon zu ſchreiben, man erlaubt ſich aber oft, was man andern verbietet, und ſo iſts nun einmahl geſchehen, und einen angefangenen Brief zu ändern, iſt eine leidige Arbeit. — Uebrigens iſt der Vorfall unbedeutend; Tobias allein hat ſich etwas beſchädigt, ſo daß ich einzig ſeinetwegen einige Tage hier bleiben muß; Clotilde aber iſt noch in Bern, und ich bin friſch und geſund, bis an die ſtreitigen Punkten, wie Tobias zu ſagen pflegt, wenn man ihn über ſein Befinden fragt.

Dem Vater ſage auf mein Wort hin alles Gute von ſeinem Sohne. Ein freundliches Geſchick brachte ihn gerade in dieſen Tagen hieher, wo er, ein andächtiger Deutſcher, dem Rheinfalle huldigen wollte. Jetzt geht er mit uns auf die Hochzeit ins Rheinthal, wenn der gute Alte nichts dawider hat; wie könnte er? Ich habe den lieben Jungen ſo lange nicht geſehen, daß ich mich ſeiner jetzt freuen will, ſo lange mein Aufenthalt in der Schweiz noch dauert; in das franzöſiſche Land kommt er dann noch frühe genug.

Er iſt ein hübſcher junger Mann, ſanft und unverdorben; ſeine kindliche Natürlichkeit iſt in ein gerades offenes Weſen übergegangen, das an Treuherzigkeit grenzt, und ihm die Schweizer zu Freunden machen wird. Wie er ſtudirt habe, will ich von dem Profeſſor hören, der ihn ſchon aufs Korn genommen, aber, wie ich fürchte, auch ſchon durch eine Unterhaltung, die ſie geſtern über die griechiſche Sprache hatten, beſtochen iſt; Guſtav behauptete nehmlich, ohne dieſelbe gebe es keine vollendete Bildung: Das iſt der Ausſpruch eines jungen Menſchen, der ſo eben aus einem deutſchen Athen kömmt, dachte ich, der Profeſſor wird ihn wohl berichtigen. Aber ſiehe! das war dieſem, der das Griechiſche vorzugsweiſe treibt, eine ausgemachte Wahrheit, die er bekräftigte, und mit vielen Beweiſen von Gelehrten, und Beyſpielen von Staatsmännern beſtätigte, und dabey angelegentlich von dem jungen Hochſchüler unterſtützt wurde. — Ich ſchweige wie billig, wo man mir mit Grund ſagen kann: du verſtehſt es nicht; allein wer hört es gern, wenn etwas, das ihm mangelt, als unerläßliche Bedingung des Habens herausgeſtrichen wird? und wenn ſo ein ſchneidender Ton immer creſcendo geht, wer mag ihn aushalten? Ich begnügte mich jedoch, nur eine Anzahl Nahmen von Männern und Frauen älterer und neuerer Zeit anzuführen, die gewiß kein griechiſches Wort verſtanden, und doch manchem durch und durch vergriechten Gelehrten an Bildung vorangingen.

Man ſpreche von vollendeter Bildung, war die Antwort.

Gibt es aber auch eine vollendete Bildung? fragte ich, unbedacht daß man einen Gelehrten nicht ſo fragen ſollte.

Es laſſe ſich doch immer aus den Werken der Griechen mehr gründliche Geiſtes- und Geſchmacksbildung ſchöpfen, als aus den neuern Sprachen, zumahl aus der deutſchen, verſetzte ausweichend der Profeſſor; der aber als Schweizer, und nach der Richtung ſeines Geſchmacks kaum eine befugte Stimme bey dem neuen „deutſchen Sprachgerichtshofe“ haben dürfte.

Das Geſpräch nahm nun, wie mir lieb war, eine andre Wendung, denn der Profeſſor fand über ſeine geringe Meinung von dem Deutſchen einen Gegner, ſo ſehr er vorhin mit ihm Eins geweſen, an Guſtav, welcher auf der hohen Schule für das erwachende Selbſtgefühl ſeiner Mutterſprache mit Begeiſterung erfüllt worden, und jetzt mit dem Feuer eines Jünglings ihre Vorzüge über alle neuern Sprachen ganz artig behauptete.

Ueber alle? wirſt du fragen. Das fragte auch, ſein graues Haupt ſchüttelnd, der Profeſſor, der die Italiäner liebt, die Engländer verehrt, und die Franzoſen gar nicht verachtet; und ſprach dagegen von Weitſchweifigkeit, Ungelenkſamkeit, Dumpfheit. Allein Guſtav bewies ihm mit Sprüchen und Diſtichen von Klopſtock, die ich nicht recht verſtand, daß dieſes nur eingebildete Mängel ſeyen.

Gegen das Anſehen jenes großen Mannes mochte der Profeſſor nicht kämpfen, und Guſtav war nach Art der Jugend allzuſehr für ſeine neuerlernte Meinung eingenommen; und ſo kam wenig dabey heraus, wie bey den meiſten Streitgeſprächen, beſonders aber bey dem Streit über Nationalvorzüge, wo immer wieder neue Gewaltige ins Feld treten, die über den Leibern der Erſchlagenen ſiegreich kämpfen.

Du wirſt dich wundern, mich ſo über Gegenſtände ſprechen zu hören, wovon ſonſt unter uns wenig die Rede war. Auf Reiſen lernt man, wie du ſiehſt, auch

wenn

wenn man zu Hauſe nichts mehr lernen mag; man muß! Die Eindrücke ergreifen uns ſtärker, weil ſie durch neue Mittelwege zu unſerm Verſtande gelangen. Es iſt aber meiſt ein paſſives Lernen, und ſo drängt ſich denn auch vieles in die Maſſe unſrer Erkenntniſſe ein, das man lieber draußen ließe, bis zuletzt auch dieſes durch die Gewohnheit erträglich, ja lieb wird. So ging es mir mit den An- und Aus- und Um- und Fernſichten der Schweiz, deren allenthalben erſchallende Lobpreiſungen mir anfänglich die Natur verhaßt machten; jetzt habe ich durch Gewohnheit nicht nur wahre Midas-Ohren für die ſchweizeriſchen Pangeſänge bekommen, ſondern ich ſchaue nun wirklich Berg und Thal mit Liebhaberey an. Denn ſo wie uns das Buch oder die Thaten eines Mannes intereſſanter ſind, wenn wir ihn perſönlich kennen; ſo wie uns die Sterne gefallen, deren Namen wir wiſſen; und ſo wie Clotilde und die Schweizerin ihre Pflanzenluſt durch die Benennungen nährten, ſo haben auch Gebirge, Seen und Waſſerfälle mehr Anmuthung für mich erhalten, ſeitdem ich in der Nähe mit ihnen bekannt geworden, und ſie durch ihre Nahmen unterſcheiden gelernt habe. Der Nahme hebt den Gegenſtand aus der Allgemeinheit heraus, und ſtellt ihn einzeln dar; es iſt der erſte Schritt zur nähern Bekanntſchaft, eine Befriedigung der Ungewißheit, womit ſchon Adam ſeine Naturkunde begann. Sobald wir nicht mehr gleichgültig für den Nahmen ſind, iſt auch ſchon Hang zur Verdeutlichung der Vorſtellung da, wo hingegen an dem Nahmenleſen die Aufmerkſamkeit nur flüchtig hinſtreift.

Dieſe Erfahrung machte ich vorzüglich in dem Berneriſchen Oberlande, das ich durchkreuzt und durchirrt habe, ſo weit man auf Pferden und den leichten Wägelchen daſelbſt kommen kann. Ich geſtehe dir, einen ganz andern Eindruck als jene rührenden Ausſichten, mit deren gefühlvoller Beſchreibung man mich anfangs belangweilet hatte, machten mir jetzt dieſe gewaltigen Erſcheinungen. Es war mir als ſähe ich zuſammengedrängte Trümmer einer gigantiſchen Vorwelt: Berge, deren Höhe alles Augenmaaß verwirrt, herabgerollte Steinklumpen in den Tiefen, hinter denen ſich Hütten zur Sicherheit ſchmiegen; Ströme die aus den Regionen der Wolken, wie geſchmolzenes Silber, über die Felſen hinabſchießen; Flüſſe in dem Momente zu Eis erſtarrt, als ſie zur Verheerung des Landes vom Gebirge hernieder ſtürmten, denn gerade ſo kamen mir zum erſten Mahle die Grindelwaldgletſcher vor; ſtundenlange Schneefelder wie in dem fernſten Norden, und Seen anmuthig wie die Augen des Frühlings; blendendes Licht und ungeheure Schatten; Grauſen und Luſt; Sommer und Winter; alles neben und durcheinander; und Menſchen in dieſem Chaos wie Ameiſen herumkriechend. — Komm und ſiehe, wenn du glaubſt, daß ich zuviel ſage! — Staubbach, Jungfrau, Gletſcher, Wetterhorn, Reichenbach . . . das ud Nahmen, die niemand vergeſſen wird, der das, as ſie bezeichnen, je geſehen hat.

Durch jenes Große iſt mir nun ſelbſt das Kleinere vernehmbarer und anziehender geworden, ſo daß ch auch niedrigern Waſſerfällen nachgegangen bin, m zu erforſchen, wodurch ſie gefallen, und mich der een freue, als wären ſie Kinder des Ozeans; und ie ein Gelehrter nach den Geſtirnen, ſchaue ich nach en fernen Bergſpitzen, um mir ſie bekannt zu machen.

Dieſe Naturempfindungswiſſenſchaft, die weder aturkunde noch Naturlehre, weder Erdbeſchreibung och Erdmeſſung iſt, und wovon man vor einem halen Jahrhunderte noch wenig in Büchern, ſelbſt nicht n Reiſe- und Liebesgeſchichten las, iſt als ein neuer weig der Gelehrſamkeit in der Schweiz entſproſſen, nd ſchon zum reichen Baume gewurzelt, von deſſen rüchten nun jeder pflückt, weil ſie nicht ſchwer zu ereichen und leicht zu verdauen ſind. Aber gerade einer ſolchen Unterhaltung, ſo ſehr ſie mir in der Vorausbetrachtung zuwider war, bedarf ein krankhafter ann, wie ich bin; ſie fordert Bewegung, und alles ut mir beſſer, als verdroſſenes Stilleſitzen. — Iſt es enn nicht auch billig, rief mir einſt der Profeſſor zu, ls ich ihn durch meine üble Laune ſelbſt verdrüßlich emacht hatte, daß man in jedem Lande dasjenige, as es eigenthümlich bietet, für gut nehme? man lte es wohl für eine natürliche Verpflichtung jedes eiſenden halten, der nicht abſichtlich ſeinem Unwillen

Luſt machen will. — Eine Erinnerung, die damals ſchon eine gute Wirkung auf mich machte, denn Beiweiſe vergißt man weniger als Beweiſe.

Dieſes Oberland kann ich nicht vergeſſen; es iſt in Anſehung großer Naturerſcheinungen der gedrängte Inbegriff der ganzen Schweiz; Alpen, Eisgebürge, Schneelauen *), Waſſerfälle, Seen, Vegetation (ſelbſt die menſchliche einiger Orte), alles iſt daſelbſt vorzüglich und in der Beſchränkung von einigen Meilen zu finden; ſo daß, wer dieſes Land geſehen, ſich rühmen darf, daß ihm die größten phyſiſchen Gegenſtände der Schweiz nicht unbekannt ſeyen. Ich habe auch von zuverläſſigen Reiſenden verſichern gehört, daß das Chamounithal ſeinen berühmtern Nahmen nur dem Griffel glänzender Schriftſteller verdanke, aber in der vereinigten Mannigfaltigkeit großer Gegenſtände dieſem Wunderlande nicht gleich komme.

---

*) Die **Schneelaui** — ſo wird das Wort in der Schweiz ausgeſprochen, nirgend Lawine mit einem langen i; und kömmt her von **lau**, wenn der Schnee lau wird. Als Subſtantiv brauchen wir: die Laui (Lauigkeit) ſo wie wir ſagen: die Lindi, die Nä[illegible] die Letzi u. ſ. w. — Aus dem Plural: die Lauinen Lauwinen (ſtets mit einem kurzen i ausgeſprochen) iſt wohl die falſche Herleitung und Rechtſchreibung des Singulars in die Schriftſprache gekommen. — In gleichem Sinne, wie der Schweizer, ſagt auch der Tyroler: **Schneelänen**, von **Leinen**, Aufthauen,

Ich ſchreibe dir ſo wie die Feder läuft, ſo wie
h mit dir zu ſprechen gewohnt war, und ſo wie ich
nke, abgebrochen und ſprungweiſe; das kann ich nicht
hr ändern. Wenn ich an einen Freund und Ver-
anten ſchreibe, ſo mag ich nicht ſcheinbaren Zuſam-
nhang langſam in meine Feder hineinkauen, ſon-
rn ich gehe gern von einem Gegenſtande zum an-
rn über, wie es mir einfällt; und damit, ich weiß
s, iſt der Freund zufrieden. Gewöhnlich ſind es auch
e Briefe, welche man am liebſten lieſt, worin um
ntſchuldigung wegen Eilfertigkeit und dadurch verur-
chten Mangels an Zuſammenhang gebethen wird.

Wirſt du jetzt nach dieſem Allem, was du von
r vernommen, auch die Meinung hegen, wie mir
eine Begleiter zu verſtehen geben, daß mein Ge-
uthszuſtand heiterer, meine Laune milder geworden?
Sie ſagen es zwar nicht gerade heraus, weil ſie wohl
iſſen, daß ich (und dieſer Ich iſt wohl jedermann)
as Lob über einen abgelegten Fehler nicht gerne hö-
en mag, auch wenn ich ſonſt kein Hehl von meinen
ängeln mache. Ich will ſammt meinen Unvollkom-
nheiten geliebt ſeyn, ſo wie ich andre ja auch mit
nbegriff der ihrigen liebe; jenes Compliment aber
zt uns in ein erniedrigendes Verhältniß mit dem Lo-
benden, der ſich uns damit gleichſam wie ein Kernge-
ſunder einem bloß Geneſenden gegenüber ſtellt. — Sie
eben es mir zu verſtehen, ſage ich; und ich fühle
lbſt, daß ich mir und andern erträglicher geworden

bin. Der Doctor wird das den Molken, du der Luftveränderung, der Paſtor den neuen Liebhabereyen, und meine Schweſter der Befriedigung meiner unbegreiflichen Vorliebe für ein freyes Leben zuſchreiben. Ihr mögt alle Recht haben; genug wenn ich auf dem Wege der Wiedergeburt bin! Ach was iſt der Menſch! Er fängt groß an, und hört klein auf, und iſt meiſt in dieſer ſelbſtgefühlten Kleinheit erſt was er ſeyn ſoll.

Ich freue mich jetzt auf den Herbſt im Rheinthale, denn ſo lange bleibe ich noch in der Schweiz; die herbſtlichen Tage werden oft unter die ſchönſten hier zu Lande gezählt. Zu leichterm und unabhängigem Fortkommen bey meinen Streifereien habe ich mir hier ein Reitpferd gekauft, das gut ausſieht und ſicher geht, aber auch die Landesart hat, daß es ſich Zeit läßt, wie ein Gerichtsverwalter; das ſoll mich tragen, wohin kein Wagen geht, und die Kraft meiner Füße nicht hinreicht. Und wenn ich wieder zu Hauſe bin, ſoll es unſer Paſtor haben, der einſt behauptete, des Menſchen Glückſeligkeit beſtehe in ſeiner Phantaſie; da darf er ſich nur auf den Schweizergaul ſetzen, und die Augen zumachen, um ſich ſeyn zu laſſen, er reite glückſelig in dem Lande herum, das er ſich ſo idealiſch träumt. Grüß ihn!

So ſehr mir indeſſen das Herumſtreifen als Arzney behagt, ſo kann ich doch die Heimath, und was ihr anhängt, nicht vergeſſen; wie könnt' ich das! Noch immer bin ich der Ueberzeugung, daß es keine unſ gern Sterblichen gebe, als ſolche die immerfort reiſen, denen jede Niederlaſſung zu enge wird, weil ihnen die Gewohnheit des zweck- und thatenloſen Wanderns zur Nothwendigkeit geworden, und ſie, erſchöpft von beſtändigem Jagen nach Reizung abgeſtorben ſind der Freude am Kleinen und der Innigkeit des häuslichen Berufs. Lieber will ich zu Hauſe früher ſterben, da habe ich doch meine geprüften Freunde um mich, und den abgeſchloſſenen Kreis meines Wirkens und Denkens, als ſo Jahre lang gleich einem Irrwiſch in den Sümpfen der Wirthshäuſer herumhüpfen, um irgendwo zu verlöſchen, wie ein eiteles Licht ohne Schein, und ein Feuer, das nie jemand erwärmte. Nur dem Reiſenden iſt wohl, der ſich mit Freuden ſeiner Heimath erinnert.

So denke ich noch, und du haſt nicht zu beſorgen, treuer Gefährte meines Lebens, daß ich in den Jahren des Alters auf eine unſrer Freundſchaft unwürdige Art für dich verloren ſey. Ich komme wieder, um mit dir meine Tage zu beſchließen.

* * *

Sobald Tobias ſich wieder auf dem Bocke halten konnte, wurde der Marſch fortgeſetzt. Der ehrliche Burſche, zwar noch mit dem Arm in der Schlinge, hatte am meiſten auf die Abreiſe gedrungen, weil es ihn beſtändig quälte, ſich als die Urſache dieſes Aufhalts anzuſehen. Suſchen trieb die Liebe vorwärts, ſo behaglich ihr ſonſt das Schauſpiel und der Umgang in Schaffhauſen war; und Guſtav fühlte einen geheimen Zug zu Clotilde, von dem er aber nichts merken ließ. Nur die beyden Alten fanden ſich hier gemächlich; der Eine bey ſeinem gelehrten Gaſtfreunde, und der Andre in Geſellſchaft zweyer bejahrter Kriegsmänner, die mit ihm Abends bey einer Flaſche Wein in der Erinnerung alter Feldzüge wieder jung wurden. Doch die Stunde der Abreiſe hatte geſchlagen; Guſtav der im Wagen nicht mehr Platz fand, ſetzte ſich auf das Pferd des Oberſten, und ſo ſchieden ſie von dannen.

Im Rheinthal aber herrſchte große Beſtürzung. Clotilde mit ihrer Geſellſchaft war angekommen, und hatte nichts anders erwartet, als den Oheim ſchon auf ſeiner Burg eingehauſet anzutreffen. Jetzt war er nicht da, und keine Nachricht von ihm und ſeiner Begleitung, als das wenige, was Suschen insgeheim über den Vorfall an ihren Geliebten geſchrieben; da dieſe aber in der Andacht der Empfindung das Datum vergeſſen hatte, und der Brief nicht von der Poſt bezeichnet war, ſo konnte man daraus nicht klug werden, und machte ſich wechſelſeitig durch das Beſprechen darüber bange. Der Prediger von wachſender Sorge getrieben, ſchickte einen Eilbothen nach Zürich, wo er, ſelbſt ein Zürcher, die beſte Auskunft über alles zu finden gewohnt war. An Schaffhauſen dachte niemand; denn da die Geſellſchaft Clotildes ihre Richtung durch die innre Schweiz genommen, konnten ſie nichts von dem Umwege des Oberſten wiſſen.

Um nichts zu verſäumen, die verlornen Freunde zu finden, wurde von den Frauen noch ein Abgeordneter auf Entdeckung ausgeſandt, ob vielleicht in Konſtanz, wo ſich der Oberſte unlängſt ſo wohl gefallen, eine Spur von ihm anzutreffen wäre. Dazu mußte ſich der nahe Verwandte der Schweizerin bequemen, der die beyden Freundinnen hieher gebracht hatte, und von einer leidenſchaftlichen Neigung zu Clotilde befangen war; weswegen auch der Mann von jener unter dem Vorwande von Geſchäften in Bern zurückgeblieben, und ihm das Geleit der Reiſenden überlaſſen hatte.

Von Simmenthal, ſo hieß dieſer junge Mann, entſchloſſen von Natur und ſorgenlos aus Grundſätzen, machte ſich zwar wenig Kummer über das Ausbleiben der Erwarteten, und ſuchte auch die Beſorgten zu beruhigen; allein der Prediger hielt es nächſt ſeiner Liebe auch für Pflicht, in dieſem Fall ängſtlich zu ſeyn, und den Frauenzimmern ſchien die Unruhe eines edlen Bemühens ebenfalls verdienſtlich. Simmenthals Troſtgründe fanden alſo wenig Eingang, zumahl er ſie unbefangen, ohne in die leidende Stimmung der Andern einzutreten, vortrug; er mußte gehorchen, und zeigte wirklich einige Eilfertigkeit zur Abreiſe, ſo lange er unter den Augen der beunruhigten Clotilde war. Nachher ritt er ganz gemächlich fort, wie einer, der gar keine Sendung hat: drey oder vier Perſonen gehen nicht ſobald verloren, dachte er; wäre etwas von Bedeutung vorgefallen, man hätte es wohl berichtet.

Da aber zuweilen auch der, welcher nicht ſucht, findet, ſo geſchah es auch jetzt; denn als er gegen Mittag nach Roſchach kam, war eben ein andrer Reiter vor dem Gaſthof abgeſtiegen. Simmenthal wollte fürbas reiten, aber der Andre kam auf ihn zu, ſah ihm freundlich ins Geſicht: Darf ich fragen, ſind Sie nicht . . . .

Ja, ich bin's! unterbrach ihn Simmenthal; und du biſt Guſtav *. — Er ſchwang ſich vom Roſſe.

Große Freude; ſie hatten ſich auf der Univerſität gekannt, und vertrauten Umgang gepflogen.

Guſtav, der dem Wagen des Oberſten vorausgeeilt war, um das Mittageſſen zu beſtellen, nöthigte ſeinen Freund zum Bleiben. — Ich wollte gern, erwiederte von Simmenthal, und beſann ſich wirklich. Doch laß mich jetzt, fuhr er fort, und machte ſich wieder zum Fortreiten gefaßt: ich bin auf einer irrenden Ritterfahrt; ich ſoll verirrte Pilgrimme aufſuchen, oder gar, wenn's Noth iſt, Gefangene befreyen. Wir werden uns wohl wiederſehen, ſage nur, wo? Oder komm und mache den Zug mit, er geht nicht weiter als bis Konſtanz.

Da komme ich ſo eben her, ſagte Guſtav, und gehe jetzt für einige Zeit auf das Schloß Grünenſtein.

Du, nach Grünenſtein? rief Simmenthal: Laß dich nicht gelüſten; dort iſt die Burg, wo ich einen Schatz hüthe! — Er übergab ſogleich ſein Pferd dem Stallknecht, und wollte mit Guſtav hinauf gehen, um nähern Aufſchluß zu haben. Als ſie aber in das Haus treten wollten, kam der Oberſte angefahren, und nun klärte ſich bald alles von ſelbſt auf.

Bey Tiſche ging es ſehr munter zu. Der Oberſte machte ſich nicht viel aus der Angſt und Unruhe, die im Rheinthal über ſein Ausbleiben ſtatt gehabt, und lachte zu Simmenthals kläglicher Beſchreibung, worüber hingegen Suschen gerne geweint hätte.

Als man nach dem Eſſen zum Hafen hinabging, blieb Simmenthal allein zurück, um in einem Buche zu leſen, das Guſtav auf dem Fenſtergeſims abgelegt hatte; frey und ungezwungen wie er war, ſagte er, er habe das Gewäſſer ſchon öfters, dieß Buch aber noch nie geſehen. Suschen ſchloß ſich vertraulich an Guſtavs Arm, zögerte im Gehen, und hatte ihm vieles in Geheim zu ſagen, wobey bald ein Lächeln der Freude, bald eine Wolke des Kummers über ſein jugendliches Angeſicht hinflog.

Sie ſtanden aber nicht lange am Ufer des Sees, ſo kam keuchende Bothſchaft aus dem Gaſthofe: der Herr, welcher zurückgeblieben, habe Händel mit zwey andern Fremden. Schnell eilte Guſtav dahin, ihm nach, etwas langſamer, der Profeſſor; und der Oberſte nahm das erſchrockene Suschen an den Arm, und ging gelaſſen hinten her.

Zwey junge Engländer, die mit ihrem Hofmeiſter dieſen Morgen über den See gekommen waren, hatten für gut befunden, ſich nach dem Eſſen eine Leibesbewegung zu machen, hatten Guſtavs und Simmenthals Pferde aus dem Stalle genommen, und jagten damit im Hofe des Wirthshauſes herum. Simmenthal, dem dieß von Tobias, der noch zu ſchwach war, es zu wehren, angezeigt wurde, ging hinunter, fand da den Hofmeiſter, der den beyden Kunſtreitern Sitten predigte, worauf aber keiner im mindeſten Acht gab. Aergerlich hierüber fiel er dem einen in den Zügel, und erſuchte dem Spaß ein Ende zu machen und des müden Thieres zu ſchonen; dieſer lachte, und trieb das Pferd deſto ſtärker an, um ſich loszumachen. Darüber verlor Simmenthal die Geduld, er riß den Ungezogenen mit Gewalt hinunter, und ging dann auf den Andern los, der aber ſogleich abſaß, und über ihn herfallen wollte; jedoch er, der keine Luſt zum Fauſtkampf hatte, ergriff einen Knittel, der in der Nähe lag, und hielt ſeinen Gegner damit in Achtung.

Der Hofmeiſter war nicht mehr zu ſehen. — Inzwiſchen hatte ſich der Gefallene wieder aufgerafft, und war im Begriff gegen Simmenthal loszuſtürmen, als Guſtav kam, ſich ihm entgegen ſtellte, und befahl ruhig zu ſeyn; allein der Menſch war wie raſend, und warf einen großen Stein nach ihm, der ihn zwar verfehlte, aber den hinten ſtehenden Stallknecht traf, welcher gleichwohl noch ſo viel Beſinnung hatte, dem ſich nach einer Wehr umſehenden Guſtav ſchnell eine Reitpeitſche zu reichen, womit dieſer auch den Tollkopf ſo bearbeitete, daß er taumelte.

Der kluge Hofmeiſter war indeſſen nach Hülfe gelaufen; es kamen Leute, die dem Streit ein Ende machten. Der eine von den Engländern, der ſich auch am wildeſten betragen, befand ſich von der Behandlung, die er durch Guſtav erlitten hatte, übel, und mußte hinaufgeführt werden; der Andre aber forderte Simmenthal zum Zweykampfe, weil er ihn einen Poliſſon geheißen habe. Jedoch ein entſchloſſener Beamter, unterſtützt von der zugelaufenen Menge, drohte dem Engländer mit Verhaft, wenn er nicht Frieden hielte. Die Sieger gingen auf ihr Zimmer, um ſich zur Abreiſe fertig zu machen.

Sie waren noch oben, ſo trat der, welcher Simmenthal herausgefordert hatte, hinein, und verlangte höflich ſeine Nahmensangabe, weil er ſich mit ihm ſchlagen müſſe: er hätte ihn füglich einen Thoren heißen können, that er hinzu, aber ein Poliſſon wolle er nicht ſeyn.

Simmenthal ſchrieb auf ein Blatt in ſeinem Taſchenbuche ſeinen Nahmen und Aufenthalt, und übergab es ſtillſchweigend dem Herausforderer, der ſich damit entfernen wollte.

Der Oberſte ſchüttelte den Kopf: aber, meine Herren! rief er, wozu der Krieg? Könnte man nicht auf dieſe Weiſe Frieden machen, wenn das beleidigende Wort zurückgenommen, und das Andre als für den damaligen Moment paſſend angeſehen würde?

Der Engländer war es zufrieden. — Nun denn, ſagte Simmenthal, und ſtand freundlich auf: ſo erkläre ich hiemit, daß ich dieſen Herrn für keinen Poliſſon halte; auch nicht, wenn er es gleich auf ſich nehmen wollte, für einen Thoren, ſondern für einen rechtlichen jungen Mann, der in einer böſen Stunde der guten Sitte vergeſſen.

Schamröthe überglühte die Wange des Jünglings. Es iſt mir Recht widerfahren, ſprach er, und verließ die Geſellſchaft.

Welch ein ſonderbares Benehmen, ſagte der alte Profeſſor: und doch iſt etwas Edles darin!

Dem Oberſten ſchien das nichts Neues zu ſeyn. — Hätten Sie ſich wirklich mit dem Engländer geſchlagen? fragte er Simmenthal.

Warum nicht? ich ſchlage mich mit jedem, der mich fordert.

Gott bewahre! rief der Profeſſor; und Suschen blickte erſchrocken auf Guſtav.

Aber ich würde ſeiner geſchont haben, fuhr er fort: er wäre mit einer kleinen Züchtigung weggekommen.

Ob er auch Ihrer geſchont haben würde? fragte der Profeſſor.

Mit dieſem wäre ich wohl fertig geworden, erwiederte Simmenthal; wenn er aber auch mir Eins angehängt hätte, ſo wär' es eine verdiente Büßung meiner Schlagfertigkeit geweſen, die ſich jeder gefallen laſſen muß. Jedoch ſind meine Kämpfe niemahls ſehr blutig, weil ich mich nie in große Leidenſchaft einlaſſe, und in ſolchen Fällen meiner ſelbſt, wie meines Degens Meiſter bin. Ich ſchlage mich daher auch, wiewohl ich gut ſchieße, niemahls auf Piſtolen, weil ich nicht gern tödte.

Das heißt Groß-muth! ſagte der Profeſſor mit einer Zögerung, als wenn er lieber Großthun geſagt hätte.

Ich ſpreche von mir ſelbſt wie von einem Dritten, verſetzte Simmenthal, mit einem ruhigen Blick auf den Profeſſor; das thun ja die Gelehrten auch zuweilen. Uebrigens ſollten, fuhr er launig fort, meines Erachtens alle Händel durch Zweykämpfe ausgemacht werden, ſo würde mancher ſich beſſer beſinnen, ehe er welche anfinge; die langſame Marter des Rechtganges würde verkürzt, und ein Heer geldluſtiger Sachwalter wäre außer Thätigkeit geſetzt. Auch hätte der, welcher zu kurz gekommen, auf dem Krankenlager Zeit, über die Nichtigkeit des Streitens um irdiſche Dinge Betrachtungen anzuſtellen, und ſich zur künftigen Nachgiebigkeit gegen den Feind zu ſammeln. Wahrſcheinlich wäre auch der Arme von dem Reichen, der Kleine von dem Großen minder geplagt. — Freylich müßte über einen ſolchen Rechtentſcheid eine Ordnung feſtgeſetzt werden; das iſt aber in einem Zeitalter ein Leichtes, wo man mit Verfaſſungen, Ordnungen und Rechten wie mit Kegeln zu ſpielen verſteht.

Dazu, fiel der Oberſte lachend ein, könnte man ja die alten Ordalien benutzen, und ſo das geprieſene Mittelalter nicht immer nur in Worten, ſondern auch in der That ehren.

Und da, fuhr jener fort, neuere Staats- und Weltweiſe herausgebracht haben, daß das Recht des Stärkern die Grundfeſte der Staaten iſt, warum ſollte daſſelbe nur unter den Obern ſtatt finden, und nicht auch dem Geiſte des Volks durch Geſetz und Uebung angeeignet werden?

Lernt man das auf deutſchen Schulen? fragte der Profeſſor. — Noch nicht förmlich, gab Guſtav zur Antwort: man lernt aber dort manches, das nicht gelehrt wird. — So wie man manches lehrt, das eben ſo wenig des Lernens werth iſt, that Simmenthal hinzu. —

Es war Zeit zum Aufbruch. Unter der Hausthüre ſprach der Oberſte noch mit dem engliſchen Hofmeiſter, der ihm für ſeine Vermittelung dankte, aber erbärmlich über den unbiegſamen Sinn ſeiner Zöglinge klagte.

Simmenthal eilte voraus, um ſeinen Fund auf Grünenſtein anzukünden; Guſtav aber ritt kleinmüthig hinter dem Wagen her, und kaum vermochten die An-

nehm-

nehmlichkeiten der Landſchaft, die Lichtpfade der Abendſonne auf dem offenen See, und die blaue friedliche Ferne, ſein zagendes Gemüth aufzuheitern.

Er liebte Clotilde; ſie nun in der Schweiz und zwar ſo bald zu finden, hatte ſeine geheime Seligkeit ausgemacht; allein Simmenthals Anweſenheit in Grünenſtein, und deſſen Bemühen um das Fräulein, wovon ihn Suschen ſo eben unterrichtet hatte, war ihm jetzt eine bittere Störung, und die Urſache ſeines Mißmuths. Zwar, das wußte er, war auch ſein Bild in Clotildes Seele wie eine Blume im zarten Hauche des Frühlings bisher gewiegt und gepflegt worden: aber es gibt der Blumen viele, die den Mädchen behagen, und der Frühling iſt kurz: ſagte er jetzt in banger Stunde. — Nichts als die Gegenwart vermag den Zweifel der Liebe zu heben, der ſich in der Abweſenheit regt; er eilte der Geliebten entgegen, zögerte aber im Geiſt bey jedem Schritte, und ſuchte den Troſt, den ihm die Zukunft zu verſagen ſchien, in den Erinnerungen vergangner Jahre.

* * *

Er und Sie — ſchon als Kinder im täglichen Umgange vereint; ohne andre Geſpielen von Bedeutung, da das Mädchen auf dem Schloſſe des Oheims erzogen wurde — Lehr- und Spielgenoſſen; ſo ward ihnen gleich anfangs die Gewohnheit des Beyſammenſeyns zum unſchuldigen Bedürfniſſe, und ehe ſie noch wußten, was Liebe ſey, hatte ſich das natürliche Verhältniß zwiſchen der männlichen Obermacht und der ſchmiegſamen Weiblichkeit ſchon unter den Kindern feſtgeſetzt; Sie war die Vertraute ſeines kindiſchen Strebens, Er der Gegenſtand ihrer Theilnahme. Von edler Art beyde, trübte kein unreiner Hauch das Gedeihen ihrer Freundſchaft, und ihr Daſeyn gleitete, wie aus zwey Quellen ein lauteres Bächlein, lieblich dem Strome der Liebe entgegen.

Es war zuviel Anmuth in dieſem Verhältniſſe der Kinder, als daß der gute Oheim es hätte ſtören ſollen. Bejahrte Leute lieben die jugendliche Eintracht; ihre Begriffe von der Liebe ſind durch das Alter umgewandelt, und die Beſorgniß, daß aus dem vertrauten Umgang der Kinder ausſchließliche Anhänglichkeit in die folgenden Jahre übergehen möchte, iſt ihnen faſt fremde geworden. Beobachtung der Welt, und öfters auch ſelbſteigne Erfahrung, hat ſie gelehrt, daß alles wandelbar iſt, und daß die Zeit nichts Ewiges verträgt, ſelbſt nicht ewige Liebe und Freundſchaft. — Auch Clotildas Mutter machte ſich über eine bleibende Neigung der Kinder keine Sorgen; aber ihr gefiel nicht, wenn ſie zu ihrem Bruder kam, welches öfters geſchah, daß des Paſtors wilder Knabe gleichſam den Gebieter über die einzige Sproſſe ihres edlen Stammes ſpielte, und ſie ihn auf allen ſeinen Streifereyen ſo willig begleitete. So wie das Mädchen ein Lamm hatte, das ihr auf allen Schritten nachfolgte, war ſie das Lamm Guſtavs; alle drey zogen oft Stunden lang durch

Wald und Gefilde, die Landleute waren ihnen freundlich, und ihre Kinder ſpielten mit ihnen. Dieß Leben konnte der Baroneſſe nicht gefallen, ſie machte dem Oberſten oftmahls Vorſtellungen darüber, der dann freylich das Ungezogne deſſelben, wie es die Schweſter nannte, auch fühlte, und dieſen freyen Wandel beſchränkte, ſo gut er konnte, und ſo lange ſie da war; jedoch nach ihrer Abreiſe mochte er gewöhnlich das Herzeleid der Kinder über die Hemmung ihres Umgangs nicht lange ertragen, und ließ ihnen bald wieder die ſüße Freyheit.

Kurze Trennung ſtärkt die Liebe, und ſo diente ſie auch in ſolchen Fällen, die argloſen Herzen nachher nur deſto näher zu vereinigen. Auf dieſe Weiſe aber konnte ſich kein Fräulein nach der Baroneſſe Geſchmack bilden: wenn das Mädchen fortfahre, meinte ſie, in dieſem Naturzuſtande, deſſen Vorurtheile ſo ſchwer auszutilgen ſeyen, aufzuwachſen, welche Mühe würde man einſt haben, ſie für den Hof zu bilden! Das war die Sorge der Mutter, womit ſie den Oberſten plagte, ſo oft ſie zu ihm kam; und da dieſer immer verſprach und nie half, und das freye Leben der Kinder beſtändig fortdauerte, ſie auch, nach Uebereinkunft, das Mädchen bis auf ein gewiſſes Alter bey dem Bruder auf dem Lande laſſen mußte, wandte ſie ſich an den Vater Guſtavs, um ihm die Ungebundenheit ſeines Knaben, und ihr Mißfallen an der Art, wie dieſer Clotilde behandle, auf eine ernſtliche Weiſe begreiflich zu machen.

Der Paſtor, der in ſeinem einzigen Knaben den Troſt ſeiner alten Tage fand, hatte, ſo wenig wie die Kleinen ſelbſt, an ihrem Umgang Anſtoß genommen, und bisher geglaubt, Kinder in dieſem Alter würden ſchon recht wohl erzogen, wenn man für weiter nichts ſorgte, als daß ſie geſund und gut blieben. Deſto mehr erſchrak jetzt der friedliche Mann über den Ton, den die Baroneſſe anſtimmte, und wußte zur Stunde wenig einzuwenden, welches die vornehme Frau aber auch nicht erwartete. Allein wie ſollte er zu Werke gehen? Seinen Guſtav einzuſperren, das war ihm nicht zuzumuthen; und war er frey, ſo hatte er in ein paar Sprüngen ſein Mädchen aufgeſunden; ihm aber den Umgang mit Clotilde zu verbieten, wie hätte er die hohe Unſchuld des Knaben mit irgend einem Grunde des Verbotes behelligen dürfen, ohne ſich an Gott und der heiligen Kindheit zu verſündigen? — Alles alſo, was die Bemühungen der gnädigen Frau bewirkten, ward, daß der Spielraum der Kinder auf den Schloßgarten beſchränkt wurde. Aber das war Guſtav bald zu enge, er kletterte über die Mauer und half dem Mädchen auch hinüber, und der nachſichtige Oheim fand, es ſey denn doch beſſer, den Kindern freyen Lauf zu laſſen, als daß ſie den Hals brächen, und ſo ging es wieder wie zuvor. Kam dann zu Zeiten die Mutter, ſo wurde Clotilde, ſo gut es anging, von dem Knaben entfernt gehalten, ſie mußte ſchöne Kleider anziehen, und durfte mit der al

ausmeiſterin des Oberſten nichts als franzöſiſch ſpre-
en. Aber der naturgewohnten Blume war das
wingbeet zuwider, ſie blühete dann weniger lebendig
nd friſch, und ſchien ſich immer nach den freyen Lüf-
n, und dem lieben Gärtner, der ſie zuvor gewartet
tte, zu ſehnen; und der Oberſte, ſo bald er wieder
in war, konnte ihrem Verlangen nicht entgegen
: Die Unſchuld, bemerkte er, müſſe man nicht
ngen, ſo lange ſie nicht aus ihrer Bahn trete, ſonſt
che man ſie zur Schuld, und für dieſe ſey dann
i der Zwang gut; einem bloßen Kinde ſchon ſeinen
tandesvorzug begreiflich machen, heiße es prinzlich
ziehen, das aber ſey, wie die Erfahrung lehre, nicht
mer die beſte Erziehung.

So verfloſſen den Glücklichen die Tage der Kind-
t im Sonnenſcheine ſorgen- und ſchuldloſer Ver-
aulichkeit. Auch wenn es zum Unterricht ging, blie-
n ſie ungetrennt, welches jedoch die Baroneſſe nicht
gern ſah; denn da das feinere Mädchen ſchneller
griff, als der ſich langſamer entwickelnde Knabe, und
er alles beſſer konnte, ſo ſchmeichelte ihr das; und
mochte darum dem Guſtav auch den Vortheil gön-
n, daß er neben Clotilde von der Hausmeiſterin fran-
ſiſch lernte, wenn nur dabey der gehörige Unterſchied
ng beobachtet, und der angemaßten Meiſterſchaft
s Knaben über ihr Kind Einhalt gethan würde.
Selbſt als Guſtav anfing Latein zu lernen, durfte
lotilde den Stunden, die der Paſtor ſeinem Knaben

gab, bewohnen, und ſo geſellſchaftlich mitnehmen, was ihr allein zur Qual geweſen wäre; und der Oheim, ein Freund der Römerſprache, hatte ſeine Freude daran: Laß es immerhin ſeltſam ſcheinen, daß ein Mädchen Latein verſtehe, ſagte er zur Schweſter; wenn ſie es nicht zur Schau trägt, ſo wird ſie nie bereuen, es gelernt zu haben.

Unterdeſſen wuchſen die Kinder heran, und wie die kindiſche Einfalt ſchwand, änderte ſich auch unvermerkt manches in ihrem Betragen. Die Unſchuld blieb, aber ſie wurden ſich ſelbſt in manchen Dingen gegenſeitig unbequemer; die natürlichen Neigungen fingen an verſchiedene Richtung zu nehmen; die Aufmerkſamkeit für Schicklichkeiten ward größer, und die Anneigung der Gemüther weniger ſichtbar, aber deſto inniger; es war auffallend, und Clotilde fühlte es ſelbſt, daß ſie noch andern Umganges bedürfe. Der Oheim ſah das auch ein, und da eben einer ſeiner ehmaligen Unteroffiziere, der in der Nähe eine Zollbedienung verſehen, geſtorben war, und ein Mädchen ungefähr von Clotildes Alter hinterlaſſen hatte, das er ſorgend auf dem Todbette noch ſeinem edelgeſinnten Oberſten empfohlen, ſo nahm er jetzt das verwaiſete Mädchen, welches Suschen war, zu ſich, damit es mit ſeiner Nichte, jedoch derſelben untergeordnet, aufwüchſe und lernte, und zugleich eine Mittelsperſon zwiſchen Guſtav und Clotilde, gleichſam einen Ableiter ihrer gegenſeien Anziehung abgäbe. Sie wurde daher auch gut kleidet, und beynahe Clotilden gleich gehalten.

Suschen zeigte ſich als ein ehrliches Kind, war chaus anhänglich an das milde Fräulein, und dar m auch ihrem Guſtav treu ergeben; da aber jene den einen großen Vorſprung im Unterricht hatte, konnte Suschen ſie nicht mehr einhohlen, und lernte aher eben nicht viel, obgleich die Hausfreunde des Oberſten, der Major und der Paſtor, ſich einige Mühe it ihr gaben; denn wovon ihnen die Nothwendigkeit cht klar iſt, das lernen Mädchen nicht gern allein. Jn weiblichen Arbeiten hingegen wetteiferte ſie mit em Fräulein, weil dieſe zu etwas, woraus ſich Gu av nichts machte, auch noch keinen rechten Hang hatte.

Obgleich ſich die Geſellſchaft der Kinder (ſo hießen ſie bey dem Oheim noch immer) um eine Perſon rmehrt hatte, denn Suschen fand ſich beynahe al enthalben wo Clotilde war, ſo wurde ſie denſelben och nicht zur Laſt, weil ſie nie abſichtlich die Einſam t geſucht hatten, und auch jetzt nicht daran dachten; er Zauber der Liebe lag zwar im Innerſten ihrer Empfindungen, aber noch nicht in ihrer Erkenntniß. Gut wie Suschen war, und dem Fräulein ſo ganz rgeben, daß ſie alles für recht hielt, was ſie that, und ch deswegen auch Guſtavs Wünſchen wie Befehlen unterwarf, hätte man noch zehen ſolcher Mädchen an ſtellen können, ſie würden den Liebenden nicht vor den

Weg getreten ſeyn, auch wenn der Weg nicht ſo rein von allem Unkraut geweſen wäre.

Aber auch dieſe glückliche Periode der zum Jünglingsalter reifenden Knabenſchaft, der ſproſſenden Liebe, und aller der empfundenen noch unenthüllten Seligkeiten, die ſie einſchließt, ging zu Ende. Guſtav war zu höhern Lehranſtalten zeitig, er wurde auf das Gymnaſium der Hauptſtadt geſchickt; und bald hernach mußte der Oheim, ſo weh es ihm that, zugeben, daß auch ſein liebes Kind, das Sternlein ſeiner Mädchen, ſich von ihm trennte. Denn ihres Jugendfreundes beraubt, an den die ſüßeſte Gewohnheit und die verborgene Gewalt der Neigung ſie knüpften, konnte das arme Mädchen die Leere dieſer ländlichen Einſamkeit nicht lange ertragen; es fehlte ihr die Gegenwart deſſen, der alles belebt hatte, und Suſchens Geſellſchaft war ein zu kleiner Erſatz. Auch die Herzensgüte der Alten vermochte ſie wohl zu rühren, aber nicht zu tröſten. Man ſah die Nothwendigkeit ein, das zarte Gewächs in einen lebendigern Garten und leichtere Lüfte, unter Ihresgleichen, zu verpflanzen; und ſo wurde ſie, nach dem Willen der Mutter und mit Zufriedenheit des betrübten Oheims, in eine vielverſprechende Bildungsanſtalt für Töchter edler Herkunft in die Nähe der Stadt gebracht. —

Hier aber in dieſen neuen Beziehungen ſahen die jungen Leute einander wenig. Guſtav lebte in einem andern Kreiſe, und konnte ſich den hochadelichen Fräukins.nur ſelten nahen; über dem war er mit ſeinen Studien beſchäftigt, und Clotilde mit ihren Lehrſtunden und Zerſtreuungen. Begegneten ſie ſich zuweilen auf Spaziergängen, ſo war deſſen Folge bey ihm ein Gefühl der Wehmuth, wie die Nachempfindung eines glücklichen Traumes, weil er alsdann ihr unbefangenes Benehmen für Gleichgültigkeit anſah, noch zu wenig bekannt mit der klugen Umſichtigkeit beſcheidener weiblicher Weſen; er war niedergeſchlagen für denſelben Abend, und freute ſich doch der kommenden Gelegenheit wieder. Sie aber dachte, wenn ſie nach Hauſe kam, noch lange des blühenden Jünglings, und der ſeelenvollen Blicke, womit er ſie begleitet hatte. — Es war indeß kein Liebesverſtändniß unter ihnen, keine erklärte Leidenſchaft; beyde trieben ruhig und munter ihr Tagewerk, und ſchliefen ein ohne zärtliche Seufzer. Guſtav gewann an Wiſſenſchaft, und Clotilde an weiblicher Bildung, und zur Freude ihrer Mutter an dem, was man guten Ton nennt.

Unverdorbene Gemüther behalten auch unter neuen Umgebungen die Eindrücke des Herzens reiner und feſter, als der im Genuß erſchöpfte Weltling glaubt; auch wenn jene Eindrücke zu ſchlummern ſcheinen, ſo gibt es irgend einen glücklichen Zufall, dergleichen die Liebe in ihrem Gefolge ſo viele hat, ſie wieder zur rechten Zeit zu wecken. So trug es ſich meiſtens zu, daß, wenn Guſtav über ſeine Ferien bey dem Vater war, auch Clotilde, die nichts davon zu wiſſen ſchien, ihren

Beſuch bey dem Oheim abſtattete, dem ſie nie zu oft kommen konnte. Dieß glückliche Ungefähr (wenigſtens war es keine Abrede) ſtimmte bald wieder alle Saiten des Herzens zu vorigem Einklang; ja die Zeit weckte neue bisher unbekannte Töne, die, ſtärker als die zarten Klänge der kindlichen Leyer, ſich mehr dem gewaltigen Rauſchen der Harfe näherten.

Suschen blieb auch nicht lange mehr auf dem Schloſſe: ſie wurde von der Baroneſſe in die Stadt genommen, um ſich zu einem Kammermädchen für das Fräulein zu bilden. Guſtav, der nicht ermangelte, von Zeit zu Zeit der gnädigen Frau ſeine ſchuldige Aufwartung zu machen, die ſich gern als die Gönnerin eines hoffnungsvollen jungen Menſchen anſah, und es ganz wohl leiden mochte, wenn er ſeine alte Bekanntſchaft mit Suschen unterhielt, traf auch öfters die Tochter daſelbſt an. Zuweilen war dieſe ſchon wieder fort, wenn er kam; dann hatte ſie Blumen zurückgelaſſen, vergeſſen ein Band oder ſonſt eine Kleinigkeit, die ihm Suschen ohne große Weigerung abtrat, und er mit emſiger Liebe zu Hauſe aufbewahrte. Hatte ſie dem Mädchen etwas geſchenkt, einen ſelbſt verfertigten Geldbeutel oder ſo was, ſo ruhte Guſtav nicht, bis er es erhalten hatte, ſo daß er bald einen kleinen Schatz von Sachen, die von Clotilde herkamen, aller Sittſamkeit unbeſchadet, zuſammenbrachte. Von ihm hingegen erhielt Suschen Zeichnungen zum Nachbilden; auch Bücher ſollte er ihr, nach dem Wunſch der Baroneſſe zum Leſen bringen, aber nur ſolche, wo Sittlichkeit mit elegantem Geſchmack vorgetragen wäre. Dieß brachte ihn oft in Verlegenheit; denn wo es der Sittlichkeit Ernſt war, pflegte meiſt der zierliche Geſchmack zu fehlen; oder jene ertrank in den Gewäſſern der Eleganz; oder es waren beyde zu einem langweiligen Ganzen verbunden, das weder kalt noch warm gab. Er hätte aber gern ſeiner Clotilde nur das Vortreffliche in die Hände geſpielt, denn es war ihm, als hätte er ſelbſt die Bücher geſchrieben, die ſie durch ihn zu leſen bekam. Da er eine ſchöne Handſchrift hatte, waren Suschen auch allerhand kalligraphiſche Denkſprüche von ihm willkommen, die dann nächſt dem Lobe der Tugend, welches die gnädige Frau begehrte, auch öfters von dem Werthe der Freundſchaft ſprachen, und in der Beziehung verſtanden wurden, wie ſie gemeint waren, indem von allem dieſen das Fräulein manches auf längere oder kürzere Zeit mit ſich nahm. — Und ſo wußte die Liebe ſich auch durch Hinderniſſe Weg zu ſchaffen, die Allesbeſiegende, der ſchon in ihrem argloſen Entſtehen die Vorſichtigkeit des klugen Alters nicht fein genug iſt.

Aber eine bedeutendere Trennung ſtand den Liebenden bevor. Die Zeit war gekommen, daß Guſtav die Hoheſchule beziehen ſollte; ſchon war er bey ſeinem Vater um Abſchied zu nehmen, und Clotilde hatte ſich beeilt, den gewohnten Beſuch auf dem Schloſſe des Oheims zu machen, getrieben von mächtigem Verlangen, ihn — ach für lange Zeit zum letzten Mahle! — da zu ſehen, wo ſich die Erinnerung ihrer Liebe an ſo viele Gegenſtände knüpfte, und in die erſten Jahre der ſtammelnden Kindheit verlor.

Nothwendig entſchieden jetzt dieſe letzten Tage des Beyſammenſeyns, was ſo lange ſchon vorbereitet war und einzig noch fehlte: das ausgeſprochene Geſtändniß der Liebe. Im Drange des Scheidens nach ſo vielen Jahren eines beglückenden ahnungsvollen Umganges, mußten endlich, wie konnte es anders ſeyn, die aufgeregten Gefühle der zärtlichſten Neigung zu ſtammelnden Worten werden. Auf der letzten Wanderung, die ſie noch in das Wäldchen machten, das ehemahls ihre einſame Welt geweſen, ſaßen ſie in der jetzt halbverwilderten Laube, die ſie als Kinder zuſammen gebaut hatten, ſchweigend, den Stachel der Trennung im Herzen, und die unbefangene Vertraulichkeit vergangener Jahre in Gedanken. Sie fühlten beyde, daß die Zeit zum Sprechen reif ſey, ihre ganze Seele lag auf ihrer Zunge, und doch wußte keines das Wort des Anfanges zu finden; ſie waren ihrer Liebe gewiß, und doch wagte keines den heiligen Schleyer des Geheimniſſes zu heben.

Werden Sie, ſagte Guſtav, der ſich das vertrauliche Du ſchon lange abgewöhnt hatte . . . Werden Sie, gnädiges Fräulein, ſagte er mit zitternder Stimme, und ergriff ihre Hand . . . Werden Sie ſich meiner noch erinnern, mich nicht vergeſſen, wenn ich ferne bin?

Guſtav! Mein Auserwählter! . . . war ihr Gedanke, und unwillkührlich ihr Wort. — Und in dem Augenblicke, ergriffen von der Allgewalt der verſchloſſenen Empfindung, umſchlangen ſie ſich in unendlicher Liebe, und tauſchten die Seelen im erſten glühenden Kuſſe.

Der Bund war ausgeſprochen, geſchloſſen für die Ewigkeit; und wie nach einem Gewitterſturme die Sonne wieder mit friedlichem Glanz in die aufgeſtörte Natur tritt, ſo umfloß jetzt das Gemüth der Liebenden, entladen der höchſten Spannung, eine ſtille Ruhe, eine ſüße ſorgenloſe Freude an der Gegenwart. Sie waren ſich einander ſicher für immer, und konnten nun auch ans Scheiden mit Gelaſſenheit, ja faſt mit Verlangen, um eher wieder zuſammenzukommen, denken. Sie ſchienen um ein paar Jahre älter geworden, und empfanden doch, wie noch nie, die Fülle jugendlicher Kraft.

Die Veränderung war auffallend; auch der Oberſte nahm ſie wahr: Es iſt was unter den Kindern vorgefallen, ſagte er Abends zum Major: ſie ſind ſo freudig, wie ich es unmittelbar vor der Trennung nach ſo langer Bekanntſchaft nicht erwartet hätte; es iſt gut, daß der Junge bald wegkömmt, er würde noch dem Mädchen den Kopf verrücken!

Wenn es nur nicht ſchon zu ſpät iſt, antwortete der Major.

Darüber ergrimmte der Oberſte; er hatte die Wahrſcheinlichkeit zwar auch gefühlt, aber er hörte ſie nicht gern ausſprechen. Was zu ſpät! ſchrie er: der Burſche wird ſich doch nicht einfallen laſſen, verliebt zu ſeyn? Der Sohn eines Geiſtlichen in meine Nichte? — Und nun brauſte der Sturm, den man mußte toben laſſen, bis er fertig war. Der Major konnte kaum verhüthen, daß er nicht auf bloße Vermuthung hin Clotilde ſo gleich zur Rede ſtellte.

Ueber Nacht legte ſich indeß die Hitze: Noch iſt die Sache eine bloße Muthmaßung, ſagte er des Morgens; wenn ſie aber auch mehr wäre, ſo iſt das beſte Mittel ja ſchon ergriffen; ſie entfernen ſich auf Jahre, und werden inzwiſchen wohl klüger werden. Und da er ohnedies bey aller auffahrenden Reizbarkeit doch nie im Stande war, einen erloſchenen Zorn wieder anzufachen, ſo nahm er ſich jetzt bloß vor, die Sache mit ruhigem Auge zu beleuchten. Als er aber die lieben Kinder wieder vor ſich hatte, und ihre Unbefangenheit ſah, überwog ſein väterliches Herz; er ließ alles gut ſeyn, um ſich und ihnen die Stunde des Abſchieds nicht zu trüben. Es wurde jedoch, hauptſächlich auf Veranſtaltung des Majors, nach der Stadt geſchrieben, daß Clotilde bald möchte abgehohlt werden, und Suschen ward über manches ausgeforſcht; allein Suschen ſagte weniger als ſie wußte, denn die Rolle, die ſie lange ſchon in dieſem Liebesſpiel hatte, beſchäftigte ſie zu gefällig, als daß ſie ihr hätte untreu werden ſollen. Das Mädchen warnte vielmehr die Liebenden, und wußte, was dem Fortgang der Liebe behülflich war, ohne es je gelernt zu haben; an das, was die Dankbarkeit gegen die gnädige Herrſchaft allenfalls wider ſolche Verheimlichungen erinnern könnte, dachte Suschen nur leiſe, weil die Neigung zu ihrer Gebieterin ſo laut ſprach. Mädchen, hatte früher einmal der Oberſte geſagt, haben das Privilegium, da wo ſich Empfindung von einer ſchönen Seite zeigt, die Ueberlegung ſchweigen zu laſſen. Er ſprachs, und Suschen thats; die Rede rächte ſich an ihm ſelbſt.

Clotilde fuhr in die Stadt zurück; ſie ging ohne große Mühe, ihre ganze Seele war der Gegenwart voll, und ſicher in dem klaren, alle Beſorgniſſe vergeſſenden Erwachen neuer lange verſchloſſener Gefühle. Sie ſtand auf der Höhe der Unſchuld, ohne dahin zu ſchauen, wo es auf der andern Seite hinunter geht, ſondern ſie pflückte noch arglos die ſchmeichelnden Blumen, die unter ihren Tritten in Fülle ſproßten; ſie pflückte und lebte für Guſtav, der ihr immer vor Augen ſtand. Er ſelbſt bereitete ſich rüſtig zur Abreiſe, ſchaute aber mit mehr Mißtrauen in das Dunkel der Zukunft, als die weibliche Seele. Der Oberſte gab ihm Geſchenke, der Vater ſeinen Segen, alle ſahen ihn ungern ſcheiden, weil er allen lieb war; ſein Herz ließ er bey Clotilde, den Kopf hätte er gerne mitgenommen, wenn ſich dieſe Beſtandtheile des Menſchen ſo leicht trennen als benennen ließen.

Auf der Univerſität war Guſtav fleißig, und blieb geſittet, daher lebte auch die erſte Liebe lauter und rein in ihm fort. Eine Freundin von Suschen hatte einen Bruder auf eben derſelben Schule; dieſes Mittel benutzte das Mädchen, dem Freunde ihres Fräuleins unter einem unbedeutenden Vorwande, womit die Klugheit immer den Anfang macht, zu ſchreiben. Die Antwort blieb nicht aus; und auf dieſem Wege erhielt Guſtav von Zeit zu Zeit Nachricht von dem, was ihm zu wiſſen theuer war, und theilte hinwiederum von ſeinem Leben das Erfreuliche mit. Jedoch von dem Fräulein ſelbſt konnte er nie eine förmliche Zuſchrift erhalten, ſo ſehr er darnach ſtrebte; ſo ſchwer ſie die Zurückhaltung ankam, ſie that es nicht. Nicht nur blieb ſie feſt auf dem Pfade reiner Geſinnung, ſondern ſie fing auch an von der Höhe herab, wohin die Liebe ſie geſtellt hatte, klarer in die Tiefen des Lebens zu ſchauen, und zu fühlen, daß ſie das Gewand der Schicklichkeit, welches die Welt auch um die menſchlichſten Handlungen zu werfen gebietet, um keinen Preis von ſich legen dürfe. Alles was ſie that, war, Suschens Briefen zuweilen den beziehenden Vers eines Dichters, oder eine bloß mit der Seitenzahl bezeichnete Hinweiſung auf ein Buch beyzufügen;

Stellen,

Stellen, die freylich deutlich genug ſprachen. Das konnte ſie denn doch nicht laſſen; und auf dieſe Weiſe nährte ſich und wuchs die Liebe, ohne daß ſie einander ſahen.

Ueber zwey Jahre waren ſo hingeſchwunden, und Guſtavs gelehrte Schulzeit ging zu Ende. Er war zum kräftigen Jünglinge gereift, geſund und froh, aber nicht ohne wachſende Beſorgniß für ſeine Liebe, weil ſeine Geburt mit dem Stande des Fräuleins verglichen ihm immer mehr Schwierigkeiten zeigen mußte. Clotilde, nunmehr in den Geſellſchaften der Reſidenz gebildet, hatte nach und nach die ländlichen Sitten mit den feinern der Stadt vertauſcht, ihren Verſtand erweitert, und dennoch die Güte eines edlen Herzens beybehalten, und Würde mit jungfräulicher Einfalt zu paaren gewußt, ſo daß ſie jetzt für eines der vorzüglichſten Weſen der Hauptſtadt galt.

Nun kam die Zeit, daß der von ſeiner lieben Jugend verlaſſene, ſeither verſtimmt und grämlich gewordene Oberſte, es in ſeiner podagriſchen Einſamkeit nicht mehr aushalten mochte, und die Reiſe nach der Schweiz vornahm mit Clotilde und Suschen. Natürlich erfuhr dieß Guſtav bald; er ſuchte jetzt auch ſeinen Aufenthalt deſto ſchneller abzukürzen, und wußte vom liebenden Vater die Erlaubniß zum Reiſen, und mit der Schweiz den Anfang zu machen, ohne Mühe zu erhalten. — Und ſo trafen die beyden edeln, treuen, zwar durch ihren Stand getrennten, aber durch die mächtigere Natur von Kindheit an vereinten Seelen, wieder zuſammen im Rheinthale, am Fuße der fernhin glänzenden Alpen des fröhlichen Appenzellerlandes.

* * *

Clotilde und ihre Freundin ſahen von der Anhöhe bey Grünenſtein, wohin ſie der Prediger Abends ſpazieren geführt hatte, in der Ferne einen Mann zu Pferde, der immer ſtärker eilte, je näher er kam, und endlich gegen ſie mit dem Schnupftuch wie frohlockend winkte.

Es iſt Simmenthal, der uns gute Bothſchaft bringt, ſagte die Schweizerin, er hat uns erkannt. — Sie eilten in den Schloßhof hinunter, wo er auch bald hernach hineinſprengte.

Gefunden! rief er.

Wo ſind ſie?

Sie kommen. — Mehr brauchte der Prediger nicht zu hören, um ſchnellen Fußes an die Landſtraße den Erſehnten entgegen zu eilen.

Man ſah jetzt auch wirklich einen Reiſewagen heranrücken, und endlich gegen das Schloß einlenken. Große Freude war unter den Freundinnen; ja ſie meinten ſogar Simmenthal, Dank ſchuldig zu ſeyn, prieſen ſein Geſchick, und nannten ihn einen glücklichen Menſchen.

Wer iſt denn der Reiter, der ſo verloren hintennachkömmt, wie ein Verliebter? fragte Clotilde.

Es iſt Guſtav *, antwortete Simmenthal, ein Freund von Ihrem Hauſe, den der Oberſte in Schaffhauſen getroffen. Verliebt mag er wohl ſeyn, ſetzte er loſe hinzu, denn er hatte unterweges immer was mit Mamſell Suschen zu flüſtern; der Bräutigam mag ſich in Acht nehmen, es iſt ein hübſcher Junge.

Schäme dich, Leichtfertiger! zürnte die Schweizerin.

Clotilde aber hatte von allem dem nichts gehört, als den Nahmen des Geliebten; da glühte ihr Geſicht von ſchnellem Erröthen, und ward plötzlich wieder im Schrecken der unausſprechlichen Ueberraſchung blaß; zum Glück fuhren die Kommenden heran, ſie verbarg ihre Verwirrung in der Eile der Annäherung. Gleichwohl war ihre Bewegung dem hellen Auge Simmenthals nicht entgangen, und hierdurch aufmerkſam gemacht, blieb es ihm auch nicht verborgen, wie ſie ſchon in der erſten Freude über die Wiedergefundenen, ja ſelbſt während des Oheims Gruß, ſich gleichſam unwillkührlich nach Guſtav umſah; und als dieſer ſich beſcheiden nähernd ihr die Hand küſſen wollte, und der Oberſte in überſtrömender Gutmüthigkeit ausrief: So umarme doch die Geſpielin deiner Kindheit! ſagte Simmenthal kalt zu ſeiner Baſe: Ihr habt mich heute einen glücklichen Menſchen geheißen, ich habe in der That mehr gefunden als ich ſuchte; dennoch hatten die Alten recht: vor 'dem Tode iſt niemand glückſelig! — Und mit dieſen Worten entfernte er ſich; die Schweizerin aber, die nicht wie er geſehen hatte, verſtand ihn nicht, und achtete bey dem Gewirre der allgemeinen Begrüßung ſein Weggehen wenig.

Aber wer will die Wonne des Predigers beſchreiben, als er ſeine ſo lange vermißte Braut wieder in den Armen hatte, voll Huld und Anmuth mehr als jemahls? Er hätte ſie gern alles auf Ein Mahl gefragt, ihr alles mit Einem Mahl erzählt, und konnte eben deßhalb nicht recht zum Sprechen noch zum Hören kommen, weil ſich ſeine Vorſtellungen drängten, wie lebendiges Waſſer aus einer ſprudelnden Quelle. Eben ſo gerne hätte er ſie noch an demſelben Abend zu ſeiner neuen Pfarrbehauſung, die beynahe völlig fertig war, hingeführt, um ihr alle die gelungenen Anordnungen, wovon ſeine Briefe geſprochen, nunmehr in gefälliger Wirklichkeit vorzuweiſen; denn ſeine Einbildung beflügelten jetzt einzig die Ideen von dem doppelten Glücke, das ihm ſein Beruf und die Liebe bereitete. Aber Suschen fand bey allem Liebesgehorſam, daß es damit doch noch Zeit habe bis morgen; jetzt war ſie müde von der Reiſe, und wollte ſich heute noch im Schloſſe einordnen. Auch da hatte ſein zärtliches Herz geſorgt; ſie war wirklich überraſcht, als der Bräutigam, der während des Oberſten Abweſenheit alles im Hauſe auf das ſorgfältigſte und zur Zufriedenheit Clotildens eingerichtet hatte, ſie in ein niedliches, mit Schweizerproſpecten und Frauenzimmerſchriften ausgeziertes oberes Stübchen führte, das, woran er ein großer Liebhaber war, eine ſchöne Ausſicht genährte, und für ſie bis zur Hochzeit beſtimmt ſeyn ſollte.

Da auch noch die Chanoineſſe nebſt dem deutſchen Arzt, und wahrſcheinlich der Hauptmann von Appenzell mit ſeinem Töchterchen erwartet wurde, ſo mußte der Platz zu Rathe gehalten werden, und man wollte deßwegen für Guſtav ein Bett in dem geräumigen Zimmer, das Simmenthal inne hatte, aufſchlagen; allein er bedankte ſich deſſen, und beſtand zu einigem Befremden darauf, bey dem Prediger zu wohnen, der ſeine alte Wohnung auch willig mit ihm theilte.

Jedermann ſuchte ſich nun Zeit und Raum ſo bequem als möglich zu machen, und nichts hörte der Oberſte lieber, als wenn man ſich vornahm, dieſen kurzen Aufenthalt in dem lieblichen Rheinthale in fröhlicher Eintracht, wie ein tägliches Feſt zuzubringen. — Wo iſt, ſagte er gleich morgenden Tages beym Frühmahle auf der Zinne des Schloſſes: wo iſt das Glück des Lebens? Wer es mit Mühe ſucht, der findet es nicht, man muß es als ſchon gefunden annehmen; was kann uns hindern, meine Lieben, dieß zu thun, ſo lange wir noch hier ſind, die Gelegenheit zu ergreifen, und in theilnehmender Freundſchaft uns ſorgenloſem Lebensgenuſſe hinzugeben, nach dem Maaße der Weisheit, die in uns iſt? Laßt uns wenigſtens den Verſuch machen!

Den jungen Leuten war der Verſuch recht; die beyden Freundinnen küßten ſich, und rückten gemüthlich näher gegen Guſtav hin; der Prediger und ſeine Verlobte hatten keine Aufforderung nöthig; und der Profeſſor ſtand lächend auf, und ſtopfte ſich eine Pfeife, um, wie er ſagte, mit dem ſeligen Leben den Anfang zu machen.

Aber ſchon geſtern Abend hatte man Simmenthal vermißt, jedoch, da man ſeine Launen kannte, keiner Beſorgniß Platz gegeben. Jetzt fehlte er beym Mittageſſen wieder; das brachte ſchon eine Zögerung in des Oberſten Freudenplan, denn er hatte viel auf ſeinen humoriſtiſchen Frohſinn gezählt, und mochte ihn jederzeit gern um ſich haben. Als er aber auch des Abends nicht zu ſehen war, fing man an es unbegreiflich zu finden; und die Munterkeit litt darunter.

Nun erinnerte ſich die beſorgte Schweizerin in der Nacht der Worte, die Simmenthal vor ſeiner Entfernung zu ihr geſprochen; das machte ſie unruhig, ſie eilte des Morgens auf ſein Zimmer, und fand da folgende Verſe an die Thüre geheftet:

Troſt.

Suchſt du Freyheit, ſuchſt du Friede,
Werde nicht des Suchens müde;
Endlich haſt du doch die Freude,
Kommt der Tod, zu finden beyde!

Erſchrocken lief ſie damit zu dem Oberſten, dem die Sache auch nicht recht gefiel. Der Teufel hol' alle dieſe eignen Köpfe, immer bringen ſie Störung!

rief er im erſten Unmuth; und hielt dann Rath mit den Freunden, was zu thun wäre?

Warten bis er wieder kömmt: ſagte der alte Profeſſor. — Das dünkte die Schweizerin hart; ſie fing an zu weinen.

Der Prediger hingegen, mit dem Simmenthal kürzlich über den willkührlichen Ausgang aus dem Leben geſtritten hatte, ſahe die Sache bedenklicher an, und gab, durch Geberden mehr noch als durch Worte, zu verſtehen, daß man für die Folgen allzufreyer Grundſätze nie Gewähr leiſten könne. — Das dünkte die Schweizerin erſchrecklich; ſie fing an zu jammern. Der Oberſte tröſtete ſie, und verwies dem Prediger ſeine Aengſtlichkeit, indem man ſich ja Gründe genug für das Leben, aber keine für den Tod bey Simmenthal denken könne!

Guſtav war bemüht den Eindruck zu beobachten, den dieß Ereigniß auf Clotilde mache; ſie ſagte aber gar nichs, nur ihre Miene drückte Beſorgniß aus. Dieſe zu heben, und weil er Simmenthals eigne Weiſe ſchon kannte, äußerte er ſich, ſein plötzliches Verſchwinden möge wohl nur die Folge einer Grille ſeyn, die ihm in dem Kopf geſtiegen, wahrſcheinlich werde er bald wieder kommen, oder ſchreiben; wenn es indeß die Geſellſchaft beruhigen könne, ſo ſey er bereit, auf Erkundigung auszugehen. Dieß Anerbieten wurde mit Dank angenommen; in Folge deſſen ließ der Oberſte ſein Pferd ſatteln, und nachdem man in Erfahrung gebracht hatte, daß Simmenthal auf der Appenzellerſtraſſe geſehen worden, ſchlug Guſtav dieſen Weg auch ein.

* * *

Die Chanoineſſe, die während der warmen, ihrem Nervengebäude ſo wohlthätigen Jahreszeit, berühmte Männer und Gegenden in der Schweiz aufgeſucht hatte, und nunmehr den deutſchen Arzt, als ihren erprobten Reiſefreund, beſtändig mit ſich führte, ließ nun auch ihre nahe Ankunft auf Grünenſtein wiſſen. Das war dem Oberſten nicht unlieb; denn bey aller Verſchiedenheit der Denkart behagte ihm doch ihr Weltton, ihr Verſtand, und ihr thätiges Wiſſen. Auch der Arzt war ihm willkommen, er ehrte ſeine Kunſt, wenn er ihm nur nicht von ſeiner Wiſſenſchaft ſprach; zwar hatte er ſich ſeitdem über deſſen Naturphiloſophie in nähere Kenntniß zu ſetzen geſucht, doch deutlich konnte ihm die Lehre bisher niemand machen: Mein Scharfſinn reicht nicht hin, ſprach er; ſo viel ſeh' ich wohl, es iſt die alte Natur in ein neues myſtiſches Gewand verhüllt, aber mich däucht immer, man bethe nunmehr die Hülle ſtatt der Göttin an.

Den Kommenden wurde Platz im Schloſſe bereitet, wo man ſie jetzt täglich erwartete. So geſchah es an einem der erſten Tage, als man ſich eben zu Tiſch ſetzen wollte, daß eine Kutſche in den Hof rollte: Das iſt die Chanoineſſe, hieß es. Der Prediger eilte hinab, die Gäſte zu empfangen, und trat bald darauf mit einem ſchaubaren, etwas altväteriſch geſchmückten Frauenzimmer in den Saal. Suschen ging ihr ſogleich entgegen, und der Profeſſor trat drey Schritte zurück; es war die Frau Amtsräthin, des Predigers Tante.

Sie wurde wie billig zu Tiſche geladen, und fing dann ſogleich, wahrſcheinlich um ſich durch Rede in Achtung zu ſetzen, ein Weites und ein Breites von ſich und ihrer Reiſegeſchichte zu ſprechen an; und als ſie endlich damit bis nach Grünenſtein gekommen, äußerte ſie ſich, da ſie in der Pfarrwohnung erfahren, daß ein junger Herr, der zur Geſellſchaft gehöre, ihren Platz daſelbſt eingenommen habe, ſo möchte ſie ihn nicht vertreiben, hingegen den gnädigen Herrn erſuchen, ihr unterweilen ein Plätzchen im Schloß einzuräumen.

Die mag ich nicht! dachte der Oberſte ſichtbar, ſagte es aber doch nicht völlig heraus, weil er ſich Suschens erbarmte, die ihn kläglich anſahe.

Das wird ſich ſchon machen laſſen, fiel Clotilde freundlich ein.

Weiter erzählte die Tante: ſie habe, da ſie wiſſe, daß die beyden Fräulein Verſe machen, eine junge Baſe als Geſellſchafterin mitgenommen, die eine große Liebhaberin der Dichtkunſt und Verfaſſerin einer Reiſebeſchreibung ſey, die im vorjährigen Taſchenkalender gedruckt erſchienen.

Gedruckt! — Das flößte denn doch den Freundinnen, die es noch nicht ſo weit gebracht hatten, Reſpect ein.

Sie ſey jetzt gekommen, fuhr die Frau Amtsräthin fort, dem Prediger bey den Anſtalten zur Hochzeit und den Einrichtungen des neuen Pfarrhauſes beyzuſtehen; und nachher werde es wohl der jungen Frau recht ſeyn, wenn ſie auch im Anfange der Haushaltung eine ſichere Hülfe an ihr habe, weil dieſes Geſchäft angehenden Eheleuten gar zu mühſam und ungewohnt vorkomme.

Junge Leute müſſen ſich ſelbſt helfen, ſagte der alte Profeſſor, der Suschens Beſtürzung und des Predigers Verlegenheit bemerkte; Mißgriff und Irrthum helfen ihnen, wenn ſie dabey nur den guten Willen behalten, ſicherer zur Klugheit, als fortdauernde fremde Leitung.

Beſonders ungebethene, äußerte der Oberſte halblaut.

Hätte ich ſie doch nie kommen heißen! ſeufzte ſtill der Prediger.

Nun war es aber an den Alten; die Sprecherey der Tante hatte ihren Zweck verfehlt: Wer auf eignen Füßen ſtehen will, muß dem Gängelband entſagen; wer in die Ehe tritt, ſoll wiſſen, was darin zu thun iſt, ſagte der Oberſte: und dazu hilft nur die eigne Erfahrung. Der Mann muß erwerben, und die Frau mit dem Erworbenen ſparſam haushalten, das iſt die ganze Kunſt. Sind ſie vernünftig und eins, ſo lernen es die Eheleute von ſelbſt; und ſind ſie ſchwach, ſo verlaſſen ſie ſich auf den Beyſtand, und werden nachläßig und auf Nebenſachen bedacht. Und ſeyen ſie auch wie ſie wollen, ſo taugen zwey Herrinnen nicht lange in Einem Hausweſen; es gibt zuletzt immer Händel.

Das wiſſen auch unſre Bürgersleute recht gut, that der Profeſſor hinzu: es iſt ein ſeltener Fall, daß eine Sohnsfrau lange mit der Schwiegermutter hauſe.

Seht doch wieder einmahl die Kundigen! rief die Schweizerin, um dem Geſpräche, das die Tante allzuſichtlich von ihrem angenommenen Ton herabſtimmte, eine andre Wendung zu geben: Seht einmahl, man ſollte denken, die Herren hätten ein langes Leben in der Ehe zugebracht!

Weder ein langes noch ein langweiliges, verſetzte der Oberſte, und ſtand auf: wiſſen Sie aber nicht, meine Theure, daß der Zuſchauer oft das Stück beſſer beurtheilt, als der Schauſpieler?

Er ging in den Garten, wo man den Kaffe trinken wollte. Wir ſind hart gegen die Frau Amtsräthin geweſen: ſagte er da zu ſeinem Freunde.

Sie mußte, antwortete dieſer, auf den Weg der Selbſterkenntniß geführt werden, damit ſie das neue Paar nicht plage; wer hätte es aber in dieſem Falle thun können, als wir? und was anderes hätte hier geholfen, als ein derbes Wort zur rechten Zeit, gleich anfangs, ehe die Anmaßung noch Platz gewonnen?

Es thut mir gleichwohl leid, daß es unter meinem Dache geſchehen, erwiederte der Oberſte. — Aber, mein Himmel! was wird aus unſerm geträumten Götterleben, aus unſerm ſeligen Nichtsthun werden, wenn das ſo fortgeht? Erſt verlieren wir den trefflichen Simmenthal, und kriegen dann dieſe gemeine Frau auf den Hals, und ſind noch in den erſten Tagen der zwey Monathe, die eine günſtige Schickung uns gewähren ſollte!

Das ſoll uns nicht ſtören, antwortete der Profeſſor; Herr von Simmenthal kann wieder kommen, und die Tante mag gehen. Uebrigens iſt es nichts Neues, daß dergleichen Anſtalten zu glücklichen Tagen nicht gelingen, auch wenn man alle äußerlichen Mittel dazu bey der Hand hat, und ſelbſt nichts anders will, als unſchuldiges Wohlleben; wer wäre ſonſt glücklicher als die Reichen? Ein Leben herrlich und in Freuden, daran ſcheint der Himmel kein großes Wohlgefallen zu haben; und wenn er es etwa einem beſchehrt, ſo kömmt dieſer gewöhnlich unvermerkt und ungeſucht dazu, für eine Zeitlang, meiſt nach vorhergegangenen Entbehrungen, und mag ſich wohl hüthen, es nicht als Zweck des Daſeyns aufzuſtellen.

Das will ich auch nicht, ich will kein Schlaraffenleben, ſagte der Oberſte etwas empfindlich, ich ſuche nur in heiterer Unterhaltung mit frohgeſinnten Freunden über den Strom der Zeit ſanft hinzugleiten; iſt das etwas Böſes? Das weiß ich wohl, daß man das

Glück nicht mit Geld und Gut zu einer Feſtung machen kann, der kein Feind nichts anhaben mag; aber einen Waffenſtillſtand mit der Widerwärtigkeit, nur für zwey Monathe, hätte ich doch erhältlich geglaubt.

Glaubt man, verſetzte der Profeſſor, ſich auch vor dem Feinde von außen bewahrt, ſo erhebt ſich oft Meuterey von innen; und iſt der Menſch vor ſich ſelbſt nicht ſicher, wer wird ihm den Frieden von Andern verbürgen?

Wohlan, rief der Oberſte, kann man nicht auf Monathe zählen . . . .

Nicht auf Wochen, unterbrach ihn der Profeſſor.

So laßt uns in den Tag hinein leben, fröhlich, harmlos und ohne vorgreifende Pläne, wie der Vogel auf dem Zweige; das ſoll mir niemand wehren!

Da halte ich mit in Freud' und Leid, ſagte jener; es iſt das einzige wahre Leben. Hat ſo jeder Tag ſeine Plage, ſo hat auch jeder ſeine Luſt; und aus dieſen Tagen werden dann ſchnelle Wochen und Monathe, wo am Ende eine größere Summe der Freude ſich ergiebt, als des Leides, weil das Böſe in geſunder Erinnerung weniger haftet, als das Gute.

Es ſey ſo! erwiederte der Oberſte: Und was die Sonne des Tages bringt, das ſtellen wir Abends in das Mondenlicht der Betrachtung, denn erſt durch ſie erhalten die Ereigniſſe ihre Bedeutung, und der Menſch ſeinen Standpunkt über den Ereigniſſen; ſie iſt ein wohlthätiger Spiegel des Lebens, wofern wir ihn nicht ſelbſt durch giftigen Hauch trüben. — Wenn wir nur erſt Simmenthal wieder hätten, fuhr er fort: er hat eine eigene Brille, mit der er in die Welt ſchaut, die ſich gerade jetzt zu unſerm Lebensverſuche ſchicken würde.

Der Profeſſor lächelte: Lebensverſuche bey unſern Jahren! Gut daß es niemand hört; ſind wir nicht alte Kinder?

Wir ſollen es ſeyn! war die Antwort: wir müſſen ſtreben und proben, ſo lange wir leben; ſo bald der Menſch ſein Hauptgut der Unthätigkeit weihet, wird er unnütz und bankbrüchig vor der Zeit, das heißt, vor dem Tode, wo wir freylich alle ſo zum Vorſchein kommen werden.

Leider! ſagte der Profeſſor. Aber dann doch, fügte er nach einer Pauſe hinzu, in die Hände eines Gläubigers fallen, der mitleidig iſt, und ſich gern auf Vergleich einläßt, weil er ſelbſt unſer Unvermögen auf ſich genommen.

Wir enden wieder einmahl ernſthaft, was wir ſcherzend begonnen, ſprach lächelnd der Oberſte. — Und die beyden Alten verloren ſich im Schatten der Bäume.

* * *

Clotildes Angelegenheit war es nun, den Oheim von der Frau Amtsräthin zu befreyen; dazu war kein anderes Mittel, als ihr Guſtavs Wohnung bey dem Prediger einzuräumen, und ihn dagegen im Schloß unterzubringen. Dieſer Vorſchlag fand allgemeinen

Beyfall; wer wollte nicht lieber den Jüngling in der Nähe haben, als jene Frau? Sie ſelbſt ſchien beynahe ſo etwas zu vermuthen, denn ſie war jetzt zu allem ſehr bereitwillig.

Das Fräulein begab ſich demnach mit Suschen in des Predigers Wohnhaus, um den ihr angelegentlichen Austauſch zu beſchleunigen; ſie wollte ſogar ſelbſt Hand ans Werk legen, damit es deſto geſchwinder gehe. Allein die rührenden Erinnerungen, die in ihr erwachten, als ſie ſich ſo mitten unter den Sachen des Abweſenden befand, waren zu mächtig; ſie warf ſich auf einen Stuhl, und ließ Suschen machen.

Kaum hatte aber dieſe angefangen, ſo trat Guſtav ſelbſt herein, der von ſeiner Entdeckungsreiſe zurückkam, und ſich nur geſchwind umkleiden wollte, um Bericht von ſeinen Verrichtungen im Schloß abzulegen.

Welch eine beglückende Erſcheinung, Clotilde auf ſeinem Zimmer zu finden! — Sie aber, die ſeine Rückkehr noch gar nicht vermuthet hatte, ſetzte der Zufall in eine ungewöhnliche Verlegenheit; denn was ſollte er von ihr denken? Mußte es nicht eine unwürdige Neugier ſcheinen, oder ſonſt ein Mangel an Betragen, da er ihren Beweggrund nicht kennen konnte? — Suschen erklärte ihm zwar alles; er hörte aber gar nicht darauf, ſondern freute ſich nur der Erſcheinung. Das Fräulein ſelbſt wollte ſich entſchuldigen. Was gehen mich die Beweggründe Clotildes an, unterbrach er ſie, die können nie unedel ſeyn! Ihre Gegenwart iſt Alles, was ich jetzt zu faſſen vermag.

Clotilde war zu ſehr überraſcht; vor ihr das blühende Gebilde des Geliebten, und in ihr das Gefühl einen unvorſichtigen Schritt gethan zu haben. Ihre Knie wankten; ſein Arm hielt ſie.

Sammeln Sie ſich einen Augenblick, gnädiges Fräulein, ſagte Suschen und verließ das Zimmer. Clotilde wollte ihr folgen.

Ich bin verlaſſen, wenn Sie gehen! rief Guſtav. — Sie vermochte es nicht.

Unbeſchreiblich waren nun die Momente der Liebenden in dem ſchnellen Annähern und Erfaſſen der ehmaligen Verhältniſſe. Welche ſüße Worte ſtets bewahrter Treue; welch ein lautes und geheimes Wohlgefallen an gewonnener Bildung; welche Erinnerungen nach ſo langer Trennung! Augenblicke und Jahre; ein Daſeyn außer der Zeit und über der Welt.

Suschen war inzwiſchen mit der Tante und der jungen Baſe, die nachgekommen waren, um Beſitz von Guſtavs Zimmer zu nehmen, nach dem neuen Pfarrhauſe hingegangen, ihnen die Herrlichkeiten ihres künftigen Wohnſitzes zu weiſen; ſie war höchſt vergnügt, dem Anſcheine nach einzig über dieſe Unterhaltung, im Grund aber mehr noch über jene, die ſie jetzt den beyden Liebenden, denen ſie ſo treu anhing, verſchafft hatte. — Allein bey ihrer Zurückkunft fand ſie noch alles im vorigen Stande, das Zimmer nicht

auf

ausgeräumt, Guſtav noch im Reiſegewand; und doch war es hohe Zeit zur Wiederkehr ins Schloß, weil daſelbſt Geſellſchaft erwartet wurde, und der Oheim ſehr pünktlich war. Sie zog das Fräulein mit ſich, und ermahnte Guſtav, ſein Zimmer zu leeren, und ſchleunig nachzukommen.

Die Schnellfüßigen waren bald in Grünenſtein, wo der Oberſte vor der Thür im Schatten ſaß, und ſchon von weitem Ungeduld über ihr langes Ausbleiben zeigte. Entſchuldigt Euch nur nicht mit euern Entſchuldigungen, rief er, als ſie näher kamen; ich kann ſie auswendig! Wie kömmt es doch, wandte er ſich zum Prediger, daß die Weiber kein Maaß der Zeit . . . . Aber Suschen fiel behende mit der Nachricht ein, daß Guſtav bald nachkommen werde.

Hat er Kunde von Simmenthal? rief nun der Oberſte.

Da ſtockte aber die Antwort. Suschen in der Beglaubigung, das Fräulein werde es wiſſen, ſchwieg; und das Fräulein ſchwieg auch, weil ſie nichts wußte, denn zwiſchen ihr und Guſtav war von Simmenthal gar nicht die Rede geweſen; beym erſten Blick und Wort der Liebe war aller Gram des Mißtrauens aus Guſtavs Herzen verſchwunden; beyde hatten ihn und die übrige Welt vergeſſen.

Die Geſellſchaft deutete das Schweigen auf ſchlimme Bothſchaft, und der Schweizerin kamen Thränen in die Augen. — Er hat uns nichts geſagt, hob endlich Suschen an: aber ſo viel kann ich verſichern, daß auf ſeinem Geſichte mehr Zufriedenheit als Unmuth zu leſen war; wahrſcheinlich will er den guten Bericht ſelbſt bringen.

Der Oberſte ſchüttelte den Kopf. — Ehe man aber weitern Muthmaßungen Raum geben konnte, ſahe man den Berichterſtatter wirklich kommen; worauf ſich Clotilde entfernte, und Guſtav folgendes erzählte:

In Gaiß habe er bald in Erfahrung gebracht, daß ein Fußgänger, deſſen Beſchreibung ganz auf Simmenthal paßte, daſelbſt übernachtet, und mit Tagesanbruch den Weg nach St. Gallen eingeſchlagen habe; dem zufolge ſey er denſelben Abend noch dorthin geritten, wo er aber aller Nachfrage ungeachtet nichts ausfündig machen können. Des Landes unkundig habe er angeſtanden, wohin er ſich nun wenden ſollte; zum Glück ſey ihm der Bankier des gnädigen Herrn eingefallen, bey dem er ſich Raths erholen könnte. Dieſer habe ihn nach Heriſau gewieſen, und ihm des folgenden Tags ſeinen Sohn dahin zum Begleit gegeben. Als aber auch da nichts von dem Freunde zu vernehmen geweſen, haben ſie ſchließen müſſen, er ſey noch nicht aus dem Lande Appenzell herausgekommen, und werde ſich wohl im Gebirge aufhalten; weswegen ſie ſich nach dem Hauptflecken begeben, wo man ihm ſogleich ſagen können, daß ein Reiſender, Simmenthals Bezeichnung entſprechend, vorgeſtern angekommen, ſogleich auf die benachbarten Höhen erſtiegen, und mit dem Vorhaben zurückgekommen ſey, auch die Schneegebirge zu beſuchen; allein ein Fremder, der unterdeſſen angelangt, müſſe ihn davon abwendig gemacht haben. Anfänglich habe es geſchienen, als wenn er mit dem Fremden Verdruß hätte, wovon aber die Wirthsleute, weil nur franzöſiſch geſprochen wurde, nichts verſtanden; jedoch als ein von Simmenthal gekannter Hauptmann aus dem Flecken dazu gekommen, ſey alles wieder ruhig geworden, und früh am folgenden Tage haben die beyden Fremden, und der Hauptmann mit ihnen, friedlich den nächſten Weg zu Pferde nach dem Rheinthale genommen. — Nach dieſem, endigte Guſtav, habe er kein weiteres Nachforſchen für nöthig erachtet, in der Meinung, Simmenthal werde vor ihm wieder in Grünenſtein ſeyn.

Dieſe Nachricht beruhigte die Geſellſchaft, da ſie ſich jetzt überzeugte, es ſey bloß ein ſeltſamer Einfall und kein gewaltſamer Entſchluß, was Simmenthal zu dieſer plötzlichen Entfernung bewogen.

Niemand war froher als die Schweizerin; ſie lachte nun ſelbſt ihrer Beſorgniſſe, hüpfte und ſprang, als wenn der liebe Vetter für immer geborgen wäre; und Clotilde, die ſich auch wieder genähert hatte, nahm an ihrer Freude Antheil.

Gottlob! ſprach der ſeelſorgende Prediger, und: Gott ſey Dank! hallte es andächtig von der Braut zurück.

Mir iſt lieb, daß der Hauptmann dabey iſt, bemerkte der Profeſſor. — Mir auch, ſagte der Oberſte; aber warum iſt er noch nicht da?

* * *

Tages darauf langte nun auch die Chanoineſſe an; aber ſie kam allein, und als nach dem deutſchen Arzte gefragt wurde, gab ſie mit anſcheinender Gleichgültigkeit zur Antwort, er halte ſich in der Nähe von Feldkirch auf, wo er einen Kranken pflege, der ihm von einem Freunde empfohlen worden. Man hätte das gut ſeyn laſſen; allein ihre Kammerjungfer hatte ſich nicht enthalten können, dem Bernermädchen Clotildes in der erſten Stunde der Bekanntſchaft, um ſich bey ihr in Vertrauen zu ſetzen, ins Ohr zu ſagen, daß der Arzt einen Engländer beſorge, der von einem Berner Offizier im Duell verwundet worden.

Damit war das Feuer im Dach; wie hätte das Bernermädchen gleichgültig ſeyn können? Sie trug den Druck des Geheimniſſes zeigbar auf der Miene ſo lange, bis das Fräulein ſie um die Urſache fragte. Kaum hatte dieſe den Umſtand vernommen, ſo erhielt zwar das Mädchen ſtrengen Befehl, nichts vor der Schweizerin merken zu laſſen, ſie aber beeilte ſich, für ihre Unruhe in Guſtavs männlichem Muthe Troſt zu ſuchen; ſelbſt beunruhigt fand dieſer für gut, ſich mit dem Profeſſor zu beſprechen, und beyde kamen überein, daß Guſtav ſich unverzüglich in das nahe Feldkirch begebe, um zu ſehen, was an der Sache wäre mittlerweile ſollte alles geheim gehalten, der Oberſte nicht vor der Zeit beunruhigt, und ſelbſt die Chanoineſſe nicht darüber befragt werden, um ſie nicht unnöthiger Weiſe gegen ihre Jungfer zu reizen.

Allein wenn in einem Hauſe fünf Perſonen, worunter drey vom mittheilſamen Geſchlechte, ein Geheimniß mit ſich herumtragen, ſo iſt kaum zu vermeiden, daß es nicht auf irgend eine Weiſe verlaute. So oft der Oberſte von ſeinem lieben Simmenthal ſprach, und ſich wunderte, wo er bleibe, erhielt er nur halbe Antwort; das Bernermädchen, von der Schweizerin über ihre düſtre Miene zur Rede geſetzt, ſchwieg bedenklich; und die ſcharfſichtige Chanoineſſe merkte bald, daß man ihr aus ihrem eignen Geheimniß ein Geheimniß mache; kurz, es kam, noch ehe ein Tag um war, heraus, daß ſich Simmenthal mit einem Engländer geſchlagen habe, der nun unter den Händen des deutſchen Arztes in Feldkirch liege.

Die Beſtürzung war jetzt allgemein, und Guſtav wollte ſogleich mit einmüthiger Zuſtimmung ſich an den Ort hinbegeben, als er folgendes Schreiben von Simmenthal erhielt:

Conſtanz, im Auguſt.

Der Menſch hat oftmahls Ahnungen, und ſpricht ſie aus, ohne ſich ihrer bewußt zu ſeyn; ſo ging es mir, als ich dich ſo unvermuthet in Roſchach erblickte, und vernahm, daß du nach Grünenſtein zielteſt. Wie eine Wolke, die, vor die Sonne tretend, mich in

Schatten ſtellte, kamſt du mir vor; ich achtete aber nicht darauf. Laß dich nicht gelüſten, rief ich zwar im Scherze, doch konnte ich einer unbeſtimmten mißtönigen Empfindung in deiner ſonſt ſo einklingenden Gegenwart nicht los werden, und wußte nicht warum. In Grünenſtein aber wurde es mir nur zubald klar; ein guter oder ein böſer Geiſt muß mir die Augen geöffnet haben. Was niemand merkte, ſah ich mit Gewißheit ſchon in der erſten Begegnung, ja vorher in ihrem Erblaſſen, als ſie des Kommenden Nahmen hörte. Du, du biſt der Auserwählte Clotildes, und ich, der ich Hoffnung hatte, dem der Oheim ſo günſtig und ſie nicht abgeneigt ſchien, fand mich plötzlich hintangeſetzt, unbeachtet — vernichtet möcht' ich ſagen, wenn ich es nicht einem Manne zur Schande rechnete, dieß Wort, und wär's auch in der ſchmerzlichen Empfindung getäuſchter Liebe, von ſich ſelbſt zu brauchen. Wie hätte ich aber zuſehen, wie es ertragen können, wenn ihr ſeelenvoller Blick in Freud und Leid immer auf dich abgleitet, nur dich ſieht und denkt, wie ich ach! ſo deutlich und mit all der Schmerzlichkeit wahrnahm, als wenn ich Euch ſchon Monathe lang beobachtet hätte.

Ein ſchneller Entſchluß war da der beſte; ich mußte fort, fort auf lange Zeit. Hätteſt du allein geliebt, hätte ich nicht auch ihre tiefe Leidenſchaft geſehen, ſo wäre ich geblieben, und würde es mit dir aufgenommen haben; allein ſie liebt dich und nur dich, und dieſe Liebe, die ihrige, iſt es, die ich nicht ſtören wollte; kann man nicht glücklich, ſo ſoll man doch gut ſeyn! — Sie iſt dein, das ſah ich, ſie gehört dein; nimm ſie, du Glücklicher! vielleicht verdienſt du ſie beſſer als ich; du warſt immer ein rühmlicher Junge, und ich will dein Freund bleiben, wenn du gleich die Blume meiner Hoffnung gepflückt haſt. Wirklich glaube ich dir ſchon einen Freundſchaftsdienſt erwieſen zu haben; höre nur:

Mit ſchwerem Herzen kam ich nach Appenzell, in mich gekehrt und die Welt verachtend. Mein Vorhaben war, den hohen Säntis zu beſteigen, um auf deſſen höchſter Höhe, hinabſchauend auf die Nichtigkeit des menſchlichen Treibens, mein Gemüth zu erleichtern, und mich reinigend zu nähern der Erhabenheit urſprünglicher Einfalt, die uns mit ihrem Frieden in dieſen himmelsluſtigen Regionen immer ahnungsvoll anſpricht. — Allein ich ſollte erſt noch Krieg haben, ehe ich zum Frieden käme.

Als ich des Morgens nach meiner Flucht in Appenzell ankam, ſah ich den Kamor ſo ſchön vor mir liegen, daß ich dem Wunſche nach ſeiner grünen Höhe, oder vielmehr der geheimen Lockung, auf das glückliche Grünenſtein noch Einmahl hinzuſchauen, nicht widerſtehen konnte.

Mit zerriſſenem Herzen kam ich Abends in den Flecken zurück, und ſiehe da, die erſte Perſon, die ich im Wirthshauſe antraf, war der junge Engländer, den du in Roſchach niedergeworfen. Er erkannte mich ſogleich und kam auf mich zu: mein Landsmann, ſagte er ziemlich barſch, hat ſeine Ehrenſache mit ihnen beendiget, ich aber nicht mit ihrem Gefährten; ich ſuche ihn auf, und habe erfahren, daß er hier in der Nähe ſey; Sie müſſen es wiſſen.

Was wollen Sie von ihm?

Er muß ſich mit mir ſchlagen.

Das ſollſt du wohl bleiben laſſen! dachte ich; denn zuerſt, wie immer, lag mir Grünenſtein im Sinne: was würde das für Auftritte geben, wenn der Menſch dorthin käme? dieſe Angſt muß ich Clotilde erſparen! — Ich ſuchte ihm das Vorhaben mit guten Worten auszureden, und da er nicht hören wollte, und darauf beſtand, deinen Aufenthalt zu wiſſen, gab ich ihm geringſchätzige Antwort, und ſchlug ihm endlich die Art der Ausſöhnung vor, die ich mit ſeinem Landsmanne getroffen, daß er ſich für einen Narren erkläre, und ich dann in deinem Nahmen Bedauern über das Vorgefallene äußern wolle.

Es konnte nicht fehlen, das mußte ihn aufbringen; die edle Reue, womit jener die Ungezogenheit gut gemacht hatte, lag nicht in ſeinem wilden Sinn. Er gab mir böſe Worte, die ich kräftig erwiederte, ſo daß er nunmehr Genugthuung von mir forderte; und das war es was ich haben wollte. Schlagen mußte ich mich für dich, um der Ruhe des Fräuleins willen, auf daß ſie ſehe, wie ich ſie geliebt habe.

Der Engländer war eilfertig, und da es noch lichter Tag war, ließ er ſogleich von ſeinem Bedienten ein Beſteck bringen, worin zwey Piſtolen lagen, von denen er mir eine anbot. Sie ſeyen gut, und ſchon geladen, ſagte er.

Ich nahm eine heraus; ſie waren ſchön gearbeitet, ich lobte ſie. Haben Sie das Gewehr ſchon verſucht, ſagte ich, ſo will ich es auch prüfen; und da wir am Fenſter ſtanden, wies ich ihm die Windfahne an einem benachbarten Hauſe: Wenn ich dieſe treffe, ſo iſt es bewährt. — Auf den Schuß drehte ſich das Fähnlein raſſelnd herum.

Verdammt! mitten durch! rief er; faßte ſich aber gleich, und fing an die Piſtole wieder zu laden. — Das iſt unnöthig, ſagte ich, ich ſchlage mich nie auf Piſtolen.

Indeſſen waren einige Nachbarn zugelaufen, und ungemeldt in unſer Zimmer getreten, um zu ſehen, was der Schuß zu bedeuten habe. — Sehen Sie, meine Herren, rief ich ihnen entgegen, dieſe ſchönen Piſtolen, die dem Engländer da gehören, wir haben eine probirt. Die freundliche Anrede gefiel ihnen, und die glänzende Geräthſchaft zerſtreute ihren Ernſt.

Schieß auch, iſt geladen; ſagte der Engländer in gebrochenem Deutſch, indem er das Gewehr vor ſie hinrückte. Aber keiner wollte es wagen; die Appenzeller ſind vorſichtig, ſie geben ſich nicht gern ohne Noth mit geladenem Feuergewehr ab; ja das Anerbieten machte, daß ſie deſto eher wieder abzogen. Nur verlangte der Eigenthümer noch eine Entſchädigung für ſeine Windfahne; aber die Andern lachten ihn aus; du ſollteſt dem Herrn gerade noch danken, rief einer: das Fähnlein war ſchon ſeit zwanzig Jahren eingeroſtet, nun hat er's wiederum in Bewegung gebracht.

Aber wie ſchlagen wir uns denn? hob der Engländer ſogleich wieder an, als die Leute weg waren; von den Piſtolen ſagte er nichts mehr.

Wie Sie wollen, antwortete ich; die Appenzeller haben jeder ſeinen Degen oder ſein Schwert, ich will dafür ſorgen. — Mir fiel der Hauptmann ein, der Freund des Oberſten; zu dem ging ich, und machte ihn mit mir und dem Nothwendigen in Kürze bekannt. Natürlich war dem wackern Mann, da ich ihm nicht alles ſagen durfte, das Vorhaben nicht ganz recht; er kehrte mit mir in das Wirthshaus zurück, und wollte Frieden ſtiften. Allein das ging nicht; der Engländer fand ſich zu ſehr beleidigt, und wollte ein Abenteuer haben, und ich ſuchte die Beleidigung nicht zu mildern, denn es war bey mir beſchloſſen, daß er ſich mit dir nicht ſchlagen ſollte: entweder, dachte ich, nehme ich ihm die Luſt dazu, oder er verwundet mich, und muß dann die Gegend meiden; ſo hat Clotilde Ruhe.

Es war nicht Großmuth; Ihr thätet mir zu viel Ehre an, wenn ihr eine Tugend daraus machtet; ich bin auch kein Haudegen, wie du weißt, wenn ſchon ner Profeſſor mich für ſo etwas halten mag. Es war nicht Geſinnung, ſondern Stimmung; Leben und Tod war mir gleichgültig.

Des folgenden Tages.

Geſtern bin ich ſo umſtändlich geweſen, wie ein Grandiſon, und ſchäme mich jetzt beynahe, da ich die Erzählung überleſe. Lege es nicht übel aus, Lieber, es war ein trüber Tag, und ich bin ſo allein; meine Wunde .... Doch davon weißt du ja noch nichts, höre nur geduldig weiter: ich will es heute kürzer machen.

Als der Hauptmann ſah, daß keine Verſöhnung zu bewirken wäre, beſtand er darauf, wir ſollten über Rhein gehen, unſer Vorhaben auszuführen, denn hier im Lande könnte es ohne großes Aufſehen und nachtheilige Folgen nicht geſchehen. Die Abrede wurde demnach auf Feldkirch genommen, wohin uns den folgenden Morgen der Hauptmann, vorgeblich um der Nähe willen, im Grund aber um Euch ferne zu bleiben, durch abgelegene Wege führte, ſo daß wir oft kaum mit den Pferden durchkommen konnten.

Sobald wir über den Rhein waren, ſprengte der Engländer, der ſeine eignen Pferde hatte, mit dem Bedienten voraus, unſre Appenzeller Roſſe gingen ihm zu langſam. Das war mir lieb, denn ſo mit ſeinem Feinde zu reiſen, iſt eine eigne Sache; der Zorn geht, je weiter man kommt, auseinander wie Rauch in den Lüften, man hat zuletzt Mühe, die Gluth der Feindſchaft nur noch glimmend zu erhalten. Geiſter des Friedens ſchienen uns leiſe zu umſchweben, ich mußte ihnen mit Gewalt die Bruſt verſchließen.

Er hatte ſich indeſſen in Feldkirch mit tüchtigen Säbeln verſehen, und wollte nun ſogleich ans Werk gehen; allein der Hauptmann litte das nicht; wenn kein Friede zu erhalten ſey, ſagte er, ſo müſſe wenigſtens das Gefecht in Ordnung geführt werden; er beſorgte ihm einen Sekundanten, der ein kaiſerlicher Offizier von ſeiner Bekanntſchaft war.

Nach Tiſche fuhren wir hinaus, und ſtellten uns in ein Gebüſch am Rheine. Mein Gegner hieb nicht übel um ſich; und da ich nur darauf bedacht war, ihm Eins in den Arm beyzubringen, damit er eine Zeitlang das Fechten verlernte, ſo traf er mich unterdeſſen in den Schenkel. Das machte mich meine Schonung vergeſſen, und ehe noch die Sekundanten ein Wort ſagen konnten, hieb ich ihn über Geſicht und Bruſt, daß er ſtürzte.

Ein Wundarzt, der in die Nähe beſtellt worden war, eilte ihm zu Hülfe; der Hauptmann blieb bey ihm. Mich führte der Offizier nach Feldkirch zurück, wo ich eilends verbunden, und mit einer Poſtſchaiſe im langſamem Zuge nach Hohenems, und Tages darauf nach Lindau gebracht wurde. Hier ließ ich meine Wunde erſt gehörig behandeln, und mich dann zu Waſſer hieher bringen.

Was aus dem Engländer geworden, weiß ich nicht; todt kann er nicht ſeyn, aber ſeinen Theil hat er für geraume Zeit. Ich will hier die Nachricht von ſeinem Befinden abwarten, die mir der Hauptmann zu geben verſprochen. Er dauert mich, ich wollte, es wäre anders, wie aber, weiß ich ſelbſt nicht; die That reut mich nicht, aber ſie thut mir leid. — Mußte ich jedoch nicht ſo handeln? Die ungeregelte Willkühr dieſer Tollköpfe iſt ſchon an ſich unerträglich; ſie achten außerhalb ihres Landes ſich alles erlaubt, weil ſie alles gering ſchätzen, wie er denn ſelbſt bey der Herausforderung, der Geſchichte in Roſchach gedenkend, mir den Vorwurf machte, die Schweizer wiſſen nur den Prügel, aber nicht die edlern Waffen zu führen. War es nicht erforderlich, ihn eines beſſern zu belehren, und noch dringender, ihn an größerm Unheil zu hindern, wovon er nicht abſtehen wollte? Ja, meine Pflicht war es, zu verhüthen, daß er nicht Verwirrung in eine glückliche Familie, und Jammer über ein herrliches Mädchen brächte, für welches mein Blut vergoſſen zu haben, mich jetzt beruhigt.

Mir iſt aber, ich höre euern philoſophiſchen Profeſſor ſagen, niemand ſey befugt, ohne Beruf ſich anders als mit Worten und Werken des Friedens in fremde Händel einzulaſſen, ſelbſt nicht unter dem Vorwande Unglück zu verhüthen; eine ſolche blutige Einmiſchung ſey ein Eingriff in die Rechte des Schickſals, das den in ſein Spiel verworrenen Perſonen ſchon eigene Mittel zur Aushülfe zu bereiten wiſſe, ſo weit es nöthig ſey. Ich könnte antworten: daß ich mich ſehr berufen gefühlt habe; oder fragen: welches die Grenzen des Berufs ſeyen? Aber meine Antwort würde ihm nicht genügen, und die ſeinige würde ihm ſchwer fallen; und ſo mag er lieber recht haben, denn am Ende bin ich auch ſeiner Meinung, und büße jetzt ja für meine Einmiſchung durch einen Hieb im Schenkel. Ich hätte mir aber noch mehr gefallen laſſen, um meinen Zweck zu erreichen.

Die Wunde iſt jedoch ohne Folgen, nur wird ſie mich noch einige Tage hier feſthalten. Komm indeſſen nicht mich zu beſuchen, oder gar mir zu danken; oder was noch ſchlimmer wäre, mich zu bedauern! Ich vermag dich in deinem Glücke nicht zu ſehen, und zu danken haſt du mir nichts; was ich that, habe ich für das Fräulein gethan, ohne ſie hätteſt du dich meinetwegen deiner Haut ſelbſt wehren, und mit allen Narren Großbritaniens herumſetzen mögen.

Was ich nun anfangen werde, darum ſeyd unbekümmert. Ich gehe wieder zum Regimente, von dem ich mich Clotilde zu gefallen loszumachen ſuchte, und bleibe nun ausſchließlich in der kriegeriſchen Laufbahn. Ich habe doch kein Glück bey den Weibern, höchſtens vorübergehendes; ich erſcheine ihnen launiſch, weil ich meinen eignen Gang gehe, den ich nicht laſſen kann; ſie fürchten das, vielleicht mit Recht, denn es entſpricht nicht der ſcheinbaren Unterwürfigkeit, die ſie von ihren

Anbethern verlangen, weil ſie meinen, das ſey die Liebe. — So viel iſt gewiß, daß ich, nachdem mir mein andächtiger Verſuch auf Clotilde, und damit auf das Glück des häuslichen Lebens, mißlungen, nunmehr weiß, wenn auch noch nicht was ich zu thun habe, doch wenigſtens was ich laſſen ſoll.

Und ſomit lebe wohl, glücklicher Guſtav! nenne mich deinen und Clotildes Freund, denn ich habe eine Fluth gehemmt, die in die Gefilde eurer Seligkeit einzubrechen drohte. Ihr wirſt du alles ſagen; meine Couſine beſänftige, ſie wird übel auf mich zu ſprechen ſeyn, und vielleicht, nach Art mehrerer ihres Geſchlechts, etwas von ihrem Unmuth auf dich fallen laſſen, wenn ſie erfährt, welchen Antheil du an der Geſchichte haſt. Den guten Oberſten grüße, und ſiehe zu, wie du dich mit ihm zurecht findeſt; das Fräulein und Suschen vermögen viel über ihn, wenn er es ſchon nicht glaubt. — Edle Menſchen! unvergeßliches Grünenſtein!

* * *

Guſtavs Verlegenheit war jetzt nicht gering; man wußte, daß ein Brief von Simmenthal gekommen, und die Freunde alle glaubten ſich zu der Erwartung berechtigt, deſſen Inhalt zu erfahren; wie hätte er aber entſprechen können? Er erzählte von den Händeln was ihm gut dünkte, aber eben weil er aus einem Theil des Briefs ein Geheimniß machte, ſtellte man ihm nur halben Glauben zu; und da man nicht den ganzen

Verlauf kannte, ſo wurde gerade das Unrathſame beſchloſſen. Der Oberſte drang darauf, daß er nach Feldkirch gehen ſollte, um, wo immer möglich, den Verwundeten zu beßrer Pflege nach Grünenſtein zu bringen; die Andern fanden das menſchlich gedacht. Nur Clotilde, allein von allem unterrichtet, war um die Hinreiſe Guſtavs bange, und ſuchte ihr Hinderniſſe in den Weg zu legen, wußte aber nicht wie — als zur rechten Stunde der Hauptmann von Appenzell in Grünenſtein anlangte.

Dieſer berichtete, daß der Engländer auf ſein Verlangen nicht nach Feldkirch, ſondern in das benachbarte Dorf Sennwald gebracht worden ſey, wo nun der deutſche Arzt, den er durch ein glückliches Ungefähr in Feldkirch angetroffen, aus Gefälligkeit deſſen Pflege übernommen habe. Der Arzt verſichere, daß die Wunde zwar groß, aber nicht tief und ſomit auch nicht gefährlich ſey; nur bedürfe der Verwundete Ruhe, und müſſe durch keinen Beſuch, am wenigſten von der Bekanntſchaft von Roſchach her, geſtört und aufgereizt werden.

Der Oberſte fluchte über die Händelſucht Simmenthals, die ihm einen neuen Strich durch ſeine Rechnung auf einen ungeſtörten Lebensgenuß gemacht; und die Schweizerin war auch nicht wohl auf ihren Vetter zu ſprechen; er hatte ihr, wie ſie meinte, einen ſo ſchönen Plan auf ſein eignes Glück vereitelt. Der Menſch denkt, Gott lenkt: ſagte der alte Profeſſor,

und

und rauchte unter der Linde ſeine Pfeiſe, wenn es ihm im Hauſe zu laut wurde. Vorzüglich wirkte der frohe Gleichmuth des Hauptmanns, und ſein genügſamer Sinn, muſterhafter als alle Vernunftgründe zur Ertragung deſſen, was nicht mehr abgewandt werden konnte.

Der Hauptmann wollte jetzt nach Konſtanz zu Simmenthal gehen, blieb aber einige Tage bey den Freunden, denn die Geſellſchaft behagte ihm; und was auffallend war, der ſchlichte Mann fand Geſchmack an der feinſinnigen Chanoineſſe, und ſie, die ſich auf alles verſtand, ſprach lobpreiſend von ſeiner altſchweizeriſchen Mannhaftigkeit, die mit einer ſo ſeltenen Unſchuld des Lebens verbunden wäre. Ein Mann, ſagte ſie einmahl als von ihm die Rede war: ein Mann, der iſt wie er ſeyn ſoll, muß die Eigenſchaft des Löwen und der Jungfrau in ſich vereinigen. Ein Ausſpruch, der die Geſellſchaft lebhaft anregte; den Frauen gefiel er; aber der Oberſte, der eben nicht viel von Jungfräulichkeit in ſich fühlte, zuckte die Achſeln, und der Profeſſor, ſolchen weiblichen Ausſprüchen über Männer abhold, äußerte trocken: aus Löwe und Jungfrau haben die Alten die Sphinxe gebildet; welche widerartige Bemerkung hingegen der Chanoineſſe mißfiel, um ſo viel mehr, da Suschen, die alles was löblich war und wohl lautete, auf ihren Bräutigam anwandte, und, wie es oft geht, ein fremdes Wort mit dem andern verwechſelte, denſelben umarmend ihren Phönix nannte; worüber der Oberſte unmäßig lachte, und ſo den Ernſt der Rednerin noch mehr entweihte.

Uebrigens gab dieß annähernde Verhältniß zwiſchen dem Hauptmann und der gelehrten Dame den beyden Alten viel zu ſchaffen. Gott weiß, ſagte nachher der Eine, wie eine ſolche Annäherung zwey ſo verſchiedener Perſonen ſtatt haben kann? Iſt doch der Hauptmann allem fremd, was nicht aus ſeiner eigenſten Natur hervorgeht, und unſre Freundin hat ſo viel von Außen angenommen! — Jeder Menſch hat etwas zu ſuchen, das ihm abgeht, war die Antwort: findet oder fühlt er das an einem Andern, ſo wird er dadurch angezogen, und getrieben es ſich anzugleichen, und ſo entſtehen oft die unbegreiflichſten Hinneigungen zweyer Enden. — Es kann eine Wahlverwandtſchaft ſeyn, bemerkte Guſtav; die alten Herren kannten aber das neue Wort nicht, und da ſie jetzt nicht in der Stimmung waren, ſich von dem Jünglinge belehren zu laſſen, ſo ſchwiegen ſie, und der Gegenſtand blieb unerörtert.

Die Geſellſchaft begleitete den Hauptmann bis Rheineck, wo gerade Jahrmarkt war, und ein großer Zuſammenfluß von allerley Volk aus dem Rheinthal.

hurgau, Appenzell und Schwaben. Das gefiel dem Oberſten ſehr; er war bald am Fenſter, bald auf der Straße, ſetzte ſich im Wirthshauſe bald zu dem, bald u dieſem, und that ſich was darauf zu gut, die verſchiedenen Landesleute aus ihrem Benehmen unterſcheiden zu können. Den Geiſt des Volks, behauptete er, müſſe man da kennen lernen, wo es Meiſter ſey, bey Gelagen, Feuersbrünſten, Kirchweihen, Jahrmärkten und dergleichen, nicht in der Kirche, nicht vor der Obrigkeit, überhaupt da nicht, wo man ſich anders fühlt als man denkt. Nicht einmahl an Landsgemeinden, that der Profeſſor hinzu: denn da iſt jeder nur der Vertreter einer Meinung, die er oft ſelbſt nicht verſteht; eher noch am Abend eines ſolchen feſtlichen Tages, wo nächſt dem Gefühle der Freyheit auch der Wein die Herzen aufſchließt.

Ein Theil der Freunde, die an der Menſchenforſchung des Oberſten weniger Antheil nahmen, war vor das Städtchen hinausgegangen, um ſich in der ſchönen Gegend umzuſehen. Da geſchah es, als ſie in einer engen Gaſſe waren, die zu einer weit ausſehenden Anhöhe führte, daß plötzlich ein ängſtliches Geſchrey erſcholl, man ſolle ſich retten, fliehen ums Himmels willen! Alles lief; wer noch Zeit hatte, ſprang über die Zäune, ohne recht zu wiſſen, was es gälte. Ein gewaltiger Stier kam brummend daher gerannt;

Clotilde und die Schweizerin, die mit Guſtav ſchon zu weit vorgerückt waren, konnten nicht mehr entrinnen, nichts blieb dieſem übrig, als ſich vor die Frauen hin und dem Thier entgegen zu ſtellen; was konnte er aber mit ſeinem Stöckchen ausrichten! Er wurde niedergeworfen; doch der Stier rannte weiter, und die Freundinnen, die ſich in die Hecken gedrückt hatten, waren der Gefahr entnommen. Der Beſchützer aber lag am Boden; zwar hatte er ſich durch eine behende Wendung einer gefährlichen Verwundung, doch nicht einem gewaltſamen Sturze entziehen können. Indeß erhohlte er ſich bald wieder, und fühlte keinen Schmerz, als er die Geliebte gerettet ſah, und achtete wenig auf das Blut, das ihm über's Geſicht rann, denn die zarten Hände ſeiner Begleiterinnen wuſchen ihn; und das Tuch, welches ihm Clotilde über die Stirne band, ging ihm für den edelſten Balſam.

Darüber war viel Volk zuſammengelaufen, und das dienſtfertige Gerücht hatte bald den Oberſten aufgefunden, um ihn mit der Nachricht zu erſchrecken, daß ein Stier, der auf dem Markte gekauft nach dem Appenzellerland abgeführt werden ſollte, ſich losgemacht, und im Zurücklaufen unter die Spazierenden Unglück gebracht habe, ſo daß der junge Herr für todt aufgehoben worden ſey. — Ehe ſich aber noch der arme Hiob, wie der Oberſte ſich jetzt in der erſten Betroffenheit nannte, in weitere Klagen ergießen konnte, traten ſchon die Verunglückten, die ſich beeilt hatten, dem Gerüchte zuvorzukommen, freudig ins Zimmer: Es iſt weiter nichts als ein Loch im Kopf, rief der Verwundete. — Und aller Schrecken verwandelte ſich in Freude und Frohlocken; der arme Hiob fühlte ſich wieder reich, und hatte ſeine Luſt an dem wackern Guſtav, der ſich ſo für die Freundinnen hingegeben. Er mußte ſich bey Tiſche zwiſchen ſie hinſetzen, und ſie ſollten ihn als ihren Retter bedienen, denn eine leichte Verſtauchung, die er erſt jetzt empfand, machte ihm den Gebrauch des Armes ſchwer; ſie ließen es auch an treuer Bedienung nicht ermangeln, und der drohende Vorfall, der ſo ſchonend vorübergegangen, gab allen Herzen Heiterkeit, mehr als wenn ein unbedingtes Glück ihnen zu Theil geworden wäre. Man bedauerte nur die Abweſenheit der Chanoineſſe, die auch ihren gehaltreichen Beytrag zu dieſem Freudenmahle hätte liefern können.

Alles was einen Jahrmarkt verherrlichen hilft, mußte nach dem Willen des Oberſten vorgelaſſen werden: Muſikanten, mechaniſche Kunſtſtücke, und Juden die taſchenſpielten; wenn Blinde und Lahme gekommen wären, er hätte ſie in dieſem frohen Uebergange vom Schrecken zur Freude bewirthet. Zuletzt ließ ſich noch gar ein Zigeunerweib um Zutritt melden, die den hohen Herrſchaften wahrſagen wollte. Dieß fand denn doch Bedenken; indeß war man nun einmahl in guter Stimmung, und auf die Aeußerung des Hauptmanns, daß er ſchon merkwürdige Dinge von dieſem Weibe gehört habe, hieß man ſie kommen. Da trat ein gebücktes Mütterchen herein, in ein altes ſeidenes Kleid gehüllt, an dem die Lappen herunterhingen; aus ihrem verſchrumpften gelben Geſichte ſtarrte eine rothe Naſe; die Augen mit einer grünen Brille bedeckt, die an den Seiten mit ſchwarzem Tuche verklebt war; und unter einer weiten Haube, deren lumpige Spitzen über die Stirn fielen, ſträubten ſich Büſchel grauer Haare hervor. Bettelhaft erſchien ſie, doch nicht unreinlich; man ſah, daß ſie das Beſte ihrer Garderobe auf dem Leibe trug; ſelbſt weiße Handſchuhe hatte ſie angezogen, aber die Riſſe deckten ihre lederfarbne Haut nur kärglich.

Mit hohlem Tone wandte ſie ſich zuerſt an den Profeſſor, und frug in gebrochenem Deutſch, ob er ſich lieber das Vergangene oder das Künftige wolle ſagen laſſen? Keines von beyden, war die trockene Antwort. Sie verneigte ſich komiſch. — Gefälliger war der Oberſte, der ihr lachend die Hand hinhielt, und verlangte, daß ſie ihm erſt aus der Vergangenheit erzähle, um zu ſehen, ob ſie die Zukunft wiſſe; allein es fiel ihm doch auf, als ſie ihm ſo manches aus ſeinem

Leben anzudeuten wußte. Als ſie aber ſeine ſchwache Seite berührte, und von ſeiner Geſundheit ſprach, gerieth er in ſichtbare Verlegenheit; noch mehr als ſie hohe Berge zu erblicken vorgab, wo er hinüber müſſe – da wollte er nichts weiter hören, und hieß ſie das Maul halten, indem er nur die Vergangenheit und nicht die Zukunft zu wiſſen verlangt habe.

Sind Bräute hier . . . eins . . . zwey . . . tönte ſie jetzt langſam, wie mit einer Geiſterſtimme; und that erſt, als wenn ſie ſich Clotilden nähern wollte, wandte ſich aber ſtracks zu Suschen. Allein Suschen ward bange vor dem Spuk, wahrſcheinlich weil ſie fand, eine Braut müſſe ſich die Zukunft nicht trüben laſſen, und in der Vergangenheit gebe es doch auch mancherley, das nicht jedem zu wiſſen nöthig ſey; zudem hielt es ihr Bräutigam für die Verlobte eines Predigers unanſtändig, ſich wahrſagen zu laſſen, und verbath ſich's ernſtlich.

Nun denn Alte, rief Guſtav um der etwas ernſt gewordenen Stimmung wieder Munterkeit zu geben: ſo magſt du mir ſagen, was ſonſt niemand wiſſen will! Er wies ihr ſeine Hand.

Gutes iſt dir in die Hand geſchrieben, mein Kind, des Böſen wenig, ſprach ſie. — Deß lachte Guſtav: das iſt zu allgemein, Weib, das kann jeder ſagen!

Glaubſt du, ich wiſſe nichts? fuhr ſie ihn kreiſchend an — dann wieder gelaſſen: Unglück iſt an dir vorübergegangen, Einer hat's abgewandt . . . Nicht iſt mir das Geheimniß deiner Gedanken verborgen, aber muß ſchweigen . . . Hier noch eine Widerſache . . Au weh! . . halte feſt, kommt Luſt und Freude . . . es geht ein guter Stern auf, ja ich ſeh' ihn, er iſt nahe. — Damit ergriff ſie die Hand des Fräuleins, betrachtete ſie eine Weile ſchweigend, küßte ſie dann mit Anſtand, und legte ſie in die Hand Guſtavs. Letzteres ging aber ſehr ſchnell und nur von wenigen bemerkt zu; eben ſo ſchnell zog die hocherröthende Clotilde ihre Hand zurück; und Guſtav lachte jetzt nicht mehr.

Gleich darauf trat die Alte in die Mitte des Zimmers, bückte ſich mit kreuzweis auf die Bruſt gelegten Armen zum Abſchied, und wartete auf ihren Lohn. Es herrſchte ein unwillkührliches Schweigen.

Der Oberſte warf ihr einen Thaler hin: Geh, Hexe! rief er: du kannſt mehr als Brot eſſen. — Im Grunde war ihm die Erſcheinung nichts Neues, er hatte ſchon mehr dergleichen geſehen; und da er ſich wieder von der unangenehmen Berührung ſeiner Perſönlichkeit erhohlt hatte, ſcherzte er darüber, und erzählte ähnliches aus ſeiner Erfahrung, und der Proſeſſor aus Büchern, ſo daß ſie jetzt insgeſammt halb wundergläubig vom Tiſch aufſtanden, vieles, wie es der gute Ton mit ſich bringt, verlachend, was ſie heimlich glaubten.

Der Hauptmann, der weniger als man erwarten dürfen, zu dieſem Auftritte geſagt hatte, drang nunmehr auf den Abſchied, und verließ die Freunde mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen; es wurden ihm viele gute Wünſche für Simmenthal mitgegeben. Auch die Geſellſchaft begann die Rückkehr, von den heutigen Ereigniſſen geiſtig ermuntert, wie wohl man ganz andre Erwartungen mitgebracht hatte, ſo daß der Profeſſor auch hier ſein altes Sprichwort gelten machen konnte.

Die beyden Alten fuhren allein; der Prediger aber ſetzte ſich auf das Pferd Guſtavs und überließ dieſem, der wegen des Kopfverbandes nicht reiten konnte, den Platz im Wagen bey den Frauen. Groß war nun auch bey ihnen die Sorge um ihren Beſchützer, der ſich zwar über nichts beklagte, aber doch die Schmerzen, die ihm das Stoßen der Fahrt verurſachte, nicht ganz bergen konnte. Ein ſchöner junger Mann mit einer Wunde iſt ohnehin ein Gegenſtand der Rührung für das zarte Geſchlecht, und wenn es nun gar im Dienſte deſſelben geſchehen, daß er ſein Blut vergoſſen, wie ſollten nicht die Dankbaren um die zärtlichſte Pflege beſorgt ſeyn? Dieß machten ſich auch die drey Schönen ſo ſehr zur Angelegenheit, daß Tobias dem Oberſten, der ihn unterweges nach dem Befinden Guſtavs zu fragen geſchickt hatte, die Verſicherung zurückbrachte, es wäre unnöthig, ſich weiter um den jungen Herrn zu erkundigen, denn die Engel dieneten ihm.

Dritter Theil.

Bald mehrten ſich Beſuche und Bekanntſchaften auf Grünenſtein, und dieſe theilten ſich wieder in nähern Umgang mit Einzelnen, ſo daß es an mancherley Geſellſchaft nie fehlte, und das fröhliche Leben nach des Oberſten Wunſche wirklich zu beginnen ſchien. Selbſt die ſteife Tante des Predigers fand in den nahe liegenden Städtchen Freundinnen nach ihrem Geſchmack, und that ſich darauf zu gut, dieſelben im Schloſſe einzuführen, wo Suschen wie eine Anverwandte des Oberſten behandelt wurde, und die Frau Amtsräthin ſich in Folge dieſer Verwandtſchaft zur Familie zählte. Auch war ihr in der Familie niemand entgegen, ſelbſt der Oberſte begegnete ihr ſchonend, nur faſt zu ungezwungen, wie ſie ſagte. Daß ſie ihn gnädigen Herrn nannte, ließ er ſich zwar durch Suschen verbitten, denn er meinte, in der Schweiz ſey dieſe Benennung unſchicklich; allein es half nichts: ſie thue es ſich ſelbſt zu Ehren, war die Antwort.

Beſſer war er mit der jungen Baſe zufrieden, die ſie mitgebracht, welche voll Leben und Feuer war, und nicht ſo viel Umſtände mit ihm machte. Sie war nichts von allem dem, was die Tante von ihr erwarten laſſen; in ihrer Vaterſtadt unter guter Geſpielſchaft aufgewachſen, verband ſie mit einem aufgeweckten Kopf allerhand Kunſtgeſchicklichkeiten; ſie zeichnete, ſang zur Guitarre, und war in Manchem bewandert, was ſonſt über den Erreich munterer Mädchen geht. Das alles wußte ſie mit einer unverſtellten Natürlichkeit zu verbinden, ſo daß auch die Freundinnen ſie ehrten und gerne um ſich hatten; ſie mahlte ihre Blumen, und ſang ihre Verſe, und ihre Anmaßungsloſigkeit ſtand den Anmaßungsloſen nicht im Wege. Das worauf die Tante ſtolz gethan, war eine kleine Bergreiſe, die ſie beſchrieben, die von einem Bekannten nachher überarbeitet und irgendwo dem Druck übergeben worden; ſie hatte es aber bey dieſem Verſuche bewenden laſſen. Der Oberſte fand Gefallen an ihrem Vorleſen, und ſuchte ihr die richtige Ausſprache des Deutſchen beyzubringen, bemerkte aber, daß ſolche auch den geläufigſten Schweizermädchenzungen etwas ſchwer falle. Sie bringen es ſelten weiter, als bis zum Schwabendeutſch, meinte der Profeſſor.

Als nun die jüngern Bewohner Grünenſteins eines Morgens mit einem kleinen Verein aus der Nachbarſchaft eine nahe Anhöhe beſtiegen hatten, um die aufgehende Sonne zu ſehen, wobey denſelben einige Abenteuer aufgeſtoßen, die ihnen zwar den Zweck der Reiſe verſchoben, jedoch ſo viel Befriedigung gewährt hatten, daß ſie mit begeiſtertem Wohlgefallen immerfort davon ſprachen, äußerte der Oberſte den Wunſch, eine ſchriftliche Erzählung aller dieſer ſeltſamen Ereigniſſe zu haben, wär' es auch nur um des Zuſammenhangs willen, zu welchem er bey ſo vielerley Beſprechungen kaum gelangen könne. Da ihm aber niemand willfahren wollte, rief er in ſcherzhaftem Unwillen, er getraue ſich nach dem, was er gehört, dieſe Beſchreibung ſelbſt zu machen, ja was die Erzähler ſelbſt nicht zu leiſten im Stande wären, die Geſchichten folgerichtig zu verbinden, und dem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Des folgenden Tages las er ihnen beym Frühſtücke, neckiſch und erfreulich, vor wie folget:

Reiſe nach dem Aufgange.

Beſchrieben von einem, der nicht dabey war.

Auf einem Landſitz im Rheinthale hatten ſich an einem fröhlichen Abend eine Geſellſchaft junger Leute verabredet, bey dem erſten ſchönen Morgen den Flug, wie ſie es nannten, auf eine benachbarte Höhe zu nehmen, um das Erwachen und Aufſtehen der Sonne zu ſehen. Große Vorbereitungen wurden dazu gemacht, und alle Sonnengedichte, deren man habhaft werden konnte, geleſen, und alle Dämmerungslieder geſungen, ja ſogar eigne verſucht, um ſich der Weihe empfänglich zu ſtimmen.

Ihr habt mich auch angeſteckt, Kinder, rief einer der beyden alten Männer, die ebenfalls zu den Bewohnern des Landgutes gezählt wurden, und an Leid und Freude Theil nahmen, wenigſtens oft kritiſch beſprachen, was ſie nicht mit der Jugend fühlen konnten: Hört, da hab' ich ein Lied der Wallfahrt für Euch gemacht! Er las:

Haben wir ſo lang geharret,
Hat das Wetter uns genarret,
Nun die Wolken ſich zertheilen,
Laßt uns eilen;

Daß wir noch bey Nacht und Nebel,
Mit dem Fernglas und dem Ebel,
Dort des Hügels Höh' erreichen
Bey den Eichen.

Matt der Morgenſtern noch blinket,
Scheidend uns zu eilen winket;
Seht, ſchon will der Aufgang glühen,
Laßt uns ziehen!

Sind wir oben, flammt die Sonne
Ueber Berge; o der Wonne,
Wenn vereint wir niederſinken . . . ,
Kaffe trinken!

Aber der Scherz des Alten war nicht nach dem Geſchmacke der Jungen; ſie ſangen anders. Emporſchwingen wollten ſie ſich im Geiſt auf den Flügeln der Morgenröthe, entgegenheben die Arme dem herrli-

chen

chen Lichte, ſchauen wie es ſeine feurigen Strahlen erſt in die unendlichen Lüfte ſendet, und dann ſich ausbreitet über Land und Meer. Zwar war das Meer von dem Rebhügel aus nicht zu ſehen, aber doch der Rhein, der am Ende auch ins Meer läuft; es war Sprache des dichteriſchen Gefühls.

Ungeachtet der Alte mit ſeinen Verſen kein Glück gemacht hatte, legte er ſich ruhig zu Bette; jene aber meinten in entzückender Erwartung nicht ſchlafen zu können, es geſchah aber doch, ja das Aufſtehen frühmorgens noch bey dunkler Nacht wollte einigen ſo ſchwer fallen, daß ſie die ſchnellgetroffene Abrede jenes Abends faſt bereuten. Doch ergriff ſie jetzt alle, da ſie beyſammen waren, eine morgenliche Munterkeit, und die Luſt zum Werke.

Volant, ein däniſches Windſpiel, das zum Schloſſe gehörte, ſollte nicht mit, ſo ſehr er auch in freudigen Sprüngen ſeine Erwartung zeigte; denn es hieß: ſo ein Geſchöpf könnte mit ſeinem animaliſchen Betragen Zerſtreuung verurſachen, und den reinen Eindruck der herrlichen Erſcheinung ſtören. Aber er wedelte ſo freundlich, und ſprang ſo zuverſichtlich herum, daß der weichen Pilgrimme einige für ihn ſprachen: Wer weiß, hieß es, ob das arme Vieh nicht auch eine dunkle Vorempfindung dieſer großen Morgenfeyer hat, ſie ſieht doch über die ganze Natur; ja es wäre möglich, daß die Pracht des Schauſpiels ſelbſt auf ein ſo untergeordnetes Weſen irgend eine wohlthätige Einwirkung hätte.

Demnach lief Volant in großen Sätzen muthig und bellend voraus, und verfolgte die Katzen, die in den Wieſen auf Mäuſe lauerten; er erregte aber damit einen gerechten Unwillen, denn die guten Thiere ſuchten vielleicht Nahrung für ihre Jungen, die ohne ſie elendem Tode Preis gegeben wären! Doch kam ihm die Betrachtung zu ſtatten, daß dadurch auch manchem Mäuschen ſein kleines Leben gefriſtet werde. Indeß das wäre noch hingegangen, allein kaum waren ſie eine Strecke weiter gekommen, ſo ſprang der Hund auf einen Bettler los, der in Lumpen gehüllt ſich ſchon frühe aufgemacht hatte, um der Geſellſchaft zu begegnen, weil ſeine Frau, geſtern im Schloſſe bettelnd, etwas von dem heutigen Vorhaben vernommen. Er ſchrie erbärmlich, und obgleich der Hund nur an den Fetzen ſeines Rockes gezerrt hatte, that er doch als ob er gebiſſen wäre, und hielt jammernd mit beyden Händen den Schenkel.

Man denke ſich die feyerliche Stimmung dieſer der ſchönſten Naturerſcheinung entgegenpochenden Herzen, ſo wird man ſich einen Begriff von der Beſtürzung über das ſtörende Ereigniß, und von der gutmüthigen Theilnahme an dem Leidenden machen können. Man wollte ihn in ein benachbartes Haus führen, um ihn zu verbinden; allein er nahm es nicht an, und ſprach mit ſchmerzlicher Hingebung, man ſolle ihn nur in

Ruhe laſſen, er ſey dergleichen Unfälle ſchon gewohnt,
nd werde ſich wohl wieder erhohlen. Eine Collecte,
ie in der Eile für ihn geſammelt wurde, ſchlug er in-
eſſen nicht aus. Die gerührte Geſellſchaft verließ ihn
it dem ſüßen Gefühl der Milde, und der Bettler
reute ſich lächelnd ſeiner Liſt, denn bey Jahren war
r nie ſo reich geweſen.

Von da gelangte man an ein Bächlein, das lis-
elnd über Kieſeln floß, und hier und da kleine Ge-
reite bildete, heimliche von grünem Gebüſche umhan-
ene Plätzchen, in denen ſich durch die Zweige noch
er ſcheidende Mond ſpiegelte. Man nannte das Bäch-
in einen freundlichen Strom, und lauſchte mit Wohl-
efallen den zarten Tönen der Laubfröſche, die ſich da
hres unſchuldigen Daſeyns freuten. Und als noch
ar weiterhin der Bach über kleine Abhänge herunter-
ieſelte, wurde ſehr bedauert, daß man nicht Papier
nd Reißfeder mitgenommen, um auf dem Rückwege
ieſe reizenden Partien zu zeichnen. Gab es doch große
eiſter, die aus Steinen ungeheure Felſen und aus
oos Wälder ſchufen, ſprach ein Kenner; ſollten wir
icht auch aus einer ſpannenhohen Rinne einen Waſ-
erfall machen können? vereinigt ſie doch alles, was
er Beſchaffenheit nach zu einem großen Stromſturze
hört, und hat dann noch das Liebliche der Kleinheit
ben drein. — Man fand das ſehr gegründet, ja ein
Kunſtliebhaber bemerkte, daß der Gegenſtand nicht nur
zeichnet, ſondern auch geſtochen, Beyfall finden

müßte, wär es auch nur um der Seltenheit willen, einen Waſſerfall in Lebensgröße zu haben.

Man hatte ſich etwas lange bey dem freundlichen Strome geſäumt, und kam nun zu einer einſamen Bauernhütte, an deren Vorderſeite ſich eine Weinrebe in mahleriſchen Krümmungen bis unter das Dach emporwand. — Welch eine idylliſche Wohnung! erſchallte es ſchon aus einiger Entfernung, noch ehe man in der Dämmerung das Haus recht ſehen konnte. Welch ein Aufenthalt für ein ſtilles Gemüth, hier ſo allein, am Vorgebürge des Hügels, ſo traulich eingeſchloſſen von Bäumen, auf grüner Matte, und in der Tiefe die Weite des Landes! Noch ſchläft alles; glückliche Landleute, wenn ſie den Tag über die allernährende Erde angebaut, ruhen ſie unter den Fittigen der Nacht von ihrer einfachen Arbeit in den wohlthätigen Armen des Schlafes, um morgen das ſchöne Werk wieder fröhlich zu beginnen! — Und nun erhob ſich ein Lob des Landlebens, als wollten ſie alle ſtehenden Fußes Bauern werden, als prickelten ihnen ſchon die Hände nach Karſt und Hacke.

Als ſie ſich aber dem Hauſe näherten, flog plötzlich die Thüre auf, und ein junger Mann halbangezogen ſprang hinaus, und lief an ihnen vorbey.

Wohin ſo eilig, Freund?

Geht hinein, helft! rief er; um Gottes willen helft! — Weg war er.

Sie hörten drinnen Töne des Leidens, Gebeth,
ngſtgeſchrey. — Wer ſollte aber hineingehen? es war
ockdunkel in dem Hauſe. Die Frauenzimmer dräng-
n ſich erſchrocken zuſammen; die Herren gingen be-
ächtlich bis an die Schwelle. — Die wehklagende
Stimme ließ nicht nach. — Endlich wagte es der Herz-
afteſte unter den Herzhaften, und ſtolperte hinein,
ahin wo die Wehklage herkam.

Haſt du die Hebamme, Heinrich? ſchrie ihm die
Stimme entgegen; o Lieber, hilf mir, ich vergehe!

Aber der vermeinte Heinrich lief ſchnell wieder hin-
aus: Eine Frau in Kindesnöthen! rief er: mein Gott,
was iſt zu machen?

Allervorderſt mußte Licht gemacht werden, und
ſchnell wurden mit Hülfe des Feuerzeuges, das man
mitgenommen hatte, um die Sonne mit Kaffe zu be-
rüßen, ein paar Holzſpäne angezündet. Aber noch
auderte man das Haus zu betreten; die Mädchen
hauerten, und die Jünglinge verwünſchten die Stun-
e, in der ſie heute aufgeſtanden.

Heinrich, wo bleibſt du? ſchrie es wieder jam-
mernd.

Hülfe muß da geſchafft werden, ſagte mitleidig
ine Dame, die Kinder zu Hauſe hatte; ich will thun
was ich kann, wenn jemand bey mir bleiben will. —
ch bleibe, rief die menſchenfreundliche Schweizerin:
oll ich nicht die Sonne, ſo will ich doch einen Men-
chen kommen ſehen; jene wird ohne mich wohl ihren

Weg finden, dieſem kann ich vielleicht helfen. Beyde gingen mit dem Lichte hinein.

Die übrige Geſellſchaft machte ſich eilig auf den Weg; denn ſchon war von dem himmelanſtrebenden Thurme eines benachbarten Chriſtentempels ein viermahl wiederhohlter Klang in feyerlichen Schwingungen durch die Lüfte gedrungen; das heißt: es hatte in dem Dorfe viere geſchlagen; und ſchon breitete ſich an dem unendlichen Gewölbe des Himmels ein ſtilles Licht wie ein in Silber und Purpur gewirktes Tuch aus; das heißt: es fing an zu tagen. Hohe Zeit war es, um auf die Spitze des Hügels zu kommen; man eilte deßwegen, ohne ſich weiter äſthetiſch bey der Natur zu verweilen; auch hatte das Ereigniß in dem idylliſchen Hauſe ſich ſo ſehr der Einbildungskraft bemächtigt, daß man ſelbſt in einem allerliebſten Wäldchen, wo der reiche Geſang der Vögel den Morgen begrüßte, nur von der Kindbetterin ſprach, und kaum auf ein Eichhörnchen achtete, das in niedlichen Sprüngen, als geſchähe es der Geſellſchaft zu lieb, von Baum zu Baum hüpfte; welches ſonſt alles Gegenſtände ſind, an denen ſich jene der Naturanſchauung geweihten Gemüther nicht ſatt ſehen noch ſprechen konnten.

Doch alle Eile war leider zu ſpät; anſtatt daß die frommen Wandrer die Sonne hervortreten ſahen in ihrer Pracht, lag dieſe ſchon oben auf dem Hügel, eh ſie ankamen, und ſchaute ihren Mühſeligkeiten zu, wie ſie keuchend hinanklimmten. — Welch ein Mißgeſchick!

hieß es: werden nicht unſre alten Herren zu Hauſe uns aufziehen, die immer recht haben wollen, und uns voraus ſagten, daß wir zu ſpät kommen würden, wir möchten die Wallfahrt ſo frühe antreten als wir wollten! Aber war es unſre Schuld, daß uns der Bettler aufhielt? ſagten die Einen. Es ſchwebte ſo viel Reiz um den freundlichen Strom, daß es ſchwer war, ſich von ihm zu trennen, bemerkten die Andern; alle aber kamen darin überein, daß ſie ohne die Frau in Kindesnöthen noch zu rechter Zeit angelangt ſeyn würden: indeß haben wir auch ohne das Schöpfungsgemälde des Aufgangs hier noch genug zu ſchauen, laßt uns genießen was vor uns liegt! — Und ſo machte man ſich gefaßt, ſich in die Empfindung hinein zu empfinden.

Allein es ſollte nun einmahl nicht ſeyn, man konnte zu keiner rechten Andacht kommen. Die zarten Pilgerinnen waren durch das ſchnelle Steigen ſehr erhitzt, und jetzt trat mit der aufſteigenden Sonne eine kalte Morgenluft ein, die alle warmen Gefühle zurückdrängte, und die Leidenden zwang, ihre bloßen Arme, ſtatt ſie jauchzend der Sonne entgegen zu ſtrecken, fröſtelnd unter die Schürze, oder wo ſonſt Platz war, zu verbergen. So konnte ſich keine Begeiſterung einſtellen, und das Häuflein ſtand verdroſſen da, wie Krieger nach verlorner Schlacht. Ein Feuerchen anzuzünden Angeſichts der ſtrahlenden Sonne ſchien ihnen auch zu kleinlich.

Zum Glücke war ein halb verfallenes Rebhäusch
in der Nähe, auf welches ſchon mehrere von ihnen i
ſterne Blicke geworfen; und kaum hatte einer den Vo
ſchlag gewagt, ſich dorthin zu begeben, war ſchnell d
ganze Geſellſchaft bereitwillig. Man ſtieg hinein, mach
Ordnung, und traf Anſtalt den Kaffe zu kochen; eini
trugen Holz und Waſſer herbey; andre reinigten de
Kamin und machten Feuer; dieſe packten Schink
und Wein aus, kurz alles gerieth in Thätigkeit, m
mit derſelben ſtellte ſich auch die frohe Laune wied
ein; die geiſtige Spannung ließ nach, man vergaß d
Sonne und alle prächtigen Worte, die ſie hätten b
grüßen ſollen; man war von dem Prunkgeſchoße hi
abgeſtiegen in die behagliche Wohnſtube des gemein
Lebens, und that nur zuweilen einen Blick hinaus
die freye ſonnenhelle Welt, einen Blick verzichtleiſte
der Zufriedenheit, in dem mehr wahre Empfindun
lag, als in allen Hochflügen gereizter Einbildung.

Die Wirkung hievon zeigte ſich bald, denn kau
hatte man ſich zum Frühſtücke ſo gut als möglich ni
dergelaſſen, hob eine edle Stimme an: Aber wie ge
es wohl unſrer armen Wöchnerin? wie wär's, wen
wir einen Theil unſers Ueberfluſſes ihr zukommen li
ßen? — Geſagt, gethan; mit einmüthigem Jub
wurde Brot, Wein, Braten, Kaffe, alles ſchnell ein
gepackt, und der Bediente mußte ſich ſogleich dam
auf den Weg machen. Mit dem geringen Ueberreſ
that man ſich gütlicher, als wenn man den Hung

der Hochgefühle noch im Leibe gehabt hätte; man ſang und ſcherzte und übte ſich mitunter auch in der franzöſiſchen Tugend, welche der Weltweiſe des Nordens die Kunſt heißt, mit Kleinigkeiten gefällig zu werden, ohne Unbequemlichkeit zu verurſachen.

Sobald der Bediente mit Dank und guter Nachricht von der Wöchnerin zurückgekommen war, wurde der Rückweg angetreten. In der idylliſchen Hütte war unterdeſſen ein junger Daphnis zur Welt gekommen; die Frauenzimmer beſuchten die Mutter, eine hübſche Frau, deren erſte Niederkunft es war; ſie fanden dieſelbe voll ſtillen Dankes mit einer Thräne im Auge; und ihr hochbeglückter Mann wußte vor Vaterfreuden und überwältigenden Gefühlen des Herzens ſich nicht zu faſſen; noch immer ſah er die zwei zurückgebliebenen Frauen für eine Erſcheinung von Engeln an, ſo wie ſie ihm in dem Augenblick vorgekommen waren, als er endlich mit der alten Wehmutter, die er wegen ihrer Langſamkeit auf ſeinen Rücken geladen, in die Stube trat, und dieſe Fremden, die er ganz vergeſſen hatte, ihm den neugebohrnen Knaben entgegen hielten.

Was ſind Engel auch anders, als Bothen des Himmels, ausgeſandt zum Dienſte gottgefälliger Menſchen; und iſt dieß nicht ein ſolcher, der unvorgeſehen zu einem Anlaß hingeleitet wird, wo er, und gerade dann ſonſt niemand, einem Hauſe Heil bringen kann, und der dieſen Anlaß mit Aufopferung glänzender Freuden, alſo gleichſam aus dem Himmel auf die Erde herabſteigend ergreift, und ſich hingibt einem heiligen Willen? Die ſolches thaten, laßt uns ſie werth halten in Ehre und Liebe, es wird ihnen nicht unvergolten bleiben!

Die ganze Geſellſchaft verließ nun das dankbare Haus unter tauſend Segenswünſchen des Vaters. Jeder freute ſich deſſen was geſchehen, aber von dem Glücke des einſamen Landlebens war keine Rede mehr; die einſame Niederkunft und die Durftigkeit im Innern hatte ſie alle ſo ziemlich abgeſchreckt; man fand das Schloß doch bequemer, und die Bequemlichkeiten wünſchenswerth, wäre es auch nur, um der vom Thau ſchlappenden Röcke und des naſſen Fußwerkes los zu werden, und ſich von der Erhitzung zu erholen. Kurz, alles zuſammengenommen hatte den romantiſchen Schwung der Sonnenpilgrimme in die klare Proſe der Wirklichkeit umgewandelt; und ſo ging man jetzt auch an dem freundlichen Strome und ſeinen mahleriſchen Partien wie an einem gewöhnlichen Bache vorüber; ja ſelbſt des Bettlers Frau, die ſich nunmehr ſtatt ihres Mannes auf den Weg geſtellt hatte, und auch gerne von dem Volant gebiſſen worden wäre, fand wenig Beachtung, nicht einmal von dem Hunde, der ebenfalls vernünftiger geworden ſchien.

Die lebensluſtige Genoſſenſchaft war nach Erſcheinungen ausgegangen, um vorbedachte Gefühle in dieſelben legen zu können, und hatte, wie bey ſolchen Bemühungen immer der Fall iſt, ihren Zweck verfehlt; ſie war aber mit beſſern Erfahrungen zurückgekommen, und erkannte jetzt beides unverhohlen, den Mißgriff und den Gewinn. Daher auch die beyden geſtrengen Alten im Schloſſe, als ihnen die Wandrer auf die Frage, was ſie Neues aus Morgenland brächten, eine getreue Erzählung von allem gemacht hatten, die Ironie die ihnen ſchon auf den Lippen ſaß, in väterlichen Beyfall und gemüthlichen Ernſt umſtimmten. So recht, Kinder! ſagte der Eine; ehret die Natur und geht ihr liebend entgegen, aber thut es mit beſonnener Freude, und tragt Eure Empfindung nicht in hochtönenden Phraſen zur Schau; wahre Rührung will nicht vornehm beſprochen, ſondern ſtill gefühlt werden, und zur echten dichteriſchen Anſchauung bedarf es keiner Zierbrillen, ſondern einzig der Klarheit geſunder Augen.

Und der andre alte Freund, dem das Licht des Lebens noch heller leuchtete, fügte hinzu: Was Ihr gewollt, iſt Euch nicht geworden, weil Ihr mit ſo viel Gepränge Euch anſtelltet etwas zu ſuchen, das man jeden ſchönen Morgen auch hier im Schloſſe haben kann, denn auch hier geht die Sonne über ein weites Gelände auf. Aber wohl Euch! denn ſeht Ihr nun was Euch trieb? Nicht der Drang des Gefühls, wie Ihr wähntet, und nicht die Eitelkeit, wie wir meinten, ſondern Ihr waret zu etwas Beſſerm berufen; es war beſchloſſen, daß durch Eure Hülfe in einer abgelegenen Bauernhütte eine junge Mutter mit ihrem

Kinde ſollte gerettet und getröſtet werden. So machte es die unſichtbare Leitung, ſie gibt den Schwachheiten derer, die ſie lieb hat, die Folgen ſittlicher Kraft; der Menſch denkt, Gott lenkt.

* * *

Bald war Clotildes Neigung zu Guſtav im ganzen Schloſſe einzig noch dem Oberſten verborgen. Der Prediger wußte alles durch Suſchen, die eine ſo wichtige Angelegenheit ihrem Geliebten nicht verſchweigen zu dürfen glaubte. Simmenthal hatte der Schweizerin zu ſeiner Rechtfertigung ein Wort darüber geſchrieben, das ihr bald auf die Entdeckung half; der Profeſſor wollte nichts wiſſen; und wer noch nichts davon gehört hatte, und ſich nur ein wenig auf die Sache verſtand, konnte es mit Augen ſehen. Nur die ſchuldige Liebe weiß ſich zu verbergen; ſo eine reinmenſchliche, durch die natürlichſten Verhältniſſe von Jugend an genährte Neigung, jetzt in ihrer ſchönſten Vollendung, konnte ſo wenig ihren Strahlenſchein verhehlen, als die duftende Blume ihren Wohlgeruch in den Feyertagen des Frühlings. Ihre Blicke begegneten ſich jeden Augenblick, und zogen ſich ſchnell zurück; ſie ſuchten, ſie näherten ſich, und wußten ſich doch vor den Leuten nichts zu ſagen; bey Spatziergängen blieben ſie unwillkührlich von der Geſellſchaft zurück, und kein Geſpräch hatte Reiz für ihre geſteigerte Empfindung, wenn es nicht die Schönheit der Natur oder Züge des Edelmuthes betraf.

Dem vielerfahrenen Auge der Chanoineſſe war dieß ſchon in den erſten Tagen nicht entgangen; ſie fand das Außergewöhnliche dabey nach ihrem Geſchmack, und den unverdorbenen Jüngling des Fräuleins würdig. Und ſo wie niemand im Schloſſe dieſer Liebe ungünſtig war, machte ſie es ſich zur beſondern Angelegenheit, derſelben beförderlich zu ſeyn; ſie ſprach darüber mit dem Profeſſor, und meinte, er ſollte ſeine Einwirkung beym Oberſten für die Liebenden verwenden. Allein der Mann wollte nicht: ſie haben, ſagte er, einander gefunden, und gehören ſich an; das Uebrige wird ſich ſchon geben, wenn es ſeyn muß. So eine Liebe hat einen mächtigen Schutzgeiſt, den muß man walten laſſen, er weiß ſich allein zu helfen.

Aber Sie kennen den Oberſten, entgegnete die Chanoineſſe: gehen ihm endlich durch Zufall die Augen auf, und erkennt er das, was er bisher nur für jugendliche Angewöhnung hielt, als das was es iſt, als die innigſte verſchlungenſte Liebe, ſo bricht er in unbegrenztem Zorne los.

Deſto beſſer, verſetzte der Profeſſor.

Wie? Sollte das Ihr Ernſt ſeyn, ſo erklären Sie ſich!

Je heftiger der Ausbruch ſeines Zornes iſt, äußerte der Profeſſor, deſto kürzer iſt die Dauer und milder die Folge, weil ſeine Gutmüthigkeit ſich der Uebereilung ſchämt.

Bedenken Sie doch, ſagte die Chanoineſſe, die Wirkung einer ſo plötzlichen Erſchütterung auf ſeine Geſundheit!

Gemüthsbewegungen ſind dem Oberſten heilſam, erwiederte jener; ſeine Natur bedarf ihrer. Ihm iſt alles gut, was ihn hindert über Grillen zu brüten.

Sie wollen alſo das Glück der Liebenden dem Zufall überlaſſen?

Dem Geſchicke, war die Antwort.

Aber dieſe Ergebung war nicht nach dem Sinne der Chanoineſſe; ſie fand es angenehm, da wo es ſich mit gutem Gewiſſen thun ließe, dem Geſchicke hülfreiche Hand zu bieten: was hätte ſonſt das Leben für Freude? aus gutem Willen, ſagte ſie, muß immer etwas Gutes hervorgehen. Und damit faßte ſie den Entſchluß, den Oberſten ſelbſt zur rechten Zeit auf die Entdeckung zu leiten, und ſann auf allerley Mittel.

Eines hatte die vielgeſtaltige ſchon verſucht, das mit dem Hauptmann von Appenzell verabredet, aber in der Ausführung nicht ganz gelungen war, und deswegen ein Geheimniß bleiben ſollte, auch eines geblieben wäre, hätte es nicht der verrätheriſche Zufall an das Licht gebracht. Ein paar Tage nähmlich nach dem Jahrmarkt in Rheineck brachte des Morgens früh ein Knabe ein ſchlecht zuſammengeſchnürtes Bündel alter Kleider; er gab es in der Küche ab, und wußte auf die Weigerung der Dienſtmädchen, den häßlichen Pack anzunehmen, weiter nichts zu ſagen, als er ſey in einer Miethskutſche liegen geblieben. Die Neugier trieb die Mädchen nach dem Inhalte zu ſehen, und bald warfen ſich die Muthwilligen die alten Lappen einander zu; als eben Tobias vorbey ging, dem dann auch ein Stück davon anflog, welches er ſogleich für den Anzug der Zigeunerin in Rheineck erkannte. Das kam ihm ſeltſam vor; er ſagte aber nichts, nahm den ganzen Plunder zuſammen, ließ ſich einige Stunden nicht reuen, der Sache nachzuſpüren, und erfuhr ſo von dem Miethkutſcher ſelbſt, daß er an jenem Jahrmarktstage die gnädige Frau, ſo nannte er die Chanoineſſe, nach Rheineck fahren müſſen, die aber außerhalb des Städtchens in einem Privathauſe abgeſtiegen ſey, und ihm Stillſchweigen auferlegt habe. Nun ging dem Tobias immer mehr Licht auf, er eilte es ſeinem Herrn zu erzählen; dieſer aber befahl die Entdeckung geheim zu halten, und ſann auf Rache, da es ihm nun klar war, daß es die Chanoineſſe geweſen, die ihn als Wahrſagerin zum Beſten gehabt hatte. Zu dem Ende vermochte er die für jeden unſchuldigen Scherz aufgelegte Nichte der Frau Amtsräthin, im Schloſſe nur die Baſe genannt, die Rolle der Zigeunerin beym nächſten Mittagsmahle zu übernehmen.

Als nun die Geſellſchaft noch bey der frohen Tafel ſaß, öffnete ſich die Thüre, und ein Weſen kam hereingeſchlichen, im Seyn und Schein ganz der alten Zigeunerin von Rheineck ähnlich. Alles war überraſcht die Hexe wieder zu ſehen; einige murrten, andre lachten; die Chanoineſſe aber, als ſie das Weib auf ſich zu kommen ſah, wurde todtenblaß und war dem Einſinken nahe. — Der Oberſte, der ſie im Auge hatte und dieß bemerkte, rief ſchnell: es iſt die Baſe! Und Clotilde, die neben ihr ſaß, und ihre Beſtürzung auch wahrgenommen hatte, ſprang auf, riß der Vermummten die Hülle vom Kopf, und ein fröhliches Gelächter wiederhohlte: es iſt die Baſe!

Das war jedoch nicht, was der Oberſte gewollt; er hatte vielmehr dem muntern Mädchen allerhand neckende Weißagungen in den Mund gelegt, die ſie den Anweſenden, vorzüglich der Chanoineſſe vorbringen ſollte. Er ſah nun aber wohl ein, daß ſeine Rache, wiewohl anders als er erwartet hatte, mehr als hinlänglich ſey. — Sämmtliche Tiſchgenoſſen bewegten ſich in forſchender Ungewißheit; war es in Rheineck auch die Baſe? fragten die Einen. Nicht doch, ſagten die Andern, ſie war ja zugegen. Der Oberſte und die Chanoineſſe allein wußten die wahre Beſchaffenheit; allmählich aber klärte ſich die Sache auf, und die Betroffene gewann Zeit ſich zu erhohlen, konnte jedoch ein fortdauerndes Zittern der Hände nicht gleich los werden; demungeachtet behauptete ſie, es ſey nicht Schrecken, ſondern bloß das unerwartete Befremden, die raſche Veränderung der Ideen geweſen, was ihre ſchwachen Nerven angegriffen habe. Man ließ ihr alles gelten, um ſie zu beruhigen; aber nachher konnte ſich der Profeſſor, als er mit ſeinem Freund allein

war,

war, doch nicht enthalten zu ſagen: Ey was, ſchwache Nerven! ihre Weiblichkeit überwog ihre Philoſophie, die Einbildung den Verſtand, die Natur vergaß der Kunſt; das iſt die Sache, die gute Dame glaubte ſich ſelbſt zu ſehen.

Nach und nach enthüllte ſich die ganze Geſchichte: das Zigeunerbündel war in dem Wagen der Chanoineſſe liegen geblieben, weil ſie es bey der Rückkehr nicht füglich auspacken konnte, und ihr Mädchen vergaß nachher, daſſelbe abzuhohlen. — Was ſie aber eigentlich mit der Verkleidung gewollt, machte ſie jetzt noch nicht offenbar; denn ihre Abſicht war gewesen, ſich an Clotilde und Guſtav vorzüglich zu wenden, und ihnen ein noch viel klareres Prognoſtikon zu ſtellen, um dem Oheim auch wider Willen die Augen zu öffnen; wo alsdann der Hauptmann von Appenzell all ſeinen Einfluß auf ihn gelten zu machen verſprochen hatte. Dieß wurde aber ihrem Feingefühl unmöglich, als ſie den verbundenen Kopf des Jünglings und die übergewöhnliche Freudenſtimmung der Geſellſchaft bemerkte, die zu ſtören ihr theilnehmendes Herz Bedenken trug. Sie war deßhalb wieder im ſtrengſten Incognito abgezogen, zwar mit ihrer mimiſchen Gabe, aber nicht mit derſelben Erfolge zufrieden.

Das Lob, das man jetzt der Kunſt gab, womit ſie ihre Rolle ausgeführt und alle täuſchend geneckt hatte, machte ſie wieder froh; um ſo viel mehr, da ein neuer Umſtand die Scene veränderte. Vom Prediger aufgeführt trat ein junger Bauersmann ins Zimmer; es war der Mann aus der idylliſchen Hütte, der mit allgemeinem Wohlwollen empfangen wurde. Belehrt von ſeinem Führer wollte er ſogleich anfangen, den Menſchenfreunden jenes Morgens .... Er ſtockte aber, denn wie er die beyden Frauen anſichtig wurde, die ihm dort wie heilige Engel erſchienen waren, übernahm ihn die Empfindung, er mußte erſt eine Zähre des Dankes wegwiſchen; bald jedoch kam er wieder zurecht, und bath dann in wohlgeordnetem Vertrage die ganze anweſende Geſellſchaft zu Gevatter.

Die Bitte wurde mit Vergnügen angenommen. — Wer ſollten nun aber die Stellvertreter bey dieſer feyerlichen Handlung ſeyn? Die Meiſten wären es nicht ungern geweſen, und es kamen deßhalb mancherley Vorſchläge und Höflichkeiten auf die Bahn. Die Frau Amtsräthin wagte es, den gnädigen Herrn darum anzuſprechen als das Haupt der Geſellſchaft, und in ihrem Blicke lag eine beſcheidene Erwartung des Gegenſeitigen; dieſer aber lehnte es ab als einer, der nicht bey dem Abenteuer geweſen. Der Profeſſor ſchlug bedächtlich Guſtav und Clotilde vor. — So recht! rief augenblicklich die Chanoineſſe, und klatſchte in die Hände: Wer könnte es auch ſchicklicher ſeyn, als die beyden Liebenden? ſie gehören in mehr als Einer Beziehung für den Altar!

Alles verſtummte. — Der Oberſte ſah ſie mit großen Augen an, und verließ das Zimmer; die Schweirin faßte die bebende Clotilde unter den Arm, und ng mit ihr hinaus; bald darauf folgte Guſtav. Die Zurückbleibenden aber mißbilligten es, daß die Chanoineſſe das Wort der Entdeckung ſo unvorbereitet ausgeſprochen habe.

Wer war denn unvorbereitet dabey, erwiederte ſie, ls der Oheim? und auch der ſollte es nicht ſeyn, enn er es nicht gefliſſen hätte ſeyn wollen. Jetzt eiß er's, und es iſt beſſer, er habe, was doch nicht nger verborgen bleiben konnte, von Freundes Mund nd aus wohlmeinendem Sinn erfahren, als durch nen widrigen Zufall. Hier war er in guter Stimmung, unter theilnehmenden Bekannten; wer hätt. es ohl gewagt, dem Brauſekopf die Entdeckung unter er Augen zu machen?

Der Würfel iſt gefallen, ſagte der Profeſſor.

Die lebhafte Sprecherin erwartete Beyfall, den an auch ſelten der dreiſtgeſprochenen Frage eines erſtändigen verſagt. Unter ſich aber vermutheten ehrere, ein Reſt von Unluſt über ihre Schwachheit Erſcheinung der Zigeunerin habe dieſen Freymuth wirkt, oder wenigſtens beſchleuniget.

Man ſahe nachher den Oberſten mit dem Profeſ- r langſam und ernſt unter den Bäumen auf und dergehen. Dann ſchloß er ſich den ganzen Abend n, um zu ſchreiben, erſchien nicht beym Nachteſſen, d des folgenden Tages war er frühe ſchon mit To- s ausgefahren, und ließ die Nachricht zurück, er gehe nach Sennwald, um den Engländer zu befinden. — Was er am Abende geſchrieben, war folgender Brief an den Major:

Grünenſtein, 28. Auguſt.

Was ich ſchon lange hätte ſehen ſollen, aber nicht merken wollte; was du ſchon zu Hauſe durch Winke mir nahe legteſt; was ich, wenn es mir auch ſelbſt wahrſcheinlich werden wollte, immer noch durch älterliches Anſehen, durch einen Machtſpruch, leicht wie eine Kinderey zu hintertreiben glaubte, das liegt nun jetzt als eine ausgemachte Sache, der nur noch das bezeichnende Wort mangelte, nicht nur hell vor den Augen, ſeitdem die Chanoineſſe heute das Wort ausgeſprochen hat, ſondern auch empfindlich und unerträglich, wie ein zu nahes Licht: Liebe zwiſchen Clotilde und des Pfarrers Guſtav!

Ach daß wir mit den Jahren auch die Liebe und ihre Erſcheinungen vergeſſen, oder nur noch wie ein irrendes Licht aus der Ferne anſehen! — Sie liebten einander von Kindesbeinen an, und ich alter Schwachkopf bedachte nicht, daß ſo ein Funke zur Flamme werden kann, die alle Verhältniſſe überwältigt. Ich wollte in beyden nur folgſame Kinder ſehen, und damit ſie recht folgſam ſeyen, that ich was ſie wollten, ich hegte und pflegte ſie; ich nahm ihn ſogar bey mir wieder in mein Haus auf, juſt als wenn ich es darauf angelegt hätte, daß ſie unzertrennlich würden. Jetzt hat es mir die Chanoineſſe gerade heraus geſagt, mit ihrer zuverſichtigen Miene, als ob ſie es im Rathe des Schickſals ſelbſt vernommen hätte; und die übrigen andächtigen Zuhörer, ſogar der Profeſſor, ſtatt ſich zu befremden, ſchienen weiter nichts als mein Jawort zu erwarten.

Mein Jawort? Nein, ſo weit ſoll es noch nicht kommen, und wenn auch alle Weiber, die ſo gerne Liebeshändel begünſtigen, ſich ſammt und ſonders für die Unbeſonnenen vereinigten! — War das recht, ſo hinter mir umzugehen? Ich kann es auch der Chanoineſſe nicht verzeihen, daß ſie, die ſo oft die Strengverſtändige ſpielt, und nach ihrem Stande unſre Verhältniſſe kennen ſollte, ſich in dieſen Roman eingelaſſen hat; und Suschen iſt eine Natter, die ich im Buſen nährte, die in Geſtalt einer Turteltaube, und die Schuld im Nacken, von jeher, wie es mir jetzt wahrſcheinlich wird, mit Wort und Schrift der Liebe hin und her flog! Der Profeſſor hielt mich ab, ſonſt wäre ich in Vorwürfe gegen beyde losgebrochen, wenn ſchon die Eine nie Unrecht haben will, und die andre mit Thränen alles gut zu machen meint. Vorwürfe erleichtern die Laſt des Verdruſſes, allein, wie mir der Freund mit Grund bemerkte, ſie helfen nicht zum Zweck. Nein ich will nichts übereilen, aber Rath muß geſchafft werden; wer gibt mir ihn, wer ſieht mir bey in meiner Ohnmacht? O daß du hier wäreſt, du Leuchte meiner Jugend und meines Alters! denn bey den Schweizerfreunden iſt wenig Hülfe zu erhohlen, ſie kennen unſre Familienbeziehungen nicht; und dem Profeſſor ſelbſt, ſo wahr und klug er ſonſt iſt, ſtehts auf dem Geſichte geſchrieben, daß er dieſe Verbindung für abgeſchloſſen im Himmel anſieht, weil er von jenen Vorurtheilen keine Begriffe hat, noch haben will.

Vorurtheile oder nicht, ſie ſind nun einmahl da, und ſo in unſere geſellſchaftliche Convenienz eingeflochten, daß man ihnen ohne die nachtheiligſten Folgen nicht Trotz bieten kann. Wie dürfte ich wieder zu Hauſe, wie in der Reſidenz erſcheinen, wenn durch mein Zuthun ein Fräulein vom erſten Adel des Landes die Gattin eines Bürgerlichen würde? Und wäre auch ich ſchwach oder ſtark genug, mich darüber hinwegzuſetzen, ſo könnte ich es gegen meine arme Schweſter nicht verantworten, die durchaus an dieſen Aeußerlichkeiten hängt, deren ganzes Daſeyn damit verwebeu iſt, die, wie Ihr mir ſchreibt, ohne dieß ſchon kränkelt. Sie, mit den ſchönſten Ausſichten für ihr einziges Kind, würde ſich über den Schimpf einer ſolchen Herabſetzung zu Tode grämen; und ich hätte die Schuld ihres Todes zu tragen! Nein, nimmermehr!

Hätte ich doch die Schweiz nie geſehen; oder hätte ich vielmehr die Reiſe mit meinem Tobias allein gemacht, und das Mädchen zu Hauſe gelaſſen, ſo wäre es dann Eure Sache geweſen, ihrer Liebe zu hüthen, und ich würde jetzt nicht in dieſer ſchrecklichen Verlegenheit ſeyn! Ein Land, wo es keine privilegirten

Stände gibt, iſt für heirathsluſtige Mädchen von vornehmer Geburt eine gefährliche Schule; das Heraustreten aus dem Zwange herkömmlicher Beſchränkung, wozu ſie jetzt ohnehin romantiſch geneigt ſind, wird ihnen durch das, was ſie vor Augen haben, erleichtert. Heirathsluſtig, wußte ich das von Clotilde? Ich hätte es wenigſtens wiſſen können; ſind ſie es denn nicht alle, beſonders die von ſchlichter unverdorbner Natur?

Wenn ſich der Menſch am meiſten gefällt, dann macht er gewöhnlich einfältiges Zeug. Ich that mir was auf die freundliche Art zu gut, womit ich den Guſtav bey mir bleiben hieß, und er nahm die Nöthigung ſo willig an, daß ich die Hälfte meiner Gutmüthigkeit für etwas Beſſers hätte ſparen dürfen. Mußte er nicht denken, ich wolle ihm noch ſelbſt Muth machen, oder ich ſey ein Tropf? Wohl heißt jeder ſo, der mit ſehenden Augen blind iſt! — Und doppelt wirſt du ſagen, verdient dieſen Nahmen, wer, wenn ihm die Augen aufgegangen, jammernd nur auf die Finſterniß zurück und nicht nach neuem Lichte blickt. Habe Geduld, Lieber, ich will nicht beym Jammern ſtehen bleiben; nur mußt du mir vergönnen, in den Schoos des Freundes meinen Kummer auszuſchütten, mir an deinem treuen Herzen Luft zu machen, nach Art und Weiſe, wie ich es von jeher gewohnt war.

Höre nun, was ich zu thun beſchloſſen, und wie ich es mit dem Profeſſor verabredet habe, der, ohne über den Beweggrund ſelbſt eintreten zu wollen, doch die Nothwendigkeit der Entfernung Guſtavs auch begreift. Dieſe muß unumgänglich das Erſte ſeyn; es wäre aber unedel gehandelt, ihn ſo geradezu aus dem Hauſe zu weiſen, das ſehe ich auch ein; er verdient eine ſo herabſetzende Behandlung nicht, denn, die unſelige Liebe abgerechnet, hat er ſich immer bieder und rechtlich gezeigt. Aber fort muß er, und das unter einem Vorwande, der ſeiner Ehre keinen Nachtheil bringen ſoll, für deſſen Ausführung der Profeſſor ſorgen wird. Ich aber gehe indeſſen auf einen Beſuch zu dem Engländer, mit dem, wie du weißt, ſich Simmenthal geſchlagen hat; er liegt eine halbe Tagreiſe von hier an ſeiner Wunde krank, und ſoll wirklich den Wunſch geäußert haben, mich zu ſehen, was ich gerne hörte, denn bisher habe ich mich nie recht über jenen Verfall befriedigen können. Jetzt hoffe ich den Leidenden zur Verſöhnung zu ſtimmen, und ſomit, indem ich einem Uebel ausweiche, ein anderes gut zu machen. In das Schloß kehre ich nicht wieder, bis Guſtav hinweg iſt; ich muß mir leider ſelbſt entfliehen, das heißt, meinem auffahrenden Zorn und meiner weichen Nachgiebigkeit. Ach was iſt der Menſch? Jung will er ſich nicht ändern, und alt kann er nicht mehr!

Das Hausregiment habe ich inzwiſchen dem Profeſſor übergeben; der verſtändige Freund wird ſchon mit der gewandten Chanoineſſe Bedacht nehmen, den jungen Menſchen als die Urſache meiner Verlegenheit milde fortzuſchalten. Wenn nur alsdann mit der Urſache auch die Wirkung gehoben wäre, aber ich fürchte, dieſe ſchulgerechte Folgerung werde ſich auch hier nicht bewähren!

Bringe ich nur das Kind wieder ledig und geſund nach Hauſe, ſo mag ihr dann die Mutter oder ſie ſelbſt für einen Mann ſorgen: ich lege meine Mädchenobhuth auf den Altar des befreyenden Zeus, und werde mich ſobald mit keiner mehr befaſſen.

Meine Zurückkunft wird nicht mehr lange anſtehen, alle Umſtände treiben und drängen mich dazu; wiewohl ich das ſchöne Land ungern verlaſſe, wo ich die Behaglichkeit des Daſeyns wieder empfinde, und mir im Herbſt der Jahre noch einen kurzen Frühling des Lebens zu ſchaffen die Kraft fühle, wenn gleich täglich meine Pläne zu der neuen Lebensweiſe, wie ich ſie wünſche, ſcheitern, und das Schickſal, ſo wie mein Freund der Profeſſor, ihrer zu ſpotten ſcheint. Er ſpottet ihrer, indem er mir aus hundert chriſtlichen und heidniſchen Sprüchen, und noch beſſer aus der ſelbſteignen Erfahrung beweiſen will, daß kein Heil in ſolchen Anſchlägen liege, kein Erſprießen in der Willkühr; daß wir Geſchöpfe eines Tages ſeyen, und weiſer Genuß der Gegenwart allein unſer Glück, ſo wie unſre einzige oder höchſte Pflicht ausmache. Einrichtungen für die Zukunft, meint er gleichwohl, dürfen wir darum treffen, weil in ihrem Schaffen wenigſtens eine Freude der Gegenwart liege; aber wenn keine dieſer Einrichtungen gerathe, müſſen wir es dem

Schickſale nicht übel nehmen, das ſich das Walten über die Zukunft allein vorbehalten habe, dagegen aber den guten Willen redlich bezahle, und, was es mit der einen Hand nehme, unvermerkt, doch reichlich, mit der andern erſetze; ſo mir ſtatt der goldenen Tage, die ich mir hier zu machen gedachte, tägliche Hinderniſſe und Plagereyen, dagegen aber auch der irdiſchen Güter höchſtes, Geſundheit und neue Luſt am Leben.

Das haben wir ja ſchon lange gewußt, wirſt du ſagen. — Ganz recht; auch oft zuſammen beſprochen, und die Wahrheit einzuſehen geglaubt, aber die Erfahrung ſoll es mir nun auch bewähren; es liegt ein erhebender Reiz für das Selbſtgefühl in dem Verſuche, unſchuldigen Idealen des Lebens Wirklichkeit zu geben, davon kann ich noch nicht abſtehen. Und wenn auch das Ergebniß nicht der Erwartung entſpricht, was iſts dann? man iſt wieder wo zuvor, und hat die Phantaſie an die Klugheit getauſcht; weiſe werden wir doch nie.

Die Kränklichkeit meiner Schweſter beunruhigt mich; ihr muß Clotildes Thorheit ſorgfältig verhehlt werden, denn ich hoffe, alles ſoll noch gut gehen; es iſt ſchon aus mancher erſten Liebe nichts geworden. — Der Paſtor dauert mich, wenn es ſeinem Söhnchen nicht geht wie er wünſcht, der gute Alte iſt wahrhaftig unſchuldiger als ich; ich liege jetzt aber auch nicht auf Roſen. Er ſey mir gegrüßt, wenn er auch der Vater eines zehnmahl ungerathenern Sohnes wäre;

und nichts ſoll mich hindern, inſofern er es auch vertragen mag, nach wie vor meinen freundſchaftlichen Umgang mit ihm fortzuſetzen.

* * *

Suschens Hochzeit ſtand nun nichts mehr im Wege, als die gänzliche Vollendung der neuen Pfarrwohnung; ihre Papiere und die nöthigen Scheine waren angekommen, und fanden ſich in der beſten Ordnung. Auch beeilten ſich die wohlhabenden Männer der Gemeinde, ihr Verſprechen zu halten, und dem verdienten Pfarrherrn die zwey beſten Zimmer mit Hausgeräthe auszuſtatten, ſo daß die Wahl, welche ſie getroffen, jedermanns Beyfall hatte, mit Ausnahme des Predigers Tante, der Frau Amtsräthin, die es da und dort in Pfarrhäuſern noch geſchmackvoller geſehen haben wollte. Dieß ſagte ſie aber nur, wie ſie ſich im Vertrauen äußerte, um Suschen zu belehren, daß man die Gaben geringer Leute nicht zu ſehr erheben müſſe, damit man ſich nichts vergebe; ſie nannte das eine vornehme Denkungsart.

Noch ſollte aber der bevorſtehenden feyerlichen Verbindung ein anderes Feſt vorangehen, das die Frau Amtsräthin veranſtaltete. Denn zufrieden mit ihrer Behandlung im Schloſſe, ja eingebildet darauf, hatte ſie ſchon ſeit einiger Zeit ſich vorgenommen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und in einem bereits fertig gewordenen Geſchoſſe der Pfarrwohnung ſämmtlichen Bewohnern Grünenſteins und einigen guten

Freunden aus der Nachbarſchaft, zum Beweiſe ihrer Lebensart, ein Gaſtmahl zu geben, welches zugleich die Weihe der neuen Wohnung, und eine Anleitung für die künftige Frau Pfarrerin ſeyn ſollte, wie man angeſehene Gäſte empfangen müſſe.

Große Zurüſtungen waren im Werk. Schon ſeit acht Tagen ſprach ſie von nichts anderm mehr, handelte mit Fiſchern und Jägern, dem Zuckerbäcker und dem Aufwärter, verſicherte, daß ſie keine Koſten ſcheue, und hatte ſchon die Paare geordnet, die ſich bey Tiſche zuſammenfinden ſollten: Für ſie, die Spenderin des Feſtes, war der gnädige Herr beſtimmt, als die Hauptperſon des Schloſſes; die gelehrte Frau Chanoineſſe ſollte von dem gelehrten Herrn Profeſſor aufgeführt werden; das Fräulein von einem jungen Herrn von Adel aus der Nachbarſchaft; und ſo fort hatte ſie jedem das Seinige zugetheilt, daß eben keiner recht damit zufrieden war. Jedoch da der Faden dieſer Parze, wie der Oberſte ſagte, nur für einen halben Tag geſponnen war, unterzog man ſich ihrer Fügung.

Aber ums Himmels willen! rief die Baſe, als ſie die Abreiſe des Oberſten vernommen hatte: was wird die Tante ſagen, daß der gnädige Herr gerade heute, am Morgen ihres Feſtes, ſich entfernt hat? Unendlich wird ihr Verdruß ſeyn.

Und unerſchöpflich ihre Klage, that der Profeſſor hinzu: wer will es wagen, ihr die Anzeige zu machen? — Ich thue es nicht, antwortete Suschen.

— Und ich mache mich eher aus dem Staube, ſagte die Baſe.

Auch die andern Bewohner des Schloſſes, die den wahren Grund von der Abreiſe des Oberſten wohl errathen konnten, waren zu düſter für eine ſolche Sendung geſtimmt; zuletzt ließ ſich doch die Chanoineſſe gefallen, dieſe Bothſchaft zu übernehmen, die auch am beſten dazu geeignet war, weil die Tante für ſie, als für eine hochadeliche Perſon, immer am meiſten Achtung bezeugte. Es gelang ihr auch, dieſelbe ſo weit zu beruhigen, daß ſie verſprach, bey Tiſche nichts, weder Gutes noch Böſes darüber zu ſprechen, und daß ſie die Gäſte, die jetzt anzukommen begannen, faſt eben ſo anmuthig empfing, als wenn der gnädige Herr an ihrer Seite geſtanden hätte.

So war wenigſtens ein Stein des Anſtoſſes gehoben; und ſchon bereitete man ſich nach Anweiſung der Gaſtgebieterin, die neben ihrem Platz ein leeres Gedeck, als wäre es für den Oberſten, hatte hinſetzen laſſen, munter zum Mahle, als ein lautes Getrampel auf der Treppe erſcholl, und augenblicklich darauf ein Mann mit verſtörter Geberde athemlos hereinſtürzte, und vor Beklemmung kein Wort reden konnte. Es war der Küſter.

Iſt das eine Manier! ſchrie ihm auffahrend die Frau Amtsräthin entgegen; ſo unangemeldet . . .

Es brennt, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! ſtöhnte jetzt der Schreckensbothe hervor. — Alles ſprang vom

Tiſche auf. Die Tante war außer ſich über die Unterbrechung, ſo wie der Küſter über das Ereigniß. Mit Mühe wurde von dem erſchrockenen Manne herausgebracht, daß das Feuer am Ende des Dorfes ſey; ſogleich eilten der Prediger und die jungen Männer aus der Geſellſchaft dahin.

Auf der Straße erhob ſich nun auch furchtbares Geſchrey und angſtvolles Herumlaufen; denn die durchaus hölzernen Häuſer machen in dieſem Lande die Feuersbrünſte höchſt gefährlich.

Man ſchickte nach Bericht aus; es währte nicht lange, ſo hieß es, es brenne ſchon in zwey Häuſern. Nun wurde an kein Eſſen mehr gedacht; wer nur immer Hülfe leiſten zu können glaubte, begab ſich hinweg. Die Frau Amtsräthin war untröſtlich über das Schickſal ihres Gaſtmahls, und daß gerade ihr das habe begegnen müſſen; ſie ſchalt auf das bäuriſche Packvolk, das ſich ſeine eignen Häuſer anzünde, und keifte zuletzt, da ſie alles verließ, mit dem Geſinde, und mit einem bejahrten franzöſiſchen Schweizeroffizier, der eine alte Burg in der Nähe bewohnte, und, weil er ein Auge auf ſie geworfen hatte, jetzt bey ihr zurückblieb, und alles geduldig anhörte.

Unterdeſſen ſtürmten die Glocken, und aus den benachbarten Dorfſchaften eilte viel Volk zur Hülfe herbey. Es wurde mit Anſtrengung gearbeitet, und da es lange dauerte, ehe man des Feuers mächtig war, ſo kam bald dieſer, bald jener der Gäſte in die Pfarrwohnung zurück, und brachte noch andre mit, um ſich an der gedeckten Tafel für einige Augenblicke zu erfriſchen, ſo daß das Mahl, welches zu einem Schmauſe beſtimmt war, jetzt unvermerkt und ohne Ordnung, aber zu edlerm Bedürfniß aufgezehrt wurde. Damit ſuchte auch der alte Profeſſor die Frau Amtsräthin zu beruhigen: Der Menſch denkt, Gott lenkt, ſagte er; allein ſie konnte ſich nicht recht in dieſe Lenkung finden.

Mehrtägiges Regenwetter hatte die Dachſchindeln durchnetzt, ſo daß ſie nicht ſo ſchnell Feuer fingen, und es der thätigen Hülfe gelang, die Flamme, nachdem ſie drey neben einander liegende Häuſer verzehrt hatte, zu bändigen. Ehe dieß aber noch vollbracht war, fand der Prediger Gelegenheit, durch eine ſchöne That ſich ehrenvoll auszuzeichnen.

In einem der Häuſer nehmlich lag in einer obern Kammer ein hülfloſer alter Mann, der ſchon für verloren gehalten wurde, weil man nicht mehr in das Haus hinein kommen konnte, und hinaufzuſteigen ſich keiner getraute, da jeden Augenblick der brennende Dachſtuhl herabzuſtürzen drohte. Man hörte ſeinen Jammer. Da kam der Geiſt ſeines Glaubens über den Prediger: Gott ſtehe mir bey, rief er, ich will ihm zu Hülfe! — Schnell faßte er eine Leiter, und eilte damit zu dem hochaufflammenden Gebäude. Sein Beyſpiel ergriff zwey junge Burſche, ſie ſprangen helfend herzu, heran; einer hielt die Leiter, indeß der

Prediger und der andre den Alten mit begeiſterter Behendigkeit aus dem Fenſter hohlten, und eben ſo glücklich außer Gefahr brachten. Es war hohe Zeit, denn ein brennender Ballen fiel jetzt neben den Hinwegeilenden nieder, der dem Prediger das Kleid verſengte, und den vorgehaltenen Arm blutrünſtig ſtreifte. Aber die That war gethan, gerettet ein Menſchenleben; ihn und ſeine Gehülfen umrauſchte der Jubel des Volks, und ihr Inneres belebte das ſtille Bewußtſeyn edler Kraft.

Dieſer Vorfall hatte dem Prediger alle Herzen gewonnen; man hatte wohl fromme Geſinnung, aber nicht ſo kühnen Muth von ihm erwartet. — Ich hätte es mir ſelbſt nicht zugetraut, ſagte er, aber es erwachte in mir plötzlich ein entſchloſſener Wille, über den ich alles andre vergaß; Gott gab es mir ein, Ihm allein ſey die Ehre!

Gerade in dieſer Stunde ſollte er jetzt Hochzeit machen, meinte die lebhaft gerührte Chanoineſſe; jetzt ſtiege die bethende Liebe aufrichtig gen Himmel, und durch das, was ſich begeben, wäre der Tag der Verbindung an die Unvergeßlichkeit geknüpft. Sie und jedermann beeilte ſich, Suschen Glück zu wünſchen, die auf dem Gipfel der Freude und mehr als jemahls glückſelig in ihrem Bräutigam war, und recht gerne gleich jetzo Hochzeit gemacht haben würde, wenn es nur an ihr gelegen hätte. Auch die Tante hatte ihr Herzeleid über dem neuen Glanz ihres Neffen vergeſſen,

ſen, und verhieß ihm nicht nur eine reichlichere Ausſtattung, ſondern gelobte auch den ganzen Verlauf an hohe Perſonen zu berichten.

* * *

Leuchtete aber dort das Licht des frohen Muthes, ſo ſchwebte hingegen über Clotilde und ihren Geliebten das Dunkel banger Erwartung, denn die unvermuthete Abreiſe des Oheims hatte die Beſorgniſſe des Fräuleins vermehrt; und obgleich die Chanoineſſe und der Profeſſor noch nichts verlauten ließen, weil dieſer ohne Noth nichts zu ſagen ſich vorgenommen, jene aber eine ſchonende Gelegenheit abwarten wollte, ſo ſahe die ahnende Seele doch einen Sturm voraus, deſſen Herannahen ſie ängſtigte. Zwar wollte ſie den Geliebten ihre Beklemmung nicht merken laſſen; doch Guſtav, deſſen Auge an ihr hing, wie der Lichtſtrahl an dem Geſtirne — wie hätte ihm auch nur ein Wölkchen, das über ihr Angeſicht fuhr, verborgen bleiben können? Allein auch er wagte keine laute Vermuthung, und theilte ſtillſchweigend ihren Kummer.

Nur zu bald enthüllte ſich der düſtere Schleyer ihrer Sorge. Der Oberſte meldete aus Sennwald mit kurzen Worten, er ſey geſinnet, den verwundeten Engländer nach Grünenſtein zu bringen, weswegen er nothwendig finde, daß Guſtav ſich für einige Zeit entferne. Der Profeſſor war beauftragt, ihm dieſes auf beliebige Weiſe kund zu thun, und zugleich die nöthigen Winke über die Unmöglichkeit einer Vereinigung mit dem Fräulein zu geben. Die Freundinnen waren erſucht, Clotilde zu recht zu weiſen, und, wie die Zärtlichkeit des Oheims ſich auszuſprechen nicht laſſen konnte, ſie aufzurichten.

Erſterer erfüllte ſeinen Auftrag mit Schonung, jedoch ernſthaft und abrathend, wie es Freundespflicht gegen den Oberſten erheiſchte. Gefälliger war die Chanoineſſe, und weniger gewiſſenhaft als der Profeſſor, weil es darauf ankam, einer ſchuldloſen Liebe zu dienen, die nichts gegen ſich hatte, als einige äußere Verhältniſſe; ſie ſprach den Liebenden Hoffnung und Troſt zu, wiewohl ſie nicht verhehlen durfte, daß der Oheim die Verbindung nun einmahl für unmöglich erklärt habe. Was helfen aber alle Troſtgründe gegen die Schmerzen getrennter Liebe, die jetzt deſto empfindlicher ſeyn mußten, da dieſe Trennung nicht ein Werk unvermeidlicher Nothwendigkeit, ſondern ein eigenmächtiger Befehl war? Der Verſtand weiß zu gehorchen, aber nichts thut dem wunden Herzen ſo weh wie fremde Willkühr.

Reiße dich los, junger Mann, und mache die Liebe nicht zu deinem Berufe, ſprach der Profeſſor: ſo edel auch ihr Gegenſtand ſeyn mag, deine jungen Kräfte bedürfen noch andrer Uebung. Gehe in die Welt, und kehre mit Erfahrung und Weisheit zurück, und dann komm und hohle die Braut, die dir beſtimmt iſt!

Liebes Kind, tröſtete die Chanoineſſe, du wirſt ihn wiederſehen! Iſt auch Geburt und Meinung euch entgegen, die höhere Hand des Schickſals, ein günſtiges Geſtirn, waltet über eurer Liebe. Sie dürfen ſich dieſer Liebe nicht ſchämen, theure Clotilde, ſie iſt nicht eine gewöhnliche Leidenſchaft, ein ſchnellerglimmter Funke raſcher Gefühle; ſie iſt eine von der Natur geleitete Verſchwiſterung der Seelen von Jugend an. Zwey edle Reiſer ſind neben einander emporgewachſen zu blühenden Bäumen, und haben ſich mit den erſten Wurzeln ſchon in ein gemeinſames Leben verwunden; wo wäre die feindliche Hand, die ſie auseinander riſſe? Für jetzt aber müſſen Sie beyde den Umſtänden nachgeben; der Unwille des Oheims will auch ſein kurzes Recht haben. Laſſen Sie Ihren Geliebten in die Welt gehen, und ſeine Bildung vollenden; ergeben Sie ſich in die Zeit des Scheidens, um die Tage der Wiederkunft deſto heiliger zu machen!

Das war nun freylich nicht nach dem gegenwärtigen Sinne des Oberſten geſprochen; er ſollte ihr auch ſchlecht gedankt haben, wenn er dieſe Auslegung ſeiner Wünſche erfahren hätte. Sie behauptete aber, man müſſe bey Männern immer zwey Anſichten unterſcheiden; die erſte gehöre dem Impuls des Augenblickes, und halte nie feſt, weil ihnen die Gabe der Ueberlegung gegeben ſey, mit der ſie erſt ſpäter das Richtige auffaſſen; die Frauen hingegen haben alles im erſten

Momente weg, und was ſie nicht ſo erfaſſen, das begreifen ſie nimmermehr.

Was von Allen geſagt wird, paßt nie auf Alle, verſetzte der Profeſſor.

So werde, fuhr jene fort, auch der Oberſte bald wieder zurecht kommen, und dann noch danken, daß man die Liebenden ſo ſchonend behandelt habe.

Daß doch die Weiber in fremden Herzensangelegenheiten umſichtiger ſind, als in ihren eignen! dachte der unverheirathete Alte; und konnte und mochte es der Chanoineſſe nicht wehren, Troſt und Hoffnung den Scheidenden zu ſpenden.

Aber jene, von der Allgewalt der Liebe umfangen, hatten ſich in dieſem Beyſammenſeyn ſo glücklich gefunden, daß ſie gerne die Gegenwart zur Ewigkeit gemacht hätten, und wurden nunmehr durch das Unvorgeſehene dieſer ſchnellen Trennung zu ſtark aufgeſchreckt, als daß ſie in etwas hätten Beruhigung finden können; ach und ſie waren beyde mit den Schwierigkeiten, welche die Sitte ihres Landes geboth, zu bekannt, als daß ſie ſich eine frohe Zukunft hätten verſprechen dürfen, wären ſie jetzt auch im Stande geweſen, an die Zukunft zu denken.

Clotilde ergab ſich mit blaſſer Wehmuth; ihr ſtanden die treue Schweizerin und die wohlmeinende Chanoineſſe zur Seite, die ſie unterſtützten. Guſtav hatte niemand, als den alten Profeſſor, deſſen Herz, zwar nichts Menſchlichem fremde, doch zu ferne den Tagen der Jugend war, um den Liebesſchmerz eines Jünglings mitzufühlen; und bey Suschen war kein Troſt, ſie weinte zaghaft über die Thränen ihres Fräuleins. — Ungeſtüm riß er ſich los, und ſein raſcher Entſchluß war, Simmenthal aufzuſuchen, und ſein Loos unter den Waffen mit ihm zu theilen. Dazu trieb ihn noch ein Gedicht von dieſem, das er auf einer einſamen Fahrt im Bodenſee niedergeſchrieben, und das von Conſtanz aus gerade in dem Zeitpunkt eingetroffen war, und jetzt beyde Freunde in Einem Schickſale zu vereinigen ſchien.

Simmenthals Seefahrt.

Führt mich fort aus den engen Mauern,
Ich will in der Freyheit trauern;
Schwebender Nachen nimm mich auf,
Schweigender Schiffer ſteure den Lauf
Hinaus in des Sees weite Stille,
Wo des Morgenſchimmers neubelebende Fülle
Mich umſchließt und, auf der Höhe ſonnenbeſäet,
Kein Auge des Ufers mich mehr erſpäht.
Könnt' ich auch ſo dem irdiſchen Daſeyn ſchwinden,
Und in dem ewigen Licht mein Leben finden,
Nicht mehr gebannt in finſtern Staub, zu ſeyn
Das Spiel von jedem nichtigen Schein!

Schweige Beklemmung und Sorge zur Stunde,
Lege dich Schmerz der brennenden Wunde,
Kehre wieder o flüchtiger Muth,
Daß ich ſchwebend auf ſtrahlender Fluth,
Einmahl mir ſelbſt wieder gegeben,

An dieſer reichen Schöpfung erquicke mein Leben,
Noch einmahl mich labe am Göttermahl,
Eh ich ſcheide von Berg und Thal!

Gleite o Schifflein gelockt von gelinden
Schmeichelnden Morgenwinden,
Sanft und frey in weiten Kreiſen umher,
Auf dem ruhigen Silbermeer,
Wo mit dem Frieden der Gegenwart erfüllen
Ich all mein Weſen möchte, mein Sehnen ſtillen. —
Ziehe dort nahe der freundlichen Küſte hin,
Wo Städt' und Dörfer einladend in Freyheit blühn,
Und über ihnen ſich in Reichthum erheben
Fluren voll Bäume, Hügel voll Reben;
Wo weiterhin annoch, den Wolken vertraut,
Der jauchzende Appenzeller ſich Hütten gebaut.

Oder willſt du hinüber dich wenden,
Schifflein, zu Schwabens fruchtbaren Geländen,
Wo der Nebel im Thale noch ſtreicht,
Und, wie er der Sonne entweicht,
Blaue Höhen mit den Lüften ſich einen,
Die mir Ruhe zuzuwinken ſcheinen,
Geſegnetes Land, dem, ſtatt des Goldes, Brot
Die ſchönere Gabe, ſchenkt ein guter Gott!

Jede Ferne, die den Menſchen verhüllet,
Wie iſt ſie mit ſtillem Frieden erfüllet!
Wie ſelig dort, gleich Schwänen auf der Fluth,
Die Inſelſtadt, die Seeumfloßne, ruht!
Menſchenwohnungen ſind zu ſchauen
Wie friedliche Schafe auf goldnen Auen,
Und von des Fürſtenſchloſſes hohem Saal,
Glüh'n die Fenſter im Morgenſonnenſtrahl,

Wie aus einem Paradieſe hienieden,
Wär' uns ach ein ſolches beſchieden,
Wäre an Boden und Land,
Und nicht ins Herz, unſer Glück gebannt. —

Mein Glück iſt nirgends! Wenige Stunden
Wähnt' ich auf Rheinthals Hügeln es gefunden;
Eine Erſcheinung in Mädchengeſtalt,
Lieblich und zart, wie von Amor gemahlt
Das ſchönſte Gebilde — ach meinem Verlangen
Wie ein täuſchender Traum vorübergegangen,
Aber haftend in beklommener Bruſt,
Wie dem Schiffbrüchigen ſein Verluſt!

O daß Winde mich auf Flügeln
Unſichtbar trügen zu Grünenſteins Hügeln!
Daß die Wolke in ihren ſilbernen Schooß
Mich hüllte, zu ſchweben über dem Zauberſchloß,
Nur jetzt noch die holdſeligſte der Frauen
In ihrer Herrlichkeit zu ſchauen,
Ihr lieblich Erſcheinen in mein Herz
Noch einmahl zu drücken, und dann dem Schmerz
Zu erliegen, ſeh' ich ſie am Arme des Andern
Ueber Blumen der Freude wandern! —

Unſeliger, der ſich aus Licht Finſterniß macht!
Siehe nach oben, da ſchwimmt die heilige Pracht
Der Sonne hoch im unendlichen Runde,
Unanſchaubar, und du der Sohn einer Stunde,
Auf dieſem Waſſertropfen kaum
Bemerkt, eines Schattens Traum,
Biſt dennoch die ewigen Bahnen
Der Sonnen fähig zu ahnen,
Ja in höheres Heiligthum hin

Den Schritt zu wagen mit kühnem Sinn;
Warum wollteſt du thatenlos, ohne Ruhme,
Wie ein Schmetterling vor einer Blume,
Wäre ſie auch als die ſchönſte verehrt,
Verſchweben deines Daſeyns Werth?

Die ihr dort die ſchneebedeckten Gipfel
Hoch über die Hügel und ihrer Bäume Wipfel
Erhebt, ihr Berge — auch jetzt vielleicht
Ein Blick von Ihr nach euren Sonnenſpitzen reicht —
Von euch zu ſcheiden iſt beſchloſſen!
Herrlicher See, von dir! Es umfloſſen
Heute mich deine Fluthen zum letzten Mahl,
Mit meinen Freuden, mit meiner Qual.
Ihr Höhen, ihr Thäler, ihr Schattengefilde,
Meine Seele hängt an eurem Bilde;
Doch reiß' ich mich los! In fremdem Land
Will ich ſuchen, was ich hier nicht fand —
Nicht die Gunſt der Frauen,
Wie könnt' ich wieder ſolche Anmuth ſchauen! —
Suchen will ich ein verirrtes Schaf,
Wecken will ich aus dem Schlaf
Mein eignes Selbſt zu neuem Leben,
Ihm den wahren Führer wieder geben,
Der es leite zu dem reinen Quell,
Wo die Weisheit fließet ſtill und hell;
Der es nähre mit der Wiſſenſchaft
Und der Künſte ewigjunger Kraft;
Der des Lebens Freud' und Ehre
Mich in edeln Thaten ſuchen lehre.

Aber wo iſt der Führer, wo das Land? —
Wo ernſter Wille herrſcht, ſind beyde bekannt.
Wie des Trübſinns düſtre Nebel ſchwinden,

Werd' ich des Landes Sonnenküſſe finden;
Dorthin ſteur' ich Müder froh den Lauf,
Die Hoffnung treibt, mich nimmt Gelingen auf! —
Gelingen oder Täuſchung; Glück des Lebens,
Oder ein ſicheres Ende meines Strebens,
Wo auf immer Ruhe mir lacht:
Ruhmvoller Tod in blutiger Schlacht.

* * *

Es war eine helle Mondnacht, als Guſtav das Schloß verließ, allein und voll Trauer; er wollte von niemand begleitet ſeyn, ſelbſt nicht vom Profeſſor. Das Pferd des Oberſten, das er mitnahm, verſprach er von Conſtanz zurückzuſchicken.

So ritt er langſam weiter, durch ſchweigende Dörfer und das Schattengewirre der Bäume; der unwiderſtehliche Friedenszauber des ſtillen Mondenlichtes hatte nach und nach ſeine ſtürmiſchen Gefühle in weiche Wehmuth aufgelöſt. — Aber verloren in den Träumen der Vergangenheit war er ſchon geraume Zeit von der rechten Straße abgekommen; er gerieth an das Waſſer, und da er in der Nähe Licht ſah und in der Beglaubigung war, daß jenes nur der ſeichte Abfluß des ausgetretenen Rheins ſey, wo er, längs demſelben hinreitend, den Weg wieder finden müſſe, ſtürzte er jählings in die Tiefe des Stromes.

Der Fährmann, denn das Licht war in ſeiner Wohnung, hatte den Reiter gehört, und ſich aufgemacht in der Meinung, daß derſelbe hinüber geführt ſeyn wolle. Er hörte nun auch den Sturz und den

Schrey des Sinkenden, und wie er ſich näherte, erblickte er das Pferd, das ſich aus dem Fluſſe losarbeitete, ans Land kam, und einen Menſchen, der mit dem Fuß in dem Steigbügel hing, hinter ſich her zog. Es gelang ihm das ermüdete Thier aufzuhalten, und den Verunglückten los zu machen, der kein Lebenszeichen mehr von ſich gab. Unverzüglich weckte er ſeine Tochter, ſchickte ſie nach Hülfe in das benachbarte Dorf, und bemühte ſich indeſſen, den Unglücklichen ganz aufs Trockne zu bringen und zu forſchen, ob wirklich kein Leben mehr in ihm zu finden ſey.

Hülfe war bald da; der Pfarrer des Ortes war der Erſten einer, die auf den Platz kamen. Schon das Rütteln und die Bemühungen des wackern Fährmanns hatten einige leiſe Spuren des Lebens bey dem armen Guſtav wieder zu wecken geſchienen. Der Pfarrer ließ ihn auf einer Bahre in ſein Haus tragen; warme Tücher wurden zurecht gemacht, und alle Hülfsmittel, die ihm bekannt und zur Hand waren, angewandt, bis es ihm gelang, dem Scheintodten wieder Athem und Bewegung zu geben. Aber Rede war noch keine bey ihm, er lag in völliger Betäubung.

Bald ward er für eine Perſon aus dem nicht fernen Schloſſe Grünenſtein erkannt; Bothſchaft eilte ohne gehörige Vorſicht dahin; das ganze Schloß wurde aufgeſchreckt. — Welch ein Morgengruß für die Freunde, für die aus ängſtlichen Träumen erwachende Geliebte, der man die allgemeine Beſtürzung nicht vergen konnte, nicht verhehlen, daß ein Unfall den ſcheidenden Guſtav betroffen habe! — War erſt ihr Schmerz groß über die Trennung, ſo war jetzt ihr Leid unermeßlich. Sie hielt ihn für verloren, wollte ihn todt noch einmahl ſehen, mit ihm ins Grab. Kaum konnten die Freundinnen ſie zurückhalten, daß ſie nicht nacheilte dem Profeſſor und dem Prediger, die ſich ſogleich zu dem Verunglückten auf den Weg gemacht hatten.

Dieſe fanden ihn zwiſchen Tod und Leben. Ein Wundarzt, der aus der Nachbarſchaft herbeygehohlt worden, machte jedoch Hoffnung, und brachte es durch angeſtrengte Bemühung dahin, daß er gegen Mittag wieder zur Beſinnung kam, und die Beſuchenden es wagten, den tröſtlichen Bericht nach Grünenſtein zu ſenden, er könne wahrſcheinlich gerettet werden. Dieſe ſchwankende Verſicherung des Arztes vermochte den Profeſſor, deſſelben Tages noch in dem Wägelchen des Pfarrers nach Sennwald zu eilen, um den Oberſten mit dem unglücklichen Vorfalle bekannt zu machen, ehe fremdes Gerede ihm zuvorkäme. Den Prediger ließ er bey dem Kranken.

Inzwiſchen erhohlte ſich Guſtav merklich, blieb aber doch noch ſehr ſchwach; und erſt jetzt zeigte es ſich, daß durch das Hangen im Steigbügel ſein Fuß auf eine gewaltthätige Weiſe aus dem Gelenke getrieben worden. Aber nun ſtellte ſich ein heftiges Fieber ein, ſo daß der Landarzt ſich nicht getraute, etwas an dem verrenkten Fuße zu machen, ſondern noch geſchicktere Mithülfe begehrte, wozu auch bereits Anſtalt getroffen war.

Noch ehe der Tag verging, waren ſchon mehrere Bothen aus Grünenſtein gekommen, um ſich nach dem Befinden Guſtavs zu erkundigen; aber die Berichte entſprachen nicht dem Wunſche, und machten den Zuſtand des liebenden Mädchens deſto bedauernswürdiger. Es war ein Jammer, gegen den die theilnehmendſte Freundſchaft nichts vermochte. Sie klagte nicht, ſie ſprach nicht, nannte ſeinen Nahmen nicht; aber ihr Blick war immer in die Ferne gerichtet, als ſähe ſie etwas jenſeit der Wände; bald rang ſie die Arme wie im Gebeth, das Zimmer auf- und niedergehend; bald ſaß ſie bewegungslos auf dem Bette, und ſtille Thränen quollen über die blaſſen Wangen; fuhr dann wieder ſchreckenvoll auf, und verbarg ihr Geſicht am Buſen der Freundin. Eine Nacht unendlicher Trauer.

Der Morgen mit ſeinem erheiterndem Lichte kam, und brachte auch beſſere Nachricht von dem Zuſtande des Jünglings. Eine große Wohlthat für ſie und alle, denn ihre Kräfte hätten die ſteigende Beſorgniß nicht länger ertragen mögen; und täuſchen konnte man ſie nicht, weil ſie jeden Bericht unmittelbar von dem Ueberbringer ſelbſt vernehmen wollte.

Vor dem Mittage langte auch ſchon der Oberſte an, der ohne dieſes Unglück nicht ſo leicht von Sennwald wegzubringen geweſen wäre, indem ihm, durch eine unerwartete Entdeckung, der Engländer näher an das Herz gerückt worden. Dieſer hatte nämlich von dem deutſchen Arzte, der ihn pflegte, den Nahmen und Stand des Oberſten erfahren; und da er von ſeinem Vater, der ein engliſches Commando in Amerika gehabt, öfters gehört hatte, daß er mit einem deutſchen Offizier, der ſo hieß, in vertrauter Bekanntſchaft geſtanden, ſo machte ihn das in den traurigen Tagen ſeines Schmerzenlagers begierig, einen Mann um ſich zu haben, dem er ſich in ſeiner Landesſprache vertrauen könnte, und der wahrſcheinlich ein Freund ſeines Vaters geweſen wäre. Er ließ deßwegen, ohne etwas von ſeiner Vermuthung zu ſagen, durch den Arzt den Wunſch äußern, den Oberſten zu ſprechen. Dieſer kam, und als ſich die Muthmaßung des Engländers bewährte, und er in demſelben den Sohn ſeines ehmaligen Kriegsgefährten wirklich erkannte, ſo ließ er ſich die Gelegenheit nicht entgehen, den jungen Wildfang, den ohnehin Schmerz und Einſamkeit beßrer Weiſung empfänglich gemacht hatten, zurückzuführen auf den Weg vernünftiger Anſicht ſeiner ſelbſt und des Lebens, und ihm das Erlittene als die Sühne ſeiner Verirrungen begreiflich zu machen. Es wurde ihm leicht ſein Zutrauen zu gewinnen, und mit väterlichem Anſehen, dem der Sohn des Freundes gerne huldigte, noch manches von der harten Hülle, die ſeine edlere Natur umzogen hatte, abzuſtreifen. Demnach ward, um die ganze Kur äußerlich und innerlich zu vollenden, gemeinſchaftlich (auch ohne Rückſicht auf den Vorwand wegen Guſtavs) beſchloſſen, daß der junge Mann als ein Freund des Hauſes nach Grünenſtein kommen ſollte, ſobald ſeine Bruſtwunde, und was ihn, obgleich weniger bedeutend, mehr zurückhielt, ſein noch durch Verband entſtelltes Geſicht es geſtattete.

Da kam die unerwartete Erſcheinung des Profeſſors. Es bedurfte keiner Erinnerung, dem Oberſten, ſobald er das Unglück Guſtavs vernommen, die ſchnelle Rückkehr nach Grünenſtein nothwendig zu machen; mit dem anbrechenden Morgen reiſte er ab, und der deutſche Arzt, der dem Engländer nicht mehr durchaus unentbehrlich war, nahm den Weg nach dem Dorfe, wo Guſtav lag.

Es gibt Menſchen, die von Kleinigkeiten niedergedrückt, von bedeutenden Widerwärtigkeiten hingegen gehoben werden; ſo der Oberſte. Wir ſollen, ſagte er unterweges zum Profeſſor, die ſchönen Tage nicht haben, die wir uns geträumt; ein Nebel der Trübſal will ſich auf uns niederlaſſen. Er komme! über dem Nebel wandeln doch Sonne, Mond und Sterne in ungeſtörtem Frieden; was iſt unſer Geiſt, wenn ihn vorüberziehende Wolken ängſtigen? Daß wir in der Noth die Richtung nicht verlieren, das ſoll unſre Sorge ſeyn! — Helfen Sie mir ſteuern, lieber Mann, fuhr er fort, und ergriff die Hand des Freundes; mit Ihrem Beyſtande will ich durchkommen.

Der Profeſſor antwortete nur mit einem treugeſinnten Händedruck; und bald hernach ſprach er: Böſe Tage ſind oft in der Rückerinnerung die ſchönſten; wenigſtens reden wir meiſt von denſelben mit mehr Empfindung als von den guten, weil wir ſo manche lehrreiche Erfahrung an ſie knüpfen. Nicht ſo wohl Widerſtand, als mannhafter Ueberſtand, wendet das Uebel zur Wohlthat.

* * *

Brief des Oberſten an den Major von *.

Grünenſtein, 7. September.

Nichts hätte mir erwünſchter ſeyn können, als deine Nachricht von dem Wiederaufleben meiner Schweſter, denn das Gegentheil hätte mich in der jetzigen Lage zu Grabe gedrückt, um ſo viel mehr, da du ſagſt, ſie habe auf unbekanntem Wege von dem hieſigen Verweilen Guſtavs Kenntniß erhalten, und Worte des Mißfallens darüber hören laſſen. Dabey hat ſie gewiß auch meinen Leichtſinn angeklagt; und wie, wenn ſie mit dieſer Klage aus der Welt gegangen wäre! — Gott ſey gedankt, daß wenigſtens dieſe Laſt des Kummers von mir genommen iſt, ich habe deſſen ohnehin noch genug! Höre nur, und behalte was ich dir ſchreibe in deiner verſchwiegenen Seele; ich werde meiner Schweſter ſchon das Nöthige melden, und dem Paſtor auch.

Der junge Mann verließ, der getroffenen Einlenkung gemäß, das Schloß. Er that es bey Nacht, ſtürzte zwey Stunden von hier mit dem Pferde in den Strom des Rheins, wurde für todt herausgezogen, und liegt nun, zwar wieder auf der Beſſerung aber mit verrenktem Fuße, bey dem Pfarrer des Ortes, wo ſich das Unglück zutrug. In Sennwald erhielt ich die Nachricht, ſandte ſogleich den anweſenden Arzt dem Unglücklichen zu Hülfe, und eilte vorerſt auf Grünenſtein zurück, weil ich wohl vermuthen konnte, der Vorfall müſſe einen erſchütternden Eindruck auf Clotilde gemacht haben. So fand ich es auch. Zwar waren kurz vor meiner Ankunft erträglichgute Nachrichten von Guſtavs Befinden eingegangen, aber es hieß, das Fräulein wolle ſie nicht glauben, und man ſchilderte mir ihren Zuſtand höchſt beunruhigend; deßhalb wollten mich die Frauen aus einfältiger Sorgfalt nicht zu ihr laſſen, und mancherley Bedenklichkeiten, die man einem nicht gern ins Geſicht ſagt, mahlten ſich auf ihren ängſtlichen Mienen.

Soll ich mein liebes Kind nicht ſehen? rief ich: Glaubt Ihr etwa, Clotilde werde mich ſcheuen, oder gar mir Vorwürfe machen? Da kenn' ich ſie beſſer; in welcher Lage ſie auch ſey, nie wird ihr Herz über ihren Oheim erſchrecken, nie ihm Schuld geben, was das Schickſal allein gethan, und keine Vernunft vorausſehen konnte! — Und damit drängte ich mich in ihr Zimmer, und ſchloß die Thüre hinter mir zu.

Sie lag auf dem Bette, blaß und erſchöpft; ſtand jedoch haſtig auf, als ſie mich erblickte, und ſchlang ihre Arme um meinen Hals, und netzte meine Bruſt mit Thränen: Mein Vater! mein Wohlthäter! . . . jetzt erſt kann ich weinen . . . Was macht Er? . . . Soll ich mich ſchämen? darf ich Ihn nennen? Iſt er todt?

Nenn' ihn, nenne ihn wie du willſt, liebe Seele, rief ich tief gerührt: Aber erhohle dich, Guſtav lebt, du wirſt ihn bald wieder ſehen. Sey ſtark, ſey getroſt!

Wird er nicht ſterben? ſagte ſie in gebrochenem Tone . . . Gewiß nicht? . . . und ſahe nach mir auf mit einem Blicke zweifelnder Wehmuth.

Könnt' ich meinem Herzenskinde Unwahrheit vergeben, in dieſem Augenblicke? ſagte ich, und führte ſie zu einem Ruheſitze, mich neben ſie niederlaſſend: Unſer Guſtav iſt außer Gefahr; ſey nur ruhig!

Aber ihre ganze Seele war bewegt; ſie fiel auf die Knie, ergriff meine Hand, ein Strom von Thränen floß darauf. Ich wollte ſie aufrichten: Laſſen Sie mich, ſagte ſie, es iſt mir Erleichterung . . . Aber warum gibt mir mein Vater keine Verweiſe? Warum zürnt er nicht dem ungehorſamen Kinde, das ihn hintergangen, das an dem Unglück Schuld iſt? — Sie bog ihr Geſicht auf meine Knie.

Ich nahm ſie in meinen Arm, drückte ſie an mein Herz; das Sprechen kam mir ſchwer an: Du biſt an ſeinem Unglücke Schuld, liebes Mädchen! verbanne dieſe Gedanken. Keine Vorwürfe ſollen das Heiligthum unſrer Liebe entweihen . . . Wir ſind ſchwache, aber keine böſe Menſchen . . . Das Verhängniß ſteht in der Macht des Herrn . . . Sieh, heute noch beſuche ich den Kranken, und bringe ihm gute Worte, auch von Dir . . . Es würde ihm leid thun zu hören, daß du kleinmüthig ſeyſt. —

Sie wurde nach und nach ruhiger. Nächſt der Verſicherung von Guſtavs Wiederaufkommen war ihr auch durch mein Betragen ein Stein vom Herzen gewälzt; das edle Geſchöpf, ſtatt an Vorwürfe gegen mich zu denken, hatte dieſelben von mir erwartet, ſchrieb ſich ſelbſt das Uebel zu.

Ich übergab ſie den ängſtlichharrenden Freundinnen, die bald mit großem Vergnügen eine auffallende Veränderung in ihrer Gemüthsſtimmung wahrnahmen. — Gleich nach Tiſche fuhr ich dahin, wo ſich Guſtav befand.

Der deutſche Arzt war ſchon da, und machte mit ſeinen anweſenden Kunſtgehülfen Anſtalt, dem Leidenden den verrenkten Fuß einzuziehen, weil er ihm große Schmerzen verurſachte, die das Fieber vermehrten. Als ich vor ſein Bett trat, reichte er mir die Hand entgegen: ich habe gebüßt, gnädiger Herr, etwas von meiner Schuld iſt abgetragen . . .

Nicht ſo, lieber Guſtav! nicht ſo! unterbrach ich ihn: Ich verlange keine Büßung, ſondern daß du ge-

und und glücklich ſeyſt. — Er ſeufzte, lächelte und chwieg.

Ich ſetzte mich neben ihn: Clotilde wünſcht es uch, ſagte ich.

Weiß ſie etwas von meinem Begegniß? erwieerte er lebhaft: es hätte ihr weh gethan, wenn ch . . . Noch war es nicht meine Stunde. Was acht ſie?

Ihr ernſtes Verlangen iſt, dich bald geſund nicht ur zu wiſſen, ſondern auch zu ſehen; darum pflege tzt ruhig deiner Geneſung, damit auch ſie Ruhe habe. Wir erwarten es alle, alle von dir.

Er küßte mir die Hand: Nie hab' ich Ihre Güte ißkannt, edler Mann, und . . . wer aus den Aren des Todes kommt, muß frey reden . . . auch nie ißbraucht. Nur der Schein der Welt mag gegen ich ſeyn; was iſt aber dieſer Schein?

Für Freunde iſt er nichts, lieber Guſtav, ſagte h . . . und wir ſind Freunde. Beruhige alſo dein emüth, damit auch dein Vater erfreuliche Berichte rfahre.

Ihr guter Geiſt ſorge für meinen Vater! Ich n zu allem bereit, was die, ſo mich lieben, befriedin kann.

Da die Aerzte auf Beſchleunigung der Operation rangen, ſo wurde ſie jetzt vorgenommen; und da Guav den Wunſch äußerte, daß ich zugegen ſeyn möchte, mußte ich es mir gefallen laſſen, ſo nahe es mir ging. — Er hielt während der ganzen Verrichtung mit ſeinen beyden Händen die meinige gefaßt, und harrte ſtandhaft aus, wiewohl es lange währte, und die Schmerzen groß waren, denn das Gelenk war übel zerriſſen. Halbohnmächtig wurde er nun im Bette zurecht gelegt; doch der deutſche Arzt (wahrhaftig ein geſchickter Mann) ſpricht mit Zuverſicht von kurzer Friſt der Heilung.

Nun bin ich wieder hier in Grünenſtein, und ſuche mich von allen dieſen Anſtrengungen, die mein bißchen Kraft beynahe erſchöpft haben, zu ſammeln. Es iſt doch nun alles inſofern in der Ordnung, daß die Gemüther ſich wieder zur Gelaſſenheit kehren, und kein neuer Ausbruch eines Sturmes droht, und ich wieder mit dem Profeſſor ruhig unter der Linde ſitze. So weit iſt es mit unſern ſeligen Idealen gekommen, daß wir jetzt herzlich gern mit dieſer negativen Ruhe vorlieb nehmen, und uns der Ueberzeugung ergeben, Gott habe aller Seligkeit hienieden das Wörtlein „Mühe“ vorgeſetzt, um ſie menſchlich zu machen.

Aber was iſt mit den Kindern anzufangen? — Ich habe dir mit Fleiß ſo umſtändlich über ihr beyderſeitiges Benehmen geſchrieben, auf daß du ſelbſt urtheilen mögeſt, ob ich anders hätte reden und handeln können. Ich ſehe nun erſt, wie tief ihre Liebe gewurzelt, wie feſt das Band iſt, das ihre Seelen umſchlingt; du haſt vernommen, wie Clotildes Leben auf ſeinem Daſeyn ruht, und ich geſtehe dir, die Faſſung und die muthvolle Sprache des Jünglings auf ſeinem Leidenslager haben, ſo unerwartet ſie auch waren, ihm mein Herz noch mehr zugewandt. Dieß Band zu zerreißen war außer meiner Macht, und iſt jetzt auch außer meinem Willen; ein neues Unheil müßte deſſen Folge ſeyn, da ſey Gott vor! — Sage die Welt was ſie wolle, was kümmert mich die Welt!

Aber die Mutter, eine Frau von hohem Stande, die wird nimmermehr einwilligen, und Clotilde iſt ihr Kind, nicht das meine: wird nicht eines von ihnen darüber zu Grunde gehen? Dieſer Gedanke liegt ſchwer auf mir. — Freund, Lieber, Einziger! Da mußt du helfen und rathen, und vor allen Dingen zu verhüthen ſuchen, daß ſie nichts von der Geſchichte erfahre. Das meint auch der Profeſſor: Aber darauf können Sie ſich nicht verlaſſen, ſagt er, das Gerücht hat magiſche Flügel, die es auf unbegreifliche Weiſe über Raum und Zeit hinwegtragen. — Das iſt wahr, wie hätte ſonſt meine Schweſter ſchon etwas ahnen, und ſo plötzlich, wie du meldeſt, auf den Einfall kommen können, ihre Tochter wieder bey ſich zu haben? Es wäre denn, ſie hätte den Abſichten des Grafen B. Gehör gegeben, denen ich im Nothfall ſchon begegnen wollte. — Indeß müſſen wir doch thun, was in unſerm menſchlichen Vermögen liegt, alles Unheil abzuwenden. Sage ihr förderſamſt, ich ſey ſelbſt geſinnet, nicht mehr lange hier zu verweilen; denn der Herbſt iſt vor der Thüre, und mit ihm will ich ſcheiden; nur muß ich erſt wieder zu Kräften kommen, ich bin ein alter Mann, und fühle mich von der Mühe und Arbeit dieſer letzten Tage ſehr abgemattet.

* * *

Es hatte nun wirklich im Schloſſe alles wieder ſeinen ruhigen Gang angenommen; Clotilde blühte wieder auf in ſtiller Freude über Guſtavs Beſſerung und über des Oheims väterliche Milde; und die Freundinnen waren durch die ſchmerzlichen Vorfälle zu höherer Einfalt geſtimmt und noch vertrauter unter ſich geworden. Nur der Oberſte fing an zu kränkeln; die heftigen Gemüthsbewegungen, die unzeitigen Anſtrengungen hatten ihn doch angegriffen. Er achtete anfänglich wenig darauf, erſchrack aber faſt, als ſich das Uebel auf die Bruſt werfen wollte, bis es ſich zu ſeinem alten Feinde oder Freunde, (bald gab er ihm dieſen, bald jenen Nahmen) dem Podagra entſchied; da ward er wiederum fröhlich: Iſt's nur das? ſagte er; dagegen kenne ich längſt ſchon die beſte Arzeney, ich decke meine Leiden mit dem Mantel der Geduld; Ihr ſollt ſehen, wie ich mich in dieſes Gewand zu hüllen weiß!

Doch die Bewunderung wollte ſeiner Erwartung nicht immer entſprechen; es währte nicht lange, ſo nannte die Baſe, die ihm vorleſen mußte, jenes Gewand einen unſichtbaren Mantel. Nein, ſagte die Chanoineſſe, ich ſehe den Mantel wohl, aber er iſt ihm zu enge, und bekömmt zuweilen Riſſe. Guſtav ma wohl gelaſſener ſeyn, flüſterte Suschen zu Clotilde. Und Tobias verſicherte die Kammermädchen, ſo lange der gnädige Herr nicht auffahre, ſey er recht geduldig.

Wir wollen billig ſeyn, entſchied der Profeſſor: Geduld iſt eine ſchweigende Tugend, die in der Gegenwart wenig Aufſehen macht, und deſto mehr in ihrer Abweſenheit vermißt und geprieſen wird. Daher ſind die Geduldigen auch übel daran, denn ſobald ſie nur ein einziges Mahl auffahren, wird nicht mehr an das gedacht, was ſie ſtillſchweigend ertragen haben.

Wirklich ertrug der Oberſte ſeine Schmerzen, wenn auch nicht immer mit Geduld, doch mit Muth. Nur darin wich er von ſeiner gewohnten Stimmung ab, daß er manchmahl über Sachen, die er in geſunden Tagen ſcherzweiſe aufgenommen hatte, ſich jetzt ärgerte; ſo bekam denn freylich jedermann etwas zu hören. Selbſt den deutſchen Arzt, zu dem er doch viel Vertrauen gefaßt hatte, fuhr er etwas derb an, als dieſer ihn in einer Stunde des Schmerzens beſuchte, und, wie er ſelten umhin konnte, gelehrt zu reden anfing, und von „depotenzirter Nerventhätigkeit, als dem „Zuſtande der Hypochondrie, der durch den Proceß der „Desoxygenation in ſeine höchſte Potenz geſteigert „werde,“ ſprach: Heilen Sie mich, wenn Sie können, rief der Patient ergrimmt; aber um's Himmels willen verſchonen Sie mich mit Ihren Potenzen! ich will noch lieber hören, was Hippokrates auf griechiſch geſagt hat; wenn ich es ſchon nicht verſtehe, ſo kann ich doch denken, es iſt etwas Gründliches. Aber hinter dieſen ſublimirten Prachtwörtern ſteckt nichts als Vornehmthun, denn ich bin überzeugt, man könnte ſie meiſt alle auf einfache ſchon bekannte Ausdrücke zurückbringen. — Nichts für ungut, lieber Doctor! that er jedoch bald darauf, als der Schmerz heftiger wurde, hinzu: ich bin eben aus der alten Schule, die für alles einen verſtändlichen Nahmen ſuchte; und in eine neue mag ich nicht mehr gehen, als allenfalls in die Schule der Nothwendigkeit, wo man zum Lernen nie zu alt iſt.

In dieſer Zeit, als der Oberſte hier und Guſtav dort krank lagen, und der deutſche Arzt darum nur ſelten nach Sennwald hinkam, hatte der Engländer Langeweile bekommen, und wurde begierig, das Leben auf Grünenſtein, worüber er von dem Oberſten und dem Arzte ſo viel Anziehendes gehört und in ſeiner Einſamkeit noch mehr geträumt hatte, mit eignen Augen zu ſehen. Da er es aber noch nicht wagte, ſein Geſicht dem Frauenzimmer zu zeigen, entſchloß er ſich, ohne jemand ein Wort zu ſagen, einſtweilen ſein neues Leben damit anzufangen, daß er den, welchen er bisher als einen Feind betrachtet hatte, ſich nunmehr zum Freunde zu machen ſuche, den jungen Mann, der gleich ihm dem Tode entronnen, die angebotene Verſöhnung wohl nicht verſchmähen werde. Er ließ ſich alſo insgeheim in das Pfarrhaus bringen, wo ſich Guſtav aufhielt, fand dort auch noch ein Plätzchen, und ſbald ward die Freundſchaft geſchloſſen; welches unter jungen Leuten, die ein auffallendes Verhängniß vereinigt, eben nicht ſchwer iſt.

Verborgen konnte er aber daſelbſt nicht bleiben, da immerfort Leute von dem Dorfe und von Grünenſtein hin und her gingen. So bald es alſo auf dem Schloſſe bekannt war, daß der Engländer bey Guſtav ſey, ſo wurde die weibliche Neugier rege, und die Freundinnen beſchloſſen, einen Beſuch, den Clotilde, nur von Suschen und dem Prediger begleitet, auf dem Dorfe hatte machen wollen, nunmehr in Geſammtheit abzuſtatten. Jene wäre wohl lieber allein gegangen, durfte aber nichts gegen den Beſchluß einwenden. Von dem Oberſten war kein Hinderniß zu beſorgen, denn wie nach dem Sturme die Stille, ſo war jetzt auch ein feyerliches Schweigen über die Angelegenheiten der Liebe eingetreten; es war, als wenn ſich alles das Wort gegeben hätte, die Sache mit keiner Silbe zu berühren, und doch war es keine Verabredung. Von Guſtav ſprach jedermann, ſelbſt der Oberſte, als von dem Freunde des Hauſes mit der größten Theilnahme; Clotilde wurde mit zärtlicher Schonung behandelt; der glückliche Erfolg ihrer Liebe war kein bloßer Wunſch mehr, ſondern eine ſtillſchweigende Vorausſetzung. Man fühlte aber, daß man jetzt den guten Geiſt des väterlichen Oheims müſſe walten laſſen, dem jedoch nicht ſowohl die Sache, als das Wie? derſelben noch manches Bedenken erregte.

Da Guſtavs Aufenthalt nur ein paar Stunden entfernt lag, ſo wurde der Beſuch auf einen Nachmittag veranſtaltet. Den Prediger ſchickte man als Eilreuter voraus, um den Kranken darauf vorzubereiten; da er aber Kürze halber einen Fußſteig eingeſchlagen hatte, auf dem er nach einigen vergeblichen Verſuchen nicht mehr fortkommen konnte, ſo war er genöthigt zurückzureiten, ſo daß der Wagen geraume Zeit vor ihm im Dorfe anlangte, und ſeine ſorgſame Braut ſich ſchon ängſtlichen Gedanken hingab, bis er endlich in geſtrecktem Galopp herangeflogen kam, um ſie zu beruhigen.

Die Freundinnen hatten unterweges, weil ſie wußten oder ahnten, daß die Mehrzahl den Liebenden läſtig ſey, ausgemacht, Clotilde müſſe anfänglich nur von Einer Perſon begleitet vor Guſtav erſcheinen; da aber jede wünſchte dieſe Perſon zu ſeyn, ſo vereinigten ſie ſich darüber zum Looſe, und dieſes fiel der Chanoineſſe zu.

Es war ein warmer Septembertag; der Engländer ſaß auf einer Bank vor dem Hauſe, und ſahe des Pfarrers Kindern zu, als die Kutſche um die Ecke des Hauſes vorgefahren kam. Zum Entſchlüpfen war es zu ſpät, und der Anſtand erforderte, den Frauen aus dem Wagen zu helfen; ſomit ward er erkannt, und in die Bekanntſchaft eingeführt, ehe er daran gedacht hatte. Sie erfuhren von ihm, daß der Kranke ſchlafe, übrigens, den noch unbeweglichen Fuß abgerechnet, ſich wohl befinde.

Das Geräuſch unſrer Ankunft wird ihn wohl geweckt haben, ſagte die Chanoineſſe zum Engländer: fragen Sie ihn, ob ihm nicht Eine von uns im Traume erſchienen, die er zu ſehen wünſchte?

Der Abgeſandte brachte die Antwort, daß der glückliche Unglückliche ſie mit Sehnſucht erwarte; und ſo wankte Clotilde am Arme der Chanoineſſe zu ihrem Geliebten. Letztere kam aber bald zurück: die Kinder müſſen allein ſeyn! ſagte ſie bewegt.

Erzählen Sie uns doch, wie haben ſie ſich benommen? —

Wie zwey liebende Geſchwiſter, die nach dem Tode ſich im Himmel wieder finden . . . O Gott, welche reine Seelen! rief ſie; und Thränen ſtürzten über ihre Wangen.

Auch die Freundinnen weinten, und waren doch fröhlich.

So eine Liebe, fuhr jene fort, habe ich noch nie geſehen; ſie ſprechen ohne Worte, und verſtehen ſich ohne Rede; ihr Geiſt fliegt dem Begriffe voraus, und ihre Empfindungen ſind Eins, ehe ſich der Gedanke bildet; und doch grenzt ihre Einfalt an das Erhabene. Es iſt eine Rührung, die nicht auszuhalten, und eine Wahrheit, die nicht zu beſchreiben iſt.

So was ſieht man nicht alle Tage, ſagte darauf die Baſe: meine Gegenwart wird ſie nicht ſtören! ſie ſprang hinauf. Ihr folgte Suschen; und dann die Schweizerin. — Die Chanoineſſe blieb bey dem Engländer, den ſie nach ihrer freyen Weiſe ſogleich unter die Linſe ihrer geiſtigen Beſchauung nahm. Da ihm aber wegen ſeiner Wunde das Sprechen noch beſchwerlich war, er auch aus angeborner Schüchternheit nicht reden mochte, ſo war die Unterhaltung für ſie, die ſo viel auf zuſammenhängendes Geſpräch hielt, nicht ganz erfreulich. Doch konnte ſie ſich des aufrichtigen Lobes nicht enthalten, als er mit vaterländiſcher Sinnesfeſtigkeit verſicherte, daß er entſchloſſen ſey, ſeinen neuen Freund nicht zu verlaſſen, ſo lange dieſer noch ſeiner bedürfe.

* * *

In ſeinem Lehnſtuhle ſitzend und den Fuß noch in Polſter gehüllt, ſah es der Oberſte gern, wenn ſich die Geſellſchaft der Freunde abends um ihn verſammelte. Sie thaten es willig, denn die Tage der Gegenwart waren jetzt wieder friedſam und heiter, und das Verſtändniß der Gemüther glich, nach einem Gleichniſſe der Chanoineſſe, einem Regenbogen, der vielfarbig und doch Eins ſich über Grünenſtein wölbte. Nur Guſtav mangelte noch in ihrer Mitte an der Seite der jungfräulichen Clotilde; ſie ſelbſt, des Oheims Gewährung bewußt, vor dem ſie nun kein Geheimniß mehr drückte, leuchtete in überſchwenglicher Liebe und Beſcheidenheit über alle; gleichwohl floß manche geheime Thräne dem mütterlichen Verlangen nach ihr, das die Baroneſſe in ihren Briefen auf angelegentliche Weiſe äußerte.

An einem ſolchen Abend ſprach der Oberſte von ſeiner nahen Abreiſe, wozu er wirklich ſchon vorläufige Anſtalten getroffen; und ſagte dann: Genug der Schweizerfreuden und Leiden; der Herbſt kömmt, ſobald der vorbey iſt und ich gehen kann, ziehe ich ab. Was ſollte ich länger in der Schweiz thun? Der Winter iſt für uns Alte nur in Bequemlichkeit und warmen Stuben erträglich, die habe ich zu Hauſe noch beſſer als hier. — Er wollte in dieſem leichten Tone fortfahren, aber die Empfindung überwog: Lebt alsdann wohl, ſprach er weiter, ihr theuren Unvergeßlichen; ich trage Euer Andenken im Innerſten des Herzens mit, bewahrt auch das Meine! Unſre Freundſchaft bildete eine heitere Blume, bald werden die Blätter derſelben einzeln und düſter umherfliegen! — Er ſchwieg, und niemand antwortete. Als er ſah, daß ſie alle gerührt und ſchweigend um ihn her ſaßen, fuhr er ſich ſelbſt ermuthigend fort: Doch wir ſollen einander nicht, der Zeit vorgreifend, rühren; wenn es wirklich ans Scheiden geht, iſt es noch frühe genug, und auch dann ſoll man nicht viel Weſens machen; gute Freunde ſehen einander nie zum letzten Mahle.

Wer dieſe Gewißheit mitnehmen kann, iſt glücklich, ſagte die Chanoineſſe, und ſahe dabey lächelnd auf Clotilde.

Ich verſtehe Sie, erwiederte der Oberſte: es iſt Zeit, daß ich mich auch hierüber ausſpreche. Und indem er ſich zu ſeiner Nichte wandte, ſprach er: Was Gott zuſammenfügen will, das darf ich nicht ſcheiden; was meine Standespflicht erforderte, hab' ich gethan, aber wo dieſe mit der Menſchlichkeit in Streit kömmt, da kann keine Frage ſeyn, welche man vorziehen ſoll. Meinen Schritten folgte das Unglück auf dem Fuße nach, dieß geboth mir ſie einzuſtellen, und die Angelegenheit der höhern Hand, die ſich mir darin zeigte, zu überlaſſen. Der Menſch denkt, Gott lenkt, pflegt mein Freund zu ſagen; Guſtav wird dein ſeyn und bleiben, liebes Kind, weil er deiner werth iſt, und die lenkende Macht es ſo haben will. Wenigſtens ſoll, ich erkläre es hiemit feyerlich vor allen, eure Verbindung an mir nicht nur kein Hinderniß, ſondern, wo es nöthig ſeyn wird, Unterſtützung finden; denn verhehlen, Clotilde, mußt du dir's nicht, daß ſich noch mächtige Schwierigkeiten zeigen werden. Unumgänglich nothwendig iſt es aber, daß Guſtav jetzt, ſobald ſein Fuß geheilt iſt, auf Reiſen gehe, um ſeine Bildung zu vollenden.

Und Sie, mein Lieber, ſprach er zum Profeſſor, möchte ich bitten, meine Geſinnungen, ſo wie ich ſie ausgeſprochen habe, unſerm jungen Freunde zu hinterbringen, damit die Erklärung ſchon gemacht ſey, wenn wir wieder zuſammenkommen; denn mein Wohlwollen perſönlich mit Worten an den Mann zu bringen, machte mir von jeher Mühe, weil mich der Dank beſchämt.

Seltſamer Mann! ſagte die Chanoineſſe. — Clotilde aber fiel ihm um den Hals: Mein Vater! war alles was ſie ſagen konnte.

Er herzte ſie kindlich: Kommt Zeit, kommt Rath, mein Töchterchen, fuhr er fort: für einmahl nehmt ihr die Hoffnung mit; ſie iſt dem Leben das, was eine frohe Ausſicht dem Reiſenden.

Und ihre ſittige Begleiterin iſt die Geduld, that der alte Profeſſor hinzu: ſie iſt die Hütte, aus der man die Ausſicht betrachten muß.

Auch mag es allerdings gut ſeyn, fuhr jener fort, daß junge Leute ſich früh in der Geduld üben, um ſie im Alter zeigen zu können.

Wie der liebe Oheim, meinte die Schweizerin.

Das thue ich auch, rief er lachend, wenn Ihr ſchon der Verſtockung hingegeben ſeyd, es nicht ſehen zu wollen. —

So wechſelten Scherz und Ernſt in ihren Unterhaltungen, denn der frohſinnige Alte liebte das in ſeinen guten Tagen und Stunden, und die Freundinnen fügten ſich gern in ſeine Art und Weiſe, wiewohl ſich die Chanoineſſe anfänglich darüber aufhielt, als über eine gemeine Manier, die dem guten Tone und der Würde des Geſprächs zuwiderlaufe. Hingegen behauptete der Profeſſor, das Geſpräch an ſich, als Form betrachtet, habe keine Würde, nur Geiſt und Geſinnung geben ihm dieſe; ohne jene Eigenſchaft ſey die Würde eine leere Importanz. Den Ernſt in gemüthlichen Scherz auflöſen, und mit Scherz den Ernſt beginnen, das ſey die wahre Kunſt der Unterhaltung; jedes Geſpräch, das nur um eines angegebenen Tones willen fortgeführt werde, und eine angenommene Richtung durchlaufen ſolle, führe zur Langenweile.

Und ſo ergab ſich auch jene, alles lebendig erfaſſende Dame, bald der Gewohnheit, welche die beyden Alten angenommen, und mit leiſer Geiſtesüberlegenheit auf ihre ganze Umgebung verbreitet hatten: die Freyheit der Seele in der Unbefangenheit reinmenſchlicher Empfindung zu ſuchen, freylich mit Hinſicht auf die Empfänglichkeit der Geſellſchaft, aber aus bloßen Geiſteskünſtlichkeiten ſich nichts zu machen. So kam es, daß die Chanoineſſe jetzt ſchon manches für Vorurtheil erkannte, was ſie ſonſt als ein Erforderniß höherer Bildung angeſehen, und an ſich ſelbſt geſchätzt hatte. Auch an ihr erwies ſich der Einfluß des Umgangs mit männlicher Kraft, dem keine edle weibliche Natur auf die Dauer widerſteht.

Tiefer war in dem deutſchen Arzte ſeine Neulehre gewurzelt; er konnte und wollte ſich nicht ſo leicht zu der obſoleten Klarheit der bejahrten Freunde herabdepotenziren, wie ſie erwarteten; er hatte ſich nun einmahl in ſeine geheime Naturdynamik tüchtig hineingearbeitet, und ſich nicht nur den Schimmer, ſondern, die Wahrheit zu geſtehen, auch den weſentlichen Sinn

ihrer

ihrer neuen Ausdrücke zu eigen gemacht, ſo daß weder der Spott des Oberſten, noch die einfache Sprachweiſe des Profeſſors viel über ihn vermochten, indem er beyde im Einzelnen überſah und zu überſehen glaubte. Sie fühlten das auch, und wurden allgemach nachſichtig gegen ſeine wiſſenſchaftliche Sprache: Iſt doch im Grunde alles nur Terminologie, was wir vom Innern der Natur wiſſen, ſagte der Oberſte. Nur litten ſie nicht, daß der Arzt ſeine Anſichten auch auf Sachen des Geſchmacks übertrüge.

Als daher eines Tages von neuen Dichtungsproben der Freundinnen die Rede war, die, da ſie ſich längſt in allemanniſchen Gedichten erſchöpft hatten, nunmehr zur ſüdlichen Art und Kunſt hinneigten, und belehrt von dem deutſchen Arzt ihre weichen Empfindungen nur in weiblichen Reimen ausſprechen zu müſſen glaubten, wehrte ihnen das einer der Alten, und tadelte den Rathgeber, der zu dieſem Behuf mehrere Sonette als Muſter zum Vorſchein brachte. Sonette, ſprach jener, taugen durch ihre Form nicht für die deutſche Poeſie, ihr Inhalt mag auch noch ſo ſehr von dichteriſchen Funken glühen und glänzen. Freylich iſt es ein Vorzug unſrer Sprache, alles nachahmen zu können, es iſt aber auch eine Schwachheit, alles nachahmen zu wollen; jede Sprache hat ihre eigenthümlichen Schranken, und ſoll ſie haben, über die hinaus der gute Geſchmack ſich in bloße Mode verliert.

Ein alter Engländer *), unterbrach ihn der Oberſte, verglich die Sonette mit dem Bette jenes Tyrannen, wo den Fremden, welche ſich hineinlegen mußten, was zu kurz aus einander gereckt, und was zu lang war, abgeſchnitten wurde.

Die deutſche Sprache, fuhr der Profeſſor fort, iſt glücklich, beyde Reimendungen zu haben, die weibliche und die männliche, und beyde ſtehen ihr gleich gut an; warum ſollte ſie die Eine auswärtigen Vorbildern zu lieb vernachläſſigen? Der Italiäner wäre ſtolz darauf, wenn ſeine weichliche Sprache unſre männlichen Reime mehr als nur zum Scheine hätte.

Und dem Engländer, ſagte der Oberſte, thäte es wohl, wenn er die Einförmigkeit ſeines ernſten Geſangs wie wir durch Doppelreime (double Rhyme's) unterbrechen dürfte. Aber beyde werden ſich wohl hüthen, ihrem feſtſtehenden Reimgebäude fremde Formen anzuflicken, welche die nationale Eigenthümlichkeit verwirren, oder wohl gar, wie diejenigen Formen, von welchen wir ſprechen, der Sprache mehr nehmen als geben.

Klopſtock hat den Hexameter mit Glück eingeführt, entgegnete der Arzt.

Aber wir ſprechen jetzt nur vom Reime, war die Antwort; und da iſt der wahre Dichter von dem halben ſchöngeiſtigen ſchon daran zu unterſcheiden, daß

---

*) Ben-Johnſon.

jenem gewöhnlich die landesüblichen Versmaaße genügen, um ſeine Schätze hineinzulegen, da hingegen der Halbe immer nach dem Modiſchen und Fremden haſcht.

Laſſen wir die Sonette, meine Damen, rief der Oberſte, unſer ſey das deutſche Lied!

Aber der Profeſſor war noch nicht fertig: er behauptete, die einfachſte Tonweiſe ſey der Innigkeit, die in echtdeutſchen Dichtungen vorherrſche, angemeſſener, als die verſchlungenſten Kunſtketten des Auslandes. Und wie es geht, wenn man eine Meinung verficht, daß man oft aus Vorliebe auch dem Geringen einen höhern Werth beylegt, ſo zog er Verſe hervor, die ein geiſtlicher Freund von ihm in der ſchlichten Form eines uralten Kirchenliedes verfertigt habe, und führte dieſelben als einen Verſuch der Wirkung äußerlicher Einfalt an. Es iſt ein Nachtlied, ſagte er, und las:

Die Sonne zeigte golden ſich,
Als ſie am Abend von uns wich.

Sie ſchied ſo lieblich wie ein Freund,
Der wieder bald zu kommen meint.

Es breitete ihr Sterngewand
Die Nacht nun über Stadt und Land,

Und vor des Mondes mildem Schein
Entfloh Geräuſch, trat Stille ein.

Aus Sternenglanz und Mondenlicht
Wem quillet Lied' und Andacht nicht?

Jetzt rückt die Mitternacht heran,
Und alles ſchläft, was ſchlafen kann.

Längſt von des Nachbars Fenſter her
Begegnet mir kein Lichtſtrahl mehr;

Er betbete mit ſeinem Haus,
Und ruht nun von der Arbeit aus.

Nur noch des Thurmes Hüther wacht,
Und ſchauet in die tiefe Nacht.

Umſonſt, o Wächter, wacheſt du,
Sieht Gott der Herr nicht ſelber zu!

Hier bey der Lampe ſpätem Schein,
Wie hüllt mich einſam Schweigen ein!

Des Tages Mühe ſchwand dahin,
Und ſtille Ruh' iſt mein Gewinn.

Mein iſt der Troſt: der treue Hirt
Die Schäflein nicht verlaſſen wird;

Vergäß den Sohn die Mutter — Ich
Will nie, ſpricht Er, vergeſſen dich! —

Wie ſich mein Aug' im Schlummer neigt,
Zu Dir noch mein Gedanke ſteigt,

O Herr des Lebens! — Säume nicht,
Ruf' aus der Nacht uns bald zum Licht!

Es iſt wirklich zum Einſchlafen, ſagte der deutſche Arzt; die Chanoineſſe zuckte die Achſeln, und die übri gen Frauenzimmer ſahen einander an; der Oberſte aber drückte ſeinem Freunde kräftig die Hand.

So gehts, ſagte der Profeſſor und ſteckte gelaſſen ſeine Verſe ein: das hat man davon, wenn man belehren will, es danken einem nur die, ſo ſchon belehrt ſind.

* * *

Schon färbten ſich die Trauben und nahte der Herbſt, und mit ihm die längſterſehnte Hochzeit Suschens; dieſe ſollte im Schloſſe auf Unkoſten des Oberſten mit anſtändiger Pracht gefeyert werden, denn er wollte die treue Begleiterin ſeiner Nichte, die nunmehr als ihre Freundin betrachtet wurde, und ihren rechtſchaffnen Bräutigam ehren. Da aber dieſer feſtliche Tag zugleich als das Ziel der Scheidung angeſehen wurde, ſo war man gefliſſen darauf bedacht, die kurze Friſt noch ſo genußreich als möglich zu machen. Es wurden kleine Reiſen veranſtaltet, die benachbarten Höhen und Schlöſſer beſucht, ſogar Seefahrten gemacht. Von dem Allem hatte nun freylich der noch ins Zimmer gebannte Oberſte nur, wie er ſich ausdrückte, den Genuß von der zweiten Potenz, das heißt, den der Erzählung. Er behauptete aber, daß Leute von Jahren, die mit Natur und Menſchen überhaupt bekannt ſeyen, oft eben ſo viel Vergnügen am Anhören und Ausfragen eines von ſeinem Gegenſtande begeiſterten Erzählers finden, als wenn ſie die Sache ſelbſt vor Augen gehabt hätten, weil ihnen das, was an lebendigem Eindruck abgeht, durch die anziehende Beobachtung eines fremden Auffaſſens erſetzt werde.

Gleichwohl fehlte es ihm auch nicht an Geſellſchaft; es kamen immer Nachbarn, ſelbſt Bauern, mit denen er nach ſeiner Art Bekanntſchaft gemacht hatte, zum Beſuche. Der Hauptmann von Appenzell und ſein Töchterchen waren zur Hochzeit eingeladen, und wurden täglich erwartet; auch hatte man nicht geſäumt den noch immer zum Gehen unfähigen Guſtav, ſobald er fortbringlich war, nach Grünenſtein zu hohlen, und mit ihm kam der Engländer, ſo daß ſich bald kein Plätzchen mehr in dem geräumigen Schloſſe fand, das nicht beſetzt war.

Solcher Geſtalt hatte ſich doch noch, ſelbſt aus der Widerwärtigkeit, ein erfreulicher Verein befreundeter Seelen gebildet, wie ihn der Oberſte anfänglich gewünſcht hatte. Dem an Leib und Seele geneſenden Engländer gefiel dieſes Gemeinweſen gar wohl, er nannte es einen geſellſchaftlichen Vertrag, wo alle gehorchen und keiner befiehlt; und der Profeſſor, der alles mit inländiſchen Augen betrachtete, verglich es mit einer Tagſatzung, wo viel verhandelt und wenig ausgemacht wird, wo aber die Mitglieder gerne weilen. Ich habe neulich von dem Garten des Epikur geleſen, ſagte die junge Baſe: damit möchte ich dieſen Aufenthalt am liebſten vergleichen. Ich wahrhaftig auch, rief der Oberſte, wenn es Gott gefiele, mich der Vergleichung würdig zu machen! aber du biſt eine

Schmeichlerin, Mädchen, und weißt was ich gerne höre. Andre nannten es ein patriarchaliſches Leben; und die Frau Amtsräthin, die auch ein Gleichniß anbringen ſollte, bemerkte, daß das Schloß ihr manchmal vorkomme, wie die Arche Noe's, jedoch ohne die Thiere. Von dieſer Zeit an hieß es oft, wir wollen in die Arche zurück, wenn die Geſellſchaft Abends von einem ermüdenden Beſuche nach Hauſe ging; zuweilen auch wurde der Oberſte als Erzvater begrüßt, wenn beym fröhlichem Mahle die Becher klangen.

Sonſt zeigte ſich die Frau Amtsräthin nicht mehr ſo häufig, wie anfangs; eine nähere Angelegenheit gab ihr viel zu ſchaffen. Sie hatte eine Eroberung an dem Herrn von X. gemacht, dem alten Offiziere, der bey der Feuersbrunſt ſie allein nicht verlaſſen, und war jetzt im Begriffe demſelben ihr Herz zu ſchenken; da aber alte Herzen ſich nicht ſo leicht hingeben wie junge, und ſie auf die Beharrlichkeit ihres Liebhabers ſichere Rechnung machen konnte, ſo hatte ſie eine Zeit der Prüfung feſtgeſetzt, ehe ſie das Jawort von ſich gäbe. Der Mann lebte von einem kleinen Retraitegehalt aus Frankreich, und war die Geduld ſelbſt; dabey auch kein ungeſchicktes Weſen für den geſellſchaftlichen Umgang, indem er gut Boſton ſpielte, und mehrere weibliche Arbeiten aus dem Grunde verſtand, auch ſein Franzöſiſch ſehr geläufig ſprach. Er ſcheute aber das Schloß, weil alles dieſes daſelbſt nicht vorzüglich geachtet noch getrieben wurde, und darum hatte er die Frau

Amtsräthin beredet, mit Zuzug von ein paar Gleichgeſinnten beyderley Geſchlechts eine kleine Geſellſchaft unter ſich zu ſtiften, wo man bey einem ruhigen Kartenſpiel und unterhaltendem Stricken vergnügter wäre, als in dem Wirrwarr des Schloſſes.

Der Verluſt wurde nicht ſtark gefühlt, man hatte dagegen ein gefälliges Erwerbniß an dem Engländer gemacht, der, durch die blutige Zurechtweiſung, ſeiner beſſern Natur wieder näher gebracht, den Oberſten wie ſeinen Vater, oder wie ein Neugeweihter ſeinen Lehrer verehrte, und ſeinen neuen Freund mit treuer Bruderliebe umfing. Er lernte von dieſem Deutſch und lehrte ihn hingegen das Engliſche; beyde thaten es mit Eifer; denn man muß nicht glauben, daß das Treiben im Schloß ein bloßes Hingeben an Zerſtreuung geweſen; wie hätte ſich der ernſte Profeſſor mit leerem Genuſſe befriedigen, und der thätige Geiſt des Oberſten ſich mit Tändeleyen begnügen können? Sie hatten Stunden und Tage wahrheitforſchender Betrachtung, und ſahen es auch gerne, wenn ſie die jüngern Freunde an bedeutender Arbeit trafen. Daran ließ es auch die lehrreiche Chanoineſſe nicht ermangeln; unter ihrer Anleitung wurde der naturgeſchichtliche Kram fortgeſetzt, und von ihr lernten auch die Freundinnen italiäniſch, nicht ohne den geheimen Wunſch einmahl noch Gebrauch davon zu machen. Ja die Baſe hatte ſchon ſeit geraumer Zeit von dem Oberſten, deſſen Liebling ſie war, weil ihr Köpfchen, wie er ſagte, alles ſo ſchnell und richtig ergriff, Unterricht im Engliſchen genommen, und benutzte nun auch dazu, ſo weit es der Anſtand erlaubte, die Gegenwart des Engländers, der hinwieder gar nicht abgeneigt ſchien, ſie zur Schülerin zu haben.

So ſah das Schloß zuweilen aus wie ein Muſenſitz, von unten bis oben; denn auch Tobias unterließ nicht, in müßigen Stunden den Kammermädchen des Fräuleins und der Chanoineſſe Vorleſungen zu halten, wozu er den Prediger um Bücher angeſprochen, und von ihm mit großer Bereitwilligkeit mehrere Schriften zur Beförderung des Sittlichguten, auch einige belehrende Romane erhalten hatte, wovon letztere zuerſt geleſen, doch auch jene zuweilen vorgenommen und mit anſtändigem Stillſchweigen bey der Arbeit angehört wurden. Als aber Tobias einmahl einen Ritter- und dann einen Räuber-Roman brachte, wurden die Zuhörerinnen ſo hingeriſſen, daß alles Andre auf der Seite blieb, und ſelbſt die Nadel mitunter ſtockte, bis das Abenteuer zu Ende war. Und da der Vorleſer ſich ſelbſt in dieſer Aufmerkſamkeit gefiel, und ſogleich wieder mit einer ähnlichen Erzählung auftrat, ſo wurde das Wohlgefallen der Mädchen an dieſen Dichtungen ſo laut und um ſich greifend, daß bald die Eine bald die Andre der Frauen aus dem höhern Stockwerke ſich unvermerkt hinunter begab, um gleichſam im Vorbeygehen die ſchauerliche Geſchichte mit anzuhören.

Suschen allein konnte an allen dieſen gelehrten Beluſtigungen wenig Antheil nehmen; der Tag ihrer Verbindung rückte heran, und ſie hatte noch ſo viel mit Vorarbeiten zu ihrem künftigen Haushalt, wobey ihr jedoch die Freundinnen getreulich halfen, zu thun, und ſo viel nothwendige Bekanntſchaften unter den Pfarrgenoſſen anzuknüpfen, und war dann in freyen Stunden ſo gern um ihren Bräutigam, daß ihr das Wegbleiben aus der Geſellſchaft niemand übel nahm, und der Oberſte ſelbſt es nicht ungern ſahe, damit ſie ſich deſto leichter an die Entfernung von Clotilde gewöhne, und ihnen beyderſeits das Scheiden weniger ſchwer falle.

Dafür iſt ſchon geſorgt, ſagte der Profeſſor: das Fräulein hat ein Scheiden vor ſich, deſſen Schmerz jeden andern verſchlingt; und Suschen tritt in einen Wechſel des Lebens, deſſen Neuheit keiner anhaltenden Rührung Platz läßt.

Von Suschen laſſe ich's gelten, erwiederte der Oberſte, aber nicht von Clotilde; bey ihr iſt jetzt nicht, wie bey jener ein Gegengewicht von Luſt. Das Scheiden von dem Freunde wird ihr die Trennung auf immer von der lange vertrauten Dienerin deſto empfindlicher machen. Nur gegenſtehende Empfindungen ſchließen einander aus, aber ein tiefbetrübtes Herz blutet ſtärker von einer neuen Wunde, als es ohne das ſchon inwohnende Leiden geſchähe.

Sie haben recht, geſtand jener: ſchmerzhafte Gefühle ſind ſich befreundet, ein Leid bietet dem andern die Hand; neben der Leiche des Patroklus beweinten die Mägde auch ihr eigenes Elend.

* * *

Sey behutſam, wenn du deinem Vater ſchreibſt, ſprach der Oberſte zu Guſtav: bedenke ſein offenherziges Weſen, das keine innre Bewegung verbergen kann; das will die Klugheit. — Guſtav that es, meldete dem Vater ſeine fortſchreitende Geneſung, und ließ einige Worte von den Folgen des Unglücks fallen, die oft ein unerwartetes Glück begründen können. Auch der Oberſte wollte noch einige Zeilen freundlicher Begrüßung beyfügen, und dachte ſich, während er ſchrieb, ſo gutmüthig in die entzückende Ueberraſchung des Vaters hinein, daß er noch mehr offenbarte als der Sohn, und den Paſtor über etwas, das nicht wohl einem Brief anvertraut werden könne, an den Major wies, deſſen Verſtand er das Maaß der Enthüllung an ihren gemeinſchaftlichen Freund überlaſſen habe. Selbſt Clotilde konnte ihrem Drange nicht widerſtehen, und der Oheim wehrte es nicht, ein Wort der Verehrung und des unvergeßlichen Dankes an den Lehrer und Erfreuer ihrer Kindheit mitgehen zu laſſen.

Das wird dem Paſtor Freude machen, ſagte der Oberſte und rieb ſich vergnügt die Hände, als er es dem Profeſſor erzählte.

Ja wohl, meinte dieſer: Aber wenn er ſo kindlich offen iſt, ſo wird er einen Theilnehmer an ſeiner Freude haben müſſen, und ſollte er es den Wänden erzählen; und ſo wirds auskommen. Und mag er auch nicht alles merken, ſo haben Sie ihn doch neugierig gemacht, die Neugier ehrlicher Leute aber iſt unvorſichtig; eher hätten Sie ihm alles ſagen ſollen. Doch, fügte er hinzu, unter die menſchlichen Schwachheiten gehört auch dieſe, daß wir nicht ſelten das zuerſt thun, wovor wir andre warnen.

Aber der Brief war ſchon abgegangen, und der Oberſte konnte nichts weiter machen, als dem Freunde recht geben. Das plagte ihn jedoch nicht lange, denn da ihn die Krankheit verlaſſen, und er wieder in der freyen Luft herumwandeln konnte wie zuvor, ward auch das Ruhegefühl der Geneſung in ihm mächtiger als die Sorglichkeit: Ich bin, ſagte er, der Vormund Clotildes, aber nicht des Schickſals; wo deſſen ordnende Hand ſo ſichtbar über den Ereigniſſen waltet, darf uns ein Fehlſchritt, der aus guter Meinung geſchehen, nichts kümmern, ſein Gang ſteht darum nicht ſtill. Oder glauben Sie nicht, daß eine höhere Waltung hier im Spiele ſey? fragte er den Profeſſor. — Wo iſt ſie es nicht? fragte hinwiederum dieſer.

Nach dem Ausſpruche des deutſchen Arztes ſollte der Oberſte, alles Widerſtandes ungeachtet, das benachbarte Bad in Kobelwies beſuchen, und mit ihm der Engländer; jener für ſeine Füße, denen nichts mehr fehlte, und dieſer für ſeine Wunde, die beynahe geheilt war; die Nothwendigkeit für beyde wußte der Arzt unumſtößlich darzuthun. Sie waren demnach eines Morgens, allein von ihren Bedienten begleitet, weggeritten, und hatten für die vorgeſchriebene Zeit, gegen die Gewohnheit des Oberſten, nur ſehr wenig Bequemlichkeiten mitgenommen. Daraus glaubten die Freundinnen, die Baſe vorzüglich, abzunehmen, daß der Aufenthalt nicht lange dauern werde, und jene that des folgenden Tags den Vorſchlag, morgen, da das Wetter noch ſo ſchön ſey, den Badegäſten einen unerwarteten Beſuch abzuſtatten, wobey zugleich die dort befindliche Kryſtallhöhle, die einzige Merkwürdigkeit der umliegenden Natur, die ſie noch nicht geſehen, unterſucht, und ihre Sammlung mit ſelbſtgefundenen Seltenheiten vermehrt werden könnte?

Die Chanoineſſe lobte den Vorſchlag, und der Hauptmann von Appenzell, der heute mit ſeinem Töchterchen angekommen war, billigte ihn, wollte aber nicht mitgehen, weil für ihn Bad und Höhle nichts Anziehendes mehr haben; der Profeſſor mochte auch nicht; Guſtav konnte nicht, und der Prediger hatte eine Ausrede, weil Suschen in der Pfarrwohnung beſchäftigt war. Alſo blieb die Chanoineſſe ebenfalls zu Hauſe, um die Ehre der Bewirthung zu haben; und der deutſche Arzt war abweſend, der ſich den Luſtfahrenden ſonſt gern zum Gefährten gegeben hätte. Demungeachtet ſetzten ſich mit Anbruch des Tages Clotilde, die Schweizerin und die Baſe, allein in einen Wagen, und fuhren unter Geſang und Scherz fröhlich ihre Straße.

Was wird der liebe Oheim ſagen? hieß es unter Weges. Einen Freudenſprung wird er machen, auch wenn er wieder das Podagra hätte, rief die Baſe. Und der Engländer, ſagte die Schweizerin, der wird Eine von uns anſehen und roth werden, und die beyden Andern fragen, wie ſie ſich befinden. — Und dann die Kryſtallhöhle, hieß es weiter; das muß unvergleichlich ſeyn, wenn wir mit Fackeln in ihren Schimmer, wie in einen unterirdiſchen Feenpallaſt treten! — Sie mochten den Augenblick kaum erwarten.

Allein wie groß war ihre Beſtürzung, als ſie erfuhren, die beyden Herren wären ſeit geſtern ſchon wieder fort. Sie konnten es nicht glauben, meinten, man habe ſie kommen ſehen und wolle ſie zum Beſten haben; ſie durchſuchten das ganze Haus, aber weg waren ſie: Den Bergen zu, wohin ſie einen Führer genommen haben, wiederhohlte der Wirth. Zum Glück trafen ſie einen Bekannten des Schloſſes an, der hier das Bad gebrauchte; dieſer konnte ihnen ſagen, der Oberſte habe ſich geäußert, er wolle den Kamor zu Pferde beſteigen, und dann über Gais, das er noch einmahl ſehen möchte, ins Rheinthal zurückkehren.

Wenn er nicht vorher den Hals bricht, that ein Anweſender hinzu. —

Das waren nun alles keine Nachrichten, die den Freundinnen behagten; ein Strich durch die Freudenrechnung, und dazu die Beſorgniß für den väterlichen Oheim, der noch ſolche jugendliche Wagſtücke unternahm. Jedoch über dem Mittageſſen, und bey dem tröſtlichen Gedanken an des Oberſten Begleitung faßten ſie wieder Muth, ſo daß ſie ſich jetzt noch anſtellten, die Kryſtallhöhle zu ſehen. Als ihnen aber beym Eingange ſtatt der Fackeln ein Stümpchen Licht in die Hand gegeben wurde, und ſie mit demſelben durch die naſſe Oeffnung auf Händen und Füßen hineinkriechen ſollten, entſank ihnen das dichteriſche Herz, ſie fanden dieß unthunlich, und entſagten ihrer Wißbegierde, und dem ſternefunkelnden Feenpallaſt ihrer lebhaften Einbildung. Um jedoch nicht mit leeren Händen wegzugehen, nahmen ſie beträchtliche Stücke von dem durchſichtigen Kalkſpath der Höhle mit, die ihnen der Wirth aus ſeinem Vorrath unentgeldlich abtrat, weil er ſie ſchon vorläufig in die Zeche verrechnet hatte.

Im weiblichen Unwillen über die Entwichenen, die ihren Beſuch nicht abgewartet hatten, und um der Nachrede zu trotzen, als hätten ſie eine vergebliche Reiſe gemacht, waren die Freundinnen anfänglich geſinnet, noch auf Sennwald und Werdenberg, vielleicht gar bis an den Wallenſee zu fahren. Allein das Mißgeſchick verfolgte ſie; denn im Vertrauen auf die Gaſtfreyheit des Oberſten hatten ſie nicht daran gedacht, Geld mitzunehmen, und waren jetzt kaum im Stande, die Wirthsrechnung zu bezahlen; ſie mußten deßhalb gern oder ungern den nächſten Weg wieder dahin nehmen, woher ſie gekommen waren. Sie thaten es indeß nicht nur mit guter Miene, ſondern geſtanden ſich am Ende noch insgeheim, daß ohne männliche Geſellſchaft das Reiſen doch langweilig ſey, und waren froh, als ſie wieder im Schloſſe anlangten.

* * *

Von ſich und ſeinem Streifzuge gab der Oberſte dem Major in folgendem Briefe Nachricht:

Grünenſtein, Ende Septembers.

Erſt jetzt zeigt ſich das Land unſers Aufenthalts in ſeiner Fülle; eine unzählige Menge von Obſtbäumen iſt dieſer Gegend eigen, die ganze Dörfer wie in einen Wald einhüllen, und da ſie dieß Jahr reichliche Früchte getragen, ſo gewährte nicht nur der Anblick des Segens, unter dem ſich die Zweige bogen, ſondern auch das Gottlob der Leute, ſchon ein frohes Ergetzen. Und dann die Leſe ſelbſt, welch ein Leben und Treiben von Alten und Jungen! jeder Baum iſt belebt; die Menſchen im fröhlichen Geſchäfte des Sammelns und Eintragens kommen und gehen, und verlieren ſich mahleriſch in den Schatten der Bäume. Iſt aber dieſe Landluſt vorüber, ſo ſteht die nahe Erwartung einer noch edlern bevor, denn die Frucht des Weinſtocks iſt zur Zeitigung gediehen, und ſchon werden allenthalben Anſtalten zur Weinleſe gemacht; das Hämmern an Faß und Kufe ertönt freudig durch das ganze Land; die rings umherliegenden Landhäuſer füllen ſich mit Gäſten, und uns werden täglich Geſchenke der auserleſenſten Trauben gebracht; wir empfangen und geben Beſuche nah und fern, und ſo reich iſt die Lage des Rheinthales an überraſchender Abwechslung, daß unſre Liebhaber der ſchönen Natur auf jedem Landſitz einen beſondern Reiz der Ausſicht zu finden wiſſen. Dazu kömmt noch der anhaltend heitere Himmel, der überhaupt in der Schweiz, und dieß Mahl beſonders, den Herbſt zur ſchönſten Jahrszeit macht; denn der Frühling iſt gewöhnlich zu kurz, und der Sommer unbeſtändig.

Meine jugendliche Luſt an dieſem allem wird dich nicht, würde aber manchen unſrer heimathlichen Bekannten befremden.

„Gottlob ich ſeh' es klar,
„Ich bin nicht wie ich war;
„Wenn auch, ich fühl' es wohl,
„Noch nicht ſo wie ich ſoll!" — hörten wir ehmahls die mähriſchen Brüder ſingen, und lächelten darüber; jetzt würde ich von Herzen in den Geſang einſtimmen. Der Menſch ſoll nie an ſich ſelbſt verzagen; das Geiſtige in ihm bleibt doch, wenn er nur recht will, mächtiger als die Körperlichkeit, und aus jedem Drucke ſproßt eine Blüthe der Freude, die dem, der ſie zu warten verſteht, bald zur erquicklichen Frucht wird. Kein Alter macht für die Schönheit der Natur unempfindlich, nur der Griesgram thut es, und wenn

ich jetzt halb wie ein Dichter davon ſpreche, ſo iſt es ein Zeichen, daß ich jenen Feind überwunden habe.

Aus dieſer Lebendigkeit wollten ſie mich nun in guter Meinung herausreißen, und in ein Bad ſchicken, damit ich mich vollends erhohlte, als ob reine Fröhlichkeit nicht die beſte Erhohlung gewährte. Der deutſche Arzt hat das mit vielen originellen Köpfen gemein, daß er Neigung zu einer Grille faßt, und ſie durch ſeinen Scharfſinn zu etwas Bedeutendem aufſtutzen will; ſo hat er ſich in ein Bauernbad, einige Stunden von hier verliebt, über deſſen Beſtandtheile er neue Entdeckungen gemacht zu haben behauptet. Dahin verurtheilte er mich und den verwundeten Engländer, der, was ich dir im Sturme der letzten Tage zu ſchreiben vergeſſen, nicht nur aus einem Feinde unſer Freund geworden iſt, ſondern auch, wer hätte es denken ſollen? ſich als einen Sohn des Commodore's N., mit dem ich einſt in ſo engen Verhältniſſen geſtanden, erzeiget hat.

Der Arzt wußte ſeinen Rath unſerm Frauenzimmer ſo einleuchtend zu machen, daß ſie mir darüber unaufhörlich in den Ohren lagen. Ich verſprach es, um der Andringlichkeit los zu werden, redete aber mit dem Engländer ab, damit ein anderes Vorhaben zu verbinden, deſſen Vollziehung die Sorgſamen nie zugegeben hätten.

Wir begaben uns alſo, da ich kein Geleit wollte, zu Pferde nach dieſer **Fontaine de Jouvence**, wie ſie der Engländer nannte, und nahmen nur ſo viel Kleidung mit, als nöthig war, uns nicht zu verrathen. An Ort und Stelle trafen wir größtentheils arme Leute und krätzige Bauernweiber an, unter denen wir ohne Noth nicht hätten leben können, und waren deſto froher, als wir morgens bey guter Zeit, unſerm geheimen Vorſatze gemäß, die Reiſe auf den Kamor antreten konnten. Wir nahmen einen Wegweiſer mit, und unterweges noch ein paar, und ſo kamen wir mit Mühe und Arbeit und Hülfe der Führer, bald zu Fuß bald zu Pferd (an einigen Orten ließen wir eine Kuh vorausführen, um die Pferde in gelaſſener Richtung zu halten), gegen Mittag oben auf die Spitze des Berges, die ſich mehr als viertauſend Fuß über den unten fließenden Rhein erhebt.

Hier lagerten wir uns, erſt zum Ausruhn und dann zum ſtärkenden Mahle, und ſchauten in die weite friedliche Welt, denn friedlich wie der Himmel erſcheint aus dieſen mächtigen Höhen die Erde, wo man das Gewühl der Menſchen nicht mehr ſieht, und die Stimme der Leidenſchaft nicht mehr vernimmt. Alles zeigt ſich nur ſtill und groß; das Kleinliche und Unbedeutende, das Anmaßende und Aengſtliche verliert ſich. Und dieſe Erſcheinung geht auch in die Seele des Wanderers über; Freiheit und Ruhe des Gemüths werden bald zur herrſchenden, einzigen, beſeligenden Empfindung; ach daß ſie uns nimmer verließe!

Es war ein ſchöner Tag, ein wolkenloſer Himmel; und was auf den Bergen ſelten iſt, es wehten nur leichte, erfriſchende Lüfte. Zur Seite hatten wir die ſtarren Eisgebirge Appenzells, hinter uns die Bündner- und Tiroler-Berge, und vor uns den Spiegel des Sees und unüberſehbares Land. Ich freute mich wie ein Kind, daß mein Wunſch erfüllet war, auf einem Berge Abſchied von der Schweiz zu nehmen, das Lebewohl zuzurufen dem auch in ſeiner Verarmung noch glücklichen Lande, den Bergen und Thälern und Seen und Flüſſen und Bäumen. Wir tranken auf das Wohl ſeiner biedern Bewohner, und auf die Geſundheit unſerer Freunde, die dort jenes weiße Pünktchen beleben, das man Grünenſtein heißt; wer von ihnen hätte uns hier vermuthet?

Auch meinen Reiſegefährten ergriff auf dieſer ſeelerhebenden Schauhöhe die „Flamme der Menſchenfreundlichkeit" (**Fiamma di carità**), wie ſie Dante beym Anblicke ſeiner Beatrice empfand, und wie ſie ſich in jedem regt, der von dem wahren Schönen gerührt wird, es gehe aus von welchem Gegenſtand es wolle. Möge Gott mir verzeihen, rief er, in dem Maaße, wie ich von nun an der Freundſchaft und milder Liebe leben will! — Er öffnete mir ſein Herz und erzählte mir ſein Leben, oft mit Thränen; nichts Niedriges kömmt darin zum Vorſchein, aber was bey dieſen jungen Leuten, die mit ihrer Willkühr und ihrem Gelde nie fertig werden, häufig der Fall iſt, Ausartung der Kraft in wilden Eigenſinn; übrigens iſt er gebildeter und weiß mehr, als ich erwartet hatte.

Die Stunden flogen geſchwinder dahin, als unſer Vergnügen; es war Zeit, daß wir uns von dem Götterſitze wieder auf die Erde herabließen; das ging nun aber meinerſeits erbärmlich menſchlich zu. — Genug wir kamen hinunter, und ſehr ermüdet nach Appenzell, wo wir ſogleich nach dem Hauptmann ſchickten, der aber ſchon Tags vorher nach Grünenſtein abgegangen war.

Der Engländer zeigte mir aus dem Fenſter des Wirthshauſes die Windfahne, nach welcher Simmenthal bey der Herausforderung geſchoſſen hatte; fürwahr ein fertiger Schütze, denn das Fähnchen war mitten durchbohrt. — Ich fragte, was dieſer Schuß für einen Eindruck auf ihn gemacht? — Ich gab mein Leben verloren, antwortete er: aber ich wollte lieber ſterben, als verzagt ſcheinen; doch hörte ich es gerne, als mein Gegner ſich nicht ſchießen wollte; mit dem Schwerte, dachte ich, wird es ſich ſchon geben; indeſſen hatte mir das Männchen Achtung eingeflößt, ich wäre bereitwillig geweſen, mit ihm Frieden zu ſchließen, wenn es die Ehre geſtattet hätte. Aber geſchlagen mußte nun einmahl ſeyn; er ſchien es ſelbſt zu ſuchen; ich weiß nun warum, und lobe ihn dafür.

Wir blieben dieſen Abend in Appenzell, und da der Engländer ausgegangen war, die öffentlichen Gebäude zu ſehen, woraus man, wie er meint, in Freyſtaaten vieles von dem Verſtand und guten Willen der Regierungen abnehmen könne; nicht nur ob ſie republikaniſche Sparſamkeit mit den Erforderniſſen des guten Geſchmacks zu vereinigen wiſſen, ſondern auch, ob ihre Bauluſt nicht bloß örtliche Prachtliebe zum Grunde habe — ſo ſetzte ich mich inzwiſchen zu einigen Männern des Ortes hin, die im Wirthshauſe ihren Veſperwein tranken. Nachdem ich ihre Neugier über meine Perſon befriedigt hatte, denn das iſt die erſte Huldigung, die man der Landesſitte bringen muß, wenn man an dem Geſpräche Theil haben will, und nachdem ich als Freund des Hauptmanns erkannt war, ſchloſſen ſie auch ihre Geſinnungen auf, und wir wurden recht gute Bekannte. Auffallend war mir hier wiederum der Abſtand, den Verſchiedenheit der Regierungsart in der Eigenſchaft der Bewohner zuſammengrenzender Länder bewirkt. Selten iſt ein Appenzeller, der nicht die Geſchichte ſeines Landes und die Thaten ſeiner Alten kenne, und die Verfaſſung, die ihn nicht bloß leidend einſchließt, als ſein Eigenthum ſchätze und ſchütze; von dem Allem weiß der benachbarte Rheinthaler, der Jahrhunderte unter unſichtbaren Regierungen, und immerwechſelnden, guten und ſchlechten Landvögten geſtanden, noch wenig, und bekümmert ſich auch nicht viel darum. In häuslicher Beziehung mag ihm das wohl gleichgültig ſeyn, denn er wird durch dieſen Mangel nicht ärmer, aber jener lebt doch in einer höhern Idee, die ſein Weſen anziehender macht.

Der Engländer war mit dem, was er geſehen, weniger zufrieden, als ich mit dem Gehörten. Appenzell, behauptete er, müſſe vor Jahrhunderten ſchöner und bedeutender geweſen ſeyn, als jetzt; dafür ſprechen noch die alten Anlagen der Kirche an Gewölben, Mauern und Thurm, wogegen das neuangeflickte Innere und Aeußere, hölzern, vernachläßigt und dürftig ſey. Noch mehr wußte er an dem Rathhauſe auszuſetzen, das ebenfalls in ſeinem Bau von einer beſſern Vorzeit zeuge, aber jetzt nicht nur nicht nachgebeſſert, ſondern nicht einmahl, auch in den Geräthſchaften, ordentlich und ſauber gehalten werde.

Wenn der an Eleganz gewöhnte Britte nicht übertrieben hat, ſo muß man ſich wirklich wundern, wie die Appenzeller, die ſonſt ſo reinlich in ihren Privatwohnungen ſind, daß dieſe Reinlichkeit faſt einen Nationalzug ausmacht, nicht auch eine kleine Summe Geldes daran wenden, ihrem Rathhauſe, wo doch die Regierung eines ſouveränen Volks ſich beſammelt, wenigſtens innerlich ein ehrenfeſtes oder auch nur erträgliches Anſehen zu geben.

Zum Glücke ſprach der Erzähler nicht deutſch, und ich fand nicht für gut, ihn den anweſenden Bürgern zu überſetzen. Noch weniger hätte ich ihnen die Bemerkungen des Tobias mittheilen mögen, der den Engländer begleitet hatte, und mir nachher noch mehrere Oeffentlichkeiten beſchrieb, die ſich mit ſeiner Vernunft nicht recht reimen wollten. So fand er . . . . —

Doch was halte ich dich, den Fremden, Fernen, mit dieſem Völklein und ſeinen Sachen auf! Du wirſt finden, ich ſey ganz zum Schweizer geworden, da mir das Kleine Theilnahme einflößt als wär' es Großes. Was iſt aber Groß und Klein? Wörter, deren Werth wir nach dem Maaßſtabe unſrer Umgebungen zu beſtimmen pflegen; und ich bin nun einmahl in dieſem Lande. Habe ich doch an großen Höfen eben ſo viel, ja noch mehr des Kleinen geſehen, als in der Schweiz, als ſelbſt hier in dem Flecken Appenzell.

Den gediegenen, angeſtammten, ruhigen, nicht mit neumodiſcher Eitelkeit prangenden Freyheitsſinn muß man dieſen Menſchen doch laſſen; und ein wohlgebildeter Volksſchlag iſt es noch dazu, den auch meine Gefährten rühmten. Mag man ſich auch, wie dieſe, über manche Geſchmackloſigkeiten aufhalten, ich habe nichts dagegen; wo alle Meiſter ſind, da hält es ſchwer, das Ungereimte von dem Herkömmlichen zu ſondern; jedes Licht hat ſeinen Schatten. Die Appenzeller ſind nicht das einzige Volk, bey dem der Geſchmack in umgekehrtem Verhältniſſe mit der Freyheit ſteht und ſtand. Wie lange blieben ſelbſt die Römer in den Künſten zurück? Auch die Jahre, wo bey den Griechen die Kunſt am höchſten ſtand, waren nicht der Zeitpunkt ihrer größten Freyheit.

Als wir des folgenden Tages über die Brücke ritten, kam uns ein vierſchrötiger Kerl entgegen, der ſich auf Händen und Knieen fortbewegte, weil er keine

Füße hatte; der ſprach uns um ein Almoſen an. Im Maule hing ihm ein krummes Tabakpfeifchen, woraus er behaglich rauchte, während er wie ein Bär einherkroch, und uns die Pferde ſcheu machte. „Ein unglückliches Geſchöpf und ein freyer Landsmann, wer wollte den im Betteln ſtören? die Reiter mögen ſehen, wie ſie durchkommen; und das Pfeifchen iſt ſo ein Beyweſen, das man ihm auch nicht nehmen mag, was hat er ſonſt für Freude!“ So ſprach ſpäter der Hauptmann, als von dem Menſchen die Rede war; was hätte ich antworten ſollen?

In Gaiß, wo wir frühſtückten, waren längſt ſchon alle Kurgäſte abgezogen; der Platz, ſonſt von geputzten Wandlern belebt, erſchien jetzt ſtill und leer; der große Gaſthof geſchloſſen und ſein Lärm verhallet, eine Schaubühne ohne Perſonen; der Wirth hatte ſein Kämmerlein, wo er ſonſt ſchweigſelig wie ein Finanzminiſter ſaß, verlaſſen, und ſeine Sprache wieder bekommen. — So kurze Zeit erſt, und doch war mir das Vergangene wie die Erinnerung eines Schattenſpiels!

Nicht ohne wehmüthige Empfindung, die mich jedes Mahl begleitet, wenn ich von der Höhe nach der Tiefe gehe, nahm ich bey der Kapelle am Stoß von dem intereſſanten Hochlande den letzten Abſchied, und wir ſtiegen dann zu dem im morgenlichen Silberduft ſchimmernden Gemählde des Rheinthals hinab.

Fortſetzung: Anfang Oktobers.

Hier ſind wir nun wieder, zwar nicht wenig mitgenommen von dem waglichen Ritte; dem Engländer hatte ſich ſeine Wunde wieder entzündet, und ich muſte ein paar Tage das Bett hüthen; daben durften wir nicht einmahl klagen, denn laute und ſtumme Vorwürfe verfolgten uns.

Nun aber iſt alles wieder gut. Die geheimen und öffentlichen Vorbereitungen auf die Hochzeit, welche künftige Woche in meinem Hauſe ſtatt haben ſoll, beſchäftigen alle Hände und Geiſter der jungen Leute: nicht nur ſuchen ſie einander in Gedichten zu überbieten, ſondern es iſt gar von einem kleinen Schauſpiel in ſpaniſcher Form: Die Burg der Eingeweihten, die Rede, das aber wegen des geiſtlichen Standes des Bräutigams nicht am Tage der Hochzeit ſelbſt, ſondern ſpäter zum Abſchied aufgeführt werden ſoll.

Zum Abſchied? Ja wohl, es iſt Zeit, daß ich gehe; ich hätte mit dem Aufwande, den ich hier mache, bis an die Säulen des Herkules reiſen können. Doch es reut mich nicht; gereist hab' ich mein Leben lang genug, aber noch ſo viel harmloſe Freuden, auf die ich ſchon verzichtet hatte, und ſo viel theilnehmende Genoſſen um mich zu verſammeln und im Einklang zu bewahren, wie es mir in dieſem Lande gelungen, das war eine unerwartete Wohlthat des Himmels, die mir kein Geld zu theuer iſt. — Nun ſoll freylich auch dieß ſchöne Triebwerk aus einander gehen, das wird uns wehe thun! Jedoch der Profeſſor hat recht: es mag beſſer ſeyn, daß es ſich mit Einmahl auflöſe, als daß nach dem menſchlichen Unbeſtande hier und da ein Rad gebrechlich werde, oder ein Glied der Kette reiße, und uns der Mangel längerer Tüchtigkeit peinlich aus einander treibe. Das Leben beſteht aus guten und böſen Träumen, dieſer da war ein guter.

Am längſten wird wohl Guſtav hier verweilen, der noch nicht auf ſeinem Fuße ſtehen kann; ganz verlaſſen wird er jedoch nicht ſeyn, denn geht auch Clotilde mit ſeiner Liebe hinweg, ſo bleibt ihm doch die Freundſchaft in der Perſon des Engländers. — Wer zuſammen gehört, wird ſich auch wieder finden, nur muß man auf das Finden nie Verzicht thun; das iſt es was ich jetzt Clotilde und ihm ſage, ihm den ich, nach allem was vorgefallen, nicht mehr anders anſehen kann, als meinen Sohn, als den Geliebten meines Kindes; wiewohl mir der Handel oft noch mißlich genug erſcheint. Der Würfel iſt gefallen, rufe ich mit dem Profeſſor aus, und tröſte mich nach ſeiner Weiſe mit Sentenzen und Sprichwörtern; du kannſt nicht glauben, was das für eine bequeme Hausregel iſt; die gleiche, nach welcher ehmahls unſre verwundeten Soldaten in Stellen alter Kirchenlieder Troſt und Balſam für ihre Leiden fanden.

Wiederfinden aber werden ſich nicht nur jene, die den ſüßen Ton der Liebe am reinſten angeſtimmt haben, ſondern es ſind auch noch andre aus unſrer

Mitte, die in gemüthlichem Zuge ſich entgegen gehen, als wenn die Liebe bey uns einheimiſch geworden wäre; doch man ſagt, ſie theile ſich mit wie jede Dämonie. — O daß ich jemand um mich hätte, dem ich meine Beobachtungen anvertrauen könnte! Allein in Sachen der Zärtlichkeit iſt der Profeſſor gleichgültig, und parteylos iſt ſonſt niemand hier als die Schweizerin; ſie iſt aber ein Frauenzimmer, und die hören oft Mittheilungen dieſer Art mit ſcheinbarer Befremdung an, wiewohl ſie ihnen ſchon längſt bekannt ſind; das nimmt dem Vertrauen den Reiz. So vernimm alſo du in der Ferne, was ich in der Nähe nicht anbringen kann.

Der Engländer iſt ganz von der Baſe, wie wir ſie nennen, einem geiſtvollen, niedlichen Schweizermädchen, das Augen hat wie eine Taube, und Haare wie Gold, eingenommen; und wozu ein feindlicher Hieb den Grund gelegt, das hat die Liebe vollendet; er iſt aus einem ungeſtümen Knaben ſo zahm geworden wie eine Jungfrau. Die Unſchuld muß nie weit von einem Menſchen gewichen ſeyn, in deſſen Buſen ſie ſo lauter zurückkehren kann; er erröthet, wenn er mit ihr ſpricht, und ſeine Worte ſind Seufzer. Verſtellung iſt das nicht, ſonſt würde er ſich in anderer Geſellſchaft vergeſſen, und für ſeine Zurückhaltung Erſatz ſuchen; allein er iſt nur da zu finden, wo ſie oder Guſtav iſt. Die Baſe will zwar nichts merken laſſen, und ſucht ihre muntere Laune beyzubehalten, öfters noch zu ſteigern; es geht aber nicht allemahl ohne Verwirrung ab.

Von einer andern Art iſt die fortſchreitende Annäherung zwiſchen der Chanoineſſe und dem Hauptmann von Appenzell, wo aber der ſchwächere Theil den Angriff macht, der jedoch nur geiſtige Liebe bezwecken ſoll. Was gleichwohl daraus noch werden kann, weiß ich nicht, denn ich bin von guter Hand belehrt worden, daß dieſe Stiftsfräulein auch heirathen dürfen.

Der deutſche Arzt findet alle dieſe Wahlverwandſchaften nicht nach ſeinem Sinne, und bleibt oft geraume Zeit von uns weg. Denn ſelbſt bis auf Clotildes Bernerzofe hat ſich der Anfall erſtreckt; dieſe iſt in den alten Tobias verliebt, oder vielmehr er in ſie. Ja eben dieſer alte Tobias! Er hat ſeit einiger Zeit den Kammer- und Küchenmädchen ſo viele Romane vorgeleſen, daß endlich ein Teufelchen daraus in ihn gefahren, das ihm nun gewaltig im Kopfe ſpukt, und ihm einſtweilen alle weiblichen Vorzüge und Liebenswürdigkeiten unter der Geſtalt eines Bernermädchens zeigt. Sie iſt ſchlau genug, eine gute Verſorgung im Auge, dieſe Liebesflamme mit veſtaliſcher Sorgfalt zu wahren. Es wird ſich zeigen; iſt der Anfall nicht vorübergehend, und hält ſie ſich gut, ſo mag ſie ihn haben, ſonſt wird nichts daraus; ich werde meinen alten treuen Diener in keinem Fall im Stiche laſſen.

Clotilde hat einen Brief der Freude an die Mutter über ihre Geneſung und das nahe Wiederſehen geſchrieben, und dabey einen Strom von Thränen vergoſſen. Das arme Kind fühlt peinlich ſeine Lage zwiſchen dem offenen Hingeben an das Mutterherz und dem unwiderſtehlichen Zuge zum Geliebten; ſie klagt ſich ſelbſt des Unrechts an, und vermag es doch nicht mehr zu ändern; ſie weint nicht über ſich ſelbſt, aber mit Grund über den bevorſtehenden Schmerz ihrer Mutter; ich möchte wahrlich oft mitweinen. — War gleich die jugendliche Irrung natürlich und ohne Leichtſinn, ſo will ſie dennoch ihre Büßung haben; das iſt die moraliſche Ordnung der Welt. Dem Buchſtaben nach hat Clotilde gefehlt, ſpricht der Profeſſor: im Geiſte iſt ſie unſchuldig, das wird kein böſes Ende nehmen. — Wer dürfte den erſten Stein auf ſie werfen? ſagt freymüthig die Chanoineſſe; und die übrigen mögen es denken.

In vierzehn Tagen ſind wir auf der Rückreiſe, und wenn der Spätſommer noch ſo anhält, werden wir langſam durch Deutſchland ziehen. Ueber einige häusliche Angelegenheiten und Einrichtungen, die ich anzutreffen wünſchte, werde ich dir noch beſonders ſchreiben, der Brief iſt ohnedieß ſchon zu lang; nimm ihn als eine Einleitung zu den künftigen Geſprächen über unſer Schweizerleben, wovon ihr den Winter hindurch noch genug werdet hören müſſen. O daß ich Euch den echten Schweizermann, den Profeſſor, dieſe Seele ohne Falſch mitnehmen könnte; welch ein köſtlicher Gewinn für unſre Winterabende! allein er iſt nicht mehr aus ſeinem Vaterlande herauszubringen, würde aber auch mit der alten Einfalt ſeiner Sitten kaum mehr außer ſeinem Kreiſe gedeihen, und höchſtens für einen rohen Demant gelten, da er doch der leuchtendeſten einer iſt.

Was hab' ich nun von dieſem allem? O genug zum ſtillen Wohlleben, wenn ich nur das Andenken an die angenehmen Erſcheinungen mitnehme. Und bin ich nicht vom Podagra, ſo bin ich doch von dem weit größern Uebel des Unmuths geheilt worden, und habe das natürliche Eigenmittel dagegen gefunden, oder vielmehr wieder deutlich erkannt, nehmlich den Leib zu ermüden, auf daß der Geiſt Ruhe habe, welches auch Plato, wie mich der Profeſſor verſichert, für den erſten, urſprünglich von Gott beſtimmten Zweck der Arbeit und Anſtrengung hält, wozu ich auch zu Hauſe gelangen kann, weil er ſich uns allenthalben darbietet.

Doch ich muß abbrechen, um meinen Lobgeſang nicht wieder von vorn anzufangen. Aus der Länge dieſes Schreibens magſt du, als wenn du es ſonſt nicht wüßteſt, erſehen, wie gerne ich bey dir bin.

* * *

Sie bringen eine unglückliche Bothſchaft? rief der Oberſte ängſtlich dem Profeſſor entgegen, als dieſer unerwartet mit mehr als gewöhnlichem Ernſte zu ihm kam: Sie haben mit der deutſchen Poſt einen ſchwarzgeſiegelten Brief erhalten; mein Bedienter erkannte die Handſchrift des Majors und das Siegel. Es iſt jemand geſtorben; — iſt es meine Schweſter? mein banges Herz ſagt es mir — verhehlen Sie mir nichts!

So war es; denn kaum war das Schreiben des Oberſten abgegangen, ſo empfing der Profeſſor dieſe traurige Nachricht, mit dem Erſuchen des Majors (der an den Verrath des Siegels nicht dachte), ſeinen Freund als deſſen Vertrauteſter darauf vorzubereiten, bis er ihm ſelbſt mit nächſter Gelegenheit das Mehrere melden werde.

Was ſoll ich ſagen? antwortete der Profeſſor: ich ſollte Sie vorbereiten, Sie ſind es ſchon. — Gerne wollte ich Sie tröſten, aber ich ſehe Sie weinen; der Troſt iſt in den Thränen, ihnen gehört das erſte Recht, ſie ſind die Ehre der Todten.

Bittere Thränen vergoß der Oberſte und der Freund ſaß ſtille neben ihm.

Faſſen Sie ſich, hob endlich der Profeſſor an: wir müſſen an das Fräulein denken; wie machen wir ihr den traurigen Vorfall bekannt?

Als ſie eben darüber ſprechen wollten, trat Clotilde ſelbſt ins Zimmer. Sie hatte etwas von dem ſchwarzen Siegel vernommen, worüber Tobias, als er die Briefe brachte, ihrem Kammermädchen einige Beſorgniß geäußert; und da ſie bald darauf hörte, daß der Profeſſor zur ungewohnten Stunde zu dem Oberſten gegangen, ſetzte ſie das in Unruhe, und trieb ſie auch dahin.

Sie ſah den Brief auf dem Tiſche liegen, und las den Schmerz des Oheims auf ſeinem Geſichte. — Was brauchte es mehr? ſie ſtürzte in ſeine Arme und — wußte alles.

Groß war ihr Leid, und heftig ihre Klage, denn ſie ſchonte ihrer ſelbſt nicht mit Vorwürfen; und was ſie je gegen ihre Mutter gefehlt haben möchte, das rächte ſich jetzt ſchmerzlich in dieſer Stunde des Leidens.

Der Profeſſor ließ ſie mit dem Oberſten allein, um die Freundinnen zu benachrichtigen; und bald war das ganze Schloß eine Behauſung der Trauer, wer hätte nicht Antheil an der Betrübniß der Edeln nehmen wollen?

Nach einigen kläglichen Tagen erfolgte die nähere Anzeige des Majors; er ſchrieb, daß die Baroneſſe, ſeit geraumer Zeit ſchwächlich, aufs Neue von einer Unpäßlichkeit überfallen worden, die unvermuthet und ſchnell in tödtliche Krankheit übergegangen; allerdings habe ſie ſehr nach den abweſenden Lieben geſeufzt, aber ihr letztes Wort ſey Zufriedenheit, ſey Segen und Zärtlichkeit für ihr theures Kind geweſen. — Am Ende meldete der Brief noch, daß in der Reſidenz ſchon etwas von Clotilde's Liebe zu Guſtav, und von des Oberſten Nachſicht, wahrſcheinlich durch Reiſende ruchtbar geworden ſey, und großes Aufſehen bey der vornehmen Welt errege, wovon aber der Sterbenden nichts mehr zu Ohren gekommen, das ſie noch hätte beunruhigen können.

Dafür dankte der Oberſte dem Himmel, denn der

Todesfall lag ohne dieß ſchwer auf ihm; er hatte ſeine Schweſter brüderlich geliebt, und nicht geglaubt, daß er ſie nie wieder ſehen würde. Auch machte ihn die Ungewißheit, was er nun anfangen ſollte, unruhig, und er ging darüber mit den Freunden zu Rathe. Meine Rückkehr, ſagte er, thäte in mancher Hinſicht wohl, und hätte ich nicht den Major, der für häusliche Angelegenheiten beſſer zu ſorgen verſteht, als ich, ſo müßte ich gehen; komme ich aber mit Clotilde nach Hauſe zurück, ſo müſſen wir dem Gerüchte Rede ſtehen, das iſt mir unmöglich; und hier bleiben, das kann ich auch nicht.

Möchte es Ihnen bey Uns gefallen, lieber Oheim! wünſchte die Schweizerin. — Gehen Sie nach Italien, rief die Chanoineſſe. — Laſſen Sie ſich Zeit, ſagte der Profeſſor.

Er ließ ſich Zeit. — Unterdeſſen ging nicht nur die Weinleſe für die Trauernden geräuſchlos vorüber, ſondern auch Suſchens Hochzeit, worauf ſo glänzende Erwartungen erregt worden, wurde zwar im Schloſſe, doch ohne Gepränge und ohne die vielen auswärtigen Gäſte, aber mit deſto wärmerer Theilnahme gefeyert. Der Oberſte hatte eine herzliche Freude, der Braut am Hochzeitmahle ganz unerwartet die Zuſicherung auf ein anſehnliches Vermächtniß von ſeiner Schweſter, die ſterbend noch der treuen Begleiterin ihrer Clotilde gedacht hatte, zu übergeben. Er ſelbſt beſchenkte ſie reichlich, und als ſie und der Bräutigam aufſtanden ihm zu danken, umarmte er beyde mit einer Thräne im Auge; man ſah, der Gedanke, ſie bald auf immer zu verlaſſen, that ihm wehe: Auf dein Feſt, liebes Suschen — ich nenne dich jetzt zum letzten Mahle mit dem vertraulichen Nahmen, ſprach er — ſind wir alle zuſammen gekommen. Wir dachten einſt bey der Abrede nur an Fröhlichkeit, nicht an den Schmerz der Trennung, nicht an das, was inzwiſchen vorgefallen; entſpricht aber auch der heutige Tag jener fröhlichen Erwartung nicht, ſo werden wir ſeiner dennoch als eines Tages der Freude gedenken, weil er dein Glück begründet hat. Was hindert uns aber, meine Freunde alle, das Ganze unſers hieſigen Aufenthalts als ein ſolches Feſt anzuſehen, das uns in Liebe und Freundſchaft vereinigte, als den kurzen Abſchnitt eines unverſtellten Menſchenlebens in tadelloſer Freyheit und geſelligem Verſtändniß? eine ach nur flüchtige Stunde, dergleichen uns wohl nimmer zu Theil werden wird!

Sie fühlten alle die Wahrheit und den Schmerz dieſer Rede; ſelbſt die Frau Amtsräthin ſchluchzte laut. — Der Oberſte verließ den Saal, Clotilde mit ihm, bald wurde auch Guſtav abgehohlt, der ſeinen Fuß noch wenig brauchen konnte; alle drey ſchloſſen ſich ein, und kamen bis Abend nicht wieder zum Vorſchein.

Doch der übrigen Geſellſchaft war noch manches Ergetzen bereitet. Neben dem was Ehrenmänner des Dorfes dem neuvermählten Pfarrherrn insbeſondre zu geben veranſtaltet hatten, ſollte ihm noch im Nahmen der Gemeinde auf das Hochzeitfeſt eine inwendig vergoldete ſilberne Schale überreicht werden. Zu dieſem Geſchäfte wurde von den Vorgeſetzten mit preiswürdigem Feinſinne der Alte auserſehen, den der Prediger jüngſt aus den Flammen gerettet hatte; und ſo trat er von zwey derſelben geführt in den Saal, und both mit zitternden Händen das Geſchenk ſprachlos dem Bräutigam entgegen. Alle Herzen waren von freudiger Wehmuth durchdrungen; der Prediger aber hatte nur Thränen der innigſten Rührung ſtatt Worte. — Dem innern Rande der Schale waren nächſt der Tag- und Jahrzahl der Feuersbrunſt einzig die Worte eingegraben: Ein guter Hirt läßt ſein Leben für die Schafe. — Unten am Fuße ſtand der Nahme des Pfarrers und der Gemeinde.

Auch kam die junge Frau aus der idylliſchen Hütte, blühend wie eine Roſe, mit ihrem Jungen, dem Pathchen der Anweſenden, und brachte der Geſellſchaft einen Korb mit Früchten zum Geſchenk, und der Braut einen Stock Butter.

Unter die Armen der Gemeinde hatte der Oberſte insgeheim allerhand Gaben austheilen, und den zwey jungen Burſchen, die dem Prediger bey dem Brande beygeſtanden, jedem eine Kuh in den Stall bringen laſſen. Der jungen Mannſchaft wurde in der Nähe des Schloſſes, wo eine der ſchönſten Ausſichten des obern Rheinthales iſt, ein Freyſchießen zum Beſten gegeben, dem der größere Theil der Geſellſchaft auch beywohnte; das dauerte bis an den Abend, und ſelbſt in der Nacht vernahm man noch ein fernes Jauchzen aus dem Dorfe.

Alles dieſes, und andres mehr noch, machte den Tag feſtlich; der Beſchluß aber ſetzte demſelben die Krone auf. Denn als man bey angehender Nacht wieder beyſammen ſaß, erſchien der Oberſte mit Guſtav und Clotilde am Arme, den Hochzeitgäſten, wie er ſagte, noch ein neuverlobtes Paar zuzuführen, und als ſeine lieben Kinder ihrer Freundſchaft aufs Neue zu empfehlen.

War je eine Theilnahme aufrichtig, eine Freude einſtimmig, ſo war es jetzt. Ein lautes Frohlocken verbreitete ſich durch den Saal und das ganze Haus, ſo daß auch der treue Tobias an der Spitze der Dienerſchaft kam, und alle mit unverſtellter Ergebenheit verlangten, der jungen Herrſchaft glückwünſchend die Hände zu küſſen.

Die Neuverehlichten hatten dem nunmehr in ſicherer Liebe hochbeglückten Paare ſogleich den Ehrenplatz eingeräumt. Es war ein erneuertes Feſt; man war und pries ſich glücklich im Wiederhohlen der Vergangenheit, im Zuſammenfaſſen der Gegenwart. Und als man auf die Geſundheit des Oberſten und der liebenden Beyden trank, erwiederte es jener mit dem Wunſche für die, welche, was ſie noch nicht ſeyen, noch werden können. Wer damit gemeint war, verſtand es, ſchlug einen Moment den Blick nieder und ſchwieg erröthend; die Frau Amtsräthin aber bezog es, ganz gegen die Abſicht des Oberſten, auf ſich, dankte gar ſchön, und erklärte, was alle ſchon wußten, daß heute wirklich auch der Tag ſey, an dem ſie Hand und Herz dem Herrn von X. ſchriftlich zugeſichert habe, auf deſſen Schloß ſie künftig ihre Wohnung aufſchlagen werde; ſie empfahl ſich ebenfalls zu fortdauernder Freundſchaft.

Auch das wurde mit Liebe aufgenommen, und im Nahmen aller verbindlich von Guſtav beantwortet. Zwar ſtimmte es den Flug der Begeiſterung ein wenig herunter, doch der alte Profeſſor fand es nicht außer der Ordnung: Denn, ſagte er zu ſeinem Nachbar, es gehört zum irdiſchen Wohlſeyn, daß der Menſch nicht zu lange in den Lüften der Empfindung verweile.

Mit dieſem Tage, dem die Trauer nur das Geräuſch, aber nicht die Innigkeit der Freude genommen hatte, war die Wechſelhöhe der Gaſtgenoſſenſchaft erreicht; man fühlte das, und mit dieſem Gefühle, wenn auch ſchon die Neigung zum Beyſammenſeyn noch vorherrſchte, war ohne Täuſchung kein Bleiben mehr.

Der Oberſte, dem wenig andre Wahl übrig blieb, wenn er weder nach Hauſe zurückkehren, noch in der kalten Schweiz bleiben wollte, hatte dem Ermahnen der Mehrzahl nachgegeben, und ſich entſchieden, den Winter jenſeits der Alpen zuzubringen. Da die Schweizerin hieran keinen Antheil nehmen konnte, ſo wurde bey der Frau Amtsräthin ausgewirkt, daß die Baſe als Geſellſchafterin Clotilde's mitgehen dürfte, worüber beyde hocherfreut waren. — Guſtav ſollte bis zu ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung noch auf dem Schloſſe bleiben, und dann mit dem Engländer, der ſich nicht von ihm trennen wollte, auf Reiſen gehen: Vielleicht treffen wir einander in Italien, hieß es; und dieſes vielleicht war bey den Jünglingen ſchon ein beſtimmter Vorſatz. Hingegen wollte die Chanoineſſe, die ſich viel mit der Bildung von des Hauptmanns Töchterchen abgab, noch einige Zeit in der Schweiz bleiben, und dann ihr Stift beſuchen.

Und ſo kam die Trennung. Erſt aus den Armen Guſtavs, und von dem nun auf immer zurückbleibenden Suschen; wer will ihre Schmerzen beſchreiben? — In Conſtanz (der Hauptmann war ſchon früher verſchwunden) ſchied die Chanoineſſe und der Engländer; dieſer im Gefühle des Glücks, nach einer ſeinen Wünſchen antwortenden Unterredung mit der Baſe, die in Gegenwart des Oberſten vorging. Die Chanoineſſe nahm gar nicht Abſchied, ſo war ſie mit dem Oberſten überein gekommen; allein ſie trat den Rückweg mit zerriſſenem Herzen an, denn Achtung und Liebe für den Alten hatten ſich in ihr, je näher ſie ihn kennen gelernt, immer tiefer gewurzelt; ſie liebte ihn ſelbſt in ſeinen Schwachheiten.

In Bern blieb die Schweizerin zurück, und fühlte ſich wie verlaſſen mitten im Kreiſe der Ihrigen; und die Reiſenden weinten lang um dieſe Seele voll Rechtlichkeit und Treue.

Noch war der alte Profeſſor allein übrig, der dem Freunde das Geleit bis an die Berge gab. — Wo ſehen wir uns wieder? fragte ſich losreißend der Oberſte. — In dem Reiche ſüßer Erinnerungen, antwortete der Profeſſor; und eine menſchliche Zähre floß dem Einſamen über die Wange.

Ulrich Hegner's

geſammelte Schriften.

Dritter Band.

Saly's Revolutionstage.

Berlin,
bei G. Reimer.
1828.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Un
München
Bibliothek

Da hat der Landvogt Unrecht, ſagte ich.

Der Beamte ſchüttelte den Kopf und ſprach: Guter Freund, man ſollte heut zu Tage bedenken, was man redet!

Die Einen lächelten, die Andern erſchraken; alle aber ſchwiegen. Mir ſchien es eben ſo verächtlich, daß keiner von denen, die ſonſt die Mäuler immer zum Schmählen offen haben, ſich jetzt vor dem Beamten ein Wort zu ſagen getraute, als es mich nichts Gutes erwarten ließ, daß zu dieſer Zeit jede ſchuldloſe Rede in bedenklichem Sinne genommen werden ſollte.

Wer es nicht böſe meint, ſollte unter Seinesgleichen wohl die Wahrheit ſagen dürfen, verſetzte ich, und verließ die Geſellſchaft.

Unter Seinesgleichen? brummte mir der Beamte nach.

In meinem Dorfe — es mag in anderen auch ſo ſeyn — gab es, die Lumpen *) abgerechnet, von je-

---

*) Dieß Wort bedeutet in der Schweiz einen liederlichen Menſchen, der die Sorge für ſeinen häuslichen Wohlſtand aufgegeben hat.

her drey Arten Leute. Die erſten waren Augendiener der Obern, größtentheils Beamte, Schreiber, Lehenleute und dergleichen. Dieſe zeigten ſich mir nie ſonderlich geneigt, weil ich keine Schulden bey ihnen machte; doch auch nicht gänzlich abgeneigt, weil ich vor ihnen immer den Hut abnehm.

Die Andern waren die geheimen Räthe des Pfarrhauſes, als Küſter, Schulmeiſter, Hebammen und Scheinheilige. Dieſe haßten mich, weil der Pfarrer bisweilen über mich murrte; denn wo der Herr und Meiſter nicht ſegnet, da fluchen die Jünger. Der Pfarrer meinte es ſonſt ehrlich und gut, aber er äußerte manchmahl ſeine Unzufriedenheit, daß ich nicht genug zur Kirche ginge, und lobte aus dieſem Grunde meine Frau auf meine Unkoſten.

Die dritte Art endlich waren die ehrlichen, treuherzigen Bauern von altem Schrot und Korn, denen Haus und Hof ihre Welt, und Arbeit ihr Leben war; zufriedene, ſorgenfreye Leute, die, ohne fromm ſeyn zu wollen, ihren Nächſten liebten wie ſich ſelbſt, treu und kalt, und ihr Vieh beinahe wie ihren Nächſten. Sie mochten mir wohl; nur fanden einige, ich arbeite nicht genug, weil ich Bücher im Hauſe hatte, und zuweilen Stadtleute zu mir herauskamen. Oft fragten ſie mich über ihre häuslichen Angelegenheiten und Zwiſtigkeiten um Rath, weil ſie glaubten, man lerne die Klugheit aus Büchern, und weil ich ihnen meinen Rath weniger breit und weitſchweifig, oder auch wohlfeiler gab, als die Beamten.

Doch auch die zuerſt Erwähnten erkundigten ſich manchmal nach meiner Meinung, etwa was ich in dieſem oder jenem Falle dem Gerichtsherrn antworten würde? Oder ſie legten mir unter fremdem Namen Rechtsfragen vor, die meiſtens ſie ſelbſt betrafen; das alles jedoch unter der Hand und ſelten auf geradem Wege, es ſey denn, wo es der Drang des Gewiſſens erheiſchte. Ich habe auf dieſe Weiſe ſchon ſeltene Gewiſſensfälle behandelt, und manchen getröſtet, der ſeinen Umſtänden nach zehenmal glücklicher hätte ſeyn können als ich, wenn das Glück von außen herein käme.

Von den Lumpen ſage ich nichts. Wiewohl viele luſtige Brüder und Schälke unter ihnen waren, die mich ehemals durch ihre Spaßmacherey anzogen, ſo hatte ich doch mit reiferm Alter gefunden, daß ihre Geſellſchaft nichts tauge und Flecken zurücklaſſe.

Mich ſelbſt kann ich unter keine von dieſen Klaſſen ordnen, ob ich gleich manchmal wünſchte, mit Leib und Seele einer anzugehören; denn das Alleinſtehen hat auch ſeine Leiden. Allzufrühe meiner Aeltern, die weit vom Vaterlande geſtorben, ſo wie ihrer beſſern Erziehung beraubt, und durch einen liederlichen Vormund um mein kleines Vermögen gebracht, wurde ich als ein verlaſſener Knabe von einem Freunde meines Vaters mitleidig aufgenommen. Er war Offizier, verließ aber bald nachher den Dienſt, und zog ſich nach Hauſe auf ein Landgut zurück, wo er nach ſeiner Phantaſie lebte, und mich auch ſo leben ließ. Ich wurde zu keinem Beruf angehalten, und konnte machen was ich wollte, wenn des Herrn kleine Angelegenheiten beſorgt waren; ſo gerieth ich über ſeine Bücher, und las Jahre lang, was mir unter die Hände kam. Als er aber ſtarb, und von ſeinem Nachlaſſe mir nichts blieb als die Bücher, ſah ich wohl, daß dieſe ihren Mann nicht erhielten, und mußte nun arbeiten um zu leben, und da ich nichts beſſeres konnte, ſuchte ich im Sommer mein Brot mit Gartenarbeit im benachbarten Städtchen, winterszeit mit Holzfällen in den Waldungen deſſelben zu verdienen. Dabei ging es mir wohl, ich war geſund und fröhlich, brauchte wenig, und konnte darum täglich von meinem Verdienſte etwas beyſeit legen, bald einen kleinen Holzhandel anfangen und des Sonntags meine Bücher wieder vornehmen.

Die Bürgersleute in dem Städtchen hatten mich gerne, weil ich fleißig war und einen ordentlichen Wandel führte, weil ich oft mit ihren Kindern ſcherzte, die Männer geduldig anhörte und mit den Weibsperſonen zutraulich plauderte.

Sobald ich ſoviel zuſammen geſpart, daß ich ein Stück Wieſe kaufen konnte, heirathete ich ein Mädchen, auf welches ich ſchon lange ein Auge hatte, und baute aus ihrem und etwas entlehntem Geld ein

Häuschen in die Wieſe. Die Frau beſorgte nun mit ihrer Mutter untadelhaft das Gütchen, und ſetzte ſich zum Spinnrade, wenn ſie draußen nichts zu thun hatte, indeſſen ich in der Stadt meinem Erwerbe nachging.

So lebte ich mit mir ſelbſt und aller Welt im Frieden.

Ich dachte nicht weiter an den Vorfall mit dem Beamten, als des Abends ſpät jemand an dem Fenſterladen klopfte und mich hinausrief. Wir hatten eben zu Nacht gegeſſen, meine Frau las der alten Mutter den Abendſegen vor, und ich ſchlummerte hinter dem Ofen; denn ermüdet von der Arbeit war ich aus der Stadt gekommen.

Es war ein Bekannter aus einem andern Dorfe, der mich einlud, ſogleich aber heimlich in die Thalmühle zu kommen, wo jemand mit mir ſprechen wolle.

Dieſe Einladung befremdete mich, denn der Müller war ſonſt nicht mein Freund. Da ich armer Taglöhner nach dem reichen Filze nichts fragte, ſo war ich ihm ein hochmüthiger Kerl; wie es denn ſo in der Welt der Brauch iſt, daß man die eignen Fehler an ſeinem Nächſten zuerſt findet, und jeder der moraliſche Spiegel des andern iſt. Ich entſchuldigte mich zwar ſofort mit Schläfrigkeit, allein der Bothe beharrte, und that ſo geheim und bedeutend! Nicht der Müller, ſagte er, ſondern andre Männer, die da ſeyen, verlangen mich; es werde mich nicht gereuen.

Nun hatte ich ſchon ſeit einiger Zeit bemerkt, daß oft bekannte und fremde Leute, wohl auch Reiter, des Abends in dieſer abgelegenen Mühle ab- und zugingen, und etwas Geheimes trieben, mich aber bisher wenig darum bekümmert, und dieſe Entdeckung zu den Dingen außer meinem Berufe, zu den auswärtigen Angelegenheiten gezählt, die nicht in meinen Friedkreis gehören; zumahl die, von denen ich ſo etwas merkte, von dem vornehmern Schlage der Bauern waren, mit denen ich nicht gern zu ſchaffen hatte.

Nun, es iſt nicht weit, gab ich zuletzt dem Bothen zur Antwort; ich will ſehen, wer ſo ſpät noch meiner bedarf.

Die Neugier beſiegte meine weitere Ueberlegung, und die Stille der Nacht trug auch zu dieſem Siege bei. Geheimniſſe werden da getrieben, dachte ich, und zwar von Leuten, die ich nicht kenne; es iſt doch wohl den Gang werth, zu ſehen wer ſie ſind. Und daß ſie mich auch dabei haben wollten, gab mir für dieſen Augenblick eine Bedeutſamkeit in meinen Augen, für die der Name Selbſtgefühl zu gut iſt. Ich könne ja wieder gehen, meinte ich, wenn mir die Sache nicht gefalle; und dachte nicht daran, daß man ſelten ſo geſchwind aufhören kann, als man angefangen hat.

Die Weiber in der Stube waren nicht zufrieden, daß ich wegginge, und wollten wiſſen wohin; allein es ihnen zu ſagen, ſchien mir eine ſchlechte Empfehlung zu einem Theilhaber an geheimen Dingen zu ſeyn — das Geheimniß hatte mich ſchon angeſteckt, bevor ich es wußte — und ſie mit einer Lüge abzuſpeiſen, wollte mir gegen die treuen Seelen auch nicht recht dünken; zudem fiel mir keine ein. — Ich verſprach bald wieder zu kommen, und ſchickte ſie unberuhigt zu Bette.

Es war eine Viertelſtunde nach der Mühle hin. Unterweges wollte meine Einbildungskraft der Wirklichkeit voreilen, und mir allerley Vorſtellungen meines Empfanges, und deſſen, was man ſagen und ich antworten würde, vormahlen; allein ich ſuchte dieſen Geiſt des Vorgenuſſes geſchwind los zu werden, weil ich ihn ſchon lange als einen gefährlichen Geſellen kenne, und weiß, daß man durch ein ſolches Hineindenken in eine zukünftige Lage ſich zwar leicht zu einem Helden aufſchrauben, und Reden und Thaten, Fragen und Antworten zuſammenſetzen kann, wobei man nach Belieben die ſchönſte Rolle ſpielt. Wenn dann aber die Zukunft zur Gegenwart wird, ſo findet ſich auch alles anders, man iſt über die betrogene Erwartung betroffen, und eben ſo ſchwach und unklug, als man vorher in der Einbildung beſonnen und ſtark war.

Ich brach alſo damit ab, betrachtete die ſchöne Winternacht, und das Heer der Sterne, eine Unendlichkeit, vor der alle eitelen Anſprüche ſchwinden; ich erheiterte mein Gemüth mit den Gedanken an meine heutige Arbeit, die zwar nur in einfachem Tagewerk beſtanden hatte, woher mir jedoch die Müdigkeit bewies, daß ich nicht als Müſſiggänger gelebt hätte.

So kam ich zu der geheimnißvollen Mühle; und dieß war mein erſter Schritt zur Revoluzion. Schon in manchen Vorfallenheiten meines Lebens von einiger Bedeutung war der erſte Schritt das Vorbild der ganzen künftigen Handlung. Dieß Mahl war er, den kleinen Beytrag von Eitelkeit und Neugier abgerechnet (ohne Schwachheit geſchieht nichts Menſchliches), unſchuldig; mögen ihm die Folgen entſprechen!

Damit ich durch Anklopfen keinen Lärm machte, obgleich die Mühle allein lag, ſtand ein Wächter bereit, der mich in ein hinteres Gemach auf dem zweyten Stock führte. Ein Dutzend Männer aus der Nachbarſchaft ſaßen da, und einige fremde, die aber in ein Nebenzimmer gingen, als ich ankam.

Unter den Anweſenden kannte ich etliche als vernünftige Leute, mehrere als dumme, liſtige und langweilige Geſchöpfe, die aber jetzt die wichtigſten Geſichter machten. Sie hießen mich zu ſich ſitzen und Beſcheid thun, es war Wein auf dem Tiſche; Briefe und Zeitungen lagen zerſtreut umher.

Einer, den ich ſchon lange für einen geſcheidten aber unruhigen Kopf angeſehen, nahm das Wort: Saly, wir wiſſen, daß du es gerne haſt, wenn man offen mit dir ſpricht; höre alſo: Du wirſt aus unſrer

Zuſammenkunft und der Zeit derſelben wohl abnehmen, daß unſer Vorhaben ein Geheimniß und keine Kleinigkeit ſey; wir haben dazu einen vertrauten Mann nöthig, der uns Briefe und mündliche Berichte herumtrage; willſt du der ſeyn, ſo ſollſt du einen guten Lohn haben? Auch wiſſen wir, daß du oft in der Stadt arbeiteſt, und viel mit den Einwohnern plauderſt, da ſollſt du einige Worte, worüber wir dich unterrichten wollen, fallen laſſen. Aber zweierley mußt du uns gleichſam an Eidesſtatt verſprechen: einſtweilen nach unſerm Geheimniſſe weiter nicht zu forſchen, als wir ſelbſt dir davon bekannt machen, und das tiefſte Stillſchweigen über alles, was du ſieheſt und höreſt zu beobachten. Trink unterdeſſen ſo viel du magſt!

Ein Zweiter, ein alter freudenloſer Schleicher, der mir ſchon lange verhaßt war, wollte nun auch anfangen zu reden, wie das ſo dieſer Leute Weiſe iſt, nie einen allein ſprechen zu laſſen, ſondern mit andern Worten das Gleiche zu ſagen. Er fing an: Wir wiſſen, daß du Geld nöthig haſt, Saly . . . Ich unterbrach ihn aber; ſchon der Antrag des Erſtern, für den ich ſonſt einige Achtung hegte, hatte mich beleidigt, weil ich glaubte, ich wäre zu etwas Beſſerm gut.

Behaltet euer Geld und euern Wein, ſo wie euer Geheimniß, ſagte ich; ich mag von allem nichts! Ich ſoll euer Briefträger ſein, nun das ginge noch an, wenn es am hellen Tage geſchehen kann; aber Worte fallen zu laſſen, deren Sinn und Zweck ich nicht weiß, und damit Geld zu verdienen, das ſey fern von mir! Wollt ihr mich brauchen, ſo müßt ihr mir nicht nur ſagen, wozu, ſondern auch, warum, ſonſt geh ich heim in's Bett. Ihr wißt, ſagt ihr, daß es mir lieb ſey, wenn man offen mit mir ſpricht, das thut ihr aber nicht! ich hingegen ſpreche wirklich gerne ſo, und ſage euch rund heraus: Arm bin ich zwar, aber Geld verdienen mag ich keines auf Schleichwegen.

Der mich zuerſt angeredt hatte, lächelte, und ſprach zu den übrigen: habe ich's nicht geſagt?

Der Zweite aber, ein Mann im Amte, und von ſolchen herſtammend, mithin vom Bauernadel, deſſen Hochmuth den ſtädtiſchen, ſo viel ich davon weiß, merklich übertrifft, wurde über meine Rede ungehalten, und fing mit unterdrücktem Zorn und drohendem Finger an: Salomon! Salomon! — als ſich die Thüre des Nebenzimmers öffnete, einer der Fremden heraustrat, mich bey der Hand ergriff, und freundlich ihm folgen hieß. Nun habe ich die Schwachheit, wofern es eine iſt, wenn mich einer durch böſes oder plumpes Betragen aufgebracht hat, und es kömmt ein andrer, der artig und klug iſt, ſo kann dieſer mit mir machen was er will. Daher folgte ich auch dem Unbekannten willig.

Es waren noch drey andre in dem Nebenzimmer, die ich der Kleidung nach für Bewohner einer andern Landesgegend erkannte, ſtattliche Leute.

Mein Führer, ein Mann von ernſtem Ausſehen, ſetzte ſich vertraulich neben mich. Wir haben, ſprach er, auch ſchon von Euch gehört, Salomon, und jetzt Euer Benehmen beobachtet, und es hat uns gefallen; ſo ein Mann, wie Ihr ſeyd, verdient alles zu wiſſen, und mehr als die meiſten da draußen. Wir haben Zutrauen zu Euch gefaßt, und wünſchten, daß Ihr uns kenntet, ſo würdet Ihr auch Zutrauen zu uns haben. Unſer Vorhaben iſt wichtig, iſt von vielen geprüft und von bedeutendem Orte her als gerecht anerkannt worden. Wir brauchen aber Hülfe, und zwar ſowohl von Guten und Verſtändigen, die aus eigner Kraft handeln, als von ſolchen, die bloß äußere Güter beſitzen, Anſehen und Geld, womit man wirken kann. Zu den Erſten zählen wir Euch.

Er fing nun an, mir die Beſchreibung von einer Menge drückender Mißbräuche zu machen, die allmählich zum Nachtheil der vaterländiſchen Freiheit eingeſchlichen ſeyen, woron mich zwar in meinem engen Kreiſe die wenigſten gedrückt hatten, wie ich ihm auch zu verſtehen gab; deren Einfluß aber auf's Ganze, an welches ich bisher wenig gedacht, er mir ſo fühlbar zu machen wußte, daß ſie in dieſem Augenblicke wie eine ungewohnte Laſt ſich auf meine jugendlichen Schultern zu lagern ſchienen.

Dann ſprach er noch von einem Verſuche, der vor einigen Jahren gemacht worden ſey, dem Uebel abzuhelfen, und dieſen Mißbräuchen durch Vorſtellungen an Behörden zu ſteuern. Er entwickelte den unglücklichen Erfolg der damaligen Unternehmung, und das traurige Schickſal, das ſich die beſten ihrer Freunde dadurch zugezogen; die doch, wie er behauptete, nichts als Remedur, und zwar auf keinem ungeſetzlichen Wege verlangt hätten. Ein auffallender Unwille, der mir nachher wie verhaltener Grimm vorkam, bemächtigte ſich ſeiner während dieſer Erzählung ſo, daß ihm Thränen über die Backen liefen.

Da fing ein andrer an, und ſprach von dem zwiefachen Entſchluſſe, den ſie nun von neuem auf das feyerlichſte unter ſich gefaßt, ſowohl die verlornen Freyheiten des Vaterlandes wieder herzuſtellen, als auch ihre unglücklichen Brüder zu befreyen. Vor ähnlichen Verfolgungen ſeyen ſie geſichert — er ſagte mir aber nicht wie — und zum Gelingen brauchen ſie weiter nichts als die meiſten Stimmen im Lande.

Ich hörte ihnen nicht ohne Bewegung zu, denn das alles war mir ganz neu, und ſo hatte ich Landleute noch nie ſprechen hören. Ihre Wohlredenheit, ihre wenigſtens ſcheinbare Empfindung, ihr Zutrauen kamen mir wie Wahrheit vor, und raubten mir die eigne ruhige Ueberlegung, die uns leider eben bey überraſchenden Vorfällen am geſchwindeſten verläßt. Meine Antwort war kurz, und, wie ich damahls glaubte, gut: ſie ſprechen wie Männer, und wie ich es ſelten höre; was von mir mit gutem Gewiſſen für ſie und ihre Sache geſchehen könne, das wolle ich aus allen meinen Kräften thun, und ihnen heilig verſprechen, daß ſie ſich in allen gerechten Dingen auf mich und mein Stillſchweigen verlaſſen können.

Wir trauen Euch wie uns ſelbſt, erwiederten ſie, und bedürfen keines Gelübdes Eurer Verſchwiegenheit. Gebt uns die Hand, und ſeyd unſer Bruder!

Hierauf erklärten ſie mir noch einiges, und ſagten endlich: Man ſchlug Euch uns vor, um einen Brief ſicher an Ort und Stelle zu bringen, dafür aber ſeyd Ihr zu gut. Indeſſen iſt es jetzt unſer inniger Wunſch, daß Ihr bald mit den Beſſern der Bundesbrüder in unſrer Gegend bekannt werdet, und dazu iſt kein ſchicklicheres Mittel, da wir ſelbſt noch nicht nach Hauſe reiſen können, als daß Ihr unter dem Vorwand eines Briefes dahin geht; dadurch könnt Ihr auch bey den hieſigen Freunden Eure genauere Verbindung mit uns noch geheim halten; welches, wie Ihr ſelbſt einſehet, um einiger derſelben willen nöthig iſt.

Ich war zu allem willig.

Sie hießen mich noch einen Augenblick in der großen Stube warten, bis ſie mir den Brief übergeben könnten. — Was und wie viel Ihr draußen zu eröffnen habt, brauchen wir Euch nicht zu ſagen, fügten ſie hinzu; Ihr kennt ſie beſſer als wir.

Der mich hereingeführt, brachte mich auch hinaus. Salomon iſt unſer Freund! ſagte er. Sogleich ſtanden ſie alle auf, und gaben mir die Hände; auch der adelſtolze Beamte, der es ſchon nicht mehr wagte, mich zu duzen, obgleich dieſe Herren ſonſt bey uns das Vorrecht ſtrenge ausüben, gemeine Leute mit Du anzureden, das aber dieſe ja nicht erwiedern dürfen. Ich ſetzte mich in ihren Tabakrauch. Ihr habt lange drinnen zu thun gehabt, ſagten ſie — Gelt! die können reden! Ihr werdet nun ohne Zweifel unſerm Verlangen entſprechen? — Ich antwortete wenig, denn ihre Reden und Manieren kühlten mich wieder gewaltig ab.

Endlich kam der Brief, und ich nahm meinen Abſchied.

Als ich an die freye Luft und unter den Sternhimmel kam, war es als ob mir jemand zuriefe: So fängt man die Mäuſe! — Je weiter ich ging, langſam oder geſchwind, deſto enger ſchlangen ſich jetzt Bedenklichkeiten und Zweifel um meine Seele, ſo leicht mir noch ſo eben in dem kleinen Zimmer unter den freyheitdürſtenden Männern alles geſchienen hatte. Sonſt machte die weite Natur gerade die entgegengeſetzte Wirkung auf mein Gemüth. Ganz anders ſah ich jetzt die Sterne an, als im Hingehen nach der Mühle; damahls als das unendliche Vaterland meiner Sehnſucht, jetzt wie eine alltägliche Erſcheinung; damahls war ich müde am Körper, aber im Geiſte leicht wie ein Reh, und muthig wie ein junges Roß; jetzt hingegen ſchien ſich ein Berg auf mein Herz zu wälzen. Ich ſuchte mich jedoch zu ſammeln, und meine neue Verbindung in den Geſichtspunkt eines bloßen Auftrags, den ich um Lohn übernommen, zu ſtellen. Es war mir aber alles nicht recht, und ich ſahe nur zu deutlich, wie ſehr ich aus meinem Gleichmuth herausgehoben ſey.

Das ſoll aber nicht ſeyn, rief ich, das taugt nichts! und ſetzte mich, der Kälte ungeachtet, auf einen Stein, halbweg zwiſchen unſerm Dorf und der Mühle, und ſtrengte alle Kraft der Vernunft an, mich zu ermannen, und der Unruhe los zu werden. Zuerſt ſuchte ich das, was mir die fremden Männer von ihrem Vorhaben geoffenbaret, in das möglichſt helle Licht zu ſetzen. Ueber das Recht ihrer Klagen wußte ich wenig einzuwenden, weil ich die Gründe der Gegner nicht kannte; die Schilderung von dem harten Schickſale ihrer Freunde ſchien mir, wiewohl Leidenſchaft durchblickte, empörend, und die Keckheit ihres Entſchluſſes hatte für mich was Anziehendes. — Aber wer gibt dem Volke das Recht, ſich ſelbſt zu helfen? fragte ich ſchon in der Mühle; und ihre Antwort: Der, ſo ihm Unrecht thut, wollte mir jetzt nicht mehr einleuchten. Und daß dieſe Selbſthülfe nicht ohne Verwirrung im Lande geſchehen könne, empfand ich wohl; wenn man einen Sumpf aufrührt, wird das Waſſer trübe.

Alles dieſes gab mir aber, die Wahrheit zu geſtehen, weniger zu ſchaffen, als die Rechtlichkeit und die Folge des Antheils, den ich ſelbſt ſchon an der Sache genommen. Man wird mit ſich ſelbſt immer zu geſchwind oder zu ſpät fertig. Die, welche Lehrer ſeyn wollen, rathen uns zwar, dergleichen Selbſtprüfungen über den ſittlichen Werth unſrer Handlungen nach feſten Grundſätzen vorzunehmen; allein ich bin nie weit damit gekommen. Nicht nur iſt es langweilig, ſo ſeinen eignen Schritten und Tritten nachzugehen, ſondern es hält auch ſchwerer als man glaubt, Auge und Spiegel und Gegenſtand in dem eignen Selbſt zu vereinigen. Und wenn man ſich auch ſchon Grundſätze geſammelt hat, womit man ſich im Alltagsleben ziemlich ehrenhaft behilft, ſo leiſtet doch ihr todter Buchſtabe in außerordentlicher Lage wenig geiſtige Hülfe.

So ging es mir jetzt. Das ſah ich wohl ein, daß ich mich in eine Verbindung eingelaſſen, worin ich ohne Nachtheil meiner Ruhe kaum bleiben, wovon ich mich aber auch nicht ſogleich wieder losmachen könne; in eine Verbindung, die, wie ich ſchon jetzt erfahren, nicht nur aus Klugen und Tüchtigen, ſondern auch aus Eiteln und Albernen beſtehe, mit denen man wohl zerſtören, aber nicht aufbauen kann. Ich ſahe, daß dieß alles mein glückliches einfaches Leben unterbrechen werde, und das that mir wirklich wehe. Auf der andern Seite aber lockte mich manche neue Lage, in die zu kommen ich vorausſah, und wozu ich mehr Kraft und Muth als Unluſt fühlte.

So ſaß ich lange auf dem kalten Steine, und überlegte hin und her, was für einen Entſchluß ich nehmen ſollte, als mir endlich einfiel, ich ſolle und könne gar keinen mehr nehmen, denn ich habe bereits ſchon gewählt, als ich den fremden Männern den

Hand-

Handſchlag gab; mir bleibe alſo nichts anders zu thun übrig, als mein Verſprechen zu halten, den Brief zu beſorgen, mich den unbekannten Bundesbrüdern zu zeigen, und muthig zu erwarten, wohin mich das Schickſal weiter führen wolle.

Ich ſtand auf, und wollte nun im Gehen noch auf den Abſchied von meiner Frau ſinnen, als ich Stimmen hinter mir hörte, die mich zwangen zu eilen. Der Nachtwächter rief eben zwey Uhr, als ich in mein Haus trat. Ich ſtieg ſachte hinauf, um mich noch ein Paar Stunden niederzulegen, denn ich fühlte erſt jetzt, daß ich jämmerlich erfroren war. Marie, meinte ich, ſollte meiner nicht inne werden. Aber ſie wachte; armer Saly, ſagte ſie, wie frierſt du! warum kömmſt du ſo ſpät?

Ja leider wohl ſpät, gab ich zur Antwort; ich mußte noch auf einen Brief warten, den ich morgen über Feld tragen ſoll für einen Fremden; ſag' aber niemand nichts davon! und jetzt laß mich noch eine Weile ſchlafen. — Nun Gott Lob! daß ich dich wieder habe, und daß du morgen nicht arbeiten mußt, du würdeſt gar zu müde: ſprach ſie halbſchlafend, und ließ es dabey bewenden. — Ich ſchlief auch bald ein.

Noch ehe der Morgen durch die gefrornen Fenſterſcheiben graute, ſtand ich reiſefertig in meinem Sonntagskleide da. Ich ſteckte acht zuſammengeſparte

Gulden in die Taſche, um damit einen Lichtmeßzins in Zürich zu bezahlen, den ich ſonſt durch den Bothen zu überſchicken pflegte; in der Hoffnung dagegen etwas Zehrung zu erhalten, und ſo das Wirthshaus nicht zu bedürfen. Nach drey Tagen verſprach ich zurück zu kommen.

Wir ſchieden ungern. Ach! eine ſo lange Trennung hatten wir in unſerm Eheſtande nur Einmahl erfahren, als ſie für acht Tage ins Bad ging, und ſchon am dritten aus Heimweh wieder nach Hauſe kam!

Es war ein friſcher klarer Wintermorgen, an dem es ſich trefflich wandern ließ. Eine ſolche Wanderſchaft iſt für den Arbeitsmann feſtliche Erhohlung, auch mir war ſie es; das Gefühl der Heiterkeit, welches ich ſo oft den Bergleuten anträumte, wenn ich ſie Sonntagmorgens von ihren Höhen herunter ruhig und frey zur Kirche ziehen ſah, ward jetzt, ſo wie ich einmahl recht von Hauſe weg war das meinige, und es behagte mir, nun tagelang unabhängig und einſam meinen Gedanken nachhängen, und mit dieſer Empfindung die ſchöne Gegend wieder beſuchen zu können, wo ich in meiner Kindheit einige Monate bey einem alten Geiſtlichen in ſorgeloſem Glück verlebt hatte.

In dem benachbarten Städtchen war ſchon alles aus den Federn; die Handwerker arbeiteten, und die aufgemachten Krämerläden warteten auf Käufer. Es iſt ein betriebſames Völklein; wer aber wenig ſieht und hört, iſt neugierig auf Kleinigkeiten, daher wollte jeder, der mich in meinem Sonntagsrocke ſah, wiſſen, wo ich hinginge. In ſolchen Fällen antwortet man mit Halbwahrheiten, die ungefähr das ſind, was Lügen; man nennt ſie aber unſchuldig.

Bald kam mir eine Kutſche nachgefahren, worin einer meiner ſtädtiſchen Gönner ſaß, der mir freundlich einen Platz neben ſich anboth. Er fuhr auf B., ein Dorf, wo das Landgericht beſammelt war; er hatte daſelbſt einen Rechtshandel zu betreiben, der mir, ungeachtet ſeiner weitläuftigen Erzählung, nicht des Kutſchenlohns werth ſchien. Allein je unwichtiger der Streit, deſto ſtärker iſt oft der Eifer, das wußte ich ſchon lange, und wunderte mich daher nicht. Da aber der Herr nicht aufhören wollte, davon zu ſprechen, und auf der Welt nichts langweiliger iſt, als ohne Beruf ſich einen Proceß, auch ſelbſt von einem Biedermanne, erzählen laſſen zu müſſen, anbey das ungewohnte Stilleſitzen mich frieren machte, ſo ſtieg ich bald wieder aus, dankte dem Gönner, und ging zu Fuß.

Unter Weges traf ich noch mehrere Landleute an, die an den Gerichtstag eingeladen waren. Ich geſellte mich zu verſchiedenen, und hörte von einigen Worte, die mir auffielen, und mich merken ließen, daß das, was ich geſtern Nachts erfahren, ſchon weiter verbreitet ſey, als ich dachte. Dergleichen Aeußerungen ſind aber ſelten nach meinem Geſchmacke; nichts höre ich zwar lieber, als wenn vernünftige Perſonen über wichtige Dinge reden, und mag es auch wohl leiden, wenn ein ernſthafter, kraftvoller Mann geheimnißvolle Worte fallen läßt; aber wenn Leute von gemeinem Verſtand und zweydeutigem Willen bedeutende Anſpielungen machen, wovon man gleich merkt, daß ſie nicht aus ihrem eignen Vorrathe hergenommen ſind, ſo ziehe ich mich ſchnell zurück, und bin froh, wie ich jetzt war, wieder allein zu ſeyn.

In Zürich ſuchte ich ſogleich das Haus meines Zinsherrn auf, nud erwartete mit hungriger Hoffnung hier, wie es bey uns üblich iſt, ein Glas Wein und einen Biſſen Brot zu bekommen. An der Hausthüre begegnete ich einem Herrn in der Rathskleidung, dem ich folgte und oben mein Geld einhändigen wollte; er wies mich aber mit freundlichen Worten ein Stockwerk höher, weil er nicht mein Gläubiger ſey. Dort trat eben ein Mädchen mit rothen Backen, ſauber halb ſtädtiſch und halb ländlich gekleidet aus dem Zimmer, und hieß mich warten, bis der Herr komme, welches nicht mehr lange währen würde. Ich fragte, ob ich nicht in der warmen Stube warten könnte, da es haußen ſo kalt ſey?

Laß den Bauer nicht herein, hörte ich eine weibliche Stimme von innen rufen.

Warum nicht? wünſchte ich zu wiſſen. — Ehe ſie aber meine etwas ungeduldig vorgebrachte Frage beantworten konnte, kam der Herr ſelbſt mit einem Jagdhunde die Treppe heran geſtiegen. — Ich grüßte ihn.

Was will der da? ſagte er zu dem Mädchen, ohne mich anzuſehen; und als er hörte ich wolle einen Zins bringen: ſo warte nur hier, ſprach er.

Ich erneuerte meine Bitte, mich in das Zimmer hinein zu laſſen, bis es ihm gelegen ſey, das Geld abzunehmen, da ich mehrere Stunden weit herkomme und friere.

Hier iſt noch niemand erfroren, war ſeine gebietende Antwort, gieb nur der Jungfer das Geld! — und ſo ging er hinein; der Hund mit ihm.

Wir ſahen einander an, dieſe Jungfer und ich. Sie in Erwartung der Zahlung, ich voll Verwunderung über ihres Herrn Hochmuth. — Wenn man bey uns Geld bringt, ſo iſt man willkommen, ſagte ich.

Will er mir jetzt den Zins geben? fragte ſie endlich beſcheiden.

Hier nicht, mein Kind, aber im Zimmer; und lieber Ihr als ihrem Herrn!

Sie erſchrak und bath mich leiſe zu ſprechen. Thu er's doch hier!

Es friert mich an die Hände, ſagte ich; ich kann kein Geld zählen.

Der Herr kam unter die Thür und rief: Jungfer, der Menſch iſt acht Gulden ſchuldig: Hurtig!

Er will mir nichts geben.

Da trat er, noch den Stock in der Hand, heraus. Was iſt das? warum nicht? — Er hatte die Frage an das Mädchen gethan, ſo wollte ich nicht antworten; allein ihre Verlegenheit that mir leid, ich ſagte: Mich friert, ich möchte den Zins gern in der warmen Stube abſtoßen.

Daraus wird nichts, fuhr er mich an, hier iſt Platz genug; die Stube iſt nicht für Deinesgleichen.

Ich hätte geglaubt, erwiederte ich gelaſſen, wenn ein Hund hinein darf, ſollte es einem Menſchen wohl auch erlaubt ſeyn.

Das iſt unverſchämt! rief er; weißt du, wen du vor dir haſt?

Das ſehe ich nur zu gut, verſetzte ich.

Da wurde er grimmig; er fing an zu toben, und zu fluchen, daß es im ganzen Haus erſchallte; ſprach von Geſindel, unruhigen Lumpenkerlen, die man wohl kenne, und dergleichen; und als ich das nicht hören mochte, und weggehen wollte, rief er: gieb das Geld her, Burſche! und drohete mir mit ſeinem Stocke.

Ich machte eine kleine Bewegung mit dem meinigen, ungefähr, wie man das Gewehr präſentirt. — Das ſchien ihn zu beſänftigen; er ließ den Heldenarm ſinken, und befahl dem Mädchen den Hans zu rufen; die aber nicht gehorchte, ſondern in's Zimmer ging, weil man drinnen geklingelt hatte.

Euern Hans brauche ich nicht! ſagte ich. Ich wollte Euch einen Zins bringen, der erſt auf Lichtmeſſe verfällt, habe heute ſchon einen Weg von fünf Stunden gemacht, bin kalt und müde, und Ihr begegnet einem Hunde beſſer als mir! da verdient Ihr wahrhaſtig noch eine Zeitlang auf euer Geld zu warten. — Damit ging ich die Treppe hinab; und er in die Stube. — Man wird dich ſchon finden! rief er mir nach.

Wenn dieß die Art iſt, wie man hier mit den Landleuten umgeht, ſo haben die Bundesbrüder eben nicht Unrecht, dachte ich.

Der Herr, der mich vorher im Rathskleide ſo freundlich hinaufgewieſen, ſtand jetzt unten im Schlafrocke. Er hatte vermuthlich den Lärm gehört. Er nahm mich ſtillſchweigend beym Arm, und zog mich in die warme Stube; ich folgte ihm willig. Seine Frau und zwey Töchter ſaßen da an der Arbeit.

Nachdem ich beym Ofen hatte Platz nehmen müſſen, ſagte er: Ich begehre nichts von Euerm Streite mit dem Herrn da oben zu wiſſen, das geht mich nichts an; aber ihr friert und hungert, lieber Mann, und habt nicht einmahl ein gutes Wort bekommen! So unerwärmt und mißvergnügt kann ich euch nicht weglaſſen; das Haus iſt mein, und mir liegt daran, daß ihm niemand fluche.

O Gott! rief ich gerührt aus, wenn in Einem Hauſe ſo verſchiedene Menſchen wohnen, wer darf ſich wundern, wenn er in der weiten Welt auf Gute und Böſe ſtößt!

Er hieß ſeine Tochter Wein und Brod holen, und dieſe that noch ein Stück Käſe dazu. — Aber der

Hans, ſagte ſie erſchrocken, ſtehe unten im Hofe, er warte gewiß auf mich; ob ich mich fürchte?

Man muß ſich nicht gleich fürchten, war meine Antwort. Ich ſchaute durch's Fenſter, und erkannte in ihm einen muntern Jäger aus unſrer Gegend, den ich früher oft im Walde angetroffen. — Ich komme bald, Hans, rief ich.

Ey! biſt du es, Saly? Ja mit dir mag ich keine Händel haben, ſagte er lachend, und ging ſeiner Wege.

Mutter und Tochter freuten ſich, aber der gute Mann ſeufzte: Ach ſo machen ſie's, dieſe Herren des Landes, wie ſie ſich zu ſeyn wähnen, die doch ohne die Landſchaft nichts wären; und tragen richtig auch ihren Antheil Oehl zum Feuer, das uns zu verzehren droht! Gott ſey Dank, daß wir auch noch Männer von alter Sitte haben!

Er fragte ſonſt mehr als er redte, und ſchien das nicht zu ſeyn, was wir Landleute mit ſo viel Beyfall einen geſprächigen Herrn nennen. Was er aber ſagte, war ſanft und gefällig. Meines Vorfalls oben im Hauſe erwähnte er mit keinem Worte mehr, erkundigte ſich auch weiter nicht über meine Reiſe, weil er meinte, ich ſey nur des Zinſes wegen hieher gekommen, welches mir ſehr lieb war, denn wie hätte ich einem ſo edeln Manne die Wahrheit verhehlen können!

Er erkundigte ſich, ob viele Leute aus meiner Nachbarſchaft auf die bevorſtehende Bundeserneuerung gehen, und als ich nichts davon wußte, lächelte er und ſagte, ich müſſe meine Bekannten dazu einladen; es ſey die goldne Hochzeit zwiſchen der alten Kraft und der neuen Klugheit.

Die Töchter fingen an Anſtalt zum Mittageſſen zu machen, daher brach ich auf, und ſchied mit dankerfülltem Herzen aus der gaſtfreyen Wohnung.

Wenn aber dieſe Menſchenfreundlichkeit hier überwiegend iſt, fuhr ich in meiner Selbſtbetrachtung fort, ſo haben die Bundesbrüder abſcheuliches Unrecht.

So ſöhnt uns immer ein Menſch mit dem andern wieder aus, und ein Zufall mit dem andern. Ohne den böſen Mann hätte ich den guten nicht kennen gelernt. Das iſt der Weltlauf, was ich hier in Einem Hauſe ſah, Gutes und Böſes, und ſo wird es auch der Stadtlauf ſeyn.

Ohne alſo weiter noch etwas zu fragen, ging ich zum Thore hinaus, und hatte da meine Freude an der auch im Winter ſchönen Natur; und bekümmerte mich wenig um die Leute. Als ich eine Zeitlang ſo gegangen war, fiel mir ein kleiner unanſehnlicher Handwerksburſche auf, der einen Ranzen trug, und ein geſchwollenes mit Lumpen umwickeltes Bein mühſam nachſchleppte, und dabey ſang. — Luſtig, Bruder! rief ich ihm zu. — Ja, ſagte er, ſie haben mir da Wein gegeben, wie ich lange keinen bekommen. — Er hinkte nun mit mir, ſo daß ich ſeinetwegen langſamer gehen mußte, und fing an zu erzählen, wie es ihm in Zürich nicht gut gegangen; man habe ihm vorher geſagt, die Schweizer lieben die Fremden nicht. Doch müſſe er ſeine Behandlung hier im Spital, wo er ſieben Wochen krank gelegen, rühmen.

Wenn nur zuletzt noch das Gute kömmt, tröſtete ich ihn, ſo iſt alles gut.

Ich habe es aber nicht immer ſo gehabt, ſagte er; ich war auch im Zuchthaus.

Ich blickte ihn an; er ſah ehrlich aber einfältig aus.

Hat Er nicht eine gewiſſe Schrift geleſen? fuhr er fort.

Es gibt vielerley Schriften, antwortete ich lachend.

Ueber eine gewiſſe Geſchichte, meine ich; ich will es Ihm erzählen. Als ich einmahl an einem Markttage allein in der Werkſtätte arbeitete — ich bin ein Buchbinder — kam ein Landmann herein, der beynahe wie Er ausſah. Er that erſt allerley Fragen an mich, und zog endlich ein Pack gedruckter Schriften hervor: Guter Freund, ſagte er, will Er ein Stück Geld verdienen? Und als ich mich dazu willig bezeigte — ſo muß Er dieſe Schriften heimlich unter ſeine Bekannten austheilen, und unter Bauersleute, die geiſtliche Bücher bey Ihm kaufen; aber ſein Meiſter muß bey Leibe nichts davon wiſſen! Zugleich nahm er einen Laubthaler heraus, den er mir in die Hand drückte, mit dem Beyfügen, er wolle in einigen Wochen wieder kommen, und wenn ich meine Sache gut gemacht, ſolle ich noch mehr Geld haben. Das gefiel mir wohl, ich that wie er mich geheißen; aber kaum hatte ich es ein Paar Tage getrieben, ſo kam früh am Morgen ein Häſcher, der mich in's Zuchthaus abführte, wo man mir das Büchlein vorlegte, und mich, als ich nicht ſagen konnte, wer es mir gegeben, abprügeln ließ, und hernach auf Waſſer und Brot in's Gefängniß warf, ob ich gleich betheuerte, daß ich unſchuldig wäre, weil ich die Schrift mit Fleiß nie geleſen. Hier blieb ich zehen Tage, bis mich die Angſt und der Verhaft krank machte, und mein alter Schaden am Fuß wieder aufging; worauf ich in das Spital gebracht, und daſelbſt liebreich verpflegt wurde. Gott vergelte es ihnen, es wohnen gute Leute da! Aber der Fuß war bös zu heilen; da kam es endlich ſo weit, daß ich wieder darauf gehen konnte, und man mich laufen ließ. Wenn ich jetzt nur wüßte, wer mir das Büchlein gegeben, damit ich erzählen könnte, was ich ſeinetwegen gelitten; vielleicht kriegte ich einen Erſatz.

Ich rieth ihm nach Hauſe zu gehen, ſein Handwerk ehrlich zu treiben, und mit dergleichen geheimen Artikeln ſich nicht mehr abzugeben, dafür ſey er zu einfältig! Letzteres ſagte ich ihm abſichtlich rund heraus, weil ich weiß, daß es oft gute Wirkung thut, wenn man den Leuten ohne Umſtände ſagt: Ihr taugt nicht hiezu! So wiſſen ſie auch, daß es ihnen geſagt iſt, und kehren mit einer leichten Wunde zur Ueberlegung zurück; da hingegen die feinen Pfeile verdeckter Warnung hundert Mahl an dem Schilde der Eigenliebe abprellen.

Da er nicht gleichen Schritt mit mir halten konnte, ſo nahm ich Abſchied, und er ſing ſeinen Geſang wieder an.

Nimm dich in Acht, ſagte ich zu mir ſelbſt, das könnte unter fremdem Nahmen deine eigne Geſchichte ſeyn! Der einfältige Buchbinder läßt ſich durch Geld und gute Worte (von einem Manne, der ausſah wie ich, ſagte er, welches mir die Erzählung widrig machte) verleiten, ſich mit etwas Geheimem abzugeben, das außer ſeinem Berufe lag, und wurde dafür von der Obrigkeit als ein Ruheſtörer mit Schlägen und vom Verhängniß mit einem böſen Fuß als ein Sünder beſtraft, denn jede Einmiſchung in ein fremdes Geſchäft iſt Untreu gegen ſich ſelbſt, und das iſt die Sünde! Um Geld iſt es mir zwar nicht zu thun, aber man muß nicht nur dem Gelde, man muß auch guten Worten widerſtehen können! — Noch ſind keine vier und zwanzig Stunden verfloſſen, ſeitdem ich in der Mühle den erſten Wink erhielt, und jetzt begegne ich ſchon allenthalben Spuren einer furchtbaren Gährung; vorher hörte ich freylich auch dieß und jenes ſagen, aber ich dachte an keinen Zuſammenhang, den ich nun auf's deutlichſte wahrnehme. Ein gefährlicher Weg, den ich gehe!

Solche Betrachtungen ſtörten mich, und meine

Freude an der ſchönen Gegend verſchwand; es war mir, als ob Schlangen hinter den Hecken lauerten, und Ungeheuer aus dem Waſſer hervorguckten. Sogar das Singen des Handwerksburſchen ärgerte mich; er ſingt im Gefühle ſeiner wiedererlangten Freyheit, und ich bin im Begriff die meinige zu verlieren! Soll ich zurückkehren, dachte ich oft; und ging unterdeſſen immer vorwärts.

Wie hat ſich doch ſeit Jahren hier alles verſchönert! ſagte ich zu einem Mann, der mit mir aus einem Dorfe kam, und mich eine Strecke begleitete. Das macht die Handlung, antwortete er, die iſt ſeitdem ſtark in Schwung gekommen.

Die Handlung, rief ich, die iſt ja verbothen!

Freylich, aber man treibt doch ſo unter der Hand manches. Ja, fügte er nach einer Pauſe hinzu, wenn wir nicht ſo gedrückt, und die Menſchenrechte uns nicht geraubt wären, wir hätten es noch viel beſſer.

Welche Menſchenrechte? fragte ich.

Er lächelte mir geheimnißvoll ſeine Unwiſſenheit entgegen. Ich merkte, daß dieß eines der Worte ſey, die man nach den Verhaltungsregeln aus der Thal-Mühle zuweilen müſſe fallen laſſen. — Einem gedrückten Lande, ſagte ich, ſieht eure Gegend doch nicht ähnlich.

Abends bey guter Zeit kam ich nach Meilen, und gab meinen Brief in dem beſtimmten Hauſe ab. Man empfing mich gut, aber kalt; der Brief wurde nicht geleſen, ſondern gleichſam als unbedeutend in ein Nebenzimmer gelegt, bis es ganz dunkel geworden. Da ſah ich nach einander verſchiedene Männer von gutem Anſehen ankommen, die einen Augenblick in die Wohnſtube, wo ich war, hereintraten, dann wieder hinaus, und eine Stiege höher gingen. Das währte ungefähr eine Stunde; endlich wurde auch ich gerufen.

Es war da wieder eine nächtliche Verſammlung, wie geſtern in der Mühle, nur anſtändiger. Wein und Toback ſtand noch in einer Ecke des Zimmers, und auf dem Tiſche, um welchen zehen Männer herumſaßen, lag ein großes Buch und ein Schreibzeug. Sie waren alle unbeweglich und mauſeſtille, bis ein junger Menſch, der mich eingeführt und mir einen Stuhl gegeben hatte, wieder weg war. Das kam mir faſt zu feyerlich vor für Landleute; ſie müſſen es wo abgeſehen haben, dachte ich.

Endlich hob einer an: Lieber Freund, daß nicht ſowohl das Ueberbringen eines Briefs die Urſache Euers Hierſeyns ſey, als der Wunſch einiger unſrer Brüder, Euch mit uns bekannt zu machen, und auch Euer Wunſch, mit uns bekannt zu werden, das iſt berichtet worden, wie auch, daß Eure Grundſätze über die traurige Gefangenſchaft einiger der trefflichſten Männer des Landes und über die verlorne Freyheit gänzlich mit den unſrigen übereinſtimmen; darum machen wir es uns zur Pflicht, Euerm Wunſche zu entſprechen, und unſer Vorhaben ganz vor Euch aufzudecken.

Verzeiht, ihr Herren, eilte ich zu ſagen, wenn ich jetzt ſchon reden muß; ich möchte nicht, daß Ihr mir mehr Zutrauen ſchenktet als ich verdiene, und mehr von mir erwartetet, als ich leiſten kann; denn Euer Unternehmen iſt von der höchſten Wichtigkeit für Euch, und ihr müßt genau wiſſen, mit wem Ihr zu thun habt. Es iſt zwar erſt von geſtern her, ſeitdem ich etwas davon weiß, allein ich habe ſchon genug erfahren, um vor dem weiten Umfange deſſelben beynahe zu erſchrecken. Eure Brüder haben mich freylich durch ihre Freymüthigkeit und ihr Zutrauen eingenommen, ich mochte auch nichts gegen das Recht ihrer Beſchwerden einwenden, weil dieſe mir größtentheils neu waren; aber weder mein Schickſal noch meine Denkungsart gebiethen mir den gleichen Eifer der Theilnahme — und das iſt es, was Ihr wiſſen müßt, damit Ihr Euch nicht an mir irret. Ich bin nur ein gemeiner Tagelöhner, meine Umſtände fordern mich zur Genügſamkeit auf, und ich fühle mich nie leichter und zufriedener, als wenn ich mich über wenig in der Welt beſchwere und um das Heil des Ganzen nicht bekümmere; daher geht mein Dichten und Trachten mehr nach einer innern Freyheit, welche mir die äußere entbehrlich macht. Indeſſen verlange ich keineswegs, daß andre ſich ſo beſchränken ſollen, wie ich, und werde auch die nicht tadeln, welche bürgerliche Freyheit für andre, mit Gefahr ihre eigne zu verlieren, ſuchen, ſondern lobe ſie vielmehr, wenn ihre Abſichten, wie ich von Euch glauben muß, rein ſind, und habe deßwegen auch den Handſchlag, welchen ich Euern Brüdern gab, noch nicht bereut; nur möchte ich eben ſo wenig als unbedingter Gehülfe, wie als bloßes Werkzeug angeſehen ſeyn. Ich bitte alſo mir von Euern Geheimnißen, wenn Ihr ſolche habt, mehr nicht zu vertrauen, als Ihr mit meinen Geſinnungen verträglich findet.

Sie hatten mir mit Aufmerkſamkeit und ſtiller Befremdung zugehört, weil ſie wohl merken mußten, daß ich nach der feyerlichen Verbrüderung nicht ſo begierig ſey, wie ſie erwarteten; denn wer Grundſätze auskramt ſtatt der Antwort auf ein dringendes Anſinnen, der ſucht Ausflüchte.

Einer der den äußern Anſtrich von Frömmigkeit hatte, und mir der Feinſte ſchien, antwortete: Unſre Brüder hatten Recht, Eure mannhafte Denkungsart zu loben, und Euch als einen Liebhaber der wahren Freyheit zu ſchildern, das beweiſt Eure Freymüthigkeit; wollte Gott es gäbe viel ſolche Leute im Lande, ſo wären wir bald recht frey! Unſer Vorhaben iſt ſehr einfach, wir wollen nichts als die Freyheit unſrer unſchuldigen Gefangenen und unſre verlornen Rechte, die Ihr hier beſchrieben findet (indem er mir ein kleines Heft Schriften übergab). Der einfachſte Zweck braucht aber oft verwickelte Mittel, und dieß iſt leider hier

auch

auch der Fall. Durch öffentliches Handeln iſt nichts auszurichten, wie die traurigſte Erfahrung uns ſattſam belehrt hat; es bleibt uns alſo nichts anders übrig, als mit Vorſicht und Gottes Hülfe uns unter der Hand und auf mancherley Weiſe einen großen Anhang zu verſchaffen, der die Gegenpartey überwiege, und damit gleichſam zu erzwingen, was durch gütliches Betreiben nicht zu erhalten iſt; daß dieß aber allerhand Leute und Hülfsmittel bedürfe, iſt leicht einzuſehen. Freylich iſt das Anwerben Eure Sache nicht, wir wiſſen es, und fern ſey es von uns, Euch dazu überreden zu wollen. Ja wir werden Euch auch, ſo gerne wir es ſonſt gethan hätten, von unſern Hülfsmitteln, die der edle Zweck heiligen muß und wird, weiter kein Wort ſagen, weil Ihr es nicht haben wollt. Aber das hoffen wir nach Euern Aeußerungen mit Zuverſicht, Ihr werdet uns, ſo lange Ihr uns gerecht erfindet, Euern Beyſtand nicht verſagen, und wenigſtens die Verbündeten in Eurer Gegend mit gutem Rath unterſtützen.

Ich wiederhohle es, erwiederte ich, daß es mir Ernſt iſt, wenn ich Eurer Unternehmung einen gemeinnützigen Ausgang wünſche; aber erlaubt mir noch die Frage: Fürchtet Ihr nicht, wenn Ihr ſo die ungeſchlachte Menge in Bewegung ſetzt, daß Ihr derſelben keinen Stillſtand mehr werdet gebiethen können, und daß ſie, wie ein angeſchwollenes Waldwaſſer Freund und Feind mit ſich fortreiße, und alles zerſtöre? Und was für einen Beyſtand erwartet Ihr jetzt von mir?

Sie betheuerten, daß ſie himmelweit davon entfernt ſeyen, eine Empörung im Sinne zu haben, ſondern wenn ſie freylich auch zu drohenden Maßregeln ſchreiten müſſen, werden ſie es nicht thun, bis ſie ihrer Uebermacht ſo ſicher ſeyen, daß der erſchrockene Gegner an keinen Widerſtand mehr denken dürfe. Die Volksmaſſe aber ſey wohl zu lenken, wenn ſie wohlgeſinnte Führer aus ihrer Mitte habe. Sollte ich mir deſſen ungeachtet nicht gefallen laſſen, Leute für ihre gute Sache zu überreden, ſo wünſchten ſie jetzt nur, von mir ſagen zu können: Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns; und weiter in gutem Vernehmen mit einander zu ſtehen.

Damit gaben ſie mir den Abſchied, denn ſie ſtanden auf; das große Buch und das Schreibezeug wurden weggenommen, und Wein und Toback dafür hingeſtellt. Sie fingen an von gleichgültigen Dingen zu ſprechen; zwar noch in einem freundſchaftlichen Tone, jedoch mit merklicher Zurückhaltung und Abnahme der anfänglichen Zutraulichkeit; und beym erſten Worte, das ich vom Weggehen ſagte, wieſen ſie mir bereitwillig im Wirthshauſe mein Nachtlager an.

Ich aß fröhlich zu Nacht, vergnügt mit meinem heutigen Tagewerk, weil es mir auf morgen den Rückweg in mein ſtilles Reich, das nicht von dieſer neuerungsbegierigen Welt iſt, bahnen ſollte. Nur eines war mir nicht ganz recht: ich konnte mir nicht bergen, in den Aeußerungen über mich ſelbſt einen etwas hohen Ton angeſtimmt zu haben, welches andre an uns ſo ungern hören, als wir an ihnen. Allein es iſt kein andrer Rath, wenn man in der Nothwendigkeit iſt, von ſich ſelbſt zu ſprechen, und unbekannten Treibern zu antworten, als es mit kecker Beſtimmtheit zu thun; das Liebenswürdige der bloßen Beſcheidenheit reicht da nicht hin. Der Zweck muß da auch das Mittel heiligen, wie der Mann mit dem frommen Anſtand heute ſagte.

Als ich eben zu Bette gehen wollte, zeigte mir der Wirth leiſe an, daß noch jemand mit mir zu ſprechen wünſche; es war einer der Männer von dieſem Abend. Er begleitete mich in mein Schlafgemach, und brachte mir Geld, wovon ich aber kaum die Hälfte als meinen Lohn anſah und nahm. Er ließ mich machen, und ſagte dann, daß er nicht deßwegen gekommen, ſondern die vereinigten Freunde, welche heut Abend noch viel von mir und meinen Anſichten ihrer Sache geſprochen, haben gefunden, ich wäre der Mann, ihnen einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Es halten ſich nämlich in der Nähe von Baſel einige ihrer bekannten Brüder auf, die mit mehrern Einverſtandenen daſelbſt einen Verein ausmachen, ungefähr wie der ihrige hier zu Lande; mit dieſen ſtehen ſie in Verbindung und häufigem Briefwechſel; ſie dürfen aber nur die wenigſten Briefe der Poſt, und nicht einmahl alles den Briefen anvertrauen, und zu mündlichen Berichten haben ihre bisherigen Bothen ſelten das erforderliche Geſchick. Nun ſey der Fall, wo ich zeigen könne, daß ich es gut mit ihnen meine, wenn ich mich entſchlöſſe, auch nur ein Mahl dieſe kleine Reiſe für ſie zu machen.

Er drang ſehr in mich, ſogleich zu entſprechen, allein ich bath mir Bedenkzeit bis morgen aus, da ich, von der Tagesmüdigkeit erſchöpft, nicht mehr im Stande ſey nachzuſinnen.

Wirklich ſchlief ich auch ein, ſobald der Mann fort war, feſt entſchloſſen jedoch, morgen zurückzukehren. Allein als ich bey Tagesanbruch wieder erwachte, und der Kleinmuth der Ermüdung gewichen war, fand ich es doch der Mühe werth, über den Vorſchlag nachzudenken, wär' es auch nur geweſen, um die ſinnliche Behaglichkeit zu fühlen, welche man hat, wenn man ſo des Morgens, im Bette bis über die Ohren, ſeinen Gedanken nachhängt.

Da es mir bisher gleichgültig geweſen, ob wenige oder viele regieren, wenn nur Ruhe und Ordnung herrſchte, ſo konnten neue Freyheitspläne, ſo einleuchtend ſie waren, meinen Entſchluß allein nicht beſtimmen; auch allerhand andre Scheingründe nicht, die vor meiner Einbildung vorüberzogen, und mir Anſehen, Geld, Volksgunſt, größern Wirkungskreis vorſpiegelten; Blendwerke, womit man oft ſich ſelbſt, doch mehr noch andre täuſcht. Gott bewahre dich vor geſuchtem Berufe, ſagte eine warnende Stimme; jede menſchliche Unternehmung, wovon nicht Liebe und nächſte Pflicht die Triebfedern ſind, iſt eitel! Winket dir nicht deine Frau dort unter der engen Pforte deiner einſamen Hütte, und wird der Rückweg nicht ſchwerer ſeyn, je weiter du dich davon entferneſt?

Allein die Stimme der Warnung verklang — leider nicht das erſte Mahl! — in dem leichten Sinne der Jugend. Am Ende überwog die Luſt, Land und Leute zu ſehen und nach Baſel zu kommen. Ich will mir die Aufträge ſchriftlich und verſiegelt geben laſſen, und ſo unſchuldig reiſen als möglich, ſagte ich, ob ich gleich dabey leiſe empfand, daß die Unſchuld, welche ſich ſelbſt nennt, das nicht mehr iſt, wofür ſie ſich ausgibt.

Als ich die Augen aufſchlug, war es ſchon heller Sonnenſchein, wodurch mein Reiſeplan nur noch anziehender beleuchtet wurde.

Bald kam der geſtrige Mann. Ich machte ihm ſogleich meinen Entſchluß bekannt, ihrem Begehren zu entſprechen; nur, fügte ich hinzu, wäre es mir lieb, wenn ſie mir ihre Aufträge, ſo viel es ſich thun ließe, ſchriftlich gäben.

Er freute ſich, und zog die Briefe ſchon fertig aus der Taſche. So gewiß hatten ſie darauf gezählt, daß ich den Auftrag übernehmen würde.

Die Herren kennen mich beſſer als ich ſelbſt, ſagte ich mit einiger Wärme; wenn ihr aller eurer Schritte ſo ſicher ſeyd, ſo habt ihr gewonnen Spiel.

Er lächelte: Wer ſich einen Anhang verſchaffen will, muß es machen, wie der Apoſtel Paulus, und allen alles ſeyn können. Geſtern waren wir anfänglich mit Euch nicht recht zufrieden; nachher ſahen wir ein, daß Ihr folgerecht handelt, und deſto eher ſeyd Ihr unſer Mann! Andre, die wir mit Briefen abgeſchickt haben, waren froh, wenn ſie recht viel geheime mündliche Aufträge mitbekamen, Ihr wollt es anders, und wir geben ſie Euch ſchriftlich. Es iſt uns alles recht, wenn die Briefe nur ſicher nach Baſel kommen, und Ihr an unſern Freunden daſelbſt Gefallen findet, von welchen Ihr dann ſchon mehrers hören werdet, was Ihr jetzt weder Zeit noch Luſt habt, von uns zu vernehmen.

Als wir uns zum Frühſtücke geſetzt hatten, nannte mir der Mann noch die Nahmen ſeiner Genoſſen, die ich geſtern Abend kennen gelernt, und machte mir eine Schilderung von denen, welche ich auf der Reiſe antreffen würde. Von mehrern hatte ich ſchon vor einigen Jahren, aber nicht ſo vortheilhaft, reden gehört.

Auch jetzt vernahm ich wieder manches, das mir noch einen ausgedehntern und bedeutendern Plan verrieth, als ich geahndet hatte. Beſonders fiel mir auf, daß er einige Mahl von dem guten Vernehmen oder vielmehr von der Gunſt ſprach, worin ſie bey einer auswärtigen hohen Macht ſtehen, die unſre Regierungen weder zu lieben noch zu fürchten ſcheint. Er legte mir das Fragen darüber auf die Zunge, beging aber den Fehler vieler Leute, welche gern ein Geheimniß los wären, daß er mit abgebrochenen Worten und künſtlichem Bedacht darauf hindeutete, welches niemals zutraulich zum Fragen macht, weil man daraus nicht recht klug wird, und jeder Vernünftige ſich ſcheut, unpaſſende Fragen zu thun, und mit Geheimniſſen blinde Kuh zu ſpielen. Er mußte ſich alſo gefallen laſſen, daß ich mit dem vorlieb nahm, was er mir ſagte.

Ueber den unerleſenen Anhang allerley Volkes, den ſie ſuchten, konnte ich mich nicht beruhigen, noch über den Leichtſinn der Verſprechungen, die ſie, wie er mir geſtand, jedem zu machen genöthigt ſeyen. Das iſt freylich ein unfehlbares Mittel einen Anhang zu bekommen, ſagte ich, aber wenn ihr nicht in den Stand geſetzt werdet, dieſe Verſprechungen zu erfüllen, ſo habt ihr euern Anhang gegen euch, er ſieht ſich als betrogen an, und dann müßt ihr es noch für ein Glück halten, wenn ſie euch nur fluchen. Gelingt aber die Unternehmung, ſo wird euch die eigne Erfahrung lehren, was ihr ſchon aus fremdem Beyſpiel wiſſen ſolltet, daß ſich der große Hauſe ſo ſtark in die Thüre drängt, die ihm zu Vortheilen aufgeſperrt wird, daß kein guter Wille mehr fähig iſt, ſie zu ſchließen; und wenn ihr ihm neun drückende Beſchwerden abnehmt, und die zehnte leichte nicht, ſo iſt er nicht zufrieden. Auch giebt es allenthalben gute Köpfe mit böſen Abſichten, denen es daran liegen wird, euer helles Waſſer trübe zu machen und zu erhalten, um darin nach Herzensluſt fiſchen zu können.

Das alles haben wir uns auch mehrmahls geſagt, erwiederte er; in Baſel, lieber Freund, werdet Ihr die Antwort darauf hören. Uebigens müßt Ihr auch dieß noch beherzigen, daß der Menſch ſelten mit dem Kopf allein handelt, ſondern auch das Herz einen Antheil an ſeinen Thaten hat, und im Herzen der Sitz, ſo wie der Liebe, alſo auch des Haſſes iſt. Ihr habt noch nie an Gut und Ehre und Freyheit gelitten; wir tadeln Euer kaltes Blut nicht, entſchuldigt Ihr dagegen unſre Wärme!

Brief an meine Frau.

Was wirſt du ſagen, gute Marie, wenn du mir morgen entgegen gehſt und mich nicht findeſt; und was wird deine Mutter ſagen, wenn du mich nicht zurücke bringſt? — Mein Gott! wo iſt er denn hin? — Und indem ihr Sorgen und Angſt habet gehe ich immer weiter von Euch! Weißt du noch, wie du in dem Bade warſt, und am dritten Tage wieder heimgelaufen kamſt? Salo, ich kann ohne dich nicht ſeyn, ſagteſt du; und die Nachbarn lachten, und ich lachte und weinte zugleich. — Iſt das nun meine Gegenliebe, mein Verſprechen!

Tröſte dich, liebes Kind, und trockne deine Thränen! Es thut auch mir wehe, nun des Abends euers herzlichen Willkommens und des vertraulichen Geſprächs bey der Nachtſuppe zu entbehren, weil einem doch nur da recht wohl ſeyn kann, wo die Zuverſicht der Liebe waltet. — Aber ich gehe auch nicht zum Lande hinaus zu fremden Leuten, ſondern nur bis Baſel, wohin mich das Geſchäft, welches mich hieher führte, noch unausweichlich zieht. Das wird freylich einige Tage länger dauern, als ich verſprach, dafür hoffe ich aber auch ein hübſches Stück Geld heimzubringen; du weißt, wie uns die Mutter ſchon lange vermahnte, etwas zum Ankauf eines kleinen Weinbergs vorzuſparen, damit Ihr im Sommer draußen auch was zu ſchaffen habt. — Und zu Hauſe verſäume ich jetzt gerade am wenigſten; unſre kleine Wirthſchaft erfordert im Winter keine Arbeit, und für Holz wird das Städtchen wohl ſorgen, wenn die Herren frieren.

Seyd alſo gutes Muthes zuſammen; der Himmel wird mich beſchützen und Euch! — Laßt den Nachbar Holländer, wenn Ihr Abends in die Lichtſtube geht, erzählen, wie weit es nach Baſel ſey, und berechnet darnach den Tag meiner Rückkunft. Wenn Ihr dann zur glücklichen Stunde in das Thal hinunter ſchaut, und es kömmt von ferne einer mit fröhlichen Schritten einhergegangen, und dir das Herz klopft, Marie, ſo iſt es dein Getreuer!

Sie hatten mir, ich weiß nicht warum, einen Reiſegefährten an dem Sohne eines der Staatsgefangenen mitgegeben, den ich bald als einen unbeſonnenen Jungen kennen lernte, der ſich klug dünkte, und ſich jetzt nicht wenig auf dieſe Sendung zu gut that.

Er vertraute mir, ſo bald er konnte, daß er unlängſt auch ſchon dieſen Weg gemacht, aber durch ein Mißverſtändniß das Zutrauen der Freunde in Baſel verſcherzt habe; dieß werde wohl der Grund ſeyn, warum ich ihm zugeſellt worden. Auf meine Frage, worin dieſe Unzufriedenheit mit ihm beſtehe, antwortete er, ſie haben ihm einige Unvorſichtigkeiten Schuld gegeben, da er doch nichts gethan, als hier und da nach Abrede offenherzig über die Menſchenrechte zu ſprechen, um der guten Sache Anhänger zu gewinnen; allein inner den Mauern wollen ſie immer die klügſten ſeyn, und trauen ihrem eignen Schatten kaum, darum ſey ihnen auch nicht zu trauen; er wolle dieß Mahl aber auch ein Wort mit ihnen ſprechen!

Es half nichts, daß ich ihm ſeine Begriffe über Freymüthigkeit zu läutern und das Vorurtheil gegen die klügern Stadtbürger zu nehmen ſuchte; er hatte den Kopf zu voll von ſeiner eignen Wichtigkeit, und ſchützte ſich immer mit ſeinen Maximen, wie er ſeinen Kram nannte, das iſt, mit Gemeinſprüchen, die höchſtens paſſen, wenn man zu der Menge ſpricht, aber in einem Geſpräch unter vier Augen jede vernünftige Belehrung lähmen.

Ich ſchwieg alſo. Als er aber einem Unbekannten, der eine Weile mit uns ging, auch wieder ſeine aufgeſchnappten Wahrheiten über Recht und Freyheit an den Kopf geworfen hatte, ergriff ich den Anlaß, ihm frey herauszuſagen, daß ich ſeine Unbeſonnenheit nur aus Erfahrung kenne, und begreife, wie man mit ihm unzufrieden ſeyn müſſe! daß ich demnach ſogleich zurückkehren werde, wenn er ſeine Maximen noch ein einziges Mahl vor Fremden laut werden laſſe! — Damit verſchaffte ich mir Ruhe und Achtung. Er blieb ſtumm; ich hätte aber lieber Unterhaltung gehabt.

Wir kamen Abends ſpät in Bremgarten an, weil wir einen Umweg hatten nehmen müſſen. Mein Reiſegefährte verlangte ſogleich zu Bette; mir wurde ein Platz an einem Tiſche angewieſen, wo einige rechtliche Bürger beym ſonntäglichen Abendtrunke ſaßen. Wie es an ſolchen kleinen Orten üblich iſt, ſuchten ſie zuerſt mein Thun und Laſſen zu erforſchen, und fielen dann wieder in ihr voriges Geſpräch ein, das die bevorſtehende Bundeserneuerung betraf.

Einer war unter ihnen, der ſich ſehr vor den Andern ausnahm; ein ſchöner alter Mann mit rothen Wangen und ſilbernem Haare; es war etwas Edles in ſeiner langen Geſtalt, und ſeine Kleidung, obgleich ein wenig abgetragen, verrieth mehr Geſchmack als bey der übrigen Geſellſchaft, ſo daß ich mich wunderte, wie in dieſem engen Aufenthalte eine ſolche Figur ſich finden könne. Er ſprach wenig, und hielt ſich meiſtens an ein kleines Männchen, um deſſen willen er hier zu ſeyn ſchien; zuweilen nur berichtigte er mit kurzen Worten, was die andern ſagten.

Als aber einer den Aufruf eines benachbarten Gebiethes zu dieſem neuen Bundesſchwur hervorzog, der ſich mit einem kurzen Schlußgebeth endigte, ſagte er mit ernſtem Unwillen: Mit dieſer kanzleyiſchen Andacht beſchließt man freylich immer unſre Landesverordnungen von einiger Bedeutung, aber ich fürchte ſehr, dieß Mahl ſage Gott Nein dazu. Dieſe geprieſene „Uebereinſtimmung der Standesgeſinnungen“ was iſt ſie anders, als Uebereinſtimmung einer allgemeinen Furcht? Man hört die Drohungen von außen, und ſieht den Aufſtand von innen, und will dieſem allem geſchwind mit einer feyerlichen Scene helfen, die ehedem möchte gewirkt haben, aber heut zu Tage kaum was anderes mehr ſeyn wird, als ein Schauſpiel, wovon die Zuſchauer einen Tag lang ſich erzählen, oder eine Arzney, die für den Augenblick den Schmerz ſtillt, aber die Wurzel des Uebels unberührt läßt.

Scharf geſprochen! ſagte das kleine Männchen.

Wenn man nicht wüßte, was in einigen Landesgegenden bereits getrieben wird, ſprach jener weiter, wovon uns vielleicht dieſer gute Freund (indem er durch eine Kopfbewegung auf mich wies) auch was ſagen könnte — es ſahen mich alle an — ſo würde man ſich vielleicht eine kurze Zeit bereden, dieſe ſchönen langen Worte von bundesbrüderlicher Schutzvereinigung, echthelvetiſcher Eintracht, gemeineidsgenöſſiſcher Sicherheitsmaßnahme, und dergleichen, werden neues Heil über unſer Vaterland verbreiten; aber, du armes Vaterland! ein neues Kleid wird für dich bereitet, worauf dieſe alten Lappen nicht mehr paſſen! Neue Zeiten regiert man nicht durch alte Formeln.

Ein ſtrenges Urtheil! ſagte das kleine Männchen.

Vierhundert neunzig Jahre, fuhr Jener mit verſtärkter Stimme fort — und alles war ſtille — vierhundert neunzig Jahre hat nun der Schweizerbund gedauert, welches für politiſche Verbündung wohl eine Ewigkeit heißen mag; aber ſo eine alte klappernde Maſchine, die ſchon ſeit der Glaubensänderung nicht mehr recht zuſammenhing, nun gerade in dem kritiſchen Augenblicke, da ſie auseinander gehen will, da verderbliche Winde auf ſie einſtürmen, durch das Feſtwerk eines Tages beyſammen halten wollen, das — gebe Gott, daß es gelinge, mir will es nicht einleuchten! Der große Hauſe der getreuen lieben Angehörigen weiß jetzt nur zu wohl, und wer es nicht weiß, wird noch täglich davon belehrt (er ſah mich wieder an), daß einzig von ſeinem guten Willen die fernere Dauer dieſer Maſchine abhängt; und da man ſich von einer andern Seite her angelegen ſeyn läßt, dieſe Erneuerung ungenannter Verträge, dieſe „Gewährleiſtung der Verfaſſungen“ unter dem gehäſſigen Lichte wechſelſeitiger

Gewährleiſtung der ausſchließenden Herrſchaftsrechte vorzuſtellen, ſo wird die Ausführung des feyerlich angekündigten Vorhabens wahrſcheinlich eine der Erwartung ganz entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen, und anſtatt dieſe Ewigkeit der Bünde auch nur für einige Jahre zu verlängern, vielmehr zu ihrer ſchnelleren Auflöſung beytragen.

Das iſt eine harte Rede! ſagte das Männchen, und ſtand auf. Der Sprechende nahm ebenfalls ſeinen Hut und Stock, und ſtehend ſagte er noch: Wir ſind lange glückliche Schweizer geweſen, und haben uns auf den Nahmen in behaglicher Ruhe vieles zu gut gethan; aus dieſem Schlummer müſſen und werden wir erwachen, möge es nur Gott gefallen, daß es nicht durch einen plötzlichen Sturm geſchehe, ſondern nach und nach und mit vernünftiger Vorbereitung! Wer hiezu etwas beytragen kann, der thue es, und wer nichts vermag, halte ſich ſtill und ruhig!

Er empfahl ſich der Geſellſchaft; jeder grüßte ihn ehrerbietig. Auf mich kam er zu, maß mich mit freundlichem Blicke; Adieu Herr N.! — ſagte er, und nannte meinen Nahmen. — Das kleine Männchen begleitete ihn.

Ich habe ſchon oft an kleinen Orten und von geringen Leuten große Wahrheiten ſagen hören, die man da nicht vermuthete; ſeine Rede war mir alſo weniger wunderſam, als daß er hier in der Fremde meinen Geſchlechtsnahmen wußte, den ich zu Hauſe ſelbſt des Jahrs kaum Einmahl hörte, und mein Geſchäft kannte, das ich beynahe vor mir ſelbſt zu verbergen ſuchte; das kann nur ein Prophet, dachte ich, und war äußerſt begierig, etwas näheres von ihm zu erfahren; aber noch neugieriger waren die Anweſenden, zu wiſſen wer ich wäre. Aus der Achtſamkeit, die der alte Herr, wie ſie ihn nannten, gegen mich zu haben ſchien, da er, nach ihrem Geſtändniſſe, noch nie ſo viel auf Einmahl geſprochen, und aus meinem Aufzuge, der gegen dieſe Achtſamkeit abſtach, fielen ſie auf den Argwohn, der in kleinen Städten Fremde häufig trifft, ich ſey etwas anders als ich ſcheinen wolle.

Es war eine rechte Plage; ſtatt daß ſie meine Neugier befriedigten, ſollte ich nur die ihrige ſtillen, die mich von allen Seiten anfiel. Sie tranken auf meine Geſundheit; nannten dabey den Geſchlechtsnahmen, den mir der Prophet gegeben; bedauerten, daß ich ſo eine kalte Zeit zum Reiſen ausgewählt, und verwunderten ſich, daß ich zu Fuß ginge. Und wenn ſie glaubten, einer habe etwas zu dreiſt gefragt, ſo verwieſen ſie es ihm mit Huſten und Kopfſchütteln. Kurz ſie ſchienen ſich ſelbſt in den Wahn hineinarbeiten zu wollen, mich für einen Incognito reiſenden Herrn zu halten.

Dieß nun zu verhüthen und mir ſelbſt aus der peinlichen Verlegenheit zu helfen, ſagte ich geſchwind heraus, wer ich ſey, nemlich ein Bauer von R., der nach Baſel reiſe, um einige Freunde zu beſuchen. Freunde heißen bei uns auch Verwandte; ich wußte aber damahls noch nicht, daß ich die Wahrheit ſagte.

Um aber weitere Nachforſchungen abzuleiten, und endlich zu erfahren, wer der ſeltne Mann wäre, fing ich an, von dem, was er über die Bundesbeſchwörung geſagt hatte, zu ſprechen; doch ich merkte bald, daß ſie mehr den Wohlklang ſeiner Worte beſtaunt, als ihren Geiſt begriffen hätten, wie ich das bey ähnlichen Anläſſen oder bey Gelegenheitspredigten und andern feyerlichen Reden ſchon oft erfahren, wo die Leute mit Entzücken ſagten: welch eine ſchöne Rede! aber wenn man ſie um den Inhalt fragte, nichts mehr davon wußten, und wo denn doch Prediger und Redner glaubten, unendlich viel Gutes gewirkt zu haben.

Wiewohl ſie nicht begreifen wollten, daß ich nichts von dem alten Herrn wiſſe, ſo erfuhr ich doch nach und nach folgendes von ihm:

Er nenne ſich Helmont, und ſey ſchon mehrere Jahre hier; woher er aber gekommen, habe man nie in Erfahrung gebracht, und bekümmere ſich auch jetzt nicht weiter darum. Bey ſeiner Ankunft ſey ihm vom Magiſtrat nach Gewohnheit ein Heimathſchein abgefordert worden, ſtatt deſſen aber habe er ein Schreiben von dem Preußiſchen Statthalter in Neuenburg vorgewieſen, welches eine Empfehlung und Bürgſchaft für den Unbekannten enthalten, womit man ſich habe begnügen müſſen. Damahls habe er einen alten Bedienten

ten bey ſich gehabt, der aber bald geſtorben; ſeitdem laſſe er ſich von einem Nachbarsmädchen bedienen, und ſpeiſe aus dem Wirthshauſe. Geld beziehe er von einem Handelshauſe in der Nachbarſchaft, wenn und ſo viel er wolle; er brauche aber nicht viel. Seine tägliche Arbeit ſey Glasſchleifen; zuweilen ſchreibe er auch in der Kanzley; was er aber damit verdiene, lege er gewiſſenhaft für die Armen des Städtchens bey Seite. Bey beſondern Vorfällen, manchmahl auch wenn Fremde kommen, finde er ſich bey der Abendgeſellſchaft im Wirthshauſe ein, und ſey ſehr aufmerkſam auf Neuigkeiten, laſſe ſich aber nie in keinen Wortwechſel darüber ein, und ſey immer kurz von Worten. Sage man ihm etwas Unangenehmes oder Unbeſcheidenes, ſo gehe er ſtillſchweigend weg, komme aber nachher wieder, oft denſelben Abend, ohne den geringſten Verdruß merken zu laſſen.

Alles dieſes erzählten die Bürger mit auffallender Achtung für den Mann, und vergrößerten meine Begierde ihn näher zu kennen, und von ihm zu lernen. Aber wie ſollte ich an ihn kommen? Zudringlichkeit iſt kein Trieb der Weisheit, ſie kündigt ſich mit eitelm Selbſtbetrug an, und ſchleicht gemeiniglich in ſtummer Blöße wieder weg.

Als ſie fort waren, kam mein Reiſegefährte wieder zum Vorſchein, der ſich zum Nachteſſen hatte wecken laſſen, um es nicht zu verſäumen. Er ſuchte bey Tiſche dem Wirth ſeine menſchenrechtliche Staatsklugheit beyzubringen; ich hatte aber dießmahl von ſeinen Maximen nicht viel zu beſorgen, denn der Wirth gehörte zu der in unſerm Lande zahlreichen Klaſſe ſeiner Gewerbsgenoſſen, die mit einer weißen Mütze hinter den Ohren und einer Pfeife im Maul ſich zutraulich neben Euch hinſetzen und plaudern, und, die Zeche am Ende ausgenommen, weiter nichts verlangen, als daß Ihr ihnen mehr Ehre erweiſet, als ſie Euch.

Beym Auskleiden wollte ich nach den mir anvertrauten Briefen ſehen, und fand auch das Heft Schriften, welches mir die Männer in Meilen gegeben hatten, noch in der Taſche. Ich hatte nicht mehr an dieſe Schriften gedacht, und ſah nun beym Durchblättern, daß es eine aus neuen Rechtsgrundſätzen und alten Urkunden hergeleitete Abhandlung wäre, nach Art einer bekannten vor einigen Jahren herumgebothenen Denkſchrift, worin der Verluſt unſrer Freyheit bewieſen, bedauert, und Weiſung zu neuen Einrichtungen gegeben wird. Allein der Schlaf war mächtiger in mir als die Wißbegierde, und ſo ließ ich die Papiere aus den Händen fallen.

Als ich ſie des Morgens wieder zuſammennehmen wollte, fiel mir ein offener Brief in die Augen, der ohne Tag und Nahmen war; ſein Inhalt ſchien mir unbedeutend, er mußte aus Verſehen unter dieſe Schriften gekommen ſeyn. Da iſt ein Brief, der nicht hieher gehört, ſagte ich.

Ha! biſt du es? rief mein Reiſegefährte, der den Brief in die Hände nahm, und ſogleich wieder auf den Tiſch warf; den hab ich unlängſt ſelbſt von Baſel gebracht. — Verſteht Ihr aber auch ſeinen Inhalt? ſetzte er mit einer Miene voll Geheimniß hinzu.

Wie ſeyd Ihr denn zu der Kenntniß ſeines Inhalts gekommen? fragte ich.

Er wollte zuerſt nicht mit dem Wort heraus, jedoch nach einigem Zureden und dem Verſprechen, ihn nicht zu verrathen, vertraute er mir folgende Geſchichte:

„Auf meiner Rückreiſe von Baſel aß ich in Arau mit einem Unbekannten zu Nacht, der erſt wenig ſprach, als er aber aus meinen Maximen meine Geſinnungen merkte, nun auch kein Blatt mehr für den Mund nahm, ſo daß wir recht vertraulich mit einander wurden. Als ich ihm eröffnete, wer ich ſey, nickte er mir zu und ſagte leiſe: da habt Ihr gewiß Briefe aus Baſel bey Euch, gewiſſe Leute daſelbſt haben mir ſchon viel Gutes von Euch geſagt. — Ich ſahe, daß er mich und die Brüder kannte, und gut für die Freyheit geſtimmt war, und ſo wäre es unfreundſchaftlich geweſen, ihm die Frage nicht zu beantworten. — Das iſt ganz recht, ſagte er, aber, mein Lieber, wenn Ihr nur das Schreiben wohl verwahrt habt, denn in ſolchen Fällen iſt Vorſicht durchaus nöthig; auch ich habe ſchon geheime Briefe vertragen, und ſie bald in die Kleider eingenäht, bald in die Schuhe verborgen. — Weder in die Kleider noch in

„die Schuhe, ſondern hierherum, antwortete ich, indem
„ich meinen Stock, der hinter mir lag, ein wenig aufhob.
„— Er klopfte mir auf die Achſeln, ſagte aber
„nichts mehr, weil noch mehr Leute am andern Tiſche
„ſaßen. Als wir aber auf unſer Zimmer kamen,
„konnte er meinen Einfall, das Schreiben in den Stock
„zu verbergen, nicht genug loben, und ich mußte ihm
„zeigen, wie ſolches geſchehen. Beym Hervorziehen
„aus dem hohlen Stocke wurde aber das Siegel ein
„wenig beſchädigt; das ſollte nicht ſeyn, ſagte er erſchrocken:
„man möchte glauben, Ihr hättet den Brief
„aufgemacht, und Euch nachher nichts mehr anvertrauen!
„— Ich wollte das Siegelwachs am Feuer
„wieder zuſammendrücken, er fiel mir aber in die Hand:
„Nicht ſo, man würde gleich ſehen, daß etwas damit
„vorgegangen! Um das Siegel wieder in Ordnung
„zu bringen, müſſe man es erſt ganz löſen; er wolle
„es mir weiſen, ich könne dabey zugleich lernen, wie
„man einen Brief ingeheim auf und wieder zumache,
„welches in gegenwärtigen Zeiten einem klugen Manne
„ſehr nützlich ſeyn könne. — Er nahm hierauf ein
„Federmeſſer, machte es über dem Lichte heiß, und
„ſchnitt ſo geſchickt unter dem Wachs durch, daß das
„Siegel ſelbſt unverletzt blieb, und übergab mir ſo den
„geöffneten Brief, ohne die mindeſte Luſt merken zu
„laſſen, ihn zu leſen, worauf ich genau Achtung gab.

„Es ging mir aber wie Euch, ich fand nichts von
„Bedeutung darin; daher trug ich kein Bedenken, ihn

„auch dem Fremden zu weiſen. Ich mußte jedoch recht in ihn dringen, ehe er ihn las; Neugier in ſolchen Dingen war nicht ſeine Sache. Als er aber geleſen hatte, ſah er mich ernſthaft an; Freund, ſprach er, dieſer Brief enthält mehr, als Ihr glaubt; ich kenne den Verfaſſer wohl, heißt er nicht A.? — Nein, ſagte ich, B. hat mir ihn übergeben. — Nun, erwiederte er, ſo kann ihn doch A. geſchrieben haben. — Er erklärte mir nun ſeinen Inhalt: unter dem Scheine von einem Privatgeſchäfte betrifft er die Unterhandlung unſrer Brüder in Baſel mit dem Agenten der franzöſiſchen Regierung. Dieß ſage ich Euch deßwegen, fuhr er fort, damit Ihr den Brief wieder wohl verwahret, und ja keinem Menſchen merken laßt, daß Ihr ihn geleſen, ſonſt möchtet Ihr wohl lange nicht wieder nach Baſel kommen! — Ich begehrte nun, daß er den Brief wieder zumache; er fand aber, dieß laſſe ſich morgen beſſer thun, als jetzt bey Nacht, und legte ihn offen auf den Tiſch hin. Ich ging zu Bette; er aber zeichnete noch etwas in ſeine Brieftaſche auf.

„Als ich Tags darauf erwachte, war der Brief ſchon wieder zugemacht, ſo daß kein Menſch etwas merken konnte; welches mich jedoch nicht wenig verdroß, denn ſo hatte ich nur das Aufmachen, nicht aber das Zumachen gelernt. Er entſchuldigte ſich lachend, daß ich zu ſpät aufgeſtanden; ein ander Mahl wolle er mich auch das Zumachen lehren.

Wer war denn dieſer Fuchs? fragte ich mein Schaf, lachend über die tolle Erzählung. Er wußte aber nichts weiter von ihm anzugeben, als daß er etwas Fremdes in ſeiner Ausſprache habe.

Wie wir noch mit einander redeten, trat der ehrwürdige Alte, den ich über Nacht nicht vergeſſen hatte, in das Zimmer, grüßte mich und meinen Gefährten wieder mit Nahmen, und fragte, ob ich nicht einen Auftrag nach Baſel übernehmen wolle, der ein Familiengeſchäft betreffe, welches ihm ſehr nahe liege, und auch mich vielleicht ohne mein Wiſſen angehen könnte.

Wiewohl mich ſeine Erſcheinung freute, ſo war mir doch die Vertraulichkeit des gänzlich Unbekannten ſeltſam; ſie war aber mit einer ungezwungenen Würde verbunden, die keinem Mißtrauen Platz gab. Und da er im Tone gebiethender Gewißheit verſicherte, daß er mich wohl kenne, und mit einem Blick auf meinen Reiſegefährten, wodurch er zu verſtehen gab, daß ihm dieſer im Wege ſey, mich einlud, auf eine Viertelſtunde mit ihm nach Hauſe zu kommen, um das Weitere zu vernehmen, ſo ging ich mit ihm, und hieß meinen Reiſegefährten indeſſen frühſtücken, und die Rechnung bezahlen.

In ſeinem Häuschen fiel mir ſogleich eine große Reinlichkeit und tiefe Stille auf. Wie ſollte es aber auch nicht ſtille geweſen ſeyn, da außer ihm kein lebendiges Weſen das Haus bewohnte, als eine blinde Katze, der er das Gnadenbrot gab, und die, wie ich ſpäterhin erfuhr, viele Leute des Ortes für einen Hausgeiſt hielten, der ihm ihre Geheimniſſe offenbare.

In der Stube waren Landkarten aufgemacht, und Bücher und Schriften lagen auf Tiſchen herum. Indem er den Kaffé aus der Küche hohlte, ſah ich in einem offnen Nebenſtübchen zwey Bildniſſe hängen, von denen ich eines auch ſchon geſehen zu haben fühlte, ohne zu wiſſen wo. Ich wollte aber gar nichts fragen, ſondern erſt ihn reden laſſen.

Er langte ein kleines Päckchen hervor. Herr N., ſagte er, oder Saly, wie ich weiß, daß Ihr Euch lieber nennen hört, wenn Ihr Euch mit dieſen Schriften beladen wollt, ſo werdet Ihr in Baſel Freunde finden, die vielleicht weniger Aufſehen in der Welt machen, aber an echter Freundſchaft denen, an welche Ihr die Briefe von Meilen abzugeben habt, gewiß nicht nachſtehen.

Ehe ich Euch antworten kann, unbekannter Mann, ſagte ich, müßt Ihr mir, wo nicht wer Ihr ſeyd, doch wenigſtes ſagen, woher Ihr mich kennt, denn Euer geheimnißvolles Betragen plagt mich.

Mich auch, verſetzte er mit freundlichem Ernſt, aber hier in Bremgarten ſoll ich mich niemand offenbaren; in Baſel werdet Ihr meine kleine Geſchichte hören, und auf Eurer Rückreiſe ſollt Ihr mehr davon wiſſen. Woher ich aber Euch kenne, darf ich wohl ſagen, und eben weil ich Euch kenne, um ſo viel ſicherer. Ich habe, fuhr er fort, einige Bekannte, die in der Nähe und Ferne herumkommen, und ſich angelegen ſeyn laſſen, Kunde von braven Leuten zu nehmen; dieſe haben mir ſchon mehrmahls Nachrichten von dem Wald- und Gartenfreunde Saly und ſeiner einfachen Haushaltung gegeben, die mir deſto erfreulicher waren, weil ich ſah, daß der Sohn meines Freundes ſeinem Vater keine Schande macht.

Ich, der Sohn Euers Freundes? rief ich erſtaunt und betroffen, weil ich in dem Bilde an der Wand nun wirklich meinen Vater zu erkennen glaubte.

Er umarmte mich freudig; ſeine Zähre der Liebe netzte meine Wange. — Er nahm mich bey der Hand, und noch eine Thräne wegtrocknend ſprach er: Ja, alter, naher, inniger Freunde Sohn biſt du! Gottlob, daß mir alten Manne dieſe Empfindung noch zu Theil ward! — doch laßt uns ruhig ſeyn, fuhr er fort, indem er mich neben ſich ſetzte, und redend uns näher kennen; ich habe Euch manches zu ſagen, aber mit Weile! ein hitziger Angriff taugt nur im Kriege, nicht in der Freundſchaft. Vielleicht kann ich Euch auch rathen, wenn Ihr wollt?

Zählt auf mein unerſchütterliches Zutrauen, ehrwürdiger Mann! war meine Antwort.

Geſtern, ſagte er, kam ich von ungefähr dazu, wie Euer Reiſegefährte dem Wirth Eure Nahmen angab; daraus lernte ich Euer Hierſeyn, und aus dem Nahmen des jungen Menſchen Euer ſchlüpfriges Geſchäft kennen.

Welches ich aber noch nicht lange treibe, verſetzte ich.

Das iſt mir lieb, ſagte er; auch haltet Ihr es wahrſcheinlich nicht für ſo bedenklich als es iſt; indeſſen hätte Euer Gefährte Euch warnen können. Und nun erzählte er, der mir bald ſelbſt einen Geiſt der Offenbarung zu haben ſchien, ebendieſelbe Geſchichte von der Briefentſiegelung, die ich vor einer halben Stunde von meinem Begleiter gehört hatte. Der Fremde war, was ich vermuthete, ein Spion, ein Schweizer aus den wälſchen Vogteyen, der ſich ſchon mehrere Jahre hier im Lande aufhielt, immer zu geheimen Geſchäften gebraucht wurde, und jetzt den Befehl hatte, in der Nähe aufrühriſchen Bewegungen nachzuſpüren. Er traf meinen Reiſegefährten in Arau an, merkte bald aus ſeiner läppiſchen Wichtigkeit, daß er einen geheimen Auftrag hätte, den herauszulocken dem liſtigen Mann ein kleines war.

Das konnte ich wohl begreifen, aber mein Befremden konnte ich nicht bergen, wie der alte verehrliche Mann mit einem Spion auf ſo vertrautem Fuße ſtehe, um ſolche Dinge von ihm zu erfahren. Dieſes, ſagte er mit Ruhe, ging wenigſtens von meiner Seite auf eine ganz unſchuldige Art zu. Die Regierung, welche nicht ohne Grund Spuren von Meuterey entdeckt zu haben glaubt, und deßwegen auf alles Ungewöhnliche aufmerkſam und gegen alles Geheime mißtrauiſch iſt, fand auch meine beſondere Lebensart und meinen Briefwechſel in die Ferne ihrer Aufmerkſamkeit werth, und beorderte daher den wälſchen Spion, mich auszukundſchaften. Er ſuchte unter einem nichtigen Vorwand meine Bekanntſchaft; ich merkte aber ungeachtet ſeiner Gewandtheit bald ſeine Abſicht und ſeinen Beruf, und da ich von Natur neugierig bin, und manches von ihm zu erfahren hoffte, ſo ſuchte ich ihn zu gewinnen, welches mir auch in kurzer Zeit gelang, indem ich mit der offenen Aeußerung, daß ich ihn für einen Ausſpäher halte, ein fortgeſetztes freundliches Betragen gegen ihn verband. So erfuhr ich bald alles, auch die Geſchichte mit dem Briefe, und mehr als ich wollte; denn gleichwie Diebe erſt den rechten Genuß von ihren Schelmenſtreichen haben, wenn ſie ſolche einander erzählen können, ſo haben auch geheime Kundſchafter ein dringendes Bedürfniß nach einem vertrauten Ohre, dem ſie die Laſt ihrer Geheimniſſe und die Kunſtgriffe ihres Verſtandes anvertrauen können. Ich machte ihm jedoch über manches Böſe ernſtliche Vorſtellungen, und ſuchte ihn überhaupt nach und nach von ſeinem Handwerke abzubringen, allein vergebens, denn er geſtand mir, daß ihm dieſe Spürhunderey ſo zur Natur geworden, daß er nicht mehr davon laſſen könne. — Doch das gehört nicht zu unſerer Sache; die Zeit verſtreicht; laßt mich Euch noch ein Wort der Warnung auf den Weg geben, wozu ich als Freund Eurer Aeltern berechtigt bin.

Ach, ich bin ſchon genug gewarnt, ſagte ich;

erzählt mir lieber von meinen Aeltern, väterlicher Freund!

Er hieß mich aber noch ein Paar Tage Geduld haben, bis zu meiner Rückkunft; für dieß Mahl ſolle ich ihn erſt über meine Sendung beruhigen. Ich that es auch, ward aber durch die Erzählung und ſein ſtilles Zuhören ſelbſt unruhig, und der Trieb zur Umkehr erwachte von neuem in mir.

Nein, ſagte er, macht Euch keine Grillen; Ihr habt den Auftrag als ein ehrlicher Mann übernommen — ohne denſelben wären wir auch noch nicht zuſammen gekommen — was man verantworten kann, muß man muthig enden! Ich denke die Vorſehung will Euch in Baſel haben.

Mein Reiſegefährte kam mich abzuholen; aus der Viertelſtunde war eine ganze geworden, und wir hatten heute noch weit. — Ich umarmte meinen neuen Freund, und machte mich auf den Weg.

Schweigend wanderte ich meine Straße fort, immer mit meinen Gedanken bey dem alten Herrn, den ich nun Zeit hatte mir in jeder Lage des Lebens auszumahlen, und als ein Muſter vorzuſtellen. Ich rieth allerhand, wer er wohl ſeyn möchte, konnte aber darüber nicht klug werden. Ueber das vermeinte Bild meines Vaters, und manches andre, das mir nun einfiel, hatte ich ihn aus Blödigkeit nicht gefragt, denn vor ehrfurchtgebiethenden Leuten verſtummen oft die einfachſten Fragen.

Zufriedner ging ich jetzt doch meinem Geſchäfte nach, wenn ich ſchon erfahren hatte, daß von hohem Orte Späher ausgingen, um dergleichen Vögel, wie ich zu ſeyn ſchien, zu fangen. Ich war aber hierin meinem Gefährten nicht unähnlich, daß ich mich für zu klug hielt, um ausgeholt zu werden; und nicht nur meinem Gefährten; denn wo iſt der, welcher ſich nicht dieſe Klugheit zu beſitzen ſchmeichle? Auch der Unkluge ſchreibt ſeinen Mangel daran nur dem Nichtwollen zu.

Es weiſet mich alles nach Baſel wie nach einem Offenbarungsorte hin, wo mir erſt die Augen über mich und andre aufgehen ſollen. Nun ich will ſehen, dachte ich, was da für eine Wiedergeburt meiner warte, und was ich noch lernen ſoll! So viel weiß ich jetzt ſchon, daß in mehrern Kantonen Unzufriedenheit laut wird, daß ſie ſich in eine Verſchwörung zu vereinigen ſucht, daß die Regierungen Kenntniß davon haben, und dieß wohl der Grund zu der Zuſammenkunſt in Arau ſeyn mag; daß aber der Franzöſiſche Geſchäftsträger unter der Hand den Aufſtand begünſtigt, und es wahrſcheinlich nicht aus ſich ſelbſt, ſondern aus Geheiß ſeiner furchtbaren Obern thun wird, daß mithin die Verſchwornen jetzt perſönlich nicht viel zu beſorgen haben, auch wenn ſie ihren Zweck nicht erreichen ſollten. Ob aber die Franzöſiſchen Gewalthaber von den Unzufriedenen, oder dieſe von jenen zuerſt ſeyen aufgefordert werden, konnte ich mir noch nicht erklären, auch nicht, was dieſe Macht Gutes dabey ſuche, eine Verſchwörung in einem friedlichen Lande zu ſtiften? — Aber für die Ehrlichkeit meiner neuen Bekannten von ehegeſtern war mir jetzt mehr bange, als für ihre Sicherheit. So mancher iſt ſchon mit einem ehrlichen Vorſatz ausgegangen, und auf dem Wege anderes Sinnes geworden! Und welche unerwartete Vortheile müſſen ihnen nicht zulächeln, wenn ſie Meiſter werden, wie es faſt nicht anders ſeyn kann, da ſie unter dieſem gewaltigen Schilde fechten!

In ſolche Vorſtellungen vertieft, bemerkte ich kaum, wo wir durchkamen, und gab meinem Begleiter, der ohnedieß in der Achtung bey mir nicht geſtiegen war, oft nicht einmahl Antwort auf ſeine Fragen, ſo daß er endlich aus Verdruß zu ſingen anfing.

Die bekannten Töne zogen nach und nach auch mich an, gewannen die Oberhand über mein Denken, und bald fiel ich laut in ſein Lied ein; ſo daß auch er, bey dem das Singen wirklich ſeine beſte Eigenſchaft zu ſeyn ſchien, ſeine Stimme ſtärker erhob, und von uns eine Stund lang ein ſolcher Geſang erſcholl, daß die Vorbeygehenden ſtille ſtanden und uns nachſahen, und alle Bauernmädchen freundlich nickten. Dadurch erloſch ſein Zorn gänzlich, und auch mir wurde der Menſch lieber, weil ich nun doch eine Quelle des Genuſſes an ihm entdeckt hatte.

Unſre Reiſe ging nicht ſo geſchwind, als wir geglaubt hatten, weil uns über den Berg ein tiefer Schnee irre machte, und wir in einer abgelegenen Bauerhütte übernachten mußten, nachdem wir lange herumgeirrt, und vor Müdigkeit und Froſt kaum mehr lebendig waren.

Als wir des folgenden Tages nach Stein kamen, wollte ich, bis das Mittageſſen bereitet wäre, das vor uns liegende Kloſter Seckingen ſehen. Der Reiſegefährte ging auch mit, aus Gefälligkeit, wie er ſagte, denn ſeiner Meinung nach ſollte man alle Klöſter vernichten, weil ſie der Aufklärung im Wege ſtehen.

Was iſt denn Aufklärung? fragte ich.

Er zog ein geſchriebenes Buch aus der Taſche, das, wie ich nachher erfuhr, ſeine Maximen enthielt, und gab mir daraus zur Antwort: was die Vernunft lehrt und die Erfahrung beſtätigt.

Wenn aber meine Erfahrung ſagt, daß es mir in Kloſterkirchen wohl gefalle?

So . . . ſo ſeyd Ihr nicht aufgeklärt, ſtotterte er.

Dann kann mir auch dieſer Beſuch nichts ſchaden, verſetzte ich. — Er ſteckte ſeinen Katechismus genügſam wieder ein, als ein Kleinod, das ich nicht zu ſehen würdig ſey.

Wir waren ſo auf die Kloſterbrücke gekommen, als ſich ein wohlgekleideter Mann näherte, der uns aufmerkſam anſah. — Seht doch, rief mein Reiſegefährte plötzlich, das iſt der Mann, von dem ich Euch geſtern erzählte, der die Briefe aufmachen kann! — Er ging auf ihn zu. Sogleich erkannte ihn der Mann auch, und that ſehr vertraulich. Als er hörte, daß wir in Stein zu Mittag eſſen wollten, freute er ſich, indem er auch da ſpeiſe, ſobald er ſeine Geſchäfte hier im Städtchen abgethan.

Das war mir aber nicht recht; denn ich habe es nicht, wie der alte Herr von Bremgarten, ich kann die Spione nicht leiden. Zudem war ich in Verlegenheit wegen meines Begleiters; entdeckte ich dieſem, wer der Mann ſey, ſo konnte er leicht einen unnützen Lärm anfangen, ließ ich ihm aber die Decke vor den Augen, ſo ſetzte ich ihn neuen Unvorſichtigkeiten aus. Ich wußte alſo keinen andern Rath, als die Kirche ſchnell, ohne die gehoffte Herzenserhebung zu durchlaufen, und ſo bald möglich von Stein wegzueilen, noch ehe der Spion zum Eſſen hinkäme.

Allein in Wirthshäuſern geht die Uhr ſelten nach dem Wunſche des Reiſenden; das Fleiſch wollte um meiner Eilfertigkeit willen nicht geſchwinder weich werden, der Wirth machte ein ſauer Geſicht dazu, und mein Gefährte, der einen tüchtigen Hunger hatte, meinte, wir ſollten von dem Fremden noch ſein Geheimniß mit den Briefen ganz zu lernen ſuchen. Er kam, ehe wir noch gegeſſen hatten, und verwunderte ſich, daß wir ſo eilfertig ſeyen; als er aber hörte, daß wir heute noch nach Baſel wollten, zuckte er bedenklich die Achſeln und ſagte: Ich weiß nicht, ob die Herren wohl thun, wenn ſie jetzt nach der Stadt gehen, bey den unruhigen Bewegungen, die dort herrſchen.

Ich ſchwieg ſtill; mein Begleiter aber fragte, was es denn für Unruhe gebe?

Die Landleute, antwortete er, haben ſich geſtern zuſammen gerottet, ein Schloß überfallen und geplündert, und drohen mit Feuer und Schwert auf Baſel ſelbſt loszuziehen. Ohne Noth geht jetzt niemand in die Stadt. Es iſt auch die Frage, ob die Herren nur einmahl hinein kommen könnten, da die Thore wirklich geſperrt ſeyn ſollen.

Ich lächelte zu dieſer Nachricht, weil ich dachte, es iſt dem Spitzbuben nur um unſre Briefe zu thun. Der Gefährte ſah mich mit erſchrockenen Augen an, und ſagte auch nichts. Mein ruhiges Stillſchweigen gefiel dem Fremden nicht; wir ſollen thun was wir wollen, ſagte er, aber rathen möchte er uns, noch einige Stunden zu verweilen, weil in dieſer Zeit wohl jemand von dorther kommen würde, der nähern Bericht geben könnte.

Bey dergleichen Auftritten, bemerkte ich, ſind die Berichte immer unzuverläſſig, weil Schrecken oder Abſicht ſie vergrößert. Am beßten iſt, wir ſehen ſelbſt nach; kommen wir nicht in die Stadt hinein, ſo bleiben wir haußen; da wir auch Landleute ſind, ſo werden wir von den Bauern nicht viel zu beſorgen haben. — Er machte noch mancherley Einwendungen; als er aber ſah, daß ich feſt auf meinem Vorſatze beharrte,

harrte, ſo ſchlich er noch vor uns weg, ohne Abſchied zu nehmen.

Es waren noch viele Bauern in der Stube, welche das Gerücht von dem Aufſtand in dem Basler Gebieth hieher gezogen hatte, die aber alle nichts Beſtimmtes wußten, ſondern ſich nur in Muthmaßungen über die Möglichkeiten erſchöpften und erhitzten, und es damit in kurzer Zeit ſo weit brachten, daß die ganze Stadt ſchon in vollen Flammen ſtand, und von Zeit zu Zeit einer hinausging, ob er nicht den Rauch ſähe.

Wir machten uns auf den Weg, ſobald wir gegeſſen hatten; als aber mein Gefährte ſeinen Stock nehmen wollte, war er fort. Mein Argwohn fiel ſogleich auf den Spion, weil er vermuthlich darin wieder einen Brief zu finden geglaubt; als ich aber hörte, daß nichts darin und es nur ein gewöhnlicher Stab ſey, ſo ſagte ich zum voraus, daß wir ihn wieder bekommen würden. Wirklich waren wir kaum eine Viertelſtunde gegangen, als uns ein Junge damit nachgelaufen kam, und ſagte, der fremde Mann, welcher im Wirthshauſe mit uns geſprochen, laſſe ſich entſchuldigen, er habe den Stock beim Weggehen aus Verſehen als den ſeinigen mitgenommen.

Der ehrliche Mann! rief ich; und meinem Reiſegefährten war es, wie wenn er ſich ſchämen ſollte.

Wir kamen ruhig nach Baſel. — Von allem, womit uns der Spion bedroht, und was die Bauern im

Geiſte geſehen, war nichts anzutreffen. Nur herrſchte, je näher wir der Stadt kamen, eine auffallende Stille auf den Straßen; und hier und da trafen wir auf einzelne Männer zu Pferde, die wie Eilbothen davon trabten. Auch ſaß in einem Wirthshauſe, wo wir einen Augenblick hielten, ein breiter junger Bauernſohn hinter dem Tiſche, ſtolz auf eine Kokarde, die er am Hute trug. Ich hätte aber nicht auf ſeine Hoffart geachtet, wäre ich nicht durch meinen Begleiter aufmerkſam gemacht worden, der mir ins Ohr raunte: dieß ſey das Kennzeichen der Patrioten; wir werden bald auch ſolche tragen, wie er ſicher wiſſe.

Er konnte ſich wirklich nicht ſatt an der Kokarde ſehen, und je mehr er darnach ſah, deſto mehr that der Bauer breit damit, und je breiter dieſer that, deſto mehr beneidete ihn mein Gefährte; es machte ihn ganz unruhig, und er maß ſchon auf ſeinem eignen Hute den Platz aus, wo künftig die ſeinige ſtehen ſollte.

Auch dieß wird wirken, dachte ich; wozu ſich ein vernünftiger Mann durch die beredteſten Gründe kaum verleiten läßt, dazu braucht es bey hundert jungen Laſſen nur eines ſolchen ſinnlichen Zeichens.

So war ich alſo in Baſel. — Man ſagt, hier ſey vormahl eine hohe Schule geweſen, ein Sitz der Weisheit, ehe die Stadt ein Sitz der Handelſchaft wurde; es iſt meine Schuld, wenn ſie jenes nicht jetzo noch für mich war. Hier, wo vor den erſchrockenen Sinnen mehrerer tauſend Menſchen der Vorhang einer unglückſchwangern Zukunft ſich aufzurollen begann; wo alle aus dem ſchläfrigen Leben des Berufs aufgeſchreckt die Augen nur auf einen gemeinſchaftlichen, in drohendem Dunkel liegenden Geſichtspunkt hefteten, und bald die Lebhaftigkeit augenblicklicher Hoffnung, bald die Ohnmacht der Verzagtheit den Schleyer der Convenienz von dem menſchlichen Herzen hob; ſollte da ein unbefangener Zuſchauer nichts für ſich ſelbſt benutzen können, nicht bey großen Auftritten die Nichtigkeit gewöhnlicher kleiner Sorgen einſehen, nicht die Heiligkeit eines reinen Willens, ſeyen ſeine Aeußerungen auch noch ſo verſchieden, als den erſten Vorzug des Menſchen erkennen und preiſen lernen?

Ich ſah auf der einen Seite Eitelkeit und Selbſtſucht den Namen des Gemeinſinns annehmen, und die Fahne der Vaterlandsliebe aushängen, um ſich und andre damit zu täuſchen; auf der andern Seite Neuerungen aller Art wie feindliche Truppen durch alle Thore der Stadt eindringen, und die abgelebte Staatskunſt verdrängen, die ſich unthätig in den alten Schlendrian einwiegen, nichts thun und mit offenen Augen blind ſeyn wollte.

Ich ſah ſtolze Söldlinge einer fremden Macht Schmeicheleyen an die Schlechten und Drohungen gegen die Guten verſchwenden, und nichtskoſtende

Verſprechungen machen, an denen das Gift der Treuloſigkeit klebte.

Ich ſah aber auch und bewunderte den Muth und die Klugheit einiger Wenigen, die ſich brüderlich vereinigt und den edlen Vorſaz gefaßt hatten, nicht dem unaufhaltbaren Drange der einbrechenden Fluthen ſich entgegen zu ſtämmen, ſondern dieſelben dahin zu leiten, wo ihr Strom die mindeſte Verheerung bewirken konnte, zerſtörenden Leidenſchaften entgegen zu arbeiten, und das Vordringen pöbelhafter Seelen zu verhindern; die deßwegen das undankbarſte, beynahe dem Kreuzestode zu vergleichende Geſchäft übernahmen, durch Aufopferung ihrer eignen Ruhe und Hintanſetzung ihres bürgerlichen Leumunds mit verworfenen Menſchen Brüderſchaft zu machen, damit ſie unſchädlich werden, fremder Gewalt in ihren Wünſchen zuvorzukommen, um den auswärtigen Einfluß abzuhalten, und die alten Väter des Staats mit Schonung zu ihrer Ruhe vorzubereiten, weil darin allein noch ihre Sicherheit beſtand. Wackere Männer! Wenn auch eine geheime Luſt am Vielwirken ihrem ſinkenden Muth zu Hülfe kommen mußte, ſo hebt dieſe doch die redliche Abſicht, ein größeres Uebel vom Vaterland abzuwenden, nicht auf; und wer wird ihnen, deren Zahl freylich wie aller Guten klein iſt, nicht den Vorzug vor denen geben, die in einer ſolchen Lage des Vaterlandes ſich unter jedes Joch ſchmiegen und glauben, mit unthätigem Fluchen unter einander ihre Ehre zu retten!

Ich bin der Geſchichte vorgeeilt, und kehre zurück. Der Reiſegefährte führte mich in einen Gaſthof, wo er dem Wirth von ſeinem vorigen Hierſeyn noch bekannt war, der uns gleich in eine große Stube wies, und uns den Anweſenden als Vaterlandsfreunde aus dem Zürcher Gebiethe vorſtellte. Es waren Bürger aus allen Klaſſen, die auch, wie ſie uns ſagten, die Liebe des Vaterlands hierher vereinigt hatte, welche Liebe ſie noch mit des Wirths gutem Weine anzufeuern ſchienen. Nachdem mein Gefährte ihnen eine tröſtliche Schilderung von dem guten Fortgange der Sachen bey uns gemacht, erzählten ſie uns hinwiederum, wir kommen gerade recht, um wichtigen Auftritten beyzuwohnen; geſtern und heute haben die Landbürger ſchon angefangen, ihr Recht thätlich geltend zu machen, indem ſie da in einem Schloſſe ſich der Urkunden bemächtigt, um ihre alten Freyheiten wieder hervorzuſuchen, dort in einer Kirche an dem Grabſtein eines Schultheißen, der vor anderthalbhundert Jahren ein Ariſtokrat geweſen, ihren Zorn ausgelaſſen haben. Bald werde es in der Stadt auch angehen, wenn die Perucken nicht nachgeben; geſäubert und ausgefegt müſſe nun einmahl alles ſeyn.

Säubern geht ſäuberlich, konnte ich mich nicht enthalten zu ſagen, ausfegen aber oft unſanft zu.

Nun was hat's zu ſagen, verſetzte einer, wenn auch mit dem Unrath der Rath weggefegt wird! —

Man lachte, und ich lernte ſo den Geiſt der Geſellſchaft kennen.

Es wurde nun in dieſer luſtigen Weiſe fortgefahren, wie es geht, wenn einmahl ein Spaßvogel den Ton angegeben hat; als ein junger Mann hereintrat, bey deſſen Anblick ſie alle, auch die Alten ſchwiegen. Er erkundigte ſich bey dem Wirth über uns Unbekannte, und nachdem er ſich auch zum Glaſe hingeſetzt hatte, fing er ſogleich von den neuen Vorfällen auf dem Lande zu ſprechen an, und als er die Freude darüber auf den meiſten Geſichtern bemerkte, fuhr er fort: Was geſchehen iſt, war nothwendig, und nothwendig wird noch manche hartſcheinende Maßregel ſeyn, denn das Eis muß nun einmahl brechen. Mißvergnügte wird es über die Neuerungen genug geben, weil viele dadurch verlieren oder zu verlieren glauben werden; ihrer wollen wir aber nicht ſpotten. Weil die Sachen gut gehen, wollen wir uns freuen, aber nicht weil es jemand übel geht —!

Glaubt Ihr aber, es werde gut gehen? fragte einer.

Wenn wir Stadtbürger klug ſind, antwortete er, ſo iſt Hoffnung zu einem guten Ausgange vorhanden; die Hauptfrage aber iſt, wie wir uns dabey zu benehmen haben, daß der Landſchaft Recht und uns nicht Unrecht geſchehe? Ueber dieſen wichtigen Punkt hat man ſich in der Geſellſchaft (er meinte die der Freyheitsfreunde, wie man nachher hören wird) ſorgfältig berathen, und wenn Ihr mir eine kurze Aufmerkſamkeit ſchenken wollt, ſo will ich Euch den einladenden Wunſch der Geſellſchaft an alle, die es mit der guten Sache halten, bekannt machen. Dieſe beiden Fremden (auf uns deutend) ſind Freunde, wie ich höre, ſie werden alſo auch nichts dawider haben. Die Geſellſchaft benahm ihm alles Mißtrauen.

Nun las er uns eine Schrift vor, die bey aller Wärme für Freyheit doch mehr darauf berechnet ſchien, die brauſenden Gemüther herabzuſtimmen, als noch mehr zu heben. Es war darin die Rede von den wohlwollenden Geſinnungen der großen Nachbarin für das Wohl unſers Landes, und ihrem unabläßlichen Wunſche, unſre Muſterkarte von veralteten Regierungen, wo nicht in eine Einzige zu verſchmelzen, doch den Grundſätzen der Freyheit und Gleichheit näher zu bringen; wozu jeder wohldenkende Schweizer, vorzüglich aber jeder Bürger von Baſel Hand biethen ſollte, indem dieſer nicht nur die Allgemeinnützigkeit des Vorſchlags, ſondern auch die Lage ſeiner Stadt an den Grenzen in's Auge zu faſſen habe, wodurch ſie bey einer unüberlegten Widerſetzlichkeit gegen den unwiderruflichen Entſchluß der benachbarten Uebermacht einem nicht zu berechnenden Unglück ausgeſetzt wäre. Eben ſo ſehr als die träge und ſtarre Anhänglichkeit an die alten Formen müſſe aber auch der ſanguiniſche Eifer vermieden werden, womit einige ſogleich jeden Einfall, wenn er nur neu iſt, zur That machen wollen, und dadurch ſich und der Stadt nicht minder Unheil bereiten, als durch ſchimpfende und ſchmählende Unthätigkeit. Leidenſchaftlicher Eifer in politiſchen Handlungen, hieß es, führe entweder zum Deſpotismus, zur Ordnung ohne Freyheit, oder zur Anarchie, zur Freyheit ohne Ordnung; und kluge Köpfe auf der Landſchaft könnten leicht dieſe bereitwillige Begeiſterung mißbrauchen. Die Geſellſchaft der Freyheitsfreunde erwarte alſo von allen ihren Mitbürgen, welche Anhänglichkeit für die auf Menſchenrechte begründete Staatsveränderung haben, nicht nur feſte Entſchloſſenheit für die Gerechtigkeit der Sache, ſondern auch Behutſamkeit in ihren Aeußerungen gegen das Landvolk, um Uebelgeſinnten nicht Anlaß zu verderblichen Auftritten zu geben; und lade ſie auf morgen zu einer zahlreichen Zuſammenkunft an bekanntem Orte ein, um ſich über weitere Maßregeln gemeinſchaftlich zu berathen.

Dieſe Ermahnung machte eine gute und gefällige Wirkung auf die Zuhörer; ſie klatſchten zwar nicht in die Hände, welches mehr den Beyfall des Geſchmacks als zuſtimmende Theilnahme verräth; aber ſie wurden ſtill und nachdenklich.

Der junge Redner wandte ſich nun zu uns, und fragte, woher wir kämen. Hier am Ziel unſrer Reiſe fand ich kein Bedenken, ihm die Sendung, ſo wir hatten, zu entdecken. Ohne wiſſen zu wollen, an wen unſre mitgebrachten Briefe gerichtet ſeyen, hieß er uns morgen früh in ein Haus kommen, das er uns nannte, wo wir die Perſonen, welche wir ſuchen, antreffen würden. Auf ſein weiteres Fragen, ob wir ſonſt noch Bekanntſchaften in der Stadt haben, nannte ich ihm den Mann, an welchen mir der alte Herr in Bremgarten einen Auftrag gegeben hatte und äußerte ein Verlangen, ihn heute noch zu beſuchen.

Das iſt der Wiedertäufer, der draußen vor der Stadt wohnt, ſagte er zu den Anweſenden; ein braver Mann, ich kenne ihn wohl; es thut mir leid, daß ich gegenwärtig nicht ſelbſt mitgehen darf. Er beordnete einen Jungen mir den Weg zu weiſen.

Schon längſt hatte ich an einem Jahrmarkte von einem fremden Krämer gehört, daß ich in der Nähe von Baſel noch Verwandte unter den Wiedertäufern habe. Ich fragte aber damahls wenig darnach, weil ich wußte, daß mein Vater ſich von ihnen getrennt, und man mir geſagt hatte, er ſey nachher durch ſie in ſeinem Erbgut benachtheilt worden. Nun aber wünſchte ich doch, daß der Mann, zu dem ich hinging, dieſer Verwandten einer ſeyn möchte, um ſo den Anlaß zu haben, dieſe Sektenleute, aus deren Schooß auch ich herſtammte, näher kennen zu lernen.

Es war ſchon dunkel, als wir zu ſeiner Wohnung kamen. Der Junge, der mich begleitete, wußte weiter nichts von ihm zu ſagen, als daß er ein reicher Mann aber kein Chriſtenmenſch ſey, und dieſes Haus nebſt vielen Grundſtücken von einem abweſenden Herrn in

Pacht genommen habe. Der Junge eilte in die Stadt zurück, ehe man die Thore ſchloß, und wies mir in der Nähe eine Schenke, falls ich bey dem Wiedertäufer nicht unterkäme.

Eine Weibsperſon von etwa fünf und zwanzig Jahren machte mir auf, und führte mich in die Wohnſtube, wo noch zwei jüngere Mädchen an einem Tiſche beym Ofen ſaßen, von denen die eine las, die andre nähte. In dem Zimmer war alles bis zur Zierlichkeit reinlich, und ſo waren auch die Jungfern gekleidet; nur war hier und da der Sektenſchnitt ſichtbar, den ich, ſey es nun, weil ich in der Kindheit ſchon der Sache überdrüßig wurde, oder mit Recht, als die Uniform der Beſchränktheit anſahe.

Da der Vater nicht zu Hauſe war, aber jeden Augenblick aus der Stadt zurück erwartet wurde, ſo mußte ich unterdeſſen bey den Kindern verweilen, die mich gar freundlich aufnahmen, ſo bald ſie hörten, daß ich einen Brief von dem alten Herrn in Bremgarten hätte, und verſicherten, der Vater werde mich heute gewiß nicht mehr weglaſſen.

Die Aelteſte ſetzte ſich nun auch wieder zum Spinnrade, und aus dem kleinen Geſpräche, das wir führten, erfuhr ich, daß ihre Mutter noch nicht lange geſtorben, und daß ſie auch noch einen abweſenden Bruder haben, von dem ſie aber nicht gern ſprechen wollten. Das Wort führte meiſtens die, welche das Buch vor ſich hatte — die Schweſtern nannten ſie

Klare — ſie that es aber mehr aus gaſtfreundlicher Höflichkeit als aus Geſchwätzigkeit. Doch ſchien ſie am meiſten Weltgeiſt in dieſem Hauſe der Eingezogenheit zu beſitzen. Ihr ſchlanker Wuchs, ihr bräunliches Geſicht, welches große weichgeformte Augen und milchweiße Zähne auszeichneten, ihr ſeidenes Haar, das ſich an der heitern Stirn und dem vollen Nacken kräuste, und ihre in derber runder Geſundheit leichte Beweglichkeit gaben ihrer Perſon etwas Auffallendes und Anziehendes. Die Jüngere, beynahe noch ein Kind, war blonder Natur, von zarter Langſamkeit, aber überaus ſchön.

Wir haben auch noch einen Vetter im Zürcher Gebieth, ſagte Klare. — Und ich einen bey Baſel, war meine Antwort.

Der unſrige heißt N. (ſie nannte meinen Nahmen) wir ſprachen erſt heute von ihm. — So werde ich hier den Nahmen des meinigen am beßten erfahren können, ſagte ich; ich heiße auch N.

Die Erklärung war nun bald gemacht; ich befand mich wirklich in dem Hauſe jenes Verwandten von meinem Vater, von dem mir der Krämer geſagt hatte. Die Freude der Mädchen war groß, und die Aelteſte, welche das Hausweſen zu beſorgen ſchien, eilte ſogleich, Anſtalten zu meinem Hierbleiben zu machen.

Jetzo trat der Vater in die Stube, ein ſchöner dicker Mann, dem der Friede ſeines Glaubens auf dem Geſichte zu leſen war; er ſchien etwas verwundert, ſo ſpät noch einen Fremdling unter ſeinem Dache zu finden, und fragte, ob ich allein mit ihm reden wollte?

Die beyden Mädchen ſahen ſchalkhaft vor ſich hin, und ſagten kein Wort.

Ich gab ihm das Schreiben von dem alten Herrn, und fügte hinzu, mein Auftrag beſtehe einzig darin, ihm dieſen Brief zu überreichen.

Er las ihn langſam durch, umarmte mich und ſagte: Gott ſey Dank, daß ich Euch ſo unvermuthet gefunden habe; und indem er mich mit ruhiger Freude anſah: Seyd mir herzlich willkommen, mein Sohn! Ich hätte Euch kennen ſollen, ehe ich den Brief las, ſo ähnlich ſeht Ihr Eurer Mutter. — Gebt dieſem Freunde unſern Gruß, Kinder, ſagte er zu ſeinen Töchtern; es iſt der Verwandte aus dem Kanton Zürich, von dem wir erſt heute noch ſprachen, und den wir nicht ſo nahe glaubten. — Wir wiſſen es ſchon, antworteten ſie lachend; ſtanden aber auf und küßten mich. — Ich fand, daß die Sekte doch auch ihr Gutes habe.

Die Einladung da zu bleiben, und meine freudige Annahme derſelben verſteht ſich von ſelbſt.

Er fuhr nun in ſeinem gleichmüthigen Tone fort, mich über meine Jugendgeſchichte und meine Heimath zu befragen, und mir ſeine Bekanntſchaft mit meinen Aeltern, die aber nicht ſo wohl in naher Verwandtſchaft als in jugendlicher freundſchaftlicher Verbindung beſtand, zu eröffnen. Ueber die Urſache meiner Reiſe ſagte er kein Wort, ob ich gleich mehrmahls darauf anſpielte. Ich vermuthete, der alte Herr müſſe ihm etwas davon geſchrieben haben, und er die Sache nicht billigen.

Der Mann gewann in kurzer Zeit meine Achtung durch ſeine verſtändigen Fragen, und mein Zutrauen durch ſeine ſtille Fröhlichkeit; die Verlegenheit, worin ich anfänglich als der Sohn eines Abtrünnigen von ſeiner Lehre war, hob ſich, ſobald ich merkte, daß er ſeinen Glauben nicht für ausſchließend halte. Es fiel mir auch nichts von beſondern Religionsgebräuchen auf; man ſetzte ſich ſogar ohne weitere Andacht zu Tiſche, als daß er und die älteſte Tochter die Hände einen Augenblick vor das Geſicht hielten; und kaum hatten wir die Suppe gegeſſen, ſo ſagte er, vermuthlich um mir allen Zweifel zu nehmen, vor einigen Jahren hätte er noch geglaubt eine Sünde zu begehen, wenn er mit mir eſſen würde, ſeitdem aber ſey er, Gottlob! chriſtlicher geſinnt worden. Er ſah mich an, als ob er eine Antwort hierauf erwartete, und als ich ſchwieg, fuhr er fort: Oder glaubt Ihr nicht auch, mein Freund, das Gottgefälligſte, was der Menſch thun könne, ſey, im Frieden mit ſich ſelbſt und in der Liebe mit ſeinem Nächſten zu leben?

Hierin haben wir Einen Glauben, antwortete ich freudig, und ſtieß mein Glas an das ſeinige, wer mit mir in dieſem Punkte gleich denkt, dem mache ich die übrigen nicht ſtreitig. — Ich auch nicht, erwiederte er lächelnd, allein unter meinem Nächſten verſtand ich ehmahls irriger Weiſe nur meine Glaubensbrüder, jetzt aber nicht mehr; nunmehr iſt mein Nächſter jedesmahl der, den ich ſehe und höre. Sind wir hierin einig, ſo habt Ihr nicht zu beſorgen, daß ich Euch wegen meiner eignen Meinung etwas in den Weg legen werde. Ich weiß, Gott hat Euch in früher Jugend aus unſrer Mitte entfernt, und ſcheint nicht gewollt zu haben, daß Ihr einer von den Unſrigen werdet.

Wenn der liebe Gott ſeine Bekehrung wollte, fiel die jüngſte ſchöne Tochter ein, ſo wäre es Ihm wohl ein Leichtes, ſie zu bewirken.

Bekehren, ſagte die Mittlere, wovon? Der Menſch ſoll ſich nur von Sünden bekehren, nicht vom Glauben; jeder Glaube iſt gut, der nicht zur Sünde führt.

Der Vater ſahe ſie ernſthaft, doch nicht unwillig an. Laſſen wir das nun gut ſeyn, Kinder, ſagte er, und annehmen wir ſeyen Einer Meinung, damit wir nicht durch zuviel gegenſeitige Erklärungen unſrer Einigkeit wieder uneinig werden! — Um ein anderes Geſpräch anzufangen, fragte er mich, ob ich meinen Oheim in Bremgarten ſchon öfters geſehen?

Meinen Oheim? rief ich erſtaunt.

Klare lachte; ob ich denn nicht wiſſe, daß der alte Herr meiner Mutter Bruder ſey?

Nun fiel es mir wie ein Nebel von den Augen; nun begriff ich des Alten ſeltſame Theilnahme an mir; erkannte nun auch meines Vaters Bildniß, das in ſeinem Nebenzimmer hing, vollkommen; und meine Neugier erwachte zu tauſend Fragen.

Allein da ich nur meine Revolutions- und nicht meine Familiengeſchichte ſchreibe, ſo laſſe ich alles weg, was nicht nothwendig zur nähern Kenntniß der hier vorkommenden Perſonen dient. Ich erfuhr alſo, daß der alte Herr, mein neuer Oheim auf den ich jetzt ſtolz war, ſo wie meine Mutter aus einer mennonitiſchen Familie in Holland abſtamme, daß er ſich aber frühe den Wiſſenſchaften, nachher dem Kriege gewidmet und weit in der Welt herumgetrieben habe, daß er an fürſtlichen Höfen gelebt, und was weiß ich! ein vornehmer Herr geweſen ſey; endlich bey heranrückendem Alter, der Welt und ihres Treibens müde, ſich mit ehrenvollem Abſchied zurückgezogen und ſich ſelbſt zu leben entſchloſſen habe; daß er nun ſeitdem in Bremgarten mit ſtillſchweigender Genehmigung der Regierung ein eignes, verborgnes, und wie er behaupte, glückliches Leben führe; und es für eine Glückſeligkeit ausgebe, ſein eigner Herr und Diener zugleich zu ſeyn; wiewohl er zuweilen bereue, ſich in der Jugend nicht verheurathet zu haben.

Wo es dann aber um die eigne Herrſchaft mißlich geſtanden hätte, meinte Klare.

Es wunderte mich, daß er einen ſo verlaſſenen Ort wie jenes Städtchen zu ſeinem Aufenthalt gewählt hätte?

Die Wahl ſteht oft nicht bey uns, ſagte der Wiedertäufer, und die Nothwendigkeit, wenn ſie uns eine Wohnung anweiſet, meint es meiſtens beſſer, als verzärtelte Willkühr. Ich habe noch nie geſehen, daß ein Amtloſer, der bloß aus ſinnlichem Antriebe ſich einen Aufenthaltsort auserleſen, lange darin ausgehalten habe.

Was ich von dem Wiedertäufer ſelbſt und ſeiner eigenen Geſchichte erfuhr, berühre ich hier nicht. Er blieb unter mancherley Stürmen ſeiner frommen Ueberzeugung getreu; doch ſo, daß mit zunehmenden Jahren ſich alle ſcharfen Ecken ſektiſcher Unduldſamkeit abſchliffen, und eine allgemeinere Bruderliebe in ſeinem Herzen immer mehr Platz gewann. — Ich lernte nun auch die Töchter näher kennen, von welchen ich an der Mittlern den meiſten Gefallen fand, die auch mir nicht ungeneigt zu ſeyn ſchien. Was ſie ſagte und that, hatte das Gepräge einer mehr als gewöhnlichen Bildung, ohne daß jungfräuliche Beſcheidenheit je von ihr wich. Die Aelteſte führte ſeit dem Tode der Mutter die innere Haushaltung, eine gerade, ehrliche Perſon, und der Jüngſten mußte man um ihrer blühenden Schönheit und Unſchuld willen gut ſeyn. Nach dem Wenigen, was ich von dem Sohn hörte, iſt er von der Mutter verzogen worden, hat ih-

nen

nen ſchon vielen Kummer verurſacht, und lebt nun in franzöſiſchen Kriegsdienſten als Huſar.

Wer das Gaſtrecht einer liebenswürdigen Familie genoſſen hat, der kennt die lieblichſte der Erinnerungen, und wird mir meine Umſtändlichkeit verzeihen.

Ungeachtet es ſchon ſpät war, konnte ich doch nicht ſatt werden, Vater und Töchter (die Jüngſte war zu Bette gegangen) von unſern Blutsverwandten und ihren Erfahrungen erzählen zu hören; und ſo blieben wir bey Tiſche ſitzen, bis der Vater endlich fand, es ſey Zeit, daß ich ſchlafen gehe, ein Licht nahm und mir meine Kammer wies.

Wie wunderbar ſich doch auf dieſer kleinen Reiſe mein Schickſal drängt, ſagte ich gerührt zu ihm, und neue freundliche Ausſichten ſich öffnen! Hätte ich Verlaſſener, der niemand als Gott und meine Marie in der Welt zu haben glaubte, vor einigen Tagen noch gedacht, daß in Bremgarten ein liebender Oheim und hier Verwandte und Freunde meiner Aeltern auf mich warteten? Wie froh bin ich, daß ich nicht zurückkehrte!

Seyd nur ſtille und ruhig dabey wie bisher, mein Freund, und ſucht nicht der Schickung voranzueilen, ſagte der brave Mann; Gott wartet oft lange, und gibt dann dem, der auch warten kann, vieles auf Einmahl!

Ich konnte nicht einſchlafen; es war mir als hätte ich in dieſem Hauſe eine neue Welt entdeckt. Da däuchte mich, ich höre auf der Straße unter meinem Zimmer ein Geflüſter, welches nicht aufhören wollte; ſo daß ich endlich ſachte an's Fenſter ſchlich, und merkte, daß eine Mannsperſon mit jemand im Hauſe leiſe ſprach. Das befremdete mich um ſo viel mehr, da ich aus einigen Ausdrücken deutlich verſtand, daß die Rede von Liebe war. Ich ſtrengte alle Aufmerkſamkeit an, um die Stimme der Perſon im Hauſe zu erkennen, das war mir aber unmöglich, weil das Fenſter zur Seite lag. Auf ein unvorſichtiges Geräuſch, das ich machte, hatte das Geſpräch ein Ende; aber ich wünſchte nun nicht gelauſcht zu haben! Denn ich konnte mich des Mißvergnügens nicht enthalten, daß in dieſes Haus, welches ich mir als die Wohnung der Unſchuld und des Friedens gedacht, der Geiſt nächtlicher Liebe ſollte den Weg gefunden haben; und das Widrigſte — ich will es nicht verhehlen — war mir der Gedanke, Klare möchte hier im Spiele ſeyn, weil mir die älteſte Tochter zu einem ſolchen Liebesverſtändniß zu kalt, und das Kind (ſo hießen ſie die Jüngſte) zu unſchuldig ſchien. Die Furcht iſt eine Mutter der Wahrſcheinlichkeit wie die Hoffnung; der Verdacht wurde mir immer gegründeter, die Betrachtung einſeitiger, und zuletzt hätten meinetwegen die beyden Andern bis über die Ohren verliebt ſeyn können, aber Klare ſah ich nicht gern in dieſem Lichte — oder vielmehr Schatten, wie es mir jetzt vorkam. Ein Frauenzimmer, für welches man Achtung hat, und auf deſſen Freundſchaft man rechnet, kann man ſich unmöglich ohne Verdruß in einem Liebeshandel mit einem Andern denken, wenn auch die eignen Anſprüche noch ſo reingeiſtig ſcheinen.

Des Morgens frühe brachte mir der Wiedertäufer ein Licht, als ich lieber noch geſchlafen hätte. Er ſetzte ſich, indem ich mich anzog, in einen Lehnſtuhl, und fing ſogleich an, nicht von den Welthändeln, damit dürfe er ſich nicht abgeben, ſondern von dem Antheil zu ſprechen, den ich, wie er von dem alten Oheim höre, daran nehme, welches ihm in Anſehung meiner einigen Kummer verurſache. Geſtern habe er in Gegenwart ſeiner Kinder nichts davon ſagen mögen — das gehöre auch ſonſt vor die Weiber nicht, — aber ein Wort über die Folgen meiner Schritte auf meine innere und äußere Ruhe mit mir zu ſprechen, halte er für Vater- und Freundespflicht.

Ich merkte, daß er mich für ein thätigeres Werkzeug anſah, als ich war, und erzählte ihm daher alles, was ich wußte. Er hörte mich zwar ohne richterliche Miene aber mit Kälte ganz aus, und ſchüttelte dann den Kopf ohne etwas zu ſagen. Das verdroß mich ein wenig, indem ich mehr Theilnahme erwartet hatte; ich fragte ihn daher, ob dieß ſeine ganze Antwort ſey?

Nein, antwortete er gelaſſen; die Euch anlocken, ſprechen von gefangenen Brüdern und von ſclaviſchen Ketten, wovon Ihr ſelbſt geſteht noch nichts gefühlt zu haben, mit deren Zerbrechung Ihr Euch alſo auch nicht abgeben ſolltet. Laßt jene machen; haben ſie Recht, ſo wird es ihnen wohl gelingen, ſind aber unter ihren ſchönen Worten noch andre Abſichten verborgen, ſo hat der Teufel ſein Spiel dabey; und wo du das merkſt, mein Sohn, ſo fliehe!

Aber, lieber Mann, ſagte ich, prüfet meine eignen und nicht fremde Abſichten, ſo müßt Ihr geſtehen, daß ich ehrlich handle. Was fragt der Bothe darnach, ob er dem Teufel oder den Heiligen Briefe trage?

Man trägt ſie doch wohl lieber den Heiligen, erwiederte er. Ich will aber die Gründe andrer nicht richten, ich will gar nicht richten; nur wünſchen möchte ich, daß Ihr nicht aus weltlicher Eitelkeit Euch aus Euerm beneidenswerthen häuslichen Glücke hinauswürfet!

Das Wort Eitelkeit traf mich, weil ich es nicht erwartete; es war mir beynahe als ob er Recht hätte. Ich antwortete daher beſcheiden, mein ganzes Beſtreben gehe dahin, ſo bald möglich wieder zu meinem armen Glücke zurückzukehren, aber erſt müſſe das Uebernommene ausgeführt und das Verſprechen gehalten ſeyn. Ich ſehe jedoch wohl ein, daß dieſer Baum tiefere Wurzeln habe, als ich anfangs geglaubt, und vielleicht ein Sproſſe jenes gewaltigen Baumes ſey, durch den Adam klug geworden; ich wolle mich alſo nicht groß machen, daß mich ſeine Früchte nicht auch reizen könnten, unterdeſſen aber ruhig meiner innern Stimme gehorchen, die mir deutlich ſage, daß ich hierin noch nichts Unrechtes gethan, und die mich wills Gott auch bey meinen künftigen Schritten leiten werde. — Sollte es auch ſeyn, ſetzte ich hinzu, daß die dem eignen Bewußtſeyn ſo unmerkliche Triebfeder der Eitelkeit einigen Antheil an meinem Vorſatze habe, ſo könne bey einer That, wo mehrere Bewegungsgründe ſind, nicht mit Recht einer allein herausgehoben und zum Vorwurf gemacht werden.

Folge deiner innern Stimme, mein Sohn, ſagte der Wiedertäufer, und ſuche ſie rein zu bewahren, ſo iſt es die Stimme Gottes! Es ſey fern von mir, dir etwas vorzuhalten, worüber das Wort in deiner Bruſt dich rein ſpricht; liebte ich dich nicht, ſo hätte ich gar nichts geſagt.

Ich erkannte ſeine guten Geſinnungen, und mochte daher auch nicht weiter ſtreiten.

Er führte mich in die Wohnſtube, wo die Töchter ſchon zum Frühſtücke verſammelt waren. Mein erſtes war hier, die Mädchen zu muſtern, vorzüglich die Eine, ob ich nichts von dem nächtlichen Abenteuer in ihrem Benehmen entdecken könne; aber ſie grüßte mich ſo unbefangen, daß ich nicht klug werden konnte. Wer will auch die Herzensangelegenheiten der Mädchen ergründen, wenn Geheimhalten ihre Sorge iſt? — Ich war aber feſt entſchloſſen, hinter das Geheimniß zu kommen, und wenn ich die ganze künftige Nacht in der Kälte wachen müßte; es war mir angelegentlicher, als meine ganze politiſche Sendung, weil ich bey dieſer ſchon ziemlich in die Karten ſah, und ſie mehr meinen Kopf als mein Herz beſchäftigte; eine Liebesgeſchichte aber in dieſem Hauſe der Ehrbarkeit, ſie mochte ſo ſchuldlos ſeyn, als ſie wollte, war mir ſo unerwartet, daß ich ſchlechterdings Aufſchluß darüber haben mußte.

Da der Vater heute auch Geſchäfte in der Stadt, vorher aber noch etwas im Hauſe zu berichtigen hatte, ſo mußte ich unterdeſſen bey den Mädchen warten und ihnen von Haus und Weib erzählen; denn der Vater, ſagten ſie, habe ſeit einiger Zeit vieles von uns durch den alten Herrn von Bremgarten erfahren, der ihm vor kurzem unſern Aufenthalt bekannt gemacht; es ſey ihnen daher geſtern ſeltſam vorgekommen, daß ich nicht einmahl gewußt, daß dieſer Mann, der, mich ſo gut kenne, mein Oheim ſey.

So hatte ich zärtliche Freunde, ohne es zu wiſſen! rief ich. — Wir ſollten immer auf unſichtbare Freunde zählen, erwiederte Klare, das iſt die Meinung des Oheims, ſie gehören zur Freude der Einſamkeit, ſo wie die ſichtbaren zum Troſt in der Geſellſchaft. Wenn wir alle unſre Freunde kennten, hörte ich ihn einmahl ſagen, wir würden in jeder Trübſal frohlocken, und ſähe der Gute ſeine dienſtbaren Geiſter alle, ſo wäre er nie um Wirkſamkeit verlegen.

Der Alte mag Recht haben, dachte ich, aber wie kann das Mädchen ſo reden, wenn ſie an den dienſtbaren Geiſt von geſtern Nacht denkt?

Auf die Beſchreibung, die ich ihnen, vielleicht allzuvortheilhaft, von unſerm kleinen fröhlichen Hausweſen machte, äußerte Klare wiederhohlt den Wunſch, uns einmahl beſuchen zu können. Ich lud ſie ſcherzend ein, gleich mit mir zu kommen, indem ich dieß nur für einen vorübergehenden Einfall hielt; ſagte aber doch, als ſie dazu freudig in die Hände klopfte, ſie würde dort die Bequemlichkeit nicht finden, die ſie hier in dem großen Hauſe habe; zudem würde ſich wohl der Vater ein Bedenken machen, ſie an einem Orte zu wiſſen, wo keine Glaubensverwandten von ihnen wären.

Sie lächelte nur; hingegen ſagte die Jüngſte ernſthaft: O! der Vater weiß ſchon wie Klare denkt, er redet ihr nicht mehr ein.

Ich wußte nicht wie das gemeint war, und ſuchte das Geſpräch auf etwas anders zu lenken, als zum Glück der Vater wieder herein trat.

Wir gingen mit einander in die Stadt. Vor dem Gaſthofe verließ er mich, und ich traf da meinen Reiſegefährten, voll freudiger Unruhe meiner wartend, an. O wie bedaure ich Euch, rief er mir entgegen, daß Ihr geſtern zu Euerm Wiedertäufer gegangen und nicht bey mir geblieben ſeyd; Ihr hättet alsdann gehört, was ich gehört habe!

Was habt Ihr denn gehört?

Ein Mann von hier, der franzöſiſch kann, iſt von den Freyheitsfreunden ins Wadtland mit wichtigen Aufträgen geſandt worden, und geſtern zurückgekommen; der erzählte mir und dem Wirthe die geheimſten Dinge, die er uns aber weiter zu verbreiten verbeth.

Nun ſo begehre ich ſie auch nicht zu wiſſen.

Mit Euch iſt es nicht ſo gemeint. Der Schneider ſagte uns . . .

Iſt das eben der Geſandte? unterbrach ich ihn.

Ja, fuhr er fort; er ſagte uns, daß daſelbſt das Nähmliche vorgehe, wie hier; daß dort ſchon wirklich Freyheitsbäume aufgerichtet worden, und daß dieß bald ein allgemeines Feſt in der Schweiz werden ſolle; und daß es nicht nur darum zu thun ſey, die alten Regierungen zu verändern, ſondern gänzlich abzuſchaffen und eine Volksregierung einzuführen.

Eine Volksregierung, fragte ich, was iſt denn das? — Es ging ihm aber damit, wie mit den Menſchenrechten, er kannte das Wort beſſer als ſeinen Sinn. — Hm! antwortete er, und ſuchte nach ſeinem Buche, eine Volksregierung iſt, wenn das Volk regiert . . .

Und die Obrigkeit gehorcht? da wird's ſauber zugehen!

Eine Volksregierung, las er nun aus dem Buche.

kann aber nur durch eine gänzliche Umwälzung zu Stande gebracht werden.

Wo das Unterſte zu oberſt kömmt, rief ich; Gott bewahre!

Das iſt nun einmahl richtig, fuhr er fort, daß wir lange genug unter der Herrſchaft des Deſpotismus geſtanden, und die Zwingherren reich gemacht haben; jetzt bekommen wir Freyheit und Gleichheit und eine Regierung, durch welche allen unſern Beſchwerden abgeholfen wird.

Hat dieß auch der Schneider geſagt?

Ja; und daß die wackern Wadtländer ſchon einen ſchönen Anfang dazu gemacht, indem ſie, wie unſre in Gott ruhenden Vorältern alle ihre Landvögte aus dem Lande jagen. Dürften wir nur zu Hauſe bald ein Gleiches thun!

Glaubt Ihr, wir würden dann auch deſto ſanfter in Gott ruhen?

Freylich!

Deſto früher vielleicht. — Aber Euer Landvogt, fuhr ich fort, wird doch für einen braven Mann angeſehen.

Dafür hielten wir ihn bisher auch, war die Antwort, aber nun habe ich genug gehört, um zu wiſſen, daß auch er ein Verräther ſeyn muß.

Und ich hatte nun auch genug gehört, um den Unterricht zu ſchätzen, den der Schneider meinem Begleiter gegeben.

Jetzt ſuchten wir das Haus der Herrn Q. auf, an den unſer Brief gerichtet war. Ungeachtet des kalten Morgens ſtanden doch allenthalben in den Gaſſen Bürger in Schlafröcken und Nachtmützen beyſammen, und ſchienen ängſtlich aufmerkſam auf alles was vorging; wiewohl nichts vorging, als daß dann und wann ein Mitglied des Raths mit bedeutender Wichtigkeit in die Verſammlung ſchritt, oder ein Landmann mit liſtigem Geſichte vorbeyſchlenderte. Mit forſchenden Augen wurden die Vorübergehenden geprüft, und jeder ſchien ſeine Wünſche oder ſeine Beſorgniſſe in ihren Mienen leſen zu wollen.

Auch wir beſonders mußten dieſe Muſterung paſſiren, weil ſie aus unſrer Kleidung erkannten, daß wir aus einem andern Bundeskreis wären, und wahrſcheinlich ſchon wußten, daß wir bey dem patriotiſchen Wirthe abgetreten ſeyen, und Briefe an die Volksführer haben. Es giebt in allen Schweizerſtädten ſolche politiſche Luntenriecher, die beſtändig auf Kundſchaft ausgehen, nicht ſowohl um neue Ereigniſſe mit Verſtand zu würdigen, als um die Erſten zu ſeyn, ſolche wieder zu erzählen.

Ich weiß nicht, was ein Unerſchrockener aus ſo einem Schlafmützenhaufen widriges an uns fand, denn er rief, als wir vorbeygingen: Da ſind auch ſo zwey! Und ſogleich fingen alle an, verächtliche Blicke und hörbare Verwünſchungen auf uns zu werfen.

Dieſe, ſagte mein Begleiter laut, werden die Volksregierung weder fördern noch hindern.

Wie könnt Ihr das wiſſen? fragte ich.

Habt Ihr die Fröſche noch nie gehört, verſetzte er, wenn einer anfängt zu quacken, ſo thun es alle nach, und kömmt doch nichts dabey heraus.

Die Bürger ſchwiegen, und ich war verwundert, daß dieſer Menſch den neuen Ton der Zeit ſchon ſo gut aufzufaſſen wußte. Es beſtätigte meine öfters gemachte Erfahrung, daß gemeinen Köpfen treffende Grobheiten ſchneller zu Gebothe ſtehen als den beſſern.

Q. war ſchon von unſerm Beſuche benachrichtigt und erwartete uns. Nachdem er das Päckchen geöffnet, und den Brief, der an ihn war, geleſen hatte, fragte er uns, ob wir die zwey andern ſelbſt abgeben oder ihm überlaſſen wollten, und da mein Begleiter ſagte, er wolle den Brief an X., der ſein Vetter ſey, ſelbſt überbringen, hieß er ihn geſchwind machen, ſonſt träfe er denſelben den ganzen Tag nicht mehr zu Hauſe an. Wir werden uns ſchon wiederſehen, that er halb verächtlich hinzu.

Kaum war er weggeeilt, ſo ſagte Q.: Es iſt doch ärgerlich, daß Eure Leute uns ſchon wieder dieſen Tropf zuſchicken, da wir ihnen doch zu verſtehen gegeben, ſie möchten ihn daheim laſſen; wahrſcheinlich haben ſie Euch zur Aufſicht zugeordnet, da werdet Ihr auch Eure Noth mit ihm haben! Letzthin hat er uns mit ſeiner Schwatzhaftigkeit beynahe alles verderben, indem einer unſrer wichtigſten Schritte durch ihn, wir wiſſen nicht wie, verrathen worden.

Es war leicht zu erachten, daß dieſes durch den Brief, welchen der welſche Spion zu leſen bekommen, müſſe geſchehen ſeyn; ich ſagte aber nichts davon.

Jetzt kann er freylich nicht mehr viel verderben, fuhr er mit trockener Gleichgültigkeit fort.

Dann ſteht es ſehr gut oder ſehr ſchlimm mit Eurer Sache, erwiederte ich.

Es kömmt auf den Geſichtspunkt an, war ſeine Antwort. Ich leſe ſo eben (er ſahe wieder in den Brief), daß Ihr ein Mann ſeyd, auf den man ſich verlaſſen kann, ein Neugeworbener, aber noch kein Eingeweiheter, wie ſie ſchreiben, würdig jedoch, daß ihm nichts unbekannt bleibe; ich mache mir alſo Offenheit gegen Euch zum Verdienſt. — Allein jetzt muß ich ausgehen, ſpeiſet mit mir zu Mittag, ſo werden wir ſchon Zeit zum Sprechen finden; unterdeſſen ſteht Euch all dieß Zeug (auf einen Tiſch voll Schriften weiſend) zum Durchleſen offen, woraus Ihr nach Herzensluſt erfahren könnet, warum es zu thun iſt und ſeyn wird.

Einen Neugeworbenen hörte ich mich nicht gern nennen, und vor der Einweihung durch dieſes Schriftengemengſel graute mir; allein das beſtändige Hinweiſen auf den Standpunkt, aus welchem man angeſehen ſeyn will, iſt auch eine widrige Sache, und ſieht aus wie Anmaßung, ich hatte es ſchon zu Hauſe und in Meilen erfahren, und mein Mann hier ſchien kein Freund von vielen Worten zu ſeyn. — Euer Mittageſſen, antwortete ich demnach, nehme ich noch lieber an, als die Einweihung; indeſſen ſehe ich wohl, ich muß da hinein; ich weiß nicht, was für ein Stern oder Unſtern mich mit Gewalt in dieſen Irrgang zieht. Ich weiß bereits zu wenig und zu viel, um ſtille ſtehen zu können; wenn mir nur dieſe Geheimniſſe nicht zu ſchwer werden!

Ey was! verſetzte er, einen vernünftigen Mann drückt kein Geheimniß; was einem zu ſchwer iſt, das läßt man liegen.

Ich ſahe, daß ich mit einem wackern, aber etwas derben Mann zu thun hatte, ließ ihn allein weggehen, und ſetzte mich an den Tiſch, um eine Schrift nach der andern geduldig zu durchleſen. Es waren einladende und abrathende, glückwünſchende und drohende Briefe; abgebrochene Berichte von Unterredungen mit dem franzöſiſchen Geſchäftsträger und mit obrigkeitlichen Perſonen; Entwürfe zu Aufrufungen an das Volk, worin demſelben bewieſen wird, daß es über ſeine Staatseinrichtung Meiſter ſey; Unterſuchungen oder vielmehr Zweifel über das Recht des Zehnten; endlich auch die Menſchenrechte, wovon mein Reiſegefährte ſo gerne ſpricht, in ſiebzehn Artikeln, die mir, die Wahrheit zu geſtehen, auch nicht übel gefielen; und dann eine darauf gebaute neue Verfaſſung der Schweiz unter Einer allgemeinen Regierung, mit Beleuchtungen über das künftige Glück derſelben, eine neue Welt für unſer Vaterland, aber in ein Schlaraffenland ausgemahlt, an deſſen dauernde Wirklichkeit ich nicht glauben konnte. Das lag alles ſo bunt durcheinander, daß mir der Kopf ſchwindlich vom Leſen wurde. Wie wird es erſt dem ſeyn, der es nicht nur leſen, ſondern ausführen muß, dachte ich; wie muß es gar einem Staatsminiſter zu Muthe ſeyn, der Jahr aus Jahr ein mit Projekten umgeben und mit Ausführungen beängſtigt iſt! Vielleicht geht es aber in der großen Welt zu, wie in meiner kleinen, wo ich ſchon oft, Leute betreffend, die gern regieren und allenthalben an der Spitze ſtehen wollten, fragte: Wo nehmen ſie denn den Verſtand dazu her? Und von der Erfahrung die Antwort erhielt: „Man thut etwas, vieles gibt ſich von ſelbſt, und das Uebrige vertraut man dem guten Glücke.“

Ich wollte eben eine Pauſe machen, als ein halbmilitäriſch gekleideter Menſch mit einem freundlichheimlichen Geſichte herangeſchlichen kam, und nach Herrn Q. fragte. Wie ich antwortete, daß er erſt gegen Mittag zurückkomme, und der Menſch mich ſo vertraut in deſſelben Papieren blättern ſah, ſagte er, ich ſey wahrſcheinlich ein guter Freund von Herrn Q., auch er ſtehe in genauer Bekanntſchaft mit ihm, ich ſolle daher nur mit dem Leſen fortfahren, er wolle ſich indeſſen zu mir hinſetzen bis Q. komme. Da ich aber in ſeiner krummen Annäherung nichts als eine kleinliche Neugier nach den Papieren ſah, ſo ſtellte ich mich zwiſchen ihn und den Tiſch hin, entſchloſſen ſeinen unregelmäßigen Trieb nicht zu befriedigen.

Wir führten nun eine elende Unterredung mit einander, wobey er ſich immer bemühte zu erfahren wer ich ſey, und ich mich befließ, es ihm nicht zu ſagen; welches er endlich merkte, und, um ſeiner Perſon mehr Gewicht zu geben, von ſich ſelbſt zu ſprechen anfing: er ſey geſtern von einer Reiſe an den Genferſee zurückgekommen, die er, mir dürfe er's wohl ſagen, mit wichtigen Aufträgen im Nahmen der hieſigen Vaterlandsfreunde habe machen müſſen.

Das war alſo weiter nichts als jener Schneider meines Reiſegefährten! So gehts, wenn man ſich durch Großſprechen helfen will, man erſcheint nur deſto kleiner. — Ehe ich ihm aber etwas verbindliches über dieſe Eröffnung ſagen konnte, erſchien eine dritte Perſon auf dem Zimmer, ein Mann von mittlerm Alter, mit klugen aber düſtern Geſichtszügen, der, obgleich nicht beſſer gekleidet, doch in Geſtalt und Wort einen ganz andern Mann zeigte. Er ſchickte den politiſchen Schneider, der ihm viele Verbeugungen machte, fort: Meiſter N., ſagte er, geh er jetzt an ſeine Geſchäfte! — Mit mir fing er ſogleich ein Geſpräch über die vor uns liegenden Schriften an, und fragte, ob ich ſchon Kenntniß von allen dieſen Sachen gehabt habe?

Nicht von dem zehnten Theil, antwortete ich; wie wäre es auch möglich, da ich vor vier Tagen noch nicht einmahl wußte, was bey uns vorgeht, wo man erſt anfängt, und überdieß Geheimniſſen eher ausweiche als ſie aufſuche.

Es ſcheint doch, erwiederte er, Eure Landsleute ſetzen ein großes Zutrauen in Euch, weil ſie uns melden, man dürfe und ſolle Euch alles offenbaren.

Zutrauen erwirbt man ſich oft am meiſten, wenn man es nicht ſucht, verſetzte ich. Uebrigens kann es ſeyn, daß mich meine Landsleute für einen ehrlichen Mann halten, und es mag ihnen daran liegen zuverläſſige Menſchen in ihre Sache zu ziehen, wenn ſie gut gehen ſoll.

Ja wohl, ſagte er mit einem Seufzer, brauchen wir ehrliche Leute! Ließen ſich dieſe nur erkaufen, ſie wären uns um keinen Preis zu theuer; denn Bosheit und Selbſtſucht biethen ſich uns haufenweiſe umſonſt an. Ach Gott! was haben wir in dieſer kurzen Zeit ſchon für Erfahrungen gemacht!

Ihr werdet erfahren haben, ſagte ich, daß der Redliche ſein Glück mehr in ſich ſelbſt, als in Neuerungen außer ſich ſucht, und daher bey ſolchen lieber zuſchaut, als eine Rolle mitſpielt.

Und daß der Weiſe, fügte er hinzu, lieber allein und aus eigner Kraft als nach den Plänen andrer handelt; vereinte Wirkſamkeit macht abhängig und ehrgeizig. Uns aber iſt der Plan vorgezeichnet, uns hat die Nothwendigkeit einen einzigen Weg zur Rettung

tung des Vaterlandes offen gelaſſen, den wir noch dazu im Laufe zurücklegen müſſen, ob er gleich zwiſchen Abgründen durchgeht, und wir ſein Ende nicht ſehen.

Dem Mann lag ſeine Sache wirklich am Herzen, und noch nicht lange in dieſem weiten Wirkungskreiſe ſich tummelnd, hatte er auch die mittheilende Geſelligkeit, der ſich ein gutes Gemüth beym Antritt einer neuen Bahn ſo gern überläßt. So erfuhr ich manches, das mir bisher noch verborgen war, über die wahre Lage des Vaterlandes, und wurde wenigſtens zur hiſtoriſchen Kenntniß dieſes neuen Bundes unparteyiſcher und gründlicher eingeweiht, als es von den Freunden in Meilen bey ihrer leidenſchaftlichen Stimmung möglich geweſen wäre.

Er ſetzte mir außer allen Zweifel, daß es im Rathe der Götter Frankreichs unwiderruflich beſchloſſen ſey, die Schweiz müße revolutionirt werden; von der Gewißheit dieſes Rathſchluſſes überzeugt, ſagte er, was bleibt dem rechtlichen Schweizer übrig, als Unterziehung oder Widerſetzlichkeit? Im Unterziehen iſt freylich weniger Ehre, aber der Vortheil beſteht darin, daß, wenn wir ſelbſt Hand ans Werk legen, wozu uns Freyheit gelaſſen iſt, gewaltthätige fremde Einmiſchung verhindert werden kann. Widerſetzen wir uns aber, ſo haben wir Krieg, und wer ſoll ihn führen?

Die Regierungen mit Hülfe des Volkes, antwortete ich.

Das iſt bald geſagt, erwiederte er, aber auf der einen Seite arbeitet der Franzöſiſche Geſchäftsträger, Ihr wißt ſelbſt mit welchem Erfolge, durch goldne Verſprechungen und liſtige Herumſchleicher unermüdet daran, das Volk ungehorſam zu machen; auf der andern Seite mangelt es den meiſten Regierungen an der Kraft und Einheit des Willens. Die Landsgemeinden wiſſen nichts und wollen nichts kennen, als die einfachen Bedürfniſſe ihres alten Herkommens, ſie halten ſich in ihren Bergen vor allem ſicher, und wiegen ſich in ihrem alten Heldenglauben ein, Heere von Tauſenden mit leichter Mühe von ſich abzuhalten; ſo lachen ſie heimlich über die Verlegenheit der andern. Dieſe Andern hingegen — — o wie gerne wollten ſie, wenn ſie könnten! Nehmt hiezu noch unſre alte in langem Friedem verroſtete Kriegseinrichtung! was will man da ausrichten, womit will man einen kriegsgeübten zehnmahl ſtärkern Feind ſchlagen?

Mit dem Landſturme vielleicht, ſagte ich.

Der Landſturm, erwiederte er, braucht Zeit und Ordnung, und die haben wir nicht. Ohne dieſes aber was iſt er, als der Ausbruch einer wüthenden wilden Menge, die ohne Bahn und Plan, wie ein Wolkenbruch, eine ſchnelle Verheerung um ſich her verbreitet, und wenn ſie geſchlagen wird, die Waffe gegen den Führer kehrt. Oder es iſt ein verzweifelter Verſuch, ungeübte Bürger und Bauern ſchleunig zum Streit einzugliedern, und ſie, im Vertrauen auf ihre Zahl, ſieggewohnten Legionen und ihrem niederſchmetternden Geſchütze als Schlachtopfer entgegen zu ſtellen. Was kann dabey herauskommen?

Die Alten wußten den Tod fürs Vaterland zu ſterben! rief ich.

Man will uns ja das Vaterland nicht nehmen, verſetzte er ungeduldig. Frankreichs Entſchluß iſt unſer altes Gebäude umzuſtürzen, um ein tüchtigeres oder ihm bequemeres an ſeinen Platz zu ſtellen — freylich hätte es erſt das ſeinige ausbauen können, das in zehen Jahren noch nicht fertig geworden — und unſer vor Gott geprüftes Vorhaben iſt, das kleinere Uebel zu wählen, und auch die Eydsgenoſſen dazu zu vermögen, um innern und äußern Krieg zu verhüthen; gelingt das nicht, dann iſt es immer noch Zeit, für das Vaterland zu ſterben. Hüthet euch aber, mein Freund, zu viel von dieſem ſchönen Tode zu reden! Wenn er ſchon von Vielen im Munde geführt wird, ſo wiſſen ihn doch nur Wenige in der That zu ſterben; man iſt nicht gleich deſſen fähig, was man etwa in begeiſternder Anwandlung empfindet. — Oder im Leſen bewundert, ſetzte ich für mich ſelbſt hinzu.

Indeſſen biethen wir um ſo viel eher unſre Hände zu dieſem Geſchäfte, fuhr er fort, weil wir überzeugt ſind, daß unſer altes Staatsgebäude ohnehin der Zeit weicht, und nur noch auf den ſchwachen Stützen der herkömmlichen Gewohnheit und angebornen Gemächlichkeit ruht, an denen nun Frankreich eben am meiſten rüttelt. Hingegen läßt uns die vorgeſchlagene Einheit der Republik einen Weg ſehen, worauf den zahlloſen Mängeln und Mißbräuchen der alten Verfaſſungen abgeholfen, und unſerer Völkerſchaft die alte Kraft und Ehre wieder hergeſtellt werden kann, — in ſofern es nämlich möglich iſt, eine allgemeine Zuſammenſtimmung zu dieſem Einheitszwecke zu bewirken. Erſt hielten wir das für ein Leichtes, aber täglich zeigen ſich uns mehr Schwierigkeiten, und unterdeſſen rückt die Noth mit drohender Eile immer näher.

Aber hat es denn ſo Noth? fragte ich? die kleinſte Unternehmung will doch auch ihre Zeit haben; warum eine ſo wichtige nicht? Würden die Franzoſen ihre Abſicht nicht beſſer erreichen, wenn ſie gerade und offen an die Schweizerregierungen gelangen ließen, worin ihr Wunſch und Wille beſtehe, und wenn den Regierungen ſelbſt Zeit gelaſſen würde, ſich des Beſſern zu beſinnen, die Neuerung zu prüfen, und ſolche, da ſchon ſo viel Volk vorbearbeitet iſt, vor die Gemeinden des Landes, wie ehmahls Bündniſſe und Kriegs- und Friedensverhandlungen, zur Annahme oder Verwerfung zu bringen?

Eure Ehrlichkeit macht mich lachen, antwortete er, wenn ich über anderweitige Unehrlichkeiten weinen möchte. Das iſt eben ein Kreuz; das franzöſiſche Directorium will, die Schweiz ſoll ohne Ueberlegung wählen, als wenn hundertjährige Gewohnheiten, ſie ſeyen gut oder ſchlimm, ſich ſo geſchwind ablegen ließen, wie ein altes Kleid! Und darum kömmt uns auch die drohende Eile ſo viel verdächtiger vor, weil dieſe Droher die Unmöglichkeit, in ſo kurzer Zeit auf ein ganzes Volk zu wirken, wohl einſehen müſſen, und inzwiſchen ihre Heere doch immer näher rücken laſſen.

Vermag denn, ſagte ich, die freye und kühne Sprache der Wahrheit nichts auf den Geſchäftsträger und durch ihn auf ſeine Obern?

Nichts! erwiederte er; ſie ſtellen ſich zwar nicht böſe darüber, aber ſie haſchen liſtig einzelne Ausdrücke auf, und beweiſen, daß das nicht die Sprache der Wahrheit ſey. Der Geſchäftsträger ſchmeichelt ſchriftlich und drohet mündlich. O was für ein Abgrund iſt zwiſchen den Worten und Thaten dieſer Menſchen! — Doch genug hievon, ſagte er traurig und ſtand auf. Die Sache ſchien dem guten Manne wirklich mehr an ſein ſtilles Herz zu greifen, als er beym Anfang der Unternehmung gedacht haben, oder als es für ſeine Gemüthsruhe zuträglich ſeyn mochte.

Was thun denn aber unſre gnädigen Herren?

Die wiſſen alles, war ſeine Antwort, und ſind deßwegen in Arau verſammelt; aber leider weniger, die Neuerungen, wie Ihr vorhin wünſchtet, zu prüfen, als um Maßregeln zu treffen, wie ſie die angeborne rechtmäßige Herrſchaft erhalten können, weil ſie ſich überzeugt glauben, daß ohne dieſelbe nur bleibende Verwirrung unter uns komme. In Zeiten der Noth täuſcht man oft ſich ſelbſt; die größern Stände verhehlen ihre Beſorgniſſe den kleinern, um ſich an ihrer Furchtloſigkeit zu erhohlen; ſie denken an Widerſtand. Sollte aber auch gegen alle Wahrſcheinlichkeit Widerſtand möglich ſeyn, ſollte es ihnen gelingen, mit bewaffneter Fauſt Verfaſſung und Unabhängigkeit zu vertheidigen, was wäre bey der ſchon herrſchenden Erbitterung die Folge? Vernünftige, der Zeit angemeſſene Staatsverbeſſerung, oder ſtrengere, der Zeit widerſtrebende Gewalt?

Wäre nur die Liebe der Schweizer zu ihren Obern ſo ſtark, wie die Liebe zu ihrer Verfaſſung, dachte ich, es wäre wohl noch Rath!

D. kam zurück, und warf ſich ſogleich ermüdet, jedoch mit fröhlichem Muthe auf einen Stuhl, und fing an, ſeinem Freunde zu erzählen, die heutige Rathsverſammlung müſſe ziemlich ſtürmiſch ſeyn, indem ſchon zwey Mitglieder nach Hauſe gelaufen. Unſern Obrigkeiten, ſagte er zu mir, geht es jetzt, wie den Fuhrleuten, die ihr Lebenlang nur einen Weg gefahren ſind; ſie können ſich in einen andern gar nicht mehr finden.

Doch wiſſe er von ſicherer Hand, ſprach er weiter zu ſeinem Mitarbeiter, daß die Mehrheit ſich auf die vernünftige Seite zu wenden anfange, und daß der Vorſchlag, die Geſandten von Arau zurückzurufen, bald durchdringen werde. Mit der Bürgerſchaft habe es keine Noth, die fürchte ſich vor den Bauern, wie ſich der Magiſtrat vor den Franzoſen fürchte. Des Abends beym Weine ſeyen ſie zwar alle Helden, und machen über den Gedanken, ſich von den Bauern Geſeze vorſchreiben zu laſſen, großen Lärm und Fäuſte in den Taſchen; kommen aber des Morgens wieder zu ſich ſelber, und laſſen ſich ſo nach und nach alles gefallen, wenn nur der liebe bürgerliche Wohlſtand geſichert bleibe! Auf ſolche häusliche Leute müſſe man des Morgens, und auf die Lumpen des Abends wirken.

Habt Ihr denn auch mit dieſen zu thun? fragte ich.

O genug, antwortete er, und mehr als genug! das ſind unſre eifrigſten Anhänger, wahre Verehrer der Gleichheit. Wir ſchicken ſie aber, ſo viel wir können, dem Mengaud zu, der zahlt ſie gut, und ſendet ſie als ſeine Jünger in alle Welt, um den neuen Glauben unter die Leute zu bringen.

Die heiligen Rechte der Menſchheit ſollten alſo durch Lumpen ausgebreitet werden! ſagte ich lachend. — So iſt's, erwiederte er. — So wie oft das noch Heiligere: that der Freund hinzu, durch Lügner und faule Bäuche.

Sie ſprachen noch manches über die Bedrängniſſe des Vaterlandes; ſie zeigten mir, daß jezt Frankreich hauptſächlich im Wadtlande den Anfang zu Händeln ſuche, weil da die Stimme des Volkes am lauteſten gegen das bisher Beſtandene ertöne. — Das gehe ich aber vorbey, weil ich nur von dem reden will, deſſen ich ſelbſt Zeuge war, das mich zunächſt zum Handeln beſtimmte.

Es kamen nun mehrere Vertraute dieſer beyden Männer, um ſich über die Verhandlungen in der Eintrachtsgeſellſchaft auf heute Abend zu berathen. Ich entfernte mich, und wandelte in der Stadt umher.

Die Bürger ſtanden noch immer in kleinen Haufen herum, und ſuchten Beruhigung im Beyſammenſeyn und in lautem Sprechen. Es ſchien jetzt in dieſer Stadt, ſo arbeitſam ſonſt die Bewohner ſeyn ſollen, wenig gethan zu werden; die magern Kühe der allgemeinen Angelegenheiten verſchlangen die fetten der Berufsgeſchäfte. Jeder hoffte bey einem ſolchen Häufchen etwas neues zu erfahren, ich ſahe manchen bey mehr als einem ſtehen. Es liegt aber auch in der auf Einen Punkt gerichteten Neugier der Menge ſo was anziehendes, daß einer ſehr ſtark in ſich ſelber oder ſehr ſtolz ſeyn muß, um untheilnehmend vorüberzugehen. Hätten ſie mich nicht als einen Fremden ſchief angeſehen, ich wäre auch hinzugeſtanden, um das menſchliche Herz zu erforſchen, das ſich in der Angſt ſo gerne bloß gibt, und mich der Kraft zu freuen, womit es ſich aus allem, ſelbſt aus dem Unheil, einen Genuß zu bereiten weiß, wäre es auch nur, wie hier, der Genuß eines verzeihlichen Müſſiggangs.

Es iſt eine eigne Empfindung, ſo als ein Fremdling durch die Straßen einer Stadt zu ziehen, abgeſchnitten von aller Gemeinſchaft; Männer, Weiber, Kinder, Vieh und Häuſer in hülfreicher Wirkſamkeit mannigfaltig verbunden zu ſehen, und eine geheime Stimme der Zukunft über dieſe kleine Welt vernommen zu haben; es iſt ein Vergnügen der Geiſter, eine einſame Liebe. — Ich kam mir vor wie der Prophet Jonas, als er durch die Gaſſen von Ninive ging; das Wort des Herrn war ausgeſprochen über dieſe Stadt, zwar nicht zum Untergange, aber doch zu Ungemach und Trübſal. Auch hier fände jetzt eine Predigt zur Buße wohl ſichern Eingang bey den erſchrockenen Bürgerherzen, dachte ich, und mich jammerte ihrer, wie Jonas der Kürbiſſe; allein ich hatte keinen Ruf dazu; und vielleicht finden ſie ohnedies, Gnade; ſind doch ebenfalls ſo manche unter ihnen, „die nicht wiſſen „Unterſchied was rechts oder links iſt, dazu auch viele „Thiere!“

Ueber dem Mittagseſſen bey O., dem nur noch ſeine Frau und der Freund beywohnte, und wo, wie es ſich bey Tiſche gebührt, der Ernſt mit Scherz gewürzt war, hörte ich wieder vieles, das mir mehr und mehr Aufklärung über die Gegenwart und Beſorgniß für die Zukunft gab. Je vertrauter ſie wurden, mit deſto weniger Schonung ſprachen ſie von den Abſichten der franzöſiſchen Reichsverwalter.

Ich nannte das Mangel an Achtung gegen die große Macht.

Nicht doch! ſagte Q., wir haben Reſpekt für ſie, wie die Tauben für den Sperber; könnten wir nur mehr Zutrauen haben! Von Paris aus erhalten wir zwar, ſo oft wir wollen, großmüthige Verſicherungen von Wohlwollen gegen den größten Theil der Schweiz, und unterdeſſen wird Bern als der bedeutendſte Landestheil immer in dringendere Händel verwickelt, und immer rücken die Truppen näher an unſre Grenzen. Es geſchehe nur, um den Oligarchen Furcht einzujagen, ſagt dann der Geſchäftsträger — aber er ſelbſt benimmt ſich, auch in unſerm Lande, ſo toll, daß wir oft nicht wiſſen, was wir denken ſollen. Geſtern wurde von ihm her, wie wir ſichere Nachricht haben, unter die in Lieſtal verſammelten Landleute ausgeſtreut, die Stadtleute führen ſie nur am Narrenſeile herum; es gehe nicht mit der guten Sache, bis man durch Abbrennung einiger landvögtlicher Schlöſſer den Ernſt zeige; und uns ließ er ſagen, die Bauern ſeyen nicht mehr zurückzuhalten, wenn man ihnen nicht binnen zwey Tagen einladend die Thore öffne, und tauſend Mann als Beſatzung in die Stadt aufnehme. Und doch kennt er alle unſre Bemühungen, wovon wir ihm täglich Bericht geben, und weiß, wie ſchon alles eingeleitet iſt, um die ganze Sache friedlich zu Stande zu bringen. Oft thut er, als wenn ſeine Ehrenperſon ſelbſt bey uns nicht ſicher wäre, und ſpricht von Nachſtellungen, ob er gleich verſichert iſt, daß ihm kein Menſch nichts thun darf. Klagen wir über ihn nach

Paris, ſo erhalten wir keine Antwort. Allein ſchon die Wahl eines ſolchen Mannes ohne Kenntniß und ohne Luſt ſich ſolche zu erwerben, zu einem Werke, wovon das Heil eines ganzen Volkes abhängt, zeigt, wofür man uns anſieht: für einen unbedeutenden Gegenſtand, womit die Directorialallmacht ſich einen Augenblick abzugeben geruht.

Für eine Herde Schafe, ſagte der ſeufzende Freund, gegen welche die Wölfe ihr Naturrecht gelten machen wollen.

Sollten wohl meine Briefſender dieſes alles auch wiſſen? fragte ich.

Sie könnten es wiſſen, wenn ſie wollten, war die Antwort, denn ihre Ausgewanderten, die ſich hier in der Nähe aufhalten, wiſſen alles, und vielleicht noch mehr als wir; aber ſie ſind hitziger als wir; ſie ſprechen von Unrecht, ſo ihnen widerfahren, dieß erhält ſie in Leidenſchaft, und ſie ſtreben nach Neuerungen nicht nur aus Liebe zur Freyheit, ſondern auch als Beleidigte; ſie ſcheuen daher keine Mittel, und treten in alle Maßregeln Mengauds willig ein. Es iſt ein Glück für Euer Land, daß es nicht an den Grenzen liegt; ſonſt wäre ſchon alles drunter und drüber. Jetzt fahren die Franzoſen noch ſäuberlich mit euch, bis ſie mit den Nachbarn fertig ſind, aber dann werden die Tage der Drangſal auch über euch kommen. — Das Beßte, was ein Mann, wie Ihr ſeyd, thun kann, fuhr er fort, iſt die hitzigen Köpfe auf der Landſchaft abzukühlen, und zu machen, daß der Schlag, der doch unausweichlich geſchehen muß, von der Hauptſtadt aus geleitet werde, ſo wie bey uns.

Gott bewahre! rief ich unwillig; ich bin zu weit von der Hauptſtadt entfernt, als daß meine Stimme dahin reichen ſollte; auf ſie kann ich nicht wirken, und auf die andern mag ich nicht. Zurück in meine Wälder will ich kehren, und mich weiter um nichts bekümmern!

Der Freund, welcher ſonſt auch auf dem Lande lebte, ſeufzte wieder, und O. lachte: Eure Wirthſchaft mag Euch noch ſo lieb ſeyn, ihr Leute, ſo werdet Ihr nicht mehr lange dabey bleiben; ſperrt Euch wie Ihr wollt, Eure Stunde hat zu etwas beſſerm geſchlagen!

Wiewohl ich nicht viel beſſeres wünſchte, ſo ſchmeichelte mir doch das verbindliche Wort; noch mehr aber ſtimmte die harmloſe Munterkeit des O. ganz mit meinen Grundſätzen überein. So muß es ſeyn, dachte ich; ein rechter Mann ſoll zwar, wo es Noth iſt, den Geſchäften alle Ernſthaftigkeit widmen, aber ſich doch den Kopf nie ſo ganz davon einnehmen laſſen, daß er nicht zu jeder Zeit noch Sinn für fröhlichen Lebensgenuß habe! Der König von Preußen iſt darum mein Held, von dem man erzählt, er habe mitten in ſeinem vom Feinde eingeſchloſſenen Lager noch Verſe gemacht. — Indeſſen that ich, als wenn mich ihre Fröhlichkeit bey ſo viel Sorgen befremdete.

Wer ſoll fröhlich ſeyn, verſetzte O., wenn de nicht, der ſeine Pflicht thut; je ſchwerer ſie iſt, deſto mehr darf er ſich bey ihrer Erfüllung freuen. Wir ſcherzen, weil wir ein gutes Gewiſſen haben, und ein gutes Gewiſſen haben wir, weil wir nichts anders wollen, als die Vaterſtadt vom Verderben retten.

Nichts Anderes?

Das Andre hängt dieſem an, antwortete er nachläſſig.

Der Freund nahm das Wort: Die Stadt zu retten, iſt, wenn wir aufrichtig ſeyn wollen, unſer Zweck, und die Staatsreform das Mittel dazu, aber um der übrigen Schweiz willen müſſen wir das Mittel für den Zweck ausgeben, damit auch ſie könne gerettet werden. Frankreich befiehlt eine Veränderung oder droht Krieg; wir liegen an den Grenzen; das Volk iſt empört, was kann die arme Stadt machen? Für ſie iſt kein Rettungsmittel, als der fremden Uebermacht nachzugeben, und der einheimiſchen Gewaltthätigkeit durch raſches Mitwirken zuvorzukommen. Und da wir ſicher wiſſen, daß die ganze Eidsgenoſſenſchaft in die neue Form gegoſſen werden muß, ſo haben wir dabey noch den Troſt, daß je geſchwinder wir machen, und je friedlicher die neue Einrichtung bey uns zu Stande kömmt, deſto eher die andern Stände durch unſer wohlgelungenes Beyſpiel zur Nachahmung bewogen werden könnten. Käme es aber zu einem Kriege, ſo verſichert uns Frankreich zum voraus Neutralität für unſer Gebieth; und ſollte der andre Theil ſiegen, ſo müßte er uns durch die Nothwendigkeit für entſchuldigt halten.

Ihr wißt nun, wie wir denken, ſagten ſie; wir haben vielleicht mehr geredet, als wir ſollten, allein ein theilnehmendes Herz ohne perſönliche Abſichten zieht die Offenherzigkeit an ſich, deſto ſtärker, je ſeltener es dem Bedrängten begegnet. — Nun könnt Ihr den Einverſtandenen in Meilen nicht ſagen, daß Ihr uneingeweiht von uns weggegangen ſeyd.

Und dieſe, war meine Antwort, werden auch nicht ſagen, daß ich Euer Zutrauen nicht zu ſchätzen wiſſe, denn ſie ſollen wenig davon erfahren. Ich ſehe nun den Unterſchied; jene ſuchen Freyheit und Rache; Ihr Rettung aus der Noth; es kann keine lange Gemeinſchaft zwiſchen euch ſtatt haben. Wo iſt der reine Gemeingeiſt der Basler.? werden jene ſagen: ſie ſorgen für ihr Land, weil ihre Vaterſtadt darin liegt, und für ihre Vaterſtadt, weil ſie Häuſer, Weiber und Kinder darin haben, und für dieſe, weil ſie ihnen angehören; alſo ſorgen ſie eigentlich nur für ſich ſelber.

Macht es nicht jeder ſo, der die Wahrheit geſtehen will? erwiederte der Freund ſehr ernſthaft; worauf ſollte auch ſonſt die Vaterlandsliebe beruhen, als auf dem Eigenthum? Es kömmt nur darauf an, was man darunter verſteht. Die großen Worte, womit man ſich heut zu Tage täuſcht, ſind noch keine Thaten; der Baum des Gemeinſinns trägt häufig Sodomsäpfel, und diejenigen, welche ihre Unternehmun-

en ſo gern einen Beytrag zur Veredlung des Men-
hengeſchlechts nennen, ſind gewöhnlich fade Schwär-
ner, die nichts leiſten. Es iſt auch doch wohl Patrio-
smus, wenn wir Stadt und Land vom Krieg und
ntergange retten, und dem ganzen Vaterlande mit
em nöthigen Beyſpiele vorangehen. Geſchähe es nun
nächſt um unſrer ſelbſt willen, oder aus gemeinnützi-
en Abſichten, was liegt daran, wenn nur die edle
andlung gelingt! Den Menſchen, der Gutes bewirkt,
ll man nicht richten wollen.

Q. ſagte: Du haſt Recht, Bruder, und unſer
reund hier verſteht dich, warum willſt du dich recht-
rtigen! Vor dem Lichte der guten That verſchwinden
e Schatten der Bewegungsgründe; man ſoll den
ugenden überhaupt nicht zu genau den Puls greifen,
e beßten quillen aus dem Drange eines edlen Mu-
es. Wer ihre Grundſätze wohlbedächtlich in ein
hrgebäude ordnet, und als abgezogene Geiſter in die
ächer ſeiner Vernunft aufbewahrt, um für jeden Fall
n Heilmittel bei der Hand zu haben, der hat wohl
ne ſchöne Apotheke, wird aber weder ſich noch die
Belt kuriren.

Als wir vom Tiſche aufgeſtanden, hörte ich, daß
ute Gelegenheit wäre, nach Haus zu ſchreiben; Q.
ollte meinen Brief beſorgen.

Ach! über allem, was ich geſehen und gehört,
tte ich nicht mehr an meine Frau gedacht, und die

plötzliche Erinnerung erſchreckte mich jetzt, als wenn ich ſchon Monathe lang abweſend wäre, und ihr aus Liebloſigkeit nicht geſchrieben hätte. Daher ergriff ich den Anlaß mit Freuden, und eilte auf Q..s Zimmer, wo ich bey ruhiger Ueberlegung erſt fand, daß ich nicht eher hätte ſchreiben können.

Was ſollte ich ihr aber ſagen? Ich habe ſchon oft geſehen und geleſen, daß Briefe, welche man an ſein Weib oder an liebe Freunde ſchrieb, gerade die kürzeſten waren, und es daraus erklärt, weil die Umſtändlichkeit der Freundſchaftsverſicherungen, oder Neuigkeiten, wie man ſie etwa an einen Dritten ſchreibt, uns gegen die Vertrauten des Herzens matt und ſchaal vorkommen; wenigſtens ging es jetzt mir ſo. Daß ich ſie lieb habe, wußte ſie ſchon; ſollte ich ihr von meinen Staatsgeſchäften ſchreiben, ſo hätte ſie mich ausgelacht und bogenlange Wichtigkeiten über ein einziges Wort des Herzens vergeſſen; eine kleine Reiſebeſchreibung? daß Gott erbarm, ihre geographiſche Neugierde geht nicht über den Zaun unſrer Heimath! — Ich ſchrieb alſo etwas von neuen Verwandten, die ich hier gefunden, und daß ich bald nach Hauſe kommen werde; kurz einen kalten Brief unter warmen Empfindungen.

Als ich denſelben zu Q..s Frau hinunter trug, traf ich ſie bey ihrem Flügel an, wozu ſie mit ſchöner Stimme ſang. Dieß machte mich meinen Vorſatz, ungeſäumt zu dem Wiedertäufer hinauszugehen, bevor die Eintrachtsgeſellſchaft ihren Anfang nähme, vergeſſen; und da es ſchwer hält, geheim zu thun, wo man glaubt, auch etwas von einer Kunſt zu wiſſen, ſo erfuhr ſie bald, daß auch ich ein Liebhaber von Liedern wäre, und es währte nicht lange, ſo ſang ich mit. Sich ſo allein mit einer jungen Frau in Tönen zu vereinigen, hat etwas anziehendes. Wir wurden aber öfters durch ſtürmiſche Bürger, die O. ſprechen wollten, unterbrochen, welches mich ungeduldig und dieſer „guten Sache der Freyheit“ von neuem abgeneigt machte.

Ueber dem Singen war, wie ſie ſelbſt fand, die Zeit, meinen Vetter vor dem Thore zu beſuchen, verſtrichen; ich blieb alſo bey ihr, und da uns der Geſang vertraulich gemacht hatte, mußte ich mich neben ſie hinſetzen, und wir kamen auf muntere Geſpräche, wobey ſie oft herzlich über meine Mundart lachte, wiewohl ſie keine Sylbe beſſer deutſch ſprach als ich. Zwar hatte ihr Mann ſchon über Tiſche bemerkt, wie ſeltſam es ſey, wenn Schweizer einander wegen ihrer Sprache aufziehen; allein hübſche Weiber glauben nie, daß allgemeine Bemerkungen ſie auch angehen, und ſo lachte ſie nach wie vor.

Als ſie aber wiſſen wollte, wer der Vetter vor dem Thore ſey, und ich den Wiedertäufer nannte, wurde ſie mit einmahl ernſthaft, und wollte, da ſie vorher alles freundlich gebilligt hatte, was ich ſagte, jetzt zu meinem Befremden durchaus nichts Gutes von ihm und Seinesgleichen hören; dieſe Leute, ſagte ſie, ſeyen eigennützige Heuchler und erziehen ihre Kinder ſchlecht.

Ich wollte wenigſtens meinen Freund rechtfertigen, aber ſie unterbrach mich: Eben der iſt der rechte, gerade den Nichtswürdigen meine ich! rief ſie mit Leidenſchaft.

Ich nahm ſie bey der Hand, nicht gleich bedacht, daß ſie zu weich für die meinige war: Da mögen beſondre Gründe vorhanden ſeyn, liebe Frau; aber wo ein Mann lobt, da ſoll der weibliche Tadel ſchweigen! Laßt uns lieber von etwas anderm ſprechen.

Sie wußte nicht recht, wie ſie daran war; allein unſre Unterhaltung verlor dadurch von ihrem lebhaften, doch nicht von ihrem gefälligen Tone. Plötzlich aber zog ſie ihre Hand weg; ihr Mann kam die Treppe herauf, und — ich ging mit ihm nach der Eintrachtsgeſellſchaft hin.

Unterweges fragte ich ihn, was denn ſeine Frau gegen den Wiedertäufer habe? — Sapperment, rief er mit Lachen, den hättet Ihr nicht nennen ſollen! Ihr Bruder iſt in ſeine Tochter verliebt, und will ſie heirathen; darüber iſt mein Schwiegervater wild, und meine Frau auch, weil es eine Mißheirath iſt.

Welche von den Tochtern gilt es denn? ſäumte ich nicht zu fragen. — Was weiß ich! antwortete er, man ſagt, es ſey noch ein blutjunges Kind von großer Schönheit. Wenigſtens iſt der Menſch ſterblich verliebt, und will weder Vater noch Mutter mehr folgen, welches erſchrecklich iſt. Wenn er Euch kennte, Ihr hättet ihn ſchon auf dem Halſe, um ſeine Liebesbriefe zu ſpediren und gut Wetter bey dem Wiederkäufer zu machen; denn man ſagt, der wolle auch nicht recht.

Da ich jetzt ein Briefträger bin, ſo wäre es wenigſtens nicht außer meinem Berufe, erwiederte ich. — Die Sache war mir nun gleichgültig, weil ich ziemlich ſicher annehmen konnte, daß das Liebesverſtändniß nicht die Klare anginge. Ich konnte aber nicht weiter fragen, weil wir nun bey dem Verſammlungsorte angekommen waren.

Es war bereits eine beträchtliche Anzahl Bürger vorhanden, die auf den Anfang der Sitzung warteten, und unterdeſſen in der geräumigen Zunftſtube herumgingen oder ſtanden, und ein ſo ſchallendes Geſchrey unter einander hatten, daß ich noch keine Geſellſchaft zur Beförderung bürgerlicher Eintracht daraus machen konnte.

Mein Reiſegefährte war auch ſchon hier. Er machte mir Vorwürfe, daß ich mich nichts um ihn bekümmre, und ihn ſo allein gehen laſſe; er wiſſe aber dennoch, was ich getrieben, der gute Freund da habe ihm alles ſagen können, indem er auf den franzöſiſchen Schneider wies. Dieſer ſchien auch nicht mit mir zufrieden, indem er zwar ſeine Freude äußerte, mich zu ſehen, aber mit ſchlauem Lächeln hinzuſetzte, er habe heute Morgen nicht gewußt, was das für ein bedeutender Herr ſey, den er bey O. angetroffen. — Ich anfänglich auch nicht, verſetzte ich. — Mein gutmüthiger Gefährte, deſſen Herz zu voll Freudigkeit und Mittheilungsbegierde war, um noch für Unwillen Platz zu haben, wollte mir nun alles auskramen, was er neues gehört hatte; aber es wurde zum Glück allgemeines Stillſchweigen gebothen, weil Briefe zu verleſen wären.

Das wiſſen wir ſchon, ſagte mein Begleiter vertraulich zum Schneider.

Und noch ganz andre Dinge, nickte dieſer mit Selbſtvergnügen zurück.

Ich ſonderte mich von ihnen ab, um wo möglich den Text ohne ihre Noten zu hören.

Es wurden nun einige Schreiben aus Paris verleſen, die ſich vom ſechſten Jahre der Wiedergeburt der Völker datirten. Sie waren theils an den Magiſtrat, theils an die Geſellſchaft gerichtet; aber wenn nicht darin von Freyheit die Rede geweſen wäre, ſo hätte ich geglaubt, ſie ſeyen unten am Throne eines Deſpoten von ſeinem Günſtlinge geſchrieben worden, ſo groß war die ſelbſtgefällige Zuverſicht, womit hier Verhaltungsbefehle ausgetheilt waren. Und von der bevorſtehenden Revoluzion der ganzen Schweiz wurde ſchon als von einer Sache geſprochen, wogegen alle Bemühungen lächerlich wären, „indem heut zu Tage,“

ſo hieß es wörtlich, „das neuaufgegangene Licht des „geſunden Menſchenverſtandes," die Wiedergeburt der „urſprünglichen Begriffe, und die Grundſätze der ewigen Gerechtigkeit eine neue Schöpfung hervorrufen."

Ich hatte nicht Zeit, über dieſes neue Licht, das ich noch nirgends leuchten ſah, und über die wiedergebornen Begriffe, die noch in der Wiege lagen, nachzudenken, denn ohne jemand dazu Zeit zu laſſen, wurden Zuſchriften von dem Geſchäftsträger, Nachrichten aus dem Wadtlande enthaltend, verleſen, welchen noch händelſüchtige Drohungen der Vollziehungsmacht gegen den Stand Bern, und feyerliche Zuſicherungen des Schutzes und Wohlgefallens für den nachgiebigen Kanton Baſel beygefügt waren; welche letztere alle anweſenden Herzen erquickten.

Hierauf hielt O.. eine Rede, worin er ſich Mühe gab, die repräſentative Verfaſſung zu erklären; ich konnte aber nicht recht zum Verſtande derſelben kommen, auch die meiſten Zuhörer nicht, wie mir däuchte, welches aber ihren Beyfall nicht hinderte. Dann zeigte er ihre Vortheile im Gegenſatz mit den herrſchenden Mißbräuchen in der ganzen Schweiz, geſtand aber ſelbſt, daß gerade da, wo die meiſten derſelben herrſchten, das gute Werk am meiſten Schwierigkeiten finden werde; und endlich erwies er die Nothwendigkeit ihrer Annahme für Baſel. — Er erzählte, und berief ſich dabey auf den Freund als einen Landbürger, wie ſich in mehrern Dorfſchaften Ausſchüſſe des Volkes verſammeln, und ſich voll Mißtrauen gegen die Stadt über das Wohl des Vaterlandes berathen, ſo daß es die höchſte Zeit ſey, um einem voreiligen Entſchluſſe der Landleute zuvorzukommen, ſie durch eine unzweifelhafte Probe der Aufrichtigkeit zur Gemeinſchaft einzuladen; welches bey gegenwärtiger Lage der Dinge noch einzig dadurch erzweckt werden könne, wenn man ſie zutrauensvoll auffordere, eine Beſatzung zur Unterſtützung der guten Sache in die Stadt zu ſchicken.

Aus der Haltung der Anweſenden zu ſchließen, hätte es keine weitere Ueberredung gebraucht, um den Vorſchlag zur einmüthigen Annahme zu bringen; gleichwohl traten noch einige Sprecher auf, die auch das Wort begehren zu müſſen glaubten, weil das jetzt ein durch die Mode geweihter Ausdruck war; die aber füglich hätten ſchweigen können, denn ſie wiederholten nur, was O. geſagt hatte, und umriſſen, wie alle Nachahmer, mit grellen Zügen, was der kluge Mann mit Fleiß nur leiſe hingeworfen hatte; ſie prieſen die mütterlichen Abſichten der großen Republik auf eine übertriebene Weiſe, oder machten eine entſetzliche Beſchreibung von der Erbitterung des Landvolkes gegen die Stadt.

Aber der treffliche Freund nahm im Nahmen der Bauern das Wort, und beruhigte mit vernünftiger Kälte die Gemüther. Er läugnete nicht, daß unter dem großen Haufen auf dem Lande manches böſe Wort gegen die Sadt fließe, verſicherte aber, daß unter den

Anführern ehrliebende und rechtſchaffene Männer ſeyen, die ſich allen ruheſtörenden Unternehmungen gegen die Stadt widerſetzen, und nichts anders ernſtlich wollen, als aufrichtige Vereinigung. Damit aber die Geſellſchaft genau wiſſe, was die Landſchaft eigentlich begehre, ſo legte er derſelben eine Erklärung vor, welche den Vorſtehern der Stadt übergeben werden ſolle, worin das Begehren der Landbürger in vier Punkten ausgedrückt ſey, die aber wohl in einen einzigen zurückgebracht werden können: Gleiche Rechte und gleiche Freyheit.

Weiter nichts? rief eine unzeitige Stimme, über welche einige lachten, andre murrten.

Der Freund ließ ſich nicht irre machen, und fuhr in ſeinem ruhigen Tone fort, die Anweſenden zu ermahnen, bey ihren andersdenkenden Verwandten und Bekannten alles mögliche anzuwenden, um ihnen die Nothwendigkeit einleuchtend zu machen, und ſie zu bewegen, den Landleuten freywillig Thore und Arme zu öffnen; er wolle dann mit ſeinem Leben dafür haften, daß nichts Böſes von daher der Stadt widerfahren ſolle.

Es wurde nun mit mehr Anſtand, als ich aus dem anfänglichen Lärm erwartet hatte, beſchloſſen, im Nahmen einer Anzahl für das gemeine Beßte beſorgter Bürger eine Einladung an die Landgemeinden drucken zu laſſen, daß ſie „zum Troſt der Stadt“ (wie die Worte lauteten) ſechshundert Bewaffnete in dieſelbe einrücken laſſen möchten. Dieſe Zuſchrift ſollte ſogleich aufgeſetzt werden, wozu ein Ausſchuß von fünf Mitgliedern der Geſellſchaft gewählt wurde, die zu dieſem Endzwecke in ein anderes Zimmer abtraten.

Ich hatte die meiſten derſelben heute ſchon bey D. geſehen; er, der auch von der Zahl war, winkte mir; ich folgte ihm, ohne daß mich jemand ſtörte.

Sie laſen die Zuſchrift, welche ſchon heute Morgen auf Wahrſcheinlichkeit der Annahme hin entworfen worden, einem aus der Geſellſchaft vor, der ſie noch nicht kannte. Dieſer, ein junger Mann geiſtlichen Standes, ſo viel man heutigen Tages noch aus dem Aeußerlichen davon erkennen kann, horchte ernſthaft und mit anſcheinender Ruhe zu; und als ſie fertig waren, ſagte er kein Wort, ob ſie gleich auf ſeinen Beyfall zu warten ſchienen.

Sie bathen ihn halb erſchrocken, er möchte ihnen doch ſeine Gedanken nicht verhehlen. — Macht was Ihr wollt, ſagte er endlich mit Beklemmung; folgt Eurer Ueberzeugung, aber laßt mich der meinigen auch folgen, und Euer Beginnen Unrecht nennen; ich kann in Gottes Nahmen nicht anders!

Haben wir doch ſo was geahndet, als du ſeit ein paar Tagen nicht mehr zu uns kamſt, ſagten ſie. Wie? du willſt nun auf bald vollendeter Bahn wieder rückwärts gehen? Ein Glück iſt es, daß du deine Geſinnungen nicht vor der ganzen Geſellſchaft offenbar gemacht, wo die begründetſten Widerſprüche jetzt nur noch ſchädliche Verwirrung ſtiften könnten! Vertraue dich uns, Bruder, als deinen alten Freunden, du kennſt unſre Achtung für dich; und zähle auf unſre Rechtſchaffenheit, daß wir deine Einwürfe mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit beherzigen werden!

Eine ſanfte Röthe überzog ſein blaſſes Geſicht, er ſah erſt ſchüchtern auf den Boden; allein nach und nach wuchs ſein Muth im Sprechen; er ſagte: Lieber hätte ich mich unbemerkt und ſchweigend von Euch getrennt, allein Ihr wollt, daß ich rede, daß ich Euch ſage, wie ich nur allzuklar einſehe, daß Ihr mit aller Eurer Rechtſchaffenheit auf einem Abwege ſeyd. Das Vaterland wollt Ihr retten, und ſtürzet es wahrſcheinlich in den Abgrund. Wohl kenne ich, wie Ihr alle, ſeine Gebrechen und Mängel, wir haben ja oft genug davon geſprochen; es bedarf allerdings Hülfe, aber man gibt dem Kranken kein Gift, wenn man ihm helfen will, und wer iſt Euch Bürge, daß das Hülfsmittel, welches Ihr in Bereitſchaft haltet, beſſer ſey als Gift? Etwa die Erfahrung? Sie hat uns an eben dem Auslande, das uns drängt, ſeit ſieben und mehr Jahren das Gegentheil bewieſen. Etwa die innere Vollkommenheit ſeiner Beſtandtheile? Die Miſchung iſt allerdings einladend, aber es muß dem Menſchen vorher ſchon geholfen ſeyn, ehe ſie für ihn taugt. Laßt ihn erſt aus dem Strome der Vergeſſenheit trinken, und reißt aus ſeinem Herzen, wenn Ihr könnt, die alten Wurzeln der Gewohnheit, der Gemächlichkeit, der Selbſtſucht, der Leidenſchaften überhaupt, dann wird ihm dieſe Anweiſung zur geſellſchaftlichen Glückſeligkeit recht ſeyn, wofern er ihrer noch bedarf.

Ob ſie nicht für unſer Vaterland gerade am wenigſten tauge, wo in der Eile mehr als zwanzig verſchiedene Regierungsarten ſollen abgeſchafft, und in eine Einzige verſchmolzen werden; wo keine Staatsabgaben bezahlt worden ſind; wo ſo viel angeborne Anhänglichkeit, ja bey mehrern noch trotzender Stolz auf das alte Herkommen herrſcht, wo ſelbſt die Neuerungsſüchtigen noch aus unabtreiblichem Gefühl des alten Wohlſeyns allenthalben zum erſten ihrer Sätze aufſtellen: wir wollen Schweizer bleiben; davon will ich nicht einmahl reden. Aber Ihr ſeyd Gelehrte, ſchlagt die Geſchichte auf, und zeigt mir, wo ſolche ſchnelle fundamentale Umwälzungen je von Dauer geweſen? Siebenfachen Fluch brachten ſie über ihre Stifter, und blutiges Unglück über die Völker. Hat auch der Himmel nachher etwas Gutes daraus entſtehen laſſen, ſo war dieß mit nichten das Verdienſt der Stifter, ſondern die Art und Weiſe der Vorſehung, wozu ſie allein das Vorrecht hat: Böſes geſchehen zu laſſen, damit Gutes daraus erfolge.

Alle großen Dinge, fuhr er fort, die je zum Heil der Welt geſchahen, hatten, ſo wie die großen und guten Menſchen ſelbſt, einen kleinen Anfang; was hingegen durch den unreinen Geiſt der Zerſtörung glän-

Ur

zend hervorging, trug den Keim des eigenen Verderbens ſchon ſeiner Natur nach in ſich.

Sollte ich mich vor Euch, meinen Freunden, ſcheuen, das Beyſpiel deſſen anzuführen, der die größte und bleibendeſte Revolution in der Welt bewirkt hat? Wie gering fing er an; wie ließ er der Sache Zeit; wie ruhig ging er zu Werke; wie entfernt war er mit Einem Streich alle Mißbräuche vernichten zu wollen; wie hatte er immer die Denkungsart ſeines Volkes im Auge; wie ſtrebte er das Einzelne aufzurichten, um das Ganze zu Stande zu bringen, da man hingegen jetzt allein aus der gährenden Fäulniß der Individuen ein neues Menſchengeſchlecht hervorrufen zu können glaubt; mit welcher Selbſtverläugnung hielt er ſeine großen Kräfte vor jäher Einwirkung auf die ſchnellaufbrauſende Menge zurück; und es war Weisheit, die ihn zurückhielt, wahrlich nicht Furcht, er hatte ſich ja dem Tode geweiht, um ſein Geſchlecht zu befreyen! — Warum ſoll nun heut zu Tage alles mit Einem Mahle über den Haufen geſtürmt werden? Wozu eine verderbliche Sündfluth von außen, wo nur ein wohlthätiges Evangelium von innen helfen kann? Jener weiſe Menſchenkenner hat doch dadurch allein das Größte vollbracht, und wird nach Jahrtauſenden noch als ein Erlöſer geprieſen.

Es iſt aber nicht nur thöricht, ſprach er weiter, es iſt auch ungerecht, das alte Staatsgebäude auf Einmahl umzuſtürzen. Wir haben Obrigkeiten, die von ſcher als rechtmäßig anerkannt worden, denen wir mit Eid und Pflicht zugethan ſind; nennt ſie nun meinetwegen kleinſtädtiſch und beſchränkt, oder herrſchſüchtig und ſtolz; ich will beydes gelten laſſen, ſowohl daß ſie in der neuen Politik zurück ſeyen, als daß einige unter ihnen allzuviel Anmaßung zeigen; wiewohl es mir nicht ſchwer fallen ſollte, zu beweiſen, daß ariſtokratiſche Herrſchſucht vor hundert Jahren weit größer geweſen als jetzt. Aber ſie ſind nun doch einmahl unſre Obrigkeiten, die wir bisher als einen Gegenſtand unſerer Ehrerbietung und unſers Gehorſams angeſehen haben, denen wir im Durchſchnitte Gerechtigkeitsliebe, Ehrgefühl und Uneigennützigkeit gewiß nicht abſprechen können, und die nun plötzlich in den Koth getreten werden, und die Schuld aller der Mißbräuche tragen ſollen, welche ſchon ſeit Jahrhunderten da ſind, bloß weil eine fremde, ihr eigenes Vaterland zu Grunde richtende Regierung reiche Bauern und halbaufgeklärte Fabrikanten zur Unzufriedenheit aufzureizen gewußt hat.

O Gott! rief er bekümmert, wir werden in ſaubere Hände fallen! Laßt auch die neue Verfaſſung, wie Ihr hofft, nicht mit Menſchenblute geſchrieben werden, laßt unſre alten Herren nicht von ihren kleinen Thronen herabgeſtürzt, ſondern glimpflich entfernt werden, ſo müſſen doch wieder andre oben an; und wer wird das ſeyn? Wer anders als die, welche die Revoluzion machen, die, welche den Erwartungen des wählenden Volkes am meiſten ſchmeicheln werden; alſo, das erfahrt Ihr ſchon jetzt täglich, für Einen ausgebildeten, vollendeten Mann zehen Unwiſſende, Halbgelehrte, Egoiſten und eitle Pfuſcher. Dieſe werden ſich in die neuen Gewalten theilen, und ſchwerlich wird dann, ſo wenig als in Frankreich, das philoſophiſche Salz, womit die Verfaſſung gewürzt iſt, ſtark genug ſeyn, um die Würmer niedriger Leidenſchaften davon abzuhalten.

Mit unſrer Unternehmung helfen wir das Vaterland unglücklich machen, das iſt der Schluß meiner ernſten Prüfung, die ich ſeit einiger Zeit mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit vorgenommen habe. Anfänglich glaubte ich mit Euch, dem Vaterlande auf dem eingeſchlagenen Wege zu nützen, aber ſeitdem ich die Karten genauer kenne, oder vielmehr die, welche ſie miſchen, fürchte ich das Spiel! Aus eigener Kraft vermag die neue Freyheit ſchwerlich durchzudringen, und geſchieht es mit fremder Hülfe, ſo bleiben wir auf immer Knechte unſrer Befreyer. Ihr ſtellt Euch das neue Staatsgebäude als die felſenfeſte Wohnung der Weisheit und Eintracht vor; ich ſehe es als eine Gefangenſchaft an, die mit täuſchenden Mahlereyen behängt iſt. Ihr glaubt Euch zur Rettung berufen; ich ehre Eure Abſicht, aber guter Wille iſt noch kein Beruf. Kurz, meine Freunde, wir gehen zu ſehr aus einander, als daß ich länger unter Euch bleiben könnte; ich ziehe mich zurück, eben ſo aufrichtig und freundſchaftlich als ich zu Euch trat, aber mit ſchwerem Herzen um Eurer und des Vaterlands willen! Ich werde nichts vor der großen Geſellſchaft ſagen, weil Ihr es nicht haben wollt, ſondern ſchweigend abtreten.

Er umarmte ſie mit Wehmuth, und wollte gehen. Aber ſie ſtanden um ihn herum und ergriffen ſeine Hände: Du willſt uns verlaſſen, Bruder? Uns in den heißeſten Momenten verlaſſen, und weißt doch unſrer Vaterſtadt wartet Verderben, wenn wir nicht ausharren!

Leider drohet uns Unglück, wir mögen es machen wie wir wollen, erwiederte er; aber nicht alle Drohungen gehen in Erfüllung, und Gott im Himmel weiß den Gerechten zu ſchützen.

Gott hilft nur dem, der ſich ſelbſt zu helfen ſucht, ſagte Q. etwas unwillig; ſoll man ſich zu Bette legen, wenn des Nachbars Haus brennt? Zeigt der gute Wille den Beruf nicht, ſo zeigt ihn doch das Gelingen der That; wir wollen ſehen! Von dir aber, mein Lieber, dürfen wir doch wenigſtes noch Rath erwarten, wenn du mit der That nichts mehr zu thun haben willſt.

Ruhig verſetzte der Geiſtliche: Wäre es noch Zeit, ſo wünſchte ich zwiſchen der Tagſatzung in Arau und ihren Gegnern eine dritte Partey ſich erheben zu ſehen, die Stimme freymüthiger Wahrheit, die ohne Zorn und Eifer alles beym rechten Nahmen nennte, und jedem das Seinige gäbe. Sie ſollte ſich bloß auf geſchichtliche Publicität gründen: ein Richterſtuhl, den alle ſcheuen. Sie ſollte die alten Mißbräuche aufdecken, aber eben ſo unpartheyiſch die neue Argliſt enthüllen. Durch ſie ſollte aus Beyſpielen der Geſchichte die Obrigkeit zum Nachgeben belehrt, und das Volk vor Staatsumwälzung als dem größten Uebel gewarnt und zu duldender Treue vermahnt werden. Alle Arbeiten und Nahmen dieſer Geſellſchaft (Partey ſoll ſie nicht heißen) müßten öffentlich ſeyn, weil jedes Geheimthun auf Nebenabſichten ſchließen läßt, dieſe Verbindung aber keine haben ſollte. Nur Thatſachen ſollten von ihr aufgeſtellt, nichts entſchieden werden, damit ſie auch den Schein nicht von einer Faction hätte; denn vor Vervielfältigung bürgerlicher Factionen wolle uns der Himmel bewahren! Aber wo zwey Enden gegen einander in Wuth aufzuziehen drohen, da darf ſich wohl die ruhige Weisheit in's Mittel legen. Die Unternehmung könnte aber nicht von einem allein, noch einigen wenigen unternommen werden; denn eine geringe Zahl würde gleich anfangs von den ſchäumenden Wogen der andern Parteyen verſchlungen; ſondern aus allen Landen und Herrſchaften ſollten diejenigen kühn in die Mitte treten, welche Ordnung, Wahrheit und Gerechtigkeit noch über örtliche und häusliche Verhältniſſe ſchätzen.

Wenn von da aus nun öffentlich und vor den Augen der Welt jedem Unrecht ſein Spiegel, und jeder ſelbſtſüchtigen Leidenſchaft ihre Geiſel vorgehalten würde, wenn auch die Kunſtgriffe der Nachbarn ungeſcheut und mit Wahrheit aufgedeckt würden, ſo ſollte doch wohl manches Gute erzweckt und manches Böſe verhindert werden; wenigſtens müßte Welt und Nachwelt geſtehen, das Vaterland habe noch Männer unter ſich gehabt, die die Ehre, welche in der Wahrheit iſt, liebten, und weder dem Götzen der alten noch der neuen Zeit opferten. Laßt dann in Gottes Nahmen die Unholden kommen, wenn es nicht anders ſeyn kann; beſſer iſt's, mit der Gerechtigkeit zu Grunde gehen, als mit böſem Gewiſſen leben!

Sey Du der Mann, der dieſe Geſellſchaft ſtiftet, riefen ſie alle aus Einem Munde; wir wollen Dir gerne helfen, wir ſind zu allem bereit, was dem Vaterlande dienen kann! — Und können dieß vielleicht noch beſſer, fügte Q. hinzu, wenn wir auf unſerm Wege fortgehen, als wenn wir es geradezu mit Dir hielten.

Nein, ich bin es nicht, antwortete er; meine Kräfte reichen nicht hin. Und was wäre Euer Verſtand, ſo lange Ihr noch die Umwandlung des gemeinen Weſens befördert? Ein Geheimniß gegen die Aufrichtigkeit der Verbindung, das, wenn es offenbar würde, alle Wirkung mit Einem Mahle vernichtete. Schwerlich wird auch die Sache nach meiner Vorſtellung zu Stande kommen; es iſt zu ſpät. Der Zeitgeiſt verlangt geheime oder glänzende Maßregeln, und verſchmäht die Einfalt der Wahrheit. — Was Du im

Hoch-

Hochgefühle Deines reinen Herzens wünſcheſt. Lieber, ſagte O. mit ſanfter Stimme, dazu iſt keine Gegenwart lauter und ſtark genug; kaum wird es je ein nachkommender Geſchichtſchreiber vermögen.

Jetzt kam ein Abgeordneter von der Geſellſchaft, um der Zuſchrift an das Volk nachzufragen; denn über dieſer Unterredung war die Zeit vergeſſen worden. Der Geiſtliche umarmte noch einmahl alle, auch mich Unbekannten, dem Thränen menſchlicher Freude in den Augen ſtanden über die edeln Gemüther, die entzweyt waren, und doch ihre Vaterlandsſorgen einander in den Schooß ſchütteten. Er ging weg, und die andern kehrten ſchweigend in die große Stube zurück.

Die Zuſchrift wurde nun, wie man wohl denken kann, einmüthig gebilliget, denn ſchon der modiſche Eingang: „das Vaterland iſt in Gefahr“ hatte um ſeiner Neuheit willen einen kräftigen Reiz für den großen Haufen der einträchtigen Brüder. Eines nur konnte ich nicht erklären, wie der handgreiflichen Winke aus Paris und Mengaud's Ränken ungeachtet, alle, ſelbſt meine Freunde, verſichern und ſich noch darauf zu gut thun konnten: Die Revoluzion dieſes Kantons werde ohne fremden Einfluß geſchehen. Was verſtehen denn dieſe Leute unter Einfluß? Wenn in unſerm Dorfe des Morgens frühe ein gewiſſer Mann in ein gewiſſes Horn bläſt, und gewiſſe Geſchöpfe ihm freudig nachſpringen oder traulich nachwatſcheln, ſo denken dieſe vielleicht auch an keinen Einfluß; aber ſie irren ſich! Der Mann mit dem Horn vergibt ſein Recht den ganzen Tag nicht.

Um wegzukommen nahm ich die Gelegenheit wahr, mich bey Q. und dem Freunde zu verabſchieden, und ſie zu bitten, mir die Antwort nach Meilen auf morgen bereit zu halten.

Sie wollten mir keine geben; ich ſollte dort nur erzählen, was ich hier geſehen und gehört habe, ſo werden die Bundesbrüder ſchon ihre Maßregeln darnach nehmen können. — Da ich aber auf einer ſchriftlichen Antwort beharrte, und ihnen vorſtellte, wie Briefe von Numero Eins immer ſchmeichelhaft für Numero Zwey ſeyen, ſo wurde mir ein Gegenſchreiben auf morgen früh verſprochen.

Wie ich mich ſchon oftmahl auf ſtrenges Tagewerk in Wind und Wetter müde nach der freundlichen Heimath geſehnt habe, ſo hatte ich jetzt ein Verlangen nach der Wohnung des Friedens, wo der Wiedertäufer in ernſter Stille, fern vom Getümmel der Zeiten, Gott und ſeinen häuslichen Pflichten lebte. Aber ich hatte vergeſſen, mit meinem Begleiter Abrede wegen der morgenden Abreiſe zu nehmen, und da ich nicht mehr in die Geſellſchaft zurückkehren mochte, ging ich in unſer Wirthshaus, um ihm von da aus mein Vorhaben ſchriftlich mitzutheilen.

Der Wirth führte mir einen Mann aus dem Zürcher Gebiethe zu, der ſchon lange auf mich gewartet, und dringende Briefe an einige hieſige Freyheitsfreunde hatte, mit der Anweiſung, ſie entweder mir zu übergeben, oder wenn ich nicht mehr hier ſey, ſolche ſelbſt zu beſorgen. Damit waren noch mündliche Aufträge verbunden, die er mir auch eröffnen ſollte. — Das war mir ein willkommener Anlaß, meinem Reiſegefährten einen Dienſt zu erweiſen, wobey ich ſelbſt nichts verlor; welches die gangbarſte Münze der Gefälligkeit iſt. Indem ich den Neuangekommenen mit ſeinen Aufträgen an ihn wies, verſchaffte ich ihm einen Vorwand, noch länger hier in ſeinem Elemente zu bleiben, mir aber das Vergnügen allein zu reiſen. Ich ließ ihn alſo hohlen, mit dem Bedeuten, daß jemand von Hauſe her auf ihn warte.

Allein, da der Mann den jungen Menſchen nicht kannte, ſo ſtand ich an, ob ich ihm nicht einige Behutſamkeit ſeinetwegen empfehlen wollte; da mir aber auch keine empfohlen worden, und ich es ſonſt nicht fein finde, einen Menſchen, den man zum erſten Mahl ſieht, ſogleich vor einem andern zu warnen, ſo ließ ich es bleiben. Iſt der Mann klug, ſo wird er bald merken, mit wem er zu thun hat; wo nicht, was hilft die Warnung?

Der Erwartete war bald da; und mein Antrag, um des Neuangekommenen willen hier zu bleiben, war ſo übereinſtimmend mit den Wünſchen ſeines Herzens, daß er demſelben ohne ihn zu kennen den Bruderkuß gab, und ohne ſich nach ſeinen Geſchäften zu erkundigen, gleich fragte, ob er ſchon wiſſe, was in der Eintrachtsgeſellſchaft vorgefallen, und mit bedauerlichem Achſelzücken mich beklagte, daß ich ſchon wieder das Vornehmſte verſäumt hätte! Man habe eine Hutſchleife zu tragen beſchloſſen, die weiß und ſchwarz in der Mitte und roth im Umkreiſe ſeyn müſſe; und er hoffe der erſte zu ſeyn, welcher ſie nach Hauſe bringe.

Ob dieß das Vornehmſte ſey? fragte ich.

O nein, antwortete er; morgen oder übermorgen ſoll ein Landbürgercorps in die Stadt einrücken, dann wird ein Freyheitsbaum aufgerichtet, und ein Volksfeſt gehalten.

Der Mann aus dem Zürcher Gebiethe machte eine Miene, als ob er das Heimweh bekäme; dieſe prächtigen Worte ſchienen ihm noch nicht geläufig zu ſeyn, und der Reiſegefährte ſprach ſie mit unendlicher Selbſtzufriedenheit aus.

Auch hat man, fuhr er fort, ſchon die Toaſts auf das Volksfeſt abgeredt.

So! ſagte ich.

Wißt Ihr denn, was das iſt? fragte er.

Nein.

Er lachte gelehrt: es ſind die Geſundheiten, die man an dem Bürgerfeſte trinken wird. O! Ihr müßt dieſe Nacht nicht zu Euerm Wiedertäufer hinaus!

Der Schneider und noch einige gute Freunde kommen zu mir, um dieſe Toaſts zu probiren.

Der Neuangekommene fragte ängſtlich, ob ich denn nicht hier wohne? — Er kannte nun ſeinen Gehülfen.

— Ich mußte eilen. Unſre Abrede war bald getroffen, und nachdem ich meinem Reiſegefährten noch hatte verſprechen müſſen, die dreyfarbige Hutſchleife nicht vor ihm nach Hauſe zu bringen, ſchieden wir mit fröhlichem Muthe.

Unter dichtem Schneegeſtöber eilte ich nun mit leichtem Herzen zum Thore hinaus, zu meinem Wiederkäufer, wo ich die ganze Haushaltung beyſammen antraf. Der Vater ſaß am Tiſche und ſchnitzelte an einem Rade zu einer hölzernen Stubenuhr, dergleichen er zu verfertigen wußte, und die Kinder arbeiteten. Ich ſetzte mich in ihren ſchönen häuslichen Kreis, und nahm ein Glas Wein mit Dank an; denn, ſagte ich, ich ſey vom Reden und Hören heute müder geworden, als zu Hauſe von der Arbeit im Walde.

Ein ſauberes Tagewerk, verſetzte die Tochter Klare, das ſaurer als Holzhackerarbeit iſt!

Wenn er nach Verhältniß ſeiner Müdigkeit Gutes gethan hat, antwortete der Vater, ſo kann er zufrieden ſeyn.

Meine Abſicht war wenigſtens eben ſo lauter und unſchädlich, als unter dem Dache der Eichen.

Das iſt hinreichend, ſagte der Vater.

Und auch ſo weit ausſehend? fragte die Tochter.

Nicht weiter, war meine Antwort; ich kann nicht helfen; wer keinen Geſchmack an Projekten findet, muß in den Tag hinein leben.

Der Vater klopfte mir auf die Schulter: Wenn das Leben in den Tag hinein nicht bloßer Leichtſinn, ſondern ehrliches Abthun der vorliegenden Geſchäfte ohne Sorgen für ihre Folgen iſt, ſo iſt es ein eben ſo rechtſchaffenes als glückliches Leben; auf die Wichtigkeit der Geſchäfte kömmt es eben nicht an.

Freylich kann man ſich bei allem dem doch des Wunſches nach einem höhern Wirkungskreiſe zuweilen nicht enthalten, bemerkte ich.

Die Wünſche der Menſchen haben unermüdliche Flügel, erwiederte er; aber die wahre Zufriedenheit wohnt einzig bey dem, der ſich ſeinen Wirkungskreis nicht ſelber macht, ſondern ihn vom Schickſal beſtimmen läßt, und ſich mit Muth und Gehorſam darin bewegt: er wird ſchon genug zu thun finden. Ohne Treue im Kleinen gelingt keine bleibende Wirkung.

Klare zeigte auf ein altes Buch, das vor dem Vater lag: Hier habe ich heute geleſen, der Menſch habe nur die Eine Pflicht, das in Ordnung zu erhalten, was ihn umgibt, weiter dürfe er ſich um nichts bekümmern; ſey er zu großen Dingen geboren, ſo werden ihn die Thaten ſchon finden.

Jeder hat ſeine Beſtimmung; gibt es aber auch eine Grundregel für alle? fragte ich.

Ein alter Prophet hat ſie ausgeſprochen, antwortete der ruhige, ernſthafte Täufer: Thun was Recht iſt, die Gutthätigkeit lieben, und demüthig wandeln vor unſerm Gott. —

Bey dergleichen Unterhaltungen that mir der Gedanke, morgen ſchon dieſe liebevollen Menſchen verlaſſen zu müſſen, wehe. Auch ihnen, ſchien es, würde mein längerer Aufenthalt nicht zuwider ſeyn, jedoch widerſetzten ſie ſich meinen Gründen nicht lange; der Vater aber erſchreckte mich beynahe, als er ziemlich trocken ſagte, wenn die Abreiſe wirklich beſchloſſen ſey, ſo müſſen wir noch vorher abrechnen.

Ich Elender fing an zu glauben, er wolle mir eine Zeche machen! — Statt deſſen erzählte er, daß vor einigen Jahren ein alter Glaubens- und Geſchlechtsverwandter von uns in der Pfalz geſtorben, der ihn über ſein kleines Vermögen zum Erben eingeſetzt, mit dem Anhange, er möchte den übrigen Verwandten von ihrem Antheile zukommen laſſen, was er nach Maßgabe ihrer Geſinnungen für gut finde. Da er aber nicht Richter über die Geſinnungen andrer Menſchen ſeyn möge, am wenigſten in einem ſolchen Falle, ſo habe er ſo viele Theile daraus gemacht, als natürliche Erben vorhanden geweſen, jedem das Seinige zugeſandt, meinen Antheil aber aufbewahrt, weil er lange nicht gewußt, wo ich mich aufhalte; ſobald er dieß erfahren, habe er mir geſchrieben, aus meinem Stillſchweigen aber geſchloſſen, ich müſſe den Brief nicht erhalten haben, und daher nur auf Gelegenheit gewartet, mir das Geld auf eine ſichere Weiſe übermachen zu können. Hier, fuhr er fort, indem er Schriften aus einem Schranke hervorzog, ſind die ſchriftlichen Belege dazu, und hier ſeht Ihr mich als Euern Schuldner eingeſchrieben, indem er mir ſein Rechnungsbuch wies. Und hier„ er legte eine Geldrolle vor mich hin, iſt meine Schuld ſelbſt; es ſind fünf und zwanzig Dublonen nebſt zwey Jahrzinſen.

Die Mädchen ſahen mich neugierig an, was ich machen würde; und ich ſah ſie an, ob es Scherz oder Ernſt ſey. Ich konnte aber wohl denken, daß der fromme Mann keinen ſolchen Scherz treiben würde.

Das wäre nun alles mein, fragte ich mit Verwunderung, ohne daß jemand dadurch Unrecht geſchähe?

Keinem Menſchen, antwortete er; es iſt Euer rechtmäßiges Eigenthum.

Was wirſt du ſagen, liebe Marie! rief ich aus; wir ſind jetzt juſt noch einmahl ſo reich, als wir anfangs unſrer Ehe waren.

Es gehört ihr auch ein Erſatz für Eure Abweſenheit, ſagte Klare. — Und die älteſte Tochter: Ich möchte wohl zuſehen, wenn ſie bey Eurer Ankunft das Geld erblickt.

Nein! verſetzte ich, unſer erſtes Wiederſehen ſoll durch kein Geld verunreinigt werden! Die gute Seele würde es auch, vor Freuden mich ſelbſt wieder zu haben, nicht einmahl anſehen.

Klare klatſchte in die Hände: Bey dieſem Wiederſehen möchte ich zugegen ſeyn!

Erſt wenn ich ihr genug von dem unvergeßlichen Hauſe in Baſel werde erzählt haben, will ich ſagen: Siehe, dieß hat mir noch unſer guter Vetter mit auf die Reiſe gegeben.

Er hat nur eine alte Schuld bezahlt, erwiederte er. Gott bewahre Euch und mich, daß Ihr mir nicht noch danket! — Aber ſagt mir im Ernſt, mein Sohn, ſeyd Ihr denn wirklich nicht reicher, als Ihr vorhin zu verſtehen gabt?

Wenn genug haben Reichthum iſt, ſo bin ich reich; und wenn wenig in Vergleichung mit andern haben Armuth iſt, ſo bin ich arm. Meine Frau brachte mir gerade die Summe zu, die da vor mir liegt, und ich, ich hatte ſo viel wie nichts; allein durch Arbeit gelang es uns, immer Brot und guten Muth übrig zu haben. Wir werden jetzt kaum wiſſen, was wir mit dem vielen Geld anfangen ſollen.

Wißt Ihr was? unterbrach mich Klare, ich will mitkommen, und es Euch verzehren helfen.

Merket Ihr nicht Vater, ſagte die Jüngſte, daß ſie immer mit ihm ziehen will?

Es könnte dir vielleicht auch nicht ſchaden, wenn du mitgingeſt, antwortete er. — Das Kind wurde feuerroth, und wollte beynahe weinen; ich ſahe wohl, daß ſie keine Luſt dazu hätte. — Er ſchüttelte den Kopf und ſtand auf.

Klare leuchtete mir auf mein Zimmer. Kaum waren wir oben, ſo fing ſie ernſtlich von dem Wunſche mich zu begleiten an; und ob ich ihr gleich die ungünſtige Jahreszeit, das Reiſen zu Fuß, den engen Platz zu Hauſe und die Verlegenheit meiner Frau vorſtellte, ſo half es nichts, ſie hatte für alles eine Antwort in Bereitſchaft: ſie ſey geſund für Sommer und Winter, brauche nicht viel Raum, und wenn meine Frau blöde thue, ſo ſtelle ſie ſich auch ſo, und gewinne ſie damit.

Aber geſtern Nachts habe ich etwas gehört, ſagte ich lächelnd, das, wenn es Klare anging, mich ſollte glauben machen, ſie hätte nähere Angelegenheiten als dieſe Reiſe?

Habt Ihr wirklich was gehört? ſagte ſie ein wenig betroffen. Nun denn, wenn Ihr ſchon etwas wißt, ſo will ich Euch alles ſagen; ein halbes Geheimniß gleicht einer Beleidigung. Dieſe Sache geht meine Schweſter an, nicht mich.

So erfuhr ich nun von ihr, was ich zum Theil ſchon von O. gehört hatte, die ganze Liebesgeſchichte.

Ein Jüngling von dem beſten Hauſe in Baſel und von untadelhaften Sitten, faßte zu dem Wiedertäufermädchen, deſſen Schönheit in der ganzen Gegend geprieſen iſt, eine heftige Liebe, und begehrte ſie zur Ehe; ſeine Aeltern widerſetzten ſich aber mit begreiflichem Eifer; der Vater machte dem Wiedertäufer beleidigende Vorwürfe, als wenn Er Schuld wäre, der doch nicht einmahl etwas davon wußte. Dieſer ſagte aber hinwiederum dem Herrn mit chriſtlicher Gelaſſenheit ſo offen ſeine Meinung, daß er erſchrak, und die ganze mächtige Sippſchaft ſich dadurch für beleidigt hielt, und anfing den ehrlichen Mann zu verfolgen und ſein Haus zu beſchreyen. Allein der junge Menſch blieb ſtandhaft, und da ihm der Zutritt in das Haus nicht mehr geſtattet wird, ſo ſucht er durch geheime Briefe, oder, wenn die Schweſtern zuweilen durch die Finger ſehen, bey nächtlicher Weile durch das Fenſter ſich mit ſeiner Geliebten zu unterhalten.

Der Vater plagt ſich, und das Kind grämt ſich, ſagte ſie, mir thut beydes wehe, und ich kann doch nicht helfen; deßhalb möchte ich eine Zeitlang in die Ferne. Da der Vater ein eben ſo großes Vertrauen zu Euch hat als ich, ſo wird es nur auf Eure Einwilligung ankommen, um ſeine Erlaubniß zu erhalten.

Bey aller Achtung und Freundſchaft für dieſes treffliche Geſchöpf kam mir doch der Antrag bedenklich vor; ich ging das Zimmer auf und nieder, und wußte nicht was ich ſagen ſollte. Allein ſie ſtellte ſich mit

Thränen in den Augen und ſanfter Würde vor mich hin: Lieber Vetter, ich muß fort; Gott im Himmel iſt mein Zeuge, daß mein Vorhaben weder Leichtſinn noch Schwärmerey iſt! Zählt auf meine Ehre, wie ich mich auf die Eurige verlaſſe, und glaubt mir, daß ich noch andre Gründe habe, die ich Euch erſt unter Weges entdecken kann; wenn Ihr ſie dann nicht ſelbſt billigt, ſo ſoll mich nichts abhalten, auf der Stelle zurückzukehren. Aber jetzt müßt Ihr mich mitnehmen; benutze ich dieſe Gelegenheit nicht, ſo wird ſich ſobald keine wieder zeigen!

Sie ſtand da wie das Bild der Traurigkeit. Mich rührte ihr Ernſt; ſo ſey's denn, ſagte ich faſt unwillkührlich, wenn der Vater zufrieden iſt.

Kaum geſagt, ſo war alles Leid verſchwunden, ſie hüpfte um mich herum wie ein Kind; ich meinte, ſie wolle mir vor Freuden um den Hals fallen. Aber in Einem Sprunge war ſie die Treppe hinunter.

Wie könnte ich es dem Vater abſchlagen, wenn er's begehrt? ſagte ich zu mir ſelbſt, und unterdrückte einige kleinliche Hauszweifel, die ſich regen wollten. Sie mag in der Freundſchaft Nahmen kommen, an gutem Willen ſoll ſie wenigſtens keinen Mangel finden, wenn wir gleich ſonſt nicht viel anderes aufzutiſchen haben! — Aber was mag ſie denn noch für Gründe haben?

Beym Nachteſſen wurde die Sache vollends in Richtigkeit gebracht; ſie erhielt die Erlaubniß auf unbedingte Zeit mit mir nach Hauſe zu gehen, und bekam von dem Vater noch manche weiſe Lehre auf den Weg.

Mich ſtörte nun kein nächtlicher Liebhaber mehr im Schlafe; aber die Erfahrungen des Tages drehten ſich die ganze Nacht in meiner Einbildung herum, wie die bunten Bilder der Seifenblaſen in den Augen eines Kindes. Doch als die Ruhe des Morgens kam, blieb mir nichts mehr wünſchenswerthes übrig, als der Seelenfrieden meines Wiedertäufers, den ich jetzt gern auf ewig mir zu eigen gemacht hätte. Allein nähere Ueberlegung belehrte mich bald, daß dieſer Friede in der innern Kraft des Mannes ſelbſt liegen müſſe, und die Sekten gewöhnlich nur den äußern Schein deſſelben geben; ich blieb alſo wie zuvor.

Als ich zum Morgeneſſen hinunter kam, war Klare ſchon für die Reiſe angezogen; zwar ſehr beſcheiden, aber ſie hatte in ihrem Anzuge ſo viel möglich das Steife und Eigene der Glaubenszunft vermieden. Der Vater bemerkte es auch, ſagte aber weiter nichts, als: Klare wird wollen incognito reiſen.

Sie verſtand ihn; und da auch die Klügſte vom weiblichen Geſchlechte unerwartete Bemerkungen über ihren Anzug ſelten mit Gleichmuth anhören kann, ſo erröthete ſie, und gerieth in einige Verwirrung. Endlich gab ſie zur Antwort: Ich wollte nur die Auszeichnung vermeiden. Bin ich unter den Meinigen, ſo wäre ich zu tadeln, wenn ich mich anders als ſie kleidete; gehe ich aber unter fremde Leute, ſo halte ich es für ſchicklich, mich nach ihrer Weiſe zu bequemen. Ihr habt mich ja ſelbſt gelehrt, lieber Vater, ein Mädchen, das durch ſeine Kleidung Aufſehen machen wolle, ſey nicht auf dem rechten Wege.

Wenigſtens nicht auf dem Wege der Beſcheidenheit, ſagte die ältere Schweſter, die den veränderten Anzug auch nicht gerne zu ſehen ſchien.

Schon gut, Kinder, rief der Vater, Ihr verwirrt Euch ſonſt in Euern Meinungen! — Du hätteſt mit deiner gewöhnlichen Kleidung unter Fremden nicht mehr Aufſehen gemacht, als ſo; doch ich ſcherzte ja nur, ich weiß ja, liebes Kind, daß du ein beſcheidenes Mädchen biſt, und deine Geſinnungen nicht mit den Kleidern ändern wirſt. Trage dich auswärts wie du willſt, nur immer in den Schranken der Ehrbarkeit!

Er reichte ihr die Hand: nicht wahr wir wollen im Frieden ſcheiden? — Sie küßte ſie und weinte.

Und wenn du wieder heim kömmſt, ſo finde ich mein Herzenskind, und du deinen ehrlichen Vater wieder!

Sie fiel ihm um den Hals, und ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt. — Kein reinerer Anblick iſt unter der Sonne, als die Umarmung eines edeln Vaters und einer ſittſamen Tochter.

Wir hätten nun gehen können, wenn ich nicht noch die verſprochenen Briefſchaften bey O. hätte abhohlen müſſen. Ich ging nicht mehr gern in die verwirrte Stadt hinein, ſo lieb mir ſonſt O. geworden; es war mir, als wenn ich von einem ſonnebeſchienenen Berge in den Nebel hinunterſteigen müßte.

O. war noch im Bette. Das befremdete mich; um acht Uhr noch im Bette liegen, wenn „das Vaterland in Gefahr“ iſt, kam mir von einem, der es retten will, bedenklich vor. Ich wußte damahls noch nicht, daß Geſchäftsmänner das thun, um die Leute warten zu laſſen, weil das Warten, wenn die Ungeduld nichts hilft, nachgiebig macht. Landesväter und Vaterlandsfreunde, glaubte ich, müſſen ſpät zu Bette und frühe wieder auf ſeyn.

Ein Schreiben von der Eintrachtsgeſellſchaft hier, an die Freunde der Freyheit dort, lag ſchon fertig auf dem Tiſche. O. ſtand auf, um noch einige Zeilen zu ſchreiben; zerriß aber das Geſchriebene wieder und ſagte: es hilft doch nichts mehr! Von der Freundſchaft mit dieſen Freunden iſt nur noch der Schein da, der Geiſt iſt verflogen; ſie haſſen alle Städter, alſo auch uns, und ſähen lieber, wenn das Landvolk ohne uns zu Werke ginge; der ehrliche Freund iſt noch das einzige Band, daß ſie an uns ſchließt. So gehts nicht gut, wenn die, welche die Eintracht bewirken ſollen, ſelbſt uneins ſind! Ich weiß was wir wollen;

aber was ſie wollen, weiß ich nicht mehr, ſagte er, und warf das Zerriſſene in den Ofen.

Was ſie wollen? rief ich: Erſtlich Kokarden, Freyheitsbäume, Toaſts . . . .

Er unterbrach mich: Die Kerle ſind wie die Kinder Iſraels, ſie hinken nur fremden Götzen nach; man geräth oft in Verſuchung, ihnen wie Moſes die neuen Geſetzestafeln an die Köpfe zu ſchmeißen! — Hier, mein Freund, indem er mir das Schreiben der Geſellſchaft übergab, iſt die Antwort, die Ihr zu überbringen habt. Ihr müßt Euch aber in Acht nehmen, ſo unverdächtig Ihr auch thun könnt, es ſind ſchon Briefe und Briefträger aufgefangen worden! Doch, fiel er plötzlich ein und griff nach ſeinem Schreibtiſche, wenn Ihr mit einem kleinen Umwege ganz ſicher reiſen wollt, ſo beladet Euch mit dieſem Schreiben an den franzöſiſchen Geſchäftsträger in Arau, dann ſeyd Ihr eine geheiligte Perſon, an der ſich niemand vergreifen darf, und erſpart uns zugleich den Bothenlohn.

Das war mir ganz recht, ich wäre ohne dieß gern über Arau gegangen; aber ich äußerte meine Beſorgniß, eine Rückantwort zu bekommen.

Seyd ohne Sorgen, antwortete Q., das iſt eine von den Zuſchriften, worauf er gar nicht antwortet. Er beſchuldigte geſtern die Stadt, ſie ſehe ſich unter der Hand nach Hülfstruppen von Bern und Solothurn um; und wir erwiedern: Dieſes fälſchliche Vorgeben könne nur aus dem Kopfe eines Böſewichts kommen.

Dieſe Antwort ſoll ich ihm überbringen? dafür dank ich.

Er lachte: Seyd ohne Sorgen! ſage ich; wenn man ihm ſo ſchreibt, ſo wird er gut wie ein Kind; man darf dieſen Leuten alles ſagen, wenn man ihnen nur nicht gebiethet oder droht.

Ich übernahm die Bothſchaft, weil ich jenes gute Kind doch auch gerne ſehen wollte. Noch ſagte ich O., daß ich mit einer Tochter des Wiedertäufers reiſe, und ergriff dabey den Anlaß, ihm die Angelegenheit der beyden Liebenden zu empfehlen; worauf er mir eine vortheilhafte Schilderung von ſeinem Schwager und deſſen ehrlichen Abſichten auf das Mädchen, aber wenig Hoffnung machte, daß ein Rathsglied von Baſel ſeinem Sohne ein Wiedertäufermädchen zur Frau geben werde; es ſey denn, die Revoluzion bewirke ſolche Wunder, welches nicht ihr kleinſtes Verdienſt wäre.

Beym Abſchied nahm O. meinen alten Stecken von Weißdorn, und gab mir einen hübſchen dicken Knotenſtock dagegen; gute Freunde, ſagte er, müſſen einander auch ſinnliche Merkmahle ihres Andenkens zurücklaſſen.

Nachdem ich zu dem Wiedertäufer zurückgeeilt, und daſelbſt von den Schweſtern noch einige kleine Geſchenke für meine Frau empfangen, machte ich mich mit meiner neuen Gefährtin auf den Weg; der Vater kam auch, um noch einige Stunden mit uns zu gehen. Ich trug das Reiſegeräthe der Klare auf meinem Rücken, die, wiewohl ihr anfänglich der kalte Wintermorgen und der ſchneeige Boden empfindlich zu fallen ſchien, ſich bald erhohlte, und leicht und freudig vorausſchritt.

Auf einer Anhöhe, wo wir die Stadt zum letzten Mahle ſahen, kam mir ins Gedächtniß, daß einſt ein gelehrter und frommer Mann, der ſich Jahre lang hier aufgehalten, beym Abſchiede noch von Ferne der anmuthigen Wohnung zugewinkt, und, wie die Chronik ſagt, etliche Verslein ſchießen laſſen, des Inhalts, daß ſie vor ſchlimmern Gäſten als er war, bewahrt ſeyn möchte. In froher Erinnerung meiner ehmaligen Leſereyen rief ich dieſe Verslein auch aus; woran der Wiedertäufer ein Wohlgefallen hatte, und, wie ich erwartete, den Wunſch auf die bewaffneten Bauern anwandte, die morgen in die Stadt einrücken ſollten.

Sie wiſſen nicht, was ſie thun, ſagte er; ein Bauer, der den Pflug verläßt um öffentlicher Angelegenheiten willen, die er nicht verſteht, und ſich von zweydeutiger Hand leiten laſſen muß, iſt wie ein Herr, der ſich nach Anweiſung eines Buches hinter den Pflug ſtellt, und zu Acker fahren will. Wo das Wiſſen der Erfahrung mangelt, da mangelt auch die Kunſt, und ohne Kunſt giebts ſchlechte Arbeit.

Sie ſind nur Werkzeuge, deren die Künſtler in der Stadt ſich zu bedienen gezwungen ſind, bemerkte ich.

Gefährliche Werkzeuge, erwiederte er, die ſich dem Künſtler ſelbſt aufdringen!

Aber ohne Gleichniß zu reden, lieber Vater, ſagte ich, was haltet Ihr von den neuen Bewegungen in der Schweiz? Ich würde mir Vorwürfe machen, Euch verlaſſen zu haben, ohne Eure Gedanken darüber zu hören.

Klare ſahe ſich mit einiger Empfindlichkeit gegen mich um, und wollte etwas anders zu reden anfangen; es war aber ſchon zu ſpät. Er antwortete mit großem Ernſt: Wenn ein Gewitter über mein Haus und Feld ſteht — verzeiht mir, daß ich ſchon wieder mit einem Gleichniß antworte — ſo iſt mir bange, weil der Strahl zünden, die Fluth überſchwemmen und der Hagel verheeren kann.

Es kann aber auch ohne Schaden vorübergehen.

Dann muß man Gott danken, fuhr er fort. Ich ſah aber dieſem Wetter ſchon lange zu, wie es ſich in der Nähe ſammelte, und von den Sümpfen unſerer Ungerechtigkeit angezogen wurde, um bald über unſre ſchuldigen Scheitel loszubrechen.

Sind wir denn ſo ſchlimm?

Schon das iſt ſchlimm, antwortete er, daß wir uns für beſſer halten als wir ſind, uns in ſittlichen Hochmuth wiegen, und mit Verachtung auf die Gebrechen des Auslandes hinabſehen; daß wir den Wahn nähren, wir ſtehen unter dem Wohlgefallen und unmittelbaren Schutze eines eignen Gottes, den wir wie die Juden den Gott unſrer Väter nennen, und daß dieſe gottſelige Prahlerey noch von oben herab abſichtlich unterhalten wird. Worin ſind wir denn beſſer, als unſre Nachbarn vor ihrem Unglücke waren? Wir ſind nur kleiner; unſre Fertigkeit zum Böſen hat nur geringern Spielraum, und eben deßwegen vielleicht noch mehr Innerlichkeit. Wächſt unter dem Volke nicht täglich Selbſtſucht, Betrug und Sklavenſinn, und unter den höhern Ständen Stolz, Ueppigkeit und Unglaube — oder eine kaufmänniſche Gewinnſucht, ein Krämergeiſt, der nur Sinn fürs Geld hat, und alles Edle und Schöne neben ſich verachtet! Wer kann das läugnen?

Ich nicht.

Von dem Lehrſtande, fuhr er fort, will ich nichts ſagen, ich könnte parteyiſch ſcheinen, weil man mich zu einer Sekte zählt.

Vielleicht macht Euch eben das zum unbefangenen Zuſchauer, ſagte ich.

Auch um die Häupter des Staats, ſprach er weiter, ſteht es nicht mehr wie es ſollte. Der Blick ins Weite hat ſich verengt, ſie ſpielen thatenlos am heimiſchen Herde, ſind neidiſch unter einander über Kleinigkeiten, und mißgünſtig über Vorzüge. Sich brüſtend, wie alle ſchwachen Kinder, mit dem Nahmen großer Ahnen, nennen ſie ſich jetzt Landesherren, wo jene Landesväter hießen, wohl wiſſend, daß neue Wörter nach und nach neue Verhältniſſe bilden. — Wen auch die Gerechtigkeit hier und da muſterhaft verwaltet, ſo ſtehet ſie anderswo den Meiſtbietenden feil, und die Beſſern müſſen dem abſcheulichen Markte unthätig zuſehen. Ach! ſo manches Gebrechen iſt eingeriſſen, das laut ſchreyt. Allerdings mag noch Redlichkeit und Gottesfurcht bey vielen Einzelnen herrſchen, aber als Privattugenden, die das Gericht Gottes über öffentliche Sünden nicht hindern werden.

Ihr ſehet alſo das, was uns bevorſteht, für eine Strafe des Himmels an? fragte ich.

Für ein Gericht Gottes ſage ich; bey einem Gerichte aber kann auch Gnade ſtatt finden, war ſeine Antwort. Ich nenne es niemahls eine Strafe von Gott, wenn die Schloſſen meine oder meines Nachbars Felder zerſchlagen; ſo wenig als ich einen ſolchen oder ähnlichen ſchlimmen Zufall, deſſen wohlthätige Folgen ich nicht beſtimmt vorausſehe, heuchleriſch eine Gnade heißen möchte. Ich glaube am menſchlichſten zu reden, wenn ich es ein Unglück nenne, und am ſicherſten zu gehen, wenn ich mich im Unglücke vor Gott demüthige, im Vertrauen er wolle mich dadurch der Vollkommenheit näher führen.

Von dieſer Demuth ſah ich bisher noch wenig Spuren, ſagte ich, indeſſen iſt das Gewitter auch noch nicht losgebrochen. Haltet Ihr aber nichts von den neuen Vortheilen, die uns Freyheit und Gleichheit gewähren ſollen?

Er erwiederte: Der Stand der Gleichheit ſollte der wahre natürliche Zuſtand des Menſchen ſeyn, und wird es auch noch werden; wollte Gott, wir wären ſchon alle darin! aber mit ſo wilden Sprüngen, wie man jetzt macht, gelangt man nicht dazu; und geſchähe es auch, ſo ſind unſre Sitten zu gekünſtelt, um ohne Schuld darin verharren zu können. Kurz, der Same mag ſeyn wie er will, ſo iſt mir der Sämann, der ihn ausſtreut, verdächtig, und der Boden, worauf er fällt, taugt nichts; daher erwarte ich viel Unkraut.

Und gar keine Früchte?

In den ſchlechteſten Menſchen, verſetzte er, iſt noch etwas Gutes, und ſo auch in ihren Handlungen; daran ſollen wir uns halten. Weiß Gott das Böſe gut zu machen, warum ſollte er nicht auch das kleinſte Samenkorn des Guten zur Frucht gedeihen laſſen? Sollte aus einer ſo großen und weitverbreiteten Veränderung nichts Gutes hervorgehen, warum ließe ſie die Vorſehung zu? Da uns aber die Geſchichte lehrt, daß jeder für das menſchliche Geſchlecht wichtige Zeitpunkt mit ſchauderlichen Ereigniſſen anhob, wie die Geburt des Erlöſers mit dem Tode unſchuldiger Kinder, ſo werden wir uns auch die aus- und einheimiſchen Ruthen, die zur Züchtigung bereit ſind, müſſen gefallen laſſen. Der Herr verkürze die Zeit! —

So ſtrenge nahm der bilderreiche Wiedertäufer die Sache, als die Folge unſrer Sünden, daß ich hätte wünſchen mögen, dieß Geſpräch nicht angefangen zu haben. Freylich wieder eine neue Anſicht der Dinge, dachte ich, welches iſt die wahre? Dieſe war aber von dem ſonſt milden Manne ſo ſcharf gefaßt, daß ich mich überzeugt hielt, es müſſe noch etwas von dem alten Sauerteig der Sekte in dem guten Herzen zurückgeblieben ſeyn. Niedergeſchlagen machte es mich übrigens, alle verſtändigen Leute nur mit Achſelzucken von der Hauptſache ſprechen zu hören.

Wir gingen jetzt ſtill neben einander hin, als Klare, die vorausgeeilt war, um unſre Unterredung nicht zu hören — indem ich, wie ſie nachher ſagte, die einzige Saite, die bey ihrem Vater noch einen Mißklang gebe, berührt habe — ſtille ſtand, und uns auf einen Trupp Leute aufmerkſam machte, die in fröhlichem Zuge von einer fernen Waldung herunterkamen. Es waren Männer, Weiber und Kinder, die eine lange Tanne hinter ſich her ſchleppten, und nach dem Orte zueilten, wo auch wir über Mittag bleiben wollten.

Hätten wir nicht von ſelbſt gemerkt, was dieß geben müßte, ſo würden wir es jetzt vernommen haben, aus den Aeußerungen und dem freudigen Hindeuten der Vorübereilenden, deren wir heute ſchon eine Menge, ohne zu wiſſen warum, von der Stadt aus angetroffen. Eine allgemeine Neubegierde iſt anſteckend; wir verdoppelten nun auch unwillkührlich unſre Schritte, als ob wir was Großes verſäumten.

In dem kleinen Städtchen fanden wir ſchon alles in Saus und Braus. Die Tiſche im Wirthshauſe waren ſchon gedeckt; die Feuer krachten in der Küche; die Geiger ſtimmten ihre Inſtrumente; die Mägde wollten ſich putzen und die Wirthin jagte ſie ſcheltend zur Arbeit; ein paar durſtige Brüder ſaßen ſchon da im Vorgeſchmack; und alles wartete auf das goldene Kalb, das man nun bald anbethen wollte.

Der Wiedertäufer fand den Lärm hier zu groß, und beſchloß, zu einem Bekannten hinzugehen, der uns eine Suppe wohl nicht verſagen würde. Dieſen trafen wir ebenfalls im Feyerkleide an, und nicht wenig verwundert, daß auch wir auf dieſes Feſt kämen. Indeſſen lud er uns freundſchaftlich zu ſeinem Mittageſſen ein, und erzählte mit händereibender Zufriedenheit, daß der Freyheitsbaum gerade vor ſeinen Fenſtern aufgerichtet würde, wir müßten daher nicht übel nehmen, wenn es heute ein wenig laut in ſeinem Hauſe zugehe. Wirklich waren ſchon eine Menge Kinder, als die Vorläufer jedes öffentlichen Schauſpiels, auf dem Platze verſammelt, und trieben ſich um die Grube herum, wo die Tanne zu ſtehen kommen ſollte. Seine Leute zeigten uns ganze Körbe voll Bänder, die zum Schmucke des Baumes beſtimmt waren, und Kokarden, die unter die Zuſchauer ausgetheilt werden ſollten, wovon ſie uns auch anbothen. Der Wiedertäufer nahm aber keine, und ich ſteckte die meinige in die Taſche, um des Verſprechens willen, das ich meinem Reiſegefährten gethan hatte.

Es währte nicht lange, ſo wurde der Gegenſtand der Verehrung unter großem Jubel, und mit Trommeln und Pfeifen herbeygeführt. Eine Schaar bewaffneter Männer mit einer kleinen Kanone ſtellte ſich gravitätiſch in zwey Glieder; Knaben in alter Schweizertracht und weißgekleidete Mädchen, die von zwey ohrenzerreißenden Waldhornbläſern angeführt wurden, reihten ſich gegenüber; indeſſen die Vorſteher der Gemeinde, oder ſolche, die ſich auszeichnen wollten, beſchäftigt waren, einen blechernen Hut an des Baumes Wipfel, und Fahnen und flatternde Bänder an ſeinen Stamm zu befeſtigen.

Als es endlich langſam emporſtieg, dieſes Sinnbild der Freyheit ohne wärmende Rinde und nährende Wurzel, mit dem Hute ohne Kopf, erſchallte ein allgemeines Gelächter der Freude und des Erſtaunens unter dem Volke.

Dann trat ein ehrbarer Schulmeiſter hervor, welcher in Ermangelung des Pfarrers, der ſich dazu nicht hatte wollen brauchen laſſen, eine lange Rede, die ich nicht verſtand, und darauf ein kurzes Gebeth hielt, und am Ende, um die heilige Handlung wie es der Brauch iſt zu beſchließen, unter Begleitung der ganzen Verſammlung den Lobwaſſeriſchen Pſalm anſtimmte: Du haſt Herr mit den Deinen Fried gemacht ꝛc.; wobey er ſich ſo wohl gefiel, daß er gar nicht mehr aufhören wollte; bis endlich die Kriegsmänner, die ſchon lange ungeduldig warteten, daß die

Reihe auch an ſie käme, Anſtalten machten, ihre Kanone loszubrennen; worauf die Sänger aus einander ſtoben, und der Schulmeiſter aufhören mußte; gleichwohl nahm er noch, ehe er wegging, um ſeine Repräſentation noch einen Augenblick zu verlängern, den Hut vor das Geſicht, wie man es macht, wenn man aus der Kirche gehen will, welches ihm aber niemand nachthat, weil kein Menſch mehr ſeiner achtete.

Nun wurde ein dreyfaches Salve gegeben, und dann tanzten die Mädchen um den Baum herum.

Zuletzt erhub ſich ein allgemeines Geſchrey und wildes Getümmel. Man brachte Wein; Kokarden wurden ausgeworfen; die Spielleute kamen, und alles wirbelte in Kreiſen herum, Alte und Junge, Reiche und Arme, unter dem Rufen: Es lebe die Freyheit! und im Entzücken über dieſe neue handgreifliche Gleichheit.

Sie glaubten, es wäre nun alles richtig.

Wir ergetzten uns an dieſen Auftritten, ohne eben Rückſicht auf ihre Beweggründe zu nehmen; denn jede große Volksmenge, die ſich aus freyen Stücken zu einer ungewohnten Handlung vereinigt, hat ſchon an ſich viel anziehende Kraft, die noch vergrößert wird, wenn eine allgemeine Fröhlichkeit ſich über die Leute ergießet. Als ſie uns aber endlich auch hinunter riſſen, um mitzutanzen, waren wir genöthigt, uns vom Fenſter zurückzuziehen.

Unſer Wirth, der dem Wiedertäufer einige Bebindlichkeit zu haben ſchien, wollte uns bereden, hier zu bleiben, um ſo viel mehr, da er Klare und mich für Verlobte anſah; der Vater benahm ihm aber ſeinen Irrthum, und drang auf baldige Abreiſe, indem unſer Beyſammenſeyn doch nichts vertrauliches mehr haben könnte. Sobald wir alſo zu Mittag gegeſſen, nahmen wir Abſchied von dem liebenden und geliebten Vater, und machten uns allein auf den Weg.

Vielleicht hätten wir beſſer gethan, heute nicht weiter zu gehen, denn die Erfahrungen dieſes Abends waren ſchauderlich und böſe; doch iſt nunmehr auch die Erinnerung der überſtandenen Gefahr angenehm.

Zum Orte hinaus ging es noch ganz gut, ausgenommen daß uns hier und da durch die Fenſter von jungen Freyheitsſöhnen mit glühenden Köpfen einige freye Worte zugerufen wurden. Je weiter wir aber auf der Landſtraße fortrückten, deſto häufiger begegneten uns Bothen und Reiter, und zuletzt einzelne Haufen bewaffneter Leute, die ſich verſchiedentlich an uns machten, und uns mit Fragen beläſtigten, mit Fragen, in deren Ton ſchon der Befehl einer Antwort lag. Es waren Betrunkene unter ihnen, und eingebildete junge Bauernkerle, die wenig heilſames und verſtändiges im Sinne zu haben ſchienen.

Wir zogen uns jedoch noch gut heraus, und ich mußte mehrmahls die kluge Unbefangenheit bewundern, womit Klare manche Unhöflichkeit beantwortete; auch wußte ſie, da ſie die Mundart des Landes hatte und alſo freyer ſprechen konnte als ich, indem ſie ſich ſtellte von allem unterrichtet zu ſeyn, nach und nach ſo viel herauszubringen, daß es dieſe Nacht auf etwas wichtiges abgeſehen ſey.

Es ſoll dem Landvogt warm werden, ſagten etwa Vorbeygehende; kamen dann andre, die eine Weile mit uns gingen, ſo fragte Klare in einem muntern Tone: Ihr werdet auch wollen dem Landvogt warm machen? — Wir wollen ihm nur die Audienzſtube heizen, war denn die Antwort, deren ſie ſich nachher wieder zu einer neuen Frage bediente.

So kamen wir durch; es war mir aber doch nicht wohl zu Muthe, da ich nicht bloß für mich allein, ſondern auch für meine Freundin zu ſorgen hatte. Uns mitten unter dieſen drohenden aufrühreriſchen Haufen zu befinden, ohne Kenntniß des Landes und der Leute, da es ſchon anfing zu dämmern, machte mir für die Nacht bange. Treten wir in einem Wirthshaus ab, ſo kommen wir gerade in die Trink- und Lärmgelage hinein; könnten wir nur bey einem ehrlichen Bauer Herberge finden!

Als wir endlich, es war ſchon dunkel, uns einem Dorfe näherten, trafen wir unweit davon wieder auf eine Anzahl Bewaffneter. Wer da! ſchrie uns der Anführer an, als wir ſchon faſt vorbey waren, und forderte meinen Paß; und da ich keinen hatte, ſagte er, ich ſey verdächtig. Das wollte ich nicht ſeyn und behauptete, daß Landleute bey uns keinen Paß nöthig hätten, um ihren Geſchäften nachzugehen; allein er antwortete trotzig, das gelte nun nicht mehr, wer ohne Paß reiſe ſey ein Spion.

Er iſt ein Spion, riefen nun alle; führt ihn zum Hauptmann.

Alte Soldaten mögen wiſſen, was der Brauch iſt, aber vor neuen ſoll einen der Himmel bewahren! Um ihren unreifen Dienſteifer zu zeigen, wurden wir beynahe wie Miſſethäter behandelt. Zum Glück waren wir bald im Dorfe, ſonſt, glaube ich, hätten ſie uns noch gar gebunden; ungeſchliffen genug waren ſie noch überdieß. Einen der's zu grob machte, ſchlug Klare auf die Naſe, daß er blutete, welches aber gegen mein Erwarten gar keine ſchlimmen Folgen hatte, denn die andern lachten den Geſchlagnen nur aus, und ſie hatte Ruhe.

Der Bürger-Hauptmann, wie ſie ihn nannten, einige hießen ihn auch Seckelmeiſter, war ein Bauer aus dieſer Gegend. Er empfing uns in der vollen Wirthsſtube, und da alle Augen auf ihn und uns geheftet waren, ſo nahm er einen feyerlichen Ton an, und geboth Stillſchweigen, indem er zu einem Verhör ſchreiten wolle. Vorher aber fand er noch für gut, mich ausſuchen zu laſſen, ob ich nichts verdächtiges bey mir hätte; welches mir gerade recht geweſen wäre, denn ſie hätten gefunden was ſie nicht erwarteten. Allein es kam eine junge

Mannsperſon in ausländiſcher Tracht aus dem Nebenzimmer hervor und legte ſich in's Mittel: hat der Mann niemand beleidigt, ſo laſſe man ihn gehen, auf einen bloßen Argwohn hin muß man keinen aufhalten; unſre Geſchäfte ſollen nicht ſeyn, unſchuldige Reiſende zu necken, ſie ſind von ernſthafterer Natur; weder Euren Obern noch meinem Herrn wäre ſo was angenehm!

Nun ſo mag er gehen, ſagte der Hauptmann.

Allein ich wandte mich an den Fremden, und ſtellte ihm vor, daß wir heute wegen Müdigkeit und Unſicherheit der Straße nicht weiter gehen könnten. Er zuckte die Achſeln und ſahe den Wirth an; dieſer aber verſicherte, nirgends keine Schlafſtelle mehr zu haben. Beſorgt für Klare wollte ich eine Zuflucht für ſie im Pfarrhauſe ſuchen, aber: der Pfarrer ſey ſelbſt bewacht, ſchrien ſie.

Deſto ſicherer werde ſie dann ſeyn, meinte Klare. Es half aber nichts; die Leute lachten uns aus, und der junge Mann antwortete nichts mehr, ſchnallte einen großen Säbel um, und ging weg.

Da ich ſchlechterdings nicht weiter gehen wollte, ſo eilte ich ihm nach, wies ihm den Brief an den franzöſiſchen Geſchäftsträger vor, und bath ihn, uns noch einmahl Schutz zu verſchaffen, da er jetzt überzeugt ſeyn müſſe, daß wir nicht als Landſtreicher reiſen. Er betrachtete das Schreiben einen Augenblick, reichte es mir dann wieder hin: Warum habt Ihr das nicht eher geſagt?

Weil man ſo was nicht gleich ſagen muß, antwortete ich.

Recht ſo! erwiederte er, und führte mich bey der Hand in das Zimmer zurück; der Brief iſt an meinen Herrn, kommt nur, ich will ſehen, daß Ihr wo Platz findet.

Es ward nun bald richtig, daß wir, oder wenigſtens Klare, ein Nachtlager bey dem Pfarrer haben ſollten, und man gab uns einen Mann mit, ihm ſolches auf Befehl der Volksrepräſentanten, wie der Bürger-Hauptmann ſagte, anzuzeigen.

Wir begaben uns alſo zum Pfarrhaus. Unſer Führer klopfte an, als wenn er ſelbſt ein Volksrepräſentant wäre, welches mir ſchon für die Leute drinnen und that; aber nie werde ich den rührenden und entehrenden Anblick vergeſſen, den wir beym Eintritte in das Wohnzimmer hatten. Vier rohe Geſellen in alten Soldatenröcken, die Hüte auf, und mit roſtigen Schwertern an der Seite, ſaßen an einem Tiſche, rauchten Taback, und hatten eine abſcheuliche Menge Wein vor ſich; bey ihnen ſaß der gebeugte ſiebzigjährige Pfarrer in einem Lehnſtuhl, und ſuchte durch freundliche Blicke und Worte ihren Grobheiten zu entgehen; ſeine Unglücksgefährtin wartete ihnen ängſtlich auf.

Ach Gott und Vater! rief ſie, was gibt es denn jetzt ſchon wieder?

Sey getroſt, Marthe! lächelte ihr der Greis entgegen.

Hier dieſe zwey Perſonen ſollt Ihr gut beherbergen! ſchrie unſer Führer.

Ha! biſt du's Michel? rief einer der Wächter, komm ſauf eins! Es iſt Zehnten-Wein; wir haben ihn gegeben, wir dürfen ihn auch trinken. Es lebe Freyheit und Gleichheit!

Der verlaſſene Alte ſtand auf, und kam uns mit einer demüthigen Gefälligkeit entgegen, die mich gegen einen Todfeind entwaffnet hätte. Wir wollen thun, was in unſerm Vermögen ſteht, ſagte er, wenn Sie nur Geduld mit uns haben. Marthe gib doch Stühle her!

Klare ſtellte geſchwind ein paar Stühle zum Ofen hin, und ſetzte ſich vertraulich neben die alte Mutter.

Noch ein Glas, Frau Pfarrerin, für den Michel! riefen die Wächter.

Es hat keine Eile, ſagte ich, und hielt die gute Frau, die ſogleich gehorchen wollte, zurück.

Nehmt nur das meine, antwortete der Pfarrer.

Michel winkte den Männern, und ſie ſchwiegen.

Seyd ruhig, lieber alter Herr! redete ich ihn freundlich an; wir kommen nicht, Eure Beſchwerlichkeiten zu vergrößern. Ich begehre nur ein Nachtlager

und

und einen Biſſen Brot für dieſe junge Perſon, die im Wirthshauſe keinen Platz mehr gefunden hat; ich werde ſie dann morgen wieder abhohlen.

Es ſollte uns aber recht lieb ſeyn, erwiederte ſogleich die Frau Pfarrerin, wenn der Herr auch bey uns bleiben wollte.

Bleiben Sie doch, mein Herr! ſagte der Pfarrer, und drückte mir die Hand.

Meine Kleider und mein Bündel hier beweiſen, daß ich kein Herr bin, verſetzte ich, ſondern ein Bauer; Bauern aber, fügte ich hinzu und ſahe die Wächter an, ſollten nicht die Herren ſpielen wollen! Hier ſind Leute genug, ich werde einen andern Platz ſuchen.

Laſt ihn machen, ſagte Klare, die meine Abſicht merkte; nur ſoll er uns verſprechen, dieſen Abend noch einmahl zu kommen.

Das that ich, und eilte alſobald nach dem Wirthshauſe, in der Hoffnung, den Fremden noch anzutreffen, und ihn zu bitten, die Wächter im Pfarrhauſe fortzujagen. Er war aber ſchon weg. Ich begehrte alſo mit den Volksrepräſentanten zu ſprechen, und wurde auf ein Zimmer geführt, wo drey ſolche Männer waren.

Man muß ſich nie einen Ton vornehmen, wenn man mit Unbekannten ſprechen ſoll; dieſer wird gewöhnlich am beſten von dem perſönlichen Eindrucke beſtimmt, den ſie auf uns machen. Hier waren es Landleute wie ich, die gegenwärtig von Ihresgleichen ſich mehr ſagen ließen als von Städtern, und überdieß etwas im Sinne haben mußten, wobey ihnen ſelbſt nicht wohl zu Muthe war, denn es ſchien eine ängſtliche Verlegenheit ſie zu umgeben. Ich komme ihnen zu danken, ſagte ich, für den Dienſt, ſo ſie mir erweiſen wollen, könne ihn aber nicht annehmen, weil ich ſchon vier Männer im Pfarrhaus angetroffen, welche den Bewohnern durch ihre Aufführung äußerſt beſchwerlich fallen. Ich äußerte zugleich meine Verwunderung, daß man dieſen alten Leuten eine ſo ſtarke Wache zugegeben hätte. Man gab mir zur Antwort, die Denkungsart des Pfarrers, und das Vorhaben dieſer Nacht machten ſolche Maßregeln nothwendig.

Ich ließ mich dadurch nicht abhalten, ihnen noch weiter vorzuſtellen, daß, was auch immer die Geſinnungen des Pfarrers ſeyen, ein einziger Mann ſchon mehr als hinreichend wäre, ſich dieſes ſchwachen Greiſes zu verſichern; eine ſtärkere Wache beweiſe nur, daß man ihn abſichtlich plagen wolle; abſichtliche Plage aber und Ungerechtigkeit ſeyen eins, und davor ſollte man ſich im Ausbruch einer Revoluzion gerade am meiſten hüthen, damit die Werke nicht den Worten widerſprechen, und dadurch die Sache Gott und Menſchen mißfällig werde.

Sie winkten mir, nicht ſo laut zu ſprechen, und antworteten, es ſey der Wille des Volkes, und die in der untern Stube würden es ungerne ſehen, wenn man die Wache zurückzöge.

Der Wille des Volks — Ein neuer Herr, von dem ich hier zum erſten Mahl hörte, der aber, wie ich ſah, nicht minder Gewaltthätigkeiten im Gefolge haben könne, als der Wille eines Einzigen.

Welches Volkes? ſagte ich; kein Volk darf etwas Ungerechtes wollen, ſo wenig als ein einzelner Mann; und wenn es geſchieht, ſollen ſich ſeine Führer widerſetzen, wenn ſie etwas mehr als blinde Vollzieher der Leidenſchaften des Pöbels ſeyn wollen!

Für grobe Ohren gehören derbe Wahrheiten; ich merkte aber wohl, daß ich unruhige Gewiſſen vor mir hatte, und daß ſie mich für einen verkappten Freyheitsapoſtel anſahen, auf den man hören müſſe. Kurz, verderben konnte ich nichts und gutmachen gelang mir; denn durch mein Zureden und einige geheimnißvolle Winke über meine Sendung bewirkte ich, daß die Wache des Pfarrers aufgehoben wurde, wogegen ich es übernahm, dieſe Nacht für ihn gut zu ſtehen.

Ich verweilte noch einige Zeit bey dieſen Männern, bis ich glaubte, die Wache ſey abgezogen; und erfuhr nun von ihnen vollſtändig, was ich ſchon muthmaßte, daß heute einige landvögtliche Schlöſſer ſollten abgebrannt werden, um den Stadtbürgern zu zeigen, daß es Ernſt gelte, indem man beſtimmt wiſſe, daß ſie nach Bern und Solothurn um Hülfe geſchrieben haben, während ſie Nachgiebigkeit heuchelten; der wohlmeinende Geſchäftsträger habe dieß entdeckt, und auf ſein Anſtiften gehe die Sache jetzt vor ſich. Es ſeyen aber die ſchärfſten Maßregeln genommen, daß Niemand an ſeiner perſönlichen Sicherheit gekränkt werde; jener Mann habe auch deßwegen ſeinen Schreiber, den ich hier angetroffen, abgeordnet, um durch ſeine Aufſicht alles weitere Unheil zu verhüthen.

Froh dem alten Paare das Leben leichter gemacht zu haben, kehrte ich jetzt zum Pfarrhauſe zurück. Die böſen Geiſter waren bereits ausgefahren; die Frau Pfarrerin beſchäftigte ſich, ihren hinterlaſſenen Geruch mit Räuchwerk zu vertreiben, und eine alte Magd reinigte den Tiſch von den Seen, Flüſſen und Bächen des ausgegoſſenen Weines.

Alle eilten mir mit freudiger Geberde entgegen, und wußten des Dankes kein Ende zu finden, daß ich ſie ſo befreyt hätte. Ach! was für ein Tag war dieß! ſeufzte getroſt die alte Frau; wir fürchteten nicht nur die, ſo bey uns waren, ſondern noch mehr die Herumſtreifenden; wir glaubten es ſey um uns geſchehen, und ſahen keine Hülfe.

Sie drohten und verſpotteten uns, ſagte der Greis, und faltete ſeine Hände; aber wir haben erfahren, daß Gott ſich der Schwachen erbarmet!

Mein Vater pflegt zu ſagen, that Klare hinzu: Je reiner die Demuth, deſto näher die Kraft Gottes.

Nach einigen kurzen Reden dieſer Art ſetzten wir uns, wie alte Freunde, zu dem für die abgezogene

Beſatzung bereiteten Mahle, welches für eine ganze Korporalſchaft hingereicht hätte. Es war niemand im Hauſe als die alten Eheleute, die keine Kinder hatten, und die alte Magd, die ſich auch zu uns ſetzte.

Die Urſache, warum dem ehrlichen Pfarrer ſo hart mitgeſpielt wurde, waren ſeine Predigten, worin er ſchon lange auf das Unweſen in Frankreich angeſpielt hatte; und da er nun auch ſeit den unruhigen Bewegungen hier zu Lande es für ſeine Pflicht und Schuldigkeit gehalten, von der Kanzel herunter für das Anſehen der rechtmäßigen Obrigkeit zu fechten, und ſie Wohlthäter des Landes geheißen, ſo wurden ſeinen geiſtlichen Waffen weltliche entgegengeſetzt, und er für ſein Lob mit Schmach bezahlt. Ich ſahe wohl, daß es ihm an Weltkenntniß und Klugheit fehlte, um in dieſen Händeln heilſam mitzuwirken; aber ich war nicht der Mann dazu, es ihm zu ſagen. Wer will alte Pfarrer in Sachen ihres Amtes belehren, und wie will ein Landmann damit zu Stande kommen! Sonſt war er ein herzguter und frommer Mann, der abſichtlich keinen Wurm zertrat, und den zu beleidigen es entweder Schurken oder ſelbſtbetrogene Schwärmer brauchte.

Wiewohl nun dieſe guten Leute von den leidigen Gäſten befreyt waren, ſo kam die Furcht doch wieder, denn man hatte ihnen ſchreckliche Dinge von den bevorſtehenden Auftritten dieſer Nacht erzählt; und in der Zukunft erblickte der fromme Pfarrer anders nichts mehr, als das einbrechende Ende der Welt.

Wir waren eben daran, ihnen die Lage der Umſtände deutlich zu machen, als jemand ſachte an der Hausthüre klopfte. Es war der Küſter, der mit einem zagenden Geſichte hereintrat, und zitternd erzählte, man ſehe eine ſchreckliche Feuersbrunſt auf der Höhe. Wir begaben uns in ein anderes Gemach, wo wir nach der Gegend hinſehen konnten; es war ein gewaltiges Feuer, das immer noch überhand nahm; die Flammen ſtiegen hoch empor.

Wir hatten dieſer Erſcheinung noch nicht lange mit ſtiller Bangigkeit zugeſehen, ſo kam die alte Magd heraufgekeucht und meldete, daß man auch von einer andern Seite her Feuer ſehe. Auch auf die andre Seite eilten wir, fanden es viel näher als das vorige, und es wurde von Pfarrer und Küſter bald ausgemacht, daß es die benachbarte Burg des Landvogtes ſeyn müßte.

Es war keine Kurzweile, ſondern eine Stunde des Entſetzens; vor und hinter ſich Feuer, ringsum Aufruhr, und in der Seele zagendes Erwarten! — Bald zeigte ſich der verſchiedene Eindruck, den dieſe ſchaudervollen Umſtände zu meiner Verwunderung auf die beyden alten Leute machte. Die Pfarrerin, welche von Natur munter, und bey dem Nachteſſen wegen Entfernung der Wache fröhlich geweſen war ſchlug nun die Hände über den Kopf zuſammen, und wehklagte wie verloren; er hingegen, der vorher wenig geſprochen, und ſich einem troſtloſen Nachdenken über Gegenwart und Zukunft ſchwermüthig überlaſſen hatte, fing jetzt an, ſeine Frau zu tröſten, und ſammelte dadurch ſeine Gedanken zur Hoffnung und zur Ergebung in den göttlichen Willen. Bibliſche Stellen, die ihm beyfielen, vermehrten ſeine wachſende Zuverſicht; er erwachte von ſeinem Trübſinne wie von einem Schlaf, und gerieth in einen Zuſtand chriſtlicher Freudigkeit, der dem alten grauen Kopf vortrefflich anſtand, weil dabey nichts gekünſteltes war. Er pries die leidende Unſchuld ſelig und die ſtille Geduld, die mit einer Thräne im Auge ihrem Feind entgegen lächelt.

Es war ein herzerhebendes Schauſpiel! Je höher Feuer und Rauch ſich empor wälzten, deſto edler wurden ſeine Gedanken und kräftiger ſeine Worte. Und wenn uns auch rechts und links Flammen umgeben, ſprach er, wir wollen die ewige Ordnung verehren, ohne deren Willen kein Haar unſers Hauptes gekrümmt werden kann; und wenn alles in Zerſtörung überginge, es geſchähe nach den Geſetzen der allmächtigen Liebe, nach welchen den wahren Gottesverehrern alles zum Beſten dienen muß! Das iſt das Wohlgefallen des himmliſchen Vaters, daß wir ruhig ſeinen Willen, der in unſre Bruſt geſchrieben iſt, befolgen, und uns weder vom guten noch böſen Schickſale irre machen laſſen; nur auf dieſem Wege des kindlichen Glaubens nähert man ſich ſeiner Erkenntniß und der ſeligen Ueberzeugung, daß am Ende alles gut geht. Nichts möge uns alſo ſcheiden von ſeiner Liebe, weder Trübſal noch Angſt, noch Verfolgung, die nur den Leib tödten kann, noch Feuer und Flamme! Rein und ſtille wollen wir uns vor der Sünde hüthen, damit wir an keinem Unglück Schuld ſeyen, und dann rufen: Iſt Gott für uns, wer will wider uns ſeyn!

Mit ſolchen Reden begeiſterte die fromme Seele ſich und uns; denn es waren nicht bloß die trägen Worte einer kalten Predigt, ſondern Ausdrücke des innigſten Gefühls unſrer Abhängigkeit von einer höchſten Gnade, ausgeſprochen zwiſchen Flammen der Empörung; Ausdrücke, die um ſo viel ehrwürdiger waren, da ſie von einem Greiſe kamen, der ſich unglücklich fühlte, und den Troſt in ſich ſelbſt ſuchte und fand, den ihm die äußern Umſtände verſagten.

Alle waren nun ſo geſtärkt und voll gläubigen Muthes, daß ſie ſelbſt die abgezogenen Wächter, und noch mehrere dazu, freywillig wieder aufgenommen und unerſchrocken beherbergt hätten.

Nachdem wir noch eine Weile ruhig dem Feuer zugeſehen, und uns verwundert hatten, nicht mehr Getümmel auf der Straße zu hören, entfernten ſich die alte Frau und Klare.

Ich ließ den Pfarrer bey dem Küſter, um ein wenig auf die Straße hinauszugehen und zu ſehen, wie es die Leute treiben, und was ſie nun weiter vorhaben; da aber in der Nähe alles mauſeſtill war, ſo ging ich langſam nach der Gegend des nähern Brandes hin.

Statt aber allenthalben, wie ich erwartete, Gruppen von Menſchen zu finden, die über das Unheil frohlockten, oder herumſchweifende Betrunkene, die auf neues ſännen, traf ich kaum hier und da ein altes Männchen vor ſeiner Hütte an, das jammerte, oder ein paar Nachbaren, die ſtillſchweigend den rothen Himmel betrachteten. Es war gerade das Gegentheil von dem Tumulte dieſes Abends; Einſamkeit und Schweigen. Je weiter ich ging, deſto größer wurde dieſe ſchauderhafte Stille, ſo daß es mir endlich ſelbſt anfing bange zu werden, weil es ganz meiner Erwartung widerſprach, und mir das einſame Hinwandern mitten in der Nacht zwiſchen zwey himmelanſteigenden Feuersbrünſten zuletzt wie eine Zaubergeſchichte vorkam.

Voll unruhiger Gedanken über dieſe anſcheinende Ruhe kehrte ich nach dem Dorfe zurück. Was wird wohl dieſe Revoluzion aus mir und andern machen! — Noch nie war ſie mir ſo bedenklich vorgekommen, denn die Flammen dieſer Nacht warfen ein blutrothes Licht darauf.

Der Rückweg führte mich am Wirthshauſe vorbey, wo ich laut und heftig ſprechen hörte; ich ging hinein. Es war der junge Fremde, der Abgeordnete

Mengauds, der mich heute von der Haſt befreyt hatte. Er machte den Volksmännern bittere Vorwürfe, daß dieſe Nacht alles ſo ruhig und friedlich zugegangen, und die Leute ſtatt das Abbrennen der Schlöſſer als ein Freudenfeuer anzuſehen, und als das erſte Merkmahl ihrer Befreyung zu feyern, ſich zerſtreut haben, wie erſchrockene Schafe!

Sie mochten immerhin antworten, daran ſeyen ſie nicht Schuld, er habe ja ſelbſt den Auftrag von ſeinem Herrn gehabt zu wachen, daß niemand kein Leid widerfahre; er ſtampfte und fluchte: Das Schweizervolk ſey der Freyheit nicht werth! Heute Abends beym Weine haben alle noch ſo groß gethan, und jetzt verkriechen ſie ſich vor ein paar brennenden Häuſern, als wenn der jüngſte Tag vorhanden wäre! Der ganze Zweck ſey verfehlt. Wenn die Berner und übrigen Ariſtokraten der Schweiz erfahren, daß gerade das, was ſie hätte ſchrecken ſollen, eine ſo widerſinnige Wirkung auf das Volk gemacht habe, ſo werden ſie in die Fauſt lachen, und gern ihre Schlöſſer Preis geben. Wenn die, ſo Volksführer ſeyn wollen, ihre Sache nicht beſſer verſtehen, ſo werde Frankreich ſeinen unterſtützenden Arm von ihnen wegziehen, und dann mögen ſie ſehen, was aus ihnen werde!

Was ſie denn hätten machen ſollen? fragten die Erſchrockenen.

Wenigſtens nicht die Erſten ſeyn, nach Hauſe zu laufen! —

Du biſt ja auch gelaufen, murmelte einer halblaut; und die andern ſagten, ob er denn nicht gehört, wie laut viele gemurrt haben, als das Feuer angegangen?

Eben da hätten ſie ſich als Männer zeigen ſollen, erwiederte er; ſolch ein unvernünftiges Murren ſey durch kühnen Widerſtand gleich gedämpft, hingegen bey dem geringſten Merkmahle von Furcht nehme es überhand. Es habe niemand Urſache zur Unzufriedenheit; die Landvögte haben die Wohnungen ſchon ſeit mehrern Tagen geräumt, und für die allgemeine Sicherheit ſeyen die beßten Anſtalten getroffen geweſen. Man hätte daher den Unzufriedenen mit dem ähnlichen Schickſal ihrer eignen Häuſer drohen, das Volk zur lauten Freude ſtimmen, den Brand abwarten, und dann auf dieſen erſten Trümmern des Deſpotismus eine Lobrede der Freyheit halten ſollen! Das würde Muth und Feuer in die Herzen gegoſſen und ſie von Neuem entſchloſſen gemacht haben, alles für dieſes köſtlichſte Gut der Menſchen zu wagen.

Der hat ſeine Aufgabe gut gelernt, dachte ich, und ſahe die Vorſteher an, was ſie dazu ſagen wollten; aber auf ihren Mienen ſtand geſchrieben: Wir ſind arme Sünder, wir haben uns dem Teufel ergeben, und vermögen nun nichts mehr ohne ihn!

Sie entſchuldigten ſich endlich, ſo gut ſie konnten, und bathen ihn, ſie nicht zu verlaſſen; ich aber entfernte mich, aus Furcht, er möchte ſich noch an mich wenden und fragen, ob er nicht Recht habe?

An der Thüre des Pfarrhauſes fand ich eine Spottſchrift angeheftet, welche im heiligen Nahmen des Volkes (wie ſie ſelbſt ſich rühmte) abgefaßt und gegen Regierung und Geiſtlichkeit gerichtet war: Statt an unſrer wahren Aufklärung zu arbeiten, wie es eure Pflicht geweſen wäre, ſeyd ihr derſelben vielmehr im Wege geſtanden; dieſe Nacht klären wir jetzt euch auf, u. ſ. w.: dieß war der Inhalt. Ich riß den Wiſch ab, und freute mich, daß der Pfarrer nichts davon erfahren ſollte.

Ich fand ihn auf ſeinem Lehnſtuhl eingeſchlafen; der gute Mann hatte auf mich gewartet. Der Küſter war auch noch da, und las der alten Köchin das Gebeth bey gefährlichen Zeitläuften vor.

Des Morgens glaubten die ehrlichen Leute, ſie hätten uns noch zu danken, und wir hatten Mühe, ihre Geſchenke auszuſchlagen. Eine Predigt, die der fromme Pfarrer während der Theurung in den ſiebziger Jahren hatte drucken laſſen, und mir jetzt zum Andenken mitgab, nahm ich mit Achtung von ihm an; der Mann war mir in ſeiner Niedrigkeit groß erſchienen.

Wir konnten nun ſicher reiſen; es begegneten uns wenig Menſchen, und alle waren ruhig und ſtille.

Auch in den Dörfern, wo wir durchkamen, bemerkten wir nichts mehr von dem geſtrigen Ungeſtüm; keine unruhigen Haufen zogen umher, und keine rothen Köpfe guckten zu den Wirthshausfenſtern heraus. Auffallend war, wie der Fremde ſich ſchon geſtern beklagte, die entgegengeſetzte Wirkung, die man von dieſer Feuerprobe erwartet hatte, deren Folgen von dem Geſchäftsträger mehr nach der feurigen Naturart ſeiner Landsleute, als nach der ſanftern der Schweizer berechnet waren. Gerade jetzt wäre ein günſtiger Zeitpunkt geweſen, wenn ihn die Regierung ſchnell zu benutzen verſtanden hätte, die abgekühlten und noch erſchrockenen Gemüther wieder auf den Weg des Gehorſams zu bringen; aber außerdem, daß die Regierung noch mehr erſchrocken geweſen ſeyn mag, als das Volk, ſo iſt ſchnelle Ergreifung des Augenblicks ſelten ein Vorzug alter republikaniſcher Obrigkeiten; während der Zeit, da ſie ſich bedenken, und feyerlich einander ihre Bedenken eröffnen, und ſich über das angehörte Bedenken wieder bedenken, iſt die Gelegenheit ſchon über alle Berge.

Den ganzen Vormittag trafen wir keine zehen Perſonen an; es iſt ohnehin eine einſame Straße, und jetzt hielt auch noch Kälte und Schnee die Leute zurück. Ohne die Geſellſchaft der Klare wäre es eine langweilige Wanderung geweſen.

Als wir endlich um Mittag in einem Hauſe am Fuß des Berges Schafmatt, über den wir heute noch zu gehen hatten, eintraten, war das Erſte, was ich erblickte, der welſche Spion, der hinter einem Tiſche ſaß. Er erſchien wie der Wolf in der Fabel, denn ich hatte ſo eben der Klare ſeine Geſchichte mit meinem Reiſegefährten erzählt, und jetzt kaum Zeit ihr zu ſagen, das ſey er ſelbſt.

Der wird ſehen müſſen, was unter der geſtrigen Aſche glimmt, bemerkte ſie.

Er machte ein wunderliches Geſicht, als er mich ſah, und ſchien ſich zu beſinnen, ob er mich kennen wolle oder nicht; doch bald entſchloß er ſich, kam auf mich zu, und grüßte mich als einen alten Bekannten. Als er erfuhr, wo ich übernachtet, that er noch freundlicher, weil er glauben mußte, ich habe auch Theil an den nächtlichen Vorfällen genommen, wovon er jetzt die genauern Umſtände durch mich erfahren könnte; er ſuchte daher auf alle Weiſe mir beyzukommen, und fragte allen Patrioten in Baſel als ſeinen beſten Freunden nach, um mich vertraut zu machen. Ich gab ihm aber lauter einfältige Antworten, woraus er nicht klug werden konnte, und da er ſich an Klare wandte, hatte dieſe mein Betragen gegen ihn ſchon gemerkt; und ihr Beſcheid war wie der meinige.

Es machte mir Vergnügen, dieſen Kauz zu plagen; wie er aber unſre verſtellte Einfalt merkte, verwandelte ſich ſeine Zudringlichkeit nach und nach in ſtolze Kälte, welche bey einem ſolchen Menſchen immer geheimen Zorn verräth. Ich ſahe, daß er den Wirth, der wie die meiſten Wirthe ein eifriger Anhänger des Volks war, auf die Seite nahm, und heimlich mit ihm ſprach, worauf dieſer uns mit argwöhniſchen Augen anſah, und mit trockenen Worten begegnete.

Der ſchielende Kerl könnte uns doch einen Streich ſpielen, meinte Klare, wäre es auch nur uns eine doppelte Zeche zahlen zu machen. Mir ſchien es jetzt auch ſo, und ich ſann über dem Mittageſſen darauf, ihn wieder gut zu machen; er wollte es aber nicht mehr ſeyn, und gab mir kaum noch Antwort. So muß der Menſch doch wiſſen, daß ich ihn kenne, dachte ich, und fragte, ob er nicht mit wolle über den Berg?

Die Straße iſt unſicher, antwortete er.

Vor Spitzbuben iſt mir nicht bange, erwiederte ich; aber da ich, vor wohlgeſinnten Republikanern darf ich es wohl ſagen, Briefſchaften bey mir habe, ſo hat man mich vor Kundſchaftern der Regierung gewarnt, und deßhalb möchte ich gern in guter Geſellſchaft ſeyn.

Der Wirth ſahe mir ſcharf in's Auge, als wenn er mich ſelbſt für einen ſolchen hielt; und der Welſche ſagte noch nichts.

Beſonders fuhr ich fort, hat man mir einen gewiſſen Ch. bezeichnet, (hier nannte ich ſeinen urſprünglichen Nahmen, wie ich ihn von dem alten Herrn in Bremgarten erfahren, den er aber nicht mehr führt) welcher als Volksfreund herumziehe, um Volksfreunde zu fangen.

Nun war in ſeiner Miene eine klägliche Verlegenheit zu leſen; er hatte aber doch noch ſo viel Macht über ſich, ſtille zu ſchweigen, welches in jeder Art von Verwirrung das Beßte, aber auch das Schwerſte iſt.

Den kenne ich nicht, ſagte der Wirth, der eben abgerufen wurde, im Hinausgehn, und ließ uns allein.

Aber der Spion machte auch Anſtalten, ihm nachzufolgen; es thue ihm leid, ſagte er mit gefälligem Lächeln, uns nicht begleiten und die Bekanntſchaft fortſetzen zu können, er komme aber nächſtens in die Gegend von Zürich, und werde mich beſuchen, inſofern ich ihm meinen Namen mittheilen wolle.

Warum nicht? verſetzte ich; ich habe nur Einen Nahmen, und der iſt kein Geheimniß als für die Neugierde.

Er wollte gehen. — Nicht ſo! rief ich, und nannte ihn bey einem ſeiner neuen Nahmen, die ich in Bremgarten aufgeſchrieben; wir können ſo nicht ſcheiden! Ich müßte Euch für meinen Feind anſehen, wenn Ihr ſo kurz abbrächet. Laßt uns erſt ein Glas Wein auf gute Bekanntſchaft trinken — ich hielt ihm mein Glas entgegen und füllte das Seinige — und ſeyd verſichert, daß wenn Ihr nicht feindlich geſinnt von mir weggeht, Ihr auch keinen Widerſacher an mir haben ſollt; wir müſſen einander nur nicht in den Weg ſtehen, ſo iſt die Welt groß genug für beyde! Aber trauen ſollt Ihr mir, fügte ich hinzu, denn er ſah mich noch immer mißtrauiſch an.

Der

Der Mann hatte kein böſes Herz, es war nur durch ſein Gewerbe etwas verpfuſcht. Ja! ich traue Euch, ſagte er entſchloſſen, und ſetzte ſich zu mir. — Zwar noch neugieriger als vorher, aber ſeine Begierde war jetzt nicht mehr amtsgebührlich und verrätheriſch, ſie war natürliche Neigung, die zu befriedigen ich weniger Bedenken trug. Nur entdeckte ich ihm nicht, woher ich ihn ſo genau kennte, weil ich gelernt habe, daß man der Neugier nie alles ſagen muß, wenn man noch etwas gelten will.

Die Freundſchaft — eine ſaubere! — ward nun bald gemacht; er ſagte nichts mehr vom Fortgehen, ſondern hohlte noch eine Flaſche Wein, und nöthigte uns auf die verbindlichſte Art mitzutrinken. Er lud uns auf das große Feſt, wie er die Bundesbeſchwörung in Arau nannte, ein, wo er uns alles zu ſehen behülflich ſeyn wolle. Es werde viel Volk auf dieſen Tag zuſammen kommen, man laſſe es allenthalben bekannt machen, und die Eidgenöſſiſchen Geſandten ſähen es gerne, wenn eine große Anzahl theilnehmender Zuſchauer vorhanden wäre. Er beſchrieb dann der Klare eine Mahlzeit, die vor einigen Wochen unter den hohen Ehrengeſandſchaften ſtatt gehabt, und wollte uns auch die Geſundheiten, die dabey aufgebracht wurden, erzählen; ich bath ihn aber inſtändig, uns damit zu verſchonen; es iſt ein freudenleeres Gepränge mit dieſen politiſchen Geſundheiten, ſagte ich, ich glaube, daß man dabey kaum noch den Geſchmack des

Weines habe, welchen man trinkt. Er gab mir Recht, weil er mir jetzt in allem Recht gab, und erzählte von einem angeſehenen Manne, der unlängſt bey einem ähnlichen Ehrenwunſch, den er bey einem öffentlichen Mahle angebracht, ſo außer Faſſung gekommen, daß er die Hälfte vom Glas ausgegoſſen.

Die Abſicht des Spions war wirklich geweſen, ſich in die Gegend der Brandſtätte zu begeben, da er aber bereits von mir genug von den nähern Umſtänden vernommen hatte, ſo ſchlug er jetzt einen andern Weg zu einer andern geheimen Verrichtung ein, und verließ uns. Auch wir hatten hohe Zeit, bey Tage noch über den Berg zu kommen.

Als ich den Wirth um unſre Rechnung fragte, hieß es, ſie ſey ſchon berichtigt, der Herr, welcher uns ſo eben verlaſſen, habe bezahlt, mit dem Beyfügen, da er mich für einen andern angeſehen und mir dabey Unrecht gethan, ſo wolle er es auf dieſe Weiſe wieder gut machen; auch habe er einen Mann beſtellt, der uns den Weg bis auf die Höhe des Berges, der etwas irrig ſey, weiſen ſoll.

Der Wegweiſer war ein armer gleichgültiger Tropf, der aber immerdar erzählte, man mochte ihm zuhören oder nicht. Uns ſelbſt verhinderte die ſchneidende Kälte am Sprechen, die zunahm, je höher wir den Berg hinanſtiegen. Zwar beklagte ſich das Mädchen nicht, allein es war mir beſtändig bange, ſo ein feines Geſchöpf müſſe frieren; doch ſie lachte mich nur aus, und ließ ſich von unſerm Führer, zum Erwärmen wie ſie ſagte, die Mordgeſchichten erzählen, die ſchon auf dieſer Straße vorgefallen.

Ich war froh, als wir endlich die Höhe erreichten, und oben ein Bauernhaus antrafen, wo wir uns erhohlen konnten. Wir wollten hier unſern Mann verabſchieden; allein die Bauersleute riethen uns, ihn noch weiter mitzunehmen, weil der Schnee die unwegſame Gegend noch verirrlicher gemacht habe. Ihm ſelbſt war es gleichviel, zurückzukehren, zu bleiben, oder uns bis nach Arau zu folgen, wenn ich ihm nur im letzten Falle noch ein Glas Wein zahle; für ſeine Nachtherberge müſſe ich nicht beſorgt ſeyn, er kenne einen Fleiſcher daſelbſt, der ihm in ſeinem warmen Schafſtalle gern einen Platz gönnen werde. — Welch ein Nachtlager! ſagte Klare.

Der Bauer fragte uns nach dem doppelten Brande, den er in der Nacht von ſeiner Höhe hinunter geſehen. Als wir aber nicht viel davon wiſſen wollten, wandte er ſich an unſern Führer, der ihm mit der gleichen Kälte, wie er ſeine Pfeife rauchte, zur Antwort gab: die Franzoſen haben's angezündet.

Was! ſchrie der Bauer, ſind denn die Franzoſen im Lande?

Das weiß ich nicht, erwiederte jener; wenn ſie aber noch nicht da ſind, ſo werden ſie kommen, bey vielen Tauſenden werden ſie kommen, und Land und Leute zu Grunde richten! Das habe ich vom alten Bettler Klaus ſelbſt gehört, der alles vorher weiß.

Ja wenn es der alte Klaus geſagt hat, ſeufzte der Bauer, ſo iſt es leider nur zu wahr. Ich dachte, er wäre längſt geſtorben, ſo lange hat er ſich nicht mehr ſehen laſſen.

Er kömmt nur zum Vorſchein, ſagte die Frau, wenn ſich etwas Bedenkliches zuträgt, wie vor zwey Jahren, welches ich mein Lebtage nicht vergeſſen will, als er dem hochmüthigen Müller von S., der mit ſeinem Knecht auf die Muſterung ritt, ein Almoſen heiſchte; und dieſer ihm ſagte: Wenn du mir prophezeyſt, Klaus, ſo will ich dir was geben; ſo antwortete der Alte: es iſt Euch ſchon lange prophezeyt: Wer da ſtehet, der ſehe zu, daß er nicht falle! — Und Tages darauf ſtürzte der Müller im Rauſch in den geſchwellten Bach und ertrank.

Jetzt iſt er wieder im Lande, fuhr unſer Führer fort, und hat ſich vor einigen Tagen zu dem Landvogt auf W., deſſen Schloß geſtern im Rauch aufging, begeben; dieſer aber ließ ihn mit einem armen Kinde, das er bey ſich hatte, durch den Häſcher wegführen, da ſchüttelte Klaus unter dem Schloßthore ſeine Pelzmütze aus, und es ſollen glühende Funken heraus gefallen ſeyn.

Die Bauersleute erzählten nun noch manches von dieſem Bettler, woraus ſich wenigſtens zeigte, daß er ein eigner Menſch ſey. Da aber die Erzählungen immer wunderbarer und märchenhafter wurden, ſo fragte ich, um ſolchen ein Ende zu machen, den Führer, ob er ihm ſelbſt noch nichts geweiſſagt habe?

Der Stoffel bedarf keiner Weiſſagung, nahm die Bauersfrau das Wort; was geht ihn der morgende Tag an, er bekümmert ſich nicht einmahl um den heutigen! Doch hätte ihm Klaus ſagen können, was er an der Kirchweihe dem durſtigen Knechte des Untervogts geſagt hat, als dieſer fragte, ob er ihm nicht eine reiche und friſche Frau verſchaffen könnte? Schau, antwortete Klaus, dort ſtreckt eine ſchon beyde Arme nach dir aus! und wies auf den Dorfbrunnen.

Jedermann lachte; Stoffel aber trank gemüthlich ſeine Flaſche aus, und machte ein Geſicht, als ob er noch eine möchte.

Wir kamen nun auf die andre Seite des Berges, und waren vor dem kalten Winde gedeckt, ſo daß die Wanderſchaft um vieles erträglicher war. Als ich nun Klare wiederum ſo leicht und zierlich vor mir über das rauhe Gebirge hingleiten ſah, wie ein Sonnenſtrahl, der durch den Nebel zieht, ſo regten ſich von neuem Bedenklichkeiten in mir über ihren Aufenthalt in unſrer kleinen Wohnung.

Wahrhaftig, Klare, Ihr ſeyd zu vornehm, rief ich, ich darf Euch nicht nach Hauſe nehmen.

Sie lachte und ſchloß ſich an meinen Arm: die Reue iſt zu ſpät; Ihr müßt mich jetzt haben, weil Ihr mich nicht mehr mit Ehren zurückſchicken könnt! — Doch, fuhr ſie ernſthaft fort, und ließ meinen Arm fahren, damit Ihr nicht glaubet, daß bloßer Leichtſinn mich treibe, ſo hört jetzt meinen wahren Beweggrund, den ich bisher Euch zu entdecken zögerte: Es bewirbt ſich ein reicher Mann unſers Glaubens, der Wittwer iſt und drey Kinder hat, um meine Hand; ein rechtſchaffener Mann, gegen den ich nichts habe, als daß er mir nicht gefällt. Der Vater ſieht dieſe Verbindung für ein Glück an, und plagt mich deßhalb, zwar nicht mit Worten, aber mit liebreichen Blicken, in denen ſeine Wünſche zu leſen ſind. Meine ältere Schweſter aber hätte den Mann gerne für ſich; ſie ſagt zwar auch nichts, doch kann ich es nur zu deutlich merken, weil ſie immer verdrießlich wird, wenn er bey uns geweſen iſt, und roth, wenn von ihm geſprochen wird. Da ſie einige Jahre älter als er iſt, ſo mag er wohl deßwegen ſeine Augen auf mich geworfen haben, ſie würde aber gewiß ſein Glück beſſer machen. Schon oft wünſchte ich durch Abweſenheit der Zudringlichkeit des Mannes entgehen und bewirken zu können, daß er meine Schweſter vorzöge, und faßte daher, ſo bald ich Euch als einen Verwandten und ehrlichen Mann kennen lernte, den feſten Vorſatz, mich über alles andre hinwegzuſetzen, und auf einige Zeit mit Euch zu gehen. Sie hat dieß wohl gemerkt, und darum auch ſo willig zu meiner Reiſe geholfen; mündlich aber hätte ich nie mit ihr über dieſe Abtretung ſprechen dürfen; hingegen durch dieſe Entfernung verſtehen wir uns, ohne ein Wort verlieren zu müſſen. Gelingt es mir dadurch meine Schweſter glücklich zu machen, wie ſollte ich mich dieſe Winterreiſe mit einem ſo braven Vetter gereuen laſſen?

Wäre auch der Vetter nicht ſo brav, als Ihr ihn dafür anſeht, antwortete ich, ſo müßte er Eure edle Abſicht ehren. Ich glaubte, Ihr machet die Reiſe nur aus jugendlicher Neugier mit, um andre Leute und Sitten zu ſehen, oder weil es Euch in Euerm Glaubenskreiſe zu enge wäre; jetzt aber ſeyd Ihr mir doppelt willkommen!

Es war mir aber, die Wahrheit zu geſtehen, nicht ganz Ernſt; ich hätte in dieſem Augenblick eben ſo gern geſehen, wenn ſie aus pur lauterer Freundſchaft mitgekommen wäre — jedoch ich ſchämte mich bald dieſer eiteln Gedanken.

Schon lange ſchienen die Sterne, als wir in Aran eintrafen; Klare war müde und hing an meinem Arme, Stoffel, nachdem er uns in den Gaſthof begleitet, wollte nun ſein Nachtlager ſuchen, aber das Mädchen konnte nicht zugeben, daß jemand ihrentwegen in einem Schafſtalle übernachte, und hieß ihn da bleiben.

Die Wirthin ſetzte ſich zu uns auf eine Bank, und da ſie von dem dummen Stoffel, der doch alle unſre Geſpräche unterwegs hören konnte, weiter nichts erfahren hatte, als wir wären Eheleute, ſo fing ſie jetzt an zu fragen, woher wir kämen? Kaum hatte ſie aber vernommen, daß wir von Baſel kommen, ſo vergaß ſie alle übrigen Fragen, und erkundigte ſich angelegentlichſt nach dem geſtrigen Brande und den abſcheulichen Mordthaten, ſo dabey verübt worden.

An einem andern Tiſche ſaßen fünf oder ſechs Männer, die zum Gefolge der hier anweſenden Geſandtſchaften gehörten, ſogenannte Standesreuter und Landwaibel, ein trotziges Geſchlecht, das man vormahls bey allen Tagſatzungen und Auftritten kennen lernen konnte: dieſe hörten die Fragen der Wirthin und wurden auch aufmerkſam.

Meine Antwort war, daß zwey landvögtliche Schlößer abgebrannt worden, mir aber keine Mordthaten bekannt ſeyen, ob ich gleich ziemlich nahe dabey geweſen.

Das wäre zu wünſchen, ſagte die Wirthin mit Achſelzucken; man will aber hier ſichere Nachricht haben, daß der Landvogt zu F. von den Bauern in ſein Audienzzimmer eingeſperrt und verbrannt worden ſey.

Gott bewahre! antwortete ich; es iſt gewiß Niemand Leid geſchehen, als daß die Gebände abgebrannt wurden, welches ja ſchon ſchlimm genug iſt.

Iſt denn das auch nicht wahr, guter Freund, rief einer der Reuter, daß des Landvogts Tochter von den Weibern ſo übel mißhandelt worden, daß ſie dabey um ein Auge gekommen?

Nein, ſo viel ich weiß, ſagte ich ganz kalt.

Das mag wohl auch einer von der Brüderſchaft ſeyn, bemerkte ein andrer.

Ich ſag ihm aber, erwiederte der erſte, es iſt beydes nur zu wahr; wir müſſen es wohl beſſer wiſſen als Er!

Nun, wer es beſſer weiß, der braucht mich nicht zu fragen.

Der Standesreuter ſah mich verächtlich an von oben bis unten, und beſann ſich auf Gegenantwort. Die Wirthin aber, vermuthlich um mir einen Wink zum Schweigen zu geben, fiel geſchwinde ein: Dieſe Herren haben ihre Nachricht von den Herren Ehrengeſandten.

Vielleicht ſind dieſe Herren Ehrengeſandten falſch berichtet worden, gab ich zur Antwort.

Da fuhren ſie alle vom Tiſch auf, und machten großes Weſen daraus, und behaupteten zuletzt, ich hätte geſagt, die Geſandten haben ſie, die Waibel falſch berichtet, und folglich dieſe Nachricht erſonnen.

Ihro Gnaden und Weisheit wird kein Lügner ſeyn wollen! rief der Eine. — Mein Schwager, der Landamman, auch nicht! drohte der Andre.

Ich konnte mich nicht rechtfertigen, denn ſie ließen mich nicht zu Worten kommen, ſchimpften und tobten; man müſſe mich feſtmachen, ſchrien ſie, ich gehöre auch zu den Rebellen, es ſey gut, daß man einmahl einen habe.

Klare und die Wirthin ſtanden vor mich hin, ſonſt hätten ſie mich gleich gepackt; wer weiß aber, wie es mir ungeachtet dieſes weiblichen Schutzes noch ergangen wäre, wenn ſich nicht plötzlich eine Stimme erhoben hätte: Nur nicht ſo wild, ihr Leute, ihr thut dem Manne Unrecht!

Es war ein franzöſiſcher Huſar vom Gefolge des Geſchäftsträgers, der mit einem andern beym Ofen geſeſſen hatte, und ſich nun zudrängte. Er ſprach deutſch; ich bin unparteyiſch, fuhr er fort, und habe gehört was der Mann da geſagt hat. Er wiederhohlte nun meine Rede, und fügte hinzu: Er hat Recht, eure Herrſchaften ſind falſch berichtet, und es iſt wahrhaftig nicht das erſte Mahl, daß ſie es ſind.

Der, welcher ſich der Ehre ſeines gnädigen Herrn ſo laut angenommen, ſetzte ſich wieder an den Tiſch; die andern aber murrten noch, und man las in ihren Augen den Wunſch, den Huſaren in ihrem Lande zu haben, und ihm ihre Unfehlbarkeit begreiflich zu machen. Er achtete aber nicht darauf, nahte ſich ganz höflich der Klare, neben welcher ein Licht ſtand, und ſteckte „mit ihrer Erlaubniß“ ruhig ſeine Pfeife an.

Um mich ſeines Beyſtandes nicht unwürdig zu zeigen, und zu verſuchen, ob Q. in Baſel Recht gehabt, daß mich der Brief an den franzöſiſchen Miniſter zu einer unverletzlichen Perſon mache, zog ich ſolchen (ich hatte die Hand ſchon vorhin darnach in die Taſche geſteckt) hervor, und bath den Huſaren, mir Anleitung zu geben, wie ich ihn ſeinem Herrn am beßten überreichen könnte? Er ſahe die Umſtehenden an; und dieſe, wie Kinder, wenn der Schulmeiſter erſcheint, zögen ſich ſtill auf ihre Plätze zurück, als wenn nichts vorgefallen wäre. Dann wollte er mich ſogleich zum Bürger Miniſter hinführen, in der Hoffnung, wie er ſagte, dieſe Herren da werden mir nichts in den Weg legen. Ich bath mir aber Zeit bis morgen aus.

Er rief nun ſeinem Kameraden, ſie ſetzten ſich mit ihrem Weine zu uns hin, und wir mußten mittrinken. Auch die Wirthin blieb bey uns ſitzen, und ich erzählte ihnen jetzt, was ich von den geſtrigen Auftritten wußte, mit Vorſicht jedoch und ohne ihnen Beyfall zu geben, wenn ſie dieſe Auftritte billigen wollten. Ihr ſeyd Kriegsleute, ſagte ich, und manches dünkt Euch luſtig, was uns andern Schrecken einjagt.

Auch dieß, hoffte ich, ſollte meine Widerſacher am andern Tiſche zur Verſöhnlichkeit ſtimmen.

Es war das erſte Mahl, daß wir Huſaren um uns hatten, und wir konnten, wiewohl ſie manierlich waren, nicht ganz unbefangen mit ihnen ſeyn; wir wagten es daher nicht, ihnen den Irrthum zu benehmen, wenn ſie Klare für meine Frau hielten; ich beſorgte, ſie würden zu frey werden, wenn ſie unſer wahres Verhältniß erführen, und dieß mochte wohl auch ſie befürchten. Beſonders fiel mir aber auf, daß ſie das Mädchen von Zeit zu Zeit ſehr aufmerkſam anſahen, und dann franzöſiſch zuſammen ſprachen, (der Eine konnte ohnehin nicht viel deutſch) worüber Klare verlegen wurde, aber nicht merken ließ, daß ſie es verſtände.

Endlich ſagte der Deutſche, wir möchten es nicht übel nehmen, daß ſie heimlich mit einander geſprochen; ſie haben einen Kameraden beym Regimente, welcher der Madam hier ſo auffallend ähnlich ſey, daß ihr nichts als die Kleidung fehle, um für ihn gehalten zu werden. Auf nähere Erkundigung kam es nun bald heraus, daß dieſer Kamerad der Bruder von Klare ſey, der, wie ich oben erwähnt, Dienſte genommen. Nun war die Freude der Huſaren groß, und die Seitenblicke auf den Tiſch der Standesreuter und Waibel ſo ſcharf, daß dieſe für gut fanden, nach und nach das Feld zu räumen; welches den Kriegsmännern mehr Spaß machte, als mir ſelbſt, weil ſich dadurch bey jenen nur wieder neuer Groll gegen mich erzeugen mußte.

Wiewohl ich noch niemahls mit Huſaren Umgang gehabt, ſo bildete ich mir doch ein, in dieſen Zweyen die ganze Geſammtſchaft kennen zu lernen. Nicht nur die Manier, Großthaten zu erzählen, wie ſie uns von der Klare Bruder auftiſchten; nicht nur der ernſte Feindesblick auf widerwärtige Landwaibel ſchnell mit

Artigthuerey gegen hübſche Mädchen abwechſelnd; nicht nur der Anſtand in der Stellung, den ihnen die knappe Kleidung gibt, oder das ſtolz empfundene Gewicht des Säbels, und dergleichen Oberflächlichkeiten müſſen den Meiſten gemein ſeyn; ſondern ich glaubte auch im innern Gange der Denkungsart ſelbſt Spuren und Einwirkungen der äußern Umgebungen zu bemerken; und gleichwie die Ideen des Schneiders ſpitz und leicht ſind, wie ſeine Nadel, und die des Schuſters zähe wie ſein Pech, ſo däuchte es mir, in dem Ideengange der Huſaren etwas klirrendes und raſſelndes zu finden, wie ihr Zeug iſt.

Nachdem ſie uns verlaſſen hatten, ſetzten wir uns an des Wirths Tiſch zum Nachteſſen, und wurden auch da wieder als Eheleute behandelt, und zwar mit ſolcher Zweifelloſigkeit, daß wir aus falſcher Scham es nunmehr für zu ſpät hielten, die Wahrheit zu ſagen, und uns ſogar ſcheuten, einander anzureden, um das Geheimniß nicht zu verrathen. Dieß hatte aber zur Folge, was ich anfing voraus zu ſehen; denn als wir vom Tiſch aufſtanden, leuchtete uns die Magd in eine Kammer, wo ſich ein einziges großes Bett befand, und verließ uns gleich wieder.

Wir ſahen einander an. Nun Madam? ſagte ich mit dem Tone und der Artigkeit des Huſaren. — Es war die erſte mißvergnügte Miene, die ich an ihr bemerkte: ich gehe hinunter und laſſe mir ein andres Zimmer weiſen, ſagte ſie.

Das war auch in allem Ernſte mein Vorſatz; allein es lag in der Verzögerung ein Scherz, den ich nicht ſo geſchwinde abbrechen konnte. Es iſt ja kein leeres Zimmer mehr im Hauſe, entgegnete ich; habt Ihr nicht gehört, daß der Wirth wegen Mangel an Platz zwey Parteyen abgewieſen hat?

So bleibe ich in der Wirthsſtube, verſetzte ſie.

Da ſind Fuhrleute; und vielleicht kommen die Waibel wieder, wenn ſie merken, daß die Huſaren fort ſind.

Sie ging ängſtlich im Zimmer auf und nieder. Ich ſetzte mich an den Tiſch, und fing an die Orte, wo wir durchgekommen waren, aufzuzeichnen. Das iſt ein widerwärtiger Zufall! ſagte ich.

In der Verlegenheit öffnete ſie eine Seitenthür, warf ſie aber mit Schrecken wieder zu, und ſchob den Riegel vor, als die Stimme eines Erwachenden ihr entgegen rief; Wer iſt da? — Helft mir doch, lieber Freund! ſagte ſie leiſe, indem ſie auf mich zukam und meine Hand ergriff; ach Gott! das iſt die Strafe für meine dumme Zurückhaltung!

Ihre unſchuldige Angſt und zutrauliche Verwirrung rührte mich; was ſollt ich thun? Es hält oft ſchwer, einem Scherz ein Ende zu machen, den man nicht hätte anfangen ſollen. Ich ſtand auf und führte ſie zum Bette hin: Du biſt müde, liebe Klare, lege dich nur unbeſorgt ſchlafen, es ſoll dir nichts Böſe widerfahren! ich will mir noch ein Licht geben laſſen, und hier am Tiſche wachen.

In der kalten Kammer? erwiederte ſie; das kann ich nicht zugeben; eher ſoll ich es thun, es iſt meine Schuld, ich hätte nicht ſchweigen ſollen! Sie ſaß auf das Bett nieder und weinte. Ich ſetzte mich neben ſie, und ſuchte ſie zu beruhigen: Wenn mich Klare hier nicht gerne ſieht, ſo gehe ich hinunter und bleibe in der Wirthsſtube; es iſt nicht das erſte Mahl, daß ich auf einer Bank ſchlafe, das harte Lager wird mich weich dünken, wenn ich nur weiß, daß meine Freundin dadurch beruhigt iſt. Aber dann wird man uns morgen zum Beßten haben.

Sie antwortete nichts, ſah nach der Thür hin und ſeufzte. Schweigend blieb auch ich eine Zeitlang neben ihr, es war nicht leicht wegzukommen; ſo viel Reiz der Anmuth und ſo viel achtunggebietende Jungfräulichkeit! — Doch ich ermannte mich; es iſt Zeit, daß wir uns trennen, ſagte ich, ruhe ſanft und friedlich, liebes Kind! Bin ich jetzt nicht mehr dein Mann, wie vor den Leuten, ſo möchte ich doch dein Bruder ſeyn; einen ſchweſterlichen Abſchiedskuß wirſt du mir nicht verweigern. Ich umſchlang und küßte ſie.

Sie ſenkte ihren Kopf vertraulich auf meine Schulter: Ach um meinetwillen ſoll mein Bruder die ganze Nacht in der garſtigen Wirthsſtube bleiben! Ich werde kein Auge ſchließen können.

Ein Pochen an der Thür machte unſrer ſonderbaren Lage ein Ende. Klare ſetzte ſich ſchnell zum Tiſche, nahm meine Schreibtafel vor ſich, und ich — machte auf. Es war eine Magd vom Hauſe; ſo eben, ſagte ſie, ſey eine Baſe der Wirthin mit dem Poſtwagen angekommen, und da ſonſt nirgends Platz mehr ſey, ſo möchten wir geſtatten, daß ihr noch ein Bett in unſerm Zimmer bereitet würde.

Mit vielen Freuden! rief Klare ſogleich; kann ich was helfen? Und ſprang mit der Magd hinaus.

Geſchwinde wurden nun Anſtalten zu der neuen Schlafſtelle gemacht. Ich legte mich unterdeſſen ans Fenſter, und ſuchte an dem kalten Monde, den ich bisher nicht wahrgenommen, das Licht meiner Vernunft anzuzünden, und war über dieſen Verſuch bald eingeſchlafen, als mich Klare freudig auf den Rücken ſchlug: Du ſchläfſt nun in dem neuen Bette, und wir beyſammen!

Ich ſah mich um; das Wir galt die fremde Jungfer, die Arm in Arm neben ihr ſtand, und mit dem Du hatte ich meine Anweiſung bekommen.

Ich wußte ihr Dank für ihre Klugheit.

Des Morgens noch vor Tage, nachdem die beyden Mädchen ſchon lange zuſammen geflüſtert hatten, erſcholl endlich eine laute Stimme aus dem weiblichen Bette: Der gute Freund möchte aufſtehen, damit man ein gleiches thun könne. — Ich gab keine Antwort; worauf ſie wieder zuſammen flüſterten und wiſperten, als wenn ſie einander ſchon Jahre lang kennten. Als aber der Befehl noch einmahl kam und mit Drohungen wiederhohlt wurde, fand ich für beſſer zu gehorchen, machte ein Licht, und nachdem ich den Vorhang weggeſchoben und den beyden niedlichen Köpfen einen guten Tag gewünſcht hatte, ging ich hinunter.

Die Wirthin ſaß mit ihrem Manne beym Frühſtück, und entſchuldigte ſich wegen der nächtlichen Beunruhigung; da ich es aber der Klare überlaſſen wollte, unſer Geheimniß zu offenbaren, und nicht wiſſen konnte, wie viel ſie der fremden Jungfer ſchon anvertraut, ſo wich ich die weitern Fragen dieſer Frau aus. Der Wirth, ein Männchen von weichlicher Lebhaftigkeit, der ſich für einen Gelehrten hielt, und allenthalben Romane und Schauſpiele um ſich her liegen hatte, und gern ſeine Reden im Munde führte, fing an von dem Streite mit den Geſandſchaftsreutern zu ſprechen, und verſicherte mich, er ſelbſt habe den Huſaren, er nannte ihn einen galliſchen Ritter, heimlich aufgefordert, den Fehdehandſchuh für mich hinzuwerfen, weil er befürchten müſſen, es möchte mir und dem Fräulein im Kampfe mit jenen Sarazenen übel gehen; ſie bilden ſich mehr ein als ihre Gebiether, und nennen jetzt alles Aufrührer, was nur die Miene mache, nicht ihrer Meinung zu ſeyn; der Vorfall habe ſie in Wuth geſezt, er fürchte, ſie werden in einem Hinterhalte auf mich lauern.

Man ſieht ſie wohl nicht gerne hier? fragte ich.

Man ſieht nicht einmahl die Herren gern, raunte er mir heimlich in's Ohr, obgleich Niemand da war, als ſeine Frau.

Es iſt unglücklich, daß man in Revoluzionszeiten, gleich für etwas gelten muß, wenn man noch ſo gerne nichts wäre! Der Wirth ſah mich mit ſelbſtgeſchaffener Ueberzeugung für einen Unzufriedenen, für einen vollſtändigen Patrioten an, und gab ſich mir auch als ſolchen zu erkennen. Er ſchloß aus meiner Ausſprache, ich müſſe zu den Seehelden, wie er einen Theil meiner Landsleute witzelnd nannte, gehören, und konnte meinen Einfall mit dem vorgeblichen Brief an den Geſchäftsträger nicht genug loben; es wäre nicht jeder ſo geſchwind auf dieſe Kriegsliſt verfallen, meinte er.

Als ich ihn aber verſicherte, daß es keine bloſe Liſt geweſen, ſondern daß ich wirklich ein ſolches Schreiben zu übergeben habe, beſtärkte das noch ſein Zutrauen, und ich mußte nun alles anhören, was in Arau über langſame Verhandlungen und halbe Maßnahmen ausgeſprochen und geſpottet wurde. Ich erſtaunte, daß ſelbſt hier, wo die Väter des Vaterlandes zur Erhaltung der Ordnung verſammelt waren, eine ſo ungebundene Denkungsart herrſchte. Wenn es in der Reſidenz ſelbſt brennt, ſagte der Wirth, wie will Sereniſſimus an den Grenzen löſchen!

Von dem Bundesfeſte, das übermorgen vor ſich gehen ſoll, meinte er weiter, verſpreche man ſich doppelten Gewinn: Geld für die Gaſtwirthe, und den Abzug der Fürſten und Herren, worauf man ſchon lange warte, um dann andre Ritterſpiele zu beginnen. — Er betheuerte, daß dieß der herrſchende Ton in Arau ſey, ich möchte nur ein paar Tage hier Waffenruhe halten, um es ſelbſt zu erfahren; die Feder ſey ſchon auserſehen, welche die Freyheit bezeichnen, und die goldene Bulle ſchon geſchrieben, die ſie der Stadt zuſichern ſoll.

Ich wollte ihn wegen ſeiner Offenherzigkeit gegen einen Unbekannten, wie mich, warnen, er verſicherte aber, indem er mir auf die Schulter klopfte, daß er wohl wiſſe, mit wem er rede, und was die Klugheit gebiethe.

Die Mädchen kamen herunter. Aus der Anrede und dem Benehmen der Klare merkte ich bald, daß unſer Geheimniß noch nicht verrathen, und ſie es auch nicht zu verrathen geſinnet ſey, ob ſie gleich von dem Wirth einige unfeine Scherze wegen der nächtlichen Trennung anhören mußte. Ich wollte wiſſen, was ſie denn des Morgens frühe ſo viel zu flüſtern gehabt hätten, bekam aber zum Beſcheid, wer leiſe ſpreche, wolle nicht in der Ferne vernommen ſeyn. Der Wirth, der über alles Erläuterung gab, behauptete: keine Bündniſſe ſeyen eher geſtiftet, als die, welche junge Frauenzimmer unter den Fittigen der Nacht abſchließen.

Bald kam auch der Huſar, der mich zum Geſchäftsträger hinführen ſollte; ſein Herr erwarte mich, ſagte er, er ſey ſchon von dem geſtrigen Vorfall unterrichtet, und habe verſprochen, mir einen Schutzbrief zuzuſtellen, daß ſich weder Herren noch Knechte an mir vergreifen dürfen. Ich hielt dieſen Schutzbrief für einen Einfall des Huſaren, und lachte darüber.

Der Geſchäftsträger war noch halbnackt und badete ſeine Füße. Als ich ihm meinen Brief im Nahmen der Eintrachtsgeſellſchaft in Baſel überreichte, warf er ihn ungeleſen auf den Tiſch, und erwartete was ich weiter ſagen wollte. Ich ſagte aber nichts. Da fragte er in gebrochenem Deutſch, ob ich eine Gefälligkeit von ihm verlange? Ich antwortete, daß ich keinen andern Auftrag habe, als ihm den Brief zu überreichen. Er nahm ihn etwas verdrießlich wieder vom Tiſch auf, und überſah ihn mit vieler Zerſtreuung, indeſſen ihm ein Mädchen, mit welchem er muthwillig ſcherzte, die Füße abtrocknete.

Aber da ſteht ja kein Wort von ihm? ſagte er.

Ich bin nur der Bothe, Bürger Miniſter —

So hatte mir der Huſar geſagt, daß ich ihn nennen müſſe.

Iſt Er denn kein verfolgter Patriot?

Nein.

Iſt Er denn nicht der Mann, fuhr er fort, indem er aufſtand, der geſtern dieſes Briefes wegen mit den Leuten der Geſandten Händel bekommen?

Ja mit einigen Standesreutern habe ich geſtern Verdruß gehabt.

Hat Er ſich denn nicht vor drey Jahren bey den Unruhen in ſeinem Kantone flüchten müſſen, und möchte jetzt durch meine Mitwirkung wieder heimkehren?

Ich nicht, gab ich zur Antwort, denn ſeit drey Jahren bin ich nie aus meinem Lande herausgekommen.

Was haben mir denn die verfluchten Huſaren wieder für Lügen erzählt! rief er.

Als ich ſeine Ungeduld ſah, zeigte ich ihm mit kurzen Worten an, daß ich von den Vaterlandsfreunden in Meilen an die in Baſel Briefe zu überbringen gehabt; daß mich letztere nun wieder mit einem Briefe an ihn beauftragt; und daß ich begierig geweſen, den Mann zu ſehen, der ſo wichtige Veränderungen in meinem Vaterlande bewirkte.

Ich bewirke keine Veränderungen, ſagte er mit lächelnder Eitelkeit, das müßt ihr ſelbſt thun; ich bin nur da zur Unterſtützung der Bedrängten. — Aber erzähl' Er mir einmahl, was hat er denn geſtern mit den Schurken gehabt?

Nachdem ich ihm den ganzen Vorfall ſo gelind als möglich berichtet hatte, machte er gleichwohl viel Weſens davon, und behauptete, die Leute haben mich nur deßwegen beſchimpfen wollen, weil ich einen Brief für ihn gehabt, und ſie dazu von ihren Herren beſtellt ſeyen.

Ich mochte ihm vorſtellen ſo viel ich wollte, daß die Waibel dieß nicht haben wiſſen können, er blieb dabey, das werde er nicht liegen laſſen; und beſtand darauf, ich müſſe eine Klagſchrift eingeben, oder er wolle eine aufſetzen laſſen, die ich unterſchreiben könne; und dann werde er mir einen Sicherheitsbrief zuſtellen, der mich vor ähnlichen Beſchimpfungen ſchützen ſolle.

Dieſer Schutz war viel zu vornehm, als daß er mich Unbekannten allein zum Augenmerke haben konnte; ich lehnte deßwegen die ganze Gnade als unnöthig von mir ab, weil ich nun geraden Weges nach Haus gehe, wo mir niemand etwas thun werde. Womit er aber nicht zufrieden ſchien, denn er ſtampfte mit dem Fuß und ſagte: mit Euch Schweizern iſt auch gar nichts anzufangen!

Dennoch ward er bald wieder leutſelig, oder vielmehr ungezwungen und freundlich, und ſpielte mitunter ſo natürlich auf dem Tone der Gleichheit, daß ich wohl begriff, wie meine Landsleute, die das ſo wenig zu hören bekommen, ſo gerne darnach tanzen. Er both mir von ſeinem Frühſtücke Wein und Zuckerbrot an, und trank auf die Geſundheit meiner Vaterlandsfreunde; ich ſolle ſie des Schutzes der großen Republik verſichern, und ihnen ſagen, ſie möchten es mit ihren Schlößern auch bald machen, wie die Bauern von Baſel!

Es kam ein Sekretär mit Geſchäften, worauf er mir den Abſchied gab, und mich Nachmittag wieder kommen hieß, die Schriften abzuhohlen.

Was für Schriften? ich hatte doch deutlich genung zu verſtehen gegeben, daß ich keine wollte! ſagte ich bey mir ſelbſt. Große Herren glauben aber manchmahl, unſre Weigerung dürfe nur überhört werden um zu verſchwinden. — Nein, ich hatte ihn genung geſehen, dieſen Engel der Zwietracht, und weder ſeinen hohen Ton bewundert, noch ſeine leichtſinnige Vertraulichkeit lieb gewonnen; ein Geiſt der Gemeinheit reckte die Ohren aus ſeiner ganzen Natur hervor, der mich nicht anzog.

Kaum betrat ich wieder meine Herberge, ſo kam mir der Wirth geheimnißvoll mit der Anzeige entgegen, daß ein Bedienter von der Berner Geſandtſchaft da geweſen, ihm warnende Kunde zu geben, daß er verdächtige Leute beherberge, mit dem Bedeuten, er ſoll machen, daß ſie heute noch wegkommen; auf ſeine Frage, wer denn dieſe gefährlichen Pilgrimme ſeyen, habe er zur Antwort erhalten: der Mann und die Frau, welche geſtern mit den Reutern Händel gehabt.

Da haben wir's jetzt; habe ich nicht geſagt, Ihr werdet noch eine Fehde mit ihnen bekommen?

Dieſe unverhörende Gewalt verdroß mich. Als wir noch darüber ſprachen, kamen mehrere Huſaren mit denen von geſtern zu uns, die der Schweſter ihres Kameraden die Aufwartung machen wollten, und uns mit ſoldatiſcher Höflichkeit, die ein Gemiſch von kecker Zudringlichkeit und verſtellter Ehrerbietung war, zu einem Tanzfeſt einluden, das dieſen Abend gehalten werden ſollte.

Da ich die ängſtliche Verlegenheit der Klare über dieſe Einladung wahrnahm, ſo ſchützte ich unſre Abreiſe vor, wobey ſie es nach einigen gegenſeitigen verbindlichen Reden bewenden ließen. Der Wirth aber hatte keine Ruhe, bis er, ungeachtet meiner abrathenden Winke, den Huſaren von der Bothſchaft, die er ſo eben meinentwegen erhalten, erzählen konnte. Das hatte zwar die gute Wirkung, daß ſie von dem Tanze und ihren Schönen zu ſprechen aufhörten, aber ſie fingen dagegen an, auf alles was einen geſandtſchaftlichen Athem hatte, unbarmherzig zu ſchimpfen, und behaupteten, ich müſſe nun zum Trotze hier bleiben, der Miniſter werde mich gewiß nicht ſtecken laſſen.

Eine ſeltſame Lage worin ich mich befand! Von den Geſandten als Landſtreicher verwieſen, vom franzöſiſchen Miniſter gegen ſie in Schutz genommen und zu einem Werkzeuge der Ungerechtigkeit beſtimmt, von den Standesreutern verfolgt, und von Huſaren zu einem Ball eingeladen; was ſollt ich wählen?

Wir wollen fort! ſagte Klare mehr als Einmahl; und gut wäre es geweſen, wenn ich ihr gefolgt hätte. Aber das unverdiente Geboth der Oberherren mich wegzubegeben, ſtellte ſich mir als ein feindliches Ungeheuer in den Weg, das ich willkührlichen Zwang nannte, und mit den Waffen meiner Aufrichtigkeit bekämpfen zu müſſen glaubte. — Sie ſollen mich doch anhören, bevor ſie mich richten; wie können ſie wähnen, daß die Wahrheit im Munde ihrer Waibel beſtehe! So dachte ich, und ging nach der Wohnung der landesherrlichen Geſandtſchaft hin.

Wenn der Geiſt der Empörung ſein Gift über ein Land aushaucht, wie ſchwer iſt es ſich unbefleckt zu erhalten! Ich hatte zwar nichts böſes im Sinne, und doch fühlte ich unterweges, daß ich mir eine unſchickliche Wichtigkeit gegen die rechtmäßige Landesobrigkeit gebe, die mir Entfernung zu gebiethen Gewalt habe, und daß Gehorſam beſſer ſey, als unberufene Rechtfertigung. Deſſen ungeachtet ging ich meinem Vorſatze nach.

Ich bin kein Anhänger irgend einer Vereinigung oder Brüderſchaft, dachte ich, ich mag es täglich weniger ſeyn, und will mich auch von dem Scheine loszumachen ſuchen! Der alte Geſetzgeber hatte zwar nicht Unrecht, der wollte, daß bey innerem Zwieſpalt des Vaterlandes jeder eine Partey ergreifen müſſe; pfui des kalten Zuſchauers! Aber ein thätliches Parteynehmen koſtet denn doch ſo viel Verläugnung der Vernunft, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn der Antheil oft im umgekehrten Verhältniſſe mit der ruhigen Betrachtung ſteht, und wenn mancher, der auch die eine Partey ſchon für die beßre anerkannt hat, von der geheimen Staatsunklugheit der Führer, oder der blinden Tollheit der Geführten zurückgeſchreckt, ſeine innre Selbſtſtändigkeit nicht ſo geſchwind dahin geben will, und darum mißkannt wird.

Es waren zwey Standeswaibel in dem Vorzimmer, von welchen ich einen von geſtern her kannte, der mich mit großen Augen anſah, ehe er mich ankündigte. Bald kam ein junger Herr zum Vorſchein, der mich hart anfuhr, warum ich dem Befehl mich wegzupacken kein Genügen leiſte, und es noch wagen dürfe, mich hier im Hauſe ſehen zu laſſen! Auf meine Antwort, daß ich ein gutes Gewiſſen habe und mich rechtfertigen wolle, entgegnete er, man habe jetzt nicht Zeit mir Gehör zu geben; und der Waibel that hinzu, es ſey ein Mitglied der Geſandſchaft von Zürich drinnen, das um meinetwillen nicht fortgehen werde.

Deſto beſſer, ſagte ich, ſo kann ich mich vor meiner eignen Obrigkeit verantworten.

Ob ich denn aus dem Kanton Zürich ſey, man habe doch geſagt, ich komme von Baſel? fragte der junge Herr, und ging wieder ins Zimmer, ohne meine Antwort wiſſen zu wollen.

Nun behaupteten die Waibel, ich bekomme keinen weitern Zutritt und müſſe weggehen; ich aber vermeinte, dazu hätte eine beſtimmtere Weiſung gehört. Wir wurden ziemlich laut, als der Herr wieder herauskam und mich vortreten hieß.

Zwey bejahrte ehrwürdige Männer waren da, von denen der eine ſogleich, wiewohl auf eine milde Art, anfing mich zu fragen, wer ich ſey, woher ich komme und dergleichen. Ich merkte, daß der junge Herr alles nachſchrieb, und daß meine hochgeſinnte Rechtfertigung ſich in ein demüthiges Verhör verwandle; welches mich ſehr herunterſtimmte, um ſo viel mehr, da ich nur antworten ſollte, was man mich fragte. Zwar wußte der kluge Mann ſehr gut zu fragen, aber er that es nach einer falſchen Vorausſetzung, wodurch ich immer mehr den Anſtrich eines armen Sünders bekam, ſo daß ich mir zuletzt nur noch durch Lüge oder eine niedrige Beichte ohne Verdienſt hätte helfen können.

Als daher die Fragen mir immer näher auf den Leib gingen, und ich anfing in Verlegenheit zu gerathen, (denn nie iſt es ſchwerer ſich zu benehmen, als wenn man ein entehrendes Vorurtheil von ſich ablehnen will, und keinen Glauben in den Mienen der Umſtehenden findet) ſo gab ich auf eine wiederhohlte Frage gar keine Antwort mehr, und über mein Schweigen zu Rede geſtellt, ſagte ich: Wenn ich über etwas angeklagt ſey, ſo wolle ich mich gerne verantworten; allein da ich nicht dazu beſchieden worden, ſondern freywillig gekommen ſey, um den Verdacht eines lichtſcheuen Wandels abzulehnen, und den Herren Ehrengeſandten zu erklären, daß es meine Schuld nicht ſeyn werde, wenn ſie wegen meiner Verweiſung aus der Stadt mit dem franzöſiſchen Miniſter Verdruß bekommen, indem . . . .

Hier wurde ich mit Unwillen unterbrochen, und ſahe deutlich, daß die Herren gar nichts, weder Gutes noch Böſes, von dem Miniſter hören wollten, und mir nun noch mehr mißtrauten, als zuvor. Zwar hatte es mit dem Verhör ein Ende, allein ihm folgte jetzt eine Zurechtweiſung über meinen Trotz, meine verdächtigen Schritte, und die Undankbarkeit der Landleute überhaupt; welches alles ſtark und gut geſagt war, im Grund aber auf meine Geſinnungen gar nicht paßte, ſo daß ich mich einmahl des Lächelns nicht enthalten konnte, wodurch der Berner Geſandte, ein feuriger alter Kopf, bewogen wurde, nachdem er dem andern Herrn vorher für ſeine Rede gedankt, und gewünſcht hatte, daß alle ihre ſchlechten Leute ſie gehört hätten, mich mit Heftigkeit zu entlaſſen, mit der Warnung: Man kenne die Unruhſtifter alle!

Die Treppe hinunter rief mir einer der Reuter, der vermuthlich an der Thüre gehorcht hatte, ſpottend nach: Was gilts, du gehſt jetzt!

So weit hatte ich es mit meiner Rechthaberey gebracht, daß ich von den Obern verkannt und von den Untern verſpottet wurde, ja ſogar befürchten mußte, den Frieden meines bürgerlichen Lebens getrübt zu haben; und, was das Schlimmſte iſt, mir in dieſen Momenten des Kleinmuths noch ſelbſt verächtlich und naſeweis vorkam, wie es geht, wenn allzugroßes Vertrauen auf eigne Kraft uns mißleitet hat.

Wir eilten die Mittagsſtunde zu benutzen, wenn keine Huſaren und Waibel im Wirthshauſe wären, um aus dieſem Orte der Verwirrung wegzuſchleichen, wo einerſeits böſer Wille ſich hinter ſchönen Worten verſteckte, anderſeits gelähmte Kraft ſich mit gutem Willen zu helfen ſuchte, als noch der junge Mann mit dem großen Säbel mich aufzuſuchen kam, der vorgeſtern Nachts die Brandoperation geleitet hatte. Er nahm mich auf die Seite und ſagte, der Geſchäftsträger ſey im Falle ſchnell nach Hüningen zu reiſen, und könne mich nicht mehr ſehen, ſo ſchicke er mir den verſprochenen Schutzbrief zu meiner Sicherheit, und verſpreche mir dergleichen noch mehrere, auf den erſten Wink, für meine Freunde zu geben; zugleich habe er die Klage, welche ich heute gegen die Geſandtſchaften gemacht, ſchriftlich aufſetzen laſſen und ſende ſie mir zur Unterſchrift. —

Wenn ich jemahls einen Menſchen zum Teufel hätte ſchicken mögen, ſo wäre es dieſer mit ſeinen Schutz- und Klagebriefen geweſen! Ich antwortete ihm, der Miniſter müſſe mich unrecht verſtanden haben, indem ich gegen niemand geklagt, ſondern ihm nur auf ſein Verlangen den Verlauf mit den Reutern erzählt habe; ich könne daher auch nichts von dieſer Art unterſchreiben. — Dabey blieb ich, ob er gleich alle Mühe anwandte, mich zu überreden. Hingegen ließ ich mir aus Schwachheit, Neugier oder Leichtſinn — wer kennt die Beweggründe ſeiner Handlungen alle! — den Schirmbrief aufſchwatzen, worin mir als einem ungerechter Weiſe Verfolgten, der franzöſiſche unmittelbare Schutz zugeſichert, und jedermann als ein Feind der großen Republik erklärt wurde, der ſich an meiner Perſon oder meinem Eigenthum vergriffe.

Das freut mich, ſagte ich, indem wir wieder zur zur Geſellſchaft traten, daß die mächtige Regierung ſo das Eigenthum beſchützen will; das Meinige iſt aber ſo unbedeutend, daß es ſchwerlich jemand in Verſuchung führen wird.

Aber das junge Weibchen . . . . ſagte der Franzoſe, und warf einen artigen Blick auf Klare.

Sie hatte es gehört, und erröthete, ob ſie gleich nicht zu uns aufſah; ſo ſchnell verſtehen die Mädchen!

Loth ſelbſt mag ſich kaum mit mehr Bereitwilligkeit aus der Stadt, in der er ein Fremdling war, gerettet haben, als wir unter den Thoren von Arau wegeilten, um in die kleine Zoar zu unſerm alten Herrn zu kommen. Schwerlich hätte Klare hinter ſich geſehen, wenn es auch verbothen geweſen wäre, denn die Ehrerbiethung der Huſaren ſtand ihr ſo wenig an, als mir die Schutz- und Trutzfreundſchaft ihres Herrn, und alles, was ich ſonſt geſehen und gehört hatte.

Unterweges wurde das natürliche Du, welches wir uns in Arau hatten angewöhnen müſſen, beybehalten, und für immer durch einen Handſchlag und freundlichen Blick beſtätigt. Wir fanden übrigens wenig Zeit zu mündlicher Unterhaltung, indem wir immer durch Landleute, wovon auch viele aus meiner Gegend waren, aufgehalten wurden, die auf das Bundesfeſt reiſten. Nach der Landestracht der Klare uns für Flüchtlinge aus dem Basler Gebieth haltend, wollten ſie ſogleich Nachrichten von den dortigen Auftritten haben; viele meinten ſogar, ich ſollte ihnen von der franzöſiſchen Schweiz und von andern Orten, wo ich nie geweſen war, erzählen können. So eine geſpannte Neugier habe ich in meinem Leben nicht angetroffen! Die Straße wimmelte von ſolchen Reiſenden; wo zwey beyſammen ſtanden, hingen ſich bald alle Vorübergehenden an, und ich bemerkte, daß die meiſten nicht ſowohl das, was ich wußte, hören, als mir ihre eignen ſeltſamen Vermuthungen, Beſorgniſſe und Hoffnungen in den Mund legen wollten, damit ich dieſelben ausſpräche, und ſie dann mit vermeinter mehrerer Gewißheit ſich ſelbſt täuſchen könnten.

Wenn das allenthalben ſo iſt, und dieſe vorwitzige Unruhe unter dem ganzen Schweizervolke herrſcht, ſagte Klare, was hat ſie wohl zu bedeuten? — Nicht viel löbliches, meinte ich, die Neugierigkeit iſt nicht tapfer und die Tapferkeit nicht neugierig; unſre Väter wären zu Hauſe geblieben, hätten ihre Harniſche geputzt und die langen Schwerter gewetzt, und dann erſt gefragt: wo gibts Krieg?

Wir trafen auch eine Kutſche voll hübſcher dicker Herren aus der Nähe meiner Heimath an, die mich erkannten und freundlich anriefen, wo ich herkomme, und dann von der gleichen Wißbegierde beſeelt, halten ließen, damit ich ihnen erzähle. Als ſie aber auch wiſſen wollten, wo ich das artige Markgräflermädchen aufgeleſen, und darüber in einem Tone, der zuviel auf Freyheit und zu wenig auf Gleichheit gegründet war, zu lachen und zu ſcherzen anhoben, gefiel das der Klare, deren Wangen ohnehin die Kälte ſchon mehr als gewöhnlich geröthet hatte, nicht mehr, und wir begaben uns weiter. Es ſind ſonſt gute Herren, ſagte ich.

Solcher Säumniſſe wegen konnten wir nicht weiter als bis Lenzburg kommen, wo das Wirthshaus mit Fremden angefüllt war, welche geglaubt hatten, die Bundesbeſchwörung werde morgen ſchon vor ſich gehen. Hier fand ich unvermuthet den leutſeligen Mann von Zürich wieder, der in dem Hauſe meines Zins-

herrn

herrn wohnt; er kannte mich auch noch, und in der Meinung, daß ich ebenfalls auf das Feſt gehe, lobte er meinen Vorſatz. Da noch mehrere ſeiner Reiſegefährten herumſtanden, wagte ich es nicht, ihm ſeine Meinung zu benehmen. Er ſchien jetzt eine beßre Erwartung von dieſer neuen Beſchwörung der alten Freundſchaft zu haben, inſofern ſie, ſagte er, das lange getheilte Intereſſe für das Ganze wieder zu vereinigen, und den Gemeingeiſt einer wahren Eidgenoſſenſchaft wieder zu wecken vermag.

Das wird geſchehen, ſagte ein fremder Herr, der nicht zu ihnen gehörte, wenn die ganze Schweiz ſchwört und nicht nur die Geſandten.

Daran aber zweifelten jetzt die Begleiter des leutſeligen Mannes nicht, denn ſie beriefen ſich mit großem Wohlgefallen auf eine Deputation unſrer Regierung, die das Land bereiſe, und die Leute zur Eintracht auffordere; ſie wieſen dem Fremden ein gedrucktes Papier, wodurch die Angehörigen eingeladen werden, freymüthig alle Beſchwerden gegen die Stadt bey einem ausdrücklich zu dieſer Abſicht niedergeſetzten Unterſuchungsausſchuß einzugeben.

Ich wußte nicht, was ich hievon denken ſollte; welche ſchnelle Veränderungen, welche ungewohnte Nachſicht! Ueber wie manches werden ſich die Landleute beſchweren, wenn ſie einmahl ſehen, daß ſie es ungeahndet thun können!

Man ſollte die Bauern nicht zum Begehren auffordern, wagte ich zu ſagen, das macht ſie nur übermüthig; ſondern ihnen entweder freudig ſchenken, was die Großmuth geſtattet, oder kalt abſchlagen, was die Gerechtigkeit verbiethet.

Die Herren zuckten mit halbem Beyfall die Achſeln, und ſahen mich etwas befremdet an, daß ich mich auch in ihr Geſpräch miſchen wollte; ob ſie gleich über die Freyheit ſprachen.

Im Weggehen hörte ich noch von dem Fremden eine Bemerkung, die mir auffiel: Es iſt die Frage, ſagte er, ob eine gänzliche freywillige Staatsveränderung auf ein Mahl die liebe Schweiz nicht noch leichter ankäme, als dieſe nothgedrungene immer weiter greifende Abſchaffung der Mißbräuche? Alles neu oder Nichts an dem Hauſe, das einſtürzen will; kärgliches Flickwerk hält es doch nicht mehr!

Nicht doch! entgegnete ein andrer; Niemand kennet die Schweiz mit allen ihren innern Verbindungen, als wer in ihr geboren und erzogen worden. Mir ſcheint es der gefährlichſte Antrag, den man uralten Republiken machen kann, und faſt einer prämeditirten Unterdrückung gleich, wenn man verlangt, daß ſie in einer beſtimmten Zeit und nach eigner Willkühr ihre Verfaſſungen umſchaffen ſollen; Verfaſſungen, worin tauſende mit Behaglichkeit ſich bewegten, wo hunderte, die Einfluß haben, ihre Vorechte nicht wollen ſchmälern laſſen, wo alle ein Recht zu ſprechen haben, wo ſchlummernder Ehrgeiz auf die Stunde des Erwachens wartet. Glauben Sie mir, da iſt jede von Außen angeregte Veränderung ein Keim der Zerſtörung, und mit jedem aufgelöſten alten Bande entwickelt ſich neue Zwietracht! Wie kann ein Gebäude zu Stande kommen, wo jedermann Baumeiſter ſeyn will?

Wovon dieſe Herren ſprachen, davon tönte es in allen Ecken. Alles erzählte ſich von dem bevorſtehenden Schwörtage; ich glaubte aber bey der Mehrzahl zu bemerken, daß ſie eher aus Neugier oder zur Ergetzlichkeit als aus warmem Antheil dahin gingen. Zwar wird ſie die Wärme wohl ergreifen, wenn ſie den Donner der Kanonen und das Geläut der Glocken hören, und den Glanz der Feyerlichkeit mit vielen tauſend Zuſchauern vor ſich haben; allein das bewirkt noch keine bleibende Rührung, der alte Ernſt muß dabey ſeyn, ſonſt vergißt man über dem Reize für die Sinnlichkeit gewöhnlich den Zweck der Feyer.

Das Haus war ſo voll, daß ich kaum eines Aufwärters habhaft werden konnte, welcher uns zwar ein Nachteſſen verſprach, aber kein anderes Lager als auf friſchem Stroh gewähren wollte. Zum erſten wurden gleich Anſtalten gemacht, und zwey lange Tiſche in's Kreuz nach allen vier Weltgegenden hin gedeckt, die ſich bald mit Landleuten aus der ganzen Eidgenoſſenſchaft, ſo auch mit Weibern und Kindern, Kutſchern, Fuhrleuten, Bedienten und andern nicht zu den obern

Ständen ſich zählenden Menſchen anfüllten; denn mehrere hatten wieder von Arau zurückkehren müſſen, weil ſie daſelbſt keinen Platz mehr gefunden; es war ein ſeltſames Gemiſch von Landestrachten, Sprecharten, Berufs- und Gemüthseigenheiten. Die auffallende Verſchiedenheit der Schweizer, oder vielmehr der Einfluß der Regierung auf die Denkungsart des Volkes — denn im Grunde haben wir doch Einen Nationalcharakter — zeigt ſich nirgends auffallender, als wo Landleute verſchiedener Bundesorte bey einem Gelage zuſammen kommen. Wie keck und offen iſt da der ſuveräne Ländler gegen den verſchlagenen Thurgäuer und andre Bewohner gemeiner Herrſchaften; wie geduldig horcht der arbeitſame Zürichbiethler; wie breit ſitzt der ſinnlichglatte Berner da; wie eigen benimmt ſich der witzfertige Schalk aus dem Lande Appenzell; wie deutlich zeichnen ſich auch die verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe in den Manieren aus, wer erkennt nicht die Kloſterleute; wie ſittlich- und bürgerlichduldſam iſt der deutſche Grenzbewohner! Ich glaube, alle Weiſſagungen Jakobs, von dem Löwen Juda bis zu Iſaſchars Laſtthier, könnte man an uns und unſern Zugewandten noch beſſer als an den Juden in Erfüllung ſehen.

Das Tiſchgeſpräch war, ſo weit ich hören konnte, anfänglich einerley Art. Jeder rühmte ſeinen Repräſentanten in Arau; dieſen wegen ſeines Reichthums, indem er ſo viele Arbeiter in den Fabriken nähre, jenen, daß er hundert Kühe auf den Alpen habe; an einem andern wurde ſeine Wohlredenheit geprieſen, die er bey Landsgemeinen und Eidgenöſſiſchen Grüßen hören laſſe; unſer Landamman, ſchrie einer, kann reden wie ein Kapuziner! — Aber Pferde im Stalle, ſagte ein Fuhrmann, hat keiner wie unſer Herr, er iſt aber auch der beßte Reiter im Lande! — Mein Geſandter hat es wie die Alten, er findet den Weg zu Fuß, verſetzte ein Appenzeller, der ſich mit beiden Armen auf den Tiſch ſtützte. — So fand jeder ſein Lob, ſollte es auch nur darin beſtanden haben, ein „toller“ Herr *) zu ſeyn. Mich freute dieſe Anhänglichkeit, die bey den feyerlichen Auftritten gewiß in frohen Jubel ausbrechen und manches ſinkende Herz wieder heben wird.

Als das Geſpräch mehr auseinander ging, bemerkte ich, daß ſich auch hier einige Anhänger des neuen Glaubens, deſſen unwürdiger Bothe ich jetzo war, eingeſchlichen hatten, die unter allerhand Reden, Zweifeln und Fragen den Samen ihrer falſchen Lehre leiſe auszuſtreuen ſuchten; ſie fanden aber wenig empfänglichen Boden, weil alles um ſie her zu dicht mit Kraut und Rüben des alten Herkommens bewachſen war. Das war mir lieb, denn es thut mir immer wehe, wenn jemand, ſollte es auch das Vorurtheil ſelbſt ſeyn, in unſchuldiger Sorgloſigkeit geſtört wird.

---

*) Toll heißt in der Schweiz: groß und ſchön. (engliſch tall).

Kaum war das Nachteſſen vorbey, und weggegangen wem noch ein Bett zu Theil worden, ſo kamen Mägde mit Beſen, die Stube zu reinigen, und Knechte mit Stroh für unſer Nachtlager. Das Zimmer wurde durch Tiſche in zwey Theile getheilt für beyderley Geſchlecht; da meinte ich gut für Klare zu ſorgen, und auch für mich, wenn wir uns an beyden Seiten des Tiſches lagerten, weil wir dann wenigſtens nur Einen Nachbar zur Seite, und den Reiſebündel zwiſchen uns in Sicherheit hätten; in der langen Nacht wußte ich ſie dann doch in meiner Nähe und konnte auf ihre Bewegungen horchen. Ich ſah auch, daß andre, die zuſammen gehörten, unſer Beyſpiel nachahmten, und glaubte ſchon, zwiefache Urſache zu haben, mich meiner Klugheit zu freuen, weil ſich auf meiner andern Seite ein beſoffener Kutſcher niedergelaſſen hatte.

Allein als die Knechte des Hauſes ſchon eine geraume Zeit mit den Lichtern weggegangen, und die ungezogenen Späße etlicher luſtiger Brüder bereits verſchollen waren, ſo kamen noch mehr Fremde herein, von denen ſich einige, da kein Platz mehr am Boden war, auf die Tiſche hinwarfen. Ueber uns kam, wie ich beym Schimmer des Lichtes und aus der Sprache bemerken konnte, ein dicker Mezger vom Zürcher Seeufer zu liegen. Zum Glücke waren die Stühle einwärts an den Tiſch gelehnt, deren Rücken verhinderten, daß er nicht ſo leicht auf uns herunterfallen konnte; zum Unglück aber drang bald hernach, als die

Lichter ſchon wieder fort waren, auch ſein Hund herein, und legte ſich auf ſein Pfeifen gerade zwiſchen mich und meine Nachbarin unter den Tiſch. Auf meine wiederhohlte Bitten, den Hund hinaus zu thun, erwiederte der Mann auf dem Tiſch immer: er macht nichts; und zuletzt gab er mir gar keine Antwort mehr. Ich verſuchte einige Mahle, die Beſtie wegzuſtoßen, aber dann murrte er, und Klare erſchrak und bath mich, ihn liegen zu laſſen.

Man denke ſich meine Lage! Auf der einen Seite dieſer garſtige Nachbar, und wenn ich mich umwandte, der ſchnarchende Kutſcher, der mir in ſeinem Rauſche eben ſo unerträglich war, und über mir die Fleiſchmaſſe des Mezgers, unter welcher der Tiſch krachte! Ich mußte mich halb aufgerichtet an die Wand lehnen, um nur etwas reinere Luft einathmen zu können; ſaß aber nicht lange ſo, als ich Klare verſchiedene Mahle ächzen und endlich gar ſtille weinen hörte. Da konnte ich mich nicht länger halten, ſondern that einen ſo wilden Schlag mit geballter Fauſt auf den Hund, daß er aufſprang, und mit gräßlichem Geheul über die Leute weglief. Daraus entſtand nun ein raſender Lärm; die Weiber ſchrieen alle, als wären ſie ſchon gebiſſen, die Männer riefen aus allen Ecken, man ſolle den Hund wegſchaffen; und mir wäre faſt das Lachen angewandelt, hätte nicht der Kutſcher, plötzlich erweckt von dem Tumulte und noch betäubt vom Wein, angefangen, wie toll um ſich zu ſchlagen, ſo daß ich genug zu thun hatte, ihn mit guten Worten und Rippenſtößen zu ſich ſelbſt zu bringen. Bey dem allem gab der Metzger keinen Laut von ſich.

Endlich wurde es allmählich ſtille; die Ruhe meiner Freundin ſtellte ſich wieder her, und ich legte mich vergnügt auf mein Stroh hin, und lauſchte halbträumend auf den ſanften Hauch ihres Mundes, mit der Zufriedenheit, wie man von ferne den Klang der Abendglocke vernimmt, wenn man nach einer ſtürmiſchen Reiſe ſich ſeiner glücklichen Heimath nähert.

Als man früh Morgens ein Licht brachte, pfiff der Metzger ſeinem Hunde, der es aber nicht mehr wagte, in die Stube hereinzukommen; worauf der Meiſter im Weggehen zu mir ſagte, der Hund werde den ſchon kennen, der ihn geſchlagen.

Neben Klare hatte eine junge Frau aus Bremgarten geſchlafen, die in Begleitung ihres Mannes ſchon bis Arau gekommen war, um die Bundesbeſchwörung zu ſehen, aber keine Herberge mehr fand, und auf Lenzburg zurückkehren mußte; und nun, da ſie erfuhr, daß ſie noch zwey Tage warten ſollte, durch das harte Lager und die Auftritte dieſer Nacht abgeſchreckt, den Mann allein gehen ließ, und ſich zur Rückkehr an uns anſchloß.

Als wir zu verſtehen gaben, daß wir bey dem alten Herrn in Bremgarten einſprechen würden, vernahmen wir von dieſem geſprächigen Weibchen manches, das dieſen meinen alten Oheim anging; alles aber war löblich, was wir hörten, unbeſchadet des Bedauerns, welches die gute Frau nicht bergen konnte, daß ſo ein Mann nicht ihres Glaubens wäre. So ſoll er einmahl, ſeiner Jahre ungeachtet, ſchwimmend ein Kind aus dem Fluße gerettet haben, gerade als er einem kirchlichem Umgange begegnete, und bethender Pöbel im Schimpfworte nachrief. Seitdem iſt er aber bey den Müttern beſonders wohl angeſchrieben, und hat vor ihrem ſtrengen Glauben Ruhe. Ueberhaupt mögen ihn die Weiber, ſo viel ich von der jungen Frau merken konnte, wegen ſeiner ernſten Freundlichkeit und ſeines ſchönen Anſtands gerne ſehen, und ſo lange das währt, hat er von der Verfolgung der Männer wohl nichts zu befürchten. Auch vernahm ich nichts von ihm, wie ich ſonſt beynahe beſorgt hatte, das einen Sonderling, das iſt, ein Original nicht von Natur, ſondern aus kranker Phantaſie, verrathen hätte, welches mir vorzüglich lieb war, denn das iſt eine widrige Art von Menſchen, mit denen nichts anzufangen iſt, weil ſie ſich Eigenheit zur Regel machen und nur nach Grillen lieben.

Es war Mittag als wir, weiß von Schnee, bey ihm anlangten. Aber wie erſtaunte ich, da ich in das Zimmer trat, und den Geſandten von Bern, bey dem ich geſtern das Verhör ausgeſtanden, mit ihm zu Tiſche ſitzen ſah! Auch dieſer Herr ſahe mich befremdet an, als er mich erkannte; noch mehr als er meinen Oheim uns entgegen gehen und umarmen ſah. Wie dieſer nun gar Stühle für uns an den Tiſch ſtellte, wollte der Herr aufſtehen, allein mein Oheim hielt ihn auf eine vertrauliche Weiſe zurück, und ſagte auf franzöſiſch, wie mir nachher Klare zu verſtehen gab: wenn du ehrliche Landleute nicht mehr leiden magſt, ſo biſt du ſehr verändert!

Der Geſandte hieß uns mit dem Ausdrucke des Wohlwollens nun ſelbſt Platz nehmen. Komm Sie, ſagte er, und nahm Klare bey der Hand, ich habe hübſche Kinder noch immer gerne neben mir! Und der junge Mann da, fuhr er fort, wird ſich nicht wundern, wenn ich ihn nicht hier geſucht hätte. — Ich war noch zu ſehr überraſcht, um antworten zu können; der Oheim aber ſagte lächelnd: meinen Neffen wird man doch wohl bey mir ſuchen dürfen? — Nun wenn das iſt, erwiederte der Andre, und reichte der Klare zugleich einen Teller mit Suppe hin, ſo ſoll es uns nicht an Unterhaltung über Tiſche mangeln; und das iſt Recht, ich will bei meinem alten Freunde frey und fröhlich ſeyn, wie wir es in der Jugend waren! So erzählt einmahl, wandte er ſich an mich, Euerm Oheim, woher wir uns kennen.

Von Arau her, antwortete ich, und ſetzte mich, durch dieſen Empfang ermannt, auch zu Tiſche; von Arau her, wo mir geſtern die Herren von Bern aus der Stadt biethen ließen.

Und ein Verhör mit dem armen Sünder aufnahmen, fügte Klare hinzu.

Nun ſoll ich's wohl noch gar mit der Frau zu thun bekommen! verſetzte er, und rückte ſeinen Stuhl, wie wenn er ſich fürchtete, von Klare weg; brave Weiber wehren ſich immer für ihre Männer, ſollten es dieſe auch nicht alle Mahl verdienen.

Er iſt nicht mein Mann, ſagte ſie.

Wie? rief er und rückte mit dem Stuhle wieder näher; und Sie zieht mit dem Krauskopf im Lande herum!

Wenn es auch ſo wäre, mein Freund, ſagte der Oheim, wir ſollten nicht den erſten Stein auf ſie werfen.

Die Leutſeligkeit des Herrn Ehrengeſandten, fing ich nun an, und der Ort, wo ich bin, machen mir jetzt meine Rechtfertigung eben ſo leicht, als mir geſtern die Manier des Verhörs die Zunge band.

Das mag oft der Fall ſeyn, unterbrach mich der Oheim; da wo die Zeit der Ueberlegung zu kurz iſt, wirkt die Manier gewöhnlich mehr als die Kunſt; ſie kömmt und geht unmittelbarer zu dem äußern Sinne.

Ich verſtand ihn nicht recht, und eilte nun der Länge nach meine ganze Geſchichte zu erzählen; von den geheimen Bewegungen zu einer Revoluzion im Zürcher Gebiethe bis zu dem Ausbruche derſelben in Baſel, und den Anerbiethungen Mengauds in Arau. — Der Herr hörte mir mit Theilnahme ſtillſchweigend zu; nur ſeufzte er einige Mahl: ach Gott, die Verblendeten! und den Geſchäftsträger nannte er einen Wolf, der die Schafe gegen den Hirten empört.

Als ich fertig war, ſagte mein Oheim zu ihm: Und gleichwohl ſoll noch der Bund beſchworen werden? — Ja, mein Freund, war ſeine Antwort, indem er haſtig ſein Glas Wein austrank, die Beine übereinander ſchlug und ſeinen Arm über den Stuhl der Klare legte; ich ſehe, daß ich vor dieſen jungen Leuten ſprechen kann, wie wenn wir noch allein wären; höre meine Gründe:

Was du mir vorhin ſagteſt, und was der Landsmann hier erzählt, iſt uns meiſt alles bekannt, ja noch mehr; wir wiſſen, daß und warum die Zerſtörung des eidgenoſſiſchen Bundes und beſonders der Untergang unſers Gebiethes beſchloſſen iſt; wir wiſſen, daß die andern Stände entweder in pfäffiſchem Glauben ſchlummern, oder ſchon ſo bearbeitet ſind, daß auf ihre bündiſche Hülfe wenig mehr zu zählen iſt. Aber wir fragten uns: was wollen die Franzoſen? — Eine Freyheit uns geben, die der ihrigen gleiche, die ſie ſchon neun Jahre lang elend gemacht und alles häuslichen Glückes beraubt hat, da die unſrige uns Jahrhunderte hindurch Wohlſtand und Frieden gab! Aber das wollen ſie nicht einmahl zuerſt, ſondern auf unſer Geld und Land iſt es vor allen Dingen und ſchon ſeit Jahren abgeſehen; und dann erſt jene traurige Gabe! — Wir fragten uns ferner: Was will unſer

Volk, oder die Menge von Schurken und Thoren, die es heimlich irre leiten? Sich losmachen von Zehnten und Abgaben wollen ſie, und herrſchen, um ſich zu bereichern, denn das wird ihnen verſprochen. Die wahre Freyheit kennt dieſer große Hauſe nie; auch wenn er ſie ſchon genießt, weiß er ſie nicht zu würdigen, der Pöbel bleibt immer kindiſch. — Und was ſollen und wollen wir, die Obrigkeiten? fragten wir endlich uns ſelbſt feyerlich vor Gott und in ſchamvoller Erinnerung der heiligen Kraft unſrer Väter: Das Land Preis geben und uns wegwerfen laſſen wie die todten Hunde, oder das Recht behaupten, das uns Geburt und Verfaſſung gibt? Haben wir denn ſo großen Mißbrauch davon gemacht?

Das iſt die Sprache tapferer Männer, ſagte mein Oheim, aber ſie befriediget meine Frage nicht, was Euch die Beſchwörung der Bünde helfen ſoll, die ſchon ſeit Jahrhunderten kein Stand mehr recht gehalten hat, und auch neubeſchworen kaum mehr halten wird; denn was man jetzt zu halten gedenkt, iſt erneuerte Eintracht und wechſelſeitige Vertheidigung, aber nicht der Inhalt der alten Verkommniſſe. Glaubt ihr aber durch dieſes Gepränge euch wieder zur bleibenden Eintracht zu entflammen, oder den alten kühnen Sinn zu wecken, ſo erwartet ihr dauernde Hitze vom Strohfeuer.

Das Strohfeuer, antwortete der Geſandte, gibt doch eine ſtarke Flamme; wer weiß, ob wir in ihrer kurzen Dauer nicht noch Zeit zur Rettung finden.

Wenn die kleinen Orte, auf welche es hierbey hauptſächlich abgeſehen iſt, und auf welche der Geiſt der Neuerung noch nicht ſo ſtark gewirkt hat, durch dieſe allgemeine vaterländiſche Feyerlichkeit, verbunden mit unſern weckenden Warnungen, aus ihrer ſtolzen Unthätigkeit wieder zu hülfreichem Eifer und zum Vertrauen zu den reformirten Ständen auch nur für eine kurze Zeit aufgemuntert werden können, ſo wird dadurch den Empörungen in den angrenzenden Landen und Herrſchaften, wo man die Kraft dieſer Bergleute und ihre Abneigung vor einem ſolchen Spaße kennt und fürchtet, am ſicherſten Einhalt gethan, und es zieht ihr Beytritt zum erneuerten Bunde die andern nach ſich; auf dieſe Weiſe bekömmt der Widerſtand gegen unſre Unterdrücker, wenn auch kein furchtbares, doch ein ehrenvolles Anſehen, und wenn wir untergehen müſſen, ſo geſchieht es wenigſtens nicht mit Schande. —

Hier hielt er inne, wie einer der das Herz voll hat und nicht alles ſagen will. Wenn wir nur Zeit gewinnen, fügte er dann, wie im Nachklange ſeiner Gedanken mit einem bedeutenden Tone hinzu, wer weiß, was noch geſchehen kann!

Der Oheim ſah ihn verwundert an.

Dann fing er an franzöſiſch zu ſprechen, indem er doch zu finden ſchien, ich brauche nicht alles zu wiſſen; und gab dem Oheim zu verſtehen, daß man vielleicht bald auf eine Regierungsveränderung in Frank reich, die mehr Achtung für das Völkerrecht zur Folge hätte, oder im Fall der Noth auf fremden Beyſtand zählen dürfte. Ich ſah, daß der Oheim darüber ungläubig den Kopf ſchüttelte und dagegen ſprach. Er mag auch wohl Recht gehabt haben, denn wenn es im Großen iſt, wie im allgemeinen Leben, ſo gehen die Verſprechungen fremden Beyſtandes für den, der ſich nicht ſelbſt zu helfen weiß, gewöhnlich zu ſpät in Erfüllung.

So iſt es auch, fuhr dieſer deutſch fort, mit der Achtung für das Völkerrecht. Daß ihr ſolches ehret, iſt in der Ordnung; der Schwache muß immer die Gerechtigkeit, die er ſelbſt nicht verletzen kann, zu ſeinem Schilde machen, aber wenn er für dieſe Geſinnungen Reſpekt von dem Starken erwartet, ſo kennt er ſich ſelbſt und den Lauf der Welt nicht. Die Staatsklugheit kannte von jeher nur zwey Geſetze, das Recht des Stärkern und den Vortheil, und wenn ihre Zöglinge das Gegentheil behaupten, ſo iſt es, wie ein Franzoſe ſagt: Sie ſpucken in die Schüſſel, um allein daraus eſſen zu können. Weißt du noch, wie wir uns ehemahls über den Römiſchen Konſul aufhielten, der in ſeinem Buche keinen Nutzen ohne Gerechtigkeit anerkennen wollte, aber einer Regierung verſtand, deren immerwährendes Geſchäft es war, beyde zu trennen! Eben deßwegen ſind die Schweizer heut zu Tage ſchlechte Staatskünſtler, weil ſie es nur halb ſind, weil ſie dieſe Kunſt nur freundbrüderlich unter ſich ſelbſt als ein erlaubtes Geheimniß treiben, und dann von fremder Uebermacht, ſich fromm ſtellend, ſtrenge Ehrlichkeit erwarten zu dürfen glauben. — Doch, unterbrach er ſich ſelbſt, es iſt leicht, die Verlegenen zu plagen, das will ich nicht; nur iſt es einem alten Zuſchauer nicht zu verargen, wenn er über das Theater der Welt und ſeine Schauſpieler ſich zuweilen eine zweifelnde Bemerkung erlaubt.

Sage was du willſt, lieber Alter, verſetzte der wackere Mann, und legte die Hand auf ſeine Schulter, ich werde deinen edeln Sinn nicht verkennen, und möchte wünſchen, du wäreſt noch mehr als bloßer Zuſchauer, um uns auch Rettungsmittel an die Hand zu geben, wenn du noch andre weißt, als die wir ergriffen haben. Mir ſind ſonſt keine bekannt; Geld thut es nicht mehr, und Nachgiebigkeit macht die Sache nur immer ärger; im Widerſtande allein liegt noch, wo nicht Rettung doch Ehre. Das iſt der heilige Entſchluß der Beſſern, ſagte er mit begeiſterter Wärme; und wären unſer auch noch ſo wenig, wir wollen den blutigen Kampf für's Vaterland wagen, und das Recht unſrer Verfaſſung ſoll uns niemand rauben, als mit unſerm Leben! Und wenn auch alle Stände von uns abfielen, wollen wir das alte Bern, den Ruhm der Schweiz, nicht in der räuberiſchen Gewalt des Feindes ſehen, noch den milden Zepter in den Händen unwiſſender Bauern. Feyerlich iſt es unter uns beſchworen die Mißbräuche abzuſchaffen, aber freywillig muß

es

dann geſchehen, wenn wir den Kampf beſtanden haben, nicht durch einen ſchändlichen Zwang, der die Abſchaffung der Mißbräuche nur zum Vorwande macht. Zu dieſem Zwecke — bald werden wir ihn laut ausſprechen — möchten wir jeden edeln Schweizer begeiſtern, der noch Gefühl für ſein Vaterland hat; darum laſſen wir die alten Bünde noch einmahl beſchwören, und kein erlaubtes Mittel unverſucht, wieder zum bleibenden Heil, oder wenn es dann ſeyn muß, zum ruhmvollen Untergange zu gelangen. — Und Gott wird uns nicht verlaſſen, that er hinzu und hob die Hände feyerlich empor, der der kleinen Zahl der Väter ſo oft aus der Noth half!

Dem feurigen Greiſe war es Ernſt; er ſah aus als wenn er ein Bündniß mit dem Tode geſchloſſen hätte. Wir ſchwiegen alle; wer wollte ſo einer Entſchloſſenheit widerreden!

Nun genug hievon, ſagte er, nachdem er einige Mahl das Zimmer auf- und niedergegangen. Er ſetzte ſich zu Klare: Glücklich ſind die jungen Mädchen, die keine Sorgen haben! und nahm ſie lächelnd bey der Hand. Sie küßte mit Ehrfurcht die Seinige. Ihn ſchien das unerwartet zu rühren, er ſah ſie aufmerkſam an, und es glänzte wie eine Thräne in ſeinem Auge; er ſprach etwas zum Oheim, der antwortete: Es war ihre Mutter.

Mein Gott! rief er, wie von einer Erſcheinung betroffen; und ſtand bald hernach auf um wegzugehen, ohne von uns anders als durch eine freundliche Verbeugung Abſchied zu nehmen. Der Oheim begleitete ihn.

Ich ſah es der Klare an, daß dieſe alte Heldenſeele ihr Herz gewonnen; der offene Ton eines wackern Mannes lockt das Zutrauen aus weiblichem Buſen hervor, das vom Witze nur verſcheucht und von Blödigkeit ſelten bewegt wird; kömmt noch die muntere Sitte der feinen Welt hinzu, und, wie vielleicht hier, eine unerklärliche Ahndung aus der Vergangenheit, ſo iſt die Freundſchaft fertig, und zur Liebe bedarf es nur noch den Reiz der Jugend.

Sie ſprach mit der Stärke des Wohlgefallens von ihm, welche beym zärtern Geſchlechte oft ſo ſchnell die Vernunft in Glauben verwandelt. Das ſollte die Sprache aller Schweizer ſeyn, meinte ſie, und war nicht zufrieden, als ich nur den hohen Muth des Mannes rühmte, aber an der Wirkung deſſelben zweifelte; ja ſie wurde beynahe unwillig, als ich auch dieſe kühne Zuverſicht nur einen Geſichtspunkt nannte, und die Lage unſers Vaterlandes mit einem Guckkaſten verglich, den ich einmahl in W. ſah, der ſo künſtlich eingerichtet war, daß, ſo viele hineinſahen, jeder etwas anderes erblickte, als die übrigen.

Der Oheim kam indeſſen wieder, hörte uns eine Zeitlang zu, und ſagte dann: Eben dieſe Mannigfaltigkeit der Anſichten wird uns unglücklich machen.

Wollte Gott, der Wunſch der Klare würde erfüllt und der Muth meines Freundes allgemein, oder aber auch die entgegengeſetzte Geſinnung der nachgiebigen Basler, oder jede andre würde es, deren Urſprung rein iſt; wenn nur eine Einheit der Anſichten und alſo auch eine Einmüthigkeit des Willens zu Stande käme! Einer iſt, der am Ende alles lenkt, und dieſer liebt vor allem aus die Einfalt des guten Willens; vor ihm iſt jede Anſicht gut, wenn ſie nur ehrlich iſt und mit allgemeiner Ehrlichkeit verfolgt wird, daher wird auch an der Einfalt oft die feinſte Klugheit zu Schanden. Aber Er läßt ſich nicht täuſchen, und hilft eher dem Verwegenen, der gar nichts nach ihm fragt, als dem Gleißner, der zu eigennützigen Abſichten auf ſeinen Beyſtand zählt! — Wenn irgendwo ein übereinſtimmendes Streben zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke, wär' es auch nur zu männlichem Dulden nöthig iſt, ſo iſt es bey einem Volke, deſſen Selbſtändigkeit in Gefahr ſteht; jegliches Reich, das in ſich ſelbſt uneinig iſt, wird wüſte, ruft uns die Wahrheit zu, allein wir hören ſie nicht, unſre Sinnen ſind durch die Leidenſchaft des Eigennutzes getrübt; ſtatt ſein eignes Wohl in dem zu ſuchen, was dem Allgemeinen erſprießlich iſt, will jeder nur das Seinige bewahren, und es als ein Augenmerk für alle hervorſtellen. Das iſt ſo weit gediehen, daß Rettung kaum mehr denkbar iſt, und ſo eingewurzelt, daß ſelbſt die Arzney des Unglücks das Uebel kaum mehr heben wird.

Aber was iſt denn zu machen? fragte ich traurig.

Für uns iſt wohl Rath, lieber Vetter, erwiederte er. Wir wollen als gemeine Leute die Sache Gott anheim ſtellen, und die Sorgen denen überlaſſe, deren Stellung oder Wille ſie in dem ſtürmiſchen Meere zu ſteuern treibt. Ein ſichrer Hafen iſt uns gewährt in der Geduld, in der Enthaltung von aller Zudringlichkeit des Mitwirkens, in der Schuldloſigkeit, die ſchon an ſich ein großer Gewinn iſt; dazu gelangen wir, wenn wir über öffentliche Dinge nicht antworten, ehe wir gefragt werden, und reine Antwort geben auch auf unreine Fragen. — Politiſche Widerwärtigkeiten, fuhr er fort, ſind oft bloß ein eingebildetes Uebel, und haben, wenn man ſich von dem allgemeinen Geſchrey der aufgeſtörten Herkömmlichkeit nur nicht irre machen läßt, nicht immer Privatunglück zur Folge. Der göttliche Wille bewirkt oft Veränderung im Großen, ohne die Ruhe des Kleinen anzufechten, wenn dieſer ſie nicht ſelbſt ſtört. Wer dieſen Willen erkennt, und demſelben ſeinen eignen unterordnet, iſt nie fern von Ruhe und Glück.

Wenn das nur ſo eine leichte Sache wäre, dachte ich, und die Entſagung des eignen Willens nicht ſelbſt ſchon die ſtärkſte Willenskraft erforderte! Unterdeſſen ließ ich es mir geſagt ſeyn, weil ich wohl verſtand, daß er dabey mein eignes Treiben im Auge habe.

Schon aus mehrern Aeuſſerungen meines Oheims hatte ich wahrgenommen, daß er mit großer Freyheit des Denkens gottesfürchtige Geſinnungen von beſondrer Art verband, die er aber ſelten und nur in großem Ernſt laut werden ließ. Aus ſeinem ausgebreiteten Briefwechſel, über den er uns keinen weitern Aufſchluß gab, als die ernſte Verſicherung, daß derſelbe keinen politiſchen Zweck habe, und aus dem Beſuche, den er zuweilen von ſeltſamen Menſchen, ſogar von Juden, hatte, ſchloſſen wir, daß er in Verbindungen ſtehe, von denen wir nichts erfahren ſollten. — Ich bin kein Freund von Geheimniſſen, daher bekümmerte ich mich auch weiter nicht darum, wir liebten und ehrten ihn aber deßwegen nicht weniger; wie hätten wir auch anders gekonnt, da ihn ſelbſt nur Liebe und Güte beſeelte! — Auch ſprach er nie abſichtlich über Religion mit mir, und ſagte einmahl, als ich aus der katholiſchen Kirche kam, und den muſikaliſchen Gottesdienſt gegen unſre kalten Predigten abwog: Noch ſteht Euch dieſe ruhige Gleichgültigkeit beſſer an, als geiſtlicher Eifer oder eitles Forſchen nach Geheimniſſen; bleibt nur mit Sicherheit dabey, ſo lange kein dringendes Bedürfniß nach höhern Kenntniſſen in Euch erwacht und auch dann ſeyd vorſichtig in Euerm Glauben, und prüfet die Werke derer, die Euch lehren wollen!

Er behielt uns mehrere Tage bey ſich, welches ich mir ſo viel eher gefallen ließ, da er verſicherte, er habe meiner Frau wiſſen laſſen, daß ich unter einem freundſchaftlichen Dache lebe, und Klare mit mir bringe.

Auch werden mir dieſe Tage unvergeßlich bleiben, denn von ihm ſah und hörte ich nichts als menſchenfreundliche Tugend und himmelanſtrebende Weisheit, und fühlte mich in einer Schule, aus welcher ich den Meinigen für den Schmerz der Trennung wieder manchen Erſatz nach Hauſe bringen konnte. Dennoch lag mir die gute Marie öfters im Sinne; was hilft der Gegenwart ein Erſatz der Zukunft? Was kann ihre ſanfte Seele tröſten über die Abweſenheit des Geliebten, in dem ſie einzig lebt?

Klare ſchlief im Hauſe der jungen Frau, welche mit uns von Lenzburg gekommen war; dieſe wurde daher auch einige Mahl von dem Oheim zu Gaſte geladen, und hielt das für eine große Ehre, obgleich ihr Mann Rathsglied des Ortes war; ſo ſehr ſtand der Alte hier in Anſehen.

Sie war ein luſtiges junges Blut, die zwar von wenig anderm zu ſprechen wußte, als von Stadtgeſchichten, aber dieſe auf die drolligſte Art von der Welt erzählte, und die Gabe hatte, alle perſönlichen Lächerlichkeiten aufzufaſſen, und ſie, im Zimmer herumhüpfend, mit nachahmenden Geberden anſchaulich zu machen. Wehe ihren Mitbürgerinnen, denen irgend eine Künſteley anklebte, wir wurden mit ihnen bekannt, ohne ſie geſehen zu haben! Sie ſchonte ſelbſt meines Oheims nicht, und ſtellte ſich, als ob ſie ſeine blinde Katze ſcheute, bis er nach der Urſache fragte, wo ſie ihm dann ſo viel Abentheuerliches aus dem Munde des Volkes von dieſem ſchwarzen Thier erzählte, daß der ernſthafte Mann lachend Stillſchweigen gebieten mußte. Ja ihr eigner abweſender Gemahl war nicht ſicher, wenn dieſe Luſtigkeit ſie begeiſterte. Einmahl als der Oheim nicht da war, langte ſie eine ganze Sammlung von Liedern hervor, die theils vor einigen Jahren für die Zuzüge nach Baſel gemacht werden, theils in den jetzigen Zeiten wieder zu tönen anfingen. Ihr Mann ſey ein großer Liebhaber davon, ſagte ſie, und ſammle dieſelben für eine militäriſche Geſellſchaft, die alle Wochen zuſammen komme und ſich daran erbaue; dann las ſie uns mehrere vor, bald wie der Mann mit der hinderlichen Tabakpfeife im Munde ihr ſolche vorzuſprechen pflegt, bald, des Oheims Brille auf der Naſe, im Tone der ganzen Magiſtratur, vom Vorſteher bis zum Stadtwaibel hinunter.

Wie weit ſie ſich an den Herren verſündigte, weiß ich nicht, an den Liedern ſelbſt aber hat ſie keine große Verantwortung auf ſich geladen, denn es war wenig heiliges daran, wohl aber viel geſchmackloſe Eitelkeit und an eignem Verdienſt arme Großſprecherey auf die Thaten der Väter, und was mir am wenigſten gefiel, eine politiſche Abſicht zum Begeiſtern, die von rathloſer Schwachheit empfangen auch nur auf ſchlaffe Seelen wirken konnte. Darum aber bekümmerte ſich der fröhliche Sinn der Frau Rathsherrin wenig; gut oder ſchlecht, Lieder und Leute mußten herhalten, wenn es nur Spaß gab, jedoch ohne alle Bitterkeit und böſe Meinung.

Der Oheim hatte ein dickes Buch, worin er ſchon ſeit Jahren die merkwürdigſten Vorherſagungen, die er las und hörte, aufzeichnete und nebenbey ſpäter den Erfolg bemerkte; er hatte ihm den Titel gegeben: Der Menſch denkt und Gott lenkt. Ein unterhaltendes Leſen, wo aber die menſchliche Vorausſicht meiſtens ſchwache Augen verräth. In dieſem Buche ſtanden auch ſchon die Brüderſchaftstoaſts, welche vor einigen Tagen in Baſel bey Errichtung des Freyheitsbaums getrunken worden, gegenüber den wohlbedachten Geſundheiten der Geſandtſchaften am Neujahrsfeſte zu Arau. — Die junge Frau ſchlug uns vor, die Erfüllung dieſer Wünſche in Büchern aufzuſchlagen, auf die Weiſe, wie ihre alte Baſe über die Zeichen der Zeit und die Geheimniſſe der Haushaltungen ihre Andachtsbücher berathe. Sie ſtellte mich unter allerhand Zeremonien in einen Kreis, und fragte, was ich zu wiſſen verlange? Die Art der Erfüllung der Geſundheiten in Baſel und Arau, mußte ich ſagen; dann band ſie der Klare die Augen zu, ließ ſie ein Buch, das zunächſt war, aufſchlagen und damit auf mich zugehen; und mich hieß ſie leſen, was ich zuerſt erblicken würde. Es waren Hallers Gedichte; ich las:

„Hier wird auf ſtrenger Gluth geſchiedner Zieger dicke,
„Und dort gerinnt die Milch, und wird ein ſtehend Oehl —“

Das, behauptete ſie, müſſe ſich als Orakelſpruch in kurzem bewähren.

Als wir an dem letzten Morgen unſers Hierſeyns am Fenſter ſaßen, und nur noch auf den Abſchied vom Oheim warteten, der oben auf ſeinem Zimmer war, rief uns ein Junge von der Straße zu: Der alte Klaus kömmt! — Wir achteten wenig darauf; bald aber trat ein ſtattlicher Greis im Bettlergewande mit einem Kahlkopf und eisgrauen langen Barte in die Stube, in deſſen Augen noch das Feuer und die Fröhlichkeit der Jugend zu leben ſchien. Gott grüß Euch, Kinder! ſprach er, und ſetzte ſich mit einer Freyheit zum Ofen hin, wie ſie vorgeſtern der Geſandte von Bern ſelbſt nicht größer genommen hatte.

Das Ungewöhnliche war uns aber in dieſem Hauſe nicht mehr neu. Das iſt gewiß der alte Mann, von dem wir auf dem Berge gehört haben, ſagte Klare.

Er antwortete nichts hierauf, ſondern zog einige Stücke Brot und kleine Münze aus der Taſche hervor und ſagte: das tägliche Brot hab ich jetzt, Gottlob! Aber neben demſelben ſollte in dem Vaterunſer der alten Leute auch ein warmer Ofen ſtehen, that er hinzu, und umarmte den unſrigen, der nur noch die Wärme von geſtern hatte; wir leiden viel von der Kälte.

Da iſt wohl zu helfen, verſetzte Klare, und ging hinaus um Feuer nachzulegen. Wir beyde blieben unterdeſſen ſtillſchweigend ſitzen; er rieb ſich ſeine Beine, und ich ſagte nichts, weil ich noch nicht einſah, ob dieſes alles Natur oder Kunſt an dem Alten ſey.

Bald kam Klare wieder herein und ſtellte ihm etwas abgetragenes Fleiſch von geſtern vor. Ich darf nicht, ſagte er, ſchob es weit von ſich weg und fing an ein Stück Brot zu kauen.

Mir hatte gleich anfangs geahndet, daß dieß einer der ſeltſamen Bekannten meines Oheims ſeyn möchte, daher antwortete ich ihm auf ſeine Frage, ob ich der Herr des Hauſes ſey, er werde das Gegentheil wohl ſo gut wiſſen als ich. — Nun ja, ſagte er, nehmt mir's nicht übel; man lernt die Leute erſt kennen, wenn man ſie fragt. — Er ſtand auf; Klare in der Meinung, er wolle fortgehen, nahte ſich ihm: Ihr müßt doch nicht mit leeren Händen aus unſerm Hauſe wegziehen, guten Alter! und wollte ihm ein Stück Geld geben. — O ich bin noch nicht weg, verſetzte er lachend; behalte aber dein Geld, mein Kind; wer einem Bettler vom Handwerke, wie ich bin, gibt ehe er fordert, der macht ſich einer Thorheit ſchuldig.

Einer Thorheit? rief ſie, gäbe es keine ſchädlichere!

Es iſt die Thorheit der Empfindſamkeit, die Waizen auf Miſtbeeten ſäet.

Laß ihn machen, ſagte ich. — Wir hörten ihn die Treppe hinaufgehen; und ohne Umſtände zu dem

Oheim hineintreten, wo er faſt eine Stunde blieb. Als ſie wieder zu uns Menſchenkindern herabſtiegen, ſetzte ſich der unbefangene Greis an ſeinen vorigen Platz zum Ofen und kaute an ſeinem Brot.

Nun alter Junge, ſagte der Oheim zu ihm, willſt du uns nicht erzählen, was du Neues in der Welt geſehen, ſeit du hier warſt? — Aus dieſer Frage ſchloß ich, daß ſie oben nichts von weltlichen Angelegenheiten geſprochen. — Es gibt wenig Neues mehr für alte Leute, gab er zur Antwort; ich habe mich wieder einmahl in der ganzen Schweiz herumgebettelt, und gefunden, daß die Mildthätigkeit mit der Schwäche überhand nimmt; die Leute geben, um den peinlichen Anblick der Dürftigkeit bald los zu werden; oft ehe ich noch an drey Thüren geklopft, hatte ich ſchon, was ich für den ganzen Tag brauchte. Ich könnte in meinen alten Tagen wieder reich werden, wenn ich wollte, und bin oft genöthigt, den Reichen die Lehre, welche ich heute ſchon der Jungfer da gegeben, zu hinterlaſſen: Gebt den Armen was ihr habt, aber keinem Bettler mehr als das gewöhnliche Almoſen!

Folgen Euch aber die Leute? fragte Klare.

Ungefähr wie du mir folgen wirſt, verſetzte er. Weſſen Rath ſollte man aber im Grunde eher befolgen, als deſſen, der in ſeiner Kunſt bewandert iſt? Ich treibe ſie nun ſchon fünf und zwanzig Jahre, und kenne alle meine Zunftgenoſſen weit und breit, und widerſpreche dem nie, der uns ein liederliches Volk nennt; die Eitelkeit der Menſchen macht uns frech, und ihre Empfindſamkeit leichtſinnig, denn Almoſen ſind bequemer als Arbeit, und Freygebigkeit macht dem Reichen weniger Mühe als die Pflichten der Gerechtigkeit.

Wiewohl Gerechtigkeit über die Liebe gehen ſollte! ſagte der Oheim; allein wo iſt der Gerechte? — Indeſſen iſt doch ein leidendes Gerechtigkeitsgefühl unter den Menſchen, das nicht ſowohl Hand anlegt, als durch Worte wirkt; haſt du das nicht auch gefunden?

Kann ſeyn, war die Antwort des Alten! allein ich mag der Quelle menſchlicher Handlungen nicht mehr gerne nachſpüren, ſie löſcht den Durſt nicht und macht trübe Augen. Im Bayerlande ſchenkte mir einſt ein Kapuziner ein Bild, welches ein offenes Herz vorſtellte, wo Schlangen Kröten und Ungeziefer aller Art in den Winkeln ſitzen, der Heiland kömmt mit einem Beſen und wiſcht ſie weg . . . .

Lache nicht, Kind! rief er der Klare zu, die wahrſcheinlich mehr den ſalbungsloſen Ton, womit er ſprach, als die Sache ſelbſt lächerlich fand. Mich hat das Bild lange Zeit erſchreckt, und endlich der mit dem Beſen getröſtet; ſeitdem begnüge ich mich, jeder guten That, die ich ſehe, mich einfältiglich zu freuen, wie über einen Biſſen Brot, den man mir des Morgens reicht, unbekümmert, ob das heilige Brot aus einem goldnen oder hölzernen Schranke herkomme.

So kömmt man freylich am beßten durch die

Welt, ſagte ich; aber man müßte oft keine Augen haben, um den Staub und Wurmſtich nicht zu ſehen, der die Schränke verunreinigt.

Das empfehle ich dann jenem, der alles zu ſeiner Zeit auszukehren weiß, antwortete er, und ſtrich ſich freudig den Bart; — der auch mir geholfen hat . . .

Der geſprächige Alte ſchien noch etwas von ſeiner eignen Geſchichte beyfügen zu wollen, aber der Oheim unterbrach ihn abſichtlich. Habt Ihr, fragte er, auch etwas von Bewegungen der Unzufriedenheit unter dem Volke vernommen?

Mehr als genug, erwiederte er und blickte auf mich, als wenn er fragen wollte: Weißt du auch was? — Ich nickte mit dem Kopf. — Es ſteht der Schweiz ein großes Gericht bevor, fuhr er ernſthafter fort als er bisher geſprochen hatte, von innen und von auſſen. Fremde Heere ſind bereit uns zu überziehen, und werden einbrechen, wie eine reißende Fluth, und im Innern ſehe ich nichts als Gährung. Die lange Ruhe und der erworbene Reichthum haben das Lebensblut unſrer Verfaſſungen verderben; der Mächtige erlaubte ſich zu viel, und der Schwache ſann nur auf Kleinigkeiten.

Jene Harmonie des Gemeinſinnes iſt gewichen, fuhr mein Oheim fort, die mehr in dunkelm Gefühle wirkt, wie bey unſern Vorvätern, als in plaudernder Erkenntniß, wie zum Beyſpiel bey den Genfern die ſich zu Tode räſonnirten — Ohne welche Liebesharmonie doch kein Staat beſtehen kann, es ſey denn durch Zwang.

Der Alte ſagte: Eben weil dieſes geiſtige Band ſich aufgelöſt, ſind alle geſellſchaftlichen Stände aus ihren Schranken getreten, und wir geworden wie die übrigen Menſchenkinder. Bey den Obern veränderte ſich die trauliche Derbheit in kalten Hochmuth, bey den Untern die Ehrerbietung in Furcht.

Und Gehorſam in Untreue, fiel ich ein.

Knechtiſcher Sinn nunmehr in Empörung, that der Oheim hinzu. — Und ſo löſte einer den andern ab, wie folget:

Freyheitsluſt in Prozeßſucht.

Regierung der Beſſern in Familienherrſchaft.

Vorzüge in Vorrechte.

Geſetzlichkeit in Willkühr.

Ehrenſtellen ſah ich erkaufen oder erkriechen.

Ich war da, wo die Gerechtigkeit einen hohen Thron hat; ſie brauchte ihre Wage für das Gold der Parteyen, und ihre Binde gegen das Licht der Wahrheit.

Gottesfurcht verwandelte ſich in Spottesfurcht.

Glauben in Moral.

Moral in Schein.

Weisheit in Klugheit.

Klugheit in Liſt.

Die Liebe des Nächſten in Gelüſten nach dem Fernen.

Apoſtoliſcher Wandel in geiſtliche Trägheit.

Manchem Pfarrer liegt ſein Zehntenbuch näher als die Bibel.

Und ſeine Heiligen hat er im Rauchfang.

Der Kloſtermann hat ſie zwar in der Kirche, aber ſeinen Troſt im Speicher und Keller.

Unſers Kriegsweſens ſpotten die Ausländer.

Prächtige Zeughäuſer, ſagen ſie, und keine Soldaten.

Schätze und keine Hüther.

So ging es noch eine Zeitlang fort. — Weißt du denn nichts? fragte der Alte die Klare, die zu allem geſchwiegen hatte.

Und die Weiber waren und ſind immer die Gleichen, rief ſie, ſo wie im Grunde die Männer auch, Ihr mögt auf die Jetztlebenden ſchimpfen, ſo viel Ihr wollt! Ihr ſeyd unbillig; wo iſt ein Land, dem man ſo ein Sündenregiſter nicht ebenfalls aufzählen könnte?

Du haſt Recht, Kind, erwiederte der Oheim, und wir hatten Unrecht, dieß Wechſellied anzuſtimmen, wenn wir auch ſchon nicht zu ſchimpfen glaubten. Wer das letzte Wort haben will, ſagt eben leicht zu viel! Die Menſchen kommen und gehen, und treiben immer das Gleiche, Gutes und Böſes, bald hier bald dort. Die Tugenden wandeln wie gute Geiſter über die Erde, oft räumen ſie in einem Lande, wie in einem einzelnen menſchlichen Herzen, den Platz, und es entſteht ein kurzes Zwiſchenreich der Schwachheit, wo es dann hohe Zeit iſt, zu wachen, daß die Geiſter der Finſterniß nicht einrücken, und mit ihnen Laſter und Verderben. Vielleicht ſind wir jetzt eben in jener Zwiſchenzeit.

Der Alte, der auch nicht geſchimpft haben wollte, ſagte: Wir mißkennen die Vorzüge der Schweizer nicht, man hört ſie ja allenthalben preiſen. Aber wo der Warnungsfinger des Unglücks einem Volke droht, iſt es Zeit, daß es ſeine Fehler erkenne, um, wenn auch nicht das Unglück abzuwenden, doch beſſer aus demſelben hervorzugehen.

Die beyden Alten traten nun in eine Unterhaltung ein über die von ihnen bezweifelte Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts, wovon aber die Erzählung nicht hieher gehört. Was der Oheim aus der Geſchichte bewies, belegte der Bettler aus ſeiner Erfahrung; wobey ich nach und nach ſo viel vom dem alten Klaus erfuhr, daß er ſchon vor langen Jahren aus einem reichen ungenügſamen Verſchwender ein zufriedner und fröhlicher Bettler geworden, aus einem Kranken ein Geſunder; daß er, um große Sünden zu büßen, das Gelübde freywilliger Armuth, die ſich nur mit wenigem Brot und Wein begnügt, auf ſich genommen, wobey ihm nach ſeiner Verſicherung die Lehrjahre ſehr ſauer zu ſtehen gekommen; daß er jetzt aber mit keinem Fürſten mehr tauſchen würde, indem er ſich, ſeine ihm nunmehr leichte Beſchränkung in Speiſe und Trank ausgenommen, alles erlauben dürfe, was mit einem reinen Herzen beſtehen kann. — Wer die Schamröthe überſtanden hat, ſagte er, werde ein Bettler, wenn er ein wahrhaft freyes Leben führen will! — Daß er ſich wenigſtens wohl dabey befinde, ſah ich, und daß er mit weltüberwindender Weisheit, die er unter ſeiner ſchlichten Offenheit verbarg, viel Gutes im Verborgenen wirke, ahndete ich; woher käme ihm ſonſt dieſe reine Fröhlichkeit?

Auch er blieb von der Unruhe im Lande nicht unangefochten, — wer kann ſich alſo für ausgenommen halten! — nicht, daß er ſich groß darum bekümmerte, wer Meiſter würde; das, ſagte er, gehe einen Bettelmann nichts an, der habe nur Einen weltlichen Herrn, ſeinen Magen; aber die Leute theilen ſich in Sekten und Parteyen, welches der Tod aller Wahrheit und Liebe ſey. Schon jetzt gebe es ſolche, ſonſt ganz rechtliche Menſchen, die ihm aus Mißtrauen oder Haß kein Almoſen mehr reichen, wenn ſie ſehen, daß er von andern freundlich aufgenommen werde, oder vertraulich mit ihnen ſpreche. Schon vor geraumer Zeit ſey er im Wadtlande zu einer Geſellſchaft berufen worden, die ihn unter Geldverſprechungen mit Briefen und heimlichen Aufträgen beladen wollen; natürlich habe er das nicht nur ausgeſchlagen, ſondern ſie noch gewarnt vor verderblichem Einfluß von Außen und Ehrgeiz von Innen, wodurch ſie ſich am Ende doch nur das Schickſal von Simſons Füchſen zuziehen werden, welche zuſammengekuppelt das Korn der Philiſter verbrennen mußten, und um die ſich hernach keine Seele mehr bekümmerte. Das habe die Geſellſchaft aufgebracht, man habe ihn fortgewieſen und ihm gedroht, wenn er dieſe Gegend wieder betreten würde, die Hunde auf ihn zu hetzen. — Hingegen habe ihn ein Landvogt aus einem andern Gebiethe, bey dem er ſonſt wohl gelitten geweſen und zuweilen ein Glas Wein getrunken, überreden wollen, ihm zu hinterbringen, was die Bauern ſagen, und als er ſich das verbethen, habe der Landvogt es ihm mit großem Ernſt als Obliegenheit vorgeſtellt; auf ſeine wiederhohlte Antwort aber, das ſtehe nicht in ſeinen Beutlerpflichten, über die er nicht hinausgehen dürfe, habe ihn der Herr zuletzt einen Jagdieb geſcholten und ihm das Land verbethen.

Bey einer ſolchen Freymüthigkeit nahm mich beydes nicht wunder. Mein Oheim aber ſagte: Aehnliches wird noch vielen begegnen; denn wenn Gott ein Land ſtrafen will, mögen ihm auch die Unparteyiſchen nicht entgehen.

Gern wäre ich nun geraden Weges nach Hauſe gegangen, und hätte meinen Bothendienſt ohne Urlaub und Entgeld niedergelegt; denn außer dem, daß mich die Arbeit auf einem Schiffe, in das ſchon mehr als zwey und dreyßig Mahl zwey und dreyßig Winde blaſen, verloren dünkte, ſo hatte mir die bedürfnißloſe Armuth des Bettlers, und die damit verbundene Geiſtesfreyheit und Sorgenloſigkeit, die mir ein zur Wahrheit gewordener alter Traum ſchien, ſo wohl gefallen, daß ich keinen Wunſch mehr hatte, als die Rückkehr in mein kleines Reich, wo ich, nächſt Mutter und Weib, unumſchränkter Herr bin, und innerhalb meinen vier Pfählen und Zäunen, unter meinen Bäumen im Sommer und auf waldigen Höhen im Winter, unabhängiger lebe, als kein Fürſt unter ſeinen Garden und kein Bürgermeiſter unter ſeinen Klienten. Mich gelüſtete mehr als jemahls, jene Hecken voll geiſtiger Frühlingsblüthen, die mich bisher von dem Treiben der Welt abſonderten, noch undurchdringlicher um uns zu ziehen, und das unverkümmerte Daſeyn zu genieſſen, welches ich hoffnungsvoll vorausſah, da ich aus mehrern Reden und Handlungen meines Oheims gemerkt, daß er viel reicher war als er ſcheinen wollte, und die Verſicherung erhalten hatte, auf kein Geld zählen zu dürfen, ſo lang er auf mein Bethen und Arbeiten zählen könne.

Allein im Himmel war es anders beſchloſſen! Der Oheim fand, ich müſſe erſt mein angefangenes Werk vollenden, und die übernommenen Aufträge wär' es auch zu meiner Strafe, beſorgen; dann erſt könne ich mit gutem Gewiſſen zurückkehren und anfangen, was ich wolle.

Das ſoll mich nicht lange aufhalten, dachte ich, und irrte.

Man kann oft einen Ort ungern verlaſſen, und doch mit ſeinen Wünſchen ſchon anderswo ſeyn. So that es auch uns wehe, von dem trefflichen alten Oheim zu ſcheiden, von deſſen reinem Wandel und hohem Verſtande wir täglich neue Erfahrungen machten; deſſen ungeachtet, ſo theuer mir der Mann war, und ſo gern ich mit der Freundin die Welt durchſtrichen hätte, zog mich doch Liebe und Gewiſſen zu Marien. Das menſchliche Herz hat viele Zu- und Ausgänge, (wer vermag ſie alle nach Pflicht zu ſchließen!) aber wenn einmahl Erfahrung und Gewohnheit das Bild eines lieblichen treuen Weibes in des Herzens Inneres gepflanzt haben, ſo ſitzt dieſes Bild bleibend und mächtig, und jedem andern Eindruck auf die Länge gewachſen.

Er gab Klare einen kleinen Ring zum Abſchied; ich weiß wohl, ſagte er, daß dein Vater ſeinen Kindern zu Hauſe kein Gold zu tragen erlaubt, allein auswärts wird er wohl dieſe Ausnahme dulden, zumahl da der Ring von deiner Mutter herrührt.

Von meiner Mutter? fragte ſie mit Verwunderung.

So eben, antwortete er, habe ich ihn von dem Geſandten von Bern für dich bekommen, der dabe noch ſein Geſchenk zu einem Andenken auf die Reiſe mitzunehmen bittet. Er öffnete, indem er dieſes ſagte, einen kleinen Pack, und zog ein Jäckchen mit Pelzwerk gefüttert heraus.

Aber, mein Gott! rief das Mädchen, als ſie mit weinendem Lächeln den Ring anſteckte, wie kannte denn der Mann meine Mutter?

Sie liebten einander in der Jugend, als er in Holland Kriegsdienſte that, erwiederte er; ich war Zeuge ihrer unſträflichen Leidenſchaft; und ſie würden ſich geheirathet haben, wenn die Aeltern nicht unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg gelegt hätten. Noch immer lebt in ſeinem Andenken dieſe erſte Liebe, wovon ich dir, wenn du wieder kömmſt, die Geſchichte erzählen will.

Sie küßte den Ring und in dem Oheim den edeln Geber.

Er und der alte Klaus und die Frau Rathsherrin begleiteten uns zum Thore hinaus; und ſiehe, da ſtand der Schlitten dieſer letztern, um uns den nächſten Weg an den Fuß des Berges, über den wir gehen mußten, zu führen. Das muntere Weib zwang Klare noch, das Jäckchen anzuziehen, welches dieſer auch recht gut ließ.

Nimm dich in Acht, rief mir der Bettler zu, als wir eben einſitzen wollten; jenſeit des Berges iſt die Straße unſicher!

Ich wußte nicht wie er das meinte und lächelte dazu; der Oheim aber wurde darüber betroffen, und ſah den alten Klaus bedenklich an. Muß es aber auch ſeyn, rief er uns plötzlich zu, jedoch mehr auf Klaus als auf uns blickend, daß Ihr ſo ſchnell verreiſt, es hat ja nicht Eile; wie wär's, wenn wir noch ein paar Tage beyſammen blieben?

Der Bettler ſchüttelte den Kopf und ſagte: Laßt ſie in Gottes Nahmen gehen: — Sich zu mir wendend: Wenn man dir was thun will, ſo wehre dich, wenn du kannſt; aber räche dich nicht.

Die ungewöhnliche Aengſtlichkeit, die zu meiner Verwunderung wie eine Wolke über den Sonnenſchein von meines Oheims Angeſicht gegangen war, verzog ſich, und er entließ uns in Frieden.

Geſchwind genug brachte uns der Schlitten an den Berg, aber wir waren halb erfroren von der ungewohnten Fahrt. Mehrmahls bereute ich unterwegs, das Geſchenk, welches mir die Frau Rathsherrin mit ihres Mannes Sonntagshandſchuhen machen wollen, nicht angenommen zu haben; mehrmahls hätte ich wünſchen mögen, daß unter dem engen Pelzmieder der Klare ſich noch Raum für meine kalten Hände finden ließe. Wir erhohlten uns aber bald wieder, als wir zu Fuß die Höhe hinangingen. Es war ein prächtiger Wintermorgen; aus dem Schnee blitzten tauſend Sonnen, und die Bäume waren mit Reif wie mit

Blüthen bedeckt; von fern tönte das ſonntägliche Geläut der Dörfer im Thale, und um uns regte ſich nichts, als hier und da ein einſamer Wintervogel, der in dem Gebüſche aufflog.

Oben mußten wir noch lange auf des Berges Rücken fortwandeln, bevor wir zu dem Wirthshauſe kamen, das man uns genannt hatte, wo die Straße auf die andere Seite hinunterführt. Ein unvergeßlicher Weg! Jetzt umſchloß uns dicker Wald, durch den die Sonne mannigfaltige Streiflichter warf, dann öffnete ſich auf Einmahl eine ausgedehnte Ausſicht über den heimathlichen See, auf welchem graue Nebel des Winters neben Feuerſtrömen der Sonne lagen; bald ſahen wir über herausſteigende Wolken hinaus ferne Dörfer, Hügel und Berge, wie Erſcheinungen aus dem Reich der Träume.

Weſſen Seele erhebt ſich nicht auf den Bergen, und wer hat je mit einer jugendlichen Freundin eine feyerliche Einſamkeit durchwandelt, daß nicht die Herzen ſich öffneten, und das verſchloſſene Wohlgefallen laut wurde! Wir freuten uns unſrer Bekanntſchaft und unſrer Reiſe auf's neue; wir prieſen die Natur, den Oheim und den Bettler. Bald ſangen wir, bald jagten wir uns wie die Kinder, indem ſie an die Baumzweige ſchlug, daß der Schnee auf mich herabfiel, und ich drohte dann den weißen Hut auf ſie abzuſchütteln; bald waren wir ernſthafter, gingen Hand in Hand, und beſprachen uns über ihren hülfreichen

Eintritt in unſre Haushaltung, wovon das Reſultat, wie leicht zu erachten, ein Leben aus der goldenen Zeit war. Ich fand immer mehr Edles in ihren Geſinnungen, ſie Uebereinſtimmendes in unſern Gefühlen. An einer ſchönen Stätte, auf einem hervorſpringenden Felſen, wo man den ganzen See überſahe, von der ſonnebeſtrahlten Stadt bis wo er ſich in weiter Ferne in die Winterdüfte verlor, erneuerten und heiligten wir unſern Bund mit dem zarten Kuſſe der Freundſchaft.

Ich möchte wohl jemand fragen, der es wiſſen kann und die Wahrheit ſagt, ob es eine innige Freundſchaft zwiſchen beyden Geſchlechtern geben könne ohne einiges Gefühl der Liebe? — Da ich mich nicht beſſer beſchreiben will, als ich war, ſo geſtehe ich, daß ich nicht nur von dem gebildeten Geiſte der Klare eingenommen war, und an ihrer ſchönen Seele Vergnügen fand, ſondern daß auch das leibliche Thun und Laſſen des Mädchens mir gefiel. Der raſche Gang bei der weichen Anmuth ihrer Glieder, das friſche Geſicht, das anſchmiegende Pelzmieder, der runde Nacken unter dem aufgeflochtenen braunen Haare hatten Reiz für mich; und wenn ſie lachte, und die auch vor dem Schnee noch weißen Zähne unter den rothen Lippen ſich zeigten, hätte ich ihr den angebothenen Kuß nicht verweigern können, wäre er auch mehr als brüderlich geweſen.

Als wir endlich bey dem Haus auf dem Berge anlangten, trafen wir ein großes Gaſtmahl von Männern und Weibern aus der umliegenden Gegend an, die theils von der Bundesbeſchwörung aus Arau zurückkamen, theils die Rückkehrenden abhohlten; darunter war auch der dicke Metzger, der in Lenzburg auf dem Tiſch geſchlafen hatte, er ſchien uns aber nicht mehr zu kennen.

Wir wurden nicht gerne geſehen, weil wir als Fremde die Vertraulichkeit ſtörten. Der Wirth war darüber in Verlegenheit; endlich ließ er uns doch an einem entfernten Tiſche niederſitzen, und bediente uns geſchwinde, in der Hoffnung, daß wir deſto zeitiger wieder abziehen würden; wir haben noch weit, bemerkte er, ob er gleich nicht wußte, wohin wir gingen. Seine Verlegenheit war aber auch nicht ohne Grund, denn der Wein hatte ſchon ſo weit auf ſeine Gäſte gewirkt, daß ſie ihre Herzensangelegenheiten unſerthalben nicht lange zurückhalten konnten, und uns bald ein muthwilliges, oft böſes Geſchwätz hören ließen.

Wir hielten uns ſehr ſtille, denn wir merkten bald, wes Geiſtes Kinder ſie ſeyen, beſonders da ſie einen gedruckten allgemeinen Schutzbrief für die Freunde der Freyheit vom franzöſiſchen Geſchäftsträger, dergleichen ich ſchon in Bremgarten geſehen, mit einem ſolchen freudigen Glauben unter ſich herumgehen ließen, daß ich nur meinen noch beſſern Adelsbrief hätte hervorziehen dürfen, um an ihrem Mahle obenan geſetzt, und als ein bedeutender Vaterlandsfreund mit vollen Gläſern begrüßt zu werden. Einige von ihnen hatten unter den mehrjährigen Staatsgefangenen in der Hauptſtadt nahe Verwandte, und jubelten jetzt über ihre bevorſtehende Erlöſung, die ſie für gewiß annahmen; das mochte ich ihnen auch wohl gönnen, aber ein Geiſt der Rache tönte aus ihren Reden hervor, der mich erſchreckte, und ein Spott über geiſtliche und weltliche Obrigkeit, der, wenn er auch verdient geweſen wäre, im Munde dieſer groben Geſellen höchſt widrig war, und wenig Gutes von einer Regierungsveränderung erwarten ließ, die von ſolchen Verächtern des Heiligen betrieben ward.

Ueber das Leichenmahl in Arau, wie ſie das Bundesfeſt nannten', waren ſie grimmig zu ſprechen, weil ſo viel Volk aufrichtigen Antheil daran genommen, und die Sache wirklich viel Feyerlichkeit gehabt haben muß. Die Sonne fing an zu ſcheinen, erzählte einer, gerade als die Geſandten auf die Bühne traten, aber ſie zog ſich augenblicklich zurück, als ſie das politiſche Blendwerk ſahe. — So, dachte ich, werden hingegen andre eine günſtige Vorbedeutung darin finden, daß die Sonne gerade im ſchönſten Momente ihre Strahlen auf die Feyerlichkeit warf. Obgleich ſie weder das eine noch das andre mag im Sinne gehabt haben, ſo höre ich es doch lieber, wenn man die Natur Freude als wenn man ſie Leid am Menſchen haben läßt.

Aus ihren Reden entnahm ich, daß bey den Deputatſchaften an die Gemeinden des Landes zur Wiederherſtellung der Eintracht allerhand ſtörrige Auftritte vorgefallen ſeyen, und überhaupt Unordnung und Ungehorſam ſchrecklich überhand genommen haben, ſo daß nunmehr laut ausgeſprochen werde, was man bey meiner Abreiſe nur noch durch Winke zu verbreiten ſuchte. Darum zeigten auch dieſe Gäſte jetzt ſo wenig Zurückhaltung mehr.

Als endlich der Lärm allzugroß wurde, fingen die Weibsperſonen an zu ſingen; das war uns lieb, denn nichts iſt peinlicher, als dem unvorſichtigen Geſchwätz einer tobenden Geſellſchaft zuhören und ſich ſtellen zu müſſen, als merke man nichts. Sie fanden aber nicht lange Geſchmack an den Schweizerliedern, denn es befand ſich ein kleiner Liebetraut aus Deutſchland unter ihnen, der den Poeten machte, und war wie Queckſilber, der las den Mädchen mit ſchwülſtiger Geberde ſeine eigenen Freyheitslieder vor, die ſie nach bekannten Weiſen unter dem Beyfall der Männer abſangen; wobey er, nach dem Verlangen eines Mannes von Geſchmack aus der Geſellſchaft, ſie zugleich in der deutſchen Ausſprache derſelben üben mußte.

Alſo auch bey dieſer Partey wieder Lieder von ſo fader Begeiſterung, ſagte ich zu Klare; ich glaube es werden in keinem Lande mehr gemacht als bey uns. Und doch, behauptete ſie gehört zu haben, finde ſich kein wahrer Dichter in der ganzen Schweiz.

Die weibliche Neugier trieb einige Mädchen, ſich der Klare zu nähern, deren fremde feine Landestracht ihnen auffiel; ſie ſtanden aber nur um unſern Tiſch herum, und begafften ſie ohne ein Wort zu ihr zu ſagen, und wußten nicht einmahl zu antworten, als dieſe ihren Geſang rühmte.

Mir näherte ſich ein junger Menſch mit rothen Haaren, der neben dem Mezger geſeſſen hatte; er führte einen großen Hund am Halsbande, und fragte mich in einem ungeſchliffenen Tone, wo ich her ſey.

Ich komme von Baſel, war meine Antwort.

Seyd Ihr ein Spion?

Wenn ich auch einer wäre, würde ich ſagen, Nein!

Seyd Ihr ein ehrlicher Mann?

Ja, und Ihr?

Dieſe Antwort beleidigte ihn, der ohnedieß Händel ſuchte, wie ich wohl ſah. Er fing an zu ſchimpfen, und wollte den Hund auf mich hetzen; ich faßte aber ſtillſchweigend mein ſpitzes Tiſchmeſſer in die Hand, welches ihn zurückhielt. Ueber ſeinem wilden Geſchrey hatte ſich ein Theil der Geſellſchaft um uns verſammelt, und es wäre mir Böſes widerfahren, hätte nicht zuerſt mein Meſſer mir Achtung verſchafft, und dann der Poet ſich gutmüthig auf das Flehen der Klare und der Mädchen in's Mittel gelegt, und den rothhaarigen Burſchen hinweggeſtoßen.

Nun blieb mir aber nichts anders übrig, um mit heiler Haut aus dieſer gefährlichen Geſellſchaft wegzukommen, die nun erſt zu bereuen ſchien, mit ſo wenig Rückhalt vor uns geſprochen haben, als mit meinem franzöſiſchen Talismann herauszurücken, von dem ich jetzt weit früher als ich dachte Gebrauch machen mußte, und zwar auf eine Art, die nicht in ſeiner Beſtimmung lag. Ich überreichte ihn dem kleinen Poeten; in der Hoffnung, ſagte ich, dieſer Paß werde die Herren am beßten von meiner Unſchuld überzeugen. Er that auch ſeine ſchnelle Wirkung, wie alles was mit dem Siegel eines triumphierendes Zeitgeiſtes geſtempelt iſt; der Poet wies ihn noch ein paar Männern, die neben ihm ſtanden, und der plumpe Zorn ihrer Mienen verwandelte ſich zuſehends, ſo wie ſie die Schrift halblaut laſen, in Sanftmuth, und dieſe Veränderung gewann auch bald die übrige Geſellſchaft. Man nannte mich einen Freund und Bruder, entſchuldigte ſich, machte dem jungen Menſchen Vorwürfe, und zwang uns, Verſöhnung zu trinken; er machte aber immer noch ein böſes Geſicht. Der dicke Mezger ſagte kein Wort, aber die Mädchen ſprachen jetzt mit Klare.

Um jedoch weiterer Vertraulichkeit zu entgehen, nahmen wir bald Abſchied, obſchon einige, die auch einen Theil unſers Weges zu machen hatten, uns ihr Geleit anbothen, wenn wir noch ein wenig ſäumen wollten; wir dankten aber Gott, als wir wieder unter freyem Himmel waren. Der alte Klaus hat Recht gehabt, ſagte Klare, daß es unterwegs unſicher ſey.

Er ſagte zwar jenſeit des Berges, erwiederte ich, indeſſen liegt das Haus wirklich ſchon am Abhange, vermuthlich wußte er, der allenthalben herumkömmt und alles erfährt, etwas von dieſem Schmauſe, und den Geſinnungen der Gäſte.

Und von deinem Trotz, that Klare hinzu.

Wir wandelten fröhlich unſre Straße ohne etwas Böſes zu ahnden, und mochten noch etwa eine halbe Stunde von Horgen am See, wo wir übernachten wollten, entfernt ſeyn, als in einem kleinen Walde, wo es ſchon anfing dunkel zu werden, ein Fuhrwerk hinter uns hergerollt kam. Zum Glück war Klare eine Strecke voraus, denn, noch ehe ich mich recht umſehen konnte, ſprangen zwey Hunde wüthend auf mich los, und indem ich den einen, der an mir aufſtand, vom Geſichte wegſtieß, fuhr mir der andre nach den Beinen; es gelang mir aber dieſen mit meinem Knotenſtocke niederzuſchlagen, und auf ſein ſcheußliches Geheul zog ſich der andre zum Wagen zurück. Der Mezger und ſein rother Geſell — wer anders hätte es ſeyn können als die Böſewichter! — fluchten und hetzten noch immer, allein der Hund hatte den Muth verloren.

Klare kam zitternd mit einem kleinen Meſſer in der Hand herzugelaufen, ich hieß ſie zurückbleiben, und ſprang mit aufgehobnem Stock an das offene Fuhrwerk hin, feſt entſchloſſen, die Kerle wie ihren Hund zu behandeln; doch die Memmen warteten mich nicht ab, ſondern jagten davon. Ich ſah mich nach einem Stein um, ihnen an die Köpfe zu werfen, aber der Boden war mit Schnee bedeckt, und der Wagen zu geſchwind weit. Sie pfiffen noch eine Zeit lang dem zurückgebliebenen Hunde, allein der hatte das Aufſtehen vergeſſen, der Rückgrath war ihm gebrochen, er winſelte erbärmlich.

Meine Freundin, blaß wie der Tod, machte mich auf den blutigen Schnee aufmerkſam, und fragte, wo ich verletzt ſey? Erſt jetzt ward ich meiner Wunde inne; ſie blutete ſtark, das Thier hatte mir den Fuß über dem Knöchel zerfleiſcht. Ich ſetzte mich auf einen Baumſtamm nieder, um auszuruhen, und mußte zugeben, daß ſie mir mit ſchweſterlicher Hand die Wunde mit Schnee auswuſch und mit ihrem Tuche verband.

Wir begaben uns zwar bald wieder auf den Weg, allein je weiter ich ging, deſto mehr ſchmerzte mich die Wunde und ſchwoll der Fuß auf, ſo daß ich das Dorf nur mit Mühe und nicht ohne den Beyſtand der Klare erreichen konnte; wo ich mich ſogleich, von Froſt und Schmerz überwältigt, auf ein Bett werfen mußte. Klare ſchickte ohne mein Wiſſen nach einem Wundarzte, und es traf ſich zum Glück, daß dieß einer von den verbrüderten Männern, von welchen ich in Meilen den Auftrag nach Baſel erhalten hatte, und ein durch ſeine Kunſt im ganzen Lande wohlbekannter Mann war. Ein Glück nenne ich es, denn als ich ihm die Geſchichte erzählte, zeigte es ſich, daß der dicke Mezger, dem ich meinen Unfall zu danken hatte, der Schwiegerſohn des Wirthes war, bey dem ich mich befand, und alſo das Anſehen des Wundarzts nöthig ſey, um unangenehme Folgen zu verhüthen. Freylich war der Menſch wegen ſeines beſoffenen Charakters jedem rechtlichen Mann, auch ſeinem Schwiegervater verhaßt, und ich war der beleidigte Theil, nicht er; gleichwohl kömmt in dergleichen Fällen der Unbekannte und Auswärtige, wenn er auch das Recht auf ſeiner Seite hat, vor Verwandten und Bekannten nicht ſelten zu kurz.

Nachdem er mich verbunden, und bemerkt hatte, der Biß ſey ziemlich tief gegangen, welches ich wohl fühlte, ſo ging er hinunter, um dem Wirthe den Vorfall bekannt zu machen, der dann ſelbſt zu mir kam, und ſeinen Unwillen über den ungerathenen Tochtermann mit vielen Entſchuldigungen erklärte, und mir durch ſeine Pflege zu zeigen verſicherte, daß er gern ſo viel an ihm liege wieder gut machen wolle. Wirklich ließ er ſogleich ein Bett in einem warmen Zimmer zurecht machen, und half mir mit aufrichtiger Sorgfalt hinüber.

Ich hatte nunmehr keinen andern Gedanken noch Wunſch als nach Ruhe, denn das Stechen und Spannen der Wunde wurde unerträglich, und machte mich für alles andre gleichgültig und kleinmüthig. Der Wundarzt verſicherte aber, die ſtarke Entzündung komme nur vom Gehen her, und morgen werde mit ihr auch der Schmerz abnehmen. Er wollte mir einen Wärter zuordnen, allein Klare wollte es nicht zugeben; ſie ſey meine Schweſter, ſagte ſie, und werde ſich dieſe Nacht nicht von mir trennen. Bey ihrer ſorgſamen Hülfsbegierde ſah ſie den Zwang nicht, den ſie mir anthat.

Nach und nach fühlte, ich meinen Verſtand in Fieberhitze dahin ſchwinden, und traumähnliche Bilder, die ſich immer mehr der Wirklichkeit näherten, mich umgeben. Zwar verlor ich mein Bewußtſeyn nie ganz, es war aber blos leidend, und erſchien mir, wenn ich es ſuchte, wie ein Säugling, der in einer heftig ſchaukelnden Wiege neben mir läge. Ich konnte nichts mehr ohne Bilder denken; mein Bett ward mir zu einer finſtern Felſenhöhle, und das Nachtlicht zu einem großen Feuer, das mich zu verzehren drohte; hinter demſelben ſtand mit ängſtlichen Geberden meine Frau, und ſuchte vergeblich durchzudringen. Hoch über mir am blauen kühlen Aether ſah der alte Klaus in mein brennendes Feuer herab, zwar mit aufgehobenem Zeigefinger, aber mit der Miene des Friedens und väterlichen Wohlwollens.

Spätere Nachſchrift.

Mit dieſem Vorfall, den ich als die letzte Warnung anſah, hatte mein ſtaatsgeſchäftiges Treiben ein Ende. — Zur Befriedigung mancher, denen ich die Erzählung mittheilte, und denen der leidende Ausgang nicht genügte, mag es dienlich ſeyn noch beyzufügen, daß der alte Oheim, von meinem Unfalle berichtet, ſich ſo gleich beeilte mich zu beſuchen. Da aber meine Wunde ſich noch nicht zur Beſſerung anließ, und weil das Ereigniß der Klare ſelbſt zugeſetzt hatte, ihr auch dieſer Aufenthalt, die ſchweſterliche Pflege meiner ausgenommen, gar nicht zuſagte, ſo führte ſie der kluge Mann nach Bremgarten zurück, wo ſie in Geſellſchaft der dortigen Freundin ſich erholen, und dann bey ihm bleiben ſollte. Und da die Beſorgniß um meine Marie mir nie aus dem Sinn kam, ſo ging er ſelbſt unverzüglich, mit einigen Zeilen von mir begleitet, ſie abzuholen.

Ihre Gegenwart war meine beſte Heilung.

Nach einem kurzen Beſuche, den ſie in des alten Herrn Wohnung, vor dem die liebe Seele aus Reſpekt kaum aufzuſehen wagte, und bey der unvergeßlichen Klare gemacht, fuhren wir beyde, ſo bald ich fortkommen konnte, nach unſrer ſtillen Heimath zurück, glückſelig einander wieder zu haben, voll Dankes gegen Gott — ich dankte ſogar für meine Wunde — und gerührt von der Großmuth unſrer neuen Freunde.

Mein Zuſtand erlaubte wir noch nicht, meinem Gewerbe nachzukommen, und die immer überhand nehmende Verwirrung im Lande hätte mich ohne dieß abgehalten, viel unter die Leute zu gehen; ich benutzte alſo dieſe Muße, nach dem Rathe des Oheims, zum Aufzeichnen meiner kurzen Revolutionserfahrungen, froh im Hafen der Ruhe eingelaufen zu ſeyn, ehe der unbändige Sturm auch mich ergriff, der mehr noch die menſchlichen Gemüther, als das Land ſelbſt verwüſtete.

Der väterliche Freund aber hielt es in ſeiner Umgebung, wo nunmehr auch alles drunter und drüber zu gehen drohte, ja ſchon von feindlichen Heeren die Rede war, nicht länger aus, ſondern bereitete ſich mit Klare, die ihm jetzt unentbehrlich geworden, und auch nicht von dem verehrten Greiſe weichen wollte, nach Holland und vielleicht noch weiter zu ziehen. Er begehrte auch uns mitzunehmen, aber die nahe Niederkunft meiner Frau, und die Schwachheit ihrer Mutter, ließ es nicht zu; wir mußten noch ausharren in manchen böſen Tagen, doch die Freud' am Kinde tröſtete Marien über alles, und mich das Wohlgefallen an beyden.

Jetzt lebt der Oheim in England, wo auch die Klare einen würdigen Mann gefunden hat. Häufig laden ſie uns zu ſich ein, und was könnten wir in gegenwärtigen Zeiten beſſer thun, als bald zu folgen!

Ulrich Hegner's

geſammelte Schriften.

Vierter Band.

Briefe aus dem berneriſchen Oberlande.
Tagebuch einer Reiſe nach München.
Berg- Land- und Seereiſe.

Berlin,
bei G. Reimer.
1828.

Vorrede
zum vierten Bande.

Dieſe kleinen Reiſebeſchreibungen, die keine Topographie ſeyn wollen, erklären ſich von ſelbſt, und bedürfen keiner weitern Einleitung. Einzig möchte bey den Nachrichten aus dem berneriſchen Oberlande auf die Zeit Acht zu nehmen ſeyn, wo ſie geſchrieben waren. Damahls, 1804, war Interlachen ein ruhiger ländlicher Ort, ein Aufenthalt für ſtille Freude an der großen Natur; gegenwärtig aber ſoll das Dorf und ſeine Umgebung zu einer glänzenden Niederlaſſung fremder, meiſt engländiſcher Familien geworden ſeyn, wo Miethwohnungen mit zierlichem Hausgeräthe, und Prunkbuden mit goldnen Inſchriften prangen, ſo daß die alten herrlichen Baumgänge faſt zu Pariſer Boulevards geworden ſind, deßgleichen die holperigen Pfade zu den Waſſerfällen und Gletſchern ſich in breite bequeme Straßen umgewandelt haben; wie anderswo das Weitere zu leſen. — Manchen iſt das recht, viele finden die alte Einfalt beſſer. Wir bringen euch ja Geld! ſagen die Fremden; ſonſt nichts? fragen die Andern.

Briefe aus dem berneriſchen Oberlande

an

Frau von R.

1804.

Wenn ich im Geiſt auf euch ihr Berge ſtehe,
Iſt mir die Welt ſo klein als ich ſie ſehe.

Kleiſt.

I.

Bern, den 31. Juli, 1804.

Der freundſchaftliche Antheil, den Sie an unſrer Reiſe nehmen, und Ihr Wunſch, auch durch uns etwas von dem ſchönen Lande zu hören, wohin wir gehen, bewegen mich hier ſchon die Feder zu ergreifen, ob wir gleich noch nicht an dem Orte unſerer Beſtimmung ſind. Nur in der Poeſie iſt es, wie Sie wiſſen, erlaubt, nicht beym Anfang anzufangen, aber eine Reiſeerzählung ſollte, wie eine Predigt, Anfang, Mitte und Ende in richtiger Ordnung haben, damit der Leſer, wie dort der Zuhörer, ſich bald wieder zurecht finde, wenn ſeine flüchtigen Sinne etwa eine Zerſtreuung überfällt. Dieß mag auch den Kleinigkeiten zur Entſchuldigung dienen, die ſo häufig in Reiſebeſchreibungen vorkommen, und auch der meinigen nicht mangeln werden. Es ſind Uebergänge zum Wichtigen, ſagen wir dann, ſo wie man im Umgange das Alltägliche oft zur Einleitung des Bedeutenden braucht. Und wenn wir auch manchmal die Maxime umkehren, und das Wichtige in unſerm Werke nur als ein

Uebergang zum Unerheblichen erſcheint, ſo könnten wir uns noch mit dem relativen Begriffe der Wichtigkeit tröſten, da der eine gering ſchätzt, was der andere ſeiner Bewunderung würdig finden zu müſſen glaubt; oder die letzte Ausflucht bleibt uns noch übrig, zu ſagen, wir haben nur für unſere Freunde geſchrieben, in welchem Sinne ich hiemit auch bey Ihnen um ein gefälliges Ohr bitte.

Mit einem uns freundſchaftlich verbundenen Ehepaar reiſten wir, meine Frau und ich, den 29ſten dieſes, Morgens früh, von Hauſe ab. Jeder Abſchied von den Seinigen iſt ein Schleyer, der dem Scheidenden für kurze Zeit über ſeine freudige Ausſicht in die Zukunft geworfen wird; man ſoll aber nicht davon ſprechen, beſonders wenn es, wie jetzt, nur um die unbedeutende Abweſenheit von ein paar Wochen zu thun iſt. Doch finde ich es allemal anziehender, zu beobachten wie andere ſcheiden, als es ſelbſt zu thun.

Wir hatten uns vorgenommen, einen Tag hier in Bern zu verweilen, um Bekannte zu beſuchen und die Stadt zu ſehen, nun trafen wir aber jene nicht an, und am Ausgehn hindert uns das Regenwetter; dieß giebt mir, was ich erſt im Oberlande erwartete, Muße, Ihnen die Fortſetzung unſrer Reiſe zu erzählen.

Sie kennen die unangenehme Fahrt über die Limmat bey Wettingen, die man noch immer im Schiffe machen muß, weil die Brücke im Krieg abgebrannt iſt, und man eine neue Straße links an Baden vorbey anzulegen gedenkt, wodurch die jähe Tiefe und ſteile Höhe bei und in der Stadt umgangen werden könnte. Für Reiſende wäre dieß allerdings ein Vortheil, aber die Einwohner möchten doch die Straße lieber in ihrer Mitte haben, nicht nur um ihrer ökonomiſchen ſondern auch um ihrer geiſtigen Bedürfniſſe willen; denn was iſt eine kleine Stadt ohne eine Landſtraße, ohne Wagen und Reuter, die die todte Stille noch etwas beleben? Welche Erhohlung hätten die geiſtlichen und weltlichen Herren von den Beſchwerden ihrer Arbeit und Muße, von was ſprächen die übrigen ehrlichen Bürger des Abends beym Weinglas, wenn ſie den Tag über nichts als ſich ſelber ſähen? Und das ſchöne Geſchlecht, o wie manche Eroberung iſt ſchon in kleinen Städten, ehe man Modenjournale hatte, blos durch neue Hüte und Hauben gemacht worden, die man durchreiſenden Damen, die etwa zur Kutſche hinausblickten, abgeſehen hat! — Neues muß der Menſch haben, wenn er nicht in langer Weile verſinken ſoll; iſt es nichts Großes, ſo verweilt er ſich am Kleinen, wenn es nur neu iſt; iſt es nicht an Menſchen, ſo iſt es an Thieren. So habe ich, zum Beiſpiele, nirgends mehr Pferdekenner geſehen als an kleinen Orten, weil jedes Pferd, das vorüber geht, vielfältiger Beurtheilung von den herumſtehenden Häuflein müßiger Einwohner ausgeſetzt iſt. Kenntniß der Menſchen iſt ſchon ſeltener, weil weniger vorüber gehen, oder weil dieſe nicht blos vom äußerlichen abhängt.

Ihrer Aufmerkſamkeit ſind gewiß auch, als Sie in Baden waren, die großen einzelnen Steine und Felſenſtücke nicht entgangen, die dort häufig in Feldern und Wäldern herumliegen. Wenn Sie bisher nicht wußten, wie dieſe dahin gekommen, ſo können ſie jetzt von unſern neueſten Naturforſchern erfahren, daß ſie ſamt und ſonders aus Graubündten hieher geſchwommen ſind, und daß man nicht mehr ſagen ſoll, Berg und Thal kommen nicht zuſammen! Dieß geſchahe zu der Zeit, als der ungeheure See, welcher das ganze Thal von Baden bis nach Glarus ausgefüllt haben ſoll, vor etwas mehr als Menſchengedenken die Felſen des Lägerberges zerriß; durch welchen Riß auch eine Zeitlang der Rhein geſtrömt, ſich aber nachher, man ſagt nicht wie, mit der Limmat wieder abgefunden haben ſoll. Zweifeln Sie daran, ſo weiſet man Ihnen einen Standpunkt auf dem Etzel, zehn Stunden von dem Orte der Begebenheit an, wo Sie ſich bis zur Anſchaulichkeit von dieſer „nothwendigen Wirkung der Fluthen" überzeugen, und zugleich mit leichter Mühe einen Plan von der groſſen Erdrevolation aufnehmen können, nach welcher die „Meere, ſo die ganze Schweiz bedeckten" abfloſſen. Mit was für Dämmen dieſe hohen Meere gegen das tiefe Land eingeſchloſſen geweſen, und wohin ſie alle abgefloſſen ſeyen, können Sie zwar dort nicht ſehen, auch ſpricht kein Buch davon; es iſt aber „eine geognoſtiſche Thatſache.“

Lenzburg iſt zwar klein, hat jedoch hübſche Häuſer und Landgüter, und über dem Städchen erhebt ſich das wohlgelegene Felſenſchloß, das bis auf die jüngſten Zeiten eine Regentenburg war, gegenwärtig aber noch gar keine Beſtimmung hat, wo auch ſchwerlich eine andere für die Dauer gedeihen wird, denn Bergſchlöſſer müſſen Herrſcherſitze ſeyn, oder in Trümmer zerfallen. —

Warum will es aber in der Schweiz noch nicht recht mit dem Gartengeſchmacke fort, wie wir heute deſſen hier und anderswo noch Zeugen waren, da man doch in andern Sachen des Luxus ſo ſchnell mit der Zeit fortrückt? — Man thut uns wohl Unrecht, und urtheilt allzu oberflächlich, wenn man die Urſache davon überhaupt im Mangel an Geſchmack finden will; ich ſehe nicht, daß wir in andern Sachen des Geſchmacks eben weit hinter Deutſchland zurück ſeyen; man ſollte vielmehr den Grund in der Bevölkerung, der Armuth und den großen Naturgegenſtänden der Schweiz ſuchen. Die wachſende Bevölkerung macht, daß man immer mehr genöthiget iſt, jede Spanne Landes zum ökonomiſchen Vortheile zu benutzen; die Armuth oder vielmehr die Seltenheit überflüſſigen Reichthums, und die zum Theil daraus entſpringende eingeſchränkte Bürgerlichkeit, erlaubte bisher, Gott ſey Dank, nur wenigen in verſchwenderiſchen Anlagen andern vorzuziehen; und endlich prägt unſre ſchöne, oder wenn man das Beywort nicht gern hat, unſre durch immer abwechſelnde Berge und Thäler, durch Flüſſe und Seen, und durch die verſchiedenſte Vegetation oft in engem Umkreiſe mannigfaltige Natur, dem Auge von Jugend an die Gewohnheit größrer Gegenſtände ein, als auch der reichſte und künſtlichſte Garten nicht zu gewähren im Stande iſt. Rouſſeau berührt dieſen Punkt ſchon irgendwo und meint, da die Schweiz überhaupt wie ein engliſcher Garten anzuſehen ſey (er hatte freilich ein kurzes Geſicht), ſo würde ein zum engliſchen Kunſtwerke verherrlichtes Stück Land doch nur eine ärmliche Figur gegen das erhabene Ganze machen. Möchten wir demnach wenigſtens hierin noch die Oſtentation des Reichthums in Pomp und Pracht vermeiden, und uns begnügen, bloß das Fehlerhafte mit Anſtand und Schicklichkeit zu verbeſſern, wie deſſen auch zur Ehre beßrer Einſicht ſchon manche Belege vorhanden ſind! Jener ſteife und unnatürliche Gartenzuſchnitt in unfruchtbare Pyramiden und ſchattenloſe Hecken, der mir zu dieſer Betrachtung Anlaß gab, und den im vorigen Jahrhundert die alten Offiziere und ihre Frauen aus Frankreich und Holland mitgebracht, fängt an nach und nach mit jenen Militärperſonen auszuſterben, und Gefälligerm Plaz zu machen, ohne daß die liebe alte Einfalt darunter leidet.

Wir waren bey ſchönem Wetter verreiſt, aber jezt trat das Regenwetter wieder ein, das uns bis hieher verfolgte, und machte, daß wir die uns ſchon minder bekannten Gegenden nicht nach Luſt betrachten konnten. Wo das ganze Land mit dem grauen Regenmantel angethan iſt, kann man über deſſen romantiſche Schönheiten nicht wohl urtheilen, zumahl in einem Wagen, wo ohnedieß die Laune den meiſten Abwechslungen unterworfen iſt. Nur die Sonne macht den Tag ſchön, ihre Blicke nur verklären das Antliz der Erde. Haben wir indeß den Nachtheil, ſo entſteht für Sie, meine Freundin, ein Vortheil daraus, denn ſo haben Sie keine maleriſche Beſchreibungen zu beſorgen, die immer für den Leſer langweilig ſind, weil ſie doch keine Anſchauung geben können.

In Arau blieben wir über Nacht in einem prächtigen Hauſe, das ſich vor nicht langer Zeit ein reicher Kaufmann zu ſeiner Herrlichkeit gebaut und koſtbar möblirt hatte, das aber bald nachher in andere Hände kam, und jüngſt noch der Siz des helvetiſchen Directoriums, ſo lange ſolches in Arau reſidirte, war, ſeitdem aber zu einem Gaſthofe geworden iſt, und auch dieſes, wie wir hörten, nicht mehr lange bleiben wird. Hier wurden uns mit Damaſt ausgeſchlagene Zimmer und ſeidene Betten angewieſen, ein unbedeutender Umſtand zwar, denn zum Wohlſeyn bedarf man nur der Reinlichkeit, nicht der Pracht; aber in dieſen Zimmern wohnte und in dieſen Betten ſchliefen in der erſten Periode der Staatsveränderung unſre allerhöchſten Vollziehungsmänner. Die Erinnerung jener meteoriſchen Zeiten machte mir das Nachtlager unterhaltend, ja zur Beſchäftigung im Traume. Mir wars, ich ſähe jenen neuen Glücksſtern wie zum erſten Mahle über Helvetien aufgehen, und es wollte mir dünken, ich wäre der erſte Director, und hätte nun für das ganze Schweizerland zu ſorgen, ein Vater des Vaterlandes, der ſchönſte Nahme, wenn nemlich die Haushaltung in der Ordnung iſt; aber bald regten ſich die Vaterſorgen! mich erſchreckte der aus Städten und Ländern ertönende Klageruf, daß es unmöglich ſey, einen Bundesſtaat von ſolcher Ausdehnung, und aus ſo verſchiedenartigen Völkern beſtehend, nunmehr in ein fatales Eins zuſammenzuhalten. Zwar fand ich dieſe Ausdehnung ſo groß eben nicht, und tröſtete mich mit Rußland, das in ſeinem auch nicht unbeträchtlichen Umfang ebenfalls allerhand Ländler und Welſche haben mag; und mit Carl XII., der ſein Reich durch einen ſeiner Stiefel wollte regieren laſſen; und mit dem Kanzler Oxenſtiern, der ſeinem ſich vor dem Labyrinthe der Geſchäfte ſcheuenden Sohne lächelnd ſagte: Weißt Du denn nicht, wie wenig das Geheimniß die Welt zu lenken auf ſich hat? Und endlich mit Montagne der behauptet: Il n'y a guere moins de tourment au gouvernement d'une famille que d'un état entier. Kurz ich nährte die Zuverſicht, welche groſe Herren ſo ſelten verläßt, daß ich wohl auch wie andre werde zurecht kommen können, es komme ja nur auf den guten Willen der Leute an. Aber dieſer gute Wille wollte ſich nirgends finden, und nun mußte ich ſchon mit Tagesanbruch Audienzen ertheilen, ich ſollte beſtimmte Antworten geben über verfängliche Fragen, oder Klagen anhören, denen ich mit aller meiner Allmacht nicht abhelfen konnte; unaufhörlich dann die ignorante Frechheit der neuen Kinder der Freyheit oder den höflichen Ingrimm der alten mit Gleichmuth ertragen; ich mußte mit meinen Collegen zu Rathe ſitzen, heute unſre cosmopolitiſche Weisheit bewundern, und morgen mit Befremden erfahren, daß ſie nirgends practiſch paſſen wolle; ich bekam öffentliche Zuſchriften die mit vielen Worten nichts, und geheime Briefe die mit wenig Worten nur zu viel ſagten; ich mußte ein halb Duzzend unerfahrne Miniſter und lahme Sekretaire beſchäftigen; und wenn ich endlich einen Augenblick Zeit zu haben glaube, an Weib und Kinder zu Hauſe zu denken, ſo kommen ſtolze franzöſiſche Generale und unverſchämte Commiſſaire. — O weh! wie froh bin ich, daß es ein Traum war, und ich den Directorialpallaſt wieder mit dem Gaſthofe vertauſchen kann!

Gerne hätte ich Ihnen noch etwas von dem ſichtbaren Gedeihen und der weſentlichen Verſchönerung der Stadt Arau geſchrieben, die nun, ſeitdem ſie die Hauptſtadt eines Cantons geworden iſt, begründetere Fortſchritte zu machen ſcheint, als da ſie die Hauptſtadt von ganz Helvetien war, und die neuen

Geſetzgeber wie Studentenhaufen durch die Straßen zogen, oder wie Spitaler auf den Bänken vor den Häuſern lagen, und die unprophetiſchen Einwohner, ſich mit einer glänzenden Zukunft täuſchend, unmäßige Bauluſt bekomen, als wenn für jene Strichvögel an eine bleibende Wohnung zu denken geweſen wäre! — Allein ich vernehme ſo eben, daß die Kunſt- und Induſtrieausſtellung, welche hier in Bern ſchon ſeit dem vorigen Monathe offen ſteht, heute zum letzten Mahle zu ſehen ſey, und muß deßhalb eilen dieſen Brief zu ſchließen.

II.

Thun, den 1. Auguſt, um 11 Uhr des Morgens.

Vor einer halben Stunde ſind wir hier angekommen; aber noch immer Regen, und auf dem hieſigen Kirchhofe eine ſo gerühmte Ausſicht, die wir nicht nach Anweiſung zu Herzen nehmen können, das iſt betrübt. — Ich will alſo zurückblicken, da ich nicht vorwärts ſehen kann, und die kurze Zeit bis zum Mittageſſen und der Einſchiffung benutzen, um ihnen mit ſo wenig Worten, als es die Eile, die bekanntermaßen weitläufig macht, erlaubt, unſere Reiſegeſchichte bis hieher zu erzählen.

Vorgeſtern frühe verließen wir Arau, und rollten unter düſterm Regen den ganzen Morgen fort, und ſahen durch die aufgezogenen Fenſterſcheiben nicht viel anders als eine Menge vorbeyziehender übermäßiger Strohdächer, unter welchen Häuſer verborgen lagen; eine Bauart, die mir in Freudenbergers und Rieters Gemälden beſſer gefällt als in der Natur.

Zu Arburg mußten wir etwas anhalten und erinnerten uns erſt, als wir wieder zum Orte hinaus waren, daß wir auch die Bergfeſtung hätten in Augenſchein nehmen ſollen, die als Gefangenhaft des Micheli du Crest und ſpäterer Staatskünſtler noch berühmter geworden iſt, als durch ihre eigene Unüberwindlichkeit, wiewohl ſie nach der Fäſiſchen Staats- und Erdbeſchreibung der Eydgenoſſenſchaft „mit ſtarken Werken, feſten Mauern, weitläuftigen Gewölben, Caſernen, Zeughaus, Waffenplatz und allem demjenigen, was zu einer richtigen Feſtung dient überflüßig verſehen und eine Beſatzung von 80 Mann auserleſener Mannſchaft zu faſſen groß genug iſt, wo auch vor Zeiten Fremden nie anders als mit verbundenen Augen der Zutritt geſtattet war.“ — Damit gebe ich Ihnen ein Beyſpiel aus tauſenden, mit welch gemüthlichen Blicken die ehrlichen, in langer Friedensruhe ſchlummernden Schweizer, bis zu der Revolution die Miniaturſtücke ihrer Staats- und Kriegskunſt betrachteten.

In Morgenthal aßen wir zu Mittag. — Wie Sie bin ich allerdings auch ein Freund von ſchönen Naturerſcheinungen, aber ich habe nicht gerne, wenn man mich am Seile der Empfindſamkeit hinzuſchleppt;

lieber ſtoß ich von ungefähr darauf, wie hier. Es iſt zwar kein Berg und kein See, was mich erfreute, ſondern nur ein liebliches Bächlein, das oberhalb des Dorfes den ſchattigen Fußweg nach St. Urban begleitet. Könnt' ich es Ihnen doch, auch nur in einer Camera obſcura weiſen, oder noch lieber mit Ihnen ſeinem ſchlängelnden Pfade folgen! Sein ſtilles Waſſer fließt in immer neuen Wendungen dahin, und in ſeiner Klarheit ſpiegelt ſich das herunterhängende Gebüſche.

Abends bey guter Zeit in Kilchberg angekommen beſtiegen wir noch die Anhöhe wo die Kirche ſteht, um die Ausſicht zu ſehen. Die Gegend war aber in Nebel gehüllt, ſo daß eben nichts beſonders in die Augen fiel als der wilde Fluß, die Emme genannt, der durch die fruchtbare Ebene ſtrömt, aber mit ſeinem gediegenen Golde, das er führen ſoll, die Verheerungen bei weitem nicht bezahlt, die er anrichtet. Wir fanden alle, daß dieſer Fluß große Aehnlichkeit mit der Töß, einem Fluß in der Nähe unſers Wohnorts, habe, die auch ſo viel Geſtein vor ſich herſchiebt und ebenfalls Schaden genug anrichtet, zwar kein Gold führt, aber zum Erſatz allerhand alte und neue Werke treibt, die goldene Berge gewähren oder verſprechen.

Haller ſagt von dieſem Goldſande der Emme, und von den Alpenleuten:

„Der Hirt ſieht dieſen Schatz, er rollt zu ſeinen Füßen,
„O Beyſpiel für die Welt! er ſiehts und läßt ihn fließen!

Das wäre wirklich ein ſeltſames Beyſpiel für die Welt, wenn es dem philoſophiſchen Hirten nur nicht ginge, wie dem Fuchs in der Fabel, und er den Schatz zu ſeinen Füßen gewiß nicht liegen ließe, wenn es ſich dort ſchon der Mühe lohnte ihn aufzuheben! Dergleichen poetiſche Tugenden, von welchen ſie nichts wiſſen, werden jetzo den Bergländern noch manche zugeſchrieben.

Des morgenden Tages kamen wir in ein paar Stunden nach Hindelbank. Wir hielten da an, um das berühmte Grabmahl der Frau Langhans zu ſehen, mußten aber über eine Stunde auf dem Kirchhofe warten, bis man den Schlüſſel zur Kirche finden konnte, welcher im Pfarrhauſe verlegt worden. Der Pfarrer ſey erſt vor kurzem hieher gezogen, oder habe ſich vor kurzem erſt verheirathet, ich weiß nicht mehr, welchen von dieſen beyden Gründen uns des Küſters Frau zur Entſchuldigung angab, doch mag wohl eher das letztere gelten, denn wäre er unlängſt erſt auf die Pfründe gekommen, ſo müßte ihm bey noch neuem Amtseifer die Sorgfalt für ſeine, zumahl mit einem ſo ſchönen Denkmahl gezierte Kirche, zunächſt am Herzen liegen; hingegen iſt es im letzten Falle ſehr begreiflich, und wer wird es einem jungen Ehemanne verargen, wenn er in den Armen der neuen leiblichen, zuweilen die ihm anvertraute alte geiſtliche Braut vergißt, oder die Mittel ihr beizukommen vernachläſſigt. Der Kirchenpfleger konnte uns endlich aufmachen, und zuletzt fand ſich auch noch im Pfarrhaus unter dem Küſſen eines Canape's der verlorene Schlüſſel.

Was ſoll ich nun von dieſem Grabmahle ſelbſt ſagen? Ob ich gleich nach dem Kupferſtiche keinen großen Begriff davon gefaßt, und auch ſchon manchen Tadel darüber gehört hatte, der eine natürliche Folge des alten übertriebenen Rühmens war, ſo erwartete ich doch immer mehr als Gemeines, weil es zwar wohl möglich iſt, daß das Schlechte eine Zeit lang geprieſen werde, aber unmöglich, daß es ſich ſo lange ohne reelles Verdienſt im Preis erhalte. So fanden wir es auch in der That. Der Kupferſtich gibt einen falſchen Begriff, weil er ſtehend vorſtellt was liegen ſollte, und die Zeichnung deſſelben etwas kleinliches hat, das im Original nicht iſt; dieſes Original aber iſt wirklich ein geiſtreicher Gedanke, der frappirt, und doch einfach und mit Einem Blicke zu überſchauen iſt, deßwegen auch leicht in der Vorſtellung haftet: ein Bild das Eine treffende Idee, das Erwachen im Grabe, klar ausſpricht und in regſamer Handlung darſtellt; man kann kaum ohne erhöh'te Stimmung davon weggehen. Uebrigens mehr ein kühner Entwurf in ſchlechtem Stein als ausgeführtes Kunſtwerk, denn man ſieht zu wenig von den Figuren, und der Kopf der Frau ſcheint zu klein zu ſeyn; das Gefälligſte iſt die Lebhaftigkeit und Anmuth des Kindes. Großen

Nach-

Nachtheil bringen dem günſtigen Eindrucke des Ganzen die verſchnörkelten Wappen, Verzierungen und Inſchriften auf dem geborſtenen Grabſteine, die nur als Nebenſachen hätten behandelt werden, und gleichſam durch die Zeit verwiſcht ſcheinen ſollen, aber im Gegentheil ſo ſchneidend hervorſtechen, als wäre das übrige nur ihretwegen da; des großen Hallers ſchöne Inſchrift hätte genüget.

Das daneben ſtehende überladene Erlachiſche Monument mit ſeinen hagern modern antiken Figuren, obwohl von demſelben Meiſter, hat wenig Anziehendes. Es mag dem geſchickten Künſtler mit dieſen beyden Werken gegangen ſeyn, wie wahrſcheinlich ſchon manchem Manne von Genie in andern Verhältniſſen. Das herrſchaftliche Ehrengrab mit allen ſeinen gelehrten und vornehmen Attributen ward ihm aufgetragen; er ſollte was prächtiges liefern, und ſein Geiſt erlag unter den Feſſeln fremder Aufgabe und geſchmackloſer Einreden. Er ſehnte ſich nach Freyheit, und im Drange dieſes Gefühls, unwiderſtehlich gezogen ſich von der Langenweile jener Arbeit Luft zu machen, führte ihn ſein Genius zu einem Nebenwerke, und ſchuf ihm die gewünſchte Erhohlung an dem Grabmahl einer ſchönen Frau, die er im Leben geliebt hatte.

So viel für dieß Mahl. Wir kommen heute noch nach Unterſeen, wo ich dann Zeit genug haben werde, nachzuholen was uns weiter begegnet iſt.

Der Himmel klärt ſich auf, und verſpricht eine ſchöne Fahrt den Thunerſee hinauf.

III.

Unterſeen, den 1. Auguſt, Abends 7 Uhr.

Ich kann dem Triebe nicht widerſtehen, Ihnen unverzüglich anzuzeigen, daß wir ſo eben am Ziel unſrer Reiſe angelangt ſind. Unſer Hauswirth der von der Ankunft wußte, kam uns entgegen, als wir eben zum Thore hineintraten, und faſt über die Häßlichkeit des Städtchens erſchrocken waren; er führte uns aber in ſeine nette Wohnung, und wies uns noch ein hübſches und bequemes Zimmer bey ſeinem Nachbar an, ſo daß wir uns bald mit dem, was uns beym Eintritte mißfallen hatte, ausſöhnten, beſonders da wir auf einmahl die Jungfrau im rothen Glanze der Abendſonne vor uns ſtehen ſahen, und uns nun freudig dieſen großen Anblick für die ganze Zeit unſers Hierſeyns verſprachen.

Da Unterſeen und das anſtoßende Interlachen gegenwärtig noch nicht als allgemeine Heil- und Luſtplätze angeſehen, und als ſolche noch wenig beſucht werden, ſo wurden wir in unſrer Herberge noch mit wahrer natürlicher Gefälligkeit, und nicht mit jener abmeſſenden geſpannten Höflichkeit empfangen, die zwar theilnehmend in Worten, aber noch weniger als gleichgültig im Blick iſt, womit man ſonſt an berühmten Kurorten aufgenommen wird. Den Mann in deſſen Hauſe wir wohnen kennen Sie ſchon lange, wenn Sie ſich noch der Reinhardiſchen Schweizertrachter in Arau erinnern, wo er als Oberländer Bauer nach dem Leben getroffen iſt. Jetzt Herr Seckelmeiſter Großmann, vorher Müller des Ortes.

Es iſt fatal, wenn man an einem fremden Orte gleich anfangs mit der Klugheit in Conflict kommt. Daß es gegen den guten Ton ſey, gegen Unbekannte die Sprache der Empfindung zu führen, wußte ich ſchon lange, und gegen den guten Ton iſt es darum, weil die Unbekannten entweder die Empfindung nicht erwiedern, welches uns verdrießt, oder gar zu tief daüber eintreten, welches uns in Verlegenheit ſetzt. Gleichwohl laſſe ich mir dieſe Zuthulichkeit noch oft zu Schulden kommen, und erfuhr auch jetzt die Folge davon. Ich meinte der jungen Sohnsfrau unſers Hauswirthes, die das Zimmer einräumen half, Freude zu machen, wenn ich ihr viel von der Schönheit der Gegend und der allerliebſten Fahrt auf dem Thunerſee verplauderte, als ſie plötzlich in einen Strom von Thränen ausbrach, und im Tone des bitterſten Schmerzens erzählte, daß vor nicht langer Zeit ihr eigner Mann in dieſem See ertrunken ſey. Da hatt' ichs nun! Ich mußte ſie jetzt tröſten, welches von allen ſieben Werken der Barmherzigkeit das unangenehmſte iſt, weil es bloß in Worten beſtehen darf, und man dabey immer beſorgt ſeyn muß, die rechten nicht zu treffen. Ich hielt es für das Beßte, ſie nun ihre Trauergeſchichte ſelbſt auserzählen zu laſſen, welche folgende iſt: Er kam in Geſchäften zu Schiffe von Thun, und als die Geſellſchaft nach Gewohnheit in Merlingen anhielt, zeigte ſich ein Gewitter am Himmel, ſo daß mehrere Bedenken trugen, ſich wieder auf das Waſſer zu wagen; allein die jungen Leute, welche getrunken hatten, trieben einander an; ſie hatten Muth und wollten ihn zeigen. Die ganze Geſellſchaft ſtieg ins Schiff, der Sturm kam und trieb ſie wüthend gegen das vorüber liegende Ufer. Ehe ſie es aber erreichen konnten, ſchlug das elende Fahrzeug um, und von etlichen zwanzig Perſonen retteten ſich nur zwey auf dem herumtreibenden Wracke. Der junge Mann ſelbſt, ſonſt ein guter Schwimmer, hatte ſich auch dreymahl hinaufzuſchwingen gewußt, aber jedes Mahl ſpühlten ihn die Wellen wieder von dem ſchlüpfrigen Platze weg, bis er endlich ermüdet zurückblieb.

Sie mögen Recht haben, wenn Sie ſagen, dieß ſey eine der gewöhnlichen Unglücksgeſchichten, deren Erzählung man den Zeitungen überlaſſen ſollte, indem ſie zwar kaltes Bedauern erregen, aber mit wahrer Theilnahme nur aus dem Munde der Unglücklichen, die ſelbſt darunter litten, vernommen werden könne. Aber eben aus einem ſolchen Munde vernahm ich ſie, und der wehklagende Schmerz, der reine Ausdruck aufrichtiger Trauer der jungen Frau, den ich Ihnen freylich nicht mit der Feder ſchildern kann, liegen mir noch zu tief im Sinne, als daß ich davon hätte ſchweigen können.

Ich wollte Ihnen die Freude unſrer Ankunft, und das Wohlgefallen an der zurückgelegten Reiſe beſchreiben, und verirre mich in die Erzählung eines Unglückfalles, der mich mißſtimmt, und von der Vollendung meines Vorhabens abführt. Ich lege alſo die Feder aus den Händen, in der Hoffnung, Ihnen bald aus der Erfahrung ſagen zu können, daß dieß Mahl die Wirklichkeit nicht unter der Erwartung, die wir uns von dieſem Aufenthalte machten, geblieben ſey.

IV.

Unterſeen, den 6. Auguſt.

Schon fünf Tage hier ohne eine Wort von uns hören zu laſſen, das muß Ihnen einen ſehr geringen oder ſehr hohen Begriff von den Merkwürdigkeiten und fröhlichen Zeitkürzungen unſers hieſigen Aufenthaltes geben. Gehen Sie aber in Ihren Vorſtellungen auf keiner Seite zu weit, und glauben Sie meiner wahrhaften Verſicherung, daß wir im eigentlichen Sinne des Worts ein vergnügtes Leben führen, gerade wie wir es wünſchten, eben ſo weit entfernt von brauſender Luſtigkeit, als von einſamer Langeweile. Aber die echte Zufriedenheit auf dem Lande, die Allentis semita vitae, hat zu wenig pikanten Reiz für die Feder, oder ſie iſt wie jedes wahre Glück zu innig in unſre Perſönlichkeit verwebt, und von zu zarter Einfalt, als daß ſie ſich ohne Nachtheil ausſprechen ließe.

Es wird inzwiſchen doch dieß und jenes zu erzählen geben, beſonders wenn wir einmal von Grindelwald und Lauterbrunnen zurückkommen, wohin wir Morgens zu reiſen gedenken. Vorher aber muß ich doch, um meine Reiſegeſchichte wieder in Ordnung zu bringen, den Faden aufnehmen, wo ich ihn abgebrochen habe, und für einige Zeit nach Bern zurückkehren.

Die Nachricht, daß die Kunſtausſtellung daſelbſt noch Ein Mahl zu ſehen ſey, machte mich lezthin meinen Brief aus Bern ſchnell abbrechen, um an Ort und Stelle zu eilen. Es war mir jedoch weniger um neue Bilder zu thun, da ich die beſten lebenden Künſtler der Schweiz ſo ziemlich kenne, als um die alten Gemählde von Dünz, Werner, Huber und Stettler, deren es dort mehrere haben ſollte. Sie dürfen alſo vor keiner recenſirenden Beſchreibung von allem und jedem, dem ſchlechten wie dem guten, bange ſeyn, nur erlauben Sie meiner Liebhaberey, des wenigen zu gedenken, was mir ſeit der kurzen Zeit, da ich es ſahe, noch im Gedächtniſſe geblieben iſt.

Ich kann nicht bergen, daß mir gleich beym Eintritte die Dunkelheit des Saales, wo eine durch die ganze Schweiz ſo laut angekündigte Kunſtſchau aufgeſtellt war, etwas anſtößig vorkam, wozu freylich auch das ſchlechte Wetter beygetragen haben mag. Indeſſen hab ich ſchon an ſo manchem hellglänzenden Orte nichts geſehen, daß ich mir gern auch die mangelhafte Beleuchtung gefallen laſſe, wenn ſie nur auf Gegenſtände, die der Beſchauung werth ſind, fällt. Hier war dieß allerdings der Fall, ſobald ich anfing mich umzuſehen, vergaß ich jenes Tadels, und freute mich deſſen was vor mir war; denn ſchon bey der Thüre wo man ſonſt das Beßte nicht hinhängt, fielen mir zwey ſchöne Knaben auf einer Tafel in die Augen, ſo rund und friſch wie die Natur, und in einem warmen harmoniſchen Farbentone gemahlt; ein Stück, wo ſchon die Sicherheit der techniſchen Behandlung die geübte Hand eines originellen Künſtlers beweißt, der aus ſich ſelbſt und nicht nach ängſtlichen Reminiſcenzen mahlt. Dieſe Köpfe, die ſich vor andern, welche in der Nähe hingen, ſehr auszeichneten, ſollen die Söhne des 1798 gemordeten Generals von Erlach vorſtellen, und von Diogg gemahlt ſeyn.

Herr W. als Director dieſer Ausſtellung, den ich zu kennen das Vergnügen habe, führte mich ſogleich zu einem Miniaturgemählde von Wocher, dem Bildniſſe der Königin Johanna von Arragonien nach Raphael, welches er als das vornehmſte Stück dieſer Sammlung pries. Es iſt auch wirklich als Miniatur betrachtet ganz vortrefflich, das will ſagen, von dem wärmſten Colorite, das man in dieſer Art ſehen kann, und mit dem reinlichſten Fleiße und der zarteſten Eleganz behandelt, wie viel es aber noch von Raphaeliſchem Charakter und Zeichnung an ſich habe, kann ich nicht ſagen, da ich das Original nicht kenne. Er wies mir auch ein Miniaturgemählde von Bouvier aus Genf, ein Frauenzimmer in ganzer Figur vorſtellend, das mit Geiſt, Freyheit und Geſchmack gemacht iſt, und einen trefflichen Künſtler in dieſem Fache verräth. Man ſoll in Bern vorzüglich viel auf Kleingemählden halten. Sobald ich konnte, eilte ich zu den Oehlgemählden von Joſeph Werner, deren ich noch keine, wohl aber ehedeſſen viele Handzeichnungen von dieſem berühmten Manne geſehen habe, die mir einen hohen Begriff von ſeiner Kunſtbildung beybrachten. Wirklich zeigen auch die trefflichen Bilder die ſich hier befanden, einen kunſtgeübten Meiſter in ſeinem Fache. Der Gabe des Himmels hatte er, wie mich dünkt, den Geiſt der Erfindung und den Verſtand zu danken, aus Italien brachte er die Kraft und Richtigkeit der Umriſſe mit, in Frankreich aber machte er ſich eine faſt übertriebene Zierlichkeit der Stellungen zu eigen, und von ſeiner frühe angelernten Miniaturmahlerey trug er die kleinlichen Pinſelſtriche und den Fleiß für Nebenſachen in ſeine Oehlgemählde über. Er ſcheint auffallende Lichteffekte geliebt und mit Geſchmack angebracht zu haben; nun aber ſind durch die Länge der Zeit die Schattenfarben verdunkelt, und die Lichter haben dadurch ihre Haltung verloren: wozu die ſtarken Firniſſe, womit die Gemählde überzogen ſind, gewiß auch beygetragen haben; das Einzelne iſt aber noch ſchön.

Dünz iſt als Porträtmahler die Ehre von Bern; ſeinen Bildniſſen geben verſtändige Künſtler mit Recht den Vorzug vor allen andern hier befindlichen. Wenn auch Rudolf Huber von Baſel mehr Feuer und Geſchmack und ein glänzenderes Colorit hatte, ſo iſt doch die glückliche ganz der Natur abgeſehene Miſchung der Töne und Farben, die Kraft der Einfalt, womit Dünz das Mannigfaltige in ein Ganzes, und alles ſo zu ordnen wußte, daß das Bedeutende ohne den Fingerzeig irgend einer Manier von den gemeinen Umgebungen herausgehoben und durch ſich ſelbſt ſichtbar wird, jenen blendenden Kunſtfertigkeiten und geiſtreichen Pretenſionen weit vorzuziehen. Es iſt mit der Mahlerey wie mit der Beredſamkeit, es giebt eine Wohlredenheit, die ſich in einen Strom von Worten ergießt, und mit künſtlichen Wendungen um den Beyfall buhlt, bald donnernd ihre Stimme zu Entſcheidungen erhebt, bald feyerlich langſam den Empfindungen ruft, und immer zu ſagen ſcheint: hier bin ich! Wir bewundern den Redner und finden Gefallen an ſeinen Redarten, aber — er überredet uns nicht, unſere Aufmerkſamkeit bleibt zu ſehr an ſeiner Kunſt hängen, und die Wirkung auf den innern Wahrheitsſinn geht verloren; da hingegen die wahre Beredſamkeit jenen hochtönenden Schmuck der Worte verſchmäht, und das Erregen objectiver Bewunderung ihrer ſelbſt als die gefährlichſte Zweckwidrigkeit erkennt und vermeidet. Und auf dieſem engen Pfade der Wahrheit wurde Dünz von ſeinem guten Genius geführt und erhalten.

Herr W. wies mir auch ein Buch voll Handzeichnungen von **Wilhelm Stettler**, einem alten Bernerſchen Miniaturmahler und Zeichner, der aus Schuld ſeiner ſcheuen Gemüths- und einſamen Lebensart weniger bekannt iſt, als er es zu ſeyn verdiente. In Fueslis Geſchichte der Künſtler in der Schweiz finden Sie Nachrichten von ſeinen Arbeiten und einen Auszug ſeiner ſelbſtgemachten Lebensbeſchreibung, der um ſeiner Naivetät und originellen Anſicht des Lebens willen geleſen zu werden verdient. Da ich ſelbſt viele Handriſſe und einige eigenhändige Notizen ſeines Lebens beſitze, ſo waren mir dieſe Reliquien des alten Bekannten von beſondrer Wichtigkeit, und ich verſäumte darüber manche andere Merkwürdigkeit dieſer Kunſtausſtellung, ſo daß ich die Werke des Samuel Hoffmann, Em. Handmann, Joſeph Heinz, und andrer ruhmwürdigen Alten nur im Vorbeygange begrüßen konnte. So ſchweben mir auch zwey Kunſtwerke aus älterer und neuerer Zeit, ſo ſehr ſie mich anzogen, nur noch flüchtig vor Augen; das eine nicht eben wegen vorzüglicher Kunſt, ob es gleich von Holbein ſeyn ſoll, ſondern weil es das geiſtreiche Bild der Jeanne d'Albret, der Mutter Heinrichs IV.

iſt, und eine auffallende Aehnlichkeit in den Geſichtszügen mit ihrem Sohne hat; das andre Milo von Krotona, ein Werk der Sculptur von Falconet aus Vivis. Ob dieß der berühmte Pariſer-Bildhauer dieſes Namens ſey, weiß ich nicht, es iſt aber aus der Arbeit wahrſcheinlich. Mag auch der Ausdruck nach franzöſiſcher Art zu heftig, und die Gruppirung zu mahleriſch und modern ſeyn, ſind auch die Hände nicht, wie es die Geſchichte erfordert, eingeklemmt, ſo zeigt ſich doch Geiſt, Originalität und Dichtungskraft darin, Eigenſchaften, die bey der blöden Aengſtlichkeit, womit man in den neueſten Zeiten blos den Antiken nachhinkt, faſt mehr als ſelten ſind.

Da nach dem Katalog Angelika Kaufmann von Bregenz (wie Falconet der Pariſer) auch aus der Schweiz ſeyn ſoll, wo man ſo gern verdienſtvollen Fremden das Bürgerrecht ertheilt, wenn ſie keinen Gebrauch davon machen können, ſo ſind auch zwey kleine Bilderchen von ihr in Oehl hier aufgeſtellt worden, die aber erſt ihre anſcheinende Unbedeutſamkeit verlieren, wenn man weiß von wem ſie ſind; es liegt wirklich ein feiner Sinn darinn, den man aber unter dem gemeinen Colorit hervorſuchen muß.

Wer klug iſt ſpricht nicht von den Lebenden, man kann es ihnen doch nicht recht machen, würde ich antworten, wenn Sie nunmehr eine öffentliche Beſchreibung der neueſten Kunſtſachen, die ſich hier zeigten, von mir verlangten; auch geheime Nachrichten bin ich

Ihnen zu geben außer Stande, denn die kurze Zeit ſo mir noch zugemeſſen war, widmete ich aus patriotiſcher Vorliebe den Werken meiner Mitbürger, Aberli, Rieter und Biedermann, die alle drey lange in Bern gewohnt haben, weswegen auch manche zierliche Landſchaft von ihnen hier anzutreffen iſt; Sie kennen dieſe Künſtler aber ſchon, und wiſſen ohne mein Zuthun ihr Verdienſt zu würdigen. Zum erſten Mahle ſah ich nun auch eines der ſeltenen Oehlgemählde von Aberli, das augenſcheinlich alle Eigenſchaften einer artigen Landſchaft hat, und allerdings mit viel Ueberlegung und Geſchmack verfertigt iſt; aber es war mir, als ob mich ein leiſer Hauch aus der Heimath daraus anwehte, indem ich noch etwas von der Manier ſeines Meiſters zu erkennen glaubte, die wir zu Hauſe täglich an unſern Wänden vor Augen haben, und von der er im Oehlmahlen nicht mehr laſſen konnte; kurz es leuchtete mir in dieſer Arbeit ein vertraulicher Geiſt von Haus aus entgegen, den ich jetzt nicht an das Tageslicht beſchwören mag; und was ich ſchon oft an mir und andern erfahren, beſtätigte ſich von neuem, daß man das heimiſche, worin man von Jugend an gelebt und geſtrebt hat, auch unter Fremden, wo man nicht daran dachte, oft in ſichrer Ahnung empfindet, ohne gerade ſeine Merkmahle angeben zu können.

Es ſind ſchon ſo viele Künſtler aus unſrer Vaterſtadt hervorgegangen, die in der Welt einen Namen haben, und die wir wenigſtens auswärts ſo gern als unſre Mitbürger anerkennen, wenn wir ihre Werke in den Sammlungen der Kenner und Liebhaber antreffen, ſollte es uns nicht auch zur Ehre gereichen, wenn irgend an einem öffentlichen Orte auf öffentliche Unkoſten, z. B. auf der Stadtbibliothek (wie in Bern auch geſchehen ſeyn ſoll) eine kleine Sammlung vaterſtädtiſcher Kunſtwerke angelegt würde, worin von jedem unſrer rühmlich bekannten Mitbürger wenigſtens Ein Stück aufgenommen werden ſollte? Es wäre ein Beytrag mehr zur Bildung unſrer Kinder, und Fremde würden uns darum preiſen. Die Werke der ältern Mahler wären noch unſchwer zu bekommen, und die noch lebenden, die gerade ſo vorzüglich ſind, würden es ſich, wie Graff in Dresden wirklich ſchon gethan hat, zur Freude machen, ihre Beyträge zu einem ſolchen für ſie und uns rühmlichen Unternehmen zu liefern *).

Von Sablet, der in Rom ſtudirt, und unlängſt ſein Leben in Paris beſchloſſen hat, ſah ich zwey Bilder, merkwürdig durch ihren ganz entgegengeſetzten Styl. Der Künſtler wollte vermuthlich zeigen, was er in den verſchiedenſten Gattungen der Mahlerey vermöchte, ein Reiz, der auch die alten Meiſter zuweilen anwandelte, und den die neuen nur zu oft haben, der aber ſelten zum wahren Ruhme führt. Es muß freylich einem geiſtreichen Mann und Meiſter in der Kunſt

---

*) Dieſer Wunſch iſt ſeitdem in Erfüllung gegangen. 1828.

ein Leichtes ſeyn (ja junge Leute ſollten es thun um ihr Talent zu prüfen), ſich an Allem zu verſuchen, und in Allem durch fleißiges Bemühen eine gewiſſe Höhe zu erreichen; aber einmal muß man doch, in der Kunſt wie im Leben, ein beſtimmtes Fach ergreifen, und einen zuverläſſigen Charakter annehmen, ſonſt irrt man in Manieren herum, und vergeudet ſeine Kräfte in Verſuchen, oder man erhält zuletzt unglückliche Charakterloſigkeit zum Charakter. Es würde nicht ſchwer fallen, Beyſpiele genug aus der moraliſchen, gelehrten und künſtleriſchen Welt aufzufinden, ich will aber nur bey der Kunſt bleiben und aus ihrer Geſchichte einzig den Sebaſtian Bourdon anführen, der mit unglaublicher Fertigkeit ſich in alle Fächer wagte, und alle Manieren großer Meiſter nachahmte; ſein umfaſſendes Talent half ihm zwar in allem mit Ehren durch, er wußte das Oberflächliche und Praktiſche aller Manieren, an denen er ſich übte, täuſchend zu treffen, aber wer ſieht und bedauert nicht bey näherer Unterſuchung ſeiner meiſten Werke, daß er an Geiſt und Charakter zurückgeblieben, flüchtig nur bey der Oberfläche verweilt, und was ihm an richtiger Zeichnung und Ueberlegung abging, durch Schimmer, liebliches Weſen und ſeltſame Einfälle zu erſetzen, geſucht habe. Widerfuhr dieß einem Kopfe von ſo großen Anlagen, ſo kann man wohl nicht genug den Kleinern predigen, ſich vor dieſer Unbeſtändigkeit zu hüthen.

In wie weit dieſes auf Sablet paſſe, weiß ich nicht; ich habe noch nichts von ihm geſehen, als dieſe beyden in ihrer Art ſo ganz verſchiedenen Bilder, die mir zu obiger Bemerkung nur den Anlaß gaben. Das eine gehört in die Klaſſe der niederländiſchen Haushaltungsſtücke, das andre iſt ein franzöſiſch-griechiſches poetiſches Ideal; in beyden zeigt ſich ein großes techniſches Verdienſt. Das erſte und mir das liebſte ſtellt des Künſtlers eigene Werkſtätte und ſeine Familie vor, alles mit der ſchlichteſten Wahrheit gemahlt; es macht daher auf den erſten Blick keinen andern Anſpruch, als den einer guten Färbung und Zeichnung, und leiſtet dem auch ein Genüge. Das andere hingegen iſt ein Mars, der wie ein alter Soldat von der Trajaniſchen Säule ausſieht; er fährt in den Krieg, vor ihm her fliegt die Zwietracht, und eine theatraliſche Minerva übergiebt oder entreißt ihm einen Speer. Ich kann mich des ganzen Details nicht mehr erinnern, ſo viel ſchwebt mir aber noch deutlich vor, daß, obgleich der Verfaſſer in Rom ſtudirt haben ſoll, dieſe Compoſition ohne Styl und Kenntniß des Alterthums, und in der Manier, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich Mode war, gezeichnet, und im Greuziſchen Sonneneffekt gemahlt iſt, freylich mit einem geſchickten und in allen Vortheilen mahleriſcher Praktik geübten Pinſel; nur fehlt ihm gerade ſo viel an Wahrheit der Bedeutung, als das andere Bild nach dem Urtheile mancher an ſteifer Treue zu viel haben mag. Ob aber nicht mehr Geiſtesfülle in dem Gedanken des Künſtlers ſey, wenn er Vater und Mutter in ſein Zimmer führt, und dieſelben an ſeiner Arbeit Freude haben läßt, und hinwiederum den ſchönſten Genuß an ihrer Freude findet, als in ſo einem vornehmen abgedroſchenen mythologiſchen Gemiſche, iſt bey mir keine Frage. O der leidigen ungriechiſchen ovidiſirenden Mythologie, des Nothbehelfs proſaiſcher Köpfe.

Wie könnte ich die Ausſtellung verlaſſen, ohne des kunſtreichen Mahlers Freudenberger zu gedenken, den, wer ihn perſönlich kannte, nicht genug loben zu können glaubt, und deſſen geringſte Blättchen Männer, die ich für geſchickter als ihn halte, wie Heiligthümer aufbewahren. Man findet wirklich in ſeinen colorirten Zeichnungen eine reine Darſtellung der ländlichen Natur des Cantons Bern, an die er ſich in ſeiner letzten Zeit ausſchließlich gehalten zu haben ſcheint; man meint die ſchönen Bauersleute und ihre Umgebungen ſchon einmal in der Wirklichkeit geſehen zu haben; alles iſt in verſtändiger Zeichnung ausgeführt, mit Wahl beleuchtet, und mit der ſorgfältigſten Geſchmacksreinigkeit behandelt. Aber bey aller Rundung, die er ſeinen Figuren zu geben weiß, bey der bündigen Richtigkeit der Zeichnung, bey der gewählten Vertheilung des Lichts, und der genauen Andeutung der Nebenſachen, iſt doch die Flachheit des franzöſiſchen Geſchmacks, den er unter Boucher einſog, ſichtbarer, als der Geiſt der Niederländer in ihre

Beleuchtung, ihrem Schmelz und ihrer Farbenkraft, wonach er gleichwohl ſtrebte. Seine Compoſitionen ſind ſich größtentheils gleich, wer eine geſehen hat, kennt alle, es iſt als wenn ihm allenthalben die gleichen Leute geſeſſen hätten. Nach allem was ich von ihm ſah und hörte, muß er ein liebenswürdiger Menſch und einer der beſten Kenner der Kunſt geweſen ſeyn, und ihre Principien mit der feinſten Urtheilskraft haben entwickeln können, woher auch ein großer Theil der unbeſchränkten Hochachtung, derer die ihn kannten, ihren Urſprung haben mag. Aber eben dieſe Kennerſchaft ſcheint ſeinem Genie Abbruch gethan zu haben, dadurch daß ſie ihn ängſtlich machte, und zu ſtreng an Regeln band. Man kann den Kopf auch zu viel mit Regeln anfüllen; wem die Regel ſchon vorſchwebt noch ehe der Gedanke reif iſt, der iſt für die ſchaffende Kunſt verloren, denn ſie ſoll bey dem Künſtler mehr im Gefühle liegen als in deutlicher Entwickelung, und ſoll die aus der innern Dichtungskraft hervorgehende Schöpfung wie ein unſichtbarer Genius umſchweben und leiſe leiten, und nicht wie ein gefürchteter Schulmeiſter in Schrecken ſetzen.

Beym Weggehen fielen mir noch einmahl die zwey Knabenköpfe von Diogg in die Augen, und wahrhaftig, wenn ich hier einen Preis für die Porträtmahlerey auszutheilen hätte, ich gäbe ihn dem, der dieſe Köpfe gemahlt hat! Es ſoll zwar noch ein beßres Stück, das Bild eines Jägers, von ihm hier geweſen ſeyn, allein ich kam zu vielen Sachen, die ſchon wieder weggeſchickt waren, zu ſpät. Diogg, aus den wilden Gebirgen des Gotthards hervorgegangen, und in Italien zur Kunſt gebildet, hat auf ſeinem einfachen Lebenswege die Liebe zur ungeſchmückten Wahrheit, und von ſeiner Kunſtbildung in Rom einen ernſten Sinn für das Muſterbildliche und die Verachtung kleinlicher Hülfsmittel, die ſo oft den Mangel wahrer Kunſt decken müſſen, beybehalten. Seine guten Bildniſſe (wer viel arbeitet, kann ſich nicht immer die gleiche Mühe geben) haben eine ungeſuchte Stellung, ein kräftiges und harmoniſches Colorit, ſchöne Aehnlichkeit ohne die Carikatur des flachen Alltagslebens oder der Geiſtesgrimaſſen; und was ſeltener iſt als man meint, das Gepräge eines wahren Charakters.

Der Zweck der Ausſtellung, Kunſt und Induſtrie im Lande zu befördern, iſt allerdings löblich, und ihr Nutzen iſt neulich in einer zu Bern erſchienenen Schrift mit vieler Wärme auseinandergeſetzt worden; aber wenn man dieſen Nutzen im Ernſt bezwecken will, ſollte man ſolche Cantonalausſtellungen in eine Einzige allgemeine für ganz Helvetien verwandeln, und unter den Schutz und die einſtimmige Genehmigung der Regierungen, woſern eine ſolche zu erhalten möglich wäre, ſtellen. Damit könnten dann die ſchon entſtandenen oder noch entſtehenden Vereine andrer Art, der Muſik, der Natur- Land- und Kriegswiſſenſchaft,

er gemeinnützigen Vaterlandsliebe, der Gymnaſtik, und
ie ſie alle heißen mögen, verbunden werden, ſo hätte
an alles auf Ein Mahl beyſammen, und dürfte nicht
ld nach Oſten bald nach Weſten des Landes reiſen,
n das Einzelne zu bewundern. Könnte man ſich
nn noch über einen wohlgelegenen Ort vereinigen,
lches ſich a priori wohl denken läßt, ſo wäre es
n 8 oder 10 Tage zu thun, die wohl kein Zeitver-
t wären, ſondern einen ununterbrochenen Genuß
währen würden. —

Welcher vaterländiſche Schweizer würde nicht
n in dieſes helvetiſche Olympia wallfahrten, um
e Weiſen, Helden und Künſtler zu hören und zu
en, und welcher von dieſen wird ſich nicht beeifern
t Hülfe des Genius ſich nach alter Sitte den Oehl-
eig, oder nach neuerer ein papiernes Ehrendenkmal
erwerben!

Glücklich ſind wir, uns wenigſtens im Geiſte
ell vollendet vorbilden zu können, was in der
rklichkeit etwas langſam von Statten gehen möchte.

V.

Unterſeen, den 7. Auguſt.

Heute wird leider wieder nichts aus der Reiſe
den Gletſchern, weil keine Pferde zu bekommen;
ungeachtet des fortdauernden Regens, ungeachtet

keine Engländer in die Schweiz kommen, wenn wir ſchon keinen Krieg mit ihnen haben, ungeachtet nur wenige reiſende Ruſſen es wagen, ſich hier ſehen zu laſſen, wenn ſie auch noch ſo unſchuldig an dem Mißverſtändniſſe zwiſchen ihrem und dem franzöſiſchen Kaiſer ſind, ſo kommen gleichwohl täglich ſo viele Fremde hier an, daß die ſechs Wägelchen, die zu haben ſind, oft nicht für alle hinreichen. Ich will aber die Zeit dazu nützen, Ihnen, nicht ein Gemählde der herrlichen Gegend, die muß man mit eignen Augen faſſen, ſondern nur einige zufällige Umriſſe deſſen, was wir in dem ſchönen Lande, das Sie künftiges Jahr beſuchen wollen, erfahren haben, mitzutheilen, es ſoll Ihnen Muth machen, den Vorſatz nicht aufzugeben. Schlagen Sie darüber inzwiſchen ſelbſt nach, aber nicht zu viel, und nicht zu tief; zu wiſſenſchaftlichen Zwecke iſt das Nachſchlagen allerdings gut und unentbehrlich, wer aber auf Reiſen bloß ſeinen Sinn durch das Anſchauen ſchöner Naturgegenſtände erheitern will, ſoll nicht zu vorwitzig nach ſolchen Gegenſtänden forſchen, um dadurch ſeine eigne Anſicht nicht zu verlieren, und ſie in ein blos modiſches ſentimentales Wiſſen zu verwandeln, noch durch die Erinnerung an das viele Detail und an die Art, wie ſich der Reiſebeſchreiber dabey benommen, die unmittelbare Anſprache des großen Anblicks an das Gemüth zu ſtören. Zudem erweckt es nicht nur Unluſt und Mißtrauen, ſondern auch Kälte gegen das Beſſere, [illegible] ie wirkliche Schönheit einer Sache weit unter der Beſchreibung erſcheint, die man uns davon machte; elches jedoch hier zu Lande ſelten der Fall ſeyn möchte.

So hatten wir unlängſt eine prächtige Schilde-ung alles deſſen was zwiſchen Bern und Thun zu hen ſey, geleſen, von der vorzüglichen Schönheit der Straßen, Häuſer, Güter, Menſchen und des Viehs, nd freueten uns nun recht auf die Einfahrt in dieſes aradies. Aber wir ſahen jetzt von dem allem we-ig; die Straße war eben, aber weder ſo breit noch ön, wie in andern Bezirken des Cantons, und vom egen verſchwemmt, die Gegend fruchtbar, aber ohne usſicht als nach dem Gebirge, das man doch auch cht an Einem fort bewundern mag. Wir ſahen ar ſtarke, geräumige Häuſer, aber ſie hatten weder ne gefällige Bauart noch eine einladende Lage, und as Vieh war in den Ställen; auch ſchöne Manns-erſonen kamen uns mehr nicht als anderswo zu Ge-icht, hingegen ſo viele blaſſe, aufgedunſene, weichlich-te Köpfe, daß ich ſie beynahe für charakteriſtiſch hier u Lande halten möchte, wobey noch die weißen Schlaf-ützen, die ſie alle vom Knaben bis zum Greiſe tra-en, den widrigen Eindruck vermehren, und wenn wir weilen eine artige weibliche Geſtalt in hübſchem ieder, mit loſegeflochtenen ſchwarzen Haaren, und em netten Füßchen von hinten ſahen, ſo war's von ne gar oft eine alte Hexe. Wir verwünſchten ie Reiſebeſchreibungen!

In Thun erwarteten wir ein elegantes Städtchen voll ſchöner reinlicher Häuſer und Straßen zu ſehen, ein Bern im Kleinen. Als wir aber in den engen unförmlichen Gaſſen unter den überſtürzenden Häuſern herumgingen, meinten wir immer die rechte Hauptſtraße noch nicht getroffen zu haben, bis wir die ganze Stadt durchlaufen hatten, und endlich unſers Irrthums gewahr wurden. Wir fanden, daß Thun in Anſehung der baulichen Beſchaffenheit ſo weit unter unſrer Vaterſtadt als in Anſehung der ſchönen Lage darüber ſey. Vermuthlich liegt auch in der Kleinheit dieſer Stadt der wahre Grund, warum das durch die Revolution zu einem eignen Canton erhobene Oberland, ungeachtet der lockenden neuen Freyheit und Gleichheit, ſich nachher lieber wieder mit Bern vereinigen, als Thun länger zur Hauptſtadt haben wollte. Das Städtchen war dem Bauer zu nahe, zu unerheblich und zu klein, als daß er daraus ſeine Geſetze und Gebote empfangen wollte; auch ſtachen ihre ländlichen Regierungsglieder doch noch zu auffallend von dem ſtädtiſchen Weſen und der weiter fortgeſchrittenen Bildung der Einwohner ab, und dieſer Unterſchied fiel den Bauern an jedem Markttage und bey jeder Audienz (wie man in der Schweiz Geſchäftsbeſuche bey Magiſtratsperſonen nennt) zu ſehr auf, als daß ſie ihn ohne Verdruß hätten wahrnehmen können; da hingegen in Bern, wo ihnen das auch ein gewiſſer Antheil an der Regierung verſtatden war, ihre Unbedeutſamkeit ſich mehr unter der größern Volksmenge verlieren konnte, als in Thun. Zudem merkten ſie wohl, daß es doch zuletzt die Städte ſind, welche regieren, wenn einmal der Taumel der Freyheit vergangen iſt, und dieſen Vorzug mochten ſie noch lieber der größern und fernen, ihrer alten Herrſcherſtadt, gönnen, als der nahen und kleinen, deren Kaufleuten und Krämern ſie ohne dieß Geldes genug zuzutragen glaubten. Es iſt auch hierin gerade wie bey uns, und ich denke allenthalben: wo der Bauer nicht ſelber Herr ſeyn kann — und Gott bewahre jedes Land davor — da überläßt er die Herrſchaft dem Mächtigern, ſollte er ihn auch noch ſo ſehr haſſen, lieber als dem zweyten im Range, damit er wenigſtens den Troſt habe, dieſen als Seinesgleichen anzuſehen, und politiſch zu verachten.

Das Wetter hatte ſich aufgeheitert und gewährte uns jetzt eine ſchöne Fahrt über den Thunerſee. Nicht nur konnten wir die herumliegenden Gebirge und fallenden Bäche nach Herzensluſt ſehen, ſondern erfreuten uns auch gerade der Temperatur der Luft, die das Fahren auf den Schweizerſeen zu einer beglückenden Annehmlichkeit des Lebens macht. Dieſes Glück hat man aber viel ſeltener als man meinen ſollte, wenn man die Seen nur vom Lande her betrachtet, und die Schifflein ſo auf der Spiegelfläche fortgleiten ſieht; denn oftmal ſcheint die Sonne ohne daß ein Lüftchen weht, und dann tilgt unausſtehliche Hitze alle Luſt;

oder das Lüſtchen weht nicht ſelten zu ſtark, und erregt dann unangenehme Schauer, oder hängt einem unvermerkt eine Verkältung an. Daher auch die Bewohner der Seeufer viel weniger Luſtfahrten auf dem Waſſer anſtellen, als Fremde ſich einbilden. Ueber die reiche Lage dieſes Sees weiſe ich Sie an Ebels Anleitung, wo Sie von dieſer und noch andern Anſichten des Landes eine ſehr getreue und einfache Schilderung finden.

Auf halbem Wege, bey Merlingen, ließen uns die Schiffleute ans Land ſteigen, um daſelbſt nach dem Gebrauch aller Reiſenden den beſten Ziegenkäs des ganzen Landes zu koſten, während deſſen ſie den Wein koſteten; ich kann aber nicht ſagen, daß er uns beſonders ſchmeckte. — Nunmehr engt ſich das Thal immer mehr ein, je weiter man den See hinaufkömmt, und die Natur ſelbſt ſchien uns durch eine undurchdringliche Felſenmauer die Grenzen unſrer Reiſe zu beſtimmen. Wir freuten uns dieſer Niederlaſſung, und eilten ihr ungefähr mit eben der freudigen Erwartung entgegen, womit man an die Hochzeit eines Freundes geht; nur wünſchten wir etwas minder ſatt zurückzukommen, als es gewöhnlich von Hochzeiten geſchieht.

Nachmittags.

Ob es auch Promenaden hier gebe, fragen Sie. — Künſtliche keine, ausgenommen eine Allee von ſchönen Bäumen bey dem Schloß Interlachen, welche jedoch durch die lange und hohe Kloſtermauer, die ihr dicht zur Seite ſteht, viel von ihrer Annehmlichkeit verliert. Dieſes Ländchen hat aber künſtliche Anlagen nicht nöthig, es iſt ein natürlicher Garten, der, wo man ſich hinwendet, immer neue, immer abwechſelnde große und erhabene Ausſichten darbietet, und eben ſo merkwürdig durch ſeine außerordentliche Fruchtbarkeit iſt.

Ein ebnes Thal von einer Stunde in die Länge und einer halben in die Breite, das auf zwey Seiten mit dem Thuner und Brienzer See begränzt, und auf den andern mit Bergen eingeſchloſſen iſt; durchhin ſchlängelt ſich die Aare, die beyde Seen verbindet. Mitten in dieſem Thale liegt Unterſeen, Spielmatten, Aarmühle, Interlachen, alles nur durch verſchiedene Arme des Fluſſes und üppige Baumgärten geſondert, und an den Enden ſieht man die Dörfer Böningen, Gſteig und Wilderſchweil. Das meiſte Land beſteht aus Matten, und alles iſt mit unzähligen Bäumen überſäet, welche durch die Ueppigkeit des Bodens, die hier größer iſt als nirgends in der Schweiz, zu einer außerordentlichen Größe emporgetrieben werden. Man darf nur die erſtaunlichen Nußbäume ſehen, welche den Weg von Unterſeen nach dem Schloß Interlachen beſchatten, um ſich von dieſer üppigen Kraft des Erdreichs zu überzeugen; die Leute behaupten, es ſeyen mehrere darunter, die 40 bis 50 Klafter Holz geben. Dieſer herrliche Schattengang macht für Kurgäſte einen ſehr angenehmen Platz aus, wir ermangeln auch ſelten uns des Morgens da einzufinden.

Neulich führte uns im Vollmonde der Weg in zahlreicher Geſellſchaft unter dieſen Bäumen nach Hauſe; da hätten Sie ſehen und hören ſollen, wie gewaltig der Eindruck dieſer wunderſamen Gegend, noch über die gewöhnliche Mondſcheinsempfindſamkeit hinaus, auf alle wirkte, denn die meiſten dachten kaum daran, ihre erhöhete Stimmung den Reizen des ſie umgebenden Zauberlichtes zuzuſchreiben. Der Mahler wurde tiefſinnig, der Gelehrte geſprächig, und der feurige Jüngling zärtlich, die Mädchen ſangen, Freunde faßten ſich unter die Arme, die Kinder hüpften und jagten einander herum, und die Alten hörten auf ſie zu meiſtern, und hatten ihre Luſt an ihnen.

Denken Sie ſich nun unter dieſe Bäume im Sonnenſchein, und rings herum den Schmelz der Wieſen, die mit Rebengeländern umflochtenen Häuſer, und an dieſen vorbey die weiße Aare fließend, und das Ganze mit zwey Seen und dem Schaukreis der Berge begränzt, ſo haben Sie einen Schattenbegriff von der Gegend, und Sie werden geſtehen müſſen, daß es kaum einen einladendern ländlichen Erholungsort in der Schweiz geben könne, als dieſen. Dazu kömmt noch die Nähe des Staubbaches und der Grindelwaldgletſcher, die an erhabner Ausſicht alles überbietenden Scheidecken, das Oberhasli mit ſeinen Menſchen, Waſſerfällen und dem Reichenbache. Kann man das Größte der Schweiz näher beyſammen haben?

Ein bedeutender Vortheil für uns iſt auch die Nähe des ehemaligen Schultheißlichen Sitzes, wo gegenwärtig der Mahler König wohnt, zu dem wir nur einige Schritte über die Gaſſe zu gehen haben. Zu ſeiner Wohnung gehört überdieß eine beträchtliche Inſel in der Aare, welche einen der lieblichſten Plätze bildet. Auch dieſen möchte ich Ihnen mit der Feder anſchaulich machen, wenn ſo was möglich wäre. So viel iſt gewiß, daß wo man hier hinſieht, ſtets ein Gemählde der ſanften wie der wildgroßen Natur vor die Augen tritt, das man ſogleich aufs Tuch übertragen könnte, ohne die Hülfe der Phantaſie zu einem vollſtändigen Kunſtwerke zu bedürfen.

Herr König iſt ein eben ſo gefälliger als geſchickter Mann. Er mahlt gar niedliche Berner Bauerſtücke in Waſſerfarben nach Freudenbergers Manier, nicht ganz mit Freudenbergers ſorgfältiger Zeichnung, aber mit mehr Poeſie, und führt die Radiernadel in kleinen ländlichen Gegenſtänden mit ausgezeichnetem Geſchmack. Seine Kunſtart glaubten wir mit folgenden Verſen bezeichnen zu können:

Im Zeichnen bin ich flüchtig,
Doch mit der Nadel tüchtig;
Mit Oehl mach ich nur wenig,
In Gouache bin ich der König.
Wer meine Schweizertrachten

Nicht liebt mag ſie verachten,
Die Tauf- und Hochzeitſcenen
Sie werden ihn verſöhnen;
Doch mahl' ich, wie die Buben
In mondenerhellte Stuben
Bey Mädchen Z'kilten ſteigen
Muß aller Tadel ſchweigen *).

Jeden Abend werden kleine Wanderungen in die Nachbarſchaft gemacht. Wenn man ſich des Wetters wegen nicht weit wagen will, ſo beſucht man einen nahen Hügel, dem die unzärtlichen Alten den Namen Galgenhügel gaben, weil er die Schandſäulen der Gerechtigkeit auf ſeinem Rücken trug, dem jetzt aber die neue feinere Welt mit Hinwegſchaffung der Unzierde auch einen gefühlvollern Namen beyzulegen ſucht. Man hat von daher die Ausſicht auf die beyden Seen und das ganze Thal zwiſchen denſelben. — Oder man geht bey ſicherm Wetter noch weiter, wo in ſchauerlich wilder Gegend das Schloß Unſpunnen liegt, das in unſern Tagen durch einen viel geleſenen Roman wieder Bedeutung bekommen, und in alten Zeiten den ſchönen Frauen des Landes zur Gefangenſchaft gedient haben ſoll, jetzt aber ein Aufenthalt der Raubvögel, und wie manche glauben, auch der abge-

---

*) Er hat ſich ſeitdem durch ſeine Diaphanoramen in Deutſchland und Frankreich einen rühmlichen Namen gemacht.

ſchiedenen Geiſter ſeiner Tyrannen iſt. Noch eine kleine Strecke weiter, ſo kömmt man mit Einem Mahle wieder aus dem rauhen Gebirgrevier, das hier ſeinen Anfang nimmt, heraus, und kann über Wilderſchweil, auf der Fläche wie durch einen lieblichen Garten, zurückkehren. — Oder man nimmt ein Schiff und fährt in einer kleinen Stunde nach Rinkenberg oder Böningen, erſteres am rechten, dieſes am linken Ufer des Sees, jenes durch die ſchöne Ausſicht beym Pfarrhauſe über den ganzen Brienzerſee merkwürdig, letzteres ganz in einem Walde von Fruchtbäumen verſteckt, am Ausfluß der Lütſchine. — Wo man immer hingeht, und ob man den Rückweg zu Waſſer oder Lande mache, ſo ändern die Anſichten immer fort in unglaublicher Verſchiedenheit ab, alle hundert Schritte, und wie die Sonne in ihrem Laufe die Beleuchtung ändert.

Daß ich Ihnen immer nur von den lebloſen, und nichts von den ſo gerühmten lebendigen Schönheiten des Landes erzähle, darüber wundern Sie ſich nicht; um der Vollſtändigkeit willen, warte ich noch auf die Beyträge meiner jüngern Kurgenoſſen, die ſich dem Studium dieſes Gegenſtandes mit beſondrer Vorliebe zu widmen ſcheinen.

VI.

Unterſeen, den 10. Auguſt.

Vorgeſtern beſtiegen wir, das iſt, unſre Reiſegefährten mit uns, des Morgens bei guter Zeit ein Fuhrwerk, das mit zwei Gäulen beſpannt war, welche zu unſerm großen Troſt eher die Beſorgniß erregten, ſie möchten uns nicht fortbringen, als daß ſie mit uns durchgingen. Man hatte uns gerathen, zuerſt das Lauterbrunnenthal und ſeinen berühmten Staubbach zu ſehen, und dann in Grindelwald zu übernachten, da uns verſchiedene Umſtände hinderten, über die Scheidecke zu gehen.

Bis an die Lütſchenen geht der Weg ordentlich fort; aber dann wird er wild, und führt über gefährliche Stege und Klippen hin, wo der Fuhrmann immer neben den Pferden hergehen muß, damit ſie nicht in den ſchäumenden Strom hinabſtraucheln; die Thiere ſind aber gewöhnt und ſicher. Je tiefer man nach Lauterbrunnen hineinkommt, deſto ſteiler und ſeltſamer geformt werden die Felſen, und häufiger die ſtürzenden Bäche, bis man endlich das fröhliche Bergthal ſelbſt erreicht mit ſeinen zerſtreuten Hütten, ſchimmernden Wieſen und unerſchöpflichen Waſſerfällen, die wie lautere Brunnen von den Höhen hinabſteigen und dem Lande den Namen geben. Wir ſahen den Staubbach ſchon in geraumer Entfernung, und aus der Ferne ſchon gefiel uns das ſanfte Heruntergleiten ſeiner ſich unaufhörlich verfolgenden Wellen. Wir eilten hinzu.

Ich will mit niemand ſtreiten; ich weiß, daß Künſtler und Geſchmacksweiſe heut zu Tage mit geringer Achtung von dieſem Staubbache reden, und immer eine ganze Reihe andrer Waſſerfälle anzuführen bereit ſind, die ſie dieſem vorziehen; aber ſagen muß ich, wenn ich meiner eignen Empfindung getreu bleiben will, daß ich dieſe Naturmerkwürdigkeit unter die erhabenſten zähle, die ich geſehen. Auf einer ſenkrechten Höhe von neunhundert Fuß ſchießen zwey Ströme Waſſer über die Felſen hinaus, und vereinigen ſich bald in eine bewegliche Waſſerſäule, wovon nur ein kleiner Theil ſich an einer Klippe bricht, das Uebrige aber in freyer Luft ſich in Millionen Perlen ausbreitet, und zuletzt, in einen ſchimmernden Staub verdünnt, theils auf eine beträchtliche Weite die Matten umher mit einem immerwährenden Thau benetzt, theils ſich in einem tiefen Waſſerbecken voll glühender Regenbogen wieder ſammelt. Genau ſo ſahen wir den Staubbach; ich möchte nichts übertreiben. Er iſt nicht groß durch einen unaufhaltſamen wilden Strom, der ſich an ſchönen Felſenmaſſen ſchäumend und mannigfaltig bricht, oder durch ſeinen Donner die Erde bewegt und die Töne des menſchlichen Erſtaunens verſchlingt. Aber er iſt erhaben durch ſeinen himmelhohen Fall, durch die großen Waſſermaſſen, welche ſich weiß und weich wie Milch in ewiger Folge aus der

Höhe hinabdrängen, durch ſein allmähliges Hinſchwinden in Nebel, und durch das Feuer ſeiner Regenbogen, beſonders aber durch ſein mit der Sanftheit des Ganzen ſo harmoniſch übereinſtimmendes, leiſes und zartes Geräuſch, das nicht von einer einzeln Stelle herkömmt, ſondern den Zuſchauer allenthalben wie Stimmen der Geiſter zu umgeben ſcheint. —

Hieraus ergiebt ſich auch, was die Künſtler gegen dieſe Naturſchönheit haben; ſie können aus dem geraden Falle nichts Mahleriſches herausbringen, die Weichheit in der ſucceſſiven Bewegung der Maſſen nur in ſteifen Stillſtand verwandeln, und weder das Glanzlicht des Waſſers noch die Zauberſchimmer der Regenbogen mahlen; und die Kunſtrichter, ſie geben ſich nicht dem Eindruck hin, ſondern reden meiſtens von der Schönheit nach hergebrachten Principien und nach äſthetiſchen Regeln, die ſie ſich aus fremdem Urtheile abgezogen haben. Mich freut es, nun zu wiſſen, daß es ſehr große Schönheiten in der Natur geben kann, wenn ſie ſchon nicht in den Schnürleib mahleriſcher Formtheorie paſſen.

Als wir nach dem Wirthshauſe zurückgingen, kamen wir bey einem Hauſe vorbey, neben welches dieſen Sommer ein Felſenſtück, beynahe ſo groß wie das Häuschen ſelbſt, von einer mächtigen Höhe herab und aus faſt unbegreiflicher Weite hingeſtürzt war, gerade als die Bewohner in dem Hauſe zur Arbeit verſammelt waren. Wäre der Fels nur einige Schritte

näher

näher gefallen, ſo hätte er ſie alle zerſchmettert; ſeine Gewalt war ſo ſtark, daß er ſich ganz in den Boden vergrub, und daß die Erde die er aufwarf, die Fenſter der Häuſer zerſplitterte und den Dachſtuhl aufhob. Stellen Sie ſich den Schrecken dieſer Menſchen vor! — Dergleichen Heimſuchungen aus der Höhe ſollen aber hier zu Lande nicht ſelten ſeyn; man ſieht wirklich allenthalben, auch ſchon zu Unterſeen, ſolche losgeriſſene Steinmaſſen herumliegen, nahe genug bey menſchlichen Wohnungen; und auf dem Wege nach Grindelwald trafen wir, wie man uns vorhergeſagt hatte, noch mehr als genug an. Die Leute ſcheinen aber die Gefahr nicht groß zu achten, vielleicht gerade deßwegen, weil ſie ſo häufig iſt; ſie bauen ſogar Häuſer auf und an dieſe Steine, zum Schutz und Trutz gegen die noch zu erwartenden; ſo wie die Anwohner feuerſpeyender Berge weder durch Feuer- noch durch Steinregen davon wegzubringen ſind. Freylich hält dieſe die überſchwengliche Fruchtbarkeit des Bodens und der Schutz ihrer heiligen Januare und Roſalien zurück, da unſre Landsleute hingegen nichts haben, als Gras für ihr Vieh, den Schutz ihres Muthes, und das ſüße Gefühl ihrer Freyheit.

Man hatte uns gewarnt, in den Wirthshäuſern zur Vermeidung einer vornehmen Zeche gar nicht in fremden Zungen, ſondern vielmehr ſo ſchweizeriſch wie möglich zu ſprechen, welches wir jetzt auch mit aller angebornen Geſchicklichkeit thaten, und überdieß dem

Wirthe noch mehrere Grüße von Unterſeen brachten, ja ihm ſogar einige Verſe, die zu ſeinem Lobe an die Wand geſchrieben waren, überſetzten, um uns einen geneigten Willen zu machen. Es ſchien auch wirklich als wenn dieſe Manier bey dem Manne den gewünſchten Eingang fände; er wurde vertraulich und erzählte uns, die Höflichkeit erwiedernd, daß ſein Sohn bey der letzten Inſurrection als Bernerſoldat in unſrer Vaterſtadt geweſen, und den Ort nicht genug habe rühmen können; woraus wir auch die günſtigſte Vorbedeutung zogen. Allein ſchon bey unſrer Ankunft war uns eine unfreundliche Alte, die ſich als Wirthin darſtellte, aufgefallen, deren ſaure Miene bald errathen ließ, daß ſie das Regiment führe, und die unſre Frauen mit einem ſonderbaren Blick abwog, ungefähr wie eine Küchenmagd die Vögel, ſo ſie rupfen will, anſieht. Wir konnten ſie, ſo luſtig wir waren, nie ganz vergeſſen; ſie erfüllte aber auch unſre Ahnung über alles Erwarten, denn als wir nach der Rechnung fragten, zog ſich der geſprächige Wirth zurück, die Alte trat herein, und behandelte uns in dieſer Hinſicht ungeachtet unſrer Mutterſprache ſo vornehm, daß kein fremder Prinz über Geringſchätzung zu klagen gehabt hätte. Das hinderte uns jedoch im mindeſten nicht fröhlich zu ſeyn, wir hatten ein gutes Eſſen, und von unſerm Tiſche aus erblickten wir zur Linken die erhabene Berg-Jungfrau mit ihrem Panzer von Eis über grüne Alpen hervorragen, und zur Rechten den ſanftwallenden

Staubbach im Silberglanze von ſeiner Höhe herabſteigen. Es kömmt alles darauf an, wie man zählt: als wir dieß Schauſpiel und die fröhliche Stunde mit in Anſchlag brachten, fanden wir daß die Rechnung eher zu gering als zu hoch ſey.

Mit leichtem Muthe beſtiegen wir unſer Fuhrwerk wieder, und reiſten dem Grindelwalde zu. Wenn man einmal über die Vereinigung der beyden Lütſchenen hinweg und noch etwas weiter hin iſt, ſo fängt das Thal an ſich immer mehr zwiſchen den hohen Felſen zu verengen, und der Weg wird ſteiler und holpriger. Verdrüßlich darüber und nicht über die Scheidecke zu kommen, wanderte ich zu Fuß eine große Strecke dem langſamen Fuhrwerke voraus durch das düſtere Thal, begleitet von dem Hunde unſers Hausherrn zu Unterſeen, deſſen treue Sorgfalt an einem Menſchen zu rühmen geweſen wäre, indem er bald nach dem fernen Wagen zurücklief, bald freudig wieder zu mir kam, und durch Sprünge zu erkennen gab, daß alles in der Ordnung ſey. Das arme Thier hatte geleiſtet was es konnte, und nahm mit einigen Liebkoſungen vorlieb; es giebt Menſchen die für kleinere Dienſte mehr verlangen. — Sie müſſen mir übrigens dieſe geringfügige Erwähnung verzeihen; ein gutes Gemüth iſt löblich auch an einem Hunde; er machte mir den Weg kurz und die Laſt der Hitze erträglich, und ich möchte ſeiner nicht vergeſſen.

Als ich endlich auf die Höhe gelangte, wo man das breite Grindelwaldthal und die zerſtreuten Häuſer des Dorfes überſieht, ruhete ich, die Geſellſchaft erwartend, aus, und freute mich des großen Anblickes durch den alle Müdigkeit verſchwand. Ein grüner Teppich angefüllt mit Häuſern, Bäumen, wandelnden Menſchen und weidendem Vieh, dicht am Fuße der übermächtigen Rieſengeſtalten des Wetterhorns, Mettenbergs und Eigers, auf denen die Röthe der Abendſonne verbreitet lag, und deren Scheitel von keinem Wölkchen bedeckt war; zwiſchen dieſen Bergen hervor wallten in das grüne Thal hinab zwey glänzende Flüſſe, deren Wellen ſich aus der Ferne zu bewegen ſchienen, die ſich aber unverſehens im Gebüſche verloren; es waren die beyden Gletſcher, die ich jetzt zum erſten Mahle ſah. Ich wußte nicht wohin ich meine begierigen Blicke wenden ſollte, bald ſchweiften ſie über das grüne Thal hin, empor an den prächtigen Bergen bis zu ihrem grauen über den Schnee hinausragenden Felſenhaupte, bald hefteten ſie ſich an das neue Schauſpiel der Gletſcher, das mir immer unbegreiflicher wurde, je näher ich kam und ſahe, wie dieſe im tiefen Thale liegenden mit Gras und Bäumen umgebenen und ſtundenweit vom Schnee entfernten Eisfelder und Thürme der Macht der Sonnenhitze widerſtehen. Ich fühlte mich glücklich daß mir auch dieß noch im Leben zu ſehen vergönnt war.

Wir fanden im Grindelwald ein gutes Wirthshaus, wo wir uns erſt etwas erhohlten, und ſchon von unſerm Zimmer aus die Ausſicht nach den beyden Gletſchern, deren heftiges Krachen wir von Zeit zu Zeit hörten, vor uns hatten. — Dann führte uns der Wirth noch zu dem untern Gletſcher, wohin wir eine halbe Stunde meiſtens bergab zu ſteigen hatten, und eine geraume Strecke über Schutt und Kies weggehen mußten, weil ſich das Eis ſeit mehrern Jahren beträchtlich zurückgezogen, welches ehemals dieſen ganzen Platz ausfüllte, und bis zu dem Wäldchen, den Kirſchbäumen und Erdbeeren herunterging. Ich kann Ihnen keine anſchaulichere Schilderung mit Worten von dieſem Gletſcher machen, als wenn ich Ihnen ſage, daß er mir, in der Nähe wie in der Ferne, als ein plötzlich und in Einem Augenblicke mit allen ſeinen Wellen und krummen Strömungen bis auf den Grund erſtarrter Fluß vorkam. Man kann über dieſen Eisſtrom, der ſich oben wie ein See ausdehnt, ſehr weit hinaufſehen, bis an die Walliſer Gebirge; eine ſchreckliche Einſamkeit, nur noch den kühnſten Gemsjägern zugänglich, wie uns der Wirth verſicherte, und wir ſelbſt nach einem kleinen Verſuche über das Eis wegzuklimmen, gerne glauben mochten. Er ſelbſt, der Wirth, war in ſeiner Jugend der berühmteſte Gemsjäger des Landes geweſen, und ich ließ mir manches über dieſe freye Kunſt von ihm erzählen; es iſt gewiß die freyſte von allen, und eben in der allereinſamſten Freyheit, die ſie gewährt, liegt meines Erachtens ihr unwiderſtehlicher Reiz für die männlichen

Seelen der Bergbewohner. So des Morgens mit der kommenden Sonne ſeine Hütte zu verlaſſen, und mit ihr die Langeweile des Alltaglebens, vielleicht auch das ſcheele Geſicht des Nachbars; oder — denn oftmals verläßt man auch das Liebe nicht ungern, um es bald deſto freudiger wieder anzutreffen — ſich den treuen Blikken des Weibes und den fröhlichen Kleinen zu entreißen, und mit dem vertrauten Rohre dem flüchtigen Gratthiere nach durch die Urgebirge zu irren, und über ihren Schnee wegwandelnd die Erde und ihre Sorgen in ferner Tiefe unter ſich zu ſehen; oder in ungeheuere Abgründe hinunter zu ſteigen, und ſich in weiten Einöden zu verlieren, wo kein ſterblicher Fuß je gewandelt hat, und da abgeriſſen von allen Banden der Geſellſchaft, und wie durch weite Meere getrennt von Menſchen, ja von jeder Spur menſchlicher Kunſt und Leidenſchaft, nur mit ſich, ſeinem ganzen unzertheilten Weſen, in dieſen Anfangsgründen der Schöpfung zu leben, nichts zu hören, als das Geſchrey des Adlers, das Pfeifen der Gemſe und den Sturz ferner Lavinen, nichts zu denken als den ewigen Himmel über ſich und die kurze Spanne der Zeit. — Wer hat ſchon in der Einſamkeit der höchſten Gebirge gewandelt und nicht ähnliche Empfindungen gehabt, und hätte nicht ſeine beſte Habe darum gegeben, jene Gemüthsſtimmung, den hohen Seelenfrieden und das klare Gefühl ſeines beſſern Selbſts für immer bleibend erhalten zu können! Und warum ſollten nicht grei-

Ahnungen dieſer Art auch in die Seele des Jägers kommen können, der geſund an Körper und Geiſt unter dieſen Trümmern der Urwelt weilet? Muß denn alles aus dem Eigennutz erklärt werden, und wiegt wohl der elende Gewinn von einer wilden Ziege die Kühnheit, ſo ihr Jagen erfordert, auf?

Es wollte mir Anfangs nicht einleuchten, daß die Berge, welche das Grindelwaldthal einſchließen, und unter die höchſten der alten Welt gezählt werden, wirklich ſo hoch ſeyn ſollten, wie man ſie angiebt; die Glarner- und Appenzellergebirge waren mir in dieſer Nähe höher vorgekommen. Ich erklärte dieß aber daraus, weil letztere in unterbrochenen Abſätzen emporſteigen, und dadurch dem Auge mehr in perſpektiviſcher Abweichung ſichtbar werden, da hingegen das Wetterhorn, der Metten und Eiger von dieſer Seite ohne merkliche Unterbrechung ſich ſteil emporhoben, und in ihrer Höhe von keinem Holze mehr bewachſen und von aller Vegetation entblößt, keinen Maßſtab mehr darbieten, nach welchem das Auge Entfernungen zu ſchätzen ſich gewöhnt hat. Daher iſt es auch für Mahler ſo ſchwer, dieſe Hochgebirge ohne Wolken richtig in ihrer Größe darzuſtellen; die Felſenmaſſen ſind ſo gigantiſch in ihrer Form, und ſchneiden ſich in ihren Umriſſen ſo ſcharf gegen die Luft ab, daß die Treue an der Natur gewöhnlich zum Mangel an Haltung in dem Gemählde wird, und einſichtige Künſtler meiſtens genöthigt ſind, das Auge auf Wolkenſtufen in die Höhe ſteigen zu laſſen, oder die Bergſpitzen in manierirten Duft zu hüllen.

Des andern Morgens beſuchten wir den obern und größern Gletſcher, der eine Stunde von dem Wirthshaus entfernt iſt. Auch dieſer iſt ſeit einigen Jahren ſtark zurückgewichen, und die Steinhauſen, die er am Platz gelaſſen, machen den Zugang beſchwerlich. Er iſt viel breiter als der untere, aber ſeine Eiszacken ſind nicht ſo hoch, und haben nicht die grünbläuliche Farbe. — Auch hier konnte ich mich von der Idee eines gefrornen Fluſſes nicht losmachen; es war mir, als ich am Fuße deſſelben ſtand und empor ſah, „als wenn ein Rheinfall von Eis auf mich herabſtürzen wollte. — So groß auch die Sonnenhitze in dem Thale ſeyn mag, ſo haben doch dieſe Gletſcher beſtändig eine kalte Winterluft um ſich, die einen oft gar unlieblich anweht, die uns auch nebſt dem abſchreckenden Krachen und den Löchern und Spalten des Eiſes verhinderte, weiter auf demſelben fortzugehen, welches hier mit wenig Gefahr verbunden ſeyn ſoll. Dieſe Spalten ſind jedoch ſo groß, daß der Führer beynahe aufrecht in eine derſelben hineingehen und in beträchtlicher Entfernung bey einer andern wieder herauskommen konnte.

Alles aber, was ich Ihnen über dieſe großen Gegenſtände und Wunder der Natur melde, müſſen Sie ja nicht für eine Bemühung anſehen, Ihnen ſolche anſchaulich machen oder beſchreiben zu wollen; erſteres iſt kaum der Mahlerey möglich, und beſchrieben ſind ſie ſchon auf alle Art und Weiſe. Kommt und ſehet, und ſtehet die Sonne an, daß ſie ſcheine und beleuchte, möchte man allen ſeinen Freunden zurufen, an die man bey ſolchen Erſcheinungen gern denkt, ja ſäumet nicht, damit Ihr, wie Solon von dem Liede der Sappho ſagte, welches er in ſeinem Alter noch lernen wollte, deſto fröhlicher ſterben könnt! — Wenn Sie übrigens wiſſenſchaftliche Nachrichten darüber leſen wollen, ſo muß ich Sie wieder an die neue Ausgabe von Ebels Anleitung verweiſen, wo das Merkwürdigſte in gedrängter Kürze lehrreich dargeſtellt iſt.

In dieſem Wirthshauſe war der Mann Meiſter und nicht die Frau, welches vermuthlich der Grund iſt, warum wir für die ganze Bewirthung und Begleitung weniger zahlen mußten, als in Lauterbrunnen für das bloße Mittageſſen. Auch waren wir dem Manne von Unterſeen aus empfohlen worden, und das mag ebenfalls etwas gewirkt haben, denn es ſtanden ſonſt allerhand verdächtige Sprüchlein von unzufriednen Reiſenden an den Wänden geſchrieben. Wirklich aber gibt ſich, wer angeſehen im Land iſt, viele Mühe, Schweizern wenigſtens dieſe Bergreiſen zu erleichtern, durch ſchriftliche Empfehlungen oder mündliche Vermahnungen an die Wirthsleute. So habe ich nachher zu mehr als Einem Wirthe ſagen hören: Ihr dürft nicht meinen, daß Ihr fremde Herren vor Euch habt, dieß ſind Landsleute, die man ſchonen muß; mit jenen — fügte man mit mehr land- als weltbürgerlicher Geſinnung wohl noch hinzu — könnt Ihr ſchon machen was Ihr wollt.

Ungern verließen wir dieſes auch durch den fröhlichen Charakter ſeiner Einwohner merkwürdige Grindelwaldthal, und hielten, bevor wir wieder in das düſtere Lütſchenenthal einfuhren, noch einmahl ſtille, um die majeſtätiſchen Berge und die Eislavaſtröme bleibend ins Gedächtniß zu faſſen. Asmus ſagt, der Winter habe ein Sommerhaus im Schweizerlande; hier iſt es, und die Gletſcher im Thale ſind die unterſten Treppen dazu.

Der Rückweg von einem intereſſanten Orte, den man zu frühe verlaſſen muß, bedarf ſehr großer Annehmlichkeiten, wenn er nicht langweilig werden ſoll. Das langſame Fuhrwerk und die holprige Straße zwiſchen den ſchwarzen Bergen machten uns die fünf Stunden nach Unterſeen unerträglich lange ſcheinen. Man kann auf dieſen raſſelnden Wägelchen nicht einmal zuſammen ſprechen ohne gewaltſam zu ſchreyen, und ſchlafen darf man auch nicht, aus Furcht hinauszufallen, und wenn man es dennoch wagt, ſo hat man zu gewarten, von herunterhängenden Baumäſten zerkratzt zu werden. Leute trafen wir wenig an, Kinder ausgenommen, die uns Blumen, Früchte, Kriſtalle ꝛc. anbothen; es war doch auch noch etwas mehr als bloßer Bettel. Wenn wir nach den Bergen fragten, ſo gab man uns oft ganz unbekannte Namen an, weil in der ganzen Schweiz die gemeinen Leute meiſt nur die ſpeciellen Benennungen einzelner Alpenweiden kennen, und ſich um die generiſchen Namen, oder die gelehrten wie ſie's nennen, wenig bekümmern. — So ging es zum Beyſpiele den ſieben Churfürſten im Toggenburg, die vor mehrern Jahren noch kein Menſch unter dieſem Collectivnamen kannte, den ihnen erſt ſpäter ein munterer Pfarrer in der Nachbarſchaft, der die ſieben Bergſpitzen täglich aus ſeinem Fenſter ſah, ertheilte, von wo aus der Name wegen ſeiner leichten Faßlichkeit allmählig unter die Leute kam. Erſt in neuerer Zeit, wo die wirklichen Churfürſten nichts mehr galten, wurden auch dieſe drolligen Repreſentanten zu Kuhfirſten herabpopulariſirt; ſo hießen ſie aber zu keiner Zeit.

Seit geſtern Abend ſind wir wieder in unſerm dießmahligen Wohnorte und freuen uns nun in Ruhe über das Geſehene nachdenken und nachſprechen, und unſern Freunden zu Hauſe das Merkwürdige davon mittheilen zu können. Wenn Sie finden, daß meine Nachrichten zu ſubjectiv geworden ſind, zu viel Bezug auf meine eigenthümliche Anſicht haben, ſo wird Ihre theilnehmende Freundſchaft das wohl verzeihen, und Ihre Menſchenkenntniß vielleicht zugeben, daß es eben nicht unnatürlich ſey, beym Erzählen von großen und freudigen Erſcheinungen, wobey man zugegen geweſen, etwas von ſeiner Perſönlichkeit einfließen zu laſſen, und daß wohl eher das Gegentheil affectirt heißen könnte.

VII.

Unterſeen, den 14. Auguſt.

Unſre Ruhe war von kurzer Dauer; die Molkenkur, ein inſipider Zeitvertreib wenn man einen beſſern weiß, mußte dem Beſſern Platz machen. Wir kommen aus dem Haslithal zurück, deſſen ſchöner und feiner Menſchenſchlag mit Recht als vorzüglich geprieſen wird. Deßwegen hatten wir unſre Reiſe abſichtlich auf einen Sonntag vorgenommen, um die Bewohner des Ländchens beyſammen in der Kirche ſehen zu können, und ſetzten uns Sonnabends nach Mittag in ein Schiff auf den Brienzerſee; mit uns eine zahlreiche muntere Geſellſchaft von beynahe allen hieſigen Kurgäſten. Oben am See iſt eine kleine Inſel, wo wir verweilten, um die ſchöne und reiche Ausſicht, die man von da nach Interlachen hinunter hat, zu ſehen. Auch kamen wir dicht an dem Giesbach vorbey, wo er ſein ſchäumendes Waſſer in den See ausgießt; die Zeit erlaubte uns aber nicht auszuſteigen, und dem durch das vortreffliche Blatt von Rieter berühmten Waſſerfalle nachzugehen. Bey Tracht, wo der See zu Ende iſt, fanden wir Leiterwagen für die Frauen und wer noch ſonſt fahren wollte; mehrere von uns zogen es aber vor, den Weg von drey kleinen Stunden nach Meyringen zu Fuße zu machen, und nie hat uns eine Fußreiſe weniger gereut, denn der See ſelbſt iſt kaum ebner, als dieſer Weg, und wenn man einmahl über die grauſen Spuren der Ueberſchwemmung, welche vor einigen Jahren hier ein ganzes Dorf zerſtörte, hinaus iſt, und die Aarbrücke paſſirt hat, ſo geht man meiſtens neben einem ſpiegelhellen, ſich durch grüne Matten und Gebüſche ſchlängelnden Wäſſerchen hin, hat zur Linken das offene Thal, und die Berge hinter welchen Unterwalden liegt, vor ſich die ſchneeigen Gipfel des Grimſels, und zur Rechten immer neue Waſſerfälle, die ſich bald mit gewaltigem Rauſchen an mahleriſchen Felſen brechen, bald ſich ſanft in den runden Wipfeln der Linden, Buchen und Ahorne, die hier in gedrängter Fülle ſtehen, verlieren. Die Dämmerung fing an ſich herabzulaſſen, und abendrothe Wolken ſchimmerten noch an den Höhen; wir wandelten indeſſen ſo vergnügt in der milden Abendluft durch dieß ruhige Thal hin, daß wir es faſt bedauerten, ſchon Meyringen zu erreichen; wo die ſo vorausgefahren mit Sehnſucht unſer warteten, um uns das Vergnügen der Reiſe zu beſchreiben, welches auch mit ſolcher Lebhaftigkeit geſchah, ſo wie wir hinwiederum gegen ſie thaten, daß faſt niemand mehr auf das horchte, was der andre ſagte.

Als es dunkel geworden erhob ſich ein Geſang auf der Straße, der von Mädchen herkam, die ſich dem Gaſthofe gegenüber geſetzt hatten; ich weiß nicht, iſt es ſo ihre Gewohnheit, oder thun ſie es den Fremden zu lieb. Sie ſangen meiſtens Schmidliſche Choralliedder, die in der reformirten Schweiz beſonders aber in den bergigen Ländern, wo ſich mehr Muſik oder wenigſtens mehr Zeit dazu findet als in den tiefern Gegenden, ehemahls allgemein (jetzt nur noch hie und dort) zu hören waren. Ihr Geſang war rein und ſanft, und ohne Geſchrey; aber ſie ſangen vierſtimmig, und wo wollen Mädchen den Baß hernehmen? Gerne hätten aus frommem Trieb einige von unſrer Geſellſchaft jene Lücken ausgefüllt, wenn ſie gekonnt hätten; doch zuweilen that es ein einheimiſcher Sänger. Dieſe Choralmelodien waren einſt ein unſchätzbares Geſchenk, das der ehrliche, fromme, ganz in geiſtlicher Muſik lebende Pfarrer Schmidli ſeinem Vaterlande gemacht hat, wofür ſein Andenken höhere Ehre verdient, als der Name manches hochgeprieſenen politiſchen Evergeten. Sie haben faſt ein halbes Jahrhundert gedauert, und ſind in alle Dörfer eingedrungen, haben die kleinen Hausorgeln wieder beliebt gemacht und ſo manchen Abend und manchen ſtillen Sonntag dem ſchlichten Volke ſinnvolle Beſchäftigung verſchafft, und das von der Arbeit des Tages und den Sorgen der Zeit niedergedrückte Gemüth in glücklichere Phantaſien erhoben. Was die Seele reiner ſtimmt, erleichtert der Tugend den Zutritt. Es mögen rohe Töne ſeyn, aber das Volk iſt auch nicht fein, und verlangt derbe Weiſe ohne künſtlichen Geſchmack. Es iſt ſo etwas ehrliches und fließendes in dieſen Melodien, ihr Zuſammenklang ſo ungekünſtelt, und jede Stimme hat ſo einen unverworrenen beſtimmten Spielraum, daß ſie dem Ungebildeten wie von ſelbſt ins Ohr und Gedächtniß fällt; ſelbſt in ihren Läufen und Cadenzen, worüber man jetzt lacht, herrſcht gerade der muntere Schwung, das fugenartige Steigen und Fallen der Töne, welches den Sinn des Volks trifft. Es ſoll aber auch, wie mich Kunſtverſtändige verſichern, ſehr feine und rührende und echter Empfindung rein entquollene Geſänge darunter geben. — Das iſt nun aber bald alles verſchollen, weil in der Muſik immer eine Mode der andern Platz machen muß; kaum wird aber eine neue ſo lange halten. Und eben die Seltenheit dieſer Geſänge, die ich in der Jugend ſo oft und gerne, und jetzt wieder ſo unerwartet hier von unſichtbaren Stimmen hörte, hat mich zu dieſen Bemerkungen verleitet, welche ich freylich Ihnen, einer Jüngerin neuerer Kunſt, nicht hätte mittheilen ſollen.

Wo Wirthshäuſer ſind, und wären ſie im Paradieſe, da iſt auch Langeweile und müßiges Warten. Sonſt iſt dieſer Gaſthof groß, geräumig und gut bedient; man ſieht daß viele Fremde hieher kommen, und das gab uns auch der Wirth zu verſtehen, denn als die Geſellſchaft in einem obern Zimmer ſpeiſen wollte, um dem Tabacksrauch der Wirthſtube zu entgeben, erwiederte er, es haben ſchon Fürſten und Grafen unten geſpeiſt.

Daß mich das Schickſal traf, allein wie ein türkiſcher Großherr mit fünf Frauen, die ihr Zutrauen auf mich geworfen hatten, in Einem Saale zu ſchlafen, und daß mir die ganze Nacht von Caſcaden träumte, ich auch mitunter dergleichen wirklich zu hören glaubte, würde Sie nicht anmuthen, wenn ich es ſchon erzählte; ich eile alſo zu dem, was uns den folgenden Morgen aufſtieß.

Kaum war es Tag, ſo mußte ich meinen Frauenzwinger verlaſſen, und begab mich zu den drei Waſſerfällen, die dem Wirthshauſe vorüberliegen, und die man ſchon aus dem Fenſter ſieht. Ich kam durch einen großen Theil des Dorfes, das eben keine ſchöne Häuſer hat; Leute ſah ich noch wenige, aber alle die ich ſah ſchienen mir ſehr ernſthaft zu ſeyn, ſie beantworteten meinen Gruß kaum, und zeigten gar nichts von der zuvorkommenden neugierigen Freundlichkeit der Appenzeller, mit denen man ihnen ſonſt in Lebensart und Liebe zur Unabhängigkeit viel Aehnlichkeit zuſchreiben will. — Die Sonne erleuchtete nur erſt einzelne grüne Höhen auf den Bergen, und die drey Waſſerfälle lagen noch im Schatten, aber waren doch ſehr anziehend; es iſt herrlich wie ſo ein ſchäumender Waſſerſturz die todten Felſen beleben kann! Mir kam bey dem unnachläßlichen tauſend und tauſendjährigen Falle dieſer Bäche der Sinn an etwas,

das

das unſer Freund L. einſt, als ich mit ihm an der Limmat ſpaziren ging, behauptete: kein Menſch könne darthun, woher alle die unerſchöpfliche Menge von Waſſer, das Jahr aus Jahr ein in Bächen und Flüſſen ſo fortſtröme, herkomme; und ob ich ihm gleich alle mir bekannten Erklärungen hierüber anführte, ſo blieb er dabey, kein Schnee, keine Wolken und kein unterirdiſches Pumpwerk könne zu dieſer Fülle hinreichen; und wirklich, wenn man den Strömen ſo zuſieht, erhält die Behauptung wenigſtens eine poetiſche Wahrſcheinlichkeit.

Bey meiner Rückkunft wurde ich hinaufgerufen, um von der hintern Seite des Wirthshauſes einen Blick auf die Gegend zu werfen, und das Rauſchen des Reichenbaches, wo wir jetzt hinwollten, zu hören. Dieſe Anſicht war wirklich unvergleichlich, denn die Sonne fing ſo eben an dieſe Seite des Thales zu beſcheinen, die grüne Fläche zu überglänzen, und die benachbarten Hügel mit ihren großen runden Bäumen herauszuheben, von deren Abhang eine Reihe von Bächen ihr ſilbernes Waſſer in ſtets wechſelnder Lebendigkeit herabgoſſen, und über welche in ätheriſchem Morgenlichte die Berge und die ſchneeigen Gipfel des Wetterhorns wie Säulen des Himmels hinanſtiegen, und ein mächtiger Gletſcher in röthlichem Glanze ſich ausbreitete. Verſailles und St. Cloud, ich ſah deine Gärten mit Vergnügen, aber es ſchwindet das Andenken an ihr gefälliges Spielwerk vor dem majeſtätiſchen

Anblicke dieſer Natur, wie deine Könige und Kaiſer vor dem verſchwinden, der die ewigen Berge und ihre Pracht ſchuf.

Bald machten wir uns auf die Wallfahrt zum Reichenbache, zwar nicht bethend und büßend wie Pilgrimme, aber doch von einer heitern Andacht beſeelt, die uns der klaſſiſche Ruf der Naturſchönheit, welcher wir entgegen gingen, und die liebliche Morgenluſt einflößte. Zuweilen wurde jedoch dieſe Andacht durch junge Weiber die zur Kirche gingen zerſtreut, deren aufrechter Gang, feine Bildung und zarte Geſichtsfarbe unſere Aufmerkſamkeit unwiderſtehlich anzog. Wir kamen auch unweit einer zerfallenen Burg, Reſti genannt, vorbey, wo, wie die Leute hier behaupten, Arnold Winkelried gewohnt haben ſoll. Wiewohl mit Recht an der Wahrheit dieſer Ueberlieferung gezweifelt wird, ſo entſchloß ich mich doch ſie zu glauben (der Glaube iſt ja nicht Ueberzeugung, ſondern freyes Wollen), denn die Lage gefiel mir, und es beſchäftigte mich angenehm, mir den Helden in dieſer ſchönen Gegend als Führer des ſchönen Volkes zu denken, wie er in den Verſammlungen deſſelben den Entſcheid zu kühnen Thaten gab, oder auf der einſamen Jagd ſich mit Gefahr und Tod vertraut machte, oder in den Spielen der Jugend den Preis erhielt, und die Blicke der Jungfrauen auf ſich zog, kurz wie er ſich im Schoße der Freyheit zu der hohen Liebe ausbildete, die ihr Leben für das Vaterland gab. Er war unſer Geſpräch, bis wir an den Fuß des Berges kamen, über welchen der Reichenbach herunterläuft, etwa eine halbe Stunde von Meiringen. Aber wir hatten noch eine gute Strecke zu ſteigen, und immer ſteiler je näher wir dem obern Falle kamen, und immer ſchlüpfriger, weil der Staubregen, den der Sturz aufwirft, die Wieſen ringsherum benetzt. Knaben und Mädchen halfen den Müden, und wieſen uns den Weg.

Endlich ſtanden wir am Rande des Keſſels der das Waſſer aufnimmt, wir wandelten auf Regenbogen und über uns brach der Strom hervor, der ſich tauſendfältig an der prächtigen Felſenkluft die ihn umgibt zerſchlug; die Morgenſonne erhob das Ganze durch ihren Schein, und das Donnern der Fluth gebot uns ehrerbietiges Schweigen. Allerdings iſt dieß eine Erſcheinung von großer Herrlichkeit, ſchon für ſich einer Wallfahrt an die Grenzen des Oberlandes werth. Es iſt nicht die ſanfte Erhabenheit des Staubbaches, welche die Seele in friedliche Phantaſien wiegt, noch der wüthende Sturm des Rheinfalls, der alle unſre Kraft in Staunen auflöſt; es iſt das ſchönſte Mittel zwiſchen beyden. In dem Reichenbache vereinigt ſich heftiges, von ſchwindelnder Höhe niederſchmetterndes Toben des Waſſers mit Partien der gefälligſten Anmuth; die Felſen die ihn umgeben, und die Gebüſche die ihn bekränzen, und die ganze Gegend umher, alles hat eine ſo mannigfaltige Anmuth runder Formen, daß die brauſende Wildheit des Stromes dadurch gemildert, und die Seele zwar mächtig ergriffen, aber doch in ihrer unbefangenen Kraft erhalten wird, und man wünſchen möchte, ſich das Ganze ſo wie es iſt, ohne Zuſätze in einem Gemählde bleibend erhalten zu können.

Sie haben bey meiner Abreiſe den Wunſch geäußert, daß ich in einem Briefe recht umſtändlich über den berühmten Reichenbach ſeyn möchte, weil Sie durch die Beſchreibung, welche Meiners gemacht, eine ſo hohe Meinung davon bekommen hätten. Bey dergleichen Schilderungen aber bin ich ſtets beſorgt, zu viel oder zu wenig zu thun; zu viel, weil man gar leicht verleitet wird, mehr nach der Phantaſie als nach der Wahrheit zu mahlen, und zu wenig, weil es ſo ſchwer iſt, Anſchaulichkeit in den ſchriftlichen Ausdruck zu bringen, und für einen ſo großen Gegenſtand die würdigen Worte ohne Pomp zu finden. Nehmen Sie alſo vorlieb, und halten ſich, wenn Sie nicht befriedigt ſind, nur immer an Meiners, der den Eindruck des Ganzen ſehr richtig und mit Gefühl beſchrieben, nur manches zu viel ins koloſſaliſche gemahlt hat. Nach ihm ſollte man glauben, daß alle Augenblicke Felſenſtücke mit der Fluth herunterſtürzen und in dem Waſſerbecken herumgeworfen werden; auch hat er den Reichthum des Waſſers viel zu groß gemacht, die Waſſerſäule iſt nicht ſo ungeheuer, noch das Brüllen ſo ſtark als er es beſchreibt, noch die Tiefe ſo gräßlich (ich bediene mich ſeiner eignen Worte); es

t auch nicht wahr, daß die Staubwolken viel dicker
zen und höher ſteigen, als beym Rheinfalle. —
Der Reichenbach iſt durch ſeine Umgebungen eben ſo
eizend als durch ſeinen Fall, und eben dieſe Ueber-
nſtimmung von allem, was man ſieht, die durch
ine Unförmlichkeit geſtört wird, vollendet den Ein-
ruck der Schönheit. Auch wenn man ſich umwen-
et, ſieht man nicht ſo plötzlich wieder ins gemeine
eben hinein, wie man ein unterhaltendes Buch zu-
acht; ſondern man hat von dieſer Höhe herab eine
nbeſchreiblich anmuthige Ausſicht über den größten
heil des Haslithales.

Wir ſtiegen nun der Spalte nach hinunter, die
ich der Strom in hundert Krümmungen durch die
änge der Zeit eingefreſſen hat, ein böſer Weg, den
an ohne Führer nicht machen ſoll. Aber allenthal-
n wurden wir ſchadlos gehalten durch neue Fälle,
e in ſteter Verſchiedenheit mit einander an Größe
nd Schönheit wetteifern, bis wir endlich zu dem un-
rſten gelangten, der keinem nichts nachgiebt, und den
Sie aus Rieters zierlicher Abbildung kennen. Rieter
ält ihn für den intreſſanteſten von allen, wie er mir
ündlich ſagte, und auf den Ausſpruch eines ſo ge-
chickten Mannes kommt allerdings viel an; allein da
eſe Partie am Abend erſt in ihrer beſten Beleuch-
ng erſcheint, ſo bin ich zu entſchuldigen, wenn der
indruck des oberſten und zuerſt geſehenen Sturzes
ir der vorzüglichſte bleibt.

VIII.

Unterſeen, den 15. Auguſt.

Weil ich meinen Brief nicht abermahls zu groß werden laſſen, und mich über den Reichenbach nicht weiter in Worten ausſprechen, ſondern lieber der ſtillſchweigenden Beſchauung, die eine ſo liebliche Folge merkwürdiger Begegniſſe iſt, hingeben wollte, brach ich geſtern in meiner Erzählung ab, jetzt nehme ich ſie wieder auf, und Sie müſſen es ſich gefallen laſſen, noch einiges von dem Oberhasli zu hören.

Die Leute waren noch in der Kirche, als wir nach Meiringen zurückkamen, wo ſie mit Aufmerkſamkeit und Anſtand zuhörten, und dann ihren Pſalm zu einer hübſchen Orgel ſangen, die aber nicht zum beſten geſpielt wurde; jedoch nahm ſich dieſer Kirchengeſang weit beſſer aus, als der zu Unterſeen, welcher durch brüllende Blasinſtrumente begleitet oder vernichtet wird. Wir ſtellten uns auf den Kirchhof hin, um die Schönen des Landes vorüberziehen zu laſſen, und wo möglich mit den Männern eine Unterhaltung anzuſpinnen; hiezu zeigte ſich auch eine erwünſchte Gelegenheit, da jemand aus der Geſellſchaft den Landamman kannte, an den wir uns anſchloſſen und ihn heimbegleiteten, wo wir außer und inner ſeinem Hauſe Leute genug von beyderley Geſchlecht ſahen.

Wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer Menſchenſtamm in ſeinem Rufe der Schönheit entſpreche, ſo ſag' ich Ihnen etwas das Sie ſchon längſt glauben, weil alle Reiſebeſchreiber es verſichern. Auch ich ſtimme der allgemeinen Sage von ihrer regelmäßigen Geſichtsbildung, ſeiner Farbe, und ihrem hohen Wuchſe bey, dazu kömmt noch ein gewiſſes vornehmes Weſen, eine Art unbefangener Kälte, gleich der welche man in der großen Welt zum guten Tone rechnet, die macht, daß ſie weder blöde herum gaffen, noch auf eine gezwungene Weiſe zu gefallen ſuchen. Die Mädchen ſcheinen den muthwilligen Reiz andrer Bernerbietlerinnen nicht zu haben und nicht haben zu wollen, ſondern ihren Vorzug vielmehr in einer ruhigen Unbeweglichkeit der Miene zu ſuchen, die bey der geraden Geſtalt und kecken Stellung ihnen recht gut läßt, und nur etwa bey der Schwäche, die aber auch nicht ſelten iſt, den Charakter der Fadheit annimmt. Wie ſie ſind, ſo thun ſie auch; die Zuverſicht, welche in ihrer Stellung und ihrem Gange ſich zeigt, herrſcht auch in ihrer Geiſtesäußerung, aber bey aller muntern Geſprächigkeit zeigen ſie wenig Empfindung; ihr kalter Anſtand ſcheint ſich mehr dem Stolz als ſelbſtvergeſſender Fröhlichkeit nähern zu können, ihr Leichtſinn mehr in entſchloßner Hingebung als in reizendem Widerſtande zu beſtehen. So fand ich Männer und Weiber; ich ſage aber nicht, ſie ſind ſo, denn ich maße mir nicht an, wenn ich meinen Augen und Ohren auch noch ſo viel zutraue, in ein paar Stunden, und an einem Sonntage wo ſich ohnedieß Leib und Seele etwas mehr zuſammennehmen, die Eigenſchaften eines Menſchen, viel weniger einer Geſellſchaft, oder gar eines ganzen Völkleins beſtimmen zu wollen; ich weiß auch zu gut, wie ſehr man oft auf Reiſen ganz aus ſubjectiven Gründen urtheilt, wenn man noch ſo unpartheyiſch zu ſeyn glaubt; nicht nur Wetter, Wirthsleute, Begegnung wirken unmerklich auf uns und unſer Urtheil, ſondern auch die ſinnliche und ſittliche Gewohnheit thut es öfter als wir meinen. Davon giebt die Kleidung der Oberhaslerinnen den auffallendeſten Beweis; denn da ſie vor einigen Jahren noch ihre Röcke hoch bis unter den Buſen aufbanden, als das ganze übrige ſchöne Geſchlecht im chriſtlichen Europa ſie um der feinen Taille willen kaum über die Hüften gehen ließ, glaubte jedermann, ſich über die ſeltſame Tracht aufhalten und bedauern zu müſſen, daß die ſchöne Leibesgeſtalt dieſer Mädchen ſo ganz darunter verſteckt bleibe; ſelbſt Meiners fand „die hohe Schürzen der Röcke ungeheuer und lächerlich,“ auch die Zeitung für die elegante Welt nannte jüngſt noch dieſe Kleidungsart höchſt abgeſchmackt, und alle Reiſende und Reiſebeſchreibungen beſtätigten es. Als die guten Kinder endlich merkten, daß man ſich über ihre Tracht aufhielt, und etwas von dem allgemeinen Bedauern hörten, fing der ihrem Geſchlechte natürliche Trieb zu gefallen ſich auch zu regen an, ſie banden ihre Kleidung kürzer, und glaubten nun dem guten Geſchmack ein befriedigendes Opfer gebracht zu haben;

und ſiehe, da führte ein ſchadenfroher Dämon, die Mode, welche ſie kaum abgelegt hatten, in die Kreiſe des vornehmen Lebens ein, nannte ſie griechiſch und machte ſie bald allgemein; und wer nun mit dieſem griechiſchen Gefühle zu den armen Haslerinnen kam, machte ihnen rührende Vorwürfe, daß ſie ihre alte geſchmackvolle Tracht abgelegt hätten.

Die vielen Eigenheiten, ſo die Bewohner dieſes Thales in ihrer Natur, Sprache und Kleidung haben, macht manche glauben, ſie ſeyen von andrer Abkunft als ihre Nachbarn, worin ſie durch eine alte Tradition beſtärkt werden, die ſich immer noch forterbt, nach welcher ſie von ausgewanderten Schweden abſtammen ſollen; welches ſie auch ſo ſicher annehmen, daß viele noch jetzt behaupten, ſie ſprächen ſchwediſch; indeſſen können ſie weder Zeit noch Umſtände mehr von dieſem Urſprung angeben, auch ſollen in ihrer Sprache gar keine beſondern ſchwediſchen Wörter vorkommen. Stammen ſie woher ſie wollen, ſie ſind ein eigner, ſchöner und feiner Schlag, ein freyes, zufriedenes und glückliches Volk, das ſich vor hundert andern auszeichnet, und welches niemand ſobald vergeſſen wird, der es an einem ſchönen Sonntage Morgens bey der Kirche verſammelt geſehen hat.

Nachmittags fuhr die ganze muntere Geſellſchaft auf Tracht zurück, wo wir nur ſo lange bleiben wollten, bis ein Schiff gemiethet wäre, das uns nach Hauſe brächte. Allein als wir nun einmahl bey dem guten Reifweine und alten Käſe ſaßen, und die frohe Ausſicht auf den See vor uns hatten, wollte niemand zuerſt aufbrechen; und da endlich gar noch einem einfiel, fünf Mädchen die ſo eben auf dem See herumruderten, heraufzuhohlen, mußte der Spielmann ſpielen, und die Jugend tanzen, und wer von der Heimfahrt hätte ſprechen wollen, wäre in dem Lärm nicht gehört werden. Ich mußte alſo Geduld haben.

Inzwiſchen überzog ſich der Himmel mit Wolken und es blies ein ſtarker Wind, gleichwohl ſtimmte die Mehrzahl noch zum Einſchiffen, und die übrigen mußten nachgeben; als wir aber auf den offnen See hinauskamen, und es anfing zu ſtürmen, und die Wellen das ſchwache Fahrzeug hin und her hoben, ſank, zwar nicht das Schifflein, aber der Muth. Wir waren noch nicht ganz bey Brienz vorbey, ſo begehrten die Frauen ſchlechterdings auszuſteigen, und wir beeilten uns ihren Wünſchen zu entſprechen, und ſie durch Koth und Regen zu Lande nach Tracht zurückzuführen.

Ermüdet von den mannigfaltigen Anſtrengungen des Tages eilten die meiſten zur Ruhe, wenige gingen noch in die Wirthsſtube hinunter, und ſuchten die Bekanntſchaft, welche ſie dieſen Abend mit den Wäſcherinnen die ſo gut tanzten angeſponnen, und zu ſchnell hatten abbrechen müſſen, wieder anzuknüpfen. Wie weit ihnen aber dieß gelungen, konnten wir nachher nie recht erfahren, ſie zwar rühmten ſich ſehr eines liebreichen Empfanges und konnten die Heiterkeit dieſer Schönen nicht genug preiſen; nebenbey hingegen vernahmen wir, daß ſie von den handfeſten jungen Burſchen des Orts als irrende Ritter angeſehen, und noch vor uns zu Bette gewieſen worden ſeyen.

Morgenden Tags eilten wir bey guter Zeit den See hinunter; es ging ein kalter Wind und nebelte, doch als wir gegen das ſchön gelegne Rinkenberg kamen wurde es beſſer, die Ausſicht über Interlachen hinaus nach dem Rieſen zu that ſich auf; wir landeten bey hellem Wetter, und zogen im Sonnenſcheine nieder in Unterſeen ein.

IX.

Bern, den 18. Auguſt.

Sie ſehen, wir ſind auf der Rückreiſe begriffen. Indeſſen meine Reiſegefährten herumziehen, und ich wegen einer Verkältung, die mir der Regen des Staubbachs angehängt hat, das Zimmer hüten muß, will ich noch mit wenig Worten die Nachricht von unſerm Aufenthalt im Oberland vollenden.

Wir kamen jetzt nicht mehr weit herum; unſre Morgen waren der Kur und einzelnen kurzen Wanderungen gewidmet, mitunter auch einigen Büchern, die wir zur Noth mitgenommen hatten, vorzüglich Hallers Gedichte über die Alpen, deſſen Verſe eben ſo holperig und die Gedanken eben ſo erhaben ſind, als die Natur die er uns beſchreibt. Die Nachmittage wurden nach Horazens Vorſchrift dem Schlafe, müßigen Stunden und der ſüßen Vergeſſenheit der Sorgen des Lebens geweiht. Fanden oder wollten wir keine Geſellſchaft, erhoben wir uns ſelbſt dazu, und ſo mangelte uns nichts, was ſich die Einbildung in den Städten zu einem glücklichen Aufenthalt auf dem Lande wünſchen und das niegenügſame Herz geſtatten mag. Wir waren ſowohl zufrieden, daß wir alle wie aus Einem Munde die Bemerkung machten, wenn wir einen Kurort auszuleſen hätten, wobey es auf keine örtliche Kur ankäme, ſo würden wir dieſe Gegend wählen; die hübſchen gefälligen Leute, der ſchweizeriſche Boden, der Fluß, die Seen, die Ebne, die Hügel, die Berge, alles ladet zu einem angenehmen Leben ein; und wie es geht, daß man in der Freude des Herzens oft mehr verſpricht, als man halten kann, ſo gaben wir ſchon zu verſtehen, daß wir künftiges Jahr wohl wieder kommen könnten.

So lebten wir unſre Zeit wie einen lieblichen Traum zu Ende, und verließen endlich geſtern meinen Land und Leute, ungefähr mit der Empfindung, womit man von einem hohen Berge in die Ebene hinunter ſteigt.

Wir mußten aber von 7 Uhr Morgens bis Nachmittags um zwey in dem Wirthshaus am See warten, ehe wir uns dem Waſſer anvertrauen durften, denn der Wind blies ſo heftig, und der See war ſo ungeſtüm, daß die Schiffer ſelbſt nicht fahren wollten.

Zum Glücke trafen wir ſehr gute Geſellſchaft aus Bern und Zürich an, die mit uns auf ſtilleres Wetter harrte. — Wer in Sicherheit iſt, denkt ſich gern die Gefahr anderer geringer, und ſo werden auch Sie wieder ſagen, wir haben uns zu bald erſchrecken laſſen, weil wir der Schiffahrt nicht gewöhnt ſeyen; aber wiſſen Sie, daß auch das Poſtſchiff, das doch ſeine beſtimmten Stunden hat, ſich nicht abzuſtoßen getraute, und daß der naturkundige Pfarrer W. aus Bern, der ſchon ſeit 30 Jahren jeden Sommer eine Reiſe in die Oberländiſchen Gebirge macht, ſich auch mit uns geduldig den Aufſchub gefallen ließ; und noch mehr daß ein angeſehener Beamter aus dieſer Gegend, der ſchon in Oſtindien geweſen, nicht nur uns gewarnt, ſondern betheuert hat, er wolle lieber wieder über's Meer, als ſich dieſem See und ſeinen ſchwachen Schiffen preis geben, ſo daß er jedesmahl den Weg auf Bern über den höchſt mühſamen Pfad zu Land nehme. Das war nun freylich vor ängſtlichen Damen, die durchaus dieſen Weg nehmen mußten, zu ſtark geſprochen, denn über den Berg zu gehen, ward uns wegen gefährlicher Stellen ſehr mißrathen.

Wir hörten auch bey dieſem Anlaß aus dem Munde bewährter Leute mehrere Beyſpiele von Fremden, ſogar von Engländern, erzählen, die auf unſern Waſſern größere Angſt ausgeſtanden als ſie auf dem Meere je gefühlt hatten, hauptſächlich der dünnen, bretternen und ſchlecht gebauten Nachen wegen, deren ſie nicht gewohnt ſind.

Als endlich Nachmittags der Wind etwas nachließ, faßte man ſeufzend Muth, und das Geſchwader ſtieß vom Lande. Anfänglich erhielt das Schwanken der Schiffe auch die Gemüther in Unruhe, doch man gewöhnte ſich bald daran; und die Schiffleute hielten ſich, um durch das Vorgebirge, die Naſe, gedeckt zu ſeyn, nahe dem Ufer, welches zum wenigſten ein Troſt für die Augen wenn ſchon nicht für die Ueberlegung war, denn das Ufer war ſo ſteil wie eine Mauer, ſo daß man im Fall der Noth doch nicht hätte landen können. Wir ſahen dieß ſämmtlich ein, und doch war es eine Beruhigung, wie es dergleichen viele im Leben gibt. Zuletzt ging es wie es gewöhnlich bey ſolchen Reiſegefährlichkeiten geht, wir kamen unverſehrt an Ort und Stelle, und ſcherzten nun auf feſtem Lande über unſre Furchtſamkeit, geſtanden aber, daß ein Menſch der Angſt hat ein elendes Geſchöpf ſey, weil er das Leiden des Unglücks fühlt noch ehe es ihn trifft.

Da es die Tageszeit erlaubte, ſo fuhren wir noch auf Münſigen zum Uebernachten, und heute früh langten wir hier an. Morgen geht der Weg auf Solothurn, wo wir noch nie geweſen, und dann in gerader Richtung nach Hauſe, um wieder mit neuer Thätigkeit in die Pflichten des Berufs, und mit neuem Wohlwollen in die Grenzen unſers gewohnten Umgangs einzutreten, welches der letzte Zweck jeder Luſtreiſe iſt oder ſeyn ſollte.

Tagebuch einer Reiſe nach München,

im Jahr 1816.

Was mir geblieben
Von dem Beachten,
Von dem Betrachten,
Hab ich geſchrieben,
Manches vergeſſen,
Manches verſäumet,
Vieles geträumet,
Wenig ermeſſen;
Flüchtige Reiſe,
Ruhiges Leben, —
Mäßiges Streben,
Heitere Weiſe —
Dieß war mein Treiben,
Wird es auch bleiben.

Da ich ſchon ſeit geraumer Zeit vorhatte, die Gallerie in München zu beſuchen, vorzüglich wegen der dort befindlichen Holbeiniſchen und altdeutſchen Gemählde, deren Betrachtung mir bey der angefangenen Lebensgeſchichte Hans Holbeins dienen ſollte, ſo ergriff ich den Anlaß, mich mit einem befreundeten Hochzeitpaare das eine Luſtreiſe beginnen wollte, dorthin auf den Weg zu machen. Wir wählten die Richtung über Schaffhauſen, Ulm und Augsburg.

Erſt aber mußten wir Päſſe haben, und zwar jede Perſon einen beſondern; ſo wollte es die Verordnung, obgleich begreiflich war, daß einer allein unter meinem Namen, mit dem Beyfügen: nebſt Familie, hinreichend wäre. Allein was einmal angenommen worden, und wobey die Büreau's ſich wohl befinden, wird nicht leicht wieder abgeſchafft, und ſollte es auch unmittelbar aus dem Napoleoniſchen Zwangreiche hergenommen ſeyn. Wir fanden auch wirklich nachher, daß ein einziger Paß vollkommen hingereicht hätte; lachendes zeigte ich nur Einen vor und ſagte, ich reiſe mit meiner Familie, ſelbſt in der Hauptſtatt München war man damit zufrieden.

Empfehlungsſchreiben wurden wenige mitgenommen, da ſie oft nur Zeit rauben, wo man blos kurzen Aufenthalt und keine Geſchäfte machen will.

Mittwochs, den 12. Juni, verließen wir Schaffhauſen Morgens frühe; ich in trüber Stimmung über den regnenden Himmel, der mich nie heiter macht, und beſonders jezt drückte, da das ſchlechte Wetter ſchon dieſes ganze Frühjahr angehalten hat, und zu beſorgen ſteht, es werde dadurch zu den drey oder vier Fehljahren, die wir ſchon gehabt, noch ein viertes oder fünftes veranlaßt werden, und die Armuth auf den höchſten Grad ſteigen. Dieſe kleinmüthige Stimmung wurde noch in Singen, wo wir das Frühſtück einnahmen, vermehret durch zwey angeſehene Juden, die Theurung vorausſagten und Getreideſperrung gegen die Schweiz. Juden ſehen in ſolchen Zeitumſtänden heller als andre. Einem armen an der Gicht leidenden Weibsbilde, das auf einem offenen Karren nach Baden in die Schweiz geführt wurde, gaben dieſe Hebräer, aus dem Dank zu ſchließen, ein reichliches Almoſen.

Bis Stockach währte der Regen, Nachmittag hellte ſich der Himmel auf, und ſo auch mein düſterer Sinn. Ich kann mich dieſes Einfluſſes der Witrung nicht erwehren; ſie greift meine Einbildungskraft an. Das bevorſtehende Seufzen, Aengſtigen, Murren, Läſtern der Leute ſtellt ſich meiner Phantaſie vor, und ſtört meinen Frieden; es kränkt mich, nichts erwiedern zu können, wenn die Vorſehung bezweifelt wird. — Mit dem Sonnenſcheine kamen jetzt auch wieder die fröhlichen Gedanken; was kann ich auch, ſagte ich, mit allen meinen Sorgen gegen die Natur? Kann ich auch nur Eine Traube reif, und einen einzigen Kornhalm fruchtbar machen?

Bei Hohenwiel vorbey; ein ſchöner Fels, wo nicht zu einer Feſtung, doch zu einem fürſtlichen, das Land überſchauenden Schloſſe geeignet. Nachher fing eine langweilige Gegend an, aus immer gleichförmigen Hügeln, Wald und Feld beſtehend; und gegen Möskirch zu eine unerträglich rauhe Straße, wo wir lieber zu Fuß gingen. In der St. Martinskirche daſelbſt wies uns ein Geiſtlicher drey Gemählde von Holbein; Eines hängt als Altarſtück in der Kirche, die heiligen drey Könige vorſtellend, etwas über halbe Lebensgröße, mit goldenen Heiligenſcheinen und Gewändern; zwey ſtanden auf einem ſtaubigen Gang, jedes auf beyden Seiten gemahlt, Bilder einzelner Heiligen, von kräftiger und freyer Zeichnung, und wie dieſe altdeutſchen Bilder gewöhnlich ſind, ſehr friſch von Farben. Der Zeichnung nach könnten dieſes wohl Arbeiten Hans Holbeins ſeyn, denn ſie entſpricht den Kunſtwerken, die in Baſel aufbewahrt werden;

aber den goldenen Grund mit eingedrückten Verzierungen habe ich noch nie bey dem jüngern Holbein geſehen. Dieſe Gemählde ſollen weder Monogramme noch Jahrzahl haben, werden aber in kurzer Zeit zu Grunde gehen, da ſie mit Staube bedeckt in einem Winkel ſtehen, wo niemand für ſie ſorget *).

Das ganze Städtchen Möskirch war dieſen Abend mit Leben und Freude, und mit froher Erwartung, welches der größte Genuß iſt, erfüllt, durch die Vorbereitungen auf das morgende Frohnleichnamsfeſt; ſelbſt die heimkehrenden Kühe, Ziegen und Schweine ſchienen durch ungewöhnliche Sprünge heute den alten Hirten und ſein Mütterchen necken zu wollen.

Oben im Schloßgarten exerzierte die Bürgermiliz im Feuer, etwas ſpießbürgeriſch, denn einige hatten nur Stöcke ſtatt Flinten, und waren noch ganz im Negligé der Werkſtätte. An einem andern Ende des Parks übte ſich eine Geſellſchaft in türkiſcher Muſik; dieſe zogen nachher, als es dunkel ward, den Zapfenſtreich begleitend, in und vor dem Städtchen herum, und wie bey uns, die ganze liebe Jugend hinterher.

Wenn das Feſt auch keine verdienſtlichere Wirkung hätte, als daß es den Einwohnern dieſen fröhlichen, herzerhebenden Abend gewährte, ſo wäre meines Erachtens ſchon ſeine Feyer gerechtfertiget.

---

*) Dieſe Bilder ſind jezt in dem würdigen Beſize des Freyherrn von Laßberg in Eppishauſen.

Donnerſtags, den 13. Juni, machten wir uns früh Morgens durch kalte Nebel und hügeliges Land auf den Weg. Faſt durch das ganze Würtemberger-Land, wie ich auch ein ander Mahl ſchon zu bemerken Gelegenheit hatte, ſind die Straßen beſſer, gehen aber weniger eben fort, als bey uns; man ſollte das nicht glauben, wenn man an die bergige Schweiz denkt. In der Schweiz aber iſt die Beſchaffenheit des Landes ſo, daß faſt durchaus, die Grenzkantone abgerechnet, zwiſchen zwey Bergen oder Hügeln eine ebene Fläche liegt; und in dieſen Flächen gehen die Straßen. Jenſeit des Rheins hört dieſe Eigenheit auf, und der Weg führt meiſt langweilige Hügel auf und ab.

Durch das Städtchen Mengen fuhren wir, als wenn die Zurüſtung uns gälte, über und zwiſchen grünen Baumzweigen und Blumen, womit alle Straßen dicht belegt und behängt waren, durch welche heute die Frohnleichnamsprozeſſion ziehen ſollte, auch in Dörfern war uns ſchon die nämliche Ehre zu Theil werden. Noch nicht lange waren wir in Mengen, ſo kam der feyerliche Aufzug, den Oberamtmann und den Arzt an der Spitze, und dann allerhand Bürgersleute alte und junge, darauf Kinder, Mädchen, Frauen; den Schluß machten die alten, gebückten und geſchmückten Großmütter des Orts. Alle abwechſelnd laute Gebethe herſagend, ſanft und ſtill die einen, gleichgültig und umhergaffend die andern, manche das

Verdienſt in grellem, ſchneidendem Tone ſuchend. Der Zug war nicht ſo hübſch, lebhaft und reinlich, wie der, den wir voriges Jahr in Baden ſahen; auch mangelte mir das Corps der Kapuziner, das mir damals ſo mahleriſch und antik auffiel. Unter den Männern waren wenig gewandte, leichte Geſtalten; die goldenen Hauben der Frauen glänzten prächtig in der Sonne, und aus manchem jugendlichen Auge blickte ſchon die freudige Erwartung eines fröhlichen Tages; denn wenn dieſer Glaube Gott gegeben hat was Gottes iſt, ſo will er auch was für ſich haben.

Wir fuhren nach Riedlingen zum Mittageſſen; ein artiges Städtchen an der Donau, die wir hier zum erſten Mahl auf dieſer Reiſe ſahen. Von außen ſchien mir der Ort etwas altdeutſches zu haben; auf einander gehäufte Häuſer mit ſpitzen Giebeldächern, wie in Albert Düreriſchen Bildern. Alle dieſe kleinern Schwabenſtädte leben von der Viehzucht, und alle ſcheinen, nach alten Gebäuden und Stadtmauern zu ſchließen, ehemals mehr geweſen zu ſeyn, als ſie jetzt ſind. Der dreißigjährige Krieg hat Deutſchland ſo durchaus von ſeiner ſchönen Zeit heruntergebracht in Noth und Trübſal, daß es ſich ſeitdem nie recht wieder erholt hat; die neuern Kriege waren nichts dagegen, auch darum nicht, weil ſie nicht verheeren konnten, was nicht mehr war. Und was thaten in der Folge die Fürſten, um dem Lande wieder zu helfen? Die Gallomanie, der ſie ſich ergaben, war nicht zur

Hülfe geeignet; und ſie wurden endlich ſelbſt ein Opfer derſelben. Jetzt haben ſich die Völker Deutſchlands ſelbſt geholfen, wenigſtens von Einem drückenden Joche, und dieſe große, ungeheure Anſtrengung wird und muß auch zu fernern vaterländiſchen Vortheilen führen.

Bey ſchönem Abende fuhren wir noch fünf bis ſechs Stunden nach Ehingen zum Uebernachten, einem ganz ordentlichen Städtchen, wo wir es aber übel mit dem heillos ſchmutzigen Wirthshauſe trafen, ſo daß wir nicht zu Bette gehen mochten. Zum Glück ſind jetzt die Nächte kurz, und wir verglichen die verſchiedenen Herbergen, die wir ſchon angetroffen, mit den Stationen des moraliſchen Lebens, wo es auch nicht lauter balſamiſche giebt.

Freytags, den 14. Juni; durch ſchöne Straßen fuhren wir des Morgens in vier Stunden bis Ulm, wo wir das Münſter ſchon von weitem unter den Bürgerhäuſern hervorragen ſahen wie einen Elephanten, der unter einer Herde Schafe ſtehet. Es iſt ein ſonderbarer impoſanter Anblick, wenn ein Gegenſtand ſo allein groß iſt, ohne ſtufenweiſe Annäherung der Umgebungen; immer wird das Auge nach ihm hingezogen. Zwar mag es mit dieſem Münſter von Anfang an dieſelbe Beſchaffenheit gehabt haben, und die Häuſer der Stadt werden wohl nie viel höher geweſen ſeyn; aber jetzt haben die Häuſer ein neues und die Kirche ein altes Ausſehen, und da kann man ſich der Täuſchung kaum erwehren, daß das Alterthum größer geweſen, als die gegenwärtige Zeit.

Wir ſtiegen im ſchwarzen Ochſen ab, und bekamen Zimmer nach der Donau hinaus, mit einer angenehmen Ausſicht auf den ſchönen Strom und in eine weltreichende Landſchaft. Hier wurde uns das doppelte Weggeld von acht Gulden gefordert, weil wir an einer gewiſſen Stelle, (die uns aber gänzlich unbekannt war) ohne anzuhalten vorbeygefahren wären. Die Stelle hätte uns anhalten ſollen, meinte ich, die Büreau's ſeyen um der Reiſenden, und nicht die Reiſenden um der Büreau's willen; man müſſe keinen Unſchuldigen ſtrafen. — Aber was hilft dieß Alles gegen eine allerhöchſte und allergnädigſte königliche Verordnung, und welcher Reiſende hat die Zeit, mit Zollbedienten ins Recht zu treten? — Nur durch die Bekanntſchaft des Wirthes mit dem erſten Zollbeamten kamen wir ungeſchoren weg, und durch einen Reſt von altreichsſtädtiſcher Rechtlichkeit, der noch in dieſem Manne herrſchend war.

Zwey Gemählde, italiäniſche Landſchaften, wurden mir hier gewieſen, die unlängſt aus Rom gekommen, verfaßt von einem mir ſchon lange bekannten und ſonſt werthen Manne, der aus Hochgefühl für die Kunſt den Lehrſtand mit dem Pinſel vertauſcht und ſich ſeitdem unſägliche Mühe gegeben hatte, ſein hehres

Ziel zu erklimmen, und doch nicht weit gekommen iſt, weil ſeinem poſitiven Machen immer negative Regeln im Wege ſtanden, und er ſich in Muſterbildern verlor. Der Unglückliche iſt über ſeinem Streben geſtorben, hätte er aber auch das höchſte Alter erreicht, es wäre aus ihm kein großer Künſtler mehr geworden. Aus einem Practikus kann wohl ein Theoretiker werden, aber wer mit der Theorie anfängt, wird nie ein Practikus; beſonders wenn er noch mit dem Schnupfen der Empfindſamkeit behaftet iſt.

An der Mittagstafel aßen zwey Frauenzimmer mit uns, aber nicht koſtbar noch ſauber gekleidet. Die Eine jung, rund und wild, als wenn ſie mit einem Officier zu Felde geweſen wäre; die andere ſanftmüthiger, vernünftiger und geſprächiger; dieſe erzählte von einer Wallfahrt, die ſie zu Fuß nach Maria Einſiedeln gemacht, über den Ezel hin und über das Hörnli wieder her. Wir hielten ſie für zwey Kaufmannsfrauen, die ſich hier auf der Meſſe aufhalten, und erfuhren nachher vom Wirthe, daß es zwey Baroninnen aus der Nachbarſchaft ſeyen, die zum Einkaufen nach Ulm auf den Markt gekommen wären. Der Caſus von einer Freyfrau, die zu Fuß aus Schwaben nach Einſiedeln wallfahrtet, war mir eben noch nicht vorgekommen, ſie ſagte aber nicht, um welcher Sünde willen dieß geſchehen.

Wer im Umgange vernünftig durchkommen will, muß ſich alles Urtheils enthalten, das ſage ich mir ſo oft, und kann es doch nie laſſen, romanhafte Muthmaßungen über Unbekannte anzuſtellen; eine Kleinſtädterey, ich weiß es wohl, doch nicht ohne geiſtigen Genuß, ſelbſt in der Täuſchung.

Ein großer Sturm, der von Mittag herkam, erhob ſich nach Tiſche, ſchwarz und toſend. Wir lachten, als jemand ängſtlich bemerkte, dieß Gewitter werde wohl in der Schweiz, wo es herzukommen ſchien, fürchterlich geweſen ſeyn; wir behaupteten, zwiſchen hier und der Schweiz können ein halbes Dutzend Donnerwetter ſtatt haben, ohne daß eines mit dem andern in Verbindung ſtehe; und doch laſen wir nachher in den Zeitungen, es ſey gerade an dieſem Vormittage über das Frickthal ein ſo heftiges Ungewitter ausgebrochen, daß es allenthalben außerordentlichen Schaden gethan, und in Schaffhauſen an zwey Orten eingeſchlagen habe. — So geſchwind wie ein Wetter, iſt ein Sprichwort, das wie alle Sprichwörter aus der Erfahrung abgezogen iſt.

Kaum war der Regen vorbey, ſo ging es nach der Münſterkirche, wo ich über die prächtige gothiſche Struktur, ihre Kühnheit, ihre Höhe und Weite erſtaunte. Nie hat das Inwendige des Straßburger Doms dieſen Eindruck auf mich gemacht, ich ſage das Inwendige, denn der Thurm daſelbſt und das Portal ſind ſchöner, ausgeführter, leichter, geſchmackvoller. Aber dieſes hohe Gewölbe, dieſe herrliche Weite des Innern, dieſes zur Feierlichkeit ſtimmende Halblicht:

ein Tempel des Herrn! Da hätte ich eine Weſper hören mögen, wie ich ſie ſo oft einſam in Straßburg hörte. Den Thurm beſtiegen wir nicht, da es uns nicht um die Ausſicht zu thun war. — Es war gerade Markt, und alles voll Buden um und dicht an der Kirche; widerliche Krämerey, Krabbeln der Ameiſen am Fuße der heiligen Eiche! — Da man ſo oft im Falle iſt, ſich in ſeiner Erwartung von geprieſenen Dingen, Menſchen und Andern, getäuſcht zu finden, ſo iſt die Freude deſto größer, wenn ſo ein Gegenſtand wirklich die ſchöne Erwartung noch übertrifft; welches mir, Gott ſey Dank, noch ein paar Mahle auf dieſer Reiſe begegnete. — Der ganze Chor hat gemahlte Fenſterſcheiben, auch in manchen Fenſtern der Abſeiten ſind noch ſolche, die nach Zeichnung und Koſtüm zu ſchließen, ſehr alt ſeyn müſſen. Ich konnte mich aber nicht dabey aufhalten, meine junge Begleitung eilte auf's Land, und ich hatte noch Briefe zu ſchreiben.

Samſtags, den 15. Juni. Nun kamen wir aus dem Würtembergiſchen, der Heimath der Gänſe (würde ein reiſender Landwirth ſagen) nach Bayern, wo man allenthalben auf Schweinherden ſtößt. Gleich über der Brücke iſt die baieriſche Mauth, wo wir auch wieder den Paß viſiren laſſen und Weggeld bis München zahlen mußten; das befreyte uns aber nicht vom

Brücken- und Pflaſtergelde, welches in allen kleinen Städten bezahlt wird, das Pflaſter mag ſo elend ſeyn, als es will. Ich dachte oft, unſre Schweizerregierungen könnten den Municipalſtädten für ſo manches Verlorne auch den kleinen Troſt eines ſolchen Pflaſtergeldes einräumen, greifen ſie doch den Hauptſtädten oft ſo kräftig unter die Arme! Von Viſitation war auf der ganzen Reiſe nie die Rede, auch nicht von einem Ablehnungstrinkgelde.

In Günzburg nahmen wir das Frühſtück. Ich erinnerte mich daſelbſt meiner Arreſtation im Jahr 1782, als ich zu Fuß anlangend keinen Paß vorwies und deßhalb auf die Wachtſtube geführt wurde, wo man mich zum Rekruten machen und nach Wien hinunterſchicken wollte; wie ich endlich vom Offizier erhielt, mein Quartier auf der Poſt nehmen zu dürfen, jedoch mit einer Schildwache vor dem Zimmer, bis der Poſtmeiſter nach Hauſe kam, durch deſſen Bemühung, indem ich mich unpäßlich ſtellen mußte, ich entlich befreyt wurde, und des folgenden Tages frey und froh mit Poſtpferden abreiſen konnte. Ich betrachtete noch mit ſonderbarer Empfindung das Fenſter im untern Zimmer des Poſthauſes, an welchem ich als Arreſtant unter Bedauern der Wirthin geſeſſen hatte.

Durch einen langweiligen Sandweg kamen wir endlich Mittags nach Zusmarshauſen. Schon unterwegs waren uns ganze Wagen voll Franzoſen begegnet, die von der Kriegsgefangenſchaft aus Ungarn amen. Hier ſtanden ihrer mehrere vor dem Wirthshauſe, die meiſten übel conditionirt was das Aeußere betraf, aber die ächt franzöſiſche bonne humeur auch n dieſem elenden Zuſtande nicht verleugnend. Wir theilten unſre Tabacksbeutel mit ihnen und waren freundlich, ſo daß ſie nach Tiſche noch an den Wagen kamen, um uns glückliche Reiſe zu wünſchen. Von ehmahliger Anmaßung, womit ſie früher in Deutſchland ufgetreten, war jetzt natürlich keine Spur mehr; ob h gleich nicht behaupten will, daß dieſe emphemeren Menſchen mutatis mutandis nicht morgen wieder eben erſcheinen würden, wie vormahls. Dies Geſchlecht at nicht Grundſätze für's Leben, ſondern nur für den Tag; und es iſt die Frage, ob ſie ſich nicht beſſer abey befinden, als wir mit unſern bleyernen Moralitätspoſtulaten?

Sodann fuhren wir noch bis Augsburg, und machten alſo heute eine Tagereiſe von wenigſtens ſiebzehn Stunden, welches für Schweizerpferde eine ſchwere Aufgabe iſt, auch in der Schweiz kaum erhältlich wäre, zwar Landſtraßen meiſt ebenfalls gut, aber die hnkutſcher bequem und mit zärtlich ſchonenden Geſinnungen für ſich und die Pferde erfüllt ſind. Abends es ſchon dämmerte fuhren wir nur noch eine halbe Stunde von Augsburg durch ein ſtattliches Dorf, wo h viel Leben regte, denn unter den Häuſern ſaßen er ſtanden die Bewohner derſelben herum, und genoſſen der Abendkühle. Wir vermutheten, daß die

Augsburger Landgüter da hätten, und ſich jetzt nach vollbrachtem Tage freundlich zuſammen unterhielten; wir lobten dieſe trauliche Nachbarſchaft, und wünſchten daß es bey uns auch ſo wäre, erfuhren aber ſpäter, daß es Juden ſeyen, welche hier wohnen, die einem Nationalgebrauch zufolge zu Zeiten ſo des Abends vor die Häuſer treten müſſen. Immerhin iſt der Gebrauch löblich.

Wir ſtiegen in einem Gaſthofe ab, der keine angenehme Lage hat; bey den drey Mohren wären wir wenigſtens in einer ſchönen Straße geweſen; jene Herberge hatten uns Kaufleute angewieſen, die nichts nach der Lage fragen.

Sonntag, den 16. Juni. Regenwetter willſt du uns ſtören, rief ich beym Aufſtehen; es dauerte aber nicht lange, ſo daß wir bald unſre Wanderung antreten konnten. Der Lohnbediente führte uns erſt auf den Waſſerthurm, eines der Werke, von welchen die ganze Stadt künſtlich mit Waſſer verſehen wird. Hier ſind außer dieſen Kunſtgetrieben auch allerhand Modelle von Gebäuden, Waſſerwerken, Brücken, Treppen, Pumpen u. ſ. w. aufgeſtellt, weil vordem jeder Werkmeiſter, der Anſtellung wünſchte, ſich durch ſo ein Meiſterſtück auszuzeichnen ſuchte, und jeder, der was rechtes konnte, in dem kunſtliebenden und reichen Augsburg unterſtützt wurde. Eine ſchöne Sammlung für Liebhaber mechaniſcher und mathematiſcher Künſte, wenigſtens noch von hiſtoriſchem Werth. Oben auf dem Thurme ſoll eine ſchöne Ausſicht ſeyn, die uns aber der trübe Himmel verdeckte.

Auch den alten Bauerntanz von Holzer ging ich zu ſehen; allein er iſt übermahlt. Die Zahl der ehmals ſo prächtigen gemahlten Häuſer nimmt ſehr ab, welches mir leid that, wahrzunehmen; denn es giebt unter dieſen mit Fresco-Mahlereyen überzogenen alten Gebäuden ſolche die es an Geſchmack und Zierlichkeit mit den modernſten aufnehmen.

Das Rathhaus in Augsburg zähle ich auch unter die Gegenſtände, die auf dieſer Reiſe meine Erwartung übertrafen. Das Aeußere hat nichts Auffallendes, als eine große Einfachheit und den Zauber eines wohlverſtandenen und tiefgefühlten Ebenmaßes, welches das vornehmſte Schönheitsprincip der Baukunſt iſt. Mir kamen die wachhabenden Soldaten vor dem Gebäude kleiner als gewöhnlich vor, und wo die Menſchen klein erſcheinen, da iſt ein großer Gegenſtand in der Nähe, groß durch Formen oder durch geiſtigen Gehalt; auf das Volumen kommt es nicht an. Vor den Tuillerien, vor der Urſuskirche in Solothurn bemerkte ich dieſe Kleinheit der Leute nie, klein hingegen erſchienen ſie immer im Hofe des Louvre, und noch kleiner vor deſſen Colonade, klein unter den Antiken des Muſeums, klein nicht nur vor dem Münſterthurm in Straßburg, ſondern auch vor einem nur ein Stockwerk hohen Häuschen in München, bey deſſen erſtem Anblick ich ſagen mußte: dieß Häuschen hat einer gebaut der ſeine Sache verſteht; und zur Antwort bekam, es gehöre dem Stadtzimmermeiſter. Dieſer Grundſatz gilt in allen Werken des Geiſtes, der Poeſie wie der Kunſt. Was mir meine generiſche Größe fühlbar, und das Individuelle und Konventionelle klein und gering erſcheinen macht, das darf ich zu dem Vortrefflichen zählen.

Gleich beym Eintritte und durch das ganze Haus, in Treppen, Gängen und Gemächern, wird man durch die ſchönen Verhältniſſe, und die edle große Anſtändigkeit in angenehme Verwunderung geſetzt; alles iſt ſo geräumig und doch nicht leer, verziert und nicht überladen, von gefälligem Geſchmack ohne langweilige Nachäffung des Antiken. Ein öffentliches Gebäude, wie es die Griechen gebaut hätten, wenn ſie in heutigen Zeiten lebten, ein ſchönes Monument eines großdenkenden republikaniſchen Magiſtrats. Wenn der große Guſtav Adolph ſagte, die Augsburger hätten beſſer gethan, dieſe Koſten an eine Feſtung zu wenden, ſo iſt das ein Beweis, daß große Männer zuweilen auch alberne Dinge ſagen. — Trefflicher Elias Holl, wäreſt du ein Italiäner geweſen, wie laut erſchallte jetzt dein Ruhm!

Wir beſahen die bedeutenden Gemählde die hier aufgeſtellt ſind (man hätte ſie nur anderswo aufſtellen ſollen, als in dem ſchönen Saale). Der König von Bayern hat einen ſolchen Ueberfluß von Gemählden aus Düſſeldorf, Mannheim, München und den aufgehobenen Klöſtern, daß er gar wohl der ſchönen Stadt Augsburg auch etwas davon abgeben konnte. Ich fragte vorzüglich holbeiniſchen Bildern nach, und es wurden mir derſelben mehrere gewieſen. Ich hatte aber hier ſchon, und nachher in Schleißheim noch beſſer, zu bemerken Gelegenheit, daß viel Willkührliches in den Benennungen der Meiſter aus der alten teutſchen Schule liege, und daß es ein langes Studium erfordere, auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit den ächten Verfaſſer anzugeben. Sie haben ſo viel Schulähnlichkeit, daß man nur zu leicht einen mit dem andern verwechſelt, und oft herrſcht in den Stükken, die für Arbeit Eines Meiſters angegeben ſind, ſolche Verſchiedenheit, daß man der Angabe kaum Glauben zuſtellen darf *). Jetzt ſahen wir alles nur im Fluge, und konnten nichts gründliches herausbringen, und niemand war da der uns leitete.

Von dem alten Kunſtberather meiner Jugend, dem ehrenfeſten Joachim von Sandrart auf Stockau, hätte ich gern Arbeit geſehen, um (übrigens mit aller Achtung für ſeine Kennerſchaft) zu erforſchen, was von der breiten Weisheit dieſes kunſt- und tugendliebenden Cavaliers in die Werke ſeines Pinſels übergegangen ſey, ſo wie es in den Werken

---

*) Davon und über Holbein anderswo.

ſeiner Feder zu finden iſt. Ich bekam aber nichts zu ſehen als den Fiſchfang Petri, der mir wirklich etwas ſchwerfälliges zu haben ſchien; und ein weibliches Porträt von ſchöner Carnation.

In dieſes Rathhaus könnte man das unſrige verbergen, und vielleicht hätte dann das von Zürich auch noch Platz; iſt doch der einzige große Saal zwey und fünfzig Fuß hoch, fünf und achtzig breit, und hundert und zehn Fuß lang. Fragt man aber, wo iſt mehr Großes (man kann auch fragen: Kleines) geſchehen, ſo würde ſich die Wagſchale wohl auf die Seite Zürichs neigen. Wie kam aber die Stadt zu dieſem blühenden Zuſtande, da ſie noch nichts als das Dorf Oberhauſen unter ſich hatte? — Durch glücklichen Handel wurden ihre Bürger reich, und ſie verwandten ihren Ueberfluß an gemeinnützige Pracht.

Unter das Vorzüglichſte der edeln Stadt **Augsburg** gehören auch die prächtigen Brunnen; worunter der Herkulesbrunnen an Schönheit die andern übertrifft. Oben ſteht Herkules im Kampfe mit dem Cerberus oder der lernäiſchen Schlange; dieſe Namen ſind in den Reiſebeſchreibungen ungleich angegeben, es wird aber wohl die lernäiſche Schlange ſeyn, da Cerberus nur drey Köpfe hatte, hingegen wenigſtens ſechs an dieſem Ungeheuer zu ſehen ſind. Herkules iſt eine ſchöne kräftige Geſtalt, und ſeine Bewegung ſcheint ſehr natürlich und von richtiger Zeichnung zu ſeyn: das iſt alles, was ich in der Entfernung und bey ſchlechter Beleuchtung davon zu ſehen im Stande war. Hingegen konnte ich mich nicht ſatt ſchauen an den drey Nymphen oder Najaden oder Grazien dieſes Brunnens, aber auch in dieſer Benennung weichen die Reiſebeſchreiber von einander ab, ſo wie im Kunſturtheile darüber; Nikolai findet, „ſie ſeyen nicht erhaben wie die Antiken, ſondern zuſammengedrückt, und liegen ungruppirt da, elles sentent l'academie,“ glaubt er auf franzöſiſch ſagen zu müſſen. — Lavater hingegen ſchreibt in ſeiner Reiſe nach Kopenhagen: „er kenne nichts Schöneres, Vollkommneres, Größeres unter allen ihm bekannten menſchlichen Kunſtwerken; dieſe Figuren übertreffen alle antiken Ideale.“ — Herr v. Heß, in den Durchflügen, weiß gar nicht, was er ſagt: „die drey umherſitzenden Najaden bilden eine ſchöne Gruppe (in dieſem Abſtand!) und ſehen dem Kampf des Herkules zu,“ welches auch nicht wahr iſt, da ſie alle niederwärts auf ihre Beſchäftigung ſchauen. So verſchieden und unſicher lauten ſchon die drey Reiſeberichte, die ich gerade bey der Hand habe, andere werden wohl noch anders ſagen, welcher hat aber Recht? Ich halte nicht viel auf das Rechthaben, daher ſoll es auch nur eine Meinung und nicht ein Ausſpruch ſeyn wenn ich ſage, daß ich zwar ſchönere Antiken geſehen, das heißt ſolche, die das, was ſie bezeichnen ſollten, noch in edlern reinern Formen darſtellten, und daß dieſe Nymphen einen etwas wenig modernen Schnitt haben. Aber muß denn alles antik ſeyn, alles nach griechiſcher Art und Kunſt dargeſtellt werden; kann nicht der Geiſt neuerer Zeiten ſich auch auf eine originelle und treffliche Weiſe äußern? Und gerade das ſcheint mir ein Vorzug dieſer Bilder zu ſeyn, gerade dieſe kleine Abweichung ins Moderne ſcheint mir ſie anziehend zu machen. Die eine trocknet ihre langen Haare, die andere windet ein Tuch aus, die dritte läßt Waſſer aus einem Gefäße über ihren zierlichen Fuß laufen; und alle dieſe thun es mit einer Ungezwungenheit, und einer weichen weiblichen Anmuth, und haben ſo zierliche runde Formen, daß ich darüber jedes antike Deſiderium vergeſſe, und durchaus überzeugt bin, daß wenn auch die ſchönſte dem Bade entſteigende Venus aus dem Alterthum auf dieſen herrlichen Brunnen geſtellt würde, ſie ſich dieſer Grazien nicht zu ſchämen hätte. — Die Welſer, die Fugger, die Rehlinger haben ihre Nahmen durch Inſchriften, als die Stifter dieſes Brunnens, kund gemacht, hätten ſie nicht auch dem künſtlichen Meiſter Adrian de Vries, der ihn verfertigte, ein Plätzchen gönnen ſollen? oder ſteht ſein Nahme doch irgendwo?

Wir ſahen auch noch den Auguſtusbrunnen von Hubert Gerard — aber die Figuren an dieſem, ſo ſchön ſie gearbeitet ſind, haben nicht die edle Einfachheit jener andern, ſie ſind weit mehr manierirt, in mahleriſchen Dehnungen hingeſtreckt, nach Sprangerſcher Weiſe.

Alle dieſe Nahmen, Elias Holl, Adrian de Vries, Hubert Gerard, Johann Reichel, (der den vortrefflichen Engel Michael an dem Zeughauſe gemacht hat) waren bisher faſt unbekannt, wenigſtens waren ſie nicht im Munde des Volks, und jeder Bewunderer ihrer Kunſtwerke hatte Mühe die Verfaſſer in Erfahrung zu bringen. Das war die Folge deutſcher Dienſtbarkeit, nach welcher vor dem Anſehen des hohen Patrons der Schützling verſchwand, und jenem der Ruhm, dieſem nur das Geld zukam. Nicht ſo in Italien, wo von jeher der Künſtler vor dem Gönner genannt wurde, und wo ſelbſt das Volk auf den Straßen über die Nahmen Beſcheid weiß.

Nachmittags führte man uns nach Oberhauſen, wo in einem großen Gebäude von den Augsburgern getrunken und getanzt wird. Da mir weder mit dem einen noch dem andern gedient war, ſo kehrte ich bald zurück, und las in den Memoires sur la revolution d'Espagne, die man mir als Reiſeunterhaltung empfohlen, ich aber nicht ſehr unterhaltend fand. Des imbecilles conduits et dupés par des fripons, das ſey, wie der Verfaſſer ſelbſt ſagt, der Inhalt dieſer ganzen Geſchichte, er ſelbſt aber gehört zu denen, die alles zu überſehen glauben.

Dann durchwanderte ich Abends noch einmal allein die ſchönen Straßen, ſahe mit neuem Vergnügen die alten wohlproportionirten gemahlten Häuſer, das republikaniſche Rathhaus, wo leider nichts republikaniſches mehr berathen wird; ich umging noch einmal betrachtend den vorzüglichen Brunnen, und (ich weiß nicht, ob ich mich täuſchte) meinte in den Gaſſen, durch die ich kam, und bey den Leuten, die ich antraf, noch etwas von der alten ſonntäglichen Ehrbarkeit evangeliſcher Reichsſtädte zu ſehen.

Jedermann ſagt, die Stadt ſey ſchlecht bevölkert, und doch zählt man 34 bis 35,000 Einwohner, und 2800 Häuſer, welches über zwölf Menſchen auf ein Haus bringt.

Montag, den 17. Juni. Je weiter man in Bayern hineinkömmt, deſto ſeltener ſtößt man auf die kleinen Straßen- und Feldkapellen, die man im Würtembergiſchen noch ſo häufig findet. Auch iſt die ſchwäbiſche Gänſemenge verſchwunden, hingegen trafen wir jetzt auf unzählbare Schweineherden. Beydes gab uns Stoff zu länder- und naturkundigen Bemerkungen. Erſteres zeigt, daß der Aberglaube in Bayern nicht mehr ſo groß ſeyn müſſe, wie er noch vor dreyßig Jahren beſchrieben worden, indem die öffentlichen Wahrzeichen deſſelben jetzt ſo ſelten ſind; und wenn dem ſo iſt, ſo lehrt es uns, daß eine weiſe monarchiſche Regierung doch in einigen Stücken Vorzug vor der republikaniſchen habe, denn wahrlich in Republiken wäre eine ſo auffallende Aenderung eine Unmöglichkeit; da iſt das Unkraut der hyperkatholiſchen Päpſteley gar nicht auszurotten. — Ferner konnte es mir als dem Mitglied einer naturforſchenden Geſellſchaft nicht entgehen, wie ſeltſam es ſey, daß alle Schweine, die wir ſahen, hinten braun und vorne weiß, und nicht hinten weiß und vorne braun waren, und daß die Natur, die ſonſt ſo gerne mit Farben ſpielt, hierin ſo einförmig zu Werke geht. Da wir das gar nicht erforſchen noch ergründen konnten, ſo ſchien es uns kein unwürdiger Gegenſtand zu einer gelehrten Preisfrage zu ſeyn.

Wir fuhren jetzt durch die langweiligſten Gegenden in einem fort bis nach Schwabhauſen, wo wir zu Mittag aßen. Die Reinlichkeit ſchweizeriſcher Wirthshäuſer vermißten wir allenthalben. Man ſagt, die ſchweizeriſchen Wirthe ſeyen eben nicht die höflichſten, aber wahrhaftig die deutſchen Poſtmeiſter und Poſtmeiſterinnen ſind es auch nicht immer, nicht daß uns etwas Grobes widerfahren ſey, aber die untheilnehmende, mechaniſche Behandlung der Gäſte, das wortloſe Abfüttern derſelben, als wären ſie bloß zahlende Beſtien, iſt noch widriger als Grobheit, und läſtiger als die ausforſchende Neugier unſrer Gaſtwirthe.

Je näher wir München kamen deſto flächer wurde das Land; einförmige Wälder und Felder, und ſtundenlange Almenten, die gar nicht angebaut werden. Hätte man den unbenutzten Boden bey uns! Was wärs dann? Er würde angebaut, dann würden Häuſer darauf geſetzt, und in den Häuſern Kinder geboren, die auch wieder Land haben wollten, und auch wieder Kinder zeugten, und ſo wäre es bald wie vorher: viel Leute und wenig Land.

Ein außerordentlich heftiges Donnerwetter empfing uns, als wir uns München näherten. Unter dem Karlsthore mußten wir deſſen ungeachtet Paß und Mauthſchein vorweiſen. Aber noch niemals in meinem Leben habe ich eine größere und ſonderbarere Gewitter- und Blitzesangſt geſehen, als bey dem Polizeibeamten, der uns den Paß abnahm. Zitternd und athemlos kam er an den Wagen, riß mir den Paß aus den Händen und flog damit in ſeine Geſchäftsſtube. Noch ängſtlicher kam er wieder heraus, blickte erſt gebückt und mit verſtörtem Angeſicht in die Höhe, ob nicht ein zerſchmetternder Blitz für ihn auf dem Wege ſey, und als eben ein ſtarker Donner fiel, warf er ſprachlos den Gegenſchein, den wir für den Paß erhielten, in den Wagen, und ſtürzte ſtolpernd, unter dem Gelächter der herumſtehenden Soldaten, wieder in ſeine Höhle; man hätte dieſen Menſchen zur Staffage in eine Sündflut brauchen können. Die weniger erſchrockenen Soldaten gaben uns einen Jungen mit, der uns den Gaſthof zum goldenen Hirſche zeigen mußte.

Ich ging mit Fieber zu Bette, und glaubte krank zu werden; welches wohl von der ſtarken Tagereiſe, und von der Hitze des vor dem Gewitter verſchloſſenen Wagens herrühren mochte.

Dienſtag, den 18. Juni. Geſund ſtand ich wieder auf; die Erwartung, die Gallerie zu ſehen, hatte alle böſen Geiſter vertrieben. — Herr St.** unſer Landsmann führte uns dahin. — Zu bezahlen hat man nichts, wenn man nicht will; gibt man aber den Wärtern ſechs Batzen für die Perſon, nehmen ſie es mit Dank an, auch weniger, wenn mehrere Perſonen ſind. Eine Erkenntlichkeit, wenn auch keine Schuldigkeit, iſt doch billig; und wenn man auch gar nichts geben dürfte, ſo ſollte man dem erſten beſten Bettler beym Herausgehen einen Sechsbätzner zuwerfen, für den Genuß, den einem hier der gütige Himmel und der großmüthige König verſchafft.

Wenn man Frauen bey ſich hat, die keinen Anſpruch auf Kunſtgefühl machen, ſo hält es ſchwer, eine Bildergallerie mit erforderlicher Muße zu betrachten; ſie finden ſich zu bald in der Stimmung, die weder Beluſtigung noch Rührung gewährt, und die man im gemeinen Leben Langeweile nennt; ſie wollen weiter, und der andächtige Beſchauer geht ſeufzend mit. — Alſo nur mit Kunſtliebhaberinnen und Kennerinnen ſoll man durch Gallerien gehen? Das möchte ich auch nicht ſagen; ich habe es in meinem Leben Einmahl verſucht, und wünſche nicht wieder in den Fall zu kommen. — Die unſrigen hielten doch über eine Stunde aus, und das iſt hinreichend für jeden, der eine große Bilderſammlung zum erſten Mahle ſieht; denn eigentlich ſieht man doch das erſte Mahl ſo vie=

wie nichts, wenigſtens nicht Einzelnes und Comparatives; man richtet ſich nur ein, macht ſich bekannt, und wählt für das nächſte Mahl einen Standpunkt.

Beſchreiben mag ich nicht; wenn ich auch noch ſo oft hinkam, wo wollte ich anfangen, und wo enden? Und wie könnt' ichs? Beſchreiben, Abſprechen, Vergleichen, iſt überhaupt nicht meine Sache; ich habe keinen vielumfaſſenden Geiſt; ich hänge zu ſehr am Einzelnen, und freue mich zu oft an Nebenſachen; ich zweifle gern, und oft dann am meiſten, wenn andere entſcheiden. — Alſo auch hier nur einzelne abgebrochene Bemerkungen, zuweilen über das Kleine an dem Großen, manchmahl auch über das Große an dem Kleinen, ſo wie ich ſie im Leben zu machen gewohnt bin. Ich kann mich über Alles freuen, was gut in eigner Art iſt, ſo über die Frau in dem ſonnenbeſtrahlten Zimmer von Peter van Hooghe faſt noch mehr, als über den heiligen Hieronymus von Raphael, wiewohl ich den Raphael, ſobald verglichen werden muß, gern über alle ſetzen helfe. Ein eigenſinniger Geſchmack iſt ein ſchlechter Geſchmack, nicht nur in der Kunſt, ſondern überall; und den habe ich nicht und mag ihn nicht haben.

Mit dem ehmaligen franzöſiſchen Muſeum iſt dieſe Bildergallerie nicht zu vergleichen, ſo wenig als das Königreich Bayern mit Napoleons voriger Macht. Das hindert aber an ihrer eigenen Fülle von Bedeuſamkeit nichts; und da ſie nicht zuſammengeraubt iſt wie jenes, wird ſie wohl auch länger halten.

Die Schwierigkeit der Aufſtellung und Einrichtung, die ſchon ſo manchem, der nur ein kleines Gemähldekabinet hat, zu ſchaffen gibt, und bey großen Bilderſälen noch nie zu allgemeiner Approbation iſt gelößt worden, weil man immer zu viel darüber raiſonirte und künſtelte; dieſe Schwierigkeit iſt zwar hier auch nicht ganz unwiderſprechlich gehoben, jedoch iſt der Plan der Einrichtung, mit Hinſicht auf die Hinderniſſe des Platzes, verſtändig und klar. — In einem Zimmer ſind die Anfänge der wieder erwachten Kunſt gegenüber der Ausartung derſelben in den Manieriſten aufgeſtellt; dann geht es durch die andern Zimmer ſtufenweiſe ohne Rückſicht auf Schulen und Meiſter nach dem verhältnißmäßigen Werth der Stücke fort, bis endlich im letzten Saale die Auswahl des Schönſten das Ganze beſchließt. Mit dieſer Auswahl mag es nun zwar eine Bewandtniß haben, wie mit den Ehrenplätzen der Heiligen im Himmel, wo ſich mancher verwundern wird, den oder dieſen und nicht vielmehr einen andern anzutreffen, allein da dort ſelbſt der Ordner nicht im Stande iſt, jeder Befremdung ein Genüge zu thun, wie viel weniger wird es der Ordner hier können!

Den Stufenſchritt der Kunſt bezeichnet dieſe Einrichtung durch Stücke von Maſaccio, (zwey ſchöne alte Köpfe, die auch in Steindruck zu haben) Mantegna, P. Perugino, (Madonna auch in Steindruck) Ghirlandajo, Raphael (unvergleichliches kleines Stück), Michel Angelo, (Pietà; über Originalitäten ſtreite ich nicht, aber dieſes kleine Oehlgemählde iſt ganz mit der fleißigen genauen Sorgfalt behandelt, wie mehrere ſeiner Handriſſe), Fr. Francia, u. ſ. w. Wenn auch in dieſer Rangordnung manches Willkührliche liegt, ſo iſt doch der Gedanke gut, nach welchem dieſes Zimmer behängt iſt, und da muß man nicht zu ſehr an der Ausführung und dem Detail klügeln.

Unter den Manieriſten kommen zum Vorſchein P. Liberi, Rothmayer, G. Segers, Piazetta, A. Bellucci, Spranger, Tiepolo, Watteau, P. Brandel, Boucher, Le Prince, J. Stella, A. Coypel (Herkales und Omphale, unter der Geſtalt Ludwigs XV. und der Pompadour, das non plus ultra abgeſchmackter franzöſiſcher Galanterie in Geiſt und Werk). Man hätte noch manchen andern, ſelbſt aus der Rubenſiſchen Schule, mit eben ſo viel Recht darunter ſetzen können. Ein größerer Schabernack konnte aber dieſen Manieriſten nicht angethan werden, als daß man ſie jener alten primitiven Wahrheitstreue gegenüber ſtellte, gewiß für manchen Schüler eine eingreifende Warnung; und für manchen Franzmann ein bitteres Herzeleid, wenn er die Armſeligkeit ſeiner einſt ſo hochgeprieſenen (wenn auch von Friedrich dem Großen ausgezeichneten) Wattians, die Boucherſchen Weibsſtücke und Coypels Verirrungen neben jenen Werken voll Natur und edler Einfalt erblickt.

Von Hans Holbein dem jüngern ſind keine hiſtoriſchen Stücke, ſondern nur fünf Porträte hier, wovon eines die Gnade hat, in dem Saale der Meiſterſtücke neben den herrlichen Bildniſſen Raphaels und Dürers aufgehangen zu ſeyn; es ſtellt einen Mann im Pelz vor mit einer ſchwarzen Mütze, und iſt auf Leinwand gemahlt. Es freute mich wahrzunehmen, daß dieſer Holbein hier auch etwas gelte. — In der Nähe dieſer dem wahrhaften Kunſtgeiſt entſproſſenen Köpfe befinden ſich auch die zwey berühmten Denneriſchen Bilder eines alten Mannes und Weibes; ſie ſind aber hier nicht an ihrem Platze, da ihr Vorzug nur in der unbegreiflichen Ausarbeitung beſteht, die ſo zu ſagen über die Grenzen der Kunſt hinausgeht; denn die Wahrheit der Kunſt ſoll nie blos der Spiegel der Natur ſeyn, ſondern etwas Idealiſches muß dazwiſchen liegen. — Dagegen hängt an eben dieſer Wand ein wunderbar intereſſanter Mädchenkopf von L. da Vinci, der ganz hierher gehört. Er iſt auch in Steindruck nachgebildet worden, aber mit ſchlechtem Gelingen, zu alt, zu breit, zu ſchwerleibig, und das Feenhafte des Geſichtes faſt gänzlich verſchwunden. Es ſoll eine Herzogin Iſabelle von Florenz ſeyn.

Die großen Vorzüge Raphaels konnte ich aus den wenigen Stücken, welche die Gallerie von ihm beſitzt, nicht recht faſſen; am meiſten noch aus dem kleinen Bilde des todten Chriſtus umgeben von ſeinen Freunden. So ſah ich auch manche Landſchaft, die ich den zwey großen Claude Lorrains vorgezogen hätte; etwas Eintöniges und Flaches, das mir darin auffiel, mag wohl ſeinen Grund in dem Verwaſchen der Ausputzer, oder in meinem ſchwachen Geſichte haben, und in der durchaus nur flüchtigen Anſicht, die ich allen dieſen Gegenſtänden widmen konnte. Bey einem ſolchen Durchfluge ſpringt das ſogenannte Geiſtreiche, das Effektmachende mehr in die Augen, als das ſtille Große und Erhabene, ſo wie es uns auch im Leben mit den Menſchen geht. Kleine Bilder von Claude, die ich vor dieſem geſehen, mit Figuren von Callot ſtaffirt, hatten einen ganz andern Eindruck auf mich gemacht.

Dem Albrecht Dürer begegnete ich hier und in Schleißheim oft, und mit ſehr ungleichen Empfindungen. Wenn ich gerade von einem Bilde kam, deſſen Vorzug in Anmuth, weichen Formen, und feurigem Colorite beſtand, und ſtieß dann auf einen Dürer, ſo wollte mir deſſen ſteife Trockenheit und flache Färbung nicht gefallen. Nach einem Bilde von lebhafter beſeelter Handlung kam mir ſeine Lucretia lächerlich vor, der kein Menſch den Vorſatz ſich zu erſtechen anſähe, ſo phlegmatiſch ſteht ſie da, wenn ſie nicht einen Degen in der lahmen Hand hätte, und damit nach dem Leibe zielte. Es iſt mit Albrecht Dürer, wie mit allen großen Männern, ſie ſind im Zuſammenhange, im Enſemble groß, im Detail iſt die Größe oft ſchwer herauszufinden, ja das Einzelne ſcheint und iſt oft klein. So wie die Lieder eines Dichters, auch des größten, nicht alle gleich gut ſind, und viele ohne ſeinen Namen ganz gemein erſcheinen würden, die dann doch, wenn man ſie in ſeinem Geiſte lieſt, Züge eigenthümlicher Kraft verrathen, ſo iſt es auch mit dieſen Gemählden. Zudem iſt der Uebergang im Beſchauen von einem Entgegengeſetzten zum andern ein ungereimtes Geſchäft, denn es iſt nicht möglich, einen Eindruck ſo geſchwind zu verwiſchen, daß er einem ganz verſchiedenen Platz mache. Was iſt aber zu machen, wenn man nicht anders kann? — Unbezweifelt groß jedoch, auch nach jedem andern Eindruck, ſind Dürers vier Apoſtel in zwey Bildern, die zu bewundern ich, Gott ſey Dank, Augen, zu beſchreiben aber keine Worte habe, noch haben mag.

Von Rubens iſt ein großer Reichthum an Gemählden größern Theils aus der vormahligen Düſſeldorfer Gallerie hieher gekommen. Da ich aber dieſe Bilder meiſt kannte, und das übertriebene Lob, welches Heinſe ehedem ihnen beygelegt, mehr Gleichgültigkeit als anziehende Wärme bewirkt hatte, welches von jeder Uebertreibung die Folge iſt, da ich überdieß in der Wahrheit des Colorits dem Paul

Veroneſe weit den Vorzug vor Rubens zu geben gelernt habe, ſo hielt ich mich jetzt um der kurzzugemeſſenen Zeit willen nur bey einigen ſeiner Porträte auf, worin er es mit den größten Meiſtern aufnehmen konnte. (Das Bildniß des Franziskanermönchs mit dem Buch und dem Todtenkopfe wurde in Düſſeldorf für einen Kardinal Ximenes gehalten; warum jetzt nicht mehr?). Doch fiel mir im Vorbeygehen jedes Mahl aus einem großen Bacchusfeſte der Kopf eines betrunkenen Weibsbildes auf, das auf dem Boden liegt, und an deſſen Zitzen zwey junge Faunen hängen; wahrer kann man die plumpeſte Weibheit, die ſinnlichſte Völlerey, die menſchliche Thierheit nicht ausdrücken; ſo eine Frau; kann man ſich die Hölle ärger denken! Dieſen pathognomiſchen Ausdruck der Rubenſiſchen Köpfe wäre denn doch Paul Veroneſe kaum zu erreichen im Stande geweſen, wenn er auch gewollt hätte.

Da der Van der Werfs hier ſo viele ſind — es ſind über dreyßig — ſo iſt es auch dem flüchtigſten Beſchauer faſt unmöglich, nicht auf einige derſelben zu ſtoßen, und hat er ſie einmahl erblickt, nicht von ihrer Vollendung, Harmonie, magiſcher Behandlung, und den edeln Figuren angezogen zu werden. Ein glücklicher Mann (inſofern er noch vernimmt was hier vorgeht, wer weiß es!) denn auch die Kenner gehen nicht ohne Achtung bey ſeinen Werken vorüber, und das gebildete Publikum, das eben nicht

Ke-

Anſpruch an Kennerſchaft macht, drängt ſich doch mit Wohlgefallen zu denſelben. Es ſind Gemählde, großer Herren fürſtliche Zimmer zu zieren, ſchön ausgeführt, anſtändigen Inhalts, vornehm. Sie haben nicht ſo viel Genialität, um den großen Herren in ſeinem Ideengange zu ſtören, und keine übertriebene Myſtik, um aufgeklärten Höflingen zum Witze zu verhelfen. Es ſind auch keine Viehſtücke, die ſich nicht in einen Pallaſt ſchicken, noch holländiſche Pöbelgeſellſchaften, die den vornehmen Mann zum bloßen Liebhaber erniedrigen.

Uebrigens habe ich ſchon an mehr als einem Orte dieſer Art einſehen gelernt, daß neben dem vorzüglichen Geſchmack der Kunſtverſtändigen und Kunſtbeſprechenden, das vereinigte Urtheil der Mehrzahl unter den bloß Kunſtneugierigen auch ſeinen Werth habe, und daß ein Kunſtwerk, auf welchem das Auge der Menge mit Wohlgefallen ruht, ſo wenig verächtlich ſeyn könne, als ein Volkslied das durch Städte und Länder ertönt. Das, ſollte man denken, wäre eine anerkannte Wahrheit, und doch habe ich manchen geſehen, der in der Anmaßung mehr zu wiſſen als andere, und verführt von dem vornehmen Kunſtgeſchwätz unſerer Tage und der ausſchließenden Entzückung über große Namen, kalt da vorübergehen zu müſſen glaubte, wo ſich die barmherzigen Samariter des Volks intereſſirten. Manchmal mag das wohl auch nur erkünſteltes Weſen ſeyn, wie leider ſo vieles in der Welt iſt, denn ich ſahe zuweilen ſolche Einſeitige nachher doch, wenn die Menge ſich entfernt hatte, zu jenem Volksgegenſtande zurückkehren, um ihm Aufmerkſamkeit zu widmen.

Wer aber, groß oder klein, eingebildet oder demüthig, Kenner oder Liebhaber, iſt durch dieſe Säle gegangen, und nicht unwillkührlich ſtille geſtanden vor der Maria des Guido Reni, die gen Himmel fährt getragen von zwey Söhnen der Unſchuld und des Lichts; und wer wünſchte nicht mitzuſchweben in jene himmliſchen Höhen, um Theil zu haben an der alles Leid verſchlingenden reinen Freude, und dem unausſprechlichen Frieden der Seligkeit, die jetzt ſchon auf dem Geſichte der Schwebenden leuchten!

Ich weiß wohl, daß ich nicht von der Kunſt ſpreche wie ich ſollte, mit kaltem Ernſt und prälatiſcher Würde; ich weiß, daß ich, um zu gefallen, Urtheil, Meinungen und Winke fügen ſollte nach den ſtrengnüchternen Ausſprüchen weiſer Kunſtlehrer, die ſich durch langes und reifes Studium das Recht erworben haben, zu beſtimmen was das Höchſte in der Kunſt ſey, und wonach alle ausſchließlich ſtreben müſſen, die ein richtiges Urtheil fällen, oder ſelbſtthätig der Göttin huldigen wollen. Allein da ich kein Urtheil begründen, ſondern nur die Eindrücke treu aufbewahren will, welche die Sachen auf mich gemacht haben, ſo muß ich auch denſelben gemäß mich in Worte faſſen; und wenn ich manchmal anders zu ſehen glaube, als Einſipp und Crantor: quid pulcrum, quid turpe, quid utile, quid non, ſo iſt es nicht Mißkennung ihrer Vorzüge, denn wahrhaftig ich wollte, daß ich wüßte was ſie, und es ſagen könnte wie ſie — ſondern weil ich mit Horaz der Meinung bin, daß Homer es noch beſſer zeige; das heißt, daß die Werke noch deutlicher ſprechen, als die Worte, und daß der Geiſt, der mich unmittelbar aus dem Werke anſpricht, mächtiger und lebendiger ſey, als ſelbſt das Wort vom Dreyfuß, zumal wenn dieſes Wort von dem Haufen der Nachſprecher mißbraucht und gewaltſam zum Lehrgebäude ſublimirt wird. Ich verehre die Orakel, aber ich liebe die Prieſter nicht, die alles zu Glaubensſätzen machen. Beſſer iſt irren, als blos nachſprechend entſcheiden.

Um mich zu erholen, und der Bilder los zu werden, die von der Gallerie her in meinem Kopfe herumgaukelten, wanderte ich in der Stadt herum, und fand viele hübſche große Gebäude, und viel Leben in den Gaſſen. Keine Schweizerſtadt, nicht einmahl Genf, hat ſo viel Leute, und ſo ein Treiben auf den Straßen; wir haben aber auch keine Reſidenz, unſere Herren ſind unſere Mitbürger, und dürfen als ſolche ſich nicht durch einen großen Train auszeichnen, wenn ſie auch Mittel dazu hätten, welches aber nicht immer der Fall iſt. Die Beſſern wollen es aber auch nicht, und ſtehen darum nicht minder in Ehr' und Anſehen;

und einige reiche Thoren, die ſich, republikaniſcher Sitte zuwider, Achtung durch Prunk erzwingen wollen, werden hinterm Rücken ausgelacht, oft ſelbſt von denen, die ſich tiefer als andre vor ihnen bücken.

Aus einem großen pallaſtähnlichen Gebäude, dergleichen es hier viele giebt, obgleich die Straßen doch nicht das edle Anſehen von Augsburg haben, ſah ich einen wohlgekleideten, wohlgewachſenen Herrn mit breitgebordetem Hute hervortreten, der ein kleines Kind auf den Armen trug; die Schildwache zeigte das Gewehr, und jedermann nahm den Hut ab. Das iſt ein General, dachte ich, der ſeine äußere Würde über der Liebe zu ſeinem Kinde vergißt, ein zweyter Ageſilaus, ein Henry IV.; ich freute mich ſeiner Sitteneinfalt, und zog auch ehrerbietig den Hut ab. Aber der Lohnbediente erklärte mir, daß dieß eines der Kinder des Vicekönigs, Prinz Eugens, ſey, und der vermeinte Ageſilaus ein Bedienter. Ich ſchäme mich. — Worüber?

Ungeachtet der größern Menge, die ſich in den Straßen hin und her bewegte, glaubte ich doch in den Leuten weniger Lebhaftigkeit, Munterkeit, Beweglichkeit zu ſehen, als in unſern Städten; es geht alles trocken und wie freudenlos einher; kein lautes Reden, kein Zurufen, keine Töne der Fröhlichkeit, keine lachenden Gruppen. Woher dieß? Von dem vielen Biere, das hier zu Lande getrunken wird, hörte ich ſagen. Gewiß trägt dies wenigſtens dazu bey;

es kam mir unglaublich vor, zu hören, wie viel von dieſem Getränke hier konſumirt wird, und was Einzelne im Stande ſind zu trinken. Man entgegne nicht, es gebe auch viele Weintrinker! dieſe ſind unter den Reichen. Der Geiſt des gemeinen Volkes aber iſt es, der die Straßen lebendig macht; die Stimmung öffentlicher Munterkeit muß von unten heraufkommen.

Abends eilten meine jungen Begleiter in die italiäniſche Oper, wo eben eine neue oder durchreiſende Sängerin auftreten ſollte. Ich hatte Briefe zu ſchreiben, oder um der Wahrheit näher zu kommen, ich fürchtete das Gedränge, und um das Geſtändniß wenn auch zu eigner Beſchämung, zu vollenden, mein unkünſtlicher Sinn findet kein großes Behagen an dieſer künſtlichen Singart und ihren Rezitativen. Ich blieb alſo zu Hauſe, um ſo viel mehr, da ich heute ſchon die Militärmuſik der Wache gehört hatte, die ſich unter freyem Himmel, vorgetragen von trefflich eingeübten Spielleuten, vorzüglich gut ausnahm, und ſo zuſammenſtimmte, als entſprängen alle dieſe Töne einem einzigen Organen. Ich konnte mir nicht denken, daß ſelbſt das geprieſene Orcheſter der Oper in dem vollgeſtopften dumpfigen Schauſpielhauſe ſo lauter und kräftig in wirkliche Empfindung eindringe, als jene erheiternden Klänge in friſcher Luft und im Sonnenſcheine. Ich ſage: wirkliche Empfindung, denn nirgends giebt es ſo viel vermeinte Empfindung und Selbſttäuſchung als beym Anhören der Muſik. Ich rede nicht von ſolchen, die mit dem Ohre des Verſtandes hören, und allenthalben in jeder Ortsbeſchaffenheit das Kunſtgerechte zu würdigen und das Falſche von dem Wahren zu unterſcheiden wiſſen: aber ich kenne Manche, die ſich und andere zu überreden ſuchen, daß ſie eine empfindſame Liebe zur Tonkunſt hegen, und die doch kein Spiel von einiger Dauer aushalten, ſey es was es immer wolle, ohne die Unruhe der Langenweile merklich an ſich wahrnehmen zu laſſen. Ja ich habe ſchon Oratorien beigewohnt, deren ſchwere Muſik von ſchwachen Liebhabern ausgeführt, eher etwas anderm als ſüßem Geſange glich, und gleichwohl ſprechen fromme Bewunderer gähnend ihr Entzücken aus, und wenn man einen Tadel wagte, ſo prieſen ſie ſich ſelig in der Einfalt ihres Geſchmacks. Es giebt ſogar Leute, die, weil ſie einmal gehört, daß in dem Geläute der Glocken etwas feyerliches ſey, welches allerdings aus der Ferne wahr iſt, ſich ſo nahe als möglich zu dem betäubenden Klingklang begeben, um dieſer Feyerlichkeit des Gefühls recht theilhaft zu werden. — Doch was ſtoße ich mich immer an die Ziererey, die in der Welt iſt, was will ich mich über Gefühlspralerey aufhalten: das iſt eine Krankheit, die von innen heraus durch ſich ſelbſt muß geheilt werden; Wort und Rath thun es nicht!

Nachdem ich Briefe geſchrieben hatte, war es noch nicht ſpät und ein ſchöner Abend; ich ging daher unſern Lohnbedienten an, daß er mich herumführe, und mir ſeine ſtadt- und landkundigen Bemerkungen mittheile, denn man kann von jedem etwas lernen, und um wichtige Forſchungen über Bayern anzuſtellen war ich ohnehin nicht gekommen. Wir kamen bald zur Reitſchule, „hier ſagte er, treffen wirs von ungefähr, daß gerade die Reit- und Seilkünſte des Herrn Tournier angehen, der den berühmten Furioſo noch übertreffen ſoll." Da ich ſeine große Anmuthung zu dieſem Spektakel wahrnahm, und gern Gefälligkeiten erzeige wobey ich ſitzen kann, ſo gingen wir hinein, und ſahen den Springern zu, die ihre Sache nicht übel machten. — Mitten in den Vorſtellungen nahmen mit einem Mahle alle Zuſchauer die Hüte ab, bis auf zwey oder drey, worunter auch ich war. Mein Nachbar bedeutete mir, daß in der Loge über uns die Kinder des Prinzen Eugen angekommen ſeyen, und gab mir zu verſtehen, daß ich wohl auch thun könnte wie die andern. Ich hatte es aber heute Morgen ſchon gethan, und fand es jetzt unſchicklich daß ein grauer Kopf ſich vor Kindern entblößt halten und der Verkältung ausſetzen ſollte; ich hatte mich draußen erhitzt, und hier war es kühl und feucht. Ich ließ alſo im Namen der guten Sitte und trotz der Unterwürfigkeit den Hut ſitzen, und niemand beunruhigte mich, noch die übrigen bedeckten Häupter.

Mittwoch, den 19. Juni. Etwas ungern ließ ich mich heute von einem freundlich geſinnten Bekannten bereden, die Akademie zu beſuchen, und that es bloß ihm zu gefallen, weil er meinte mir durch die Einführung Ehre und Freude zu beweiſen, und ſo eine Abſicht ohne Undank nicht wohl abzulehnen iſt. Ungern ging ich, weil ich voraus ſah, daß uns Führer, vielleicht gar Profeſſoren begleiten würden, denen zu Gefallen ich Aufmerkſamkeit für manches werde heucheln müſſen, wovon ich nichts verſtehe. In einen alten Kopf tritt keine neue Aufmerkſamkeit mehr bleibend ein, wenn auch die Begierde von dem Bekannten immer mehr zu wiſſen, unerſättlich iſt. Mit dieſen Vorempfindungen kam ich, eben nicht am beſten vorbereitet, in den Muſenſitz, wo uns von dem verdienſtvollen Herrn von S. . . der reiche phyſikaliſche Apparat auf das gefälligſte gewieſen ward und wir beſonders aufmerkſam gemacht wurden auf eine von einem hieſigen Künſtler vereinfachte Voltaiſche Zündmaſchine, vermittelſt welcher man jeden Augenblick unfehlbar, ohne Gefahr und phosphoriſche Unreinlichkeit, ein Licht machen kann; das Ganze hat dabey eine gefällige Form, und könnte auch als Möbel ein Zimmer zieren; um fünf Louisdor werden ſolche Maſchinen hier verfertigt. Auch eine Art von galvaniſchem Perpetuum mobile, Zamboniſche Säule genannt, (einen Perpendikel zwiſchen zwey galvaniſchen

Säulen) ſahen wir, dem nichts fehlte als die beſtändige Bewegung.

Herr von S. . . übergab uns dann einem andern Herrn von — der uns in die Säle der thieriſchen Naturgeſchichte führte. Dieſe Sammlung ſchien uns einer erneuerten Pflege zu bedürfen, denn Thiere und Vögel hatten wir anderswo beſſer ausgeſtopft geſehen. — Ein zahmes Schwein iſt da von einer Größe dergleichen es nur in Bayern geben kann, wie ein Ochs, größer als ein danebenſtehendes Rhinoceros; der kalydoniſche Eber kann nicht größer geweſen ſeyn.

Der Herr von der Zoologie übergab uns dem Herrn von der Mineralogie, der aber wahrſcheinlich Langeweile mit mir hatte; denn da ich in dieſem Fache gar nicht zu Hauſe bin, ſo wußte ich nichts zu ſagen und nichts zu fragen, und die Angſt zu ennuyren, die bey mir noch größer iſt als ennuyirt zu werden, machte mich vollends ſtumm und eilfertig. — Der Profeſſor bewies mir noch aus einem Geſtein, daß die Erde ein viel höheres Alter habe, als die heilige Schrift angebe, welches ich aber nicht gern hörte, und um eines Steins willen auch noch nicht glauben mochte. — Obgleich ſich der gelehrte Mann beklagte, daß durch den neueſten Ländertauſch viel von dem als einheimiſch bezeichneten Naturgut, habe auf die Seite gelegt werden müſſen, ſo fiel doch der Reichthum dieſer Abtheilung und die geſchickte Anordnung ſehr vortheilhaft in die Augen.

Dieſe Akademie war ehmals das Jeſuitercollegium, und bietet vortrefflichen Platz, Sammlungen aller Art aufzuſtellen.

In der Bibliothek fühlte ich mich ſchon mehr zu Hauſe; die Bücher ſtarrten mich nicht ſo fremde an, wie die Mineralien. Hingegen eilten hier die Frauen deſto mehr, denen das Herumgehen zwiſchen form- und farbloſen Büchern eben kein Luſtwandel war.

Man muß ein beſtimmtes Verlangen ausſprechen, wenn man in einen ſolchen Bücherſchatz tritt, ſonſt irrt man verloren und verlaſſen umher; ich äußerte demnach den Wunſch, Miniaturen zu ſehen, und es wurden mir hübſche Sachen gewieſen, mehr als ich durchzuſchauen Zeit hatte. Was ich ſah, war: ein geſchriebener franzöſiſcher Boccaz mit äußerſt fleißigen Gemählden; dann Gebethbücher mit köſtlichen Bildern, und die Ränder mit Kräutern und Inſekten bemahlt; dieſe Bücher ſind in ſilberne oder goldene Deckel gebunden und mit Juwelen geſchmückt. Vorzüglich gefielen mir auch zwey Foliobände, enthaltend die ſieben Bußpſalmen Davids, durchaus in Muſik geſetzt von Orlando Laſſo, die ein Herzog von Bayern zu ſeinem fürſtlichen Bußgebrauche hatte machen laſſen; die breiten Ränder ſind allenthalben mit Verzierungen und geſchichtlichen Anſpielungen, in glühenden Farben und Gold, durch Johann Mielich übermahlt, ein prächtiges Werk; auch verſicherte mich der Aufſeher, daß Muſikverſtändige noch jetzt den Tonſatz rühmen. — Bey dieſem Anlaß ſah ich auch noch die Originale der chriſtlichen Handzeichnungen von **Albrecht Dürer**, welche **Strixner** lithographirt hat, und fand daß er dieſelben wirklich ſehr gut nachgebildet habe, ſelbſt bis auf die Farbe und derſelben Kraft oder Schwäche; eines der beſten Werke ſo der Steindruck noch geliefert. Hinten an dieſem Gebethbuche ſind auch noch ähnliche Zeichnungen von Lukas **Kranach** zu finden, die aber nicht geſtochen ſind. Warum nicht?

Solche niedliche, zierliche und prächtige Gebeth- Haus- und Leibbücher hatten die frühern Fürſten, und fanden ihre Freude daran, ſo wie die Spätern an Voltaire und Diderot in Prachtausgaben. In jenen Zeiten mußte alles künſtlich gearbeitet ſeyn, das heißt, mit unnachahmlichem Fleiß und einer Sorgfalt in der Ausführung, die nichts zu wünſchen übrig ließ; und mit der fürſtlichen Pracht wurde innerer wirklicher Werth verbunden. Die Worte Geſchmack, a l'antique, großer Styl, u. dgl., mit deren Mißbrauch man jetzt ſo mancher Leerheit einen Namen giebt, waren damals noch nicht bekannt. Was man hatte, war alles fein ins Detail gearbeitet, ohne Großheit in der Manier; aber man hatte zierliche Sachen. Wer findet nicht jetzt noch wohlgefallen an jenen lieblichen Miniaturen? Wer kann ſeine Bewunderung verſagen den künſtlichen Kaſten von Elfenbein, den mit Gold und Edelſteinen ausgelegten Gehäuſen aller Art und Form, den reichgeſchnitzten und mit geheimnißvollen Schlöſſern verwahrten Schränken? Wer wünſchte nicht im Beſitz eines jener Hochzeitkäſtchen (cassoni) zu ſeyn, die zu bemahlen die berühmteſten Künſtler nicht unter ihrer Würde hielten? Welch eine erfreuliche Mannigfaltigkeit herrſchte nicht in den Trinkgeſchirren? Wie reich waren die Leuchter und die eingelegten Tiſche? Wenn ich mir ſo ein hochfürſtliches Gemach denke, mit den hohen Wandteppichen worauf heilige Geſchichten oder landesherrliche Aufzüge geſtickt ſind, ausgerüſtet mit dieſem köſtlichen Geräthe, und darin die vornehmen Perſonen in ihrem Schmucke, in ihrem prangenden Anzuge mit Perlen, Edelgeſtein und goldenen Ketten, ſo kann ich mir auch eine die Sinnen ergreifende Ehrerbietung vorſtellen, die ſo ein Ganzes erwecken mußte, und die durch keinen modernen Modegeſchmack erzweckt wird. — Ich habe auch ſchon neue königliche, ja kaiſerliche Zimmer geſehen, aber wenige gefunden, die an ſich ſchon Achtung geboten; entweder waren ſie aus lauter Beſtreben nach erhabener Simplicität langweilig und leer, oder übel verſtandene Eleganz überlud ſie mit Flitterwerk. — Selbſt die übergroßen Prachtgefäße von Porzellan, die nur Könige einander zu ſchenken vermögen, was ſind ſie als eine zweckloſe Zierrath, geſchmackvoll manchmal von außen, aber immerdar hohl und leer von innen.

und auf einen Stoß zerbrechlich; da hingegen jene mit Gold und Schmelzwerk belegten Kaſten auf Dauer gewiß, und auf reichen Inhalt wenigſtens muthmaßlich ſchließen ließen. Alles aber ſteht ſo einer Fürſtenwohnung noch beſſer an, als wenn, wie ich es auch geſehen, hier und da in den Ecken der Zimmer ſchlechtgeflickte alte lebensgroße Statüen aufgeſtellt ſind, die wenn ſie auch gut wären, nicht in das innere der Gemächer gehören. — Leerheit erregt Langeweile, Unzweckmäßigkeit, Abneigung, und immer wechſelnder Modeglanz Geringſchätzung. Alles dieſes aber iſt dem Eindrucke der Ehrfurcht zuwider, den alles was fürſtlich iſt erwecken ſollte, und den oft ſelbſt die Gegenwart des Herrſchers in ſchlichter Uniform und mit einfachem Band im Knopfloche nicht hervorzubringen vermag. Friederich der Große trug doch wenigſtens ſeinen Stern, und was ihm am Aeußern abging erſetzte ſein großer Name, der gab ihm das Privilegium einen ſchlechten Geſchmack zu haben; das war aber unter ſeinen Nachahmern nicht immer der Fall.

Wir durchlieſen noch den Antikenſaal. Meiſt Gipsabgüſſe wovon ich größtentheils die Urbilder in Marmor geſehen, welches ein großer Unterſchied iſt. Lieber wäre es mir geweſen, wenn ich Zutritt zu dem vom Kronprinzen unlängſt erkauften Schatze von Antiken bekommen hätte, aber dieſe ſollen nicht ausgepackt werden, bis das neue für ſie beſtimmte Muſeum, welches den undeutſchen Namen Glyptothek erhalten ſoll, fertig iſt. — Bey dieſem Beſuche konnte ich wieder wahrnehmen, was mir auch ſchon anderorten aufgefallen, daß die deutſchen und ſchweizeriſchen Frauen und Jungfrauen mit einer gewiſſen ängſtlichen Scheu unter und vor dieſen griechiſchen Nacktheiten herumwandeln, weit mehr als es die Franzöſinnen und wahrſcheinlich auch die Italiänerinnen thun. Ich ſpreche von unſern gewöhnlichen bürgerlichen Damen, welche nicht die Aeſthetik haben.

„Model-, Zeichnung-, und Mahlzimmer, ſagt die „Beſchreibung der dieſem Fache gewidmeten Lehranſtalt, ſind nach den Klaſſen der Schüler angeordnet. „Dort wird von Anfängern nach bloßen Umriſſen gezeichnet; hier ſchraffirt man und lernt das Licht durch „Schatten erhöhen; anderswo wird die Anatomie gelehrt und in Ausübung gebracht; weiter hervor nach „den ſchönen Formen der Antiken ſtudirt; endlich erſcheint das Leben ſelbſt, wo nach der Natur gezeichnet, modellirt und gemahlt wird.“ — Und dann, möchte ich hinzufügen, kommt wenig mehr als ein methodiſcher Zeichner heraus, aber wunderſelten ein Mahler, deſſen Compoſition Geiſt und Leben, und deſſen Farbe Dauer und Wahrheit hat. Denn die Methode dieſer ſtufenweiſen Erlernungen iſt nicht die wahre, weil die Kunſt weder ein Handwerk noch eine Wiſſenſchaft iſt, und den Schülern auf dieſem elementariſchen Wege zwar manches Mittel, aber die wahre Anwendung zu ſpät gewieſen wird. Wo iſt denn das

Leben und die Natur, wonach gezeichnet werden ſoll, etwa in den nackten Soldaten, die ſteif bis zur Ohnmacht daſtehen müſſen? Und warum wird erſt gemahlt, wenn der Kurs bald zu Ende und der Lehrling des vielen Lernens müde iſt? Warum nicht gleich zu Anfang, wie es die alten Deutſchen und Italiäner machten, um ſich zu gewöhnen, die Natur ſogleich zu ſehen wie ſie iſt, im Kleide der Farben; eine andere giebt es ja nicht. — Und dann immer und ewig die Antiken, und ihre ſchönen Formen! Ja wohl ſind ſie ſchön dieſe Formen; auch ich kenne in Formen nichts ſchöneres. Aber eben ihre Vortrefflichkeit, oder vielmehr die ausſchließliche Rednerey von ihrer Vorzüglichkeit hat der Kunſt Nachtheil gebracht, und die großen Mahler ſelten gemacht, indem man ſie zum Canon erhob, zur Landſtraße, auf der jeder wandeln ſoll, wenn auch die Fußpfade, die nebenhin führen, noch ſo anmuthig und durch Abwechslung gemüthlich wären. Man wollte, daß jedes Gemählde und jede hiſtoriſche Zeichnung, um Beyfall zu verdienen ſo ausſehen müſſe, als hätte ſie ein alter Grieche gemacht. Und doch iſt unter den berühmteſten Mahlern voriger Zeiten keiner im antiken Style befangen; nicht Raphael, auch ſeine ſchönſten Köpfe haben die antike Form nicht; nicht Michel Angelo, der ſich ſeinen Weg (terribil via) über die Antiken hinaus bahnte, und ihn zu behaupten wußte. — Ein Mehreres davon an einem andern Orte.

Als ich ermüdet in den Gaſthof zurückkam, wartete meiner ein neues Geſchäft, denn nach dem Vorbilde des unruhigen Frankreichs ſind auch in Bayern Polizeimaßnahmen gegen die Fremden getroffen worden, die beynahe einer Inquiſition gleichen, und vor den franzöſiſchen noch den Vorzug haben, daß ſie mit deutſcher Pünktlichkeit ausgeführt werden. Ein ganzer Bogen voll gedruckter Fragen wurde mir jetzt vorgelegt, die ich alle ſchriftlich beantworten ſollte; nicht nur Stand und Namen mußten bemerkt werden, ſondern auch noch, woher man gebürtig, und wo man anſäßig ſey; nicht nur wie lange man ſich hier aufhalten wolle, und wo man wohne, ſondern auch, auf wen man ſich zu ſeiner Beglaubigung berufen könne; und noch viel anders mehr. Welches alles noch mit beygedruckten Erinnerungen und Warnungen begleitet iſt, die wie aufgepflanzte Canonen ihre ſcharfgeladenen Mündungen gegen den erſchrockenen Wanderer richten. Dafür erhält man dann eine Aufenthaltskarte, die mit ähnlichen Umſtändlichkeiten angefüllt iſt, und glauben macht, daß alle Reiſenden für verdächtig gehalten werden müſſen. Die rechtliche Vermuthung, die ehmals in Kraft war: daß Jeder ehrlich ſey, von dem man nicht das Gegentheil wiſſe, gilt jetzt nicht mehr, ſondern wer ins Land kömmt, wird als möglicher Ruheſtörer präſumirt. Der Paß den einer mitbringt, macht indeſſen doch das Fundament von allem aus, und wenn ein Spitzbube ſich im benachbarten Gebiet einen ordentlichen Paß zu verſchaffen gewußt hat, ſo muß es ihm eben nicht ſchwer fallen, für dieſe polizeylichen Fragen eine befriedigende Ausflucht zu finden. — Dieß mag die Folge kriegeriſcher Unruhen ſeyn; oft aber dauern dergleichen Anſtalten, wenn ſie einmal eingeführt ſind, noch fort, obſchon ihre Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden iſt, denn die Angeſtellten treten nicht gern ab, und haben ihre Gönner.

Nachmittags nahm ich meine Schüchternheit gefangen unter die Herrſchaft eines edlern Triebes, und ging einen Mann zu ſehen, deſſen frühere Schriften mir ſchon in meinen Jünglingsjahren an Geiſt und Herz wohlgethan hatten; ich beſuchte den Präſidenten von Jakobi, und fand mich bey ihm und unter den Seinen bald wie zu Hauſe. Da iſt die Wohnung natürlicher Höflichkeit und feiner Gutmüthigkeit; nichts von der geſpannten, immer das eigene Ich berückſichtigenden Anmaßung ſo mancher andrer, die ſich gleich beym Empfang auf den Lehrſtuhl ſetzen, um euch dann über alles zurecht zu weiſen. Hier iſt Unbefangenheit, Leichtigkeit, theilnehmendes Hören, Geiſt und gefällige Antwort. So wars auch, wie ich nachher wieder hinkam.

Unterredungen mag ich nicht beſchreiben, ihr Ton und Geiſt iſt ſchwer zu treffen, und ohne dieſen kommen meiſt nur Ausſprüche und Anekdoten oder gar fingirte Geſpräche zum Vorſchein, nicht ſelten auch manches Wort, das oft der ſo es geſprochen, nicht gern gedruckt ſieht.

Meinen Wunſch, daß **Jakobi** das Leben und den Charakter **J. G. Hamanns** beſchreiben möchte, da er wohl der einzige übrig gebliebene ſeiner Freunde ſeyn werde, der es mit hinlänglicher Kenntniß thun könnte, beantwortete er mit einiger Hoffnung, fand es aber ſchwer, ſolch einen wunderbar gemiſchten Charakter ganz zu mahlen, und meinte, ſeine Briefe, wenn ſie einmal im Druck erſcheinen, könnten bedeutenden Aufſchluß über ſeine Geiſtesart geben. Er las uns einige ſibylliniſche Sprüche aus den Briefen vor, wies mir ein nicht weltgefälliges Profilporträt des Mannes und ſchenkte mir deſſen unlängſt herausgekommene: Betrachtungen über die heilige Schrift.

Mit ſo einem welt- und wiſſenſchaftkundigen Manne wird man nicht fertig von bedeutenden Menſchen zu ſprechen. Ich merke mir nur noch zuſammengenommen, was er bey einem ſpätern Beſuche von Kant, den er beſſer als ich zu beurtheilen im Stande iſt, ſagte: **Kant**, bemerkte er, möge wohl der ſcharfſinnigſte, aber nicht der tiefſinnigſte Kopf ſeyn, er ſey von und mit der Mathematik ausgegangen, und immer nur bey dem Quantitativen geblieben.

Ich ließ mich durch dieſe wiederhohlten Beſuche von einer Fahrt nach Nymphenburg, und von dem Beſchauen der reichen Kapelle, zwey der größten Malwürdigkeiten von München, abhalten, und — bereute es nicht.

Ohne wenigſtens auch ein paar Mahle das Schauſpiel zu beſuchen, dürfte ich nicht in meine ſchauſpielloſe und doch ſo ſchauſpielluſtige Heimath zurückkehren. Ich muß Stoff zu theatraliſchem Geſpräche für die, welche auch ſchon hier geweſen, mitbringen, um ihr gehabtes Entzücken zu erneuern, und ihre Sehnſucht in etwas zu ſtillen. Was würden die Leute von meinem Geſchmacke denken, wenn es herauskäme, daß ich nicht einmal das Theater, dieſe Schule edler Gefühle und feiner Weltſitte beſucht hätte. Ich verließ deßhalb Abends das Haus Jakobis, und ſeine eben auch nicht unfeine Unterhaltung, um in dieſe Schule zu gehen, wo heute der Lorbeerkranz von Ziegler aufgeführt wurde. Aber was ſoll ich davon nach Hauſe bringen, da ich Tages darauf beynahe alles wieder vergeſſen hatte? So viel weiß ich noch, daß die höchſte Großmuth und edelſte Pflichttreue darin theatraliſch glänzten, und auch hier gewohntermaßen beharrliche Liebe ihren ſüßen Lohn fand. Auch bemerkte ich viel Theilnahme unter den Zuhörern, daß mithin zu erwarten ſtand, die meiſten von ihnen werden mit einem großen Zuwachs von Großmuth, Pflichttreu und zärtlicher Liebe nach Hauſe gekehrt ſeyn. Und, o des Glückes das wir entbehren müſſen, ſie können das, was den Tag über von jenen Tugenden etwa verloren geht, des Abends wieder im Schauſpiele finden!

Was das Techniſche betrifft, ſo kam mir alles artig vor; eine artige Bühne, ein artiges Haus, ein artiges Spiel, auch eine artige Schauſpielerin. —

In Städten wo ein beſtändiges Theater iſt, hab ich ſchon mehrmahls die Beobachtung gemacht, daß Perſonen, die gerne von gutem Tone ſeyn wollen, beſonders vom andern Geſchlechte, ſich oft in Redensarten der Bühne ausdrücken, und ſich Interjectionen (Empfindungslaute) und Wortſtellungen bedienen, die man anderswo nicht hört; ſo daß es manchmal nicht ſchwer iſt, ihres längern Aufenthalts an einem ſolchen Orte ſchon aus ihrem Ausdruck inne zu werden. Sie haben es ſich unvermerkt ſo angewöhnt, ſo wie bey uns oft der Stylus curiae von Ober- und Unterbeamten auch im gemeinſten Leben angewandt wird.

Donnerſtag, den 20. Juni. Wir fuhren nach Schleißheim, und durchirrten drey Stunden lang, von neun bis zwölf Uhr, die zwey und vierzig Zimmer und Säle, die mit Bildern angefüllt ſind, und nebſt den übrigen Gemählden der Hauptſtadt eine wenn nicht der ſchönſten doch der zahlreichſten Sammlungen dieſer Art in ganz Europa ausmachen. Schleißheim iſt vorzüglich merkwürdig durch den Schatz von alten Mahlereyen aus den Zeiten der Wiederauflebung der Kunſt. Die Italiäniſchen ſind zwar meiſtens nur Kabinetsſtücke von kleinem Umfange; von den ältern

Deutſchen hingegen ſind größere Gemählde aus den aufgehobenen Klöſtern hieher gekommen.

In dieſen Irrſälen altdeutſcher Kunſt ſuchte ich vorzüglich nach Holbeiniſchen Bildern (zum Behufe ſeiner Lebensgeſchichte). Es ſind dergleichen von Vater und Sohn vier und dreyßig Stücke hier, wovon nur wenige dem Sohne zugeſchrieben werden. Ob aber die andern alle vom Vater ausgegangen ſeyen, möchte wohl noch einigem Zweifel ausgeſetzt ſeyn, denn ſie ſind ſo verſchieden in Zeichnung, Farbe und Charakter, daß der Meiſter in verſchiedenen Zeitpunkten ſeine Manier ſehr muß geändert haben, oder die Angabe iſt nicht richtig. So iſt zum Beyſpiel die Folge von ſiebenzehn Gemählden aus dem Leben Jeſu, die als Originalwerke des alten Holbeins beurkundet ſind, weit trockener und ſteifer gemahlt, und die Figuren ſind viel hagerer und dünnbeiniger als in andern Stücken, die auch, wie zum Beyſpiel die heil. Barbara (ein vortreffliches Werk) ſeinen Namen tragen. Wer will da, und überhaupt bey dieſen alten deutſchen Goldgemählden etwas gewiſſes beſtimmen? Art und Kunſt geht von dem einen zum andern über, und in ſolcher Verwandtſchaft und Aehnlichkeit, daß öfters nichts anders über die Nahmen entſcheiden kann, als die Frechheit der unheiligen Täufer, dergleichen es in dem Sprengel der Mahlerey ſo viele giebt. Und wie ungleich mahlen die größten Künſtler oft ſelbſt! Wie viele widerſprechende Sachen habe ich nicht anderswo geſehen, die unzweifelhaft dem Annibal Caracci, zugeſchrieben werden! In Paris ſah ich einen Chriſtus am Kreuze von Simon Vouet, der eines Guido würdig wäre.

Das Auffaſſen der charakteriſtiſchen Wahrheit eines Geſichtes im Ganzen, und der bedeutſamen Eckchen und zarten Züge um Mund und Auge, die ſorgfältige und doch freyere Behandlung, die den jungen Holbein auszeichnen, finden ſich auch hier in einigen Bildniſſen; mehrere andere hätte man füglich unter die unbekannte Legion aufnehmen können; und es wäre vermuthlich auch geſchehen, wenn man nicht auch Rahmen haben müßte. — Alles jedoch unbeſchadet der trefflichen Beſchreibung Mannlichs von dieſen Gemähldeſammlungen.

Bey dieſem Nachſuchen fiel mir beſonders ein Bild von Barthel Beham auf, ungefähr drey Fuß hoch und vier Fuß breit, ein Wunder mit dem heiligen Kreuze vorſtellend und das mir die meiſten deutſchen Bilder umher zu übertreffen ſchien. Wodurch? Dadurch was Gemählde vorzüglich macht; das iſt die ganze Antwort, die ich in dieſem bloß der Erinnerung flüchtiger Stunden gewidmeten Tagebuch jetzt geben kann. So was muß geſehen ſeyn, wenn man es verſtehen oder genießen will; glücklich wem es zu Theil wird!

Das Schloß Schleißheim iſt ſehr weitläuftig und gut angelegt, aber vernachläſſigt, ſeit langer Zeit nicht mehr bewohnt, und dient nur noch zum Aufbehalten der Gemählde. Es hat einige große Prunkſäle, alte Betten und ſchlechte Möbeln, und iſt nicht einmal ganz ausgebaut, indem große Treppen nur noch von Tannenholz ſind. Da auch die Gegend ringsherum wenig Reiz bietet, und das Schloß nun einmal die auch nicht unrühmliche Beſtimmung hat, zur Niederlage berühmter Kunſtwerke zu dienen, ſo iſt nicht vorauszuſehen, daß es ſobald wieder zu einem fürſtlichen Sansſouci oder Monrepos oder Monplaiſir, oder wie die franzöſiſch-deutſchen Luſtſchlöſſer alle per antiphrasin hießen, werde umgeſtaltet werden; es ſey denn, was ſich wohl auch ſchon zugetragen, daß etwa einmal ein Fürſt käme, dem alles, woran ſeine Vorfahren Freude gehabt, nicht gut genug wäre, und der ſein pracht- und bauluſtiges Auge auf dieſes verlaſſene Schloß richtete um neue Freuden an einem neuen Orte zu genießen.

Auch die Straße, die nach Schleißheim führt, iſt ſchmal und ſchlecht, und beweiſt, daß der Hof nicht dahin komme. Es iſt eine ſtille Zuflucht der Kunſt, und wird für dieſen Zweck genugſam unterhalten. Und ſo iſt es gerade Recht; auch ein König ſoll nichts unnütz vergeuden; auch von ſeinem Ueberfluſſe iſt er ſeinen Unterthanen Unterſtützung und Gott Rechenſchaft ſchuldig.

Bey unſrer Rückkunft, als meine Gefährten ins liebe Schauſpiel geeilt waren, machte ich noch einen

Gang um die Stadt, nämlich vom Schwabinger Thore bis zum Einlaß. Die Gegend ſelbſt hat wenig angenehmes; aber allenthalben, beſonders vom Schwabinger bis zum Karlsthore wird ſtark gebaut, ſo wie ich es noch nirgends geſehen habe; es iſt als wenn die neuen Häuſer zu Dutzenden aus dem Boden ſchlüpften, und ſchön wär' es, wenn aller Orten nach einem beſtimmten Plane gebaut würde. München muß in wenig Jahren ſehr an Umfang gewinnen; es ſcheint aber auch nothwendig, denn die Bevölkerung hat ſo zugenommen, daß beynahe keine Miethwohnungen zu bekommen ſeyn ſollen. Das hat ſich, ſeit Nikolai ſeine Gott und Menſchen verhaßten Reiſen ſchrieb, ſehr geändert. Aus dem Churfürſten iſt ſeitdem ein König geworden, ſo eine Veränderung thut allemahl den Reſidenzen gut, und wie man an den Höfen behauptet, auch dem Lande.

Auch auf dieſem Gange um und durch die Stadt fand ich die Leute wieder ſo in ſich gekehrt und von ſchwerer Bewegung. In einer einzigen Straße glaubte ich an den Bewohnern, die auf der Gaſſe und vor den Häuſern oder an den Fenſtern ſtanden, etwas mehr Lebhaftigkeit und einen feurigern Blick zu ſehen, und hörte nachher, daß die Straße meiſtens von Juden bewohnt ſey. Jenes ſtumpfe Phlegma liegt alſo wohl in der unerklärbaren Volksthümlichkeit mehr, als im Klima, oder gar im Glauben, wie Reiſebeſchreiber behaupten; es giebt ja anderswo auch lebhafte Chriſten.

Die zwey Tage, Freytag und Sonnabend, 21. und 22. Juni, benutzte ich noch ſo gut ich konnte, durch Beſuche auf der Gallerie, und bey dem vortrefflichen Greiſe Jakobi. Nebenbey ſah und hörte ich dann doch noch das und dieſes, deſſen Erinnerung ich nicht mag verloren gehen laſſen.

So führte mich ein Bekannter zu dem Hofmahler St., wo ich ein lebensgroßes Bild des Königes in einem prächtigen Lehnſtuhle ſitzend, und des Prinzen Karl in Küraſſieruniform zu Pferde ſah, beyde gut gezeichnet, in edler Stellung, kräftig und brillant gemahlt. Wenn Herr St. noch tiefer in das Geheimniß der Mitteltinten eindringt, das Fleiſch noch etwas zarter behandelt, und nicht nur den Gewändern einen ſchönen Wurf zu geben, ſondern auch ihren Stoff, was bey Porträten unerläßlich iſt, mit gefälliger Wahrheit darzuſtellen weiß, ſo wird er einer der vorzüglichſten Bildnißmahler ſeyn. Iſt er etwa auch akademiſch erzogen worden, und hat den Pinſel erſt zur Hand genommen, nachdem er im Zeichnen ſchon ein Meiſter war? — Mit allem dem iſt er doch ein in ſeiner Kunſt ausgezeichneter Mann, der mehr Lob als Tadel verdient.

Den königlichen Schatz durften wir auch nicht unbeſichtiget laſſen, denn ſo was ſieht man zu Hauſe nicht. Was ſoll ich aber davon ſagen? — Ich wollte daß er mein wäre? — Das eben nicht. Wo der Schatz iſt, da iſt auch das Herz; dieſer Ausſpruch könnte ſich an mir erwahren, ich mag aber mein Herz nicht in Glasſchränken haben! — Verkaufen? — Da käme das Herz in den Geldbeutel, das taugt auch nichts. Laſſen wir ihn lieber wo er iſt; denn da dieſe Koſtbarkeiten als bayeriſcher Hausſchatz nie veräußert werden, und durch die königliche Güte der Schauluſt offen ſtehen, ſo hat man, den Gedanken des Eigenthums abgerechnet, eben den Genuß davon, als der König ſelbſt; und darf ſein nicht hüten, welches auch kein Kleines iſt. — Was für ein Stück ich mir ausleſen würde? — Krone und Zepter nicht, die ließ ich liegen, ſo zierlich ſie gearbeitet ſind; mein Biberhut iſt mir bequemer nad drückt weniger. Auch die großen Edelſteine mag ich nicht, callidus effracta gemmas fur aufferet arca, dieſe Sorge könnte mir den Schlaf rauben. — Muß durchaus gewählt ſeyn? Nun, ſo nehme ich ſo einen goldenen Pokal, der mit Cameen beſetzt, und durch erhobene Arbeit geziert iſt; da laſſen ſich feſtliche Geſundheiten trinken, und es ergötzt das Auge.

So genügſamer Art waren unſere Schatzgeſpräche.

Aber was würden Sie mit dieſem Schatze anfangen, wenn Sie König wären? wurde gefragt. — Die Fürſten haben, nebſt andern Vortheilen, auch das Vorrecht, daß ſie, ihre Finanzen mögen ſtehen, wie ſie wollen, nie mit ihrem Schatze bezahlen, ſondern ganz andere Hülfsmittel ihnen zu Gebothe ſtehen; wo hingegen die Unterthanen . . . .

Hier wurden wir durch eine reiche Judenfamilie unterbrochen, die in das Schatzgewölbe eintrat. Sie hatten ſich kaum einen Augenblick umgeſehen, ſo blieben ſie vor dem Schranke, wo die großen Juwelen aufbewahrt ſind, ſtehen, Weib und Mann, jung und alt, und waren nicht mehr davon wegzubringen, bis die Kammer geſchloſſen wurde. Sie verſtanden es aber auch, und wußten, was ſie ſchauten. — Jude oder Chriſt, ich höre von jeher den Kenner gern über ſein Fach ſprechen, beſonders wenn ſeine Kenntniß von der Erfahrung ausgeht, und nicht blos vernunftet; daher horchte ich dieſen Hebräern mit Luſt zu, wie ſie über die Orientalität der Edelſteine und großen Perlen entſchieden, und gleichſam ein jüngſtes Gericht über ſie hielten, indem ſie dem Kleinen oft den Vorzug über das Große gaben, worin der Schatzmeiſter ſelbſt ihnen beyſtimmen mußte. Den großen blauen Hausbrillanten hielten Sie für das Koſtbarſte der Sammlung, nicht um ſeiner Größe ſondern um ſeiner Farbe willen, die höchſt ſelten oder nirgends ſonſt, an Diamanten ſich finden ſoll. — Sie zeigten ſich übrigens, ungeachtet ihres feinen Anzugs und guter Manieren, darin als Juden, daß ſie mit der dieſem Volke gewöhnlichen Dreiſtigkeit ſich hinſtellten, keinem Zuſchauer Platz machten, und das Gewölbe nicht verlaſſen wollten, bis man ſie wiederholt erinnerte daß es Zeit wäre. — Ich ſollte vom Schatze ſprechen, und rede von Juden! — Iſt denn nicht ein Jude mehr als ein Edelſtein?

Ich ließ mich auch noch einmal überreden, in das Schauſpiel zu gehen. Das Stück hieß Heimburg und Marie, und der Verfaſſer deſſelben Bretzner. Oft iſt ein theatraliſches Werk beſſer als die Schauſpieler; hier war es umgekehrt, das Spiel war weit beſſer als das Stück, und überzeugte mich, daß tüchtige Künſtler auch das Gehaltloſe ſchaubar machen können, ſo wie manches Lied ſein Leben oft nur ſeiner Weiſe zu danken hat.

Eine junge Perſon aus dem Vaterlande, von einem Kunſtvereine hierher geſchickt, um ſich zu einem nothwendigen Werkzeuge der Lehre zu bilden, klagte daß ſie nun auf halbem Wege von den Gönnern ſtecken gelaſſen werde, weil ſie bey dem koſtſpieligen Aufenthalte hier für Unterhalt und Lehrſtunden ſchlechterdings mehr brauche als erwartet wurde, ſelbſt aber in dem gewählten Fache noch nichts verdienen könne, und bat für ſie zu Hauſe wirkſam zu ſeyn. Da ſie in jedem Betracht gute Zeugniſſe aufzuweiſen hat, und die heimiſchen Gönner zahlreich ſind, ſo iſt kaum zu zweifeln, daß dieſe nicht ausführen werden, was ſie angefangen haben, wenn auch nur darum, weil ſie es angefangen haben; indem das Zurücktreten von einem wohlthätigen Unternehmen ärger iſt, als das Nichteintreten in daſſelbe. Klugheit ſollte der That vor- und nicht hintennachgehen, wenn ſie gleich urſprünglich eine natürliche Tochter mißlungener That iſt.

Bey einer Abreiſe drängt ſich alles; die Bekannten und Freunde, die einen noch gern aufhalten möchten, ermuntern auch noch das und dieſes zu ſehen. Man eilt, ſieht und ſchaut; oft aus Gefälligkeit Sachen, die einen wenig intereſſiren; alles im Eilmarſch; vergißt daher das Geſehene bald wieder, oder verſäumt das Beſſere. Ein Wohlmeinender will mir die Steindruckerey zeigen, ich denke an Strixner und Comp., und bin begierig, ihre ſchönen Werke im Entſtehen zu ſehen, und mit ihnen über die kühne und geiſtreich ausgedachte Weiſe, wie ſie die Gallerie in Zeichnungen darſtellen, zu ſprechen. Da führt er mich in die Sidleriſche Anſtalt, wo nichts als Noten und Ankündigungen gedruckt werden, in der Meinung, die mechaniſche Einrichtung ſey es, was ich ſehen wolle. Ehrenhalber mußte ich nun doch dieſe Einrichtung, die ſechs Preſſen beſchäftiget, beaugenſcheinigen und thun, als ob ſie mir wichtig wäre, indeſſen ich dieſe Notenfabrik verwünſchte, die mir Zeit raubte, die der Kunſt gewidmete Steindruckerey zu ſehen. — So ging es mir noch mit Anderm mehr; und da mir überdem dieß ſchnelle Begucken zu nichts half, ſo wollte ich jetzt gar nichts mehr ſehen.

Ich konnte aber meinem Vorſatze nicht lange treu bleiben, denn mich zog noch die Sammlung der Elfenbeinſculpturen und der Schnitzwerke aus Holz an, von der ich viel Rühmens gehört hatte. Wirklich ſchloß ſich uns ein zierliches Cabinet, reich an dergleichen künſtlichen Werken von berühmten Meiſtern auf, die mir aber anfänglich nicht vorzüglich in die Augen fielen. Ich merkte jedoch bald, daß ſolche plaſtiſche Werke ein günſtiges Licht haben wollen, um ihre Schönheit zu zeigen; ſo durcheinander in Kaſten aufgehäuft nehmen ſie ſich nicht vortheilhaft aus; das falſche Licht und der Glanz des Elfenbeins macht vieles fade ſcheinen, was in günſtiger Beleuchtung kräftig und groß iſt. — Zwey Kruzifixe von Elfenbein, eines von **Michael Angelo**, das andere von **Albrecht Dürer**, die ich neben einander ſehen konnte, waren mir beſonders merkwürdig, weil ſie den Unterſchied der beyden großen Meiſter anſchaulich machten, der aber nicht zu Dürers Gunſten ausfiel. Nicht daß deſſen Gekreuzigter eine unedle Geſtalt ſey; ſie iſt im Ganzen das treue und wahre Bild eines geraden wohlproportionirten Mannes, der unter Schmerzen geſtorben; aber die kunſtgeübte Hand beſchäftigte ſich mehr mit den todten Schrümpfen der Haut, die ſehr natürlich vorgeſtellt ſind, als mit der ſchönen Knochen- und Muskularform, wodurch ſich der Chriſtus des M. Angelo auszeichnet, an dem ich auch die anatomiſche Uebertreibung nicht fand, die man ſonſt dieſem übermenſchlichen Geſtalter vorwirft. Ein unſchätzbares Beſitzthum ſind doch wahrhaftig dieſe beyden Kreuzbilder, which Jews might kiſs and Infidels adore. Wäre ich König, ich hängte ſie in mein liebſtes Gemach, ſollte es auch den Weltweiſen eine Aergerniß und den Hofleuten eine Thorheit ſeyn, und ſollte ſich auch der gute Geſchmack darüber aufhalten, wie man ein Marterbild zum Gegenſtande des Wohlgefallens machen könne. Die große wahre Kunſt iſt unabhängig vom philoſophiſchen, vom vornehmen, vom weichen, und von jedem andern Geſchmacke, außer dem, der von ihr ſelbſt ausgeht, und der jedem, der Augen zum Sehen hat, das Wohlgefallen nicht abſchmeichelt oder einpredigt, ſondern gebietet. Uebrigens liegt in der Vorſtellung ſelbſt: der Menſchenſohn am Kreuze — auf daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verlohren gehe — ſo etwas Ueberwiegendes von geheimer Gewalt, das über den bloßen Geſchmack hinaus iſt, auch wenn man den Leidenden nur als den edelſten der Menſchen betrachten will, daß bisher weder die ſelbſtdenkende Vernunft von ihrer Höhe herab, noch die zärtelnde Empfindung aus der Tiefe herauf, der vorherrſchenden Neigung dafür eine andere Richtung zu geben vermögend waren.

Als eines der vorzüglichſten Stücke dieſes Elfenbeinſchatzes fällt auch ein heiliger Sebaſtian von Fiamingo auf. Eine der reinen, von dem ſchönſten Ebenmaaß umſchriebenen, nur auf ſich ſelbſt ruhenden Geſtalten, die uns auch im Leben ſo ſehr anziehen, wenn wir das ſeltne Glück haben, ſie zu finden; ſcheint ohne Mühe geſchaffen, und in augenblicklicher Vollendung wie auf einen einzigen Wink hervorgegangen zu ſeyn. — So waren auch von wenig bekannten deutſchen Namen mehrere vortreffliche Gebilde da, die gewiß verdienten, aus dem Schatten, worin ſie deutſche Beſcheidenheit ſtellte, hervorgerufen und laut geprieſen zu werden.

Miniaturen, Schnitzwerke aus Holz (von Albr. Dürer eine ſchöne Gruppe), Bilder von eingelegter Arbeit, wovon beſonders eine Tafel mit der Vorſtellung einer Säulenlaube nebſt vielen Figuren, nach dem Urtheil eines anweſenden Italiäners, die ſchönſte Moſaik ſeyn ſoll, die er geſehen habe. Mir kam ſie nicht beſonders ſchön vor, ich habe aber auch noch wenig dergleichen Arbeit vor Augen gehabt. Dieſer Italiäner, den ich für einen erheblichen Kunſthändler halten mußte, denn er ſagte mir, daß er unlängſt in Paris achtundzwanzig Handzeichnungen von Leonardo da Vinci gekauft habe, kannte alles, und bewunderte nichts als dieſe Moſaik. Als man uns ein etwa ſchuhhohes Kreuz von Holz zeigte, das durch und durch, wie von künſtlichen Würmern, bis ins kleinſte Detail ausgearbeitet und durchbrochen war, zog er ein ganz ähnliches aus der Taſche hervor, eben ſo gearbeitet, von derſelben Größe und mit griechiſcher Inſchrift wie jenes; nur war das ſeine etwas brauner. — Bey den elfenbeinernen Bildern verwunderte er ſich höchlich, wie man ſie ſo weiß erhalten könne, da doch das Elfenbein ſobald gelb werde. Ich wußte es auch nicht, und der Vorzeiger nicht, und den andern war es gleichgültig.

Der Liebhaber ſchätzt die Werke der Kunſt nach ſeiner Einbildung, der Kenner nach ihrem innern Gehalt, der Händler nach dem Kaufwerthe. Oft hat ein und ebenderſelbe Menſch alle drey Stufen durchlaufen, und weil er ſeine vermeinte oder wirkliche Kunſtbegeiſterung über die Schranken der Vernunft hinausſpannte, bedauerlich damit geendet, daß er zuletzt das für bloße Waare anſehen mußte, was ihm vorher ein Gegenſtand der Verehrung geweſen.

Es verſteht ſich, daß ich auch die öffentlichen Spaziergänge beſucht habe, worunter der engliſche Garten ſich vortheilhaft auszeichnet. Er hat eine artige Anlage, und ſeine verſchiedenen Abtheilungen ſind angenehm in einander verſchlungen. Spielereyen mit Brücken, Waſſerfällen, Ruinen und Denkmählern mangeln auch nicht für Liebhaber der romantiſchen Natur; und für die Liebhaber der natürlichen Natur mögen wohl die waſſerreichen Bäche und Kanäle, die zwiſchen grünem Gebüſche hinfließen, das lieblichſte ſeyn.

Auch wollte ich den letzten Abend noch die Umgebungen der Stadt von der Südſeite, wo ich letzthin nicht hingekommen war, ſehen. Da aber gerade eine Menge Flößholz die Iſar heruntergeſchwommen kam, und aus dem Fluſſe gewaltig durch die engern Kanäle ſtrömte, ſo hielt mich dieſes nicht unangenehme Schauſpiel lange auf. Und wie ich dann hörte, daß im dieſer Nähe der Prater ſey, lockte mich der bekannte Name, der in Wien ſo viel Fröhlichkeiten des Lebens in ſich begreift. Allein der Wiener Prater muß ganz anders ſeyn, als dieſer hier, ſollte er ſeinem Namen auch nur zur Hälfte entſprechen. Man hätte dieſe Anlage um der geweckten Erwartung willen anders benennen ſollen; es iſt ein Fehlgriff, kleinen Dingen große Namen beyzulegen; wenn ſie auch an ſich nicht verächtlich ſind, ſo muß die Vergleichung ſie Stoff zur Geringſchätzung geben. Indeſſen iſt das Verſehen nicht neu; es iſt ja ſchon lange her, daß ſich auch kleine Reichs- und andere Städte Senatus populusque bezeichneten, und damit der Weltbeherrſchenden Roma ähnlich zu ſeyn glaubten, was außer ihnen keinem Menſchen der Sinn kam. Der Platz iſt ſonſt ganz artig und hat eine gefällige Ausſicht auf die Iſar; er war aber heute ganz leer, weil hier ſolche Erholungsorte am Samſtage, als am Vorabende des Sonntags nicht beſucht werden, da hingegen am Sonntage ſelbſt Alles hinſtrömt, welches ich nicht recht begreifen konnte. Es mag aber gleichwohl recht ſeyn, ohne daß ich es begreife; ſo viel iſt wenigſtens gut, daß doch auch ein Mahl in der Woche die Leute zu Hauſe bleiben.

Nun iſt aber die Zeit des Abſchiedes von München vorhanden, und ich gehe mit dankbarer Erinnerung, habe ich doch ſo manches geſehen, was ich hen wollte und in ſo kurzer Zeit ſehen konnte; weniger Menſchen als menſchliche Erzeugniſſe, die aber auch wieder zur Betrachtung über die Menſchen führen. Hätte ich mich mehr nach perſönlichen Bekanntſchaften umſehen und Gebrauch von Empfehlungen machen wollen, ſo könnte ich freylich mit einem viel zierlichern Tagebuch auftreten, mit Anführung vornehmer Bekanntſchaften, Schilderung bedeutender Perſonen, Anekdoten vom Hofe, Winken geheimer Staatsverhältniſſe, und dergleichen Beſtandtheilen einer anziehenden Schrift; ich hätte mich in einem beneidenswerthen Lichte gezeigt, wenn ich auch insgeheim Verdruß und Langeweile gehabt hätte, welche ſo wenig vom Umgange mit der großen Welt ausbleiben als mit der kleinen; jedoch ein unſeligeres Leben kenne ich nicht, als im Streben nach dem Scheine. So war ich mein eigner Herr, und konnte die kurze Zeit nützen, wie ich wollte, und meiner Bequemlichkeit pflegen wie es mir gefiel, welches auch kein kleiner Reiſegenuß iſt. — Unter den zwey Hauptſinnen des Menſchen iſt das Auge für das einſame Gemüth, das Ohr für das Geſellſchaftliche; ich verachte die Geſellſchaft nicht, aber ich liebe die Einſamkeit und Stille, und habe mich von Jugend an vorzüglich an das gewöhnt, was durch das Auge den Geiſt berühret, ſo ſehr, daß mir das Sehen oft nicht Zeit zum Hören läßt; ja ich glaube manchmahl mit den Ohren zu ſchauen. Glücklicher der ſo die Eindrücke von beyden Sinnen, von Aug' und Ohr, in gleichem Maaße gleich aufzufaſſen, und ſich dieſelben zum eigenthümlichen Wiedergeben anzugleichen weiß! Das iſt aber nur wenigen verliehen; die Einen ſehen, die Andern hören; aus den Sehern werden gewöhnlich Dichter und Künſtler, aus den Hörern werden Sprecher und Redner.

Nicht um meine Art und Weiſe zu rechtfertigen, — das Rechtfertigen ſeiner ſelbſt hilft nicht viel — ſondern um mich ſelbſt ins Klare zu ſetzen und mit Wenigem zu tröſten, (peu de chose nous console, parceque peu de chose nous afflige, ſagt Paſcal) kann ich nicht umhin, zuweilen ſolchen meinen Anſichten den Lauf zu laſſen. Wer hat nicht oft ein Wort des Troſtes für ſich ſelbſt nöthig, wenn er die Zuverſicht Anderer mit ſeiner eigenen Schwachheit vergleicht? Es gibt denn auch wieder Momente des Selbſtgefühls.

Wir verließen, *Sonntags*, den 23. Juni, München und ſeine Schaubarkeiten; fuhren erſt ein paar Stunden durch flaches, und dann durch hügeliges Land, beydes langweilig, indem es wenig Anziehendes darbot. So ganz elende Hütten, wie man nicht ſelten in unſern Dörfern antrifft, ſahen wir wenige; dagegen fanden wir auch in keinem Dorfe ſo viele, wohlgebaute und reinlich unterhaltene Bauernhäuſer, wie faſt jedes Dorf in der Schweiz eines oder mehrere aufzuweiſen hat. Es fiel uns auf, daß gar häufig die Fenſter im Erdgeſchoſſe der Dorfhäuſer mit eiſernen Stäben verwahrt waren, welches auf Unſicherheit, wenigſtens in dem Zeitpunkte wo ſie gebaut wurden, ſchließen ließ; das ſieht man bey uns nicht. Indeſſen reiſet man jetzt ſehr ſicher in Bayern. Die Kirchthürme in den Dörfern haben hier zu Land faſt alle die gleiche Form; ſie ſind hoch und ſchlank, und mit einer runden Kuppel gedeckt, welches ſich recht gut ausnimmt.

In **Inning** aßen wir zu Mittag, und kamen Abends nach **Landsberg**, einem Städtchen am Lech, wo wir das erſte Mahl auf der ganzen Reiſe den Radſchuh einlegen mußten, in der jähen Gaſſe des Städtchens. Hier war, obgleich am Sonntage, ein ungemein volkreicher Jahrmarkt, und die Wirthshäuſer fanden wir ſo angefüllt, und in dulci jubilo, daß wir es nicht für rathſam achteten hier zu bleiben, ſondern noch bis **Buchloe**, zwey Meilen weiter fuhren; auch hierher erſtreckte ſich noch die fröhliche Wirkung des Jahrmarktsfeſtes in Landsberg, denn das Wirthshaus war mit Rückkehrenden angefüllt, die alle noch den Kopf voll Saus und Braus hatten. Sie verſchwanden aber mit dem Abend, und hinterließen uns die uneinladenden Ueberbleibſel ihres Gelages.

Da wir, um dem Lärm im Poſthauſe zu entgehen, in dem Orte herumirrten, ſo lang es Tag war, ſo wollte man uns ein großes Zuchthaus weiſen, das hier veranſtaltet iſt; wir lehnten es aber ab. So ein Zuchtzwang iſt eben ſo wenig ein Gegenſtand behaglicher Anſchauung als die Zuchtloſigkeit der Saufgelage. Ich mag die Menſchen nicht ſehen, denen das Rechtthun muß eingeprügelt werden; lernen von ihnen kann ich auch nichts, denn für die Phyſiognomik habe ich ein zu ſchwaches Geſicht, und für die betaſtende Schädellehre ein zu ekles Gefühl. Zudem fanden ſich, wenigſtens ehedem, in deutſchen Zuchthäuſern arme Ausreißer, die blos deßwegen, weil ſie dem Blutvergießen, wozu ſie keine Luſt hatten, entlaufen waren, als Schelmen und Spitzbuben behandelt wurden; oder hungrige Wildſchützen, die dem Landesvater einen Braten weggeſchoſſen hatten; und, ihren dürftigen Haushaltungen entriſſen, jahrelang auf Buße und Arbeit geſetzt wurden; dieſen möchte man helfen und kann nicht. Auch kann ich mir das Anſtarren und Ausforſchen nicht anders als beſchwerlich für die Züchtlinge denken, warum ſollte ich aber einem Leidenden ſeinen Kummer vermehren? — Aus ähnlichen Gründen

ollte ich auch das Irrenhaus in München nicht ſe-
en, wohin der Lohnbediente ſchon manche Reiſende
u ihrer Satisfaction geführt zu haben verſicherte.
Narren leiden am Verſtande, und Böſewichter am
nen Willen, beyde ſind krank, ſind ein Gegenſtand
er Unterſuchung für reiſende Aerzte; — nicht auch
ſe Dichter und Künſtler? Nein; dieſe müſſen die
Narren und Böſewichter im freyen Leben ſuchen, wo
ich noch eigner Wille und Vernunft mit der Thorheit
miſchet; hier iſt die Verkehrtheit allzuwirklich und gräßlich,
dieſe können und ſollen ſie nicht brauchen. —
Philoſophen? Noch weniger; denn die Tiefen des
Wahnſinns ergründet kein Verſtand, ohne ſelbſt darüber
zu Grunde zu gehen. — Und doch ſchauen ſo
viele Reiſende dieſe Anſtalten? Ja, weil viele Reiſende
nichts vorüber gehen zu müſſen glauben, und
weil ihnen das Ungeheuere und Unbegreifliche wunderſam
vorkömmt. Es gibt auch theatraliſche Gemüther,
die die menſchliche Verſunkenheit wie ein Schauſpiel,
oft gar wie eine Poſſe anſehen können. — Da wir
nun da nichts lernen und helfen konnten, und blos
„das Gefühl weiden,“ welches eine Sucht unſers Zeitalters
iſt, nicht mochten, ſo blieben wir heraus. Lieber
das Gegentheil von Zucht- und Tollhäuſern aufgeſucht,
ſagten wir, wenn wir an dem was wir geſehen
noch nicht genug haben. — Aber wo iſt dieß
Gegentheil zu finden? Da wo ungezwungen Zucht,

Ordnung und Weisheit herrſchet; etwa in Klöſtern? etwa auf Hohen Schulen? wie?

So dachten wir jetzt; ehemahls nicht ſo. Verſchieden aber in verſchiedenem Zeitpunkte denken, iſt, wo nicht philoſophiſche, doch menſchliche Manier.

Montag, den 24. Juni. Auch im Bayeriſchen ſind, wie im Würtembergiſchen, die Aecker, welche an die Wälder und Forſten ſtoßen, ſehr ſtark und ſorgfältig umzäunt, um das hoheitliche Gewild abzuhalten. Ich möchte kein ſolches Stück Gut haben, denn der Fraß meines Eigenthums würde mich zum Feinde des Freſſers machen, und dieſer Haß ging von dem Freſſer, dem ich nichts thun darf, auf ſeinen Beſchützer über, gegen den ich nicht einmal ein Wort des Unwillens fallen laſſen dürfte. — Ich vergaß mich zu erkundigen, wer dieſe Zäune unterhalten müſſe, ob der Eigenthümer des Ackers, oder der Herr des Forſtes. Wahrſcheinlich wird es letzterer thun; es iſt ja billig, daß der, von dem der Schaden kommt, denſelben verhüthe.

In **Mindelheim** wurden die Pferde gefüttert, und ein Glas Wein getrunken. Eine artige Stadt mit einem holperigen Pflaſter. Sonſt ſind die Straßen, außer dieſen Landſtädten, durchgehends gut unerhalten, und was für den Reiſenden bequem iſt, vor jedem Dorfe ſtehen am Ein- und Ausgange Pfähle mit der Bezeichnung des Orts und ſeiner Entfernung von der Hauptſtadt; auch ein Beweis, daß der Regent auf gute Ordnung halte. Sollte er nicht auch ein Reich lieb haben, das ſo viele große und kleine Städte und ſo fruchtbares Land begreift! Ein Frieden von mehrern Jahrzehenden welch ein Glück könnte er dieſem genügſamen Volke bringen, und er wird kommen dieſer Friede! Die Fürſten haben öffentlich geſchworen, daß ſie nach den Vorſchriften des Evangeliums regieren, und nach ſeiner Lehre über die Menſchen, ihre Brüder, herrſchen wollen. Iſt aber das Evangelium nicht die Lehre des Friedens? Halten ſie den nicht, ſo haben ſie falſch geſchworen; und dann komme du, Tag des Gerichts, und mache alle dem Unweſen ein Ende!

Wir fuhren nach Memmingen zum Mittageſſen; eine ſtarke Morgenfahrt von zehn Stunden. Wir waren daher froh, als wir endlich die Stadt aus den Hopfenſtangen hervorragen ſahen, die ſie wie ein Heer von Koſaken umgeben. In allen dieſen Städten und Städtchen muß man den Paß abgeben und unterſchreiben laſſen, wenn man ſich ſchon nicht aufhalten will; eine läſtige Förmlichkeit, die hoffentlich bey dem bevorſtehenden ewigen Frieden aufhören wird. — Wir blieben da über Mittag, konnten aber wegen ſchlechten Wetters nichts von der Stadt ſehen.

In Ferthofen an der Iler traten wir wieder für einige Stunden auf Würtembergiſchen Boden, und mußten dafür 4 ſage vier Gulden, Wegegeld bezahlen, ob wir gleich mit den Päſſen bewieſen, daß wir nur eine ganz kleine Strecke durch dies Land und gerade auf Lindau zu fahren. Es ſey gleichviel, ob wir nur ein paar Stunden, oder durch das ganze große Reich führen, hieß es. Es iſt doch ſonderbar, was einer erfährt, wenn er auf Reiſen geht; wer hätte wohl zu Hauſe hinterm Ofen ſich von einer ſolchen landesherrlichen Maaßregel träumen laſſen? — Wir haben ſeit geraumer Zeit auch Schlagbäume, wo vorher keine waren; zwar habe ich nie viel Vergnügen daran gefunden, aber jetzt fände ich es, wenn ſo ein Zoll-Zwingherr, der in das Schweizerland kömmt, bey jedem eine Viertelſtunde aufgehalten würde, den Paß verweiſen und für ſich und all ſein Zugvieh tüchtig bezahlen müßte. Aber je größer der Herr, deſto weniger bedienen wir Schweizer uns unſerer Rechte; der Fürſtendienſt hat uns höflich gemacht.

Abends kamen wir bey guter Zeit nach Leutkirch, wo wir auf der Poſt übernachteten. Man iſt nicht immer willkommen auf den Poſten, wenn man mit eignen Pferden kömmt, und mag deßhalb oft b ſer thun, eine andre Herberge zu wählen, wo mehrere ſind. — Dieſer Ort iſt auch eine der vielen ehmaligen Reichsſtädte des ſchwäbiſchen Kreiſes, für die es mir, ſo oft ich wieder eine ſehe, leid thut, daß ſie nicht mehr ſind, was ſie waren, freye Städte. Denn innerhalb der Mauern einer Stadt, wo der Bürger ſich ſeinen Magiſtrat ſelbſt wählt, und ſelbſt dazu gewählt werden kann, herrſcht mehr Selbſtgefühl und menſchliche Würde, als da, wo der Einwohner ſich um nichts Gemeinſames mehr zu bekümmern, und nur für ſeinen Kram zu ſorgen hat, wodurch er ſo leicht zum Selbſtling wird. Kein begünſtigter Handel, kein erleichtertes Gewerbe kann den Verluſt politiſcher Freyheit erſetzen, und wenn auch zuweilen ihre Ausübung in Kleinſtädterey ausartet, ſo iſt dieſe Ausartung bald wieder durch einen guten Kopf zu beſchwichtigen. — Jede Stadt ſollte zuerſt Bürger haben, und dann erſt verſchiedene Gewerbe; die Bürger müſſen durch politiſche Rechte, und die Gewerbe durch Bürgerſinn verbunden und erhalten werden; wo das nicht iſt, werden die Städte ein Opfer der Reſidenz oder der Hauptſtadt, und verlieren ſich nach und nach in Fabriken und Viehzucht treibende Dörfer. Bürgerſinn geht über Weltſinn; jener vereinigt, dieſer trennt.

Ich ging noch um das Städtchen herum, das ſich ziemlich gut erhalten hat. Aber ein rauher kalter

Wind, wie er geht, wenn der Winter kommen will, wehete mir wieder Sorgen in den Leib *). Mein Gott, wenn es bey uns ſo iſt, ſo ſchneyt es, was wird dann aus dem Wein und den Sommerfrüchten werden; gerade jetzt, wo es um der Trauben willen am wärmſten ſeyn ſollte, ſo ein Winterwind! Wenn Regen und Sonnenſchein von Gott kommt, warum ſchickt er nicht lieber Sonnenſchein, da man deſſen ſo allgemein weit und breit bedürfte? — Es mag ſich jedoch zutragen, was da will, ſo findet die Vorſehung ihre Vertheidiger! — Sie will uns in der Geduld üben, ſagen die Einen; aber warum hört man denn ſo viele Worte der Ungeduld? — Vielleicht verhüthen dieſe naßkalten Winde peſtartige Krankheiten, wenigſtens hört man nirgends von Anſteckungen, ſagen Andere; aber entgegnet man wieder, kann denn ein Unglück nicht abgewandt werden, als durch ein anderes Unglück, Krankheit durch Mißwachs? — Es iſt dieß Jahr, läßt man die Bergknappen ſagen, eine ungewöhnliche Hitze unter dem Erdboden, wäre noch die Sonnenhitze von oben hinzugekommen, ſo hätte ſengende Dürre alles verzehrt, oder ungeheure Donnerwetter alles zerſchmettert. Bey allem dem kann man noch immer fragen, war denn nicht anders Rath

---

*) Nicht umſonſt, denn dieſes Frühjahr war der Anfang der Theurung und Hungersnoth.

zu finden? — Ungeſchickte Rechtfertigungen ziehen leichtſinnige Reden nach ſich, und an Gott haftet keine menſchliche Schutzrede. Hier iſt nichts anders zu thun, als den Finger auf den Mund zu legen, und wo man nicht denken kann, darum nicht gleich zu läſtern; giebt es eine herrſchende Allgewalt, ſo hat ſie gewiß auch ihre Zwecke. Eben ſo wenig ſollen wir uns aber vermeſſen, dieſe Zwecke ſogleich ergründen oder gar erklären zu wollen, und thun wahrlich beſſer bey einem großen Unglück lieber von dem Allgütigen und Alliebenden zu ſchweigen, und dagegen den furchtbaren Herrn der Natur anzubeten, den eben ſeine Unbegreiflichkeit und Unergründlichkeit zum Gott macht. Seine Güte wird ſich auch wieder zeigen, nur muß man nicht zur Unzeit ihr Lob heucheln, und lieber noch Ehre geben dem bibliſchen Jehovah, der im Grunde allein ſich als den wahren Gott außer uns bewährt, denn Ihn finden wir im Leben und in der Natur, ſchaffend und zerſtörend, zürnend und ſchonend, liebend und ſtrafend, unerwartet helfend und unerbittlich fern. Anthropomorphismus? So ſchaal iſt keiner als das Bild, welches uns bloße Philoſophie von Gott macht; denn was iſt dieſer Gott anders, als der Inbegriff einzig von der menſchlichen Natur abgezogener Vorſtellungen und Eigenſchaften einer Vollkommenheit, die nirgends mit dem, was im wirklichen Leben und in der wirklichen Natur geſchieht, paßt.

So ſuchte ich allerhand hervor, um des läſtigen Eindruckes, den der kalte Wind und der eisgraue Wolkenhimmel auf mich machte, los zu werden; es wollte aber nicht viel helfen; ein einziger warmer Sonnenſtrahl hätte mir beſſer gethan, als alle Vernunftgründe. Bin wohl ich allein ſo ſchwach? — Nicht das Uebel, ſondern die Erwartung deſſelben plagt mich, iſt es wirklich da, ſo kann ich mich ruhig darein ſchicken; wäre im Frühjahr Alles mit einem Mahle verfroren, ſo hätte ich wenigſtens nicht an getäuſchter Hoffnung gelitten.

Το σημερον μελει μοι, Το δ'αὐριον τις οιδεν; darin ſtimmt himmliſche und irdiſche Vernunft zuſammen; und worüber dieſe Eins ſind, das muß doch wahr und bewährt ſeyn!

Dienſtags, den 25. Juni, frühſtückten wir in Wangen. Ein freundlicher, gutmüthiger, bürgerlich geſprächiger Poſtmeiſter gab mir vollends die heitere Stimmung wieder. Sein Kaffé und Butterbrod waren gut, in ſeinen Worten lag Wohlwollen, welches der beſte Beſtandtheil jedes Geſpräches iſt; auch war die Forderung ſehr mäßig, welches uns nicht um der unbedeutenden Erſparniß willen, ſondern aus dem humanen Grunde freute, auch wieder einmahl einen chriſtlichen Wirth gefunden zu haben.

Bey Poſtmeiſtern muß man ſich nicht erkundigen, wie das Land regiert werde; ſie haben nur eine Anſicht, die von ihrem Stall ausgeht, und heute ſo, morgen anders iſt, je nach Beſchaffenheit der öfters ändernden Poſtverordnungen. Aber wenn ich bey alten ehrlichen Bürgern, die noch unter reichsſtädtiſcher Verwaltung gelebt hatten, nachforſchte, wie ſie ſich unter die neue Verfaſſung finden, ſo konnte ich durchgängig merken, daß das Alte darum mehr Werth für ſie hatte, weil ſie ſich dabey als einen activen Theil des, wenn auch kleinen, Ganzen fühlten, da ſie hingegen jetzt in dem großen Ganzen ſich paſſiv verlieren: denn jeder Menſch will gern, und ſollte auch, was zu ſagen haben. Und wer auch nur einen geringen Theil dieſes Rechtes einmahl beſeſſen, und ſich ſeiner nicht freywillig begeben hat, der ſieht den Verluſt deſſelben als eine Erniedrigung an. Mit dieſer Nachliebe für die gute alte Gewohnheit vermiſchte ſich dann doch, wenn ich tiefer eintrat, hier und da, ja faſt allenthalben, manche Erinnerung der Unzufriedenheit über patriziſche Mißbräuche, die mich aber nicht befremdeten.

Je näher der Schweiz, deſto behaglicher fanden wir uns; und als wir von der Höhe herab den Bodenſee und die Berge ſahen, „da jauchzten wir mit großem Schall.“ Wir zogen die vaterländiſchen Brillen hervor, durch welche man alles in verklärtem Lichte ſieht.

Bey Lindau freuten wir uns der hübſchen, reinlich unterhaltenen Landgüter in der Nähe der Stadt: und als wir unverſehens auf die Brücke kamen, erſchracken wir beynahe über den ungeſtümen See, den der Wind in ungewöhnlich heftige Bewegung geſetzt hatte, ſo daß die Wellen hoch hinanſchlugen. Wir kamen auf den Mittag an und blieben heute hier: es iſt eine hübſche ſtille Stadt. — Bald erblickten wir viele Menſchen am Ufer mit klagenden Geberden und eilten auch hinzu. Es war ein Schiff auf dem empörten See, das mit Wind und Wellen kämpfend lange auf dem Waſſer herumtrieb, bis ihm endlich die Einfahrt in den Hafen gelang. Das Gefühl eigner Sicherheit machte auch bey uns das Suave mari magno etc. des Lucrez zur wahren Empfindung, gleichwohl erkannten wir auch mit Bedauern den Jammer der Nothleidenden. Dieſe, außer den Schiffleuten meiſt junge Leute von beyderley Geſchlecht, waren beym Ausſteigen in ungleicher Stimmung; die einen frohlockten laut über die beſtandene Gefahr; andere aber konnten die Angſt, und mehrere den Verdruß und mißmuthige Thränen nicht gleich los werden. Ich hätte es mit den erſten gehalten. Wir verweilten uns lange am Hafen, die ſchäumenden Wellen des tobenden Sees hoch an das Ufer anſpritzen zu ſehen. Ein trüber Abendhimmel hinderte uns zu ſchauen und zu bewundern die herrliche Lage dieſer Inſel und alle die Vorzüge der Natur, die in Reiſebeſchreibungen und Anleitungen ſo einladend dargeſtellt ſind, daß man nicht begreifen kann, wie bey allem dem die Bewohner dieſer Stadt ein ſo kaltes und unpoetiſches Volk ſeyn können, da ſie doch dieſe begeiſternden Gegenſtände beſtändig vor Augen haben, bey deren bloßer Beſchreibung man ſchon vor Entzücken aus der Haut fahren möchte.

Mittwochs, den 26. Juni, eilten wir über Bregenz, wo man das ganze ſchwäbiſche Meer hinunter ſieht, dem Rheinthale zu, und kamen bey St. Johann Höchſt über den Fluß. Einem Fremden der auf dieſer Straße die Schweiz um ihrer Sehenswürdigkeiten willen betritt, muß es einen vortheilhaften, ja wunderſamen Begriff davon geben, ſobald er in den Wald von Fruchtbäumen bey St. Margarethen kömmt, wenn gerade die Sonne durch die grünen Aeſte tauſend kleine Lichter auf den Boden ſtreut, und unter den Gewölben der Bäume bald nahe bald fern eine Bauernhütte erſcheint und wieder verſchwindet, und wandelnde Menſchen wie in einem bezauberten Irrgewinde kommen und gehen. Kaum überzeugt man ſich, daß dieß alles kein engliſcher Garten, ſondern bloß ländliche Natur ſey, und freut ſich, wenn man wie wir aus gehaltloſen Gegenden gekom-

men, des Eintrittes in dieſes mindeſtens Augenlu
bietende Land. — So ging es wenigſtens uns
Hingegen empfanden wir auch den Unterſchied de
Landes, oder vielmehr der Landesherren, in den ho
perigen Straßen, die uns aus jedem romantiſchen
Gefühle herausſchüttelten, und uns in Roſchac
auf die Geſundheit der Könige trinken machten, di
für gute Straßen beſorgt ſind.

Berg- Land- und Seereiſe.

1817.

Trägt dich dein Fuß
Noch wie er muß
Steht zu Geboth
Dir Wein und Brot,
Umfaßt dich warm
Des Schlafes Arm,
Und iſt ein Freund
Dir treu vereint;
So wage friſch, alt oder jung,
Durch Berg und Thal den Freudenſprung.

In den Tagen des Alters, von denen wir zu ſagen flegen, ſie gefallen uns nicht, die mir aber gerade ſo ohl und ſo übel gefallen, als die Tage meiner Juend — denn was ihnen von der einen Seite abht, haben ſie auf einer andern wieder zu gut — n dieſen alten Tagen wollte ich noch einen Verſuch machen, was meine vormals zum Fußreiſen ſo geandten Füße vermögen, und wählte dazu den uns nächſt gelegenen Berg von einiger Bedeutung, den Rigi, Reginam montium, wie ihn unſre alten ſo rne lateiniſch etymologiſirenden Erdbeſchreiber nenn, der auch in gegenwärtiger Zeit ſich vorzüglich zu ſer Benennung eignet, wo ſeiner majeſtätiſchen Höhe ie noch nie gehuldiget wird. Zwar hatte ich dieſe Königin der Berge ſchon vor dreyßig und vierzig Jahn beſucht, aber mit der Flüchtigkeit der Jugend, wo man über dem großen Eindrucke das Einzelne weniger achtet als das Ganze, und dieſes mehr in ſchauerlier Rührung genießen, als unterſuchend erkennen will. Ueberdieß ſprachen damals wohl ſchon Erd- und Naturkundige über manches Eigenthümliche unſerer Berggegenden, doch meiſt nur für Gelehrte; Haller hatte das Oberland ſchon beſungen, und Felix Meyer die Schweizernatur charakteriſtiſch dargeſtellt, beyde aber in dichteriſchen Formen; noch waren wenige Schriftſteller aufgetreten, wenigſtens mir nicht ſo bekannt, die auch für den Begriff des Volks bedacht, die Fülle genußbietender Einzelheiten in anſtändiger Proſa bald, und bald in fliegendem Dichterſchwung auftiſchten; und noch lebten wenige der Künſtler, die ſeitdem eine ganze Schweiz in Bildern geliefert haben, und die allerörtlichſte Richtigkeit dem heiligen Gegenſtande allein für angemeſſen halten.

Es waren mir daher, ohne Zuſammenhang, nur einige große und wenige vereinzelte Eindrücke des Geſehenen übrig geblieben, ſo daß ich, jetzt täglich mehr mit jenen neuern Beſchreibungen bekannt, öfters mit Beſchämung den unſtäten Blick meiner Jugend empfand, und endlich beſchloß, wenigſtens Einmahl noch zu verſuchen, wie ich mit fremden Augen ſehen, und mir die Naturempfindungen andrer zu eigen machen könne. Ich ſammelte deßwegen um mich, was ich von Beſchreibungen der Oerter, die ich ſehen wollte, aufbringen konnte; ich wollte alles wiſſen, was auf dieſem Spaziergang anzutreffen wäre, machte Auszüge von dem Merkwürdigſten, und hatte ſo ſchon meine Freude an der Reiſe, in dem Vorgenuß, der jeder Anſtalt zu einem unſchuldigen Vergnügen ſchon einen bedeutenden Werth gibt.

Wie es aber beym Nachſchlagen geht, man lieſt oft mehr als zur Sache gehört, ſo kam auch ich unter dieſem reichen Vorrathe auf mancherley, das eigentlich meine Reiſe nichts anging und mich verſäumte, aber dennoch anzog, weil es den Ruhm und die Vorzüge des Vaterlandes heraushob. Wo iſt ein Land, das ſo bereiſt, und vom Großen bis ins Kleinſte beſchrieben, gelobt, wohl auch getadelt worden, wie die Schweiz! Iſt das gut oder nicht? fragte ich manchmal. Und warum ſollte es nicht gut ſeyn? Wer freut ſich nicht der Auszeichnung? Was einen berühmten Namen hat, genießt wenigſtens den Vortheil, daß es ſchonender berührt wird, als das Ruhm- und Namenloſe. Und ſo wollte es mir oftmals ſcheinen, daß Scheuchzer, Haller der Alpendichter, und Johannes Müller, wohl auch Fäſi *) und Ebel (ich nenne nur die Häupter des Heeres) als Schriftſteller, ſo wie Aberli und einige ſeiner Nachfolger als Künſtler, dadurch daß ſie die Achtung und Aufmerkſamkeit des Auslandes ſo vielſeitig und auf eine ſo gefällige Weiſe auf das Vaterland zogen und beſchäftigten, zu der wiederhergeſtellten Ruhe und Unabhängigkeit derſelben wohl eben ſo viel beygetragen haben, als die

---

*) Staats- und Erdbeſchreibung der Eidgenoſſenſchaft; ein Werk, das nicht nach ſeinem Werthe geſchätzt wird.

Erinnerung an die alten Zeiten, blos an ſich betrachtet, es gethan hätte, oder als die Weisheit ſeiner Regenten, an welcher man ſo oft das Unentbehrlichſte, die Einigkeit, vermißt.

Ungeachtet der Freude an meinen Vorarbeiten konnte ich doch ſelten an Ort und Stelle den Gebrauch davon machen, den ich erwartete. Meiſt war ich ganz anders geſtimmt, als zu der Zeit, da ich die Merkwürdigkeit mir aufſchrieb; öfters hatte ich etwas ganz anders im Auge, das mir nicht Zeit ließ, mich für den Inhalt meines Heftes zu ſammeln. So ging es ſchon, als ich über Zürich hinaus war, und an dem Hüetliberg hinſtreifte, wo ich meiner Anleitung zufolge die alten Burgen Uto und Baldern mit ihren ritterlichen Zeiten mir vor die Einbildungskraft zaubern wollte; hauptſächlich aber Manegg, den Sitz des edeln Rüdger Maneß und ſeiner 140 Minneſänger. Da war es bald ein maleriſches Bauernhaus, oder die rauſchende Sihl, bald waren es ſpielende Kinder, oder die goldnen Blicke der Sonne durch die grünen Schatten der Bäume, die mich zerſtreuten, und das Auge an die Gegenwart bannten. Und ſo ging es mir noch an manchem Orte; und mir nicht allein, ſondern auch meinen Gefährten, und ich mußte einſehen, daß es weder dem Alter noch der Jugend leicht wird, die eignen Sinne unter fremde Anſichten gefangen zu nehmen.

Allein ich ſollte die Erzählung nicht voreilig unterbrechen! — Den 4. September um 3 Uhr Abends verließen wir, fünf Perſonen alte und junge, nebſt einem Träger, Haus und Hof, und wanderten, anfänglich unter heißem Sonnenſchein, auf der wohlbekannten Straße nach Zürich hin. Als wir uns dieſer Stadt näherten, ging die Sonne prächtig unter; es war ein goldener Sommerabend, eine arkadiſche Beleuchtung; heimziehende Arbeiter, Ruhe der Natur, ein Pouſſinſches Gemälde.

Zwar langten wir ermüdet an, doch nicht ſo, daß es uns von der Fortſetzung unſrer Reiſe auf Morgen abgeſchreckt hätte. Jeder Anfang iſt ſchwer; wir wußten aus eigner und fremder Erfahrung, daß der erſte Tag des Fußgehens immer der mühſamſte iſt. Schlaf, Brot und Wein, führen über Stock und Stein, ſagt ein Sprichwort, oder könnte eines ſagen.

Von Zürich habe ich gegenwärtig nichts zu melden, weil ich hier nur deſſen Erwähnung thun darf, was ich auf dieſer Reiſe wirklich geſehen. Jetzt aber kamen wir ſpät an, und gingen früh wieder ab. Indeſſen verliert der Leſer nichts dabey; das viele Rühmenswerthe der Schweizerſtädte wiſſen ihre Einwohner ſelbſt, ſchon ſeit langer Zeit, weit beſſer herauszuheben und ins Licht zu ſtellen, als es ein Fremder je zu thun im Stande wäre. Wohl ihnen, daß ſie es mit Recht thun können!

Bey guter Zeit, Freytags den 5. September, traten wir aus den Thoren von Zürich, ohne viel von der geſtrigen Müdigkeit zu fühlen. Es war ein kühler, aber ſchöner Morgen. Ueber Engi und Wolliſhofen war die Straße ſehr lebhaft durch die nach dem Wochenmarkt in die Stadt ziehenden Bauern. Mitunter trafen wir auf ſchöne Standpunkte zur Ausſicht über den See. Bis hieher war mir der Weg wegen meines mehrjährigen Aufenthaltes in Zürich noch ſehr bekannt, und wird mir unvergeßlich bleiben durch die Erinnerung an manche Spaziergänge, die ich einſt mit einem gelehrten Freunde durch dieſe reizende Gegend machte, und an den Troſt ſeines Umgangs bey ſchwermüthiger Vorempfindung eines bevorſtehenden Uebels.

Weiterhin wurde mir die Straße nach und nach fremde, da ich noch nie zu Fuße hier durchgekommen. Ueber Adliſchweil gelangten wir an den Albis, auf deſſen Höhe, je weiter wir hinanſtiegen, noch dichter Nebel lag, ſo daß wir auch oben im Wirthshauſe von der gerühmten Ausſicht nicht das mindeſte ſahen. Hier trafen wir vier Engländer an, die dort übernachtet hatten, und ſo eben abreiſten. Wir hatten dergleichen ſchon in Zürich angetroffen, und ſollten noch auf manchen ſtoßen. Unſertwegen konnten ſie gehen, denn es iſt mit dieſen ſich in Empfindung und Rede immer vereinſamenden Menſchen doch nichts anzufangen. Ehe ſie ſich zu einem geſellſchaftlichen Wort entſchließen können, iſt die Zeit des Beyſammenſeyns verſtrichen, und man verläßt ſich wie lebloſes Getriebe.

Nun ſtanden wir ſchon 1300 Fuß über dem Zücherſee; unter uns breitete ſich die ſchönſte Landſchaft aus, aber wir harrten vergeblich auf ihre Erſcheinung. Eben ſo ſtiegen wir im Nebel auf der andern Seite hinunter, und wenn wir auch da nichts ſahen, ſo hatten wir dagegen den Vortheil, daß uns die heiße Sonne noch nicht auf den Leib brannte. Wir ſuchten uns mit einem ſogenannten Panorama zu tröſten, das man uns mitgegeben, allein unſre Einbildungskraft war nicht ſtark genug, das zu ergänzen, was der Wirklichkeit abging; eine Karte iſt kein Panorama.

Unten am Berge kamen wir an dem kleinen Dürlerſee vorbey, der der einſamen Gegend viel Anmuth gibt, und die Phantaſie des müden Wanderers zum Baden oder Fahren auf ſeinem grünen Gewäſſer freundlich einladet.

Ueber angenehme Fußwege durch Heiſch und Huſen nach Cappel. Hier war ſchon im XII. Jahrhundert ein Ciſtercienſer Kloſter, und im XVI. ein gelehrter Abt Wolfgang Joner; hier war der nachherige Antiſtes Bullinger Schulmeiſter; hier war Joſias Simler geboren; hier fiel eine Glaubensſchlacht vor, wo Zwingli ſtarb, und der tapſere Adam Näf ſtritt, deſſen Schwert noch aufbewahrt wird; hier lebte noch unlängſt der leicht- und gutmüthige Leonhard Meiſter, den ich kannte. — Dieß alles nahm ich mir vor, an Ort und Stelle meinen Reiſegefährten zu erzählen, ſo wie es in meinen gelehrten Auszügen ſtand; denn viel mehr wußte ich ſelbſt nicht. Aber es ging nicht mit meinem Unterricht, es war keine Aufmerkſamkeit; dieſer lobte einen Baum voll Obſt, jener einen rauſchenden Bach; mir kam immer die mahleriſche Kirche in die Quere. Und als nun gar mit einem Mahl der Rigi ſich vom Nebel enthüllte, und ſo nahe vor uns ſtand, horchte kein Menſch mehr auf meine Wiſſenſchaft; mir ſelbſt erſtarb das Wort im Munde, und über der prachtvollen Gegenwart ſchwand auch mir die Erinnerung der Vergangenheit, der Cappelerkrieg mit allen ſeinen Unthaten. So ging es mit meinen gelehrten Bemerkungen noch an mehrern Orten; auf Reiſen will man ſehen, hören muß man zu Hauſe. Gleichwohl ſind ſolche Notizen gut, aber es iſt eine pedantiſche Störung, ſich daran binden zu wollen.

Die Sonne ſchien jetzt ſehr heiß; jedoch der Berg, der ſich vor uns in die Wolken thürmte, gab uns friſchen Muth; wollen wir dort hinauf, ſo müſſen uns auch die paar Stunden, die wir noch bis zum Zugerſee zu gehen haben, nicht lang vorkommen. — Und doch waren ſie lang; denn da wir uns in dem weitläuftigen, mit Fußſteigen durchſchnittenen Dorfe Baar nicht genugſam nach dem Wege erkundigt hatten, kamen wir zu weit rechts, und gingen faſt eine halbe Stunde irre. Ein junger Bauer wies uns zurecht, und das war ſchön von ihm; aber da er, uns begleitend, ſang: „Was ſollt' ich auf dem „Rigi thun, es gibt nichts oben als Wind und Fluhe?“

entnahmen wir mit Bedauern, daß er noch keinen äſthetiſchen Schweizerſinn habe. Gleichwohl ſah er aus, als wenn er im Fall der Noth ſo gut fürs Vaterland drein ſchlagen würde, als irgend ein neuer Kunſt- und Naturjünger.

Es iſt ſonſt reformirte Mode, allenthalben in katholiſche Kirchen hineinzugehen, ſeys um Denkmale der Kunſt und der Geſchichte aufzuſpüren, oder um die geſchmückten Altäre, die ſo mächtig auf den ſinnlichen Glauben wirken, zu vergleichen mit den Tempeln der geläuterten Lehre an deren nackten Wänden die Stimme der Vernunft ſo viel Raum hat zu verhallen. In Baar verſäumten wir, dieſe Gewohnheit mitzumachen, fanden aber nachher, man könne es uns wohl nicht übel nehmen, weil die Kühlung der Kirche gar zu ſehr im Abſtand mit der körperlichen Hitze geweſen wäre, worunter wir ſchmachteten. Labende Schatten fanden wir öfters unter den Obſtbäumen, womit dieſe Gegend, beynahe wie St. Margrethen im Rheinthale überſchwenglich geſegnet iſt.

Um Mittag langten wir endlich in Zug an, und waren froh, unſer Fußwerk nun für heute abgethan zu haben. Ein artiges, ſtilles Städtchen, mit feſten Häuſern. Wir aßen im Hirſche zu Mittag, und hier wiederum ein Engländer mit uns, der letzte deſſen ich unter der Menge derer, die wir auf der Reiſe noch antrafen, erwähnen möchte. Dieſer war etwas mittheilſamer, als ſie gewöhnlich ſind, und klagte über die Wirthe; eine Klage, die man öfters von ihnen vernimmt. Hingegen können ſich freylich auch die Gaſtwirthe nicht genug über die Begehrlichkeit und Knauſerey der Britten ausſprechen. Es könnte ſeyn, daß beyde Theile recht haben; denn jene mögen markten, wie ſie wollen, müſſen ſie doch meiſtens mehr zahlen als billig iſt, und dieſes Mehr geht denn allmählig und annäherungsweiſe auf andre Reiſende über, wenn ſie auch ſchon keine wunderlichen Engländer ſind noch ſeyn wollen. Daß ſie aber mit den Wirthen knauſern, gehört zu dem Beſten, was ſie im Lande thun; denn zahlten ſie, wie ehmals, verſchwenderiſch, was man fordert, ſo wäre bald mit Wirthen, Kutſchern und Schiffleuten auch für einheimiſche Reiſende kein Auskommen mehr.

Etwas von den aufgezeichneten Merkwürdigkeiten dieſes Orts mußten wir doch auch beſichtigen. Wir hatten die Wahl zwiſchen Ausſichten und Gebäuden. An der lieben Natur hatten wir uns aber heute ſchon ſatt geſehen; hingegen fanden wir geſchrieben, daß in zwey Kirchen hier Gemälde von Carracci ſeyen. Gemälde von Carracci in Zug? das iſt ja wie ein Meſſias in Nazareth. Wir gingen hin, aber die Chöre, wo ſie als Altarblätter hingen, waren verſchloſſen, und die Entfernung zu groß, als daß etwas Befriedigendes zu entheben geweſen wäre. Mehr als Gewöhnliches ſchien allerdings hervorzuleuchten, beſonders aus dem Stück in der Capuzinerkirche, das aber nicht auf unterhalten iſt. Ob aber dieſe Gemälde von Carracci, und von welchem dieſes Namens ſie ſeyen, was weiß ich! Ich wollte daß ich wüßte, wie ſie hieher gekommen ſeyn ſollen.

Wir hatten ein Schiff auf Arth gemiethet mit drey Schiffleuten, jedem 10 Batzen, welches die Taxe iſt, und ein kleines Trinkgeld. Sie drangen auf die Abfahrt; daher konnten wir in Zug nichts weiter ſehen, ob ich gleich die Glasmalereyen auf dem Rathhauſe von Michel Müller nicht gerne vorbey ging. Es iſt weniger die Kunſt, als das blumige, fröhliche, hohe Farbenſpiel, wobey man auch bey Regenwetter immer in den Sonnenſchein zu ſehen glaubt, und die altvaterländiſche Kraft, die ſich in Zeichnung und Vorſtellung kund thut, was mich zu dieſem untergeordneten Theil der Malerey hinzieht.

Die heitern blauen Lüfte über uns, und den grünen See unter und um uns; in der Ferne die ſich zum Abſchied neigende Sonne und die Schneegebürge; zur Seite das ſchöne Gelände, und vor uns den Rigi, vom ſchattigen Fuße bis zum goldnen Kulme, immer gewaltiger ſich nähernd — ſegelten wir bey förderndem Winde in zwey kleinen Stunden nach Arth, und hatten Zeit auszuruhen, und uns an den Anblick dieſer Höhe von fünfthalbtauſend Fuß, die wir morgen erſteigen ſollten, einbildſam zu gewöhnen, und Muth zu faſſen; die jungen Leute im Gefühle ihrer

Kraft, ich im Glauben, daß dem entſchiedenen Willen alles möglich ſey.

Schon auf dem See erblickt man die oberſte Ausglitſchung des Spitzebühels, von wo aus der ſchreckliche Bergſturz vor elf Jahren ſeinen Anfang genommen. Ich hätte wünſchen mögen, dieſen immer noch neu ſcheinenden Bruch nicht bemerkt oder nicht darnach gefragt zu haben; es ſtörte die friedliche Ruhe welche die gefällige Umgebung und das gemächlich Fahren unſerm Gemüthe mitgetheilt hatte; denn di Schiffleute, die bey jenem Unglück eben auf den Waſſer geweſen, fingen an die traurige Geſchicht zu erzählen. Wer kann dann aufhören, wenn er einmahl ſo eine Erzählung angefangen, und wer ih ſeinen Antheil verſagen, oder ſich weiterer Frage enthalten?

Der Flecken Arth zeigte ſich uns vom See be recht angenehm, in dem dunkelgrünen Thale zwiſche zwey Bergen, auf deren Höhen noch der Sonnenſchein lag. Ein heimlicher abgeſchloſſener Winkel de Erde; einer von denen, wo man ſein Leben in ſtille Abgeſchiedenheit zuzubringen ſich aus einiger Entfernung wohl träumen, aber ins Werk zu ſetzen ſo wenig hier als irgendwo Hoffnung machen darf noch ſel

Bettler empfingen uns beym Ausſteigen; das gebräuchlich in den kleinen Ländern; niemand wehr ihnen, denn auch die Freyheit muß ihre Mängel haben. Nicht daß es in andern Theilen der Schwei

a

an Bettlern mangle, aber ſie treiben es nicht ſo gemüthlich und gleichſam berechtigt, wie dieſe. Vor Jahren ſahen ſie wohlgenährt und in nichts arm aus, als in der Kleidung; jetzt in dieſen theuren Zeiten blickt ihnen freylich auch der blaſſe Hunger aus den Augen, und damit gewiſſermaßen das Recht zum Almoſen; ſie nehmen ja mit ſo wenigem vorlieb.

Wir beſtellten im Adler die Nachtherberge, und beſahen dann den Flecken, der manche ſtädtiſche Häuſer hat. Wir gingen auch in die anſehnliche Pfarrkirche, in welcher neben der altdeutſchen Bauart viele Erneuerungen im modernen Geſchmack angebracht ſind, die an ſich artig ſeyn mögen, aber zu dem alten Styl nicht paſſen. Wir kamen dann an dem großen Brunnenbecken vorbey, das aus einem einzigen Granitſtücke beſteht, und bewunderten die Kraft und Geduld, die den ungeheuern Block hieher gebracht und ausgehauen hat. Dergleichen Felſentrümmer ſollen in Menge an den Ufern des Sees herumliegen, und durch eine primäre Ueberſchwemmung aus weiter Ferne an dieſen Ort gewälzt worden ſeyn. Es ſoll dergleichen von 8000 Zentnern am Gewichte geben; wer hat ſie aber gewogen? Vermuthlich der, ſo die Tiefe des Zugerſees von 200 Klaftern gemeſſen.

Nachdem wir noch in der baumreichen Gegend herumgewandert, und in der Dämmerung nach dem Wirthshauſe zurückkehrten, ſprach uns ein Weibsbild an: Ob wir nicht den Delphin und die Schale ſehen wollten? — Werden denn hier Meerfiſche und Schildkröten gefangen? hätte ein unkundiger Reiſender auf die Frage geantwortet; allein wir, Dank ſey unſern Auszügen, wußten es beſſer. Der Delphin und die Schale ſind, erſterer ein Trinkgeſchirr, letzteres ein Gefäß mit dem Burgundiſchen Wappen, die in der Schlacht bey Granſon erbeutet und denen von Arth zu Theil geworden waren. Es war aber ſchon zu dunkel, und unſre Neugier von der Müdigkeit zu abgeſtumpft; wir nahmen das Anerbieten nicht an, haben es jedoch nachher bereut; dergleichen alten Denkmale ſind für die Einbildungskraft anziehend, und helfen die Geſchichte anſchaulich machen.

Während die Reiſegefährten ſich bey Lichte auf andre Weiſe die Zeit vertrieben, beſchäftigte ich mich mit Büchern, die in der Wirthsſtube in einem beſondern Schrank aufgeſtellt waren, den mir die Wirthin, Frau Chamer, öffnete. Es waren örtliche Beſchreibungen von Luzern und von ſchweizeriſchen Berggegenden, für den Vaterländer nicht ohne Anmuthung; auch Zay's traurige Beſchreibung von Goldau. Das brachte mich auf ein Geſpräch mit der verſtändigen Frau über den Eindruck und die Wirkung, welche dieſer ſo fürchterlich nahe Sturz des Roßbergs auf die Einwohner von Arth gemacht haben müſſe. Sie wußte noch alles, wie wenn es geſtern geſchehen wäre, denn ſo eine Erfahrung vergißt man nicht, wenn man auch Jahrhunderte lebte.

Anfänglich, ſagte ſie, war über das entſetzliche Donnergetöſe, den ungeheuren Staub, und den faſt rſtickenden Erdgeruch (von dem uns auch die Zuger Schiffleute geſagt hatten) alles in Betäubung und blaſ ſer Todeserwartung; dann erſt kam Schrecken, Angſt nd Verwirrung, bald aber auch das ſüße Gefühl der Errettung, das ſich ſtill bey jedem fremden Unglücke egt. Als man aber endlich die Beſchaffenheit des Unglücks eingeſehen, erwachte furchtbar die ängſtliche Beſorgniß eines jeden Augenblick bevorſtehenden ähn lichen Schickſals, da der drohende Berg ſich eben ſo ahe an Arth emporthürmt, wie an Goldau, und ein zig eine Ecke deſſelben es war, die gegenwärtig den Unfall von Arth abgewandt hatte. Mehrere Wochen, zählte die Wirthin, habe dieſe beklemmende Angſt ortgedauert, die allen Schlaf hinderte, an jedem trü ben Regentage verſtärkt erwachte, und bey jedem un ewohnten Geräuſche die Herzen mit den Schrecken es Untergangs erfüllte. Das ſey der unerträglichſte Zuſtand geweſen, bis er ſich nach und nach durch die Zuſprache und Sicherheit der vielen Fremden, und ie allgewöhnende Zeit verlore.

So groß ſey der Schrecken im ganzen Lande ge weſen, daß (wie auch amtliche Berichte bezeugten) über nen Monath lang alle Gerichtsſtellen ohne Beſchäf gung geblieben, weil niemand zanken mochte. Das t die Wirkung drohender und furchtbarer Ereigniſſe, aß man der kleinlichen Zwiſte darüber vergißt. Sahen wir das, dachte ich, nicht auch ſchon bey gemeinſamen Gefahren, die dem lieben Vaterlande von Außen her drohten! Wie lenkſam ſchmiegten ſich mehrmals die Gemüther zu einer Ordnung, gegen die ſie vorher, unter einander widerſpenſtig ganze Gewebe von Rechtſamkeiten gegenſeitig aufgeſtellt hatten! — Nach einem Monathe ging freylich im Lande Schwyz das rechtsbedürftige Zanken auch wieder an; und ſo, als die Gefahr des Vaterlandes vorbey war, erwachte ebenfalls wieder der Hang zu örtlichen und beſondern Vorzüglichkeiten, und mit ihm ſchädliche Entzweyung unter denen, welche einträchtig ſeyn ſollten. Denn in der hohen und niedern Welt iſt alles vorübergehend und eitel; und wo nicht ein großer Geiſt (der Zerſtörung oder des Aufbauens) vorwaltet, da regen ſich deſto eifriger die kleinen.

Die Frau Wirthin bemerkte auch, daß anfänglich viele Fremde, die das Unglück zu ſehn gekommen waren, ſich über die anſcheinende Gleichgültigkeit der Verſchontgebliebenen aufgehalten, und dem im Entſetzen verſtummten Volke dadurch Unrecht gethan haben. Das konnte ich begreifen, wohlwiſſend, daß ungeheures Leiden, ſo wie die höchſte Freude ſtumm macht. Theatraliſche Aeußerungen, wie ſie viele Reiſende erwarten mochten, können allenfalls den blos objectiv gerührten Zuſchauer kleiden, beſtehen aber nicht vor der natürlichen Wahrheit, die am Rande des Abgrundes trauert.

In den Büchern aus dem Schranke der Wirthsſtube fand ich auch einen Zug, der den Mädchen die- r Gegend Ehre macht, und aufbewahrt zu werden rdient: daß nähmlich, nach der eignen Ausſage fran- öſiſcher Offiziere, während ihrer Beſetzung dieſes klei- en Landſtriches ſich kein weibliches Weſen gefunden, as mit irgend einem von ihnen in einen Liebeshandel etreten wäre. Da muß wahrhaftig die Erbitterung gen dieſe Eroberer größer geweſen ſeyn, als . . . nderswo. Und wenn man auch annimmt, daß nie Alles bekannt werde, ſo muß doch an dieſer, wie an der Sage, etwas Wahres ſeyn, und das macht aller- ngs der Vaterlandsliebe dieſer Schwyzermädchen hre. — „Das weibliche Geſchlecht iſt hier unan- hnlich,“ ſteht zwar in unſern Notizen *), und da- it würden wohl die Franzoſen ihr Mißgeſchick ent- huldigen, wenn dieſe Bemerkung ihnen bekannt oder ahr wäre; allein um Glauben zu verdienen, müßten e erſt ihren Geſchmack rechtfertigen, der ſich ander- ärts eben nicht ſo zart erwies.

Führer, Träger, Wegweiſer auf den Berg melden ſich ſo bald man aus dem Schiffe ſteigt; wir hatten ber ſchon auf der Lorezbrücke bei Baar einen aus em Toggenburg nach Hauſe kehrenden Senn, von bach angetroffen, der ſich zum Gehülfen unſers ſchwer-

---

*) Nach Schweizeriſchem Muſeum. 3r Jahrg. 12s Heft. 1097 Seite.

beladenen Trägers anboth; im Zug nahmen wir ihn auf ſein Anſuchen ins Schiff, und da er ein ſtarker Kerl war, ſo dungen wir ihn jetzt bis nach Wäggis. Er zeigte ſich aber nachher weder freundlich, noch zufrieden, noch des Weges kundig, ſo daß wir beſſer gethan hätten, ihn laufen zu laſſen, und in Arth einen aus der Menge zu wählen, der uns zugleich als Wegweiſer hätte dienen können. Zwar nicht den, der ſich Abends noch im Wirthshauſe einfand, und, um ſich zu empfehlen, ſeinen Tiſchnachbaren erzählte, wie er unlängſt einen reichen Herrn über die Alpen geführt bis auf die Borromäiſchen Inſeln, nach deren Feigen und Pomeranzen ihm beſtändig noch das Maul zu wäſſern ſchien, von denen er ſich gar nicht ſatt ſprechen konnte, die jenſeitigen Sonnengefilde mit unſerm Schneelande verglich, niemand zu Worten kommen ließ, und immer wieder von den Inſeln aufzuſchneiden anfing, bis ihm kein Menſch mehr zuhörte. Ganz ein moderner Reiſeäſthetiker ohne es zu wiſſen, der das Glück des Lebens vom heitern Himmel abhängen läßt, da dieſer doch höchſtens das Glück der Reiſe macht. Für uns war er nicht; ich freue mich, das Lob zu hören, aber nicht das geſchwätzige, und noch weniger das vergleichende.

Es giebt drey Wege von dieſer Seite auf den Rigi, den Arth, den Goldau und den Lowerz; der erſtere ward uns mißrathen, weil er zu ſteil ſey, wir wählten den von Goldau, der uns zugleich auf die

Trümmer des Bergſturzes führen ſollte. Und ſo zo-
en wir den 6. September Morgens von Arth aus,
en Ruß- oder Roßberg vor uns, und den jammer-
ollen Unſern noch ſeit dem Geſpräche und Geleſe
m geſtern Abend in Gedanken. Und bald kamen
ir bey einzelnen Felsſtücken vorbey, dann zu meh-
ren, größern, zu aufgethürmten Haufen, bis wir auf
er Stätte der Verheerung ſtanden — auf dieſem
Schauplatze, wie ſoll ich ſagen, der unempfindlichen Na-
ur, oder der unbegreiflichen Gerichte Gottes?

Es war wie man uns geſagt hatte: noch ſieht
lles ſo wild und chaotiſch aus, als wenn das Un-
lück ſich nicht vor Jahren, ſondern erſt vor einigen
Tagen ereignet hätte. Und welch ein Unglück! Die
chönſten Gefilde, und darauf fünfthalbhundert Men-
chen mit Wohnungen und Vieh, wurden in einem
Nu unter dieſem ſtarren Schutte vergraben; keines
unſchuldigen Kindes ward verſchont, nicht der wohl
mehr als zehen Gerechten, nicht um ihretwillen dieſes
ehrbaren Volkes; zertreten Alles vom ungeheuren Fuß-
tritte des Verhängniſſes, wie ein Haufe unbedeutender
Ameiſen. Welche Gedanken drängten ſich in mir, der
ich in meiner Jugend mehrere Mahl dieß liebliche
Thal durchwandelt, und jetzt dieſen Greuel der Ver-
wüſtung ſah! Schauer, Zweifel, Gefühl der menſch-
lichen Nichtigkeit, verſtummender Glaube —

Ἐπάμεροι — τί δέ τις; τί δ᾽ οὔ τις;
Σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος.

Kinder des Zufalls ſind wir, ohne leitende Waltung, der Gute wie der Böſe; weh uns! Die phyſiſchen Geſetze, die den geiſtloſen Stoff regieren, üben ihre Alleinherrſchaft auch über uns; *Hier auf dieſer Zerſtörung* ſteht es *geſchrieben!* Helfende Gnade, was iſt ſie als ein unbefriedigtes Bedürfniß unſeres Geiſtes!

Solche Beängſtigungen, warum ſollte ich es nicht ſagen dürfen, ergriffen mich an dieſer Stelle. Bin ich der Einzige? Wer iſt ſeiner Einbildungskraft Meiſter, wer kann ſich jammernder Zweifel enthalten, wenn er über dem grauſen Grabe ſteht, das eine ganze glückliche Gegend verſchlang? — Hinterher ließ feierlich die Vernunft auch wieder ihre Stimme hören, ἄνευ ὀργῆς *Διοσδότου* ἐλθὼν: es iſt, ſprach ſie leiſe, dem Menſchen gebothen zu ſterben, früher, ſpäter; hier fünfhundert auf Einmahl, die in fünfzig Jahren wohl größtentheils ihre Schuld der Natur auf die oder dieſe Weiſe bezahlt hätten; wären aber in dieſem Zeitraume auch die meiſten von ihnen nach und nach von herabrollenden Steinen erſchlagen worden, man hätte es kaum beachtet. Das Unerwartete, das Zuſammenfaſſende des Ereigniſſes iſt es alſo, was uns als ein Eingriff in die gewohnte Ordnung erſchüttert; was iſt aber ein halbes Jahrhundert in dem großen Zuſammenhange? Und wenn nun der ewige Ordner mehrere auf Einmahl abruft, die doch nie auf ein bleibendes Daſeyn hätten rechnen dürfen, haben wir es ihm zu verargen? Kann der große König und

Vater nicht noch beſſere Gründe haben, als unſre kleinen Könige und Landesväter, die oft zehnmal mehr ihrer Kinder in einer einzigen Schlacht dahin geben, ohne daß wir uns ſo ſehr darüber befremden! — Mit allem dem gab mir dieſe ſtundenweite Verwüſtung noch viel zu ſchaffen.

Auf dem hundert Fuß hohen Schutt und Graus, da wo ungefähr das blühende Goldau geſtanden haben mochte, iſt jetzt ein Kirchlein hingebaut, ein einladendes Memento mori auf dieſer furchtbaren Stelle, mitten unter den wild durcheinander geworfenen Felſentrümmern, wo einem das Beten leichter werden ſollte, als das Lachen; gleichwohl ſteht dicht daneben ein ſtattliches Wirthshaus, wahrſcheinlich damit das Sprichwort erfüllt werde: wo Gott eine Kirche hat, da baut der Teufel eine Kapelle.

Von hier aus fängt es an bergan zu gehen. Je höher wir kamen, deſto mehr überſahen wir den großen Umfang der Verheerung; ich konnte meine Gedanken davon nicht abbringen. Konnte Gott den Unfall nicht verhüthen? fragte ich. — Nicht ohne Eingriffe in die Geſetze der Natur, war die Antwort. — Aber der die Geſetze gemacht hat, der Herr der Natur? — Er wollte nicht! — So ungenügend dieſe Antwort lautet, es iſt immer die letzte, die man geben kann, wo die That ſpricht. Klage, Mutter, den Erſtling deiner Liebe; verlaſſene Waiſe traure über deinen Vater; ihr habt Recht. Aber Gott wollte nicht, daß ſie länger leben ſollten, das iſt das Ende vom Lied; und weiter über Gottes Wollen zu klügeln, iſt ſelbſtpeinigende Vermeſſenheit, die keinen Troſt gewährt!

Und ſo marterte ich mich wirklich ſelbſt an Leib und Seele die mühſamen Staffeln hinauf, die über den ſteilen Felspfad zum Dächli, dem erſten Standort des Berges führen. Wahrlich, angelegentlicher kann ſich kein Naturforſcher hier nach Pflanzen umſchauen, als ich, immer auf den Gegenſtand, der mich ſo ſehr bewegte, zurückſchauend, in meinem Innern nach Ausgleichungspunkten zwiſchen der Vorſehung, dem Vorfall, und meiner menſchlichen Anſicht ſuchte und forſchte. Welches Vermögen meiner Seele zeigt mir denn die Wahrheit? Iſt es der Glaube?

„Er wird es gut machen, ſpricht der Glaube. „Gott iſt nicht der Todten, ſondern der Lebendigen „Gott, denn ſie leben ihm Alle. — Er liebet alles „was da iſt, und haſſet nichts was er gemachet hat. „Du ſchoneſt aller, denn ſie ſind dein, o Herr, du „Liebhaber des Lebens, und dein unvergänglicher Geiſt „iſt in Allen. — Wer darf ſagen, daß etwas ge„ſchehe ohne des Herrn Befehl, und daß ſowohl das „Böſe als das Gute nicht komme nach dem Wort „des Allerhöchſten? — So viel höher der Himmel „iſt, denn die Erde, ſo ſind auch ſeine Wege höher, „denn unſre Wege, und ſeine Gedanken, denn unſre „Gedanken. — Tauſend Jahre ſind vor Ihm wie „der Tag, der geſtern vergangen iſt, und wie ein

„Nachtwache. — Wir ſind von geſtern her und wiſſen nichts; unſer Leben ſchwindet auf Erden, wie ein Schatten. — Gleich wie du nicht weiſſeſt den Weg des Windes, und wie die Gebeine im Mutterleibe bereitet werden, alſo kannſt du auch Gottes Werk nicht wiſſen, das Er thut überall. — Sag an, wenn du Alles weißt, auf welchem Wege wohnet das Licht? wo iſt der Finſterniß Behauſung? wer öffnet dem Platzregen ſeine Bahn, wer den Genoſſen des Donners, den Blitzen? — Kannſt du die Bande der Siebenſterne zuſammenbinden, oder den Gürtel des Orion löſen? — Wird, wer mit dem Allmächtigen hadert, ihn unterweiſen? Wer Gott ſchuldigt, mag ſich verantworten. — Kann auch die Mutter vergeſſen ihres Säuglings, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Vergäße ſie ſein, Ich will dein nicht vergeſſen! — Ich bin der Anfang und das Ende, ſpricht der Herr, der da iſt, und der da war, und der da kommt, der Allmächtige." —

Der Nebel, der um die mittlere Region des Berges ſchwebte, und in den wir jetzt traten, verhüllte den ſchauerlichen Gegenſtand, der meine Betrachtungen ſtets auf ſich gezogen; wir ſahen nichts mehr vor uns als den ſchmalen Pfad, den wir zu ſteigen hatten. So war auch meine geiſtige Unruhe geſtillet; und möge es auch Nebel heißen, was dieß bewirkte, ſo war es ein wohlthätiger, der Nebel des Glaubens, ſo alt als das Gute und Böſe, ſo ehrwürdig als das Licht.

Iſt es doch von jeher eine beſondere Eigenſchaft des menſchlichen Geiſtes, daß er, um Ruhe zu haben, am Ende dennoch zu der Rechtfertigung Gottes zurückkehrt, ſo furchtbar auch immer deſſen Hand gewaltet hat; es iſt mehr als bloße Reſignation, es könnte wohl ein geheimer Zug unſerer höhern Natur ſeyn.

Zwey Mädchen, die uns ein Gatter öffneten, ſangen in Tönen des Kühreihens ein langes, lebhaftes Lied, wovon ich die Worte nicht verſtand; aber der Geſang gefiel uns allen durch ſeine Eigenthümlichkeit und das Zuſammenfließen der wohlgeübten Stimmen. Ich möchte ihn wohl noch einmal hören, freylich nicht im glänzenden Saale, ſondern da, wo er, wie der Geſang der freyen Vögel, hingehört, in der freyen Natur, von zwey armen Hirtenmädchen, an einem Gatter auf grüner Bergeshalde, am Fuße eines Felſen, wo man auf Thal und See hinabſicht, und wo die ureignen Klänge in der wildgroßen Umgegend, als zu ihr gehörend, verhallen.

Beym Wirthshauſe zum Dächli, wo wir ein wenig raſteten, trafen wir eine Menge Pilger an, die nach Maria zum Schnee wallfahrteten. Der dieſem Lande eigenthümliche Gruß: Gelobt ſey Jeſus Chriſt! begegnete mir nicht mehr ſo häufig, wie ehedem; man hört ſich einander eben ſo oft auf die allgemeinere Weiſe begrüßen. Sonſt bemerkte ich ſeit den dreyßig Jahren, da ich nicht in dieſer Gegend geweſen, weniger Veränderungen in Sprache, Sitten und Kleidung, als ich nach den gewaltigen kriegeriſchen und politiſchen Ereigniſſen, die ſich während dieſer Zeit zugetragen, und von dem Beſuche ſo vieler Fremden erwartet hatte. Das iſt aber der Vortheil einer lange erhaltenen, dem Geiſte des Volkes angemeſſenen, und von ihm eifrig bewachten Verfaſſung, daß eine nationale Eigenheit Wurzel faſſen kann, der vorüberſtreichende Winde, ſelbſt Stürme und Ungewitter, nicht ſo leicht etwas anhaben. Wo hingegen unter immerwährenden Neuerungen und Ländertauſchen die Volksthümlichkeit zu einem Wechſelbalg, und die Menge zum gehaltloſen Pöbel wird, deſſen Unbeſtändigkeit dem Herrſcher ſelbſt zuerſt zur Laſt fällt. — Etwas weniger Fröhlichkeit glaubte ich doch wahrzunehmen, als vor Jahren; ſey es nun, daß die böſen Zeiten daran Schuld ſind, oder daß auch mein Fröhlichkeitsſinn mit dem ernſten Alter abgenommen hat, oder beydes zugleich.

Mit den Pilgern pilgerten wir weiter. Noch eine Strecke führete der Weg über ſteile Stufen, dann ging er bequemer in einer Einſenkung des Berges fort durch grüne Breiten, wo aber nichts zu ſehen war, als hier und da eine maleriſche Felſenpartie, und einzelne mächtige, bis an den Fuß bekleidete Tannen, und etwa ein ferner Waſſerfall. Wir waren ſchon über den kalten Nebel hinaus, der abgebrochen noch durch die tiefern Schluchten des Berges zog, wie kriegeriſche Streithaufen, die einander zum Angriff aufſuchen. Die Sonne erwärmte uns wieder, und bald ſahen wir das Hoſpitium und die nicht minder erfreulichen Wirthshäuſer, die daſſelbe umgeben. — Mit einem Kapuziner, der aus dem Kirchlein über die Brücke in ſeine Wohnung ſchritt, ließen wir uns in ein kurzes Geſpräch ein. Ich ſehe ſie gerne, und grüße ſie immer freundlich, dieſe der Weltentſagung und den Leiden und Freuden der Demuth geweihten Menſchen, die ſchon durch die Einfalt ihres alterthümlichen Aeußern ſich ſo ernſt von dem Tande der Zeit abſondern, und als Zeugen chriſtlicher Genügſamkeit auftreten. Ich ſehe ſie gerne, aber ich ſuche ihre Unterredung nicht auf, aus Beſorgniß, mich durch eine ſchmerzliche Erfahrung um mein Ideal gebracht zu ſehen. Es ſind drey ſolche Väter hier mit einem Bruder, die den ganzen Winter über da bleiben, wahre Anachoreten von gutem Rufe. Der mit uns ſprach ließ keine Klage merken, doch erwähnte er bedenklich der Winterzeit im Gegenſatze mit dem geſellſchaftlichen Sommer. Man denke ſich auch dieſe ſchauervolle Winter-Einſamkeit, auf drey Stunden weit von aller menſchlichen Geſellſchaft abgeſchnitten, eingeſchneit für Monathe auf einer Bergeseinöde, gleichſam außer der Welt allem Lebendigen entfremdet! Womit erwärmen ſie ſich? wovon leben ſie? was thun ſie?

Wir gingen die Kapelle unſrer lieben Frauen zum Schnee unbeſucht vorüber, da es uns jetzt mehr um Erfriſchung als um Ablaß zu thun war, und betraten eins der vier Wirthshäuſer, die auf dieſem Platze, der ein enges Bergthal ohne alle Ausſicht iſt, ſtehen. Wir konnten uns aber nicht lange aufhalten, weil wir bis Mittag auf dem Kulme ſeyn wollten, und noch mehr als eine Stunde zu gehen hatten. Wir ſahen das Haus des Rigiſtaffels zwar ſcheinbar in der Nähe; aber auf den Bergen iſt die Entfernung täuſchend, weil die großen Maſſen einen andern Maaßſtab bieten, als die kleinern, nach welchen wir unten uns zu richten gewohnt ſind.

Drey Stunden hatten wir von Arth bis hieher bereits zurückgelegt, und vom Hoſpitium aus war der Pfad anfangs ſehr ſteinig und mühſam, ſo daß wir nach dem Denkmahle des Herzogs Ernſt von Gotha, das hier in der Nähe liegen ſoll, eben nicht neugierig wurden. Wenn er ſelbſt hier begraben läge, dieſer Freund der Schweiz, ſagten wir, wäre es eher noch der Mühe werth, ſeinen herzoglichen Staub zu beſuchen; aber nach einem bloßen Stein mit einer Inſchrift wallfahrtet man nicht gern mit müden Füßen. — Was die Füße litten, gewann jedoch die Bruſt; je höher wir kamen, deſto freyer athmeten wir. Das macht die Bergluft, ſagt man, der feinere Dunſtkreis; und wie das zugeht, könnt ihr alle Augenblicke erklären hören, wenn ihrs glauben wollt. Ich glaube gern die Thatſache, aber nicht immer ihre Erklärung; hier, dünkt mich, komme auch die Einbildungskraft der Entmüdung zu Hülfe, denn je näher wir dem Staffel kamen, und noch mehr, als wir vom Staffel aus, ſchon einen Theil der großen Ausſicht vor uns habend, dem Kulm zueilten, nahm auch die Ermattung der Füße mehr ab als zu, und oben auf dem Gipfel hatten wir nicht mehr Zeit daran zu denken.

Um das Häuschen herum, das auf dem Rigiſtaffel, als letzte Station bis zur oberſten Spitze, ſteht, und nunmehr auch zu einem Wirthshauſe organiſirt iſt, weidete friedliches Hornvieh; und oben am Rande des Berges ſtanden reiſende Herren und Frauen, die ſich aus der Weite wie bewegliche Schattenriſſe gegen die blauen Lüfte abſchnitten. Der Anblick von Menſchen auf der ſonnigen Spitze eines Berges hat aus der Ferne etwas anziehendes; man ſtellt ſich gelüſtend den Genuß dieſer Menſchenkinder vor; denn wie Kinder erſcheinen ſie alle, bis ſich von Schritt zu Schritt die Farben ihres Gewandes und die Umriſſe ihrer Geſtalt näher beſtimmen. Man vergißt ſchon mit ihnen die überſtandene Beſchwerlichkeit des Steigens; man ſieht ſie ſprechen ohne es zu hören; man hält ſie für glücklich und hofft es auch bald zu ſeyn. Auch das iſt eine Erleichterung, ja eine Ergötzlichkeit des Bergſteigens; und es gibt der ſinnlichen Anſichten dieſer Art noch manche, die wenig Mahleriſches haben, und deßwegen weniger beſprochen und geſucht werden, aber dennoch dem empfindenden Geiſt eben ſo behaglich erſcheinen, als diejenigen, zu welchen uns die Anpreiſungen und Werke der Künſtler hinführen, deren Augen nur das zu ſehen gewohnt ſind, was ſich kunſtgemäß formt und färbt. Aber dieſe haben nun einmal das laute Wort, und der Anpreiſungen ſind ohnehin ſchon mehr als genug, wer möchte noch neue Gattungen aufſtellen!

Endlich kamen wir aus der bisher umſchloſſenen Gegend oben auf den Rand des Staffels, wo ſich auf Einmahl eine Welt nach Norden öffnet; und da vergaßen wir auch auf Einmahl Hitze und Müdigkeit, ja das ganze Leben, das hinter uns war. Ueber und um uns leuchtete die Sonne aus wolkenloſem Himmel, und unter uns erblickten wir — nicht die Ausſicht des Landes, ſondern ein unabſehbares weißes Nebelmeer, das ſtill auf dem Gelände lag, und bis an die halbe Höhe des Berges reichte. Aus dieſem Meere ragten die Felſen des nahen Pilatus wie eine Seeküſte hervor; und alles war ſo ruhig, wie wenn ein zweiter Himmel unter uns wäre. — Ausſichten von der Höhe in die Tiefe des Landes hatten wir ſchon oft geſehen, aber nie noch ſo ein Wolkenmeer unter uns. So muß Noah von dem Berge herab, wo ſeine Arche ruhte, die Erde geſchaut haben, als noch das Gewäſſer auf der Tiefe lag.

Und unter dieſer ſtillen Decke, ſagten wir einander, und hatten Mühe es zu begreifen, waltet jetzt auch ein regſames menſchliches Leben in Leid und Freude. Ja, da unten ſind unſre Brüder, und mühen ſich wie die Ameiſen, graben wie die Maulwürfe, und ſuchen mit unſtätem Auge die Sonne des Friedens, die hier oben uns umgiebt. Auch wir werden wieder in das Mühſal hinunterkommen, und oft zagende Blicke in die Höhe werfen; laßt uns dann nicht vergeſſen, was wir hier anſchaulich fühlten, daß, im geiſtigen ſo wie im phyſiſchen Leben, der trübe Schleyer, der uns drückt, nur aus leichtem Nebel gewebt iſt, über den in geringer Höhe das goldene Licht eines herrlichen Tages waltet.

Um bis Mittag ganz oben auf den Berg zu kommen, mußten wir uns ohne weitere Säumniß auf den Weg begeben. Wir hatten noch eine halbe Stunde zu gehen, an manchem Orte ziemlich ſteil, aber alpenmäßig über grüne Weiden, wo das Holz nicht mehr gedeiht und nur noch kurzes Gras den Felſenboden deckt. Hier lagerten gleichwohl fette Kühe, ſich heimiſch fühlend und unbekümmert des fremden Wanderers; ruhiger und weniger neugierig als ihre Schweſtern im Appenzellerlande, die einen längs der ſchmalen Fußſteige über alle Zäune beſchnuppern. Sie ſind fremder Beſuche mehr gewohnt, ſagten wir; oder ſie nehmen die Landesart der Menſchen an, that ein anderer hinzu. Denn, fuhr er fort, ſo wie die Denkweiſe eines großen Herrſchers unwillkührlich in die Unterthanen übergeht, und ſo wie kleine Regierungen gerne die Gewohnheiten der Mächtigern annehmen, ſo findet ſich auch bey den Hausthieren etwas von der Art ihrer Meiſter; und ſo geht die Einwirkung der Superiorität auf die Inferiorität geheimnißvoll durch das ganze organiſche Leben. Der Einfluß der Kraft auf die Schwäche iſt allgemein, wird aber von dieſer nicht unmittelbar gefühlt, und bleibt darum unbeachtet. — Die Bemerkungen, entgegneten wir, mögen ihren Grund haben, hätten aber nicht von den Kühen ausgehen ſollen.

Hin und her gingen, faſt wie zu und von einem Schauſpiele, reiſende Schweizer, Deutſche, Engländer, Franzoſen; alle leicht zu unterſcheiden. Kalt und nirgends hinſchauend der Engländer, weil er erſt an rechter Stelle ſchauen wollte, oder ſchon geſchaut hatte; hingegen der Deutſche emſig umherblickend, wo er irgend einen Gegenſtand ſeiner Gemüthlichkeit entdecke; mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt der Franzoſe und mit der Geſellſchaft um ihn, als daß er dem Leben und der Kunſt in der Natur die gehörige Aufmerkſamkeit widmen könnte. Einer, es war aber nur ein Halbfranzoſe, wie wir nachher erfuhren, ſchäkerte den ganzen Weg entlang oſtenſibel mit einer Dame, worüber ſich die deutſchen Schweizer ärgerten, als über etwas unſchickliches auf ihrem heiligen Boden, den ſie, gerührt durch die fremde Weihe und im Hochgefühl ihres ausgezeichneten Vaterlandes betraten. — Woher dieſer Zulauf von Fremden? — Weil jetzt der Rigiberg (oder die Rigi, wie er im ganzen Umkreiſe heißt) der beliebteſte aller Berge der Schweiz iſt. Er iſt es durch ſeine Lage, indem er von allen Seiten freyſteht; und durch ſeine ungehemmte Ausſicht, da er ſo weit nach Norden vorliegt; durch ſeinen Bau und Reichthum an Pflanzen; durch ſeine Zugänglichkeit und Bequemlichkeit, denn er kann zu Pferde erſtiegen werden, welches freylich an einigen Stellen ein halsbrechendes Unternehmen ſeyn mag. Auch iſt daſelbſt für Leib und Seele zugleich geſorgt, indem ſich auf dem Berge zwey Wallfahrtsorte und acht Wirthshäuſer befinden. Vor hundert Jahren noch war der 1400 Fuß höhere Nachbar, der Pilatus, der Gegenſtand bergeluſtiger Wanderer; er hat wirklich mehr wunderbare, mehr ſchauerliche, auch mehr natürliche Merkwürdigkeiten, aber er iſt unzugänglicher; und da heut zu Tage das ſchöne Geſchlecht, wo nicht neugieriger, doch wißbegieriger iſt als vormals, und das Erhebliche auch kennen will, ſo mußte man, um demſelben die gelehrte Laufbahn zu erleichtern, auf eine bequemere Höhe denken, und ſo wurde mit glücklicher Wahl der Rigikulm auserſehen für die, welche nur einen Spaziergang in die Berge und keine Reiſe zu machen gedenken.

Wir hatten bisher wegen großer Hitze die Röcke unſern Trägern übergeben; aber jetzt, da wir am oberſten Rande des Berges hinanſtiegen, blies uns ein ſo ſcharfer Oſtwind entgegen, daß wir nöthig fanden, ſie eiligſt wieder anzuziehen; zumahl es uns nicht möglich war, ſo mir nichts dir nichts, wie die Engländer vor uns her, in Einem fortzugehen. Es öffnete ſich hier und da die auf der Tiefe liegende weiße Nebeldecke, und ließ uns auf die ſonnenerhellte Erde wie in ein Zaubergemälde blicken; ſchloß ſich dann wieder, um an einem andern Orte aufzugehen, und uns ein neues Ländchen, wie eine glückſelige Inſel in fernem Meere zu zeigen. Wir mußten ſtille ſtehen und uns dem Eindruck überlaſſen; es war wie wenn ſchöne Träume an uns vorüberzögen.

Jetzt waren wir oben, zu oberſt. Da ſteht das neue Wirthhaus, das voriges Jahr angefangen worden, und jetzt ſo weit vollendet iſt, daß es ſchon zu bequemer Herberge für mehrere dient. Unſer waren fünfe, und zwey Träger, und wohl hätten eben ſo viele noch Platz gehabt. Indeſſen iſt der Unternehmer beſchäftigt, noch einen Flügel anzubauen; denn ſchon im Frühjahr kamen der Reiſenden ſo viele, daß, da noch nichts als die Wirthsſtube fertig war, ganze Haufen des Nachts in dem vorläufig gebauten Kuhſtalle lagerten, der gleich einer Höhle in den Boden gegraben und warm iſt. Das neue Haus ſteht nur etwa funfzig Schritte von der oberſten Bergſpitze, wo das Kreuz aufgepflanzt iſt, am ſüdlichen Abhange, um vor dem Nordwinde geſchützt zu ſeyn.

Es iſt leicht zu erachten, daß, ſobald wir umgekleidet waren, unſer erſter Gang nach dem Kreuze des Kulms war, nach welchem wir geſtern ſchon aus der Tiefe ſo ſehnſuchtsvoll hinangeblickt hatten. Nicht um anzubeten gingen wir, ſondern zu ſchauen, welches an dieſer Stelle noch mehr zur Anbetung treibt, als ein Kreuz. — Aber das Nebelmeer lag unbeweglich und unabſehbar auf der Fläche; hingegen zeigten ſich ſüdwärts die Schneeberge in ihrer ſchönſten Sonnenpracht, vom fernen Alpſtein der Appenzeller bis über die glänzenden Hochgebirge des Berneroberlandes hinaus, „in Schnee und Eis erſtarrete Giganten," deren himmelanſtrebende Reihe man wohl nirgends in ſo unbeſchränkter Größe ſieht, als auf dieſem Standpunkte, wo wir bis zur Mittageſſenszeit verweilten.

Da man in dem Speiſezimmer dieſen Anblick der Berge auch hat, und wir uns daſelbſt über den Namen eines derſelben, den wir auch zu Hauſe ſehen, nicht verſtanden, belehrte uns deſſen ſogleich der Aufwärter, und bewies ſeine Behauptung mit dem Panorama vom Rigiberg, das er aus einem Schrank hervorlangte, wo noch mehrere ähnliche Werke zum Behuf für Schweizerreiſende, auch ein engliſcher Tubus zum Gebrauch ſorgfältiger Gäſte, verwahrt lagen. Aehnliche Schriften traf ich auch geſtern ſchon im Adler zu Arth an. Wer hätte ſolche erfreuliche Fortſchritte der Geiſtesbildung vor dreyßig Jahren noch in dieſen Gegenden geſucht? Und wem iſt ſie zu verdanken? — Wenn man klagen will, daß die Reiſenden Sittenverderbniß in die Berge bringen, ſo ſey man auch gerecht, ſo manche beßre Geiſtesanregung, die durch ſie gekommen, nicht zu verkennen! Jedes Volksthum ſtagnirt ohne das Salz der Fremde.

Geſalzene und ungeſalzene ſahen wir jetzt der Reiſenden eine Menge kommen und gehen, ſtündlich neue, eine bunte Wallfahrt zu dieſem Tempel der Natur. Auch einen befreundeten Künſtlergeſellſchaftsgenoſſen von Zofingen traf ich unvermuthet, und deſto erfreulicher, hier an. An den Unbekannten ſuchte ich den Reſt meines phyſiognomiſchen Sinnes zu üben, der mir noch aus Lavaters Schule geblieben iſt, und deſſen ich mit allen Mißgriffen und Fehlſchüſſen nicht los werden kann. Eine Probe davon machte ich, indem wir beym Mittageſſen ſaßen: Es trat ein Mann herein in langem bis zum Halſe zugeknöpften Kleide, den Hut unterm Kinn feſtgebunden, mit ſtruppigem Backen- und Schnurrbart und trotzigem Blicke; in der Hand führte er einen zehen Schuh langen Speer, an welchem ſtatt einer Spitze eine kleine Schaufel befindlich war. — Das iſt der Nachtwächter, dachte ich, ehe mir zu Sinn kam, daß ich in keiner Stadt ſey. Aber gleich nach ihm erſchien ein ähnlicher; nur hatte dieſer ſtatt der Schaufel einen langen Hacken oben auf dem Speer. Da kam ein dritter, wo möglich noch ſeltſamer gekleidet, der ſtatt des Wanderſtabs einen mächtigen Streithammer führte; auf ſeinem Hute waren, wie ein Ehrenkranz, isländiſches Moos und andre Alpenkräuter befeſtigt. — Sind es Koſacken? frugen wir einander leiſe. Allein ſie ſprachen gutes Deutſch, und lachten bald unbändig über die Sprachſchnitzer, die der luſtige Halbfranzoſe, von dem ich oben meldete, und der jetzt mit andrer Geſellſchaft auch gekommen war, machte. Wir erfuhren nun, daß es deutſche Burſche ſeyen, ſo nannten ſie ſich ſelbſt, die auf einer naturforſchenden Reiſe begriffen wären, woraus ſich auch die Attribute ihrer Speere erklären ließen. Uebrigens gute Leute, nur ſahen ſie etwas grimmig aus; ich vermuthete, ſie haben den heiligen Krieg mitgemacht, oder wollten ſich das Anſehen davon geben. Ein jungfräulicher Engländer war auch da, der reinlich und fein angezogen, ſtill in einer Ecke ſaß; er ſtach ſehr gegen dieſe Söhne deutſcher Freyheit ab, die die Milch ihrer jungen Mutter noch nicht recht zu verdauen ſchienen. Is deutſch gout, ſagte nachher der Franzoſe, er mach' alles en charge.

Man ſpeiſt hier recht wohl und reinlich; die Bäche des Berges liefern gute Forellen, alles übrige wird von Arth heraufgebracht; man kann alſo nicht erwarten, daß es wohlfeil ſey, doch iſt der Preis billig. Auch die Betten ſind gut und leicht, wenigſtens war das meine ſo. Aber das Haus iſt wohl zu flüchtig gebaut, um lange die Stürme der Höhe auszuhalten; unterdeſſen iſt es nur ein erſter, unvollendeter Verſuch, und immerhin ein guter Einfall; die Verbeſſerungen werden ſchon nachkommen, da der Zulauf ſo groß iſt. Vorher, als man noch beym Hoſpitium übernachtete, mußte man, um die Sonne aufgehen zu ſehen, (denn das iſt eine der unerläßlichen Obliegenheiten ſachkundiger Rigireiſender) des Morgens vor Tag aufſtehen, ſich eine gute Stunde Weges im Gehen erhitzen, bis man oben war, und dann in der Kälte der Morgenluft, wobey auch die geſpannteſte Gefühlsbereitwilligkeit erſtarrte, frieren und harren, bis das Licht des Tages mit ſeinen erwärmenden Strahlen kam. Und wenn man gleichwohl nachher viel von der Erhabenheit der Erſcheinung ſprach, ſo war man doch, die Wahrheit zu geſtehen, bey den ſeligſten Gefühlen halb erfroren, und hatte weiter nichts als einen Verſuch gemacht, unabhängig von den Leiden des Körpers ſich dichteriſchen Empfindungen hinzugeben, wozu, wenn die Empfindung mehr als Einbildung ſeyn ſoll, allerdings viel Stärke des Geiſtes gehört. Jetzt kann man zur rechten Zeit kommen, und ſehen, „wie der Bräutigam hervortritt aus ſeiner Kammer, und ſich freuet, wie ein Held zu laufen ſeinen Weg.“ Mit ein paar Schritten iſt man jetzt auf der Spitze des Berges; ja man kann dieſe prachtvolle Schöpfungsgeſchichte aus dem Hauſe, wohl gar aus dem Bette ſehen, wer dabey im Bette zu bleiben vermag.

Gegen Abend erhoben ſich die Wolken aus dem Thale, und flogen bald durchſichtig, bald in dichten Maſſen, jetzt langſam, dann pfeilſchnell um unſre Höhe; ohne Wind, wie von innerer Bewegung getrieben.

Oft brach der Glanz der Sonne wieder hervor, und uns erſchien das Land wie unter den Wegen des empörten Meeres dem Schiffer das ferne Ufer. Dann aber bildete ſich der Nebel in länglichte Geſtalten, die uns umſchwebten, wie um Oſſian die Geiſter von Selma; bis er uns endlich mit einer weißen Mauer umzog, ſo daß wir nicht zehen Schritte weit ſahen, und uns in der einſamen Hütte gleichſam abgeſchloſſen von der übrigen Welt vorkamen. Wer jetzt das Land ſehen wollte, mußte zum Staffel hinabgehen. Ich that es nicht, und vertröſtete mich auf Morgen.

Zuletzt waren alle Fremden abgezogen, und wir allein auf der nacht- und nebelumfloſſenen Bergſpitze. Indeſſen, Dank ſey es der Schweizerbibliothek des Wirthes, fanden wir Unterhaltung genug für Verſtand und Empfindung, doch mehr für letztere. Wer weiß, ſagten wir, ob nicht von den Wanderern, die heute hier waren, auch wieder ein halbes Dutzend Rigireiſebeſchreibungen zu Tage gefördert werden? Sollten wir nicht auch einen Verſuch machen? Es muß doch angenehm ſeyn, ſich ſo in den Schränken der Gaſtſtuben, und unter den Händen der Reiſenden zu wiſſen; und kommt man wieder an Ort und Stelle, ſich ſelbſt anzutreffen und gleichſam mit fremden Augen zu leſen. Oder auch in Zeitſchriften von Hauſe zu Hauſe zu wandern, und auf den Tiſchen der Leſekabinette herumzuliegen.

Zeitſchriften, wurde eingewandt, gewähren zwar den Vortheil, daß man alles anbringen kann, ſie verſchmähen kein Futter, unbekümmert um die Verdauung, wenn es nur verſchluckt wird; dagegen aber geben ſie alles nur ſtückweiſe, und wem ſollte es nicht verdrießlich ſeyn, ſo in Bruchſtücken zum Vorſchein zu kommen, und wenn man eben im ſchönſten Zuge iſt, abgebrochen und auf Wochen und Monathe hinaus verſchoben zu werden, wo ſich kein Menſch mehr unſer erinnert?

Wir fanden dieſe Einrichtung wirklich fehlerhaft. Hingegen ſo lange zu reiſen, bis wir Stoff zu einem ganzen Büchlein zuſammenbringen, und dann mit demſelben in niedlichem Druck und allegoriſchem Umſchlag vor die Leſewelt zu treten, das gefiel uns. — Wir dürfen nur die Angel des Gefühls in die Naturſchönheiten auswerfen, allenfalls auch in die Schriften unſrer Vorgänger, ſo werden wir bald Fiſche genug fangen, die in der Tunke ſchwungreicher Diction ein modiſches Eſſen gewähren, wonach alle Leihbibliotheken, dieſe Beförderer des Volksgeſchmacks, greifen werden.

Das Vorhaben ward mit Wärme beſchloſſen; nur glaubte man zur Vollkommenheit des Werks noch auf zierliche Kupferſtiche Bedacht nehmen zu müſſen. Dagegen aber erhob ſich eine warnende Stimme: Schöne Kupfer, hieß es, ſtehen wohl gut, können aber ſo einem Schriftchen gefährlich werden, da es barbariſche

Sammler und Liebhaber giebt, die ſie mit rohem Kunſtſinne herausſchneiden, und ſo dem armen Vogel die beſten Federn ſeines Fluges zur Unſterblichkeit rauben.

So miſcht ſich Unluſt in jede Freude, von dem Selbſtgenuſſe der Autorſchaft bis zu dem Spiele unſchuldiger Kinder! — Und dann die Rezenſionen? hieß es weiter; wo man Lob und Ehre erwartet, da ſchlägt uns ein Unbekannter hinter die Ohren. Auch daran hatten wir anfänglich gar nicht gedacht, und hätten uns zwar nicht viel daraus gemacht, wenn wir immer auf unſrer herzerhebenden Bergeshöhe geblieben wären; aber wir müſſen wieder in die Welt hinunter, und da ſehen uns die Leute für geſchlagen an, und das iſt unerträglich. — Dieſe Betrachtungen raubten uns nach und nach wieder alle ſchriftſtelleriſche Begeiſterung, und wir beſchloſſen zu bleiben was wir bisher waren: glückliche Unbekannte.

Nicht daß ich deßwegen der Gewohnheit entſagt hätte, zu Hauſe meinen Ausflug ſchriftlich nachzuhohlen; das laſſe ich mir niemals nehmen, wenn ich Zeit habe. Denn jede Reiſe ſuche ich auf dreyfache Weiſe zu machen: Zuerſt in der Einbildung, das heißt, durch vorläufiges Leſen über die Gegenſtände meiner Reiſe, von denen ich mir ſomit die richtige Vorſtellung zu machen ſuche, die aber meiſt eine ganz andre iſt. Alsdann reiſe ich in der Wirklichkeit, um nichts auf der Welt bekümmert, als was die Gegenwart bringt. Und zuletzt am Schreibtiſche zu Hauſe, wo ich aller Beſchwerlichkeit entlaſtet meine flüchtigen Bemerkungen ins Reine bringe, berichtige, und mich erſt dann über das Geſehene recht verſtändige. Und dieſer letzte Genuß iſt nicht der kleinſte; warum ſollte ich ſeiner entbehren? — Finden dann die Freunde, das Erzeugniß möchte gedruckt werden, wer könnte widerſtehen? Ich bin unſchuldig!

Noch immer auf dem Rigi — hofften wir jetzt nach dieſem lebensreichen Tage gut zu ſchlafen, aber es wurde nicht viel daraus. Denn kaum waren wir einige Zeit zu Bette, ſo fing ein ſtarker Wind zu blaſen an, immer heftiger, der endlich ſo durch die lockern Fenſter heulte, und die unbefeſtigten Läden herumwarf, und in dem Gebälke knarrte, daß wir es nicht länger im Bette aushalten konnten; denn wo man Ruhe erwartet, iſt einem die Unruhe doppelt zuwider. Wir machten Licht, und gingen ſämmtlich in die Wirthsſtube hinunter. Von den Hausleuten jedoch ließ ſich kein Menſch ſehen, die waren, wie die Hochwächter auf einem Stadtthurme, des Sauſens und Knarrens ſchon gewohnt. Wir blieben ſo bis Ein Uhr; beſtändig ſtürmte der Wind fort, aber der Himmel war heiter ohne Wolken, und die Sterne ſchimmerten in ihrem ſchönſten Glanze. Da ſahen wir an der äußerſten Begrenzung den Mond aufſteigen, wie ein Freudenfeuer auf ferner Höhe; ſein ſtilles Licht ſchien jetzt den Winden zu gebieten, je höher er an den Himmel trat, deſto mehr legten ſich dieſe, bis ſie endlich ganz ſchwiegen, und wir nun wieder unſre Ruheſtätte ſuchen konnten.

Es währte aber nicht lange, ſo hieß es ſchon: wachet auf; es kommt das Morgenroth! — Noch ſtand der Mond über uns, und in ſeinem Begleite ein hellleuchtender Stern, als ſchon im fernen Oſten der Purpur aus tiefem Dunkel flammte. Und ſo begann das himmliſche Feuerwerk, das dem Glanze der Sonne vorangeht, in fortſchreitender Pracht. Allein dieſe Erſcheinungen alle, — erſt die Farbenſtröme in der Höhe — dann die weißglänzenden Schimmer, die anfänglich zart, bald aber in lichten Maſſen über die ganze Bergkette ſich ausdehnten bis zu den ſüdlichen Bernergebirgen, welche zuerſt wie in eignem Feuer ſich aus der Nacht erhoben, und dadurch ihre Höhe erwieſen — die ſtufenweiſe, lebendig fortgehende Beleuchtung des tiefen Landes, das aus dem Schattenreiche in friſches Daſeyn hervortrat — das erſte Wort der Schöpfung, auch heute noch in neuer herrlicher Erfüllung: Gott ſprach, es werde Licht, und es ward Licht! — Wer das malen kann, mag es auch beſchreiben.

Wir gingen während deſſen auf den Kulm hinaus, wo auch ſchon Fremde ſich befanden, die aus dem Hoſpitium heraufgekommen. Aber es war da draußen vor Kälte nicht lange auszuhalten, ſo daß auch die Fremden gezwungen waren, unter unſer Dach zu treten, von wo aus man die Gebirgsreihe ganz und auch einen großen Theil des Landes ſieht. Wenn ſchon der Wind in der Nacht uns beunruhigt hatte, ſo ſahen wir doch jetzt alle die Wohlthaten dieſes Kulmhauſes ein, und jeder Anweſende überzeugte ſich, daß in ruhigen Nächten dieſer Aufenthalt der angemeſſenſte ſey. Kurgäſte, oder ſolche, die zu anderm Behuf längere Zeit auf dem Rigi bleiben *), mögen es vorziehen, ihren Sitz beym Hoſpitium aufzuſchlagen, und nur einzelne ſchöne Tage und Nächte ganz oben zuzubringen. Iſt einſt das Haus ganz fertig, und ſeine Feſtigkeit durch die Zeit bewährt, ſo wird es ihm wohl nimmer an Beſuchung fehlen.

Ich legte mich wieder zu Bette, und ſchloß die Augen, um das Schauſpiel noch einmal in ſtiller Träumerey an meiner Phantaſie vorüber gehen zu laſſen; das Bett iſt die Wiege der Ideen. — Alsdann, nach dem Frühſtücke, da die Sonne ſchon ihre wärmenden Strahlen über Berg und Thal ausſandte, ſetzten wir uns auf die Bank bey dem Kreuze, das auf der oberſten Spitze an dem Rande des Abgrunds ſteht. Hier ſaßen wir über eine Stunde, friedlich die bewegte Welt, die jetzt ſo ſtill vor uns lag, über-

---

*) Man hat ſogar angefangen, den Berg zu einem Stelldichein der Buhlerey zu machen, wie wir zu unſerm Befremden hörten und ſahen; wogegen aber die wakkern Väter im Klöſterli wirkſame Mittel ergriffen haben ſollen.

ſchauend. Der 7. September hatte ſchon ſeinen Anfang genommen; es war Sonntag, und aus der Tiefe herauf tönte der ferne Klang des Kirchengeläutes. Ich hätte da den ganzen Tag ſitzen können, weniger hinunter als noch höher hinaufſtrebend, dorthin wo der heitern Stille und des ſüßen Friedens unwandelbare Fülle herrſcht. O hätte ich die Flügel der Morgenröthe, mich zu verlieren, wie ſie, in die unendlichen Räume des Lichtes, daß mein innres Leben Ruhe fände, und Befriedigung mein forſchender Geiſt!

Schon öfters habe ich wahrgenommen, daß mir Fernrohre auf hohen Bergen nicht viel Vergnügen gewähren. Mein Auge ruht ſo gerne auf dem Ganzen, ſchweift umher in den Weiten der Ausſicht; meine Gedanken haben ſo viel mit dem Großen und Ungewöhnlichen, das vor mir liegt, zu thun, daß einzelne Kirchthürme, Schlöſſer und andre Oertlichkeiten mich wenig anziehen; und bis ich ruhig genug wäre, das Einzelne zu unterſuchen, iſt die Zeit längſt verſtrichen. Ich mag auch nicht hinabgezogen werden zu den Affekten der Niederung, wenn ich mit Fleiß hinaufgeſtiegen bin, um über ſie hinwegzuſehen. Hier das ſchauſelige Auge ohne beſondere wiſſenſchaftliche Urſache in einen Tubus zu zwingen, kömmt mir jedesmal vor, wie wenn ich aus einem Pallaſt in ein Gefängniß trete. Das Gleiche habe ich auch ſchon häufig an Andern beobachtet, ſie warden der Sehrohre weit eher ſatt als der Ausſicht. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den namenweiſenden Bergpanoramen; unten gefallen ſie einem, oben braucht man ſie viel weniger, als man ſich vorgenommen hatte; man will nicht die Schönheit zergliedert haben, ſo wenig als man bey einem Landſchaftsgemälde darauf ausgeht, die ſpezifiſchen Namen jedes Gewächſes zu wiſſen.

Aber es war Zeit zu ſcheiden, da wir heute noch Luzern ſehen wollten. Um 8 Uhr verließen wir den Kulm und wandten uns gegen Rigiſtaffel hinab. Bald geſellte ſich ein armer Alter zu uns, der ſchon frühmorgens den Frauen Blumen angetragen, und etwas dafür empfangen hatte; es zeigte ſich jetzt, daß er ein Schiffmann von Wäggis ſey, der uns ein Fahrzeug empfahl, und ſich zum Wegweiſer nach unten anboth. Da er unabtreiblich war, ſo mußten wir ihn mitlaufen laſſen. Er führte uns am Keſſibodenloch vorbey, das an ſich wenig merkwürdiges biethet; wir hatten ſchon größere Berghöhlen geſehen. An der Nordſeite des Berges hat es einen tiefen Ausgang, wo ein Junge um Geld durchkriechen wollte; da wir aber vernommen, daß dieſes Wagſtück oft mit Verletzungen, wenigſtens mit Abſtreifen der Haut, begleitet ſey, mochten wir es nicht ſehen. Beym Staffel ſtand ſchon wieder ein Schiffer bereit, der ſich ungebeten an uns anſchloß, uns das beſte Schiff und die ſicherſte Fahrt verſprach; man hatte uns aber gewarnt, keinen Vertrag ſolcher Art zu ſchließen, bis wir unten im Wirthshauſe zu Wäggis wären. Gleichwohl kam er auch mit; Caſpar zur Mühle nannte er ſich, ein luſtiger aber dreiſter Geſelle, der uns nachher wirklich über den See führte. Unter ſolcher Begleitung konnten wir nicht wohl irre gehen, welches ſonſt hier leicht möglich wäre, wenn ſchon Kreuze ſtreckenweiſe angebracht ſind, die den Weg ins Thal bezeichnen.

Bis zum kalten Bad, eine Stunde Weges, geht es meiſt über Grasboden abwärts, ausgenommen um die Felſenwand herum, Staffelegg genannt, die zu einer andern Seite des Berges führt, wo man ſich nach der neuen Ausſicht auf den Vierwaldſtädterſee umſehen, aber auch behutſam vorſehen mag, weil der enge Pfad mehrmals an jähen Abgründen vorbeyführt. An einigen Orten warnten uns unſre Begleiter; denn die Bergleute ſelbſt ſind an mißlichen Stellen ernſthafter, als es gewöhnlich flatterhafte junge Reiſende ſind. Zwar ſcheint nicht jedem das Gleiche gefährlich; der eine geht leicht da vorüber, wo ſich ein andrer fürchtet, und ſchaudert hingegen, wo jener gelaſſen bleibt. Wer iſt in den Bergen geweſen, und hat dieß nicht ſchon an ſich und ſeinen Gefährten wahrgenommen? Auch wir wußten manches Beyſpiel zu erzählen. Der Schwindel, ſagte ich, kömmt mir vor, wie ein Geiſt, der aus der Tiefe ſteigt, und bald dieſen bald jenen magiſch ergreift, nicht mit Gewalt, ſondern mit ſüßer Betäubung, unwiderſtehlich wie der gliederlöſende Schlaf. Daher fand auch J. J. Rouſſeau, und nach ihm andre, eine Art Wolluſt darin, ſich an Abgründe gelagert, erſt körperlich zu ſichern, und dann dem reizenden Zuge nach unten hinzugeben.

So unterhielten wir uns in gemüthlicher Wanderung noch über mancherley, das nicht des Herzählens werth iſt; alle waren in fröhlicher Stimmung, ſintemahl es eine dringliche Luſt iſt, beym Herabſteigen von einem Berge, eingedenk deſſen was man oben gelebt, und ſich allmählig der untern Welt nähernd, das Wohlbehagen, das man dort empfunden, noch nachhallen zu laſſen, ehe man ſich wieder miſchet in die Plagen der bürgerlichen Geſellſchaft.

Bald waren wir bey dem kalten Bade, das man jetzt im edeln Styl den Schweſterborn nennt, wo der Erzengel Michael eine Kapelle und einen Kaplan hat, den er von den Sennen des Rigiberges wählen läßt. Das Bad liegt neben der Kapelle; beydes in einer wunderbaren zwiſchen hohen Felſenwänden eingeſchloſſenen Vertiefung. Gegenwärtig war das Kirchlein ganz mit Leuten angefüllt, weil eben ſonntäglicher Gottesdienſt gehalten wurde, ſo daß wir nicht hineinkommen konnten. Das Heilwaſſer rinnt dicht dabey aus einer Felſenſpalte, und wird durch Rinnen in ein paar naheliegende Badewannen geleitet; dahinein ſetzen ſich die Kranken, nicht etwa nackt, ſondern vollſtändig angezogen, und müſſen ſich dann in die Sonne legen, bis ſie trocken ſind. Ein Kraftmittel, das manchen bedenklich vorkommen möchte, doch ſoll es die Erfahrung für ſich haben.

Außerhalb dieſer wunderſamen Felſenkluft ſteht ein Gaſthaus, das achte und letzte ſo wir auf dieſem Berge antrafen; hier ſollen ſich wegen des unvergleichlichen Anblickes, den Unterwalden, Luzern, und die Schneegebirge gewähren, zuweilen auch Kurleute für längere Zeit aufhalten. So einer ſaß wirklich da, der das Panorama einſtudirte, und uns verſicherte, daß, nach des Verfaſſers Behauptung, man hier den Montblanc ſehen könnte, wenn nichts im Wege ſtände.

Bis hierher hatte uns das reinſte Sonnenlicht umfloſſen, nun aber kamen wir in den Gürtel voll Nebel, der den Berg umzog, uns in graues Dunkel hüllte, und wie in eine andre Weltgegend verſetzte. Denn hier fing zugleich der waldige Abhang des Berges an, und ein neuer Pfad über ſteile im Zickzack führende Staffeln. Ein ermüdender Weg, denn die hölzernen Stufen waren knorrig, jähe, kurz, lang, weit, enge, ſo daß die Füße ſich immer in ungleicher Bewegung anſtrengen mußten. Schon im Hinaufſteigen hatte ich geſtern die Bemerkung gemacht: es fehle nur noch Eins zur vollendeten Bequemlichkeit für Schweizreiſende, und es wundere mich, daß bey der dankwerthen Sorge der Anleitungen, und bey der Erwerbſamkeit der Führer noch niemand daran gedacht habe, an ſolchen ſtarkbeſuchten Höhen, wie der Rigi iſt, ſchwächere Reiſende an ledernen Riemen nachzuziehen oder zu leiten, wie ſolches die Führer auf dem Veſuv thun *); gewiß eine für vier bis fünf Stunden langes Steigen wohlthätige Erleichterung, die vielleicht auch bey jähem Hinabſteigen, welches in die Länge noch ermüdender iſt, angebracht werden könnte.

Eine auffallende Erſcheinung an dieſer Seite des Berges iſt auch das ſogenannte Felſenthor, welches aus zwey ungeheuren ſich gegen einander neigenden Felsſtücken, die ein drittes einklemmen, beſteht, und ſolcher Geſtalt ein Gewölbe bildet, unter welchem man durchgeht. Es könnte füglich einem Maler zum Eingange in die Höhle Polyphems dienen; wenigſtens mag es mehr einem Cyclopenbau ähnlich ſehen, als die alten Mauern, welche die Franzoſen in Italien in dieſer Eigenſchaft aufgefunden zu haben glaubten.

Woher dieſe Steinklumpen? — Sie ſind von oben herabgeſtürzt, wie der Augenſchein zeigt.

Und alle die Millionen Steinchen, aus denen

---

*) Göthe's Leben, 2te Abth. 2r Th., Seite 46.

dieſer ganze Berg zuſammengekittet iſt? — Von der Sündfluth, ſagten gläubig die alten Gelehrten.

Der Berg könne von einem Kometen ausgeworfen worden ſeyn, meint Conrad Füßli *), denn man finde in den Kalkofen auch ſolche Klumpen zuſammengeſchmolzner Steine.

Eine unterirdiſche Gewalt, ſagt hingegen der Helvetiſche Almanach 1807, müſſe ihn aus der Tiefe hervorgedrängt haben.

Es ſind Trümmer der Urfelsgebirge, beweiſen jetzt die neuern Naturforſcher; zermalmt, kleingewälzt und zuſammengefluthet von entſetzlichen, ungeheuern Strömungen. Ein Erachten, das ſich wieder dem alten Glauben nähert, denn eine ſolche Fluth mag wohl auch manche Sünde verſchwemmt haben. Was die allgewaltige Natur aus dem harteſten Felſen machen könne, ſchaut man hier im Großen; ich möchte wohl auch wiſſen, was aus den Menſchen geworden, die in dieſen Fluthen ertranken? — Fiſche, antwortete mir einſt Lavater, als ich ihn darüber befragte.

Woher dieſe Steine? fragten wir endlich auch den alten Schiffmann, der uns begleitete. — Sie ſind hier gewachſen, war die Antwort.

---

*) Schweiz. Erdbeſchr. I. 326.

So hat jeder ſeine Meynung, die man ihm laſſen muß, da iſt nichts zu machen; denn nur dem iſt eine fremde Meynung beyzubringen, der noch keine eigne hat.

Aber nach und nach nahm die Ermattung von dem ſtundenlangen Schreiten von Stufe zu Stufe und von Stein zu Stein dergeſtalt überhand, daß wir auf nichts mehr Acht zu geben vermochten, kalt an der lieblich gelegenen Einſiedeley vorüber gingen, und uns ſogar freuten, daß der Bruder nicht zu Hauſe war, damit wir eine Ausrede hätten, uns bey dieſem Standpunkte, den man allen Reiſenden empfiehlt, nicht geſäumt zu haben. Ja, als wir unter den Nebel kamen, und das Land offen vor uns lag, ſchauten wir gleichgültig, wie man aus dem Fenſter auf die Straße ſieht, in den Spiegel des Luzernerſees hinab, und hatten kein anderes Verlangen mehr, als bald in Wäggis, das ſich gar nicht nähern wollte, und auf dem Schiffe zu ſeyn. Wir fanden ſämmtlich, daß die vier Stunden, die wir geſtern bergan geſtiegen, nicht ſo ermüdend geweſen, als dieſe drey Stunden abwärts.

In Wäggis hörten wir trommeln, ſahen viele Männer in den Waffen, und eine große Bewegung unter den Kindern. Es war weiter nichts, als daß die Schützen des Ortes nach Küsnacht auf ein Freyſchießen zogen. Im Wirthshauſe war viel Geräuſch von Engländiſchen Bedienten, die allerhand ſeltſamen Mundvorrath für ihre Herren auf ein Schiff beſtellten, mit einer Wichtigkeit, als wenn es eine Reiſe nach Indien gälte. Das Beſte, was wir da fanden, war neuer Birnmoſt, den ſie in dieſem Obſtlande gut zu machen wiſſen; an dem ich mich labend erfriſchte, denn die Hitze ging mir an die Seele. Wir hielten uns nicht lange auf, und nachdem wir unſern großen Träger verabſchiedet hatten, der wenigſtens nach Art der Großen und Starken immer mehr wollte, je mehr er erhielt, begaben wir uns auf das Schiff. Es war ein ruhiger Mittag, ohne Wind und ohne Sonne; denn die Wolkendecke, auf die wir geſtern hinabgeſehen hatten, lag jetzt über uns. der See war ſpiegelglatt, und die Schiffleute ruderten emſig fort, ehrgeizig um die Wette mit dem Schiffe, welches die Engländer führte; jedes wollte zuerſt in Luzern ſeyn, wiewohl wir gar nicht eilig waren, denn uns behagte dieß ſchwebende Ausruhen bey immer wechſelnden Anſichten über die Maaßen.

Wilhelm Heinſe *) drückte ſeine Gefühle auf dem Zugerſee folgender Weiſe aus: „Für himmliſcher „Freude bin ich faſt vergangen . . ich bin von allen „Banden gelöſt, und walle, Himmel über mir und „Himmel unter mir, im Element der Geiſter, wie ein „Fiſch im Quelle. Seligkeit einathmend und aus-

---

*) Briefe an Gleim. I. 445

„athmend . . . Immer ſtärker läuft mir das Entzücken wie ein Felſenquell durch alle Gewebe meines „Rückgrades." Einer aus unſrer Reiſegeſellſchaft hatte dieſe Stelle in ſeine vorläufigen Reiſenotizen aufgenommen, um einen Verſuch zu machen, ob wir es nicht auch zu dieſem Einathmen der Seligkeit bringen könnten. Aber auf dem Zugerſee ward nicht an die Auszüge gedacht; und jetzt, da wir ſie zur Hand nahmen, und Zeit und Gelegenheit hatten, nach den eben ſo großen Schönheiten des Luzernerſees alle Sinnen aufzuthun, wollte es uns mit dem Aufſchwung, oder mit der Weihe, wie man jetzt ſpricht, nicht recht gelingen. Wenigſtens drang der Strom des Entzükkens nicht bis ins Rückgrad, wo wir nichts als die Ermüdung fühlten. Wir waren unſer zu viele und zu froh geſtimmt; für ſolche heilige Gefühle muß man allein ſeyn, oder . . am Schreibtiſche.

Indeß ließen wir doch die große Gegend nicht unbemerkt vorüberziehen; und wo wir ein Landgut ſahen, dergleichen es dem Ufer nach mehrere hat, da wünſchten wir eine Zeit lang zu wohnen, und theilten uns in die Verrichtungen. Ich wählte mir gewöhnlich ein Eckzimmerchen im obern Stockwerke, und eine Linde mit einer Bank am Seeufer, und ließ dann die andern walten. — So kamen wir auch bey einem ſchloßähnlichen Gebäude vorbey, das unlängſt durch eine Lotterie hätte ausgeſpielt werden ſollen. Allerdings wohlfeil genug um eine Handvoll

Franken; und doch wollte uns ein ſo leicht gewonnenes großes Gut, wonach ſo viele andre vergeblich geſtrebt hatten, die uns jetzt darum beneiden würden, nicht recht anſtehen; auch gefiel uns keinesweges, daß dieſes Gimpelſpiel (wie es Campe verdeutſcht) den Weg bis in dieſe Berge gefunden. Muß denn auch hier, ſeufzten wir, der verderbliche Zeitgeiſt einreißen, der das Gute verſpricht und das Schlechte thut! Nachdem Philoſophen und Staatenlehrer erwieſen, und weiſe Herrſcher ſich überzeugt hatten, daß dieſe Art des Gelderwerbes die verderblichſte Auflage ſey, wird jetzt gleichwohl alles wieder zur Lotterie gemacht, von Staatsſchulden bis zu Hausrathſtücken hinunter; bald möchte es noch an Land und Leute kommen.

Es ſind wirklich, bemerkte man, auch ſchon Herrſchaften mit Land und Leuten zum Spiele ausgebothen worden.

Wenn es einmahl an reiche Mädchen kommt, rief der Steuermann, ſo bin ich auch dabey.

Schade um das Mädchen, meinte ein anderer Schiffer; bey ihm ſelbſt würde ſie beſſer aufgehoben ſeyn.

Weißt du was? erwiederte jener, wir ſpielen zuſammen, ich laſſe dir dann das Mädchen, und du mir das Geld. — Und ſo zog ſich unſer Ernſt in Scherz; wir verloren das Landgut aus den Augen, und die Lotterie aus den Gedanken.

Bald kamen wir an der Inſel Altſtad vorbey. Hier, ſagte ich, hat vor einigen Jahren die Spitzſäule von Granit geſtanden, die der Abbé Raynal den drey erſten Schweizern zu Ehren errichten ließ; ich ſahe einſt das Denkmahl mit Vergnügen.

Wie? ſchrie man mir entgegen; Was? Dieſen elenden Stein, der die große That verewigen ſollte, die jene unermeßlichen Berge zu Zeugen hat, dieſen Denkkegel, den der Himmel ſelbſt niederwarf, konnten Sie mit Vergnügen ſehen!

Warum nicht? erwiederte ich. Bey aller Achtung für Euren hochvaterländiſchen Schwung liebe ich die proſaiſche Billigkeit. Warum ſollte es mich nicht freuen, wenn ein Ausländer, ein Fremder von großem Rufe, wie Raynal, öffentlich kund thut, wie er die Stifter unſrer Freyheit ehre, und der unſchätzbaren Freiheit ſelbſt huldige? Er that es durch eine vierzig Fuß hohe Pyramide, die gar nicht übel gearbeitet war, auf einem ſchöngelegenen kleinen Eilande, in der Nähe der folgenreichen Begebenheit; andre thun es in Red' und Geſang, Männer und Weiber und Knaben, die ich ſchon an Ort und Stelle leſen und preiſen hörte, ſo abgeſchmackt ſie auch tönten. Das Denkmahl that ja jenem frommen Bunde keinen Abbruch, und wäre ohnehin, wie alle Denkmähler, eher vergangen, als die Erinnerung der berühmten That.

Sieht es aber nicht einem Vorwurfe gegen die

Schweizer gleich, daß ein Fremdling ein Ehrenmahl unſern heldenmüthigen Vorfahren zwiſchen uns hinſtelle?

Eben ſo wenig, als wenn ein Fremder ihre Geſchichte ſchreibt. — Unſre Vorfahren? wie ſind ſie das? es währete ja noch Jahrhunderte bis zur Vervollſtändigung des Schweizerbundes. Sie könnten eben ſo gut die Vorfahren vom Abbé Raynal heißen; und ſind es von einem jeden, der ihnen nachfährt, indem er die Thaten ehrt und ihren Grundſätzen huldigt.

Unter dieſen Geſprächen fuhren wir in den Seebuſen von Luzern hinein; anmuthige Ufer zu beyden Seiten, und im Grunde die thurmreiche Stadt, zeigten ſich recht mahleriſch. Als wir aber unſre Reiſeblätter zur Hand nahmen, erſchracken wir über die Menge von Sehenswürdigkeiten, die in Luzern unſer warteten: die Brücken, das Zeughaus, das Pfyfferſche Relief, das Rathhaus, Kirchen, Bibliotheken, Kunſtſammlungen u. ſ. w. Und morgen müſſen wir ſchon wieder fort; wie können wir uns Rechnung machen, dieß alles an einem Sonntagabend zu ſehen! Und dann noch die prächtigen Ausſichten alle, welche die freygebige Hand der Natur hier gleichſam mit Vorliebe bereitet; nicht zu gedenken der großen Männer, die auch auf unſerm Verzeichniſſe ſtanden, weil ſie aber größtentheils todt waren, uns den Beſuch erſparten. — Nun, wir ſehen eben, was vor uns kömmt, tröſteten wir uns, von dem Uebrigen können wir gleichwohl ſprechen, mehrere Reiſende machen es ja auch ſo. Zudem hat das unbefangene Herumwandern an einem unbekannten Orte ohne vorgefaßtes Augenmerk auch ſein Vergnügen; man ſieht doch immer etwas Neues, und ſtößt oft auf Begegniſſe, die angenehmer und unterrichtender ſind, als der emſige Lauf nach förmlicher Anweiſung.

Unſre Fahrt hatte zwey kleine Stunden gedauert, die uns ſehr angenehm geweſen, nicht nur weil wir von der übermäßigen Müdigkeit ausruhen konnten, worin ſchon, wie in dem Geneſen von einer Krankheit, ein höchſt behagliches Gefühl liegt, ſondern auch, weil über See und Land der feyerliche Friede ſonntäglicher Stille herrſchte, der, eingebildet oder wirklich, mir lieber iſt, als der glänzendſte Genuß im Geräuſche. — Wir nahmen unſre Herberge im Wirthshauſe zum Rößli, denn der Adler, hatte man uns geſagt, ſey immer mit den unfreundlichen Briten, toto divisis orbe britannis, angefüllt. Es iſt ein wohleingerichteter Gaſthof, der hinten einen Ausgang in einen gemächlichen Garten hat, wo eine Art von Caſino ſeyn ſoll, das mich in der Nacht zu einem lächerlichen Irrthum verleitete.

Wir durchzogen nun die Gaſſen, begegneten vielen Stadt- und Landleuten, die eben aus dem Abendgottesdienſte kamen, unter welchen meine Reiſegefährten hübſche Bauernmädchen gefunden haben wollten. Wir ſahen anſehnliche, wohlunterhaltene Bürgershäuſer, eine ſchaubare Stadt; wir warfen einen Blick in die von außen ſchön und inwendig glänzend ſich darſtellende Jeſuiterkirche, und gelangten bald zu den gedeckten Brücken, dem mit Recht belobten Wahrzeichen von Luzern, deren angenehme Lage, ſo wie die Gemälde, die in der Dachung angebracht ſind, uns lange aufhielten. Die beyden längſten, die über dem Ausfluſſe des Sees gebaut ſind, enthalten einige hundert gemalte Vorſtellungen aus der Bibel und der Schweizergeſchichte. Es iſt darüber eine hiſtoriſche Erklärung von Felix Balthaſar im Druck vorhanden, die unterhaltend ſeyn mag, denn einige ſcheinen ſeltſame Dinge zu enthalten, und mit wunderlichen Verſen begleitet zu ſeyn. Dieſe Bilder wurden vor Zeiten von den regierenden Familien dahin geſchenkt, und von ihren Nachkommen unterhalten. Es war ein guter Gedanke, die langen Brücken, die einen Theil der Stadt mit dem andern verbinden, auf dieſe Art auszuzieren, ſo daß ſie auch bey ſchlechtem Wetter Unterhaltung gewähren. Ueber die Kunſt dieſer Gemälde konnten wir jetzt nicht gehörig urtheilen, da es nicht heiter genug war, und ſie in einem ungünſtigen Lichte hangen. Die vorzüglichſten Stücke aber befinden ſich auf der Mühlenbrücke, welche über die Reuß führt. Dieſe ſtellen in ſechs und dreyßig Tafeln einen Todtentanz vor, und ſind von Caſpar Meglinger um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts gemalt; ſeinem Talent machen ſie Ehre, aber der ſeltſame Mann fand Freude daran, in dieſen Gemälden Porträte ſeiner Mitbürger bald unter den Frommen, bald unter den Gottloſen, ja ſogar unter den böſen Geiſtern aufzuſtellen. Das war ein unglücklicher Einfall, der ihm wohl die Zufriedenheit der Auserwählten, und das ſchadenfrohe Lachen der Unberührten, jedoch auch den Haß der Verſpotteten nicht ohne Grund zuzog. Man kann freylich nicht mit allen Narren in Freundſchaft leben, aber nicht klug iſt, wer ſie unter ſeinen Mitbürgern aufſucht und ohne Noth zur Schau ſtellt. — In den Kreuzgängen des Barfüßerkloſters ſollen noch mehrere und größere Gemälde dieſer Art von Meglinger ſeyn, der bey aller ſeiner wunderlichen Künſtlerlaune doch ein geſchickter Meiſter war, deſſen Andenken und Werke Luzern nicht untergehen laſſen ſollte. In jenem Kloſter, ſo wie auf den Brücken, werden auch die Malereyen des Georg Hunkeler gerühmt, von dem man ſonſt, wie von manchem andern Ehrenmann, wenig mehr weiß.

Der Anblick der Natur von der Hofbrücke aus iſt ſo bekannt, ſo oft beſchrieben und mit Recht geprieſen worden, daß wohl jedermann einen herzlichen Glauben an ſeine Schönheit hat; und da dieß alles iſt, was wörtliche Beſchreibungen dieſer Art klar machen, ſo mag ich nichts darüber ſagen als: komm' und ſiehe! Beym Golde der Abendſonne übertrift dieſer Schaukreis alle und jede Brückenausſichten der Schweiz.

Alle dieſe gedeckten Brücken können nicht befahren werden, deſto einladender ſind ſie zum Luſtwandeln, zumahl man ſie immer reinlich zu erhalten ſucht; demungeachtet ſoll *) der vornehmere Theil der Bürger ſich hiezu mehr der ſteinernen offnen Brücke über die Reuß, der einzigen die befahren wird, bedienen, obſchon ſie jene Ausſicht nicht hat. Demzufolge überließen auch hier die Großen den beſten Genuß den Kleinen, ſo wie es Fürſten und Herren oft mit ihren Gärten und Anlagen thun, aus Großmuth, wie man ſagt, die Einen, aus Uebermuth die Andern.

Die Hofbrücke leitete uns zu der Hauptkirche, die, weil der Platz, wo ſie ſteht, auf dem Hof heißt, gewöhnlich die Hofkirche genannt wird. Wir gingen hinein, und beſahen die goldgeſchmückten Altäre, deren ſechszehn ſeyn ſollen, und ſchauten zu den drey Orgeln empor, von denen die eine ſo groß iſt, daß man denken ſollte, es hätte der beyden andern nicht bedurft, um die Kirche mit feyerlichen Tönen zu erfüllen. Was hilft aber das Anſchauen einer Orgel, wenn man ihren ſeelenerhebenden Jubel nicht hört, und das Anſtarren von goldnen Altären, wenn ſie nicht gottes-

dienſt-

---

*) Fäſi, Beſchr. der Eidgen. II. 39.

dienſtlich bedient werden? Das Sprichwort ſagt: er ſteht wie eine Katze vor dem Altar; man könnte ſtatt der Katzen uns reformirte Gaffer ſetzen, die zwecklos in alle katholiſche Tempel ſchleichen, deren Thüren offen ſtehen, den heimathlichen Kirchen hingegen das ganze Jahr den Rücken kehren.

Woher, fragten wir uns im Herausgehen, der überladene Schmuck, der die meiſten ältern Kirchen dieſes Glaubens entſtellt? Wir meynten die Urſache weniger in der Eitelkeit der Kirchenvorſteher zu finden, denn dieſe ließe ſich oft gern vom beſſern Geſchmacke leiten, als in dem frommen Beſtreben derer, die Schenkungen für Kirche und Altäre machten. Reiche Geber wollten ihren Eifer zeigen, Gott und die Heiligen zu ehren; je koſtbarer die Gabe, hofften ſie, deſto kräftiger die Fürbitte; je glänzender in Golde, meynte die düſtre Büßung, deſto eher werde ſie oben bemerkt und aufgenommen; und ſo entſtanden die mancherley reichen Verſchnörkelungen und ſchwerfälligen Geräthe, die man als Gottgeweihte Geſchenke nicht von der Hand weiſen durfte.

Länger als in der Kirche hielten wir uns bey den Grabmählern auf, die um den Gottesacker in einem erhöhten Gange angebracht ſind; die meiſten von Stein, und aus neuern Zeiten mehrere geſchmackvoll gearbeitete, auch wohl mit paſſenden Inſchriften. Freylich finden ſich auch einige Auswüchſe der Kunſt und Poeſie, die nirgends fehlen, wo Denkmahle der Todten aufgeſtellt ſind, weil die Zärtlichkeit für den, der nicht wieder kömmt, ſo leicht, und oft aus verſchiedenen Gründen, über das Maaß hinausläuft, welches die beſonnene Kunſt erfordert. Unter dieſen Todtenmahlen ſieht man auch ſolche, die nicht in Stein gehauen, ſondern in Oehl gemalt ſind, und deshalb hier an der freyen Luſt nur kurze Dauer verſprechen; was liegt jedoch daran, wenn nur die Erinnerung im Herzen der Liebe lebt; denn was iſt ein Denkmahl ohne ſie? Auch die ſchönſten werden zuletzt mehr ein Denkmahl des Meiſters, der ſie gemacht, als deſſen, den ſie verewigen ſollten.

Ein hier aufgeſtelltes Oehlgemälde, wo der Tod zu einem Geiſtlichen heranſchleicht, der auf der Geige ſpielt, geht unter dieſen ernſthaften Gegenſtänden beynahe ins Spaßhafte über. Wahrſcheinlich war der Verewigte ein leidenſchaftlicher Liebhaber des Saitenſpiels, den ein glückliches Ende mitten aus ſeiner Lieblingsbeſchäftigung riß; wenigſtens muß man die Vorſtellung ſo deuten. Würdiger indeß des ernſten Platzes möchte es geweſen ſeyn, wenn man den Spielmann ſo gemalt hätte, wie ihn ein winkender Genius aufmerkſam auf eine höhere Muſik macht, und er in entzücktem Emporſchauen ſein Tongeräthe aus matter Hand in den Staub ſinken läßt.

Der dieſer Kirche zudienende Gottesacker kann, ſeiner Lage nach, als außerhalb der Stadt befindlich angeſehen werden; ein zweyter ſoll an einem andern Ende der Stadt bey dem Barfüßerkloſter liegen; beyde alſo in geziemlicher Ferne menſchlicher Wohnungen, wenigſtens nicht mitten unter denſelben. Dieſe polizeyliche Sorgfalt für die Salubrität der Luft fanden wir der erſten Stadt der katholiſchen Eidgenoſſenſchaft würdig, und lobenswerth, begründet auf die faſt allgemein von Neapel bis Petersburg angenommene Sitte, und auf den entſchiedenen Rath aller vernünftigen Aerzte, die Todten außerhalb den Mauern zu begraben. Wir erinnerten uns bey dieſem Anlaß mit Bedauern einer nicht unbedeutenden und ſonſt wohlgeordneten Schweizerſtadt, wo der Begräbnißplatz für alle Einwohner noch gerade in ihrer Mitte liegt, von Menſchen und Thieren entweiht; ja, wo man ſogar, aller ärztlichen Weisheit zum Trotze, noch behauptet, daß es geſund ſey, weil einmahl ein Todtengräber alt geworden, und nicht alle Nachbarn des Kirchhofs frühzeitig ſterben *).

Auf dem Rückwege über die angenehmen Brücken ſahen wir zahlreiche Tauchenten, die um das Pfahlwerk im See mit ihren Jungen herumſchwammen, und ihnen Nahrung reichten, frey, ſicher und ungeſtört; man darf ſie in der Nähe der Stadt nicht ſchießen, weil ſie mit Recht für eine gefällige Zierde

---

*) Dieſem Uebelſtand iſt nunmehr auch auf preiswürdige Weiſe abgeholfen.

dieſes Platzes angeſehen werden. Es iſt eine ſo ſeltene Freude, ein unſchädliches Thier in ſeiner vollen Freyheit zu ſehen, welches ſich der Menſch nicht unterwürfig gemacht hat, oder nicht verfolgt, ja gar noch vor Plage ſchützt, daß ich den Glücklichen mit kindiſcher Luſt zuſah.

Noch hatten wir das Vergnügen, einen geachteten Bekannten aus unſrer Heimath anzutreffen, der ſich in dieſer Stadt niedergelaſſen, und uns jetzt mit landsmänniſcher Gefälligkeit noch auf manche Sehenswürdigkeit von Luzern und dem Lande aufmerkſam machte, auch meine Reiſegefährten auf eine die ganze Lage der Stadt überſchauende Anhöhe führte, wohin ich leider wegen Müdigkeit nicht mehr folgen konnte. Wie ich von ihm und andern hörte, ſo finden ſich glänzende Gartenanlagen und reiche Luſtplätze wenig in der Umgebung von Luzern; wenig von den ſogenannten engliſchen Partien, aus dürftigem Strauchwerk und engen krummen Pfaden winzig zuſammengeſetzt, worin ſich kein Menſch vergnügt ergehen kann, als wer eine vorübergehende Modekünſteley über den einfachen Styl der Schönheit ſetzt. Das Pfyfferſche Landgut ſoll, wie mir Reiſende ſagten, davon eine Ausnahme machen, und lieblich geordnete Gänge und einſame Plätze enthalten, welche nicht ſehen zu können ich aus mehrern Gründen bedauerte. — Dieß Gelände hat aber auch ſolchen Schmuck nicht nöthig;

wo die Natur ſich ſo erhaben ausſpricht, muß das ihr nachhinkende Kunſtwerk klein ſcheinen. Bäume allein ſind es, die einer an ſich ſchon reizenden Gegend zur Zierde können angebracht werden; hohe Bäume, unter deren Gewölbe einzelne Theile der Landſchaft wie immerwechſelnde Gemälde hervorſcheinen, und deren runde Wipfel auch aus der Ferne jede Lage verſchönern.

An heitern Sonntagabenden laſſen ſich Städte nnd Leute am vortheilhafteſten ſehen. Die Gaſſen ſind reinlicher, das Getümmel kleiner, und die Menſchen ruhiger; ſie tragen auf ihren Mienen weniger die Aengſtlichkeit des Erwerbs, die Leidenſchaftlichkeit des Verkehrs; ſelbſt die Armuth zeigt ſich Sonntags im beſſern Kleide, und theilt wenigſtens heute die Arbeitskraft mit dem reichen Müſſiggänger. Heil dem Tage, der die Leute froher und beſſer zeigt, als ſie gewöhnlich ſcheinen; denn den Verfall von Unſersgleichen zu ſehen, iſt doch das tiefſte der Leiden!

Zufrieden mit dem was wir geſehen, und heute gelebt hatten, beſchloſſen wir unſer Tagwerk, erſchöpft von dem Herabſteigen vom Berge und der Schlafloſigkeit der vorigen Nacht, mit dem Bedürfniß nach Ruhe. — Schon war ich eingeſchlafen, als mich ein lächerlicher Vorfall wieder aufweckte: Ich hörte ein lautes Getümmel, das aus der Nähe des Gaſthofes kam; es tönte wie lautes Lachen und pöbelhaftes

Redegeſchrey. Das iſt noch eine luſtige Geſellſchaft in dem nahegelegenen Caſino, dachte ich halb im Schlaf. Als aber der Lärm immer toller wurde, und alle durch einander ſchrieen wie unſinnig, ärgerte ich mich: Iſt es doch heute Sonntag und morgen wiederum ein Feiertag, wie mögen die Leute ſo kannibaliſch toben, und wie kann die löbliche Stadtordnung ſo was dulden? Wahrſcheinlich wurde es ſtiller, denn ich ſchlief bald wieder ein. Als ich mich aber des Morgens bey dem Wirthe nach dieſem muntern Gelage im Caſino erkundigte, wollte er von nichts wiſſen. Endlich kam es heraus, daß es eine Herde Schweine geweſen, die in der Nacht angekommen und in einen benachbarten Stall eingeſperrt worden waren. Das Schlimmſte bey der Sache war jetzt, daß der Wirth, wie ich aus ſeinem mitleidigen Lächeln bemerkte, meine Frage für einen einfältigen Spaß anſah, und ſein Mißfallen, wo nicht in die Zeche doch auf meine Perſon übergehen ließ, ſo daß ich jetzt beſorgen muß, nicht einmahl eine freundliche Erinnerung in Luzern zurückgelaſſen zu haben, wo es mir doch ſo wohl gefiel.

Luzern war zum äußerſten Ziel unſrer Land- und Seereiſe beſtimmt worden; wir wollten uns nicht überreiſen, ſo wie man ſich nicht übereſſen ſoll, um den Appetit nicht zu verderben. Auch wird uns jetzt noch niemand unmäßiger Reiſeluſt mit Recht beſchuldigen können, wer auch noch ſo ſtreng über den Wandel ſeines Nächſten wacht. — Wir verließen alſo den ſtattlichen Ort, die angenehme Stadt, frühmorgens den 8. September; und da ſich Hinderniſſe zeigten, über Waſſer nach Zug zurückzukehren, die Landſtraße aber bis Zürich zu lang für müde Füße war, ſo ſetzten wir uns in einen offnen Wagen, und fuhren bey ſchönſtem Wetter unter Obſtbäumen voll lekkender Früchte über Land. Uns begegneten, da heute ein Feiertag, Mariä Geburt, war, viele Landleute die zur Kirche zogen. Kein großer Schlag von Menſchen, weder bey Männern noch Weibern, aber ſtark und geſund kamen ſie mir vor, ſo viel man nämlich im Vorbeyfahren urtheilen kann. — Wer dem weiblichen Geſchlechte Liebe zum Putz vorwirft, ſoll auch die Mädchen dieſes Landſtriches nicht davon ausnehmen. Ich habe wohl ſchönere Trachten in der Schweiz geſehen, aber keine war ſo bunt, wie dieſer Sonntagsanzug; vom Hut bis auf die Schuhe iſt alles mit Bändern, Schnüren, Streifen, Laſchen, und wer weiß wie die Sachen alle heißen, von den höchſten Farben beſetzt. Dieſe Mädchen kamen mir vor, als wenn ſie durch den Regenbogen gegangen, und ſeine Farben an ihnen hängen geblieben wären. „Wir müſſen ihnen die Freude laſſen, ſagte ein alter Bauersmann: heut im Putz und morn im Schmutz, heißt es da.“ Der Mann ſchien auch anzunehmen, daß das ſo ein angeborner Trieb ſey; und wenn es angeboren iſt, was können ſie dafür?

Rauh und eng wurde der Weg durchs Zugergebieth, aber meiſt ging es unter reichen Obſtbäumen fort, die das Land bis an den Albis zieren. In Knonau mußten wir zu Mittag eſſen, und trafen auch da wieder mehrere Partien Engländer an, deren ich nicht gedenken würde, wäre nicht einer unter ihnen geweſen, der ſich nicht ausreden ließ, die Alterthümer ſehen zu wollen, die im vorigen Jahrhundert in dieſer Gegend ausgegraben worden, und den Iſistempel, der nach der Ausſage der Bauern vor mehr als tauſend Jahren dort geſtanden haben ſoll, und die „bisher unbekannte Stadt,“ welche von den Gelehrten des Hauptorts entdeckt *), aber noch von niemand geſehen worden. Das alles ſtand auf ſeinen Reiſenotizen; er war um deßwillen hieher gekommen, wie hätte er zufrieden mit ſich ſelbſt zurückkehren können, ohne wenigſtens auf dem Platz geweſen zu ſeyn? Eine Beharrlichkeit, die, mit mehr Verſtande geleitet, ſchon große Dinge bewirkt hat. — Ob er aber auch zufrieden mit den entdeckenden Gelehrten zurückkommen werde, das möch-

---

*) Zuverläßige Nachricht von einer neuen Entdeckung merkwürdiger Antiquitäten einer bisher unbekannten Stadt in der Herrſchaft Knonau, die auf hohen Befehl ꝛc. iſt befördert worden. 4. Zürich 1741.

ten wir nicht abwarten; er will von hier nach Italien, wahrſcheinlich wird er dort mehr finden.

Auf dem Albis hatten wir nun die Ausſicht, die uns der Nebel auf der Hinreiſe verdeckt hatte. Es iſt wirklich an einem ſchönen Abende, wie dieſer war, ein herrlicher Anblick. — „O wie ſchön muß ſich's ergehen, dort in jenem Sonnenſchein.“ — Gerade von einer ſolchen Höhe zeigen ſich Land und Seen am reizendſten; höher werden die Gegenſtände zu undeutlich, und in der Tiefe erſcheinen ſie nur vereinzelt, und ſind zunächſt am Waſſer bald langweilig, weil das Waſſer zu wenig Veränderung hat. Letzteres wollten mir meine Gefährten nicht gelten laſſen, ich berief mich aber auf Beyſpiele, denen zufolge auch die feurigſten Liebhaber der Schweizernatur, die ſich aus der Fremde an unſern Seen anſiedelten, es nicht lange aushielten, ſondern erſt für kurze, dann für längere Zeit hinwegzogen, bis ſie zuletzt gar nicht wieder kamen. Das, meinten aber die Gefährten, ſey weniger die Schuld der Natur, als einer gewiſſen Unbeſtändigkeit und Unruhe, die gewöhnlich allzufeurige und müßige Liebhaberey begleite; vielleicht auch eine Folge der getäuſchten arkadiſchen Erwartung. — Meinetwegen! man muß ſeine Meynung nur ſagen, aber nie behaupten.

„O wie ſchön muß ſichs ergehen dort in jenem Sonnenſchein!“ Dieſe Sehnſucht macht die Seligkeit unſrer Naturempfindung aus; und wenn es ſich auch dann, wenn man in jenen Sonnenſchein kömmt, nicht ſo ergeht, wie man gemeint hatte, ſo war man doch im Vorgenuſſe glücklich, und hat das Vergnügen, ſich für die Wirklichkeit des erſehnten Zuſtandes wenigſtens tüchtig zu fühlen, weil man ihn zu ahnen im Stande war; denn einmahl wird er doch kommen.

Ueber den Berg muß man zu Fuß gehen, wenn man nicht unerträglich zerſtoßen ſeyn will, wenigſtens abwärts. Am Fuße deſſelben ſaßen zwey kleine Bauernkinder, die im Staube der Landſtraße ſpielten; rechts lag in der Nähe ein Dorf. Ich fragte ſie, wie es heiße? Der kleine Junge antwortete: die Mühle. Das Mädchen lachte ihn aus: unſer Haus heißt die Mühle! — Wie heißen aber alle Häuſer zuſammen? — das Dorf, erwiederte das Mädchen. — Und wie heißt das Dorf? — Weiter wußte aber das Kind auch nichts. Sind wir nicht ebenfalls ſolche Kinder, die im Staube ſpielen, einander belachen und zurechtweiſen, und doch ſobald ſelbſt überfragt ſind!

Zürich nimmt ſich von dieſer Seite her, Abends wenn die Sonne ſcheint, gar lieblich aus, am Schluſſe des Sees, mit den vielen Landhäuſern, die ihn umgeben. Unſer offene Wagen war uns jetzt ſehr willkommen. Wir kamen zu rechter Zeit an, um uns noch ein wenig ergehen zu können; die geſtrige Ermüdung lag noch ſtechend in den Gliedern, und war durch das zehnſtündige Fahren faſt zur Steifheit ausgeartet.

In unſerm Plane lag es, daß wir von hier aus wieder zu Fuß in die Heimath wandern ſollten; und da die ganze Zeit über alles pünktlich und ſtündlich nach unſerm Vorhaben geglückt, ſo wäre es Schade geweſen, wenn wir noch in den letzten Stunden davon hätten abgehen müſſen. Und ſo gelangten wir auch den 9. September Nachmittags um die nähmliche Stunde wieder zu Hauſe an, wo wir vor fünf Tagen weggegangen waren; damals mit leichten Füßen und ſchwerem Beutel, jetzt gerade umgekehrt; hin und her aber mit frohem Herzen und ungetrübter Luſt.

Ulrich Hegner's

geſammelte Schriften.

Fünfter Band.

Aus dem Leben eines Geringen.
Leben Johann Rudolf Schellenbergs. — Anton Graff's.
Johann Kaſpar Kuſters. — Johann Heinrich Troll's.
Beitrag zur Bezeichnung des Künſtlers, wie er ſeyn ſollte.
Gedichte.
Gedanken, Meynungen, Urtheile.

Berlin, 1830.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Aus dem Leben eines Geringen.

Es ſind im Wintermonath zwanzig Jahre, daß ich eines Abends, als es ſchon dunkel war, ſchwerbeladen in dem Marktflecken N. eintraf, um des morgenden Tages meinen Kram auf dem Jahrmarkte feil zu bieten. Müde, weil ich den ganzen Tag gewandert, ſtellte ich meinen Waarenkaſten in eine Ecke der Wirthsſtube, und ſetzte mich an den runden Tiſch, wo ich ſchon mehrere Bekannte, wie es Krämern zu gehen pflegt, antraf. Behaglich vom Ausruhen, und erheitert vom Weine, kam man unter allerley Geſprächen auch auf die große Lotterie, die dieſer Tagen in W. gezogen werden ſollte. Man ſprach, wie es der Brauch iſt, von guten und böſen Zahlen, und erzählte lockende Glücksgeſchichten; da fiel mir ein, woran ich ohne dieſe Reden kaum mehr gedacht hätte, daß ich ſchon ſeit geraumer Zeit ein Paar Looſe dieſes Glückſpiels bey mir trage, auf die ich aber, als ein verhaßtes Erwerbniß, wie ich nachher erzählen werde, nie einige Rechnung machte. Jetzt ſuchte ich ſie eitler Weiſe aus meiner Brieftaſche hervor: Hier ſind auch zwey, die mich mehr koſten, als ſie werth ſind, wiewohl ich wenig von ihnen erwarte, ſagte ich, und wies ſie meinen Nachbarn vor.

An einem nahen Tiſche ſaßen Juden, deren einer aufgeſtanden war, und die Looſe eingeſehen hatte; dieſer ließ ſich vernehmen, er ſey ſchon einige Male ziemlich günſtig in Lotterien weggekommen, und möchte ſein Heil wieder verſuchen, wenn ich ihm die Zettel, auf die ich ſo keinen großen Werth ſetze, um einen billigen Preis überlaſſen wollte. Er bot mir eine ſpöttiſche Kleinigkeit, die ich verächtlich abwies, und meine Looſe zurückforderte; er theilte ſie aber auch ſeinen andern Glaubensgeſellen mit, die ſie unter ſich herumgehen ließen, und mir etwas mehr, und dann noch mehr boten; aber ich wollte nicht, und unwillig über ihr Zögern riß ich ſie ihnen aus den Händen, und ſteckte ſie ſchnell in mein Taſchenbuch.

Bald darauf ging ich ſchlafen, und mir folgte ein andrer wohlbekannter Krämer, der auch auf meine Kammer angewieſen war. Noch wollte ich meine Lotterielooſe an ihren alten Platz in der Brieftaſche verſorgen, als ich wahrnahm, daß eines derſelben verwechſelt worden ſey, denn die Zahlen der meinigen folgten ſich unmittelbar, das wußte ich beſtimmt. — Das haben die Juden gethan, ſchrie der Krämer, und ſprang ſogleich hinunter, ich ihm nach, und da einer derſelben eben im Begriff war, wegzureiten, hielten wir ihn feſt. Es gab Lärm, wir ſchleppten ihn in die Wirthsſtube, wo auch ohne Verzug die andern von den willigen Anweſenden gepackt wurden. Zwar beriefen ſich die Juden ſogleich auf den Richter, vor deſſen Gerechtigkeit ſie gebracht zu werden verlangten; allein es hieß: die Gerechtigkeit des Richters iſt langſam, und ihr Spitzbuben ſeyd ſchnell, ihr möchtet Zeit gewinnen, das Geſtohlne auf die Seite zu bringen; ſeyd ihr unſchuldig, ſo dürft ihr euch wohl ausſuchen laſſen! Und damit gerieth die ganze Geſellſchaft, aus Krämern, und Handwerksburſchen und Fuhrleuten beſtehend, über die armen Schelmen her, und durchgriff ſie ſo tüchtig, daß ihnen nichts bedeutendes mehr auf dem Leibe blieb, als blaue Flecken und rothe Striemen. Zwar ward mein Loos gleich anfangs bey dem, der hatte wegreiten wollen, gefunden, das hinderte aber keinesweges den Unterſuchungseifer gegen die Uebrigen, die am Ende, als ſie die Uebermacht empfanden, ſtill und geduldig ſich der Mißhandlung hingaben, und den Verluſt mancher Habſeligkeit, denn ohne dieß war die chriſtliche Bemühung nicht abgelaufen, wenig zu achten, ja ſich derſelben noch heimlich zu freuen ſchienen, um deſto wirkſamer vor dem Richter auftreten zu können.

Der Lärm war indeſſen außer das Haus gedrungen; es kam Befehl, die Juden feſtzuſetzen, und uns andre nicht fortzulaſſen. — Aber die Juden ſind immer beſonnen; ſchon während der ſtürmiſchen Unterſuchung hatte der, bei welchem mein Lotterieloos gefunden worden, keck behauptet, daß es das Seinige und ſchon lang in ſeinem Beſitze ſey, und dabey blieb er auch den folgenden Tag vor dem Richter, und immerfort. Nun fehlte es mir zwar nicht an Beweiſen, mein Eigenthum darzuthun, da ich aber einige Tage brauchte, ſolche zur Hand zu bringen, ſo zeigte es ſich mittlerweile, daß das geſtohlne Loos bereits ſchon gezogen worden, und mir dadurch ein großer, ja für mich ungeheurer Gewinn zugefallen ſey. Kaum war dieß bekannt, ſo drängte ſich alles was in dem Wirthshauſe gegenwärtig geweſen war, oder bloß auf der Straße dem Tumult zugehört hatte, hinzu, um für mich die Wahrheit zu bekräftigen; eine Wolke von Zeugen, mehr geeignet, die Sonne der Wahrheit zu umnebeln, als hervortreten zu laſſen. Da jedoch meine Beweiſe gültig gefunden waren, und die Einrede der Juden gegen dieſe Zeugen, von denen ſie mißhandelt worden, nicht viel half, ſo wurde mir das Loos wieder eigenthümlich zugeſprochen; die Juden aber wurden gezüchtigt, und wir Chriſten mußten für unſre eigenmächtige Präcognition die Gerichtsſporteln bezahlen, die ich aber billigermaßen allen wieder erſetzen, ja noch mehr dazu geben mußte, denn jeder erwartete für ſeinen Beyſtand meinen Dank, auch wenn er ſich dabey ſchon ſelbſt bezahlt zu machen gewußt hatte.

So ward ich aus einem wandernden Krämer plötzlich wieder ein reicher Mann, wie ich auch ſchon geweſen; aber ich konnte zu keiner rechten Freude an dieſem neuen Reichthum kommen, ich mochte ihn mit eigenen oder fremden Brillen anſehen, weil ich ohne denſelben ſchon genug, das heißt: Geſundheit und beſcheidenes Auskommen, hatte, und mehr nicht haben wollte, und an dieſes Maaß der Werth meines Lebens gebunden war. Denn als ich vor Jahren, nach dem Bruch meines Handelshauſes, aus dem Ueberfluß und vergeudenden Leichtſinn in Noth und Armuth gekommen, hatte ich in der Schule des Trübſals manchen innern Kampf mit Vorurtheil und Leidenſchaft zu beſtehen, und konnte zu keiner Ruhe kommen; bis in guter Stunde der gottgefällige Entſchluß in mir erwachte, das Reff eines Krämers umzuhängen, um damit meinen ehrlichen Unterhalt, zu ſuchen, und im Kleinen wieder gut zu machen, was ich im Großen verſäumt hatte; da fand ich mit demſelben auch, wo nicht das Glück, doch eine Beruhigung, die ich vorher nicht gekannt, und ſo wie ich den ſchweren Anfang überſtanden und gelernt hatte, mich mit wenigem abzufinden, gewann ich mit meinem Krame gerade ſo viel, als ich zu genügendem Unterhalt brauchte, und lernte die Menſchen von unten hinauf kennen, gerade wie ſie von oben herab ſind, gut und böſe, nur mit dem Vortheil, daß ich ihrer weniger bedurfte, und mir ſelbſt zu helfen wußte; ſo daß ich Freude an meinem herumziehenden Leben im Kleinen fand, und mir's nicht beſſer wünſchte. Meine Vaterſtadt, wo Spott mich angrinzte, und Verachtung auf mich herab ſah, hatte ich verlaſſen, und war unter anderm Namen mit einer alten, mir einzig treu gebliebenen Muhme, an einen größern Ort gezogen, wo ich mir bald ein Häuschen kaufen, und ſchon anfangen konnte, etwas für die alten Tage zurückzulegen.

Was ſollte ich nun mit dieſer Laſt des Geldes anheben? Zudem war der Jude, der das Loos geſtohlen, auf ein Jahr zum Karren verurtheilt, und die andern hatten Prügel bekommen, das machte mir den Gewinn auch weniger erfreulich. Hauptſächlich gab mir die Art und Weiſe, wie ich zu dieſen Lotterielooſen gekommen, viel Stoff zum Nachdenken. Ich hatte nämlich, als ich noch in ſogenannten glücklichen Umſtänden war, einen Führer meiner Handlung, dem ich alles vertrauend überließ, und nicht gern nachrechnete, weil mir die Schreibſtube und ihre Büchercoloſſe Langeweile machten. Dieſer benutzte meine Faulheit zum ärgſten Betrug, ſo daß ich doch zuletzt aufmerkſam wurde; als ich ihm aber zu Leibe gehen wollte, machte er ſich aus dem Staube; er hatte ſein ungerechtes Gut ſchon vorher in Sicherheit gebracht, und nahm jetzt noch mit, was er konnte. Ich fand meine Handlung zu Grunde gerichtet, und nachdem ich mich mit den Gläubigern abgefunden hatte, blieb mir ſo viel wie nichts übrig. Das Wenige, was der Betrüger an Habſeligkeiten zurückgelaſſen, wurde mir zugeſprochen, wovon ich aber nichts behielt, denn ich mochte kein weiteres Andenken von dem Treuloſen vor mir haben. Nur ein Lotteriebillet ward mir noch eingehändigt, das er, wie ich leider zu ſpät erfuhr, einem Spieler abgewonnen hatte, der ſich nachher ſelbſt entleibte. Ich hatte es in meine Brieftaſche geſteckt und vergeſſen, bis mir nach einiger Zeit ſein kleiner Gewinn zukam, den ich aber ſogleich wieder an andre Looſe verwandte, bald mehr bald weniger, je nachdem ich vom Geſchicke bedacht wurde, denn ich wollte dies Spiel ſo lange treiben, bis es durch ſich ſelbſt ein Ende nähme. In dieſem Gelde iſt kein Segen, meynte ich oft, noch ehe ich wußte, woher der Menſch das Loos gehabt; wiewohl ich nie ganz leer ausging, und die Leute das ein Glück nannten. Aber ich hatte gelernt einen Unterſchied machen zwiſchen dieſem Glücke, und dem Segen, dem ich auf der Spur war.

Und jetzt mußte es ſich doch fügen, daß ich durch den unbedeutenden Nachlaß des Mannes, der mich um das Meinige gebracht hatte, wieder zu einem übermäßigen Vermögen gelangen ſollte. Ungerechtes war nichts dabey, und Erſchlichenes noch weniger, denn das zurückgelaſſene Loos jenes Mannes kam mir von Rechts wegen zu; und wenn auch die Billigkeit etwas für ihn hätte verlangen können, ſo wäre es höchſtens der Betrag des erſten Gewinns deſſelben geweſen. Dennoch, ob ich gleich die Hand des Schickſals ehrte, ſetzte mich jetzt ſeine reiche Beſcherung in Verlegenheit; was ſollte ich damit anfangen, ich, der ohne Noth (ich rechne mir es aber keineswegs zur Ehre) niemals in meinem Leben gern etwas angefangen hatte, ſondern immer lieber auf den ſchon gebahnten Wegen fortgeſchlendert war? Zwar fehlte es nicht an mancherley Mitteln, die mir nunmehr täglich beliebt wurden, der Bürde los zu werden. Es verſammelten ſich neue Freunde um mich, die ſich meines Glückes freuten, erſt verächtlich von meinem alten Kram ſprachen, und dann ſich mit mir zu bedeutendern Handelsverbindungen vereinigen wollten. Andre meynten, ich ſollte das Geld bey ihnen auf ſichere Zinſen legen und mir gute Tage machen. Ausſichten ſogar zu zärtlichen Verbindungen wurden mir unter der Hand geöffnet. Alte Bekannte aus der Zeit meines Wohlſtandes, von denen ich mich vergeſſen glaubte, näherten ſich wieder, als wäre die alte Traulichkeit nie geſtört worden, und ſagten: ſetze dich in einen Reiſewagen, und fahre durch die Welt, ſo haſt du Genuß, wir begleiten dich! Es gibt auch Beförderer des Menſchenwohls aus fremden Beyträgen, dieſe legten mir ihre Bemühungen ans Herz, und fanden es den Grundſätzen der Sittenlehre gemäß, daß ich das, was mir der blinde Zufall beſchert habe, zum beſten der Menſchheit mit ihnen theile. Die Boten des Glaubens nannten es eine Gabe des Himmels, und empfahlen mir ihre Kaſſe zur Bekehrung der Heiden. Und ſo lagen Freundſchaftsdienſte, Gewerbe im Großen, gemeinnützige Anſtalten, und Vereine aller Art in mannigfaltiger Ausſicht vor mir, als eine Muſterkarte von guten Werken, wo nur die Wahl einem ſauer werden ſollte. Solchen leichten Weg zum Heil gewährt der Reichthum ſeinen Beſitzern! Ich hatte ſonſt eine Stimme vernommen, und ehedem von eigner Erfahrung bewährt erfunden, daß es dem Reichen ſchwer werde, dieſen Weg zu finden; da fragte ich jetzt auch noch jene Stimme, und vernahm ihre Antwort ohne eben traurig hinwegzugehen.

Kommt Zeit, kommt Rath, ſagte ich: wenigſtens will ich um des Geldes Willen nicht auf der faulen Haut liegen! Ich ließ einen Kaſten machen, verſchloß den Mammon einſtweilen darein, und ſetzte meinen kleinen Handel wieder fort, wie vorher, indeß meine alte Muhme des Schatzes und des Hauſes hütete.

Nun begab es ſich aber nicht lange hernach, als ich Abends meine Geſchäfte auf dem Markt eines benachbarten Städtchens zu Ende gebracht, und erfreuliche Einnahme gemacht hatte, und noch nach Hauſe kehren wollte, daß mehrere meiner Marktgefährten in mich drangen, ich müſſe ihnen zur Beſchwichtigung meines raſenden Glückes etwas zum Beſten geben. Um nicht knauſerig zu ſcheinen, glaubte ich ihnen entſprechen zu müſſen, wiewohl ich ihnen lieber die Zeche doppelt bezahlt hätte und nach Hauſe gegangen wäre, wohin mich ſtets die Begierde zog; ich konnte deßhalb auch die Freuden des Mahles nicht recht mit ihnen theilen, und je länger es währte, deſto unruhiger ward ich im Innern, und ſtiller von auſſen. Ich ſchrieb es der

Abneigung vor ſolchen Gelagen zu, wodurch ſo manche reuige Erinnerung in mir geweckt wurde; und die Gäſte erklärten mein Schweigen für Mißmuth über die Ausgabe, ob ich gleich auftragen ließ, was der Wirth vermochte; ſomit hatte ich auch dießmal weder Dank noch Genuß von meiner ſchwachen Nachgiebigkeit.

Da es jetzt zum Heimgehen zu ſpät geworden, und mein Kopf von dem Abendſchmauſe geſpannt war, legte ich mich zur Ruhe nieder, oder vielmehr zu ſchauerlichen Träumen; denn zweymal ſah ich die alte Muhme vor mir ſtehen, erſt erſchrocken und verſtört, die Arme nach mir wie um Hülfe ausſtreckend, und ſpäter dann wie aus weiter Ferne mir freundlich lächelnd, in ihrem Sonntagsgewande, jungfräulich verjüngt und doch kennbar. Träume ſind mir gewöhnlich, darum würde ich auch dieſer Phantome nicht mehr gedenken, hätte nicht bald die ſchreckliche Wirklichkeit ihre geheimnißvolle Deutung enthüllt. Denn als ich Nachmittags darauf nach Hauſe kam, und mir die Thüre, ich mochte klingeln und klopfen, nicht aufgemacht wurde, auch die Nachbarn bemerkten, ſie hätten zu ihrer Verwunderung heute noch nichts von der Alten wahrgenommen, kam mir die Sache bedenklich vor; ich ließ die Thüre mit Gewalt öffnen, und mit mir drangen die neugierigen Nachbarn hinein. Aber welch Entſetzen! Oben an der Stiege fanden wir die Muhme mit zerſchelltem Kopf in ihrem Blute liegen, ſie war todt. Ueber dem Anblick ſchwanden mir die Sinne, und als ich wieder zurecht kam, ſtanden tröſtende Freunde um mich her, die mich zur Ergebung vermahnten, und mir anfänglich den Raub des Geldes ſorgfältig verhehlen zu müſſen glaubten, als wenn dieß der eigentliche Gegenſtand meines Schmerzes ſeyn müßte. Ach, bey dem Anblick der todten Muhme konnte ich mir das Uebrige ja leicht denken!

Das Ereigniß hatte großes Aufſehen gemacht; ſo ein Raubmord mitten in der volkreichen Vorſtadt! Man forſchte nach, man ſprach davon, man erzählte; damit kam jetzt auch die Geſchichte mit den Juden an jenem Jahrmarkt in Umlauf, und ſo wurde bald die Vermuthung laut, jene Juden haben es gethan. Zum Glück, wie es hieß, es war aber ein Unglück, fand ſich ſo eben einer derſelben in der Nähe, den man aufhob, und da man wieder Erwarten viel Geld bey ihm fand, womit er Pferde kaufen zu wollen vorgab, wurde er ohne weiters in ein Loch geworfen, ſein Geld in Beſchlag genommen, und ſeinen Spießgeſellen auch nachgeſpürt.

Die gute Muhme hatte indeſſen ein Leichenbegängniß wie eine vornehme Frau. Das Unglück hatte ſie und mich kundbar und zum Stadtgeſpräche einiger Tage gemacht. Es wurden wunderſame Geſchichten von uns herumgeboten; ich erhielt ſogar Beſuche von bedeutenden Perſonen, die vorübergehende Neugier zu mir führte, mit Verſprechen von Hülfe und Beyſtand, deſſen ich nicht nöthig hatte. Ich war nun wieder was vorher, ein leichter Bänkelkrämer, der unſchwer des Lotteriegeldes, aber ach, nur mit tiefem Schmerz der treuen Blutsverwandtin entbehren konnte, die deswegen ihr Leben hatte verlieren müſſen. O daß ich das Geld nie geſehen hätte, ſeufzte ich oft, oder ſchon bey ihr wäre in jener lichten Ferne, woher ſie mir im Traume ſo ſchön und freudig zugewinkt!

Der Jude wollte inzwiſchen nichts geſtehen, ob ihm gleich hart zugeſetzt wurde. So laßt ihn laufen, bat ich oft; aber das wollte die Juſtiz nicht, bis er mit ſeinen Geſellen, die aber noch nicht eingefangen waren, zuſammengeſtellt wäre. Da trug es ſich zu, als ich eines Tages den ausgeraubten Kaſten ſäuberte, fand ich in der Ecke einen plumpen ſilbernen Fingerring, auf dem zwey Buchſtaben eingegraben waren. Der Ring kam mir halb bekannt vor, und die Anfangsbuchſtaben erſchreckten mich, denn ſie deuteten auf den Namen eines der Gäſte, die ich am Abende vor jener unglücklichen Nacht bewirthet hatte, eines Menſchen, deſſen Thun und Laſſen mir ſchon lange verdächtig geweſen. Ich eilte damit zur Obrigkeit, die mir die Anzeige jeder neuen Spur der That zur Pflicht gemacht hatte. Man forſchte dem Manne nach, fand, daß er ſeit einiger Zeit mehr Geld ſehen laſſen als gewöhnlich, und noch andre verdächtige Merkmale. Er läugnete anfangs, da ich aber in ſeiner Gegenwart den Fund des Ringes beſchwören mußte, ſo brachte ihn dieß, nebſt den Fragen des Richters, in Verwirrung, er fand keine ausreichende Lüge mehr, verlor die Haltung, und ſo kam bald die ganze traurige Geſchichte an den Tag: daß er ſelbſt und drey andre ſeines Gelichters, denen die Gelegenheit meines Hauſes bekannt war, ſich verabredet, mich an jenem Abende von der Rückkehr nach Hauſe abzuhalten; und ſobald ich zu Bette geweſen, haben ſie das Wirthshaus verlaſſen, unter dem Vorwand, einen morgenden Markt zu beſuchen, ſtatt deſſen aber ſeyen ſie nach meinem kaum zwey Stunden entfernten Wohnorte geeilt, und durch die Hinterthüre in mein Haus gekommen, wo ſie den wohlbekannten Kaſten ohne Störung haben leeren können; erſt an der Treppe ſey ihnen die alte Haushälterin begegnet, da ſie aber Lärm gemacht und nicht habe ſchweigen wollen, habe ſie einer mit dem Brecheiſen zu Boden geſchlagen. Den Ring müſſe er leider bey der eilfertigen Plünderung des Kaſtens abgeſtreift haben.

Nachdem nun auch die andern Mitſchuldigen eingefangen worden, und in das Geſtändniß eingeſtimmt hatten, wurde endlich der Jude losgelaſſen; das währte aber ziemlich lange, weil Criminalbehörden gern eine vorſichtige Langſamkeit beobachten. Noch während er gefangen geſeſſen, war ich mehrmals von andern Juden, die mir ſeine Unſchuld verſicherten, um großmüthige Fürſprache bey der Obrigkeit angegangen worden, denen ich auch um ſo lieber entſprach, da er für ſeinen Antheil an dem beabſichtigten Betrug mit den Lotterieloosen ſchon mehr als genug gebüßt hatte, und ich ihn, ich weiß nicht warum, nie für den Begeher der Mordthat anſehen können; in dieſer Meynung hatte ich ihm auch einige Erleichterung in dem Gefängniß zu verſchaffen gewußt. So wie er nun losgeſprochen war, kam er, von dem ich eben nicht den erſten Dank erwarten durfte, da er ſchon zweymal um meinetwillen gelitten, zu mir, begleitet von einem Rabbiner, den ich ſchon aus früherer Zeit kannte, und brachte mir, da ich ihm Böſes mit Gutem vergolten habe, eine ſilberne Uhr zum Geſchenke, die er als ein ſehr gutes Werk rühmte. Ich mußte ſie nehmen, er bat mich darum wie um eine Wohlthat, habe ſie im Grund auch gern genommen, weil mich der Zug freute, und trage ſie noch jetzt mit Wohlgefallen. Was iſt's denn, ſagte der Rabbiner, als er ſah, daß mir dies Benehmen auffiel: es iſt keiner ſo ſchmählich, den nicht auch die Demuth der Dankbarkeit anwandeln könne, ſo wie der Beſte ſich nicht rühmen ſoll, daß ihn nicht zuweilen noch der Stolz vom Dank abhalten könne. Und als ich bemerkte, was ich gethan, verdiene ja kaum ein Wort, geſchweige eine thätliche Bezeugung des Dankes, fügte er hinzu, wenn auch dem ſo wäre, ſo müßte mich das nicht befremden, weil man gewöhnlich für kleine Wohlthaten eifriger danke, als für die großen.

Da die Diebe nicht ſo ſchnell mit dem Gelde hatten hervorrücken dürfen, um keinen Argwohn zu geben, ſo fand ſich noch das meiſte in ihren Wohnungen verborgen, und was mangelte, wurde mir aus dem Ihrigen, da zwey darunter nicht ohne Vermögen waren, erſetzt, ſo daß ich in Kurzem den ganzen Lotteriegewinn wieder baar im Kaſten hatte; denn die Ordnungsliebe des Richters verlangte, daß ich die vollſtändige Summe wieder zur Hand nehmen müſſe, ob ich mich gleich deſſen weigerte, und lieber gar nichts mehr von dieſem Blutgeld hätte hören oder ſehen mögen.

Aber die gute Hüterin des Schatzes war leider nicht mehr, und ich ſelbſt mochte und konnte ihn nicht hüten, da ich keinen Grund zu haben glaubte, meinen gewohnten Handel und Wandel aufzugeben. Ich mußte alſo für eine neue Haushälterin ſorgen, und fand ſie in einer armen Freundin der Muhme, die ich ehedem öfters bey ihr geſehen hatte. Das Geld mochte ich nicht anrühren, noch weniger zur Stunde darüber verfügen, weil es allgemein hieß, die Räuber haben das Leben verwirkt, und ich durch Fürbitten und Anerbietungen ihnen daſſelbe zu erhalten hoffte. Was ſonſt die Welt für ein beneidenswerthes Glück anſieht, wohl gar für eine beſondre Gunſt des Himmels, ſolch ein überſchwenglicher Gewinn ohne Müh' und Arbeit, das war für mich eine Quelle bittern Leidens geworden. Dieß fatale Glück hatte einen Juden in's Zuchthaus gebracht, und ſeinen Mitſchuldigen Prügel und Mißhandlungen zugezogen; meine Muhme hatte darüber ihr Leben eingebüßt, und deßwegen ſollten jetzt noch drey andre Menſchen (einer der Diebe war entwichen) hingerichtet werden! Mein ſchwacher Geiſt konnte das nicht vertragen, und eine ängſtliche Unruhe, die meine Phantaſie angriff, verfolgte mich bey Tage und ließ nicht ab von mir in langen Nächten. Ich bot Geld, zuletzt die ganze Summe, worüber die Obrigkeit zu wohlthätigen Stiftungen oder wie es ihr beliebte, verfügen möge, wenn damit etwas zur Lebensrettung der Schuldigen könnte bewirkt werden. Man ſah wohl, daß es mein Ernſt war, wandte mir aber, leider ganz richtig, die Mordthat ein, für welche das Geſetz keine Gnade habe. Dazu lagen mir noch, ärger als vorher die Juden, die Blutsverwandten der Gefangenen ohne Unterlaß auf dem Halſe, ſobald ſie meine günſtige Stimmung erfahren hatten. Alles was ich für dieſe that, war ihnen nicht genug; ſie wurden täglich dreiſter, wollten mir ſogar Mittel und Wege anweiſen, einige Richter durch Beſtechung zu gewinnen; ja es gab ſolche, die ungeſcheut Unterſtützung für ſich ſelbſt begehrten, als wenn jene Schurken mir zu Ehren im Gefängniſſe ſäßen. Ich mußte zuletzt dem Geſindel die Thüre verſchließen.

Bey allen dieſen Vorfällen und den neuen Verhältniſſen, worein ich gezogen wurde, bey den Aufforderungen, Verhören, Zudringlichkeiten und Störungen aller Art, fand ich ſo viel Anlaß, traurige Erfahrungen über meine eigne Schwachheit und die Verkehrtheit Andrer zu machen, daß ich die theuer erworbene Zufriedenheit, die ich nach frühern Unglücksfällen auf dem engen Pfade der Beſchränktheit gefunden hatte, wieder zu verlieren, und in die düſtere Kleingläubigkeit an den Werth der Menſchen zurückzufallen anfing, von der ich mich längſt befreyt glaubte. Und da jetzt noch der Krieg ſich in die Nähe zog, und das Beſuchen der Meſſen und Jahrmärkte unmöglich oder gefährlich machte, ſo wurde ich an dem einzigen Rettungsmittel, wozu mir eigne und fremde Vernunft rieth, an der heilſamen Zerſtreuung meines Berufs gehindert. Nicht ſelten ſtieg damals der Wunſch in mir auf, ich möchte katholiſch geboren ſeyn, um irgendwo in einem Kloſter mich von der Welt zu ſcheiden. Ich ſage geboren, denn der Abfall war nicht meine Sache, weil er keinen dauernden Frieden gewährt, und ſo mancher Abgefallene jedes Glaubens wieder gern vom Abfalle abfallen würde, wenn er es mit Ehren könnte.

Als nun aber endlich das Urtheil über die armen Sünder ausgeſprochen ward, nach welchem der, ſo den Mord begangen, an dem Leben geſtraft, und die andern gebrandmarkt werden ſollten, wie hätte ich über dieſe Zeit in der Stadt bleiben können? Ich ſteckte etwas Geld zu mir, um Einkäufe zu machen, hängte mein Reff an den Rücken, und vertraute die Sorge für das Zurückgelaſſene meiner Haushälterin, in der Zuverſicht, es werden ſich jetzt nicht ſobald neue Räuder daran wagen. Geſchehe was da wolle, ſagte ich den abhaltenden Freunden, ich gehe auf die ferne X. Meſſe, gerade deßwegen, weil es weit iſt! Und ſo zog ich ab, ſchon erleichtert ſobald ich zum Thore hinaus war. Das einſame Wandern war von jeher meine Freude; ich war aber wenig allein, allenthalben ſtieß ich auf Truppen, die in's Feld zogen; doch kam ich ungeſchoren hindurch, denn da die Meſſe in X. für frey erklärt war, ſo achteten die Kriegsbeamten meinen Paß, und ich hielt mich zur Vorſicht immer an die Landſtraße.

Schon glaubte ich mich am Ende meiner Laufbahn, als mich noch das Unglück ereilte, dem ich bisher entgangen war. Denn als ich am letzten Abend meiner Reiſe, in der Nähe der Meßſtadt, da ich keine Gefahr mehr vermuthete, einen Seitenpfad einſchlug, den man mir als abkürzend beſchrieben hatte, ſah ich bald zwey Bewaffnete mir folgen, die mit Geſpräch ſich zu mir geſellten, und freundlich thaten, bis wir auf einem abgelegenen Platze waren, wo ſie mit Gewalt über mich, als ſey ich ein Spion, herfielen, ſtatt des Paſſes aber, denn ich ihnen vorweiſen wollte, mit wüthender Drohung mein Geld verlangten. Ich wollte meinen Pack abwerfen, und mich zur Wehre ſetzen, bekam aber, wie ſie das ſahen, einen Stich in den Leib, davon ich hinſank; worauf ich dann ganz von ihnen ausgeplündert, und als todt in ein Gebüſch geſchleppt wurde. Jedoch erholte ich mich nach einiger

Zeit wieder, konnte aber nicht von der Stelle, und würde da wohl meinen Tod gefunden haben, indem die Nacht ſchon heranrückte, hätte nicht ein vorüberreitender Offizier mein Stöhnen vernommen. Er kam hinzu, und als er mich im Blute liegen fand, wollte er mir aufhelfen, allein es ging nicht. Da vermahnte er mich, eine kleine Weile Geduld zu haben, bis er ſich im nahen Dorfe nach Hülfe umgeſehen hätte. Ob es lang oder kurz gewähret, weiß ich nicht, denn ich lag wie in ſchmerzlichen Träumen; genug, es kamen Bauern, angeführt von dem edlen Manne, der mein Retter war, mit Leuchten und einem Karren. Ich wurde in die nächſte Herberge gebracht, und daſelbſt dem Wirthe zur weitern Pflegung empfohlen. Doch dabey ließ es dieſer menſchliche Samariter (ich weiß ihn nicht beſſer zu ehren, als mit dem heiligen Namen der Schrift) nicht bewenden; denn da hier kein rechter Arzt, meine Wunde bös und die Pflege gering war, ſo wußte er es in Kurzem dahin zu bringen, daß ich in die benachbarte Stadt, wo er als Eingeborner Bekanntſchaft und Einfluß hatte, gebracht, und in das Bürgerhoſpital aufgenommen wurde.

Da war ich nun — aber nicht als lebensfroher Bezieher der Meſſe, wie ich es mir vorausgedacht hatte, ſondern als ſchmerzlich Verwundeter im Krankenhauſe. Daheim ein reicher Mann, und hier ein armer Tropf. Der Krieg hatte ſich rings um die Gegend meiner Heimath gezogen, ſo daß ich gänzlich abgeſchnitten und ohne Geld und Hülfe von daher war; deſto willkommener mußte mir die Hülfe ſeyn, die ich hier fand, und ich fand ſie in reichlichem Maaße, ſo daß ich oftmals ſagte, und es noch zu dieſer Stunde glaube, Gott habe in Geſtalt jenes Offiziers einen Engel auf meinen Weg geſandt, daß er mich rette. — Zwar war das Haus nicht glänzend von außen, kein moderner Pallaſt des Elends, ſondern ein altes, weitläuftiges, gebrechliches Gebäude, an dem immer geflickt werden mußte; ſeine Einkünfte waren geringe, es erhielt ſich meiſt durch kleine milde Stiftungen, die ihm von Zeit zu Zeit zufloſſen. Daher auch keine hochbeſoldeten, gleichgültigen Aufſeher, keine liebloſen Wärter, die, als die Meiſtbietenden gewählt, mit Weib und Kindern von dem leben, was den Armen und Kranken zukommen ſollte. Der Vorſteher war ein ernſter, frommer Mann, der aus edlem Triebe ſeine Tage dieſer Anſtalt gewidmet hatte, und nur ſolche Gehülfen um ſich zu ſammeln wußte, die aus reinem Gewiſſen und mit hingebender Liebe handelten und dachten wie er. Da der Magiſtrat der Stadt ſein Verdienſt erkannte, denn conſtante Uneigennützigkeit wird ſelten lange verkannt, ſo ließ man ihn walten, und durch ſeine wachſame Ordnungsliebe und Häuslichkeit erhielt ſich und gedeihte alles.

Wohl ein halbes Jahr und länger hatte ich mit meiner Wunde zu thun, und viel auszuſtehen. Wiewohl gut und ſorgfältig behandelt, wünſchte ich doch oft in meiner Verlaſſenheit zu ſterben, denn ich kannte niemand und niemand kannte mich; mein Schickſal hing ganz von dem Beyſtand dieſer wohlwollenden Menſchen ab; Gott ſey Dank, daß ſie wohlwollend waren! Aber es kam nicht wie ich wünſchte; ich ſollte nicht ſterben, ſondern noch zu nähern Verhältniſſen des Dankes gegen dieß Haus meiner Rettung aufbewahrt werden.

Ich hatte während der Zeit meiner Geneſung, nachdem der Paß wieder offen ſtand, mehrere Male an meine Haushälterin geſchrieben, aber nie Antwort erhalten. Ich gab dieß der noch herrſchenden Kriegsunordnung Schuld, und ſuchte unterdeſſen im Hoſpitale mich, ſo gut ich konnte, nützlich zu machen mit Schreiben und allerley Handarbeit, ſo daß man mich nicht ungern da behielt. Auch war ich durch den Offizier, den ſeine Beſtimmung bald wieder in's Feld gerufen, einigen Freunden in der Stadt empfohlen worden, die mich auf meinem Leidenslager mit Büchern verſehen hatten, wodurch meine alte Luſt zum Leſen, die ich als Krämer faſt gänzlich aufgeben müſſen, wieder erwachte, ſo daß ich mich zuletzt bequem in meine Lage ſchickte, und ein erträgliches Leben hätte führen können, wenn nicht die Heimath geweſen wäre, an die ich doch auch denken mußte.

Zum Gehen war ich aber noch zu ſchwach; ich ſchrieb alſo, da die Haushälterin nicht antwortete, an einen alten Bekannten und vermeynten guten Freund,

und wartete von Woche zu Woche und von einem Tage zum andern auf ſeine Antwort. Aber auch dieſe kam nicht, ſo daß mir die Sache endlich bedenklich wurde, und ich befürchten mußte, der Vorſteher des Hoſpitals möchte, wie ſchon mehrere thaten, das Vorgeben meiner Herkunft für Trug anſehen. Ich bewog deßwegen dieſen wackern Mann, amtlich nach meinem Wohnorte ſchreiben zu laſſen, und Abſchrift meiner Briefe beyzufügen. Das hatte die Folge, daß nach Verfluß einiger Zeit eine Geſchichte an den Tag kam, die auf's Neue dazu diente, mir Welt und Menſchen zu verleiden. Die Haushälterin hatte ſich im Gewirre der Kriegsläufte, zum Schutz des Hauſes und ihrer ſchwachen Perſon, wie ſie ſagte, verheyrathet, und zwar gerade an den alten Bekannten, an den ich vergeblich geſchrieben. Da er als ein Freund von mir angeſehen wurde, und, ſo wie ſie, mir manches zu danken hatte, fand er keine Schwierigkeit, während meiner Abweſenheit als Verwalter auf meinem Eigenthum abzuſitzen. So ſchaltete das neue Ehepaar recht gemüthlich in meinem Hauſe, und machte ſich gute und immer beſſere Tage, je länger ich nichts von mir hören ließ. Sie erſchracken freylich etwas über meine Briefe, gaben aber vor, ich habe in X. eine Niederlaſſung gefunden, und werde mich wahrſcheinlich dort feſt ſetzen, zu welchem Behuf ſie mir Geld ſchicken müßten. Das Geld gebrauchten ſie indeſſen für ſich, und wollten dann mit einem beſcheidenen Theil des

Uebrigen davon gehen, zögerten aber zu lange, weil das Wohlbehagen, und die Verblendung des Geldes, die oft unglaublich iſt, ſie ſicher machte.

Auf das amtliche Schreiben und die dadurch erhaltene Gewißheit fand die Obrigkeit für gut, einzugreifen, und ſo erhellte ſich die Sache. Das Ehepaar bekam Verhaft; die Quelle alles Unheils, das Geld durch welches nun ſchon wieder zwey Perſonen zu Schelmen geworden, wurde in öffentliche Verwahrung genommen, und ich eingeladen, zur Beförderung gerichtlicher Unterſuchung nach Hauſe zu kommen, um als Kläger aufzutreten, da ſich ein beträchtlicher Defect im Vermögen zeige.

Das war mir alles in der Seele zuwider, ſo bitter mich auch die Untreue kränkte. Ich ſah mich jetzt von Neuem in den Strom der feindſeligen Welt gezogen, dem ich in meiner langen Abgeſchiedenheit glücklich entgangen zu ſeyn glaubte, wo ich mir ſchon zuweilen Ausſichten zum bleibenden Aufenthalte vorgeſpiegelt hatte. Lieber hätte ich den ganzen Handel dem Richter allein überlaſſen, und das Geld ſeinen ſichern Händen anvertraut; das wäre meiner angebornen Indolenz, die mitunter auch den beſſern Namen der Genügſamkeit verdiente, bequemer geweſen. Allein das ging nicht; der Menſch kann nicht leben wie er will, denn er hat ein Schickſal. Meine Obrigkeit rufte mich, die Vernunft gebot, und alle Umſtände verpflichteten mich zu gehorchen.

Meine Wunde hinderte mich wenig mehr, doch bedurfte ich noch eines Begleiters, wozu der Vorſteher, der mein wahrer Freund geworden, einen der treuen Wärter beordnete. Mit dieſem fuhr ich, da mein Zuſtand noch keine ſtarke Erſchütterung vertragen mochte, und das Heimweh mich eben auch nicht ſtark zog, in langſamen Tagereiſen nach Hauſe; und wahrlich mit betrübter Seele, dieſen Wohnſitz der menſchenfreundlichen Tugend zu verlaſſen, wo ich Errettung vom Tode, milden Beyſtand in blutenden Schmerzen, und dann ſo viel reinmenſchliche Geſinnung, Unterhaltung, ja wahre Freundſchaft gefunden. Je weiter ich mich entfernte, deſto ſorglicher ward mein Bedauern, nicht dankbar genug in Wort und That geweſen zu ſeyn.

Der Rechtsgang meiner Angelegenheit währte nicht lange. Die ungewöhnlichen Vorfälle meines Lebens hatten mir Theilnahme bey angeſehenen Perſonen erweckt; dieſe benutzte ich, um Schonung gegen das Ehepaar zu bewirken, deſſen Ankläger ich gern oder ungern ſeyn mußte. Sie kamen auch mit vorübergehender Einſperrung und Verluſt ihrer wenigen Ehre, zu ihrer großen Befriedigung, davon, denn ſie hatten Schlimmeres erwartet. Mir ſollten ſie den beträchtlichen Eingriff in meine Kaſſe erſetzen, ich habe aber nie etwas bekommen. Zugleich war nun auch davon die Rede, ob man mir nicht über mein Geld, das ich ſo leichtſinnig verwaltet, einen Vormund ſetzen, oder mich wenigſtens anhalten könne, vernünftiger daüber zu verfügen und klügerm Rathe Gehör zu geben; um ſo viel mehr, da ich für meinen ehevorigen Handel und Wandel gelähmt war, und an eine neue Lebensart denken ſollte.

Indem aber dieſe Bedenklichkeiten obwalteten, brachten Zeitungen die klägliche Nachricht, wie das Hoſpital in X. durch eine Feuersbrunſt bis auf den Grund eingeäſchert worden, und großes Unglück ſich dabey ereignet habe; welches ein Schreiben des Vorſtehers an mich leider noch des Nähern beſtätigte. Der Wärter von dorther, der noch immer zu meiner Pflege bey mir war, fiel durch den Schrecken über dieſe Nachricht in eine ſchwere Krankheit, und verſchaffte mir die traurige Gelegenheit, ihm einigermaßen die Dienſte, die er mir geleiſtet hatte, zu erwiedern. Und dieſe Pflege des Kranken weckte wieder ſo manche bezügliche Erinnerung an das, was ich dort gelitten und genoſſen; anbey ging mir das Herzeleid meines Freundes, des edelgeſinnten Vorſtehers, nun ganz aus dem wohlgeordneten Gange ſeines ernſten Berufes herausgehoben zu ſeyn, und ohne Dach und Fach nicht mehr helfen zu können, ſo begreiflich zu Herzen, als wenn ich an ſeiner Stelle geweſen wäre. Zu dieſem Leiden kam noch das immerwährende Zureden derer, die es gut mit mir meynen wollten, und freilich auch meine eigne Einſicht über die nothwendige Wahl einer neuen Lebensrichtung; zugleich aber die Verlegenheit, was ich wählen ſollte, um meinen unſeligen Schatz würdig anzuwenden, da ich zum Herumwandern untüchtig geworden, an dem größern Handel ſchon einmal die Finger verbrannt, und zu einer öffentlichen Bedienung nach ſo vielen Jahren der Unabhängigkeit mich nicht mehr hingeben mochte.

Das war wieder ein harter Stand; das Zureden peinigte mich, die Unentſchloſſenheit raubte mir alles Selbſtvertrauen, ich fühlte mich keiner eignen Wahl mehr fähig, und doch ſträubte ich mich gegen den Zwang. Ich war in ſteter Beklemmung, bis in einer ſolchen Stunde der Angſt ein guter Geiſt über mich kam, und wie durch eine Eingebung der Entſchluß vor mir ſtand, all mein Geld dem Bau eines neuen Verpflegungshauſes in X. hinzugeben, und mir ſelbſt darin einen Platz auf Lebenslang zu bedingen. Nun war ich wieder frey und froh; hab' ich doch in allen meinen Lebensſtationen nirgends ſo viel ächtchriſtliche Menſchlichkeit gefunden, als an dieſem Orte des Elends und des Troſtes, ſagte ich: hoffentlich wird durch dieſe Beſtimmung auch der Fluch gehoben, der auf jenem Gelde liegt.

Geſagt, gethan! Ich überwand alle Hinderniſſe, die mir in den Weg gelegt wurden, und ſchwieg ſtill zu mancher übeln Nachrede, die nicht ausblieb. Denn es hieß, wenn ich gleich Anfangs den Lotteriegewinn mit mehr Klugheit benutzt hätte, ſo wären alle die unglücklichen Vorfälle unterblieben. Wer konnte das wiſſen, hätte ich dem ungerechten Vorwurf erwiedern können; der Menſch wäre ſchlimm daran, wenn er vor Gott mehr noch als die Folgen böſer Abſicht verantworten müßte. — Mein Fehler ſey der Leichtſinn, ſagten Andre, der ſich jetzt auf's Neue wieder in meinem Vorhaben beſtätige. Ganz unrecht mochten dieſe nicht haben; aber wollte Gott, ich hätte nie einen andern Leichtſinn bewieſen, als gegen das Geld, den Götzen dieſer Welt, der kaum eine andre Behandlung verdient! — Ich hätte, hieß es weiter, einen anſtändigen Beruf wählen ſollen, und nicht den Müßiggang im Hoſpitale. Hab' ich mich nicht genug in der Welt herumgetrieben, um im Alter ausruhen zu dürfen! Was geht es euch an, wo ich mein Ruhplätzchen ſuche, und wißt ihr es denn ſchon ſo ſicher, daß ich müßig gehen werde? — Freunde, die der neue Reichthum mir zugezogen hatte, machte jetzt die Anwendung deſſelben mir zu Feinden, die alles hervorſuchten, meinem Entſchluß allen Werth abzuſprechen, und die, wiewohl es offenkundig war, was ich vor Gericht hatte darthun müſſen, daß mit meiner Muhme mir alle und jede Blutsfreundſchaft abgeſtorben, dennoch dabey blieben, ich hätte das Geld meinen Erben laſſen ſollen. Welchen? Unbekannten Menſchen, die einen ähnlichen Namen führten, und ſich auf Gerathewohl hinzudrängten, um zu erndten, wo ſie nicht geſäet hatten! — So tönte es; ich ließ ſie tönen, weil ich wohl ſah, daß ſie nur ſchwatzen, aber nicht hören wollten.

Sobald ich mein Geld nach einiger Mühe erhalten hatte, übermachte ich die ganze noch vorhandene große Summe nach X. als einen Beytrag meiner Erkenntlichkeit, zur Wiederherſtellung des guten Werkes, deſſen ich Jahr und Tag Zeuge geweſen. Ich überließ es den Behörden des Hoſpitals, den Betrag zum neuen Bau deſſelben nach Gutbefinden zu verwenden, und verlangte für mich nur die förmliche Zuſicherung einer abgeſchloſſenen beſcheidenen Wohnung in einem Flügel des Hauſes mit einem Gärtchen, nebſt lebenslänglicher Sorge für meine Bedürfniſſe, die ich auf eine mäßige jährliche Summe angeſchlagen hatte. Alles dieſes ward mir gewährt, und aufs Beſte bekräftigt.

Noch war aber das Haus nicht gebaut, und es vergingen Jahre, bis alles zu Stande kam. Dieſe Zeit benutzte ich, meine Schulden einzuziehen; und da ſie mir theils an Geld, theils an Waaren bezahlt wurden, und ich ſelbſt noch in meinem Krämerſtand ein Artiges erſpart hatte, ſo wandte ich einen Theil davon zu einem kleinen Kramladen an, mehr um etwas zu thun zu haben, als daß ich eben auf großen Abſatz zählte; allein der Erfolg war beſſer als die Erwartung. Seitdem ich dem Gelde nicht mehr nachging, ſuchte es mich; manche trieb die Neugier zum Kauf, einen Menſchen zu ſehen, deſſen Leben und Thun ſo viel Sonderbares habe: viele kauften, weil ſie dachten, der Narr, der nicht reich ſeyn wolle, werde ſeine Waaren billiger als Andre losſchlagen. Keiner fand was er geſucht hatte, ich war weder ein Sonderling noch ein Narr, wenigſtens wollte ich es nicht ſeyn; aber ich hielt die Probe der Ehrlichkeit aus, und das währt, nach dem Sprüchwort, am längſten.

Als nun endlich Bau und Einrichtung des Pflegehauſes in X. vollendet war, holte mich der Aufſeher, mein Freund, ab. Ich verkaufte Häuschen und Kram, und beſtimmte (ich muß es ſagen, da es zur Geſchichte gehört) einen Theil des Betrags zum Erziehungsbehuf der armen verlaſſenen Kinder des Hingerichteten, durch den meine Muhme das Leben verloren hatte; das Uebrige verlief ſich in andre Bäche. Dann zog ich mit dem Freunde in die mir für Lebenszeit gewidmete ſtille Freyſtätte. Es war gerade die rechte Zeit, denn meine Verwundung, obgleich geheilt, hatte doch Folgen zurückgelaſſen, die mir die Stille wünſchbar machten, da ſie mich am thätigen Leben hinderten. Hier nun, wie jener alte Römer, der am Ende ſeiner Tage blos ſieben Jahre gelebt haben wollte, leb' ich nun bald noch einmal ſo lange in menſchenmöglicher Zufriedenheit; ich leſe, ſchreibe, helfe, baue mein Gärtchen, abgeſchieden von der Welt, und geduldig, wenn ſie mir zu nahe tritt. Ein Paar Freunde, die ähnliche Geſinnungen hegen, machen meine ſichtbare Geſellſchaft aus, und die unſichtbare geht mir über alles. So habe ich mir ein Kloſterleben gemacht, ohne die Leiden des Mönchthums. Wer beſſer zu leben glaubt, der bedaure mich!

Leben

Johann Rudolf Schellenbergs

von Winterthur.

1807.

Auch mit dem Anfange dieſes Jahres fahren wir fort, aus der anſehnlichen Reihe von Künſtlern, die unſerm Vaterland Ehre gemacht, einen verdienſtvollen Nahmen heraus zu heben, und unſer kunſtliebendes Publikum dieß Mal mit dem Leben eines Mannes zu unterhalten, der dieſe Auszeichnung ſowohl durch ſeine Geiſtesanlagen und das was er wirklich geleiſtet hat, als auch durch die ſeltene Treue in ſeinem Beruf, durch ſeinen Fleiß und manche ſittliche Eigenſchaften verdient. Es iſt der im Lauf des verfloſſenen Jahres verſtorbene Mahler und Kupferſtecher Johann Rudolf Schellenberg von Winterthur, von deſſen Leben wir hier das Wiſſenswürdige, das uns bekannt iſt, erzählen, und deſſen Kunſtcharakter wir, ſo viel Raum und Zeit und das mannigfaltige Streben des Mannes uns erlauben, beſtimmen wollen.

Er war im Jahr 1740 zu Baſel gebohren, wo damahls ſein Vater Johann Ulrich Schellenberg der auch ein Mahler war, ſich bey ſeinem Schwiegervater, dem berühmten Rudolf Huber aufhielt. Beyde liebten die Kunſt mit Enthuſiasmus, natürlich wurde alſo der Knabe auch zu einem Künſtler beſtimmt, und der Beſtimmung entſprach auch ſeine Neigung. Es war eine Freude des bejahrten Großvaters, wenn der liebe Enkel auf ſeinen Knien ſitzend leichte Skizzen, die er ihm vormachte, nachzuahmen ſuchte, und noch in ſpätern Jahren konnte Schellenberg mehrere von dieſen flüchtigen Vorbildern des alten Hubers vorweiſen, die, wiewohl mit ſchon zitternder Hand entworfen, dennoch in jedem Zuge noch das mahleriſche Talent des Meiſters verriethen. Meiſtens waren es Thiere, und die letzte dieſer Zeichnungen zeigte zwey Hunde, die ſich auf einem Grabhügel balgen; ſiehe, ſagte Huber, das müſſen wir uns zuletzt alle gefallen laſſen!

Dieſe frühe Vertraulichkeit mit der Kunſt bildete auch frühe den Sinn des Knaben; denn ſchon damahls, wo er erſt acht Jahr alt war, brachte er zuweilen aus öffentlichen Stunden die ſiegreichen Kämpfe ſeines Schulmeiſters mit den Knaben, auf ſeine Schulſchriften mit der Feder gekleckſt, nach Hauſe, wozu der Alte, der ſeine Kunſt Allem vorzog, nur lachte, und oft verkündigte, es werde ein Meiſter aus dem Jungen werden. Freylich iſt dieß die Sprache aller Aeltern, die in ihre Kinder verliebt ſind, und meinen, wenn dieſe ihre Schulbücher mit kindiſchen Bildern anfüllen, ſie haben einen Beruf zur Mahlerey, und dann, unabgeſchreckt von den ſie allenthalben umgebenden lebenden Warnungen, keine Koſten ſcheuen, um ſie, ſtatt zu nährenden Handwerken anzuhalten, lieber zu gemeinen Künſtlern und dürftigen Herren zu machen. Hier war es aber das Urtheil eines Mannes, der wußte, was er ſagte, wenn von der Kunſt die Rede war; und wenn der Erfolg nicht ganz ſeiner Erwartung entſprach, ſo werden wir ſehen, was für Hinderniſſe ſich ihm in den Weg ſtellten.

Nach dem Tode des alten Mannes zog ſich der Vater mit Weib und Kind nach Winterthur in ſeine Vaterſtadt zurück, und ihm folgte eine beträchtliche Sammlung von Gemählden, Handzeichnungen und Gipsabgüſſen, die ihm aus Hubers Verlaſſenſchaft allein zu Theil worden waren. Huber hatte in ſeinem Leben und in der Kunſt die Pracht geliebt, und einen großen Theil ſeines Vermögens auf dieſe Kunſtſachen, die er in Italien und Deutſchland zuſammen gebracht, verwandt. Alles ward nun ſorgfältig auf einen Wagen gepackt, und kam glücklich nach Winterthur, und ſchon freute ſich Schellenbergs Vater da er den Schatz gegen ſein Haus anrücken ſah, als noch in der Wendung der letzten Gaſſe der Wagen umwarf, und die koſtbaren, bei uns ſo ſchwer anzuſchaffenden Gipsſachen in tauſend Stücke zerbrachen. Schellenberg hatte noch lange hernach die Trümmer dieſer Zerſtörung in einer beſondern Kammer aufbewahrt, und oftmahls nach ſeiner ſcherzhaften Laune und lebhaften Einbildungskraft bald ein Schlachtfeld, bald ein jüngſtes Gericht daraus gemacht; nur bis zur wirklichen Auferſtehung konnte ers nie bringen, wie er ſagte.

Neben ſeinen Schulbeſchäftigungen, wozu er von ſeinem gewiſſenhaften Vater auf das ſorgfältigſte angehalten wurde, übte ſich der Knabe nun mit Fleiß und jugendlichem Eifer im Zeichnen, wobey ihm der große Nachlaß des Großvaters von trefflichen Handriſſen italiäniſcher ſo wohl als deutſcher Meiſter, darunter nicht wenige von Carpioni, Solimena, nnter denen er ſtudirt hatte, und viele von Holbein, Joſeph Werner, Felix Meyer, und andern berühmten Männern waren, unbezahlbare Dienſte leiſtete; auch hatte Huber ſelbſt in ſeinem langen Kunſtleben einen Schatz eigner Zeichnungen in jedem Fache zuſammengelegt, wonach ſich der junge Künſtler mit beſondrer Vorliebe übte. Was man mit Liebe treibt, lernt man; ſo gelang es auch Schellenberg, daß er ſich die mahleriſche Manier Hubers im Zeichnen mit kühnen harmoniſch in einander laufenden Strichen ſo zu eigen machte, daß Figuren und hauptſächlich Thiere, die er in ſeiner beſten Zeit zeichnete, von dieſem ſelbſt gemacht ſchienen. Indeſſen hat allzueifrige einſeitige Nachahmung, wenn ein geſchickter Menſch ſich ihr mit Erfolg ergiebt, den Nachtheil, daß ſie für fremde Vorzüge außer ihrer Sphäre ſtumpf macht, und nicht nur ihr Ideal zum einzigen Richtmaße ſetzt, ſondern ſo gar die bloße Manier deſſelben für ausſchließliche Wahrheit gehalten wiſſen will. So ging es zum Theil auch dem jungen Schellenberg; zwar war Hubers friſche, runde und markige Manier im Zeichnen mit Rothſtein der ſchönſten eine, und für Augen der Jugend weit anlockender, als das ängſtlich genaue Zeichnen bloßer Umriſſe mit leichten Tuſchſchatten, womit man in Schulen oft ſo lange, um ſich an Beſtimmtheit zu gewöhnen, hingehalten wird; aber die Wahrheit wohnt in keinem Menſchen und keinem Künſtler ganz und allein, ſo helle ſie auch an ihm leuchtet, und die Lehrer unſers jungen Kunſtfreundes hätten weniger ſäumen ſollen, ihn auch auf Holbeins beſtimmtere und Werners elegantere Züge aufmerkſam zu machen.

In der Schule lernte er, was Knaben, welche die Bahn der Kunſt ſchon vor oder mit derſelben betreten, lernen können. Wir ſtimmen zwar auch der Bemerkung bey, daß man nicht frühe genug zur Kunſt kommen könne, um Aug und Hand von ihrer erſten Bildſamkeit an zu dem ſchweren Geſchäfte zu üben, und die Einbildungskraft an mahleriſches Auffaſſen und Feſthalten der Gegenſtände zu gewöhnen; aber die Erfahrung lehrt uns, daß es dannzumahl mit den Fortſchritten in der Schule etwas langſam von Statten geht. Für das junge an plaſtiſche Verſinnlichung ſeiner Vorſtellungen gewöhnte Gemüth haben bloße Verſtandesbegriffe, und das Memoriren derſelben wenig Reiz und Intereſſe mehr; und da nicht nur unſre körperliche, ſondern auch unſre geiſtige Fähigkeit durch Eindrücke der Gewohnheit beſtimmt wird, ſo bleibt das jugendliche Erkenntnißvermögen nicht ſo lange, als mancher Lehrer ſich einbildet, ein dummer Teig, in den man drücken kann, was man will, ſondern es nimmt eher die Natur eines muſikaliſchen Inſtrumentes an, das zwar empfänglich iſt jeder Art des Spiels, jedoch nur innerhalb der Schranken ſeiner beſtimmten Eigenthümlichkeit. Daher kömmt es auch, daß oft ſo mancher gute Kopf in der Schule für das Gegentheil gehalten wird, weil der Lehrer nicht Zeit oder nicht Luſt hat, ſeine Empfänglichkeit zu ergründen; es mögen deßwegen auch Aeltern, die es gerne ſehen, daß ihre Kinder dem Schulunterricht Ehre machen, ſich in Acht nehmen, vor dem Ende dieſes Unterrichts keine ihm fremdartigen Liebhabereyen bey denſelben aufkommen zu laſſen. — Da Schellenberg oft erzählte, daß ihn ſeine ſtrenge Mutter zuweilen an den Fuß des Ofens feſtgebunden habe, bis er ſein Schulpenſum auswendig gelernt, ſo läßt ſich ſchließen, daß der Fall von dem wir reden, auch wohl möge der ſeinige geweſen ſeyn.

Nachdem er, der Schule entronnen, unter Anleitung ſeines Vaters, der zwar ſelbſt kein vorzüglicher Meiſter war, aber doch das Praktiſche des Unterrichts gut verſtand, fleißig in dem Gewöhnlichen ſich geübt, nach der Natur gezeichnet und gemahlt hatte, und mit Porträtiren ſich einiger Maaßen durchbringen konnte, ſollte er nun ſein Glück in der Fremde verſuchen; allein hieran wurde er durch einen ſchweren Fall von einer Schaukel herunter verhindert und auf Jahre lang zurückgeſetzt, denn der Sturz auf den Kopf hatte ihn ſo verletzt, daß er Monathe lang ohne Beſinnung lag, und ſein Gedächtniß ſo geſchwächt ward, daß er wieder anfangen mußte, wie ein Kind leſen und ſchreiben zu lernen; nur, was doch merkwürdig iſt, das Zeichnen vergaß er nicht, ſondern war im Stande, ſo bald es ſeine phyſiſchen Kräfte erlaubten, damit fortzufahren, und es war ſogar eine Zeit lang, bis er der Sprache wieder mächtig war, das einzige Mittel, wodurch er ſich den Seinen verſtändlich machen konnte; er mußte es aber mit der linken Hand thun, weil die Rechte geraume Zeit von dem Falle gelähmt blieb.

Als es endlich ſeine Geneſung wieder erlaubte, und ihm gegen alle Erwartung von ſeinem Fall keine Folge mehr geblieben war, als eine Schwäche des Gedächtniſſes, die ihn lebenslänglich nicht mehr ganz verließ, begab er ſich nach Baſel, wo nun ſein eigentliches Kunſtleben angieng. Geübt für alles zeichnete und mahlte er auch alles, was ihm in den Wurf kam, bald Portraite, bald hiſtoriſche Kompoſitionen, bald Landſchaften. Von den erſtern geriethen ihm meiſtens die in oder unter halber Lebensgröße gemahlten am beſten. Es finden ſich jetzt noch ſolche Stücke von ihm, die mit einer richtigen Zeichnung und ſprechenden Aehnlichkeit ein reines und markiges Kolorit verbinden. Er mahlte auch viel ſolche kleine Bilder in ganzer Figur, wobey er nach dem Geſchmacke damahliger Zeit alle Frauenzimmer zu Schäferinnen und alle Männer zu Gartenliebhabern und Blumiſten machte. Damals nämlich waren Nilſons Augsburgiſch-franzöſiſche Kupferſtiche in Süddeutſchland beliebt, welche elegante Damen mit ſteifen Schnürbrüſten, kurzen Reifröcken und winzigen Füßchen in idylliſchem Selbander mit ſüßen jungen Herren in Perrücken und langen Weſten vorſtellten, und man wußte ſich in Poeſie und Kunſt kein glücklicheres Leben als das einer idealiſchen Schäferwelt zu denken; um aber des Pinſels würdig zu ſeyn, mußten die Bewohner dieſer Welt in theatraliſcher Kleidung und gliederverrenkender Zärtlichkeit erſcheinen. Auch Schellenberg huldigte dieſem Geſchmack, und ſeine breite, kecke Manier, die ſich nie ſonderlich mit der Kleidermode vertrug, ſticht ſeltſam an dieſen ſuperfeinen Idealleutchen ab. Deſto beſſer nahmen ſich dagegen ſeine Studien aus, die er von Bauern und Bauernmädchen dortiger Rhein-Gegend in großer Menge verfertigte, die mit ſo treuer Wahrheit und mancherley Kunſt gemacht waren, daß man ſie kaum für die Arbeit deſſelben Mannes, der die zaghaften Schäferkompoſitionen ſchuf, halten konnte. Auch wurde ihm dieſe Arbeit gegen ſein Erwarten häufig von Fremden, welche die Schweiz bereiſeten, abgekauft, da hingegen jene liegen blieb, oder höchſtens von einigen eingebornen Stadtleuten begehrt wurde, die lieber ſich ſelbſt in Arkadien, als ihre groben Bauern nach der Natur ſahen.

Wäre Schellenberg auf dieſem Wege fortgegangen, ſo würde er vielleicht in kurzer Zeit eine vorzügliche Geſchicklichkeit in naiver Darſtellung des ſogenannten niedrigen Lebens erlangt haben. Aber er hatte einen Ueberfluß an Kräften, welche auf Eines, nämlich auf die Wahrheit, die ihn umgab, mit Liebe zu beſchränken, ihm der Rath eines weiſen Freundes fehlte, und welche er vielmehr, ſtatt intenſiv zu verſtärken, auf alles was er rühmliches in fremden Kunſterzeugniſſen ſah, wetteifernd ausdehnen zu müſſen glaubte.

Um dieſe Zeit fand ein reiſender Engländer ſo viel Wohlgefallen an dem jungen Künſtler, daß er ihm den Vorſchlag machte, als Zeichner mit ihm nach Italien zu kommen, welches Schellenberg auch einging, und ſich unverzüglich zur Reiſe anſchickte. Allein ſein Schickſal wollte nicht, daß er dieſen Weg gienge, und wie früher ſchon ſein Fall ihn in den beſten Jahren ſeiner Ausbildung hemmte und zurückſetzte, ſo war es auch jetzt eine Krankheit, die ihn den Abend vor ſeiner Abreiſe überfiel, welche ihn zwang zurückzubleiben, und bald darauf in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren.

Hier konnte er nun freylich das nicht werden, was er menſchlicher Anſicht nach in Italien geworden wäre. Kein Dichter und kein Mahler kann etwas Anderes darſtellen, als die Welt in der er lebt, und die Ideen, die er ſich aus dieſer Welt abgezogen hat. Auch das beſte Genie bedarf noch, wenn es vorwärts kommen will, Zweyerley: nämlich Seinesgleichen zur Nacheiferung, und Stoff zur Nachbildung. In Italien hätte die Ahnung von großen Dingen, die in ſeinem wirklich poetiſchen Kopfe lag, zur Anſchauung gedeihen, der Traum zum Leben erwachen können; die großen Gegenſtände der Kunſt wären ihm, dem es an Sicherheit der Hand, Richtigkeit des Auges, Verſtand und Liebe des Beſſern nicht fehlte, durch den täglichen Umgang vertraut geworden, ſie hätten ſich in ihm zur begeiſternden Dichterwelt gebildet, und von ſeinem Geſchmack das Kleinliche vertrieben. Der Umgang mit Künſtlern hätte ihn mit manchem Vortheil in praktiſchen Handgriffen bekannt gemacht, und ſeinen Ehrgeiz geſpornt, und von Kennern hätte er mitunter auch etwas Gutes hören können. Wenigſtens verſpricht man ſich dieß allgemein von dem Aufenthalt in Italien, und wenn nicht alle Ausländer die Fülle dieſer Erwartung zurückbringen, ſo mag es wohl ihre eigne oder die Schuld derer ſeyn, die ſie gehen hießen. Ueber Rom ſchwebt die Göttin der Kunſt, ihr Ruf dringt in alle Länder, aber nur geiſtig hörbar denen, die ſie ſich zu ihren Lieblingen erkoren; wer ihn unmittelbar vernimmt, der nehme, wie Karſtens, ſein Kreuz auf ſich und folge ihm nach; wer ihn aber nur als Handwerksregel kennt, oder wem er erſt durch die Sprachrohre der Akademien in die Ohren geſchrien werden muß, der erſpare ſich die Mühe, er findet ſeine Beſtimmung näher!

Zu Hauſe fand Schellenberg von allem dem, was in dem Lande der Kunſt auf ihn gewartet hätte, nichts; auch der Umgang mit Seinesgleichen, welcher einem Künſtler ſo unentbehrlich iſt, als große Vorbilder, war ihm nicht gewährt. Er iſt es aber nicht nur dem Künſtler, ſondern jeder Andre, cui e meliori luto finxit praecordia Titan, muß Menſchen um ſich haben, die ihm gleich ſind, wenn er Fortſchritte machen ſoll, Reiſegefährten auf ſeiner Bahn des Lebens, gleiches Strebens mit ihm, an und mit welchen er ſeine Ideen ausbilden und wechſelſeitig entwickeln kann. Der beſte Kopf zieht ſich in fortdauernder Einſamkeit einen Nebel von eignen Abſtrakten um die Augen, den, wenn er nicht noch zur rechten Zeit von der wohlthätigen Hand der Freundſchaft zerſtreut wird, zuletzt die Sonne der Wahrheit ſelbſt nicht mehr zu durchdringen vermag. Wer allein auf der Leiter ſteht, findet ſchon auf den unterſten Sproſſen, daß er die Andern überſieht, und vergißt dann die Höhe, die noch über ihm iſt.

Obgleich Schellenberg unter dieſem Schickſale litt, ſo hatte er doch nicht Urſache zu verzagen; er trug das unabtreibliche Gefühl eigner Kraft in ſeinem Buſen, und da er das Hohe der Kunſt nur in dunkler Ahnung empfand, ſo war ſeine Erfindſamkeit deſto geſchäftiger im Kleinen. Die Niederländer haben bewieſen, daß auch geringfügige Umgebungen, mit Geiſt und Liebe aufgefaßt, zu achtungswerthen Kunſtwerken erhoben werden können. Daß auch er das vermochte, zeigen die wenigen übriggebliebenen Gemählde und Zeichnungen damaliger Zeit, welches ſeine beßte Kunſtperiode war. Er zeichnete ſich beſonders in Nachtſtücken, ſpielenden Kindern und ländlichen Scenen aus, von denen aber die Meiſten ins Ausland und für uns verloren giengen.

Um dieſe Zeit war es, da er bey dem gelehrten Canonicus Johannes Geßner in Zürich ſich mehrere Monathe zu Verfertigung naturhiſtoriſcher Zeichnungen aufhielt, wo eine neue Liebhaberey in ihm erwachte, die ihm durch ſein ganzes Leben blieb, nämlich die Liebhaberey für die Naturgeſchichte, beſonders aber für die Kenntniß der Inſecten. Es war gerade der Zeitraum, wo Röſels Inſectenbeluſtigungen unſer Publikum beluſtigten, und dieß Studium eine Zeitlang zur Mode machten; auch Schellenberg wurde davon eingenommen, er blieb aber nicht bloß bey der Beluſtigung ſie aufzuſpießen und erbauliche Betrachtungen über die Wunder der Natur an den armen Schächern anzuſtellen, ſtehen, ſondern zeigte ſich bald als einen mitwirkenden Beförderer dieſer Wiſſenſchaft, indem er ſie unter **Geßners** Anleitung förmlich ſtudirte, und ſchon damals eine Sammlung entomologiſcher Zeichnungen in Waſſerfarben anfieng, die nachher, zu einem beträchtlichen Werke angewachſen, wie wir unten ſagen werden, nach München verkauft wurde. Bald kamen nun auch J. H. **Sulzers** Kennzeichen der Inſecten heraus, das erſte Werk in Deutſchland, welches das linneiſche Syſtem über dieſen Theil der Naturgeſchichte erklärte, und welches nebſt der abgekürzten Geſchichte der Inſecten, die von demſelben Verfaſſer ſpäter ans Licht trat, noch jetzt ſeinen verdienten Ruhm unter den Naturforſchern beybehält; auch das erſte Werk, worin **Schellenberg** zwar noch mit furchtſamer Radiernadel, aber als Kenner und charakteriſtiſcher Zeichner in dieſem Fache auftrat. Schon da verrathen die vielen dem Geiſt des Buchs entſprechenden Vignetten, womit es angefüllt iſt, ſeinen Hang zu komiſchen und ſatyriſchen Vorſtellungen, dem er ſich nachwärts ſo gern überließ.

Schellenberg führte jetzt ein vergnügtes Leben. Seine Kunſt verſchaffte ihm, der wenig bedurfte, den Unterhalt hinlänglich, und erwarb ihm eine ausgebreitete Achtung in unſerm Lande, wo er damals unter die vornehmſten Künſtler gezählt zu werden verdiente. Es zeigte ſich auch wirklich in ſeinen Werken, außer dem techniſchen Gehalt derſelben, etwas Ungemeines, etwas das ſich vom gewohnten Schlendrian, wenn dieſer auch zuweilen korrekter war, unterſchied, eine

Originalität, aus welcher der Genius der Erfindung ſprach, nicht der, welcher aus Reminiſzenzen und fremden Studien mühſam komponirt, ſondern der wahre, der mit unerklärbarer Kraft die Vorſtellung aus dem Zauberlande der Ideen ſchon plaſtiſch geformt hervorruft, und ſie in gelungenen Zügen mit leichter Hand auch fremden Augen ſichtbar macht. Freylich gehört, um die Höhe der Kunſt zu erſteigen, dann auch mechaniſche Geduld, Verſtand, Geſchmack und Gefühl der Farben und noch viel Anderes mehr hinzu, denn die Kunſt iſt unendlich; indeſſen iſt dieſe Gabe der Erfindung doch einer der wichtigſten Vorzüge eines Künſtlers, und man ſollte glauben, daß mit ihm auch die andern Erforderniſſe leicht zu erhalten wären, wenn uns die Erfahrung nicht oft des Gegentheils belehrte.

So wie dem jungen Mann ſeine Kunſt Achtung verſchaffte, ſo erwarben ihm ſeine ſcherzhafte originelle Laune und ſeine gutmüthige Fröhlichkeit Freunde, denen er ſich gerne hingab, wenn es darum zu thun war, einen halben Tag in luſtiger Geſelligkeit hinzubringen. Nur mußte man nicht mehr ſeyn wollen, als er ſelbſt, denn das hielt er für Hochmuth, und auch nicht weniger, denn ihm gefiel der Trotz der Gleichheit, und er war daher, wie noch manche luſtige Leute, oft im Fall, daß er ſchüchterne Stille für heimlichen Stolz anſah.

Wir trennen uns ungern von dieſem Jugendglücke des Künſtlers. Wenn es einen beneidenswerthen Zuſtand giebt, ſo iſt es der eines jungen genialiſchen

Kopfs,

Kopfs, der ſein Knabenalter enthaltſam in Fleiß und Arbeit durchgelebt und ſich tüchtig gemacht hat zu ehrebringenden Werken des Geiſtes, und nun im Gefühle ſeiner Freyheit und Kraft das Leben für einen Frühlingsſpaziergang anſieht, wo er in geſelliger Freude Blumen pflücken und ſich Früchte bereiten ſoll auf den Herbſt der Jahre; den keine Nahrungsſorgen quälen und kein Neid ehrgeizig macht; der noch in keine Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens eingeſchränkt den Menſchen liebend vertraut, und alle mit ſich in ſeine Fröhlichkeit hinüber ziehen möchte. — Aber dieſer Frühling des Lebens kömmt auch für den Beßten nur einmal, und wer ihn auf die Jahre der Mannheit hinausdehnen will, der irrt ſich und lebt nicht mehr in der Natur und ſeiner wahren Beſtimmung, ſondern in ſelbſtgeſchaffenen Träumen und gekünſtelter Einbildung, er ſteht ſich ſelbſt im Wege, die jedem Alter eigenthümlichen Freuden zu genießen, und verſchwendet ſeine Kraft mit vergeblicher Mühe an „unbildſame Geſilde“. Schellenberg machte ſich aber dieſes letzten Irrthums nicht theilhaftig, ſondern genoß noch eine Zeit lang ſeines vergnügten Zuſtandes, und gieng dann, wie er ſelbſt zu ſagen pflegte, den Weg alles Fleiſches, das heißt, er verheirathete ſich.

Als nun bald die Sorge einer Haushaltung auf ihm lag, mußte er ſich auch nach reichlicherm Erwerb umſehen, und den fand er hauptſächlich bey Buchhändlern, welchen er Kupfer zu ihren Verlagsbüchern radirte. Das iſt allerdings für einen Künſtler von leichter Erfindung eine einträgliche Arbeit, allein ſie hat den Nachtheil, daß der Arbeiter, durch das beſtändige Schaffen im Kleinen, das Große, was er gelernt hat, nach und nach vergißt, daß er zu ſeinen Gegenſtänden ſelten mehr die eigne Wahl hat, und ſich manches gefallen laſſen muß, das ſeiner Kunſt fremd iſt; zudem daß er durch die Genügſamkeit des romaneleſenden Publikums, für welches doch die meiſten dieſer Arbeiten gemacht ſind, leicht zur Flüchtigkeit verleitet wird. Solche Kupferſtecher im Kleinen ſollten von Jugend auf ausſchließlich dazu gebildet werden, ſollten von einer eignen Liebe wie Chodowiecki dazu beſeelt ſeyn, und die große Welt um ſich haben als einen Spiegel der Kleidertrachten, der hohen und niedrigen Leidenſchaften und ihrer Karikaturen.

Sein Leben nahm nunmehr einen ſehr einförmigen Gang. Er fixirte ſich, einen kurzen Aufenthalt, den er ſpäterhin in Baſel und Bern machte, ausgenommen, für immer in ſeiner Vaterſtadt, und wartete da auf Beſtellungen aus der Ferne, die auch nicht ausblieben. Seine erſten kupferſtecheriſchen Arbeiten von einigem Belange finden ſich in J. C. Füßlins Geſchichte der beßten Künſtler in der Schweiz, wo ſich in den Vignetten, die das Leben der Mahler begleiten, der Reichthum ſeines erfinderiſchen Geiſtes an mehr als einem Gegenſtande der Kunſt in ſchönem Lichte zeigt. Zu dieſer Zeit machte er auch eine kurze

Schweizerreiſe größten Theils für Herrn Andreä aus Hannover, für welchen er Proſpekte aufnahm und verſchiedene Naturmerkwürdigkeiten zeichnete, wovon nachher ein Theil in deſſen Briefen aus der Schweiz, geſchrieben im Jahr 1763, geſtochen wurde.

Eine Enumeration ſeiner Werke, wenn wir ſie auch geben könnten, wäre hier am unrechten Orte; nur einige, die beſonders zur Geſchichte und Bezeichnung ſeines Lebens gehören, wollen wir anführen. So waren es die Platten, welche er zu Baſedows Elementarwerk bearbeitete, die ihn mit Chodowiecki in einen freundſchaftlichen und ihm ſehr wohlthätigen Briefwechſel brachten, indem dieſer edle Mann ihm nicht nur alle ſeine Werke tauſchweiſe mittheilte, wodurch er zu einer beynahe vollſtändigen ſchon bey Lebzeiten dieſes Meiſters ſeltenen Sammlung derſelben kam, ſondern ihm auch treffliche Räthe und Erinnerungen für eine richtige Praktik im Kleinen gab. Durch ſeine bibliſchen Geſchichten über das Alte und Neue Teſtament in Kupfern, die in den ſiebziger Jahren herauskamen, wurde er auch mit Lavatern bekannt, der ihn erſt einige kleine Stücke zu ſeinen frühern Erbauungsſchriften ſtechen ließ, und dann zu ſeinem großen phyſiognomiſchen Werke vielfältig brauchte, auch bis an ſein Ende ſich ſeiner als Zeichner zu ſeinem phyſiognomiſchen Kunſtkabinet bediente, und ihm in dem Lauf ihrer langen Bekanntſchaft nach einem unvollſtändigen Verzeichniß, das Schellenberg von ſeiner Einnahme führte, zwiſchen fünf und ſechstauſend Gulden für Arbeit hingab.

Eine Folge von acht kleinen Blättern, die er Railleries betitelte, mag auch hier angeführt werden, mehr weil ſie von ſeinem kurzweiligen Humor, zu dem er in freyen Stunden unwiderſtehlich hingeriſſen wurde, und der ein charakteriſtiſcher Zug durch ſein ganzes Leben war, zeugen, als daß wir den grotesken Inhalt aller dieſer Blätter billigen könnten; denn Gänſe und Katzen mit Menſchenköpfen ſind gegen die Wahrheit, und, wo ſie mehr als Zierathen ſind, auch gegen den guten Geſchmack. Leute von guten Einfällen haben gewöhnlich die beſten, wenn ſie nicht daran denken; Schellenberg hatte ſchon ſo manche launige Zeichnung verfertigt, die den Beyfall ſeiner Freunde hatte, daß er ſein Vermögen nun auch der Welt zeigen wollte, und ſich hinſetzte, um etwas dieſer Abſicht entſprechendes zu erfinden, ohne zu bedenken, daß die Erfindung ſchon in dem Kopf liegen muß, ehe man ſich mit der Reißfeder in der Hand dazu hinſetzt, und daß jeder ſpottende Scherz eine pikante beſtimmte Richtung haben und ungeſucht von ſelbſt kommen muß, wenn er etwas gelten ſolle. So kamen dieß Mahl nur ſeltſame Zuſammenſetzungen heraus, meiſtens ohne Bedeutung, die höchſtens das Verdienſt der Luſtigkeit haben. Wer aber ſeine Portefeuilles geſehen, worinn er ſo manche Grimaſſe einzelner Thoren, mitunter auch die Lächerlichkeiten ganzer Geſellſchaften und Volksverſammlungen aufbewahrte, der hat einen höhern Begriff von ſeiner Stärke in Karikaturen und ſatyriſchen Zuſammenſtellungen, und iſt überzeugt, daß ihm Hogarth und Chodowiecki im Elyſium mit Luſt als ihrem Freund entgegen gegangen ſeyn werden. Hieher gehören auch Freund Heins Erſcheinungen, ein Todtentanz in 24 Blättern, die 1785 mit Verſen von Muſäus begleitet, herausgekommen, eine Vorſtellungsart der letzten Kataſtrophe aus dem Schauſpiele des menſchlichen Lebens, woran er bey ſeinem zweyten Aufenthalt in Baſel, wo er für den Herrn von Mecheln den Holbeiniſchen Todtentanz copirte, einen Geſchmack bekommen hatte. Schellenberg liebte und fühlte das Sinnreiche, aber ihm mangelte oft das philoſophiſche Vermögen, es deutlich zu faſſen.

Unermüdlich und mit vorzüglicher Liebe aber arbeitete er in ſeinen Nebenſtunden an ſeinen entomologiſchen Zeichnungen in Farben; er ließ ſich keine Mühe dauern, alle Arten von Inſecten aus der Schweiz zuſammen zu bringen, und ſein Eifer für dieß Studium war ſo groß, daß er einſt über einer ſo eben erhaltenen Storchenlaus, die er zeichnete, keinen raſchen Antheil an der Freude über die Wahl eines Rathsgliedes aus ſeiner Familie nehmen wollte. Er mahlte ſeine Inſecten auf kleinen Karten mit großem Fleiß, Kraft und ausnehmender Wahrheit, woraus man den geſchickten Künſtler, und mit einer charakteriſtiſchen Zeichnung, woraus man den wiſſenſchaftlichen

Kenner erſehen konnte. Dieſe Sammlung hatte er auf 2000 Blätter gebracht, als ſie um eben ſo viel Gulden an den Churfürſt Carl Theodor von **Bayern** verkauft wurde.

Da dieſes Fach in der Folge ſein vorzüglichſtes und dasjenige wurde, wodurch er ſich der gelehrten Welt am meiſten bekannt gemacht, ſo glauben wir, ein Verzeichniß derjenigen Werke in dieſem Theil der Naturgeſchichte, wozu er durch ſeine Kunſt beygetragen, gehöre allerdings in ſeine Lebensbeſchreibung:

J. H. **Sulzers** Kennzeichen und abgekürzte Geſchichte der Inſecten haben wir ſchon angeführt, und fügen nur noch hinzu, daß von dieſen beyden Werken, die 52 Kupfertafeln enthalten, einige von **Schellenberg** ſelbſt illuminirte Exemplare von außerordentlicher Schönheit exiſtiren.

5 Tafeln lieferte er in das Magazin für die Liebhaber der Entomologie von J. C. **Füeßli**. 8. Zürich 1778 — 79.

5 Tafeln zu Genera Insectorum Linnaei et Fabricii, iconibus illustr. a J. J. **Römer**. 4. 1789.

53 Tafeln in die 8 Hefte des Archivs der Inſectengeſchichte von J. C. **Füeßli**. 4. Zürich 1778 — 86.

Wenigſtens 14 Tafeln in Herbſts Naturgeſchichte der Krabben und Krebſe. 1r Theil.

16 Tafeln zur helvetiſchen Entomologie, 1 Band. 8. Zürich 1798.

14 Tafeln für das Geſchlecht der Land- und Waſſerwanzen von J. R. Schellenberg. 8. Zürich 1800.

10 Tafeln zu den Entomologiſchen Beyträgen v. J. R. Schellenberg, 1 Heft. 4. Winterthur. 1802.

42 Tafeln zu Gattungen der Fliegen. 8. Zürich 1803.

Für die Botanik hat er gearbeitet:

Alle Kupfer zu Römers und Uſteris botaniſchem Magazin und zu Uſteris Annalen der Botanik, ſo wie auch zu Römers neuem botaniſchen Magazin.

12 Tafeln zu Willdenows Historia amaranthorum. fol. Zürich, 1790.

20 Tafeln zu Plantes et arbustes d'agrément. 8. Winterthur, 1791 — 94.

27 ſchöne Tafeln zu Collection choisie de plantes et arbustes. 4. Zürich, 1797.

Zerſtreut findet ſich noch in ſehr vielen Werken hier und da ein entomologiſches oder botaniſches Kupfer von ſeiner Hand.

Dieſe Beſchäftigung und Freude mit der Naturgeſchichte aber konnte in einer Phantaſie, die ſo viel produktiver Kunſtſinn belebte, nicht auf bloßen mechaniſch wiſſenſchaftlichen Abbildungen beruhen, ſondern mußte ſich nothwendig auch in Werken ſeines bildenden Geiſtes zeigen. Er fieng an Frucht- und Blumenſtücke in Waſſerfarben zu verfertigen, zuerſt kleine, dann erheblichere Kompoſitionen in der natürlichen Größe der Gegenſtände, welche er ſchildern wollte. Wohlgeordnet und mit mahleriſcher Hinſicht auf Farben ſtellte er Blumen und Früchte zuſammen, und ließ Inſecten zwiſchen und an denſelben herumkriechen, gerade ſo heimlich und untergeordnet dem Ganzem, wie man ſie in der Natur manchmahl mit leichtem Schrecken erblickt, wenn man eine Blume pflücken will. Eine Arbeit, die er bis an ſein Ende fortſetzte, und die vielen Beyfall fand, ſo daß er ſelten ohne dergleichen Beſtellung war.

Zu einer vollſtändigen Schilderung des vielbegabten und vielgeübten Mannes, von deſſen Leben wir hier einen kurzen Abriß zu geben verſucht haben, wäre auch erforderlich, etwas von ſeiner Anlage zur Dichtkunſt zu ſagen, die nicht minder fruchtbar als ſein Kunſttalent war; aber die ſchon überſchrittenen Schranken dieſer Schrift verbiethen es. Nur ſo viel ſey uns anzuzeigen vergönnt, daß ſich in den Händen ſeiner Familie eine aus 6 bis 7 Bänden beſtehende Sammlung von Gedichten und kleinen proſaiſchen Rhapſodien befindet, die ächtgenialiſche Produkte ſeines poetiſchen Geiſtes enthalten, wovon ein der öffentlichen Erſcheinung nicht unwerther Auszug gemacht werden könnte, wenn jemand die Mühe übernähme, diejenigen Stücke herauszuheben und kunſtgerecht zu machen, worin er Eitelkeit und Anmaßung in ſpottenden Gleichniſſen züchtigt, und manchem Reichen wohlverdiente Zeugniſſe der Armuth austheilt, oder wo er mit naiver Demuth den oft dornigen Pfad ſeines Lebens betrachtet, und ſeinem Freund Hein die Noth klagt.

Schellenbergs genialiſche Natur blieb niemand, der ſein ganzes künſtleriſches Wirken überſchaute, und niemand, der ſeines perſönlichen Umgangs ſich freute, verborgen. Er hatte einen erfinderiſchen Geiſt empfangen, dem Schaffen ein leichtes war, und er ſchuf mit Freiheit und Feuer. Sein Witz und ſeine Laune waren unerſchöpflich, und verließen ihn auch ungeachtet ſeiner Religioſität, der er ſich aufrichtig ergeben hatte, auf dem Todbette nicht, wo er ſchon halb todt ſeinen Zuſtand noch mit dem Schließmarkt (dem letzen Tag der Meſſe) verglich. Aber, woran vielleicht ſein ſchwaches Gedächtniß, das ihm der Sturz in der Jugend zugezogen hatte, Schuld war: bey der großen Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes war kein geordneter Zuſammenhang in ſeinen Begriffen, und nie konnte er fremde Ideen in ſich aufnehmen und rein wieder geben, ſondern ſie fanden entweder keinen Eingang bey ihm, oder wurden ſo mit ſeinem eignen Geiſte verſchmolzen, daß ſie als Originale wieder zum Vorſchein traten. Dieſer Zuſtand ſeines Seelenvermögens hatte natürlicher Weiſe auch auf ſeinen Kunſtgeſchmack Einfluß, er liebte das Kühne, Markige, Charakteriſtiſche in der Zeichnung und in den Farben, aber das erhabnere ſtille Schöne, das er nie recht geſehen hatte, blieb ihm fremd; deßwegen ſagte einer ſeiner Freunde mit Recht von ihm, was er lobe ſey zuverläßig gut, aber nicht immer ſchlecht was er tadle.

In ſeiner Arbeit war er unermüdlich, wurde aber in ſeinen ſpätern Jahren oft durch podagriſche Zufälle daran verhindert; Fruchtſtücke und entomologiſche Zeichnungen waren ſeine letzten Beſchäftigungen. Unter ſeinem Nachlaß befindet ſich eine Schweizeriſche Entomologie, die 3800 vortrefflich gemahlte Inſecten mit ihren Verwandlungen und durch das Mikroſkop vergrößerten Kennzeichen enthält, die dem Kabinet eines großen Herrn Ehre machen würde.

Uebrigens war er ein gutmüthiger und beſcheidener Mann, dem Dienſtgefälligkeit eine Freude war; ein lebendiger Beweis, daß Satire, das iſt der Hang die Schlechtigkeit durch Spott zu züchtigen, mit dem beßten Herzen vereinigt ſeyn kann. Er war in hohem Grade uneigennützig und genügſam, gleichgültig gegen das Geld, geduldig in Widerwärtigkeiten. Hinten an dem Verzeichniß ſeiner Werke von 1763 bis 1806 ſteht von ſeiner Hand geſchrieben: „Von allem dieſem habe ich Nichts, als das Bewußtſein gearbeitet zu haben" — Wir denken aber, daß dieſes Bewußtſeyn auch Etwas ſey!

Er ſtarb in Töß bey Winterthur, den 6. Auguſt 1806. im 66ſten Jahre ſeines Alters.

Leben

Anton Graff's

von Winterthur,
Königl. Sächſiſchen Hofmalers und Profeſſors an der
Maler-Akademie in Dresden.

1815.

Wie man durch anhaltende Ausbildung der Naturgaben, Enthaltung von Vielgeſchäftigkeit, ſtrengen Gebrauch der Zeit, und ein beſcheidenes Leben zu vorzüglicher Geſchicklichkeit und bleibendem Ruhme gelangen könne, davon iſt uns der Mann ein Vorbild, über deſſen Schickſal und Kunſt wir dieß Mahl, was der kurze Raum geſtattet, ſagen werden.

Anton Graff, geboren zu Winterthur den 18. November 1736, wurde von ſeinem Vater, einem Zinngießer, auch zu dieſem Handwerke beſtimmt; allein zu der Zeit, als er bald den Beruf antreten ſollte, war der Maler Ulrich Schellenberg nach Winterthur gekommen, und hatte daſelbſt eine Zeichnungsſchule eröffnet, welche als etwas Neues ſtark beſucht wurde. Auch der junge Anton, in dem ſich wohl das Vorgefühl einer künftigen Kraft regte, konnte von ſeinem Vater, der in mittelmäßigen Glücksumſtänden war, mit Mühe die Bewilligung auswirken, dieſe Schule zu beſuchen, wo ſich jedoch bald zeigte, daß mehr als Gewöhnliches in ihm lag, indem er nicht nur in Kurzem ſeine Mitſchüler übertraf, ſondern ſich ſo ganz den neu ſich vor ihm aufſchließenden Erſcheinungen hingab, daß er bald kein anderes Leben mehr angenehm fand, als in dieſem kleinem Kreiſe der Kunſt.

Sein Vater, der die entſchiedene Neigung ſah, ließ ſich dadurch, und durch das Zureden guter Freunde beſonders auch des kunſtgeübten Pfarrers Wirz von Rickenbach, bewegen, ihn für drey Jahre zu Schellenberg in die Lehre zu verdingen; es mußte aber nach allen Formen der Innung geſchehen, ſo wollte es der vorſichtige Vater, damit, wenn allenfalls aus dem Jungen nichts würde, er doch mit dem Handwerke ſein Brot verdienen könnte.

Obgleich Ulrich Schellenberg nur ein mittelmäßiger Künſtler war, ſo hatte er doch von ſeinem Schwiegervater, Rudolf Huber in Baſel, wenigſtens die Grundſätze reiner Farbenmiſchung und der zweckmäßigſten Anlegung eines Gemäldes gelernt, Grundſätze die ſich ſo ſehr bewährten, daß Graff ſelbſt zeitlebens die von ſeinem erſten Meiſter erlernte Manier in dieſen Theilen der Malerey beybehielt. Etwas nicht Unbedeutendes konnte alſo doch der treue Lehrer dem Lehrlinge beybringen; und nicht nur dieß, ſondern er hatte, was auf ein junges Gemüth ſelten den Eindruck verfehlt, einen wahren ungeheuchelten Enthuſiasmus für ſeine Kunſt, und eine bewährte Probität des Lebens; beyde Vorzüge wußte er ſeinen Schülern einzuflößen, nicht durch Lehre, oder daß er es beſonders darauf abgeſehn hätte, ſondern durch das abſichtloſe Beyſpiel, womit in der Welt auf Junge und Alte, beſonders aber in der Erziehung, mehr gewirkt und mehr Gutes und Böſes zu Stande gebracht wird, als durch Gebot und Wort. Zudem beſaß der Lehrmeiſter eine reiche Sammlung ſchöner Kunſtſachen von Gemälden und Handzeichnungen, an denen der Jüngling Auge und Hand und Gedächtniß üben konnte.

Schellenberg trieb alles, was die Malerey umfaßt; er war darin mit geringer Kraft und dem beſten Willen ein Univerſalmann, wie es hier und dort in andern Fächern auch gibt. Der Knabe hatte alſo auszuwählen, und beſtimmte ſich bald für das Porträt. Die Landſchaftmalerey war damals noch nicht ſo im Schwange, wie heut zu Tage, man hatte noch nicht ſo alle Schönheiten des Landes ausgewittert, und den Sinn dafür ſo überſchwänglich entwickelt. Für die Hiſtorie war ſein Geburtsort, der Unterricht ſeines Meiſters, und vielleicht auch ſein eignes Vermögen zu enge. Es mochte ihn wohl auch die Nothwendigkeit zu dieſer Wahl bewegen, denn er konnte voraus ſehen, daß er von ſeiner Kunſt werde leben müſſen, und daß der reichlichſte Gewinn von der Bildnißmalerey herkomme.

Die drey Lehrjahre gingen ihm wie ein Traum vorbey. Wer iſt glücklicher als ein unverdorbener

Jüngling, der in ſeinem ſelbſtgewählten, von entſchiedenem Naturtriebe begünſtigten Beruf lebt, einen väterlich geſinnten Meiſter hat, und um das Treiben der übrigen Welt ſich nicht bekümmert! Dieſe Zeit glücklicher Sorgloſigkeit war nun verſchwunden; die Lehre hatte ein Ende, und der Jünger ſollte jetzt als Meiſter auftreten. Er hatte indeß tüchtig gelernt, und beynahe ſeinen Lehrmeiſter überflügelt; noch finden ſich aus jener Zeit in ſeinem Geburtsorte ein paar Oehlgemälde, Bilder ſeiner Eltern oder Verwandten, die von richtigem Blicke, geiſtigauffaſſendem Sinn und gründlicher Farbenbehandlung — Eigenſchaften, die ſich nachher ſo ſchön bey ihm entwickelten — ein erfreuliches Zeugniß geben. Man ſuchte nun ihn bey einem Maler in Condition zu bringen, wo er ſich noch weiter in der Kunſt vervollkommnen könnte; das war aber ohne Geld ſchwer zu finden. Sein treubeſorgter Meiſter ſchrieb an J. Jakob Haid in Augſpurg, der aber mehr Kupferſtecher in Schwarzkunſt als Maler war. Dieſer konnte ihm zwar keine Anſtellung verſchaffen, antwortete aber, wenn ſich Graff getraue „auf ſeine eigne Fauſt" nach Augſpurg zu kommen, wolle er ihm mit Rath und That beyſtehen. Das hielt er auch redlich, und verſchaffte ihm, als er im Jahr 1756 dahin kam, Koſt, Wohnung und Arbeit.

Ein Porträtmaler, wenn er ſich nicht mit Heirathen übereilt, und nur für ſeine eigne Perſon zu ſorgen hat, findet immer ſein Brot; der Werkzeug koſtet nicht viel, und Leute, die ſich gern gemalt ſehen, gibt es allenthalben; er muß nur nicht vornehm thun wollen, bevor er einen Namen hat. Der beſcheidene junge Künſtler war mit ſeiner Lage zufrieden, er konnte von dem kleinen Verdienſte bey ſeinem mäßigen Leben noch etwas bey Seite legen; an Haid fand er einen Mann, der ihm mit ächtdeutſcher Redlichkeit rieth und half, und ihn mit den beßten Kunſtwerken der Stadt bekannt machte; Zeitlebens ſegnete Graff ſein Andenken. Aber bald fand er unerwartete Hinderniſſe bey der Malerzunft; einige verbürgerte Meiſter klagten, daß ihnen der junge Fremde Eintrag thue, und verlangten, daß er, nach wohlhergebrachten Statuten, die die Kunſt zum Handwerk erniedrigten, ſeiner Beſchäftigung entſagen oder die Stadt räumen müſſe; das nannten die Bürger ihre Freyheit.

Der Himmel verläßt keinen, als den Schlechten der ſich ſelbſt verläßt, auch den Mittelmäßigen hilft er nach, und für die Guten iſt immer Rath. Hofmaler Schneider in Anſpach brauchte gerade damals Hülfe, und durch Haids treue Vorſorge kam Graff zu ihm. „Seine Porträts,“ ſagt Graff in einem handſchriftlichen Fragmente ſeiner Lebensbeſchreibung, „hatten „viel Gutes, waren flüchtig gemalt aber ähnlich. Da „er ſehr geſchwind und wohlfeil malte, ſo hatte er an „dieſem Hofe viel zu thun, und mußte Geſellen halten. Ich war ihm ſehr nützlich, mußte copieren, und „andre unbedeutende Dinge, wobey nichts zu lernen

„war, machen. Es war eben damals die Zeit des ſiebenjährigen Krieges, und ein Jeder wollte das Porträt des Königs von Preußen haben; des Königs „Schweſter, die verwittwete Markgräfin, hatte ein „Porträt von ihm, das in Berlin gemalt worden war; „dieſes Bild mußte ich faſt ein Jahr lang immerhin „copieren, und ich machte alle Tage eines fertig, und „wußte es zuletzt auswendig. Um in der Kunſt weiter „zu kommen, hatte ich freylich wenig Gelegenheit, immer ſchlechte Copien machen iſt nicht der rechte Weg; „ich ſah es wohl ein, und wäre nicht ſo lange geblieben, wenn mir nicht das Leben in dieſem Hauſe ſo „wohl gefallen hätte. Schneider und ſeine Familie waren angenehm; allein ſo viel Geld er auch verdiente, ſo kam er doch in Schulden, ſo daß er nachher ſein Leben im Verhaft zu Schwabach beſchließen „mußte.“ — Wer es mit dem Lernen ernſtlich meint, und ſich ſeinem Berufe ohne ekele Capricen hingibt, findet immerhin Anlaß zum Fortſchreiten; ſo hatte Graff denn doch mit dieſen Königen von Preußen ſich die Fertigkeit und Sicherheit des Pinſels angewöhnt, die man Praktik nennt, und die jedem Bildnißmaler unentbehrlich iſt, wenn er nicht durch täppiſche Langſamkeit ſeinen Gönnern Ueberdruß verurſachen, und ſich ſelbſt am Erwerb hinderlich ſeyn will.

Er blieb anderhalb Jahre in Anſpach, und brauchte ſeine müſſigen Stunden zum Studium der im Schloſſe daſelbſt befindlichen Gemälde von Rigaud und Kupezky, deren verſchiedenes Verdienſt ihm wohl zu ſtatten kam; bey letzterm benutzte er deſſen Stärke und Natürlichkeit im Colorit und in der Harmonie; von Rigaud lernte er die ihm nachher eigenthümlich gewordene ſchöne Behandlung der leichten Draperie, die in Deutſchland zu ſehr vernachläßigt wurde und es zum Theil noch jetzt wird, weil man in Italien, wo deutſche Künſtler meiſt ihren Geſchmack bilden, von dem Bedeutendern zu ſehr hingeriſſen wird, und über Fleiſch und Form und Falten das übrige als Nebenſache vernachläßigt. Und doch ſind Leinenzeug und Spitzen u. dergl. ſelten gleichgültige Nebenſachen für die, ſo ſich malen laſſen; und das mit Recht, man will doch lieber in feinem Zeug erſcheinen als in großem, in ſauberer Wäſche lieber als in ſchmutziger.

Jetzt ſchrieb ihm ſein getreuer Jakob Haid, wenn er wieder nach Augſpurg ziehen wolle, könne er nunmehr ungehindert daſelbſt bleiben, weil ſeine hauptſächlichſten Gegner geſtorben wären. Er ging alſo im Jahre 1759 dahin, und Haid gab ihm Wohnung und Koſt. Auch hier fing er wieder unten an, und malte anmaßungslos um wenig Geld Köpfe, die ſchon viel werth waren. Das erſte Porträt das er malte, war J. Fr. Bauſe aus Halle, der auf kurze Zeit nach Augſpurg gekommen war, um bey einem Kupferſtecher den Grabſtichel führen zu lernen. Dieß Bild war der Anlaß zu der lebenslänglichen Freundſchaft mit dieſem nachher berühmt gewordenen Künſtler, der ſo viel nach Graff geſtochen, daß man ſagen kann, ſie haben wechſelſeitig, der eine mit ſeinem Pinſel, der andere mit ſeinem Grabſtichel, ihren gemeinſchaftlichen Ruhm befördert.

Von dieſer Zeit an hatte er ununterbrochen mehrere Jahre Arbeit, und fing an immer mehr bekannt zu werden. Mit freudiger Rückerinnerung ſprach er öfters von einem Beſuche, den er im Jahre 1764 von einigen merkwürdigen Landsleuten erhielt; es war Profeſſor Sulzer aus Berlin, der mit Jetzeler aus Schafhauſen, und den Jünglingen Heß, Lavater und Füßli aus Zürich durch Augſpurg reiſte. Sie überfielen ihn eines Morgens in ſeinem, wie er glaubte, der Welt verborgenen Kämmerlein, zogen ihn hervor, daß er ihnen die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeige, lobten ſeine Arbeit, erwieſen ihm Ehre. Da dieſe Schweizer zum Theil damals ſchon (und ſpäter alleſammt) ſich als vorzügliche Köpfe auszeichneten, und in Augſpurg conſiderirt wurden, auch mit Graff nach landsmänniſcher Art vertraulich umgingen, gewann dadurch nicht nur ſein Credit bey andern, ſondern was noch mehr iſt, das Selbſtvertrauen des ſchüchternen Jünglings wurde durch die ſchweizeriſche Herzlichkeit dieſer bedeutenden Männer erhoben. Er hatte ſich bisher für einen Malerburſchen, der ſo ziemlich fortkomme, und jetzt ſein Brot in der Fremde ſuchen müſſe, und ſonſt für weiter nichts gehalten; ſo ſahen ihn auch andre an; denn es war damals noch nicht wie jetzt, die Kunſt und alſo auch der Künſtlername galt weniger im Allgemeinen und mehr in der Wirklichkeit. Nun hörte er mit einmal wieder vaterländiſche Töne, ſah vaterländiſche Sitten, fühlte ſich hervorgezogen von vorzüglichen Männern, laudatum a laudatis — und das iſt es, was das Herz eines edlen Jünglings erfreut und erhebt, und was dem Beſcheidenen immer zur rechten Zeit von dem Schickſale bereitet iſt; daher blieb ihm dieſe angenehme Erinnerung zeitlebens. Damals fiel es mir noch nicht ein, ſagte er nachwärts, dereinſt Sulzers Schwiegerſohn zu werden.

Zu ſeiner weitern Ausbildung trug auch ſeine Kundſchaft (wie es die alten Maler hießen) mit dem bejahrten Thiermaler Johann Elias Ridinger, und eine Reiſe bey, die er nach München machte — denn Künſtler gedeihen nur unter Künſtlern und Kunſtwerken, — wo er in Schleißheim das erſte Mahl eine Bilder-Gallerie, das iſt, eine große Sammlung von Meiſterſtücken erblickte, und den Anlaß hatte, das Größte in ſeinem Fache mit dem, was Er leiſtete, zu vergleichen. Freylich iſt ſo eine Vergleichung für einen anſpruchloſen Schüler in den erſten Augenblicken vernichtend, weil man die eigne Schwäche nie tiefer fühlt, als in Gegenwart entſchiedener Kraft, und dadurch bewogen wird, ſich ſelbſt noch weniger zuzutrauen, als man wirklich vermag. Allein dieſer Leidenszuſtand iſt nicht von Dauer; das Gute, das in uns liegt, regt ſich auch wiederum, und wir fühlen am Ende, daß wir durch den höchſten Grad der Zaghaftigkeit beym Anblicke des Unerreichbaren gerade in einen Zuſtand muthigern Strebens hinübergegangen.

„Im Auguſt 1764,“ ſchreibt **Graff** in dem Fragmente ſeiner Lebensgeſchichte, „reiste ich nach Regenſpurg und malte daſelbſt viele Porträts, meiſtens „auf Pergament, aber in Oehl. Es war der Gebrauch, „daß die Geiſtlichen und die Rathsherren ſich mußten „malen laſſen, und zwar in ein Buch, deſſen Format „eben nicht groß war. — Auch malte ich große Bilder „im Schwediſchen, Ruſſiſchen und Preußiſchen Geſandtenhauſe.“ — Nach und nach und ungeſucht dehnte ſich ſo ſein Wirkungskreis aus. In Augſpurg, wohin er zu Ende des Winters zurückkehrte, wurde er mit einem Herrn **Heidegger** von Zürich bekannt, der als Liebhaber der ſchönen Künſte Deutſchland bereiste; dieſer war eben aus Dresden gekommen, wo er von Herrn von **Hagedorn**, dem Direktor der daſigen neuerrichteten Maler-Akademie gehört hatte, daß er einen guten Porträtmaler ſuche, und nun dieſem ſogleich ſchreiben und **Graff** empfehlen wollte, der es ſich aber verbath, weil er ſich zu ſchwach für eine ſolche Stelle hielt. Der gute Schweizer hatte eine ſo hohe Idee von einem Hofe und einer Akademie, daß er ſeine Wenigkeit nicht damit paaren konnte; er hatte vielmehr im Sinn, ſich für immer in der freyen Reichsſtadt Augſpurg niederzulaſſen, und von da aus kleine Reiſen zu machen. Wirklich ging er noch in demſelben Jahre nach Hauſe, malte in ſeiner Vaterſtadt einige Bilder, und wurde in Zürich durch Heidegger mit deſſen Schwager, dem berühmten Salomon Geßner bekannt, der ihn bald ſeiner Achtung werth fand, und von dieſer Bekanntſchaft an lebenslängliche Freundſchaft mit ihm unterhielt.

Heidegger hatte inzwiſchen, ungeachtet Graff's ſchüchterner Weigerung, doch an Hagedorn geſchrieben, und bald kam von dieſem eine Einladung, nach Dresden zu kommen, wozu ihm 100 Thaler Reiſegeld angeboten wurden, daſelbſt ſolle er zur Probe ein Bild malen um 50 Thaler, und wenn ſelbiges Beyfall erhielte, mit Bedingungen, die für ſeine damalige Lage vortheilhaft waren, angeſtellt werden. „Jedermann rieth mir, ſchreibt Graff, mich ſogleich nach Dresden auf den Weg zu machen; allein ich war zu unerfahren, und hatte keinen Muth, weil ich mir keinen glücklichen Ausgang von dieſer Sache verſprach, und dann meine Ausſichten in Augſpurg in Gefahr ſtanden. Ich hatte eben mein Porträt gemalt, das ich dem Pfarrer Wirz in Rickenbach aus Dankbarkeit zum Andenken gewidmet hatte, weil er alles dazu beygetragen, daß ich ein Maler geworden; dieſes Bild rieth man mir nach Dresden zu ſchicken. Während der Zeit, bis Antwort kam, blieb ich in Zürich bey Geßner, wo ich logirte und glückliche Tage genoß." — Man hielt ihn hoch wegen ſeiner Kunſt, denn jetzt ſchon waren ihm wenige Bildnißmaler in der Schweiz gleich zu ſetzen, und er wurde wegen der Einfachheit ſeiner Sitten und der anſpruchloſen Munterkeit ſeines Charakters geliebt; hätte auch Arbeit genug gefunden, wenn er ſich innungsgemäß bey einem dortigen Maler als Geſell hätte einſchreiben laſſen wollen.

Im Februar 1766 erhielt er die Nachricht, daß ſein Gemälde in Dresden Beyfall gefunden, und er wurde mit 400 Thalern Gehalt als Mitglied der Akademie aufgenommen, und erhielt 110 Thaler Reiſegeld; den 7. April langte er daſelbſt an. — Hier trat er nun mit einem Mahl in eine neue Welt, wo andre Sitten und Gebräuche, eine andre Luft, andre Menſchen, ja beynahe eine fremde Sprache ſeiner warteten. Da er außer ſeinem Vaterlande nicht weiter gekommen als nach Anſpach, wo er als unbemerkter Malergeſelle ſtill lebte, und nach Augſpurg, deſſen Verfaſſung und bürgerliches Leben ſo viel Aehnlichkeit mit der Schweiz hatte, war der Unerfahrne nun auf ein Mahl in die Reſidenz eines großen Fürſten verſetzt, mit hochberedten Profeſſoren der Akademie in Verbindung gebracht, und ſeine Perſon und Kunſt dem Scharfblicke der Hofleute ausgeſetzt. Welcher Schweizer wird ſich verwundern, wenn ſein im ſchlichten Leben und im Tone der Gleichheit aufgewachſener Landsmann ſich erſt nicht zu finden wußte? Dieß mag auch dem Akademie-Director Hagedorn aufgefallen ſeyn, denn in einem Briefe, den Heidegger im nämlichen Jahre an

Hagedorn ſchrieb *), entſchuldigt er Graff wegen ſeiner Unentſchloſſenheit und ſeinem Mangel an Kenntniß der großen Welt, und ſchiebt es auf den Nationalcharakter der Schweizer. — Ein geſunder Verſtand weiß ſich indeß bald zu helfen; er ſieht, daß unter reichem Schein oft ein dürftiges Seyn verborgen iſt, er läßt die Profeſſoren dociren, und die Höflinge kritiſiren, und geht ſeinen geraden Gang, und die Nothwendigkeit, die ihn in ſeiner neuen Lage feſthält, iſt der beßte Schleifſtein ſeiner rauhen Seite. Da auch zu gleicher Zeit der Kupferſtecher Zingg von St. Gallen, der ſich bisher bey Wille in Paris aufgehalten hatte, nach Dresden kam, ſo fand Graff an ihm einen gleichgeſtimmten Freund, und der kunſtliebende Hagedorn ſelbſt that alles mögliche, ihm das Leben angenehm zu machen. Seine Zuflucht aber, wenn ihn die Welt zurückſchreckte, war die große Gemälde-Gallerie, wo er in immer neuen Betrachtungen der hohen Kunſtgebilde ſich und alles Leid vergaß.

Sein Verdienſt wurde bald erkannt, er bekam viele Beſtellungen, ſeine Lage wurde ihm allmählig angenehm, und er arbeitete mit immer ſteigender Vervollkommnung. Vom Hofe aus hatte er die Erlaubniß erhalten, innerhalb des Landes jährlich mehrere Monate zu reiſen, ohne ſich darum zu melden; dieſe Zeit be-

---

*) Briefe über die Kunſt von und an Chr. v. Hagedorn. Leipzig 1797. Seite 201.

nutzte er gern, um ſich von der ſitzenden Lebensart zu erholen, und mit dem Beſuch von Freunden zugleich die Befriedigung der Liebhaber, die von ihm gemalt zu ſein wünſchten, zu verbinden. So ging er im Jahr 1769 nach Leipzig, fand daſelbſt ſeinen erſten auswärtigen Freund Bauſe, der bey der Akademie angeſtellt war, und malte Gellert, Weiße und mehrere Gelehrte und Kaufleute; das meiſte für den daſigen Buchhändler Reich zu deſſen Sammlung von Porträten deutſcher Gelehrten.

Unter die Epochen ſeines Lebens gehört auch das Jahr 1771, in welchem er mit erwähntem Buchhändler Reich ſeine erſte Reiſe nach Berlin machte, um daſelbſt für ihn die Porträte von Mendelsſohn, Spalding, Ramler und Sulzer zu machen. Bey welchem Anlaß er Sulzers allgemein geachtete älteſte Tochter kennen und lieben lernte, und die Einwilligung des Vaters zu dieſer Verbindung unſchwer erhielt, weil dieſer, nach ſeinem eignen Ausdrucke, an Graff „ein Gemüth fand, das ſo rein und ſo hell war, als der ſchönſte Frühlingstag." — Auch wurde er durch ſeinen Schwiegervater in Berlin bey Hofe und den Großen bekannt, und bekam dadurch Beſchäftigung, ſo oft er hin kam. Berlin habe ich viel zu verdanken, ſchrieb er in oben angeführtem Fragmente; wo er auch die lebenslängliche Freundſchaft des humanen Chodowiecki gewann, von dem er nach und nach alle ſeine Blätter in den beſten Abdrücken erhielt, und damit zu einer, man kann ſagen vollſtändigen Sammlung ſeines Werkes gelangte. *)

Sonſt war jetzt ſein Aufenthaltsort in Dresden, ſolche beyläufige Reiſen ausgenommen, fixirt, und ſollte es bis an ſein Ende bleiben, denn immer fanden ſich der Beſtellungen mehr als er befriedigen konnte, ſo daß er für ſeine Genügſamkeit ein reichliches Auskommen fand, und daher auch im Jahre 1788 einen durch den Miniſter Heinitz erhaltenen Ruf nach Berlin mit 1400 Thaler jährlicher Beſoldung ablehnte; welches dann auch billiger Maßen die Vermehrung ſeines Gehalts in Dresden um 300 Thaler zur Folge hatte, ſo daß er nunmehr bis an ſein Ende vom Hofe jährlich 700 Thaler bezog, die auch jedes Mahl nach der bekannten Ordnungsliebe des Fürſten richtig ausbezahlt wurden. — Er durfte nun auch ohne Bedenken höhere Preiſe auf ſeine Gemälde ſetzen; denn anfänglich in Augſpurg foderte er für ein Bild zwanzig, ſpäter dreyßig Gulden, bey welcher beſcheidenen Taxe er blieb bis zu ſeiner Niederlaſſung in Dresden; daſelbſt ſtieg er von 1766 bis 1786, auch nicht unbeſcheiden, auf 30 Thaler, und ſpäterhin mußte man ihm 50 Thaler für ein Bild ohne Hände zahlen, für eines mit Händen etwas mehr. Man hat Beyſpiele, daß Künſtler von geringerem Verdienſte mehr gefordert. Auch ließ er ſich nie voraus bezahlen, ſondern, ehrlich wie er war,

---

*) Jetzt im Beſitze des Verfaſſers.

glaubte er auch an die Ehrlichkeit andrer, und forderte erſt ſeine Gebühr, wenn er das Bild abgegeben, hatte dann aber öſters große Mühe, zu ſeinem Gelde zu gelangen; manchmal bekam er auch gar nichts.

Der häufigen Arbeiten in Dresden aber ungeachtet unterließ er die, ſeiner Geſundheit und ſeiner Neigung zum Bedürfniß gewordenen kleinen Reiſen nicht, und ging bald nach Berlin, Magdeburg, Leipzig, bald beſuchte er die Bäder, vornehmlich Carlsbad und Töplitz. Hier war es, wo er die meiſten von den ſo beliebten und geſchmackvollen kleinen Köpfen auf Pergament mit Silberſtift zeichnete; eine Manier auf welche er 1783 durch einen reiſenden Franzoſen, der damit Geld verdiente, gebracht wurde. Nach einem vorgefundenen Verzeichniß hat er dergleichen von 1783 bis 1790 über drey hundert gemacht; er ließ ſich drey Dukaten dafür zahlen. Später zeichnete er auf ſolchen kleinen Reiſen auch öfters Köpfe in Lebensgröße mit ſchwarzer und weißer Kreide. — Sein liebſter Weg aber ging ins ferne Vaterland, für welches ihn ſeine Anhänglichkeit nie verließ. Die weite Entfernung geſtattete ihm freylich nicht, die Reiſe ſo oft zu machen, als er gewünſcht hätte; war aber einmal der Entſchluß gefaßt, und der Urlaub erhalten, von dem Augenblick an wurde ſeine Sehnſucht ordentliches Heimweh. Er träumte ſchlafend und wachend davon, rufte alle Erinnerungen ſeiner erſten Jugendjahre zurück; die Momente ſeiner Künſtlerentwicklung, den cordialen Umgang mit ſeinen Altersgenoſſen, ſeinen Aufenthalt bey Salomon Geßner im Sihlwald, die zwangloſe Lebensart, kurz alles was er Gutes wußte; und hatte ſeinen Landsleuten in Dresden ſo viel davon zu erzählen, daß er ſie oft ſelbſt mit ſeinen Empfindungen anſteckte. Und wenn er dann daheim war, ſo fand er an allem, ſelbſt an der Langenweile, wie einer ſeiner Freunde ſagte, Freude, gab ſich der Geſelligkeit hin, malte ſeine Bilder wohlfeiler, und verzögerte ſeine Abreiſe immer ſo lang er konnte.

Als Hofmaler und Mitglied der Akademie hatte er weiter keine Verpflichtung, als jährlich ein paar Bruſtbilder für den Hof ohne Entgelt zu malen, und jungen Leuten, die ſich der Kunſt widmeten, mit Rath an die Hand zu gehn; Lehrſtunden hatte er keine zu geben. Auch ſind aus ſeinem Privatunterricht wenig bedeutende Künſtler hervor gegangen; er hatte nicht die Gabe, Schüler zu bilden, er konnte nicht geduldig über alles Red' und Antwort geben, und hatte weniger Räſonnement auf der Zunge als Blick und Kraft im Geiſt; er meinte, das Können ſollte ſich von ſelbſt geben, daher war ſein einfacher Grundſatz, junge Leute müſſen nur recht viel malen, um eine fertige Praktik zu bekommen, weil er ſich auch ſo gebildet hatte; aber: practica est multiplex, konnte man dann mit Recht bey den Ergebniſſen dieſer Anleitung ſagen.

Außerordentliche Gemälde für den Hof wurden ihm bezahlt; gleichwohl war das eben nicht ſeine Lieblingsbeſchäftigung, weil die Beurtheilung derſelben nicht immer aus den lauteſten Quellen des Geſchmacks herfloß, ſondern ſich nach der momentanen Stimmung der Obern richtete, wie er oft zu erfahren Gelegenheit hatte. So malte er einſt die Churfürſtin, und gab ihr ein idealiſches, oder wie man es damals hieß, griechiſches Gewand, ſo wie er nicht lange vorher die Schauſpielerin Brandes als Ariadne mit Beyfall gemalt hatte; das Bild wurde recht hübſch gefunden, und man konnte die Stunde nicht erleben, wo es der Churfürſt beſichtigen ſollte; aber dieſer, ein ernſthafter Herr, der ſeine Gemahlin nicht gern in theatraliſchem Gewande ſah, ging unwillig bey dem Bildniſſe vorüber, nannte es à la grecque, und würdigte den Maler keines Blickes. Nun war er und blieb in Ungnade, und erfuhr, daß Horazens Ausſpruch: Malern und Dichtern ſey alles erlaubt, wenigſtens nicht auf die Hofmaler paſſe. Alle Hofleute, die bisher das Gemälde bewundert hatten, kehrten ihm jetzt den Rücken, und ließen ihn allein ſtehen, bis lange hernach Prinz Heinrich von Preußen bey dem Maler das Bildniß ſah, und ſichs vom Churfürſten ausbat, und Graff den Auftrag erhielt, den Regenten als Gegenſtück dazu zu malen. Hier aber nahm er ſich wohl in Acht vor allem antiken Coſtume, ſondern kleidete den Herrn in einen ſchönen deutſchen Harniſch aus dem Zeughauſe, und ſchuf ihn zu allerhöchſter Zufriedenheit in einen deutſchen Helden ſpäterer Zeit um.

Ueberhaupt aber fand er, was alle finden, ein Porträtmaler ſey ein geplagter Mann, weil er ſeinen Geſchmack ſo oft geſchmackloſer Mode unterordnen, und ſeine Umriſſe vom Schneider und Friſeur beſtimmen laſſen muß, und nicht machen kann, was er will. Indeß wer einen Namen hat, darf ſich auch ſchon mehrere Freyheit bedienen. Als er einſt eine alte vornehme Dame malte, konnte er es ihr gar nicht recht machen, gleichwohl fügte er ſich lange mit großer Gelaſſenheit; wie ſie aber endlich verlangte, er ſollte jetzt noch einmal mitten in der Arbeit aufhören, und mit einem andern Maler und einem Cavalier conſultiren, ging ihm, der, obgleich ein Schweizer, nicht gern ad referendum nahm, die Geduld aus; er malte ihr einen Schnurbart hin, und lief davon.

Große Familiengemälde hat er mehrere, und mit dem beßten Erfolge gemalt, ob es gleich eine ſchwere Aufgabe iſt, und man glauben ſollte, daß in manchem Betracht eine hiſtoriſche Compoſition noch leichter zu Stande zu bringen wäre; denn nicht nur wollen in einem Familiengemälde die Figuren alle ſo geſtellt ſeyn, daß jede vortheilhaft und ganz ſich zeige, ſondern ſie müſſen auch in eine gemeinſchaftliche Handlung verbunden werden, wenn das Gemälde ſprechen ſoll, und dann fällt der geringſte Fehler gegen Zeichnung und Perſpective ſtärker auf, als in hiſtoriſchen Vorſtellungen, wo die Anordnung nach Belieben gemacht werden kann. Dennoch hat Graff ſich nie im geſchichtlichen Fache verſucht, ſey es, daß ihm Phantaſie fehlte, oder hinlängliche Anweiſung in der Jugend abging. Er begnügte ſich mit dem (doch zuweilen hiſtoriſchen) Porträte; und dieß Fach iſt denn doch auch ſo verächtlich nicht, wie es manche neuere Kunſtjünger jetzt in vornehmem Tone herabſetzen. Holbein und Vandyk gingen mit ihren Bildniſſen noch ſicherer in den ewigen Ruhm über, als durch ihre Geſchichtsgemälde; und jene ekeln Abſprecher, die ſich in lauter Empfindung des Höchſten verlieren, können gemeiniglich nicht einmal das Mittelmäßige zu Stande bringen, wenn es darum zu thun iſt, Worte zu Thaten zu machen. In ſpätern Zeiten fing er auch an Landſchaften zu malen mit vielem Effekt und großer Harmonie. Auch hatte er mit maleriſcher Nadel drey Köpfe radirt: ſich ſelbſt, Profeſſor Sulzer aus Berlin, und Kaufmann Baſſe von Frankfurth am Mayn, drey ſelten gewordene Blätter. — Eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen aber war das Copiren berühmter Meiſterſtücke auf der churfürſtlichen Gallerie, weil er ſagte, daß man die wahre Behandlung und Farbenſchönheit eines Gemäldes nur durch den Pinſel entdecken könne, und das bloße Beſchauen für einen Maler nicht hinreiche. Dieſe Neigung zu befriedigen wurde ihm Anlaß genug gegeben, durch eine Beſtellung von Copien mehrerer der vornehmſten Stücke der Gallerie für den Ruſſiſchen Hof, wobey ihm zugleich durch Verwendung des Ruſſiſchen Geſandten die Erlaubniß ausgewirkt wurde, die

Bilder

Bilder ganz zu copiren, welches ſonſt in Dresden unterſagt war, ſo daß man immer etwas von Bedeutung weglaſſen mußte. Wenn auch dieſe Copien nicht immer das Verdienſt getreuer Nachbildung hatten, welches bey Gemälden aus der alten italiäniſchen Schule, in die er ſich nie recht hineindenken konnte, oft der Fall war, ſo waren es doch immer gute Kunſtwerke an ſich, und Beweiſe ſeines markichten und ſichern Pinſels.

Wenn er mit den Perſonen, die er malen ſollte, einige Zeit vorher Umgang pflegen konnte, ſo war ihm das lieb; da lauſchte er unvermerkt auf ihre beßte Miene, beobachtete ihre eigenthümliche Haltung, und ſtudierte die natürlichſten und paſſendſten Farbentöne des Geſichts zuſammen, um alles dieſes nachher in dem Bilde anzubringen, damit es nicht ein charakterloſes Machwerk werde, wie handwerksmäßige Bildnißmalerey gewöhnlich liefert. So gelangte er durch ſcharfes Beobachten derjenigen Natur, zu deren Nachbildung ihn ſeine Beſtimmung hinzog, durch unausgeſetztes Streben, und durch weiſe Benutzung des Talentes, das ihm Gott verliehen, zu dem Grade der Vollkommenheit, auf dem ihn das unpartheyiſche Deutſchland bewunderte; er trat in die Fußſtapfen Vandyk's. Schon durch die eigenen, der individuellen Natur abgeborgten Stellungen, gab er ſeinen Bildniſſen einen vorzüglichen Werth, und durch ſeinen tiefen Blick in das Innere, wußte er das Edele eines Charakters herauszuheben, und mit der Aehnlichkeit zu verbinden; alles in kräftiger Darſtellung, feſter Zeichnung, ohne Ziererey und gekünſtelte Manier, mit lieblichem friſchem Colorit, verſtändiger Harmonie, kühnem Pinſel und dauerhaften Farben. — Zu bedauern mag es wohl ſeyn, daß ſeine beßten Tage in einen Zeitraum fielen, wo die geſchmackloſeſte, jeder eleganten Form widerſtrebende Kleidermode in Deutſchland bey Männern und Weibern herrſchte; aufgethürmte Friſuren, gepuderte Harbeutelperücken, ſteifes Gewand, unförmliche Spitzen, was kann auch der beßte Meiſter daraus machen? Wo Graff ſich da nicht mit maleriſcher Freyheit helfen durfte, that er wenigſtens was ihm allein noch übrig blieb, er malte auch dieſen Flitter ſchön, und empfahl ſich oft damit nicht weniger als mit der wohlgetroffenen Aehnlichkeit.

Die geſchickteſten Kupferſtecher Deutſchlands, Müller, Lips, Bauſe ꝛc. haben nach ihm geſtochen, und alle thaten es vorzüglich gern, weil ſie ihre Mühe an keinen undankbaren Gegenſtand verſchwendeten, indem ſie des Malers richtiger Zeichnung unbedenklich folgen durften, und Licht und Schatten ihnen im ſchönſten Verhältniß angegeben war. Der ältere Müller in Stuttgart ſoll ſelbſt geſagt haben, er werde keinen beſſern Kopf mehr ſtechen, als das ſchöne Bild von Graff vor der Staffeley ſitzend war. — Man behauptet, daß er den männlichen Charakter beſſer dargeſtellt habe als den weiblichen; das mag ſeyn, wäre auch wohl zu erklären, allein dieſe Erörterung würde uns zu weit führen.

Sich immer gleich, lebte er bis in ſein hohes Alter arbeitſam, nüchtern und geſund, und ſicher der Achtung, die er verdiente. Wiewohl ſeit mehreren Jahren ſeine Augen anfingen matt zu werden, konnte er doch die alte eingewöhnte Beſchäftigung nicht laſſen, malte Köpfe nach der Natur und aus der Gallerie; freylich von Jahr zu Jahr flüchtiger und ſchwächer in Farbe, doch immer, auch da er zuletzt nur noch durch ein großes Brennglas malen konnte, war Geſchmack und Freyheit in ſeiner Arbeit nicht zu verkennen. Wer wollte es dem alten Neſtor verargen, wenn ſein Speer nicht mehr traf, wie in der Fülle der Jugend! — Nur wenige Monathe vor ſeinem Ende malte er noch ſein eignes Bild, das an geiſtiger Behandlung und Aehnlichkeit keinem nachſteht, obgleich mehr mit den Augen des Verſtandes als mit leiblicher Sehkraft gefaßt, und mit zitternder Hand hingeworfen.

Graff hatte ein großes Buch, worin er von Anfang an alle ſeine Arbeiten, mit den Namen der abgebildeten Perſonen und den Preiſen aufzeichnete. In demſelben finden ſich von 1756 bis 1766 in Augſpurg, Regenſpurg ꝛc. gemalte Porträte 297; Originalgemälde von 1766 bis Januar 1813 in Dresden ꝛc. 943, Copien 415, zuſammen 1655 gemalte Bilder. Dazu kommen noch von oben erwähnten Zeichnungen mit Silberſtift 322. In der Schweiz, vornehmlich in

Zürich, Bern und Winterthur, finden ſich auch viele ſeiner Gemälde, die er während ſeines öftern Aufenthaltes daſelbſt machte; ſeine Vaterſtadt allein beſitzt derſelben über 60 Stücke. —

Wir erlauben uns keine weitere Charakterſchilderung des von ſeinen Bekannten geliebten und als Künſtler hochgeſchätzten würdigen Mannes, und bedauern nur, daß er dem öftern Wunſche der Freunde nicht nachgegeben, und aus dem unerſchöpflichen Schatze von Anekdoten, die er im Umgang mit ſo vielen Großen und Gelehrten Deutſchlands in ſeinem nichts vergeſſenden Gedächtniſſe geſammelt, und ſo angenehm zu erzählen wußte, nicht aufgezeichnet hat; das würde auch einen anziehenden Bilderſaal gegeben haben; allein geſchickte, fleißige Künſtler ſind ſelten große Schreiber, und auch der thätigſte Mann nimmt leider vieles mit ins Grab, was er noch hätte leiſten können.

Im Jahr 1811 beſuchte er noch einmal die geliebte Vaterſtadt, und ſeine wenigen übriggebliebenen Freunde, ging mit ſchwerem Herzen zurück, verlor im April 1812 ſeine Gattin, mit der er vierzig Jahre in gefälliger und glücklicher Ehe gelebt, und drey Kinder erzeugt hatte: zwey Söhne, von denen einer 1801 als Referendar beym Stadtgericht in Dresden geſtorben, der andere aber als ein verdienter Landſchaftmaler daſelbſt lebt; und eine Tochter, die mit dem hoffnungsvollen, für die Kunſt zu früh verſtorbenen Maler Kaaz verheirathet war. Am Ende deſſelben Jahres ſchrieb er an einen Freund im Vaterlande, dem er einige Gemälde überſchickte: „Ich wollte ich hätte die „Bilder ſelber gebracht, ſo wäre ich bey Ihnen, wo „ich jetzt ſo gerne wäre, da ſich die guten Zeiten für „mich hier zu Land verloren. Ich glaube auch, daß „ich weniger über den Verluſt meiner Frau leiden „würde, als ich hier leide. Behalt ich Leben und Geſundheit, ſo iſt vielleicht auf dieſer kurzen Laufbahn „noch ein Viertelſtündchen für mich zu Winterthur „aufgehoben. — Vor einem halben Jahre that mir die „Wiener Akademie (kaiſerliche Akademie der Malerkunſt „in Wien) die Ehre an, mich zu ihrem Mitgliede zu „erwählen, und vor einigen Wochen die Münchner „Akademie (der bildenden Künſte) auch. Es kömmt „nun zu ſpät, meine Künſtlerlaufbahn iſt abgelaufen."

Und noch im letzten Monathe ſeines Lebens ſchrieb er eben dieſem Freunde: „Von mir haben Sie ungefähr ſeit ſechs Monathen nichts hören können, weil „man nicht ſchreiben noch reiſen konnte. Unſre Lage „hier iſt traurig, unaufhörlich Einquartierungen, Unruhe und Angſt, mit Gefahr alles zu verlieren. — „Seit einem Jahre, mein lieber Freund, bin ich kein „glücklicher alter Mann; wenn ich eine Möglichkeit „ſehen könnte, ſelbſt nach der Schweiz zu kommen, ſo „würde ich es noch in meinem Alter wagen, lange „kann ich doch nicht mehr in dieſen unruhigen Zeiten „leben; ruhiger, glaube ich, iſt es doch bey Ihnen als „hier; der Himmel verhüte nur, daß ſich das Kriegstheater nicht noch in Ihre Gegend ziehen möge!" — Es war die Zeit als Napoleon Dresden beſetzt hielt, er hatte Grund zur Klage. Um den überhäuften Einquartierungen Platz zu machen, mußte er ſogar ſein beynahe ein halbes Jahrhundert beſeſſenes Arbeitszimmer verlaſſen, die Werkſtätte ſeines Ruhmes, den Sitz ſeiner Bequemlichkeit, und die Wiege ſo mancher erfreulichen Erinnerungen. Er mußte außer dem Hauſe ſchlafen, und konnte eigentlich keine Ruhe mehr zur Arbeit finden.

Er ſtarb im Hauſe ſeiner Tochter, den 22. Juny 1813, nach einem zwölftägigen Krankenlager, an einer durch Alter und Umſtände verurſachten Nervenſchwäche, ſeines Alters 76 Jahre. Ein zahlreiches Gefolge von Profeſſoren und Schülern begleiteten ihn zum Grabe, auf dem böhmiſchen Kirchhofe, vor dem Pirnaiſchen Thore.

Es iſt ein wehmüthiges Gefühl, einen würdigen Mann ſo nach und nach verſchwinden zu ſehen unter der Laſt des Alters und dem Drange der Umſtände; jedoch tröſtlich iſt es, wenn mit der Kraft doch nicht die Liebe weicht für die einfachen Genüſſe der Jugend nicht der edle Sinn für das, was man mit Ehre getrieben, noch die treue Anhänglichkeit an die Freunde. Das ſind Zeugen eines wohlgeführten Lebens; und die Ahnung eines neuen beſſern Daſeyns begleitet den betrauerten Greiſen hoffnungsvoll zum Grabe.

Leben
Johann Kaſpar Kuſters
von Winterthur.

1822.

Wenn auch in dem Landſchaftmaler, deſſen Thun und Bilden wir jetzt beſchreiben, kein Stern der erſten Größe für die Kunſtliebende Jugend erſcheint, ſo wird ſich doch die Tugendliebende erfreuen, auf die Lebensbahn eines Mannes hinzublicken, der die Gabe, welche die Natur in ihn gelegt hatte, mit unausgeſetzter Beharrlichkeit in ſich zu entwickeln ſuchte; der auf dem Pfad, den er ſich einmahl gewählt hatte, weder rechts noch links abweichend, treu und gerade fortwandelte, ſich jedes Schönen mit ungeheuchelter Liebe freute, und unermüdlich in der Arbeit, zufrieden mit ſeinem Looſe, als ein ehrlicher Mann durch die Welt ging.

Ein ſolcher Mann war Johann Kaſpar Kuſter, gebohren in Winterthur, im Jahre 1747. Sein Vater, ein Glaſer, beſtimmte ihn zu ſeinem Handwerke, und die Lehrzeit war ſchon bald vorüber, als des Vaters Bruder, der fünfzehn Jahre in Holland als Maler gelebt hatte, zurückkam, und ſogleich anfieng Porträte zu malen, Zimmerwände mit hiſtoriſchen Figuren oder mit Landſchaften zu bekleiden, und alles zu übernehmen, was ſeine Kunſt vermochte. Da aber dieſe Kunſt nur mittelmäßig war, ſo blieb auch ihr Wirkungskreis eng, der Erwerb war gering und hatte nicht lange Beſtand, ſo daß der beſcheidene Mann genöthigt war, die Flachmalerey zu ſeinem Unterhalte vorzunehmen. Indeſſen hatte der Knabe dem Oheim oft beym Malen zugeſehen, öfters deſſen mitgebrachte Kupferſtiche und kleine Kunſtſachen betrachtet, und ihn mit Luſt und Liebe darüber ſprechen gehört, welches alles den unerfahrnen Glaſerjungen wie in eine neue Welt hineinführte, ihm das Höchſte ſchien und ſein Handwerk verleidete, ſo daß er keine Ruhe hatte, bis er vom Vater die Bewilligung erhielt, als Lehrjunge bey dem Flachmaler einzutreten, der ihn fünf Jahre lang ohne Entgeld zu ſich nahm, aber auch weiter nichts lehrte, als was das Handwerk mit ſich brachte.

Nach Verfluß dieſer Zeit kam er nach Zürich, und zwar zuerſt zu einem Meiſter, der ebenfalls nichts kunſtmäßiges trieb, und ihn bloß zum gemeinen Anſtrich brauchte, ihm auch nur den Unterhalt, aber keinen Lohn gab. Als dieſer jedoch bald ſtarb, hatte er das Glück bey dem Maler Johann Heinrich Wüeſt, der nicht lange vorher aus Holland und Frankreich nach Hauſe gekommen war, und als geſchickter Landſchaftmaler in großer Achtung ſtand, eine Anſtellung zu finden; zwar auch nur als Flachmalergeſell, denn da die Kunſt hier von Alters her dem Zunftzwang unterworfen war, benutzten auch beſſere Meiſter das Recht, ſie handwerksmäßig zu treiben, welches Wüeſt ebenfalls that.

Hier konnte Kuſter doch nunmehr allerhand Lehrreiches ſehen, und benutzte die Sonntage nach vollendetem Gottesdienſte, wohl auch die nächtliche Zeit, zum Zeichnen nach ſeines Lehrherrn Studien. Auch nach deſſen Gemälden machte er in den letzten Jahren ſeines Aufenthalts Verſuche mit Oehlfarben; da er aber hierzu keine Zeit als die ſonntägliche hatte, ſo kam wenig heraus. — So brachte er ſieben Jahre in Zürich zu, treu, fleißig und fromm, und darum auch von Wüeſt liebreich behandelt, ja in ſpätern Jahren noch und bis an ſein Ende von demſelben als Freund geſchätzt und geliebt.

Endlich fühlte er doch den Drang, noch etwas mehr von der Welt zu ſehen, und nahm Abſchied von ſeinem kindlich verehrten Meiſter. Er hatte ſich während dieſer langen Zeit, obgleich er nur dreyßig Schillinge Wochenlohn bekam, ſechzig Gulden und ein neues Kleid vorgeſpart, und mit dieſem Schatze verließ er fröhlich und getroſten Muthes das Vaterland. Freylich war es nur ein geringe Summe, die keiner Erwähnung verdiente, wenn ſich nicht manchmal im Leben die Bemerkung darböte, daß in ſolchen klein ſcheinenden Erſparniſſen frommer Eingezogenheit und ſtillen Fleißes mehr Segen mehr reine Freude und

Genuß von höherer Art liegen könne, als in einer reichen Erbſchaft, oder in anderm weniger lautern Erwerbe.

Er kam 1777 nach Frankfurt am Mayn, wo er in der Nothnagelſchen Tapetenfabrik ein Unterkommen fand. Daſelbſt traf er ſeinen ehmahligen Mitſchüler aus Zürich, Joh. Kaſpar Huber an, der ihn mit Rath und That unterſtützte, ſich auch um ſo viel lieber an ihn freundſchaftlich anſchloß, weil unter den dreyßig Malergeſellen, die in der Fabrik arbeiteten, viele luſtige Brüder waren, deren Lebensart dieſen ehrbaren Schweizerjünglingen nicht behagte. Hier gab es nun Arbeit genug; aber alles ſollte hurtig von ſtatten gehn, ſtatt deſſen aber ging es bey Kuſter, der noch keine Fertigkeit hatte, ſehr langſam. Ein Thürgemälde nach einem Kupferſtiche von Dietrich ward ihm aufgetragen, das in zwey Tagen fertig ſeyn ſollte, er marterte ſich aber vierzehn Tage damit. Jedoch Nothnagel, ein billiger Mann, erkannte das willige Bemühen, und ermunterte ihn geduldig, er ſolle nur friſch darauf losmachen, es ſey Fabrikarbeit, die wohlfeil verkauft werden müſſe. Das that er nun auch, nachdem die erſten Schwierigkeiten überwunden waren, immer friſcher und fertiger, und gewöhnte ſich ſo in Kurzem eine tüchtige Handwerkspraktik an, die, wenn ſchon nicht der Hauptgegenſtand ſeines Beſtrebens, doch ein Schritt näher zu demſelben war. Freylich ſahe er auch den Nachtheil dieſes Geſchwindmalens ein, wobey kein regelmäßiges Studium Platz findet; was wollte er aber machen? Wieder zum bloſſen Anſtreichen zurückkehren mochte er nicht, und andere Hülfsmittel, ſich weiter zu bringen, hatte er nicht; und ſo ſuchte er ſich wenigſtens das anzueignen, was bey dieſer Art zu malen, und im Umgange mit geſchicktern Arbeitern gelernt werden konnte. Mangel iſt meiſt ein beſſerer Lehrmeiſter als Ueberfluß; Noth lehrt nicht nur bethen, ſie lehrt auch arbeiten. Kunſtbefliſſene, welche die Nothwendigkeit zwang, ſich frühe tüchtig zu regen und zu verſuchen, haben es, wie die Geſchichte lehrt, oft mit weniger Anlagen weiter gebracht, als ſolche, die in der Indolenz des Reichthums ſich Zeit laſſen konnten, und immer auf die Stunde der Begeiſterung warten zu müſſen glaubten. Non vi manca ch'un poco di necessità, ſagte Pouſſin zu einem vornehmen Herrn, der ihm ein ſelbſt verfertigtes Gemälde wies: es fehlt Ihnen nichts, gnädiger Herr, als ein wenig Mangel.

Nachdem Kuſter ſich ſo anderthalb Jahre nebſt ſeinem Freunde Huber in dieſer Geſchwindmalerey herumgetrieben, und der Lohn nicht gröſer war als wöchentlich drey Gulden, woraus noch Wohnung, Nahrung und Kleidung beſorgt werden mußten, ſo fanden ſie doch beyde, daß ſie auf ſolche Weiſe in der Kunſt keine weitern Fortſchritte machen würden, und ſich gar zu knapp behelfen müßten; ſie entſchloſſen ſich demnach, ihr Heil mit einander in dem kunſtliebenden

Holland zu ſuchen. Nothnagel hatte ihnen auch Empfehlungen nach Düſſeldorf gegeben, und da traf es ſich, daß ein Kaufmann, der ein neues Haus gebaut hatte, ihnen auf ſolche Empfehlung hin, einen Wandteppich mit Landſchaften um hundert Gulden verdingte. Daran malten ſie zuſammen eilf Wochen, es blieb ihnen alſo wenig Vortheil davon, den ausgenommen, daß ſie in Bekanntſchaft kamen, und nach und nach mehrere, auch beſſer bezahlte Beſtellungen erhielten, wodurch ſie bewogen wurden, ſich daſelbſt eine Zeitlang niederzulaſſen, um ſo wohl zu weiterm Fortkommen etwas zu ſammeln, als aber auch, was ihr vorzügliches Augenmerk war, die damals mit Recht berühmte Gemäldegallerie zu benutzen.

Welch ein ſüßes Gefühl für den jungen Maler, nach ſo langen Dienſtjahren nunmehr ſein eigner Herr zu ſeyn, und es durch ſich ſelbſt ſo weit gebracht zu haben, ſeinen Unterhalt mit der Kunſt und nicht mehr mit dem bloßen Handwerke zu gewinnen! Hier gingen ihm erſt die Augen auf; der Bilderſaal war ihm eine neue Erſcheinung, ein Himmelreich auf Erden; jede Zeit, die ihm übrig blieb, benutzte er, ſich daſelbſt zu üben und zu bilden. An wenig körperliche Bedürfniſſe gewöhnt, und auch die geiſtigen zum erſten Mahle befriedigend, war ihm das ein wahrhaft glücklicher Zuſtand. Mit kleinern Gemälden, die immer beſſer wurden, verdiente er ſich ſattſam den Unterhalt, und lebte ſo, ſtets im brüderlichen Verein mit ſeinem Freunde

Huber, gegen fünf Jahre in Düſſeldorf ſehr vergnügt, bis ihn in der letzten Zeit eine Krankheit überfiel, die ihm alle Thätigkeit raubte, und ſein kleines Erſparniß wieder verſchlang. Wir wollen darüber, und über die wie von höherer Hand geleitete Rettung ſeine eignen Worte anführen:

„In demſelben Hauſe, wo wir unſere Wohnung hatten, war auch ein junger ſtudierender Maler von Achen, deſſen Vater ſich in England aufhielt, wo er mit Kunſtſachen handelte. Dieſer junge Menſch überredete mich, ihm meine kleinen fertigen Gemälde zu überlaſſen, um ſie ſeinem Vater nach England zu ſchicken, der ſie mir zu bezahlen werde; welches ich dann auch that. Da verging ein halbes Jahr und mehr noch, ehe wir nur eine Anzeige des Empfanges erhielten; endlich kam Bericht vom Vater, er habe die Gemälde bekommen, aber ſo viel Eingangsgebühr und Fracht dafür zahlen müſſen, daß ſolches beynahe den Werth der Sendung ausmache; welches mich dann ſehr erſchreckte, daß ich ſolchergeſtalt um die Frucht meiner Mühe und Arbeit ſollte getäuſcht ſeyn. In dieſer Zeit hatte ich noch dazu das leidige Schickſal, vom kalten Fieber ergriffen zu werden, welches mich 28 Wochen lang ſchrecklich abzehrte und zu allem unfähig machte, ja dem Tod nahe brachte. Da konnte ich nichts mehr verdienen, mein Geld ging aus, ich gerieth in Schulden und war von allem entblößt, und das Nachſinnen darüber machte mir meine Leiden noch

„ſchwerer, und meine Seufzer dringender. Eines Morgens,
„da ich im heftigen Fieber lag, kam dieſer junge
„Mann, dem ich die Gemälde nach England übergeben
„hatte, vor mein Bett, und hatte ſeinen Hut, den er
„im Arm trug, mit einem Tuche bedeckt, ſagend, er
„bringe mir da eine Arzney, die mir wohl bekommen
„ſolle, und ſo legte er das Tuch aus dem Hute vor
„mich hin, es war ſchwer von Thalern: das ſchickt
„Ihnen mein Vater für Ihre Gemälde, ſagte er, es
„müſſen fünfhundert Gulden ſeyn. Wie mir da zu
„Muth war, kann nur der empfinden, welcher in einer
„ähnlichen Lage geweſen iſt; mit Lob und Dank ſchrieb
„ich es der beſondern Leitung Gottes zu, die immer
„gnädig über mir gewaltet. Ich hatte ſchon alle Hoffnung
„auf dieſe Bezahlung, ja auf meine Errettung
„aufgegeben, und wäre auch ohne dieß Ereigniß verloren
„geweſen; nun aber konnte ich mich beſſer pflegen,
„meine Schulden bezahlen, und es blieb mir noch ein
„Ziemliches vor, welches alles zu meiner Beſſerung
„nicht wenig beytrug."

Durch die Krankheit ward ihm aber der Aufenthalt in Düſſeldorf verleidet; er entſchloß ſich, obgleich das Uebel noch nicht gänzlich gewichen war, nach Holland zu gehen, und ſetzte ſich auf ein Schiff, wo ſich, gegen die Beſorgniß der Aerzte, auf der Waſſerreiſe das Fieber vollig verlor, ſo daß er ganz geſund in Amſterdam anlangte! wohin ihm auch ſein Freund Huber nachfolgte.

Daſelbſt

Daſelbſt wurde nun ein kleines Zimmer gemiethet, und die beyden Freunde arbeiteten getroſt und fleißig, der Eine Seeſtücke, der Andere Schweizerlandſchaften und Waſſerfälle. Allein ſie blieben ein halbes Jahr in der großen Stadt ganz unbemerkt, und konnten nichts abſetzen. Endlich zeigte ſich doch ein Liebhaber, Namens de Vos, (einen Kenner nennt ihn Kuſter) dem die ſchweizeriſchen Waſſerfälle als etwas in Holland Ungewohntes gefielen. — „Er frug nach dem „Preiſe, da war ich bedachtſam, um ihn nicht abzuſchrecken, und forderte für beyde Stücke vier und „zwanzig Dukaten; da lächelte er, und bezahlte mich „mit holländiſchen Dukaten; das waren Vögel, die ich „noch nie gekannt. Zugleich beſtellte er noch zwey „Stücke, aber fleißiger, für welche ich dann dreyßig „Dukaten bekam, und von da an hatte ich dann Beſtellungen genug ſowohl in Amſterdam als in Haag, „wofür man mir zuweilen mehr bezahlte, als ich forderte. So verdiente ich viel Geld, und hatte ſchon „eine hübſche Summe beyſammen, als ich von der „Verſteigerung eines berühmten Gemälde-Cabinets hörte, „und mich auch dahin begab. Aber da ließ ich mich „von dem Hange zu ſchönen Kunſtſachen, der mir Zeitlebens eigen war, allzuweit hinreißen, und meine prächtigen Dukaten blieben alle auf dem Platz. Dafür „hatte ich jedoch auserleſene Bilder, die mich freuten „und tröſteten, indem ich leicht auf eine ſchlimmere „Weiſe um das Geld hätte kommen können. Ich fing

„jetzt mit neuem Eifer an, wieder etwas bey Seite zu „legen, und zwar mit gutem Erfolge, dann ich bekam „mehr Arbeit als ich leiſten konnte. Allein da ich im „größten Glück war, ſo fing im Jahr 1783 in Holland die Revolution gegen den Prinzen Statthalter „an, wo dann in Amſterdam alles patriotiſch wurde; „die Bürger fingen an ſich in den Waffen zu üben, „zu rumoren, man kam ſogar in den Kirchen zuſammen um dieß Unweſen zu treiben, und es hieß, alle „Fremde müſſen auch mitmachen. Dadurch wurde „mein Kunſterwerb geſtört, und da ich von Jugend „auf eine Abneigung gegen den Soldatenſtand gehabt „habe, ſo fand ich keine Ruhe mehr, ſondern packte „meine Sachen zuſammen, und reiste nach einer Abweſenheit von fünfzehn Jahren in meine Heimath „zurück."

Im Jahre 1784 bald nach ſeiner Heimkunft verheurathete er ſich mit Jungfrau Anna Maria Reinhard, mit der er ſich ſchon, bevor er Zürich verließ, verſprochen hatte, und ließ ſich nun in ſeiner Vaterſtadt häuslich nieder, wo er in Ausübung des Gelernten ſeinen höchſten Genuß fand, der ihm noch dadurch vermehrt wurde, daß auch die Gattin Antheil an ſeinen maleriſchen Bemühungen nahm, und in kurzer Zeit es dahin brachte, ohne jedoch die Pflichten einer thätigen Hausmutter zu verſäumen, Inſecten, Blumen- und Fruchtſtücke zu malen, die vielen Beyfall erhielten. Sie gab auch jungen Töchtern in dieſem für dieſelben eben ſo unterhaltenden als angemeſſenen Fache mit großer Sorgfalt Unterricht.

Kuſters Gemälde beſtanden jetzt größtentheils in landſchaftlichen Compoſitionen, in denen er, was ihm in der Natur als ſchön und würdig anſchaulich wurde, zuſammenſtellte; ſelten malte er bloße Oertlichkeiten, womit ſich ſonſt die Schweizermaler faſt ausſchließlich abgeben. Seine Wahl der Gegenſtände war gut, und zeigte viel Gefühl für Effect und gefällige Formen; ſo war auch ſein Pinſel geübt und keck, und ſeine Farbengebung damals, als in ſeiner beſten Zeit, wahr und leicht; dann in ſpätern Jahren wurde ſeine Manier etwas ſchwerfälliger, wie es zu gehen pflegt, wenn die Tage des Alters kommen, und der Künſtler an einem kleinen Orte lebt, wo er von keinem Wetteifer getrieben, nicht beſchämt, nicht ermuntert, nicht immer neu aufgeregt wird. — Da der Gang ſeines Schickſals ihm nicht erlaubt hatte, viele Zeit auf das Studium der Zeichnung zu wenden, ſo mag auch eine wiſſenſchaftlich begründete Beobachtung derſelben das bedeutendſte Erforderniß ſeyn, das man zuweilen an ihm vermißte; indeſſen läßt ſich dieſer Mangel in Landſchaften noch eher decken als im hiſtoriſchen Fache.

Von dem mehr als gemeinen Werthe ſeiner Arbeiten zeugt übrigens der vielfältige Abſatz, den dieſelben noch immer in den Niederlanden, auch in andern Theilen des Auslandes, hauptſächlich bey größern Kunſthandlungen fanden. Da er überdieß von ſeinem mitgebrachten Kunſtſchatze manches bey Liebhabern in der Schweiz anzubringen wußte, ſo kam er in eine günſtige Lage, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, bey kinderloſer Ehe, ein gemächliches und durch ſittlichen Wandel Gott und Menſchen wohlgefälliges Leben zu führen, und ſeinen alten ſchwach und arm gewordenen Vater zu ſich zu nehmen, den er neun Jahre lang pflegte und ernährte. — Als aber durch die franzöſiſche Staatsumwälzung ein Heer von Gemälden in Frankreich verſchleudert, und in alle Welt, zum Theil auch in unſer Vaterland zerſtreut wurde, und der Krieg ſich auch im Auslande verbreitete, ſo mußte der Preis der Malereyen nothwendig ſinken, das Gute dem Beſſern weichen, und die Beſtellung bey einheimiſchen Künſtlern abnehmen. Als nun vollends der Umſturz der alten politiſchen Dinge auch in der Schweiz ausbrach, hatte jedermann für und wider die nagelneue Freyheit zu kämpfen, oder mit eigner Noth zu ſchaffen, und fremde Kriegsvölker überſchwemmten das Land; wer hätte da noch an den ſtillen Maler und an bloße Sachen des Geſchmacks denken können? dadurch wurde ſein Kunſtverkehr ſo beſchränkt, daß er am Ende genöthigt war, das, womit er in der Jugend angefangen hatte, die Malerey als Handwerk, wieder vorzunehmen, ja eine Zeit lang froh zu ſeyn, ſolches gelernt zu haben. Allein das Anſtreichen macht eine ſchwere Hand, er fühlte dieß, und da er ohnehin darüber in verdrießliche Händel kam, welche der gutmüthige Mann nicht vertragen konnte, ſo ließ er auch das Flachmalen wieder fahren, und ſuchte ſich ſonſt zu helfen, ſo gut er konnte, lebte in häuslicher Beſchränkung vergnügt mit Wenigem, aber unabhängig, das Glück vor ſeiner Stafeley findend, wo er unabläßlich ſaß und malte, und ſo bis an ſein Ende, ohne ſich ſtark um Abnehmer und noch weniger um Welt- und Stadthändel zu bekümmern, gegen ſechzig Stück Landſchaften zuſammenbrachte, von denen freylich der größte Theil immerfort auf Käufer wartete; ein Umſtand, der nicht ſo wohl geringer Leiſtung als der Angewöhnung an hohe Preiſe, die ihm vormals in dem reichen Holland eigen geworden war, zuzuſchreiben iſt. — Zuweilen klagte er auch über geringe Unterſtützung, welche die Kunſt in ſeiner Vaterſtadt finde; allein er ſcheint nicht genug überlegt zu haben, daß wohl keine kleine Stadt im Stand iſt ihren Kunſtmaler zu ernähren, beſonders wenn ſie deren mehrere hat; weniger kleine Städte vermögen dieß kaum. Schon Felix Meyer war in dieſem Falle, und mit noch mehr Recht. Es iſt mit der Kunſt nicht, wie mit einem Handwerke, das die gewöhnlichen bürgerlichen Lebensbedürfniſſe unentbehrlich und nothwendig machen, und an den Boden, wo es mit Geſchick getrieben wird, gedeihlich heften. Die Kunſt hat kein Bürgerrecht, ſondern gehört, wie alles Geiſtige, dem Allgemeinen an, und wird, wenn ſie ſich in eigner vorzüglicher Kraft erhebt, auch als Weltbürgerin anerkannt und unterſtützt.

So floß ſein Leben nun in ununterbrochener Arbeitſamkeit und genügſamer Beſchränkung heiter und einfach dahin, bis im Jahr 1818 Bruſtbeſchwerden, denen er ſchon ſeit einiger Zeit ausgeſetzt war, ſeinem Daſeyn ein Ende machten. Wenige Tage vorher beſuchte er noch die Ausſtellung von alten Gemälden, die damals in Zürich Statt hatte, und, obſchon krank, vergaß er darüber Schmerz und Krankheit, und lebte für den Moment wie neu wieder auf; aber nicht für lange, er ſtarb den 4. Heumonath gedachten Jahres. Kurz vor ſeinem Ende äußerte er noch in einem ſchriftlichen Aufſatze: „Mit meiner Geliebten hab ich 34 Jahre durch Gottes „väterliche Leitung ſo glücklich gelebt, als es in dieſem „Erdenleben möglich ſeyn kann; wir haben uns immer „der Hand der Vorſehung getroſt überlaſſen, und mit „dieſer Zuverſicht erwarten wir auch ruhig unſern Feyer„abend." Und noch auf dem Sterbebette pries er Gott für ſeine ausgezeichnete gütige Führung. — Wenn ſolche Aeußerungen von Menſchen kommen, deren Schickſal eben nicht glänzend war, was ſollte man nicht von Beglückteren erwarten? und doch iſt es oft umgekehrt.

Die Eigenſchaft ſeiner Kunſterzeugniſſe läßt ſich aus dem Angeführten entnehmen. Was auch daran fehlen mochte, und wenn auch ſpäterhin in dem Uebergange vom innern Sinn zur Hand nicht alles, wie es ſollte, gelang, ſo war und blieb er doch vom Geiſte der Kunſt belebt, und all ſein Sinnen und Denken, ja ſelbſt ſein Aeußeres, trug das Gepräge deſſelben; dieſer Geiſt tröſtete und erfreudigte ſein Leben. — Sein perſönlicher Charakter war treuherzig, gefällig und ohne Falſch. Als er ſtarb, war ein guter Menſch weniger.

Leben

Johann Heinrich Troll's

von Winterthur.

1825.

Im Laufe des verfloſſenen Jahres ſtarb der Mann, von deſſen ſtillem Leben und ausgezeichnetem Kunſtfleiße wir hier, ſo viel uns davon hat bekannt werden mögen, erzählen wollen. Auch er gehört zu der nicht kleinen Zahl derjenigen Künſtler, die mit einem andern Fache, als ſie begonnen, geendet, und auch darin ſich Beyfall zu erwerben gewußt haben.

Johann Heinrich Troll wurde den 1. July 1756 zu Winterthur geboren. Sein Vater, Mitglied des großen Rathes daſelbſt, und zu jener Zeit ein begüterter Mann, ließ dem Knaben die Wahl des Berufes, die ſich zu der Kunſt hinneigte. Er mußte zu dieſem Behuf den Zeichnungsunterricht eines Malers in ſeinem Geburtsorte benutzen, der aber nicht methodiſch geführt wurde, ſondern um des Knaben Fähigkeit zu prüfen, wie man meinte, in Sprüngen von einem Zweige der Kunſt auf den andern überging. So kam nicht viel heraus, bis endlich durch einige Verſuche, die er auch im Aetzen machen mußte, und die der Meiſter für gelungen erklärte, für die Kupferſtecherkunſt im Landſchaftsfache entſchieden, und damit die Lebensbahn des jungen Menſchen beſtimmt wurde.

Dieſe Beſtimmung entſprach indeß ſeinem theils angebornen, theils durch Erziehung angebildeten Charakter. Denn da ſeine Eltern auf einem Landhauſe lebten, und er den Unterricht nicht in geſellſchaftlicher Schule, ſondern durch einen Hauslehrer empfing, ſo ward ihm frühe ſchon ein Hang zur Einſamkeit und Zurückgezogenheit eigen, der ihm auch Zeitlebens beiwohnte. Dieſer Hang aber iſt mit dem Studium der Landſchaftmalerey, und mit der Kunſt überhaupt, die ihren Mann ganz haben will, nicht unverträglich, ja nothwendig für ſolche Jünglinge, die ſich nicht ſelbſt mit der bequemen Anſicht täuſchen, ſie müſſen aus zärtlicher Schonung für den Genius die Zeit zwiſchen Kunſt und Zerſtreuung theilen. Seine übrigen einſamen Stunden vertrieb ſich der Knabe mit Leſung hiſtoriſcher Schriften, die er bey ſeinem Vater, einem Liebhaber derſelben, in Menge vorfand. War ihm dieß auch in ſeinem Berufe nicht beförderlich, ſo half es ihm doch im Leben; noch in ſpätern Zeiten hörte man oft, wenn von alter Geſchichte die Rede war, von ihm unerwartete Berichtigungen, die ſeinem Wiſſen Ehre machten.

Da in jener Zeit die Mechelſche Kunſthandlung zu Baſel in beſonderm Flor und Anſehen ſtand, womit zugleich eine Art Zeichen- und Kupferſtecherſchule verbunden war, ſo wurde für gut erachtet, den Kunſtjünger dahin zu weiterer Lehre zu ſenden. Zu dieſem Zwecke trat er im Jahr 1776 in das Mechelſche Haus, wo zwar eine treffliche häusliche Ordnung und ein guter Ton herrſchte, wo aber der Kunſtunterricht doch nicht ganz ſo war, wie er hätte ſeyn ſollen. Chriſtian von Mechel hatte allzu ſehr ſeinen Kunſtverlag in Augen und Sinn, und ließ deswegen junge Leute, die ſchon etwas mit Grabſtichel und Nadel umgehen konnten, unter Anleitung ſeines Gehülfen Bartholomäus Hübner's, für ſeinen eignen Handelszweig arbeiten. Anfängern aber wurden zuerſt Joh. Daniel Preislers Anleitung, und dann in ihr Fach einſchlagende Kupferſtiche vorgelegt, von denen ſie getuſchte Copien machen, und als Probe ihres Fleißes aufbewahren mußten. So finden ſich unter Troll's Nachlaß noch eine Menge ſolcher Kunſtſtücke, nach Potter, Berghem, Dietrich und andern, die aber nicht von großen Fortſchritten zeugen.

Nachdem er ſo zwey Jahre in dem Mechelſchen Hauſe in Baſel wenigſtens ein angenehmes Leben geführt hatte, ging er 1778 nach Dresden, wo er bey dem Kupferſtecher Adrian Zingg einen Platz fand.

Hier war es anders; ein ſtrengeres Aufſehen und ein geregelter Unterricht. Zingg hielt ſeine Schüler mit Ernſt zu unermüdlichem Fleiße an, und ging ihnen auf kleinen Reiſen und zu Hauſe mit gutem Beyſpiele rüſtig voran. Richtig zeichnen mußten ſie lernen, und und ſie lernten es alle, aber, was man an dem Unterricht wohl nicht mit Unrecht tadelte, alle nur in der Manier des Meiſters; denn dieſer litt nicht, daß ein Schüler etwas anderes nachbildete, als was er ihm vorlegte, und geſtattete allen, die unter ihm ſtanden, auch nur höchſt ſelten den Beſuch der Gallerie, damit ſie nicht in mancherley abſchweifende Studien und dadurch in Charakterloſigkeit geriethen. Indem er aber dieſen Grundſatz zu weit trieb, wurden zuletzt alle Produkte ſeiner Schüler ſich ſelbſt unter einander, und denen ihres Meiſters ſo ähnlich, daß man ſie kaum zu unterſcheiden wußte; der Styl war zur Manier geworden. — Da Troll ſechs bis ſieben Jahre lang bey Zingg verharrte, ſo wurde auch er ganz in dieſe Kunſtart eingeweiht, die man ſich jedoch gar nicht als ſchlecht oder gemein vorſtellen muß, denn ſeine getuſchten und mit der Feder umriſſenen Zeichnungen aus jener Zeit ſind, wie des Meiſters, ſchön und löblich, und nicht allein mit äußerſter Reinlichkeit und Präciſion ausgeführt, ſondern dieſe Schule ſuchte mehr als bloß oberflächliche Darſtellung gefälliger Gegenſtände, ging auch auf Schwierigkeiten in Perſpectiv, Haltung und Anordnung aus, und wußte ſolche glücklich zu überwinden; Motive, denen mancher gerühmte Illuminiſt vorſichtig ausweicht, oder mit Farben zu decken ſucht.

Nach dieſem langen Aufenthalte in Dresden begab ſich Troll für einige Zeit ins Vaterland, wo er theils ſeine geſammelten Zeichnungen abzuſetzen, theils ſich neue von Schweizergegenden zu ſammeln ſuchte. Er konnte jedoch der ſächſiſchen Natur, und der Zinggiſchen Art und Weiſe ſolche aufzufaſſen, woran er ſich ſo lange Jahre gewöhnt hatte, nicht ſo leicht los werden, wenn er jetzt ſchon Größeres und Beſſeres vor ſich hatte. Es iſt aber auch, ſelbſt für ausgezeichnete Künſtler, kein Leichtes, einen einmal angenommenen und eingeübten Kunſtcharakter mit einem andern zu vertauſchen, und gleichſam mit neuen Augen zu ſchauen. Schweizerkünſtler von Bedeutung, die in ihren ſpätern Jahren nach Rom gingen, ſind nicht geſchickter zurück gekommen; Joſeph Vernet, der ſo unvergleichliche Seeſtürme malte, konnte keine erträgliche Alpenlandſchaft hervorbringen; Rubens hat ſich unter den Italiänern nur wenig verändert, und Albrecht Dürer gar nicht.

Brauch und Herkommen zogen ihn nun in den achtziger Jahren auch nach Italien, um ſich noch mehr in großartiger Zeichnung zu vervollkommnen. Er ging nach Rom und Neapel. Von ſeinen dortigen Studien iſt aber wenig bekannt, wahrſcheinlich weil er, um ſich durchzubringen, das was er gemacht hatte, bald wieder um ein Geringes abſetzte, denn an Fleiß und Thätigkeit mangelte es dem Stille und Ordnung liebenden Manne nicht, und er bedurfte wenig zum ſinnlichen Leben. In dem Buche: Winkelmann und ſein Jahrhundert, heißt es, daß er damals mehr mit Zeichnen nach der Natur als mit Nadel und Grabſtichel ſich beſchäftigt habe. Doch ſind von ihm ſpäterhin mehrere in Tuſchmanier gearbeitete Kupferblätter mit italiäniſchen Ausſichten erſchienen. Wer ihn perſönlich gekannt hat, möchte faſt zweifeln, ob er nicht beſſer gethan hätte, ſich unter Anleitung eines geſchickten Meiſters ganz dem Kupferſtechen zu widmen, indem ſeine kalte Gemüthsart mehr zu regelmäßigen Strichen, als zum gefühlvollen Ergreifen des Schönen geeignet ſchien. Indeſſen wird in angeführter Schrift die Reinlichkeit ſeiner Proſpecte und ſeine gute Kenntniß von Wirkung, Haltung u. ſ. w. gelobt.

Vermuthlich wurde ihm die Wahrheit obiger Bemerkung, ſeine Kunſtanlage betreffend, ſelbſt klar, und bewog ihn, ſich 1788 nach einem Aufenthalte von drey Jahren aus Italien nach Frankreich einzuſchiffen, wo er nicht lange vor dem Ausbruche der Revolution in Paris eintraf, um daſelbſt ausſchließlich der Stecherkunſt obzuliegen. Allein er kam zu einer Zeit, die nicht zum ruhigen Studium geeignet war; denn bald brachen die Stürme der Freyheit und Gleichheit los, und auch der Kupferſtecher durfte und wollte ſich nicht entmüſſigen, zuerſt an dem allgemeinen Freudentaumel Antheil zu nehmen, dann aber den allmählig ſich ereignenden ſchauderhaften Auftritten von fern oder nahe zu folgen, als ein Zuſchauer, der wenigſtens von den Beutelſchneidern nichts zu beſorgen hatte, weil nichts bey ihm zu finden war. Indeſſen bearbeitete er doch während dieſer Zeit mehrere große Platten in Tuſchmanier mit der Roulette, ſowohl nach eignen aus Italien mitgebrachten, als nach fremden Zeichnungen, für einen Engländer, Namens Vernon, der ein Werk unter dem Titel: Voyage des quatre parties du monde herausgab, oder herausgeben wollte, und der große Zufriedenheit über die Trolliſche Arbeit äußerte, die hernach deſſen Freund, Heinrich Füeßli in Paris, künſtlich in Farben ausführte. Allein durch die gefährlichen Ereigniſſe der Zeit wurde auch dieſes Werk unterbrochen; der Engländer war gezwungen Paris zu verlaſſen, Füeßli kehrte in die Schweiz zurück, und Troll, ebenfalls verſcheucht, begab ſich 1790 nach Holland, wo er größtentheils im Haag lebte, und für Buchhändler und Unternehmer von Kunſtwerken arbeitete. Die meiſten ſeiner Blätter ſind in Tuſchmanier mit der Roulette gemacht, die er ſehr gut zu behandeln wußte, und damit treffliche Arbeit lieferte, wenn er nach eigner Zeichnung oder gutem Vorbilde zu Werke gehen konnte.

Zu dem Werke: Vues remarquables des montagnes de la Suisse, das Rudolf Henzi, Pagenhofmeiſter des Prinzen von Oranien, als Fortſetzung einer frühern ähnlichen Unternehmung vom Buchhändler Wagner von Bern herausgab, lieferte Troll mehrere Platten, die aber alle, wir wiſſen nicht warum, mit dem Namen Descourtis bezeichnet ſind; ein Beweis, daß ſich dieſer Trolls Arbeit nicht zu ſchämen hatte. Da aber ſeine Vermögensumſtände durch Unglücksfälle gelitten hatten, und Zudringlichkeit nicht in ſeinem Charakter lag, ſo mußte er ſich auch manches gefallen laſſen, das unter ſeiner Kunſt war. Auf dieſe Weiſe brachte er Gegenſtände der Naturgeſchichte, des Schiffbaues, und Porträte holländiſcher Präticanten in Kupfer, nach denen man wohl ſeine Arbeitſamkeit und ſeinen reinlichen Fleiß, aber nicht ſeine Kunſtfähigkeit beurtheilen kann.

Um ſeine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, kam er im Jahr 1792 für einige Zeit nach Hauſe, und kehrte darauf wieder nach dem Haag zurück, bey welchem Anlaß nicht unbemerkt gelaſſen werden darf, welche Enthaltſamkeit ſich der Mann angewöhnt hatte, indem er die ganze Reiſe von Haus aus bis Holland mit weniger als zwanzig Gulden zu machen im Stande war. Er blieb bis 1794 daſelbſt, bis er auch von da wieder durch kriegeriſche Unruhen vertrieben wurde, und nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg, ſein Heil im Vaterlande zu ſuchen beſchloß, wo er ſich durch Zeichnungen merkwürdiger oder mahleriſcher Gegenden rühmlich bekannt machte.

Eine zweyte Reiſe nach Rom machte er im Jahr 1796 in Geſellſchaft von zwey Freunden aus ſeiner Vaterſtadt. Sein Zweck war wiederum italiäniſche Natur zu ſtudieren, und noch einmal einen Verſuch zu machen, in die eingelernte, mehr als ſie verdiente aus der Mode gekommene, Zinggiſche Manier etwas mehr Großheit zu bringen. Dieſe Bemühung iſt aus ſeinen hinterlaſſenen Entwürfen und ausgeführten Zeichnungen jener Zeit klar zu erſehen; da er aber ſeine Abſicht nur zum Theil erreichte, ſo ſcheint ſeinen in Dresden, oder gleich nachher, gemachten Arbeiten noch der Vorzug vor den Italiäniſchen zu gebühren, weil ſie mehr Einheit des Geſchmacks und Styls, und mehr Sicherheit in der Ausführung haben, als jene mit Pinien, Cypreſſen und grandioſem Gemäuer reich verſehenen römiſchen Zeichnungen; denn dieſe Beſtandtheile allein machen das Weſen der Größe noch nicht aus, ſo wenig als hochtönende Worte die Poeſie.

Das Füeßliſche Künſtlerlexicon erwähnt mehrerer ſächſiſcher Ausſichten, die er in früherer Zeit nach eignen Zeichnungen geätzt haben ſoll, mit großem Beyfall.

Kränklichkeit halber kehrte er mit den beyden Freunden nach Verfluß von vier Monathen nach Hauſe, wo er blieb, bis das Unheil der Revolution auch über das Vaterland ausbrach, dem zu entgehen er ſeine Zuflucht nach Paris nahm, wo das Leben jetzt wieder ſicherer, und für Wiſſenſchaften und Künſte anziehender geworden war. Er hielt ſich daſelbſt wohl fünf Jahre auf, und lebte nach ſo vielen vom Umgang abſchreckenden Erfahrungen, die er in der Schreckenszeit dort gemacht hatte, in faſt einſiedleriſcher Zurückgezogenheit. Er holte ſeine Lebensmittel ſelbſt vom Markte, und kochte ſie auch größtentheils ſelbſt; er ſah niemand, als zuweilen reiſende Landsleute, und wen er zu ſeinen Kunſtgeſchäften nothwendig brauchte, oder wo er zur Befriedigung ſeiner politiſchen Neugier Anlaß ſuchte, die ungeachtet ſeiner einſamen Lebensart nicht gering war. Seine Hauptbeſchäftigung beſtand in Verfertigung mehrerer in brauner Waſchmanier, in größerm Format ausgeführter Blätter ſchweizeriſcher Landſchaften, von denen ſich beſonders die Gegend des Wallenſtadter Sees, und einige Darſtellungen aus der Via mala in Bündten nach ſeinen eignen Zeichnungen, durch Reichthum des Inhalts und meiſterhafte Ausführung auszeichnen. Er hatte im Sinne, nach und nach eine Folge von Schweizeriſchen Ausſichten herauszugeben, und mit der öſtlichen Schweiz den Anfang zu machen, wovon ermeldete Blätter die erſte Lieferung ſeyn ſollten. Auch verwandte er viel Zeit und Mühe auf die Proſpecte des Tuilleriengartens, die in acht gut gearbeiteten Blättern erſchienen ſind, denen man aber eine ſchönere Zeichnung der Figuren gewünſcht hätte; ein Wunſch, der bey den meiſten Landſchaftmalern Statt hat. Hätte er gewagt, ſich dieſe Figuren durch einen geübten Zeichner machen zu laſſen, ſo würde wohl der beſſere Abſatz des Werkes ihm die größern Koſten wieder erſetzt haben; denn es iſt mit der Staffage eines ſolchen Paradeplatzes für die elegante Welt nicht wie mit dem einer ländlichen Gegend oder Wildniß; hier iſt man ſchon gewohnt, es mit den Figuren auch bey großen Meiſtern nicht ſo genau zu nehmen, aber dort, wo alles ſich zur Schau gibt, wollen die Leute auch im Bilde kunſtgerecht und zierlich, ja ſchöner als ſie wirklich ſind, erſcheinen. Es ſind auch mehrere mit vielem Geſchmack in der Roulettemanier geſtochene Blätter in kleinem Formate, eine Reiſe durch das Münſterthal bezeichnend, von ihm herausgekommen. Wann aber und zu welchem Werke ſelbige gemacht worden, iſt uns unbekannt.

Nicht lange nach der Rückkehr aus Frankreich verheirathete er ſich, wodurch er, zwar nicht ab omni parte beatus, in bequemere äußere Glücksumſtände verſetzt wurde, und ſorgenlos ſeiner Geſundheit pflegen konnte, welche durch die Mühſeligkeit der vielen Fußreiſen und der harten Selbſtbeſchränkung ſehr gelitten hatte. In dieſer ruhigen Lage, da ihm körperliche Gebrechlichkeit nicht mehr geſtattete, mahleriſche Ausſichten zur Fortſetzung des in Paris angefangenen ſchweizeriſchen Werkes aufzuſuchen, oder ſich mit Aetzen abzugeben, fing er an, Blumen und Früchte mit Waſſerfarben zu zeichnen. Zuerſt geſchah es nur, um nicht müſſig zu gehen, und er malte dieſe Gegenſtände, wie ſie vor ihm lagen, ohne wiſſenſchaftliche Hinſicht. Bald aber, als das Gelingen ihm die Arbeit intereſſanter machte, ſah er ſich auch nach näherer Kenntniß der Natur dieſer Gewächſe um, und erlangte zugleich damit richtigere Beſtimmtheit ihrer Formen. So kam er in ein botaniſches Studium hinein, das ſeiner Lebensart und ſeinem Kunſtſinn angemeſſen behagte. Auf einſamen Spaziergängen ſammelte er Pflanzen, und was er gefunden, das malte er wahr und zierlich. Vorzüglich aber beſchäftigte er ſich mit dem Geſchlechte der Orchidéen, die durch ihre mahleriſche Form und ſchöne Farben ſeinen Geſchmack, und durch ihre Mannigfaltigkeit und Frequenz ſein Suchen befriedigten. Er ſuchte ſie auf zu Berg und Thal, in allen Arten und Varietäten, und brachte oft ungewöhnliche Sachen nach Hauſe.

Auf dieſe Weiſe entſtand eine Sammlung von mehreren hundert Blättern von Blumen, Früchten und Pflanzen, die nicht nur mit vorzüglicher Sorgfalt und Kunſt in ihrer natürlichen Haltung und Form gezeichnet, ſondern auch auf das Schönſte und mit zierlicher Leichtigkeit in Waſſerfarben ausgeführt ſind. Eine Sammlung, die jedem naturhiſtoriſchen Cabinette zur Zierde gereichen würde.

Mit dieſem Studium beſchäftigte er ſich bis in ſeine letzten Tage, wo in Folge gänzlicher Abnahme der Kräfte ſein Ende im 68ſten Jahre ſeines Alters plötzlich und ohne Schmerzen eintrat. — Er ruhe in Frieden! Ein arbeitſamer, geſchickter Künſtler und verſtändiger Mann ging in ihm zu Grabe. Wenn auch nicht ſelten in ſeinem ſcharfen Urtheile etwas Bitteres lag, vielleicht eine Folge von manchem Mißgeſchicke ſeines Lebens, ſo hinderte das ſein Herz doch nicht, gefällig und dienſtfertig, und in hohem Grad im Stillen wohlthätig zu ſeyn. Manchem ſeiner Landsleute hat er während ſeines langen Aufenthaltes in Paris auf die anmaßungsloſeſte Weiſe nützliche Dienſte geleiſtet. Seine Kunſtſachen verſchenkte er öfters mit ſeltener Uneigennützigkeit, oder gab ſie für geringe Preiſe hin, weil er ſie ſelbſt nicht nach Verdienen ſchätzte; denn ihm fehlte das Selbſtvertrauen und die kecke Zuverſicht, die zum Emporkommen hilft, und womit andre, die er in Richtigkeit der Zeichnung weit hinter ſich ließ, deſto reichlicher verſehen waren. Was er machte, das machte er recht und untadelhaft; wenn ihm als Landſchaftkünſtler etwas abging, ſo war es weniger techniſche Geſchicklichkeit und Einſicht, als die Gabe des maleriſchen Blickes, der das Große in der Natur herauszuheben und feſtzuhalten weiß.

Wen Gott lieb hat, den bewahrt er vor Müſſiggang: konnte Troll mit Recht ſagen, denn in der Arbeit fand er ſein ſtilles Glück.

Beitrag zur Bezeichnung
des Künſtlers, wie er ſeyn ſollte.

Der Schweizeriſchen Künſtlergeſellſchaft in Zofingen
im April 1816 vorgeleſen.

Werthe Herren und Freunde!

Daß die Welt nun endlich einmal ihrer Vervollkommnung ſichtbar entgegen gehe, und das menſchliche Geſchlecht mit Rieſenſchritten vorwärts eile, iſt wohl heut zu Tage keinem Zweifel mehr unterworfen; in ſofern vollkommen dasjenige heißt, was iſt wie es ſeyn ſollte. Alle Stände und Geſchlechter geben deſſen Zeugniß. Haben wir nicht ſchon, und das iſt doch kein Kleines, Weiber wie ſie ſeyn ſollten; wo nicht zu Hauſe, doch in Büchern? — Daß es vollkommne Mädchen gebe, wird Ihnen jeder Verliebte, wenigſtens mit dem ſeinigen, beweiſen. — Und Kinder, an denen gar nichts auszuſetzen, ſind auf den Armen zärtlicher Mütter nicht ſchwer zu finden.

Zugegeben, daß dem ſchönen Geſchlechte in der Annäherung zur Vollkommenheit der Vorrang gebühre, ſo hält es nicht ſchwer zu zeigen, daß auch bey Männern das, was ſeyn ſollte, ſich zu regen anfange. Tritt nicht (um oben anzufangen) die neuſte Staatskunſt allen alten Verfaſſungen auf den Kopf, und verſpricht das Höchſte zu begründen, ſobald ſie einmal recht einig iſt, was das Höchſte ſey? mit welchem Gelingen iſt nicht das Vaterland ſelbſt hierin als Beiſpiel vorangegangen! — Um Krieger zu finden, wie ſie ſeyn ſollten, durfte man vor einigen Jahren nur die franzöſiſchen Zeitungen zur Hand nehmen; und mancher, der ſeitdem in Paris geweſen, weiß es jetzt noch weit beſſer zu ſagen. Was aber der Kriegskunſt ſelbſt zur allgemeinen Wohlfahrt noch abgeht, werden bald die Congreviſchen Raketen vollenden. — Wer wiſſen will, ob der geiſtliche Stand ſey, was er ſeyn ſollte, kann es bei deſſen Mitgliedern ſelbſt, wo nicht ſehen, doch erfragen! — Von Aerzten aber, wie ſie ſeyn ſollten, wird man Erben genug mit Achtung ſprechen hören. — Da auch in der Handelſchaft ſeit geraumer Zeit ſo viele, die nach wie vor im Ueberfluß leben, freywillig ihre Habe Andern überlaſſen, ſollte man nicht daraus ſchließen, daß es ebenfalls in dieſem Stande Leute gebe, die ihr Vertrauen nicht auf zeitliche Güter ſetzen? — Daß Erziehung und Unterricht erſt jetzt, im ſechsten Jahrtauſend der Welt das geworden, was ſie ſeyn ſollten, wer wagt es, laut daran zu zweifeln? — Auch dem Landbau iſt eine neue Normalſonne aufgegangen, welche die herkömmliche Verdüſterung aufhellt, und uns über kurz oder lang Bauern zeigen wird, wie ſie ſeyn ſollten. — Die Philoſophie iſt in die Tiefe der Natur, und die Poeſie in die Hö-

Univ. Bibl.

hen des Himmels eingedrungen, und haben ſie auch nicht das, was wirklich iſt gefunden, ſo bringen ſie uns doch, was ihrer Meinung nach ſeyn ſollte.

Wenn nun ſolchergeſtalt ſich alles der Vollkommenheit nähert, verehrte Freunde, werden es nicht auch die Künſte thun; und dürfte ſich nicht ein Künſtler, wie er ſeyn ſollte, aufſtellen laſſen, der ſich, wenigſtens ſo gut wie die beſte Welt, in der Wirklichkeit fände?

Zu dieſem Behuf laſſen Sie uns erwägen, was eigentlich von einem Künſtler gefordert werde; denn nur die Erfüllung oder Nichterfüllung der Forderungen, die man ihm zur Pflicht macht, zeigen ihn als den, der er ſeyn ſoll. Es giebt aber der Forderungen zweierley; ſolche die man an die Gemüthsart, und ſolche die man an die Geſchicklichkeit des Künſtlers macht; von dieſen laßt uns ein ander Mahl, von den Forderungen an den Charakter jetzt ſprechen. Aber, ach! der arme Künſtler, wie er dem zufolge ſeyn ſollte! man möchte beynahe nicht ſo ſeyn, wenn man das Heer von Forderungen und Verbindlichkeiten überſchaut, die ſich um und an ihn drängen. Welche Erwartungen von Kennern, Liebhabern, Gelehrten, Meiſtern und Schülern, von ſeinen eignen Hausgenoſſen, von Vornehmen und Geringen, von Männern und Frauen, und ſelbſt von ſeinen Mitbürgern!

Laßt uns die Anſprüche der Kennerſchaft zuerſt beſeitigen; denn dieſe iſt nicht nur das Fegefeuer der Kunſt, aus welchem ſo manche arme Seele um Erlöſung ſchreyt, ſondern ſie maßt ſich auch nur zu oft das oberſte Richtamt an, gerecht zu ſprechen oder zu verdammen, als wäre das Kunſtwerk eine Streitſache, die vor ihrem Richterſtuhle geführt wurde. Bey Kunſtausſtellungen erwartet ſie daher billiger Maaßen die Huldigung der Ausſtellenden; und wenn ein Mahler in einer Stadt auftritt, wo er ſein Brot zu finden gedenkt, ſo wird ſeine erſte Schuldigkeit ſeyn, daß er den präſumtiven Kenner daſelbſt um die Ehre angehe, den Pinſel an ſeinem geiſtreichen Geſichte unentgeltlich verſuchen zu dürfen. Das wird ihn empfehlen; und iſt der Kenner gar Herausgeber eines öffentlichen Blattes, ſo wird er auch kein Bedenken tragen, ſeinem Schützling durch einen Zeitungsartikel zu unſterblichem Ruhme zu verhelfen, wenn dieſer es darnach anzufangen weiß.

Minder ſchwer zu befriedigen ſind die Forderungen der Liebhaber; denn Liebhaber iſt einer der Liebe hat, die Liebe aber iſt freundlich u. ſ. w. Daher machen dieſe auch gewöhnlich einen angenehmen Umgang für den Künſtler aus; ihre Urtheile ſind nicht ſo ſchneidend, meiſtens beſcheiden, wohl etwas ſchief zuweilen. Sie halten ſich gern an Kunſtverſtändige, um ihre Terminologie abzuhorchen, und ſie anderwärts wieder anzubringen. Zwar laſſen ſie ſich ebenfalls gerne umſonſt mahlen; allein das iſt keine unerlaßliche Nothwendigkeit für den Künſtler, wie er ſeyn ſoll; er darf ihnen wohl einen Preis machen, nur muß er denſelben nicht zu hoch anſetzen, und ſich darüber Verſchwiegenheit ausbitten. Manche von ihnen ſuchen vorzüglich die Zeichner und Kupferſtecher auf, und trachten, ſie durch Lobeserhebungen, wenigſtens unter vier Augen, zu gewinnen; bis der Geſchmeichelte, der zu leben weiß, mit ſeinem neuſten Kunſterzeugniß ihre Sammlung vermehrt.

Unter den Gelehrten, theuerſte Kunſtfreunde, giebt es zuweilen, wie Sie wiſſen, auch ſolche, die keinen Kunſtſinn haben, aber doch bey Gelegenheit über alles reden wollen. Dieſe, obgleich meiſt kalt auf den Mahler hinabſehend, unterlaſſen jedoch ſelten, wo es ſich um der Anweſenden willen der Mühe des Sprechens lohnt, ebenfalls äſthetiſche Urtheile zu begründen, und ihre Forderungen dem Verfaſſer des Kunſtwerks darzulegen. Dieſelben gehen dann gewöhnlich auf proſaiſche Treue in geſchichtlicher Darſtellung, auf die Beobachtung des Coſtums, und in der Landſchaft auf topographiſche Richtigkeit, oder wohl gar auf einen ſelbſtgemachten Lehrbegriff. — Das beſte, was dann zumahl der Künſtler, wie er ſeyn ſoll, thun kann, iſt: ihnen nicht zu folgen.

Ob auch Kunſtgenoſſen ſelbſt Verpflichtungen gegen einander haben, und worin dieſe beſtehen, und ob die Erfüllung derſelben häufig oder ſelten angetrofſen werde, darüber will ich mir hier, wo ich die Ehre habe, vor Künſtlern zu ſprechen, nicht anmaßen zu urtheilen; und es fern von mir halten, belehren zu wollen, wo ich lernen kann. Immerhin mag der Künſtler wohl thun, der ſich zu Seinesgleichen hält, um nicht zu vergeſſen, daß es noch Seinesgleichen gebe; indem Kunſtgeſchichte und Erfahrung lehren, daß ſolche, die ſich geſellſchaftlich ihre Werke mittheilen, und wechſelſeitig Urtheile geben und annehmen, weiter kommen, und eher das werden, was ſie ſeyn ſollen, als die, welche ſich eigenſinnig vereinſamen, und nur im ihrem eignen Geiſte Nahrung ſuchend, ſich ſelbſt aufzehren, und Einſiedlern gleich zwar das äußere Gewand der Eitelkeit abſtreifen, aber ſich dafür in falſche Demuth einhüllen, aus welcher die Ueberſchätzung des eignen Werths oft nur allzudeutlich hervorblickt.

Wenn der Meiſter dem Schüler, denn auch der hat ſeine Forderungen, zeiget, was er kann, wie er es macht, und wenn er ihm die Kunſtgriffe nicht verheimlicht, ſo ſollte man denken, er hätte deſſen billigen Erwartungen entſprochen. Aber oft fordert der Lehrling noch mehr als dieß; ihm wäre am beſten geholfen, meint er, wenn der Meiſter ihm die ganze Kunſt ohne Anſtrengung beybringen, und ſeiner Bereitwilligkeit ihren Geiſt gleichſam eingießen könnte. Denn für das Einprügeln, womit Iſmael Mengs ſeinem Sohne die Kunſt beliebt machte, ſind die wenigſien Schüler geſtimmt; auch die lieben Eltern nicht; eher noch die Vormünder. — Alle aber erwarten, daß der Junge, der doch ſchon in der Schule ſo vielverſprechend kritzelte, für ſein Geld etwas lerne. Geſchieht das nicht, ſo muß nicht der ſchwache Kopf des Schülers daran Schuld ſeyn, ſondern das Talent des Lehrers iſt nicht das, was es ſeyn ſollte. Denn ein Handwerk, ſagen ſie, lernt ſich auch ohne viel Kopf.

Die Kunſt ſoll aber nicht bloß ihren Mann, ſie ſoll auch des Mannes *Frau und Kinder* nähren. Sie ſind ihm gegeben, allervorderſt weil er ſie ſelbſt hat haben wollen; dann aber auch, als ein Geſchenk des Himmels, damit er lerne, nicht blos reichlich einnehmen, ſondern auch menſchlich ausgeben, das heißt, nicht ſorgenlos vergeuden, was er mit leichter Kraft erworben. — Kinder ſind die menſchlichſte der Sorgen; Sorgen aber ziehen den Flug, womit eine feurige Einbildungskraft ſich ſo leicht in die Lüfte müßiger Wünſche verirrt, in die Schranken der Gegenwart zurück. — Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, das gilt auch in dieſem Sinne für den Künſtler, um zu werden was er ſeyn ſoll. Er muß eine Gehülfin haben, wäre es auch nur, um ihm den Schweiß auszutreiben, in welchem er, der allgemeinen Beſtimmung gemäß, ſein Brot eſſen ſoll.

Das Continenzſyſtem der Ehe auszuweichen, giebt es bekanntermaaßen auch ſolche, die ſich mit Surrogaten behelfen. Allein wer hat nicht in den letztverfloſſenen Jahren ſattſam die Erfahrung gemacht, daß alle Surrogate, ſo lockend ſie ſich auch empfehlen, doch nicht das Wahre ſind, daher auch ſelten lange ohne Wechſel dauern, ja daß die meiſten bey aller ſcheinbaren Annehmlichkeit einen gewiſſen Nebengeſchmack mit ſich führen? So wird es wohl auch mit dergleichen Erſatzmitteln des Eheſtandes ſeyn, und der echte Sohn der Kunſt ſie wohl zu meiden wiſſen; es wäre denn, daß er mit Schaden klug werden, und auf eigne Unkoſten lernen wollte, daß auch dieſe Runkelrüben nicht den wahren Zucker geben.

Ganz andrer Art, als die häuslichen Sorgen, die Weib und Kinder erheiſchen, ſind die Forderungen, welche die *vornehme Welt* an den Künſtler macht, wenn er das Geſchick hat, bis in ihren Kreis hinanzuklimmen; eine Ehre die meiſt Bildnißmahlern zu Theil wird. Da, wo es wirklich große Herren giebt, nicht da, wo oft auch die Kleinern ſich groß dünken, iſt die Bemerkung häufig gemacht worden, daß die Größten gewöhnlich mehr Artigkeit gegen Geringere zeigen, als die Halbgroßen; von Jenen hat daher der Künſtler ſelten überſpannte Erwartungen, weder in Hinſicht auf Kunſt noch auf ſein Betragen zu erwarten. Das Einzige, worein er ſich etwa wider Willen fügen muß, iſt, daß der große Herr öfters ſeine Gelegenheit nimmt, und den Beſtellten vergebens harren läßt, oder ihn wieder wegſchickt, gerade wenn er am beſten aufgelegt wäre, ſein Meiſterſtück zu machen. Aber unter den

Um-

Umgebungen, den Höflingen, Kammerdienern, Zofen, da erhebt ſich das Kreuz des Künſtlers! Gemeiniglich finden dieſe Dienſtfertigen bey dem Gemählde des Herrn nicht genug Hoheit in der Miene, und bey der Gemahlin nicht Geiſt genug; und wenn das Bild ſo reichlich mit Geiſt verſehen iſt, daß ſich dagegen nichts ſagen läßt, ſo tadeln ſie das Fleiſch. Mag auch die hohe Perſon noch ſo viel Beſcheidenheit beſitzen, dieſe wird von der Schmeicheley überſchrieen; und der Mahler muß ſich bequemen, um zu gelten was er am Hofe ſeyn ſoll, daß er, ohne ſich groß um Aehnlichkeit zu bekümmern, allemahl aus dem Herrn einen Helden, und aus der erhabnen Frau einen Engel mache. Findet der Gebiether gleichwol Behagen an ihm, und nimmt ihn in ſeine Gunſt, ſo weiß jeder ſein Glück zu preiſen, und die Hofleute wollen dann zumahl auch gemahlt ſeyn, und zahlen ihm — mit Ehre.

Darum mag der Künſtler, wie er ſeyn ſollte, mitunter auch gern wieder zu den Niedern, zu Seinesgleichen, herabſteigen. Die müſſen ihm ſitzen, wenn Er will; und mahlt er dann auch um geringern Preis, ſo iſt es doch gegen baares Geld. Mögen die Männer immerhin mit breitem Anſtand ſich hinſetzen, und die Weiber Spitzmäulchen machen, er iſt weniger gebunden; er ſetzt und mahlt ſie, wie er ſie haben will. Und für die ſteifen Hauben, die Haarlöckchen und andre Zierrathen, die einen Sonntagskopf müſſen ausmachen helfen, und denen er ſich nicht entziehen darf, weiß er ſich an jungen blühenden Mädchengeſichtern und holden Geſtalten, die er in den Geſchmack der Kunſt kleiden darf, zu erholen. Es geht ihm dann, wie jenem Bildhauer, der ein vornehmes Monument nach beſtellter Angabe mit mehr Pracht als Geiſt ausführte, hingegen einer jungen Mutter ein beſcheidenes Grabmahl mit begeiſterter Liebe hinſtellte, das der große Haller ſeines Liedes und jeder Vorbeyreiſende ſeiner Huldigung würdig fand.

Wie viel wäre noch zu ſagen von allen ſeynſollenden Eigenſchaften des Kunſtergebenen in ſeinen mannigfaltigen Verhältniſſen! Aber ich habe Ihre Zeit bereits ſchon zu lange hingehalten, verehrte Freunde; und bitte mir alſo nur noch einige Augenblicke aus, um von den Forderungen etwas zu berühren, die an den Künſtler von ſeinen Mitbürgern, in Republiken wenigſtens, gemacht werden. Allervorderſt verlangen da die Mitbürger, man ſolle ſeyn wie ſie; und haben darin recht, wenn auch ſie ſind wie ſie ſeyn ſollen. Wenn aber das nicht immer der Fall iſt, ſo entſtehen daraus oft ſeltſame Verpflichtungen für den Mann der Kunſt. Geht er etwa zur Erholung am Feierabend in eine Geſellſchaft, wo vom Glücke der Handelſchaft die Rede iſt, ſo verſteht und hat er nichts davon, und muß von Hunderttauſenden reden hören, Er, deſſen Einmaleins kaum auf Hunderte geht. Macht ihm das Langeweile, ſo ſoll er es nicht merken laſſen; und will er von ſeinen Künſten anfangen, ſo wird er bald inne, daß man hier nicht gern von ſolchen untergeordneten Gegenſtänden ſpricht. — Mit der Politik iſt ein Menſch, der den größten Theil ſeiner Zeit in der Phantaſiewelt und unter Bildern zubringt, und das iſt Künſtlerart, noch ſchlimmer daran. Die Phantaſie in die Politik hineingetragen, iſt ein Feuer, das den Gegenſtand verbrennt, den es erwärmen wollte. Ein ſtaatskluger Mahler iſt ein ſeltener Vogel, oder er iſt kein Mahler mehr. Man erzählt zwar von einer diplomatiſchen Sendung, die einſt Rubens übernommen und glücklich ausgeführt habe; aber ſchwerlich wäre ſein Ruhm von daher bis auf uns gekommen. Hingegen . . . . doch was bedarf es Beyſpiele? — Nicht einmal kannengießern, mit dem Ernſt, wie ſolches von unſern Bürgersleuten getrieben wird, ſoll der Künſtler; denn ihm darf um nichts Ernſt ſeyn, das unter ſeiner Kunſt iſt, ſie will ihren Mann allein haben; auch iſt die Empfindung des Schönen eine gar zarte Blume, die leicht in den Nebeln der Spießbürgerey erſticken könnte. — An wen ſoll ſich dann aber ſo ein Sohn des Vaterlandes halten, wenn er nicht Handelsgeſchäfte beſprechen kann, und nicht das Gemeinweſen zurecht legen darf? Gelehrte ſind auch nicht immer Freunde der Kunſt, und die Künſtler müſſen nicht Gelehrte ſeyn! Der Bauernſtand aber iſt für ſie zu roh. Zwar gibt es auch ſtädtiſche Landwirthe, die oft gefällig und gaſtfrey ſind, und von dem Künſtler nichts fordern, als daß er die mahleriſche Lage ihrer Landgüter preiſe, und die Ausſichten, die ſie ihm zeigen, bewundere, obwohl ſie für die Augen der Kunſt auch nicht immer das ſind, was die Liebe des Eigenthümers aus ihnen macht.

An wen ſie ſich zum Umgange halten ſollen, die Künſtler? Die Frage iſt leicht zu löſen. An wen hielten ſich ehemals die kunſtreichen Niederländer, an wen noch jetzt die gemüthlichen Deutſchen in Rom? Zuſammen ſollen ſie halten; Künſtlergeſellſchaften bilden wie wir es thun; und dann nach Zofingen kommen, zu empfangen die Weihe aus dem zierlichen Becher, trinkend auf das Wohl der gaſtfreundlichen Stadt, und auf gute Genoſſenſchaft mit uns; damit ſie werden was wir ſind: Künſtler wie ſie ſeyn ſollen!

Gedichte.

Im Alter.

Schneller als flammendes Feuer, als ſtrömendes Waſſer, als Winde,
Ihrer Bande befreyt,
Eilen die Tage, die Stunden, es fliegen Minuten vorüber,
Reißen vom Leben ſich los,
Reißen das Leben mit fort: die Kräfte zerrinnen, da ſteh' ich
Bald ein entblätterter Baum
Ein verglimmendes Licht, das matte Schimmer noch ſendet,
Dann ſich im Dunkel verliert.
Schon iſt die Dämmerung da, und mit ihr ſteigen der Vorzeit
Bilder wie Sterne empor.
Sterne der Jugend — ein himmliſches Heer, ſie glänzen noch ferne,
Kehren nimmer zurück!

Schätze der Jugend — es zählet das Alter an zitterndem Finger
Euch den verlorenen nach!
Blüthen der Jugend — die ſchönen, die goldenen Früchte, wo ſind ſie
Alle die ihr verſpracht!
Und die Gefährten, die mit mir gingen, ſtrebten und irrten,
Bald ſind ſie alle verſtummt;
Fern verhallen die Töne des freudigen Lebens, geſchieden
Bin ich der jüngeren Welt,
Näher der Stille des Grabes. Und dennoch ſcheuet der Klage
Sich mein einſamer Geiſt;
Dennoch ſproſſen auch unter dem Tritte des Alters noch Blumen,
Wandelt Ergebung mit ihm.
Wallt auch in Wogen nicht mehr mein Leben, ſo rinnet das Bächlein
Deſto ruhiger fort;
Mag nicht jugendlich mehr in Berg' und Thale verlieren
Sich der wankende Schritt,
Mein iſt die ebene Bahn; und lieb' ich und liebt mich die Welt nicht,
Träum' ich die beſſere mir.
Alles iſt eitel; hinab in den Strom der Vergangenheit ſinket
Was die Sonne beſcheint,

Aber es führet der Strom in ein Land, wo zu geiſtigerm Leben
Alles ſich wieder erhebt.
Wohl mir, find' ich alsdann mich ſelbſt und die beſſeren Tage
Neu in Gefilden des Lichts!
Wohl mir, decket alsdann die Gnade, was Reue beweint hat,
Mit der Vergeſſenheit Nacht!

* *

Am Geburtstage.

Würd' ich wieder jung, was wollt' ich machen?
Klüger wohl beſtellt' ich meine Sachen,
Frömmer, weiſer könnt' ich auch wohl werden;
Doch ganz wie ich ſollte, nie auf Erden.

Wo ich immer ſchaue, höre, merke,
Geht noch Schwachheit im Gefolg der Stärke,
Wohl und Weh im Wechſel ſtets ich finde,
Nacht an Tag ſich ſchließt, an Tugend Sünde.

Und iſt keiner der mit Wahrheit ſage,
Ohne Reue fließen ſeine Tage;
Müßt' auch ich am Ende wieder flehen:
Herr, laß Gnade mir für Recht ergehen!

Rufen nicht die Hoffnung und der Glaube:
Jenſeit liegt das Heil, nicht hier im Staube! —
Auf denn vorwärts! ſchmeckt der Tod auch herbe,
Neu beginnt das Leben wenn ich ſterbe.

* *

Das Mutterherz.

Erſte Ballade.

Wer iſt die aus dem Hauſe tritt,
Als ob ſie Leiden trüge,
Weich die Geſtalt und ſanft ihr Schritt,
Und edel ihre Züge?
Sie ſucht die Sommerabendluft
Im grünen Laub, im Lindenduft.

Es iſt die Mutter; ihrem Sohn
Weiht ſie die ſtille Stunde:
Vorüber Wochen, Monden ſchon,
Und von ihm keine Kunde!
Sie ſchaut das ferne Abendlicht,
Und ſo ihr Herz in Sehnſucht ſpricht:

„Könnt' auf den Purpurflügeln ich
Dort jener Wolke eilen,
Zu ſchauen, mein Geliebter, dich,
Zu forſchen dein Verweilen!
Fliegt auch der Geiſt ins ferne Land,
Zur Erd' iſt, ach! der Fuß gebannt."

„Gehorcht kein Wunſch denn meinem Schmerz,
Daß er zum Sohn mich führe,
So öffne du dem Mutterherz,
O Traum, die goldne Thüre;
Bring, Traum der Liebe, mir ſein Bild
Vor Augen, glücklich, ſchön und mild!"

„Wie er am Mund des Meiſters hängt,
Wenn um das Wort der Lehre
Der Schüler muntre Schaar ſich drängt.
Heil ihm, der Mutter Ehre,
Des Lehrers Auge auf ihm ruht,
Wenn er zu Thaten weckt den Muth!"

„Dort wandelt er mit ihm allein
Den Fluß entlang im Thale;
Wie freundlich muß der Meiſter ſeyn,
Er ladet ihn zum Mahle!
Sey artig, Kind; des Jünglings Ehr'
Kömmt von der Weiſen Beyfall her!"

„Jetzt zieh'n Genoſſen froh geſtimmt
Mit ihm hinaus zu Pferde;
Die Sonn' in blauen Lüften ſchwimmt,
Es prangt im Schmuck die Erde.
Wie fliegen ſie! Es eilt ihm, ach!
Der Mutter bange Sorge nach."

„Beym Tanz geſchmückt im lichten Saal,
Schau ich mit Luſt dich wieder.
Zeig' mir das Mädchen deiner Wahl!
Erröthend blickt ſie nieder.
Mich rührt der Mütter leiſes Wort:
Wer iſt der ſchöne Jüngling dort?"

„Mein iſt er, Mütter! Er iſt mein;
Seht, wie zu ſtiller Freude
Ich mich beym Abendlampenſchein
An ſeinem Anblick weide;
Wenn er, in regem Fleiße wach,
Des Tages Lehren holet nach."

„Entlockt er jetzt dem Saitenſpiel
Die alten ſüßen Töne,
Wie tief bewegt ſich mein Gefühl!
Halt ein, du weckſt die Thräne,
Die Thräne welche Wehmuth weint,
Wenn ihr verlornes Glück erſcheint! —"

Das Mutterherz, der Liebesquell,
Sucht ſo im Gram Ergetzen;
Indeſſen Thränlein ſtill und hell
Die blaſſen Wangen netzen.
Sie wankt zurück, vom Mond begrüßt,
Der mild ſein tröſtend Licht ergießt.

Ja, arme Mutter! deinen Sohn,
Den Einzigen, beklage;
Es liegt im kühlen Grabe ſchon
Die Freude deiner Tage! —
Doch was als Knoſpe ward entrückt,
Schauſt du als Blume einſt entzückt.

* *

Das Mutterherz.

Zweite Ballade.

Wenn der Morgen Silberfluthen
Gießet über See und Land,
Wenn des Abends goldne Gluthen
Scheiden von der Berge Rand,
Zieht ein ſehnſuchtvoll Empfinden
In das Dunkel ſie der Linden;

Wo den Sohn zum letzten Mahle
Scheidend ſie an's Herz gedrückt,
Und ihm wie dem Silberſtrahle
Eines Sternes nachgeblickt;
Ja ſchon zuckten Ahnungsſchauer
Durch den Frieden ihrer Trauer.

Nun das Schreckliche gekommen,
Nimmer wieder kehrt der Sohn,
Und der lichte Stern verglommen,
Spricht ihr jede Freude Hohn,
Sind des Hauſes hohe Dächer
Eng' ihr, leer die Prunkgemächer.

Nun in tiefer Schatten Stille
Heute noch, und noch einmal,
Will in alter Zeiten Fülle
Sie verſenken ihre Qual. —
Hört der Hochbetrübten Klage
In dem Jammer ihrer Tage:

Zu mir bringen milde Frühlingslüfte
Neuerwachter Blumen zarte Düfte;
Aus dem grünen Dunkel hör' ich wieder
Nachtigallen-Lieder.

Meine Blume, einzig auserkoren,
Ging in fremdem Garten mir verloren,
Und die Stimme, ſüßer als Geſänge,
Schweigt in Grabes-Enge.

Bald dich ſchön, dich herzlich zu umfangen,
O mein Sohn, wie brannte mein Verlangen!
Sah entgegen ſchon, in Lieb' entglommen,
Dir die Jungfrau kommen.

Träumte ſchon der Kinder froh Gewimmel,
Selig mich in ihrem Reich der Himmel;
Meiner Liebe mütterliches Walten
Sie mit Lieb' vergalten.

Ach die Roſen, menſchlich vorempfunden,
Hat die Zeit zur Dornenkron gewunden,
Hat zur Mutter mich gemacht der Schmerzen,
Mit dem Schwert im Herzen!

Freunde tröſten: dort in Lebensfülle
Glänzt dein Sohn, um ihn ſtatt Erdenhülle
Lichtgewande. — Aber ach, geſchieden
Bleibt er mir hienieden!

Unſichtbarer, nahe oder ferne,
Um uns weilend, ſchwebend über Sterne,
Kannſt du, die dich liebte ohn' Ermeſſen,
Edler Geiſt, vergeſſen?

Wo ich um mich her die Blicke wende,
Meine Seufzer unbefriedigt ſende,
Seh' ich dich als Schatten ohne Leben
Vor der Seele ſchweben.

Möchten Himmelskräfte, theurer Schatten!
Dir für Augenblicke nur geſtatten,
Daß du einmal noch dich offenbareſt,
Wie du ehmals wareſt;

Daß ich noch an dir mein Auge weide,
Dann in Thränen ſüßer Wehmuth ſcheide,
Bis wir bald, wo Mütter nicht mehr weinen,
Ewig uns vereinen! —

So in Trauer ſchwerbeklommen,
Matt, wie wenn ſich Schlummer naht,
Sah ſie nicht die Freundin kommen,
Die urplötzlich zu ihr trat;
Anmuth in Geſtalt und Mienen,
Schöner war ſie nie erſchienen.

Troſt auf ihren Lippen ruhte,
Und ihr Wort war wie Geſang;
Und ſie ſprach: dein Sohn, o Gute!
Sich durch Tod zum Leben rang;
Nicht beſchwör' ihn, daß er wieder
Steig' in Erdennächte nieder!

Was kein Auge je geſehen,
Nie ein ſterblich Ohr gehört,
Was Gedanken nicht erſpähen,
Keine Erdenweisheit lehrt,
Das bereitet Gott den Stillen,
Die ſich fügen ſeinem Willen.

Sprach's, und eh die Augen blickten,
War das ſchöne Bild entflohn.
Siehe da, vor der Entzückten
Steht in Herrlichkeit der Sohn!
Paradieſes Blumendüfte
Träumet jetzt die Schwergeprüfte; —
Weckt ſie nicht, ihr Frühlingslüfte!

* *

Künſtlerlied.

Chor.

Zum Wein und Geſange, ihr Freunde der Muſen!
Im Wein iſt die Wahrheit, das Herz im Geſang;
Es regt ſich die heilige Flamm' in dem Buſen,
Und Grillen entfliehn bey harmoniſchem Klang.
Es mögen die Reichen
In Sorgen erbleichen!
Es mögen die Großen
Die Köpfe zerſtoßen!
Wir leben in Eintracht und leben gern lang.

Mahler.

In der Farben Zauberreiche
Finden froh wir unſre Welt,
Sprechen zur Gemeinheit: Weiche!
Die ihr Glück im Golde zählt.
Uns iſt Beſſeres gegeben;
Lächelt uns die Sonne nur,
Wandeln wir auf deiner Spur,
Schauen ahnungsvoll dein Leben
Ewig bildende Natur!
Chor: Zum Wein und Geſange ꝛc.

Kupferſtecher.

Unter Strichen vorwärts ſchleichet
Unſer Tagwerk, wie gemach!
Und bis wir das Ziel erreichet,
Gibt es manches leiſe Ach.
Aber iſt das Werk vollendet
Freut der brave Künſtler ſich!
Tauſendfach wird jeder Strich
In die weite Welt geſendet;
Iſt ein Lohn der dieſem glich?
Chor: Zum Wein und Geſange ꝛc.

Zeichner.

Keine Arbeit die man treibe
Freut ſich mehr der Muſen Gunſt,
Was die Seele in dem Leibe
Iſt die Zeichnung in der Kunſt!
Unſer iſt das Reich der Formen,

Der Erfindung weites Land.
Wie die That aus dem Verſtand,
Quillen auch der Schönheit Normen
Aus des Zeichners Geiſt und Hand.

Chor: Zum Wein und Geſange ꝛc.

Baukünſtler.

Tempel hoch, Palläſte herrlich,
Jedes Wohnhaus groß und klein,
Zeugen, ſchön und unentbehrlich
Sey die Kunſt der wir uns weih'n.
Wo wär' ohne uns der Kaiſer?
Ohne uns wo hielt man Rath?
Alles unſer nöthig hat,
Kirchen, Schlöſſer, Burgen, Häuſer —
Ohne uns wär keine Stadt!

Chor: Zum Wein und Geſange ꝛc.

Bildhauer.

Kennt ihr jene hohen alten
Weſen aus dem Fabelland,
Jene göttlichen Geſtalten
Die ſich Hellas Kunſt erfand?
Dieſe haben wir erkoren,
Und uns ihrem Dienſt geweiht,
Der uns Schönes nur gebeut.
Wer ſie kennt lebt neugeboren
Mit Heroen alter Zeit.

Chor: Zum Wein und Geſange ꝛc.

Schriftgießer.

Einſam hinter Kloſtermauern
Hielt ſich ſcheu die Wiſſenſchaft,
Und bey Herren wie bey Bauern
Galt nur Muth und Leibeskraft.
Sieh da kam die Kunſt der Künſte,
Der Erfindung ſchönſte brach
Durch des Wahnes Nebeldünſte,
Zog die Scheue an den Tag.
Wer der Kunſt ſich weiht gefliſſen,
Schwierigkeit mit Kraft beſiegt,
Wem nicht halbes Werk genügt,
Der darf ſprechen, der kann wiſſen
Wo der Haas im Pfeffer liegt.

Chor: Zum Wein und Geſange ꝛc.

Liebhaber.

Wie ein Bach durch Wieſen fließet,
Zwiſchen Blumen an dem Bord,
Tändelnd dieſe bald umſchließet,
Bald mit jener eilet fort;
Alſo treiben wir das Leben
In das Land der Kunſt hinein,
Sammeln ſpielend Blüthen ein.
Wem iſt mehr Genuß gegeben,
Kann Geſchmack wohl ferne ſeyn?

Chor: Zum Wein und Geſange ꝛc.

Kenner.

Hört, ihr Leute, was ich ſage!
Stimmt zu hoch den Ton nicht an;
Was die Glock' in Künſten ſchlage,
Nur der Kenner wiſſen kann.
Ihr müßt bilden und wir ſprechen,
Sachen habt ihr, wir das Wort!
Und . . . . .
(Alle ihn unterbrechend)
Und wo wir in Eintracht zechen,
Da iſt ja kein Richterort!

Trinklied für Flachmahler.

Auf ihr Herrn und Zunftgenoſſen,
Packt die Lade ſorgſam ein;
Das Geboth iſt nun geſchloſſen,
Bringt den Braten und den Wein!
Kommt herein und ſetzt Geſellen
Euch zu Tiſche! Dorthin ſtellen
Sich die Jungen, merken ſcharf
Wo ein Meiſter was bedarf.

Laut ſoll unſer Lob erklingen,
Heut ſoll der Geſang nicht ruhn!
Will kein Dichter uns beſingen,
Wollen wir es ſelber thun.
Laßt mit Kunſt die Pfuſcher prahlen,
Nur wer zünftig iſt kann mahlen!
Her den Becher, ſchenkt ihn voll,
Hoch der Mahler leben ſoll!

Weit iſt das Gewerk verbreitet
Auf dem ganzen Erdenrund,
Und kein Schiff durch Meere gleitet,
Eh wir's mahlen ſchön und bunt.
Iſt ein Land wo, eine Inſel,
Da nicht walte unſer Pinſel?
Mahlt doch ſelbſt der Wilde ſich,
Und die Schöne die verblich.

Wagt euch nicht mit uns zu gleichen,
Die ihr ſtolz euch Künſtler nennt!
Aengſtlich um die Großen ſchleichen
Iſt nicht unſer Element;
Nicht in engen Stuben ſitzen,
Und bey kleinem Machwerk ſchwitzen,
Hocken nicht auf heißer Fluh
Stundenlang vor einer Kuh!

Nobler iſt es, wenn wir munter
Vom Gerüſt am Kirchenthurm
Bammeln unſre Bein' herunter,
Mahlen trotz des Windes Sturm.
Näher ſind wir da dem Himmel,
Schauen in das Weltgetümmel;
Sieh den Mann! daß Gott erbarm!
Spricht die Frau zum Kind im Arm.

Oft im feilen Lobgedichte
Heißt ein Werk der Künſte Zier,
Kriegt man es dann zu Geſichte,
Iſt es nur ein Wiſch Papier;
Gleichwohl werfen voll Entzücken
Dilettanten ſich wie Mücken
Auf den Quark, und ſchwatzen viel
Von Effekt und großem Styl.

Größer iſt kein Styl, ihr Leute,
Kein Effekt zieht ſtärker an,
Als den man auf Meilenweite,
Wie den unſern, ſehen kann;
Alles iſt in großen Maſſen
Vorgetragen, leicht zu faſſen;
Nichts iſt ſchwierig, nichts iſt kraus,
Alles ſpricht ſich ſelber aus.

Grenadiers auf Gartenthüren,
Schulter 'sGwehr, und ſtarr den Blick;
Schweizer die Hellparden führen,
Zeigen unſer Kunſtgeſchick!
Wen hat nicht das Bauermädchen
In der Laube, rund im Jäckchen,
Wen das ſchöne Wirthshausſchild
Nicht mit Sehnſucht oft erfüllt?

Auf ihr Herrn und Kunſtgenoſſen,
Ihr Geſellen voll Verſtand,
Leert den Becher unverdroſſen,
Unſer Ruhm ſteht nicht auf Sand!
Haben wir genug geſungen,
Laſſen wir den Wein den Jungen,
Heut iſt Feyer! morgen dann
Zieh'n wir wieder Schürzen an!

* *

Der Künſtler Wallfahrt *).

Eine Idylle.

Phöbus Apollo verließ im Geleit der olympiſchen Muſen
Helikons heilige Höh'n und das ſelige Leben der Götter;

---

*) Der Schweizeriſchen Künſtlergeſellſchaft in Zoſingen im May 1810 vorgeleſen.

Freude wollten ſie bringen Deukalions beſſeren Söhnen,
Die in eiſerner Zeit noch Menſchlichkeit nährten im Buſen.
Manche Städte noch blutend vom Schwerte des Krieges empfanden
Schon die unſichtbare Nähe der Götter in heilender Ahnung;
Lange getrennte geſellige Kreiſe erhoben ſich wieder
Fröhlich zu Tänzen, von neuem erwachten vom Schlafe der Schwermuth
Spiele des heitern Scherzes, der ernſten Fabel der Bühne,
Und der verſtummete Mund ertönte wieder des Sängers;
In die einſamen Hallen verlaſſener Fürſtenpalläſte
War ſchon wieder gekehrt das Leben zierlicher Künſte,
Lieblicher Saitenklang und Schönheit im Farbengebilde.
Doch nicht den Städten allein, es wollten den ländlichen Fluren
Ihre Gegenwart auch Apoll und die Muſen verleihen,
Und mit dem kommenden Frühling entſchwebte den Mauern der Gott, um
Bey dem Geſchlechte der Hirten zu ſuchen die edlere Einfalt,
Wie er ſie vormahls auf den arkadiſchen Fluren gefunden,
Da ihn der zürnende Vater herabſtieß von dem Olympus.
Herrlich ſchritten einher die Göttlichen. Unter den Füßen

Sproßten Blumen hervor, erklangen die Thäler, ihr Hauch gab
Leben der ganzen Natur, ihr Auge Klarheit dem Tage.
Dreymahl glückliches Land, das Apoll und die Muſen beſuchen!
Heil o Vaterland dir! Zwar lange entzogen ſich dir auch
Lange die Götter des Friedens, nun walten ſie über dir wieder.
Heil o Vaterland dir! von deinen Gebirgen erſchallt nicht
Mehr der Donner des Kriegs; von Berg' und Hügeln ertönet
Wieder des Hirten freudiger Ruf in die Thäler hinunter.
Deine Flüſſe nicht mehr vom Blut der Erſchlagnen geröthet,
Deine Seen nicht mehr mit blitzebewaffneten Schiffen
Trennend verbrüderte Ufer, ſie tragen auf bläulichem Rücken
Wieder der Güter Tauſch zum friedlichen Nachbar hinüber.
Und in den reinlichen Städten, die deine Ebenen zieren,
Regen ſich wieder des Hermes Geſchäfte, die Künſte der Pallas!
  Menſchenfreuden erfindend und in der Erfindung genießend
Wandelten ſo Mnemoſynes Töchter mit ihrem Beſchützer
Ueber Frühlingsgefilde. Siehe da trafen ſchon weither

Töne der Freude ihr Ohr, und nahend zeigete bald ſich
Eine fröhliche Schar von Menſchenſöhnen dem Auge,
Reiſenden ähnlich an Schritt und Tritt und ſchweifendem Blicke,
Friedliche Wandrer. Doch ſchienen ſie nicht von Albions Küſten
Stolz herüber zu kommen, noch reich vom Strome der Newa,
Wie zu der Wiege der Freyheit mit Huldigung viele ſonſt kamen;
Auch von dem leichten Volke nicht, das an den Ufern der Seine
Plaudert, hüpfet und lacht, und ſchön nur das Eigene findet.
Ihre Sprache war Sprache des Landes, und heimiſch ihr Weſen;
Pflanzen ſuchten ſie nicht, der gelehrten Mode nicht kundig;
Einzig die Gaben der Ceres, und des Lyäus Geſchenke
Hörte man mit Geſang und lautem Jubel ſie preiſen.
Nicht nach Urgebirg, Granit, vulkaniſchen Bergen,
Nicht nach dem Lauf der Ströme, bevor die Ströme noch liefen,
Forſchten mit Wichtigkeit ſie, nicht nach „geognoſtiſcher Thatſach;"
Dennoch weilten ſie gern auf Gebirgen, an ſtürzenden Bächen,
Und mit liebendem Auge verfolgten ſie ſchlängelnde Flüſſe.

Suchten die Schönheit und waren nicht blöde ſie lebend zu finden.
Zwar an Geſtalt, an Jahren, in Werken und Worten verſchieden,
Zielten zu einem Zwecke ſie doch wie fahrende Pilgrimm;
Und gleich Pilgern, die mit leichtem Sinne oft ſchwere
Laſten tragen, und unter geringern kraftlos ſeufzen,
Alſo trugen auch mancherley Gaben der Götter die Einen
Dieſer Wanderer leicht, und zeigten nicht daß ſie was trügen,
Andre dünkten ſich ſchwerer mit leichtem Gute beladen.
Ueber dem Menſchen geſtalten ſich, zwar dem ſterblichen Auge
Nicht, doch ſichtbar dem geiſtigen Blicke höherer Weſen,
Magiſche Luftgebilde, ſymboliſche Zeichen der Wünſche
Seiner Phantaſie, des Herzens geliebteſte Kinder;
So umſchwebten auch jetzo die Häupter der fröhlichen Wandrer
Zwar nicht Kronen und Scepter von Gold, nicht plumpe Lictoren,
Keine Klientenſchar, nicht Ehrenſäbel noch Orden,
Weder Waaren noch Wechſel, noch Brief' an „ehrende Freunde;"
Aber ein buntes Gemiſch lebend'ger und todter Geſtalten,
Engel, Teufel und Menſchen und Pferd' und Ochſen und Schafe

Drängten in wirbelnden Kreiſen ſich, kamen, ſchwanden und kamen;
Wälder und Berg' und Seen und Flüſſ' und liebliche Fluren
Tanzten im Wechſel vorbey, als klänge die Leyer des Orpheus.
Bunt geflügelt und fröhlichen Spieles gaukelten Kinder
Zwiſchen hinein mit Mahlergeräth und allerley Werkzeug,
Ritten ſtattlich auf Pinſeln, bald jagten ſie ſchnell ſich wie Feinde
Mit Grabſtichel und Nadel herum, bald ſtecketen ſchlau ſie
Durch Palleten die lieblichen Köpfe, kletterten emſig
Staffeleyen hinan, und ſchienen mit Zirkel und Senkbley
Gravitätiſch meſſend bey ernſtem Geſchäfte zu weilen:
Schwangen dann, ſatt bald wieder der Arbeit, himmelempor ſich,
Schwebten auf goldenen Wolken und ſchieden Farben vom Lichtſtrahl.
Wenn ein Sterblicher alle die Luftgebilde geſehen,
Hätte gezweifelt er kaum am Berufe der wandernden Männer.
Schnell erkannte der Gott ſie, und ſprach die geflügelten Worte:
Meine Verehrer und Eure, ihr Töchter des Aegiserſchütterers,
Sind es; laſſet den Söhnen der Kunſt erſcheinend uns nahen,

Laſſet uns prüfen mit ſpielender Kraft die Geiſter der Freunde!
Sprach's und nahm die Geſtalt von einem arkadiſchen Hirten,
Und ſein Muſengefolg theſſaliſcher Mädchengeſtalt an;
Zog aus dem Buſen einen aus Demant geſchliſſenen Spiegel,
Rings mit Golde beſetzt, die Handhab glänzenden Silbers,
Künſtliche Arbeit, es war ein Geſchenk des hinkenden Gottes,
Als ihm Helios einſt der Gemahlin nächtliche Freuden
Allzugefällig verrieth. Es hatte ſeltene Kräfte
In den Spiegel verborgen Hefäſtos, jeder erblicket
Aufgeſchloſſen in ihm ſein innerſtes Dichten und Trachten;
Seines Genius Walten, woſern ein Genius waltet,
Schaut idealiſch geformt der Künſtler im magiſchen Demant;
Und von geheimer Kraft gezogen muß laut er es kund thun.
  Aber wie ächte Söhne der Kunſt das göttliche Ahnen,
Wie verborgen es ſey, ſo umſchlang auch ahnende Ehrfurcht
Vor der unſterblichen Schar die Gemüther der Wanderer, und vor
Jener höhern Kraft entſchwand ihr eigener Wille.
Träumenden gleich gehorchten ſie alle dem Winke des Gottes.

Emſig wie Kinder ſich um die brotvertheilende Mutter
Drängen, wie Bienen umſchwärmen den Ort wo die Königin weilet,
Alſo wandten ſie ſich um den ſpiegelbegabten Fremdling,
Alle begehrten zu ſchaun; es trieb unſichtbare Kraft ſie.
Wenige waren es nur, die nicht zum Sehen gelangten;
Wenige ſah'n nur ſich ſelbſt, doch hatten auch daran ſie Freude;
Laut frohlockten manche, im Stillen freuten ſich andre.
  Wären mir Stimmen von Erz, zehn redende Zungen gewähret,
Nie vermöchte ich doch zu verkündigen alle Gefühle,
Alle Worte der Liebe, der frohen Begeiſterung Töne,
Die, wie Flocken des Schnees den Winterwellen entfallen,
Dicht gedrängt ſo den Lippen der ſchauenden Künſtler entſtrömten.
Sie umhüpften und prieſen, in ſeliger Heiterkeit alle,
Und mit immer ſteigendem Jubel den göttlichen Demant,
Der ihr Wirken und Wollen ihnen ſo wunderſam kund that.
  Aber olympiſche Götter und ſterbliche Menſchen vertragen,
So wie Himmel und Erde, ſich nur in beſtimmter Entfernung,
Und der Vertraulichkeit Blumenband vereint ſie nicht lange.

Irdiſch ſind wir, uns hangen Gebrechlichkeiten wie Bley an,
Jene zieht ihr ätheriſcher Geiſt nach lichterer Höh ſtets.
Alſo geſchah es auch jetzo, die Schönheit der himmliſchen Mädchen,
Ihre ſchlanke Geſtalt umgoſſen mit ewiger Anmuth,
Reizte zu traulicher Regung der Jüngling' empfängliche Herzen
Bald — ach leicht beweglicher Sinn der Jugend! — ſie wollten
Allzumenſchlich ſich nahen — da ſchwanden urplötzlich die Jungfraun
Alle und Phöbus Apollo hinweg wie leuchtende Blitze;
Und es donnerte laut vom heitern Himmel Kronion. —
Siehe da rieben die Augen, als hätten geträumt ſie, die Wandrer.

* *

Anhang zum Vorigen *).

Conrad Geßner ſchaut in den Spiegel und ſpricht:

Schenket mir ein und ſattelt den Schecken, ich reite dem Zug nach!
Welch' ein prächtiger Ritt! Freunde, wo ſind wir, wo ich?

---

*) Als Probe der viſionären Aeußerungen der ſchauenden Liebhaber und Künſtler ſind hier die von zwey ſeither Verſtorbenen, ſtatt mehrerer, herausgehoben. Wer das Glück hatte ſie zu kennen, wird ſie wohl verſtehen.

Sehet die Pferde, das ſind ja, beym Donner, lauter
Araber! —
Schaffet mir Pinſel und Farb', mächtig ergreift mich
der Geiſt! —
Ha! da ſchreckt ſie ein Bär, die herrlichen Thiere, ſie jagen
Wie das Wetter davon! Schimmel, dich haſchet kein
Bär! —
Ruhig erſcheint, wie drängen ſich Scenen an Scenen!
ein Stall jetzt,
Schön beleuchtet, der Staub tanzet im Streiſe des
Lichts. —
Aber aus ſchwarzem Gewitter wie zückt dort ſchrecklich
ein Blitzſtrahl!
Siehe, wie reißen die Pferd'! Menſchen wie drängt ſie
die Angſt! —
Und nun das reiſige Heer! es toben Reuter und Thiere,
Klatſchen die Säbel ins Fleiſch! Himmliſche [illegible] iſt
das! —
Ruhig miſche die Farben, wer Farben ruhig kann
miſchen,
Schnell wie ſie kömmt, werf' ich um die Erſcheinung
das Kleid!

* *

Martin [illegible], in den Spiegel ſchauend.

O der herrlichen Welt die der Zauberſpiegel mir auf-
ſchließt,

Träume der Dichtung in ihm werden zu bildlicher Form;
Alles regt und bewegt ſich und ſtrebet und will mir erſcheinen;
Glänzend in Reihen voran, würdiger ſah' ich ſie nie,
Schreiten Menſchen der Vorzeit ſtattlich und freudig vorüber,
Männer kräftiger That, Mütter die Herzen voll Treu.
Drängen ſich gleich in bunten Kreiſen dort Leute des Tages,
Wie aus der Seife des Kinds glänzende Blaſen ſich dreh'n,
Weilt doch mein Auge lieber bey deinem edlern Geſchlechte,
Mittelalter! wo Kraft ſich mit der Einfalt verband;
Wo noch frommer Sinn mit Heldengeiſte gepaart ging,
Muth beym Alter noch war, und bey der Jugend noch Zucht! —
Faſſet der Spiegel ſo viel? Sieh dort unabſehbare Reihen,
Die ſich dem Auge ſogleich ordnen zum zierlichen Bild!
Menſchennatur, wie viel enthüllſt du der ſtillen Betrachtung;
Glücklich wer dich erfaßt, weil ihm das Lämpchen noch glüht!

• •

Der Lehnſtuhl.

Ein Geburtstags-Geſchenk.

Der Herr.

Fremdling, wer biſt du der ohne mein Wiſſen ins Zimmer ſich hinſtellt,
Breit von Rücken und Fuß, Platz ſich behauptend für drey?

Der Lehnſtuhl.

Herr, dein Diener bin ich, und bin von ſelbſt nicht gekommen,
Denn ein liebendes Herz wies mir die Stelle hier an.

Das liebende Herz.

Ja ich habe den Stuhl zum Diener und Freund dir geweihet,
Daß er im ſtillen Gemach Ruhe dem Müden gewähr',
Kehrſt du zurück von Sorgen für Andre, von mühſamer Wandrung,
Sanft dir beym Freudengefühl, tröſtlich im Leiden er ſey,
Daß er oft werd' ein Zeuge des trauten Geſprächs mit dem Freunde,
Oder der Freundinn wenn ſie zärtlich und ſorgſam dich ſucht,
Daß beym Leſen, beym einſamen Denken am dämmernden Abend
Bleibe ſein Polſter dir ſpäter Zufriedenheit Schooß,

Werde delphiſcher Dreyfuß dir, wenn Sprüche der Weisheit
Von dir, freundlicher Mann, freudig die Jugend vernimmt,
Daß er nach Jahren noch wie heut am feſtlichen Tag ſey
Dir ein behaglicher Knecht, du ihm ein günſtiger Herr!

* *

Einem befreundeten Ehepaar.

Die Eh' iſt eine Reiſe
Die durch das Leben geht,
Wohl dem der gut und weiſe
Zu machen ſie verſteht.

Wohl dem nur Blumen ſproſſen,
Der, wo ſein Fuß auch weilt,
Die Blumen dem Genoſſen
Zu pflücken ſich beeilt.

Und wohl dem frohen Paare,
Dem, liebend und geliebt,
Den Frieden langer Jahre
Kein Feind von außen trübt.

Doch geht die Bundesreiſe —
Vernehmt der Wahrheit Wort, —
Nicht wie im Paradeiſe
Nur über Blumen fort;

Wo Roſen, ſind auch Dornen,
Licht wechſelt mit der Nacht,
Und oft ein Freund von vornen,
Als Feind im Rücken lacht.

Doch bleibt nur feſt die Liebe,
So ſticht kein Dorn ſo ſcharf,
So iſt kein Tag ſo trübe,
Der Euch erſchrecken darf.

Das wahre Glück ſind Freuden
Am häuslichen Genuß;
Die ſchenke Gott euch beyden
Bis zu dem letzten Kuß!

* *

Joachim von Sandrart's deutſche Akademie.

Nichts fragt der Knabe noch nach Schmuck des Styles,
Der Inhalt reizt ihn oder ſtößt ihn ab;
Sey Ungeſchmack dieß, Alter bringt ihn wieder.
So ging und geht es mir mit dieſem Prieſter
Der edlen Bau- und Bild- und Mahlerkünſte;
In früher Jugend ehrt' ich ihn, nicht achtend
Sein breites Sprechen, jetzt in ſpäten Jahren
Behagt mir noch die ernſte Rechtlichkeit
Des kundigen Alten, unter deſſen Unrath
Von Reimerey und übelangebrachter

Gelehrſamkeit auch echtes Gold zu finden,
Wenn wie Virgil bey Ennius man ſuchet.
Mag er uns gleich weitläuftig gravitätiſch
Auf ſeinem Steckenpferd' exordialiter
Mit hoch und tiefen Sprüngen oft vexiren,
So kannt' er doch der Künſte Würdigkeit
Tief aus dem Grund. Mit ſchöpferiſchem Finger
Hat Pallas, ſeine Göttin, ihm die Stirn,
Als er geboren ward, berührt, und ihn
Zu einem ihrer Lieblinge geſchaffen.
Sie that ihm manch Geheimniß kund, und ließ
Ihn glücklich ſorgenfrey am Quelle ſchöpfen,
Der ewig neu in Rom ſich tauſendfach ergießet.
Und als ſein Durſt geſtillet war, und er,
Zu ihrem treuſten Diener nun vollendet,
Zurück ſich nach dem Vaterlande ſehnte,
Führt' an der Hand ſie treulich ſchützend ihn
Durch alle Länder, wies ihm ihre Schätze,
Begleitet ihn zu ihren Freunden, die,
Begeiſtert von der Gegenwart der Göttin,
Gefällig ihm ſich zeigten, ihre Werke
Belehrend wieſen, ſeines Rathes pflegten. —
Geöffnet waren ihm die Augen, mit
Erſtaunen ſah er, wie die hohe Freundin
So holde Gaben, und doch ſo verſchieden,
Herabgeſenkt auf dieſe Menſchenkinder!
So ließ Gerechtigkeit er treu und ehrlich
Und neidlos jedem widerfahren; ungleich

Den ſuperfeinen vornehmekeln Kennern,
Die raſtlos heut zu Tage die Gefilde,
Wo Künſte blühen, richterlich durchſtreichen,
Aus kalten Herzen warme Worte tönen,
Kunſtloſe Schwätzer, deren todter Sinn
In Geiſteswerken krittelt, die ein Gott
Durch **Künſtlers Hand bewundernswürdig** machte.

* *

Hallers religiöſes Tagebuch.

Du armer großer Haller! Zwar edel iſt dein Schmerz,
Allein wie wenig kannteſt du Gottes Vaterherz!
Der uns mit dieſem Leibe des Tods bekleidet hat,
Nimmt auch den guten Willen mit Freuden an für That,
Zerknirſchung nicht und Jammer verlangt der Menſchenſohn,
Er gibt für Glaub' und Liebe gern Freyheit uns zum Lohn.

* *

Liscov.

Pfeffer und Salz verſtehſt du in deine Gerichte zu miſchen,
Aber, o Liscov, es iſt immer der Brühe zuviel!

* *

Glaube der Chriſten

von

Johann Georg Müller.

Stirb du früh oder ſpät, dich werden die Freunde betrauren,
Aber ſelig wirſt du unter den Zeugen dann ſeyn.
Palmen haſt du geſtreut dem Sohne Davids, geſpreitet
Köſtlich Gewand Ihm; und ſo wird dir vergelten auch Er.

* *

Kreuzerhöhung.

Eine Legende.

Noch nicht lange war die Morgenſonne
An dem klaren Himmel aufgegangen,
Als ſchon Carl *) mit ſeinem Jugendführer
Aus der nahen Villa hin nach Mailand
Eilte. Nicht des Reichthums weiche Kiſſen,
Nicht der Noth des edeln Stammes, Spott nicht,
Hielten ab den frommen Knaben, Gott in
Demuth, hohen Eifers voll zu dienen.

---

*) Carlo Borromeo, der nach ſeinem Tode vom Papſt Paul V. im Jahr 1610 canoniſirt worden.

In die Kirche ziehn ſie früh zur Meſſe,
Um das Feſt des Kreuzes zu begehen.

Und des Lehrers Hand mit Wärme faſſend
Spricht der Knabe: wie aus blauen Lüften
Dort vom hohen Dom im Morgenglanze
Strahlend ſich das Siegspanier der Chriſten
Hebet! Glocken hallen ein zur Feyer
Seine Herrſchaft allen zu verkünden;
Beugen ſollen ſich ihm alle Kniee,
Alle Zungen ſeine Macht bekennen!
Sprachs und neigte küſſend ſich zum Kreuze,
Das auf reiner Bruſt ihm golden glänzte,
Als Geſchenk von frommer Einfalt, ſeiner
Gottesfurcht zum Lohne zwar gegeben,
Doch als Reiz auch größrer Ehrbegierde.

Sanft erwiederte der weiſe Lehrer:
Was verachtet vor der Welt iſt, hat Gott
Auserwählet. Als der Sohn des Menſchen
Aus der kleinen Nazareth hervortrat,
Wo nicht Größe möglich ſchien dem Wahne,
Als er in Judäa noch umherzog
Bey dem Volke, das zum Spott der Völker
War geworden, Kranke heilend, Müden
Ruhe ſchaffend, von dem Himmelreiche
Gute Botſchaft bringend, und er dennoch
Kaum wo er ſein Haupt hinlegte Platz fand,

Sprach er damahls öfters ſchon vom Kreuze,
Und befahl den Seinen es zu tragen.

Tragen ſoll es, wer ſein Jünger ſeyn will,
Jeder, und ihm folgen! rief mit Feuer
Carl, empor das edle Kleinod haltend;
Lichter ward ſein kindlich hohes Auge:
Heil und Sieg und Ehre iſt in Dir nur,
Wer dich trägt, wird nimmermehr zu Schanden;
Ueber Tod und Welt erhaben wird er
Herrſchen einſt auf jenen goldnen Thronen!

Da begann der treue Führer weiter:
Nicht daß ihm gedienet würde, ſondern
Selbſt zu dienen ſtieg das Lamm hernieder.
Ihm dem Legionen Engel horchten,
Ihm dem Wunder zu Gebote ſtanden,
Wär' ein Leichtes es geweſen, über
Millionen herrſchend ſich zu ſchwingen,
Alle Reiche dieſer Welt und ihre
Herrlichkeit ſich unterthan zu machen,
Und auf den Gehorſam aller Völker
Einen Thron gewaltſam ſich zu gründen,
Deſſen Glanz, Geſetzen, Recht und Ordnung
Alles Irdiſche gehuldigt hätte.
Jeder würde dann des Herrſchers Zeichen
Prangend auch in Gold und edlen Steinen
Auf der Bruſt getragen, knieebeugend

Angebethet haben auf ſein Winken:
Und das wahre Kreuz, der Pfahl der Schmache,
Wären unbekannt uns dann geblieben.

Still ließ Carl die goldne Zierde nieder,
Und ſah forſchend nach des Lehrers Miene.

Aber unſer Herr, ſprach dieſer weiter,
Schloß ſein Ohr der Stimme der Verſuchung,
Die ihn in der Wüſte blendend lockte,
Widerſtand dem hohen Kraftgefühle,
Das zu ſchneller Wirkung ihn nach außen
Drängte; dazu hatte ihn der Vater
Nicht geſandt, nicht unter Blitz und Donner
Ihn wie Moſes angekündet, daß er
Uns durch Ketten heiliger Gebräuche
Sonderte zum auserwählten Volke;
Nicht zu wildem Kriege uns entflammen,
Islams Stifter gleich, ein Reich des Friedens
Sollt' er uns, ein geiſtig Reich der Liebe
Stiften, wo nicht Zwang, nur freyer Wille,
Den nach Gottes Bildniß einſt Geſchaffnen
Wieder zu der angeſtammten Höhe
Auf der Bahn der Demuth führen ſollte.
Dieſer Liebe weihte er ſein Leben,
Von der Hütte, wo die reinſte Mutter
Ihn geboren, bis zum Tod am Kreuze. —
Kindlein, liebet euch einander! ſprach er

Noch beym letzten Friedensmahl zu ſeinen
Freunden: das iſt meine Lehre, iſt mein
Neu Gebot, das ich der Welt verkündet;
Wer es hält hat das Geſetz erfüllet!

Alſo ſprach der weiſe Alte, hob dann,
Gleich als wär' er einſam in der Zelle,
Froh den gottvertrauten Blick gen Himmel:
Größre Liebe hat ſich nie erwieſen,
Rief er, als da einer ſtarb für alle!
Dieſe Liebe iſt des neuen Bundes
Siegel, iſt das allgemeine Band des
Bruderſinnes, ohne den die Menſchheit
Eine Rotte nur von Mördern wäre.
Dieſe Liebe iſt der Weg des Lebens,
Wer ihn wandelt, wär' es auch auf Dornen,
Selig iſt er; iſt wohl dann auch würdig,
Als ein Mitgenoß der Trübſal Chriſti,
Und Miterbe ſeiner Herrlichkeit, das
Kreuz als Kleinod des Verdienſts zu tragen,
Wenn er dann noch Ehre ſucht vor Menſchen.

Schon verborgen unter Kleideshülle
Lag das fromme Spielwerk, deſſen Anblick
Oefters ſchon die feuervolle Seele
Carls zu Träumen künft'ger Größe hinzog,
Die zu Gottes Ehre alles Gute,
Wär's auch mit Gewalt, befördern ſollte.

Und der gute Lehrer, zu vollenden
Seiner Worte Eindruck, ſprach nun weiter:
Wer der Größte ſeyn will diene allen!
Nicht des heil'gen Vaters hohe Krone,
Nicht der Purpur großer Cardinäle,
Nicht des Biſchofs Hirtenſtab und Inful,
Gelten in dem Reich des Menſchenſohnes
Was ein Herz voll Treue zu den Brüdern;
Und wo Furcht des Herrn und Weisheit walten,
Wenn auch in verlaßner Armuth Hütte,
Da entſteigen der geheimen Kräfte,
Die des Weltenſchickſals Räder leiten,
Mehr oft als vom goldumſtrahlten Throne.

Als ſie nahe jetzt dem Tempel waren,
Deſſen feyerliche Größe noch das
Goldne Licht der Sonne mehr erhob, als
Schon der Orgel Jubeltöne hallten
An ihr Ohr, und mit der Ehrfurcht Stille
Alles Volk zur hohen Feyer ſtrömte,
Floß dem Alten, kaum dem Jüngling hörbar,
Ein Gebeth noch von dem reinen Munde:
Ehre ſey und Preis in Ewigkeiten
Dem Gekreuzigten! O daß vom Himmel
Bald ſein Zeichen allen ſichtbar flammte,
Seiner Wiederkunft und ſeines Reiches
Frohes Zeichen! Komme bald Erlöſer,
Amen, ja! es harren deiner alle,
Denen du dein Wort ins Herz geſchrieben! —

Heiter ſchritt und liebevoll der Alte
Nun hinan des Tempels Marmorſtufen.
Aber voll Gedanken, wenig achtend
Auf des Volkes Grüße, das ſchon damals
Nach dem edlen Knaben ſtaunend blickte,
Folgte Carl. — Da lag auf hartem Steine
Vor der reichgeſchmückten Thür ein Armer,
Der die welke Hand zur Gabe hinbot.
Stille ſtand der Knabe bey dem Menſchen:
Nicht beſitz' ich jener hohen Männer
Kräfte, ſprach er, die zwar Gold und Silber
Keines hatten, aber zu dem Lahmen
Sprechen durften: ſtehe auf und wandle!
Was ich aber habe geb' ich willig.
Sprachs und trennte von der Bruſt das goldne
Kreuz, und warf es in den Schooß des Armen.

Dieſer lobte Gott; die beyden Edlen
Aber traten in des Tempels Wölbung.

* * *

Die Bergſchanze.

1.

Jn heißem Kampfe ſeit des Morgens Dämm'rung
Sah'n wir ſchon hoch die Sonn' am Himmel ſtehen,
Und manchen treuen Bruder hingeſtreckt

Auf kalter Erde; hatten Schritt für Schritt nur
Den Feind zurück gedrängt. Da war ein Hügel,
Wo vormals Eichen ſtanden, grüne Buchen
Der Herde kühlen Schatten friedlich boten;
Der war jetzt ſeines Schmucks beraubt, es lagen,
In wilder Miſchung hingeworfen, Stämme
Und Aeſte, Zacken ſcharf wie Speere reckend,
Die dickbelaubten Kronen waren ſperrend
In undurchdringliches Gewirr verſchlungen;
Und Graben rings vollendeten die Hemmung.

Das ſollten wir erſtürmen! Feuerſchlünde
Bedeckten oben, wie ein Heer von Drachen
Mit jedem Augenblick Verderben ſpeyend,
Den Zugang; ſchleuderten, wie Hagel ſchmettert
Auf Aehrenfelder, Tod in unſre Reihen.

Das ſollten wir erſtürmen! Einmal ſchon
War der Verſuch vom Feinde abgeſchlagen;
Und jeder ſtand nun wer noch ſtehen konnte,
Verloren, ſchweiß- und blutbedeckt, und bloß
Dem feindlichen verheerenden Geſchütze.
Nicht vorwärts konnte man, da ſtand der Tod
Mit ſeinen Schrecken; Bleiben war Verderben;
Und wär' auch Möglichkeit zur Flucht geweſen,
Jetzt hätte keiner ſie begonnen; Furcht
Iſt nicht mehr in der Seele, wenn Gefahr
Mit blutigem Arm uns ſo umſchlungen hält,
Daß wir Befreyung nur vom Tod erwarten.

In Wuth verlorn, ſtarr in Betäubung, ſchien
Uns Ein Geheul nur durch die Welt zu tönen,
Nur Eine Flamme alles zu verzehren.
Durch des Geſchützes Donner drang der Schrey
Der Sterbenden, und Pulverdampf verhüllte
Und deckte wieder auf die Blutgemählde.
Fiel einer hin, verſtümmelt oder todt,
Kein Laut der Klag' erſcholl vom Waffenbruder,
Er regte keine Hand zur Hülfe, griff
Nur nach der Flaſche, ob da Labung noch
Sich fände für das Lechzen ſeines Durſtes.
Wie mancher hätte jetzt ſein menſchlich Daſeyn,
Wenn menſchlich ſo ein Daſeyn heißen kann,
Vertauſchet mit dem Schwimmer durch die Lüfte,
Ja mit dem Wurm, der unterm Boden wühlet.

So ſtanden wir gleich Opferthieren da
Zur Schlachtung in der ſchrecklichſten der Stunden.
Sieh, da ertönte Rauſchen neuer Trommeln
Und aus der Nähe Feldgeſchrey, es blinkten
Gewehr', es flatterte die Fahne durch
Des Rauches Hülle; raſchen Schrittes kamen
Mit friſchem Muth gerüſtet neue Scharen
Der unſern. Hoch aus ihrer Mitte ritt,
Gleich einem Gott zur Hülfe uns erſcheinend,
Hervor der Herrſcher, um ihn ſeine Starken;
Ergrimmter tobten noch des Feinds Geſchoſſe. —
Mit ſchnellem Blicke ſah er um ſich, rief

Gewaltig, doch mit Ruhe: Schlachtgenoſſen!
Nur Einen Weg aus dieſer Hölle giebt es,
Und der geht vorwärts, Tapfre! Einen Gang noch,
So iſt's vollendet; muthig! vorwärts! Marſch!

2.

Wie wenn des angelaufnen Stromes Eis
Sich brüllend bricht, und ſchwellt, und drüber hin
Die Fluthen unaufhaltſam ſich ergießen,
So ſtürzen unaufhaltſam jetzt die Scharen
Mit tobendem Geſchrey dem Hügel zu;
Die Graben werden überſprungen, und
Wer fällt, der dient dem Folgenden zur Brücke.
Hier ſchwingen über Eichenſtämme ſich
Die Einen, wie auf Flügeln der Verzweiflung;
Dort hauen Andre Bahn ſich durch der Aeſte
Verflechtung; Wuth giebt ihnen Rieſenkräfte.
Und Blitz' auf Blitze krachen von dem Hügel
Wie Flammenſtröme, wenn ein Feuerberg
Sich zur Zerſtörung aufgethan. Es fallen
Die Tapfern; wie ſie fallen, drängen andre
Hinan, hinauf ſich, vorwärts immer treibend;
Nicht Willkühr war es mehr, uns jagten Geiſter
Zur Todesweihe. Düſter, grimmerfüllet
Drang jeder vorwärts, fluchend der, und jener
Zerſchmettert des Erlöſers Name rufend. —
Ging auch die Arbeit über Menſchenkräfte,
Und trof von eignem und der Brüder Blut

Der Kämpfer, fühlte keiner doch Ermattung;
Er fühlte nicht die Wunde bis er fiel
In Todesſchlummer; nicht der ſüßen Heimath,
Des Vaters Rath, der treuen Mutter Sorge
Ward mehr gedacht, nicht der Geliebten Thränen.
Nur Ein Gedanke, durchzudrängen ſich,
Zu tödten, Blut mit Blute abzuwaſchen,
Belebte Leib und Seele, jagte jeden
Zum Ziele, wär' er auch allein noch übrig,
Und alles um ihn her ein Raub des Todes. —

Mit einmal ſchweigt der fürchterliche Donner,
Und auf dem Hügel ſchallt Geſchrey mit Jauchzen,
Wie Nebel liegt der Pulverqualm im Thale;
Und wir, wir ſtehen ſonnumleuchtet da,
Als Sieger, auf der heißerkämpften Höhe.

3.

Ein Jäger, der auf Schreckhorns Bergen ſich
Verſtieg, ſchon ſeine Seele Gott empfahl,
Getrennt vom Rückweg an der Klippe hing,
Dann nothgedrungen überm Abgrund fortklomm;
Wenn er nun plötzlich wieder ſichern Fuß
Sich findet, offne Bahn, und vor ihm her
Die ſchreckerfüllte Gemſe ſcheu entflieht,
Mag ahnen was jetzt unſern Buſen ſchwellte.
Doch nein! er hat der Rettung froh Gefühl nur,
Und in uns tobten noch die wilden Triebe,

Die auf der Blutbahn rege worden: Durſt
Nach Mord, Zerſtörung, Rache einte ſich
Dem Uebermuthe, den der Sieg uns gab. —
Vernichtung dem, der mit des Todes Senſe
Gemähet unſre Glieder wie das Gras!
Dazu hielt jeder ſich berechtigt, ſtieß
Dem Flehenden ſein Eiſen in den Buſen,
Und lachte knirrſchend jedem Ruf um Gnade.

Erhaben überm Schlachtgefilde ſtand,
Sein traurend Antlitz in die Flügel hüllend,
Der Engel milder Menſchlichkeit und ſuchte,
Und fand nicht Eingang in dem Mordgewühl,
Kein Herz zur ſanften Regung noch empfänglich. —
Doch neigte ſchon der Tag ſich, und es ſollte
Nicht untergehn die Sonne überm Jammer
Des gnadeloſen Würgens; denn jetzt nahte
Sich ſchnell des Heeres großer Führer ſelbſt,
Der Herrliche. Schon hatte, wie ein Stern
In heller Nacht ſich leuchtend ſenkt, der Engel
Der Menſchlichkeit ſich in die wohlbekannte
Ihm nie verſchloßne Heldenbruſt geſenket.
Jetzt trieb er raſch ſein Roß heran; es ſchallten
Drommeten vor ihm her, mit eh'rner Stimme
Gebietend Halt des Kriegers Wuth. Es ſprach,
Der heut uns noch zu Tod und Sieg entflammte,
Das Wort der Gnad' jetzt — und die Schwerter ſanken.

* *

Auf der Meſſe.

Was will ich hier! Wie kam ich zu der Reiſe
Nach dieſem Sammelplatz des bunten Lärmens,
Wo man dem Gelde opfert, nicht der Freude?
Hätt' ich nicht ſichrer unter eignem Dache
Das beßre Glück des Lebens finden können,
Ich meyne: heitre Stille unter Freunden,
Läg' oft nicht wie verhüllet uns das Nächſte!
Den Tag konnt' ich in Ruh' und Arbeit theilen,
In des Berufes Arbeit, in die Ruhe
Der Wiſſenſchaft, das höchſte Gut des Weiſen.

Was für ein Irrgeiſt trieb mich denn von Hauſe!
Die Menge fremder Menſchen wollt' ich ſehen,
Das Treiben auch der Käufer und Verkäufer,
Der Waaren Pracht und alle Wunderſachen,
Wovon, rückkehrend, bey dem Abendbrote,
Behaglich ſpricht mit Frau und Kind der Krämer.

Ich geh' in dem Gewimmel auf und nieder,
Und ſehe Juden, Chriſten, Unbekannte,
Bekannte, Bös' und Gute, Freund' und Feinde,
Unregelmäßig durch einander laufen,
Beſchäftigt jeden — nur mit ſeiner Sache.
Und ich allein der Müßige, verſehen
Mit gutem Willen zwar und Luſt am Menſchen,
Kann dieſe Waare hier an Mann nicht bringen,

Denn keiner will die Zeit damit verlieren.
Nur ich verliere meine Zeit, nicht findend
Wonach ich ausgegangen: frohe Herzen. —
Eh' ich den Wanderſtab ergriff, dem Triebe
Mich hingab, hätt' ich überlegen ſollen,
Daß der Zuſammenfluß von vielen Menſchen
Das Herz alsdann nur ſympathetiſch rühret,
Wenn ſie zu einem Zwecke ſich verſammeln.

Wenn jenes kühne Volk, das ſeine Feſſeln
Zerbrach, nun jährlich zu dem heiligen Feſte
Der Freyheit froh zuſammen ſtrömt, und alle
Dem Vaterlande Treu zum Himmel ſchwören;
Wenn um ein Unglück abzuwenden ſich
Die Menge häuft, zur Hülfe jeder thätig
Erwacht, befiehlt, gehorchet, hilft und tröſtet,
Und Kühnheit der Gefahr die Stirne bietet;
Alsdann mag es der Mühe lohnen, daß man
Sich miſche ins Getümmel, und ſich labe
Beym Anblick deſſen, was die Menſchheit ehret.
Hier hat ein jeder nur mit ſich zu ſchaffen,
Des Daſeyns Zweck iſt Kaufen und Verkaufen,
Und wer die Gottheit ſey, der man hier huldigt,
Iſt ſichtbar in Geberden, Wort und Weiſen.
In ihrem Dienſte bin ich nicht gerüſtet,
Auf ihren Altar hab' ich nichts zu legen,
Und lebe einſam mitten in der Menge,
Ein unwillkommner Gaſt, wie jener der ſich
Zum Mahle drängte und kein Hochzeitkleid trug.

Genug hat Aug' und Ohr; mich ſoll nicht länger
Der Glanz des Gold's in hundert Formen blenden,
Der Sternenſchimmer nicht der edeln Steine;
Was ſoll die Pracht mir jener feinen Stoffe,
Die nur zur Hülle meiner Hülle dienen!
Der Schmuck der Eitelkeit macht nur den Tod ſchwer,
Weil von dem Schatz das Herz nicht gern ſich trennet.
Gib du dem Leibe was dem Leib gebührt,
Spar' edlerem Bedürfniß deinen Pfenning,
Und auch der Armen nicht ganz zu vergeſſen!

Des weiſen Alterthums erhabne Lehrer,
Die ihre große Lehre mit dem Leben
Beſiegelten, die ſprachen: der iſt glücklich
Und nahe ſchon der Seligkeit der Götter,
Der nichts bedarf, Begierd' und Furcht nicht kennet,
Und in der Einfalt Kleid enthaltſam wandelnd,
Nur auf des Geiſtes Läuterung bedacht iſt.
Dieß glaub' ich — ſollte wenigſtens es glauben!

So klein ich auch vor Sokrates erſcheine,
Es wird mich kaum der Weiſe tadeln, wenn ich
Beſcheiden dieß Mahl ſeine Bahn betrete.
Auf einem großen Marktplatz fand er käuflich
Den Ueberfluß von allem was der Reichthum
Für unentbehrlich hält, und lächelnd rief er:
Wie viele Sachen kann ich wohl entbehren!
So ſprach der Weiſe, reich in ſeiner Armuth.

Der größten einer, die ein Weib geboren;
Was mag ich thun, um ähnlich ihm zu werden?
Für ein Mahl dieß, die Weiſung mit nach Hauſe
Zu nehmen: künftighin aus meinem Kreiſe
Zu wagen keinen Schritt, wohin Nothwendigkeit
Und Menſchenliebe mich nicht rufen, wenn ich
Nicht zwecklos irren, und was Beſſers thun will,
Als — über matten Verſen mühſam brüten!

* *

In Baden. 1803.

Zu Hauſe waren Leute,
Die machten mir die Tage
Nicht wenig ſchwül und heiß.

Ich floh hieher; was Leute
Dort thaten, jetzt die Sonne
Mit Feuerſtichen thut.

Wohin ſoll ich mich wenden
Der Plage zu entgehen?
Man ſagt, das Grab ſey kühl;

Nur iſt das Haus dort finſter,
Und ſprachlos die Geſellſchaft;
Auch etwas tiefer hin.

Soll nach der alten Sage
Der Umgang unerfreulich
Und ſengend ſeyn die Gluth. —

Darum nicht gleich verdroſſen!
Wo Menſchen ſind iſt Plage,
Doch auch ein Freudenquell.

Geduld macht leicht das Finden,
Sie findet auch den Schatten,
Wo heiß die Sonne brennt!

* *

Zu Pfeffers. 1790.

Wenn hier Geſundheit dir, das höchſte Gut, ſich naht,
So miſſe gern was ſonſt die Heimath beſſer hat;
Hat dir des Himmels Gunſt die Wiſſenſchaft beſchieden,
Zu leben fröhlich mit dem Nöthigen zufrieden,
So findeſt du genug; und biſt du ſchwacher Art,
Bald mürriſch wenn ſich nicht Wunſch und Erfüllung paart,
So kann der Aufenthalt in dieſen Felſenklüften
An Leben und Gemüth dir zwiefach Nutzen ſtiften:
Dem Leibe bringt er Heil, zur Einſicht wird gebracht
Der Geiſt, daß ruhig nur Genügſamkeit dich macht.

* * *

Gais. 1825.

Augen, Ohren, Naſe, Mund und Hand
Nahm ich mit ins Appenzellerland;
Hätte mehr der Sinne ich empfangen,
Auch noch dieſe wären mitgegangen;
Doch wer fünfe kaum beherrſchen kann,
Will er mehr noch, eitel iſt der Mann.

Berges Anblick war dem Auge labend,
Frühe Silber, glühend Gold am Abend;
Grüne Matten, jede hat ein Haus,
Rings die Heerde, glücklich ſieht das aus.

Frohe Töne hat das Ohr vernommen,
Jauchzen das von Berg und Thal gekommen;
Sanft wie Friedensſtimme fernher klang
Schellgeläute von des Hügels Hang.
Horch wie unten Nachtgeſänge hallen!
Selbſt der Fremdling hört es mit Gefallen,
Steigt des Sängerkreiſes ernſter Chor
Zu den Sternen feyerlich empor.

Trotz dem Spruch der ſchwarzes Brod verbindet
Mit der Freyheit, weißes hier man findet;
Weißes Brot und Freyheit, Heil dem Land
Das ſich ſolche Doppelnahrung fand!
Dazu Milch und Honig, offne Sprache,
Menſchen-Zunge das iſt deine Sache.'

Wohlgerüche, reicher Häuſer Brauch,
Blumentöpfe, Balſam, Königsrauch,
Suche hier nicht; Hirtenlandes Düfte
Athme, Naſe, athme friſche Lüfte;
Von den Alpen ſtrömet in die Bruſt
Neues Wohlſeyn, reine Lebensluſt.

Auf des Mädchens Mund die Lippen drücken,
Davon ſpricht die Jugend mit Entzücken,
Doch das Alter iſt ſchon hoch erfreut,
Wenn der wackre Mann die Hand ihm beut.

Hat das Land ſein Gutes dir beſchieden,
Offenbart ſein Großes, ſey zufrieden;
Gleichheit adelt den Genuß für Jeden!

* *

Teinach.

1824.

Hospes tibi ne unquam tristior adveniat!
Erasmus.

Mein Plätzchen.

Bäume des Schattens; es ſäuſeln im Wipfel ſpielende Lüfte,
Unter ihm bietet die Bank Ruhe dem wandelnden Gaſt.

Langſam über die Brücke ziehet heimkehrendes Hornvieh,
Und im lebendigen Bach ſpiegeln ſich Zavelſteins Höh'n,
Hier am Fuße des Hügels ſitz' ich friedlich und ſchwebe
Träumend über die Welt, mich und das Leben empor.

* *

Vornehme Frage.

„Iſt die Geſellſchaft gut?" — Ach nein, ſie ſpielt ja nicht Karten,
Spricht kein franzöſiſches Wort, iſt nicht geſchmeidig und ſteif.
Nur gefällig ſind ſie die Leute, ſind nur natürlich,
Scheuen den Höheren nicht, ſprechen zum Kleinen: Geh mit!

* *

Erfahrung.

Bäder hab' ich beſucht, auch Länder und Städte geſehen,
Und im bunten Gemiſch überall Schatten und Licht.
Ungleich fand ich die Blumen der Wieſe, die Bäume des Waldes,
Doch verſchiedener noch Menſchen an Schickſal und Geiſt!

Aber ſo nahe wie hier im ärmlichen Dorfe ſah nie ich
Unſinn, Klugheit, Vernunft, Hohes und Niedres vermiſcht.

* *

Muſik.

Auf dem Lindengewölbe glänzen die Stralen des Morgens,
Wenige dringen hinab, ſpreiten im Schatten ihr Licht;
In die Schatten kommen und wandeln ſtattliche Menſchen,
Neu von der Frühe belebt und dem erquickenden Born.
Töne der Harmonie durchgleiten die duftende Wölbung,
Friſcher als Lerchengeſang, ſüßer als Nachtigallied,
Heiter umſchweben ſie uns, wie Geiſter die Gutes verkünden,
Einen fröhlichen Tag, Leben zur Freude vereint. —
Tief noch im Dunkel des Waldes, und weit auf ſonnigem Hügel
Folgt mir des Waldhorns Schall fern wie Klagegeſang. —
So iſt es gut, jedoch des Guten zu viel iſt kein Gut mehr,
Kehr' ich zurück ins Dorf, tönet ſchon wieder Muſik.
Bricht's gar im Eßſaal los, wenn ich mit der Nachbarin koſe,

Oder des neuen Freunds Rede voll Sinn mich bewegt,
O dann heulet das Horn, es blöcken die Clarinete,
Und ich verwünſche die Kunſt, wenn ſie die Ohren betäubt. —
Aber der Spielmann kömmt, die Unluſt läßt er ſich zahlen,
Gibt er doch, was mich erfreut, ieglichen Morgen umſonſt.

* *

Die Milchſtraße.

Schweigende Sommernacht; wie duften die Reihen der Linden!
Ueberall Stille; nur Licht hellt noch der Königin Haus *),
Und um die Lichter bewegen ſich Menſchen wie wandelnde Schatten,
Unter den Mantel der Nacht ſinket der glänzende Hof.
Heb' ich die Augen empor, und ſchau ich die funkelnden Sterne,
Schaue die Weltenflut durch die Unendlichkeit zieh'n,
O wie ſchwindet alle der Tand, der Menſchen von Menſchen,
Große von Kleinen trennt, ſinkt mit dem Hof in die Nacht.

---

*) Die verwittwete Königin von Würtemberg hielt ſich im Sommer mit ihrem Hofe in Teinach auf.

Edle Geſinnung nur ſteigt vom Staube der Erde zum Himmel,
Iſt ſie von Menſchen verſchmäht, ſitzt ſie zu Rathe mit Gott.

* *

Einladung.

Hier iſt der herrlichſte Quell, er wecket Vernunft wo ſie ſchlummert;
Hohe und Niedere kommt, komm diplomatiſche Welt!

* *

Wäſſerung.

Waſſer des Morgens und Abends, des Mittags bey Tiſche, zu Nacht auch;
Wundert euch Freunde nicht wenn Feuer den Diſtichen fehlt!

* *

Auch eine Inſchrift.

Was die Näht'rin dem Strumpf, iſt die Nymphe des Quelles dem Geiſte;
Iſt er zerriſſen, ſie flickt oft mit Gelingen das Loch.

* *

Sorgfalt.

Wenig nur trifft man der Kranken in Bädern, viel der Geſunden;
Fort ſchickt dieſe der Arzt, Kranke behält er für ſich.

* * *

Die Weltklugen.

Sonder Liebe und ſonder Haſt, ſo kommt man am beſten
Mit den Leuten zu recht, ſprechen die Klugen der Welt:
Liebe behält man für ſich, und läßt von Haſſe nichts merken,
Spricht von ſich ſelbſt kein Wort, doch nie vergißt man ſich ſelbſt.
Leicht zu befriedigen iſt, wer wenig erwartet; man ſieht ſich,
Spricht ſich, tändelt und eint ſich zum geſelligen Spiel:
Freundlichen Wortes und kalten Herzens kommt man und geht man,
Läßt die Empfindung daheim, hilft ſich mit Höflichkeit durch.
Nur negative Tugend verlangt die Welt, und wir ſchicken
Uns in die Welt, da nach uns ſie ſich bequemen nicht will.

Der du Liebe, wie du ſie ſucheſt, bey Menſchen nicht findend
Einſam im Thale nun irrſt, mach es, Beklommner, wie wir!

* *

Der Weltſcheue.

Ohne Liebe und Haß iſt euer Leben nicht menſchlich;
Darf nicht ſprechen das Herz, wehe dem ſchauenden Geiſt!
Darf ich freudig dem Schönen, vertraulich dem Guten nicht nahen,
Mich nicht wenden vom Neid, gähnen langweiligem Schnack;
Muß ich ſchweigen der Lüge, und lächeln der lächelnden Falſchheit,
Rühmen was mir nicht gefällt, Worte verſchwenden an Tand!
Eure Klugheit ſey das; mir iſt ſie ein ſchales Gewäſſer,
Das die Perle nicht faßt, womit das Leben ſich ſchmückt;
Lieber bleib' ich nicht klug und irrend in einſamen Schatten,
Find' ich nicht Freundſchaft, ſo doch Freyheit und Frieden gewiß!

* *

Die

Die Verlorenen.

„König des Landes bin ich, zwar unbekannt, bis ich die Krone,
„Die mir der Zauber geraubt, wieder gefunden im Hayn;
„Siehe, mich freut es, Erſter der Räthe, zu ſchauen, wie meine
Unterthanen voraus feyern mein goldenes Reich!"
Spricht's zu ſeinem Begleiter, und eilet der tanzenden Menge
Scheu vorüber zum Wald, der ihm die Krone noch birgt. —
„Wo iſt mein Geliebter?" So dränget ſich fragend ein Mädchen
Unter den fröhlichen Kreis: „Saht ihr Ihn, täuſchet mich nicht!
„Schön wie die Roſe des Frühlings iſt Er, und ſanft wie die Taube,
„Nahe ſchon iſt er, ich ſah geſtern im Bache ſein Bild."
Und ſo hüpft ſie ſingend hinab den Liebſten zu finden;
Ach ſie findet ihn nicht, nicht in der Tiefe des Bachs! —
„Eins iſt das Höchſte und Erſte, denn ohne das könnte kein Zwey ſeyn;
Nichts iſt die Nulle, doch wird größer die Einheit durch ſie.
„Kann ich des Eins und der Zahl und des Nichts Geheimniß ergründen,

„Mein ſind die Schätze der Welt, reicher als Cröſus bin ich!“
Alſo vertrauet ein Armer, der reich will werden, den Wahnſinn,
Der ihn verzehrt, ins Ohr jedem der hören ihn mag. —
Unglückſeligſtes Loos, das Menſchen einander zum Schauſpiel
Schrecklichen Elends macht! Kann es vergüten die Zeit?
Nie vermag es die Zeit; uns iſt die Weiſung gegeben
Auf die Ewigkeit wo Gott ſein Verhängniß enthüllt!

* *

Die Verſtändigen.

Worte nicht, nicht Thaten, es werthet den Menſchen ſein Wollen,
Wenn auch das Wort nicht gefällt, wenn auch die That nicht gelingt.
Ihr die noch Weisheit ſucht in der Furcht des Herrn, die ihr Böſes
Meiden nennet Verſtand, Reinheit des Willens Vernunft;
Die ihr den forſchenden Blick gern wendet zum Lichte der Wahrheit,
Und mit männlichem Geiſt Einfalt des Herzens vereint.

Die ihr was Schön iſt erkennt, nicht bloß im Schimmer es ſuchet,
Noch mit gelerntem Gefühl mir es empfindſam zerlegt.
Ob ihr mit Orden beſternt, ob unbekannt ihr der Welt ſeyd,
Wenig kümmert mich das, nehmt mich nur unter Euch auf!

* *

Die Vergnügten.

Sey auch das Forſchen umſonſt nach glücklichen Menſchen, man findet
Immer doch, die vergnügt, ſtundenlang wenigſtens, ſind.
Wohl iſt's den Frauen im Bad, und wohl den Mädchen auf Eſeln,
Zieh'n ſie in frölicher Angſt waldige Hügel hinan *).
Glücklicher noch das Kind, das unter den Augen der Eltern,
Frey der Schule, geſchmückt, Tage für Feſte hier zählt. —
Ihre Pfennige ſparte durchs Jahr die alternde Jungfrau,
Seht wie vergnüglich ſie jetzt Brauch vom Erſparniſſe macht! —

---

*) Spazierritte nach Ravelſtein ꝛc.

Und wie behaglich ergeht ſich hier der wackre Geſchäftsmann,
Fern der mancherley Laſt, die ihn zu Hauſe gedrückt. —

Luſt am lieblichen Thal iſts, wenn ſich des weiten Pallaſtes
Hohe Gebieterin hier engern Aufenthalt wählt. —
Doch am ſeligſten iſt die ſtille Wonne der Mutter,
Sieht ſie den düſtern Sohn wieder zur Freude geſtimmt.

* *

Langeweile.

Langeweile man hat ſie in Bädern, man hat ſie an Höfen,
Oft noch mehr als daheim trifft man auf Reiſen ſie an:
Häufig begegnet ſie uns ſchon auf der Treppe des Gaſthofs,
Grinſt vom benachbarten Dach oben im Zimmer uns an;
Plaudernd folget ſie uns in Lohnbedienten-Geſtalt nach,
Setzt ſich bey glänzendem Mahl wohl auch zu Gaſte mit uns.
So iſts im Badort auch; es gähnet bey Spiel und Romane,
Wenn auf das enge Gemach tagelang Regen verbannt.
Und wer hat je ein Leben am Hof' in der Nähe geſeh'n, und . .

Was man da Kurzweil hieß, nicht mit Befremden erſchaut?
Dennoch weilet man gern an Höfen, in Bädern, auf Reiſen,
Weil uns die Neuheit, ſtets wechſelnd, Entſchädigung beut.

* *

Büchermangel.

Aus ſind die Bücher. — Wohlan, es giebt noch manches zu leſen;
Nicht die Bücher allein, Menſchen ſind lesbar wie ſie.
Oefters ſprechen ſie laut in ungebundener Rede,
In gebundener dann trifft man ſie wiederum an.
Mannigfaltig die Form, unendlich verſchieden der Inhalt,
Gut und Böſe, und oft beydes in Einem vereint.
Schönes verkündet der goldene Schnitt, vom geglättetem Grunde
Spricht mir erfreulicher, nur ſey es gehaltvoll, das Wort;
Aber Gehalt muß ſeyn, in ihm iſt das Leben, er zeige
Sich mit ſchimmerndem Band, oder nur dürftig umhüllt. —
Schauet dieß Prachtwerk an, die breiten Worte und Ränder,
Kennt ihr nicht, weniger breit hätte mehr Geiſtiges Platz? —

Niedlich von Anſehn iſt und zärtlichen Sinnes das kleine
Ding dort, mancher mit Luſt nähm' in den Buſen es auf. —

Glatt und flach, man erräth den Inhalt ohne zu leſen,
Beute für Leihleſerey iſt wie das Buch, ſo der Mann. —

Lieber noch wend' ich mich zu jenen ernſten Quartanten,
Auch im ſteifen Gewand ſprechen Belehrung ſie aus. —

Schwer, Foliant, magſt du, und alt der Jugend erſcheinen,
Würdig dein Aeußeres ſich, redlich dein Inneres zeigt. —

Aber am liebſten leſ' ich in deiner Seele, du edles
Weſen, lieblich dein Thun, rein iſt die innere Schrift! —

So liegt aufgeſchlagen das Buch der Menſchheit vor Augen,
Außen und innen voll Sinn, außen und innen voll Tand,
Weisheit ſtehe mir bey in der Wahl des Wahren und Schönen,
Des langweiligen Druck wende die Klugheit mir ab!

* * *

Abſchied.

Stets noch erfreut mich das Thal von Tannenhügeln umſchloſſen,
Und von Linden umkränzt, jegliches Wandelnden Luſt,
Wo ſich ein Silberbach durch grünende Auen den Weg ſucht,
Und in ſtiller Natur freyer die Seele ſich fühlt.
Labung gewähret der Brunn, und Heilgerüche verbreitet
Schwarzwalds Rieſengehölz. Schwaben, geſegnetes Land,
Sanft ſind deine Bewohner, gutmüthig, nachbarlich-freundlich,
Wenn ſie gleich meinen: gwäh, laute viel beſſer als: gſy *).
Dennoch beginnt ſich in mir die Sehnſucht ſtiller zu regen,
Bald auf des Vaterlands rauhern Boden den Fuß
Wieder zu ſetzen, zu hören die heimiſchen Töne; die Sehnſucht
Nach des bevölkerten Thals himmelanſtrebenden Höh'n,
Nach den Bergen, wo Schnee und Wolken und Sonne ſich miſchen,
Hin zu den Seen voll Glanz, hin in die freyere Luft. —
Schwaben, es gehe dir wohl, und Euch ihr traulichen Freunde,
Möge kein andrer Gaſt ſchwerer euch drücken als ich!

---

*) Gwäh ſchwäbiſche, gſy ſchweizeriſche Sprechart für: geweſen.

Wahres Glück.

Wenn man mich fraget, wen ich glücklich preiſe,
So lautet meine Antwort: nicht den Reichen,
Und wenn er bis zum Hals im Golde ſtäcke!
Denn zu des Glückes allgeſuchtem Tempel
Gelangt man ſichrer oft am Stab der Armuth
Als in des Reichthums Wagen mit ſechs Pferden.
Auch nenn' ich den, der ſeinen Lüſten fröhnet,
Nicht glücklich, den nicht dem ſein Gott der Bauch iſt;
Es iſt der reine unbefleckte Geiſt nur,
Der glücklich macht, das Fleiſch iſt gar nichts nütze!
Ja ſelbſt der Glanz von hohen Ehrenwürden,
Vor dem ſich alles neigt, des Ruhmes Reize,
Sind eitel Glanz nur, Speiſe die nicht ſättigt!

Wenn man mich fraget, wen ich glücklich preiſe,
So lautet meine Antwort: Jene Mutter,
Die dort voll Zärtlichkeit und ſtiller Demuth
Ein rothes Röckgen ihrem Erſtgebornen,
Noch ihrem Einzigen, Geliebten nähet,
Und eigner Liebenswürdigkeit nicht achtend,
Zufrieden mit der Welt, nur den Gedanken
In ihrer reinen Seele trägt, wie herzig
Das rothe Röckgen morgen ihrem Lieben
Doch paſſen werde! — Dieſe preis' ich glücklich.

* *

Goldenes A-B-C für ein Mädchen.

A. Artigkeit die erſte Tugend,
In dem A-B-C der Jugend,
Stets, o Mädchen, zeige ſie;
Nur dein Alles ſey ſie nie!

B. Mehr noch laß uns an dir merken,
Wie in Worten ſo in Werken,
Was ein edles Herz erfreut,
Freundliche Beſcheidenheit.

C. Chriſtenthum (nimm mir's nicht übel,
Wenn ich ſpreche wie die Bibel)
Nie vergeſſen in der Freud'
Iſt der beſte Troſt im Leid.

D. Wo ich dieſen Glauben ſehe,
Iſt auch Demuth in der Nähe,
Welche ſchöner nie erſcheint,
Als mit Jugendreiz vereint.

E. Biſt du hübſch, ſo werden Schmeichler
Engel nennen dich; die Heuchler!
Glaub es nicht, mein liebes Kind,
Mädchen niemals Engel ſind.

F. Fröhlichkeit und Freude geben
Holder Jugend erſt das Leben;
Jede Luſt iſt ihr erlaubt
Welche nicht die Unſchuld raubt.

G. Gecken werden dich umflattern,
Glaube nichts von ihrem Schnattern;
Was zu reiner Achtung treibt
Gecken ſtets ein Räthſel bleibt.

H. Was dein beſter Freund auf Erden
Und dein ſchlimmſter Feind kann werden,
Freude bringen dir wie Schmerz, —
Wache Mädchen! — iſt dein Herz.

J und K. Zwey will ich auf Einmal nennen,
Jungfrau nicht von Keuſchheit trennen;
Laß die Namen ſchön und rein
Auch in dir vereinigt ſeyn!

L. Soll ich dir die Liebe mahlen,
Ihre Wonnen, ihre Qualen?
Treu macht ſie zum Himmelreich,
Schuld dem offnen Grabe gleich.

M. Wird dann einſt dein Stündlein ſchlagen,
Und ein Mann ums Jawort fragen,
Auf ſein edles Herz ſieh mehr,
Als auf Reichthum, Schönheit, Ehr'!

N. Nett und Niedlich ſind Geſchwiſter
In der Mädchen Hauptregiſter;
Aber wenig an dir iſt,
Wenn du, Kind, nur niedlich biſt.

O. Ordnung herrſch' in allen Dingen,
Welche deinem Thun entſpringen!
Wer im Leben Ordnung hält,
Gott und Menſchen wohl gefällt.

P. Feurig und mit Selbſtbehagen
Stets gemeine Dinge ſagen,
Ohne Sinn für Ort und Zeit,
Heißet: Plauderhaftigkeit.

Q. Quäle boshaft nie die Deinen,
Auch den Mann nicht, haſt du einen;
Blumen auf den Lebenspfad
Streue jedem, der ſich naht!

R. Keine faule Rede gehe
Aus dem Mund' dir, Mädchen, ſehe,
Daß nicht nur die Thaten rein,
Daß es auch die Worte ſey'n!

S. Sieh, dort lauert eine Schlange,
Daß ſie Weiberſeelen fange;
Schalkheit heißt ſie, fliehe, flieh,
Wen ſie hält, läßt nimmer ſie!

T. Sollt' ich nicht der Tugend fröhnen
In dem A-B-C der Schönen?
Sie iſt's die beym Ruf der Pflicht
Gern den eignen Willen bricht.

U. Uebung iſt der beſte Meiſter,
Uebung zwingt zur Hülfe Geiſter;
Wie ſich gute Uebung regt,
Schwinden Fehler lang gepflegt.

V. Langeweil' in alten Tagen
Iſt die Frucht von jungem Jagen
Nach Vergnügen; miſche du
Weislich Ernſt der Freude zu!

W. Wache über deine Triebe,
Deinen Abſcheu, deine Liebe!
Wie den Leib ein keuſches Kleid,
Schützt die Seele Wachſamkeit.

X. Ziehe Lehr' aus jeder Sache,
Selbſt vom X in deutſcher Sprache,
Das nie ſtolz voran ſich drängt,
Feig nicht hinten an nur hängt.

Z. Zartgefühl für eigne Freuden,
Zartgefühl für fremde Leiden. —
Wahre, Kind, dieß alles, ſo
Wirſt du deines Lebens froh!

* *

Einem Knaben.

Fürchte Gott! Das Vaterland liebe! Ehre den Vater,
Ehre die Mutter! und ſtreu Blumen dem Freund auf den Weg!
Sey getreu im Berufe! Das Böſe meide! — So wird dir
Mehr als blendendes Glück, Frieden der Seele zu Theil.

* *

Einem Taufpathen.

Durch die Geburt iſt der Menſch dem Menſchen mit Liebe verpflichtet,
Durch die Taufe wird er göttlichem Reiche geweiht;
Dieſer Doppelweihe ſey eingedenk, lieblicher Knabe,
Während die Jugend dir glüht, wenn dich das Alter beſchleicht.
Doch bey der Liebe der Brüder vergiß nie des Taufesgelübdes,
Und dem heil'gen Gelübd' opfre die Liebe nicht auf!

* *

An eine hohe Perſon, als Sie nicht wollte eine heroiſche Dame genannt ſeyn.

Gais. 1823.

Geboren in Palläſten,
Erzogen unter Feſten,
Bedient von hundert Händen
Wohin ſich Blicke wenden;
Wo alle horchen, eilen
Und fliegen ohne Weilen,
Der edlen Fürſtin Willen
Gehorſam zu erfüllen. —
Sind das nicht hohe Freuden,
Die Tauſende beneiden?

Und dieſen Glanz der Ehren
Freywillig zu entbehren,
In enger Alpenhütte
Wie in des Schloſſes Mitte
So froh als Gott ergeben
Und heiter ſtets zu leben;
Auf harte Bank ſich ſetzen,
Am Kleinen ſich ergetzen,
Sich zu Geringen neigen,
Zu Fuß den Berg beſteigen,

Den ſechsbeſpannten Wagen
Nicht miſſen, —
darf ich fragen:
Iſt ſolch ein reines Streben
Nicht ein heroiſch Leben?

* *

An *.

Nach einem Geſchenke von Früchten.

O tönten, Freundin, mir die Saiten,
Wie deine goldne Sait' erklingt,
Würd' jene Phantaſie mich leiten,
Die Eden dir auf Erden bringt.

So ſollt' auch meine Leyer klingen,
Wie deine zart und liebevoll,
Das ſchönſte Lied wollt' ich dir ſingen,
Das je aus Dichters Seele quoll!

Ich ſänge dich im Blumengarten,
Die Blume ſelbſt der Lieblichkeit,
Geſchäftig edler Früchte warten,
Die treuer Sinn der Freundſchaft weiht.

Doch ſüßer noch als ſüße Früchte —
Thät' ich der Welt im Liede kund —
Blickt Freundſchaft dir vom Angeſichte,
Iſt mir das Wort aus deinem Mund!

* *

Auf den Tod einer Freundin.

Zu Gott ſind unſre Seufzer doch gekommen,
Sie iſt dem Schmerz, die Edle, nun entnommen;
Schon wandelt ſie an Engelshand
Entzückt im neuen Vaterland.

Und unter ihren Lieblingsharmonien
Entgegen ihr mit Siegespalmen ziehen
Die Kinder, welche früher ſchon
Des Erdelebens Müh' entflohn.

Und dennoch fließen um ſie bittre Zähren,
Und lange wird der Freunde Klage währen;
Gerechter iſt kein Trauerſchmerz
Als um ein edles Menſchenherz.

Wer ſah ſie je in ihrer Kinder Sphäre,
Und gab dem Mutterherz nicht Preis' und Ehre,
Der ſtillen Liebe ohne Maaß,
Die doch nie Zucht und Recht vergaß?

Wenn lieblich ſie vor trautem Freundſchaftskreiſe
Ein Lied begann in anſpruchloſer Weiſe,
Wer fühlte nicht, daß ihr Geſang
Aus reiner Unſchuldsſeele klang?

Mit Anmuth war die Rede ſtets begleitet,
Und jedermann ein freundlich Wort bereitet;
Der Lippen Huld, der Augen Licht,
Vergißt, ach! wer ſie kannte, nicht.

Vom Stengel iſt die Lilie nun gebrochen,
Der Tod hat über ſie das Wort geſprochen;
Die holde Blume iſt dahin,
Und mit ihr Lieb' und treuer Sinn.

Doch blüht ſie ſchöner jetzt in beſſern Welten,
Wo Wahrheit, Edelmuth und Unſchuld gelten —
O Auge das die Wehmuth bricht,
Entzieh' dich dieſer Hoffnung nicht!

* *

Schweizer-Reiſe.

Gleiten im Schifflein über den See, und ſchauen wie friedlich
Menſchenwohnungen ſich ſonnen am grünen Geſtad;
Und wie zu blauen Höhen der Ferne mit ſilbernen Häuptern
Berge ſteigen empor mächtig als Säulen der Welt.
Wandeln im Thale durch blühende Auen am rieſelnden Bache,
Hören des Hirten Geſang, preiſen ſein leichtes Geſchäft.

Steh'n, gleich einer Handvoll Kinder, mit frohen Gefährten
Auf dem Gipfel des Bergs, unten unendliches Land;
Oder ſich wenden auf einſame Felſenpfade, verlaſſend
Alles Leben der Welt, hüllend in Grauſen ſich ein,
Wo die Gletſcher krachen, die Adler ſchreyen, die Bäche
Stürzen, Lauinen ſich wälzen mit donnerndem Sturm.
Wieder hinunter dann zu hochgethürmeten Städten,
In des Lebens Gewühl, in der Geſelligkeit Kreis. —
Glücklich der Wanderer der, ſey's auch am Stabe der Mühe,
Alle die Herrlichkeit ſchaut, ſein iſt ein edles Gefühl;
Aber ihm helfen nicht Berg', ihn tröſten nicht Thäler noch Seen,
Denkt er nicht freudig wie wir auch an die Heimath zurück!

* *

Geſpräch im Lenze.

Dort fliegt der Storch und ſetzt ſich auf das Dach —
Sieht aus als denk' er ſeinen Reiſen nach.

Die Lerche jubelnd in die Lüfte dringt —
Mir Dir zur Luſt ihr trillernd Lied ſie ſingt.

Von tauſend Mücken tönt Geſumm im Baum —
Die Sonne wecket ſie vom Winterraum.

„Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht“ —
Das gilt auch hier wie's dort geſchrieben ſteht.

Schon fliegt die Schwalbe über Dach und Flur —
Sie ſucht zum Sommerneſt die alte Spur.

Horch, die Frau Nachbarin ruft dem Gemahl —
Nicht doch, es iſt der Kukuk in dem Thal.

Der Schmetterling dort flattert bunt und zart —
Wie eine Blume die lebendig ward.

Aus jeder Hecke neues Leben tritt —
Und Blumen öffnen ſich bey jedem Schritt.

Des Landmanns Stimme tönt vom Weinberg her —
Die Freude neuer Hoffnung fühlt auch er.

Uns winkt der Laube grüner Schatten dort —
Er ladet ein zu trautem Freundeswort.

Der Herr des Gartens glücklich muß er ſeyn —
Laß ihm die Sorge, iſt das Anſchaun dein.

Bald wie ein Traum weicht dieſe Lieblichkeit —
Der ew'ge Frühling iſt er wohl noch weit?

* *

Im Frühling.

Wenn auf dem Zweig der Vogel ſingt,
Und aus dem Baum die Blüthe dringt,
Wenn in dem Wald der Kukuk ruft,

Und Frühlingsſonne wärmt die Luft,
Wenn früher jetzt der Tag erwacht,
Und ſpäter kommt die dunkle Nacht;
Wer ſehnt ſich dann mit frohem Sinn
Nicht aus der Stadt zum Landgut hin,
Hin nach der Laube Schattengang,
Und zu der Vögel Luſtgeſang!

* *

Im Herbſtmonathe. 1822.

Singet Alte und ihr Jungen,
Stimmt ein Lied mit Freuden an,
Endlich iſt es doch gelungen,
Daß man wieder ſingen kann.
Heute ſoll uns niemand wehren
Mit Geſang den Herbſt zu ehren,
Der in ſeiner reichen Pracht
Uns ſo früh noch nie gelacht!

Reife Trauben allenthalben
Schon vor Bartholmäi-Tag,
Wahrlich ſolcher früher Schwalben
Sich kein Menſch gedenken mag.
In des Herbſtmonds erſten Tagen
Iſt das Obſt ſchon heimgetragen,
Und die zweite Woche ſteh'n
Schon die Winzer auf den Höh'n.

Schauen wir die vollen Trauben,
Schmecken ihren ſüßen Saft,
Wer kann uns die Hoffnung rauben
Auf des Weines edle Kraft?
Süße Hoffnung mit Entzücken
Land und Städte nach dir blicken,
Rüſten Keller ſchon und Tiſch
Für die Gabe mild und friſch.

Nur Geduld, bald iſts erfüllet,
Bald iſt uns der Wunſch gewährt,
Und aus voller Flaſche quillet
Was wir, ach ſo lang, entbehrt.
Alte Schläuche, alte Weine,
Sagt das Sprichwort; doch ich meyne,
Füllen wird mit Neuem auch
Sich jetzt mancher alte Schlauch.

* * *

Frau von Krüdener und der Bauer.

Bauer.
Kein Verdienſt und theures Brot,
Arme Leute, große Noth!

Frau von Krüdener.
Es ſoll noch ganz anders kommen,
Streng iſt Gottes Zorn entglommen!

Hunger, Peſtilenz bricht ein,
Krieg und Mord wird allgemein,
Meere treten aus den Schranken,
Berge ſtürzen, Hügel wanken,
Städte ſinken in den Staub
Wie im Herbſt der Bäume Laub;
Und erſcheinen wird kein Retter. . . .

Bauer.

Sagt mir doch, was kömmt für Wetter
Morgen? ſehet alles Land
Harrt des Säemanns.

Frau von Kr.

Unbekannt
Iſt mir dieſes.

Bauer.

Schlecht begründet
Iſt denn wohl, was Ihr verkündet;
Wem die Zukunft offen liegt,
Weiß auch was ſich Morgen fügt.
Sollt' ein Aug die Fern' ergründen,
Das nicht kann die Nähe finden?
Unſer iſt des Tages Friſt,
Gott nur weiß was künftig iſt!

* *

Ja und Nein.

Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Wird ſtets, o Menſch, dir heilſam ſeyn:
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein,
Macht dich beliebt bei Groß und Klein,
Weil kräftig Ja und freundlich Nein
Nur der ſpricht, deſſen Herz iſt rein,
Und kräftig Ja und freundlich Nein
Dem braven Mann ſtärkt Mark und Bein.
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
So Mann als Weibe ſtehet fein.
Spricht kräftig Ja und freundlich Nein
Der Mann, ſo will ich prophezey'n:
Sein kräftig Ja, ſein freundlich Nein
Muß Feinde noch wie Freund' erfreun;
Denn kräftig Ja und freundlich Nein
Den Mann zum Manne weihet ein,
Und kräftig Ja und freundlich Nein
Macht Treu und Glauben allgemein.
Geht kräftig Ja und freundlich Nein
Dem Weibe über Tändeleyn,
Iſt kräftig Ja und freundlich Nein
Ihr Wort, und haßt ſie was den Schein
Von kräftig Ja und freundlich Nein
Nicht hat, ſo ſchwindt des Mannes Pein
Vor kräftig Ja und freundlich Nein

Hinweg wie Nacht vor Sonnenſchein.
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Vom alten Mann iſt alter Wein;
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Die Jugend ziert wie Edelſtein.
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Laß deinem Freund' oft angedeyhn;
Und kräftig Ja nur, freundlich Nein
Sprich du, wenn Böſe nach dir ſpey'n.
Ein kräftig Ja und freundlich Nein
Empfahl auch Er, der uns allein
Durch kräftig Ja und freundlich Nein
Zu Wahrheitsfreunden wollte weih'n.
Kurz, kräftig Ja und freundlich Nein
Wird Dir und mir ſtets heilſam ſeyn!

* *

Alte Lehre.

Einem nur zugefallen liebe Tauſende, aber
Wär' es auch Tauſenden lieb, haſſe den Einen doch nicht!

* *

Rath.

Beleidigt von dem Schwachen ſchone ſeiner,
Beleidigt von dem Starken ſchone deiner.

* *

Warnung.

Was iſt Wahrheit? fragte Pilatus, und ging nach der Thüre;
Draußen fand er ſie nicht. Folg' ihm, o Leſer, nicht nach!

* *

Denkzettel.

Was recht iſt wagen,
Unrecht ertragen,
Dem Spott entſagen,
Nach Frieden jagen,
Mein Leid nie klagen,
Mit Vorſicht fragen,
Nie zornig ſchlagen,
Nie ängſtlich zagen,
Geplagt nicht plagen,
Fremd Bein nicht nagen,
Bey Lärmgelagen
Hervor nicht ragen. —
Zu allen Tagen
Wird dieß behagen.

* *

Ne quid nimis.

Hätt' ich Waſſer für den Durſt,
Für den Hunger eine Wurſt,
Und zum Nachtiſch ſüßen Wein;
Könnt' ich ſchon zufrieden ſeyn.

Hätte ich ein kluges Weib,
Wohlgeſtalt an Seel' und Leib,
Fromm bey Tag und warm bey Nacht;
O ſo wär ich gut bedacht.

Hätt' ich grünes Wieſenland,
Drauf ein Häuschen ſchön im Stand,
Bäum' umher und Küh' im Gras;
Wie behaglich wäre das!

Kehrt ein Freund im Häuschen ein,
Möcht's auch eine Freundin ſeyn,
Wohlgeſinnt und lebensfroh;
Beſſer wünſcht' ichs nirgendwo. —

Wurſt und Wein und Weib und Haus
Kam, auch blieb der Freund nicht aus;
Aber hat man was man will,
Nimmer ſtehn die Wünſche ſtill.

Wünſchend ſtrebt des Menſchen Sinn
Bis zum Grab und drüber hin;
Die mir ſagen: habe ſatt!
Folgen ſelbſt nicht ihrem Rath.

* *

Beichte und Erlaß.

Alte Thorheit ich bereue
Und begehe täglich neue,
Gutes hab' ich auch getrieben,
Sey's auch manchmal unterblieben.
Dieſer Miſchung ſtete Wende
Wird mich plagen bis zum Ende;
Doch von fern ein Finger winket,
Wer dem folget nie verſinket.

* *

Ermunterung.

Wenn die Jugend von dir weichet,
Und das Alter dich beſchleichet,
Iſt's zu ſpät von frühen Tagen
Das Verſäumte nachzutragen.

Doch iſt alles nie verloren,
Täglich wird man neugeboren,
Täglich ſteigt vom Himmel wieder
Hülf' und Licht zur Erde nieder.

Wird nur noch ein Sämlein ſproſſen,
Pfleg' des Sämleins unverdroſſen,
Haſt du nicht mehr Gold zu ſetzen
Lerne dann den Pfennig ſchätzen.

Will dich das Vergangne grämen,
Mußt es nicht zu Herzen nehmen,
Friſch im Glauben, Lieben, Hoffen
Steht dir noch ein Himmel offen.

Sey auch Glauben, Hoffen, Lieben
Leicht empfohlen ſchwer zu üben,
Nimmer wird ein ander Mittel
Tilgen deine Schuldentitel.

* *

Ruhmes-Luſt und Unluſt.

Einſt fing ein junger Ehrenmann
Ein Dichterwerk zu ſchreiben an,
Viel Luſt die Arbeit ihm gebar,
Weil lautes Lob die Folge war;
Auch ſchwelgt' er gleich im neuen Ruhm
Als unbeſtrittnem Eigenthum,
Und wer ihm Ehre nicht erwies,
Ihn nicht mit vollen Backen pries,
Dem, zeigt' er noch ſo ſcharfen Sinn,
Es an Geſchmack zu fehlen ſchien;
Und nannte irgendwo ein Gauch
Ihn groß, war er der Meinung auch. —

Doch es giebt keine Seligkeit
Von außen her für lange Zeit;

Sein Ruf gefiel nicht jedermann,
Sie griffen bald ihn feindlich an,
Und wie er da gerieth in Grimm,
Macht' er nur ſeine Sache ſchlimm,
Für Antikritik, Epigramm
Ihm Schimpf und Spott zur Antwort kam,
Und war der Tadel noch ſo dumm,
Es glaubt' ihm doch manch Publikum,
Aus jedem Winkel, kam's ihm vor,
Hier ſteigt' ein Recenſent empor.

Nun er zu neuer Arbeit ſchritt
Zu machen alles gut damit;
Da fand man daß das Neue neu
Das Alte aber beſſer ſey;
Oft meint' er ſelbſt es ſey dem ſo,
Und war des Ruhmes nicht mehr froh;
Doch ſchrieb er immer weiter fort,
Mitunter ein gelungen Wort,
Und lernte daß das Selbſtgefühl,
Das man von außen ſucht, nicht viel
Belohnt, daß Lebensmuth und Kraft
Nur inneres Verdienſt uns ſchafft.
Allein wer Ruhm gekoſtet hat
Wird leider nicht mehr ſeiner ſatt.

* *

Lauf der Welt.

Die böſe Stunde.

„Erſt ich, dann ich, und wieder ich,
„Sonſt, Nächſter mein, wie lieb' ich dich!“ —
So iſt dein Wort falſch wie die That,
O Welt, wie bin ich deiner ſatt!

Die gute Stunde.

Wenn die Mutter, liebentzücket,
An die Bruſt den Säugling drücket;
Wenn der treue Vater ſtill
Küßt den Sohn, der ſcheiden will;
Wenn das Auge glänzt des Armen
Ueber reichliches Erbarmen;
Und der Sünder tiefgebückt
Einen Blick gen Himmel ſchickt; —
Find' ich, rinnt ein Thränlein nieder,
Mich im Land der Liebe wieder.

* *

Ende gut alles gut.

Ein armer Hund, vor Alter ſchwach
Und krank durch vieles Ungemach,
Der hatte nichts zu nagen,
Und deſto mehr zu klagen.

Vertrauend auf den milden Sinn
Trat er zu reichen Hunden hin,
Und flehte ganz beſcheiden
Um Troſt in ſeinen Leiden.

Moloß verächtlich auf ihn blickt:
Wie ſteht der Kerl ſo ungeſchickt,
Weiß nicht, daß vor uns Reichen
Man wedeln muß und ſchleichen!

Und ſeine Dame zorniglich
Rief: hell am Tag' einſt wollt' er mich,
Als wär' ich ſeine Baſe,
Beſchnuffeln mit der Naſe!

Komm nicht zu nah! — ein Hündchen rief,
Das ſtets auf ſeidnem Kiſſen ſchlief, —
Dein bettelhaftes Klagen
Stört mich im Wohlbehagen.

Ein Andrer ihn zum Beſten hat:
Freund höre meinen klugen Rath,
Haſt du zu viel, verſcharr' es,
Und gieb nicht jedem Narr es!

Noch einer knurrt ihn an: du haſt
Oft andere, nicht mich zu Gaſt
Gebeten; hungern magſt du
Nun auch mit Recht; was klagſt du?

Von Gaſſe gings zu Gaſſe ſo,
Der Bitte ward er nirgends froh,
Ein jeder ſchalt den Armen,
Zu ſparen das Erbarmen.

Der Tod war Ende ſeiner Schmach.
Ein Bettler ſahs und weinend ſprach:
Bey Menſchen auch vorhanden
Iſt, was du überſtanden!

* *

Napoleon mit dem Crucifix auf der Bruſt.

Vierzehn Stunden nach ſeinem Tode gezeichnet von Capitain Marryat.

Des alten Löwen ſpott' ich nicht,
Seh' ich ſein todtes Angeſicht;
Sein Richter mag ich auch nicht ſeyn,
Hier ziemt das Richten Gott allein.
Doch mich das kleine Bild bewegt,
Bedeutend ſo auf den gelegt,
Der nur das Reich von dieſer Welt
Als höchſten Zweck ſich aufgeſtellt,
Und im Gefühle ſeiner Macht
So Bild als Urbild hat verlacht,
Das er nun, wie Chriſtophorus,
Schwer oder leicht doch tragen muß.

* *

Charade.

Wollt ihr wiſſen wer ich bin,
Nehmt vier Silben in den Sinn;
Zwey davon, voll und gewichtig,
Machen euch zu allem tüchtig,
Und ihr ginget nackt und ſcheu,
Hülfen nicht die andern zwey.
Fügt ihr alle vier zuſammen,
Habt ihr meinen rechten Namen,
Der das Seine Jedermann
Läßt, wo er's nicht nehmen kann. —
Könnt ihr es nicht ſelbſt errathen,
Fraget einen Advocaten.

* *

Logogryph.

Einſilbig.

Bald tobt es laut einher, bald liſpelt's dir zu Füßen,
Nimm ihm das erſte Glied, in Seufzer wird's zerfließen.

* *

Charade.

Dreiſilbig.

Kömmt dir ein Engliſch Mädchen nah,
Iſt bald die erſte Silbe da,

Von beyden andern jeder glaubt
Er habe ſie in ſeinem Haupt;
Und wer das Ganze deutet ſchlecht,
Hat erſt den Sinn getroffen recht;
Es findt ſich leider überall,
Und ſtiftet Händel ohne Zahl.

* *

Räthſel.

Mancher vermöcht' es zu ſeyn, und iſt es doch nicht; hingegen
War es auch mancher, der doch nie es vermochte zu ſeyn.

* *

Rechtfertigung.

Als Adam fiel durch Schlangenliſt,
Und nackt ſich barg in Sträuchen,
Sprach Gott der Herr: ſeht Adam iſt
Nunmehr wie unſers Gleichen!

Gab Gott das erſte Beyſpiel an,
Die Thorheit zu beſpotten,
So iſt wohl, was er Selbſt gethan,
Den Menſchen nicht verboten.

Nach dem Griechiſchen.

Auf Heut mein Sorgen geht,
Wer weiß wie's Morgen ſteht.

* *

Mehr als einer.

Haſt du ihm was zu leid gethan
Sein Haß eine Zeit lang währen kann,
Doch fühlt er kleiner ſein innres Ich
Als das deine, ſtets haßt er dich.

* *

Anwendung der Fürwörter im Umgange.

Vor dem Ich,
Hüthe dich
Laß kein Witzeln
Von dir ſpritzeln.

Mit dem Du
Leb' in Ruh',
Will er nicht,
Laß den Wicht.

Kömmt ein Er
Forſche wer,
Sein Gehalt
Zeigt ſich bald.

Wir, Ihr, Sie,
Leute wie
Ich, Du, Er,
Ungefähr.

* *

Herr von N. und ſein Petſchaft.

Mit deinem alten Schweizer
Kommſt du mir, Neuling! vor,
Als läg' ein Kupferkreuzer
Bey einem Louisd'or.

* *

Weisheit.

Das nihil admirari des Horaz
Uebt niemand wörtlicher als Herr von Maz,
Denn er bewundert nur den Glanz des eignen Lichts,
Und das iſt ja ſo viel wie — nichts.

* *

Liebe des Nächſten.

Wenn Gott dem Herrn der wohlgefällt,
Der über alles Werth den Nächſten hält,
So iſt auch Max der beſte Chriſt,
Der ſtets ſein Nächſter ſelber iſt.

* *

Erkenne dich ſelbſt.

Ein abgeſagter Feind bin ich von Schmeicheleyen!
Ruft Max, ſieht andern er, nicht ſich den Weihrauch ſtreuen.

* *

Die Kämpfer.

Als einſt, wie aus Homer bekannt,
Achill im Kampf mit Hektor ſtand,
Gab Jupiter mit ſtrengem Sinn
Der Helden Loos der Wage hin;
Da zog, es war des Schickſals Will',
Achillens Schaale, Hektor fiel.
So ſchlichtete in alter Zeit
Der Göttervater manchen Streit.

Doch als auf der gelehrten Bank
Zwey Helden neulich führten Zank,
Nahm er die Wage des Gerichts,
Allein — es wogen beyde nichts!

* *

Nach dem Lateiniſchen.

Um Vorrang ſtritt das Sternenheer;
Die Sonne kam; kein Streit war mehr.

* *

Autorgrade.

Gefällſt du vielen — mags dir behagen
Gefällſt du wenigen — muſt nicht verzagen;
Gefällſt du keinem — biſt zu beklagen;
Gefällſt du ſelber dir — will nicht viel ſagen;
Gefällt dir nichts als du — verdorbner Magen.

* *

Aliena nobis, nostra plus aliis placent.

Du biſt ein Thor, denn dir gefällt das Meine!
Ich bin ein Thor, denn mir gefällt das Deine!
Sey ruhig doch, wir ſind es nicht alleine;
Von dieſer Schwachheit welcher iſt der Reine?

* *

Der Sittenrichter.

Bitter fließt ihm vom Munde der *armen Sünder* Beſcheltung,
Mit den *reichen* indeß lebt er auf traulichem Fuß.

* *

Kenner-Urtheil.

Zürcher-Dialekt.

Da hät de Maler gemacht en Bock,
Herr Zwingli hät am Heerenrock
Durabe nu zwölf Chnöpfli gha,
Worum ſind jez dryzechni da?
Me ſetts dem junge Menſche ſäge,
Am Coſtum iſcht ja alles gläge!

* *

Der neue Siegwart.

Wo der Empfindung Bächlein fließt,
Laß ich mir gerne winken;
Hier ſich ein Ozean ergießt,
Da mag ich nicht ertrinken.

* *

Zwingherren-Mitleid.

Unbarmherziges Schwein, es friſſet die eigenen Ferkel!
Zieh'n wir doch unſern nur über die Ohren die Haut.

* *

Nach einer Vorleſung über Volksbildung ohne Religion. 1899.

Knaben verſammelten ſich am Winterabend und jauchzten:
Brüder, wir machen ein Feu'r, welches erwärme die Welt
Und erhelle die Nacht! — Sie trugen rüſtig zuſammen
Holz und Reiſer und Stroh, niedlich ward alles gelegt;
Aber nun ſah'n ſie ſich an; ſie hatten das Werkzeug vergeſſen,
Dem nur des wärmenden Lichts heiliger Funke entſprüht!

* *

Zur Gelehrtengeſchichte.

Wo die großen Geiſter ſchwinden,
Schöne täglich mehr ſich finden,
Iſt das Große unbekannt,
Wird das Kleine groß genannt.

* *

Hoffnung.

Zum Unglück iſt nie ganz erkohren
Der Arme der noch Hoffnung hegt;
Bleibt auch das Capital verloren,
Sie iſt es die ihm Zinſen trägt.

* *

Troſt.

Suchſt du Freyheit, ſuchſt du Friede,
Werde nicht des Suchens müde;
Endlich haſt du doch die Freude,
Kömmt der Tod, zu finden beyde.

* *

Plage.

Unabhängig von der Welt,
Thun nur was die Probe hält,
Und doch bleiben ungeneckt —
Iſt was ich noch nie entdeckt.

* *

Pflicht.

Wen Gott zu dulden pflegt
Muſt du auch dulden;
Scheint dir der Kerl zu ſchlecht,
Denk deiner Schulden.

* *

Liebe.

Die wahre Liebe, der ſich ſelber Engel neigen,
Zeigt wie in Wort und That ſich göttlich oft im Schweigen.

* *

Frage und Antwort.

Nach Götter Art, wo wir's nicht meynen,
Pflegt Wahrheit uns oft zu erſcheinen. —
Jüngſt an der Schul' ich ging vorbey,
Der Lehrer ſprach von Schmeicheley:
„Wer iſt der gern ſich ſchmeicheln laſſe?"
Rief er. Ich kam zur zweyten Klaſſe:
„Perſönliche Fürwörter," ſchrie
Ein Knab', „Ich, Du, Er, Wir, Ihr, Sie."

* *

Wettlauf.

Des Guten wird man manchmal froh,
Das Beß're findt ſich auch noch wo,
Das Beſte bleibt incognito.

* *

Makrobiotik.

Willſt du die Kunſt das Leben zu längern entbehrlich dir machen,
Lerne die beſſere Kunſt: nimmer zu fürchten den Tod!

* *

Warnung.

Der du den Kleinen verachteſt, nicht kennend ſein inneres Leben,
Wiſſe, das Tröpfchen am Blatt hüllt ſchon unendliches ein.

* *

Beyfall.

Thoren zu lieb ſchreibt Flaus, und für die Verſtändigen Lichthold;
Iſt es ein Wunder wenn Flaus mehrerer Leſer ſich freut?

* *

Verſchiedener Geſchmack.

Frankreichs Bühne ſie macht die Großen der Erde zu Göttern,
Shakſpeare der menſchliche wirft menſchliche Hülle um ſie.
Mögen im Wortgepränge ſich jene behaglicher ſchauen,
Wer für die Ewigkeit mahlt, tauchet den Pinſel ins Herz.

* *

Rien n'est beau que le vrai.

Das wahre nur iſt ſchön, ſie rufen's mit Entzücken,
Doch lebt kein wahrer Menſch in ihren Meiſterſtücken.

* *

Oeftere Erfahrung.

Blättert man nur in dem Buche, ſo meint man es wäre was Rechtes;
Lieſt man es aber, o weh! bald iſt die Täuſchung vorbey.

* *

Beruhigung.

Auf ein Lichtwürmchen zu
Kam ein namenloſer Schuh:

„Leben ſollſt du nicht,
„Ich haſſe dein kleines Licht!"
Er ſprachs und trat, und trat daneben,
Lichtwürmchen blieb am Leben.
Der Schuh bald wieder in Nacht verſchwand,
Manch freundliches Auge das Lichtchen noch fand. —
So ſang ein Dichterlein
Von ſich und ſeinem Richterlein.

* *

Zur Erfahrungsſeelenkunde.

Den Kopf voll enger Theorie
Sprach er gegen die Sympathie
Ein Weites
Und ein Breites.
„Nie ſoll einer geheimen Kraft
„Huldigen meine Wiſſenſchaft,
„Denn was nicht klar iſt
„Auch nicht wahr iſt!"
Ruft er, und wähnt
Zu überzeugen; — da gähnt
Ein Zuhörer, weiter
Folgt dieſem ein Zweyter,
Ein Dritter da, ein Vierter dort,
Hier wieder einer, und ſo fort,
Bis endlich rings herum

Gähnte das Auditorium;
Selbſt des Lehrers Mund
Zog ſich zum Gähnen rund. —
War das nicht Sympathie,
Trotz ſeiner Theorie?

* *

Gegenwart.

Ich erzeuge immer, und immer werd' ich geboren,
Augenblicklich jedoch ſchwindet mein Leben dahin.
Erſt wenn meine Erzeugung ſich endet, Mutter und Kinder
Nicht mehr kommen und geh'n, leb' ich in Ewigkeit fort.

* *

Vernunft und Glaube.

Trenne du nicht o Menſch, was Gott zuſammen gefügt hat;
Wählſt du von beyden nur Eins, thöricht iſt immer die Wahl.

* *

Mögliches Ereigniß. 1813.

An einem Teiche kämpften einſt zwey Farren;
Darüber machten groß Geſchrey

Die Fröſche, theilten ſich und lärmten wie die Narren
Und ſtritten wer der Sieger ſey.
Ein Kämpfer trieb den andern in den Teich,
Und dieſer (unpartheiiſch ſind die Großen)
Erdrückte Freund und Feind zugleich.
Nun lehrte eigne Noth die Teichgenoſſen,
Daß mehr als Spott und Lärm, wenn Mächt'ge ſtreiten,
Der Wunſch: „bleibt fern von uns!“ gezieme kleinen Leuten.

* *

Vice versa.

Rufen die Herren des Staats: wir ſind es, wir tragen die Laſten;
Laſten tragen auch wir, ſeufzt das geduldige Volk.

* *

De imitatione Christi. Libri IV.

Herrliches Büchlein erhabener Einfalt und himmliſchen Sinns voll,
Nichts zwar biſt du dem Leichtſinn der mit ſchmeichelndem Winde
Jauchzend auf dem Meere der Leidenſchaften herumtreibt,
Als ein verachtetes Stäubchen am Ufer zum Spiele der Wellen;

Mir doch biſt du ein liebliches Ständchen, eines von denen,
Welche Verirrten zum Heil aus Edens Garten herüber
Pflanzte auf unſere Erde der liebende Vater der Menſchen.
Haſt du ja viele Tauſende ſchon vom Verderben errettet,
Die wenn wüthender Sturm aus den ſchmeichelnden Wigden geworden,
Und das Schiff ſich am Strande zerſchlug, den tödtenden Wogen
Nach dir greiſend entgingen, mit deiner Hülfe hinan ſich
Zu dem feſten Lande der Ruhe zu ſchwingen vermochten. —
Dafür, o Büchlein, ſollt ſo mancher Gerettete Dank dir,
Und ſo gering es iſt, leg' ich auch jetzt dieß Schärflein vor dich hin.
Schon Jahrhunderte iſt und bleibt dir die rühmliche Wohnung,
Nicht auf dem glänzenden Schranke zwar der irdiſchen Weisheit,
Aber ſtets in der Taſche des frommen Wandrers zum Himmel.

* *

Die Fügung.

Ich begreiſe ihn nicht den Gott, den Lenker des Schickſals;
Aber wär' er wohl Gott, wenn ich ihn jemals begriff?

* *

An einen Erklärer der Eigenſchaften Gottes.

Höheres kann kein Geiſt, als er ſelbſt iſt, denkend erfaſſen;
Dennoch wagſt du es, Menſch, Gott zu beſtimmen nach dir.
Bild und Gedanke des Ewigen biſt du, aber Gott kann nicht
Bild und Gedanke von dir, Sohn der Vergänglichkeit ſeyn.

* *

Evangelium.

Verſtand erreicht es nicht,
Vernunft begreift es nicht;
Was bleibt uns offen
Als Glauben, Hoffen?

* *

Fortſchritte.

Früher ein Glaubensheld hab' ich durch den Glauben gelitten,
Später ein Held der Vernunft leidet dieſe durch mich.

* *

Sehnſucht in der Chriſtnacht.

Ach nur Einen von den Tönen,
Einen Strahl nur jener Nacht,
Die den frommen Hirtenſöhnen
Einſt dein Kommen kund gemacht;
Laß mich, Erſtgeborner, ſehen,
Laß mich hören, daß ich dann
Froher: Ehre Gott in Höhen,
Fried' auf Erde! rufen kann.

Möcht' ein Engel aus den Schaaren,
Die dich prieſen, Einer nur,
Meiner Sehnſucht offenbaren,
Kindlein, deiner Heimath Spur! —
Still hat einſt ein Stern geſtanden
Ob dem Hauſe, wo Er lag;
Iſt kein Sternlein mehr vorhanden,
Das den Herrn mir zeigen mag?

* *

Nachtlied.

Die Sonne zeigte golden ſich
Als ſie am Abend von uns wich.
Sie ſchied ſo lieblich wie ein Freund,
Der wieder bald zu kommen meint.
Bald breitete ihr Sterngewand

Die Nacht nun über Stadt und Land,
Und vor des Mondes mildem Schein
Entfloh Geräuſch, trat Stille ein.
Aus Sternenglanz und Mondenlicht
Wem quillet Lieb' und Andacht nicht! —
Jetzt rückt die Mitternacht heran,
Und alles ſchläft was ſchlafen kann.
Längſt von des Nachbars Fenſter her
Begegnet mir kein Lichtſtral mehr;
Er bethete mit ſeinem Haus,
Und ruht nun von der Arbeit aus.
Noch ſchaut der auf dem Thurme wacht
Geduldig in die tiefe Nacht;
Umſonſt, o Wächter, wacheſt du,
Sieht Gott der Herr nicht ſelber zu! —
Hier bey der Lampe ſpätem Schein
Wie einſam iſt mein Kämmerlein;
Des Tages Mühe ſchwand dahin,
Nur ſtille Ruh' iſt mein Gewinn;
Mein iſt der Troſt: der treue Hirt
Die Schäflein nicht verlaſſen wird;
Vergäß des Kindes Mutter ſein,
Nie, ſpricht der Herr, vergeß ich dein.
Mein Auge ſinkt dem Schlummer zu,
Für Freund' und Feinde wacheſt du.
O Herr des Lebens! — Säume nicht,
Ruf' aus der Nacht uns bald zum Licht!

• •

Fromme Wünſche.

Kurz und gut ſoll ſeyn die Rede,
Mild mein Sinn und rein bewegt,
Nie für Recht und Wahrheit blöde,
Kalt wo eitler Schein ſich regt.

Was ſoll mir der große Schimmer,
Groß der Glanz das Leben klein;
Höhe macht den Fall nur ſchlimmer;
Wie ich bin ſo will ich ſeyn!

Ohne Sorgen, ohne Prangen,
Nie den Augenblick verſchmäht;
Roſen, heut vorbey gegangen,
Sucht man morgen oft zu ſpät.

Ob ich viel ob wenig gelte,
Sey ich mir nur ſelbſt getreu!
Wie ich mich um Beyfall quälte,
Lernt' ich erſt was Tadel ſey.

Mit dem Nachbar gut Verſtändniß;
Ehre dem die Ehr' gebührt;
Was iſt alle Menſchenkenntniß,
Wenn ſie nicht zur Liebe führt!

Was ich muß das will ich leiden,
Klagen nicht ſo weh es thut;
Leiden führen oft zu Freuden;
Edler Muth macht alles gut.

* *

Sicheres Geleit.

Auf dem verſchlungenen Pfade des Lebens die Richtung zu finden,
Hat ſich dem ſchwankenden Geiſt einzig die Lehre bewährt:
Denke mit Ehrfurcht ſtets an Gott, an die Menſchen mit Liebe,
Und mit Ernſt an die Pflicht! Laß es dann gehen wie's mag;
Sind auch die Menſchen nicht treu, ſo bleibt es der innere Gott dir,
Und aus den Dornen der Pflicht ſproſſen dir Roſen des Heils.

* *

Kirchengeſchichte.

Ein Herz und Eine Seele war
Der erſten Brüder treue Schaar,
Die ſich zum Heile wandten.

Bald riß der Liebe Band entzwey,
Entſtanden Sekten mancherley,
Die mordeten und brannten.

Dann herrſchten mit des Bannes Blitz
Auf Peters Stuhl, dem Fürſtenſitz,
Des HErrn Repreſentanten.

Unglaube, taub an einem Ohr,
Hob endlich hoch den Kopf empor,
Sprach Hohn dem Gottgeſandten.

Doch bleibt, ſagt man, dem alten Wort
Getreu ein Häuſchen immerfort;
Wo ſind die Unbekannten?

Ein modiſch Völklein zeigt ſich jetzt,
Das ſich an Prunk und Tand ergetzt,
Die Schale nur, den Kern nicht ſchätzt —
Des Glaubens Dilettanten.

* *

Auf Berges-Höhe.

Der die Erde gründete, mit dem Gürtel
Sie umzog des Meers, und ein reicher Säemann
Unerſchöpflich Fülle des Lebens ausſtreut —
Denkt Er auch meiner?

Deſſen ewigquillendes Lichtreich allen
Sonnen ſpendet glänzende Strahlenſtröme,
Daß ſie leuchten tauſendmal tauſend Welten —
Denkt Er auch meiner?

Sternenheere ſliegen wie Sonnenſtäubchen
Auf ſein Wort durch endloſe Himmelsräume,
Wie die Lämmer weidet der große Hirt ſie —
Denkt Er auch meiner?

Unterwürfig ſeinem Geſetz umkreiſen
Alle Weſen ewig den Thron des Herrſchers;
Iſt der Macht des Herrlichen Liebe gleich, ſo
Denkt Er auch meiner!

* *

An eine Magdalena.

Er der den weiten Himmel
Mit Einem Blick durchwandelt,
Der Sonne, Mond und Sterne
Mit Einem Wink regieret,
Er der an ewigen Banden
Das All der Welten lenket,
Gab ſeinem Meiſterſtücke,
Dem Wunder aller Wunder,
Dem Menſchenherzen Freyheit,
Aus Ueberfluß der Liebe.

Des Paradieſes Garten
Läßt Er dem Kinde offen,
Zu pflücken alle Früchte
Und Eine nur zu meiden;
Und eben dieſe Eine,
Durch das Verboth mehr lockend,
Verleitet ſchwache Kinder —
Und ſind wir das nicht alle? —
Zur Freyheit ohne Schranke,
Dem Urſprung aller Sünde.

Allein es ſteht ein Brunnen
Im Schatten kühler Palmen,
Aus dem die reinſte Quelle
Des Lebens ewig fließet,
Die allen Menſchenherzen
Den Sündendurſt kann löſchen;
Sie heißt die gute Bothſchaft,
Heißt Glaube, Hoffnung, Liebe,
Und hat die Kraft von oben,
Dem der ſich aus ihr labet,
Das ſelbſt verſchuldte Uebel
Zum Heile umzuwandeln.

An dieſer Quelle kühle,
O tief gebeugte Seele,
Die brennendheiße Marter,
Womit der gifterfüllte
Genuß verbothner Früchte
Den edlen Geiſt belaſtet;
Denn nur aus dieſem Brunnen
Quillt Ruhe für die Müden,
Und Lebenskraft den Todten!

Doch wäre dein Gemüth wohl
So liebevoll, ſo menſchlich,
Wenn du mit vollen Zügen
Nicht ſchon daraus getrunken?
O trinke, trink nur weiter,

Mit immer neuem Muthe,
Daß freudig du erkenneſt,
Was längſt die Deinen glauben,
Dir gelten jene Worte:
Die Letzten ſind die Erſten!

* *

An Mehr als Eine.

Hatte nicht die Natur dich herzlich geſchmücket mit Liebreiz,
Schloß ſie nicht freudigen Glücks ſchimmernde Kreiſe dir auf,
Hob ſie dich nicht empor vor tauſenden deines Geſchlechtes,
Lichtvoll glänzte dein Geiſt, Zärtlichkeit wärmte dein Herz. —
Was die Natur dir gab, das warfſt du wieder der Welt hin,
Einzig den Leichtſinn nahmſt, Arme! zum Führer du auf.
Klage die Menſchen nicht an, daß ſie dich treulos verlaſſen,
Nur wer ſich ſelber verläßt, rufet das Leiden herbey.

* *

Wunſch der Liebe

nach Hammond.

Ueber blumengeſchmückte Wieſen im einſamen Thale
Wandl' ich fröhlich einher ſüßer Erinnerung voll.
In dem himmliſchen Glanze der Abendſonne die ringsum
Auf die Hügel umher gießet ihr ſchmelzendes Gold;
In den fernen Wolken, die hoch am blauen Gewölbe
Leuchten wie Engelsgewand in paradieſiſcher Pracht;
In der ruhigen Stille der ganzen Natur, wo nichts ſich
Regt als der liſpelnde Bach, der zu den Füßen mir fließt;
Allenthalben erblick' ich das Bild der zärtlich Geliebten;
Glückliche Liebe, ſie macht jeglichen Gegenſtand ſchön!
Farben leiht ſie der Erd' und hellere Strahlen der Sonne,
Jeder Erſcheinung voran ſtellt ſie der Liebſten Geſtalt.
Hüpfen möcht' ich vor Freuden, gedenk' ich der Blicke voll Anmuth,
Wenn im Vorübergang mich zärtlich vom Fenſter ſie grüßt;
Und ich küſſe die Hand, die ſie mir mit Innigkeit drückte,
Als ſie im Menſchengewühl Worte der Liebe nicht fand.
Mich, entzückt die Vertraulichkeit noch, womit ſie zum Throne
Ihrer Füße bey Tiſch ſtille die Meinen gemacht.

Aber die köſtliche Frucht des feinſten Lebensgenuſſes
Pflück' ich in ihres Munds leiſe verlängertem Kuß!
Doch wie Sterblichen immer noch etwas fehlet, ſo fehlt auch
Deiner Erſcheinung Glück, raſche Gelegenheit, mir;
Göttin du mit dem vorwärts fliegenden Haare des Scheitels,
Dem nur günſtig und hold, der ſich mit Kühnheit dir naht,
Wenn du im ſchnellſten Fluge mit Blitzesſchnelle vorbey eilſt,
Und dem Muthigen Heil, Reue dem Säumenden bringſt;
Fröhliche, wünſchekrönende Göttin, o möcht' ich nur Einmahl
Auf dem Pfade des Glücks deiner Begegnung mich freu'n,
Daß ich behend entgegen dir trete, mit mächtigen Armen
Dich ergreife, und nicht laſſe, du ſegneſt mich denn!

* *

Nach dem Lateiniſchen.

Liebe, habt ihr's nicht erfahren?
Läßt ſich nicht mit Weisheit paaren.

* *

Abſchied einer Unglücklichen.

Ein böſer Geiſt ſchwebt über mir,
Er will mich ſchrecklich faſſen,
Gewalt hat er und grauſe Gier —
Mein Gott hat mich verlaſſen.

Wie thürmen ſchwarze Berge ſich,
Wie rauſchet rings Verderben!
Gebrechen dringen ein auf mich,
Und doch kann ich nicht ſterben.

Was ſoll ich länger auf der Welt
Geſchieden aller Freude,
Wo jeder mich verächtlich hält,
Ich nur am Gram mich weide!

Kein Blick der Liebe mir erſcheint
Der nicht als Trug mich quäle;
Und jedes Wort, das Mitleid meint,
Zerreißet mir die Seele.

Das Licht von Ferne ſeh' ich wohl
Wenn ich am Abgrund ſtreife;
Es macht mein Maaß des Elends voll,
Daß ich den Wahn begreife.

Wenn du für mich noch Gnade haſt,
O himmliſches Erbarmen,
So nimm mir des Bewußtſeyns Laſt,
Vernichtung gib mir Armen!

Vernichtung winket mir der Bach,
Mich lockt ſein tiefes Wühlen;
Die Gluth die mich verzehret, ach
Nur hier kann ich ſie kühlen!

* *

In der Abweſenheit.

Wo ich nur bin,
Da iſt mein Sinn
In jedem Land
Nach dir gewandt.
Wenn früh der Tag
Mich ruft zur Plag,
Und wenn bey Nacht
Mein Schmerz erwacht,
Iſt dein Geſicht
Mein tröſtend Licht,
Iſt nah und fern
Mein holder Stern. —
Der Liebe Glück

In deinem Blick,
Im Augenpaar,
Das hell und klar
Die eigne Kraft
Der Seel' entrafft,
Und doch den Geiſt
Mit Hoffnung ſpeiſt;
Der Wangen Blut
Wo Anmuth ruht;
Dein ſüßer Mund,
Zum Küſſen und
Zur leiſen Sprach
Der Liebe, ach
Wie ſanft und weich
Gebildet! gleich
An Farb' und Art
Der Roſe zart;
Der Reize Macht,
Der Glieder Pracht
Mit Grazie
Umſchlungen, wie
Des Epheus Kleid
Mit Zierlichkeit
Die Tann' umſchlingt —
Ach! alles bringt
Mir immerhin
Vor Aug' und Sinn
Dein Zauberbild,

Und aus ihm quillt
So höchſte Freud,
Als tiefſtes Leid,
Und niemals Ruh
Mir Armen zu!

* *

Der erſte Kuß.

Nach dem Italiäniſchen.

Ich ſaß und ſaß, und durſt' es doch nicht wagen,
Der ſchönen Frau von Liebe was zu ſagen.
Die Andern waren fröhlich, lachten, tranken,
Nichts als ihr Anſchaun war mir in Gedanken.
Bezaubert von der Augen lichtem Glanze,
Die bald wie Sonnen ſich im Feuertanze
Bewegend, milde bald wie Sonnenſtrahlen,
Mir alle Kühnheit aus dem Herzen ſtahlen;
Bezaubert von dem ſchlanken Wuchs des Leibes
Des unvergleichlichen geliebten Weibes,
Die mich zur Liebe wieder neu geboren,
War ich in Sehnſucht ſchüchtern, wie verloren
In ſüßem Traume; als im frohen Kreiſe
Herum ging unter Scherz und Sangesweiſe
Der Kuß der Nachbarin, des Gaſtmahls Krone,
Wo feurig noch die alternde Matrone
Der Greis umſchlang, das junge Mädchen bange
Des Jünglings Lippen bot die zarte Wange.

Noch ſaß ich einſam traurend da und wähnte
Verſchmäht zu lieben, kam der langerſehnte
Moment des Wechſelkuſſes, mir zur Freude
Und Luſt, wie jedem Schauendem zum Neide,
Der mir, ach ein Moment nur, ließ gelingen,
Um ihren Leib den regen Arm zu ſchlingen,
Die Wohlgeſtalt an meine Bruſt zu preſſen,
Und Mund auf Mund das Leben zu vergeſſen.

Ha, rief mein Geiſt entzückt, vom Himmel ſteigen
Zur mühevollen Erde, ihr zu zeigen
Der Götter guten Willen, manche Gaben;
Doch ſüßeres kann Götter ſelbſt nicht laben,
Als der Geliebten Purpurmund zu küſſen,
Und ſich im Gegenkuß geliebt zu wiſſen!

* *

Gewalt der Liebe.

Auch dieſer ſeltne Mann ſoll ziehn an meinem Wagen,
Hört ich die Eitle von dem Edlen ſagen.
Durch Schönheit, Liebesreiz und tauſend Zauberſchlingen
Gelang es ihr, ihn in das Joch zu zwingen;
Er mußte ziehn — doch bald, nach ſeiner kühnen Weiſe,
Riß er den Wagen vom gebahnten Gleiſe
Gewohnter Buhlerey hinaus auf ſteile Höhen,
Wo wahrer Liebe reine Lüfte wehen,

Wo lichte Sonnengluth den Schnee der Unſchuld küſſet,
Und ahnungsvoll der Blick die Tiefe grüßet. —
Von Schmetterlingen hier nicht loſe mehr umflattert,
Von glatten Zungen nicht mehr dreiſt umſchnattert,
Von tiefer Einſamkeit der Leidenſchaft umfangen,
Und in der Seel' ein einziges Verlangen,
Entſagte willig ſie den ſieggewohnten Zügeln,
Und ſtieg empor auf neuer Sehnſucht Flügeln,
Wo ſeliger ſie ſich, der Welt vergeſſen, fühlte,
Als da noch Thorheit glänzend um ſie ſpielte.

Zwey Liebende, luſtwandelnd.

Als es hieß: der Kaiſer komme.

Er: Hier ſind wir fern der Menge
Auf ſtillen Waldeshöh'n,
Entwichen dem Gedränge;
Wie geht ſich's hier ſo ſchön!

Sie: Uns rührt der Quelle Klagen,
Des Haines Dunkel mehr,
Als alle Roſſ' und Wagen,
Der Kaiſer und ſein Heer.

Er: Wie freut des Morgenſtrales
Sich neugeſchmückt das Land!
Sie: Wie glänzt die Flur des Thales
Im ſilbernen Gewand!

Er: Hörſt du die Lerche ſteigen
Mit fröhlichem Geſang?
Sie: Sind Geiſter in den Zweigen?
Es rauſcht wie Liebesklang.

Er: Die tauſend Liebesklänge,
Natur aus deinem Chor,
Sie wallen wie Geſänge
In meiner Bruſt empor.

Sie: Ein freudiges Erheben
Erfaßt, o Treuſter, mich;
Dieß holde Morgenleben
Wie ſchön wird es durch dich!

Beyde zuſammen: So lieblich wie die Düfte
Der Höhe, und ſo rein
Wie dieſe zarten Lüfte,
Soll unſre Liebe ſeyn!

* *

Der Ehrentempel.

Ein Jünglingstraum.

Ein klares Bächlein fließt durch grüne Auen,
Dort läßt ſich mir ein Jüngling irrend ſchauen,
Sein Blick voll Sehnſucht nach dem Berge geht,
Wo ſonnenſtralend groß ein Tempel ſteht .

Von edlem Bau, ſtolz in der Pracht der Säulen,
Ach hätt' er Flügel dieſen zu ereilen!
So nah' er jetzt dem Tempel ſich ſchon fand,
Vor ſeiner Höhe alle Hoffnung ſchwand,
Verloren ſchien ihm bald ſein edles Streben,
Und alle Müh' umſonſt von ſeinem Leben.

Erſcheinet plötzlich unter einer Linde,
Mit deren Blüthen ſpielen Frühlingswinde,
Ihm eine Jungfrau, weiß iſt ihr Gewand,
Ihr Antlitz Milch und Blut, die zarte Hand
Faßt einen Blumenkranz. Es naht die Holde
Dem Jüngling; wie ſie naht, zerfließt in Golde
Ihr Kleid, das Haupt in lichtem Schimmer ſtralt,
Und ſie erſcheint in göttlicher Geſtalt.
Mit Huld ſie auf den Freudigknienden blicket,
Reicht ihm den Kranz und — iſt dem Blick entrücket,
Und durch die Lüfte, als ſie ſchied, Geſang
Wie von der Aeolsharfe ſanft erklang.

Und ſieh! kaum hebt der Jüngling mit dem Kranze
Sich von der Erde, ändert ſich das Ganze,
Die Felſen ebnen ſich, die Wüſte ſchwand,
Ein breiter Pfad ſchlingt durch das ſchönſte Land
Zum Tempel ſich, die erzgeformten Thüren
Gehn auf, den Glücklichen hineinzuführen;
Und überm Säulengang flammt Schrift in Gold:
Dem ſtillen Fleiße ſind die Götter hold!

* *

W.

Blumen- und Landſchaftmahler.

Vieles hab ich gemahlt, mich loben die Kenner, und dennoch
Thu ich mir ſelbſt nicht genug, bis ich gelange zum Licht,
Bis ich von dir, o Natur, erſpähe der Farben Geheimniß,
Und den Pinſel wie du tauche in Klarheit und Kraft. —
Alle Blüthen des Lichts im herrlichſten Schmelze vereinet
Seh' ich im Menſchengeſicht, ach unerreichbar für mich;
Aber ich ſtelle mit Luſt der Blumen ſchönſte zuſammen,
Schaue mit liebendem Aug' ihren harmoniſchen Glanz,
Schau' und mahle mit ſchmerzlicher Freud', und finde kein Ende,
Selbſt das Tröpfchen am Blatt wird der Betrachtung zum Meer. —
Wenn ſich ſilbern und zart das Licht des Morgens verbreitet,
Und die Nebel der Nacht fliehn in die Berge zurück;
Wenn die ſcheidende Sonne die Höhen mit Purpur bekleidet,
Und heimkehrendes Vieh längere Schatten ſchon wirft,
O wie ſteh' ich dann oft verloren in forſchendem Anſchaun,
Und erblicke was nie leider der Pinſel erreicht! — .

Dieſen unendlichen Zauber der wechſelnden Farben zu faſſen
Mit harmoniſchem Sinn, lehre du Genius mich!

* *

Ein Sommerabendmärchen.

Wer kennt das Thal mit grüner Au,
Wo ſchöne Blümlein ſtehn zur Schau,
Wo fette Herden weidlich ſpringen,
Die Lerchen in den Lüften ſingen?
Mit Hügeln iſt das Thal umgeben,
Voll Schattenbaum und edler Reben;
Zwey Dörfer ihr da ſehen mögt,
Wo friedlich ſich der Bauersmann regt;
Längs durch die Au ein Bächlein fließt
Und ſtill die klare Well' ergießt.
Da pfleg' ich oft am goldnen Abend,
Mich an der Lüfte Kühlung labend,
Mit Luſt zu wandeln an dem Bach,
Wenn die Herden ziehn heim gemach,
Wenn aus der Stadt mit müdem Schritte
Der Landmann kehrt zu ſeiner Hütte,
Wenn über Feld und durch den Wald
Des Dorfes Veſperglock' erſchallt,
Und in dem Graſe, kaum bewegt
Vom leiſen Wind, die Wachtel ſchlägt. —
Eines Tages ich da in frohem Sinn
Mit meinem Knaben ging her und hin.

Und ſchaute die goldnen Wolken fliehen,
Und wünſchte mir Flügel mit ihnen zu ziehen.
Indeß der Knabe wie ein Held
Den Diſteln haut die Köpf' ins Feld,
Und dann, wie die Jugend hat groß Begehr
Nach Fabelgeſchichten und Wundermähr,
So ſprach er: lieber Vater ſagt
Mir noch wie's ging der edlen Magd,
Die wie ich jüngſt von Euch vernommen,
Um Thron und Land durch Bosheit kommen?

I.

Wie die verſtoßene Prinzeſſin Libertas *) wieder zu Land und Leuten kam, und löblich regierte.

Ich ſprach: mein Sohn du hörteſt wie
Prinzeſſin Libertas mit Müh'
Entging den Banden und Todesgefahren,
Die ihr vom Verfolger bereitet waren,
Der ſie aus ihrem Reich vertrieben;
Hör' nun was weiter ſteht geſchrieben:
Libertas irrte lange Zeit
Herum auf Erden weit und breit,
Fand nirgend eine bleibende Stätte,
Wo man ſie aufgenommen hätte;
Den Dienern oft ein lieber Gaſt

---

*) Freyheit.

Ward bald den Herren ſie zur Laſt,
Und wenn einen guten Herrn ſie fand,
Der ihr vertrauen wollt' ſein Land,
So war, des Eigennutzes wegen,
Es dann den Dienern ungelegen;
Hielt Armuth ſie auch oft verſteckt,
Bald Macht und Reichthum weg ſie ſchreckt.
So kam ſie flüchtig, von allem bar,
Die ſonſt eine edle Prinzeſſin war,
In ein Land wo Berg ſind auf Berge geſtellt;
Meint' daß ſie wär' am Ende der Welt.
Man ſieht da nichts als Klippen und Seen,
Und wilde Bäche die ſtürzen von Höhen,
Eis das nicht weicht dem Sonnenſtrahl,
Hölzerne Häuſer im grünen Thal.
Ob wild das Land dem Fremdling heißt,
Es doch von Milch und Honig fleußt;
Das wußte die holde Libertas nicht,
Und in groß Wehklag ſie ausbricht:
Weh mir der troſtloſen Pilgerin, ach
Wann hat ein Ende mein Ungemach!
Verſtoßen, niedrig, veracht und arm,
Und doch unſterblich, daß Gott erbarm!
Daß ich von himmliſcher Abkunft bin
Bringt mir mehr Pein jetzt als Gewinn;
Beſſer ich hätte dich nie gekannt,
Sternengefilde, mein Vaterland!
So that in mitternächtlicher Stund
Die Arme ihren Jammer kund.

Und traf dann zu des Schreckens Fülle
Noch auf drey Männer, unter der Hülle
Der Nacht an dieſem einſamen Ort
Verſammelt zu geheimem Wort;
Söhne der Kraft, ihr Anſchaun zeigt
Sie ſeyen zu großer That geneigt.
Wo kommſt du her, verirrte Magd?
Ward ſie mit kühnem Blick gefragt;
Nun glaubt ſie ſich verloren gar,
Als Rettung ihr am nächſten war.
Wenn Trübſal an die Seele geht,
Gewöhnlich Gott zur Seite ſteht;
Denn wie ihr Schickſal ſie erzählt,
Wird plötzlich ihr Gewand erhellt,
Und glänzt wie reines Mondenlicht,
Und wie ſie weiter und weiter ſpricht,
Wird wieder fürſtlich, groß und hehr
Ihr Weſen, ſcheint kaum irdiſch mehr,
Der Geiſt, mit Heldenmuth erfüllt,
Ihr aus dem Aug' gleich Feuer quillt.
  Erſtaunen ergriff die Männer und
Sie prieſen die glückſelige Stund,
Warfen ſich vor ihr auf die Knie:
Du biſt es, Himmliſche, ſprachen ſie,
Von der wir Rath, Weisheit und Stärke
Bedürfen zu dem heiligen Werke,
Das wir in dieſer feyerlichen Nacht
Zu unternehmen den Bund gemacht:
Zu ſterben oder zu erretten

Das Vaterland von Sklavenketten.
Komm, ſey du unſre Königin,
Dir geben ſich Land und Leute hin!
  Libertas nahm die Huldigung
Des Landes an, und neuen Schwung
Bekam der Geiſt des Volks durch ſie,
Zertrümmert wurde ohne Müh'
Der alten Zwingherrn böſe Macht,
Der Hochmuth der der Demuth lacht,
Und mehr vom Unterthan nicht hält
Als daß er ihn zum Laſtvieh zählt.
Ein neues Regiment ſie einführte,
Und jedem gab was ihm gebührte,
Das Recht ward allen gleich zu Theil,
Und Herrengunſt jetzt nicht mehr feil;
Die Weisheit ward zu Rath gezogen,
Des Landes Wohl von ihr erwogen;
Die Tapferkeit hing um die Wehre,
Schlug zehnmal größre Feindesheere;
Im hohen Schloß, im kleinſten Haus
Schaut Selbſtgefühl zum Fenſter aus;
Freymuth trug laut die Meinung vor
Und ſcheute nicht des Lauſchers Ohr;
Mehr forderte man von der Treu
Nicht, als zu bleiben was ſie ſey.
Des Wandels Heiligkeit gewann
Vom Kloſter-, Staats- und Kriegesmann
Sich Achtung, und das fromme Wort
Trieb Zwiſt aus Bruderherzen fort.

Es lebe Libertas! Auf ſolche Weis
Erwarb ſie ewigen Ruhm und Preis;
Nie war ein König mehr geehrt,
Nie einer höhern Ehre werth;
Für ſie der Bürger ward zum Held,
Für ſie der Bauer baut das Feld,
Des Hirtenliedes Wiederhall
Erſchell für ſie von Berg zu Thal,
Nach ihr der edle Fremdling zielt
Wie Pilgrim nach dem Gnadenbild,
Für ſie des Altars Opfer raucht,
Und frommer Mund Gebethe haucht
In Tempeln und Hütten, aus freyer Seel'
Und nicht auf gnädigen hohen Befehl.

So herrſchte ſie im neuen Reich
Jahrhunderte, einer Göttin gleich,
Ihr Ruhm erklang im Ausland weit,
Erzeugte Bewunderung und auch Neid.

II.

Wie Luxorbis *) in das Land einſchlich, und ſich mit Libertas vermählte.

Aus einem Volk im Abendland,
Mit jeder Eigenſchaft verwandt
Die Liebenswürdigkeit verleiht,

---

*) Falſche Aufklärung.

Nur nicht mit der Beſtändigkeit,
Kam aus der Stadt, die weit und groß
Des Volkes Pomp und Pracht umſchloß,
Ein großer Herr dem nichts gebrach,
Was eitler Jugend Wunſch entſprach;
Ein Fürſt mit allem ausgeziert,
Was Weiber lockt und irre führt;
Schön von Geſtalt, vornehmen Stands,
Umfloſſen von des Reichthums Glanz;
Verſtand und Witz, und Ernſt und Spott
Ihm ſtanden ſtündlich zu Gebot;
Er hatte in ſeinem Vaterland,
Und wo ſeine Sprache Beyfall fand,
Mit freyem Denken die Köpfe begeiſtert,
Mit bequemer Lehr ſich der Herzen bemeiſtert;
Kam nun zu ſteuern auch das Schiff,
Wo Libertas am Ruder ſchlief,
Denn bey der längſt erkämpften Ruh
Schloß ſie jetzt mehr die Augen zu.
Luxorbis hörte ſich der Herr
Am liebſten nennen, doch hieß er
Auch Luxus, Sophus, Perditus,
An Namen hat er Ueberfluß,
Die ändert er nach Zeit und Raum,
Doch an der Frucht kennt man den Baum,
Sein Höchſtes war ihm die Natur,
Und ſeine Lieb' — er ſelber nur.

Ein bunt Gefolge zog mit ihm
Zu ſeinem Lob nur eine Stimm;
Weltweiſe die bedauerten ſehr,
Daß Gott, woferne einer wär,
Nicht erſt mit ihnen Rath gepflogen,
Eh er die Welt dem Nichts entzogen;
Gelehrte denen alles klar,
Nur nicht die ſchlichte Wahrheit war,
Und Prieſter, die um das ewige Leben
Auf Erden, gern den Himmel gegeben;
Pfäffchen die liebten Wein, Weiber und Sang,
Und blieben Narren ihr Leben lang;
Viel Landesſöhn' auch folgen thäten,
Die auswärts kannten den Propheten,
Leichtfüßige Krieger, wohlriechende Herrn,
Windige Schalen ohne Kern;
Auch waren Damen im Begleit,
Das ſeltne Land zu ſehen bereit,
Das Gefühl zu laben an hohen Bildern,
Indeß zu Hauſe die Kinder verwildern;
Staatskünſtler die von ferne lehren,
Wie alle Laſt vom Lande zu kehren,
Von hintenher dem Fürſten rathen,
Papier zu geben für Dukaten. —
Noch folgten ihm viel hübſche Leute,
Zu viel ſie alle zu zählen heute;
Advokaten, uneheliche Kinder,

Leichte Mädchen und alte Sünder;
Ein glänzend Gefolge, Alte und Junge,
Feiner Sitte und ſchneller Zunge;
Aufklärung ſich die Geſellſchaft hieß
Nach ihrem Meiſter Luxorbis,
Doch wer die Wahrheit meint zu kennen,
Wollt eher ſie Verblendung nennen.

So wie ein Kind zuerſt erſchrickt,
Wenn es den heiligen Chriſt erblickt,
Mit ſeinem Baum im lichten Schimmer
Umhängt mit aller Wünſche Flimmer,
Es drückt ſich an die Mutter, und
Erſtaunen ſchließt ihm erſt den Mund,
Dann rückt es nach und nach herbey
Und ihm gefällt die Zauberey;
Läßt endlich die liebliche Täuſchung ſinken,
Naſcht gierig, bis die Lichtlein ſtinken.
So wars auch als den Eingang fand
Luxorbis in das bergig Land.
Das Völklein erſt aus ſeinem Dunkel
Schaut ſchüchtern auf den Weltkarfunkel,
Und fand ſein Licht ganz anders glühen,
Als das ſo bisher Schein verliehen.
Doch die Gewohnheit macht vertraut,
Und Neugier ſchuf ſchon manche Braut;
Man horchte bald Luxorbis Worten,
Sie fanden Beyfall aller Orten,

Und die Geſellſchaft ſtand zu Dienſten
Ums Geld, mit ihren Tauſendkünſten,
Worunter ſehr Libertas litt,
Doch lange dagegen kämpſt und ſtritt,
Bis endlich ſie gezwungen war,
Luxorbis die Hand zu reichen gar,
Um größer Unglück abzuwehren,
Nicht wieder dem Land den Rücken zu kehren.

III.

Wie aus dieſer Ehe Protervia *) geboren ward, die noch lebt, und der edlen Mutter viel Leiden verurſacht.

Was nun die luſtige Bande begonnen,
Nachdem ſie feſten Fuß gewonnen;
Wie in die alte Finſterniß
Sein Lichtlein jeder blinken ließ;
Wie Manches ſchlimmer, Weniges beſſer,
Die Thaten kleiner, die Worte größer
Geworden, wie Luxorbis ſich
Gefiel in Städten ſonderlich,
Und auch Libertas ihm zu lieb
In Mauern meiſt ihr Weſen trieb,

---

*) Ungebundene Frechheit.

Des Landmanns weniger bedacht
Und daß was er für ſie vollbracht;
Wie doch ſie im Gebirge wild
Sich eignen Wohnplatz vorbehielt,
Wohin der Herr kam ſelten mehr,
Weil nicht galt ſeine Glückſeligkeitslehr,
Wo jeder, auch mit nacktem Bein,
Als eigner Herr glaubt reich zu ſeyn;
Auch ſeine Apoſtel ſich kaum hinwagten,
Obwohl die Mädchen ihnen behagten. —

Wie dann aus dieſer Verbindung Zwang
Protervia als Tochter entſprang,
Scheu wie die Mutter vor fremden Beſchlüſſen,
Und wie der Vater von weitem Gewiſſen;
Ein freches ungebundenes Ding,
Das Störung viel im Land anfing.
Wie dennoch die Königin mit der Kraft,
Die ihr der hohe Urſprung ſchafft,
Trotz Bosheit, Neid und Aergerniß,
Sich Thron und Land nicht nehmen ließ,
Und ſtets von Beſſern unterſtützt,
Den Zepter führt vielleicht noch itzt;
Und wie, und wie . . . . . .

* *

All dieſe Geſchichten
Will ich dir ein ander Mahl berichten,
Denn ſieh! die Nacht tritt ſchon hervor

Aus Wald und Strauch, und ſchau empor,
Dort blinket auch der Abendſtern,
Und ſtill iſt alles nah und fern;
Kühl iſt die Luft, feucht deine Locke,
Komm Kind, zum Thorſchluß ruft die Glocke!

Da ſprach der Knab: Sagt mir noch das,
Wo liegt das Land der Libertas?
Ich ſprach: die Frag' iſt mir zu ſchwer,
Vom Namen ſchweigt die alte Mähr',
Und ob es fern ſey oder nah,
Das ſteht nicht in der Chronika;
Biſt du zum Suchen alt genug,
Vielleicht find'ſt du's im erſten Flug;
Vielleicht find'ſt du es nimmermehr,
Ob ſchiffteſt auch durch alle Meer. —

Heil ſey dem Ländlein weiter beſchieden!
Das wünſchet der dort wohnt im Frieden.

Gedanken, Meynungen, Urtheile.

Aus
früheren Papieren gezogen.

Man pflegt oft Gewohnheiten für willkührliche Hand-
ngen anzuſehen, und ſo die Leute für ſchlimmer zu
lten als ſie ſind. Manches kann ehemals Affectation
einem Menſchen geweſen ſeyn, das jetzt nur noch
ewohnheit oder auch angeerbt iſt; es gibt auch ſitt-
he Erbübel.

* *

Gemeine Seelen die ſich ſelbſt aber mehr Verſtand
trauen als andern Leuten, machen ſich gewöhnlich
rch Affectation lächerlich; beſonders Frauen.

* *

Es kann viele Menſchen geben die groß wären,
nn ſich ein Anlaß zeigte. Die wirklich großen aber
d die, welche ſelbſt den Anlaß machen.

* *

Es iſt leicht ſich zu verbünden, aber ſchwer das
ündniß treu zu halten.

* *

Wer in einer allgemeinen gefährlichen Lage kleinliche Späße ſagt, und unzeitig lacht, der verſtellt eine große Furcht.

* *

Gott braucht als Werkzeuge zu großen Dingen oft Menſchen die ſchlecht ſind, und ganz was anders im Sinne hatten als ſie bewirkten.

* *

Es giebt Leute die ſich nicht nach denen ſo ſtehen meſſen, ſondern nach denen ſo gefallen ſind, und ſich dann was rechtes einbilden.

* *

Der Aufenthalt in kleinen Städten iſt darum langweilig, weil man weniger Vergleichungen anſtellen kann, als in großen.

* *

Viele ziehen es jetzt noch vor, lieber Spießbürger als Staatsbürger zu ſeyn, und haben nicht ganz unrecht.

* *

Man hätte erwarten dürfen daß die Deutſchen, nachdem das heilige römiſche Reich untergegangen, und ſo vieles andre neu geformt worden, auch an eine gemeinſame beſſere Norm in ihrem Titelweſen gedacht, und ſtatt der abgeſchmackten Hoch- und Wohlgebornen keiten ꝛc. kürzere Anreden und Aufſchriften, wie andre ebildete Nationen eingeführt hätten.

* *

Der Duc de Richelieu ſo wie wir ihn kennen, nd wie ihn auch Chamfort mahlt, gehört unter die ntiprovidentiellen Erſcheinungen. Von früher Jugend n wollüſtig, laſterhaft, grauſam, eitel und egoiſtiſch m höchſten Grad, lebte er in beſtändigem Glück, befriedigte alle Lüſte bis an ſein Ende, und ſtarb ohne Schmerzen und ohne Todesangſt über neunzig Jahre alt.

* *

Die Menge unter Vornehmen und Geringen iſt em Aberglauben an Ahnungen, Viſionen, geheime räfte, Sympathie, Träume und dergleichen im geheimen mehr ergeben als im öffentlichen Leben; aus itelkeit und Menſchenfurcht ſtellt ſich mancher an, einem freyſinnigen Urtheile beyzuſtimmen, wovon er für ich eher das Gegentheil glauben möchte, oder glaubt. Man will vom Verſtande doch noch den Schein haben.

* *

Favor juris — ein guter Ausdruck für eine Sache, wodurch mehr in der Welt geſchieht, als durch das Jus ſelbſt.

* *

Gemeinköpfe laben ſich an Gemeinörtern.

* *

Ein Zuſchauer kann oft beſſer den wahren Grund der Handlung angeben, als der Handelnde ſelbſt.

* *

Was ich gerne ſehe, ſind kleine Kinder die zur Schule gehen, und Unmündige die bethen.

* *

Der größte Reiz zum Stolz liegt für einen braven Mann in den Demüthigungen die ihm große Herren widerfahren laſſen.

* *

Wer ſeine Pflicht gegen das Vaterland thut, iſt der wahre Patriot; nicht der ſo andre zu ſeinen Begriffen von Vaterlandsliebe überreden will. (1798.)

* *

Das iſt die vernünftigſte Vernunft, die im Dunkel ſtille zu ſtehen und auf das Licht zu warten weiß.

* *

Clavicula Salomonis etc. — Rechtthun iſt die kräftigſte Magie. Ein reiner und unſträflicher Menſch wirkt ausgebreiteter in jedem Sinn, und hat, ohne daß er's weiß, mehr dienſtbare Geiſter, die ſeinen Willen thun, als der kundigſte Magus, dem ſeine Kunſt nur Unruhe und nie befriedigten Vorwitz bereitet, wodurch ſein beſtes Wirken gehemmt wird.

* *

Fühle ich mich niedergeſchlagen oder verlaſſen, ſo ickt mir Gott einen Menſchen oder einen Brief zu, er mich aufmuntert. Gerathe ich in Eitelkeit oder Stolz, ſo weiß Er mich auf ähnliche Art zu demüthigen.

* *

Nil praeter nubes et coeli numen adorant, ſagen die Römer von den Juden; und das iſt noch jezt ie Sprache aller ſtolzen Spötter einer demüthigen Sache — Etwas von der Wahrheit mit einem abſurden Zuſatze.

* *

Griechen und Römer waren bey ihrem Gottes-enſte nur für die zeitliche Gegenwart beſorgt, und hr gleichgültig gegen die Zukunft. Hingegen Geringſchätzung des Irdiſchen und feſtes Vertrauen auf das Ewige unterſchied die erſten Chriſten von den Heyden. Welche Gottesverehrung iſt die beſſere?

* *

Für hypochondriſche Menſchen iſt der Aufenthalt uf Bergen von weiter Ausſicht nicht ſo anziehend und eilſam, wie in einem lieblichen beſchränkten Thale; denn ein hypochondriſcher Blick haftet lieber am kleinen und engen, als am großen und mannigfaltigen.

* *

Mit wenigen und kleinen Ideen kann man oft viel Wohlredenheit verbinden, ohne damit viel Wirkung hervorzubringen, eben weil die Ideen klein ſind. Ein andres aber iſt Beredſamkeit. Bey der Ariſtokratie (auch in der Schweiz) findet man mehr Wohlredenheit, bey der Demokratie mehr Beredſamkeit.

* *

Gewiſſe Leute, ſagte Simonides, ſind zu dumm als daß ſie betrogen werden könnten.

* *

Man muß ſich in Acht nehmen, es gibt der Leute, die den Widerſpruch nicht vertragen können, mehr als man glaubt; ſie finden ſich gleich perſönlich beleidigt. Die einen, weil ſie glauben, man trete ihrer Ehre, die andern, man trete ihrem Verſtande zu nahe. Doch ſind diejenigen welche den Widerſpruch nicht vertragen können, noch erträglicher, als die welche immer widerſprechen. Oft ſind es auch ebendieſelben.

* *

Unter der Mittelklaſſe giebt es am meiſten Reputationsnarren — auch in der Schriftſtellerwelt.

* *

Ein Mann war heute bey mir, dem in Zeit von ſechs Wochen fünf ſeiner nächſten Anverwandten am Faulfieber geſtorben ſind, nämlich Frau, Vater, Kind, Schwiegermutter und Schwägerin; Er ſelbſt war eine Zeit lang dem Tode nahe. Der Eindruck den dieſes Unglück auf ihn gemacht zu haben ſchien, war eine große Weichheit des Gefühls und kindliches Annähern zu denen, die er für ſeine Freunde hielt. Uebrigens hatte er die Ruhe des unverſchuldeten Unglücks; die Ruhe in der Nothwendigkeit, welche mit der Ruhe in Gott Eins iſt.

* *

Es iſt ein Fehler gewöhnlicher Geſchichtſchreiber, daß ſie über Krieg und andre die Menſchheit zerſtörende Uebel ſich ſo weitläuftig herauslaſſen, und über das Glück des Friedens und ſeine häuslichen Freuden ſo kurz ſind. Auch Gibbon macht ſich deſſen ſchuldig. Wenn er in der Geſchichte des Falles des römiſchen Reiches nur das beſchreiben wollte, was dieſen Fall beförderte, ſo hatte er einen traurigen Plan, und kein Menſchenfreund wird gern die Reiſe durch dieſe ſchrecklichen Zeitumſtände mit ihm machen. Hatte er aber, wie es ſich ergibt, die Abſicht die Geſchichte des römiſchen Reichs in ſeiner Abnahme zu ſchreiben, ſo gab er ſeinem Buch einen unrechten Titel, und was hätte ihn gehindert, die lichten Zwiſchenzeiten, den Zuſtand der Ruhe, die Beſchaffenheit der Künſte und Wiſſenſchaften etwas näher zu beleuchten; er hätte ſich dafür bey mancher Beſchreibung von Kriegsanſtalten und mörderiſchen Treffen kürzer faſſen können. So hätte er, ſtatt der ſtillſchweigenden Verachtung, womit er die Neuplatoniker belegt, von ihrem unläugbaren Einfluß auf ihre Zeitverwandten, von ihrem Scharfſinn und friedlichen Wandel etwas ſagen dürfen, das dem Leſer mehr Erholung verſchafft hätte, als die rohen Handlungen ſo mancher gothiſchen Heerführer. Eben ſo hätte er auch, ſtatt nur das politiſche Treiben ſo vieler chriſtlicher Biſchöſſe zu tadeln, der Wahrheit die Ehre anthun, und das vortreffliche häusliche und ächtchriſtliche Leben ſo mancher andrer ins Licht ſtellen ſollen.

* *

Man hat ein Gemählde der Stadt Lyon in den Revolutionsjahren 1793 und 94, von Mr. Delandine, Bibliothekar daſelbſt, wo unerhörte Beyſpiele von Muth, Liſt, Grauſamkeit, Edelmuth, Gleichgültigkeit und Todesverachtung vorkommen. — Auch hier zeigt es ſich daß der Wille des Menſchen viel Einfluß auf ſein Schickſal habe; und daß vollkommner Ernſt und reifer Entſchluß bey einer Unternehmung ſchon ein großer Schritt zu ihrer Vollendung ſey. So wie auch die, freylich ſchwer zu erlangende, Gleichgültigkeit, die aus der Ergebung in das Schickſal entſpringt, wunderbare Kraft hat, eben weil ſie das Einerley eines vollkommenen Entſchluſſes iſt.

* *

Unſchuldiges Leiden entſündigt uns; geht es bis zum Tode, deſto wirkſamer iſt das Söhnopfer.

* *

Das Evangelium Infantiae hat ein kleines Märchen, das wenigſtens Stoff zu einer artigen Legende gäbe:

Jeſus habe als ein kleiner Knabe aus Lehm Vögel gemacht am Sabbath, und als ihm die Juden ſolches verwieſen, habe er die Vögel angeblaſen und gerufen: Lebet, flieget, und ſeyd meiner eingedenk!

* *

Man ſollte nicht ſo geſchwind mit ſeinen religiöſen Muthmaßungen herausrücken, um ſie der Welt bekannt zu machen, wie Heinrich Stilling, denn es wird immer viele geben, die daran glauben, und meiſt ſtärker als der Autor ſelbſt; dieſen gereicht es dann zu einem großen Nachtheil an ihrem Glauben überhaupt, wenn ſich jene Muthmaßungen nicht erwahren, oder gar das Gegentheil geſchieht; ſie werden bewogen auch das Glaubwürdige zu verwerfen.

* *

Gott hilft nur da wo wir ſelbſt nicht helfen können; wir müſſen ihn nicht anrufen, daß er ſtatt unſer arbeite. Aber wo wir nichts mehr vermögen, und es doch noch des Beyſtandes bedarf, da ſoll und wird er hülfreiche Hand bieten; auch ungebethen, und noch lieber wenn wir ihn gläubig darum bitten.

* *

Der Ruhm vor der Welt iſt das Verderben aller Viſionäre und Inſpirirten. Sie fangen im Lichte an und hören im Dunkeln auf.

* *

Prädeſtination iſt ein Wort ohne Sinn, denn der Wille Gottes hat, wie Er ſelbſt, weder Anfang noch Ende.

* *

Eben die Allgegenwart des göttlichen Orakels macht uns verſtockt — bis wir zum Scheiterhaufen geführt werden, und dann wie Vanini Gott in jedem Strohhalm erblicken.

* *

Wer nicht an Gott glaubt, glaubt auch nicht an Geiſter.

Wer wahrhaftig an Gott glaubt, fragt nicht viel nach Geiſtern.

Wer zwiſchen Glauben und Zweifel ſchwebt, dem ſind die Geiſter willkommen.

* *

Wer kann freudig ſterben? Der welcher ſich durch eine große That für die Menſchheit aufopfert; und auch der dem ſeine Unſchuld Urſache zum Tode wird. — Wir andern müſſen ausrufen: Gott ſey mir armen Sünder gnädig!

* *

Bildung iſt die Richtung, die Erziehung, Erfahrung und Uebung unſerm Geiſte gegeben haben.

* *

Wir lachen über alte Schulgeſchichten, und über die ängſtlichen Beſorgniſſe, die uns das Nichtkönnen unſrer Lectionen verurſachte; wir lachen über die erbärmliche Furcht, als uns ein jugendlicher Leichtſinn den Unwillen des Präceptors zuzog, und ſpotten über die kleinen Strafen, die wir damals für das größte Unglück hielten. Werden wir nicht auch einſt lächeln über die Kleinmüthigkeit, Furchtſamkeit und Sorgſamkeit, die uns im ſpätern Leben begleiteten? Hunger, Krankheit, Krieg, Feuer- und Waſſernoth, Erdbeben u. ſ. w. ſind freylich ſchreckliche Lebensſchulſtrafen, kommen ſie von einem oberſten Schulführer oder vom blinden Ungefähr, (noch ſchrecklicher im letzten Falle); doch wenn ſie überſtanden ſind, iſt ihre Erinnerung heilſam; oft liegt auch in dem größten Unglück ſelber noch ein geheimer zarter Troſt von oben, ſo wie in den Züchtigungen des Schulmeiſters noch ſeine Liebe lag.

* *

So wie Christus ſelbſt verſchiedentlich von den Evangeliſten iſt angeſehen worden, der doch gewiß ein Mann von ſehr harmoniſchem Charakter war, ſo wird es auch jedem vernünftigen und thätigen Manne gehen, daß ihn nicht nur Fremde, ſondern auch ſeine Freunde und Bekannten verſchiedentlich beurtheilen. Ein jeder ſucht das am andern zu entdecken, wozu er Sinn hat, der Gute ſchöne, der Böſe ſchlechte Geſinnungen; und mancher erblickt eine Eigenſchaft nicht, die zehen andern auffallend iſt. Dazu kömmt noch daß man oft ohne Vorbedacht ſeine Gemüthsſtimmung ändert nach den Eigenſchaften der Leute die man vor ſich hat. Bey dem Einen iſt man klug, bey dem Andern einfältig, bey dieſem unterhaltend, bey jenem ſtille u. ſ. w. — Gut und edel ſoll man immer, aber nicht allenthalben ohne Unterſchied ganz der Gleiche ſeyn wollen, in der Meynung Charakter zu zeigen; ſonſt fällt man leicht in einſeitige Steifheit, die ſich ſelbſt im Wege ſteht.

* *

In jeder merkwürdigen Geſchichte iſt etwas unwahrſcheinliches.

* *

Eine Menge Vorſtellungen und Begriffe ſchleichen ſich durch Hören und Leſen bey uns ein, und machen ſich uns zu eigen, ohne daß wir es ſelbſt wiſſen; ſo daß wir oft glauben durch eigenes Nachdenken auf eiwas gekommen zu ſeyn, das doch nur eine alte Reminiſcenz iſt.

* *

Ein alter Schweizerſoldat, der im Militärſpital in Straßburg krank lag, hatte über ſeinem Bette ein wohlgeſchriebenes Zettelchen feſtgemacht: Mein Arzt heißt Gottes Erbarmen. Man hätte denken ſollen, es würde ihm Hohn von den jungen franzöſiſchen Aerzten zuziehen, aber ſie bezeigten ihm im Gegentheil wohlwollendere Bemühung.

*

Steht ein Menſch in hohem Anſehen, oder hat ein Autor ſich einen gelehrten Namen gemacht, und es entgeht ihm zuweilen ein Witzwort, ſo macht man darüber, ſey der Mann ſonſt noch ſo trockner Art, ein verbreitendes Aufheben, wenn man ſchon von gemeiern Leuten, die von Natur witzig ſind, täglich zehnmahl treffendere Sachen hört. — Das iſt ein Vortheil oder Nachtheil, den äußeres Anſehen gewährt.

* *

Irgendwo begegneten A. und B. einer großen Menge von Bettlern. A. der blos vorher einen beutenden Gewinn aus der Loterie gezogen, ſagte, indem er ein Almoſen gab, zu B.: wenn du der liebe Gott wäreſt, würdeſt du nicht alle armen Leute reich machen? — B. der blos vorher durch die Habſucht eines Mächtigen beeinträchtigt worden, antwortete: Ja, oder alle Reichen arm.

* *

Es gibt Leute, die nur von ſich ſelbſt und von dem was mit ihrer Perſon in Verbindung ſteht, mit Wärme reden, über alles andre aber eiskalt ſind.

Es gibt auch ſolche die kalt werden, wenn man mit Wärme, und warm wenn man mit Kälte zu ihnen ſpricht.

Es gibt auch, die nur ſprechen aber nicht hören wollen; ſie ſind die Plage der Geſellſchaft, ohne Vortheil aus ihr zu ziehen.

* *

Glaube ein jeder was er kann und mag, bemahle er die Wände ſeines Fahrzeuges nach ſeinem Vergnügen, und helfe ſich durch die Leiden und Freuden ſeines Menſchenlebens ſo gut als möglich! Wir ſchiffen alle nach Einem Port; ſchiffe du deinen Weg getroſt fort, und laß es dich nicht anfechten, wenn die einen leicht bey dir vorbey ſegeln, die andern vorſichtig nachkommen; du weißt ja nicht wie es ihnen gehen wird. — Heißt das Indifferentismus, ſo iſt es ein löblicher.

* *

Verwandſchaften und Freunde ſind die Schule der Geduld, und geben uns lehrreiche Erfahrungen an die

Hand, womit wir in der fremden Menſchenwelt auf- eten und handeln ſollen.

* *

Nicht der Zweifel drückt, aber die Wahrheit drückt mmerfort den Zweifel.

* *

Ein Adepte ſchrieb an Lavater: Dreyerley Gründe nnen Gott bewegen, ſich dir ſinnlich zu offenbaren,

1. um deine Tugend zu belohnen, wie Cornelius. arfſt du das erwarten?

2. Um dich als chriſtliches Werkzeug zu gebrauchen, ie Paulus. Fühlſt du Kraft dazu?

3. Aus pur lauter Gnade, ohne Verdienſt der erke. Aber du mußt dieſer Gnade nicht als einem orzuge nachſtreben, und dich nicht von jedem Phan- me täuſchen laſſen.

* *

Man glaubt manchmahl im Schlafe große zu- mmenhängende Reden zu halten, wo man ſich dann om Erwachen über ſeine eigne Beredſamkeit verwun- rt. Gibt man aber genau acht, wozu man biswei- n in dem Mittelzuſtande zwiſchen Schlafen und Wa- en, oder auch in leichten Fiebern den Anlaß hat, ſo rd man inne, daß dieſe Reden nichts ſind, als unzu- mmenhängende Worte, die an ſich gar keinen Sinn ben. Die Vernunft ſchläft, der die Worte im Wachen angehören, der Geiſt aber nicht der keiner Worte bedarf (ſo wie weder Zeit noch Raumes); er ſpricht durch den Willen, und die gewöhnliche Sprache iſt ihm ein Medium, das er nicht braucht, daher die Verwechslung der Worte, die in dieſem Zuſtande nur eine Folge ſinnlicher Gewohnheit iſt. — Dieſe Traumerſcheinung iſt ſchon ein dunkler Fingerzeig eines unkörperlichen Lebens, und ſeiner Sprache.

* *

Gutes das einer durch Gott, für Gott und um Gottes Willen thut, aus falſchen Abſichten zum Böſen deuten, wie es die Phariſäer mit Chriſti Wundern thaten, das iſt die größte Sünde, die Sünde gegen den Geiſt Gottes, gegen die eigne Seele, größer als Hurerey und Ehebruch, Mord und Todtſchlag.

Wer das, was Lieb' und Treu aus reinem Herzen thut,
Erkennt und läſtert, dem ſind alle Teufel gut.

* *

Wenn uns ein ängſtlicher oder feindſeliger Gedanke plaget, der ſich fixiren will, dann iſt es Zeit Geſellſchaft zu ſuchen, zu ſprechen, zu erzählen. Als mich heute (1798) die Zeitumſtände kleinmüthig machten, erzählte ich aus Thomas Platters Lebensbeſchreibung, wie er und Rudolf Collin zur Zeit der Reformation, wo auch alles drunter und drüber gehen wollte, als arme Gelehrte in Zürich das Seilerhandwerk zu treiben ge öthigt waren, und in der größten Armuth noch ihren Spaß damit hatten. Das ermunterte mich wieder und etzte mich in die rechte Gemüthsſtimmung.

* *

Es gibt der Leute gar viele, die ſich ſelbſt eine Charakterform theils aus eigner Phantaſie theils aus Nachahmung andrer ausbilden, und dieſe Form im Reden und Handeln beſtändig vor Augen haben und an den Mann zu bringen ſuchen, wobey aber gern etwas eſuchtes zum Vorſchein kömmt. Laſſen wir das; es ührt nicht weit, wenn wir auch anfänglich damit imponiren können! Vielmehr wollen wir uns begnügen, as uns ſelbſt gut und klug zu ſeyn, und die Art und Weiſe unſrer eignen Natur überlaſſen, und nicht er Nachahmung ankünſtlen; denn jene angenommene Manier, ſollte ſie auch noch ſo gut eingeübt ſeyn, aubt unſerm Wollen und Thun das Wahre, Geiſtige und Innige, welches, wiewohl unvermerkt, die größten Wirkungen hervorbringt. Wir ſollen einen Charakter aben, aber uns keinen machen.

* *

Ich kenne einen Menſchen, der oft vor lauter Sehen nicht zum Sprechen kommen, und ehe er einen Fremden recht durchgeſehen, nicht mit ihm ſprechen ann. Man wirft ihm, vielleicht nicht mit Unrecht, Mangel an Lebensart vor.

* *

Chriſt oder Nichtchriſt heißen, das iſt noch nicht die Hauptſache; aber ſich auf Tod und Leben mit reiner Seele dem zu weihen, was man für das Beſte erkennt, das macht des Menſchen Größe.

* *

Die Menſchen lernt man unterſcheiden und kennen, wenn man ſich von irgend einer Eigenſchaft des Verſtandes oder des Herzens eine genaue Definition verſchafft, und dann acht gibt wo ſie paſſe. Paßt ſie aber, ſo muß man nicht vergeſſen, daß es nur eine Eigenſchaft des Charakters, nicht der ganze Charakter des Menſchen iſt, und daß der Beobachtete noch eine beſſre und ſchlechtere Seite haben kann.

* *

Ein zwar wenig geachteter, jedoch ſichrer Vorzug des Aufenthaltes in einer großen Stadt iſt es, daß man verborgner ſeyn, alſo ſtiller leben kann, als in einer kleinen.

* *

Die Halben können die Ganzen nicht leiden, und ſuchen immer ſich ſelbſt über das Verdienſt der Ganzen zu täuſchen. Halbgelehrte weichen gern die wahrhaft Gelehrten aus, nicht ſowohl aus vorſetzlichem Neide als aus einem dunkeln Gefühl ihrer Halbheit. So wird auch ein Halbkluger einen Ganzklugen ſelten um

Rath fragen, ſondern Seinesgleichen ſuchen, um ſich mit denſelben in geſchwätziger Weitläuftigkeit herumztreiben.

* *

Im Verborgenen geſchieht das Beſte und das Schlimmſte; daher iſt Stille dem beſten und ſchlimmten Vorhaben willkommen.

* *

Wer einen Menſchen genau und im Innern ennt, fragt weniger nach ſeiner Schriftſtellerey als ach ſeiner Lebensweiſe, nach ſeinen lebendigen Worten nd Thaten; daher ſind uns Schriften der Freunde ſt gleichgültiger als wir Wort haben wollen.

* *

Der Meiſter glaubt oft weniger als der Schüler, eil dieſer zu des Meiſters Anſicht auch noch an deſſen Autorität glaubt.

* *

Ich weiß wohl daß alles zuſammenhängt, was da ſt, und daß alles ein Ganzes ausmacht, was geſchen iſt, bin jedoch des feſten Glaubens, es hätte vieles nders da ſeyn, und vieles anders geſchehen können; nd werde mich nie überreden laſſen, daß die erſte Beegung in der Welt die Urſache aller meiner Beweungen geweſen ſey.

Im Schweizeriſchen Muſeum (1790. IV.) iſt eine Nachricht zu leſen von Jakob Schweizer zu Mettendorf bey Goſſau, einem ledigen Weber von 39 Jahren, der vom neunzehnten Jahr an, wo er durch Spielen arm wurde, ſich ſtill und glücklich auf die Sprachen gelegt, latein, griechiſch, hebräiſch, franzöſiſch und italiäniſch gelernt, genügſam, frey und ſtill als ein Sonderling gelebt, und was das ſonderbarſte iſt, zwanzig Jahre unbemerkt geblieben, bis ihn ſein Pfarrer unlängſt über dem Timée de Locres ertappte. Jetzt will ihn die gemeinnützige moraliſche Geſellſchaft die Feldmeſſerey lehren, „weil ſie jedes Talent für brachliegend halten, ſo lange es ohne wohlthätigen Einfluß auf die ganze Geſellſchaft bleibt." — Gegen einen Gemeinort iſt nichts einzuwenden. Und doch möchte man fragen, ob die Menſchenfreunde nicht freundlicher handelten, ihn in ſeiner glücklichen Stille zu laſſen? — Es wäre zu wünſchen, zu erfahren, was aus ihm geworden.

* *

Es gibt brillante und nicht brillante Menſchen. So war zum Beyſpiel Condé ein brillanter Menſch, Turenne gar nicht, und doch eben ſo unſterblich als Condé. Dieſer äußerlich jener innerlich glücklicher.

* *

Jeder Menſch kann ſein eignes Glück haben, wenn er nicht nach Fremden ſtrebt. Was iſt das wahre Glück anders als reiner Genuß mit Zufriedenheit!

* *

Die Myſtiker ſagen: „Nichts in der Welt iſt werth, daß du dich darüber ſtören ſollteſt; ſelbſt deine begangenen Fehler müſſen dich nur demüthigen, aber nicht beunruhigen." — Lehrten das die beſten der alten Weiſen nicht auch? Worin gute Chriſten und weiſe Heiden übereinſtimmen, muß wohl gut ſeyn.

* *

Ein Gläubiger kann ſich über den Zufall tröſten; ein Ungläubiger ſich höchſtens reſigniren.

* *

Den einen Ausdruck der Schrift wörtlich nehmen, und den andern bildlich, iſt die Art der Myſtiker. Wie inconſequent!

* *

Im Gefühle deiner Schwachheit und dem einzigen Vertrauen auf Gottes Hülfe beſtehet dein Werth in den Augen des Himmels — aber nicht in den Augen der Leute.

* *

Ach wie verbergen wir uns vor uns ſelbſt und andern, wie ſuchen wir jede Unvollkommenheit unſers Aeußern und Innern zu decken! Iſt die Scham der der Sünde und Mangelhaftigkeit nicht gleichſam ein angebornes Gefühl im Menſchen, da ſogar der Böſe ein Vergehen durch das andre zu decken ſucht? Und wenn dieß Gefühl jedem nicht ganz verdorbenen Menſchen natürlich iſt, woher hat er es? Iſt es etwa hohen alten Urſprungs, und ein Rückſtand jener Zeit da der Menſch noch im ſeligen Anſchaun der ewigen Weisheit lebte?

* *

Der Sprecher an öffentlichen Orten, dem es hauptſächlich nur darum zu thun iſt ſich hören zu laſſen, erntet oft durch geſuchte Redensarten und zierliche Ausdrücke Ruhm und Anſehen ein; man bewundert die Rede, vergißt aber über den Wortfluß den Geiſt des Inhalts. Braucht man hingegen nur gewöhnliche Hausredensarten, und ſolche die im Leben gäng und gäbe ſind, ohne ins gemeine zu fallen, ſo denkt der Zuhörer wenig an die Worte, und der Sinn der Rede wirkt ſtill und kräftig.

* *

Es gibt Köpfe, die ſelbſt nichts ſchaffen, aber das Beſte aus den Erzeugniſſen andrer mit ſchnellem Gefühl herausheben. Solche werden gute Recenſenten.

* *

Warum ſo manche ſchnell entworfene auf Revolutionen folgende Conſtitutionen nicht gerathen? Weil die neue Form durch die Gewohnheit der alten den Schein eines willkührlichen Befehls erhält bey denen welche die gepflogene Bequemlichkeit lieben, und weil die Neuerungsſüchtigen in jeder Beſchränkung gewöhnlich noch einen Mangel an Freyheit finden. Dauernde Form muß ſich erſt aus der Erfahrung und der Kenntniß der Umſtände oder aus Zwang bilden.

* *

Cardinal Wolſey pflegte zu ſagen und zu ſchreiben: Ego et Rex meus. Er mochte recht haben es zu denken, aber nicht es zu ſagen und zu ſchreiben.

* *

Frey? Freilich, wenigſtens von einer Seite, denn wir haben mehr moraliſche Freyheit als wir ertragen mögen.

* *

N. lebte bey einer alten Tante, die immerfort über die Welt ſchmählte, und auch ihn nicht ſelten zurecht wies, jedoch für ſeine leibliche Pflege ſich alle erſinnliche Mühe gab, er ſagte: Ihre Geſpräche ſind zwar nicht nach meinem Geſchmack, aber ihr guter Wille iſt ſehr nach meinem Geſchmacke. Gott verlangt ja ſelbſt nicht mehr von uns als guten Willen, wie ſollten wir uns unterſtehen mehr zu verlangen! Wenn ſie nicht redet wie ich's gern höre, ſo rede ich wahrſcheinlich auch wie ſie es nicht gern hört. Sie glaubt daß ſie braver ſey als ich, und ich meyne, ich ſey geſcheiter als ſie, und das iſt alles Vanitas, vanitatum! Thaten ſind beſſer als Worte, und wenn wir einander

Gefälligkeiten erweiſen, ſo müſſen wir es mit den Worten nicht ſo genau nehmen.

* *

In der gröbſten ſinnlichen Wolluſt empfinden wir noch, daß wir mehr als Körper ſind, und in der höchſten geiſtigen Ahnung iſt noch Raum für Scepticismus.

* *

Göthe griff in den Xenien den Claudius beym Kopf an, dieß erwiederte Claudius mit einem Angriff auf's Herz, wenn er ſagt: Göthe habe als Kain ſeinen beſſern Abel erwürgt. Beyde hatten Unrecht. Göthe hätte den guten Asmus nicht dem öffentlichen Gelächter preisgeben, und dieſer, wenn er ſo ein Urtheil fällen wollte, hätte es nicht erſt nach perſönlicher Beleidigung thun ſollen.

Die Ungläubigen ſollten ſich vor Spott, und die Gläubigen vor Grimm hüthen.

* *

Warum wird Malebranche nicht mehr, hingegen Montaigne noch immer geleſen? — Daran iſt nicht nur des letztern Treuherzigkeit Schuld, die Malebranchen fehlt und fehlen mußte, ſondern weil Malebranches Metaphyſik nicht Stich hielt, wie alles was nur ein feines Gehirn ausgeſponnen hat, und wobey nur der halbe Menſch, nämlich der Kopf, beſchäfftigt iſt.

da hingegen Montaignes Philoſophie Kopf und Herz, das heißt, den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt.

* *

Samuel Johnſons beſte Freude und größte Stärke war in der Converſation. Er hatte das Genie des Raiſonnements, wobey ihm Begriffe und Wahrheiten, wozu andre nur durch mühſames zuſammengekettetes Nachdenken gelangen, gleichſam angeboren und ausgebildet in der Seele lagen.

* *

Gleim ſagt an ein paar Orten in ſeinem Briefwechſel mit Leſſing, er ſey oft in den Morgenſtunden ſo ſehr zu ſeinen Gedichten begeiſtert worden, daß er ganze Bücher davon im Kopfe gehabt und hätte ſchreiben können. Er that aber wohl, lieber auszuſchlafen; denn eine größere Leichtigkeit als gewöhnlich iſt noch keine Begeiſterung. Große Dichter reden wenig von Begeiſterung, ſie erwarten und nehmen ſie mit heiliger Scheu auf.

* *

Die Geſchichte kann nicht anders ſprechen als durch den Mund der Menſchen, und dieſe kennen theils die Wahrheit nicht immer, theils lieben ſie dieſelbe nicht immer.

* *

Dem **Guten** ſteht die Fröhlichkeit wohl an. Es gibt eine Art menſchlicher Fröhlichkeit und gutmüthiger Spaßhaftigkeit, die keinem Geſchöpfe, als dem Menſchen eigen iſt, und ſelbſt die Engel ergötzt.

* *

Da der Menſch auf Erden nie zu einem ungeſtörten ruhigen Genuß ſeines Lebens gelangt, und auch der Weiſeſte täglich mit Leiden zu kämpfen hat, da ſogar im Kampfe der Tugend ein Genuß liegt, ſo war es nicht ganz ungereimt zu ſchließen, wir ſeyen höhern Urſprungs, und das Ziel unſrer Beſtimmung liege jenſeits dieſer Erde. Haben doch auch die Alten ſchon, aus dem täglichen Leiden geſchloſſen, daß wir wegen eines Verſehens in einem frühern Zuſtande eine Zeit lang auf die Erde gebannt worden ſeyen.

* *

Die Idee von Gott entſteht nicht allein aus der Betrachtung der Werke der Natur, ſondern auch aus dem Gefühle deſſen was uns mangelt. Erſteres führt zur natürlichen, und letzteres iſt der erſte Schritt zur poſitiven Religion.

* *

Aus freyem Willen ſind wir alle abgewichen; aus freyem Willen müſſen wir alle zurückkehren.

* *

Chriſtus ſetzte bey ſeinem Abſterben ſeine Jünger zu Erben ein deſſen was er als Menſch beſeſſen hatte. Nicht Gold und Silber erbten ſie, aber die Kräfte ſeiner Liebe. Die Jünger hinterließen dieſen Schatz den Ihrigen, und dieſe hinwiedrum den Ihrigen, und ſo ſollte er noch in der Welt ſeyn; aber wo? bei Einzelnen, oder wie manches andre reiche Erbe unter der Menge zerſplittert?

* *

Mehr als einen Verſuch über die Offenbarung Johannis hab' ich ſchon geleſen, wußte aber jedes Mahl wieder was zuvor. Man rathet hin und her, und kann doch nicht errathen, was dieſe Offenbarung offenbaren ſoll. Einige behaupten, ſie ſey nur für eine gewiſſe Claſſe von Chriſten geſchrieben worden, nämlich für die unbekannten, großen, erſten, im Verborgenen ſtill aber allgemein wirkenden, von denen man noch zu Zeiten Spuren oder etwelche dunkle Nachricht antreffe; dieſen ſoll ſie den Gang des Herrn mit der Kirche enthüllen und für ſie klar ſeyn wie der Tag. Aber auch von dieſen hab' ich noch keinen geſehen.

* *

Wo der Herr nicht ſpricht, muß man der Vernunft folgen.

* *

„Laßt uns zur Freundlichkeit hingehen," pflegten die erſten Chriſten zu ſagen, wenn ſie bethen wollten. Ein freudiger Glaube iſt dem Herrn noch lieber als Gebeth.

* *

N. ſagte: wenn er eines Menſchen Grundcharakter beurtheilen wolle, ſo verſetze er ſich in Gedanken mit ihm auf eine unbewohnte Inſel, und beobachte ihn da in mancherley fingirten Fällen, Und ſo lerne er ſeinen Mann viel beſſer kennen, als im gewöhnlichen Leben, wo die moraliſche Natur weit mehr durch geſellſchaftliche Rückſichten beſtimmt, verborgen, oder gehemmt wird.

* *

Nicht entlehnte ſondern natürliche Eigenſchaften machen den großen Charakter aus. Cromwell zum Beyſpiel war kein Heuchler aus Politik, ſonſt hätte er es nicht ſo weit gebracht, ſondern die Heucheley und die tiefe politiſche Klugheit war in ſeiner Natur; er mochte oft ſelbſt nicht wiſſen, daß er heuchelte. So war auch Carls XII. ſchweigende Unerſchrockenheit nicht Vorſatz, ſondern Natur. — Es wird keiner groß dadurch, daß er ſich eine Norm vorſchreibt, in welche er ſeine Art und Weiſe gießen wolle, ſondern einzig dadurch, daß er ſich ſeiner Schwächen entledigt, und dann ſeine gute Natur ihren eignen Weg gehen läßt.

* *

Der Menſch ſoll in allem dasjenige erblicken was er ſelbſt iſt, Geiſt und Fleiſch. Wer in allem nur Fleiſch, das iſt natürliche phyſiſche Urſache ſehen will irrt eben ſo wohl als der, welcher blos nach geheimſinnigen Geiſte blickt. Die einen ſind Schwärmer nach dem Fleiſch, die andern nach dem Geiſt.

* *

Preisaufgabe: Wer iſt der berühmteſte Menſch, und wie iſt er's geworden?

* *

Durch das Geſetz wird der ſinnliche Menſch hart und hochmüthig, durch den Glauben aber ſanft und demüthig. Am hochmüthigſten jedoch ſind die, welche den Glauben zum Geſetz erheben.

* *

Je mehr des Guten und Schönen in einem Menſchen vereinigt iſt, deſto vollkommner iſt er. Eine vorzügliche Eigenſchaft allein gibt dem Menſchen noch keinen beſondern Werth, und wenn er dieſelbe auch in ihrer Vollkommenheit beſäße. Die Seelenkräfte müſſen bey dem vollendeten Mann wie ein Saitenſpiel in lieblicher Harmonie erklingen, und nicht eine Saite allein ſoll ſo hart geſpannt ſeyn, daß ſie die andern alle überſchreyt.

* *

Leute von kleinem Verſtande, die anſtellig und pfiffig ſind und wohl ſchwatzen können, wiſſen manchmal zu ihrem großen Triumphe Leute von großem Verſtand in Kleinigkeiten zu hintergehen, blos weil dieſe weniger mißtrauiſch ſind und das Benehmen der Pfiffigen mehr mit Mitleiden als mit Erwägung anſehen. Daher werden dieſe kleinen Leute von dem Pöbel gewöhnlich für die geſcheidtern gehalten und geprieſen; wiewohl ſie zu großen Dingen untauglich ſind.

* *

Wenn es ein Ungefähr gibt, ſo iſt das ein ſeltſames, daß der letzte Römiſche Kaiſer, gleich den Stiftern des Römiſchen Reichs, Romulus Auguſtulus hieß; und daß der letzte griechiſche Kaiſer, gleich dem Stifter des orientaliſchen Kaiſerthums, Conſtantinus genannt wurde.

* *

Die Kraft nachzudenken, oder fortgeſetzte abſtrahirende Attention auf Einen Gegenſtand, iſt nicht jedem gegeben. Es iſt eine große Gabe, aber nicht die größte; ſchnelle Intuition iſt mehr.

Man geht durch das Nachdenken oft von der Wahrheit weg, ſtatt ſich ihr zu nähern.

* *

N. betritt mit Anſtand die Heerſtraße der Trivialität, und zwingt ſich zum Mitleiden gegen die, welche den Fußſteig der eigenthümlichen Wahrheit lieber haben.

* *

Auf das was ſich Erzieher verbindlich machen, den Kindern beyzubringen, iſt keine vorzügliche Rückſicht zu nehmen. Wenn nur der Mann einen guten Willen hat, und kein Narr iſt (Pſ. 14. 1.), ſo mag er die Kinder lehren was er will, Philoſophie oder Heraldik, Mathematik oder Exerciren; iſt es auch nicht gleichviel, ſo bleibt doch der **Segen** nicht aus.

* *

Jeder Menſch hat den Geiſt des Oſtracismus in ſeinem Herzen — glaub' ich irgendwo geleſen zu haben.

* *

Gott hat uns Freyheit gegeben, damit müſſen wir uns helfen und rathen. Was nicht im Bezirke unſers freyen Willens liegt, dafür ſorgt Er.

* *

In jeder Religion, auch bey den abergläubigſten Ceremonien, iſt doch die ſich demüthigende Menſchheit gegen ein unſichtbares, mächtigeres Princip, gegen einen Gott, ſichtbar.

* *

Wer ein Knecht Gottes iſt, iſt kein Knecht der Welt.

* *

Aus der Geſchichte Heinrichs von Melchthal in Unterwalden, dem der Landvogt Landenberg die Ochſen vom Pfluge wegnehmen ließ u. ſ. w., könnte wohl auch der Schluß gezogen werden, die Oeſtreichiſche Regierung habe die gute Abſicht gehabt, den Ackerbau in dieſem Lande ſo viel möglich zu hindern, und die Viehzucht und das Hirtenweſen, als demſelben vortheilhafter, zu befördern. Daher dieſer landvögtliche Strafernſt, wobey allerdings despotiſche Willkühr unterlief, und von den damahligen Bauern nicht gelitten wurde.

Wir wiſſen die Geſchichte jener Zeiten nur aus dem Munde der ſiegenden Partey.

* *

E. ein häßliches Neſt; allerdings. Man muß aber keinen Ort verachten, wovon man nicht weiß, wie viel Gerechte darin ſeyn mögen.

* *

Frage: Wo nimmt der König all das Geld her? Antwort: Frage die Unterthanen!

* *

Italien. — „Wir ſuchen einen günſtigern Himmel" hörte ich in Genf einen deutſchen Profeſſor, der mit ſeiner jungen etwas akademiſch-phantaſtiſch angezogenen Frau nach Italien ging, ſagen. Einen günſtigern Himmel? Darunter hätte man ehemals ein günſtigeres Schickſal, verbeſſerte Glücksumſtände verſtanden; jetzt muß man es wörtlicher nehmen, es heißt;

„unſre Seelen ſind ſo zärtlich und fein geſtimmt (er war ein dicker, ſtämmiger Weſtphälinger und ſie ein blühendes Weibchen das Kinder daheim hatte), und ſo vorherrſchend iſt in unſerm Geiſte die Liebe zum Schönen, daß uns der graue trübe Himmel des Vaterlandes erdrückt, wenn wir uns nicht Luft machen in den ewig klaren Gefilden Heſperiens." — Dieß iſt nicht die Sprache der Vaterlandsliebe und der Wahrheit. Kann man nicht das eine lieben ohne das andre zu verachten? Mehrere Deutſche kannte ich, die bey einer zweiten Reiſe nach Italien froh waren, nach Hauſe kehren zu können. Es iſt damit, wie mit einem Kurorte, wo es einem das erſte Mahl auch am beſten gefällt, und am beſten hilft.

* *

Eiferſüchtige Frauen, ſagt man, ſeyen am leichteſten zu verführen.

* *

Wenn eine Weibsperſon die andre mit Bitterkeit tadelt, ſo hat gewöhnlich die Getadelte nebſt den Fehlern einige Vorzüge, die der Tadlerin abgehen; oder dieſe will das Bewußtſeyn eigner Fehler mit dem ſcharfen Tadel beſchwichtigen und decken.

* *

Die Weiber wollen herrſchen, und daher geben ſie ſich wenig Mühe mehr mit dem den ſie ſchon bezwungen haben; aber der Unbezwungene iſt das Ziel nach dem ſie ihre Pfeile ſchießen. Sie ſchießen alle; nur die Eine merkbarer als die Andre. Freylich thun das die wenigſten mit deutlichem Bewußtſeyn (die ſolches thun ſind kokett), ſondern es iſt ſo ihre natürliche Art, ein dunkles Begehren. — Wer aber am meiſten über die Weiber vermag, iſt der, der ihnen wie guten Kindern ſchmeichelt, ohne von ſeiner natürlichen Würde etwas zu vergeben, und hauptſächlich ohne die mindeſte Concupiscenz merken zu laſſen.

* *

Die Weiber ſind gewiſſenhafter als die Männer — nur in ihren eignen Angelegenheiten nicht.

* *

Weiber lieben allerdings die Reinlichkeit mehr als die Männer; aber perſönlich zeigen ſie dieſe Eigenſchaft doch mehr im Einzelnen als im Ganzen.

* *

Was iſt eitler als ein junges Frauenzimmer? ſeufzte die Muhme.

Ein altes; erwiederte die Nichte.

* *

Weiber leben zu viel in der ſinnlichen Gegenwart um dem abſtracten Begriff der Freundſchaft ein Genügen leiſten zu können; ſie ſind zur Liebe gebildet; aber,

eundſchaft muß gewöhnlich mit ein wenig phyſiſcher
igung tingirt ſeyn, um haltbar zu werden; dann
r iſt ſie oft dauerhafter als Männerfreundſchaft.
atoniſche Liebe iſt allerdings ein ſchöner Gedanke,
deſto achtungswürdiger, weil ſie in der Wirklich-
etwas ſelten vorkommt.

* *

Das Anerkennen der männlichen Uebermacht iſt
weiblichen Geſchlecht angeboren. Einen entſchloſ-
en Mann, wäre er auch noch ſo häßlich, wird ein
ib nie auslachen, ſo lange er nämlich Mann bleibt,
ſich keine Schwachheiten zu Schuld kommen läßt.
r ſie lauren auf Schwachheiten an dem Starken;
weh ihm alsdann, je ſtärker er iſt.

* *

Hübſche Weiber machen Anſpruch zu gefallen,
heißt, ſie ſind froh über mehrere Anbether, und
he aufmunternd, ohne jedoch ſobald näher eintreten
wollen. Jede hat zwar ein Liebes, aber wehe dem
fältigen, der lockende Aeußerungen einer ſchönen
n für gegenſeitige Neigung hält! Sie wollen nur
Gefolge vergrößern.

* *

So wie es Männer gibt, die ſich mit Leib und
le ſtellen dürfen, und doch ſelbſt bey edeln nicht ge-
aen Weibern luſtigen Windbeuteln nachſtehen müſ-

ſen, ſo gibt es auch hinwiederum Weiber von Sittſamkeit und zarter Schönheit, die manchmal einer lebhaften Coquette zu gefallen, vernachläſſigt werden. Die Sinnlichkeit hat ihre eignen Motive, die nicht von hoher Abkunft ſind, und ſinnlich ſind wir ja alle.

* *

Komme den Weibern nicht zu nahe; ſie ſind ſchwach zum Widerſtande und ſtark zur Verführung.

* *

Romane machen die Weiber affectirt, das iſt, ſie bringen dieſelben aus ihrer Natürlichkeit.

* *

Auf eine unvermuthete Frage wird ſelten eine mit der Wahrheit antworten.

* *

Wo ſich zu viel Charakter, zu viel unbeweglicher Schnitt in einem Geſichte findet, da iſt Mangel an Geiſt.

* *

Es gibt Formen der Größe und der Geiſtigkeit, die leer von Größe und Geiſt ſind, bloße Formen: quanta species, ast cerebrum non habet! Hingegen gibt es auch gemeine Bildungen, über die der Geiſt in vollem Maaße ausgegoſſen iſt.

* *

Es gibt Leute, welche die nämliche Geſichtsform haben, ohne ſich ähnlich zu ſehen; und hinwiederum andre, die ſich ähnlich ſehen, ohne Gleichheit der Geſichtsform, da liegt die Aehnlichkeit blos in den Mienen.

* *

Man muß im Zurechtweiſen der Kinder über blos naive Einfälle, wenn ſie ſchon etwas zu derb ſind behutſam zu Werke gehen, ſonſt werden ſie bald ſchüchtern. Noch weniger aber muß man ſolche Einfälle in ihrer Gegenwart lobend belachen, ſonſt wollen ſie witzig werden, und werden albern.

* *

Das leichteſte Mittel den Kindern die Schüchternheit zu benehmen, iſt wenn man keine Notiz davon nimmt, ſie nicht darüber zurecht weiſet, nicht aufzieht, ſondern ſie unbefangen und ſanft behandelt, als wäre gar keine Schüchternheit vorhanden. Das geringſte Merkenlaſſen erſchreckt ſie noch mehr.

* *

Biſchof Ulrich von Augsburg ſcheint auf das Gebeth unmündiger Kinder, das man heut zu Tage nicht mehr will gelten laſſen, eine große Kraft gelegt zu haben. Denn als die Stadt im Jahre 973 von den Hunnen belagert und aufs Aeußerſte gebracht war, ließ er die Belagerten einen Ausfall thun, und ließ die Unmündigen und Säuglinge durch ihre Mütter in die

Kirche bringen, und auf den Altar und den Boden hinlegen, um mit ihrem Geſchrey ſein Gebeth zu vermiſchen. Die Feinde mußten abziehen. — Wer will kann daran zweifeln; das iſt aber eine von den Geſchichten die durch ihre Naivetät wahr ſind.

* *

Es iſt ſelten der Klugheit gemäß, den Knaben die Wahl ihres Berufes ſelbſt zu überlaſſen, wofern nicht ein ausgezeichnetes unverkennbares Talent vorhanden iſt. Die Eltern ſollen die Anlage ihrer Kinder beſſer kennen als ſie ſelbſt, und deutlicher unterſcheiden können zwiſchen vorübergehender Neigung und beharrlicher Fähigkeit. Das jugendliche Gemüth wird gewöhnlich durch ſinnliche Eindrücke geſtimmt, und die meiſten Knaben pflegen den Beruf oder das Handwerk eines Mannes, den ſie gerade in einem vortheilhaften oder behaglichen Lichte erblicken, ſogleich für einen Gegenſtand der Wählbarkeit anzuſehen.

* *

Wahrlich, Myſtiker, Pietiſten und andre Schwärmer von der beſſern Art, auch Atheiſten wie Hobbes und Spinoza, die ſich von der Welt abſonderten, ſelbſt zuweilen gefänglich Eingeſchloſſene, fanden in ihrer Stille und Eingekehrtheit, Freyheit und Freuden, die das Weltkind oder der zerſtreute Menſch ſelten erreicht oder gar nicht kennt; Tröſtungen der edelſten Art.

* *

Ich kannte einen alten Künſtler, der zeichnete in ein Stammbuch einen an den Grenzſtein ſeiner Vaterſtadt gefeſſelten Genius mit der heiligen Flamme über dem Haupt; dazu ſchrieb er: Auf dürrer Heide gedeiht kein Korn. Der arme Mann! die confuſe Idee ſeiner unentwickelten Kraft nagte an ihm; aber daran war ſeine Vaterſtadt nicht Schuld. — Unendlich groß iſt indeſſen die Zahl ſolcher Leute, die den Grund eines böſen Ereigniſſes oder einer unglücklichen Lage außer ſich ſuchen, der doch allein in ihnen liegt.

* *

Es gibt Leute die nichts geſcheites ſagen, als wenn ſie nichts geſcheides ſagen wollen.

* *

Es iſt ein wahres Wunder, und kommt mir manchmahl vor, es gehe nicht natürlich zu, wie bald der Menſch den körperlichen Schmerz vergißt.

* *

Das ewige Vergleichen zwiſchen Menſchen und Menſchen iſt mir zuwider. Vergleiche die zwey bravſten Männer, ſo muß immer einer darunter leiden. Mit Kunſtwerken iſt es eben ſo.

* *

Es gibt kleine unbemerkte Züge und Schwachheiten, ja nur Bewegungen und Laute, die den Menſchen vollſtändiger charakteriſieren als die glänzendſten Tugenden und Laſter. Es wird auch mehr heimlich Gutes und Böſes verrichtet, als das iſt ſo bekannt wird.

* *

Die eigenthümliche Geiſt- und Gemüthsart eines Menſchen iſt beſonders in ſeinen Briefen lesbar.

* *

Sey dem Menſchengeſchlecht günſtig und hold, erwarte aber dein Glück nicht von den Leuten, das iſt, von den Menſchen im Umgang; ſie ſind freundlich und hold, wenn man nicht viel von ihnen verlangt, und mit wenigem vorlieb nimmt.

* *

Weiſe iſt wer den Zweck ſeines Daſeyns kennt und erfüllt, demnach giebt es wenig Weiſe.

* *

Ein bedeutender Unterſchied der Bibel vor andern Geſchichtsbüchern iſt, daß nach ihrer Anſicht die Menſchen jeder Zeit gleich gut und ſchlimm geweſen, von dem erſten Brudermörder an bis zu Ende, das gleiche Geſchlecht. Da hingegen die weltlichen Hiſtoriker und Philoſophen, die einen die Vorzeit, die andern die Gegenwart ins Schöne mahlen, und aus Vorliebe für den oder dieſen Zeitpunct idealiſiren oder herabdrücken. Schon Plutarch hat viel zu dieſem Irrthum erſter Ar beygetragen. Die Bibel zeuget durchaus dagegen, vielleicht, wie einige meynen, in der Vorausſetzung daß metempſychoſiſch immer die gleichen Urweſen aufgetreten.

* *

Einen philoſophiſch vollkommenen Gott können wir ſehr wohl denken, aber iſt das der wahre, der Gott der Bibel, der Gott der Erfahrung?

* *

Aus dem Glauben entſpringt der Gehorſam, und aus dem Gehorſam die Frucht der guten Werke.

* *

Schon in der Art wie Gott ſein (israelitiſches) Volk regierte, liegt ein indirecter Beweis eines künftigen Lebens. Er verhieß Glück dem Gerechten, Strafe dem Böſewicht; wurde die Verheißung hier nicht erfüllt, ſo war ſie ein Fingerzeig auf dort.

* *

Wenn die Einheit Gottes eine bloße Vernunftwahrheit iſt, warum kam die Vernunft ohne Offenbarung niemals ganz rein und apodiktiſch darauf?

Weſen Gottes und Unſterblichkeit der Seele ſind auf die Offenbarung gebaut, und die Vernunft ſoll nur die Bewohnerin dieſes Gebäudes ſeyn; ſie kann es ausſchmücken, beleuchten, Vereinigung in die verſchiedenen

Gemächer bringen, aber ſie thut nicht wohl, wenn ſie das Fundament untergraben will in der Meynung eine beſſere Wohnung ſtatt der alten aufzuführen.

* *

Tugend um Gottes Willen iſt Religion, iſt des Menſchen Beſtimmung. Ich wüßte mir keine freudenloſere Zeit zu denken, als wo man die Tugend bloß um ihrer ſelbſt willen ausübte.

* *

In der Schrift ſind uns die Begebenheiten erzählt, wie ſie ſich in den Augen des Himmels darſtellen, und von den himmliſchen Mächten geleitet werden. In unſern Geſchichtbüchern hingegen erzählen wir die Ereigniſſe, wie wir ſie mit unſern menſchlichen Augen anſehen, oder mit unſerm Verſtande deuten. Wie wir alſo heut zu Tage die bibliſchen Erzählungen nach menſchlicher Anſicht drehen und moderniſiren, ſo ſollte man billiger Weiſe auch zugeben, daß die moderne Geſchichte einer altbibliſchen Anſicht und Darſtellung, verſchieden von der neuen Art und Kunſt, empfänglich ſeyn werde.

Darin aber haben die Vernunftweiſen Unrecht, daß ſie behaupten, dieſe unſre rationaliſirte Vorſtellungsart ſey allein die wahre, und die göttliche des Alten und Neuen Teſtaments ſey nur Bequemung an den Volkglauben, morgenländiſche Manier, oder gar wohlgemeinte Täuſchung.

Providenz iſt doch wohl nichts anders als ein leitender Gott, und ein ſolcher muß doch ganz anders blicken und wirken, als wir uns denken können. Findet ſich nun wirklich ein Geſchichtbuch, worin dieſer Gott zu verſtehen gibt, welcher Art ſeine Anſicht des menſchlichen Weſens und Waltens ſey, ſo wollen wir ihm lieber auf ſein Wort glauben, oder wenn wir dem Worte nicht glauben wollen, es lieber ſtehen laſſen wie es iſt, als überklug daran mäkeln und meiſtern. Vielleicht behält das unverfälſchte Wort am Ende doch Recht.

* *

In allem Böſen verſucht werden; und alles Böſe verſuchen.

Das eine fand bey Chriſto ſtatt; das andre bey uns.

* *

Die heilige Schrift iſt eine Geſchichte der Menſchen nach der Anſicht Gottes, und eine Geſchichte Gottes nach der Anſicht der Menſchen.

* *

Die Propheten Iſraels mußten ſich ganz dem Geiſte, der in ihnen lebendig ſprach, überlaſſen, und durften keinen Schritt weiter gehen, um kein Jota davon abweichen; jede Abweichung war ihnen tödtlich. Aber ſo lang ſie getreu blieben, waren ſie die erſten der Menſchen. Von dieſem göttlichen Geiſte hat jeder Menſch einen Funken in der Bruſt, freylich meiſt in unendlich kleinerm Maaße, als jene erhabenen Männer. Horchen auf ſeine Stimme, und ihr unverwandt folgen, iſt die erhabenſte aber auch ſchwerſte Pflicht der Menſchheit. Aber ſchwer iſt es, ſich über dieſe Stimme nicht ſelbſt zu täuſchen, durch welche Täuſchung ſo viele als Schwärmer zu Grunde gegangen ſind.

* *

Die Geſchichte der Propheten Elias und Eliſa iſt eine der erhabenſten Urkunden des Alterthums, nicht nur in Anſehung des Inhals, ſondern auch des Styls, der grandioſen Einfalt der Darſtellung, des Menſchlichen bey dem Wunderbaren und Großen. — Elias hatte noch mehr von der allereinfachſten Erhabenheit; große Thaten wurden ihm zu Kleinigkeiten; er wurde für die Erde zu groß und fuhr lebendig gen Himmel, wo er kaum mehr erſtaunte.

Eliſa brachte durch ſeinen kühnen Glauben zuwege was er wollte. Alles, die ganze Natur und die Heerſcharen des Himmels ſtanden ihm zu Gebote; auch dasjenige was er in hartem Zorne verlangte, geſchah, wahrſcheinlich daß Gott den Fehler des Gerechten wieder vergüten wollte. — Aber ja, es war eben kein unterhaltender Zeitvertreib, ſo ein Prophet zu ſeyn. Auf einer harten ungebahnten Straße wurde Elias durch das Leben geführt, wo ihm gewiß oft die Fußſohlen brannten und Müdigkeit ihn tödtlich abmattete, ſo daß er ſogar einmal zu ſterben wünſchte.

Sie konnten ſo gelaſſen warten, dieſe Propheten, auf die Stimme des Herrn, und lebten inzwiſchen, bis ihnen etwas Großes zu verrichten aufgetragen wurde, in Mäßigkeit und Stille. Sie konnten von hohen welterſchütternden Thaten zurücktreten in genügſame Einſamkeit.

Da aber Verachtung des Reichthums und der Prahlerey auch noch heut zu Tage für Stolz angeſehen wird, weil Prahlerey die verdiente Geringſchätzung nicht leiden mag, ſo kömmt es daß oft die demüthigſten Menſchen ſtolz genannt werden; und das mußten ſich auch dieſe Propheten gefallen laſſen. Eliſa ſchien dem Syriſchen Feldhauptmann Naeman, der mit Roſſen und Wagen, großen Geſchenken, und in ſchmeichelhaften Aeußerungen zu ihm kam, gewiß auch ſehr ſtolz, als er ſich nicht einmahl ſehen ließ, da Naeman vor ſeiner Thüre hielt, ſondern ihm nur entbot, er ſolle ſich im Jordan waſchen.

* *

Rein menſchlich, weil tout comme chez nous, weil für alle Zeiten und Nationen paſſend, alſo wahr, und wenn es zehnmal erfunden wäre, iſt Wort und That der Sunamitin, die zu ihrem Manne ſprach: Siehe ich merke daß dieſer Mann Gottes heilig iſt, der immerdar hier durch geht, laſſet uns ihm eine kleine bretterne Kammer oben machen, und ein Bett, einen

Tiſch, Stuhl und Leuchter hineinſetzen, auf daß, wenn er zu uns kommt, er dahin ſich thue.

* *

Es muß Chriſto doch ſehr Angſt geweſen ſeyn, als er bethete: Vater wenn es möglich iſt, ſo gehe dieſer Kelch mir vorüber ꝛc. Hätte er gebethet: verſchone Vater mich mit dieſem Leidenskelche, ich vermag ihn nicht zu trinken, ſo wäre es geſchehen; aber was wäre dann erfolgt?

* *

Man muß das Chriſtenthum en gros nehmen, um ſeine Wahrheit einzuſehen, wer zuviel am Detail klügelt, wird zum Zweifler oder zum Schwärmer.

* *

Wenn ich Chriſtum in philoſophiſchen Speculationen verliere, ſo finde ich ihn wieder im alltäglichen Leben.

* *

Jeſajas. Wie vieles paßt noch auf unſre Weltgeſchichte, und wiederholt ſich darin! Eine Prophezeyung aber, die auf heutige Zeiten paßt, iſt auch für die heutige Zeit gemacht. Die Sprache des Himmels kennt weder Zeit noch Raum. Die Geſichte der Propheten waren ungleich, einige local, viele aber allgemein, und die Propheten wußten ſelbſt nicht wen das Geſicht anging. Als gottvertraute Männer erblickten

ſie

ſie etwas von den Wegen Gottes mit der Menſchheit, und erzählten was ſie geſehen. Daher ſo mancher Segen und ſo mancher Fluch, der uns treffen wird wie die Juden, die ſie eigentlich meynten.

* *

Jeremias. Es iſt hart, wie Gott den Juden, den Aegyptiern, den Babyloniern droht, und philoſophiſch betrachtet gefällt es einem nicht. Unterdeſſen war es von jeher der Gang des Schickſals, daß verdorbene Völker ſolch einen Untergang fanden, wo auch die Guten noch mit den Böſen hingeopfert wurden; ſo wie ſich dieſes ja noch heut zu Tage erweiſt. Aber warum die Guten mit den Böſen?

* *

Unter den Leiden Chriſti in Gethſemane muß nicht blos die Nähe ſeines ſchmählichen Todes, ſondern eben ſo ſehr ſein Kampf mit ſich ſelbſt in Erwägung gezogen werden, nämlich die Ueberwindung die es ihn koſten mußte, in dieſer äußerſten Verlaſſenheit ſich nicht ſelbſt zu helfen, und ſich durch die Legionen Engel, die ihm zu Gebote ſtanden, den Böſewichtern, die ihm ein ſchreckliches Ende bereiteten, zu entziehen. Wie mußte in dieſer Lage nicht das Gefühl ſeiner Uebermacht und der Freyheit ſeines Willens rege werden, denn er ſollte ja das Opfer freywillig bringen, ohne dieß wäre es kein Verdienſt geweſen, ſo daß es ihm frey ſtand demſelben zu entgehen. — Dieſe Hingebung und Verzichtleiſtung auf das Recht der Unſchuld und auf ſeine Kraft, war es was eine übermenſchliche Anſtrengung bis zum blutigen Schweiß forderte, ehe er ſagen konnte: Nicht mein Wille geſchehe!

Ueberhaupt mag ihm ſein ganzes Leben hindurch dieß Anſichhalten, im Bewußtſeyn ſeiner Vorzüglichkeit und reinen Abſicht, nicht mit den unendlichen Kräften, die in ihm lagen, hervorzutreten, ehe es Zeit und bis alles vollendet war, manchen harten Kampf gekoſtet haben, da er auch menſchlichen Anfechtungen unterworfen war. Schon beym erſten Antritt ſeines öffentlichen Lebens hatte er ähnlichen Verſuchungen zu widerſtehen. Aus Steinen Brot zu machen, durch einen Sprung von der Höhe des Tempels ſich als Gottes Sohn zu erweiſen, ein mehr als Davidiſches Reich der Zeitlichkeit für die Söhne Abrahams zu gründen, dieß waren Reize die ihn ſchon in der Wüſte anfochten, und die er überwand. Und eben dieſer ausdauernde Gehorſam, dieß Warten auf die göttliche Stimme, iſt der Stein über den auch die Heiligſten alter und neuer Zeit geſtrauchelt haben:

Als Elias den Hauptmann und die Fünfzige des Königs von Samaria zweymahl mit Feuer vom Himmel verderbte; als Eliſa den Knaben zu Bethel fluchte, daß zwey und vierzig derſelben von Bären zerriſſen wurden, waren das nicht Prüfungen ähnlicher Art, in welchen nur Jeſus Chriſtus beſtehen mochte, und die

Propheten abwichen, indem ſie die ihnen verliehene Gewalt perſönlich anwandten!

Ja, er allein beſtand die Probe, der Menſchenſohn, und ward dadurch unſer König und Herr, und geſetzt zur Rechten Gottes. Ihm ſey Ehre in Ewigkeit!

* * *

Was iſt Glauben anders als das Wahrſcheinliche wahr nennen?

* *

Gott hat guter Menſchen Art, daß Er unerwartet gibt.

* *

Die Reden der Apoſtel ſind keine auf Wohlredenheit Anſpruch machende Declamationen, ſondern einfältig kräftig ausgedrückte Sätze. Die guten Leute fallen ſogleich mit der Thür ins Haus, und eilen auf das zu kommen, was ihnen Ueberzeugung und Hauptſache war; dieſer trauten ſie eine geiſtige Wirkung zu, die nicht vom Aeußern der Worte abhängig wäre, wiewohl ihre Worte eine ganz eigne neue Art und Kraft hatten. — Daß dieſe Manier ſich erſt von ſeiner Behauptung ſelbſt zu überzeugen, und ſie dann treu und ohne Wortgepränge vorzutragen, nicht die ſchlimmſte ſey, um ſichere Wirkung hervorzubringen, zeigt ſich aus der Geſchichte des Chriſtenthums ſelbſt, und aus mancher großen Weltbegebenheit.

* *

Wer Chriſto nachahmen will, muß nicht nur ſeine Demuth, wie frömmelnde Schwärmer thun, nachahmen, ſondern auch ſeine freymüthige Wahrheitsliebe. Er war ſanftmüthig vor den Menſchen, aber demüthig nur vor Gott; und ſo ſollten wir auch ſeyn.

* *

Die Helden Homers wie viel fremder ſind ſie uns als Chriſtus und die Apoſtel! Freylich kann man ſagen, unſre chriſtliche und bürgerliche Erziehung mache uns mit dieſen bekannter und vertrauter. Aber man erzähle einem der von beyden nichts weiß, einem ruhigen Heiden oder Wilden, von Chriſtus und von Achilles; Chriſti Sanftmuth und Weisheit wird ihm lieber ſeyn, als der Zorn des Peleiden.

* *

Als Chriſtus den Tempel reinigte, trieb er die Schafe und Ochſen heraus; zu denen die Tauben feil hatten, ſagte er: traget das von dannen. Hingegen den Wechslern ſtieß er die Tiſche um, und verſchüttete das Geld. Der Geldkram war ihm demnach das verächtlichſte.

* *

Chriſtus drang darum ſo ſehr auf den Glauben weil unſer Verſtand zu kurz iſt, die Oekonomie und Vorſehung Gottes zu faſſen.

* *

Paulus ſagt, wir ſollen bethen, daß wir ein ruhiges und ſtilles Leben in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit führen mögen, denn das ſey angenehm vor dem Herrn. Hoc erat in votis.

* *

Es iſt viel dunkles und ſich zu widerſprechen ſcheinendes auch im Neuen Teſtamente, ſo daß man ſich oft des Wunſches nicht enthalten kann, noch eine Offenbarung der Offenbarung zu haben.

* *

Der, ſagt Johannes, ſey der Antichriſt, welcher läugne daß Jeſus der Chriſtus ſey; Demnach giebt es viele Antichriſten in der Welt. Viele aber ſind damit noch nicht zufrieden, ſondern behaupten, daß noch ein Fürſt der Antichriſten, ein perſonificirter Inbegriff des Antichriſtenthums in die Welt kommen ſolle, und daß dieſer Antichriſtiſſimus ein ungeheures Leiden über die arme Menſchheit verbreiten werde. Iſt das ſo nothwendig? Würde denn die Menſchheit durch ſolches Leiden vollkommner?

* *

Ein Aeon iſt eine Dauer wie ſie dem Ewigen gefällt, der keine Zeit hat noch kennt, und der dieß Wort allein brauchen darf. Wir Menſchen ſollen nichts von Aeonen oder Ewigkeiten ſchwatzen, weil wir den Begriff nicht faſſen, und für einmal in die Zeit hineingezwängt, und uns Jahre, Tage, Stunden und Augenblicke angewieſen ſind.

* *

Man hat apodiktiſche Beweiſe der chriſtlichen Religion aus der menſchlichen Natur, die nicht zu verachten ſind; ob ſie aber ſo entſcheidend ſeyen, daß das zu erweiſende unmittelbar aus den Gründen folge, ſteht noch dahin. Es bleibt doch immer dabey, wenn unſre Vernunft in zu enge Schranken eingeſchloſſen iſt, als daß ſie die chriſtliche Religion ganz verwerfen könnte, ſo kann ſie aus eben dieſem Grund ſelbige auch nicht ganz beweiſen. Und ſo wenig ein Chriſt ohne unmittelbare göttliche Offenbarung mit gutem Gewiſſen ſagen kann, er ſey vollkommen von ſeinem Glauben überzeugt, denn Ueberzeugung und Glaube iſt nicht daſſelbe, ſo wenig kann es ein Philoſoph von ſeinen Vernunftſchlüſſen ſagen, wenn ſie auch alle an die ſchönſte Kette gereihet ſind, es bleibt immer ein kleiner geiſtiger Zweifel (wenigſtens bey dem Meiſter, wenn auch nicht bey dem Schüler) an ſeine Schlußfolge zurück. Eben unſre Natur ſtellt uns immerfort in einen Nebel der Illuſion, durch welchen uns nur für Augenblicke der Sonnenſtrahl der Wahrheit zu erblicken gegeben iſt, ſo daß wir größtentheils ſo gut wir können nur in dieſem Wahrſcheinlichkeitsnebel herumtappen müſſen; daher auch manche, die einſt groß thaten, am Ende geſtanden, daß ſie nichts wiſſen.

* *

Die erſten Chriſten hatten noch keine Evangelien, keine Epiſteln, wenig hiſtoriſche Kenntniß, als was ihnen die Apoſtel erzählten; die Gläubigen aus den Heyden waren auch mit dem alten Teſtamente unbekannt; deßwegen fanden es die Apoſtel für nöthig, den Neubekehrten den heiligen Geiſt mitzutheilen, um ihnen dadurch für das Weſentliche und die Kraft der neuen Lehre einen ſchnellempfänglichen Sinn zu erwecken.

* *

Aus dem Glauben fließen die guten Werke, daher iſt der Unterſchied zwiſchen beyden eben nicht groß; nur daß dem Glauben als der Quelle der Vorzug vor dem Abfluß der Werke gebührt.

* *

Wird unſer Leben im Himmel aufgeſchrieben, ſo kann es nur nach Einem Maasſtabe geſchehen nämlich nach unſrer Annäherung oder Entfernung von Gott. — Wenn wir in dieſen Büchern einmahl die Geſchichte unſrer Zeiten leſen, wie werden wir erſtaunen über die Wahrheit, die uns unſer innre Sinn in beſſern Momenten zwar zugeflüſtert, wir aber zerſtreut und leichtſinnig außer Acht gelaſſen haben!

* *

Verſuchungen, böſe Gedanken und Einbildungen, Träume die uns plagen, Tollheit ꝛc. wurden vormahls allgemein böſen Geiſtern oder dem Teufel zugeſchrieben, von den Kirchenvätern an bis zu Luther incluſive. Ja viele alte Heiligen glaubten ſogar mit eignen Augen zu ſehen, wie dieſe Dämonen ihr Spiel mit dem unbehutſamen Menſchen trieben. Den Namen Chriſtus anerkannten ſie für ein Mittel, den Böſen zu verjagen. Iſt es nicht mehr ſo, ſo war es entweder niemals ſo, oder man weiß ſich ſonſt zu helfen.

* *

In **Fenelons Oeuvres spirituelles** wird dem Quietismus auf eine anziehende Weiſe gehuldigt, und er macht in ſeiner Gottesergebenheit manche vortreffliche Bemerkung. Sein Styl wird zuweilen durch übertriebene Devotion langweilig und traurig.

Am wenigſten gefallen mir die Briefe, wo er einer devoten Dame, die ihm beſtändig ihren Kampf wider Fleiſch und Welt klagt, einen **Cours de Quietisme** beyzubringen ſucht. Hätte er nicht beſſer gethan ihr zu ſagen: **Ora et labora**, halte dein Hausweſen in guter Ordnung, kämme und lehre deine Kinder, und mache deinem Manne durch Munterkeit das Leben ſüß; das ziert ein Weib, und gefällt Gott dem Herrn beſſer als Nachahmung der Madame Guyon.

* *

Der Altvater Paſtor ſprach: „du wirſt mit Stille„ſeyn alle Arbeit und Anfechtung, die dich überfällt, „überwinden.“

* *

Alle heimliche und verbotene Wiſſenſchaft raubt dem Menſchen das ruhige Gemüth und den freyen Willen.

* *

In einem alten Abendliede heißt es:

Tröſt die ſind in Leid geſetzet,
Deren Elend elend iſt,
Deren Bett das Weinen netzet,
Deren Herz der Kummer frißt.

Welches neue hat eine ſchönere Strophe?

* *

Es ſind die letzten Zeiten, hat es ſchon bey den Apoſteln geheißen, und jeder Recht- oder Irrgläubige, der mehr wiſſen wollte als andre, ſprach es ihnen nach. Man könnte ein dickes Buch mit allen ſich darauf beziehenden Verheißungen, Drohungen und Erwartungen anfüllen, denen auch Luther noch ſich anſchloß. Selbſt ſpäter noch bezeugte Zinzendorf „daß er Hoffnung habe, „Gott werde in den letzten Zeiten, welche bevorſtehen, „etwas Beſonderes thun, viele Zeugen Jeſu würden „mit dem heiligen Geiſt erfüllt, und dem Heiland aus „allerley Volk viele Seelen zugeführt werden ꝛc. Dieſe Glaubenszunftſprache, die Zinzendorf ſehr inne hatte, hat ſich auch ſeitdem noch wiederholt, und nie, wenigſtens ſichtbar nicht, beſtätigt.

* *

Das Buch von der Nachahmung Chriſti iſt eigentlich für einen angehenden Religioſen geſchrieben, und macht ſo den Weg zum Himmel etwas enge; gleichwohl fanden es auch ernſte Weltleute von jeher anziehend und brauchbar; denn unter ſeine großen Verdienſte gehört die hohe Einfalt in weiſen Sprüchen, die gewiß nicht wenig dazu beygetragen haben, dem Buche über zweytauſend Ausgaben zu verſchaffen. Man darf nur, wenn man lieber will, ſtatt des Namens Jeſu, Tugend oder Wahrheit oder ein ähnliches Abſtractum ſetzen, ſo hat man die reinſte Sittenlehre des weiſen Alterthums, ſo ſicher und feſt ausgeſprochen, wie wir ſie bey Seneca, Publius Syrus und Andern finden.

Die Weisheit liebt die Einfalt, ja die Einfalt iſt einer ihrer Beſtandtheile, ohne den ſie nicht Weisheit wäre. Darum hieß Chriſtus ſeine Jünger klug und einfältig, das iſt, weiſe ſeyn.

* *

Wenn Chriſtus dem Meere, dem Wind und Wetter, den Krankheiten und den Bäumen Befehle geben konnte, ſo muß es eine geiſtige Influenz auf dergleichen natürliche Erſcheinungen und Bewegungen geben; aber ſie iſt für uns gewöhnliche Menſchen verdeckt und ohne Anwendung.

* *

Haſt du dich vielleicht zu lange mit Chriſti Göttlichkeit beſchäftigt, ja oft geplagt, weil du ſie doch nicht ergründen kannſt, ſo ruhe aus bey des Nazareners Menſchlichkeit, ſie iſt ſpiegelhell und rein wie friſcher Schnee.

* *

Gottes Gerichte ſind unter den Gerichten der Menſchen verborgen.

* *

Gott zeiget dem Sünder oft deutlicher, daß er ihn liebe, als dem Gerechten.

* *

So viele Fromme ſehen den Finger Gottes nur in dem Unglück andrer; ſobald das Geſchick ſie ſelbſt unangenehm berührt, aus iſt das Wunder.

* *

Gott wohnt in einem unzugänglichen Lichte, er will immer etwas verhüllendes um ſich haben, damit im Himmel wie auf Erden ſich der Glaube mit dem Gehorſam paare.

So wie man in Chriſto die Kraft nicht ahnete die in ihm war; ſo wie alle guten Menſchen mehr ſind als ſie ſcheinen, ſo auch Gott. Daher die Verblendung Lucifers.

* *

Die Lehre des Manes iſt eine Verſchmelzung perſiſcher und chriſtlicher und jüdiſcher Theologie, unternommen von einem eiteln Schwärmer (die meiſten Schwärmer ſind eitel), welcher glaubte, er könne mit ſeinem Verſtande wie mit einem ſichern Lichte in die Geheimniſſe dieſer Religionen hineinleuchten, um ſie zu erklären und zu verbinden, und daraus eine neue Religion zu ſtiften.

* *

Die göttliche Weisheit handelt immer auf doppelte Weiſe; zuerſt im Allgemeinen nach den Geſetzen, dann im beſondern nach der Gnade.

* *

Es freute mich im Leben Zinzendorfs von Spangenberg zu leſen, daß er einen Herrengang gehabt und ſein Haupt emporgetragen und kaum auf den Weg geſehen habe. Wäre er mit geſenktem Haupte davon geſchlichen, und hätte geſucht jedem Steinchen im Wege auszuweichen, ſo würde er bey ſeinen mancherley liebſamen Tändeleyen kaum als der heroiſche weitwirkende Mann anzuſehen geweſen ſeyn. Aber es heißt im Gegentheil von ihm: „Man konnte ſeine Fußreiſen nicht „ohne Mitleid anſehen, indem er überall in Gedanken „und ſehr geſchwind ging, und nicht nur auf Stock „und Stein trat, ſondern auch überall anſtieß; ſo daß „er bald Blaſen an den Füßen bekam, ja ſie manchmal ſo zurichtete, daß man ſie aufſchneiden mußte."

* *

War Zinzendorf auch im Irrthum, ſo erſcheint er doch im Ganzen als ein bedeutender genialer Mann, eine merkwürdige Ausgabe vom Menſchen. Und was war ſein Irrthum? Er hielt Chriſtum für das Ideal der Menſchheit, alſo für einen Gott, und glaubte ihn beym Worte nehmen zu dürfen.

* *

Ein Fehler von Zinzendorf war ſein ewiges Liederdichten, ſein Hinſchreiben von gottesfürchtigen Reimen, wie ſie ihm zu Haufen in die Feder floſſen. Es gab freylich mitunter preiswürdige Verſe, wie ſich von einem ſo geiſtreichen Manne erwarten läßt, aber die meiſten ſind doch ungemein geſchmacklos. Er hat auch ſeiner guten Sache dadurch mehr geſchadet als genützt, indem dieſe Lieder wegen ihrer tändelnden Unart viele auch nur einiger Maaßen gebildete Leſer von ihm müſſen zurückgehalten haben. Die Bibel ſpricht oft mit großer Einfalt, aber niemals kindiſch, noch weniger abgeſchmackt.

* *

Als einer ſagte: „Was brauch' ich Chriſtum, ich weiß ja ſonſt was ich zu thun habe! Er lehrte Moral und Geheimniſſe; nun iſt aber die Moral ſchon lange vor ihm rein genug für das ſchwache Menſchengeſchlecht gelehrt worden, und Geheimniſſe, was ſollen mir dieſe? Was können Gott und Menſchen mehr von mir fordern, als daß ich ſittlich gut ſey? Wären die Geheimniſſe, die er vor 1800 Jahren kund that, wahr und mir zuträglich, ſo müßte er als Erlöſer des Menſchengeſchlechts auch mir ſelbige klar und glaubwürdig machen. Wie kann man aber verlangen, daß ich etwas für wahr und abſolut nothwendig zum Heil annehme, was ſchon durch ſo viele Jahrhunderte theils widerſprochen theils mißverſtanden worden iſt, und Anlaß zu ſo viel Krieg und Ungerechtigkeiten gegeben hat? konnten die Heiden weiſe ſeyn ohne ihn, ſo will ich es auch verſuchen." — Auf dieſes alles und noch mehr gab Zinzendorf nichts zur Antwort als: Jeſus Chriſtus, mein Herr und mein Gott! und ging von dannen. Der Gegner aber zuckte mitleidig die Achſeln, doch ſchien ihm die Antwort nicht recht zu ſeyn, denn er erzählte ſie nicht weiter.

* *

Eitelkeit und Beruf zu göttlichen Thaten beſtehen nicht beyſammen. Eitelkeit verunreinigt das Herz mit allerley Begierden, und Gott ſieht bey der Freundſchaft, die er mit einem menſchlichen Herzen macht, vorzüglich auf Reinheit.

* *

Wir wähnen immer, es gehe im Himmel zu wie auf Erden, und wenn Gott Belohnung oder Strafe verhängt, ſo müſſen dieſe auf eine in die Augen fallende ungezweifelte Art erfolgen, ſo wie wir es von unſern Obrigkeiten ſehen, zu Zucht und Frommen deſſen den es trifft, und zum lehrreichen Beyſpiele oder Behagen für die Zuſchauer. Das iſt aber nicht Gottes Manier; ſelten oder niemahls ſehen wir den Moment der Erfüllung, wir erblicken oder erfahren nur etwas von der Folge. Selig iſt wer den Finger des Herrn erkennt, und nicht mißdeutet!

* *

Man vergißt das Gebeth gewöhnlich da zuerſt, wo es am nöthigſten iſt, nämlich in Verſuchungen.

* *

Nichts iſt gefährlicher für die Wahrheit, als wenn wir die Geheimniſſe Gottes, die uns ſeine Offenbarung oder beſondere Gnade zu erkennen gibt, mit allzugläubiger Dienſtfertigkeit durch unſern Verſtand noch mehr beleuchten wollen. Die gläubige Metaphyſik führt noch auf gefährlichere Abwege als die ungläubige. Was für grundloſe Weitläuftigkeiten ſind nicht über die Unterſuchung der Natur Chriſti und dergleichen gemacht worden! In der beſten Meynung der Religion einen Dienſt zu erweiſen ſchaden ihr ſolche Disquiſitionen am allermeiſten. So entſtand im vierzehnten Jahrhundert ein weitläuftiger und heftiger Streit unter den Griechen über die Frage, ob das Licht worin Chriſtus auf Tabor glänzte, ein erſchaffenes oder unerſchaffenes Licht geweſen ſey? — Gott will nicht daß man räſonnire, wo der Verſtand ſchweigen ſoll; es gibt noch andre Erkenntnißmittel als den Verſtand. Unſre beſchränkten Formen der Meditation reichen nicht hin, das Ewige zu ergründen; wir können nicht auf einer faulen Leiter mit wenig Sproſſen in den Himmel ſteigen. Der Verſtand iſt an die Naturgeſetze gebunden, und dieſe ſollen der eigentliche Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen ſeyn; die Geheimniſſe ſind Gegenſtände der Offenbarung, deren Erkenntniß von Gottes Gnade abhängt. Jede Offenbarung aber iſt nach der geiſtigen Natur deſſen modificirt, der ſie empfängt. Mancher hat auch ſchon eine Erkenntniß empfangen, die er wieder dadurch verdarb, daß er ſie durch ſein beſchränktes Räſonnement beleuchten wollte.,

* *

Ein Irrthum iſt es, zu glauben, man könne mit kunſtrichterlicher Würde ganz gravitätiſch vom Unglauben zum Chriſtenthum übergehen; und Affectation iſt es, wenn einer ſagt: Ich habe nun alles geprüft, für und wider, gar ſorgfältig, und finde in Folge meiner methodiſchen Unterſuchungen, daß die Wahrheit in dem Chriſtenthum enthalten ſey, daher will ich ein Chriſt ſeyn. — Nein, ſo vornehm kömmt man ſchwerlich über die Schwelle des Evangeliums für arme Sünder, welches das Chriſtenthum ausmacht. Es will von Heil- und Troſtbedürftigen geglaubt, und nicht vom kritiſchen

Hochgeſchmack aus philoſophiſcher Gnade angenommen werden.

* *

„Führ' uns nicht in Verſuchung" ſagt das Gebeth ganz richtig, denn wir ſind bey weitem nicht ſo ſtark als wir glauben. Es gibt Verſuchungen denen auch der Heiligſte nicht widerſtehen kann, Situationen worin er jämmerlich verſinken müßte, wenn Gott nicht hülfe. Und eben in der Beſeitigung der Verſuchungen mag Gottes Hülfe am ſtärkſten und öfterſten wirkſam ſeyn, aber ſie iſt unſichtbar und nicht zu ergründen; doch Spuren findet jeder wenn er will, auch der Böſe.

* *

Daß die äußere chriſtliche Kirche heut zu Tage nicht mehr viel gilt, oder verachtet wird, was ſchadet das? Es muß ſo ſeyn, es iſt recht, ſie hat lange genug geherrſcht, durch alle Confeſſionen, und zwar ſo, daß der Teufel oft ſelbſt das größte Wohlgefallen daran hatte. Sie ſollte aber nicht herrſchen wollen, ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt. Vor Conſtantinus M. waren die Chriſten viel beſſer als unter und nach ihm. Durch Leiden und Verfolgung bildet ſich der wahre Chriſt. Es gibt keinen Statthalter Chriſti auf Erden, als den der ſein Kreuz auf ſich nimmt, und durch die Verachtung der Welt ihm gläubig nachfolgt.

* *

Der Stifter der chriſtlichen Lehre ſetzte einen großen Werth auf das Wort; an mehrern Orten empfiehlt er Klugheit und Kürze im Reden. Vermuthlich darum weil die Sprache ein ſo groſſer Vorzug iſt, den wir vor andern Geſchöpfen haben, dem wir Ehre machen ſollen, und weil durch die Sprache alles Gute und Böſe veranlaßt wird, da wir Freyheit haben zu ſagen was wir wollen, und es eben der Gebrauch dieſer Freyheit ſeyn wird, von dem ein Theil unſers künftigen Gerichts, wie er ſelbſt ſagt, abhangen wird.

* *

Selig werden möchten wir alle, und werden es dereinſt wohl auch werden; ob es aber über kurz oder lang geſchehen ſolle, das hängt von uns ab. Ein weiſer Gebrauch der Augenblicke in dieſem Leben kann die Seligkeit vielleicht um Jahrtauſende beſchleunigen. Auch geht die Seligkeit ſtufenweiſe, und fängt an, wo unſer Befinden jenſeits beſſer iſt als dieſſeits.

* *

Es liegt am Tage, daß Chriſtus ſeine Offenbarung ſo geartet hat, daß nicht jedermann unbedingt glauben muß, ſondern auch dem freyen Willen des Menſchen noch Raum gelaſſen iſt; und ſo müſſen ebenfalls die Erfüllungen ſeiner und der Apoſteln Weiſſagungen analogiſch eben denſelben Charakter haben. Es geht alles im gleichen Geiſte conſequent fort von der Verkündigung Mariä an bis auf die gegenwärtige Zeit. Vernunft und Glauben müſſen ſich immer die Hände bieten; eines kommt ohne das andre nicht fort oder geht zu weit. Es iſt alſo eine falſche Vorſtellung, anzunehmen, jene lehrenden Vorverkündigungen ſeyen nur ſo lange dunkel bis ſie erfüllt ſind, oder man dürfe von den göttlichen Weiſſagungen laute und öffentliche, glänzend in die Augen fallende Bewährung erwarten. Nicht glänzende, ſondern ſtille geiſtige, in Schatten der Demuth verhüllte Kraft iſt und bleibt die Eigenſchaft des Chriſtenthums und ſeiner Propheten und Apoſtel. Weiſſagungen ſind erfüllt worden, erfüllen ſich noch, und werden erfüllt werden daß kein Jota daran mangelt, ohne daß der Weltſinn es merkt oder merken will. Wer aber aufmerkſamen Glaubens iſt, der merket es und hat ſeine Luſt daran; und wer Ohren hat zu hören die Weiſſagungen, der hat auch Augen zu ſehen ihre Erfüllung.

* *

„Warum iſt Chriſtus in die Welt gekommen?

Die Sünder ſelig zu machen.

„Wie werden denn die Sünder ſelig?

Durch den Glauben an Ihn.

„Wenn aber einer ſein Lebtag nicht an Ihn glaubt?

Darauf antworten die Orthodoxen: Deſto ſchlimmer für ihn. — Die Gläubigen: Die letzten

werden die erſten ſeyn. — Und die Vernünftigen:
Was weiß ich? —
Welche haben Recht? Vielleicht alle Drey.

* *

Wie man ganz gläubig oder ganz ungläubig ſeyn könne, beydes iſt ſchwer zu begreifen, und darum auch ſchwer zu finden.

Ganz gläubig. — Müſſen uns nicht häufige Zweifel aufſtoßen gegen die fortdauernde Herrſchaft Chriſti, wenn wir ſein verheißenes baldiges Kommen mit ſeiner langen Abweſenheit vergleichen; wenn wir ſeines ſo wenig merkbaren poſitiven Einfluſſes gedenken, und ſeines kleinen wirklichen Reiches, da die Zahl derer ſo gering iſt, die vollkommen und ganz nach ſeinen Wünſchen an ſein Wort glauben und darnach thun; da die Welt mit hunderttauſend Ungläubigen, Gleichgültigen, oder Afterdienern gegen Einen Gläubigen angefüllt iſt; da das Böſe (der Teufel) noch Macht zu haben ſcheint wie vorher, und die Glaubenslehre oft noch ſchändlicher mißverſtanden und mißbraucht worden iſt und noch wird, als der Unglaube.

Ganz ungläubig. — Bey allen jenen und noch andern gewichtigen Zweifeln, die der Verſtand hegt, kann doch das Herz der Lehre Chriſti den Beyfall kaum verſagen, denn außerdem daß ſie einen eignen hohen Geſichtspunct darbietet, Natur und Menſchen anzuſehen, gibt es keine erprobtere Philoſophie die Seele des

Menſchen zu beruhigen und zu beſchwichtigen als die des Glaubens und der Liebe. Alle wahren Philoſophen alter und neuer Zeit, ſo ungleich auch immer ihre Syſteme, nicht nur in der abſtracten, ſondern auch in der ſittlichen Philoſophie waren, kamen doch im Puncte der Lebensweisheit mit den evangeliſchen Lebensregeln überein. Krates, Zeno, Epikur, Socrates, Seneca, Confucius, Saadi ꝛc. wie verſchiedene Männer! und doch ſtimmten ſie alle in der Genügſamkeit, in der Liebe zum Frieden und zur Stille, in Ertragung des Unrechts, in der Gelaſſenheit im Leiden, in dem Gehorſam gegen Nothwendigkeit und Obrigkeit, ſo wie in dem freyen Bekenntniß der Wahrheit, kurz in der echten Lebensphiloſophie zuſammen. So auch Newton und Hobbes, Montagne und Thomas Morus, Spinoza und Fenelon ꝛc., ungeachtet ihrer abweichenden Meynungen. Chriſtus der ſich nicht nur zu dieſer alten Weisheit, dieſem einzigen Geheimniß wahrer Humanität bekannte, ſondern dieſelbe noch mit der Lehre eines göttlichen Reiches verband, und der in den Urkunden, die wir von ſeinem Erdenwandel haben, durchaus als der Edelſte der Menſchen erſcheint; der nichts ſuchte als Ordnung, Anerkennung eines ewigen Weſens, Friede auf Erden, an den Menſchen ein Wohlgefallen; in deſſen Leben und Tod ein ſolcher Geiſt der Erhabenheit herrſcht, daß man nicht begreifen kann, wie der jüdiſche Zimmermannsſohn zu ſo göttlicher Klarheit gekommen. Dieſer Chriſtus, betrachte man blos ſeine

Lehre und ſein Leben, und den ausgebreiteten Erfolg derſelben aus einem ſo geringen Anfang, muß er nicht manchem als ein Spiegel ſittlicher Vollkommenheit, als der reinſte Geiſt und die höchſte pſychiſche Erſcheinung vorkommen? Und wer ihn ſo ſieht, iſt nicht mehr weit von dem Begriff eines Menſchengottes. —

Was iſt das Reſultat? Glaube ſo viel du kannſt, aber mehr nicht!

* *

„Man meint oft (hörte ich einen Myſtiker ſagen), was für große Dinge der oder dieſer Weltmann ausgerichtet habe, der in einem Kriege oder bey einem Friedensſchluß eine Rolle geſpielt, da doch vielleicht ein armes Bäuerlein das Gott um Frieden aus Grund der Seele gebethen, Schuld an dem Werke war.“ — Wohl! doch das Verdienſt des Weltmannes, als Organs der Vorſehung wird dadurch nicht vermindert.

* *

Eine der ſonderbarſten, bekannteſten, und am deutlichſten in Erfüllung gegangenen Prophezeyungen iſt die, daß die zwölf Geyer, welche Romulus ſah, die zwölf Jahrhunderte bedeuten, welche zur Dauer des Römiſchen Reichs beſtimmt waren. Man kann von dieſer Weiſſagung nicht ſagen, was von vielen andern, ſie ſey erſt nach der Hand gemacht worden, denn ſchon Cicero und Varro gedenken ihr. Selbſt Gibbon verwundert ſich darüber.

* *

Der Bediente von Th. A. d'Aubigné pflegte ſeinen Herrn der an der Peſt krank lag, in einem Zimmer wo der Wundarzt und vier andre Perſonen an dieſer Krankheit ſtarben, ohne daß er ſich eines andern Schutzmittels bediente, als eines Verſes aus dem XLV. Pſalm (der Vulgata, vermuthlich Vers 2 und 3 des XLVI. Pſalmes) den er beſtändig im Munde führte.

* *

Es gibt in der Schöpfung ſo viel niedliche Spielereyen, bunte Farbenwechſel, kindiſche Kleinigkeiten, ja Mißlungenſcheinendes, daß man nach menſchlicher Anſicht glauben möchte, Gott habe, nachdem einmal das Ganze begründet war, die Ausführung manches Einzelnen den Geiſtern und Engeln überlaſſen, die dann ihre Geſchicklichkeit, Munterkeit und Liebe in dem Werke üben wollten. Inſecten und Pflanzen zeigen hierin die allerſeltſamſten Erſcheinungen.

* *

Wenn du die unſichtbare Welt ſäheſt die dich umgibt, du würdeſt dich wenigſtens aus Scham vor Fehltritten hüthen.

* *

Wir werden einſt erſtaunen, was für Genüſſe wir durch Müßiggang verſcherzt haben, und was für Gefahren wir durch treue Arbeit entgangen ſind.

* *

Wer alles bedeutend machen will, was er ſpricht, thut, denkt, hört, ſieht, und ißt, wird gerade dadurch unbedeutend.

• •

Es gibt ein Anhören der Theilnahme und ein Anhören der Gefälligkeit; für das erſte wird dem Sprecher oder Vorleſer gedankt, für letzteres muß er wie für eine Barmherzigkeit ſelbſt danken.

• •

Durch die moraliſche Entfernung von Gott kömmt man immer weiter von ſeiner wahren Erkenntniß ab; daher der Stolze und Leidenſchaftliche von jeder Art, auch bey größerm Verſtande, weniger Liebe zu Gott, alſo auch weniger wahre Erkenntniß deſſelben hat, als der Demüthige oder der ſo reines Herzens iſt.

• •

Verdorbene Einbildungskraft iſt die Strafe, welche den, auch bekehrten Sünder, am längſten peinigt.

• •

Mancher bereut die gelungenen Sünden weniger als die mißlungenen.

• •

Warum die moderne Muſik, der Harmonie ungeachtet, nicht mehr die wunderbaren Wirkungen hervorbringe, welche von der uniſonen Muſik der Alten erzählt werden, mag wohl daher kommen, weil ſie zu viel für den Sinn thut. Denn jemehr Accorde einander entſprechen, deſto mehr hat das Ohr zu beurtheilen; wird auch durch die Uebereinſtimmung dieſer vermiſchten Töne zwar der Verſtand befriedigt, ſo kann eben deßwegen ſich die Seele nicht einzig und allein der Empfindung überlaſſen, auf welche doch die Muſik hauptſächlich wirken ſoll, wenn ſie ihren eigenthümlichen Einfluß auf den innern Menſchen bewähren will. Die alte Muſik hingegen, die blos auf der Annehmlichkeit der Accente und den lieblichen Wendungen der Melodie beruhte, verurſachte die wahre muſikaliſche Wirkung, denn durch den melodievollen Einklang (Uniſon) entſtand in der Seele ein zwar dunkles aber dringendes Bedürfniß nach den Accorden; und eben das iſt der wahre Zweck der Muſik, die Accorde der Seele zu wecken. Iſt nun mit jedem Tone auch jeder ihm verwandte Zuklang ausgedrückt, ſo kann das wohl ein ſüßes Vergnügen verurſachen, aber das iß auch alles, und dahin iſt der geheime Reiz der unbefriedigten ſehnſuchtsvollen Empfindung. Daher hatte Rouſſeau nicht ganz unrecht, die Harmonie eine gothiſche und barbariſche Erfindung zu nennen.

* *

Die Zauberey iſt nicht blos ſchädlich, weil ſie zur Abgötterey führt, indem ſie den Menſchen mehr mit den Dämonen als mit Gott beſchäftigt, ſondern ſie iſt es auch dadurch, daß ſie den Menſchen zu ſehr aus ſeiner wahren Beſtimmung heraushebt, welche in unbedingtem Gehorſam gegen Gott und thätiger Liebe des Nächſten beſteht. Sie bedarf meiſt große Zurüſtungen und viel Zeit, und bringt mit allem dieſem doch nur ſolche Wirkungen hervor, die keinen Zweck in dem großen Gang des Ganzen haben, keine Verbindung mit dem Schickſal; ſie eilt der Vorſehung zuvor, und daher verlieren ſich ihre auch noch ſo ſcheinbaren Wirkungen in nichts; wenn man auch meynt ſie bringe gutes hervor, ſo ſind es doch nur unreife Früchte, die niemand ſättigen.

Wer ſich der Magie ergibt, bindet ſich an die Materie, und verliert durch die Gewohnheit der Beſchwörungen die reine Furcht Gottes.

* *

Die Nothwendigkeit iſt in der Materie, die Freyheit im Geiſt. Wir ſind daher nur in ſoweit frey, als unſer Geiſt nicht von der Materie gehemmt iſt.

* *

Gegenwart; Uebergang von der Zukunft in die Vergangenheit.

Vergangenheit; was geweſen iſt.

Zukunft; was ſeyn wird.

Zeit; Inbegriff von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. — Da nun die Gegenwart ſchon nicht mehr da iſt, wenn ich von ihr ſpreche, Vergangenheit aber kein wirkliches Daſeyn mehr hat, und die Zukunft noch nicht vorhanden, ſo iſt auch der Inbegriff aller dieſer drey Vorſtellungen, die Zeit, nichts wirkliches.

Ewigkeit; eine fixirte Gegenwart.

* *

In der Zeitbeſtimmung irren alle Schwärmer; Prophezeyungen haben keine Zeit.

* *

Schwärmer wollen glänzen, wär' es auch durch Demuth.

* *

Die Eindrücke der Jugend gehen über alles, und können ſelten von ſpätern vertilgt werden; ſie vertilgen vielmehr bald wieder die ſpätern. So ging es mir zum Beyſpiel mit dem Barbier de Seville, den ich in meiner Jugend oftmals in Strasburg aufführen geſehen; mir iſt es ich ſehe das ganze Spiel noch jetzt. Hingegen habe ich alles wieder vergeſſen, was ich ſpäter in Genf und nachher in Paris ſogar auf dem Theatre françois davon geſehen, das doch ungleich beſſer war. — Auch ein Beweis, wie nothwendig es ſey, Kindern frühe ſchon gute Eindrücke beyzubringen; verſteht ſich ſie ungezwungen dahin zu leiten, nicht mit Gewalt darauf zu ſtoßen.

* *

Es gibt geiſtige Contagionen und Epidemien wie es körperliche gibt.

* *

Das Einſchlafen iſt eine angenehme Empfindung, das Erwachen iſt es nicht. Man tritt mit Luſt in das ſchlafende und mit Unluſt in das wachende Leben, und doch wird letzteres mit Recht für ein größeres Gut angeſehen. Wiſſen wir aber vollkommen, was und wo wir geiſtig im Schlafe ſind?

* *

Jeder Sinn hat ſein beſonderes Gedächtniß. Zu einem Zeichner gehört Gedächtniß des Geſichts, das heißt: plaſtiſche Erinnerung des geſehenen und behandelten. Wenn Gedächtnißübungen nicht frühe genug vorgenommen werden können, ſo kann auch ein Zeichner nicht frühe genug zu ſeiner Kunſt practiſch angehalten werden. Manche Zeichner haben ſich ſchon dadurch verdorben, daß ſie gleich anfänglich den Verſtand mehr bilden als Aug' und Hand üben wollten oder ſollten. Auf welche Weiſe ſie mehr zur räſonnirenden Kennerſchaft als zur ausübenden Kunſt gelangten.

* *

Als Sokrates einen Dialog von Plato las, verwunderte er ſich, was dieſer Jüngling alles aus ihm mache. Noch weit mehr könnten ſich Raphael und

Shakeſpeare verwundern, wenn ſie alle Kunſtbeleuchtungen über ihre Andeutungen und Motive hörten, die man ihnen heut zu Tage zuſchreibt.

* *

Rembrandt war als Effectmahler groß, aber noch größer als durchdringender, nicht blos geiſtreicher ſondern wirklich genialiſcher Beobachter, der das was er ſehen wollte, bis auf's Mark durchſchaute.

* *

Einen Mahler in Gegenwart eines andern Mahlers loben oder tadeln, iſt bedenklich, denn das Lob misfällt vielleicht dem einen, uns der Tadel gewiß dem andern, weil er in Gegenwart eines Kunſtgenoſſen ausgeſprochen worden. Und wenn Mittelmäßigkeit die Zunge lähmt, ſo iſt man ſelbſt in unangenehmer Lage; Schmeicheln iſt niedrig, und Schweigen kalt.

* *

Kein Roman ſollte mehr als höchſtens drey Bände haben, denn wenige Leſer, die äſthetiſchen am wenigſten, haben Beharrlichkeit genug, ſich durch mehrere Bände hindurch zu arbeiten. Selbſt Richardſon's Clariſſa und Rouſſeau's Heloyſe ſind als Romane zu lang; wer kann ſagen, daß er nicht oftmahls dabey gegähnt habe!

* *

Freylich denkt man nicht viel bey folgenden Strophen aus dem Crameriſchen Liede auf die Geburt des Erlöſers:

Kömmſt du von des Seirs Gründen
Von den Klüften ſcheuer Hinden
Zions König in der Nacht
Groß an Stärke, reich an Pracht?

Steigſt du von des Carmels Höhen
Schön, vom Morgen friſch bethaut,
Deine Sulamith zu ſehen,
Deine Freundin, deine Braut?

und darum tadelt ſie Leſſing in den Literaturbriefen nicht ohne Grund. Ob ſie aber ganz verwerflich ſeyen, blos deßwegen weil man wenig dabey denkt, iſt noch die Frage. Die Poeſie ſucht nicht blos den Verſtand zu beſchäftigen, ſondern will zuweilen auch durch Zuſammenſtellung ſchöner Bilder ſchlummernde Empfindungen wecken, und Erinnerungen genoſſener Freuden und Leiden, der Tage der Liebe und der Jugend erregen; und etwas von dieſem Verdienſte haben doch dieſe Verſe. Unſre jugendlichen Träume bey Leſung der Propheten, unſre vormahligen ſehnſuchtsvollen Gefühle von Liebe und Frühling werden durch ſolche Bilder und den gelungenen Versbau wieder neu, und machen uns glückliche Momente, um die wir freylich kommen, ſobald wir anfangen mit dem Verſtande zu zergliedern.

Man ſoll ſich über ſein eignes flüchtiges Leſen keine Vorwürfe machen, denn jeder Schriftſteller kann aus Erfahrung wiſſen, daß andre eben ſo leſen. Wie oft, wenn man ihm Complimente über ſein Buch macht, muß er merken, daß die wenigſten mehr wiſſen was darin ſteht.

* *

Es gibt eine ſcharfe Verſtandescritik, die alle menſchlichen Kunſtwerke zu nichte machen kann, das iſt aber nicht die des wahren Geſchmackes. Sie wurde zu Dryden's Zeiten von ihm und ſeinen Gegnern geübt. Man ſehe deſſen Leben von S. Johnſon.

* *

Wer im ernſthaften Geſpräche immer die Miene hat, als ob er heimlich lache, iſt dumm. Er lächelt nicht wirklich, ſondern die Dummheit gibt ihm dieſe Miene.

* *

Die Bewegungen eines Menſchen ſind der Commentar zu ſeinen Geſichtszügen.

* *

Leute mit kranken rothen Augen, haben das Anſehen von Kälte, Schärfe und Geiz, wenn ihnen auch dieſe Fehler nicht eigen ſind. Es iſt daraus zu ſchließen, daß in der Gegend um die Augen der Charakter der Freundlichkeit, Gutmüthigkeit und Anmuth zu ſuchen ſey.

* *

Keiner der beyden Leichenredner Turenne's, weder Flechier noch Mascaron, mahlt mit hiſtoriſchem Pinſel die Einfalt der Seele, die großartige Geſinnung, die bürgerliche Leutſeligkeit des Helden, wie man ſie aus ſo vielen und ſchönen, beglaubigten Anekdoten kennt; weil die Franzoſen immer die Ehre ihres Geſchmacks aufs Spiel zu ſetzen glauben, wenn ſie in öffentlicher Belobung Sittenzüge aus dem Alltagsleben ihrer großen Männer anführen ſollten.

* *

Der Jubelſenior von Jean Paul. Reichthum an Bildern aller Art, rührend wie launig und ſpottend. Zu bewundern iſt mit Recht dieſe außerordentliche Fülle von Witz, Gleichniſſen und Anſpielungen, und dieſer leichte Uebergang vom frivolen zum ernſthaften Ton. Er hat ſich von dem Mark der witzigſten Köpfe genährt, von denen man allenthalben Spuren, jedoch in eigene Art und Weiſe verwandelt, wahrnimmt. Was weniger gefallen möchte, (man wird es doch wohl ſagen dürfen?) iſt, daß alles in lauter Witz gekleidet iſt, daß dieſer Witz die dramatiſche Anordnung verdeckt und ihr ſchadet. Zu viel Witz in Worten und zu wenig in der Handlung. Das Unwahrſcheinliche im Witz iſt aber eben ſo tadelnswerth als das Unwahrſcheinliche in der Handlung. Wenn zu ſehr gehäufte Abentheuer dem guten Geſchmacke zuwider ſind, warum ſollte es unaufhörlicher Witz nicht auch ſeyn; eines iſt ſo unnatürlich als das andre. — Aber guter Geſchmack und gemachter Witz finden ſich nicht immer zuſammen.

* *

Eine große und ſchädliche Thorheit iſt es, nach jeder Sünde das Leben wieder von Vornen anfangen zu wollen. Weiter, weiter! Wenn einer, der eine Reiſe antritt, bey jedem Stein an den er ſtößt, wieder umkehren, und es erzwingen wollte, die Reiſe ohne einigen Anſtand zu machen, er käme nicht weit. So iſt es mit dem moraliſchen Leben.

* *

Wenn unſre guten Werke den Himmel nicht verdienen, ſo verdienen auch die böſen die Hölle nicht.

* *

Wer für die gute Sache redet, der nützt ihr; wer aber für ſie zanket, der ſchadet ihr.

* *

Scherz iſt nicht ſelten, aber Geſchmack im Scherz iſt ſelten.

* *

Nichts iſt erbärmlicher als die Entſchuldigungen der meiſten Leute.

* *

Es iſt eine gefährliche Sache, förmlich einen Wahlſpruch anzunehmen, weil einem dann gerade von dieſer Seite der Teufel am meiſten zuſetzt.

* *

Begünſtigt unſre Kleidung die Schönheit nicht, ſo begünſtigt ſie doch oft die Häßlichkeit.

* *

Wer durch das Fernglas ſeiner Hoffnungen und Sorgen in die Zukunft blickt, ſchaut gewöhnlich nur nach dem, was er fürchtet oder wünſcht; und ſieht, der Art der Ferngläſer gemäß, von der Unermeßlichkeit der Ferne nur ein enges Feld, und alles aus Zeit und Raum verrückt, in entzückender oder drohender Nähe.

* *

Man erträgt den Schmerz leichter, wenn er von rühmlicher großer Urſache herrührt, als von ſelbſtverſchuldeter Kleinigkeit.

* *

Geſchmack iſt: die Kraft das Schöne würdig zu behandeln.

* *

Man muß einen Unterſchied machen zwiſchen böſem Handeln und böſem Sprechen. Mancher thut wenig Böſes mehr, und ſpricht doch noch Böſes, weil er beym Handeln zur Ueberlegung Zeit hat, hingegen das Sprechen öfters aus ſchnellem Anlaß oder momentaner Eitelkeit geſchieht. Freylich zeugen böſe Geſchwätze immer noch von einigem Roſt im Herzen; aber wer auch alle Sinnen bezähmt hat, iſt gewiß mit der Zunge zuletzt fertig worden. Es iſt ein gefährliches Geſchenk das Gott dem Menſchen mit der Sprache gemacht hat.

* *

Es iſt mir zuwider, wenn man ſich ſpottend über mich aufhält, ſagte N., nicht daß ich mir viel aus dem Urtheil der Leute mache, aber da ich mich täglich und ſtündlich zwinge, ihre Thorheiten und Schwachheiten ohne aufhebende Rüge zu ertragen, ſo finde ich es nicht recht, daß ſie darin mehr Freyheit haben ſollen als ich.

* *

Wer recht thut, thut für viele recht.

* *

Die wenigſten Menſchen laſſen ſich gerne mit der Wahrheit, die meiſten lieber mit dem Scheine tröſten.

* *

Sobald einer ſeine Dummheit geſteht, darf man ihn nicht mehr dumm nennen.

* *

Das Schlechte glauben, das Gute demüthigen, das Schöne verachten, der Wahrheit, je evidenter ſie iſt, deſto beſtimmter widerſprechen, dieß kann dir einen Augenblick Freude machen, aber du zahlſt ſie mit tag- und nächtelangem Leiden.

* *

Geduldiges Schweigen zu ungerechtem Spotte nützet 1ſtens dem Verſpotteten, 2tens dem Spötter, 3tens dem Zuhörer.

* *

Wenn ein vernünftiger Mann ruhig iſt, ſo macht er andre auch ruhig; Schrecken aber verbreitet Schrecken.

* *

Alles Reden iſt Wind, wenn es nicht zur rechten Zeit geſchieht; die rechte Zeit aber zu treffen, das iſt die Sache.

* *

Wer eine nöthige oder löbliche Veränderung in ſeiner Lebensweiſe vorzunehmen hat, der ſcheue ſich nicht, wenn ſchon die Leute ſich anfänglich darüber aufhalten. Sie gewöhnen ſich an das Zuſchauen wie man ſich an das Handeln gewöhnt; und gemeiniglich wird man ihre Verwunderung erſt ſelbſt inne, wenn der erſte Tadel ſchon vorbey und überſtanden iſt, wo es dann zumahl thöricht wäre wieder umzukehren.

* *

Die Herrlichkeit iſt Gottes, die Eitelkeit unſer.

* *

Etwa dann und wann eine gute Handlung zu begehen oder ein vernünftiges Wort zu reden, oder unter Guten und Weiſen rechtlich zu ſeyn, iſt noch nicht Tugend, aber:

unter Falſchen — wahr,
unter Schwachen — ſtark,
unter Schälken — ehrlich,
unter Spöttern — wahrhaft,
unter Leichtſinnigen — gerecht,
unter Ausgelaſſenen — ehrbar,
unter Unzüchtigen — keuſch,
unter Gottloſen — fromm,
unter Verworfenen — edelmüthig,
unter Despoten — frey,
unter Zänkern — friedlich,
unter Zornigen — ſanftmüthig,
unter Verläumdern — aufrichtig,
unter Unmäßigen — enthaltſam,
unter Uebermüthigen — liebreich,

unter Prahlern — beſcheiden,
unter Langweiligen — geduldig,
unter Neidiſchen — rein,
unter Schwätzern — klug,
unter Aengſtlichen — entſchloſſen,
unter Brauſeköpfen — kalt,
unter Schmeichlern — vernünftig,
unter Tadlern — ruhig,
unter Berühmten — neidlos,
unter Argwöhniſchen — vorſichtig,
unter Beſtechern — pflichttreu,
unter Narren — weiſe,
kurz, unter Böſen gut zu ſeyn, das iſt Tugend.

* *

Prophezeye nicht über dich ſelber.

* *

Klugheit lehrt, daß ablehnen beſſer ſey als ausſchlagen.

* *

Eine verfehlte Gelegenheit ſchadet weniger als ein übereilter Schritt.

* *

Es gibt Leute, ſie ſupponiren einen Fehler an einem andern, und werfen ihm dann denſelben vor.

* *

Gib dich mit der Einfalt ab, aber mit der Dummheit nicht.

* *

Das Alter hat den Nachtheil, ſchlimme Gewohnheiten an ſich zu erkennen, aber nicht mehr ablegen zu können.

* *

Einen Menſchen der ſchweigt wo deine Empfindung laut wird, mußt du nicht ſogleich kalt nennen, denn außer dem, daß er vielleicht eben ſo tief empfindet als du, aber mehr Geiſtesſtärke beſitzt, ſeine Empfindungen zurückzuhalten, wo ihr Ausbruch nichts nützt, kann auch die Urſache ſeines Schweigens daher kommen, daß er tiefer ſieht als du, und an dem empfindungerregenden Gegenſtande etwas wahrgenommen hat, das ſeinem Mitgefühl eine andre Richtung gab als das deine war, das dieſe Wahrnehmung nicht machte. Daher ſcheinen weiſe Leute in ihren Empfindungen oft kalt, und Scharfſinnige bizarr, ohne es zu ſeyn.

* *

Der Zorn entzündet ſich eben ſo ſehr durch ſeine eignen als durch die Worte des Feindes. Mancher anfängliche Unwillen hat ſich ſchon ſelber durch unüberlegte Worte zur wüthenden Brutalität entflammt, wie Taſſo's Stier: . . col muggiti
Gli spirti in se risveglia et l'ire ardenti.

* *

Bey einer Bitte an einen großen Herrn, ſey er es von Gottes Gnaden oder ſonſt, haſt du zweyerley, und mehr nicht, zu beobachten:

1. Daß deine Bitte vernünftig ſey.
2. Daß du ſie anſtändig vortrageſt.

* *

Man kann ein Sclave des Fleißes ſeyn, wie ein Sclave der Trägheit.

* *

Es iſt eine ſchon ziemlich alte Gewohnheit der Deutſchen, die noch nicht abnimmt, daß ſie in ihren philoſophiſchen Schriften ſo häufig mit einer abſtracten Sprache auftreten, wo es nicht einmal nöthig und oft nur der Schein von Tiefſinn iſt. Es geſchieht dann auch öfters, daß ſich die Meiſter der Wiſſenſchaft einander ſelbſt nicht verſtehen und ſich über den Mißverſtand gegenſeitig beklagen, wie dieß in jedem Briefwechſel zwiſchen Metaphyſikern zu leſen. Die Franzoſen und Engländer weichen dieſer transſcendenten Sprache beſtmöglich aus, und bemühen ſich wenigſtens verſtändlich zu ſeyn; ſollen ſich aber auch im Punkte der Metaphyſik (wenn ſchon in manchem andern) nicht mit den Deutſchen meſſen dürfen.

* *

Wie einer lieſt, ſo ſchreibt er auch. Wer beym Leſen mehr auf den Sinn des Ganzen als auf das

Einzelne ſieht, deſſen Schreibart wird geiſtig und wirkt extenſiv. Wer aber das Einzelne heraushebt und betrachtet, deſſen Schrift hat mehr Intenſion und Tiefſinn. Der eine lieſt mit mehr Geiſt, der andre mit mehr Verſtand. Wer beydes zu vereinigen weiß, thut, lieſt und ſchreibt am beſten.

* *

Manche Geſchichtſchreiber des vorigen Jahrhunderts hatten den Fehler, ſie wollten die Menſchen ſchildern, und wagten es nicht. Heut zu Tage hat ſich das bis zur Uebertreibung geändert.

* *

Chamfort verachtete die Religion und die Menſchen, das machte ſeine Anekdoten und Maximen ſo feindſelig und grimmig, daß dagegen die Sprüche Rochefoucaults von der Liebe ſelbſt dictirt ſcheinen. Uebrigens ſchildern ſie weniger den Menſchen im Allgemeinen, als den vornehmen, reichen oder gelehrten Einwohner von Paris; und dieſen oft nur zu gut.

* *

Erudition und guter Wille können wohl vortreffliche Gedanken bey einem Menſchen erzeugen, machen aber noch keinen philoſophiſchen Kopf aus.

* *

Eine weder unbedeutende noch nutzloſe Beſchäftigung wäre es: die Vorherſagungen, welche man in Büchern lieſt oder im Umgange hört, mit ihrem Datum aufzuſchreiben, und Acht zu geben, wie ſie eintreffen. Man könnte einer ſolchen Sammlung den Titel geben: der Menſch denkt und Gott lenkt, oder auch mit gutem Grunde: die falſchen Propheten.

* *

Wer einem Herrn dienen will, thäte manchmahl wohl, vorher ſich zu erkundigen, was er zum Lohne gebe. Folgendes iſt der Tarif einiger Herren:

Wolluſt bezahlt früh oder ſpät mit Verachtung.
Geiz mit Angſt.
Unmäßigkeit mit Krankheit.
Spielſucht mit Verluſt.
Zorn mit Reue.
Neid mit Unruhe.
Haß mit Haß.
Grauſamkeit mit Schwäche.
Müßiggang mit Langerweile.
Stolz mit Demüthigung.
Eitelkeit mit Spott.
Spott mit Beleidigung.
Verläumdung mit Verläumdung.
Hoffahrt mit Armuth.
Argliſt mit unreifer Frucht.
Untreu mit Argwohn.

Argwohn mit Untreu.
Schmeicheley mit Fußtritten.
Selbſtbetrug mit Schrecken.
und ſo weiter.

* *

Unter allen unliebenswürdigen Dingen iſt ein grober Kaufmann das unliebenswürdigſte.

* *

Wenn ich in dieſer Stunde einen Abweſenden eines Fehlers halber, den er an ſich hat, richte, ſo nehme ich in der folgenden Stunde dieſen Fehler an mir ſelbſt wahr.

* *

Die Liebe vergleicht nicht.

* *

Wie oft geſchieht es nicht, daß man über der Beſchäftigung mit den Mitteln den Zweck aus den Augen verliert!

* *

In Beurtheilung deſſen was andre thun fragen wir zu viel was? und zu wenig warum? Freylich erfahren wir das Warum ſelten, aber dann ſollten wir auch nicht richten wollen.

* *

Wer den Meynungen nichts nachfragt, iſt auf dem Wege zur Freyheit.

* *

Hochmuth iſt Verachtung der Demuth.
Stolz iſt Verachtung des Hochmuths.

* *

Baue im werkthätigen Leben nicht auf ein poetiſches Fundament.

* *

Der erſte Schritt gegen Fremde ſey Freundlichkeit. Den Fremden iſt bey der erſten Bekanntſchaft mehr mit Freundlichkeit als mit Geiſt gedient. Bedächten das manche Docenten, ſie wären weniger ſteif gegen Fremde als ſie gewöhnlich ſind; aber ſie wollen ſogleich als Männer von Geiſt erſcheinen.

* *

Da wir mit Höhern nicht wie mit Unſersgleichen oder Niederen umgehen können, ſo ſollten wir mit Unſersgleichen umgehen, wie wir es mit Höhern zu thun pflegen. Ich rede nicht von der Freundſchaft, dieſe hat ihre eignen Rechte, nicht vom desipere in loco, auch nicht von Fällen wo Freymüthigkeit Pflicht iſt, ſondern vom Umgang und der Geſellſchaft überhaupt. — Worin wir Größern nicht widerſprechen dürfen, ſollten wir auch bey Kleinern behutſam zu Werke gehen. Wo wir bey Höhern nicht ſpotten, ſollten wir es auch bey Niederen vermeiden. Worüber wir bey Jenen aus Achtung ſchweigen, ſollten wir es bey dieſen aus Schonung thun. Kurz, was Große uns nicht erlauben, ſollen gegen Kleine wir uns ſelbſt nicht erlauben. Rede demnach mit den Untern wie du mit den Obern redeſt, oder, was auf Eines herauskömmt: ſey beſcheiden gegen Geringe!

* *

Eitelkeit hält uns von guten und böſen Thaten ab.

* *

Ein widriger Charakter, dem alles gefällt.

* *

Abrathen, weil negativ, iſt leichter als Rathen, welches poſitiv iſt und Mittel an die Hand geben muß, die fehlen können.

* *

Es gibt Wahrheiten die man nicht ausſprechen ſoll, nicht darum weil ſie gegen die geſellſchaftliche Convenienz ſind, ſondern weil ſie zu tief in die Nachtſeite der menſchlichen Natur eingreifen. Dahin gehört was neulich Einer ſagte: Es iſt eine unerträgliche jedoch nur zu begründete Erfahrung, daß Eheleute einander lieben und doch Untreue begehen können!

* *

Jeder hört ſich gern loben, wer es aber merken läßt heißt eitel, und wer darauf ausgeht iſt eitel.

* *

Das Lächeln des Spottes — wie reizt es den Zorn!
Das Lächeln der Demuth — wie entwaffnet es den Zorn!

* *

Ich liebe die ſtille Zärtlichkeit und haſſe die laute. Die erſte iſt reich an treuen Thaten, und die letztere an empfindſamen Worten und Geberden. Jene iſt ſelten und dieſe häufig. — Jene wiſcht eine ſtille Thräne weg, und ſinnt auf Mittel der Freude oder des Troſtes. Dieſe wirft ſich ſchluchzend und händeringend neben den Leidenden hin und iſt thätig mit Scheinhülfe. Ihre Dauer iſt für den Augenblick. Willſt du etwas von ihr haben, ſo muſt du es auf eine zärtliche Art verlangen, und ihr Anlaß geben ſich zu zeigen, ſonſt vergißt ſie dich und dein Begehren.

* *

Jeder Hausvater der eine große Sammlung, ſey es von was es wolle, anlegt, iſt ein Thor. Frau und Kinder ſeufzen ſchon bey Lebzeiten über ſeine Neigung, und nach ſeinem Tode ligt ihnen die läſtige Sammlung wie ein Stein auf dem Hals.

* *

Nichts lähmt die Kraft ſo, wie Eigenlob; der Starke verliert ſeinen Ruhm, wenn er mit ſeinen Thaten prahlt, und ſeine Stärke, wenn er verkündigt was er thun wolle.

* *

Das Laſter des Geizes iſt am fruchtbarſten an Entſchuldigungen, und eben darum das gefährlichſte, weil es mit Selbſtbetrug verbunden iſt. Der Dieb, der Wollüſtige, der Verſchwender ꝛc. hält ſich nicht für tugendhaft, aber der Geizige.

* *

Der Beſcheidenheit wird mehr und heftiger widerſprochen als der Frechheit.

* *

Wer Ueberfluß an Kraft hat, und ſolche nicht mißbraucht, eignet ſich zur Größe.

* *

Ob du klug oder unklug ſeyſt, kannſt du am beſten aus deinem Geſpräche mit einem klugen Manne abnehmen.

* *

Auch Freunde, die Ein Herz und Eine Seele ſind, mißverſtehen ſich, wenn ſie anfangen zu disputiren; wie vielmehr Unfreunde.

* *

Man muß ſein Leben ſo einrichten, daß wenn man ſchon den ganzen Tag an Berufsgeſchäfte gebunden iſt, doch ein gutes Wort oder eine gute That noch bequeme Zeit habe.

* *

Haſt du etwas gemacht das recht und gut iſt, ſo weiſe die Leute nicht darauf, ſondern laß ſie es finden.

* *

Dem guten Willen iſt alles erlaubt; aber er muß aus hellem Kopf und reinem Herzen zugleich entſpringen.

* *

Leute die viel aus ſich ſelber machen, hören es nicht gern, wenn ein andrer mit Beſcheidenheit von ſich ſelbſt ſpricht.

Wer immer nur von ſich ſelbſt ſpricht, und wer es gar nie thut, beyde ſind gleich unliebenswürdig.

* *

Was einer mit Neugier zu erfahren ſucht, das vertraue ihm nicht; denn er wird es mißbrauchen. Willſt du aber jemand ein Geheimniß offenbaren, ſo gib Acht, wie er die Winke die du ihm darüber gibſt, aufnehme. Geſchieht es mit ruhiger Aufmerkſamkeit, ohne daß ſeine Blicke und Worte ſeinen Ohren voreilen, ohne heimliches Lächeln, oder auch ohne auffallende Kälte, ſo mag der Mann deines Vertrauens werth ſeyn.

* *

Die wahre Klugheit des Umgangs erfordert Theilnahme an den vernünftigen und aufgeweckten, manchmal auch leeren und langweiligen Geſprächen der Leute, aber ja nicht an ihren Leidenſchaften, das iſt, an ihrer Liebe und ihrem Haſſe.

* *

Es iſt mit dem Verſemachen (ich meyne nicht Dichtkunſt) wie mit dem Fiſchfangen. Man ſteckt einen Gedanken an die Angel, und wirft ihn in den Fluß oder in das Meer der Reminiſcenzen, Figuren und Gleichniſſe, und macht dann, je nachdem die Lockſpeiſe iſt, kleine oder große Beute. Bisweilen fängt man auch mit einer ſchlechten Angel einen guten Fiſch.— Alte eingeübte Verſemacher bedienen ſich nicht mehr der Angel, ſondern werfen vertrauend auf ihr Geſchick das Netz aus; da geht es dann freylich geſchwinder und ergiebiger zu, aber es zeigen ſich dann in den eilig ausgebreiteten Netzen neben den lebendigen edeln häufig auch gemeine und todte Fiſche, und aufgeregter Schlamm.

* * *

Daß doch ſo viele Publiciſten dieſer Zeit glauben mögen, ſie thun dem allgemeinen Beſten einen Dienſt, wenn ſie jede Schwachheit aufdecken und öffentlichem Spotte preisgeben, oder jede baufällige Hütte gänzlich niederreißen wollen, wo mit etwas Flickwerk oder einer guten Stütze noch lange geholfen wäre! Aber man will ſich einen Namen machen.

* *

Kann man ſich wohl etwas mechaniſcheres, gleichförmigeres, unpoetiſcheres denken, als das Weben in dumpfigem Keller bey ſchwachem Tageslichte? und doch iſt das Weberſchifflein ſchon von Hiob als ein poetiſches Bild gebraucht worden, und nach ihm öfters. So weht der dichteriſche Geiſt wie und wo er will, und entſteigt nicht ausſchließlich einer ſtabilirten Geſchmackslehre.

* *

Mit dem erſten Blicke ſieht man oft eine Sache richtig, wo aber bey dem zweyten Blick ſchon Egoismus und Leidenſchaft das Auge trüben; das iſt häufig unſer trauriges Loos. Was iſt wohl anders zu machen, als gegen Eigenliebe und Leidenſchaft wachſam zu ſeyn, damit unſre Augen heiter bleiben!

* *

Das Mißtrauen iſt eine Folge eigener und fremder Untreue. So lange wir noch entfernt ſind von dem Quelle der reinſten Lauterkeit, wie können wir Zutrauen haben zum Unreinen?

* *

Dem Teufel iſt kein lieblicherer Geruch als ein ſchwärmeriſcher moraliſcher Vorſatz, weil er weiß, daß in kurzer Zeit der Vorſatz gebrochen, und das Wiederſpiel ärger getrieben wird als vorher.

* *

Es ſteht nur dem Barmherzigen an für andre zu collectiren; gerade der thut es aber am ungernſten, weil er lieber blos ſich ſelbſt in Anſpruch nimmt.

* *

Wenn du — die conventionelle Höflichkeit vorausgeſetzt — einem jeden ſo viel Ehre erweiſeſt als du glaubſt daß er verdiene, dem Demüthigen mehr als dem Stolzen, ſo täuſcheſt du viele in ihrer Erwartung, und ſie werden dich ſtolz und hochmüthig nennen, du magſt auch noch ſo demüthig ſeyn. Sie nennen Hochmuth jedes beſcheidene Selbſtgefühl.

* *

Du willſt dein Almoſen nur würdigen Armen geben, ſagſt du, und macheſt dir dann ein Ideal wie ein Armer beſchaffen ſeyn müſſe, um deiner Almoſen würdig zu ſeyn; vor allem aus willſt du daß er fehlerfrey ſey. So erſparſt du dir freylich manche Ausgabe, und dieß mag wohl auch ein Grund deiner Tugendforderung ſeyn. — Bedenkeſt du aber, daß der ſo befiehlt: gib dem dich bittet, auch die Armen duldet und erhalten haben will, ſo darfſt du auch füglich annehmen, Er ſey es der ſie dir zuſchicke. Oder wenn du ihm nicht glauben willſt, ſo mag dir die Vernunft ſagen, daß ein Armer keine natürliche Obliegenheit hat, beſſer zu ſeyn, als ein Reicher, da er eben ſo viel oder noch mehr Verſuchungen ausgeſetzt iſt, und daß ein Armer arm iſt, ſey er würdig in deinen Augen oder nicht. Auch kann dich die Erfahrung lehren, daß das Prädicat der Würdigkeit meiſt auf unſichere Nachricht gegründet, und die ſtrenge Unterſuchung derſelben eine unbillige Anmaßung ſey, indem es nur darauf ankömmt, was man für Eigenſchaften bey einem Menſchen ſuche, um gute oder ſchlechte zu finden. Vielleicht wird dich auch dein Gewiſſen erinnern, daß wenn du einmal Barmherzigkeit von Gott verlangſt, es nicht zum beſten mit dir ſtehen werde, wenn er dich nach deinen eignen Grundſätzen behandeln und dein Verdienſt unterſuchen wollte.

* *

Auf die Methode kommt es ſelten an, mehr auf den der ſie leitet. Viele Kinder gerathen bey gar keiner oder nur gemeiner Methode am beſten, viele bey der künſtlichen ſehr ſchlecht; ſo wie die allerneuſten phyſiokratiſchen Regierungen das Wohl des Landes kaum ſo gut berathen, als es vormahls manche alte ſteife Fürſten und Räthe gethan haben. Redliche Abſicht und reines Betragen iſt bey allem die Hauptſache, damit darf man den Ausgang Gott überlaſſen, Er wird ſchon nachhelfen.

* *

Wenn du dich im Reden gegen die Klugheit vergangen haſt, ſo kannſt du dich ſelbſt am beſten damit ſtrafen, denn es iſt zugleich lehrreich, wenn du dir vornimmſt einige Tage ſo wenig als immer möglich zu reden; das wird dich auf dich ſelber aufmerkſam machen, und du wirſt mit Freuden und Schmerz bemerken, wie wenig die Leute deines Geſpräches nöthig haben. Non est loquendum, sed gubernandum.

* *

Zu viel hören erſchwert das Urtheil.

* *

Es iſt allerdings nicht das Ehemals ſondern das Jetzt, was unſern moraliſchen Werth beſtimmt. Aber ſiehe wohl zu, daß du dich nicht um einer momentanen Tugend willen ſelbſt täuſcheſt, und glaubeſt, nun haben alle vorigen Fehler nichts mehr zu ſagen! So iſt es nicht gemeynt; Beharrlichkeit in der Tugend muß in deinen Charakter übergegangen ſeyn, wenn du einen Werth haben ſollſt. Die Exaltation unſrer Moralität für einen Augenblick gilt wenig vor Gott und Menſchen.

* *

Man hat aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolutionsgrauſamkeiten ſo manches ſchöne Gedicht, ſo manche zärtliche Briefe, die Gefangene kurz vor ihrem Guillotinentod an ihre Frauen und Geliebten ſchrieben, daß man ſich oft wundert, woher dem ehmals Leichtſinnigen dieſe ausdrucksvolle Liebe komme. Aber übermäßiges Unglück und unausweichlicher Tod machen am Ende zärtlich. Dieſe Gefangenen ſahen ſich dem Untergang preisgegeben und von aller Welt verlaſſen, den Troſt des Chriſtenthums kannten ſie nicht, oder nur in elender Vorſtellung, die ihnen verächtlich war, und doch mußte ihr Herz einen Gegenſtand haben, womit ſie ſich mit Innigkeit beſchäftigen und die Todesſchrecken verſcheuchen konnten Sie vergegenwärtigten ſich ehemalige Zeiten der Liebe, der Achtſamkeit und des vertrauten Beyſammenſeyns der Ihrigen, gedachten des Guten, vergaßen des Böſen, liebten mehr, und wurden dadurch beſſer als vorher; und damit entſtanden dann auch ſolche Aeußerungen edler und zärtlicher Geſinnung.

* *

Schlechte Leute werden ſich immer freuen, wenn du dich ihnen gleich ſtelleſt und mit ihnen wandelſt; aber wenn du dann nur noch eine einzige Tugend, die ſie nicht haben, für dich behältſt, ſo werden ſie dich um dieſer einzelnen abſonderlichen Tugend willen mehr haſſen, als wenn du ganz gut wäreſt.

* *

Liebe iſt eher möglich als Zutrauen.

* *

Wer allenthalben Hurerey und Ehebruch entdecken will, hat einen ärgern Hurenſinn, als mancher dem er dieſe Laſter vorwirft.

* *

Kurzweil bey der Langweile ſuchen, wie oft iſt es das Geſchäft der vornehmen Geſellſchaft!

* *

Die oder dieſe gute Eigenſchaft findet ſich oft bey dem oder dieſem Menſchen — aber permanent iſt ſie bey keinem.

* *

Wann kann man einem Menſchen am wenigſten glauben?

Wenn er von ſich ſelbſt ſpricht.

Und bey welchem Geſpräche von ſich ſelbſt am wenigſten?

Wenn er ſeine eignen Erwiederungen erzählt.

* *

Man muß zu Hauſe ſeinem Zorn keinen ſtärkern Ausbruch geſtatten, als man es in der beſten Geſellſchaft thäte; denn warum ſollte man weniger Achtung gegen die Seinigen als gegen die Fremden haben?

* *

Wenn zwey Perſonen mit einander ſprechen, und es kömmt eine dritte hinzu, für die ſie Achtung haden, ſo ſprechen ſie, wenn auch dieſe Perſon ſchweigt, doch indirecte mehr mit ihr als unter ſich ſelbſt.

* *

Der Gedanke an dein werthes Ich kann wohl in deinem Herzen lebendig ſeyn, aber nie komme es ohne Noth über die Schwelle deines Mundes!

* *

Wenn du den wahren, den einzig möglichen Genuß eines Frühlingsmorgens haben willſt, ſo mußt du nicht mit dem Gedanken von Hauſe gehen: jetzt will ich die Herrlichkeit der Natur wonnetrunken in mich ſchlürfen, und jedem Blümchen rufen, komm! verſchaffe mir Empfindungen! und was dergleichen Gefühl- und Redarten mehr ſind. Das ſind nur dichtelnde Einbildungen, Wolken anſtatt der Juno, die allenfalls zu Hauſe in deiner Studirſtube dich beſchäftigen dürfen. Aber unmittelbaren Naturgenuß verſchaft dir nur die kunſtloſe Einfalt, welche die Farbenbrille der Poeſie nicht aus der Taſche holt, und keine Empfindungen künſtlich zu wecken ſucht, ſondern ſich unbefangen freut jedes unerwarteten Genuſſes, den die Natur ihr ans Herz legt. Ja wahrlich nur die Einfalt genießt, die erſt wenn der Genuß vollbracht iſt, merkt was ihr für ein Heil widerfahren.

* *

Es iſt ſchwer, die Eleganz des Aeußerlichen und den modiſchen Schmuck der Kleidung neben dem Eifer für die Cultur des Geiſtes zu erhalten. Ich rede nicht von Reinlichkeit, denn die ſoll jeder haben, ſondern vom Putz. Man darf nur unter einen Haufen Studenten oder Künſtler hineinblicken, ſo wird man bald merken, daß die Eleganten nicht die Geiſtigſten ſind.

* *

Was iſt ſüßer als der Augenblick der Sünde? — Was dauernder erfreulich als die Erinnerung einer guten That?

* *

Das muß ein geſcheiter Mann ſeyn, der will Friede machen zwiſchen zwey Freunden die ſich entzweyt haben. Wenn ſich die Freunde nicht von ſich ſelbſt wieder verſöhnen, wird es kaum ein Dritter zu Stande bringen.

* *

Biſt du im Begriff einen Menſchen durch Spott lächerlich zu machen, ſo denke an die Seinigen zu Hauſe, wie ihn die lieb haben, und ſich liebreich betrüben, wenn ihm was Leides widerfährt, ſo wird dir der Pfeil des Spottes aus der Hand fallen, und du wirſt erkennen, wenn auch des Menſchen Thorheit Spott verdient, ſo verdiene doch die Liebe der Seinigen Schonung.

* *

„Du brauchſt keine Piſtolen zu kaufen, wenn du dein Vertrauen auf Gott den Herrn ſetzeſt," ſagte mir Einer. — Das wußte ich wohl; aber die Phantaſie darf deſſen ungeachtet Freude an etwas ſchönem, ſey's auch überflüſſig, haben, ſo wie man Wein trinken darf, wenn man ſchon mit bloßem Waſſer den Durſt löſchen kann; denn ſie iſt eben ſo wohl eine Eigenſchaft als ein Bedürfniß des Menſchen.

* *

Weitläuftigkeit iſt das Grab des Witzes. Spräche der Verfaſſer der Reiſen in die mittägigen Provinzen von Frankreich (Thümmel) nicht ſo gedehnt, und trüge ſeine Schwazhaftigkeit das Seyn und nicht blos den Schein der Leichtigkeit und der Urbanität, ſo wäre er des Lobes würdiger, das ihm anfänglich ſo überſchwenglich, ſpäter etwas mäßiger zugetheilt worden iſt. Wie pedantiſch-ſüffiſant ſpricht er mit der Clara, als er ihr das gekaufte Strumpfband anbietet; wie geziert redet ſein Bedienter Baſtian, und der getaufte Jude! — Ein Tropfengemiſch (jedoch keine Quinteſſenz) aus Sterne, Wieland und Crebillon. Aber wo iſt Yoricks empfindſame Liebe, die dem traurigen Herzen ſo wohl thut, indem ſie die gemeinſten Gegenſtände mit dem Zauberlichte gemüthlicher Theilnahme beleuchtet, und auch im Spotte noch gutmüthig iſt? Wielands gelehrte Naivetät, wo? und Crebillons durchſichtiger Schleyer, den ſeine erotiſche Laune doch noch ſo fein zu weben wußte? Hier in dieſem Gewebe ſieht man immer noch die groben Faden der Volkthümlichkeit unter dem zugerichteten Glanz hervorſtechen.

* *

„Wenn du was zu ſchreiben weißt, das noch nicht beſſer geſchrieben worden, als du es zu thun im Stande biſt, ſo ſchreibe es.“ Darin liegt neben dem Rathen zugleich ein Abrathen; die meiſten Schriftſteller aber glauben ſich mehr zur Annahme des Rathes befugt.

* *

Die Kraft einen Gegenſtand ſinnlich und ſchnell zu faſſen, und die Liebe ſich in die Betrachtung ſeiner Eigenſchaften zu verſenken, machen den Dichter; klein oder groß, je nachdem dieſe Kraft und Liebe klein oder groß iſt.

* *

Der Landprediger von Wakefield iſt eine Leſung, die einen mit Himmel und Erde auszuſöhnen im Stand iſt; denn hier ſind einmahl Religion und Vernunft ſchweſterlich verbunden. Es iſt nicht die klügelnde Vernunft, die ſich vor der Religion ſcheut, noch die ſchwärmende Religion, welche die Vernunft mit Füßen tritt.

* *

Ein Freund empfahl mir Petrarca's Geſtändniſſe als eine Schrift die die wohlthätigſte Wirkung auf ſeine jugendliche Seele gemacht habe. Ich konnte ſie aber wegen Langweiligkeit nicht leſen; das ewige Strafpredigen des Auguſtinus, der dem Petrark auch gar nichts will gelten laſſen, behagte mir nicht; es iſt triviale Devotion, jedoch mit Beredſamkeit vorgetragen. Man kann eine Sache gar verſchieden anſehen, es kommt auf die Stimmung und Gemüthsrichtung an. So iſt's mit Freunden wie mit Büchern; mancher geiſtvolle Mann hat intime Freunde, die andern ſeiner auch beſonnenen Freunde widrig ſind. Manche Sentenz kömmt mir heute erhaben, morgen gemein vor.

* *

Correspondence du Roi de Prusse. — D'Alembert, dieſer „Weiſeſte der Weiſen," empfiehlt dem Könige, die Bildſäule Voltaire's in der Katholiſchen Kirche zu Berlin aufzuſtellen, „où il serait représanté se prosternant devant le père éternel, et foulant aux pieds le fanatisme" und hält das für eine „Epigramme excellente," die auch für den König nach ſeinem Tode „un nouveau monument de grandeur et de gloire" ſeyn könnte. — Der König war aber geſcheidter, und ſchrieb zurück: Voltaire tauge nicht in die katholiſche Kirche, „je crois qu'il ne s'y plairait pas. Il vaut mieux placer son buste dans l'académie, où il n'y a rien a écraser." Darüber wird nun d'Alembert recht traurig, und geſteht freymüthig: „j'ai regret a ce monument, surtout quand je pense, qu'il eut été érigé par ordre de Votre Majesté, et qu'il eut retracé aux siecles futurs les honneurs rendus par Auguste à Virgile." — Welch eine hinkende Vergleichung! Es war ihm aber nicht um die Ehre Voltaires zu thun, den er eben nicht gerne in der Academie geſehen hätte, ſondern um den Schimpf der Religion, „pour écraser l'infame," wie ſie ſagten und vergeblich wollten.

* *

Furcht — das Leiden ungewiſſer Zukunft. Wie eitel und wie allgemein!

* *

Nimmt Gott uns eine zeitliche Freude, ſo ſchenkt er uns, eben in dem tiefſten Schmerz über ihren Verluſt, gewiſſe Ahnungen und Gefühle unſrer noch nicht entwickelten Kräfte, die uns das Leiden, zwar nur augenblicklich aber doch himmliſch, verſüßen, und in der Folge von großem Nutzen ſind.

* *

Wer zu arbeiten begehrt, dem gibt Gott immer etwas zu thun. Hat Er mit einem Menſchen etwas Großes im Sinn, ſo führt Er ihn gern oder ungern zu ſeinem Zwecke, und der Menſch hat nichts zu thun, als die Arbeit, die vor ihm liegt, emſig und getreulich zu betreiben.

* *

Eine frohe Gegenwart verſchlingt die leidenvolle Vergangenheit, als wäre ſie nie geweſen; und haben wir uns das Gute angewöhnt, deſto beſſer, ſo gibt es weniger Nachwehen.

* *

Was uns begegnet hängt vom Schickſal ab; aber über unſer Betragen in den Begegniſſen ſind wir Meiſter. Wir haben daher nicht zu ſorgen, was für Glück und Unglück von außen unſer warte, inſofern wir darüber nichts vermögen. Wir müſſen uns der Nothwendigkeit unterwerfen, und uns in jedem Falle nach unſrer Freyheit edelmüthig dabey benehmen. Dieß lehrte von jeher die Weltweisheit; und die Gottweisheit fügt hinzu, daß uns alsdann alles was uns widerfährt, zum Glück dienen werde.

* *

Ueber etwas das mein Herz erfreut, mag ich nicht gern krittelnde Zweifel hegen. Wenn der Verſtand auf Zweifel ausgeht, ſo iſt er muthig, eitel und zum Kampf gerüſtet. Er ſtreitet erſt tapfer gegen einzelne leichte Truppen, aber bald ſtößt er auf ganze Legionen; die machen ihn zum Kriegsgefangenen, und bringen ihn mit Gewalt oder durch Schmeicheley auf ihre Seite. Mit ihnen ficht er dann oft gegen Freundſchaft und Glauben.

* *

Gerechte Urſache zum Menſchenhaß iſt nicht ſchwer zu finden, man darf nur die Unvollkommenheiten ſeiner Freunde und Bekannten, und die Thorheiten der Welt unter den Brennpunkt ſeines Vergrößerungsglaſes ſetzen. Wer aber ſich ſelbſt das gleiche Recht widerfahren läßt, lernt Geduld haben.

* *

Das Schauen der Liebe und die Erinnerungen der Liebe werden unſern Himmel ausmachen. Blickt man nicht ſchon hienieden mit ſüßer Wehmuth nach der Gegend hin, wo man einſt reine Freuden genoſſen, oder wo eine theure Perſon wohnt!

Wie erquickt der Anblick der Liebe einer Mutter zu ihrem Säugling!

Welche innige Empfindung gewährt das liebkoſende Hängen einer Tochter an ihrem zärtlichen Vater, und die ſtille Freude des Vaters an dem wohlgerathenen Sohne!

Dieſes ſind Freuden auf Erden, die einſt im Himmel noch ungetrübter erſcheinen ſollen.

* *

Kleine Sinnlichkeiten die ſich tauſenderley moraliſche Formen zu geben wiſſen, ziehen uns immer von unſerm großen Zweck ab. Wenn wir denen nicht auf den Kopf treten, nicht verachtend über ſie hinweggehen, ſo bleiben wir in Gottes und der Menſchen Erwartungen zurück.

* *

Als Knabe hatte ich einen Canarienvogel, der ſeinen natürlichen Geſang ſehr lieblich und munter pfiff; das machte mir viele Freude, bis ich einſt eine Vogelleyer bekam. Da mir dieſes neue Spiel viel kunſt- und tactmäßiger vorkam, als meines Vogels unregelmäßiger Geſang, ſo mußte er es gern oder ungern lernen. Zuerſt unterließ er nun ſeine eigne angeborne Weiſe und machte gar nichts, dann fing er an einige Sätze der Leyer nachzuahmen, bis er zuletzt nach vieler Mühe das Ganze begriff, und nun nichts mehr hören ließ als die gelernte Lection.

So erzählte N. einem, der einen guten aber keinen conſequenten Kopf hatte, und fügte hinzu; ſiehe dich vor, daß es dir bey der philoſophiſchen Bemühung, deine Gedankenform in ein transcendentales Syſtem zu zwingen, nicht gehe wie meinem Vogel, und du deinen wahren eigenthümlichen Naturgeſang darüber einbüßeſt, um in fremden Tönen zu pfeifen!

* *

Wer ſich fürchtet unverdienter Weiſe in Armuth zu gerathen, der leſe die römiſche Geſchichte, da werden ihn die Beyſpiele des Camillus, Curius, Fabricius u. ſ. w. aufmuntern, daß er die Armuth für eine Kleinigkeit, ja wohl gar für ein Glück hält. Es iſt eine

Simplicität des Lebens bey dieſen alten Römern, und eine hohe Seelenruhe in den größten Stürmen, bey deren Betrachtung das menſchliche Gemüth über alle Widerwärtigkeiten empor gehoben wird.

* *

Ein Irrthum manches Schwärmers iſt das Wirkenwollen. Man muß nicht wirken wollen, ſondern warten bis man wirken ſoll und muß. Das konnten und thaten die Propheten, ſie gingen nicht aufs Wirken aus wie auf Abentheuer, ſondern warteten bis der Ruf des Herrn an ihr Herz kam. Manchmal wären ſie gerne des Wirkenmüſſens verſchont geblieben, wovon man beynahe bei jedem aus ihnen Beyſpiele findet.

* *

Ich ſehe klärlich ein, daß ſyſtematiſche Atheiſten die tiefſinnigſten Denker ſind, und daß der Atheismus durch ſcharfgereihte Vernunftſchlüſſe folgerecht zu machen iſt; dennoch aber bleibt in meinem Innerſten der Spruch jenes Alten mächtig: der Narr ſpricht in ſeinem Herzen, es iſt kein Gott.

* *

Buch Tobiä. Ein Gedicht voll der reinſten, lieblichſten Humanität, voll rührender, erhabener Einfalt; eine Schrift mit der Menſchen auftreten und zu Engeln ſprechen dürfen: könnt' ihr auch ſo was machen?

Soll man es denn für wahr halten? — Wie man will. Es gibt Dichtungen deren vortreffliche Erfindung und Darſtellung ſie zu wirklicher Wahrheit macht. Das Buch Tobiä mag erdichtet ſeyn; iſt es aber nicht geſchichtlich ſo iſt es doch menſchlich und poetiſch wahr, und ſo hindert nichts anzunehmen, es ſey wirklich ein Tobias geweſen, ein frommer, gutthätiger, demüthiger Mann, der blind geworden, einen Sohn gehabt, und ſich durch reinmenſchliche Geſinnung ausgezeichnet habe, und daß der Sohn von dem Engel Raphael auf einer Reiſe ſey begleitet worden; ja daß der Engel mit inniger Wonne den Befehl angenommen habe, den Sohn ſolch eines Mannes, wie der alte Tobias war, in die Fremde rathend und ſchützend zu begleiten, und ſo in Menſchengeſtalt eine Zeit lang durch menſchliche Freuden und Leiden zu wandeln.

Wahrlich jeder glückliche Dichter ſchreibt pur lautere Wahrheit, wenn er auch ſelbſt vermeint, nur ein Gedicht gemacht zu haben. Was heller Verſtand und reines Herz in Harmonie erſchaffen, iſt Wahrheit, und hat exiſtirt oder wird exiſtiren. — Die Griechen wußten wohl, daß Homers Geſänge nur ein Gedicht waren, und doch führten ſie ſeine Verſe bey allen Lebensereigniſſen im Munde, und ſeine Helden lebten wie Wahrheit in ihrem Kopf und Herzen.

* *

Antworte ja nicht auf die Fragen eines Schalkes, damit du nicht in Unterredung mit ihm kommeſt und zornig werdeſt. Denn ſobald du das kalte Blut verliereſt, hat er gewonnen Spiel.

* *

Man muß ſich zu nichts verſtehen, wobey es einem nicht recht ums Herz iſt, hab' ich irgendwo geleſen. Das will ſagen, man muß aus Liebe alles und aus Gefälligkeit nichts thun. — Gefälligkeit iſt eine unnütze Tugend die zur Reue führt. Je weniger man blos um zu gefallen ſich Mühe gibt, deſto mehr gefällt man; man thut aber im Gegentheil gewöhnlich zu viel, um recht angenehm zu ſeyn, und verdirbt ſich dadurch manche Freude und manche Ehre. Deine Schuldigkeit iſt es, andern Liebesdienſte zu erweiſen, nicht andern zu gefallen. Liebe, ſo wirſt du gefallen!

* *

Du muſt nicht gleich, wenn du eine gute That gethan haſt, meynen jetzt, ſeyſt du der Edelſten einer, noch wenn du eine ſchlechte begangen haſt, jetzt ſey alles des Teufels. Du wirſt immer ein Menſch bleiben, abwechſelnd gut und böſe, wie alle.

* *

Die Regel iſt gut, immer etwas zu thun, die Arbeit ſey auch noch ſo gering, wenn man nur nicht müßig geht. Man darf nur anfangen ſo kommt man ſchon nach und nach in Geſchäfte hinein, und am Ende gibts doch eine Summe von vollendeten Geſchäften, worauf man mit Freuden zurückſieht.

* *

Ich mag nicht mit dir über X. reden, du ſiehſt vor ſeinen Fehlern ſeine Tugenden, und ich vor ſeinen Tugenden ſeine Fehler nicht; alſo ſtimmen wir nie zuſammen.

* *

Die größte Unklugheit iſt ſich für klüger zu halten als man iſt.

* *

Zur Sinnesänderung muß man nicht auf irgend eine feyerliche Gelegenheit warten, ſondern dieſelbe auf der Stelle beginnen, wenn es ſchon etwas ſpäter mit mehr Pomp geſchehen könnte. So wenig als einer der gefallen iſt, auf einen bedeutenden Mann wartet, der ihn vom Boden aufhebe, ſondern ſo bald er kann ſich von ſelbſt wieder emporhilft.

* *

Wem es blos darum zu thun iſt klug zu ſcheinen der iſt es nicht; beſſer iſt es, um die Klugheit den Mantel der Einfalt zu werfen. Prudenter et simpliciter.

* *

Bleibe rein, damit du an keinem Unglück Schuld ſeyſt, denn wir wiſſen nicht woher das Unglück kömmt.

* *

Mancher rächet ſich am guten das ihm mangelt durch Verachtung des Heiligen.

* *

Es gibt dreyerley Arten von Schuld:

1. Die abſichtliche, wenn man das Böſe mit Willen thut.
2. Die unbedachte, aber doch moraliſch tadelnswerthe, wenn man außer den Kreis ſeiner Pflicht tritt, und durch Nachläſſigkeit Anlaß zu einem Unglück gibt, oder auch andre zu ähnlichen Fehlern verleitet; zum Beyſpiel, wenn man eine nothwendige nützliche Arbeit zu verrichten hat, ſelbige aus Trägheit aufſchiebt, zu einem Bekannten hingeht, und dieſen auch von einer nützlichen Arbeit abhält und zur Trägheit verleitet. — Dergleichen Fehler ſind die häufigſten und von den ſchlimmſten Folgen, weil ſie weniger auffallen und weniger warnen, als die erſte Art.
3. Schuld ohne Zurechnung. Wenn man in lauterer Ausübung der Pflichten des Berufes ein Unglück veranlaßt. Dieſe Art hat nichts auf ſich; es iſt Gottes Sache das Unglück wieder gut zu machen.

* *

Wenn du dich lange im Irrthum über einen Gegenſtand herumgetrieben haſt, und es wird dir dann auf einmahl die Wahrheit helle, wie es oft zu geſchehen pflegt, ſo mußt du dir das wohl merken, und dieſen neuen Fund mit ehernen Buchſtaben in dein Gemüth ſchreiben, denn ſiehe es kömmt eine Zeit, wo dieſe Wahrheitsſonne, ſo helle ſie dir jetzt ſcheint, wieder mit Nebel umhüllt wird.

* *

Leeren muß man den Kelch, den das Schickſal mit Trübſal und Freude ſo wunderſam gemiſcht hat; nicht blos den Becher anſetzen und dann beym erſten bittern Geſchmack wieder davon gehen, wie wir alle ſo oft thun.

* *

Lambert war mehr ein mathematiſcher als philoſophiſcher Kopf; ein Genius des Combinirens. In die Regionen Plato's, Spinoza's, Leibnizens, ſchwang er ſich nicht, oder wenn er zu Zeiten dahin gelangte, ſo warens nicht Flügel des Adlers die ihn trugen, ſondern künſtliche dädaliſche, die nur kurzen Flug aushielten.

* *

Es gibt Bücher, die beym erſten Blick Geiſt zu verrathen ſcheinen, im Grunde aber leerer oberflächlicher Schaum ſind;

Witz ohne Verſtand,
Empfindſamkeit ohne Liebe,

Vielwiſſerey ohne Gelehrſamkeit,
Weltton ohne Geſchmack.
In toto nihil.

* *

Ovidius hätte beſſer gethan und wäre eher frey worden, wenn er den Auguſtus und Tiberius nicht mit ſo übertriebener Schmeicheley mehr erniedrigt als erhoben hätte. Im Unglück muß man ſich an die Wahrheit halten, denn nur durch ſie kann der helfende Gott zum Beyſtand bewogen werden.

* *

Schriftſteller die ihr Syſtem haben, über welches hinaus ſie keinen Schritt thun, und nach welchem ſie auch alles was von andern kömmt, beurtheilen, ſind nicht für die Ewigkeit, wenn ſie auch noch ſo logicaliſch ſchreiben. Der Schriftſteller für die Ewigkeit weiß nicht vorher beſtimmt und genau, was er ſchreiben wird, ſondern ſchreibt, was ihn ſein Geiſt in gegenwärtigem Moment zu ſchreiben dringt, und manchmal oft etwas ganz anders als er ſich vorgenommen. Manchmahl verſteht er auch ſelbſt nicht alles was er ſchreibt; oder vielmehr das was er ſchreibt, hat oft noch einen zweyten größern Sinn als er gedacht.

* *

d'Alembert ſchrieb an den König von Preußen: „Toute la morale de Socrate n'a pas fait au genre

„humain la centième partie du bien que V. M. a „déjà fait en six semaines de paix.“ — So urtheilte von dem Haupte der griechiſchen Philoſophen, der welcher für das Haupt der franzöſiſchen Philoſophie gehalten wurde, und ſo plump ſchmeichelte er dem König, wie es wohl Sokrates nie gethan hätte. Aber Sokrates war nicht ſein Mann, er glaubte ja noch an Gott und Unſterblichkeit.

* *

Wer jugendlich frühe als didaktiſcher Schriftſteller auftritt, bringt, wie die Erfahrung lehret, nicht ſelten falſches und unechtes an das Tageslicht, und kömmt dann in den Fall, es entweder beſchämt zurücknehmen oder eigenſinnig auf ſeinen Irrthümern beharren oder, beſcheiden wie Wieland, die Duldung anſprechen zu müſſen.

* *

Thomas Platter. Es liegt eine heilige Kraft, ein Wohlgefallen des Himmels, in der Einfalt, womit dieſer treue, naive, demüthige, mäßige Menſch gelebt und ſein Leben beſchrieben hat.

* *

d'Alembert mag übrigens geweſen ſeyn wie er will, aber in der Correſpondenz mit König Friedrich erſcheint er wahrlich nicht groß. Was das für Schmeicheleyen ſind! Hievon ein einziges Beyſpiel: Der König ſchickte ihm Voltaires Büſte mit der Inſchrift: Immortalis. Dieſe geſchmackloſe Bezeichnung fand d'Alembert „digne par sa verité, sa simplicité et sa noblesse, du grand homme a qui elle est consacrée, et du plus grand homme qui l'a imaginée." (Ein großer Effort der Imagination!), und meint es fehlen nur noch zwey Worte, die er aber beyfügen laſſen wolle, nämlich: Ab immortali datus. — So wußten der König von Preußen und der geprieſene d'Alembert Secrétaire perpetuel de l'Acaédmie, nichts beſſeres unter Voltaires Bruſtbild zu ſchreiben!

Vermuthlich that, um die Sache recht erhaben zu machen, noch ein Dritter hinzu: Immortali, daß es dann hieß: Immortalis immortali ab immortali datus; eine Dreyfaltigkeit von Unſterblichkeiten!

* *

Kant hat etwas von einem Philiſter im Geſicht, ſo wie auch alle tranſcendentale Philoſophie etwas Philiſtermäßiges hat, wo oft mit ungeheurem Aufwande von „reinem Verſtand" bewieſen wird, was man ſchon längſt gewußt hat oder nie wiſſen kann. Es wird zuletzt doch noch herauskommen, daß alle Operation des Verſtandes ohne Zuthun des Herzens ein eitles Sophisma iſt; daß beyde gleichen Schrittes gehen müſſen, wenn der Welt ſoll geholfen werden.

* *

Auch Kleinigkeiten haben ihre Folgen, deren wir nie ſicher ſind; wer kennt die Verwickelung der Folgen? Momente die man der Sünde zugibt, werden oft zu Jahren von Schmerz und Unruhe; und hingegen der kleinſte Schritt, den man Gott zu gefallen wider den Reiz der Sinnlichkeit auf dem Wege der Rechtſchaffenheit thut, führt manchmahl ſchnell und unerwartet in die Gefilde des echten Menſchenglückes.

* *

Wenn ich in großer Geſellſchaft luſtig bin, iſt mir oft weniger wohl, als wenn ich in der Einſamkeit trauere. — Das köſtliche Gefühl ſeiner ſelbſt bey ſtiller Arbeit zu Hauſe iſt unendlich mehr werth als die leidenſchaftlichen Freuden der Welt.

* *

So oft ich im Affect (und wie ſelten ſind unſre Wünſche ohne Leidenſchaft) meinen Kopf durchſetzen will, hab ich jedes Mahl mehr Verdruß als Freude davon; ich könnte manches Beyſpiel anführen. Was ich erzwingen will, das geräth nicht. Ich weiß nicht wie es andre machen, es gibt Leute die mit ihrem eignen Willen beſſer zu Stande kommen; bey mir heißt es: *Μηδενος μελειν*, oder: Warten bis es an mich kömmt.

* *

Erntepredigt. Gott danken für das tägliche Brot iſt billig; es iſt aber auch billig, daß Gott uns das tägliche Brot gebe; hat er uns geſchaffen, ſo muß er uns auch erhalten. Ich kann das zu weit gehende ſelbſt vernichtende Danken überhaupt nicht wohl leiden, und bin alſo auch kein großer Freund von den gewöhnlichen Dankpredigten, wo es immer als das größte Wunder göttlicher Barmherzigkeit ausgeſchrieen wird, daß nicht alle Früchte des Feldes und der Reben zu Grunde gegangen ſeyen. Bey ſolchen Anläſſen ſollte man lieber bitten um Gelegenheit zu fröhlichem Genuß, und um Bewahrung vor Mißbrauch.

* *

Der Menſch ſoll keine andre Wirkſamkeit ſuchen, als in treuer Verrichtung deſſen was ihm Gott jeden Tag vorlegt. Iſt er des Morgens gewaſchen und angezogen, ſoll er ſich vor Gott hinſtellen und ſprechen: Herr lehre mich nach deinem Willen thun, was du heute durch mich gethan haben willſt, denn du biſt mein Gott, der für mich ſorget; dein guter Geiſt führe mich auf ebner Bahn!

* *

Man muß im Loben und Tadeln kurz ſeyn, damit man nicht das eine über das andre vergeſſe.

* *

Nicht ſchöne Worte, aber wahre Worte! Nicht viel Worte, aber gute Worte!

* *

Aus ſtrengen moraliſchen Vorſätzen entſteht Untreu und Sorge, und dieſe ſind aus dem Böſen. Thue nur immer in dem gegenwärtigen Augenblick recht, ſonſt nie!

* *

Durch allzugroße Höflichkeit und übertriebene Delicateſſe ſah ich ſchon manchen in den Verdacht der Falſchheit kommen.

* *

Schüchtern iſt, welcher nicht thun darf wie ihm iſt.

* *

Thue recht ſo viel du kannſt und magſt, und habe Geduld nicht nur mit andern ſondern auch mit dir ſelbſt. Wirf dein Joch nicht ab, denn du mußt eins tragen wie alle Sterbliche, und für das abgeworfene könnte dir ein ſchwereres aufgelegt werden. Menſch bleibe Menſch, du kannſt kein Engel ſeyn weder heute noch morgen, ſey aber deßwegen auch kein Unmenſch; ein edler Menſch iſt vielleicht mehr als ein Engel.

* *

Die Leute merken es bald ob einer aus Furcht oder aus Edelmuth ſchweigt.

* *

Man muß das Vergnügen nicht zum Geſchäfte machen. Mache dir mit vielen Geſchäften zu thun, ſo kommt das Vergnügen von ſelbſt.

* *

Gibt es eine reinere Liebe auf Erden als die einer guten Tochter zu ihrem guten Vater?

* *

Könnten die Menſchen im höchſten Puncte der Leidenſchaft plötzlich mit kaltem Auge ſich ſelbſt ſchauen, der Spieler in ſeiner herzloſen Inhumanität, der Zornmüthige im Schwulſt ſeines Grimmes, der Wollüſtige in ſeiner ſeelenloſen Geſpanntheit u. ſ. w., welch ein Schrecken und Abſcheu würden ſie ſich ſelbſt ſeyn!

* *

Wenn man dich über etwas in deiner Gegenwart anklagt, ſo magſt du dich rechtfertigen. Hinter dem Rücken aber laß von dir reden, was man will. Du hätteſt viel zu thun, wenn du jedem Seinen Irrthum benehmen wollteſt, womit auch gar vielen nicht einmal gedient wäre.

* *

Gewohnheit iſt der beſte Freund und der ärgſte Feind des Menſchen.

* *

Es kömmt in Hinſicht auf das Verhältniß, worin man mit Gott ſteht, nicht darauf an was man geweſen, ſondern auf das was man wirklich iſt. Biſt du ehedem nicht viel nütz geweſen, jetzt aber gut, ſo iſt es vor Gott ſchon genug; er kann und wird mehr nicht verlangen als daß du gut ſeyſt, ut rectum sit quod velis. Für die alten Fehltritte iſt dann hienieden noch manche plagende Rückerinnerung Buße genug.

* *

Klugheit bey wichtigen Gefahren,
Herzhaftigkeit in unerwartetem Schrecken,
Mäßigkeit bey Freudenanläſſen,
Gerechtigkeit bey großer Macht.
Ehre dem der ſie hat! Aber wie wenige haben ſie!

* *

Deine abſichtloſeſten und von dir ſogleich vergeſſenen Worte machen oft eine unerwartete langdauernde Wirkung auf andre, darum ſey vorſichtig im Reden. Auch um des Mißverſtandes willen mußt du es ſeyn, denn viele gehen abſichtlich auf den Mißverſtand aus, und aus dem Mißverſtand entſtand, entſteht, und wird entſtehen der Krieg.

* *

Die Klugheit beſteht im Ja und Nein ſagen zur rechten Zeit.

* *

Es iſt mit der Freude wie mit dem Winde; man weiß nicht woher ſie kommen noch wohin ſie gehen wird; ſie ſpringt oft aus einem nicht beachteten Quell hervor, und verliert ſich im Sande der Langenweile.

* *

Ein pſychologiſches Tagebuch der Selbſtbeobachtung ſoll ich ſchreiben? — Mit nichten! Thue ich kleine Dinge, ſo ſind ſie des Aufſchreibens nicht werth; thue ich großes, ſo wirds ſchon aufgeſchrieben werden. Zudem trügt ein ſolches Selbſtanſchauen, und führt zum Truge.

* *

Ein ſuperiorer Charakter, der ſich aus Schwachheit der Güte zum Tone gemeiner Alltagsmenſchen herabſtimmen läßt, bekömmt dadurch etwas ſchiefes, und wird auch ſchief beurtheilt.

* *

Es iſt oft gut, wenn man im Gedränge iſt, ſich eines Spruches, einer Sentenz oder eines Vorſatzes zu erinnern, und ſich denſelben recht deutlich zu wiederholen; das hilft ſehr viel zur Sammlung des Gemüthes. Nur fällt einem in der Leidenſchaft oft der brauchbarſte Denkſpruch nicht bey!

* *

Man ſollte es durch Strafgeſetze verbieten, unaufgefordert von ſich ſelbſt zu ſprechen. Die Eiteln lügen, die Falſchen betrügen, die Klugen vergeſſen ſich; ſelbſt weiſe und gute Menſchen verfallen in einen amoroſen Ton, der ſie verblendet, und geben ein unrichtiges Bild von ſich ſelbſt.

* *

Was iſt mit der Dummheit, die ſich klug dünkt, anzufangen? Man muß ſie ausweichen, ſich ja nicht im Ernſt mit ihr einlaſſen; denn je geſcheidter man iſt, deſto mehr kommt man mit ihr zu kurz, weil ihr alles was geiſtig iſt Thorheit ſcheint. Aber ſo dann und wann, beyläufig, ihr einen derben Hieb beygebracht, das thut gut. Ironie iſt ihr fürchterlich.

* *

Der beſte Schriftſteller kann ſeine Schreibart wohl am wenigſten verſtellen, denn Originalität iſt eine nothwendige Eigenſchaft des Vortrefflichen, und die Originalität der Größe iſt auffallender als die der Kleinheit.

* *

Leſſing hatte mehr eigne Ideen als Mendelsſohn; dieſer wußte aber fremde Ideen gut zu reihen und klar darzuſtellen. Ein andres iſt, Ideen zu haben, ein andres, Ideen aufzufaſſen und zu ordnen. Darum war Hamann dem Mendelsſohn zuwider, weil Hamann ſeinen Ideenreichthum nicht ſyſtematiſch zu machen, und von der Empfindung getrennt darzuſtellen wußte, worin Mendelsſohns Kunſt beſtand. Der größere Leſſing kam jenem ſchon näher.

* *

Der Witz geht irre, dem der Autor immer zur Seite ſpatziert.

* *

Auch der ſchwächſte Gegner kann uns verwunden, und jede Wunde ſchmerzt. Darum hauptſächlich iſt dem Schriftſteller zu rathen, ſich in keinen Federkrieg einzulaſſen.

* *

Du willſt ein Mann ſeyn, und haſt keine Geduld, ſagen die Perſer. Und ich thue aus Erfahrung hinzu: der Geiſt der Eilfertigkeit iſt kein Menſchenfreund.

* *

Natur und ihre Stiefſchweſter Gewohnheit ändern ſich nicht ſo geſchwind, daß du nur werdeſt einen Tag feſtſetzen können, wo du anfangen wolleſt, deine Schwachheiten in Kräfte zu verwandeln. Es muß alles nach und nach gehen. Es kömmt kein Gott auf einmahl zum Vorſchein dir zu helfen, und wenn er käme, würde es dir, wie Paulus, nur deſto ſchwerer werden, wider den Stachel auszuſchlagen. Kömmt eine Schwachheit über dich, ſo ſuche ihrer los zu werden, ſo bald als möglich; und da dein eigner freyer Wille dir die größte Hülfe iſt, ſo lavire mit dem Segel des guten Willens durch die Stürme des Lebens, ſo gut du kannſt.

* *

Entſchuldige dich nie, auch im Scherze nicht, über Sachen, die keiner Entſchuldigung bedürfen; denn du gibſt andern ſogleich Gewalt über dich.

* *

Was ſoll all der Zwang nützen, den du dir anthuſt, andern zu gefallen, und alle deine Anſtrengung, witzig und gut zu ſcheinen? Bleibe nur deinem Genius getreu in Taubeneinfalt und Schlangenklugheit, ſo biſt du liebenswürdig genug.

* *

Es iſt eine philoſophiſche Unterhaltung, des Guten ſo viel zu thun als man kann und mag, und dann dabey ruhig zuzuſehen, was unſre ſchwache menſchliche Natur für Nebenſprünge mache.

* *

Wer weiſe iſt, den quälen keine Sorgen, weder des Vergangenen noch des Zukünftigen, ſondern er lebt einzig und allein für heute; ſo ſagt man. Wer iſt aber ſtark genug, daß ihm ein geſtriger Verluſt nicht wehe thue, oder ihn ein bevorſtehendes Uebel nicht quäle?

* *

Man muß die Leute nehmen wie ſie ſind, und nicht immer gewaffnet da ſtehen, um die Dummheit bey jeder Aeußerung, wobey ſie ſich weiſe dünkt, niederzuſchlagen; man kann ſie doch nicht ausrotten; das iſt keine Liebe und erweckt Haß. Biſt du klug, ſo danke Gott und fliehe die Dummheit; ſie iſt unverbeſſerlich.

* *

Man ſollte keinen Abweſenden verhöhnen, es iſt an ſich ſelbſt ſchon unartig, und wenn man gar nachher von ihm oder den Seinigen Gefälligkeiten annehmen muß, ſo thut es einem in der beſchämten Seele weh, geſpottet zu haben.

* *

Sollen deine Talente den größtmöglichen Zins tragen, ſo bleibe in der Demuth vor Gott, Beſcheidenheit vor den Menſchen, und Arbeitſamkeit im Beruf, und achte dich nicht zu groß für kleine Geſchäfte, die nothwendig ſind.

* *

Freyheit zu reden erlangt man durch pflichtmäßiges Sprechen.

* *

Mit eigenſinnigen Leuten kommt man am beſten zurecht, wenn man damit anfängt, da wo es angeht, ihrem Willen zuvorzukommen, noch ehe ſie denſelben äußern. Das gefällt dem Starrkopfe nicht; denn er will, daß ſein Machtſpruch als Machtſpruch gelte. Wenn nun ſo ein Eigenſinniger ſeinen Willen bey ſich ſelbſt feſtgeſetzt hat, und man merket es, und begegnet demſelben noch ehe er in Worte übergeht, ſo wird der Geiſt des Widerſpruchs rege und geneigt, dieſen Willen, der nicht mehr allein der ſeinige iſt, fahren zu laſſen. Nach und nach kann dieſes Verfahren zur Gewohnheit, und ſo der Eigenwille unvermerkt biegſamer gemacht werden.

* *

Die leidende Einfalt, auch wenn ſie an Schwäche gränzt, hat immer etwas Rührendes.

* *

Auch der Zorn macht unehrlich.

* *

Iſt der nicht glücklich, dem alles nach ſeinem Willen geht? — Noch nicht ganz.

* *

Freundlicher Ernſt, welch' eine nothwendige Haustugend!

* *

Die Einſamkeit der Berge erhebt die Seele mehr, und macht den Geiſt freyer, als die Einſamkeit der Thäler.

* *

Eine der größten Nichtswürdigkeiten iſt es, unſchuldige Menſchen zu demüthigen.

* *

Das Böſe, das du unabſichtlich thuſt, iſt dennoch böſes, und ein Zeichen deiner verderbten Art und Natur, auf welche du eben um deßwillen wachen mußt, weil ſie dir das Böſe zur unmerklichen Gewohnheit macht.

* *

Wenn vom Laufen die Rede iſt, muß man nicht des Lahmen ſchönes Angeſicht rühmen.

* *

Du mußt die Anweiſung zum höchſten Gut nicht ſo unter den Menſchen ſuchen, daß du etwa glaubeſt, die Nachahmung dieſes oder jenes Menſchen werde dich glücklich machen, denn Nachahmen und Ruhen auf ſich ſelbſt ſind ſich entgegen geſetzt. — Du mußt es auch nicht in Büchern ſuchen, daß du glaubeſt, dieß oder jenes Buch enthalte eine Glückſeligkeitslehre, welche deine Leidenſchaften tödten, und dir einen ſchönen gebahnten Weg zur Selbſtzufriedenheit verſchaffen werde; denn dein Geiſt kann nicht immer kalt bleiben, wie die Buchſtaben eines Buches. — Du mußt auch nicht glauben, aus dir ſelbſt das Syſtem eines ſeligen Lebens ſpinnen zu wollen, denn auch dieſe Fäden halten nicht. — Was iſt denn zu machen? „Quod sis esse velis nihilque malis" — oder wie ein andrer ſagt: „Habe caritatem, et fac quod vis.

* *

Fehler des Knaben, des Jünglings, des Mannes, freylich ein unzählbares Heer! Aber ſollen ſie denn allein mir zu Schulden kommen, nicht auch denen, die mich nicht beſſer geleitet, oder Dem, der mich ſo ſchwach erſchaffen? — Wenn nun ein jeder das Seine thut, um die Sache wieder gut zu machen, ſo kann doch noch etwas herauskommen. Ich will thun was ich kann, um der anklebenden Schwachheiten los zu werden. Meine Eltern im Reiche der Abgeſchiedenen werden, wer weiß? vielleicht auch aus alter Liebe wirkſam ſeyn, und der liebe Gott muß nachhelfen. Amen!

* *

Geduld iſt Ruhe im Schmerz.

ing. 433/1

(A.U. Hegner)

It. sing. 433/1-3

AUCH ICH
WAR
IN
PARIS.

Omnia rerum omnium, si observentur,
indicia sunt, et argumentum morum
ex minimis quoque licet capere.
Seneca.

Erstes Bändchen.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung.
1803.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der erste Theil dieser Reise war, wie man wohl sehen wird, nur für Freunde geschrieben; diese wünschten aber, daſs er auch gedruckt würde, und — hier ist er. Ich weiſs wohl, daſs bey dem Publikum keine Entschuldigung gilt, indessen bin ich diese wahrhafte Aeusserung mir selber schuldig.

MÜNCHEN

Nachdem ich mich im Anfange dieses Jahres (1801) endlich von meiner politischen Bürde, die weniger groſs als drückend war, losgemacht hatte, wurde die Begierde in mir rege, die erhaltene Muſse (das ersparte Geld kann ich nicht sagen) zu einer Reise nach Paris zu nutzen. Schon seit mehrern Jahren trug ich mich immer mit einer Reise nach Rom, und meine Phantasie machte in dieser Zeit manchen Zug dahin, aber die Wirklichkeit wollte sich niemahls geben, und nun war es zu spät; was wollte ich jetzt in diesem Lande thun, da seine beſsten Kunstwerke, der Hauptgegenstand meiner Reise, von der grossen Nation hinweg-*erobert* worden, und bey der allgemeinen Unordnung die zurückgebühnen schwerlich zu sehen seyn werden! Um den Charakter des Volkes kennen zu lernen möchte ich nicht hingehen, ich kenne ein besseres; und um Staatsverſassungen zu prüfen käme auch der Liebhaber dieses Studiums heut zu Tage wohl zu spät, weil man keine mehr findet, sondern allenthalben nur auf zusammenstürzende Trümmer von alten, oder rohe Baumaterialien zu neuen stöſst.

Es bleibt dem berühmten Lande freylich noch seine schöne Natur, die keine schlechte Regierung verkrüppeln und kein Eroberer hinwegführen kann, und seine durch Geschichte und Kunst bedeutenden Ruinen des Alterthums. Allein wenn man einmahl auf einem gewissen Alter ist, so macht man nicht mehr gern weite Reisen blos für das poetische Gefühl, ob es gleich gut läſst und vornehme Sitte in Deutschland ist, von „den im jungen Sonnenstrahl aus „Nebelhüllen emporsteigenden Hügeln der ern-

„sten hohen Roma" mit der Wehmuth eines abgeschiednen Geistes zu sprechen, oder die „Zypressen des Janiculus und Pinien des Montorio" wie Heilige anzurufen und demüthig zu bedauern, in den Sandwüsten und Nebelländern des Nordens geboren zu seyn, oder dem Publikum zu erzählen, wie man oben auf dem Capitole gestanden und „seine Thränen rinnen lassen „auf die heilige Asche der Helden, zusammenschaudernd in der Unwürdigkeit, wozu man „vom Schicksale verdammt sey" — Grosse Worte und erhabene Empfindungen, nur Schade, daſs sie mehrentheils mühsam zusammengelesene *opera posthuma* sind! Zudem bin ich nicht in dem kalten Norden geboren, der jedoch eben so glückliche Einwohner zu ernähren scheint, als das heisse Italien, von dessen brennenden Südwinden jene Schönempfinder nichts sagen, sondern in der Schweiz, wo die Natur in ihrer concentrirten Mannigfaltigkeit wenigstens erträglich ist; auch hab' ich schon lange verlernt, Empfindungen nachzulaufen, weil ich aus Erfahrung weiſs, daſs die gemachten nicht die ächten sind.

Nach Paris also soll meine Reise gehen, und zwar vorzüglich darum, weil dort so viele Schätze der Kunst vereinigt sind, die ehedem in den Kirchen, Gallerieen und Cabineten Frankreichs, Hollands, Deutschlands und Italiens zerstreut waren. — Ohne gerade ein Künstler oder Kenner geworden zu seyn, habe ich, schon von meiner ersten Jugend an, so viel Liebhaberey zur Kunst gehabt, so viel damit getändelt, darüber gelesen, gesammelt und sprechen gehört, und so wenig Schönes vom ersten Range gesehen, daſs ich es zu meiner Ausbildung unumgänglich erforderlich halte, dahin zu gehen, wo das Beſste dieser Art zu finden, und, wie man versichert, so leicht zu genieſsen ist.

Meine Freunde, für die ich diese Reise beschreibe, werden nicht fragen, wozu eine an Geld und Zeit kostbare weitere Ausbildung in einem Fache, zu dem man keinen öffentlichen Beruf hat? Sie sind mit mir überzeugt, daſs ein Mann, der über die Jugendjahre hinaus ist, nicht mehr wählen kann, was er sich für eine Bildung geben wolle, sondern daſs er sich's zur Pflicht machen muſs, das, was er bereits hat, zu bearbeiten; habe er's nun durch Erziehung oder Liebhaberey, auf ebnem oder holperigem Wege erhalten. Ist es nur einmahl sein erworbenes Eigenthum und kein unedles Gut, so darf und soll er es benutzen und vermehren, und dem Schicksale danken, wenn es ihm leichte Mittel an die Hand gibt, seine geistige Ausbildung so gut als möglich zu vollenden.

Aber nun ging es mir wie einem Verliebten, der in dem Anschauen seines Mädchens täglich neue Rechtfertigungen seiner Liebe findet, denn da ich einmahl diesen Entschluſs gefaſst und zu das günstigste Licht gesetzt hatte, gesellten sich bald zu dem angegebenen Bewegungsgrunde noch eine Menge anderer. Das muſs ein sehr reiner oder sehr blöder Mensch seyn, der nur Einen Grund zu einer Handlung hat. — Wer wird aber die Nebengründe alle angeben können oder wollen, welche einen gebilligten Vorsatz begleiten? Die Hauptstadt Europas wollt' ich sehen, den Mittelpunkt der neuen weltumschaffenden Politik, die hohe Schule der sinnlichen Kultur, das französische Paradies — ich wollte mich selbst überzeugen, wie eine Million Menschen in einem Umfange von sechs bis sieben Stunden beysammen wohnen können, ohne einander aufzureiben oder zu verpesten — das Treibehaus der leichten Höflichkeit wollt' ich besuchen, und sehen, was von diesem zarten Gewächse sich etwa noch auf einen alten Stamm pfropfen lasse; zugleich gedachte ich die Vortheile des einsamen Lebens in grossen Städten zu prüfen — und endlich (wer wirft den ersten

Stein auf mich?) wollt' ich sagen können: Ich bin auch da gewesen.

Empörendes Sittenverderbniſs, himmelschreyende Verschwendung und verworfene Armuth, werde ich sehen, aber eben deſswegen muſs auch grosse und stille Tugend da zu finden seyn. Man weiſs ja, daſs, wo die Versunkenheit der Sitten am tiefsten ist, musterhafte Tugend sich auch am kräftigsten emporhebt, so wie unter den lasterhaftesten Kaisern Roms der erhabenste Stoicismus blühte.

So faſste ich mein Vorhaben auf mancherley Art in Rahmen und Glas, und war sehr erfinderisch, die Bedenklichkeiten zu heben, welche mir die weite Entfernung von den Meinigen verursachte.

Ich fing nun an, meinen Entschluſs einigen

Bekannten zu eröffnen, in der Hoffnung, Reisegefährten unter ihnen zu finden, die mir die besorgliche lange Weile der Wirthshäuser verkürzen, und ihre Bemerkungen mit mir theilen könnten.

So lange ich noch von meiner Reise als von etwas ungewissem, wozu ich wohl Lust hätte, sprach, wollte mich jeder begleiten. Jeder fand den Einfall vortrefflich, die Kosten unerheblich und ein paar Monathe wohl zu entbehren. Als ich aber die Zeit meiner Abreise bestimmte, und die Sache nicht mehr blos ein Lustzug der Imagination war, sondern zur Wirklichkeit werden sollte, traten alle zurück und keiner wollte mehr mit. Ich sahe nun, daſs es mit solchen schnellen Zusagen wie mit jeder Bekehrung ist. Der neue Mensch beschäfftigt sich zuerst nur mit dem Gefälligen seines veränderten Zustandes, und vergleicht denselben mit der bisherigen langen Weile der Alltäglichkeit, er schmeichelt sich mit der Wichtigkeit, die er, bey sich selbst wenigstens, durch den ungewöhnlichen Entschluſs erhält, und glaubt auch die Leute sehen ihn bedeutender dafür an; wenn es aber Ernst gilt und Hand an's Werk gelegt werden soll, dann zeigen sich erst die Schwierigkeiten und Müheseligkeiten, über deren Anblick der Reitz der Neuheit sich verliert, und der Gelust verschwindet, so daſs dann die erste Liebe bald erkaltet, und der alte Sauerteig wieder wirksam wird.

Endlich gelang es mir doch einen, mir zwar persönlich unbekannten, Gefährten an Herrn G. von R. zu bekommen, zu dem sich nachher noch Herr St. von B. gesellte, welches mir sehr lieb war, weil ich mich anfänglich fast scheute, allein zu reisen. Ich hab' es auch nie bereut, indem ich an beyden Männern schätzbare Bekanntschaften machte; gleichwohl soll dem alten Sprichwort: *qui a compagnon a maitre*, seine Wahrheit nicht benommen seyn. Für einen Mann, der mehr Welterfahrung hat, und nicht äusserlicher noch innerlicher Unterstüzung bedarf, mag das Alleinreisen allerdings seine Vorzüge haben.

Nichts ist peinlicher, als jemand ein Vorhaben eröffnen, wenn man voraus weiſs', daſs er's nicht billigen wird. So ging es mir mit meiner alten Mutter; ich war zwar fest zur Reise entschlossen und wuſste wohl, daſs sie kein erklärtes Nein dazu sagen würde, aber ich furchtete die geheimen Mutterthränen, wobey einem Sohne jede Entschuldigung auf der Zunge erstirbt; und so vermochte mich endlich nur die Furcht, sie möchte es aus fremdem Munde erfahren, und mir darüber gerechte Vorwürfe machen, daſs ich meine, vielleicht kindische, Scheu vor der älterlichen Autorität überwand, und mit dem Geheimnisse herausrückte.

Da ich diese Reise nicht unternommen, um die Welt, sondern um mich selbst zu unterrichten, so bin ich mir auch selbst zuweilen ein Gegenstand der Beobachtung gewesen, daher werden es mir meine Freunde auch zu gut halten, wenn ich etwa solcher persönlicher Angelegenheiten erwähne, oder wider meine Gewohnheit so oft von mir selbst rede. Unterdessen bin ich überzeugt, wer von sich selbst mit Wahrheit spricht, und aufrichtig die Eindrücke schildert, welche die Begegnisse (scheinen diese auch noch so geringfügig) auf ihn selbst machen, der spricht unter seinem eignen Nahmen von tausend andern, und darf das *Mutato nomine de te* getrost als einen Spiegel gegen Freund und Feinde wenden.

Es ist daher nicht immer Eitelkeit, von sich selbst zu sprechen, und es mag wohl mancher es wägen, sein eignes Ich einen Augenblick zum Gegenstande der Aufmerksamkeit zu machen, der dabey mehr Selbstverläugnung zeigt und weniger um Beyfall buhlt, als ein anderer, der kein Wort von sich selbst sagt, und nur Könige und Fürsten zurechtweist.

So würde ich auch noch gerne zwey mächtiger Anfechtungen gedenken, die sich mir in den Weg stellten, wenn ich es nur einzukleiden wüſste, ohne von neuem den guten Ton zu beleidigen; denn diese Hindernisse bestanden in zwey politischen Stellen, die mir in meinem unruhigen Vaterlande angetragen wurden. Wenn ich mir schon vorstelle, daſs ich meine Reise nur einer Gesellschaft von Bekannten erzähle, wo man wohl etwas über die Schnur hinaus sprechen darf, ohne in den Schein egoistischer Episoden zu fallen, so fühle ich doch, daſs es gewagt ist, von seinem Benehmen bey angetragenen Ehrenstellen (wenn man sie auch für keine halten sollte) viel zu sprechen. Man ennüyirt die Freunde, und die welche keine sind mögen es gar nicht vertragen. Es gibt Privatangelegenheiten, besonders von dieser Art, über die man seine Empfindungen niemahls laut werden lassen soll, auch in das Ohr des vertrautesten Freundes nicht, weil jedes menschliche Gebrechen, das unsrer verkehrten Natur anklebt, eher seines Gleichen um sich leidet, als die erbsündliche Eitelkeit, die, wenn sie im Busen zweyer Freunde sich auch nur leise berührt, sogleich eine kleine Entfernung erzeuget, wovon die Wirkung oft noch fortdauert, wenn man nicht mehr an die Ursache denkt. Es schaden daher solche kleine, auch nur momentane, Zurückstossungen und fliegende Antipathieen der Freundschaft unendlich, und thun ihr oft mehr Abbruch, als aufsehenerregende Schwachheiten.

Nicht dafs ich damit den Aristoteles unterstützen wolle, wenn er ausruft: Ach, meine Freunde, es gibt keinen Freund! — sondern ich möchte nur auf die zarte Gebrechlichkeit des reinsten und edelsten menschlichen Gefühls, welches wir Freundschaft nennen, aufmerksam machen — und mit dieser Warnung mich selbst entschuldigen.

So wie der neue Schweizer in mancher Rücksicht mehr geschoren ist als der alte; so ist er's auch mit den Pässen, und was das kränkendste ist, so sind auch an dieser Schererey abermahls unsre Befreyer schuld. Ehemahls konnte einer mit einem altväterischen Passe von seiner altväterischen Obrigkeit durch ganz Europa reisen; jetzt muſs man sich erst wie ein Rekrut messen und wie ein Schelm signalisiren lassen, und dann warten, bis der Regierungsstatthalter noch seine Unterschrift dazu gegeben. Kommt man nun mit so einem Passe nach Deutschland, so wird man, wenn's noch gut geht, mit seinem Wilhelm Tell ausgelacht, von dem sie sogar behaupten, er habe niemahls gelebt. Will man aber die Mutterrepublik besuchen, so nimmt sie einen aus zärtlicher Vorsorge nicht auf, es sey denn, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten habe sein Certifikat und der französische Gesandte sein Visa beygesetzt, welch letzterer dann noch beyfügt, daſs man sich bey dem Präfect der ersten französischen Grenzstadt vorzeigen solle.

Welche fatale Weitläuftigkeit, besonders für den, der dringende Geschäfte hat — und welche sclavische Dependenz würd' ich sagen, wenn Frankreich nicht seine guten Gründe dazu hätte! Da wir aber unabhängige Verbündete sind, so hätte das höfliche Frankreich uns wenigstens diese Gründe erklären, oder nach dem heiligen Rechte der Gleichheit uns auch gestatten sollen, keinen Franzosen in die Schweiz zu lassen, dessen Paſs nicht vom helvetischen Minister in Paris unterzeichnet wäre — so hätte doch dieser Minister auch was zu thun gehabt!

Das Beſste ist noch, daſs mir diese ganze, vielfach unterschriebene, besiegelte und bestempelte Erlaubniſs in das gelobte Land zu reisen, nicht mehr als drey Batzen kostete.

Auch war ich in Verlegenheit, einen bürgerlichen Charakter, wie die Pässe fordern, anzugeben. Als Kaufmann, sagte man mir, könne ich am sichersten durchkommen; aber das bin ich nicht. Einen Gelehrten mag ich mich auch nicht nennen lassen, weil ich zwar vieles weiſs, aber gemeiniglich das nicht, was man mich fragt. Am liebsten hätte ich noch für einen Mahler passirt, weil ich mit Darlegung meiner historischen Kunstkenntnisse der Mahlerzunft und mir selbst hätte Ehre machen können, aber ich besorgte, die scharfen Wächter der Verrätherey in Frankreich möchten auf einen praktischen Beweis dringen, wo ich dann als ein gemeiner Pinsel zum Vorschein käme. —

Wie man oft über Kleinigkeiten in stärkerer Verlegenheit ist, als über grosse Dinge, so wuſste ich mir auch hierin nicht zu helfen, bis mir endlich ein mitleidiger Freund das natürlichste und zweckmässigste rieth, ich sollte mich als *amateur des arts* presentiren.

Gerne hätte ich nun auch noch Reisebeschreibungen nachgelesen und mir Notizen gesammelt, ich konnte aber nicht mehr dazu kommen. Nun, so sehe ich was sich darbietet, dachte ich, und sehe es desto unbefangener, wenn es mir von keinem Weltverbesserer vorgeleyert wird. Zwar bestrebte sich auch mancher meiner Bekannten, die in Paris gewesen, mir einen Vorschmack der dortigen Seligkeit beyzubringen. Alles thut sich darauf zu gut, dort gewesen zu seyn; daher erzählte mir jeder was er wuſste, ja oft noch mehr. Wenn man aber, wie es oft geschieht, nur bey dem unbestimmten ersten Eindrucke, den das ungewohnte Grosse und Schöne macht, stehen bleibt, ohne denselben weiter mit Verstand zu entwickeln, oder sich das Gesehene durch Nachdenken eigen zu machen, oder sich an das Einzelne mit liebevoller Aufmerksamkeit zu hängen, so geht es einem mit seinen Reminiscenzen bald wie dem Apuleius, als er in einer bekannten Lage alle seine Empfindungen nur durch einen gewissen eignen Schrey ausdrücken konnte. Bey manchem meiner Erzähler glaubte ich was ähnliches zu hören.

Eben so mufste ich, wie einer der das Zahnweh hat, und dem von jedem Vorübergehenden ein Mittel empfohlen wird, auch manchen wohlmeinenden Rath über die ökonomischen und Fuhrwerksangelegenheiten meiner Reise anhören, ohne dafs ich darum fragte. Ein ungebethener Rath aber ist mir so wenig willkommen, als es mir seit unsrer Staatsveränderung die ungebethenen Gäste sind, weil beyde die gleichen Ansprüche auf unverdiente Aufmerksamkeit machen, und dem, der den Frieden liebt, einen unerträglichen Zwang der Höflichkeit gebieten. — Man gibt sich auch durch nichts so bloſs, und verräth so seine Particularneigungen und Leidenschaftlichkeiten, als wenn man unaufgefordert sich in fremde Angelegenheiten mischt, und Leuten, von denen vorauszusetzen ist, daſs sie über ihre eignen Sachen selbst nachdenken oder fragen werden, wenn sie eines Rathes bedürfen, geschwind seine vorübergehende Ueberzeugung beybringen will. Wenigstens sollte man es machen wie die nordamerikanischen Wilden, die, wenn sie ein Vorhaben für gefährlich halten, ihre Warnung in eine Allegorie kleiden, so gäbe es doch auch was sinnreiches zu hören. Ueberhaupt sollte man bedenken, daſs selbst ein erbethener Rath selten haftet, und sich diese Sache dem Menschen nicht so geschwind anhängen läſst, wie man einen Hut an die Wand hängt.

Im gegenwärtigen Falle galt es nun freylich so ernsthaft nicht; ich wurde nur dadurch an diese allgemeine Rathgeberey erinnert, gegen welche ich jetzt selbst einen ungebethenen Rath ertheile.

Empfehlungsschreiben, die mir ungesucht angeboten wurden, wies ich nicht von der Hand, weiter aber gab ich mir auch keine Mühe darum, weil ich niemahls weder bey mir selbst noch bey andern viel vortheilhafte Wirkung davon verspürt habe. Ich rede von den Empfehlungsschreiben, die uns bey berühmten Männern oder in die gute Gesellschaft einführen sollen, wenn wir noch schwach genug sind, diesen Alltäglichkeiten nachzugehen.

Man gibt solche Recommandationen zuweilen aus Eitelkeit, um zu zeigen, daſs man auch auswärts bedeutende Bekanntschaften habe; diese sind gar oft die feurigsten, weil man, was an der Bekanntschaft abgeht, durch das hohe Lob des Empfohlenen zu ersetzen sucht, aber sie sind selten die kräftigsten, eben um ihres Ursprungs willen; und wehe dem vernünftigen Manne, der mit Posaunenton aufgeweckten Erwartungen entsprechen soll!

Oder man gibt sie auch, wie sie ehmahls einer meiner Freunde gab, weil es in der Schrift heiſst: gib dem, der dich bittet. Diese werden sehr ungleich aufgenommen, je nachdem sie in gläubige oder ungläubige Hände fallen.

Haben sie aber auch wirklich freundschaftliche Gesinnungen zum Grunde, so kommt doch immer das meiste auf den empfohlenen Gegenstand selbst an. Auch das beſste Prädikat kann einem gemeinen Subjekte nicht lange helfen; man fühlt Fremden gewöhnlich mehr auf den Puls als Bekannten. Und wenn auch die Empfehlung einen würdigen Mann getroffen hat, so ist äussere Höflichkeit und selten etwas mehreres die Folge derselben. Man wird zum Essen und in Gesellschaften eingeladen, und dadurch bey kurzem Aufenthalte nur um seine Zeit gebracht; bey längerem Aufenthalt aber hört das Einladen oder das Hingehen von selbst auf, man macht indessen andre Bekanntschaften und die ersten empfohlenen werden nur noch dann und wann Ehren halber besucht.

Man könnte es zum Erfahrungssatze machen, daſs der Freund unsers Freundes selten auch unser Freund wird, und daſs die beſsten und dauerhaftesten Verbindungen immer die unempfohlenen sind.

Für Reisende, die auf die Heirath, sey es nun der Mädchen oder der Meinungen, ausgehen, ist es allerdings ein Gewinn, sogleich in einem Hause Zutritt zu haben, wo verheirāthliche Frauenzimmer sind, oder in gelehrten und politischen Gesellschaften produzirt zu werden, wo sie sich orientiren können, wie sie denken müſsen, um andern nachzusprechen, oder sich einem grossen Manne zu nähern, um ihm mit Hulfe der Recommandation Worte der Vertraulichkeit abzulocken und sich seine Geberden als Maximen des Betragens zu abstrahiren. Ohne diese Vortheile würde auch manche Reisebeschreibung nicht an das Tageslicht gekommen seyn, worin jetzt der „Herr Urian“ viel Wesens von seiner günstigen Aufnahm aller Orten, den Folgen seiner Empfehlungen, macht, und so umständlich über die wechselseitigen Gefälligkeiten und feinen Gespräche ist, wie Don Quixotte über seine Abentheuer in der Höhle von Sierra Morena. Ja es scheint allmählich in dem schreibseligen Deutschland Sitte zu werden, seiner eignen und Andrer guten Lebensart und urbanem Witze ein solches Monument zu stiften. Ob aber diese Denkmahle deutscher Art und Kunst, die heute gelesen und morgen vergessen werden, als eine Widerlegung meiner ungefälligen Bemerkungen gelten können, ist noch die Frage.

Unterdessen möchte ich niemand seine Freude verderben; wenn einer gern seinen Zeitvertreib bey der langen Weile sucht, so kann er sich meinetwegen immerhin der so genannten guten Gesellschaft durch Recommandationen aufdringen. Ich gebe nur meine eignen Beobachtungen und Erfahrungen an, und die haben mich immer gelehrt, daſs verständige Reisende, denen nicht mit dem leeren Aeussern gedient war, eben nicht viel Werth auf ihre Empfehlungen legten, und die davon abhängenden Besuche zwar gutmüthig mitmachten, jedoch selten ohne den geheimen Seufzer der Lästigkeit.

Hierfür spricht auch das Beyspiel des heiligen Howards, der wohl nicht zum Zeitvertreib reiste, und gewiſs nichts zu benutzen unterlieſs, was er zu seinem Zwecke dienlich fand, und der dennoch auf seinen Reisen selten von Empfehlungsschreiben Gebrauch gemacht und behauptet haben soll, daſs er in seinen Nachforschungen glücklicher sey, wenn er sich selbst überlassen bleibe.

Dem Guten und Heiligen, dem Grossen und Schönen beyzukommen, gibt es jedoch ein Mittel, das zwar im Anfang einige Selbstüberwindung kostet, aber kräftiger wirkt, und tiefer eingreifende Bekanntschaften macht, als alle Empfehlungen. Es besteht darin, daſs man es wage, sich selbst zu empfehlen, daſs man sich nicht scheue, einem Menschen, oder jedem andern merkwürdigen Gegenstande, wenn die Neigung zu ihm aus reiner Quelle flieſst, ohne anderes Geleit, als die Einfalt und Klugheit, die einem gebildeten Manne geziemt, entgegen zu gehen, und man wird Wunder sehen, wenn man diesem Charakter getreu bleibt, mit welcher Leichtigkeit und welchem erhöheten Selbstgefühl man seinen Zweck erreicht; denn, wenn es einen „wahren Glauben, dem alles möglich ist", gibt, so besteht er in dem Zutrauen auf die Reinigkeit der Absicht und dem weisen Benehmen dabey. Und wenn auch nicht alles nach Absicht gelingen sollte, so macht man doch andre brauchbare Erfahrungen, die immer das Handeln aus eigner Kraft begleiten.

Es ist möglich, daſs man zuweilen auf diesem Wege der Verspottung begegnet, oder sie anfänglich wenigstens befürchtet, allein das halte uns nicht ab; der Spott haftet nicht an einem reinen Vorsatze, und eben diese Selbstüberwindung lehrt uns das wahre Glück des Lebens kennen. *Nondum felix es si nondum turba te irriserit*, sagte mehr als Ein alter Weiser.

Freylich miſsbraucht auch oft die Frechheit dieses Betragen; das nimmt aber seinem Werthe nichts; man weiſs ja, daſs das Beſste immer dem schlimmsten Miſsbrauch ausgesetzt ist.

Meine Abschiedsbesuche waren bald gemacht. Die theilnehmende Freundlichkeit meiner wenigen Freunde freute mich; ich kann aber nicht sagen, sie versüſste mir das Bittere des Abschieds, denn ich fühle diese Bitterkeit selten; ich habe wenig Sinn für die Trennung und keinen Maſsstab in meinem Herzen für ihre Dauer; gewöhnlich kann ich das Liebste verlassen, ohne eine Spur von Trauer in mir selbst zu entdecken, hingegen rührt mich in ähnlichen Fällen oft die Wehmuth anderer zu einer mitleidigen Zähre, jedoch meistens in umgekehrtem Verhältnisse ihres lauten Ausbruchs, so wie der stille Seufzer Gottergebener Demuth niemahls ohne Wirkung an meinem Herzen vorübergeht.

Wenn ich indessen auch in dem Momente

der Trennung nichts fühle, so kenne ich doch die Sehnsucht der abwesenden Liebe, und treue Anhänglichkeit an meine Freunde verläſst mich in der Ferne so wenig als in der Nähe. Es sind mir schon Freunde gestorben, die mein Herz selbst gewählt hatte, die mein ganzes Vertrauen beſaſsen, an die ich immer mit der reinsten Freude dachte, ja einer starb plötzlich — und ich fühlte nichts bey ihrem Tode, meine Empfindung blieb ungerührt, ich trauerte weder um sie noch um mich, aber mich ergrif die Trauer der Ihrigen, daſs ich mein Auge voll Thränen wegwenden muſste, und wenn diese Verstorbenen nach Jahren wiederkommen könnten, ich liebte sie noch mit der alten Treue, denn für die Treue kann ein rechtlicher Mann immer stehen; etwas anders aber ist es mit der Zärtlichkeit in der Freundschaft, diese richtet sich, wie ich schon bey berühmten Verbindungen dieser Art gesehen habe, nach dem Thermometer unsers Wissens und Glaubens überhaupt, Freundschaft ist nicht ein Geschäfft des Herzens allein, und hängt nicht blos vom Willen ab, sondern eben so sehr von der Uebereinstimmung der Gesinnungen und von der Richtung der Verstandeskräfte; so lange wir aber hierin noch wandelbar befunden werden, sollen wir nicht von der Unsterblichkeit der Freundschaft sprechen.

Ueberdieſs ist die Trauer beym Abschied, so wie die Freude beym Gruſs und die Empfindung beym Dank, so selten ganz rein und unvermischt von eigner und fremder Täuschung, daſs, wer die Welt und sich selbst kennt, auf die Aeusserungen dieser Gefühle gern Verzicht thut, und zuletzt, wie Montaigne, nicht gern mehr grüſst, und nicht gern Abschied nimmt, nicht gern danket, und nicht gern hat, daſs man ihm danke.

In solcher Sinnesart herrscht freylich Mangel an scheinbarer Gefälligkeit, aber darum noch kein Mangel an wohlwollender Liebe, denn diese kann mit der Wahrheit bestehen, auch mit derjenigen Wahrheit, welche unsre Gebrechlichkeit aufdeckt.

So mögen wohl auch meine Erfahrungen viel zu dieser Kälte der Empfindung beygetragen haben. Wie oft sah ich, daſs jene schluchzende und händeringende Abschiedszärtlichkeit nichts weiter war, als momentane oberflächliche Reitzbarkeit, die sich, ach wie schnell! in Gleichgültigkeit und Vergessenheit auflöste. *Sæpe videtur esse charitas, et est magis carnalitas*, sagt der herzenskundige Kempis.

Ich sah ein zärtliches Ehepaar Abschied auf eine Reise von etlichen Tagen nehmen; sie umarmten sich, weinten, hingen sich wieder um den Hals, exclamirten, kehrten zurück, konnten sich nicht lassen, gestikulirten noch von weitem — Ich schämte mich meiner Kälte —

Und diese empfindsame Personen konnten keine Woche ohne groben Zank hinbringen, wollten sich immer scheiden lassen, und verwünschten sich in der Abwesenheit.

Ich sah einen Bruder, der seine zwey Geschwister, indessen er sie um ihr Erbtheil schändlich betrog, nie anders verlieſs, als in zärtlichen Thränen zerschwimmend.

Hingegen welche wohlwollende Aufmerksamkeit leuchtete mir oft aus den kaltscheinenden Aeusserungen ernsthafter und gesetzter Menschen entgegen!

Der Abscheu vor dem Empfindeln macht, daſs man oft seine wahre Empfindung zurückhält, und diese Zurückhaltung kann bald zur Gewohnheit und Gewohnheit nach und nach zur Natur werden.

An dem schönsten Frühlingsmorgen reiste ich (den 13. May) von Hause ab, und tröstete noch die Meinigen mit der kurzen Dauer meiner Reise und dem nicht unedeln Zwecke derselben, Menschen und menschliche Künste zu sehen.

Hierzu fand ich wirklich schon in Zürich Gelegenheit, wo eine Ausstellung von Kunstwerken lebender schweizerischer Künstler, und ein französischer Kunstreuter, zu sehen waren.

Die Gemählde-Ausstellung war gerade zum letzten Mahle sichtbar, und wurde noch stark vom geschmackliebenden Publikum besucht. Es fanden sich Gemählde und Zeichnungen da von Bidermann, Geſsner, Lips, Rieter, Wocher und einigen andern, die allerdings eines öftern Besuchs werth waren, wenn auch das Publikum noch geschmackvoller gewesen wäre; Stücke, die sich auf jeder Gemähldeausstellung hätten zeigen dürfen. Freylich wurde von

Kunst-

Kunstverständigen auch an diesen verschiedenes getadelt, zum Beyspiel (ich nenne gerade die vorzüglichsten) an Bidermann, der in seinen Viehstücken mit dem gröfsten Erfolge die Bahn der berühmten Niederländer betritt, fand man das Colorit seiner Landschaften etwas zu wasserfarbig und bunt, und schrieb solches den vielen Arbeiten in Aquarell zu, womit er sich bey Verfertigung seiner Schweizeraussichten (den ersten übrigens in ihrer Art) beschäftigt — An den mit scharfem Verstande gedachten und unermüdlicher Kunst behandelten Gemählden Rieters tadelten sie, bey aller Kraft des Pinsels, noch eine gewisse Härte und Mangel an Harmonie, an andern anders.

Wenn man indessen auch zugibt, dafs der Tadel an sich nicht ungerecht war, so prädominirten doch die Schönheiten weit über die Fehler, und es ist nicht zu vergessen, dafs der Forderungen so viele sind, die man an ein Gemählde machen kann, mehr als an jedes andere Kunstwerk, daſs selbst der Meister aller Meister nicht vor dem Richterstuhle der Vollkommenheit besteht.

Hätten meine Wünsche auch Kraft, so gäbe ich jenen noch etwas von Geſsners gröſserem Style, und diesem wünschte ich die Reinheit der Farben und klare Lieblichkeit jener. Wochern rathe ich, sein ausserordentliches Talent nicht an Copien in Wasserfarbe und Auflösung schwerer aber kleinlicher Probleme zu verschwenden, und den grossen *Zeichner* Lips würde ich zuweilen an seine geliebten und ehemahls so glücklich nachgeahmten Vorbilder Italiens erinnern, um nicht von dem Geiste kleinstädtischer Aengstlichkeit und unbedeutsamer Nettigkeit befangen zu werden; auch um des begründeten Ruhms willen, den er sich durch seinen Grabstichel erworben, glaubte ich ihm rathen zu dürfen, sich nicht ganz kleinern Arbeiten dahin zu geben, sondern dabey immer ein grosses Werk an der Hand zu haben, an dem er sich erhohlen und erheben könne.

Man hätte kaum erwarten dürfen, daſs in Helvetien, wo es den Künsten jetzt so ganz an aller Unterstützung fehlt, noch solche treffliche Werke zum Vorschein kämen. Freylich sind viele dieser Kunstwerke noch aus den vorigen Zeiten, aber auch damahls war die Unterstützung nur kärglich, denn die Kunst bedarf grosser Herren, und solche gab es in der Schweiz nicht, obwohl einige glaubten, es zu seyn. Doch gab es von Zeit zu Zeit vornehme Reisende, die ein Andenken jener glücklichen Gegenden oder schönen Ansichten mit sich nehmen wollten, und so das Talent unterstützten; jetzt aber sind die vornehmen Reisenden und das Glück der Gegenden verschwunden, und der Künstler hat nichts mehr als die schönen

Ansichten, die noch die heilige Flamme seines Geistes beleben.

Schade ist es übrigens, daſs die Vorsteher dieser Ausstellung nicht etwas strenger in der Auswahl gewesen sind, und so viel schülerhafte Produkte aufgenommen haben, von denen sich der gute Geschmack wegwendet. Es ist nicht Aufmunterung für Ungeschickte, wenn sie ihre Werke neben den Arbeiten grosser Meister aufgestellt sehen, es ist vielmehr ihr Verderben. Künstler von der untern Klasse haben ohnehin die Gewohnheit, ihre Werke so lange mit amorosen Blicken und in jedem Lichte anzuschauen, bis sie das Verdienst, das nicht in der Wirklichkeit da ist, wenigstens hinein *imaginirt* haben. Sehen sie sich nun wirklich ausgestellt, so verschieben sie auch den wahren Gesichtspunkt der Ausstellung, und horchen auf nichts als auf die günstigen Worte des begaffenden Pöbels, der das schlechte zu loben verdammt ist, oder sie halten sich an den Trost, in dem gedruckten Verzeichnisse zu figuriren. Man wird sagen, ich rede nur von Thoren, aber ich antworte: hätten sie Verstand, so würden sie besser mahlen, oder ihre Werke nicht auf die Ausstellung geben.

Ich bin aber überzeugt, daſs es nicht so wohl um der Aufmunterung willen geschah, daſs solche Gegenstände aufgenommen wurden, als aus Mangel an Besserm, und um die Wände voll zu machen; hauptsächlich aber ist's eine Wirkung der schweizerischen Gefälligkeit. – Schweizerische Gefälligkeit, ist denn die so groſs? Ja, sie ist so groſs, daſs sie zur moralischen Schwäche geworden ist. Es ist eine Ohnmacht der dreistgeäusserten Erwartung andrer zu widerstehen, die wenigstens die Städtebewohner unsers Vaterlandes auszeichnet, und sich auch hier im Kleinen äusserte, so wie sie im Grossen an mancher unsrer gegenwärtigen Unannehmlichkeiten Schuld ist.

Nachdem ich auch hier noch von einigen Bekannten Abschied genommen, und von freundschaftlicher Hand ein Empfehlungsschreiben nach Paris erhalten hatte, wuſste ich nichts mehr zu thun, als Abends noch dem Pferdespringer zuzusehen. So gern ich aber sonst den Belustigungen der Springer, Seiltänzer und Hanswurste beywohne, nicht so wohl um ihrer Künste willen als die Wirkung zu beobachten, die sie auf die Zuschauer machen, besonders wenn diese Wohlgefallen äussern, so fand ich jetzt doch wenig Vergnügen dabey. Es wurde mir heute nach hiesiger Gewohnheit so viel von der traurigen Lage des Vaterlandes und seiner Nichtunabhängigkeit erzählt, daſs mir der anwesende französische General und die Menge lustiger Offiziere ein Dorn im Auge waren, und mir alle Freude vergällten.

Den 14. May reiste ich in der Basler Landkutsche mit vier Passagieren, worunter zwey Offiziere waren, von Zürich ab. Ich fahre nicht gern in Einem Wagen mit Leuten, die nicht meine Vertrauten sind; man ist sich zu nahe. Ueberdieſs klebt mir von der Einsamkeit meiner Kinderjahre her die Unart, daſs ich immer in Verlegenheit gerathe, so oft ich mit Unbekannten zusammenkomme, so unabtreiblich an, daſs dagegen kein Zwang und kein Sträuben hilft, und ich mich darein schicken muſs, bis ich nach und nach bekannter werde; es ist aber eben in der Natur der Verlegenheit, daſs sie sich nicht zu schicken weiſs, daher ist mir dieser Zustand immer höchst beschwerlich. Es ist Mangel an Interesse für das Allgemeine des gesellschaftlichen Umgangs; ich habe den guten Ton nicht, der andre sogleich in gefällige Harmonie mit dem Unbekannten setzt; bis ich die individuelle Saite dessen, so mich umgibt, zu treffen weiſs, hab' ich keine Ruhe, daher ist mir jeder fremde Besuch nicht nur keine Freude, sondern eine Last, und auf Assembleen, an Tables d'hote u. s. w. sitze ich gewöhnlich auf Dornen. Ich tröste mich dann am beſsten mit Schweigen, und mit dem Gedanken, daſs ich allein darunter leide. Schwerlich aber werde ich, auch im Sitze der ſeinen Lebensart selbst, dieser Ungeschicklichkeit mehr ganz los werden.

Von Zürich bis Baaden war mir die Fahrt sehr unangenehm, weil sie durch die Gegend ging, welche so lange der Schauplatz des Krieges und soldatischer Zügellosigkeit war. Noch sahe man die Hütten der Soldaten an den Hügeln; auf der Stirne des armen Landmanns glaubte ich noch den Schweiſs geplagter Mühseligkeit und die Thräne des Kummers auf seiner Wange zu erblicken. Auch die abgebrannte Brücke und die Trümmer der Häuser zu Wettingen erregten keine fröhliche Erinnerungen, und ich hörte ungern die Offiziere von der Schande der Menschheit, dem Kriege, sprechen.

Freylich hat sich schon manches wieder erhohlet, vieles steht noch zu hoffen, am meisten aber ist zu wünschen übrig. Auch fehlt es in meinem rathlosen Vaterlande weder an Hoffnungen noch an Wünschen, das schlimmste aber ist, daſs jeder seine eignen hat; die meinigen beschränken sich *post tot discrimina rerum* einzig noch auf zwey Punkte, nämlich auf die Eintracht, sey dann das Object der Uebereinstimmung was es wolle, und auf die Entfernung der fremden Truppen, die zwar die äusserliche Ruhe des Staates zu erhalten scheinen, die innerliche der Häuser aber stören. Doch wenn nur einmahl die Eintracht da wäre, mit der Entfernung der Truppen wurde es sich dann schon geben. Aber das ist eben die schlimmste Folge einer Revolution, daſs den Leuten dadurch die Augen nicht auf- sondern zugehen, und Freunde und Feinde derselben, wie Pharao bey der Revolution Mosis, anstatt sich zu nähern immer verstockter werden. Die einen wollen lieber alle zehen Plagen Egyptens ausstehen, als sich in die Zeichen der Zeit schicken, die andern aber legen es darauf an, vierzig Jahre in einer Wüste zu leben.

Diese unangenehme Stimmung machte, daſs ich auch das alte Schloſs zu Baaden, dessen Ruinen mir nie gefielen, mit neuem Widerwillen ansahe. Es ist nicht nur ein Denkmahl des Kriegs und zwar eines, freylich kürzern, aber noch unsinnigern als der letzte war, sondern es ist zugleich ein Denkmahl der kleinlichen Eitelkeit gewisser hoher Stände, die bey der Schleifung desselben darauf sahen, daſs es ja nicht ganz niedergerissen werde, sondern als ein immerwährender Triumphbogen in eidgenossischem Geschmack zum Schrecken ihrer Feinde zur Hälfte stehen bleibe.

In Arau waren wegen des heutigen Himmelfahrtsfestes alle Wirthshäuser mit tanzenden und singenden Bauern angefüllt, und auch in den Gassen standen sie in Menge mit ihren Mädchen umher. Ein munteres und schönes Volk, das, der geringen Entfernung ungeachtet, durch blühendere Gesundheit und leichtere Haltung des Körpers sehr von den lederfarben Landleuten eines benachbarten Kantons absticht, die voll Hypochondrie und neidischen Miſsmuths kaum noch das Kegelspiel als eine Ergetzung treiben mögen, und wenn sie mit ihren Unschönen gesellschaftlich zusammen kommen, keinen andern Lebensgenuſs kennen, als sich unterm Abschreyen alberner lobwasserischer Psalmen zu betrinken. Ein sittlicher Verfall, wovon es nicht schwer, und vielleicht heilsam wäre, die Ursachen anzugeben, wenn einer es wagen wollte, seine Haut dem Stich ergrimmter Wespen und seine Ohren dem Gesumme geistlicher Hummeln preis zu geben.

Beym Nachtessen lieſs sich ein armer Musikant mit seinem Weibe und zwey Knaben hören. Schon der Vortheil, daſs ich während dieser Zeit nichts sprechen muſs, und doch etwas nachzusinnen habe, macht mir diese Tafelmusiken erwünscht. Darf ich aber noch hinzufügen, daſs in der Musik solcher fahrender Spielleute etwas anziehendes und rührendes für mich ist, das oft mein Gefühl stärker ergreift, als das künstlichste Concert, zu dem man sich in Putz und Pracht, und mit gespitzten Ohren versammelt. Diese Rührung mag ihren Grund zum Theil in der romantischen Vorstellung von ihrem Leben, hauptsächlich aber in der Musik selbst haben. Die Tänze und Volksgesänge, welche sie spielen, sind meistens allbeliebte Melodien, die nicht durch Protection, sondern durch ihre eigne Trefflichkeit, sich in die Kreise des fröhlichen Lebens eingedrungen haben, und in reicherm Maſse von dem wahren Geiste der Tonkunst angehaucht sind, und deſswegen auch mehr reelle Wirkung auf die unverfälschte Empfindung haben, als so manches modisches Meisterstück gelehrter Harmonie.

Man sollte also diese Leute nie schnöde abweisen, noch weniger sie während ihres Spieles lächerlich machen; man beleidigt in ihnen die himmlische Kunst, deren Zweck es ist, uns mit allem, also auch mit armen Musikanten, in Harmonie zu setzen.

Man stöſst zwar allenthalben auf kleine Spuren unsrer Staatsveränderung, doch kann man nicht von gar allen mit Fug sagen: *Vestigia terrent.* So begegnete uns heute (15. May) auf offener Landstrasse eine catholische Procession, die ganz bescheiden und demüthig, wie es sich für bethende Christen geziemt, an uns vorbey zog, und nicht, wie es wohl ehedem, wo nicht hier doch anderswo, geschah, aus Eifer für die

Ehre Gottes mit Steinen nach dem Wagen warf, oder ihn umzuschmeissen drohte, weil der Aberglaube auf den Mienen der Reisenden Ketzerey las. Ehre dem Ehre gebührt! Daſs das Pfaffenthum nicht mehr aus den gastfreundlichsten Menschen zu gewissen Zeiten wilde Thiere machen kann, ist eine wohlthätige Folge der Revolution.

Hingegen gewährt etwas anders, das neu, obgleich an sich unschuldig ist, dem reisenden Schweizer einen sehr unangenehmen Anblick; ich meine die Zahlen der Häuser, welche ihm die Erinnerung so vieler lästiger Einquartierungen aufregen, die seine häusliche Bequemlichkeit störten, oder seinen kleinen Vorrath aufzehrten, oder, wennn sies gut meinten, ihm das langweiligste Detail von Scharmützeln vortönten, oder sonst mit eingebildeter Ueberlegenheit ihre Unwissenheit auskramten, und er bey allem dem noch die sclavische Miene der Erkenntlichkeit annehmen muſste.

Diese Nummern sind auch an den niedrigsten Hütten der Armuth angebracht, und wer kann sich dabey enthalten, an die Drangsale des dürftigen Bewohners zu denken, die er von den rohen Gästen hülflos erdulden muſste! — Wenn auch diese Gäste nicht wirklich vorhanden sind, so ist doch die Nummer der Titel dazu, und also dem ungewohnten Schweizer *immer* ein drückender Anblick.

Den Nutzen möchten jedoch diese Zahlen haben, daſs man sie als den Maſsstab der ästhetischen Cultur eines Ortes betrachten kann; denn in Arau waren sie schon besser gemahlt als in Olten, und da besser als auf dem Lande; in einigen Dörfern aber so schlecht, daſs sie auch auf der dienstfertigsten Gemähldeausstellung kaum einen Platz gefunden hätten.

Im Kanton Basel herrscht schon wieder *eine* ganz andere Bauart der Häuser, als im Kanton Argau und Solothurn, und dort eine andere als im Kanton Baaden und Zürich. Hiervon aber ist der Grund wohl nicht leicht anzugeben; ich glaube indessen, daſs er mehr in der Anhänglichkeit der Landleute an die Gewohnheiten ihrer Väter, und in ihren eingeschränkten Geistesbedürfnissen, als in der Verschiedenheit des Klima und des Landbaues, wie man gewöhnlich behauptet, zu suchen sey, denn hierin ist ja keine Verschiedenheit, wenigstens keine so grosse, daſs sie Ursach einer solchen Wirkung seyn könnte. Die gleiche Bewandtniſs, wie mit der Bauart, hat es auch mit der Kleidung, der Sprache und der körperlichen Bildung, worin sich wohl in keinem Lande so viel Abänderung in einem so kleinen Raum zeigt, wie in der Schweiz, obwohl der Schweizer bey allem dem doch einen allgemeinen Nationalcharakter hat. Diese verschiedenen ausgezeichneten Modifikationen desselben Charakters aber mögen

wahr-

wahrscheinlich eine Folge der Freyheit und der mannigfaltigen Kraft der Nation seyn, denn je despotischer ein Staat ist, desto einförmiger ist der Schnitt der Leute. Zudem, so wie in Familien sich oft etwas, nicht nur von der sittlichen und physischen Kraft des Vaters, sondern auch von seinen Gewohnheiten, unerklärlich auf eine lange Descendenz forterbt, so kann auch unter der in wechselseitigem Einfluſs gegen einander stehenden Menge zuweilen ein Mann auftreten, an dem irgend eine Eigenschaft seines Lebens so entschieden hervorleuchtet, oder von dessen Worten und Werken eines so treffend geräth, daſs dadurch der Geschmack der ihn umgebenden Zeitgenossen unwillkührlich und unaufhaltsam bestimmt und von diesen auf ihre Nachkommen fortgepflanzt wird.

Mehrern Generationen aber eine bleibende Richtung zu geben, ist allerdings grosse eigenthümliche Kraft (wo nicht ein geheimer Segen) erforderlich; und ich wäre eben so begierig den Mann zu sehen, der vor seinen Zeitgenossen so viel zum Voraus hatte, daſs sein sittlicher Charakter nicht nur auf sie bleibend wirkte, sondern sich auch Jahrhunderte durch bey spätern Geschlechtern erhielt, als ich mit Ehrfurcht den grossen Schriftsteller oder Künstler betrachte, der bey seiner Nation Epoche macht.

Am Abende meiner Ankunft in Basel zog mich eine zwanzigjährige Erinnerung nach der Terrasse des Münsters und nach der Rheinbrücke hin; zwey Plätze, sehr angenehm durch ihre Lage an und über dem schönen lautern Flusse, der sich hier noch in Einem Strome, ohne durch steinige Inseln unterbrochen zu seyn, fortwälzt, und nun seine vaterländischen Berge und Hügel verläſst, und, wie der Dichter sagt, unaufhaltsam nach der Ebene dringt, um Ländern Nahrung und Städten Leben zu geben.

Für Reisende, die sich irgendwo aufhalten müssen, ist ein solcher Lustgang unentbehrlich, um sich von der Zerstreuung der Gesellschaft und der langen Weile des Wirthshauses zu sammeln. Auch grosse Brücken mitten in den Städten haben für Fremde viel Anziehendes, weil man da fast alle Klassen von Einwohnern zu sehen bekommt, und in Begleitung eines Bekannten leicht neue Bekanntschaften machen kann, denn wie die alten Israeliten unter die Stadtthore sassen, so scheinen die Städter in der Schweiz den Aufenthalt auf ihren Brücken zu lieben, und viele haben dazu ihre bestimmten Stunden, wo sie sich unfehlbar einfinden, um sich von Neuigkeiten (die für sie mehr Reitz haben als Neuerungen) zu unterhalten, und die Wünschenswürdigkeit derselben, mehr noch als ihre Wahrheit, zu beherzigen.

Da ich einen Tag in Basel auf die Abfahrt der Diligence warten muſste, so hatte ich unterdessen das Vergnügen, die reiche und schöne Gemähldesammlung des Mahlers Birrmann zu sehen, die er der französischen Revolution und den Assignaten verdankt. Unstreitig eine herrliche Collection für einen Privatmann, in der sich Bilder von den ersten Mahlern aller Schulen befinden: ein unbezahlbarer Schatz für einen Liebhaber, der seinen ästhetischen Sinn nähren und ausbilden, und allenfalls durch Mittheilung jungen Künstlern nützlich seyn will. Ob aber dem jungen Künstler selbst ein ganzes grosses Kabinet ersprieſslich sey, ist eine andre Frage. Für einen erfahrnen Meister, der seinen Ruhm schon gegründet hat, mag es eine nützliche Erhohlung seyn, unter so mannigfaltigen Gegenständen der Kunst herumzuwandeln, und ihre Verschiedenheiten, die doch alle nach einem Zwecke streben, zu bemerken, zu vergleichen und zu benutzen; aber für junge Leute ist es, wie zehen Erfahrungen gegen Eine lehren, höchst gefährlich, wenn sie zu viele Muster vor sich haben, weil gerade das, was man glauben sollte, daſs es ihnen die Augen öffnen würde, dazu dient, ihren Blick zu verwirren. Sie werden durch das kritische Auſsuchen unnachahmlicher grosser Eigenschaften zu gelehrt, oder durch den Widerspruch mancher Reminiscenzen zu ängstlich bey ihrer eignen Arbeit, und gewöhnen sich an, die Natur nicht mehr mit eignen klaren Augen, sondern durch das glänzende Prisma ihrer Sammlung anzusehen, wodurch sie in eine zusammengeflickte Regelgerechtigkeit verfallen, der nichts als die Hauptsache, Geist und Leben, fehlt.

Es ist daher auch nicht immer Eifersucht und Eigendünkel, sondern oft wahre Klugheit, wenn Meister nicht wollen, daſs ihre Schüler zu häufig die Gallerieen besuchen. Indessen hat dieses unzeitige Studium doch einen negativen Nutzen, indem es den Künstler zu einem Kenner miſsbildet, der auch ein nothwendiges Glied der ästhetischen Gesellschaft ist, ohne welches weder Künstler noch Liebhaber recht fortkommen können, weil der Kenner oft beyde durch seinen Verstand zurechtweist. Freylich ist er auch oft beyden verhaſst, wenn er sich durch seine unfruchtbare Kennerschaft (wie sies dann nennen) emporschwingt und stolz wird, indessen die wahre Kunst dürftig ums Brod arbeitet.

Von dem Gesagten möchte ich jedoch keine Anwendung auf den geschickten Besitzer dieser Sammlung machen, denn, ehe er sie anfing, hatte er es schon weit in der Landschaftzeichnung gebracht, und sich sichere Grundsätze gemacht. Wenn man jedoch seine vormahligen römischen Landschaften betrachtet, so muſs man sagen, daſs sie seinen jetzigen an geistiger Freyheit und Wahrheit der Farben nichts nachstehen. Ist er aber kein Beyspiel meiner Bemerkungen, wie er auch keines seyn soll, so möchte es doch nicht schwer seyn, ein lebendiges in der Nähe zu finden.

Ich sahe auch das Kunstkabinet des Herrn von Mecheln, eines berühmten Kenners und Kunsthändlers, das einige auserlesene Gemählde besitzt. Für einen meiner Freunde hätte ich gern den Kopf des Moriz von Nassau, von Mirevelt gemahlt, in seine Bildersammlung gekauft; ich durfte es aber nicht wagen, nach dem Preise zu fragen, weil ich mich nicht gern dem Schrecken über eine ungeheure Forderung aussetzte, welches oft bey vornehmen Kunsthändlern der Fall seyn soll.

Ueber die Verschiedenheit der Mundarten in der Schweiz und ihren besondern Gang könnte ein müssiger Gelehrter (oder ein vacirender Gesetzgeber) unterhaltende Beobachtungen anstellen, und sich um das Vaterland verdient machen, wenn nur die ökonomisch-philanthropisch-patriotisch- litterarischen Gesellschaften noch beständen, die aber leider verschwanden, die Mutter samt den Kindern, ehe man noch über ihren Nahmen recht einig war. — Es würde indessen dem Gelehrten schwer fallen, den Grund anzugeben, warum der Dialect von Basel mehr Aehnlichkeit mit dem von Zürich habe, als der von den Gegenden jenseit der Thur, welche doch unmittelbar an Zürich grenzen, und wo gleichwohl in der Aussprache der zwey ersten Vokalen und der Diphthongen eine so jählinge Verschiedenheit sich zeiget, die selbst in den entferntern südlichen kleinen Kantonen nicht so grofs ist. Eben so untersuchenswerth und schwer anzugeben wäre die Entstehung der geschmeidigen Weichlichkeit der bernerischen Sprechart, oder der Ursprung der sonderbaren so stark accentuirten Nasensprache der Appenzeller, welche beyde Arten so sehr von der tonlosen Trockenheit der zürcherischen abstehen.

Auch hier lernte ich wieder aus der persönlichen Bekanntschaft mit einem trefflichen Manne, wie sehr man sich oft in dem Bilde irren kann, das man sich von einem Menschen, wenn man ihn nach seinen Schriften beurtheilt, macht. Ich hatte einige Vorurtheile gegen ihn wegen seiner politischen und belletristischen Schriftstellerey, indem mir dünkte, er lasse sich als Politiker zu schnell von dem günstigen Scheine des Augenblicks und als Schriftsteller zu sehr von dem Glanze fremder Autorität hinreissen, und opfere seinem lebhaften Sinne für fremdes Verdienst und seiner Gabe der schnellen Vollendung zu oft die Originalität der Wahrheit und den guten Geschmack auf. Aber mancher kann noch kein Glück mit seinen Büchern gemacht haben, weil er seine eigentliche Bestimmung noch nicht kennt, und doch voll grosser Eigenschaften seyn, so wie dieser, der sich mir im Umgange bald als einen Mann von eigenthümlichem Geiste, grossem Verstande und kräftigem Willen zeigte, dessen jugendlicher Enthusiasmus, abgekühlt durch die lehrreichen Erfahrungen der Revolution, einer wohlmeinenden Klugheit Platz gemacht zu haben scheint, welche, durch seinen emporstrebenden Geist getrieben, seinen politischen Wirkungskreis in unserm Vaterlande noch mehr erweitern könnte, als er es gegenwärtig schon ist, wofern ihm nicht der unauslöschliche Haſs der aristocratischen Partey gegen alle homines novos, und die damit verbundene leidenschaftliche Verkleinerung alles Guten, das nicht der alten Quell enttröpfelt, im Wege steht. Aber ach! so lange noch auf der einen Seite dieser blinde Haſs des aristokratischen Haufens, nicht nur gegen Sachen sondern auch gegen persönliches Verdienst, fortdauert, und auf der andern Seite die krasseste Selbstsucht die Schritte der Demagogen leitet, so steht es noch schlecht um das Vaterland, und es ist zu befürchten, daſs wenn nicht bald ein erfahrner Gärtner kommt, der dieses

Unkraut auszutilgen vermag, oder ein treuer Hirt, der sich der wenigen noch unangesteckten Schafe erbarmet, gar alles zu Grunde gehe, und das viele Böse auch das Gute mit sich ins Verderben ziehe.

Von dem künstlichen Wocher sah ich eine Copie in Wasserfarbe von einem grossen Rembrandischen Gemählde, Simeon im Tempel, das er selbst besitzt. Jedermann muſs gestehen, daſs es beynahe unmöglich sey, mehr Wärme der Farben und zierliche Reinlichkeit in diesem Fache zu zeigen, aber eben deſswegen ist es zu bedauern, daſs dieser edle und denkende Mann seine ausnehmende Geschicklichkeit dem zeitraubenden und weder bleibenden Ruhm noch Geld bringenden Aquarellmahlen aufopfert, das den Künstler immer nur zu neuen Schwierigkeiten führt, und wobey er, wenn er sie auch alle überwunden hat, doch nur ein Werk liefert, das kalt und todt ist gegen die Wärme und Durchsichtigkeit des Oelgemählldes, wovon eben diese sonst so verdienstliche Rembrandische Copie den besten Beweis gibt.

Es geht alle zwey Tage eine Diligence von Basel nach Paris ab, so daſs der Reisende nie lange aufgehalten wird. Das Bureau derselben hält der Gastwirth zum Storche, wo ich logirte. Ich hatte also den nicht geringen Vortheil, sogleich im Hause selbſt meine Bezahlung zu berichtigen, und mein Gepäck nicht lange herumschleppen lassen zu müssen. Die ganze Fahrt bezahlte ich zum Voraus mit 106 Livres 7 Sous; dabey darf man 15 Pfund Gepäck umsonst mitnehmen, jedes Pfund darüber aber wird mit 7 Sous bezahlt. Dem Conducteur gibt man einen Laubthaler Trinkgeld, und wenn man ihm noch einen dazu gibt, so besorgt er auch unterWeges die Trinkgelder der Postknechte.

In diesem Gasthofe hielt sich auch eine Menge französischer Emigranten auf, die theils auf Pässe, theils sonst auf eine günstige Gelegenheit warteten, in das liebe Vaterland zurückzukehren. Da ihre Rückkehr nicht mehr so scharf beobachtet wird, und sie dabey nichts wagen, als wieder an die Grenze geführt zu werden, so drängen sie sich jetzt haufenweise unter allen Gestalten zurück nach dem lange vermiſsten Glücke des heimischen Lebens. Es waren aber sehr verschiedene Leute. Einige, welche aus Dürftigkeit altmodische deutsche Kleider trugen, zeichneten sich nur noch durch ihre leichte Höflichkeit als Franzosen aus, und waren übrigens sehr stille, indem sie vermuthlich durch langen und abhängigen Aufenthalt in Deutschland etwas von der Demuth angenommen, die der vornehme Deutsche fordert, und der gemeine ausübt. Andere aber sahen aus, als wenn sie geraden Weges aus Frankreich kämen, und thaten auch so, das heiſst, sie schrieben und aſsen. Wer Theil an ihrem Gespräche (von Hasardspielen) nehmen wollte, dem wurde höflich geantwortet; wer aber schwieg, von dem nahm man keine, weder beleidigende noch unbeleidigende, Notiz, welches ich als eine der löblichen Umgangsmanieren der Franzosen, worin sie es den andern Nationen zuvorthun, ansahe. Die Engländer nehmen zwar noch weniger Kenntniſs von dem Unbekannten, aber sie thun es entweder aus Stolz oder aus hölzerner Unbehülflichkeit, denn sie antworten dem kaum, der mitsprechen will. Der Deutsche hingegen sieht es nicht gern, wenn ein Schweigender neben ihm sitzt; sein gesellschaftlicher Tafelwitz hat Ansprüche und sieht sich nach Beyfall um; gebt ihr den nicht, so miſst er nach Landesart aus euerm Aeusserlichen euern Stand ab, und neckt euch, wenn ihr geringer, oder zieht sich zurück, wenn ihr bedeutend seyt. Der ehrliche bescheidene Deutsche aber (und das ist der Wahre, denn der, so an Wirthstafeln witzig ist, ist schon eine Abart) hat es gerne, wenn man an seinem ehrbaren Gespräche Theil nimmt, und ihm die Ehre erweist, mit zu sprechen. Auch der lebhafte Italiäner besitzt nicht die Conversationstoleranz des Franzosen, weil er eben so viel schwatzt als dieser, aber nicht den ſeinen Takt für das, was sich sagen und nicht sagen läſst, besitzt, sondern in seinem angebornen Affekte oft ein Wort zu viel spricht, und ihm dann ein schweigender Horcher zum plagenden Vorwurf wird.

Als ich nun endlich in der Diligence saſs (17. May) und ehe ich noch zurecht sitzen konnte, schon aus der Schweiz heraus war, sah ich es für den ersten Vortheil an, zugleich mit meinem Vaterlande auch die staatsklugen Räsonnements, die mich immer umtönten, verlassen, und nun eine Zeit lang ohne Sorgen mir selbst leben zu können, welches zu Hause unmöglich ist, denn niemand kannengiessert mehr als der Schweizer; er war es von jeher gewohnt, weil er selbst mehr oder minder Antheil an den Staatsgeschäften hatte, und also um so viel mehr Interesse in alle neuen Ereignisse legen muſste. Seit der Revolution aber ist gar kein Maſs und Ziel mehr darin; man hört nichts als unfruchtbare Wünsche und leere Hoffnungen, die je leerer sie sind, desto lauter tönen, lahmen Tadel, viel Fluchen und wenig Segnen, von Leuten über die bösen Zeiten schimpfen, die dabey essen und trinken und sich lustig machen, und gerade von diesen am meisten; kaum glaubt man ein tobender Lerm sey vorbey, so folgt ein andrer noch unerträglicherer. Diesem allem nun für eine Weile zu entgehen, pries ich mich glücklich, indem die Erfahrung mich hinlänglich belehrt hat, daſs das Anhören spieſsbürgerischer Politik nicht lange belustigt, und man sich, ungeachtet aller Mühe, bey guter Laune zu bleiben, doch bald kläglich ennüirt, und was das schlimmste ist, sich selbst in die Länge nicht vor Ansteckung verwahren kann, denn es ist unmöglich, ohne ein Menschenfeind zu seyn, dem Geiste, dem Tone und der Lebensweise des Zirkels, womit man umgeben ist, lange Zeit widerstehen zu können, ohne nach und nach, auch wider seinen Willen, einen Anstrich davon zu bekommen.

Ausser einem jungen französischen Staabsoffiziere waren lauter deutschsprechende Personen in dem Wagen, welches ich nicht ungern sah; es ist besonders im Anfang einer Reise in mehr als einer Rücksicht angenehm, unter Bekannten oder wenigstens unter Landsleuten zu seyn, und da, wo eine fremde Sprache gesprochen wird und fremde Sitten herrschen, hat es so was heimliches, in seiner Landessprache ungehört und ungestört Bemerkungen darüber machen zu können.

Auch die Gegenwart des Kriegsmannes war mir nicht unbeliebig; er kennt die Gebräuche des Landes, dachte ich, er kann uns rathen. Er fing aber gleich an, nach Art der Kriegsleute uns seine Thaten zu erzählen, und nach Art der Franzosen sich in der Bewunderung von Paris zu verlieren, und beydes auf Kosten unsers armen Vaterlandes. *Je n'aime pas votre pais*, sagte er ganz unbefangen, *tenez quand vous aurez vu Paris, vous detesterez votre patrie.* Und als wir ihn um die Vorzüge von Paris befragten, sprach er weniger von grossen und gelehrten Leuten daselbst als von Mädchen, weniger von Künsten und Wissenschaften und Lehranstalten als von den Restaurateurs und Kaffehäusern des Palais Royal, weniger von der Opera und ihren Zauberkünsten als von dem Reitz ihrer Tänzerinnen; besonders empfahl er uns das Theater *Montansier*, wo zwar kein rechtliches Frauenzimmer hingehe, aber in dessen *Foyer* die elegantesten

Filles anzutreffen seyen. Er sang uns auch zugleich eine Menge der neuesten Vaudevilles, die auf diesem Theater ihr Glück gemacht haben. Alles dieses geschah an dem ersten Nachmittag, und je mehr wir über alle diese Wunderdinge erstaunten, desto bereitwilliger wurde er, uns immer mit mehrern bekannt zu machen, so daſs es uns zuletzt fast graute, in unsrer Unschuld dieſs neue Babylon zu besuchen. Uebrigens sagte und that er alles das nicht aus Bösartigkeit, um uns zu beleidigen, sondern weil es so seine sinnliche Ueberzeugung war, und er nichts bessers zu kennen schien.

In Bourglibre muſsten wir aussteigen und lange warten, wegen der Visitation der Diligence. Ich hatte mich schon in die übliche Verfassung gegen die Untersuchung meines Mantelsacks gesetzt, aber es fragte kein Mensch darnach. Diese Leute scheinen die Mühseligkeit und die lange Weile vergeblicher Durchsuchungen eben so sehr zu scheuen, als die Reisenden selbst, und da sie sonst alle Hände voll zu thun haben, so lassen sie gern einen unverdächtigen Fremden im Frieden hinfahren, wiewohl sie übrigens nicht sehr freundlich aussehen.

Bourglibre hat seinen Nahmen in der republikanischen Taufe erhalten, er schickt sich aber schlecht für einen Ort, wo kein Mensch frey passiren kann. Diesen Widerspruch zwischen Wort und Sache bemerkt man indessen bey vielen durch die Revolution an die Tagesordnung gekommenen Redensarten. Es wäre schon ein schöner Beytrag zur Revolutionsgeschichte Frankreichs, und seiner Trabanten, der übrigen neuen Republiken, wenn man nur ein Verzeichniſs der grossen und heiligen Wörter, die sie hervorgebracht hat, und der daraus hergeleiteten Erwartungen und Versprechungen aufſtellte, und dann die Wirklichkeit damit vergliche, ja jeder Wirklichkeit ihren wahren Nahmen gäbe; man erhielte so eine *Philosophia definitiva*, woraus man Inductionsweise Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erklären könnte.

Welch ein schönes und fruchtbares Land ist das Elsaſs! Aus den grossen und wohlgebauten Dörfern zu schliessen, muſs viel Wohlstand unter dem Landvolke herrschen. Auch sah ich wider meine Erwartung allenthalben die Kirchen noch in gutem Stande und die Kirchhöfe mit Kreuzen besetzt.

In Habsheim, wo wir übernachteten, trafen wir auf ein grosses Fest. Junge Leute beyderley Geschlechts tanzten um einen Baum herum, und die Alten sahen ihnen zu; auf Weinfäſsern unter dem Baume saſsen die Spielleute. Auch in den Häusern wurde getanzt. Ich hielt es für ein Freyheitsfest, besonders wegen des mit Bändern ausgeschmückten Baumes; man belehrte mich aber, daſs es die Kirchweihe sey. Ob bey diesem Anlaſs auch eine Feyerlichkeit in der Kirche gehalten worden, konnt' ich nicht erfahren, wenigstens scheint doch die Freyheit des Gottesdienstes so weit wieder hergestellt zu seyn, daſs man an der Kirchweihe tanzen darf, wobey freylich schwer zu bestimmen ist, welchem Gotte gedienet werde.

Dieser Ort soll in alten Zeiten von den Schweizern verbrannt worden seyn; ich hatte aber keine Lust, meine Vorfahren deſshalb bey den Einwohnern zu entschuldigen, und dachte, die elsäſsischen Husaren haben es uns in den neuen Zeiten hinlänglich vergolten.

Frühmorgens (den 18. May) ging es wieder durch grosse Ebenen weiter. Mich ergötzte der heitere Himmel und die schöne Aussicht mehr als die martialischen und erotischen Gespräche des Offiziers, der uns von dem Römer *Marius* erzählte, welcher seinen Sohn habe füsilliren lassen, weil er sich gegen des Vaters Verboth mit dem Feinde geschlagen. — Dieſs soll indessen nicht zum Beweise französischer Unwissenheit dienen, denn auch von deutschen Kriegsleuten läſst sich eben nicht historische Genauigkeit erwarten, nur hätte ein Deutscher schwerlich ein solches Zutrauen auf seine Ueberlegenheit, Unbekannten dergleichen Schnitzer aufzutischen; aber eben dieses Ueberlegenheitsgefühl ist es, das nicht nur meinem Reisegefährten, sondern auch einem grossen Theile seiner Landsleuten eigen ist, und wodurch die liebenswürdige Nation Fremdlingen so oft ein Lächeln ablockt. — Er erzählte uns auch von seinen Bekanntschaften in Paris, worunter besonders mehr als hundert Opernmädchen seyn, die ihn alle gern haben, und die er uns mit Nahmen und Zunahmen nannte. — Das Ende vom Lied war dann: *J'ai diablement voyagé* (er hatte den Feldzug in Oberitalien mitgemacht, und war in Schwaben gewesen) *mais il n'y a que Paris dans le monde!*

In Aspach aſsen wir in einer elenden Herberge elend zu Mittag. Die Wände waren da, als wenn keine Revolution und Bilderstürmerey vorgegangen wäre, mit heiligen Kupferstichen und Kreuzen behangen; allein der Offizier lieſs bald merken, daſs nicht mehr jedermann diesen traurigen Bildern die alte Achtung erweisen müsse; er sagte zur Wirthstochter, als er das beschmutzte Kruzifix ansah: *Mademoiselle, les mouches ont * * sur votre bon Dieu.* — Welchen Beytrag zu den Nachrichten über den gegenwärtigen Religionszustand in Frankreich ich meinen Lesern nicht entziehen darf, weil sie daraus, so gut als aus den weitläuftigsten Aktenstücken ersehen, daſs die von der römisch-catholischen Religion unzertrennbaren Uebel, grober Aberglaube und grober Unglaube, hier noch wie anderswo herrschen.

Ich weiſs nicht, war es Vorliebe oder Wahrheit, daſs ich dem Städtchen Mühlhausen und seinen Einwohnern noch so offenbare Spuren von dem Charakter schweizerischer Handelsstädte, die sich durch Sauberkeit der Häuser, öffentliche Reinlichkeit und vertrauliche Burgerlichkeit auszeichnen, anzusehen glaubte; wenigstens fielen mir die netten Gartenhäuser, die fruchtbaren Gärtchen, die reinlichen Gassen, die Kleidung und das Betragen der Einwohner durch ihre Aehnlichkeit mit dem, was ich zu Hause sah, auf, und erregten in mir ein leises Heimweh, wodurch mir der kurze Aufenthalt in dieser noch unlängst verbündeten Schweizerstadt sehr angenehm wurde.

Schade wäre es, wenn dieser alte gute Geist reinlicher Häuslichkeit und treuherziger Beschränktheit, durch den alles verschlingenden Dämon der neuern Politik vertrieben, der feinen Allgefälligkeit der neuen Landsleute Platz machen müſste; es wäre dabey wahrlich für diese Stadt mehr verloren als gewonnen, weil letztere Eigenschaft unter dem Scheine der Humanität so oft gräſslichen Egoismus verbirgt, womit sich weder häusliches noch öffentliches Glück verträgt, hingegen jene weitläuftige und sparsame Ehrbarkeit bey aller Härte im Umgang doch Treu und Glauben hält, und damit auffallenden Wohlstand seit Jahrhunderten über die Einwohner gebracht hat. Und doch ist zu befürchten, daſs diese Veränderung allmählich vorgehen möchte, da die Verfaſsung eines Staats den vorzüglichsten Einfluſs auf die Sitten der Bürger hat.

Nunmehr war unsre Diligence recht beladen; sechs Personen saſsen darin, und vier oben auf der Decke, und hinten war ein ganzer Berg von Gepäck. Es ging daher auch mit keiner grossen Diligenz, sondern so langsam, als immer eine Schweizerlandkutsche. Inwendig sitzt man gut, vornemlich auf den vier ersten Plätzen, denn die Sitze sind breit und weich, da aber drey und drey Personen zusammensitzen, so haben es die zwey letzten, so die Mitte einnehmen, schlimm, weil sie sich nirgends anlehnen können, welches besonders bey Nacht, wenn man gerne schlafen möchte, unbequem ist. Wie man oben in dem Korbe fährt, hab' ich nicht versucht, es muſs aber dem Anschein nach eine unsanfte Wiege seyn; zwar ist der Platz mit einem schuhhohen Rande eingefaſst, indessen hat man doch schon Beyspiele, daſs Leute heruntergeworfen wurden. Bey Nacht und Regenwetter kann man daselbst liegen, und sich mit einer ledernen Decke schützen.

Mit einer jeden dieser grossen Diligenceen geht ein Conducteur, der zu der lebendigen und todten Ladung Sorge tragen muſs, und dem man seine Sachen sicher überlassen darf. Er wacht auch von seinem Himmel herab über die Postillione, welches wir heute zu unserm Glücke erfuhren, denn ein müder Postknecht fuhr schlafend uns bergab, und schon waren wir an dem äussersten Rande eines tiefen Grabens, worein sich das ungeheure Fuhrwerk bereits zu senken anfing, als der behende Conducteur schnell hinunter sprang und die Pferde mit Mühe noch ins Geleise brachte.

In Befort war mein erstes, einen französischen Unteroffizier aufzusuchen, der sich als Verwundeter lange in meinem Hause aufgehalten hatte, und dessen Compagnie gerade hier lag. Ich hoffte ihn auf der Strasse anzutreffen, und mich an seinem Erstaunen und seiner

Freude bey meinem unvermutheten Anblicke zu ergetzen, und durchzog deſswegen das ganze Städtchen, das einen schönen Platz und hübsche Gebäude hat, selbst die Kasernengasse lieſs ich nicht aus, obschon mir der Anblick einer Kaserne, als der Wohnung des unwissenden Gehorsams, der Wäschetrocknenden Armuth und der Hundabrichtenden langen Weile, unerträglich ist; aber mein Franzose war nirgends zu finden, und ich erfuhr endlich von seinen Kameraden, daſs er just heute Morgen als krank ins Hospital abgereist sey. Diese betrogene Erwartung kränkte mich desto mehr, je lebhafter sich mein Geist mit der Scene des Wiedersehens und seinen Folgen beschäftigt hatte.

Hier war es mir, als wenn ich auf Ein Mahl hundert Stunden weiter fortgerückt wäre, weil ich nunmehr rings um mich nichts als französisch sprechen hörte; in dem Wirthshause wurde französisch befohlen, auf der Strasse französisch gesungen und gezankt, auch die Kinder vor den Häusern spielten und schwatzten französisch. Es war das erste Mahl in meinem Leben, daſs ich persönlich diese Erfahrung machte, daher hatte ich meine Freude daran. Eine kindische Freude zwar, ich konnte ja vorher vermuthen, daſs man in Frankreich französisch reden würde; allein es ist, Gott sey Dank, in jeder Freude etwas kindisches, darum hab' ich darüber weniger Bedenken, als über das Lautwerdenlassen derselben, weil mit dergleichen Unmerkwürdigkeiten manchem, auch noch so geneigten, Leser wenig gedient seyn mag. Unterdessen macht ein jeder seine *Durchflüge* wie ihm die Federn gewachsen sind, und wenn ich die meinigen mit andern zum Heil der Welt ans Licht getretenen Reisebetrachtungen vergleiche, so wird zwar dadurch das Gefühl meines Splitters nicht gehoben, allein ich entdecke doch so beträchtliche Balken von dem gleichen Holze in den Augen meiner cosmopolitischen Vorgänger, daſs mir die Sünde desto leichter wird;

„Und so sporn ich meinen Lauf
„Nach der Wanderer Exempel"

(wie der geistliche Dichter etwas undeutsch sagt) getrost fort, und hoffe, meine Freunde werden gegen mich eben so nachsichtig seyn, als das deutsche Publikum gegen die ist, welche sich die seinigen nennen.

Diese Veränderung der Sprache machte nun auch, daſs ich schon eine grosse Verschiedenheit der Sitten zu bemerken glaubte; wenigstens schien es mir, als ob die Alten munterer sprächen, die Jungen sich gefälliger bewegten und die Kinder mit leichterem Anstande spielten. Es kann aber seyn, daſs ich mehr sah als wirklich war, darum weil ich es zu sehen erwartete, und daſs mein nunmehriger Eintritt in Frankreich, den ich erst von hieraus berechnete, der herrliche Frühlingsabend und die schöne Lage des Posthauses, wo ich logirte, vieles zu dieser vortheilhaften Ansicht beytrug. Denn wer ist auf Reisen von dergleichen von äusserlichen Umständen abhangenden Bestimmungen seiner Vorstellungsart frey, wenn er auch noch so ein grosser Weiser zu Hause ist!

Auf dem Schlosse saſsen vor einem Jahre die Schweizerdeportirten, die vermuthlich bey ihrer gewaltthätigen Entfernung von Weib und Kindern, und dem bittern Leiden des Unrechts, durch ihre papiernen Fenster, die man uns von fern wies, alles düster und trübe sahen, was jetzt mir, im Gefühle der Gesundheit und Freyheit, durch die Strahlen der Abendsonne voll hüpfenden Lebens und goldener Fröhlichkeit erschien.

Wir fuhren nun (den 19. May) durch bergiges Land, schlechte oft gefährliche Strassen und

und elende Dörfer. Das immerwährende Geschrey und Jauchzen der französischen Postillione sticht sehr gegen die schnappsbegierliche Taciturnität der deutschen Schwäger ab; sie laufen oft lange Zeit zu Fuſse neben dem Wagen hin, und necken sich mit der Peitsche, oder stossen muthwillig einander von der Strasse hinunter. An Barmherzigkeit gegen die Pferde aber haben sie keinen Vorzug, denn es ist manchmahl nicht zuzusehen, wie diese armen Thiere leiden müssen. Da die Einrichtung der Diligencen eine eigne von den Posten unabhängige Unternehmung ist, so werden auch die Pferde nicht bey jeder Poststation gewechselt, sondern müssen oft sechs bis sieben Stunden die ungeheure Last unausgesetzt fortziehen, ja sie werden oft nach einer kurzen Rast noch weiter eingespannt. Hierzu kommen noch die bergigen und zu Grunde gerichteten Strassen, die so schlecht sind, daſs einige Mahle acht Hengste uns kaum von der Stelle bringen konnten.

Daher ist es ein Jammer, die Wunden und das Stöhnen dieser Geschöpfe zu sehen, wenn sie ausgespannt werden, und man muſs mit Wahrheit bekennen, daſs das verbotene Heu, welches ihre ersten Eltern, wie ein Gelehrter behauptet, einst gefressen haben, ihnen theuer zu stehen kommt.

Die bessern Häuser in den Dörfern, deren es aber wenige gibt, sind von Steinen gebaut; meistentheils sah ich diese steinernen Häuser da, wo vormahls Edelsitze oder Klöster waren, dergleichen wir einige, aber in grossem Verfalle, antrafen. Alles aber ist schlecht unterhalten und höchst unreinlich, und so ist es auch in den kleinen Städten. Zum Beyspiel in Lüre, wo wir zu Mittag assen, sahen Strassen und Häuser so schmutzig aus, wie eine Judengasse.

Der Offizier, welcher sonst jeden Anlaſs ergriff, uns auf die Vorzüge seines Vaterlandes aufmerksam zu machen, bey jedem schönen Weitzenfelde unsre unfruchtbaren Berge, und bey jedem Froschschenkel das ewige Rindfleisch anführte, so man in Z. essen müsse, lieſs uns wenigstens an solchen Orten Ruhe, und gab sich dann mit den Mädchen ab, die unstreitig Munterkeit und Witz vor vielen Ausländerinnen zum Voraus haben.

Elende Hütten, von deren Armseligkeit man kaum in dem ärmsten Winkel der Schweiz einen Begriff hat, sah ich hier in Menge; aus Baumästen geflochtene und mit Lehm verbundene mannshohe Wohnungen, die keine Oeffnung haben, als die niedrige Thüre, zu der man hineinkriechen muſs. Doch man kennt sie auch in Helvetien, seitdem unsre Freymacher auf Kosten unsrer Waldungen kampirt haben, denn kaum etwas kleiner, aber sonst ähnlicher Natur waren ihre Baraken, so daſs mir nun auf Ein Mahl klar wurde, daſs ihnen diese von einigen meiner Landsleuten so bewunderte Bauweisheit nicht von oben herab eingegeben worden, sondern daſs sie sich von Kindesbeinen an am väterlichen Heerde darin geübt haben.

In Vesoul, wo wir Abends ankamen, um daselbst zu übernachten, sassen vor allen Häusern Weiber, Mädchen und Kinder, die arbeiteten, plauderten und spielten, welches der Strasse ein gar lebhaftes Ansehen gab. Die hiesigen Schönen stehen im Lobe der Artigkeit und Gefälligkeit, und scheinen es auch allerdings zu verdienen, wie wir Reisende uns dessen beym Herumgehen in der Stadt überzeugten. Sie thaten nicht so einfältig spröde, wie ich wohl auch schon gesehen, sondern wagten es zu antworten, wenn man sie fragte, und lachten nicht eher, als wenn was Lächerliches gesprochen wurde; sie waren sogar frey genug, muntere

Fragen an uns zu thun. Daſs wir aber mit ihnen sprechen konnten, hatten wir dem Offizier zu danken, der sogleich nach französischer Art sich zu denen, so vor dem Gasthofe sassen, gesellte, und zu scherzen anhob. Mädchen, die vor den Häusern sitzen, müssen sich das wohl gefallen lassen; es ist aber auch nichts Böses daran, so bedenklich es anderswo scheinen möchte, sondern eine löbliche, gesellschaftliche Sitte; sie haben ihre Mütter und Nachbarn um sich, und es ist ja ausgemacht, daſs der Engel der Finsterniſs, der jungen Mädchen so aufsätzig seyn soll, seine bösen Künste weniger auf offener Strasse treibt, als im abgelegenen Zimmer, wo ihm kein Schlüsselloch zu enge und kein Riegel zu fest ist.

Die Unterschrift des französischen Ministers in meinem Passe forderte, daſs ich mich bey dem Präfect der ersten Grenzstadt zeigen sollte.

Da aber in den Städten, wo ich bisher durchgekommen, keiner war, so wies mich jetzt der Conducteur an den hiesigen; allein es kam mir seltsam vor, mich noch einem Präfect vorzustellen, da ich schon drey Tagereisen in Frankreich gemacht hatte, und ich besorgte, es möchten mir eben um deſswillen Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, wie auch schon Reisenden vor mir begegnet ist; ich erkundigte mich deſshalb vorher noch in dem Büreau der Messagerieen, wo man es rathsamer fand, daſs ich nicht hingehe — es werde wahrscheinlich niemand darnach fragen, weil diese Vorsicht nur um der Emigranten willen genommen werde; sollte es aber auch geschehen, so dürfe ich nur sagen, ich sey spät in Vesoul angekommen, als die Präfectur schon geschlossen gewesen.

Bis hierher hatte wirklich noch kein Mensch, nicht einmahl beym Eintritt in Frankreich, ſich um meinen ſo ſtattlich legaliſirten Paſs bekümmert, und die mancherley Vorſichtsanſtalten, womit ein Fremder geplagt iſt, ehe er einen Paſs nach Frankreich erhalten kann, ſcheinen nur noch als Schreckmittel für die zu gelten, die nicht hinein kommen ſollen. Ueberhaupt aber ſind die Franzoſen nicht nur hurtiger, ſondern auch liberaler über dergleichen Viſitationsangelegenheiten, als die gewiſſenhaften Deutſchen, weil ſie mehr Blick haben, und beſſer unterſcheiden können, und ſich weniger aus der Verantwortlichkeit machen. Freylich ſind ſie dann auch grauſamer, wenn ſie plagen wollen, und laden oft an einem einzigen unſchuldigen Gegenſtande mehr Sünde auf ſich, als ſie an hundert andern durch ihre Leichtigkeit gut machen.

Bey einer Kirche, in die ich hineintrat, entſprach das Inwendige der ſchönen Auſſenſeite nicht. Es war zwar aufgeräumt, aber so wohl im bösen als guten Sinne des Worts; denn das Silber und Gold hatten, wie ein Küster sagte, unselige neue Heliodore (denen es jedoch besser gelang als jenem alten) aufgeräumt, und treugebliebene Christen hatten seitdem die nackten Altäre wieder mit dem nothwendigsten Geräthe bedeckt und die kahlen Wände dürftig bekleidet; aber wo vordem heidnischer Reichthum prangte, schmiegte sich jetzt die gottgefälligere Armuth.

So sieht es auch in den meisten Dorfkirchen aus, so ich bisher gesehen. Alle sind wieder zum Gottesdienste eingerichtet, aber noch wüst und leer, und statt der ehemahligen Pracht (Geschmack war in katholischen Kirchen jederzeit selten) ist nur unreinliche Dürftigkeit zu finden. Auch das Auswendige dieser Kirchen findet man mehr vernachlässigt, je weiter man kommt, und weit weniger ehrbar als im Elsaſs,

— Kreuze auf den Gräbern trifft man keine mehr an, und die grossen steinernen Kruzifixe liegen zerschlagen auf den Kirchhöfen umher.

Hier zu Lande bekommt man in den Wirthshäusern nur Löffel und Gabeln zu Tische, und keine Messer mehr, sondern man muſs sich mit seinem oder seines Nachbars Taschenmesser behelfen. Ich konnte die Ursache dieses lächerlichen Gebrauchs weder erfahren noch erdenken. *C'est l'usage*, antwortet der Franzose mit ernsthafter Miene, wenn man gerade wissen möchte, woher dieser *Usage* komme, und es kommt ihm kein Sinn daran, etwas dagegen einzuwenden, eben *parceque c'est l'usage en France.* Wär' es aber nicht in Frankreich sondern in einem andern Lande so der Brauch, alsdann würde er mit Verächtlichkeit fragen, ob man hier das Fleisch mit den Fingern schneide? Der ungewohnte Fremdling vergiſst dabey oft sein Taschenmesser zurückzunehmen, doch sind gemeiniglich die Wirthsleute so ehrlich, daſs sie ihn daran erinnern, so daſs man das Zurücklassen der Messer nicht wohl als den Grund dieser Unsitte angeben kann.

Langsam wie einen Frachtwagen schleppten heute (20. May) acht Pferde die Diligence durch schlechte Strassen fort. Es lagen zwar schon allenthalben Haufen dünner viereckiger Steine zur Ausbesserung der Chaussee beysammen, aber das Werk war noch nicht angefangen. Von der gleichen Art Steine werden auch die Bauernhäuser gebaut und die Dächer gedeckt, das gibt diesen Hütten zwar ein etwas besseres Aussehen, als jenem Faschinenwerk, das ich gestern sahe, doch scheinen auch sie gröſsten Theils die Wohnung der Armuth und sorgenloser Dumpfheit zu seyn.

Allenthalben wo die Diligence anhält, kommen Bettler zum Vorschein; es sind aber meistens alte hülflose Leute, da hingegen in der Schweiz mehrentheils die Kinder betteln. Hieraus läſst sich der Schluſs machen, daſs am einen Orte für die Alten und am andern für die Jungen besser gesorgt sey; denn wenn auch in der Schweiz die Kinder öfters nur aus Muthwillen den Reisewagen nachlaufen, und also das Betteln des mühsamen Alters mehr Verlassenheit und Armuth verräth, so zeiget sich doch darin wenig sittliche Sorgfalt für den zarten Charakter der Kinder, daſs man sie so dieser alles Ehrgefühl lähmenden Gewohnheit überläſst, wovor sich, wie es scheint, die Franzosen zu ihrem Vortheil in Acht zu nehmen wissen.

In Combeaufontaine, wo wir über Mittag anhielten, wollte einer von der Reisegesellschaft einem armen Marketenderjungen, der, weil ihm sein Vater in Schwaben ermordet worden, nun (oben im Korbe der Diligence) die Reise nach Paris zu seinen Verwandten macht, ein Stück Geld geben, weil er beständig weinte und, wenn man essen sollte, verschwand; er war aber nicht zu bewegen, etwas anzunehmen, ich habe schon gegessen, war des armen Jungen beständige Antwort. Wir konnten diese Weigerung nicht anders erklären, als aus dem französischen Nationalcharakter, der sich durch ungebethene Almosen erniedrigt glaubt. Dieſs bestätigt auch die Erfahrung, die wir in der Schweiz häufig den Anlaſs hatten zu machen, daſs die französischen Soldaten niemahls Almosen bathen, sie mochten auch noch so bedürftig seyn; ja es sind Beyspiele genug bekannt, daſs nicht einmahl Blessirte in den Hospitälern Geld, das ihnen gebothen wurde, annahmen, da hingegen Kaiserliche und Russen nur zu häufig unsre Mildthätigkeit ansprachen, und niemand einen Fehlgriff thun liessen, der ihnen unaufgefordert etwas geben wollte.

Diese heroische Ehrliebe nun, die lieber darbt als Almosen empfängt, (freylich auch in ihrer Ausartung lieber nimmt als bittet) zeigte sich schon in dem zerlumpten Knaben, und ist eine der Eigenthümlichkeiten der französischen Nation, die ihre edle Seite bezeichnen.

Es war acht Uhr Abends, als wir bey einem Gewitter in Langres ankamen. Der Weg führte uns bey einer Promenade vorbey, die wegen der hohen Lage der Stadt und der grossen Bäume nicht anders als schön seyn kann; der Regen verstattete uns aber nicht sie zu besuchen — desto schöner mahlte sie sich indessen meine Phantasie aus.

Diese Vorsorge für die unschuldigste und nothwendigste Art des öffentlichen Vergnügens trifft man hier zu Land allenthalben an. Es gibt kein Städtchen, so unbedeutend es sonst auch sey, das nicht seinen öffentlichen wohlunterhaltenen Schattenplatz habe, gewöhnlich der Länge des Flusses nach, oder auf einer kleinen Anhöhe, oft auch an einem anmuthigen Orte dicht vor den Mauern der Stadt. Auch die kleinsten bestehen doch aus einigen Gängen von Linden oder wilden Kastanienbäumen; dieſs gereicht dem Orte zur Zierde und seinen Vorstehern zur Ehre.

Ich weiſs aber ein Land, oder Bezirke eines Landes, wo diese Zierde der Städte seltener ist, und die Vorsteher weniger Ehre darin zu suchen scheinen, obgleich die Natur durch ihre Anmuth laut darauf hinweist, und auch die flüchtigsten Anlagen, wie die Erfahrung hier und da augenscheinlich lehrt, über Erwartung zu belohnen verspricht; allein bisher wollte die an sich löbliche, nur oft allzu eifrige, Sorge für das öffentliche und besondere Eigenthum dem Gedanken fast nirgends Platz machen, daſs der bürgerliche Wohlstand auch Pflichten für das Schöne der Natur und Kunst habe, und heutiges Tages würde ein solches Werkchen, wenn auch die Kosten zu gering wären, um in Erwägung zu kommen, wohl' gar als eine Folge der verderblichen *Aufklarung* angesehen werden, durch welche so manches Unheil über das Land gekommen seyn soll. Man ist daher allezeit mit der Einwendung gegen solche Vorschläge gefaſst, es sey besser, daſs man arbeite als spazieren gehe, und vortheilhafter, daſs der Boden zum Anbau als zum Mussiggange bestimmt sey, und fügt noch wohl hinzu, unsre Vorfahren haben sich auch ohne dieſs behelfen können.

Das mag auch alles wahr seyn, nur paſst es nicht als Einwendung, weil nicht vom Mussiggange, sondern von einer unschuldigen Annehmlichkeit des Lebens die Rede ist. Aber so spricht hier wie allenthalben das Vorurtheil der

Gewohnheit, das sich für unfehlbar hält und unheilbar ist; es waffnet sich nemlich mit stumpfen Gemeinplätzen, der Dialektik der Armen am Geiste, und führt damit seine Freunde an der Nase herum, und findet um so viel mehr Beyfall, jemehr dergleichen Aussprüche aus patriotischer Selbstverläugnung zu entspringen scheinen, und als heilige Grundsätze gegen das Verderbniſs der Zeit aufgestellt werden, ob sie gleich im Grunde so leer sind, als die Importanz der Herren, denen man sie abhorcht. — Tragen sich denn Eure Frauen und Töchter auch noch wie Eure Mütter und Groſsmütter? Bauet Ihr noch wie Eure Vorfahren das Feld mit eigner Hand und hackt im Weinberge? Geht Ihr nicht auch dem Zeitvertreibe nach, und welchen habt Ihr, der nur eines Spaziergangs unter blühenden Linden werth wäre? Oder sind Eure Mitbürger etwa so arbeitsam, daſs sie keine Stunde des Feyerabends übrig hätten, um mit ihren Familien im Schatten und in der friſchen Luft auszuruhen; wäre das nicht vortheilhafter und geſunder, als wenn sie den Erwerb des Tages in der dumpfen Weinstube vertrinken? — Allein mit Leuten, die sich mit Gemeinörtern wehren, ist nicht gut streiten, sie sind unüberwindlich weil sie unüberzeugbar sind.

Zum Glücke hat jeder Mensch auch seine Gönner, die bisweilen für ihn, und seine Freunde, die bisweilen nicht wider ihn sind, und so hoffe ich, die meinigen werden der Behauptung ihren Beyfall, ja vielleicht ihre Unterstützung nicht versagen, daſs der Grund und Boden, auf dem ein öffentlicher Spaziergang angelegt wird, keine nutzlose Bestimmung habe, und daſs nicht Feld und Wald und Wiesen, so reitzende Partien sie darbieten, und so oft mit Recht das Lustwandeln in denselben künstlichen Schattengängen vorgezogen wird, jemahls als allgemeiner Ersatz dafür gelten können. Wie oft führen wir einen Gast noch gern ins Freye, indessen die Hausfrau für das Mittagessen besorgt ist; wie oft geben sich nicht Freunde einen Rendezvous, um über Angelegenheiten zu sprechen, die sie nicht gern zu Hause abthun; wer fühlt nicht oft den Trieb, sich von einem Verdruſs oder einer Grille, die ihn auf seinem Zimmer quält, unter freyem Himmel loszumachen; kann man dieses alles an der heissen Sonne? Kranken, die sich erhohlen, wie erwünscht ist ihnen oft des Morgens ein Schattenplatz in frischer Luft, wo sie ihre wiederkehrenden Kräfte prüfen können! Eine muntere Gesellschaft von beyderley Geschlecht ginge manchmahl gern ins Grüne, um dem öden Spieltische auszuweichen, oder der in kleinen Städten so oft stockenden Conversation wieder Leben zu geben, wo soll sie hingehen — in den Staub der Landstrassen, oder in den Feldern herum, um den Wohlgeruch des Düngers einzuathmen? Mahlerische Kindergruppen, wo können sie lieblicher spielen, wo schöne Mädchen sich gefälliger zeigen, ja auch Eure alternden Hälften, Ihr sorgebeladenen Väter des Volks, wo können sie mehr Munterkeit und gute Laune für Euch sammeln, wo durch geschmackvollen Putz Euern Wohlstand lauter preisen, als auf dem frohen, alles im vortheilhaften Lichte darstellenden Platze, der zur Ergetzung und Erhohlung für Junge und Alte bestimmt ist?

So sehr mir aber die Promenade in Langres, die ich nicht sahe, gefiel, so abscheulich kam es mir hingegen vor, daſs hart an der Landstrasse und vor den Thoren der Stadt das Aas eines Pferdes lag, von dem ein Hund fraſs. — Wie können die Franzosen sich vorzugsweise feine und zartfühlende Leute nennen, so lange sie in den Zugängen einer Stadt wie Langres solche Greuel dulden! Darüber herrscht denn doch in dem Lande, wo weniger Kunstalleen sind, eine beſsre Ordnung. Wie würden auch ihre Offiziere über Mangel an Polizey schreyen, wenn sie so was nur ausser ihren Grenzen anträfen! — Der unsrige sagte dieſs Mahl nichts, als ich ihn fragte, ob er das todte Pferd gesehen habe, als: Ja.

Ganz unvermuthet hatte ich hier das Vergnügen, einen Offizier anzutreffen, der da, wo ich zu Hause bin, ein junges Frauenzimmer geheyrathet, sie aber durch einen plötzlichen Tod verloren hatte. Schon damahls war mir seine ungeheuchelte Trauer und sein bescheidenes Mitmachen unsrer bürgerlichen Leichengebräuche, und sein nachheriges stilles und edles Betragen um so viel merkwürdiger, da man ihn vorher nur als einen jungen Mann von der lebhaftesten Lustigkeit gekannt hatte; auch jetzt gefiel mir wieder die Theilnahme, mit der er von der Schweiz und die zarte Empfindung, womit er von seiner verstorbenen Gattin sprach. Er kam von Paris und war doch noch ganz in Trauer gekleidet, auch aſs und trank er beynahe nichts, indem er sagte: *Je ne vis que d'eau et d'amour.* So sehr ich nun von der Aufrichtigkeit seiner Klagen überzeugt und selbst davon gerührt war, so bemerkte ich doch mit Verwunderung das auffallende Nationale in seiner Schmerzensäusserung. Wo der Deutsche im gleichen Falle stumm und in sich gekehrt sein Schicksal beseufzt hätte, führte hier der Pariser an der Wirthstafel das Wort, um seine Leiden zu erzählen, und wuſste durch die Eleganz seines Wesens und seiner Ausdrücke die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ja er äusserte so viel zuvorkommende Verbindlichkeit gegen ein Frauenzimmer das neben ihm saſs, daſs, wer nur dieſs bemerkt hätte, leicht hätte glauben mögen, ihr gelte seine Liebe. — Wir Nichtfranzosen machten wirklich nachher unter uns aus, es sey nicht gegen die Natur und Moralität eines echten Franzosen, sich auch im untröstbarsten Leide über den Tod seiner Geliebten einer vorübergehenden momentanen Liebschaft zu überlassen.

Zum Schlafen wies man mir ein Zimmer an, das ehemahls mag schön gewesen seyn, aber jetzt in häſslichem Verfall war; Boden, Wände, Decke, alles war äusserst unreinlich, der grosse Spiegel gespalten und nichts weniger als spiegelhell, um die modischen Betten hingen die schmutzigsten Gardinen und ihr Zustand lieſs befürchten, daſs nicht bloſs Menschen darin nisten; durch den Kamin fiel der Regen in Strömen herunter. — In diesem Zimmer rauchte ich noch mit meinem Reisegefährten eine Pfeife, weil uns nicht sehr nach den Betten gelüstete, als eilend eine Magd hereintrat, die Fenster aufriſs und zornig ausrief: *Ouvrés au moins la fenêtre, Messieurs, vous empestés* *la chambre !* — Es herrschte zwar ein gewisser Geruch in der Kammer, der unsern Toback noch übertraf, der ist aber einheimisch in den französischen Wirthshäusern (*c'est l'usage*, wie der Mangel an Messern bey Tische), daher darf niemand etwas sagen, hingegen Tobakrauchen, *fi donc*, das verpestet die Luft!

Wir waren noch nicht recht zu Bette, so kam das Frauenzimmer, welches mit uns zu Nacht gegessen hatte, ins Zimmer: *Messieurs, j'ai perdu mon ridicule, n'est-il pas dans votre chambre par hasard?* — Hätt' ich nicht unlängst zum Glück erfahren, was ein *Ridicule* sey, so wären wir noch in die Verlegenheit gekommen, uns eine Definition davon auszubitten, jetzt aber konnt ich ihr versichern, daſs wir davon nichts wüſsten. Sie schien es aber nicht recht glauben zu wollen, weil sie noch immer stehen blieb; vielleicht hielt sie uns wegen des niederträchtigen Tobakgeruchs desto eher des Sakrilegiums fähig, den Hasard ihres Verlusts begünstiget zu haben. Doch als sie sahe, daſs sie keinen nähern Aufſchluſs von uns erhalten konnte, ging sie endlich seufzend weg.

In Chaumont und Bar-sur-Aube sah ich auch wieder mit Lust die schönen Alleen von Linden, wofür man bey uns noch so wenig Sinn hat.

Wir kamen (den 21. May) durch wenige Dörfer und langweilige Gegenden ohne Bäume, wo ich zum ersten Mahle recht die immerwährende Abwechslung der grünen Berge und anmuthigen Thäler meines Vaterlandes vermiſste. Freylich gewähren diese flachen Felder einen Ueberfluſs an Getreide, wenn unsre armen Hügel und Berge nur Gras hervorbringen, oder nur nackte Felsen zeigen; sie haben also den Vorzug der Fruchtbarkeit, die den Leib nähret, und jene den der Schönheit, die die Seele erfreut und auch in der Armuth gefällt.

Bar scheint ein armes altes Städtchen zu seyn, das, so wie alle Städte in Frankreich, Paris etwa ausgenommen, die Nachtheile der Revolution empfindet und ihre Vortheile erst noch erwartet. Leere Palläste und zertrümmerte Kirchen, die man immer häufiger antrifft, je weiter man in Frankreich hinein kommt, sind dem Wanderer Fingerzeige der Armuth, die kein Geschwätz des neugesinnten Einwohners von anderweitigen Vortheilen zu verhüllen vermag. Es begehren aber auch nicht alle Einwohner das Unglück Glück zu nennen, wenn man es ihnen nur nicht zum Nationalvorwurf macht, denn in dem Falle würde der Franzose mit der Göttin der Wahrheit selbst hadern. Ich hörte in einem öffentlichen Hause, wo von der Revolution die Rede war, laut sagen: *Personne n'y a gagné que ceux qui n'avaient rien a perdre*, und kein Mensch hatte etwas dagegen; als aber ein Fremder daraus den Schluſs zog, sie machte also Frankreich keine Ehre, belehrten ihn sogleich zehen Stimmen, daſs die Revolution ein grosses Werk, und nur durch den Eigennutz einiger Bösewichter ausgeartet sey. — Auch auf dem Lande sah ich mich oft nach Spuren von neuem Glücke um, da ich aber den Zustand vor der Revolution nicht gekannt habe, so konnte ich hierüber kein sicheres Urtheil fällen; indessen, wenn sich der Wohlstand des Bauers durch grosse neue Häuser bezeichnet, wie das in mehrern Schweizergegenden der Fall ist, so fand ich bisher noch wenig Merkmahle davon. Vielleicht würde sich aber mancher Neufranke mit der grossen Wahrheit des IV. Artikels der ersten helvetischen Constitution zu trösten wissen, daſs „Aufklärung besser sey als Reichthum“, wenn nur erst die kleine Schwierigkeit überwunden wäre, ihm eben diese Aufklärung beyzubringen, und nicht oft das Beyspiel des

Lehrers selbst dem seligmachenden Glauben im Wege stände!

Man hatte mir auch zu Hause viel von der Entvölkerung Frankreichs durch seine grossen Kriege vorgesagt, und behauptet, man sehe auf den Feldern nur alte Leute und Weiber arbeiten. Leider mag der schreckliche Krieg wohl viele Menschen verschlungen haben, ich muſs aber gestehen, daſs mir die Merkmahle davon eben nicht so sichtbar aufgefallen sind, allenthalben war noch Jugend genug vorhanden; freylich sah ich auch Alte und Weibspersonen auf den Gütern schaffen, aber wer daraus sogleich den Schluſs auf Mangel an Jungen machen wollte, könnte sich irren. Sieht man nicht auch oft bey uns zehen und mehr Weiber und Mädchen beysammen auf dem Felde hacken, und würde nicht der Fremdling ausgelacht werden, der behaupten wollte, es geschehe aus Mangel an Mannspersonen?

× Allerdings beweinen manche Eltern ihre verlornen Kinder; aber solche Thränen fliessen nicht öffentlich unter diesem Volke, das ausser dem Hause nur der Fröhlichkeit huldigt, und so gern noch die Wolke liebkoset, wenn die Göttin schon lange seinen Umarmungen entflohen ist.

× Was man hier zu Lande häufig und bey uns nicht sieht, das sind die Holzschuhe, welche schon die kleinsten Kinder tragen. Die Franzosen behaupten, diese schwere Bekleidung mache die Beine gelenksam und leicht, welches beym ersten Anblick widersprechend scheint, zumahl da bekannt ist, mit welcher Vorliebe und Geschicklichkeit diese Nation über ihre Blössen einen Flor der Zweckmässigkeit zu werfen weiſs; gleichwohl könnte etwas Wahres daran seyn, denn die am Fusse angebrachte Last zieht das Bein gerade und macht den

Schwung desselben, den Schritt, gleichförmiger und sicher. Die leichtere Beweglichkeit der französischen Füsse ist dieser Muthmassung wenigstens nicht entgegen. So hörte ich auch von einem der ersten Operntänzer in Paris versichern, dafs er den ganzen Tag in Holzschuhen herumgehe, wenn er Abends eine wichtige Rolle in einem Ballette zu tanzen habe, welches wohl am stärksten für diese Behauptung sprechen möchte. Er gab als Grund an, dafs er seine Füsse, wenn er sie von der Last der Holzschuhe befreye, noch einmahl so leicht *fühle*.

In diesem Städtchen sah ich einen Mann in einem kurzen Schlafrocke mit einer weissen Mütze Abends unter seiner Hausthüre stehen, dessen Anzug ihm so sehr das Ansehen eines bürgerlichen Schweizerbürgers aus dem Geschlechte; welches Adelung von den *Balistariis* der mittlern Zeiten herleitet, gab, dafs ich fast darüber erschrack, denn ich war mir diese Tracht in Frankreich gar nicht vermuthen, und glaubte, meinen alten Nachbar aus der väterlichen Heimath zu erblicken, der sein Leben ruhig und unschädlich, aber auch unnützlich, auf dem Pflaster vor seinem Hause verträumt, und die wenigen vorübergehenden Menschen besieht — betrachten erforderte schon zu viel Anstrengung und zum Beobachten fehlt ihm der Sinn — oder die vorbeyfahrenden Kutschen ehrerbiethig grüſst, oder mit seines Gleichen den Werth der Neuigkeiten, nach dem eignen Nutzen, wie sich das in der ganzen Welt versteht, bestimmt, und nicht gern daran denkt, daſs über seinem Horizonte noch wohl ein andrer seyn möchte, und ausser seinen Bedürfnissen noch andre nach Befriedigung schreyn; der mir so oft beneidens- und oft bedauernswerth vorgekommen, weil er nicht fühlt, was ihm fehlt, und nur so, wie Ennius sagt, *præterpropter* lebt.

Unser Nachtessen in Bar-sur-Aube war sehr lustig. Da wir von hier aus zum ersten Mahle die ganze Nacht durch fahren sollten, so liessen wir uns den guten Wein wohl schmecken, um die Kälte und lange Weile der Nacht desto leichter zu überstehen, vornehmlich aber, um uns Herz zu machen, weil die Gegend für unsicher gehalten wurde, und uns deſswegen schon den Tag über zwey Gensd'armes begleitet hatten. Der Conducteur (der immer mit den Reisenden speist) erzählte uns nun auf Begehren des Offiziers, wie die Diligence vor vier Wochen unweit Paris sey angegriffen worden, und wie er es nicht habe wagen dürfen, sich zu wehren, weil die Anzahl der Räuber zu groſs gewesen, und die Frauenzimmer in dem Wagen ein klägliches Angstgeschrey erhoben. Da die Räuber keinen Widerstand gefunden, so haben sie alle Passagiere heissen aussteigen und sich der Länge nach auf den Boden hinlegen, ihn aber gezwungen, das Geld, welches für die Regierung aufgeladen war, auszuliefern. Hierauf haben sie die Reisenden, deren Gepäck nicht berührt wurde, wieder in den Wagen steigen lassen, ja die Höflichkeit so weit getrieben, daſs sie den Frauenzimmern selbst hineingeholfen, mit der Abbitte, *de les avoir derangées un moment.*

Er erzählte uns auch, wie nicht lange vorher die Passagiere selbst die Diligence bey hellem Tage ausgeplündert haben. Unter dem Vorwande, einen Augenblick auszusteigen, haben sie sich seiner und des Postillions bemächtigt, und ihn genöthigt, alles herzugeben.

So ein Gespräch einmahl angefangen zieht einen ganzen Schwarm von Historien nach sich, jeder erzählte nun was er von Räubergeschichten wuſste, und der Officier schwur, daſs er sich wehren werde, wenn auch die Menge der Spitzbuben noch so groſs seyn sollte; was man wohl in Paris von ihm sagen würde, wenn er in einem solchen Falle seine Waffen nicht gebrauchte? Diese Erklärung war uns aber nicht willkommen, denn vertheidigt er sich, sagten wir, so schiessen sie in den Wagen herein und treffen uns auch. — Darum floſs der Wein, um unsern Muth zu beleben, und wir erreichten vollkommen unsre Absicht, denn nach und nach verschwand das Schauerliche unsrer Vorstellungen und wir scherzten muthwillig über die Begegnisse, die sich ereignen könnten.

Mit dem Geleite der Gensd'armes ist es aber nicht viel. Sie haben gar kein kriegerisches Aussehen und sind commode Herren, die Nachts lieber schlafen, als sich den Unannehmlichkeiten des Wetters und der Gefahr aussetzen. Daher finden sie sich vermuthlich mit den Conducteurs ab, denn sie reiten, wie ich auch in der Folge erfuhr, des Nachts gewöhnlich nur eine kurze Strecke mit und verschwinden nachher.

Vorher bestand die Begleitung aus Soldaten, die oben auf der Decke des Wagens sassen, und durch ihre Tapferkeit einige Mahle die Anfälle von Räubern abtrieben. Man fand es aber zu gefährlich für die Reisenden, weil sie dem Feuer auf diese Art ganz ausgesetzt waren.

Für Reisende, welche das *Scire tuum nihil est nisi te scire sciat et alter*, zum Leitfaden ihrer Reise und Reisebeschreibung machen, ist es erwünscht, wenn sie in eine grosse Stadt kommen, weil sie da mehr als anderswo Stoff zu Bemerkungen finden, die ihren Kenntnissen Ehre machen und von der gelehrten Welt mit Dank aufgenommen werden. Ich war demnach zu bedauern, daſs mein Aufenthalt in Troyes, der Hauptstadt des Departements de l'Aube, nur über das Mittagessen dauerte, und ich also nicht Gelegenheit hatte, für meine Freunde einen belehrenden Vorrath von statistischen und litterarischen Nachrichten über die Volksmenge und Manufakturen der Stadt, oder über die Bibliothek des berühmten Franz Pithou und die Servellatwürste, welche hier vorzüglich gut seyn sollen, zu sammeln, oder von dem grossen Schatze der Collegiatkirche St. Stephani etwas mehreres sagen zu können, als daſs er wahrscheinlich nicht mehr vorhanden seyn wird, oder die gute Gesellschaft des Orts zu schildern, und so das erforderliche *Utile dulci* zu mischen, womit man sich bey dem deutschen Publikum einen Nahmen und allenfalls seine Reise bezahlt machen kann.

Leider verspüre ich aber auch in meiner Natur keinen starken Zug nach dergleichen Erkundigungen, und werde meistens nicht eher aufmerksam, bis ich andre mit der abschreckenden Zuversicht des Wissens darüber sprechen höre, und ich dann erst mit meinen Fragen aufzutreten mich scheue, und es also zum Erkundigen fur mich zu spät ist. So wie aber der Mensch, wenn er sich selbst mit andern vergleicht, gemeiniglich nichts angelegeners hat, als sich selbst zu trösten, so entschuldige ich in solchen Fällen meine Unwissenheit mit meiner Abneigung und meine Abneigung mit der Erfahrung, die mich lehrt, daſs die Quelle solcher imponirender Nachrichten oft eben so unlauter, als der Strom ihrer Wirkung seicht ist, und meine Gleichgültigkeit gegen die gute Gesellschaft schreibe ich dann der langen Weile zu, die ich so oft in guten Gesellschaften hatte.

Indessen kann ich doch so viel von Troyes sagen, daſs es angenehme und mahlerische Zugänge hat, und eine alte meist aus Riegelwerk gebaute Stadt ist, obgleich auch manche grosse und steinerne Gebäude und Palläste zu sehen sind, welche aber als Nationalgüter jetzt gröſsten Theils in Verfall gerathen, und von Handwerksleuten und Kaffewirthen bewohnt werden; denn unter manchem Fenster, wo ehedem ein königlicher Gouverneur oder General, ein Bischof oder vornehmer Prälat neben einer in Schönheit und Pracht glänzenden Dame mag gestanden, und die Augen des bewundernden Volkes auf sich gezogen haben, hing jetzt die dürftige Wäsche einer Schusters- oder Schneidersfrau zum Trocknen heraus. — An der Kathedralkirche waren alle Bildsäulen, welche der alte Aberglaube zur Ehre der Heiligen stattlich und zahlreich hingepflanzt hatte, nun von dem neuen Unglauben der Vernunft zu Ehren (und zur Schande der Menschlichkeit) verwüstet und zerschlagen.

Die Stadt soll aber auch vor der Revolution schon in Abnahme gekommen seyn, welches man der Nähe der ungeheuren Hauptstadt zuschreibt, die, je grösser sie anwächst, desto sicherer die Lebenskraft der Provinzialstädte zu ersticken droht; wie ein grosses Feuer ein kleines, das in der Nähe ist, entweder mit sich vereinigt oder auslischt.

In den Städten stehen gewöhnlich bey den Gasthöfen, wo man absteigt, Friseurs unter der Thüre, die ihre Dienste anbiethen. Eine solche Gelegenheit, meinen Kopf, der von der nächtlichen Reise übel mitgenommen worden, wenigstens äusserlich wieder herzustellen, war mir erwünscht.

Diese Leute haben sich hier auch der Herrschaft über den Bart angemaſst, welches zwar der Bequemlichkeit des Reisenden willkommen ist, aber sie üben ihre Gewalt so usurpatorisch aus, und behandeln den armen Unterthan mit so unerträglicher Rohigkeit, daſs das glimpfliche Benehmen der medicinisch-chirurgischen Fakultät, die in meinem Vaterlande von jeher im Besitze dieses Zweiges der menschlichen Cultur war, weit vorzuziehen und zu wünschen ist, daſs sie dieses Recht beständig behaupten möge, wenn es schon Salzmann unter die Quellen des menschlichen Elends zählt, und Feinde der Zunft bedenklich oder Weichlinge beleidigend für ihr Zartgefühl finden wollen, daſs Leute, die meistens nur an unlautere Begriffe a posteriori gewöhnt sind, sich auch mit Gegenständen reinerer Anschauung befassen.

Dieser Friseur erzählte mir noch mit tonsorischer Gesprächigkeit ein weites und ein breites von der Zwietracht, welche die Rückkehr des Bischofs und einiger ungeschworner Priester in der hiesigen Bürgerschaft, ja selbst im Innern der Familien verursache, so daſs neue Verfolgungen daraus entstehen, gleich als wenn jene nicht kämen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. — Hätte ich nur die Nahmen und Sachen behalten und mir etwa ein consularisches Rescript darüber verschaffen können, so wollte ich dann noch ein paar angesehene Personen mit hereinziehen, und so eine stattliche Erzählung bilden, die meiner Reisebeschreibung Ehre machen, und vielleicht hier und da im deutschen Vaterlande als merkwürdiges Belege der neuen französischen Geschichte angeführt würde; aber so muſs ich es dem der nach mir kommen, und in die Hände dieses Balbiers fallen wird, überlassen, seine Nachrichten mit mehr Geschicklichkeit zu benutzen. Mir blieb nur der Eindruck davon, daſs es *partout comme chez nous* und das Menschengeschlecht allenthalben das gleiche ist; über jeden Vorfall theilt man sich in Parteyen, und dann sucht jede nur die Demüthigung der andern, keine aber das Eine das Noth ist, Frieden und Ordnung.

Auch hier war der Gasthof, wie allenthalben, wo ich durchgekommen, äusserst schmutzig und die Bedienung sehr nachlässig. Ich möchte nicht denen beygezählt werden, die alles tadeln, was sie nicht ihrer wunderlichen Erwartung gemäſs finden; sondern übe mich vielmehr mit allem fürlieb zu nehmen, ohne ein Wort der Ungeduld zu sagen, so daſs ich unter Weges oft meine Unzufriedenheit über den lauten Tadel meiner Reisegefährten äusserte; deſswegen trete ich auch in keine Smelfungusische Klage über den unerträglichen Wust der öffentlichen und geheimen Zimmer ein, und sage nichts von dem Mangel an Aufmerksamkeit für den Reisenden, aber um der Ruhmredigkeit derjenigen Franzosen willen, welche uns weis machen wollen, ihrem Lande fehle nichts und andern Ländern alles, um der Groſssprecherey so vieler Krieger willen, die so gar die Reinlichkeit unsrer Wirthshäuser verachteten, weil sie auf ihrem eigenen Miste nicht so gedeihet, und die schnellste Bedienung nicht schnell genug fanden, weil ein Eroberer das Unmögliche verlangen darf, um dieses angebornen Eigendunkels willen sage ich, was die Wahrheit ist und behaupte, daſs man in unsern kleinen Städten, ja in manchen Dörfern besser eingerichtete Gasthöfe antrifft, als in den grossen Städten Frankreichs. Daſs diese wohlfeiler sind, ist ein Vorzug, so von der grössern Fruchtbarkeit des Landes herrührt, aber eben das sollte den Wirthsleuten die Mühe erleichtern, ihren Häusern die erforderliche Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu verschaffen. Es gibt viele reiche Leute in Frankreich, aber die Nation ist arm, pflegte man ehedem zu sagen; entweder ist also dieser Mangel an öffentlichem Wohlstande Schuld, warum das gepriesene Land keine Wirthshäuser wie England, Holland und die ehemahlige Schweiz hat, oder der Geschmack an öffentlicher und häuslicher Sauberkeit liegt sonst nicht in dem Charakter des Volks.

Bis hieher, weiter aber nicht, traf ich immer noch schweizerische Scheidemünze an. Grössers Geld anzutreffen, hätte mich weniger befremdet; wer gedenkt nicht noch jener Zeit, wo die langersparten Nothpfennige unsers Vaterlandes nach Frankreich hinflogen, wie die Nägel aus dem in Trümmer stürzenden Schiffe nach dem Magnetberge! Aber sogar die Schillinge meines Kantons, die schmutzigste aller Münzsorten, begegneten mir allenthalben und galten nicht nur ihren Werth, sondern noch darüber, weil sie für Halbbatzenstücke angesehen wurden. Diese Freude, so oft Landeskraft, wie es der Schweizer nennt, anzutreffen, soll er den französischen Truppen zu danken haben, die bekannter Maſsen zuweilen in Schweizergeld ausbezahlt wurden, und solches nach und nach in ihr Land verpflanzten.

Mich wundert, daſs noch kein *Schweizerbothe*, oder anderer gemeinnütziger Schriftsteller den Ungläubigen diesen offenbaren Vortheil der

Staatsumwälzung zu Gemüth geführt hat, daſs, jemehr Schillinge in fremde Länder kommen, man sich zu Hause desto weniger die Finger daran beschmutze, und auch durch die Exportation an jedem Stück einen Pfennig gewinnen könne; oder daſs nicht Rapinat, der in seiner Schutzschrift etwas um Thatsachen verlegen zu seyn scheint, diese als das Juwel in der Krone seiner Ehrenrettung aufgestellt hat.

Von Troyes aus ist nunmehr die Strasse bis nach Paris hin gröſsten Theils in der Mitte gepflastert, das rumpelt und rasselt aber so gewaltig, daſs man kaum sein eigenes Wort hört, und die Postknechte deſswegen gewöhnlich neben dem Pflaster hinfahren, denn die Chausseen sind sehr breit und müssen ehedem wirklich königlich gewesen seyn; jetzt sind sie zwar etwas im Verfall, doch nicht so sehr, wie in

Franche-Comté, auch werden sie hier und da wieder hergestellt.

Heute hatte ich nun zum ersten Mahle Gelegenheit, in langsamem Vorbeyfahren das Auswendige eines der grossen französischen Landgüter zu betrachten, und meine Phantasie mit dem Inwendigen desselben zu beschäftigen. Dieses prächtige Schloſs und dieser unendliche Umfang von Ländereyen, dergleichen man in meinem armen Vaterlande gar nicht kennt, gehörte vielleicht ehemahls einem ausschweifenden fürstlichen Prasser, oder einem blutsaugerischen Generalpächter, oder auch einem reichen, gebildeten und wohlthätigen Landedelmanne, der, müde des Geräusches und eiteln Lebens der Hauptstadt, seine Tage der Weisheit und seinen Reichthum dem Glücke seiner Unterthanen weihte. Mir einen solchen seltenen Mann zu denken, lud mich jetzt der heitere Himmel und die schöne Gegend ein, und ich stellte mir ihn vor, bald in wissenschaftlichen Unterredungen mit gelehrten Freunden, die ihn aus der Stadt besuchten, bald auf einsamen Spaziergängen an Frühlingsmorgen, oder beym zierlich reinlichen Mahle mit seiner liebenswürdigen Familie, bald wie er selbst seine Kinder unterrichtet, oder sich mit seinen Pächtern unterhält, bald wie er sich mit seinem Pfarrer über die sittlichen Angelegenheiten des Dorfs beräth, oder freundlich mit dem Alter spricht und die lächelnde Jugend grüſset, oder mit einem alten treuen Diener seinen Garten bearbeitet, bald wie er vornehme Gesellschaft aus Paris empfängt und unterhält, oder Gott dankt, wenn sie wieder geht; und zuweilen auch, wie er den bey aufgeklärten Männern, die auf dem Lande leben, nie ganz erlöschenden Gedanken an bedeutendere Thätigkeit von sich abwehrt, oder durch Handlungen der Wohlthätigkeit, ja wohl gar durch Rosenfeste, zu unterdrücken sucht.

In allen diesen Situationen konnt' ich mir den guten Mann sehr leicht als weise, aber schwerer als glücklich denken; denn in meiner Vorstellung gesellte sich immer die Empfindung einer gewissen Leerheit zu diesem Zustande selbstgemachter Pflichten, und es fiel mir ein, was der vortreffliche Marillac, Siegelbewahrer unter Ludwig XIII., freylich allzuscharf zu sagen pflegte: wer sein Leben in Geistesruhe auf dem Lande zubringen, und seine Zeit geflissen zwischen Gott, Freunde und Bücher theilen wolle, ohne dem Publikum zu nützen, der führe das Leben *d'un bon mouton.* –

So strenge möchte ich gleichwohl über meinen weisen, das Glück in dem was er Natur heiſst suchenden, reichen Mann nicht urtheilen; er mag himmlische Stunden haben, die ich lieber in erwünschter Bequemlichkeit mit ihm theilen würde, als mit dem Siegelbewahrer seine mühsame und schlüpfrige Stelle. Aber ob nicht ein Mann von Kopf und Herz, der seine Indolenz oder Empfindsamkeit überwinden und eine öffentliche Stelle von bestimmter Wirksamkeit annehmen kann, mehr wahren Genuſs am Leben habe, als der Weise auf dem Lande (oder auch der Christ in der Einsamkeit) — solches lieſs ich für dieſs Mahl dahin gestellt seyn, weil der Wagen indessen weiter fuhr und mich auf andere Gegenstände aufmerksam machte.

Durch unübersehbare Fruchtfelder führte uns der Weg am schönsten Abend nach Nogent.

Hier prangte oben auf der zerstümmelten Kirche die Göttin der Freyheit mit Speer und Mütze. Ein Bild das nun allenthalben angebracht ist, wo ehemahls der eitele Sonnenkopf mit dem *Nec pluribus impar* strahlte, oder Heilige sich in demüthiger Andacht krümmten. Es ist auch nicht zu läugnen, daſs solches nicht mit mehr Geschmack dargestellt sey, als jene alten Sinnbilder; nur scheint meines Erachtens der ernste altgriechische Styl, worin diese allegorische Göttin allenthalben gearbeitet ist, nicht recht zur Frivolität und Weichlichkeit der Nation zu passen, so groſs und schön er an sich selbst seyn mag, und so sehr er gegenwärtig unter den französischen Künstlern als das Gegentheil des vormahligen theatralischen Geschmacks an der Tagesordnung ist; er steht zu einsam und dem Geiste des Volkes zu fremde da, um das sympathetische Wohlgefallen zu erregen, ohne welches alle Kunst wirkungslos bleibt. Denn ein Kunstwerk ist um der Bewunderung einzelner Kenner willen, die ihre Forderungen nach Ideen des Alterthums bestimmen, noch nicht geeignet, dem Volke, das nur sich selbst kennt, als ein Gegenstand ästhetischer oder sinnlicher Verehrung aufgedrungen zu werden. Die Kunst muſs sich weise den Sitten nähern (ich sage nicht, unterwerfen), wenn sie an wohlthätigen Einfluſs auf die Menge Anspruch machen will; durch allzu grosse Entfernung davon wird sie nur angestaunt, nicht empfunden.

Uebrigens weiſs man nicht, soll man lachen oder weinen, wenn man die Göttin der Freyheit in griechischem Costume oben auf der Spitze eines römisch-catholischen Kirchthurms angebracht sieht. Soll es, da jede Allegorie noch eine Nebendeutung zuläſst, etwa die schwindelnde Höhe anzeigen, worauf sich die wilden Anbether dieser Göttin, Recht und Wahrheit zum Trotze, geschwungen haben? — Heiliger Petrus auf der trajanischen Säule, bitte für sie und alle ihre sittlichen Ideen!

Mein neugieriges Herumwandern in dieser ruhigen und lermlosen Stadt, die hierin sehr von Vesoul absticht, machte mich das Nachtessen versäumen. Wir wurden sogleich wieder in unsern Käfich gesperrt und fuhren unter dem Geleite von zwey Gensd'armes weiter, die uns aber bald unserm Schicksal überliessen, weil sie, wie es geht, ihre eigene Ruhe mehr liebten, als die Sorge für unbekannte Reisende, oder vielmehr für das Geld der Regierung. — Meinetwegen! ich hatte die Furcht vor Räubern überstanden, aber ich litte nun viel stärker von der Angst, umgeworfen zu werden; denn wir fuhren eine Zeit lang dicht an der Seine hin, und der Postknecht, der so eben von einer Reise von neun Stunden zurückgekommen war und jetzt schon wieder mit uns fahren muſste, schlief entweder oder lief hinter dem Wagen her, so daſs ich mich nicht erwehren konnte, voll Zaghaftigkeit alle Augenblicke zum Schlage hinauszusehn, ob wir auch auf rechtem Pfade führen, und mir immer das Umwerfen des Wagens und seine fürchterlichen Folgen vormahlte. Ach! diese Schwachheit machte mich so bange und kraftlos, daſs sie mir den schönen Mondschein verdunkelte und mich auch nicht schlafen lieſs, ob ich gleich mein Möglichstes that, sie zu bezwingen, weil ich weiſs, was für tiefe Eindrücke, je älter man wird, solche traurige Einbildungen, wenn man sich ihnen überläſst, zurüklassen, daſs sie nicht nur die gegenwärtigen Stunden verkümmern, sondern sich nach und nach fixiren, öfter wiederkommen, und uns immer mehr die klare Ansicht der Welt und des Lebens verrücken. Ich nahm deſswegen alle meine Kräfte zusammen, ich betrachtete meine Gefährten, die sorgenlos schliefen, und suchte mich selbst zu überzeugen, daſs ihnen ihre Gleichgültigkeit mehr helfe, als mir meine ängstliche Vorsicht. Was wollt' ich machen, wenn auch wirkliche Gefahr vorhanden wäre, die Kutschenschläge liessen sich von innen nicht aufmachen, also konnt' ich der Gefahr doch nicht entrinnen, und gewann durch mein Brüten über traurigen Bildern nichts, als daſs ich ein Unglück empfand, ehe es geschah, und welches sogar ungeschehen bleiben konnte.

Ich bin über diese Alltagsschwachheit so umständlich, weil ich mehrere von meinen Freunden kenne, deren reitzbare Einbildungskraft oft von ähnlichen physischen oder moralischen Kleinigkeiten zu solchen schwermüthigen Vorstellungen von Unfällen, die sich ereignen könnten, hingerissen wird, und weil die Erfahrung lehrt, daſs, wenn man dieſs Feuer nicht fleissig im Entstehen löscht, zuletzt kleine unaustilgbare Funken zurückbleiben, die endlich bey dem unbedeutendsten Anlaſs zünden, und daſs hingegen die Gefahr, ja das Uebel selbst, oft weniger leiden machen, als die Erwartung derselben. Darum möchte ich durch mein geringes Exempel warnen.

Seys nun Kraft des Widerstandes oder Erschöpfung oder beydes zusammen, ich ward zuletzt meiner Vorstellungen Meister, die ängstlichen Phantasien schwanden, und ich konnte nach Herzenslust mich an Bildern im Mondschein ergetzen oder schlafen.

Je näher man Paris kommt, desto stärker ist das Land bewohnt, folglich auch desto besser angebaut; die Bauernhäuser haben ein netteres Ansehen und in den Flecken und Dörfern laden Kramläden zum Kaufen ein. Schon trifft man auch die grossen viel versprechenden Aufschriften an den Häusern an. In einem Dorfe war an einem kleinen Häuschen eine grosse Sonne gemahlt und darunter stand mit ellenlangen Buchstaben: *Ici le soleil luit pour tout le monde, on y loge à pied et à cheval.* Und an einem andern, das kaum drey Fenster hatte: *C'est ici le rendez-vous des danseurs de la nation.* — So üben sich die Kleinen wie die Grossen, ihren Schöpfungen glänzende Nahmen zu geben, sollte auch oft der Nahme vorzüglicher seyn als das Werk.

In Grosbois wurde (den 23. May) zu Mittag gespeist, aber die Nähe von Paris hatte allen den Appetit genommen, nur dem Offizier nicht, der dabey sehr über seinen geschwollenen Fuſs fluchte, welcher ihn verhindern werde, die neuen knappen Halbstiefel anzuziehen, die seiner warten.

Wir rechneten hier auch zusammen ab, was wir unter Weges von einander geborgt hatten. Ich möchte aber keinem, der sein Geld schonen muſs, und dabey keine Freude am Aufzeichnen jedes Groschens hat, rathen, auf Reisen zu viel Gefälligkeit im Leihen zu zeigen. Ueber dem vielen Geldwechseln vergiſst man diese kleinen Schulden leicht, manchmahl auch gern — und fordern ist an sich schon eine widrige Sache und zieht oft Unannehmlichkeiten nach sich.

Auf Reisen muſs man insonderheit drey Dinge geheim halten: seinen Beutel, um der leichtsinnigen Borger willen; seine Empfehlungsbriefe, um der zudringlichen Begleiter willen; und seinen Tadel um des Widerspruchs willen, dem man so oft nicht gewachsen ist, und der mehr beschämt, wenn er den Tadel als wenn er das Lob trifft, ja auch deswegen empfindlicher fällt, weil der Tadel gewöhnlich mehr von Herzen geht.

Je zierlicher die Strassen und je lebhafter die Dörfer wurden, desto lauter liesse sich nun auch wieder die Nationaleitelkeit unsers Offiziers hören. Aus dem Ueberflusse seines Herzens entquoll seinen Lippen das Lob der Schönen von Paris, mit deren Wohnungen er uns im Vorbeyfahren bekannt zu machen versprach; wir sahen aber wohl, daſs wir aus dieser Anweisung keinen grossen Vortheil ziehen würden, weil er zugleich versicherte, die Postillione fahren so schnell durch die Stadt, daſs einem Höhren und Sehen vergehe. Seine freudige Redseligkeit gieng zuletzt so weit, daſs er mit uns auf eine Art von Paris sprach, als wären wir selbst schon Jahr und Tag da zu Hause. Nun, das hätte noch hingehen können, es machte uns lachen. Aber jetzt verfiel er wieder in die eben so unerträgliche, als leider in der Welt gewöhnliche Unart des Vergleichens wo nichts zu vergleichen ist, und lobte Paris auf Kosten der Schweiz und besonders einer ihrer Hauptstädte; als ob man nichts loben könnte, ohne etwas anderes zu tadeln, und die Vorzüge einer Sache immer mit den Mängeln einer anderen gemessen werden müſsten! Und that auf solche Weise diesem Hauptstädtchen (Stadt darf ich sie in der Nähe von Paris nicht mehr nennen) himmelschreyendes Unrecht. Ueberhaupt sollten die höflichen Franzosen einem Lande, das sie nicht glücklich gemacht haben, lieber segnen als fluchen, vorzüglich aber einer Stadt, die mehr als irgend eine andere durch sie gelitten, und mehr als irgend eine andere ihren Feinden Gutes gethan hat. Wo wurden ungerechtere Contributionen gefordert, und wo wurden die Truppen besser verpflegt! Welche von den Franzosen selbst gerühmte Wohlthaten erzeigte die Bürgerschaft auf die menschlichste Weise den so zahlreichen zu Wasser und zu Land ankommenden Verwundeten! Und doch erschallt die Stimme des Undanks nicht bloſs von diesem Offiziere, sondern von dem halben Heere.

Der Grund hievon mag zum Theil in beleidigter Eitelkeit liegen, weil die Bewohner dieser Stadt bey der Ankunft der deutschen Macht so laut (und etwas voreilig) die sichtbare Hand der Vorsehung priesen, welche nun die strafende Ruthe über die Rücken ihrer Feinde schwänge; mehr aber noch in der nationalen Art und Unart beyder Theile. In den alten aristokratischen Republiken bildete nach und nach das angestammte Souveränitätsgefühl und die feyerliche Wichtigkeit, welche man in die Behandlung von öffentlichen Geschäften, wenn sie auch von der kleinsten Bedeutung waren, legen zu müssen glaubte, bey den Herren des Regiments und folglich auch bey ihren Nachahmern und Klienten, eine gewisse bedächtige Förmlichkeit des Leibs und der Seele, die sie auch im Umgange nicht verlieſs, manche treffliche Eigenschaft verhüllte, manchen Fremden verscheuchte, und besonders den geschmeidigen Franzosen langweilig seyn muſste, denen Worte mehr gelten als Werke, und die, da sie für jede Empfindung und That eine eigne conventionelle Manier haben, auch in allem auf die Manier sehen, und ohne diese auch die edelsten Handlungen nur als halbes Menschenwerk beurtheilen. Wenn nun hier dieser steife Ernst oft aus guten Gründen noch in verdrieſsliche Worte und Blicke überging, wie konnte da die französische Anmaſsung, die sich nie überlästig glaubt, geduldig seyn, ohne in die Antipathie auszuarten, die keinen Werth mehr auf Wohlthaten legt!

So beschäftigte mich das Andenken meines lieben Vaterlandes bis an die Mauern von Paris; ich hätte es nicht geglaubt. Aber wir sind so innig mit Frankreich verbunden, daſs man allenthalben auf Ringe der Kette stöſst, die uns festhält. Wenn die Fesseln klirren, was ist natürlicher als der Gedanke an die Schuld oder Unschuld, und was ersprieſslicher, als sich dabey warnende Winke für die künftige Freyheit zu merken!

Endlich sah ich die Kuppel des Pantheons aus Wolken von Häusern emporsteigen. Nun verschwanden alle Beschwerden des zweynächtigen Fahrens und des siebentägigen Herumrüttelns — ich setzte mich zurecht, nahm keinen Antheil mehr an dem Gespräche, und überlieſs mich dem freudigen Gedanken, so nahe dem Gegenstande meiner Wünsche, so nahe dieser neuen Welt zu seyn.

Der Conducteur setzte sich jetzt selbst auf die Pferde und flog mit uns durch Charenton, und nachdem wir bey der Barriere einen Augenblick unsere Pässe gewiesen, durch die Fauxbourg St. Antoine über die Boulevards und durch die Gassen von Paris eine halbe Stunde lang, als wenn der Feind uns jagte.

Sed quid ego hæc memoro?
Si quid me fuerit humanitus, ut teneatis.
Ennius.

Ende des ersten Theils.

Sing.
433(2

H. conv. 433/2

AUCH ICH
WAR
IN
PARIS.

Ἐα δ᾽ἐμαυτῳ ζῆν, ἰση γαρ ἡ χαρις,
Μεγαλοισι χαιρειν, σμικρα θ᾽ἡδεως ἐχειν.
Euripides.

Zweytes Bändchen.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung.
1803.

5/54/552

Wer wollte auch langsam in diesen tollen Jahrmarkt der Welt hineinfahren können, wo alles eilt, und jeder sich treibt und drängt, um keine der flüchtigen Stunden des Lebens vorbeyziehen zu lassen, ohne ihr wenigstens den Tribut der Fröhlichkeit zu entreissen!

Das war meine erste Empfindung, als ich in dem rasselnden Wagen durch die Gassen eilte, und die bunten Kramläden, die Hütten und Palläste, und das unzählige Gewimmel der Menschen wie ein Marionettenspiel an meinen Augen vorbey tanzte. Der Gedanke entzückte mich, daſs ich nun mit Muſse dieses alles, nach meiner Weise, in stiller Beobachtung gleichsam als ein für mich bereitetes Schauspiel werde geniessen können, und ich frohlockte in mir selbst über die Gewiſsheit, daſs ich nun da sey.

Der Conducteur wollte uns seinem Versprechen gemäſs in einen Gasthof führen, wo wir so lange bleiben könnten, bis wir uns irgendwo eingemiethet hätten. Aber durch die Gefälligkeit unsers Landsmanns Tr., der uns erwartete, war uns schon eine Wohnung bereitet. Eine Menge Lastträger drangen sich uns auf, wir nahmen aber unsre leichten Mantelsäcke selbst unter den Arm, und zogen nach unserm Quartier im *Hôtel de la marine*, *rue croix des petits champs*, wo mir ein zwar schönes aber unsauberes Zimmer gegen die lärmende Strasse hinaus zu Theil ward.

Befreyt vom Staube der Reise zogen wir, es war noch früh am Abend, unter Tr. Anführung in der Stadt herum, bis es dunkel war. Zuerst durch das Palais royal, welches zunächst an meiner Wohnung liegt.

Daſs mein erster Ausgang gerade diesen Mittelpunkt der Ueppigkeit von Paris, ja von der ganzen Welt, wie man behauptet, traf, war mir nicht zuwider. Je das Gröſste in seiner Art ist auch das Sehenswertheste, und es ist ein falscher Grundsatz, zu glauben, man müsse sich erst durch das Gemeine dazu stimmen lassen. Das Gemeine verstimmt. Hätte ich das Treiben von Paris zuerst auf andern öffentlichen Plätzen gesehen, so wär' es mir da, wo es am gröſsten ist, nicht mehr so interessant aufgefallen. Dieſs (möge es nur hier passen, wie ich es dort als wahr erkannte!) gilt in Sachen der Empfindung überall, in den Künsten wie im Leben und in der Natur. Wer die Alpen sehen will, eilt bey den Hügeln vorüber. — Wer das Grosse fassen mag und weiſs, was er sucht, soll nicht erst am Kleinen herumschleichen, und sich dadurch die Lust und Gewalt des ersten Eindrucks und die Kraft eigner Wahrnehmung schwächen. So rieth Winkelmann allen seinen kunstliebenden Freunden, den geradesten Weg auf Rom zu nehmen, ohne sich in den kleinen Städten Italiens mit subalternen Dingen zu verweilen. So fassen wir den Geist des Dichters selbst in dem nur halbverstandenen Originale besser, als ihn uns die Anatomie des Commentars in seinen *disjectis membris* demonstrirt. So zieht uns ja auch, wenn wir nur in eine Gesellschaft von Menschen, oder Sammlung von Gemählden treten, Gefühl und Neugier unwiderstehlich zu dem Schönsten und Berühmtesten.

Aber es gibt Leute — und die sind Schuld an dieser Abschweifung — welche das nicht rathen, welche sich vor jedem überraschenden Genusse fürchten, und zu allem eine stufenweise Vorbereitung verlangen, Leute, die sich immer nach einer Leiter umsehen, um künstlich in den Tempel des Geschmacks hineinzusteigen, wenn schon die Pforten desselben sich einladend vor ihren Augen öffnen. Diese fangen dann bey deutschen Aesthetiken an, um sich zum Anschauen antiker Schönheiten würdig zu bilden, und lesen den Batteux (um mich nicht durch neuere Beyspiele verhaſst zu machen) vor dem Homer, und berauschen sich so sehr am mannigfaltigen Dunste der Vorkenntnisse, daſs sie die Einfalt der Wahrheit nicht mehr zu fassen vermögend sind.

Das Palais royal also — weder die gröſste noch die schönste, aber die glänzendeste und blendendeste Partie von Paris — sah ich zuerst. Um meinen Freunden diese „*Capitale de Paris, comme Paris est la capitale de l'univers*" nach Verdienst beschreiben zu können, bedürfte es eines längern Aufenthalts in Paris, als mir vergönnt ist; ich werde dieſs also nie versuchen, sondern nur, wie bisher, meine jedesmahligen zur Sache, oder nicht zur Sache, gehörigen Bemerkungen zu Papier bringen. Jetzt war ich Kleinstädter ganz von Erstaunen hingerissen, nicht so wohl über die fürstlichen Kostbarkeiten der Gewölbe und ihre elegante Anordnung, als über den Strom von Menschen, die sich in unaufhörlichem Wirbel in den Gängen herumdrehen. Wie sie laufen, schleichen, hüpfen, lachen, weinen, rufen, singen, lispeln, schreyen, sich anschauen, nicht achten, winken, stossen, brüsten, schmiegen, zur Schau stellen, verlieren! Mit welchem Modegeschmack der Kleidung, welchem Schein des Glückes sie in den Alleen des Gartens herumziehen, überschwenglich genügsam, als wenn ihnen gar nichts fehlte, und sie nur auf der Welt wären, um als lebendige Blumen diesen Garten zu schmücken!

Ich sah auch andre Personen da herum wandern oder sitzen, die ganz in sich gekehrt an nichts ausser ihnen Theil zu nehmen schienen, und mit eben der Gleichgültigkeit sich betrugen, als wenn sie allein auf einem einsamen Spaziergange wären. Das sind alte Pariser, dachte ich, die von Jugend auf in der Nähe dieses Platzes wohnen, und, mit seinem festlichen Getümmel vertraut, die bunten Haufen ungefähr mit eben dem Interesse ansehen, wie wir die Pfähle unsrer Weinberge. Fast lächerlich aber, wenigstens unbegreiflich, welches mit dem Lächerlichen oft eins ist, kamen mir einzelne Menschen vor, die auf Ruhebänke hingestreckt, in Büchern lasen. Ein paar Neuigkeiten aus einem Zeitungsblatte herauszuhohlen, das liesse sich allenfalls noch denken, aber in einem so engen Bezirke, wo tausende von Menschen in unaufhörlicher Bewegung vor unsern Augen vorbeygaukeln, sich in einem Zusammenhange der Gedanken zu erhalten, welches doch bey Lesung eines Buchs erforderlich ist, das schien mir eine Unmöglichkeit zu seyn.

Warum gingen sie nicht lieber nach Hause, wenn sie lesen wollten, oder ins Freye unter einen grünen Baum! Ich sahe zwar das Gleiche auch bey den Damen der Kramläden, aber da läſst sich alles erklären, so wohl das Lesen als das Nichtlesen.

Von da gingen wir durch die Strasse Nicaise, wo noch traurige Spuren der Verwüstung, welche die so genannte Höllenmaschine angerichtet, zu sehen waren. Wie viel erschrecklicher, als beym Lesen der Zeitungsblätter, kam mir nun an Ort und Stelle selbst, die mehr als teuflische Bosheit vor, um eines Einzigen willen so viel Unschuldige zu morden, und so viel friedliche Haushaltungen zu zerstören! O Bonaparte, wärest du auch nicht groſs und gut, so hast du doch das Schicksal des Grossen und Guten, daſs es gewöhnlich der Menschheit theuer zu stehen kommt!

Meine Empfindung blutete noch stärker, als ich über den Carrouselplatz in den Hof der Tuilerien trat, und die Mordthaten des zehnten Augusts und der folgenden Greuelnächte mir wider Willen erinnerlich gemacht wurden durch die Inschrift: *le 10. Août*, die unter jedem Eindrucke der Kanonenkugeln an der Mauer des Schlosses angebracht ist. Wie kann eine menschliche Regierung noch solche Fingerzeige unmenschlicher Pöbelwuth stehen lassen, die bey jedem unbefangnen Fremden die Erinnerung des Guten und Schönen, das ehedem und jetzt wieder in diesem Pallaste geschah und geschehen mag, in der Geburt ersticken, und ihm auch die sinnliche Freude über den Anblick dieses königlichen Gebäudes rauben! Ueberhaupt sollte man keinen Platz um deſswillen verewigen, weil Menschenblut auf ihm vergossen worden, wenn auch noch so viel eingebildete Ehre dabey aufzulesen war; und da hier noch dazu die Ehre auf der Seite der Ueberwundenen ist, wie jetzt alle Welt weiſs, so sollte man diese nun beyde Theile beschimpfende Inschrift desto weniger stehen lassen! Daſs meine Landsleute das Schlachtopfer waren, vergrösserte zwar meinen Unwillen, aber, ich muſs es gestehen, nicht meine Betrübniſs. Mein Unwille war beleidigter Nationalstolz, aber Betrübniſs setzt Liebe zum Voraus, und davon — ich darf in Paris wohl sagen, was ich zu Hause verschweigen müſste — empfinde ich für einen Schweizer, den ich nicht kenne, nicht mehr, als für einen unbekannten Chinesen.

Diese unmuthigen Empfindungen verschwanden aber alle, wie die Finsterniſs vor der Sonne, als ich unter den Tuilerien durch und gegen den Garten hinauskam, und, auf der Terrasse stehend, des für mich so gänzlich neuen Anblickes genoſs. Die Abendsonne strahlte mir golden über die weite Fläche des herrlichen Gartens entgegen, schwellte die Wipfel seiner hohen

Linden, überglänzte die marmornen Bildsäulen, und verdoppelte durch das Spiel der Schatten das Heer von Menschen, das in den weiten Gängen herumschwärmte, ohne sich, wie im Palais royal zu drängen, denn hier ist, so kams mir vor, wie im Himmel Raum für alle. Alles gruppirt sich und stellt sich mahlerisch dar, und jeden Augenblick lebten Reminiscenzen von so oft betrachteten Gemählden und Kupferstichen alter französischer Künstler, die dergleichen Gegenstände vorgestellt hatten, in mir auf; ich wurde ihres Gefühls und anschauenden Sinnes theilhaftig; es war mir als wenn ein schöner Traum realisirt würde.

Von allen Seiten her schienen mir Statuen, die ich aus Abbildungen und Beschreibungen kannte, wie alte Freunde vertraulich zu winken; ich war aber nicht im Stande, eine einzige ruhig zu betrachten, es waren ihrer zu viele, und die lebendigen Menschengruppen zogen immer wieder meine Augen auf sich. Wie konnte ich mich da in ungestörtem Anschaun freuen über die Gewendigkeit der schönen männlichen Gestalten, über die weisse Zartheit der weiblichen Gesichter und die Fülle ihres Wuchses! Mit welcher Eleganz das alles an mir vorbey zog, sich um die Baſsins und Blumenbeete wand, um unter den Bäumen des mir noch unermeſslich scheinenden Gartens zu verschwinden! Wie schon im Palais royal, so fiel mir auch hier wieder die Salbung auf, mit der diese Leute spazieren konnten, der Schein des Genusses, den kein nicht hieher gehöriger Gedanke, kein Hauch des Unmuths zu trüben schien, dem ich aber nicht recht trauen mochte, eben weil er so allgemein war; es kam mir vielmehr vor, daſs, wie ihre Dichter für jedes Sentiment eine eigne Theorie, die sie alle einander so ähnlich macht, haben, so die Franzosen überhaupt für jede Situation eine durch stillschweigende Uebereinkunft und Erziehung bestimmte Miene und

Haltung annehmen müssen, worin eben ihre berühmte Lebensart besteht.

Bisher konnte ich nie recht begreifen, wie sich Bildsäulen, steinerne todte Massen ohne Bewegung und Farbe, in der vegetirenden, grünen und glänzenden Natur der Gärten mit Vortheil ausnehmen können, weil ich sie immer nur in kleinen oder kleinlichen Anlagen gesehen hatte, wo sie durch ihre specifische und historische Grösse drückten: daher erwartete ich auch hier, sie nur unter dem Säulengange des Pallastes und der weiten offenen Terrasse vor demselben in schicklichem schönem Standpunkte zu sehen, aber ich irrte mich; unter den hohen Gewölben der Linden und im reichbelaubten Gebüsche der Lustwäldchen standen sie wegen beſsrer Beleuchtung oft noch mehr an ihrem Platze, freylich jetzt im frischen Glanze des Frühlings, der alles belebt wie es aber in den spätern

Jahrszeiten aussehen möge, wenn die todten Blätter an diesen zierlichen Formen kleben — an diesen Contrast mochte ich nicht denken.

Die beſsten alten und neuen Statuen, so ehemahls in Versailles standen, sind jetzt hieher gebracht worden. Auf hundert Schritte weit unterscheidet man aber an der theatralischen Stellung und dem fliegenden gezwungenen Kleiderwurſe die neuern des vorigen Jahrhunderts vor den alten oder nach den alten gebildeten.

Was aber allem Leben gab und mich immer von neuem wieder anzog, das war die strömende Menge von Menschen jedes Alters und Standes, die sich besonders zwischen dem grossen Wasserbecken und dem Ausgange des Gartens zusammen drängte. Von der dort befindlichen Terrasse herunter konnte ich mich nicht satt an dem fluthenden Schauspiele sehen. Welche ganz andre Manieren des Betragens, der Haltung des Körpers, des Gehens, Stillestehens, Sprechens und Lachens, als auf den öffentlichen Spaziergängen in meinem lieben, ehrbaren, hier möcht' ich ſast sagen steifen, Vaterlande, wenn es nicht einem Tadel gliche! Wie geht hier alles so frey und ungezwungen einher, und ohne sich die Miene eines Amtes oder Standes zu geben! Man sieht keine hohe Staatspersonen mit studirter langsamer Bewegung, und dem Firniſse vaterländischer Sorgen auf dem Gesichte, oder mit Verbeugung heischendem Blicke; keine Gelehrten, die mit niedergeschlagenen Augen zu denken scheinen wollen, oder in süsser Eitelkeit den Beyfall für ihre Schriften auf den Mienen der Vorübergehenden aufsuchen. Auch die jungen Leute, die in neumodischer seltsamer Tracht einherziehen, haben nichts von dem Contorschnitte, oder der gezwungenen Unbefangenheit und malplacirten Lustigkeit vieler der Unsrigen, die mit zusammengelesenen Federn geschmückt aus der Fremde heimgeflogen kommen. Hier ist nicht das unbarmherzige Mustern der Vorbeygehenden, nicht der unabtreibliche Blick der Neugier, der an jeder fremden Person und jedem modischen Gewande klebet. Der vornehme wie der gemeine Bürger, selbst der Bettler, gehet sicher und ohne sich mit andern zu messen, seinen Gang, zwar nicht unbemerkt, aber ungeneckt und unbegaffet.

Ob auch das schöne Geschlecht einige äusserliche Vorzüge (denn nur von dem, was ich von der *Terrasse des Feuillans* herunter sah, rede ich) geniesse, wage ich nicht zu entscheiden. Zart und weiſs ist allerdings die Haut der Französinnen und üppig ihr Wuchs, ihr Blick ist weichlich, und Perlen sind ihre Zähne. Das findet sich aber auch bey uns, zwar nicht so häufig, vielleicht nur weil man nicht so viele Frauenzimmer auf den öffentlichen Plätzen antrifft. Auch bey uns sah ich eben so kostbar gekleidete Damen, nur scheinen die Pariserinnen das vortheilhafte Tragen des Gewandes, das zierliche und leichte Auffassen desselben, wodurch der Körper eine so schlanke Gestalt bekömmt, besser zu verstehen. Obschon aber nach dem allgemeinen Glauben unendlich mehr Fangsucht (wie die Sprachbereiniger sagen — haben wir die Sache, so dürfen wir auch das Wort haben) hier herrschen mag, als anderswo, so sollte man doch beynahe das Gegentheil glauben, weil man so wenig von unzeitigem Erröthen, oder von kindisch umherblickender Zudringlichkeit und schreyender Naivetät sieht; denn selbst die Natürlichkeit scheinen die Franzosen in Regeln gebracht zu haben. Ob aber jene reine und stille Anmuth, die den edelsten weiblichen Seelen eigen ist, die allein die wahre bleibende Liebenswürdigkeit ausmacht, und ohne die alle äussere Reitze nur vorübergehende Wirkung thun, hier so zu Hause sey, wie da, wo man nicht so viel spaziert, dieſs zu entscheiden, wäre eine nähere Bekanntschaft mit dem weiblichen Geschlechte erforderlich.

Die grosse Nationalsäule, welche auf der *Place de la concorde* wie ein hoher Thurm emporstrebt, zog schon lange meine Blicke auf sich. Ich verlieſs also meinen unterhaltenden Standpunkt, und begab mich auf diesen Platz, der die Tuilerien mit den Elysäischen Feldern verbindet, wo aber nicht mehr ruhiger Spaziergang, sondern Lärm und Gewühl herrscht. Buden, Glücksspiele, Marionetten, Marktschreyer betäuben die Ohren, und die Wagen und Reuter, welche den Platz immerfort durchkreuzen, machen den Ungewohnten ängstlich.

So majestätisch mir von weitem diese hohe Säule vorkam, so wurde doch der günstige Eindruck sehr durch ihre hölzerne Gebrechlichkeit geschwächt, denn sie steht nur noch als bretternes Muster da für das steinerne Monument, welches *à la gloire des armées françaises*, wie die Inschrift sagt, wie bald weiſs ich nicht, hier aufgerichtet werden soll. Rings an ihrer weiten Grundlage erscheinen alle Departemente der Republik, als Basreliefs von Bronze allegorisch gemahlt in lebensgrossen antiken Figuren, die sich einander die Hände biethen, ohne weitern distinctiven Charakter der Provinzen, den darunter geschriebene Nahmen ersetzen sollen, welches zwar ein wenig prosaisch aber doch nöthig ist, weil man sonst nicht wüſste, was dieser Tanz zu bedeuten hätte. Am Fuſse der Säule sind als künftiger Marmor mehrere allegorische Wünsche und Complimente angebracht, und an den Ecken Trophäen von Erz im antiken Geschmacke, aber mit Waffen der neuen Kriegskunst, welches ich jedoch nicht wie andere tadle, denn warum sollen die Waffen, welche gesiegt haben, nicht auch der Ehre geniessen! Wenn Gegenstände der neuern Zeiten in antike Form rangirt werden können, ohne Proportion und Zeichnung zu verletzen, so soll der Geschmack auch nichts dagegen haben. Oben auf der Säule steht ein schönes Bild der Republik, und an den Stamm derselben sollen die Nahmen grosser Krieger geschrieben werden.

Noch nicht drey Wochen steht diese colossalische Säule, und schon verbleichen die Gemählde und spalten die Bretter. Ob sich gleich von Holz nichts besseres erwarten läſst und jedermann weiſs, daſs sie nur zur Probe da steht, so erlaubt sich doch das Publikum manchen bedeutenden Scherz, nicht nur über die architectonischen Mängel derselben, sondern eben über diese mürbe Pracht, und stellt laute Vergleichungen an zwischen den vielen eben so scheinbar hervorgestellten und so bald wieder verschwundenen politischen Gebäuden des Jahrzehends und dieser Säule. Nach den Bemerkungen, die ich schon an dem ersten Abende meines Hierseyns hörte, hätte die Regierung besser gethan, sie nach reifer Prüfung sogleich von Stein aufführen zu lassen, als so im Schattenrisse. Was einmahl vollendet da steht, daran gewöhnt man sich bald, und der Tadel schweigt wo er nichts mehr ändern kann. Wenn auch das Publikum gerechter und entscheidender Richter über das Geschehene ist, so soll man es doch niemahls fragen über das, was man thun will, weil seine vielzüngige Stimme sich an Nebensachen heiser schreyt und dabey der Hauptfrage vergifst. Viele finden es daher auch unklug an einer neuen Regierung, Monumente für die Ewigkeit provisorisch von Holz machen zu lassen, weil der Zuschauer dadurch wider seinen Willen an die Vergänglichkeit der Dinge erinnert wird.

Vorher soll das Modell zu einer Bildsäule der Freyheit hier aufgestellt gewesen seyn, die aber auch nicht zu Stande kam. Es wird schwer halten, meinen viele, ehe was republikanisches gedeiht auf diesem Boden, der mit dem Blute des Monarchen gedüngt ist.

Die *Champs Elysées* bilden zwey liebliche Lustwälder, die durch eine beständig mit Reutern und Wagen besetzte breite Strasse getheilt sind, wo sich die Pariser Männer und Weiber und Kinder freyer als in den Tuilerien ergetzen und dazu die mannigfaltigste Gelegenheit finden, denn hier und in der Nähe sind englische Gärten, Restaurateurs, Kaffe- Tanz- und Trinkhäuser aller Arten, hier werden alle möglichen Spiele und Leibesübungen getrieben bis auf das einsame Spazierengehen hinunter, denn auch zu diesem ist noch Raum. In den Tuilerien meinte ich, die ganze spazierende Welt sey da versammelt, und hier war die Menge wenigstens eben so groſs. Dieſs war mir alles so überraschend neu, daſs ich immer meinen Gefährten fragen wollte, was denn heute für ein Fest wäre? Ich sahe diesem flüchtigen Leben flüchtig zu, und merkte wohl, daſs ich noch nichts sehe, war aber doch schon vergnügt über das was ich sahe.

Müdigkeit so wohl als Lust der Augen machte, daſs ich mich bey einem Pavillon niederlieſs, der auf einem in den Wald ausgeschnittenen Platze angebracht ist, und mich durch seine reitzende Lage und die Menge vorbeyfahrender, reitender, gehender, ausruhender Menschen und im Grase spielender Kinder unwiderstehlich anzog. Ich setzte mich mitten unter die Leute an eines der vielen Tischchen, die um dieſs kleine Gebäude herum angebracht sind, und wurde mit Reinlichkeit und Geschwindigkeit bedient.

Ganz gegen meine Erwartung war die Dezenz, die ich allenthalben bemerkte. Selbst in den

Bastringen, oder Tanzplätzen des gemeinen Volks, die zu unterst in den Champs Elysées angebracht sind, bemerkte ich nichts von der tobenden Ausschweifung und dem wilden Rausche, der „die schweinische Menge" anderer Länder charakterisirt, und auch hier zu Land in den wüthenden Revolutionszeiten mehr als irgendwo an der Tagesordnung gewesen seyn solle. Ein Beweis, daſs die Franzosen wieder zu ihrer angebornen Sitte zurückkehren, die ihnen allenthalben, wo es nicht heimlich zugeht, äussern Anstand gebiethet. Ja man erlaube mir noch zu glauben, sie haben durch die schrecklichen Ereignisse ihrer Revolution, wo nicht an Sitten doch am Scheine derselben, an gesellschaftlicher Achtung und Ehrbarkeit gewonnen. Es gibt keine Prinzen und Hofleute mehr, die so oft in ungestraftem Uebermuth die bürgerliche Tugend öffentlich mit Füssen traten, keine durch den Miſsbrauch ihres Geldes verächtliche Finanziers, die, weil sie alles bezahlen zu können glaubten, in ihren glänzenden Wagen über die blutende Armuth hinwegrollten; keine stolzen Prälaten, die durch ihr üppiges Leben das Volk zur Gotteslästerung zwangen, keine Garden des Königs, die im herumstreifenden Rausche die Vorbeygehenden insultirten. — Alle Fehler der Grossen und Mächtigen gegen den gesellschaftlichen Wohlstand theilen sich so leichtlich dem Volke mit, weil das Volk weniger durch Verstand als durch Beyspiele geleitet wird, diese Beyspiele aber haben sich durch die Rèvolution verloren; der Bürger und Handwerker leidet nicht mehr den empörenden Trotz der Reichen und Gewaltigen, und diese verscheuchen jede lärmende Ausschweifung des Pöbels, weil sie gefährlicher Sanscülotismus für sie ist oder werden könnte. Es waltet daher eine gegenseitige Duldung und auffallende Gleichheit des gesellschaftlichen Tons (mehr wohl als der Rechte) unter dieser Verschiedenheit von Menschen, die man wohl nirgends so vollendet antrifft. Freylich hat man diesen Vortheil den traurigsten Erfahrungen zu danken, aber eben darum, weil er aus siebenfachem Unglück entstanden ist, sollte ihn das französische Volk auch als ein heiliges Geschenk des Himmels bewahren, wie Nathan der Weise seine Recha, nachdem ihm Feuer und Schwert seine sieben Söhne geraubt hatte.

Wie mancherley und seltsame Arten des Broderwerbs in Paris getrieben werden, konnte ich heute schon mit Erstaunen auf diesem öffentlichen Platze sehen. Ich sage nichts von den Speisewirthen, noch von denen, welche Lustgärten und Tanzsäle zum Vergnügen des Publikums halten, oder Geräthschaften zu Spielen ausmiethen, nichts von den schönen Mädchen, welche den wohlgekleideten Fremdling bald ausspähen, und wie Schmetterlinge umflattern, noch von den gewöhnlichen Bettlern, welche jedoch auch im Betteln eine ungewöhnliche Höflichkeit beobachten. Aber folgende Beyspiele seltsamer Industrie kann ich nicht unberührt lassen, weil sie zugleich den Geist des Volkes bezeichnen.

Gleich im Anfange der elyseischen Felder erblickt man einige zierliche Lehnstühle in Maschinen aufgehängt, denen gegenüber grosse Spiegel angebracht sind. Wer würde wohl errathen, was dieſs zu bedeuten hätte? Der Stuhl ist eine Wage, in die man sich setzt, um die Schwere seines Körpers zu erfahren, wobey man, um ja nicht betrogen zu werden, auf einem Barometer sein respectives Gewicht selbst lesen kann; zudem hat man noch das Vergnügen, seine eigne Figur und den Anstand, womit man dieses physicalische Experiment macht, in dem Spiegel zu bewundern. Herren und Frauenzimmer, wenn sie von dem Restaurateur kommen, bedienen sich dieser Maschine oft, um sich an dem Paradoxon die Köpfe zu zerbrechen, daſs man nach dem Essen nicht schwerer seyn sollte, als vorher.

Hier sah ich auch die Frauenzimmer, von welchen ich schon auswärts gehört habe, die, mit einem Schleyer bedeckt und im Trauergewande, sich wie verloren in das Dunkel der Bäume setzen, und ohne ein Wort zu sprechen oder auf Fragen zu antworten, durch Gesang zu einer Harfe (dem Modeinstrument der Pariserinnen) oder durch künstliches Klavierspiel das Mitleiden der Vorübergehenden rege zu machen suchen, wo Euch dann eine alte Gouvernante, die ihr treu geblieben seyn will, oder ein gefühlvoller Zuschauer ins Ohr sagt, daſs es eine Person von hohem Stande sey, welche durch die Revolution um Eltern und Vermögen gekommen. Da aber die Erfindung nicht mehr neu ist, und schon mehrere Personen sich damit abgeben, so nahm ich auch keinen grossen

Zulauf wahr, bey einer ausgenommen, die es aber mehr ihrer schönen Stimme als ihrem tragischen Schicksale zu danken hatte.

Einem andern Wundermanne sah ich zu, der auf der Erde saſs, und fünf Instrumente auf Ein Mahl spielte. Mit der einen Hand regierte er eine Flöte oder Pfeife von besonderer Erfindung, mit der andern spielte er auf einer Zither, die er zwischen den Knieen hielt. Zwey messingene Becken hatte er so an seinen rechten Fuſs befestigt, daſs er sie mit einer Bewegung zusammenschlagen und öffnen konnte, und an den linken Fuſs hatte er einen Schlägel gebunden, womit er eine grosse Trommel rührte, zugleich waren an diesem Fusse zwey Glöckchen fest gemacht, die mit jedem Trommelschlag ertönten. So machte er eine türkische Musik, die wohl nicht ihres gleichen in der Welt hat. Ein artiges Mädchen sammelte mit demüthigem Blicke und sanfter Stimme die Liards der Zuhörer ein.

Anderswo sitzt auf einem elenden Stuhle ein armer Knabe, der die Geige spielt. Den Hut, womit er das Almosen sammelt, hält er zwischen den Beinen, und neben ihm ist an einem Stecken ein Papier befestigt, worauf die Geschichte seines Unglücks zierlich beschrieben ist. Diese Schrift muſs für ihn sprechen, denn er selbst spielt mit niedergeschlagenen Augen unablässig fort, ohne aufzublicken und ohne zu danken, wenn man etwas in seinen Hut wirft, als wenn er einzig und allein in sein Spiel und seinen Jammer versenkt keinen Antheil an der übrigen Welt mehr nähme.

An mehrern Orten stehen vor einem Tische Mann und Weib als Bänkelsänger, die bald singend und sich mit der Violine begleitend, bald in Prosa, aber im höchsten Pathos, die Heldenthaten Bonapartes verkündigen, die Geschichte des 18ten Brümairs erzählen, als des Tages, der nach Jahrhunderten von Unterdrückung das Glück des Vaterlandes endlich fixirt habe, von dem Schutzgeiste Frankreichs sprechen, den mehrere Personen bey der Explosion sichtbarlich über dem Consul schweben sahen. Alles mit einem tragödischen Ernste, der zwar nicht mit dem Stoffe, aber mit dem Style und den Declamatoren selbst im lächerlichsten Widerspruche steht.

Nur die musikalischen Hülfsmittel hab' ich angeführt, womit sich die Armuth ein geneigtes Ohr zu verschaffen hofft; es sind aber solche kleine immer abwechselnde Lockspeisen allen Sinnen (wenn man auch ihrer mehr als fünfe zählen wollte) bereitet. Monathe Zeit und ein eignes Buch würden erfordert, sie alle zu prüfen und zu beschreiben. Auch die erwähnten konnte ich nur im Vorbeygehn haschen, weil mein Begleiter eilte, ich nahm mir aber vor, einen Tag auszusetzen, den ich ganz der Beobachtung dieser Bettlerindustrie widmen wollte, für die ich mehr Interesse habe, als ein Mann von Geschmack von sich selbst gestehen sollte. Wenn es eine Seelenwanderung gibt, so bin ich selbst einmahl so ein Gassenmusikus gewesen, denn die Liebe zu ihnen ist mir angeboren. Schon in meiner Kindheit konnte ich einem alten Manne, der mit zitternder Stimme geistliche Lieder sang und sich mit einer Baſsgeige begleitete, von Hause zu Hause folgen, und ihm mit weinender Wehmuth meine Schillinge und Aepfel zustecken. Die Musik hat auf mein Gefühl dabey weiter keine Wirkung, als daſs sie diese Leute aus dem gemeinen Leben heraushebt und isolirt der Phantasie vorstellt, wodurch ihre dramatische Rolle, die sie, vom gröſsten Genie, der Noth, gelehrt, spielen, desto anziehender wird.

Wir muſsten doch endlich zurück, weil sich der Tag zu neigen anfing. Vom Ende des Gartens aus nimmt sich der Pallast der Tuilerien sehr gut aus, in der Nähe aber schien er mir etwas zusammengeflicktes und zu viel kleinliche Partien zu haben. Der Weg ging dem Wasser nach an der grossen Gallerie hinauf zum Louvre hin. Mein Herz pochte nach der berühmten Collonade, und ich sah mich immer nach ihr um; ich mochte aber nicht gern fragen, weil ich mich scheute, meine kindische Sehnsucht kalten Ohren zu vertrauen, und auch weil ich kleinmüthig zweifelte, ob ich die Schönheit derselben im ersten Anblick erkennen werde, so daſs man mich dafür hinstellen könnte, ohne daſs ichs merkte, und ich darüber zum Spott würde. Als ich mich aber um die Ecke herumwandte, und diese Faſsade vor mir stand, wichen alle Zweifel. Ich fühlte sogleich, daſs ich einen grossen Gegenstand vor meinen Augen habe, noch ehe mein Verstand den Begriff davon fassen und die Uebereinstimmung desselben mit meinem Gefühl erklären konnte. Alle die kleinen Schönheiten, die ich mühsam an den Tuilerien und der Gallerie aufgesucht hatte, verschwanden wie Sterne vor der Sonne. Das Auge blieb nicht an dem Einzelnen hangen, so zierlich auch das Einzelne vollendet ist, sondern wurde immer von dem Ganzen angezogen, und die so auffallende Einheit bey dieser Pracht der Composition machte schon in dem ersten Momente einen unvergeſslichen Eindruck auf mich.

Gewiſs nicht nachsprechende Einbildung, sondern Empfindung der Wahrheit war meine Bewunderung der unvergleichlichen Harmonie der Theile zum Ganzen, an welchen bey allem Reichthum und der gröſsten Zierlichkeit so gar nichts unschickliches und fremdes ist, wodurch der Sinn auf Nebenbetrachtungen geleitet werden könnte. Auch scheint nicht vorzügliche Schönheit einem besondern Theile eigen, sondern in allen, wie in den Gliedern eines vollkommenen Leibes, der zierlichste Bau mit den richtigsten Verhältnissen verbunden zu seyn, so daſs die hohe Idee des ganzen Werks der Anschauung immer gegenwärtig bleibt, und auch durch das Wohlgefallen am Einzelnen nicht zerstreut wird, worin eben das Geheimniſs der Schönheit besteht, und wodurch sich die ästhetische Schöpfungskraft bewährt, deren Werke zur Regel werden, ob sie gleich selbst durch keine Regel gelehrt und von keinem Fleisse erreicht werden kann.

Ich muſs nur meine Empfindung sprechen lassen, weil ich in der Baukunst nichts verstehe; doch möcht' ich wissen, was Kunstverständige daran auszusetzen haben, und ob der Baumeister sich ganz an die Gesetze der alten Kunst gehalten, oder sich Neuerungen erlaubt habe? Denn es kann beynahe nicht anders seyn, als daſs der Schöpfer eines solchen Meisterstücks sich eigne Freyheiten gestatte, die erst für Ueberschreitung und nachher für Erweiterung der vermeintlichen Grenzen gelten.

Ob gleich der Mond zu scheinen anfing, in dessen grosse Gegenstände noch grösser machenden Schlagschatten und silbernem Lichte ich das Louvre noch gern gesehen hätte, so war es doch für heute genug. Müde und belastet von den Erscheinungen des Tages hatte ich Ruhe nöthig und kehrte zufrieden in meine Wohnung zurück.

Ich traute meinen Ohren kaum, als ich beym Erwachen Nachtigallen singen und Turteltauben girren hörte. Beym Mondschein zu Bette und beym Gesang der Nachtigallen heraus, das klingt gar nicht wie eine Beschreibung des Aufenthalts zu Paris, sondern eher wie Aeusserungen eines empfindsamen Mannes, der noch nicht lange auf seinem neuen Landgute lebt, und sich den Tag über mit Geſsners Idyllen zu unterhalten bemüht gewesen ist; und doch ist es buchstäblich wahr. Auch Wachteln hörte ich in allen benachbarten Gassen noch in der Nacht schlagen. An Surrogaten der Natur scheint es demnach hier nicht zu mangeln, desto seltner mag wohl die Göttin selbst zu finden seyn; man behilſt sich also so gut man kann, nur Schade, daſs solche Ersatzmittel des Naturgenusses auch das bereitwilligste Gemüth nicht lange befriedigen! Zwar läſst sich der Gesang eingesperrter Vögel noch am beſsten des Morgens im Bette anhören, wenn die Phantasie noch frisch ist, und man sich mit geschlossenen Augen Wald und Wiesen dazu träumen kann, aber im verschlossenen Zimmer war er mir immer unerträglich, weil ich dann nichts dabey empfinde, als das disharmonische Geschrey eines der Freyheit beraubten und aus seinem wahren Leben gewaltsam herausgerissenen Geschöpfes. Ein anderes ist es, diesen Gesang in der freyen stillen Natur zu hören, wenn leise Winde durch das Gebüsche fliegen, und der Mondstrahl im lispelnden Bache zittert, nur dann klaget die Nachtigall meinem empfindenden Ohre. Nur dann vernehm' ich der Lerche Lobgesang, wenn sie unsichtbar über dem pflügenden Bauer ihren Morgengruſs anstimmt, und fröhliche Hirtenknaben von Ferne jauchzen und das Schifflein auf dem glatten See plätschert. — Kurz, der Vogelgesang ist kein Ganzes für sich, sondern nur eine schöne Partie von der wundervollen Symphonie der Natur, aus welcher er nicht einzeln herausgehoben werden kann, ohne seine Annehmlichkeit zu verlieren. Allein man begnügt sich allenthalben mit dem Scheine und nimmt den Nahmen für die Sache, in grossen Dingen wie in kleinen. Denn wie diese wähnen, daſs ein gefangener Vogel ihnen das gleiche Vergnügen machen könne, welches er in der Freyheit der Wälder gewährt, so haschen jene nach Glück und Ehre, und meinen, wie lieblich diese Vögel in ihrem Käfich pfeifen werden, und erfahren dann oft zu spät, daſs sie besser gethan hätten, sie in ihrem freyen Fluge nicht zu hemmen und ihnen nur von fern zuzuhören. Auch ich, der ich andre tadle, betriege mich in ähnlichen Fällen in meinem kleinen Leben oft selbst, und heuchle aus Blödigkeit. Wie oft hab' ich nicht schon bey Büchern, die man mir anrühmte, lange Weile gehabt, indessen ich mich zur Theilnahme zwang, oder bey einer Musik, die zu künstlich für mein Ohr war, unwillkuhrlich gegähnt und mich dennoch in Bewunderung ergossen!

Um mich aber nicht länger in übelzusammenhängenden Phantasien zu verlieren, fing ich an, eine Beschreibung meines Zimmers zu machen, um sie einst nach Hause zu schicken. Von der schönen Seite betrachtet wuſste ich viel Gutes davon zu sagen, aber es hat auch, wie alles in der Welt, eine häſsliche. Was hab' ich von sammtenen Lehnstühlen, wenn ich daran kleben bleibe, was von den grossen Spiegelscheiben, wenn ich sie erst abwischen muſs, um durchzusehen, was vom eingelegten Fuſsboden, wenn ich vor Koth nicht weiſs, ob er von Holz oder Stein ist! Lieber wollte ich auf der gescheuerten Bank einer reinlichen Appenzellerstube sitzen, als hier auf diesen geschmackvollen Stühlen, ob man mir gleich sagt, ich sey logirt wie ein Prinz.

Um 9 Uhr ging ich aus, um allein und auf Gerathewohl in den Strassen herumzuziehen. Es war heute (24. May) Pfingsten, aber es schien mir kein Mensch daran zu denken, als ich selbst, nirgends ertönte eine Glocke, nirgends hörte ich die rollenden Orgeln der Kirche oder den Gesang der Priester; statt der festlichen Stille, die jetzt bey uns herrscht, war ein Gedränge der Leute, ein Geschrey der Ausrufer, eine Schaubarkeit der Buden, ein Rasseln der Wagen, daſs alles, was ich zu Hause von Messen, Jahrmärkten, Predigt- und Musterungsbesuchen und andern Volkszügen gesehen hatte, hier in

Eins versammelt schien, und es mir noch gar nicht in den Kopf wollte, daſs dieſs etwas alltägliches sey.

Mein irrender Schritt fuhrte mich auf den grossen Fischmarkt. Hier sind also die furchterlichen Poissarden, dachte ich, und ging mitten in das Getümmel hinein, um sie zu betrachten, ich konnte aber vor dem beständigen Ausweichen und dem Gassenkoth nicht recht zu ihrem Anschauen gelangen; so viel sah ich jedoch, daſs es meistens dicke fleischigte Weiber, reinlicher angezogen als ich glaubte, sind. Ich hörte eben nichts grobes von ihnen, konnte aber auch ihre Sprache nicht recht verstehen, doch gefielen mir ihre fetten rothen Backen nicht, die sich nie entfärben zu können scheinen, noch ihr trotziger Blick, so daſs ich bald wieder einen Ausweg aus diesem Labyrinthe suchte. Am meisten aber schreckte mich der unerträgliche Fischgeruch zurück, der mir für heute das

Fischessen verleidete, so wie der Anblick einer blutigen Fleischbank mir das Fleischessen verhaſst macht, und ich dann nicht begreifen kann, daſs der Mensch dazu gebildet seyn soll, bis der Appetit selbst es mir beweist, der über diese und andre häſsliche Geschäfte, wozu wir organisirt und also berechtigt sind, uns immer am beſsten die Zweifel löst.

Ich kam nun auf einen Gemüse- und Blumenmarkt, der mir schon besser gefiel; doch scheinen diese Weiber auch noch unter die *Dames de la Halle* zu gehören. Und von da auf den Trödelmarkt. Hier glaubte ich nun die berühmten Kleidungsgewölbe anzutreffen, wo sich, wie man mir erzählt hat, jedermann, der Kleine und der Grosse, der Reiche und der Arme, in einem Augenblick vom Kopf zum Fusse einen vollständigen Anzug nach seinem Geschmacke wählen kann. Aber ich fand nichts, als einen abscheulichen Lumpenkram, wo die elendesten Fetzen feilgebothen sind, alte Schnüre, zerrissene Bänder, handbreite Stucken Zeug, die man anderwärts nicht auf der Gasse aufläse; ein Zeichen grosser Armuth, die sich dennoch lieber in zusammengeflickte feine Lumpen kleidet, als in groben aber ganzen Stoff. Jene berühmten Läden müssen also in andern Quartieren zu finden seyn.

So durchstrich ich mehrere Strassen, stand still, wo und sahe an, was ich wollte, ohne daſs mir ein Mensch die Ehre anthat, Kenntniſs von mir zu nehmen, niemand kam mir entgegen, niemand wich mich aus, vielweniger sah mir jemand nach, wohin ich ging. *Factus sum sicut passer solitarius in tecto* — Das ist aber kein geringer Vorzug grosser Städte, daſs man einsam seyn kann, so lange man will; in kleinen ist man es eben so selten, wenn man gern will, als oft, wenn man lieber nicht wollte.

Caffé du Lycée des Arts! — Hier will ich frühstücken und den Gesprächen der Gelehrten und Künstler, die der Aufschrift zufolge sich hier versammeln werden, zuhören! — Aber ich kam entweder zu früh oder zu spät, denn ich traf niemand an, als Leute die Zeitungen lasen, und wenig philosophisches an sich zu haben schienen, als daſs sie kein Wort sprachen, wofern dieſs eine Eigenschaft der Philosophen ist. Auf dem Katheder ſaſs eine Dame, welche die Bezahlung einnahm, und mir einige abgeschliffene Silberstücke herausgab, die ich nachher nicht mehr anbringen konnte.

Sodann kam ich wieder bey der Collonade des Louvres vorbey, wovon mir jetzt der untere Theil etwas zu leer und vernachlässigt vorkam gegen dem Reichthum der Säulenreihe, diese aber erneuerte mir wieder den gestrigen Eindruck eines genialischen Kunstwerks, das gewiſs bis in seine kleinsten Theile in den reinsten Verhältnissen ausgeführt seyn muſs, weil das Auge bey aller Pracht und Grösse doch so leicht darauf ruht, und immer mit neuem Wohlgefallen davon angezogen wird; wogegen die andern Palläste zwar auch zierlich, aber ohne Grösse und durch zwecklose Mannigfaltigkeit verkleinlicht sind.

Auch der innere Platz des Louvres gefiel mir durch seine majestätische Geräumigkeit, worin mir die Leute alle so klein vorkamen, und durch sein schwarzes Alterthum, hauptsächlich aber durch die Erinnerung an seine Bewohner und ihr Thun und Lassen von Charles IX. an bis zu Louis XIII. Ich setzte mich auf einen Stein nieder, und beschwor ihre Geister zurückzukehren aus dem Schattenreiche in diese königliche Burg und in ihren alten Naturen vor mir aufzutreten. Bald hörte ich Karln IX. fluchen, und erblickte die wollustigen Hoffräulein seiner Mutter in leichtsinnigem Reitze an den hohen Fenstern. Ich sahe den ehrwürdigen Michel de l'Hospital, dem das Herz für sein Vaterland blutet, durch diesen Hof reiten, verspottet von jenem Gesindel und gesegnet von jedem, dem Tugend und Weisheit noch etwas galten. Die stolzen Guisen zogen prächtig vor meinen Augen vorüber, und vor ihnen trübte sich der neidische Blick des weichlichen Königs und seiner Günstlinge. Ich verweilte gerne bey mancherley Bildern von Heinrich IV., am liebsten sah ich ihn mit dem edeln Sully an der Hand menschlich und königlich einhergehen, und etwa sein freudiges Auge auf eine nahe Schönheit werfen. Blaſs, hager, und mit einem in die geheimsten Tiefen des Herzens dringenden Blicke erscheint der Cardinal Richelieu, die Garden eilen ins Gewehr, erschrockener als wenn es der König selbst wäre, die Offiziere grüssen ehrerbietig, er aber würdigt keinen seines Anblicks, und schreitet langsam und leicht

die

die Treppen hinauf und hinter ihm Prinzen und Generale.

Wo sind sie nun, diese Herrlichkeiten der Erde? Schon lange abgetreten von ihrem schimmernden Schauplatze leben sie nur noch im segnenden oder fluchenden Andenken der Nachkömmlinge. Ihre vom Taumel der Freude erschallenden und von Thränen der Angst benetzten Gemächer sind nun der ruhige Aufenthalt glücklicher Gelehrter und Künstler, und unter jenen angestaunten Fenstern verrichtet jetzt der Pöbel seine Nothdurft.

Als ich auf der andern Seite heraus kam, erblickte ich den Eingang zum Museum, *Musée central des arts* war die Inschrift, da konnte ich mich nicht zurückhalten, ob ich schon diesen Morgen nur dazu bestimmt hatte, in der

Stadt herumzuwandern. Ich muſste aber vorher der Schildwache meinen Paſs weisen, und ihr, da es von ungefehr ein Schweizer war, von Hause erzählen. Mit Herzklopfen trat ich in den langen Saal hinein, der einen Theil der Gallerie du Louvre ausmacht.

Nur die Gemählde der deutschen, französischen und niederländischen Schule waren zu sehen, die italiänischen aber durch einen Vorhang abgesondert, weil für den hier anwesenden König von Hetrurien ein neues Arrangement damit gemacht wurde. — Welch ein Schatz! Indessen war ich noch zu unruhig, ob ich gleich über zwey Stunden in dem mir unendlich vorkommenden Raum herumging, wo ich Stoff zum Nachdenken für ein ganzes Leben zu finden glaubte; immer zog ein neuer Gegenstand meine Augen von dem kaum angeblickten hinweg. Deſswegen suchte ich mich jezt nur zu orientiren, und die Plätze der verschiedenen

Schulen zu merken, und mich mit der örtlichen Gelegenheit bekannt zu machen.

Im Eingange des Saals sind gedruckte Verzeichnisse der Gemählde zum Verkauf, wofür man nicht mehr bezahlen darf, als auf dem Titelblatte steht. Eine Frau nimmt die Stöcke ab, und gibt sie wieder unentgeldlich zurück. In der grossen Gallerie selbst gehen eine Menge Aufseher herum, die Achtung geben, daſs nichts betastet werde, und den arbeitenden Künstlern das Nöthige reichen. Bey jedem Fenster steht eine Bank zum Ausruhen, eine freundliche Anstalt. Einen einzigen Tag der Dekade ausgenommen, hat der Fremde täglich (hingegen der Pariser ohne besondre Erlaubniſs nur drey Tage) den offenen Zutritt von zehen bis vier Uhr. Kurz alles verräth die gefälligste Bemühung, dem Publikum und besonders dem Ausländer den Genuſs dieser Gallerie auf das möglichste zu erleichtern.

Nur Eins ist Schade, der Platz ist nicht für eine so gehäufte Gemähldesammlung gemacht, die Fenster sind zu tief, und die grossen Bilder, die hoch hängen, werden von untenher beleuchtet. Auch hat die linke Seite nicht genug Licht.

Ein Aufseher, den ich aber noch nicht dafür erkannte, und ihm, da er sehr wohl gekleidet war, grosse Complimente machte, lieſs mich, wie ich glaubte, aus besonderer Gunst, unter dem Vorhang durch zu den italiänischen Gemählden treten, und führte erklärend mich an denselben herum. Hätte mich aber auch nicht die ungewohnte Neuheit an deutlicher Betrachtung gehindert, so hätte es seine begleitende Erklärung gethan, die ich mir nicht verbitten durfte. Bey einem ersten Anblicke dieser Art geräth das Gemüth in Wallung, die uns verhindert, auch von dem bessern Verstande eine Weisung anzunehmen. Wir müssen uns allein überlassen bleiben, bis die freudige Unruhe sich verloren, und wir selbst durch Fragen von dem erfahrnen Begleiter Nutzen ziehen können.

Ich streifte an den herrlichsten Guidos, Carraccis, Corregios, Domenichins vorbey, (der Aufseher trieb mich) wie man in einem Wagen bey Gruppen schöner Mädchen vorbey fährt, und ihnen nur einen Blick der Liebe oder einen Laut des Wohlgefallens schenken kann.

Es herrschte noch eine grosse Unordnung in diesem Theile des Saales, denn allenthalben waren Arbeiter beschäftigt, Gemählde aufzumachen. In einer dunkeln Ecke stand, ganz unerwartet für mich, die Verklärung von Raphael zum Restauriren bereit; jetzt war sie noch voll Staub und an einigen Orten klebte noch die Gaze an, womit man das ohnehin schon schadhafte Gemählde vor weiterem Verderben auf der Reise zu schutzen gesucht hatte. Es zog mich aber nicht mit der Schnelligkeit an, noch heſtete es meinen eileuden Blick so unwiderstehlich auf sich hin, mit der Vergessenheit der Welt und meiner selbst, welche sonst wohl die Wirkung menschlicher Meisterstücke ist. Ich schreibe dieſs nicht nur dem gegenwärtigen Zustand des berühmten Bildes, und den glänzenderen Sachen, die ich so eben vorbeygegangen, zu, sondern auch meinen irrigen Vorstellungen von dem Colorite und überhaupt meiner gespannten Erwartung davon, weil wir nichts Grosses erwarten können, ohne uns ein Bild davon zu machen, das meistens in umgekehrtem Verhältnisse mit der Wahrheit steht.

Durch Beschreibungen und Dorignys vortreffliches Blatt hatte ich nach und nach von diesem Gemählde den Begriff des ersten von allen Gemählden der Welt bekommen; hiezu gesellten sich unwillkührlich Ideen von einer gewissen originellen Lieblichkeit der Färbung, die ich bey dem allgepriesenen Raphael voraussetzte, so daſs ich kaum mehr an die menschliche Beschränktheit dachte, sondern erwartete, die Eindrücke alles bisher gesehenen müſsten wie Nebel vor dieser Sonne verschwinden. — Aber es war mir nicht wohl zu Muthe, als ich statt des zarten harmonischen Tons und durchsichtigen Zaubers, den ich mir, nicht gedacht aber, geträumt hatte, so viel kalte, trockne und schwarze Partien erblickte, die mir anfänglich auch die Erkenntniſs der edeln Composition verhüllten. Ob nun gleich diese Fehler eben so sehr auf Rechnung der Zeit als des Meisters geschrieben werden mögen, so fielen sie doch beym ersten Anblick meinem sinnlichen Auge unangenehm auf, weil bey jeder Mahlerey das sinnliche Farbenspiel die erste schnelle Wahrnehmung ausmacht, noch ehe der Verstand spricht. Wehe aber dem Kunstwerke, wo dieser nicht bald zum Sprechen kommen kann!

Hier war dieſs jedoch der Fall nicht: denn bald verloschen meine Träume vor der wirklichen Gegenwart des höchsten Verstandes in der Zeichnung, Anordnung und Bedeutung, (alltägliche Ausdrücke, seit Mengs sie brauchte — ich weiſs aber keine bessern) und mit jedem Augenblicke wurden die Figuren sprechender, runder und lebendiger. — Man kann kein Gemählde aus dem Gedächtnisse beschreiben, am wenigsten ein solches, zu dessen würdiger Betrachtung ganze Tage erforderlich wären, auch ist schon so viel darüber gesagt, und das Verdienst des Meisters so bestimmt angegeben worden, daſs ich nur den Nachklang des besser gesagten aussprechen könnte; ich begnüge mich deſswegen nur das Geschichtliche meines Anschauens anzuführen, und den Eindruck zu schildern, der die Folge meines kurzen Verweilens vor diesem erhabenen Bilde war. Ueber der bedeutungsvollen Richtigkeit der Gedanken und der geistigen und doch so einfachen Wahrheit, die mir immer deutlicher wurde, vergaſs ich die praktische Kunst, welches wohl die schönste und zweckmässigste Wirkung ist, die ein Kunstwerk auf uns machen kann, und verlor mich in dem ängstlichen Jammer des Vaters, der seinen wüthenden Knaben hält, und in der, durch Geberden und Mienen so edel und wahr ausgedrückten Klage der hülfsbedürftigen Freunde, die sich so verschieden äussert, und doch nur Eins, Rettung von dem unheilbaren Elend, fleht. Auch meinem Herzen theilte sich die Empfindung der Apostel mit von dem schrecklichen Zustande des Leidenden und der Abwesenheit des göttlichen Meisters, der allein helfen könnte. Es war, als wenn immer eine neue Gestalt nach der andern vor mich hinträte, und in jeder derselben eine neue Ansicht von der Wahrheit der Scene und ein neuer Aufſchluſs über die Gedanken des Mahlers sich zeigte. Ich konnte darum auch für dieſs Mahl von dem obern Theil des Gemähldes, der Verklärung selbst, so viel wie nichts sehen, weil mich jetzt die Freude über diese neue Entdeckung und über meine Fähigkeit, ihren Werth zu fühlen, forttrieb, und ich aus Ehrfurcht befürchtete, gleich anfangs zu viel zu thun, und den weitern Genufs lieber auf kommende Tage versparen wollte.

Unten sind die Säle der Antiken, die eine bessere Beleuchtung haben als die Gemählde, doch auch nicht alle; denn auf der linken Seite stehen sie zwischen dem Fenster und dem Zuschauer, ja einige gar an den Pfeilern zwischen zwey Fenstern, so dafs sie von beyden Seiten Licht bekommen, und also gar nicht besehen werden können. Die besten Plätze haben Apollo und Laocoon, als die berühmtesten, und sind auch die einzigen mit Schranken umgeben; sie stehen jede zu Ende des nach ihnen benannten langen Saals, bey dessen Eingange man sie sogleich in ihrer Herrlichkeit erblickt.

Diese Gegenstände meiner jugendlichen Sehnsucht hier nun endlich unter Einem Dache zu sehen, wäre allein schon der Reise werth gewesen. Ich sahe sie jetzt zum ersten Mahle, hätte aber auch wünschen mögen, zum ersten Mahle etwas von ihnen zu hören; denn so schnell mir auch ihre Grösse in die Augen fiel, so kamen mir doch immer Winkelmanns glänzende Entzückungen, die ich schon als Knabe auswendig wuſste, in den Weg, und störten die reine ursprüngliche Empfindung, welche gern einen dehmüthigen Anfang nimmt, um nach und nach, nicht auf fremden, sondern auf eignen Flügeln, sich an der grossen Erscheinung und durch sie emporzuschwingen. Wäre es mir möglich gewesen, in dieses Heiligthum hineinzutreten, zwar mit gerechter Verehrung für alte Kunst, aber ohne diese Statuen anders als dem Nahmen nach zu kennen, wie mannigfaltig hätte mich der Anblick dieses schlangenumwundenen Vaters beschäftigt, an dem der Ausdruck des körperlichen so wohl als des geistigen Schmerzens mit bewundernswürdiger Kunst anschaulich gemacht ist, da der ganze Körper sich auf das heftigste von dem Bisse der Schlange wendet, ohne unedel zu werden, indessen der emporgedrängte Kopf vergeblich nach Hülfe von oben schreyt! Wie hätte mich jener junge Held, der als Konig des Tages stolz in sein Lichtreich hervortritt, angezogen! Er sendet seine Strahlen wie Pfeile in die Weite der Schöpfung, und vor ihm biegen sich in Lobpreisung die Kniee der Völker!

Ich hätte mich vor den hohen idealischen Gebilden dem wirksamen Streben meiner Seelenkräfte überlassen, und in geisterhebender Betrachtung nach Erkenntniſs dieser erhabenen Kunst gerungen — aber jetzt zwang mich ein überlastiges Gedächtniſs unwiderstehlich, vorher den Winkelmannischen Lobgesang abzubethen, der mich freylich durch seine Begeisterung auf eine Höhe der Anschauung hob, wohin ich allein nie gelangt wäre. Aber es war nicht meine eigne selbsterworbene Erkenntniſs, sondern fremdes Gut, wodurch ich auf Ein Mahl zu reich wurde, ein Standpunkt, auf dem ich mich seiner Höhe wegen nicht halten konnte. Ich lieſs es also für heute bewenden, und zog mir nur die Regel aus der Erfahrung ab, daſs man vorzügliche poetische Beschreibungen zwar lesen, aber nicht eher auswendig lernen dürfe, bevor man den beschriebenen Gegenstand selbst gesehen und mit eignen Sinnen geprüft hat, weil wir uns ihnen gemeiniglich zuviel dahin geben, und dann die subjectiven Vorzüge des dichterischen Lobes mit den Schönheiten des besungenen Gegenstandes in Collision kommen, und, einmahl dem Gedächtniſs eingeprägt, wie ein Zauber unsre eigne Kraft lähmen. Kurz, man soll erst mit eignen Augen sehen, ehe man sich fremder bedient, und lieber seine eigne Beobachtungen durch fremde als fremde durch eigne berichtigen, weil ersteres allein uns zum ächten Selbstgenufs und Fortschritte, letzteres aber nur zur unfruchtbaren Kritik führt.

Ich setzte mich in einen der Säle nieder, um von der Müdigkeit auszuruhen. Die Decke desselben ist mit Frescogemählden geziert, die eine grosse Fertigkeit und gutes Colorit verrathen; es war mir aber nicht möglich, dieses flache Farbenspiel, wenn es an sich auch noch so bedeutend gewesen wäre, neben den erhabenen Götter- und Heldengestalten, welche hier die Bildhauerkunst hervortretend aufstellt, mit einigem Interesse anzuschauen. Die Mahlerey hat unstreitig mehr Spielraum, durch Farben, Profile, Verkürzungen, Perspectiv, Ton, willkührliches Licht, hiemit durch grössere Compositionen und vereinigende Anordnung derselben, auf unsre Einbildungskraft zu wirken, als die Sculptur, aber diese hat mehr Intension, Gegenwart und sinnliche Täuschung; ihre wirkliche, runde, tastbare Gestalten sind zum Theil wirklich das, was die andern nur nachahmen. Tritt nun noch Schönheit und geistvolle Bedeutung uns mehr und mehr aus diesen im wirklichen Raume schwebenden plastischen Ründungen entgegen, so verlieren vor ihrer Fülle und Gewalt die gemahlten Schatten der Bildertafel ihre Wirkung und ihren sonst verdienten Werth. Sind sie gleich ihrem Ursprunge nach Schwestern diese beyden Künste, so ist doch ihre Tendenz zu verschieden, als daſs sie sich in enger Gesellschaft vertragen könnten. Der stille selbstständige Stolz der Aeltern verscheucht die gefällige Jüngere, die sich hinwiederum mit mannigfaltigern Reitzen, und einer grössern Anzahl von Liebhabern tröstet.

In diesen hohen Sälen, unter diesen „schönen Wesen aus dem Fabellande“ mag wohl der feyerlichste und ruhigste Aufenthalt in Paris seyn. Einige Zeichner ausgenommen waren wenig Leute da, und diese schienen nur so an den ehrfurchtgebiethenden Bildern herumzuschleichen, ohne ihrer Grösse im mindesten Abbruch zu thun, denn eine solche Gesellschaft macht alle Prätension zu nichte. Welch eine unversiegliche Quelle der Betrachtung, immer neu, auch für den, der sich schon durch tausend neue Vorstellungen ermüdet glaubt! Hätten mich nicht die gähnenden Aufseher eines andern belehrt, niemahls würde ich geglaubt haben, daſs man auch hier von der langen Weile ergriffen werden könnte.

So saſs ich lange; vor mir über lag der sterbende Fechter. Ob gleich mein Blick noch neugierig herumschweifte, so zog ihn doch die Nähe und Wahrheit dieses edeln Kunstwerks immer wieder an. Es ist zwar keine von den erhabenen Formen der Götter- und Heldenzeit, deren so manche dieſs Elysium bewohnen und beleben, aber es ist das treue Bild der letzten

Stunde eines edeln Kriegers, der ruhig, obgleich im blutigen Tode, seine männliche Seele aushaucht. In dieser Hinsicht halte ich es doch für eines der ersten Stücke dieser Sammlung. Seine Gestalt ist schön und die Stellung hätte nicht wahrer und schicklicher gewählt werden können. Zu Boden gesunken und vom Blutverluste entkräftet stützt er sich noch mit dem rechten Arme, aber so schwach, daſs man jeden Augenblick glaubt, ihn zusammenfallen zu sehen; und eben dieser Moment ist es, der dem Bilde am meisten Interesse gibt; denn schon hängt er mit dem Kopfe vorwärts und eine allgemeine Erschlaffung dehnt sich durch seine Glieder aus; Schatten des Todes scheinen vor seiner Stirne zu schwimmen, und die Träume des Lebens sich ihm wie ferne Töne zu verlieren. Nur noch im dumpfen Gefühle seines Daseyns ohne Merkmahle des Schmerzens, der Schmerz ist schon vorbey, ohne Zuckung und

Angst, endet er würdig und wahr sein tapferes Leben.

Ich kann nichts als die lautere Empfindung angeben, welche das Anschauen dieser Bilder jedes Mahl in mir erregt; beschreiben will und vermag ich nicht, weder jetzt noch dann, wenn ich diese Werke mit mehr Ruhe werde betrachten können, weil ich mir keinen gelehrten Anstrich geben darf, der mir nicht natürlich ist. Ueber die historische Bedeutung und das Alter der merkwürdigsten Statuen haben schon gelehrte Meister abgesprochen, was könnt' ich Schüler sagen? Und von der Beschaffenheit des Marmors und seiner Behandlung verstehe ich nichts, in Büchern aber nachzuschlagen und mit veränderten Worten das Gelesene wieder von mir zu geben, dazu hätte ich hier nicht Zeit, wenn mir diese neue Manier auch weniger verhaſst wäre. Styl, Zeichnung, Verhältniſs der Theile, und andre Erfordernisse der

Kunst, wäre ich wohl selbst zu beurtheilen im Stande, aber mir ist, diese Schönheiten müssen jedem ohne meine Anweisung in die Augen fallen; kleine Zweifel aber dagegen aufzustellen und die *paucas maculas* zu nennen, die mich beleidigt haben, das sey fern von mir! Bin ich gleich nicht gekommen, um blos anzubethen, so will ich doch in der kurzen Zeit meines Hierseyns mich lieber meiner neuen Freunde freuen, als sie anatomiren. Der gröſsten Behutsamkeit bedarf es indessen für mich und jeden Neuling, daſs die Aeusserung der Empfindung nicht deklamatorische Begeisterung werde, denn die Gewalt dieser alten Kunst ist so groſs, daſs man, ehe man sichs versieht, von der prüfenden Aufmerksamkeit zur Bewunderung hingerissen wird.

Es war schon Abend, als ich nach Hause kam. Mein gefälliger Landsmann führte mich zu einem Restaurateur, dessen Speisezimmer eine vortreffliche Lage gegen dem Pont-neuf heraus haben, wo ich das erste Mahl in einem öffentlichen Hause in Frankreich elegante Reinlichkeit mit Pracht verbunden sah. Das Zimmer hat ringsum Spiegelwände, die ich sonst nicht liebe, weil sie schwindlig machen, aber in diesen zeiget sich durch die weiten Fenster das Bild der Seine, und der vorüberliegenden schönen Gebäude, wie ein lebendiges Gemählde. Allenthalben stehen kleine Tischchen zu drey bis vier Personen, und auf jedem derselben liegt ein gedrucktes Verzeichnifs der Speisen nebst dem Preise; das ist aber für den unerfahrnen Fremdling eine grosse Verlegenheit, wenn er unter diesen unbekannten Kunsttermen der französischen Küche wählen soll, die meistens noch unorthographisch geschrieben sind. Ich wählte auf Gerathewohl und war froh, als mich der galante Aufwärter (den ich mich fast *garçon* zu nennen scheute) nur verstanden hatte. Schnell ist alles da, was man begehrt, und sehr gut, nur dem süſslichen wohlfeilen rothen Weine traute ich nicht recht; auch kann ich nicht sagen, daſs das Brod so ganz besonders gut sey, wie man behauptet und ein Franzose dem andern nachspricht. Am Ende ist man wohlfeil, wenigstens in Vergleichung mit den unmässigen Preisen unsrer schweizerischen Wirthshäuser. Auch gefällt mir das, so unfreundlich es klingt, daſs jeder seine Schüssel für sich hat, und nicht mit seinem hungrigen Nachbar theilen muſs, sondern nach Bequemlichkeit essen kann.

Wir gingen in die Kirche *St. Germain l'Auxerrois* hinein, um zu sehen, wie das Pfingstfest gefeyert werde. Da fanden sich nur wenige und gröſstentheils gemeine Leute und Bettler, welche die Vesper anhörten. Das Innere der Kirche sahe sehr arm und nackend aus. So war es auch in St. Eustache, wo zwar ebenfalls Gottesdienst gehalten wurde, aber nicht wie es die prächtige Structur der Kirche erforderte, und ehemahls mochte gewesen seyn. Denn jetzt schien nicht der majestätische Gott der römischen Kirche als König aller Könige, noch auch der Herr des Himmels und der Erde als Vater aller Menschen hier verehrt zu werden, sondern irgend eine untergeordnete obscure Gottheit, die sich in verlassene halbzerstörte Tempel zurückgezogen, und ihre Herrschaft auf armseliges Gesindel und zerknirrschte Herzen alter Sünderinnen beschränkt hat.

Ohne reichgeschmückte Altäre mit goldenen Engeln, ohne schöne Marien und schwerfällige Heilige, ohne Prozession, ohne die hinreissende Kraft der Orgeln und die Düfte des Weihrauchs ist die Messe ein unverstandenes Geplärre, und der Beichtstuhl ein verdächtiger Winkel. Ihres Schmuckes und ihrer Wirkung beraubt müssen diese kahlen hohen Pfeilermassen und düster widerhallenden Gewölbe das arme Volk, das nur mit den Sinnen denkt, mehr zur schwermüthigen Betrachtung verleiten, als zur emporstrebenden Andacht und zum lebendigen Vertrauen auf die göttliche Hülfe erheben.

Die Theophilanthropen, welche hier in grossen Tafeln einige ihrer Sittensprüche aufgestellt haben, wollten dem sinnlichen Ceremoniendienste ihren Naturalismus substituiren, und die Lehre der Tugend, als wenn diese eine Gottheit ausser uns wäre, zu einem öffentlichen Cultus erheben; sie erschöpften sich daher in erhabenen Gemeinsprüchen, die sie auf schwarze Tafeln mahlen, und als heilige Texte zu moralischen Reden in die Kirchen aufhängen liessen. Sie brachten es aber nicht weit, weil die Sache für den grossen Haufen zu abstract und für die gebildete Klasse zu langweilig war, vielleicht auch, weil die Stifter selbst durch ihr Vorbild dem Sittengesetze keine dauernde Empfehlung verschafften. Einmahl jetzt ist ihr phantastischer Flug schon wieder stark im Sinken, und ihre erste Beschäftigung, wenn sie noch mit heiler Haut herunterkommen, wird wohl seyn, sich mit ihren zierlichen Alltagssentenzen nach Hause zu begeben, und einem andern politisch-theologischen Schauspiele Platz zu machen, dann jetzt, sagt man hier, sey noch alles der Politik untergeordnet, und die Wasser der Trübsal, welche auch die Kirche überschwemmt haben, fangen kaum merklich an, sich wahrhaftig zu läutern. — Schade ists, daſs man die schöne Aussenseite dieser Kirche vor den zu nahen Häusern nicht recht sehen kann.

Durch die *Halle aux blés*, eine zierliche Rotunde, welche wegen der einfachen und regelmässigen Structur, und Erleuchtung von oben herunter, ein würdiger Platz zur Aufbewahrung der Antiken wäre, jetzt aber mit einer ungeheuren Menge von Fruchtsäcken angefüllt ist, kamen wir an dem *Temple* vorbey. Es war uns aber nicht erlaubt, in das traurige alte Nest hineinzugehen, und uns mit menschlicher Neugier den Zustand der hier gefangen gewesenen königlichen Familie zu vergegenwärtigen.

Endlich gelangten wir auf den Boulevard, welches der sonntägliche Spaziergang des gemeinen Volks seyn soll. Da noch dazu heute ein Feyertag und sehr schönes Wetter war, so strömten die Alleen von Leuten und die Strassen von Wagen und Reutern über. Wir konnten uns vor dem Gedränge fast nicht umsehen, und verloren eibander bey jedem Schritte aus dem Gesichte. Besonders zog sich alles nach den kleinen Schauspielen hin, deren alle nur erdenkliche Arten hier ihr Wesen treiben, vom zerlumpten Bänkelsänger an, der mit seiner Frau die Tugend und Weisheit der neuen Helden besingt, bis zum *ambigu lyrique* und *ambigu comique*, und von den Marionetten an, die ein Mann oben aus einer umgestürzten Tonne herausstreckt, bis zum *Théâtre de la Gaité*, wo Eugenius Huſs die Pariser mit dem „bezauberten Walde" bezaubert. Allenthalben, auch bey dem kleinsten Pöbeltheater sind die erhabensten Inschriften angebracht, als wenn gerade da allein die wahre Kunst und das ächte Vergnügen thronte.

Indessen lockte mich jetzt keine. Ich will diesen Volksbelustigungen eine eigne Zeit widmen, wenn ich nichts in der Tasche trage; jetzt muſst ich immer die Hände darin haben, um nicht bestohlen zu werden, und durfte mich nicht in die Haufen hinein wagen. Nur die Wachsbilder des Curtius ging ich zu sehen, weil ich einmahl, ich weiſs nicht mehr wo, einen grossen Ruhm davon hatte machen hören, und weil an dem Hause mit grossen goldnen Buchstaben: *la mort de Paul I.* geschrieben stand, und ich also erwarten durfte, die Catastrophe dieses Todes mit eignen Augen anstaunen zu können. Ich war aber in meiner Erwartung sehr betrogen, denn die meisten Figuren waren nicht nur mittelmäſsig gearbeitet, sondern auch schlecht gekleidet, und der Kaiser Paul lag ganz ruhig und untragisch auf seinem Paradebette. Es war auch zu sehen der Erzherzog Karl, wie er mit dem Bonaparte Frieden macht, an einem Tische mit noch andern Staatspersonen sitzend; allein das Bild glich dem menschenfreundlichen Helden nicht. Glichen sie aber auch diese farbigen Bildsäulen, und wären sie noch so künstlich vollendet, so vertragen sie doch keine anhaltende Betrachtung, wie ich jetzt deutlich einsahe, besonders wenn sie in Handlung gebracht sind. Durch ihre Aehnlichkeit mit dem Leben machen sie Anspruch an gänzliche Täuschung, können aber solche nur im Momente des ersten Anblicks behaupten, denn eben diese täuschende Aehnlichkeit macht, daſs man auch sogleich das erste und allgemeinste Kennzeichen des Lebens, die Bewegung, von ihnen erwartet: da nun aber der Mangel derselben alsobald auffällt, so werden die unverwandten Augen, die athemlosen Gesichtszüge und steifen Glieder dieser Bilder jeden Augenblick unerträglicher, und so verlieren sie gerade dadurch am meisten, womit sie die stärkste Wirkung bezwecken, durch ihre allzugrosse Natürlichkeit, wodurch sie über die Grenzen der Kunst hinausgehen. Wie ganz anders verhält es sich mit den steinernen Formen der Bildhauerkunst! In ihrem Anschauen kann sich der Verstand um so viel mehr vertiefen und die Einbildungskraft erheben, weil sie uns nur eine poetische Täuschung gewähren, und wenn sie auch in unsrer Vorstellung bis zu Idealen emporsteigen, es doch nur in ästhetischer Beziehung sind, und immer nur Gegenstände des Geschmacks und der Kunst für unsre Augen bleiben, da hingegen jene sinnlich-illusorischen Quiproquos gar keinen Kunstcharakter mehr haben.

Jedoch ein Kopf von Franklin zog mich an, nicht als Kunstwerk, ob er gleich besser gearbeitet, und vermuthlich von einem ältern Künstler war, sondern weil ich den berühmten Philosophen gern einmahl so leibhaftig als möglich vor mir sah. Ein herrliches Greisengesicht, voll reiner gutmüthiger Seele und ausgebildeten Verstandes. Wie sehen dagegen mehrere französische Staatsumwälzer, die auch da herum stehen, so gemein, charakterlos und ohne alle Elevation aus!

Von Zeit zu Zeit erklärt der Meister die Kunstsachen mit einer schreyenden Rede, und endet dann jedes Mahl: *Amusez vous à cette heure, Spectateurs!*

Auch prächtig gekleidete Marktschreyer mit grossen Generalshüten traf ich auf diesem Boulevard an, die Arzeneyen aus ihren Kutschen heraus bothen, und Livreebediente und Musikanten in ihrem Gefolge hatten. Einer von diesen Herren gibt sich für einen Glarner aus und verkauft Schweizerthee, womit er sich viel Geld verdienen soll. Ich traf ihn heute schon zum dritten Mahle an, und erstaunte, wie seine Lunge das unaufhörliche Geschrey und sein Verstand das abgeschmackte Zeug aushält, das er immer wiederhohlt.

NB Diese geduldeten Marktschreyereyen von jeder Art und jedem Fache müssen nach und nach den Geist des Volkes der Hauptstadt verderben, und da diese, wie bekannt, allmächtig auf die Provinzen wirkt, so wäre es kein Wunder, wenn zuletzt die ganze Nation etwas marktschreyerisches bekäme.

Wir kamen endlich auf die *Place de la concorde* heraus und setzten uns zum Ausruhen in den Elysäischen Feldern nieder. Da ich mit dieser neuen Welt schon etwas vertrauter war, und die Schwärme von Leuten mir nicht mehr so erstaunlich vorkamen, ob sie gleich noch zahlreicher waren als gestern, so konnte ich jetzt, was vorging, mit mehr Aufmerksamkeit betrachten.

Ich sah lange den mancherley gymnastischen Spielen zu, welche hier jeden Abend getrieben werden, und muſste zwar die Agilität und Stärke der Spieler und die vortheilhaften Stellungen, die sie sich zu geben wuſsten, bewundern; aber es wollte mir doch scheinen, als wenn zu viel Ostentation mit ins Spiel käme, und es ihnen mehr darum zu thun wäre, sich in schönen Wendungen zu zeigen, als den Regeln des Spiels mit Verstand ein Genügen zu leisten. Sie suchten mehr, den lufterfüllten Ballon zierlich anzuschlagen und hoch empor zu treiben, als solchen dem Gegner vortheilhaft zuzuschicken, und so das Spiel auf eine unterhaltende Weise für den Zuschauer zu verlängern.

So treiben sie auch das Ballspiel unter freyem Himmel, und die ganze Kunst besteht darin, daſs sie sich den Ball auf eine weite Entfernung zuschlagen, wobey freylich viel Stärke zum Vorschein kommt, aber das Spiel hat auch gleich ein Ende, weil in dem weiten Fluge die Richtung des Balls unsicher wird, und sich nach ein paar Schlägen, gewöhnlich verirrt. Daher konnte ich dieses für nichts anders, als eine ungereimte Ausartung des künstlichen Ballspiels, der schönsten aller männlichen Leibesübungen, ansehen. Aber auf einem offenen Platze zieht man mehr Augen auf sich als im geschlossenen Hause, und darum scheint es ihnen eben mehr zu thun zu seyn, als um das Vergnügen des Spiels selbst.

Beym Barres-Laufen (dem ehmahligen Rennen der Appenzeller) fliegen sie zwar, wie die Winde, aber sie mogen nicht warten, sie brechen zu bald alle auf Ein Mahl los und stürzen sich unter die Zuschauer, und dann endigt sich die ganze Sache damit, daſs sich alle einzeln, uneingedenk der Kampfgesetze, in verwirrtem Laufe einander jagen, zufrieden wenn das schöne Geschlecht ihrem behenden Fluge mit Blicken warmen Beyfalls nachfolgt.

Um ihrer Unregelmässigkeit willen gefielen mir daher diese gymnastischen Uebungen nicht recht, und es that mir leid, daſs diese schönen, starken und gewandten Jünglinge ihre Kraft und Kunst so ganz nur einem vorübergehenden sinnlichen Beyfall aufopferten, und nicht zu jedem Spiele einen Aufseher unter sich wählten, der sie zur Ordnung und Gesetzlichkeit anhielte, wodurch gewiſs das Schauspiel weit interessanter würde.

Am sehenswurdigsten aber, und mich immer mit neuem Liebreitze bezaubernd, kamen mir die zahlreichen Kinder vor, welche heute wegen des Feyertags in niedlichem Putze von ihren Eltern hieher gefuhrt wurden. Wahrhaftig, wenn man die bejahrten Franzosen, welche das Alter zur Vernunft zurückgebracht hat, als die liebenswurdigsten Menschen lobt, so muſs man ihren Kindern, welche noch in ihrer muntern Unschuld von Vernunft und Unvernunft nichts wissen, die gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Schöner und anmuthiger kann man sich nichts denken, als diese Kleinen, wenn sie so um ihre im Grase sitzenden Mutter und Führerinnen herumgaukeln, sich necken und jagen, oder die Leibesubungen und Spiele nachahmen, die sie vor sich sehen. Mit welcher Leichtigkeit sie sich bewegen, wie ungezwungen ihr Anstand ist, wie schlank und fein ihre Gestalt! Sie plaudern ohne rohes Geschrey und sind unaufhörlich in fröhlicher Bewegung ohne Wildheit; und das ist ihnen so natürlich und gibt sich alles so von selbst, als wenn sie durch unsichtbare Winke geleitet würden. Man vernimmt nichts von dem unerträglichen, stets ertönenden und alle Freude unterbrechenden Zurechtweisen, welches die Alten anderwärts sich zur Pflicht machen. Auch ihre Kleidung ist nicht, wie es sonst hier und da geschieht, aus kostbaren Lappen zur Schau nach dem modischen Schnitte der Erwachsenen zusammengesetzt, sondern dem eignen Wuchse des Kindes gemäſs, und eben so einfach als niedlich und sauber. Kurz hier erscheint die parisische Urbanität in ihrem schönsten Lichte, weil sie noch in kindliche Unschuld gehüllt und zuverlässig ist, und noch nicht dazu miſsbraucht wird, schreckliche Gebrechen mit einem glänzenden Firniſse zu decken.

Wir verweilten noch bis es dunkel ward in den Tuilerien, und genossen ausruhend der erquickenden Abendluft und der Wohlgerüche der schattenreichen Linden. So einladend die Kunstschönheit dieses herrlichen Gartens und die Pracht und Neuheit der Bildsäulen auch für mein Auge war, so lenkten doch die lebendigen Naturen meinen Blick immer auf sich ab, und ich konnte noch nicht, wie ich gern wollte, eine Vergleichung zwischen den alten und neuen Schönheiten anstellen. Es bedürfte auch wohl einer Macht über die Vorstellungen, die nicht jedem gegeben ist, um über dieses herumwandelnde mannigfaltige Leben hinweg zu sehen, und seine besondere Aufmerksamkeit an leblose Kunst zu heften. Ich sah aber auch niemand, der sich viel damit abgab, und das ist in der Ordnung; denn nicht nur ist das Publikum an diese Kunstwerke schon gewohnt, sondern auch der Liebhaber mag und darf sich nicht durch scheinbare Untersuchung auszeichnen, *parceque c'est afficher la singularité*, wie mir einer sagte, welches in französischen Augen die unverzeihlichste aller Narrheiten ist; er verschiebt daher ihre Besichtigung lieber auf eine stillere Stunde.

Wenn man sie aber auch nur im Allgemeinen, als blosse Dekorationen dieser unvergleichlichen Anlage ohne besonders Interesse ansieht, und nur Einen Tag gesehen hat, so muſs man, meines Erachtens, von ihrer Unentbehrlichkeit so überzeugt werden, daſs einem ohne sie der Garten, wenn er auch von Menschen überströmte, doch mangelhaft vorkäme, und das nicht nur um der Gewohnheit willen, sondern ihre schöne Gestalt, ihr ruhiges Daseyn in der Tiefe des Waldes oder auf der Höhe der Terrassen oder längs der farbigen Blumenbeete, wirken, wie alles was gut und schön und am rechten Orte ist, unvermerkt auch auf das Gemüth des Gleichgültigen; wie die Sterne der Nacht auch demjenigen, der ihrer nicht zu achten vermeint, doch als nothwendige Zierde des Himmels mangeln, wenn sie nicht leuchten.

Doch fand sich was daran, das plötzlich die Aufmerksamkeit der Menge beschäftigte. An dem Gestelle der Bildsäule eines sehr modernen Hannibals von Sebastian Slodts hatte jemand den Umriſs eines menschlichen Kopſs in einer Marmorader entdeckt, und mit Wichtigkeit den Umstehenden gewiesen. Es bedurfte nur des neugierigen Stillestehens einiger weniger, um bald den grossen Haufen herbeyzulocken, und in einer halben Stunde die ganze spazierende Welt in eine Gesellschaft *naturæ curiosorum* zu verwandeln, und den weiten Umfang der Tuilerien, das Schloſs einbegriffen, weil es über alle Bewegungen im Garten wacht, auf einen Augenblick von dieser Merkwürdigkeit, diesem *jeu de la nature* erschallen zu machen.

Wir kehrten, als es schon dunkel war, noch im Palais royal ein, um uns in einem der schönen Kaffehäuser zu *rafraichiren*, da wir uns nicht mehr *restauriren* mochten. Durch eine häſsliche Wendeltreppe, deren Wände voller Inschriften waren, wo man die Bewohner des Hauses zu suchen habe, gelangten wir in einen äusserst prachtvollen Saal, der nach dem neusten, aus allen Zeitaltern zusammengesetzten, Geschmacke, das heiſst, egyptisch, griechisch, gothisch, italiänisch und französisch ausgeziert und möblirt war, und eine vortreffliche Beleuchtung von argantischen Lampen hatte, die sich in den grossen alles bekleibenden Spiegeln verhundertfältigten. So eine Verschwendung in Glas und Marmor nur in einem Kaffehause setzte mich in Erstaunen. Es wimmelte von Leuten, sogar Frauenzimmer saſsen an den Marmortischen herum. Auf einem erhöheten Platze thronte majestätisch die dicke Dame des Hauses, um das Ganze zu übersehen und das

Geld einzunehmen. Sie war herrlich gekleidet, ihr Tisch mit Porzellan und prächtigen Blumensträussen besetzt, und sie verrichtete ihr Geschäft mit einer solchen Zierlichkeit, dafs ich mich kaum ihr zu nahen wagte. Ich konnte ihr Gespräch hören, da ich nicht weit von ihr safs, und — „werd ich mich denn ewig von stolzen Manieren und getünchten Gräbern täuschen lassen"! sagte ich unwillig zu mir selbst; denn aus dem gemeinsten aller Gespräche zu schliessen, war die ganze Elevation dieser Frau nur äusserlich, und das Innere voll Wegwerfung und Verderben.

Ob es gleich schon gegen Mitternacht rückte, so war doch in den Arkaden ein Gedränge und ein Licht wie bey Tage. Wenn die übrige Stadt schon schläft, so ist in diesem Mittelpunkte noch alles rege. Leute die aus den Schauspielen kommen, und andre *sponsi Penelopes etc.* die noch nicht schlafen können, tummeln sich noch voll Geschäftigkeit herum. Vorzüglich ist dieſs die Stunde der schönen Mädchen, die einige Sittenrichter Jammermädchen zu nennen vorgeschlagen haben, ob man ihnen gleich von dem Jammer wenig ansieht, denn sie sind voll Leichtsinn und Reitz. Freylich ist es zu bejammern, daſs sie an keine Zukunſt als die des nächsten Augenblicks zu denken scheinen, jedoch, dieſs abgerechnet, gehört für einen blossen Zuschauer, der oſt selbst nicht weiter denkt, der Anblick dieser niedlichen Phalänen, Sirenen, Lazerten, oder wie man sie nennen will, mit unter die interessanten und einzigen Scenen dieses Theaters der Ueppigkeit und des sündlichen Lebens.

Wer aus dem Lande kömmt, wo man nicht an Illuminationen gewohnt war, weil es keine Geburtsſeste grosser Herren oder zweydeutige Staatsveränderungen zu ſeyern gab, noch neue Siege; wo man sich des Ruhmes der alten

Schlachten nur durch gottesdienstliche Kreuzfahrten, die oft zu neuen Scharmützeln Anlaſs gaben, erinnerte; wo man sich über das, was dem Gemeinen Wesen Gutes oder Böses geschah, nur im Stillen freute oder betrübte, oder dem Andenken desselben durch etwas langweilige Dank- Buſs- und Bettage die Richtung zu geben suchte; oder wer nur die wenigen sparsamen Erleuchtungen kennt, die dort seit einigen Jahren zu Ehren auswärtiger Angelegenheiten und zur Schande der innern gegeben werden muſsten — der wird, wenn er des Nachts im Garten des Palais royal herumgeht, viel Freude haben an dem neuen Anblick der vielen tausend Lampen, so das regelmässige Gebäude erhellen, und der Leute, so es beleben. Er wird sich anfänglich kaum überreden können, daſs dieſs Jahr aus Jahr ein alle Nächte so fortdauern könne.

So ward aus Abend und Morgen der zweyte

Tag meines Hierseyns. Ich überdachte zu Hause noch ein Mahl was ich heute gesehen hatte, und siehe, es war alles, wo nicht sehr gut, doch wie ichs wünschte, mannigfaltig und neu. Indessen war mir der Gedanke an die ländliche Einsamkeit, die ich in meiner Heimath wieder finden würde, auch nicht unangenehm.

Des Morgens (25. May) schrieb ich meine gestrigen Bemerkungen nieder, und fing an zu bedauern, daſs ich zu Hause nicht mehr über die Merkwürdigkeiten von Paris nachgelesen, und einen Plan dessen, was ich sehen wollte, gemacht hätte, weil ich nun ganz meinem schwachen Gedächtnisse überlassen bin, oder vielmehr ohne so genannten wissenschaftlichen Zweck mit dem Strome, der mich fortzieht, schwimmen muſs. Doch richte ich mein Steuer auf den Wogen dieses wilden Meeres immer nach dem ruhigen Museum, als dem Lande meiner Sehnsucht, hin, und lasse mir alle übrige Ereignisse und Ansichten wie lehrreiche Erscheinungen auf einer Entdeckungsreise wohlgefallen.

Den Anfang meines heutigen Tagwerks bestimmte mir Herr *Lejeune*, mein Hauswirth, der mich zum Policeypräfect hinführen wollte, um meinen Paſs visiren zu lassen; ich ging aber allein hin. Ehe man mich in den Hof der Präfectur hineinlieſs, muſste ich erst eine Cocarde kaufen, die hier noch ziemlich häufig getragen werden, weil man an einigen Orten ohne dieselben nicht zugelassen werden soll, mehr aber, wie ich glaube, aus Erinnerung und Besorgniſs des Unheils, das sich unlängst noch so mancher durch Verachtung dieser republikanischen Zierde zuzog. Wo der friedliche Bürger diesen vermeintlichen Talisman noch tragen muſs oder aus Vorsicht freywillig trägt, da herrschen wohl noch begründete Zweifel gegen die Ruhe des Landes. Allgemeine Eintracht bedarf keines Unterscheidungszeichens, am wenigsten eines solchen das nichts beweiset; denn wenn auch noch Ruhestörer vorhanden sind, werden sie sich etwas daraus machen, dieses sichtbare Glaubensbekenntniſs aufzustecken, wenn sie dadurch desto sicherer zu ihrem Zwecke gelangen können?

Nachdem ich fast eine Stunde an dem Schweiſs der Wartenden gestanden hatte, ward ich endlich nebst mehrern andern vorgelassen. Wir wurden schon im Vorzimmer eingeladen (weil man noch nicht wieder befiehlt), unsere Papiere zu deployiren, um sie sogleich vorweisen zu können. Ich fand die Leute höflich und schnell, aber ihre Sorgfalt etwas beschwerlich, denn sie wiesen mich an den helvetischen Minister, wo ich meinen Paſs abgeben, und ein Zeugniſs von ihm in die Präfectur zurückbringen müsse. Diesen weiten Spaziergang wollte ich sogleich machen, konnte aber nicht mehr durch die Tuilerien kommen, weil heute, als an einem Quintidi, Bonaparte seine Garde musterte.

Ich stellte mich auf den Eckstein eines Thores hin, um die vorbeyziehenden Regimenter zu sehen; es war aber unter diesem Thore ein so grosses und absichtliches Gedränge von Beutelschneidern, daſs ich den Rückweg suchte; ich muſste indessen allenthalben den herbeyziehenden Truppen ausweichen. Ein Mensch kam auf mich zugeloffen, und anerboth mir einen Platz, wo ich die ganze Parade, die heute wegen des fremden Königes sehr glänzend sey, *à mon aise* übersehen könnte, ich soll ihm nur schleunig folgen. Er zog mich, ehe ich mich besinnen konnte, fort in einen Garten und stellte mich an den Absatz einer Mauer hin, wo man in den Hof der Tuilerien sah — Aber die ganze Mauer war schon besetzt, und die Anwesenden lachten mich aus, als er sagte, ich sollte mir nun einen Platz aussuchen. Ich muſste ihm gleichwohl etwas geben und mich dann begnügen, den andern zwischen den Beinen durchzusehen.

Inzwischen ergetzte ich mich mehr an den muntern Auftritten aller Art, die es unter den Zuschauern, womit der Carrouselplatz übersäet war, gab, als an den militärischen Manoeuvres und Schwenkungen der Consulargarde. Mir ist auf der Welt nichts langweiliger, so nothwendig die Sache auch seyn mag, und alle Welt darnach läuft, als militärische Musterung, sollte sie auch, wie hier, von den schönsten und gewandtesten Kriegern der Welt geschehen. Es ist weder Spaſs noch Ernst, weder Geist noch Leben in dem Geschäfte, aber mehr als genug Anmaſsung und eintönige Langsamkeit, die nur zuweilen, wie die Adagios des berühmten Euporus, durch eine alle Instrumente durchfahrende schnelle Bewegung aufgeweckt wird, und sogleich wieder erstirbt.

Ich sehe nicht gern zu, wie Menschen, an denen einzeln so manches schöne zu beobachten wäre, zu gleichförmigen Maschinen gemacht werden, und nach der Willkühr eines Einzigen in langen Reihen entweder wie Bildsäulen stehen, oder sich in langsamen Intervallen schnurgerade bewegen müssen.

Als es endlich hieſs, Bonaparte komme, richtete sich auf Ein Mahl alles auf, und alles war nur Ein Blick nach Ihm hin, und ich empfand jetzt lebhaft, daſs es doch etwas ist: *Digito monstrari, et dicier, hic est!* und daſs sich wohl was dafür thun lasse. Er setzte sich auf ein weisses Pferd und sprengte, begleitet von Generalen und Offizieren, in den Reihen seiner Krieger herum, die wie unbewegliche Mauern da standen. Vor ihm neigten sich die Fahnen und eine herrliche Musik erscholl. Wegen der Entfernung konnt ich seine Miene nicht recht sehen, wie ich wünschte, daher ich auch nicht sagen kann, daſs er einen grossen Eindruck auf mich gemacht habe; so viel sah ich, daſs er gelbblaſs und klein ist und sehr einfach gekleidet war. Unterhaltend war es, meine Nachbarn zu hören, wie redselig sie jede seiner Bewegungen mit Worten begleiteten: *Il fait un mouvement de la main, est-ce qu'il parle?* fragten sie einander. *Voila qu'il s'arréte, il donne des ordres sans doute*, sagten sie wenn er still hielt. Und wenn er sich plötzlich in eine andre Reihe hineinwandte und die vorreitenden Offiziere zurücklieſs: *Ah! il cherche à tromper ses aides-de-camp; tenez, comme il les attrape!*

In einer Stunde war dieſs königliche Schauspiel zu Ende, das wenigstens dem Theil des Volkes, so ich beobachten konnte, sehr zu imponiren, und dasselbe mit tiefer Verehrung für die hohe Gewalt des Consuls zu erfüllen schien.

Da mich der Rückweg von meinem Restaurator (gewiſs hat diesen Nahmen ein Fremder, der sieben Stunden, wie ich, herumgeloſſen ist, erfunden) durch das Louvre führte, so fiel mir ein, das Gemählde der Sabinerinnen von David zu besuchen, das hier um einen gewissen Preis zu sehen seyn soll. Der erste Vorübergehende, den ich fragte, konnte mich dahin weisen.

In dem Vorzimmer zieht ein Mann das Geld ein, und gibt dafür eine gedruckte geschichtliche Erklärung des Gemähldes. Ich gestehe es, daſs ich mehr hinging, um gesehen zu haben als zu sehen, mehr um mit Ja antworten zu können, wenn man mich künftig fragen würde, ob mir auch etwas von David zu Gesicht gekommen; denn auch von dem geschicktesten französischen Künstler wagte ich nicht etwas zu erwarten, dessen Anschauen nach den Meisterwerken, welche das Museum umsonst darbietet, mit Geld bezahlt zu werden verdiente. Aber hier hatte ich ein Mahl die Freude mehr zu finden, als ich erwartete. Gleich bey meinem Eintritte, als ich das Werk ansichtig wurde, verschwanden alle Vorurtheile, die ich von David, als einem Meister aus der französischen Schule, hatte, und, man erkläre es wie man wolle, auch die nachtheiligen Vorstellungen verschwanden, so ich von ihm als Mensch wegen seiner vormahligen politischen Excesse bekommen. — Ich sahe ein Gemählde vor mir von grosser lebendiger Wahrheit, der richtigsten vom Genius des Alterthums geleiteten Zeichnung, und einer grossen Kunst im Colorite, ich meine die gelungene Bemühung, widersprechende Partien desselben in gefällige Harmonie zu bringen.

Ich hörte freylich einige Anwesende über Disharmonie der Farben klagen, weil sie glaubten ein graulicher Ton einiger Theile steche gegen die kräftige und reine Wärme der Figuren des Vorgrunds zu stark ab; ich fand aber nicht, daſs dieser Abstand beleidige oder irgendwo die Harmonie störe, sondern er schien mir im Gegentheil die Figuren mehr herauszuheben und die Haltung zu bestimmen. Wer wollte dieser geübten Hand, die man in jedem Pinselzug erkennt, Mangel an praktischer Wissenschaft vorwerfen, und sagen dürfen, der grosse Meister habe aus Unverstand gethan, was bey genauer Prüfung nicht einmahl ein Fehler ist, sondern vielmehr eine zarte Sorgfalt verräth, der Mannigfaltigkeit der Natur getreu zu bleiben, und eine, auch guten Künstlern so gewöhnliche manierirte Einförmigkeit des Tones zu vermeiden. Dem sey wie ihm wolle! Es herrscht eine solche weiche, natürliche Rundheit in den Gruppen und einzelnen Figuren, die von der gröſsten Geschicklichkeit des Mahlers auch in den mechanischen Theilen der Kunst zeuget, und sich gewiſs selten in einem so grossen Bilde, das nicht auf eine gesuchte künstliche Weise beleuchtet ist, findet.

Da David viele Feinde hat, so sind auch seine Meisterstücke ungerechtem Urtheile desto mehr ausgesetzt. Solche Urtheile lassen sich aber nicht zurecht weisen. Wer sie öffentlich ausgesprochen hat, kann sie Ehren halber nicht wohl zurücknehmen, und der Neid thut es noch weniger. Klüger ist es, ihrer gar nicht zu gedenken, und nur über die Sache selbst, nicht über die Urtheile, zu urtheilen.

Ich werde nicht von Paris weggehen, ohne diese von einem hohen Geiste beseelte Composition, die den gröſsten Erfordernissen der Kunst entspricht, und, meiner Empfindung nach, neben den Meisterstücken aller Zeiten stehen darf, noch ein Mahl zu sehen, und noch näher über ihren innerlichen Werth einzutreten (*).

Dem Gemählde, das mitten im Zimmer in schöner Beleuchtung steht, hängt ein sehr grosser Spiegel gegen über, damit es auch darin betrachtet werden könne, und Bänke sind umher gestellt, um es in jeder Distanz bequem zu sehen. In dem Vorberichte zu der gedruckten Erklärung rechtfertigt sich David bescheiden und würdig, und, wie mich dünkt, vollkommen über die vorher in Frankreich nicht übliche bezahlbare öffentliche Ausstellung. Wie gern

---

(*) Ein Theil von dieser spatern Beschreibung des so hoch gepriesenen und so strenge getadelten Kunstwerks findet sich in dem I. Heft des Helvetischen Journals für Litteratur und Kunst, Zurich 1802. — David hat schwer an seinem Ruhm zu tragen, weil er in der Kunst über sein Zeitalter erhaben ist, und ausser derselben so viele Blössen gegeben hat. Davon künftig.

wollt' ich noch so viel geben, wenn ich seine andern berühmten Gemählde auch sehen könnte!

Nachdem ich zu Hause Uhr und Geld abgelegt hatte, weil ich nicht immer die Hände zur Huth in der Tasche haben mochte, so ging ich mit einem Bekannten in die Oper. Da Vestris heute tanzte, und der Graf von Livorno erwartet wurde, so war bald alles ausserordentlich voll, und wir muſsten anderthalb Stunden warten im Gedränge und Geräusche des Parterres, bis die Musik anfing.

Wer kennt nicht schon die Wunder der französischen Opera aus hundert wunderbaren Erzählungen und Beschreibungen! — Ich fand jetzt alles zu klein, weil mir alles zu groſs war vorgespiegelt worden. Das Haus ist auch wirklich, so geräumig es seyn mag, für die grosse

Stadt zu klein, denn heute, und das soll bey berühmten Singspielen immer so seyn, wurden viele Leute, die zu spät kamen, wieder abgewiesen. Es ist aber höchst beschwerlich, wenn man, um einen mittelmässigen Platz zu haben, zwey Stunden zu früh kommen und in der Menge fast ersticken muſs. *Tanti pœnitere non emo*, heiſst es daher bey vielen des schwülstigen Gesanges und der Scenerey satten Parisern, welche dafür lieber die kleinern Theater besuchen, deren gefälligere Musik sie leicht auffassen, und im Nachhausegehn fröhlich wieder durch die Nase von sich geben können. Heute aber machten sie eine Ausnahme, um auch wieder einmahl einen König zu sehen, wie sie sagten. Allein er kam nicht, und man muſste sich mit den fürstlichen Personen der Bühne und dem luſtigen Könige des Balletvolkes begnügen, die auch ihr fabelhaftes Geschäfte besser verrichteten, als mancher audre sein wirkliches.

Das Spiel des Orchesters, der Gesang und die Reinheit der Stimmen kamen mir, der ich noch nichts so gehört hatte, bewunderswürdig vor; nur wollte mir das unmäſsige Geberdenspiel, und besonders die künstliche Wuth der ersten Sängerin nicht recht einleuchten. In diesem Grade fand ich es unschicklich, weil es oft zweifelhaft war, ob der Gesang den körperlichen Affekt oder dieser den Gesang begleite. Ueberhaupt schien es mir, sie thun durch zu viel mimische Action dem wahren Geschmacke des lyrischen Vortrags Abbruch. Es liegt, zumahl bey dem hohen leidenschaftlichen Gesang, schon so viel hinreissende Gewalt in der künstlichen und zweckmässigen Verbindung der Töne, womit der Meister in der Kunst eine Empfindung wecken wollte, daſs es oft nur einer schönen, entsprechenden und biegsamen Stimme, und nicht einmahl des Verstandes der Worte bedarf, ja selbst diese manchmahl hinderlich sind, um die Vollkommenheit des Eindrucks zu vollenden, und also ein zartfühlendes Gemüth durch die physische Anstrengung des Sängers, seinem Gesang allen möglichen sinnlichen Ausdruck zu geben, wenn sie auch noch so mahlerisch schön wäre, auf eine unangenehme Weise von der reinen Empfindung abgezogen und zerstreut wird. Ich war oft versucht, die Augen zu schliessen, um nur zu hören und nicht zu sehen, und nicht in dieser überhäuften Beschäftigung beyder Sinne um den einfachen und wahren Genuſs zu kommen, und mir fiel oft ein, woran vielleicht nur das übertriebene Spiel Schuld war, ob nicht überhaupt die überirdische Sprache der Musik, und also auch der menschliche Gesang, der schönste Theil derselben, jede andre, als ihre eigne unmittelbare Apparenz verschmähe?

Bey der Oper muſs man nun freylich hierüber ein Auge zudrücken, oder vielmehr eines offen behalten, weil sie nicht blos ein musikalisches

Werk seyn soll, sondern ein Schauspiel von Schauspielen, wobey alle schönen Künste konkurriren, und mimische Handlung als Instrument der Poesie, wie auch Mahlerey und Baukunst, eben so viel Anspruch auf das Auge machen dürfen, als die Tonkunst auf das Ohr. Ob dann aber alle diese gehäuften Wirkungen in eine einzige Empfindung im Herzen zusammenfliessen, und so die vollendete Täuschung ohne Gleichen hervorbringen können, die eigentlich der Zweck des Ganzen seyn sollte, das ist eine andre Frage, worüber ich im ersten Mahle nicht urtheilen kann; denn jetzt wenigstens war es mir nicht möglich, den bleibenden Eindruck einer zusammenhängenden Handlung daraus zu fassen. Hingegen aber, ich gestehe es, gefiel und bezauberte mich, ausser dem Zusammenhange, beynahe alles, besonders aber die orchestischen Fechterspiele, so den Zwischenakt ausmachten, die mit unvergleichlicher Kunst, Behendigkeit und nach den

Antiken studirter Zierlichkeit aufgeführt wurden.

Die Dekorationen sind zwar nicht abgenutzt, aber doch etwas alt; übrigens schön gemahlt, und täuschend, was nemlich Architectur vorstellt, denn Wald und Hügel werden auch die stärkste Imagination nicht ins Elysium versetzen. Sie werden durch ein widriges Pfeifen geleitet, und ihre Veränderung geschieht zwar als physikalisches Experiment schnell genug, doch nicht so, daſs der Einbildung nichts zu wünschen übrig bliebe, wie man mir gesagt hat. Von ausserordentlicher Wirkung war jedoch am Ende des Stückes (*Hecube*) der Brand Troyas. Ob gleich eine sinnliche Täuschung auf dem Theater nie statt hat noch haben soll, weil die Theaterwelt eine eigne und nicht die wirkliche Welt seyn und ihre Wahrheit immer in den Grenzen der schönen Kunst bleiben muſs, so empfand ich doch unerwartetes Schrecken bey diesem Chaos der Zerstörung. Rauch stieg aus den Häusern empor und verzehrende Flammen. Tempel und hohe Palläste stürzten krachend ein. Zerstreute Krieger liefen ängstlich oder wüthend zwischen den brennenden Trümmern umher, und von fern entfloh der fromme Aeneas zu seinen am Meere wartenden Gefährten. Es war ein lebendiges Gemählde im Kleinen von der schrecklichen Begebenheit, dessen Wirkung noch durch künstliches Geräusch und das laute Erstaunen der Zuschauer vermehrt wurde. Freylich nur für Augenblicke täuschend, aber auch nur Augenblicke dauernd. So mannigfaltigen und grossen Effekt, mit so viel Geschmack dargestellt, hätte ich in einem so beengten Raume nicht möglich geglaubt.

Zum Beschlusse wurde das Ballett Psyche gegeben, wo ich also beym ersten Besuche schon das Berühmteste in seiner Art, den Vestris als Amor, sahe. Ich mochte aber sehen wie ich wollte, so konnte ich jetzt noch keine Vorzüge vor den andern Tänzern an ihm bemerken, vielmehr fand ich mehr Behagen an andern, vielleicht nicht so künstlich schnellen, aber schönern Gestalten; denn zu einem Amor schien er mir mit seinem grossen Kopf und unamorosen Gesichte nicht gemacht zu seyn, besonders wenn ich mir den Cupido der Antikensammlung dagegen dachte. Allein ich will ihm nicht Unrecht thun; es ist nicht möglich, daſs ein Neuling, wie ich hier war, die Feinheiten einer so vervollkommneten Kunst im ersten Erstaunen fassen könne.

In dem Anschlagzettel hatte ich gelesen, daſs ein Tänzer, ich weiſs seinen Nahmen nicht mehr, den Zephyr machen würde, und war neugierig zu sehen, wie man einen Zephyr tanzen könne. Ich begriff es aber bald. Der Knabe schien, wie von leichten Winden getragen, den Boden kaum zu berühren; man hätte geglaubt, er würde über Blumen hinhüpfen können, ohne sie zu verletzen. Er spielte auch die ganze Zeit über mit einer solchen Hingebung und naiver Anmuth, und doch mit so abgemessener Richtigkeit, daſs er mein Wohlgefallen im vorzüglichen Grade hatte, indem ich bey den meisten andern eine gewisse Begierde in die Augen zu fallen, eine Hinsicht auf die Zuschauer wahrnahm, die nicht im Geiste des Stückes lag.

So gedacht und ausdrucksvoll die Pantomime übrigens ist, so thut man doch wohl, wenn man sich vorher mit dem Inhalte des Balletts bekannt macht, denn so klar ist die Darstellung doch nicht, daſs man alles ohne Vorbereitung verstände. In dem Ausdrucke der Sehnsucht und des zärtlichen Verlangens schien mir indessen nicht nur die deutlichste Sprache, sondern auch die meiste Grazie zu liegen. Aber auch üppige Freude, Eifersucht, Zorn, Veneration und andre Affecten wuſsten sie äuſserst anschaulich zu machen, und dennoch alle ihre Bewegungen, auch die sprechendsten, immer in den Schranken der höchsten Eleganz zu erhalten. Diefs ist die Schule des körperlichen Anstandes, hier findet der leichte Franzose das Ideal seiner gefälligen Sicherheit und Gewalt über den Körper, wodurch er sich so sehr über andre Nationen erhaben fühlt. Aus diesem Garten pflückt die feine Pariserwelt die Blume der Grazien, und streut ihren Samen aus in die empfänglichen Provinzen, ja in ferne Länder, auf deren fremden Boden aber sie seltener in einheimischer Fülle gedeiht. — Wer wird es dem grossen Vestris verargen, wenn er, sein unendliches Reich überschauend, seine Wichtigkeit fühlt, und sich den Unsterblichen zugesellt; Er, von dem Königinnen mit Bewunderung sprechen, und über dessen Anblick die Hirten der Völker ihre menschenbeglückenden Sorgen vergessen!

Er-

Erschöpft von Durst und Müdigkeit kam ich um Zwölfe nach Hause, denn ich hatte in der Oper eine unerträgliche Hitze ausgestanden und auf den Bänken des Parterres sehr enge und unbequem gesessen.

Des folgenden Morgens (26. May) machte ich mich bey guter Zeit mit einem meiner Reisegefährten auf den Weg zum helvetischen Minister, der unweit der elysäischen Felder wohnt. Er hat ein schönes Haus, aber zu meinem Befremden fand ich es im Innern viel stiller und ruhiger, als ich bey einem Ambassador erwartet hatte. Nirgends keine Schildwache, keine Staatskarosse, keine rauchende Küche, keine Bedienten, nicht einmahl ein Hund in dem leeren Hofe. Mit Mühe entdeckten wir endlich einen Mann, der uns den Weg ins Büreau wies. Auf den einſamen Treppen und Gängen hörten wir, wie in einem Kloster, unsre eignen Fuſstritte wiederhallen. Auch auf dem Bureau, wo zwey Secretäre saſsen, schien mehr gute Ordnung als Geschäftsdrang zu herrschen, welches alles mir keine grosse Idee von der Bedeutsamkeit unsrer Republik gab. Da der Minister noch nicht aufgestanden war, weil er spät in die Nacht hinein arbeite, so hieſs man uns (es war 9. Uhr) in zwey Stunden wiederkommen. Aber wohin sollten wir nun gehen, um die kostbare Zeit nicht zu verlieren? Es fing an zu regnen, wir waren weit von unsrer Wohnung, und da wir doch bald wieder kommen muſsten, so wäre es nicht der Mühe werth gewesen, heim zu fahren. Wir waren unzufrieden mit unserm Gesandten, der wie ein grosser Herr bis Mittag schläft, und wenigstens reisenden Landsleuten hülfreich seyn sollte, da er so wenig für die Republik thun kann. Das war aber im Unmuth gesprochen; wir thaten ihm Unrecht, weil wir ihn noch nicht persönlich kannten.

In dem anstossenden Tuileriengarten war ein prächtiges neues Caffehaus, wohin wir gingen. An leichter und reinlicher Bedienung sowohl, als an reichem und geschmackvollem Bau der Zimmer, übertraf dieser Ort noch alle andern, so ich bisher gesehen. Solche feine Dekorationen und zarten Möblen, die man hier allenthalben antrifft, welche mit einem einzigen derben Rucke zerstört werden können, müssen gewiſs auch einen guten Theil dazu beytragen, den Parisern die leise Geschmeidigkeit zu geben, so ihnen eigen ist; und diese zur Natur gewordene Eigenschaft raffinirt dann hinwiederum auf neue Gegenstände des Luxus nach ihrem Geschmacke, bis zuletzt das elegante Geräth so federleicht und dünne wird, daſs man kaum mehr husten darf, aus Furcht, alles zum Fenster hinauszublasen.

Dann gingen wir noch in dem Garten herum. Da er jetzt noch ganz einsam war, so konnten wir seine Schönheiten und Vorzüge ungestört wahrnehmen und prüfen, die hauptsächlich in der edeln Einfalt seiner Anlage und der Vermeidung alles Ueberladenen und Gesuchten gegründet zu seyn scheinen. Hier erblickt man nicht mehr die zugestutzte Steifigkeit und langweilige Eurythmie der alten französischen, noch das eben so unerträgliche wilde Kinderspiel der englischen Gärten, nichts Unnatürliches und auch nichts Uebernatürliches, keine mauerhohe glattgeschnittene Hecken, keine mühsame Wasserkünste, die nur bey Festivitäten laufen und die übrige Zeit stinkende Pfützen sind, keine verschnörkelten Bäume und Beeten; hingegen auch keine kindische Ueberraschungen von zerfallenen Tempeln, enormen Brücken über seichte Bächlein, dürftigen Wasserfällen, arkadischen Grabmählern, und andern dergleichen Dingen, die niemand täuschen als wer gern sich selbst täuscht — sondern es ist ein edler Lustgarten von leichtfaſslichem regelmäſsigem Plan, in welchem aber in geschmackvoller Vereinigung alles angebracht ist, was die Natur dem Auge liebliches darbiethen kann, vom bunten Farbenspiele der auserlesensten Blumen bis zum erhabenen Gewölbe der grünen Linden. Alles ist wohlgeordnet und sauber unterhalten, ganz und unverstümmelt. Reihen der schönsten Orangenbäume zieren die offenen Gänge, und Bildsäulen von Marmor und Erz leiten unsre Phantasie in die grossen Zeiten des Alterthums.

Allenthalben ist ein weiter offener Blick, nichts enges noch widriges für das Auge. Die vordere Seite des Gartens schlieſst das Schloſs der Tuilerien, von welchem zwey Terrassen ausgehen, die den Garten umfassen und sich beym Ausgange desselben in zwey reichgeschmückte Hügel zusammenziehen, wo man die prächtigste Aussicht hat, die ich in meinem Leben gesehen, nicht nur über den weiten Garten hin bis an das Schloſs, sondern über den Eintrachtsplatz und seine lebendige Welt, auf die zierliche, Gebäude des Garde-meuble und die elysäischen Felder, und jenseits des Wassers über die königlichen Brücken, die Palläste und Hotels, den Dom der Invaliden, bis auf die fernen Höhen von Meudon und Passy.

Aber so ein Garten will bevölkert seyn, das ist offenbar der Zweck seiner Anlage, dazu sind die weiten Gänge, die luftigen Wälder, der mit Gitterwerk verwahrte Blumengrund und die reichen Terrassen, alles deutet darauf hin. Es ist nicht der Garten eines reichen Privatmanns, nur für seinen und einzelner Freunde Genuſs gebaut, wo sich angenehme Irrgänge, romantische Scenen und liebliche Nachlässigkeiten zweckmäſsig anbringen lassen; noch das phantastische Lustrevier fürstlicher Anglomanie, wo alle Schönheiten und Schrecknisse der Natur in eine Musterkarte zusammengedrängt sind, und vom Sturm zerrissene Wälder mit blühenden Fluren, haushohe Alpen mit unterirdischen Höhlen, und Nachtigallen mit Fröschen sich in ein harmonisches Ganze vereinigen müssen, das Mode und Gutmüthigkeit zwar einen Augenblick anziehend finden, aber eben so bald überdrüssig werden, weil aus diesem zusammengestückelten Naturgewande die Mühsamkeit der Kunst allenthalben zu schnell die Ohren hervorreckt, wo es dann mit dem eingebildeten Naturgenusse sein Ende hat.

Es ist ein öffentlicher, mit den anmuthigsten und edelsten Gegenständen der Natur geschmackvoll ausgeschmückter Platz, den neben seinen Pallast hin der König, oder sein Aequivalent die Regierung der unermeſslichen Hauptstadt, groſsmüthig gepflanzt hat und unterhält, weniger für sich selbst als für die Ruhe, Erhohlung und gesellschaftliche Freude der zahllosen Einwohner; wo sich die Grossen, Schönen und Beglückten gern und in Menge jeden Abend sehen lassen, und jetzt auch der bescheidene Arme ungestört wandelt. Das freudige Volk aufzunehmen und mit seinen Gaben und Schönheiten zu ergetzen, dieſs ist der Charakter und die Bestimmung dieses herrlichen Gartens, dafür strecken die weiten Alleen ihre Arme aus und biethen die breiten Terrassen ihren Rücken. Dann erscheint er auch in einer Vollkommenheit, die wohl nirgends in diesem Grade sich findet.

Als wir zu unserer einsamen Gesandtschaft zurückgekehrt waren, muſsten wir unsere Pässe dort lassen, wofür man uns ein anderes Papier gab, das wir bey dem Polizeypräfect vorweisen sollten. Nachher führte uns der Secretär zum Minister selbst. Ich glaube, dieser gelehrte und liebenswürdige Mann habe hier, wie ers auch verdient, ein angenehmes Leben, das angenehmste von allen denjenigen, welche Berufswegen an unsrer Staatsgaleere rudern. Seine Bescheidenheit und Wissenschaft machen ihn in Paris beliebt, er hat ein gutes Auskommen und wenig Geschäfte, er ist entfernt von unsern tollen politischen Ereignissen und dem noch tollern Geschwätze darüber, und sitzt gleichwohl an der Quelle der wichtigsten Neuigkeiten, und was ihm noch lieber und angemessener seyn mag, an dem castalischen Brunnen, der hier aus tausend Röhren unerschöpflich quillt. —

Er versprach uns Zutrittsbillette zur grossen Parade, welches mir erwünscht war, denn wie dürfte ich mich zu Hause wieder blicken lassen, ohne die erste Frage beantworten zu können, ob ich den grossen Bonaparte gesehen habe?

In der Policeypräfectur waren wir bald spedirt. Wir bekamen Sicherheitskarten, die wir während unsers Hierseyns beständig bey uns führen müssen. Von da suchten wir den Wechsler auf, welchem wir empfohlen waren. Da wir gestern eine falsche Adresse bekommen hatten, so liefen wir uns müde, ohne ihn erfragen zu können, bis uns endlich ein Geldtrager zurecht wies.

Auf solchen unfreywilligen Wanderschaften lernt man die Straſsen bald kennen, und ihre Wahrzeichen, wie die Handwerkspursche sagen. Am anziehendsten unter diesen war mir der Pont-neuf, wegen der mancherley Vorstellungen, so ich mir von Jugend auf aus französischen Romanen und Lebensbeschreibungen davon gemacht hatte, und auch wegen seiner wirklichen Schönheit und mahlerischen Lage, vorzüglich aber wegen des regen Lebens und Treibens, das sich ruhelos darüber hinwälzt. Man nennt diese Brücke mit Recht das Herz von

Paris, weil von da aus als dem Mittelpunkte der grossen Stadt die Bewegung in alle Gassen, wie das Blut in die Adern des Körpers, strömt. Vordem hieſs es, man könne keinen Schritt auf der Brücke thun, ohne auf einen Pfaffen oder eine H . . . zu stossen, jetzt nicht mehr; jene sind verschwunden, und diese müssen vermuthlich andre Schliche haben, denn daſs sie noch irgendwo existiren, beweisen die antisiphilitischen Zettelchen, die einem hier bey Dutzenden in die Hand gesteckt werden, wenn man schon sagt, man habe ihrer nicht nöthig. Ausser dem Gewimmel der Hin- und Hergehenden, das so groſs ist, daſs zwey nicht bey einander stillestehen können, ohne fortgestossen zu werden, hat die Brücke noch ihre besondern Bewohner; auf den Stufen der Trottoirs lagern sich in gehörigen Distanzen Schuhflicker und Schuhputzer, vorzüglich aber eine eigne Klasse von „*Artistes*", die kleine Fahnen von Blech vor sich aufgestellt haben, worauf ihre Beschäftigung beschrieben ist: *N. N. tond les chiens, coupe les chats et va en ville.* — Längs dem Geländer der Brücke sind wohl versehene Buden aller Art, besonders findt man da auserlesene Früchte und Pomeranzen. Auf dem Platze Henry IV. steht jetzt ein niedliches Kaffehaus, das aber seiner vortrefflichen Lage ungeachtet sein Glück bisher nicht gemacht hat, weil der Geist des grossen Heinrichs, dessen Bild hier aufrichtiger verehrt wurde, als die fabelhaften Heiligen der Kirche, noch manchen von dem Eintritte in diesen entweihten Ort abwehrt. Gegen über liegt die Place Dauphine; wer hier in den vordersten Häusern wohnt, lebt an dem kurzweiligsten aber auch unruhigsten Orte von ganz Paris, und vielleicht auf dem bevölkertesten Flecke von Europa.

Da das *Théâtre Montansier*, welches in dem Palais royal liegt, noch nicht offen war, so ging ich in den Arkaden herum, und besahe alle die Bedürfnisse des Reichthums, welche hier in unglaublichem Ueberfluſs auf das reitzendste zum Kauf ausgestellt sind. Wie viele Dinge gibt es, derer ich nicht bedarf! wagte ich mit Socrates zu sagen, ging aber vielleicht darin von ihm ab, wie leider noch in manchem, daſs ich doch mit grossem Vergnügen dabey verweilte. Dieſs Verweilen bey den Gewölben scheint jedoch nicht zum guten Tone zu gehören, denn beynahe jedermann ging vorbey ohne die Sachen anzusehen, und mein neugieriges Betragen reitzte die Aufmerksamkeit der umherwandernden Schönheiten, welche sich nicht unter die Dinge zu zählen pflegen, deren Socrates und die Fremden nicht bedürfen. Sie stellten sich in den Weg und wollten auch gesehen, oder gar, wie mir eine zu verstehen gab, ins Theater geführt seyn. Obgleich hierdurch der gute Ton weniger beleidigt worden wäre, als durch das Anstaunen der Butiken, so hielt ich doch einen stillen Rückzug für das sicherste, weil ich keine Komödie in der Komödie spielen wollte, und die Socratische Methode der Unterhaltung mit diesen Hetären mehr theoretisch bewundere als praktisch verstehe.

Montansier ist das Theater für die lustige Welt, und daher ausserordentlich besucht. Die Wahl der Stücke und der Schauspieler, alles ist nur auf momentanes Lachen abgesehen, und die Ausführung entspricht dieser Absicht vollkommen. Darüber hinaus wird aber kein Schritt gegangen, auch erwarten solches die Zuschauer nicht, denn es ist ein Geplauder und Gelächter in den Logen und allenthalben, dafs man bald merkt, dieser Ort werde nur für oberflächliche Belustigung besucht, und blos um die vornehmsten Züge und Melodien zu haschen, nicht um ernsthafter Ueberlegung einen Augenblick Raum zu geben. Da die sentimentale weibliche Kennerklasse, welche das Schöne nur in der Tugend und die Tugend in Worten sucht, diesen Schauplatz leichtsinniger Fröhlichkeit der Anständigkeit halber nicht besuchen darf, so wird der Geschmack einzig durch die Bedürfnisse derjenigen bestimmt, welche hier den Ton angeben, und das sind junge Müssiggänger oder reiche Parvenüs, dergleichen es jetzt so viele gibt, mit ihren Mädchen; diese Leute sind ungebildeten Geistes und wollen nichts als sinnlich belustiget seyn.

Ein Schauspieler ist hier, *Brunet*, der sich durch seine treffende Wahrheit in Vorstellung lächerlicher Einfalt einen Nahmen gemacht hat. Er kam mir auch wirklich unterhaltend vor, allein man hat doch erst den rechten Genuſs an diesen Leuten von schalkhafter Laune, wenn man sie näher kennt. Das erste Mahl machen sie nur geringe Wirkung, weil die erste Bekanntschaft unter Menschen immer ernsthaft ist. Wir müssen mit ihrer Weise bekannt werden, ihre Figur und ihr Ton muſs uns nicht mehr fremd seyn, erst dann treten wir in ihre eccentrische Bahn und begreifen ihre Eigenschaft. Und wenn sie einmahl den Beyfall erhalten haben, so hat niemand kein besseres Spiel als solche Lustigmacher und witzige Leute; der Glaube eilt ihren Werken zuvor; man geht allen ihren Aeusserungen mit der Erinnerung ihrer vorigen Schwänke entgegen, und strengt seinen Scharfsinn an, alles ihr Thun und Lassen nach dem Ideale zu bilden, das man sich von dergleichen Lieblingen der lustigen Gesellschaft gemacht hat. Dann fällt es ihnen nicht schwer, es bald so weit zu bringen, wie der ehmalige *Loustic* der alten französischen Schweizergarde; wenn er nur das Maul aufthat, so lachte das ganze Regiment.

Wie wird es mir seyn, wenn ich wieder in meiner stillen Heimath bin, da ich schon jetzt nach Verfluſs von ein paar Tagen mich an den betäubenden Lärm des hiesigen Lebens zu gewöhnen anfange? — Wie einem, denk ich, der von seltsamen Träumen erwacht, und sich derselben auf seiner einsamen Lagerstätte behaglich erinnert. Lange werd ich dieses Traumes eingedenk seyn!

Da ich heute (27. May) das Museum verschlossen fand, weil es jeden Septidi ausgekehrt wird, so ging ich zum Zeitvertreib längs der *Gallerie du Louvre* an der Seine hin und her, welches bisher einer meiner liebsten Gänge ist, weil man auf beyden Seiten, besonders über dem Wasser, eine so weite Aussicht schöner Gebäude hat, und bey der Frequenz des Platzes doch vor den unerträglichen Kutschen und Cabriolets sicher ist. Hier erfuhr ich, daſs eine Sache im gleichen Augenblicke mit gleichem Recht die ganze Aufmerksamkeit des einen beschäftigen und vom andern sehr gering geachtet werden könne, ohne daſs deſswegen der eine oder der andre die Beschuldigung von Kälte verdiene, womit wir so geschwind über andre herfallen, wenn ihre Theilnahme unsrer Erwartung nicht entspricht. Denn indem ich auf der Mauer des Flusses ſaſs und das *Hôtel des Monnaies* betrachtete, sahen alle Vorübergehenden nach dem neuangelegten Bade Vigiers hinunter, und sprachen mit Entzücken von diesem schwimmenden Inselchen, ohne einen Blick auf das Louvre noch auf die herrlichen Quaygebäude zu werfen, noch die weite mit nichts als schönen Gegenständen beschränkte Ausdehnung ins bewundernde Auge zu fassen. — Sie kannten alles dieses schon von Jugend an, aber das Bad war für sie eine neue Entdeckung; mich hingegen interessirte jetzt das winzige Gärtchen nicht, weil mir alles gleich neu war. Bey ihnen muſsten die alten Kenntnisse der neuen Wahrnehmung Platz machen, bey mir noch das Kleine dem Grossen.

Indessen will ich diese niedliche Anlage nicht verachten; nichts ist unbedeutend was seiner Bestimmung entspricht, und schon der Vorgenuſs der Pariser beym Anblicke dieses einladenden Bades gibt demselben einen wirklichen Werth. Ich meine vielmehr, jeder solle sich seiner eigenen Vorstellungen und Erkenntnisse freuen, wenn sie nur aus eigener Kraft hervorgehen, und nicht blos anmaſslicher Schein oder Nebel der Einbildung sind. Dabey aber soll man auch nicht allzueilfertig, aus sogenannter guter Meinung, den andern bey der Hand nehmen und sagen: komm und theile meine Empfindung bey diesem Anlaſs! denn dieſs heiſst in den meisten Fällen den Starken zur Kälte und den Schwachen zur Heucheley hinführen, weil das menschliche Herz sich eben so ungern zu Gefühlen auffordern läſst, als der Verstand zum Glauben.

Uebrigens empfangen wir manchmahl die gröſsten Gedanken bey den kleinsten Gegenständen, und zwar nicht allein durch die Kraft, mit welcher Swift aus einem Besenstiel mehr Geist zog, als Harvey aus Sonne, Mond und Sternen, sondern öfters auch darum, weil unter den unzähligen Dingen, die Einfluſs auf unser Gemuth haben, und den Werth unsrer Anschauungen bestimmen, Zeit und Laune nicht die seltensten sind, so rein wir uns auch gestimmt wähnen mögen, und eine unmerkliche Analogie, eine dunkle Erinnerung unsern Verstand so oft leiten kann, als unsern Willen. Wir tragen nicht nur unsern Kopf, sondern auch unser Herz den Erscheinungen entgegen, und so gibt uns, Gott sey Dank, die Hütte eines Einsiedlers oft mehr zu denken, als die Säulenordnung des Louvres, ja die Erde oft mehr als der Himmel, und selbst in der strengsten Analytik weht der Geist noch wie und wo er will.

Eben so elend und abgeschmackt, als die Ehrenmeldung der Kanonenkugeln vom 10. August an den Tuilerien, kam mir jetzt die an einem Fenster des Louvres aufgestellte Schandschrift auf Karl IX. vor, welche sagt, daſs er von hier aus mit einem Karabiner auf sein Volk geschossen habe. Hier schoſs also der König auf sein Volk und dort das Volk auf seinen König; eins ist so sauber wie das andre. Welch ein Geschmack, die Schandflecken der Nation den Leuten durch Denkmähler ins Gedächtniſs zu rufen; ist es nicht schon zu viel, daſs die Geschichte davon sprechen muſs! — Aber man wollte das Königthum verhaſst machen, und beging die Ungerechtigkeit gegen die Geschichte, aus dem Leben böser Könige die schrecklichste That herauszuheben, um sie zum Scheusal aufzustellen, und hingegen die Statue des guten Heinrichs umzuwerfen und das Grab des heiligen Ludwigs zu entweihen; wodurch man zwar seinen Zweck erhielt, den Pöbel zu entflammen, aber damit auch eine gröſsre Blutrache auf sich lud, als Karl IX. mit seinem Karabiner.

162 So wird aber die wahre Freyheit nicht gestiftet, so wenig als durch die öffentlichen Werkstätte der peinlichen Justiz die wahre Gerechtigkeit; und wer aus der abscheulichen Handlung eines Königs Haſs gegen das Königthum schöpfen soll, darf auch mit gleichem Rechte um der Handlungen der Revolutionsmänner willen Haſs gegen das Freyheitthum nähren.

---

163 Wer in einem Fiacker fahren will, muſs sich mit kleinem Gelde versehen, denn die Kutscher machen immer Schwierigkeiten, wenn sie herausgeben sollen, und sich mit ihnen zu zanken ist für einen Fremden ein schlechter Gewinn; nicht so wohl, weil ein Fremder in diesem Labyrinthe nicht weiſs, wo er sich Recht schaffen soll, als weil man hier nicht zankt, wie an

andern Orten, denn auch der Zank hat hier seine Convenienz und der Zorn seine Sitte. Wehe dem, der diese nicht kennt und sich der Originalität seiner Leidenschaft überlassen, oder seine vaterländischen Ausdrücke des Unwillens ins Französische übersetzen wollte! Hier wird der Zorn in Spott gekleidet und der Schimpf muſs zu lachen machen, sonst ist er nicht gültig, und kömmt, wenn er auch das gröſste Recht auf seiner Seite hat, zu kurz. Ich hörte heute einen Schuhputzer mit einem Manne zanken, der ihn nicht bezahlen wollte, und erstaunte über das Besonnene und Abgemessene seiner Ausdrücke mitten im lebhaftesten Zorne; er wuſste seinen Gegner mit einem Strome empfindlicher Reden zu beschämen, ohne ein unanständiges Wort zu sagen. Wo findt man das anderswo? — Aber es war auf einem offenen Platze unter einer Menge von Leuten; ob es unter vier Augen auch so höflich abgeloffen wäre, ist noch die Frage. Denn das ist eben des Franzosen souveräner Grundsatz, welchem Vornehme und Gemeine bis in den Tod getreu bleiben, sich der Beobachtung vortheilhaft zu zeigen, und vor der Welt alles mit *bonne grace* zu thun. Nach dieser Maxime bildet er seine Geberden, seine Sprache, und sein ganzes gesellschaftliches Leben. Daher bey den Vornehmen dieser leise Ton, dieser Schein von Geduld und Theilnahme, diese oberflächliche Harmonie, diese Furcht vor Eigenheiten und „*cet esprit fondé sur les phrases qui circulent*", und bey den Gemeinen die behutsame und doch leichte Manier in Ausdrücken, die Mässigung im Affecte, das Schönreden mit Unbekannten, und die bey allem Freyheitsstolz sclavische Unterwerfung unter das, was öffentlicher Ton ist.

Am meisten muſs ich mich über die Leichtigkeit ihrer Sprache verwundern, denn es ist unglaublich, mit welcher Wohlredenheit man hier alles zu sagen weiſs, und mit welcher Bereitwilligkeit sich ihre Worte ihrer Vernunft, öfters auch nur einem Analogon derselben, anschmiegen. *Sermo datur cunctis* . . . kann man nirgends mit mehr Recht sagen.

So entsteht ihre Höflichkeit, eine Halbtugend, worin es die Pariser vor aller Welt am weitesten gebracht haben, und diesen Ruhm muſs man ihnen lassen; denn wenn sie auch gleich nichts weiter ist, als Gefälligkeit in Worten, so ist doch dieſs schon ein Verdienst, das jedermann behagt, und auch oft den Betrug versüſst, da hingegen die Grobheit niemand als sich selbst und der Schadenfreude gefällt.

Man würde sich auch irren, wenn man annehmen wollte, nach der Revolution seyen jetzt die Pariser weniger höflich; ich glaube vielmehr, sie seyen es mehr als vorher, aus dem gleichen Grunde, warum, nach Brydone, auf der Insel Malta mehr Lebensart herrschen soll als irgendwo, weil nun jeder von dem andern Genugthuung fordern kann, und daher keine verächtliche Behandlung mehr geduldet wird. Was in dem Sturme der Revolution geschah, wo der Teufel los und Grobheit an der furchtbaren Tagesordnung war, darf nicht dagegen gezählt werden, eben weil es ein vorübergehender Sturm war, auf welchen die natürliche Heiterkeit bald wieder folgen muſste.

NB Inzwischen ist Höflichkeit noch so weit von Dienstfertigkeit verschieden, als Wort von That; auch kann gewiſs mancher kalte und trockene Ausländer in dieser letztern wirklichen Tugend den aufmerksamsten und geselligsten Franzosen beschämen, und wenn der Unterschied wirklich zwischen zwey Nationen sich fände, daſs die eine höflicher und die andre dienstfertiger wäre, wer wollte nicht lieber zur letztern gehören? Ich bin weit entfernt, schon ein Urtheil fällen zu wollen, aber das muſs ich doch sagen, daſs ich bey dem ersten Besuche, so ich hier machte, ungeachtet aller dringenden Empfehlungen, so ich mitgebracht hatte, und aller Höflichkeit, womit ich empfangen wurde, verlustiges Geld auf meinen Wechsel herausbekam, und an dem zweyten Orte, wo ich einen Brief abzugeben hatte, ernstlich vor dem unglaublichen Geldhunger und Betrug, der hier herrsche, gewarnt und mir gesagt wurde, ich werde das *Point d'argent point de Suisse* anwendbarer auf die Franzosen als auf meine Landsleute finden.

Da heute die Andromache des Racine gegeben wurde, so war das Schauspielhaus (*Théâtre français*) schon zwey Stunden vor dem Anfange so voll, daſs ich kaum noch ein Plätzchen auf dem Parterre fand. Ich hatte also Zeit genug, den wohlgemahlten aber etwas abgenutzten Vorhang zu betrachten, und die sonderbare

Bauart der Logen, von welchen die untern ganz kahle Oeffnungen ohne Ausladung und Verzierung sind, hingegen springt bey den mittlern plötzlich eine reiche jonische Säulenordnung hervor, die zwar an sich niedlich ist, aber zu sehr gegen die Gemeinheit der ersten absticht, um ein schönes Ganzes auszumachen; daher rief auch einer, der neben mir saſs, aus: *C'est un château bâti sur des hameaux!*

Schon in der Oper hatte ich in den Logen die grosse und vornehme Welt mit ihrem imponirenden Gepränge vermiſst, und hier noch mehr, wo in den ersten Plätzen alles so kunterbunt und gedrängt saſs, daſs man sich kaum regen konnte. Ich weiſs wohl, daſs es hier zu Lande kein Vorrecht der Geburt, der Ehrenstellen oder des Geldes geben sollte, das sich Ehrenplätze auswählt, um von da auf andre hinabzusehen oder ihrer gar nicht zu achten, und das ist auch ganz recht. Aber das Theater hat seine eigne Welt, in der alles idealischer Schein ist, und alles sich nur in der abgemessensten Rangordnung bewegt und erhält. Sollte aber da, wo Könige und Helden uns zur Ehrfurcht, und edle Unglückliche zur Bewunderung oder zum Mitleid hinreissen, nicht auch eine der Natur des höhern Schauspiels analoge ernste Würde ausserhalb des Vorhangs Platz haben, damit die Wahrheit der Fabel und des Spiels nicht durch den Widerspruch im Betragen der Zuschauer leide? Wenn man auch die Schaubühne nicht als eine Schule der Sitten ansehen will — sie ist es aber doch — so sollte sie doch nur als Kunstwerk betrachtet, das durch die Personifikation der Geschichte unser Gemüth erheben will, von einem ihrem Zwecke angemessenen äussern Anstand unterstützt seyn. Wie sehr könnte dieser befördert werden, wenn statt der buntscheckigen Menge nur solche Personen zu den ersten Plätzen Zutritt hätten, deren Gegenwart durch ihre innere oder äussere

Vorzüge Ehrerbietung befiehlt. Wenn solche Ehrenplätze mit den Würdigsten besetzt sind, wenn in einer Loge der erste Consul mit seinen Gehülfen, in einer andern grosse Generale und Staatsmänner säſsen, wiederum andre für berühmte Gelehrte, für das ehrwürdige Alter oder ausgezeichnete sittliche Verdienste bestimmt wären, und auch angesehene Fremde einen besondern Sitz hätten, so würde dadurch dem Schauspiel selbst, diesem schönsten menschlichen Zeitvertreibe, Ehre gemacht, und der grosse Hauſe, der nie sich selbst beherrschen kann, wenn er keinen Herrn sieht, in den Schranken der Dezenz gehalten werden. Denn jetzt, da in den ersten Logen die gleiche muthwillige Unruhe herrscht, wie in den letzten, da alles in vermischten Hauſen zusammen sitzt, frech herumgafft, sich zuwinkt, mit Gläsern beguckt, aus und ein geht, erhält die Versammlung den Anschein von Unwissenheit, Geschmack- und Zügellosigkeit, den sie wohl nicht verdient.

Diesen Anschein vermehrt noch, wenigstens für den Fremden, das unerträgliche Klatschen, das unaufhörlich aus allen Ecken des Hauses ertönt, und mehr ungeduldige Reitzbarkeit als wahres Gefühl verräth. In ihrer übermässigen Lebhaftigkeit unterbrechen sie durch Klatschen jede Empfindung in ihrem höchsten Punkte, und treiben es so lange, bis sie sich und andere aus der Empfindung herausgeklatscht haben. Indessen steht der arme Schauspieler, mitten in seinem Affekte unterbrochen, entweder cataleptisch da, oder er hilft sich mit stummer Geberde, so gut er kann, selten aber auf eine geschickte Art, weil es mehr als schwer ist, zugleich der Gegenstand des lautesten Beyfalls zu seyn und eine fremde Rolle zu spielen. Würden nur die vorzüglichsten Schönheiten beklatscht, und kurz genug um das Spiel nicht zu unterbrechen, so möchte es noch angehen; aber auch das Mittelmäſsige findet hier wie allenthalben seine Bewunderer, und diese sind desto lauter, je weniger Verdienst ihr Beyfall hat, und am lautesten, wenn man gegen dieſs „Menschenrecht“ Bewegungen machen will.

Hier also das französische Trauerspiel in seiner Vollkommenheit, dachte ich. Meine Erwartung war gespannt. Auf der einen Seite erinnerte ich mich des harten auswärtigen Tadels, auf der andern des überschwenglichen einheimischen Lobes; ich fand aber beydes übertrieben. Wer hier persönliche Wahrheit verlangt, charakteristische Züge individueller Natur, der sucht was er nicht finden wird. Dichter und Schauspieler furchten sich vor dem natürlichen Leben, und aus Scheu gemein zu seyn, werden sie zu allgemein. Das wird nun freylich mit der Würde der Tragödie und dem Charakter der Nation entschuldigt, indessen fällt es doch jedem unbefangenen Fremden auf, ehe er daran gewöhnt ist; er muſs es aber bald

wer-

werden, glaube ich, um der mancherley äusserlichen Vorzüge willen, welche die tiefer liegenden Mängel bedecken. Diese Vorzüge, die ich um so viel mehr bewunderte, weil sie der ganzen Bühne gemeinschaftlich sind, bestehen in dem Adel der Sprache, in der Zierlichkeit der Declamation, Kunst und Lebendigkeit des mimischen Ausdrucks, dem feyerlichen Anstande, der sich nie vergiſst, und auch in dem letzten Schauspieler noch harmonisch mit dem Ganzen erscheint. Hier wird der tragische Dichter studirt, oder die Schauspieler und Zuschauer sind schon aus alter Bekanntschaft mit ihm vertraut, sein Geist und seine einzelnen Schönheiten werden gefaſst, und mit der berechnetesten Aufmerksamkeit auf den Geschmack des eingebornen Publikums vorgetragen. Da dieser Nationalgeschmack sich nur mit den äusserlichen Zeichen heroischer Leidenschaften begnügt, und nicht die ursprüngliche Stimme des Herzens vernehmen will, so können die daher entspringenden Mängel auch nicht dem Schauspieler zugerechnet werden, um so viel weniger, da auch die Dichter nach diesem conventionellen Geschmacke sich bequemen. — Wenn auch das Stück nicht alles leistet was es sollte, so leistet doch der Schauspieler das, was sein Publikum von ihm erwartet, in der möglichsten Vollkommenheit, und ersetzt durch ästhetische Wirkung auf die Einbildungskraft und den Verstand des Zuschauers, was ihm an unmittelbarer Berührung der Seele abgeht.

Es war mir immer, ich sähe den Geist Ludwig XIV. über der Bühne schweben, mit seinem angebornen königlichen Anstand und seinem falschen Ideal von Grösse, woraus seine abgemessene Feyerlichkeit, sein oberflächlicher Glanz und das gespannte Bestreben, immer bedeutend und wichtig zu seyn, entstand, und die Anmassung der Unfehlbarkeit in Urtheilen des Geschmacks, welcher ganz Europa so unbegreiflich huldigte, und welche auch die grossen Dichter jener Zeit zwang, ihre Ruhmbegierde diesem mehr königlichen als menschlichen Veto zu unterwerfen, und die Ausflusse ihres Geistes in den monarchischen Damm zu leiten, der alles ausschliessend, was gemeine Natur verkündigte, zwar den edeln Geschmack sicherte, aber auch manche originelle Quelle des Genies im Entstehen hemmte. Da grosse Menschen des Zeitalters diesem herrschenden Geschmack ein vollkommenes Genügen und selbst in diesen Bånden noch viel leisteten, und keine grössern nachfolgten, so wurden ihre Werke zur nothwendigen Regel gemacht, deren Gewalt mit ihrem Nutzen und Schaden sich noch auf den heutigen Tag erstreckt.

Schon lange aus schriftlichen und mündlichen Nachrithten mit dem französischen Theater bekannt, muſsten sich mir jetzt bey eigner

Vergleichung zwischen dem Gehörten und Gesehenen, und zwischen Gedicht und Spiel diese und andere allgemeine Betrachtungen leicht darbiethen; über den künstlerischen Werth einzelner Schauspieler aber war ich noch nicht im Stande ein Urtheil zu fällen, weil man keinen Menschen, der eine öffentliche Rolle spielt, richtig beurtheilen kann, ohne ihn persönlich zu kennen, das ist, ohne mit seinen Eigenthümlichkeiten, dem, was ihm die Natur aus Liebe oder aus Haſs gab, vertraut zu seyn, um nicht, welches so oft der Fall ist, an Idiosynkrasien zu hängen, und das wahre Talent zu übersehen.

N2 Doch kann ich über *Talma*, der den Orest spielte, nicht schweigen. Der Verstand, womit er ausgezeichnet vor allen andern seine Rolle vortrug, machte mir ihn gleich anfangs schätzbar. Es war nicht blosse hergebrachte Manier der Declamation, sondern Gefühl dessen, was er sagte, und ohne die nothwendige tragische Würde zu vergessen, wuſste er Wahrheit und Leben auch in den längsten Reden beyzubehalten. — Ob er im Affecte nicht zu oft die Hände über dem Haupt schüttle, ob sein Kopf nicht zu rund und sein Gesicht, besonders die Nase, zu kleinlich für diese grossen heroischen Rollen sey, wage ich noch nicht zu sagen, ob es mir gleich so vorkam: denn dieses sind eben jene vorübergehenden Eindrücke unvollkommener Neuheit, welche bald vor dem Uebergewicht der Trefflichkeiten verschwinden müssen.

Auch im Costüme schien er mir sich auszuzeichnen, jedoch auch demselben beynahe zu ängstlich zu folgen. Die emporgekräusten schwarzen Haare fallen freylich jetzt weniger auf, weil sie gerade Mode sind; aber die bis hinter die Elbogen nackten Arme hätten meiner Meinung nach mit fleischfarber Seide bekleidet seyn sollen. Ihre blasse Farbe und starken männlichen Muskeln gaben ihnen unter dem reichen farbigen Gewande ein trockenes und mageres Ansehen, das den heutigen Geschmack, der nicht gewohnt ist, nackte Mannsarme zu sehen, beleidigt. Der griechische Orest mag freylich keine seidenen Ermel getragen haben, aber der französische darf es gleichwohl thun, thut und sagt er doch noch vieles, das eben so wenig griechisch ist. Des Euripides Orest in der Maske und den Kothurnen mag dem Sohne des Agamemnon eben auch nicht sehr ähnlich gesehen haben. — Das Costume des Theaters muſs, so wie es Empfindung und Sprache auch ist, theatralisch, das ist, sublimirte Natur und nicht blosse historische Wahrheit seyn, und sich daher auch nicht allzustrenge weder an die alte noch neue Mode binden, um nicht durch jene zu fremde und durch diese zu alltäglich zu werden.

Uebrigens ist es doch ein grosser Unterschied, ein Stück nur zu lesen oder von einem solchen Schauspieler aufführen zu sehen, denn so ein geschickter Mann weiſs oft gerade das am meisten zu beleben, worüber man im Lesen kalt hinweggeht. So hat der letzte Auftritt, wo Orest den Geist des Pyrrhus zu erblicken glaubt, nie keinen Eindruck auf mich gemacht, sondern ist mir immer nur als ein Handwerkskunstgriff des Dichters vorgekommen, um dem Pylades Gelegenheit zu geben, seinen Helden lebendig zu retten. Aber die erstaunliche Kunst, womit Talma nach und nach in diesen Zustand der Gemüthsverwirrung hineintrat und stufenweise bis zur Wuth und Ohnmacht fortschritt, erschütterte mich, und stellte mir ein eigenthümliches Gemählde dar, wovon das Verdienst allerdings mehr dem Schauspieler als dem Dichter zu gut kommt. Solche Darstellungen, deren Lebendigkeit und Gewalt keine lesende Phantasie sich ersinnen kann, sind es, die dem Schauspieler seinen Werth geben, und ihm in der ästhetischen Schöpfung einen der ersten Plätze anweisen. Nur Schade, daſs er seinen Nachruhm nicht wie andere Kunstler durch bleibende Werke fixiren kann, sondern blos dem Nahmen nach in der Tradition und dem Credit, den der Geschmack seines Zeitalters hat, fortlebt! „*Le rôle d'Oreste fit crever Montfleuri*" ist alles, was man noch etwa, wenn von der *Andromaque* die Rede ist, von dem Manne sagt, dem seine Zeit Bewunderung zollte, man eilt kalt bey seinem Denkmahle vorbey, denn sein Werk ging mit ihm ins Grab. Was ist uns von *Baron* übrig geblieben, der alle Herzen an sich zog, und wie sein Publikum (und er selbst) sagte, alle Gaben der Natur in sich vereinigte! Was von der gepriesenen *Champmelé*, die von dem zärtlichen Racine selbst ihre Bildung empfing, und von der sie sagten, in Aulis seyen nicht so viele Thränen um die wahre Iphigenia geflossen, als sie in dem Trauerspiele dieses Nahmens den Zuschauern zu entlocken gewuſst habe! Jetz weint kein Auge mehr um sie. — So geht und ging es allen. Selbst *Garrick* seufzet (*), daſs der Ruhm eines Schauspielers kaum ein halbes Menschenalter daure, und diesem dürfen getrost alle andern nachseufzen, denn auch Er gilt jetzt schon nicht mehr, was er im Leben galt, weil seine superiore Gegenwart nicht mehr alle Kritik entwaffnet, und keine Beschreibung den Mangel bleibender Kunst ersetzen kann.

Unterdessen ist der Beyfall, den grosse Schauspieler unmittelbar einernten, ein Ersatz für den Ruhm, der andere Künstler öfters erst nach ihrem Tode erreicht, wenn sie sich dessen nicht mehr freuen können. Verzeihlicher als bey allen andern ist daher auch die Eitelkeit

---

(*) Prologue to the clandestine marriage.

bey diesen Menschen, die nie anders als unterm Klatschen der Bewunderung vor dem Publikum auftreten, und um deren Umgang sich die Grossen beneiden, von deren Reisen die Zeitungen sprechen, oder die sich gar die hohe Gnade ausbitten dürfen, Fürsten vertraulich die Hand zu biethen. Verzeihlich auch, wenn sie mit eigenen Lebensbeschreibungen der Unsterblichkeit entgegen gehen wollen, die ihnen ihre bessere Kunst nur halb gewährt.

Mlle. Volnais, ein noch sehr junges zartes Mädchen, spielte die Andromache, und *Mlle. Raucourt*, eine ältliche junonische Gestalt, die Hermione. Diese mit aller Zuversicht auf gewohnten Beyfall und mit der Sicherheit vollendeter Kunst, jene mit liebenswürdigem Miſstrauen in ihre noch ungeübten Kräfte, aber mit ſeinem Gefühl und grossem Sinn. Sie durfte in jugendlicher Bescheidenheit es noch nicht wagen, sich zu dem Heldenschritte, den (allerdings zierlichen) antiken Stellungen und dem plötzlichen Contrast der Töne zu erheben, worin ihre Nebenbuhlerin auch da, wo es ihre stürmische Rolle nicht erforderte, ihre Kunst zeigte, sondern blieb durchgehends in den natürlichen Schranken edler sanſter Weiblichkeit, und gewann dadurch die Herzen der Zuhörer. Sie wird aber dabey nicht bleiben, sondern hingerissen werden, gleich den andern, zu den hochtrabenden Theatermanieren, welche die Gewohnheit der Nation erfordert, von deren Uebertriebenheit aber, mehr noch als der Tadel der Ausländer, gerade der vorzügliche Beyfall zeuget, den die Zuschauer selbst dem ungeschminkten Spiele dieses feinen Mädchens zu geben sich gedrungen fühlten.

Wenn ich nur die Kraft des Erkenntniſsvermögens besäſse, welche heut zu Tage die ausschlieſslichen Gelehrten fordern, nicht nur im

Denken, sondern sogar im Empfinden alle Vorstellungen abzuhalten, die nicht in den Kram dienen, so hätte ich mit dieser kleinen Andromache ganz zufrieden seyn können, aber so wollte mir die zum Sprüchwort gewordene Grösse der Griechin nicht aus dem Sinne; *omnibus Andromache visa est spatiosior aequo*, sagten die Alten, und da hätte sich wohl in jeder Rücksicht die Raucourt besser zu dieser Rolle bewährt gefunden. Im übrigen mag diese in ihrer Jugend vortrefflich gewesen seyn, aber jetzt scheint es ihr zu gehen, wie allen alternden Poeten und Künstlern, daſs der Geist zu Manier wird.

Am Ende wurden noch Orest und Andromache aufgerufen, sich sehen zu lassen, und als dieses nicht sogleich geschah, heulten und schrien und stampften die Zuschauer auf eine Art, die eben nicht von schönem Enthusiasmus zeugte, bis endlich Talma und Volnais

Hand in Hand auf die Hälfte des Theaters kamen, sich tief bückten, und dann der Vorhang unter heftigem Geklatsche fiel.

Nun begriff ich auch, warum den Franzosen Stellen aus ihren Dichtern, besonders aus dem Racine, so geläufig sind, wie uns heilige Sprüche oder alte Sentenzen. Bey der unbegrenzten Bewunderung, die sie für ihre Nationalschaubühne haben, müssen ihnen diese für ihre Ohren so harmonischen Verse, und dieser classische, für ihren Geschmack so poetische, Styl als das Höchste seiner Art erscheinen, und ihnen durch die vortreffliche, die Sprache in ihrer Vollkommenheit darstellende Declamation ihrer Schauspieler, denen kein verfehlter Laut nachgesehen wird, leicht ins Gedächtniſs geprägt werden. Dazu kommt noch, daſs hier Griechen und Römer, Juden und Türken alle aus französischem Herzen sprechen, und dadurch so manchem schönen Verse eine leichte Accomodation auf die offentliche und geheime Geschichte des Volkes gewähren. Wir Deutsche hingegen, die wohl schon manches classische Buch, aber noch keine eigne classische Litteratur haben, müssen uns in Demuth mit ausländischen Quotationen und Citationen, oder mit alten heiligen und profanen Stellen behelfen, die zwar einigen Schatten auf unsern Nationalgeschmack werfen, jedoch an Schönheit und praktischem Nutzen gewöhnlich jenen nicht nachstehen.

Ein Bekannter führte mich noch in das *Caffé des mille colonnes*, um auf den weichen Lehnstühlen von den harten und gepreſsten Sitzen des Parterres auszuruhen. Es hat seinen prächtigen Nahmen von den vielen niedlichen Säulen, womit die Wände ringsum verziert sind, die sich in den grossen Wandspiegeln in unendlicher Zahl verlieren. Ein neuer lockender Aufenthalt für die, welche alle Tage herrlich und in Freuden leben wollen; nur kam es mir bedenklich vor, daſs an jeder Treppe aller dieser Wohnplätze des sinnlichen Genusses ein armer Lazarus liegt, der Euch um die Brosamen euers Ueberflusses anspricht. Zwar scheint dieſs niemand groſs zu achten, Ihr könnt auch diesen unangenehmen Anblick leicht beym Eintritt in das glänzende Gemach vergessen, ob Ihr aber in Zukunft nicht wieder einmahl daran erinnert werdet, das weiſs ich nicht. —

Deinde eo dormitum, non sollicitus mihi quod cras
Surgendum sit mane — Victurus suavius, ac si
Consul avus, pater atque meus, patruusque fuisset.

Horat.

Ende des zweyten Theils.

.. sing.

433 (2.

H. sing 433(3

AUCH ICH
WAR
IN
PARIS.

Quacunque libido est,
Incedo solus.
Horat.

Drittes Bändchen.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung.
1804.

— 'Ου τα πραγματα, ἂλλα τα περι των πραγματων δογματα.

Epictet.

(Nicht die Begegnisse, sondern ihre Bedeutung —)

Wer ist ihr gleich, dieser groſsen Stadt, der Mächtigen, welcher Gewalt gegeben ist über alle Sprachen und Völker der Erde! Um deren Gunst die Könige buhlen, und von deren Zauberkelch die Söhne des Reichthums trunken werden! Die sich mit der Beute des Sieges bekleidet, und sich schmückt mit fremdem Golde und Juwelen! Deren Menschenfluthen rauschen wie die Stimme eines groſsen Wassers, wie eines starken Donners Stimme! — Wahrlich, schon ihre Aussenseite, das was Ihr an der Stirne geschrieben und allen Augen zur Schau steht, enthält für den Fremdling so viel Geheimniſs und Uebung der Weisheit, daſs ich um den Genuſs ihrer verborgenen Reitze niemand beneide, bevor ich diese äussern geprüft habe. Nicht also an den Tafeln der Groſsen, nicht im Kreise einzelner Familien, noch im Umgange mit Gelehrten, sollte es mir auch vergönnt seyn, werde ich zuerst den Charakter dieser Hauptstadt und die Sinnesart ihrer Bewohner aufsuchen, sondern auf Straſsen und öffentlichen Plätzen, wo es nur Augen die sehen, und Ohren die hören können, bedarf, um den Geist des Volkes zu fassen, der sich im Stehen und Gehen, Geberden und Sprache, Handel und Wandel, Zeitvertreib und Arbeit, bey fröhlichen Auftritten, oder da „wo es ein Unglück zum Besten gibt", kurz allenthalben offenbart, wo zahlreich und ungezwungen die Leute sich regen. Hier zeigen sich dem freyen Zuschauer am auffallendsten die Abweichungen von seiner Landessitte, die er nicht unbemerkt lassen darf, wenn ihrer schon der Eingeborne, dem sie natürlich oder alltäglich sind, nicht achtet; hier wird ihm mancher seltsame Zug, worüber in ſeinern Gesellschaften oft geflissen, aus Lebensart oder Vaterlandsliebe, vor dem Ausländer ein Schleyer geworfen wird, sichtbar werden. Denn hier verstellt man sich am wenigsten, oder doch vor dem stillen Beobachter nicht, weil man seiner nicht achtet. Verstellung aber, so leicht sie den täuscht, welchen sie im Auge hat. ist oft für den, auf welchen sie nicht gerichtet ist, ein hellerer Spiegel der Seele, als ungeschminkte Ehrlichkeit. Wer will, kann noch den Vortheil anführen, daſs man sich auf freyer Straſse geschwinder von der Falschheit wenden, und sie vergessen kann, als in der Gesellschaft, wo man oft Stunden lang an sie gebunden, und in ihrem giftigen Dunstkreis geängstigt wird.

Man wende nicht ein, daſs Neuheiten auf der Straſse gesammelt nur vorübergehendes Interesse haben; sagt dieſs die Erfahrung, so lehrt eine andere eben so richtig, daſs man auch im Umgange mit der gebildeten Classe sich dieses Geständniſs nur zu oft machen müsse, wo ebenfalls, so viel ich weiſs, zu einer „Gift" *) Vergnügen zwey „Giften" Geduld unentbehrlich sind. Man ennuyirt sich zuletzt an den Tafeln der Vornehmen und im Umgange mit den Gelehrten, wie auf dem offnen Markte; wurden nicht selbst die Tischgenossen Friedrich des Groſsen endlich des Salzes seines Witzes, wie der Gewürze seiner Speisen überdrüſsig!

N. Meiner Meinung nach muſs also der Menschenbeobachter in Hauptstädten, wenn er in seinen Erfahrungen regelmäſsig zu Werk gehen will, bey dem öffentlichen Leben des Volkes den Anfang machen. Er wird lange genug lehrreiche Beschäftigung dabey finden,

---

*) Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache, von J. H. Campe. Braunschweig, 1795. Seite 144.

und wohl eher müde als fertig werden. Findet er dann noch Zeit und Gunst zum Zutritte bey höhern Ständen oder ruhigern Zirkeln, so werden ihm auch diese anziehendern Genuſs verschaffen, je mehr er zuvor sein eignes Urtheil über die Sehenswürdigkeiten der Stadt und den Charakter des Volkes festgesetzt hat.

Das, was ich weiſs, mit dem was ich sehe zu vergleichen, und hieraus mir täglich neue Erfahrungen zu sammeln; diesem mikrokosmischen Schauspiele, so lange es mir gefällt, als einziger Zuschauer beyzuwohnen, dieſs ist das Geschäft und die Freude meines kurzen Hierseyns. — Für wen mag aber ein langer Aufenthalt besonders anzüglich und vortheilhaft seyn? Für den, denke ich, der viel Zerstreuung zu seinem Glücke bedarf, oder für den Reichen, der sein Geld auf die beste oder schlechteste Weise anwenden will, für den dreisten Charlatan, oder für den groſsen Künstler, wofern er schon einen berühmten Nahmen hat, denn sich erst einen Nahmen zu machen, wird er hier tausend Hindernisse finden; vorzüglich muſs wegen der allanerkannten Humanität der hiesigen Gelehrten das Leben in Paris dem behagen, der zu seinem Studium viel Subsidien und wissenschaftlichen Umgang nöthig hat. Auch wer in der Kenntniſs der groſsen Welt, und in der feinen Lebensart, sein Glück zu finden glaubt, wird, was ihm die eleganten Zeitschriften seines Vaterlandes noch zu wünschen übrig lassen, hier nicht umsonst suchen, und sich bald bis zur zartesten Selbstgefälligkeit ausbilden können. Für die übrigen ehrlichen Leute aber mag Paris doch zuletzt so langweilig werden, als irgend ein Provinzialstädtchen; vielleicht noch langweiliger, weil man hier gar nichts von ländlicher Natur sieht, so wenig, daſs ein Landsmann von mir um der Ideenverbindung willen sich sogar des Kuhstalls im Jardin des Plantes mit allen Sinnen freute — hingegen des betäubenden Geprängs und täuschenden Scheins doch endlich überdrüssig wird, und sich dann auf einzelne Bekanntschaften beschränkt, oder auf geschloſsne Gesellschaften, worin, wenn die erste Zurückhaltung verschwunden ist, das Unkraut menschlicher Leidenschaften auch aufkeimt wie allenthalben.

Gute Bekanntschaften sind indessen schwerer zu machen, als man glaubt, unter dieser Unzahl von Leuten, denen man nicht trauen darf, ehe man sie kennt; hingegen kann man so leicht Vergnügen und Gesellschaft ohne Bekanntschaft finden, daſs der Fremde nur zu leicht den Vortheil des ordentlichen Umgangs vernachlässigen, und andern ohnedieſs zu befriedigenden Neigungen folgen lernt, wozu hier so viele Thüren offen stehen. Ich bin zwar auch der Meinung, daſs, um glücklich zu seyn, man seinen Neigungen folgen müsse, aber erst wenn man sie mit Klugheit geprüft hat, da aber die wenigsten sich hierzu Zeit nehmen, so beseufzt auch so mancher heimkehrende Corydon reumüthig seine Thorheit.

Heute (28. May) war die Gemählde-Gallerie wiedrum geschlossen, weil man immer etwas darin zu verändern hat; ich ging also in die heilige Versammlung der Antiken, wo ich jetzt mit dem Verzeichniſs in der Hand anfing, eine Statue nach der andern zu betrachten, und meine Beobachtungen flüchtig niederzuschreiben, um solche zu Hause weiter auszuführen, oder wenigstens künftig eine Erinnerung meiner eignen Ansicht zu haben. Da ich selten das Glück habe, gleich von dem ersten Anblick begeistert zu werden, sondern den Gegenstand eine Zeit lang vor mir haben muſs, ehe meine Gedanken sich zu regen anfangen, so finde ich auch desto eher Muſse, dieselben an Ort und Stelle schriftlich aufzufassen, und befinde mich bey dieser Beschäftigung, wenn sie schon eben keinen genialischen Ruf hat, recht gut, denn nicht nur verfliegen ohne dieses Mittel dergleichen Gedanken oft unwiederbringlich, sondern sie geben uns auch die treffendesten und bezeichnendesten Ausdrücke, weil sie die Geburt der unmittelbaren Wahrnehmung sind, lichtvolle Eingebungen, die keine spätere Ueberlegung hervorbringen, aber wohl rectificiren kann und soll. So brachte ich, zwey Säle durchgehend, manche Bemerkungen zu Papier, wovor indessen niemand erschrecken soll, denn sie sind zu weitläuftig um hier Platz zu finden, oft auch zu unverdaut und zu gewagt, um damit ohne Anmassung hervortreten zu dürfen.

Niemand störte mich an diesem Geschäfte als ich selbst, weil ich mich zuweilen vor den Leuten scheute, die mich darum ansahen, so mit der Schreibtafel von einem Bilde zum andern schreitend den Antiquar zu machen, und etwas anders zu scheinen als ich war. Zur Erhohlung stellte ich mich dann neben den Eingang hin, um, da heute jedermann Zutritt hatte, die Wirkung zu beobachten, welche der Anblick dieser Götter und Helden auf die Menge der Kommenden mache, und hatte die Freude, hier augenscheinlich die geheime Gewalt der wahren Kunst zu sehen; denn bey allen, ich mochte das Experiment bey *Gens comme il faut* oder in *anima vili* machen, verwandelte sich die angeborne überschwänkliche Unbefangenheit, mit welcher sie hereintraten, unwillkürlich in ein stilles ehrfurchtvolles Betragen, als sie sich von allen Seiten mit diesen ernsthaften, und mit übermenschlicher Würde bekleideten, Gestalten umgeben sahen. Ein Beweis, daſs jene Unbefangenheit doch eben so sehr ein Werk nachgeahmter Eitelkeit, als ausgebildetes Bewuſstseyn des persönlichen Werths sey. Beyde Geschlechter, schien es mir, liessen den Anspruch auf modische Grazie, womit sie sich sonst brüsten, fahren, und huldigten, ohne es zu wissen, dieser unerreichbaren Einfalt und Groſse.

Das war der allgemeine Eindruck. Hingegen fand ich dann hier nicht das schnelle Wohlgefallen an einzelnen Kunstwerken, nicht die Sympathie der Einbildungskraft, welche ich in dem Gemähldesaal beobachtet hatte. Zwar sprach jeder Mund offentliche Lobpreisung aus — es war Huldigung die jeder diesem glorreichen Eigenthum seiner Nation, diesen Denkmahlen ewig berühmter Siege leisten zu müssen glaubte — aber *incognito* bemerkte ich an dem gröſsten Theil der Anwesenden, bey aller Ehrfurcht, doch eine gewiſse Unbehaglichkeit des Geschmacks, die ich von den aufgeklärten, von allem sprechenden, Parisern nicht erwartet hätte. So befremdete einige die colossalische Gröſse, andre irrten die Verstümmlungen oder sichtbaren Restaurationen, noch andern gereichte das Nackende, wo nicht zur Aergerniſs, doch zur Zerstreuung; diese besprachen sich über die blinden Augen, jene über die unnatürlichen Haare, den meisten waren die Füſse zu gerade gestellt — kurz ich fand meine schon gemachte Beobachtung bestätigt, daſs die Sculptur zwar mehr imponirt, aber die Mahlerey viel leichtern Zugang zu dem menschlichen Gemüthe findt.

Sollte man mich fragen, welches von den Kunstwerken heute mich selbst am meisten angezogen habe, so würde ich unter den ersten den berühmten *Spinarius* nennen, den

Knaben von Bronze, der sich einen Dorn aus dem Fuſse zieht. Ein Bild, das ein idealischer Sinn aus der einfaltliebenden Natur herausgegriffen, und in die Sphäre der Schönheit erhoben hat, ohne seiner menschlichen Wahrheit Abbruch zu thun. Selten mag es einem Künstler gelingen, so viel Natur mit so groſser und doch anmassungsloser Kunst zu vereinigen. Man sucht jetzt die Gröſse zu sehr in einer strebenden Spannung der Haupttheile, die neuen französischen Bildsäulen sehen alle aus wie Fechtmeister, so wie man vormahls die Grazie in der Schlaffheit gefunden zu haben glaubte, und alle Bildsäulen Tanzmeistern glichen. Man hält hier diesen Knaben für einen Sieger im Wettrennen, aber wie kam er dann zu dieser Stellung? Er müſste sich etwa im Laufe beschädigt haben, und gleich hernach so von dem Volke gesehen worden seyn. Schwerlich ist aber jemahls ein öffentlicher Sieger, den noch der Ruf des

Beyfalls umtönt, einer so unbefangenen Stellung fähig gewesen.

Auch bey der Gruppe, die man *Amor und Psyche* nennt, kann ich nie vorbey gehen, ohne einen Blick der Bewunderung auf den schön gewandten Leib der Psyche, und ihre, ganz in dem Gegenstand ihrer Liebe verlorne, weltvergessende, schmelzende Umarmung zu werfen; welch eine Innigkeit des Kusses! — An dem Amor ist zu viel neues, besonders verstellt ihn die ergänzte Nase: ein Unglück, das man, wie ich jetzt sehe, bey den meisten Antiken beseufzen muſs.

In der *Cleopatra* sehe ich eine wohlgebildete schlafende Weibsperson, von majestätischem Körperbau, mit einem sehr künstlich gearbeiteten, faltenreichen Gewande, das aber, wie alle Gewänder in Marmor, besonders von dieser Gröſse, immer schwerer zu werden scheint,

scheint, je leichter und beweglicher die Glieder der anhaltenden Betrachtung vorkommen. Auch dünkt mich, (dieſs mag jedoch von der mir noch ungewohnten Gröſse der Figur herkommen,) dem Künstler habe ein etwas gemeines Ideal vorgeschwebt, das er mit mehr practischem Verstande als Empfindung behandelte; die Gestalt scheint mir weder alt noch jung, und der Gliederbau für weibliche Anmuth zu stark zu seyn.

Um nicht den Verdacht auf mich zu laden, als hätte ich das Schönste unbemerkt vorübergegangen, will ich auch des Bruchstücks von einem Cupido oder *Genius*, das in diesem Saale steht, gedenken, des reinsten menschlichen Gebildes, so ich je gesehen habe; ein Engelsgesicht, dessen denkende stille Unschuld und feine Lieblichkeit man nicht mit Worten beschreiben kann; das Ideal eines Knaben, in dem eine göttliche Kraft schlummert, wovon er nur erst eine leise Ahndung hat. —

Idealisiren ist nicht schwer, die Neuern lernen es alle, meist ehe sie noch die Wirklichkeit begriffen haben; aber so wie hier das Ideal zu individualisiren, (wenn ich so sagen darf), in dem Ideal die Grundzüge des Einzelwesens beyzubehalten, aus der Art die Gattung zu bilden, das ist der von wenigen erreichte Gipfel der Kunst.

Wenn ich schon schweigen wollte, so rede ich doch. Wer könnte auch schweigen, wenn er aus dieser Gesellschaft kömmt; den stummen Wänden möchte man seine Freude erzählen! Doch nur noch von einer Bildsäule erlaube man mir, ehe ich scheide, ein Wort zu sagen, dem sogenannten *Zeno*, der in dem Saale berühmter Männer steht. Andre mögen zwar mehr Verdienst haben, wie ich dann nicht läugnen will, daſs die trefflichen Bilder des Menander und Posidippus, die männliche Gröſse und freye ungezwungene Würde ohne Ueberfluſs und Ziererey so richtig ausdrücken, zu den schönsten in diesem Saale gehören. Aber dieser Philosoph — wenn es auch der Zeno nicht ist, so ist es doch der Edelsten einer aus seiner herrlichen Schule, oder ein Gottverwandter Cyniker — ist mit solcher Wahrheit dargestellt, und die zur Natur gewordene Selbstüberwindung, Weltverachtung und ernste Ruhe der strengen Vernunft, so rein und ohne allen Schein egoistischer Eitelkeit seinem ganzen Wesen aufgedrückt, daſs es mir ist, ich sehe eine dieser Zierden der Menschheit vor mir, und das Παισιν διδασκει και μαθητας λαμβανει, das man dem Zeno vorwarf, gern begreiſe. Am liebsten aber denke ich mir darin den heiligen Epictet, den Sohn der Armuth und den Freund der Götter, der in Geduld und Enthaltung die Weisheit des Lebens setzte, und so männlich that, was er lehrte.

Da heute ein öffentlicher Tag war, und der Zusammenfluſs der Kunst- und Neugierigen sich immer vergrösserte, so zog ich mich zurück, und ging nach der Nationalbibliothek hin, wo ich aber sehr höflich auf Morgen bestellt wurde, weil sie heute nicht offen wäre. Diese Höflichkeit im Abweisen ist hier allgemein, und weit angenehmer als das verächtliche Anschnarchen, welches ich schon oft erfahren habe, wo aus übelverstandener Wichtigkeit, oder schlechter Bezahlung, oder langer Weile Wärter und Wachen unmuthig waren. Hier darf man alles fragen und alles sagen, wenn es nur mit guten Worten und in anständigem Tone geschieht. Die Franzosen vertragen alles, nur nicht persönliche Geringschätzung, und hüthen sich daher auch, diese gegen andre, am wenigsten gegen Fremde, die den Merkwürdigkeiten ihres Landes huldigen, blicken zu lassen. Mancher Ausländer, der hieher kömmt, um feine Manieren zu lernen, sollte sich dieſs besonders merken, weil mancher gerade durch diese auswärts erlernten Manieren sich zu Hause zur Geringschätzung gegen andre berechtigt hält.

Einen Bekannten, der am andern Ende der Stadt wohnt, konnte ich auch nicht antreffen, ich vertrieb mir also die Zeit mit dem Unbekannten, und machte eine Entdeckungsreise in der Stadt herum. Die Gegend, wo ich mich am liebsten niederlassen möchte, liegt am linken Ufer des Flusses, zwischen der Neuen und der Eintrachtsbrücke; hier hat man eine breite Straſse, die Seine und die schönen Gebäude jenseits vor sich; man sieht immer was neues, und doch verhallt das betäubende Geräusch in der groſsen Ausdehnung. Dieſs muſs aber auch ein von reichen Leuten gesuchtes Quartier seyn, aus dem hohen Preise zu schliessen, den man für ein kleines Zimmer forderte. Auch sieht man hier, welches den

Platz in meinen Augen noch anziehender macht, einen Kupferstichkram neben dem andern stehen, und ich finde, daſs es nicht schwer hielte, um wenig Geld eine schöne Sammlung alter guter Stucke zu bekommen, wenn man nicht ausschlieſslich auf vollkommen erhaltene Exemplare und die besten Abdrücke sehen wollte, denn diese werden theuer aufgekauft, und sind selten. Nur an alten gestochenen Portraiten scheint man wenig Geschmack zu finden, wenigstens sehe ich nirgends keine zum Verkauf aufgestellt. Vielleicht aber kaufen sie die Liebhaber der Geschichte auf, und thun, was meiner Meinung nach, jeder Geschichtforscher, und wer eine historische Bibliothek hat, thun sollte, daſs sie sich Sammlungen historischer Köpfe anlegen, um auch zu wissen, wie die Leute ausgesehen haben, welche die Welt in Bewegung setzten, und mit denen sie sich so viel in Gedanken beschäftigen. So wie mir, gegen die allgemeine Regel zwar, bey einem

Buche das *Quis* eben so merkwürdig ist, als das *Quid*, so interessirt es mich noch viel mehr, ein sinnliches Bild von den Menschen zu haben, die sich vor Millionen andern auszeichneten, und groſses Glück — ein etwas seltener Fall — oder groſses Unglück über die Menschheit brachten, und ich lese selten von Gustav Adolph und Wallenstein, Carl I. und Cromwell, Carl XII. und Peter I. u. s. w., ohne ihre Gesichter neben einander zu stellen und sprechen zu lassen, und, wahrhaftig, sie sprechen mir Erläuterung über ihre Thaten. Ohne in den Irrgarten der Physiognomik mich zu verirren, kann ich mich doch nicht enthalten, den Umfang, noch mehr aber die Richtung, der Kräfte manches berühmten Mannes nach seiner Gesichtsbildung zu schätzen. Montaignes offenes Antlitz blickt in ein fröhlicheres Leben als Spinozas trübe Miene, der feine Erasmus hat auch in seinem Bilde gefälligere Züge, und verkündigt einen günstigern Richter, als der unholde Samuel Johnson. — Wir machen uns doch von allem Bildlichen Bilder, warum suchen wir nicht von merkwürdigen Menschen die wahren zu erlangen! Ich wollte nicht einmahl, daſs ich nicht wüſste, wie Hugo Grotius und seine Frau ausgesehen haben. Ueberdieſs erinnert mich das Angesicht eines groſsen Mannes doch kräftiger an seine Tugenden, als wenn ich seinen bloſsen Nahmen an die Wand schriebe, und diese Erinnerung ist mir in meiner Schwachheit schon oft ein Sporn zum Guten gewesen; ob ich gleich weiſs, daſs viele sind, die das Hausmittel des Beyspiels zum Besserwerden miſsrathen, und dafür einzig die durch den Vernunftbegriff selbstgewirkte reine Achtung für das Sittengesetz als neuentdeckte Panacee aufstellen.

Noch hab ich hier in keinem Kupferstichladen unanständige Bilder öffentlich ausgestellt gesehen, ein Beweis, daſs die Polizey auch uber die Sitten wacht, so gut sie kann.

Des Abends eilte ich in das *Théatre de l'opera comique national*, ehedem *aux Italiens* genannt, wo ich aber nicht fand, was ich nach dem alten Ruf erwartete. Zwar war eines der Stücke, die man gab, (es thut mir leid den Nahmen vergessen zu haben) nicht ohne Verdienst, weil es noch den Charakter der alten *Opera comique* hatte, worin die Franzosen ehedem unübertrefflich waren; leichten Gesang, comische Intrigue, fröhliche Handlung, und die Naivetät, nicht der Natur aber einer liebenswürdigen jovialischen Sorglosigkeit, die man hier dem arkadischen Leben fur eigenthümlich hält, und die von plumpem Spaſse gleichweit entfernt ist, als von der Langweiligkeit neuidyllischer Unschuld. Aber die zwey andern Stücke waren

Possenspiele, die mir dieser Bühne unwürdig schienen. In dem ersten trat Friedrich der Groſse auf, der, wie der Calif in Tausend und einer Nacht, Abends in den Straſsen seiner Hauptstadt herumgeht, (nach seiner Gewohnheit, wie meine Nachbarn sagten) um zu hören, was die Leute von ihm reden. Er wurde mit möglichster Nachäffung in der Kleidung und Stellung vorgestellt, sogar das nachläſsige Tobaknehmen wurde nicht vergessen, aber — welch ein lahmer Friedrich! Indessen versicherte man mich, *que le Prince Henry, qui était son oncle, avait été frappé de la ressemblance*, als er dieses Stück hier gesehen, und daſs er dem Schauspieler ein groſses Geschenk gemacht habe. Ich war aber nicht von dem *Gout* dieses Prinz Heinrichs, und hätte den abgeschmackten Kerl, der es wagen durfte, den groſsen König in der Schwachheit seines Körpers darzustellen, vom Theater hinunter stoſsen mögen. Solche sinnliche Nachahmungen ins Häſsliche sind dem Zweck der Schaubühne ganz zuwider, die ihre Helden, wenn sie nicht lächerliche Personagen sind, verschönern, nicht verunstalten muſs. Ein Mangel an Geschmack, den man von einem so berühmten Parisertheater nicht erwarten sollte.

Die Schönheit der männlichen Stimmen, die Leichtigkeit, mit der sie das Gespräch führen und die Geschmeidigkeit der Action machten mir übrigens viel Vergnügen, und wenn meine Erwartung dieſs erste Mahl nicht befriedigt wurde, so sind die daran Schuld, welche von jeher zu viel Aufhebens von diesem *Théatre Italien* machten. Damit ist aber nicht gemeint, daſs ich nicht einst noch so viel Geschmack als andre daran finden könne, wenn nur einmahl die zu hohe Idee durch die Gegenwart verdrängt ist, und der erste Unwille über den Widerspruch der Erwartung nicht mehr die wirklich schöne Seite verdeckt. Es geht uns ja auch so mit berühmten Leuten, an denen wir so oft irre werden, wenn wir sie persönlich vor uns haben; sie können gewöhnlich nichts dafür, warum machten wir uns übertriebene Vorstellungen von ihnen! Wenn man in solchen Fällen nur dem Widerwillen nicht Platz gibt, so wird man gewiſs auch bald mit den unerwarteten Vorzügen der Sache bekannt werden, wobey dann allgemach die vorgefaſste Meinung schwindet, und man vergnügt ist mit dem was man vor sich hat. Uebrigens scheint mir dieses Schauspiel zu dem Guten und Schönen von der conventionellen Art zu gehören, an welches man nur durch Nebenumstände gezogen, und nur durch Gewohnheit festgehalten wird, zuletzt aber sich recht gut dabey behagt, und es als tägliches Hausbrot nicht mehr gern an die edlere Herzstärkung des unbedingteren Groſsen und Schönen vertauscht.

Da ich aber nicht hieher gekommen bin, mir einen künstlichen Geschmack an Vergnügungen, wozu mich keine Neigung zieht, zu erwecken, und solche mit Zeitverlust mir zur subjectiven Nothwendigkeit zu machen, so werde ich auch dieses Theater selten mehr sehen; zumahl da ich die ganze Straſse Richelieu durchlaufen muſs, um nach Hause zu kommen, und diese Straſse, wenn die Schauspiele zu Ende sind, so vollgepropft von Wagen und Cabriolets ist, daſs einer, der nicht die französische Behendigkeit im Ausweichen hat, über der langen Angst erdrückt zu werden, alle Freude der Operette wieder vergiſst.

Des Nachts kommen meine Reisegefährten gewöhnlich noch auf mein Zimmer, wo wir dann die neuen Erfahrungen des Tages zusammentragen, und mit den alten vergleichen. Da sie Gesellschaften besuchen, so werde ich manches inne, welches mir sonst verborgen geblieben wäre. So soll, zum Beyspiel, die Achtung der Franzosen für Deutschland und deutsche Literatur eben nicht so groſs seyn, wie sie oft in unsern Zeitſchriften angegeben wird, sondern es soll leider mehrentheils mit groſser Geringschätzung davon gesprochen werden. Unser Geschmack sey schon wieder *dans la décrépitude*, ehe er noch recht das Tageslicht erblickt habe, sagen sie, und führen dann irgend einen Spröſsling unsrer Musen an, dem das französische Gewand schlecht paſst; unsre neue Philosophie arte in scholastische Schwärmerey und modischen Unbestand aus, denn der Kant, den wir noch unlängst angebethet, sey schon wieder von noch abstractern Nachfolgern verdrängt. — So haben sie, wenn sie tadeln wollen, immer etwas von der scandalösen Geschichte einer Sache in Bereitschaft, das einer dem andern nachspricht, unbekümmert die Sache selbst zu kennen. Vordem galt wenigstens noch der deutsche Kriegsruhm, aber auch dieser ist jetzt dahin; nur Frankreich und England, meinen sie, verdienen den Nahmen sich selbst schützender Nationen.

Das ist freylich traurig, es soll uns aber nicht verdrieſsen; denn sobald es ihnen nicht darum zu thun ist, die Ehre der groſsen Nation zu verfechten, so machen sie es unter sich selbst nicht besser; einer verunglimpft den andern, und das gröſste einheimische Verdienst wird auch, wie allenthalben, am schärſsten vom Zahne des Neides benagt; der Unterschied ist nur in der Manier, wo anderswo noch breiter Schimpf das Urtheil spricht, da tödten oder beleben sie hier in schneidenden Sentenzen.

Nicht gelinder urtheilen sie über das, womit sich die vorigen Zeiten groſs dünkten.

Es würde, so versichert man mich, sich einer schlecht empfehlen, wenn er das Jahrhundert Ludwigs XIV. lange lobpriese, ohne dem neu angetretenen das Compliment des Vorzugs zu machen. Zwar treten sie in keine directe Widerlegung ein, aber man hört sie bald mit Wichtigkeit die neuern Entdeckungen herzählen, und bey allem Beyfall, den sie euch geben, so viele Fehler an allen groſsen Männern jenes Jahrhunderts aufdecken, daſs, wenn auch das *Paulo majora canamus* nicht schon auf ihren Mienen geschrieben stände, das Resultat ihrer Aeusserungen ihre Einbildung sattsam enthüllte. „Aus dem groſsen Condé hätte was werden können, wenn ihn seine hohe Geburt nicht erniedrigt hätte —" „Turenne wäre heut zu Tage ein guter kaiserlicher Officier, aber zum Commando der französischen Armee taugte er nichts mehr —" „Das Andenken des Marschalls von Sachsen erhält sich durch sein Grabmahl —" „Corneille wird nach und

nach

nach unbrauchbar —" „Racine dauert durch den Wohlklang seiner Verse —" „Moliere ist ohne Sentiments und beleidigt die Sitten —" „Lebruns Magdalena ist eine Comödiantin —" „Le Sueur ein Schüler der nach Raphaelischen Kupferstichen mahlte —" „Poussins Empfindung ist an den Antiken zu Stein geworden" — sagen nicht Krieger, Dichter und Mahler, aber die superfinen Kenner dieser Künste, und glauben durch einen solchen Bescheid einem jeden seinen Platz bey der Nachwelt anzuweisen. Dergleichen Formeln sind aber eben so schädlich als unerträglich; schädlich, weil ihnen die unerfahrne Jugend glaubt, und sich an diese Manier zu urtheilen gewohnt; unerträglich, weil sie etwas unwidersprechliches an sich haben, das unsre Empfindung über das Schöne und Gute jener groſsen Männer laut zu werden hindert.

Wie im Grofsen, so geht es auch im Kleinen, sagten wir; herrscht die Afterrede in den weiten Kreisen des öffentlichen, so wird sie sich auch in die engen des bürgerlichen Lebens einzuschleichen wissen; herrscht sie allenthalben, so hat sich niemand zu beklagen; und so trösteten wir uns, sowohl über die ungerechten Urtheile, die über das deutsche Vaterland gefällt werden, als auch vorläufig über die kleinen Mückenstiche, die zu Hause wieder auf uns warten. Bey uns geschieht das Ehrabschneiden, wie alles andre, weitläuftiger, hier hat man für jedes Grofse schon eine Erniedrigungsformel in Bereitschaft. Aber das mag wahr seyn, dafs im Fall eines allgemeinen Angriffs der Franzose besser für Einen Mann zu stehen weifs, als der Deutsche.

Wenn ich Abends mit Heimweh zu Bette gehe, erschöpſt von dem Taumel des Tages; so erwache ich Morgens wieder mit neuer Freude über mein Hierseyn, und die Genüſse, so mir den Tag über bevorstehen. Da das Museum erst um zehn Uhr aufgeht, und die Kaffehäuser erst um Neune sich öffnen, so beschäftige ich mich inzwischen, meine Betrachtungen niederzuschreiben, oder zum Fenster hinaus zu sehen, wie die Leute an ihre Verrichtungen gehen — und was für eine fremde Welt erblicke ich nicht schon aus meinem Fenster!

Ich sage nichts von den Fiakern, die auf ihre Standpunkte angefahren kommen, nichts von den unzähligen Gemüsekarren, worunter einige sogar von Hunden gezogen werden, nichts von den vielerley Werkstätten und Läden, die sich knarrend zu öffnen beginnen, nichts von dem Geschrey der Milchmädchen, und von dem übrigen Ausrufergeschrey, das in falschen Tönen die Ohren zerreiſst. Auch weiſs ich nichts über den Telegraph des Louvre zu sagen, der immer gestikulirt, und die Geheimnisse der Politik auf den Dächern verkündigt, ohne daſs ein Mensch sie versteht, als der Oedipus, so seine Räthsel zu lösen berufen ist.

Aber was da an den vier Ecken der Kreuzstraſse, wo ich wohne, geschieht, das gibt mir jeden Morgen schon genug zu schaffen. An einer von diesen Ecken hat sich zwischen zwey Schutzsteine ein fröhlicher Schuhputzerjunge eingezwängt, der jedem Vorübergehenden seine hülfreiche Hand anbiethet; ihn stört in seiner Munterkeit nicht Sonnenschein noch Regen, weder Hunger noch Durst, keine unempfindliche Verachtung vermindert die seltsame Höflichkeit, womit er sich den Leuten nähert, nichts aber geht über das innige Wohlgefallen, womit er wiederhohlt den Sou betrachtet, welchen er etwa über das Gewohnte erhält. Wahrlich ein treffendes Bild der Genügsamkeit, das laut auf der Straſse spricht, wie noch so manche andre Tugend, wenn wir ihrer nur achten wollten, und das Gute nicht immer blos im Glanze suchten.

Gegen diesem Jungen über sitzt auf der Erde eine lange hagere Frau, die ein halbes Dutzend kleine Brote, und eben so viel gefärbte Eyer im Schooſse hat. Den ganzen Tag hockt sie schwermüthig da, ohne Dach vor dem Regen; sie regt sich kaum, und nie sehe ich sie etwas verkaufen.

Einer andern Ecke hat sich ein altes, von Jahren gebücktes Weib bemächtigt, welche mitleidig auf die vorige hinunter sieht, denn sie vermag doch eine eigne Bude. — Aber welch eine Bude! Ein niedriges, enges, aus morschen Bretern übel zusammengeflicktes

Hüttchen, das mit schwarzen Lumpen vor dem Wetter geschützt ist. Da hinein krümmt sich das häfsliche Mütterchen, und hat drey weifse Teller mit verkäuflichen Efswaaren vor sich; an den Tellern sind Stücke ausgebrochen, und die Speisen — o Gott! ich habe sie in der Nähe gesehen! Schwarze Brocken gekochten Fleisches, keine ganzen Stücke mehr, sondern was man angekaut auf den Tellern liegen läfst, vernagte Knochen, alles wie den Hunden abgejagt und schon für den Anblick schrecklich, wie grofs mufs erst der Hunger seyn, der sich zum Essen entschliessen kann! Diese Frau ist immer die erste des Morgens auf ihrem Platze, dann kommen arme Leute, ehe das Getümmel angeht und sie gesehen werden — —

Um diesen Anblick noch recht beklagenswerth zu machen, so sitzt in einem ähnlichen Stalle eine ähnliche Alte mit einem ähnlichen

Krame gerade dieser vorüber, und thut ihr noch in dem armseligen Gewerbe Abbruch. Statt sich in Einen gesellschaftlichen Vertrag zu vereinigen, oder „wenn sie dazu in sich selbst das Mittel nicht finden können" sich wie andre kleine Independenzen wenigstens föderalisiren zu lassen, schauen sie sich den ganzen Tag über, wie Rom und Carthago — mit Blicken des Neides an, und verbittern sich noch ihr trauriges Leben. Wenn sich ein Mahl bey der einen ein Käufer zeigt, und sie sich dieses kümmerlichen Trostes ihrer Armuth freut, was muſs nicht die andere empfinden, daſs er nicht zu ihr gekommen ist!

Wohl sagt man mit Recht, daſs in Paris das Gröſste und das Kleinste, das Höchste und das Niedrigste zu finden sey. Welch ein Unterschied zwischen diesen letzten Zufluchtsorten des Hungers, und den groſsen Eſswaarenlagern am Eingange des nichts als Glück und Freude verkündenden Palais Royal, wo sogar die Schuputzer eigne Zimmer mit groſsen Spiegeln halten, und dem, der sich putzen läſst, unterweilen einen Armstuhl hinstellen, und eine Zeitung zu lesen geben! Ein Unterschied, wie zwischen dem Museum und den alle hundert Schritte sich findenden Quodlibetsbuden, denen kein Sudelgemählde zu abscheulich ist, daſs sie es nicht feil biethen; wie zwischen der Nationalbibliothek und der *Collection de livres spirituels à deux liards la pièce*, die ich gestern auf der Straſse verkaufen sah.

Noch ein klägliches Hulfsmittel der Dürftigkeit sehe ich jeden Morgen. Ehe noch die Karren kommen, welche das Kehricht der Häuser von den Straſsen wegführen, nahen sich arme Leute diesem Kehricht, und wühlen mit Stäben darin, um altes Papier, Scherben, Lumpen und Leder herauszusuchen. Oft arbeiten an einem solchen Haufen zugleich ein armer Mensch und ein armer Hund in Verträgsamkeit neben einander.

Ist mein Auge dieser Scenen des Elends müde, so darf ich nur von der Straſse weg auf das erste Stockwerk des vorüberliegenden Hauses sehen. Da tritt täglich, gegen zehen Uhr des Morgens, die schöne junge Frau eines reichen Weinhändlers in niedlichem Negligé auf den Balcon heraus, um die frische Morgenluft einzuathmen, und sich in ihren Blumentöpfen der Natur, und in ihrem Turteltäubchen der Unschuld zu freuen. Sie nährt und liebkoset dasselbe, oder liest mit zierlichem Finger die überflüssigen Blätter von den Gewächsen ab, bis der Freund des Hauses erscheint, und mit Theilnahme ihre kleinen gesprächigen Sorgen vernimmt, wobey er ihr zugleich behülflich ist, die Blumen mit Wasser zu begiessen. Manchmahl auch, wenn das Geräusch nicht zu groſs ist, liest er ihr noch, ehe er seinen leichten Abschied nimmt, etwas vor, wobey ich sie zuweilen eine Thräne abwischen sehe, weil vermuthlich von einer *ame pure et sensible* die Rede ist, ein Ausdruck dessen modischer Kraft keine auf Zartgefühl anspruchmachende Französin widerstehen kann. — Nachher sehe ich sie nicht mehr; wenn aber der Rest des Tages diesem Anfang entspricht, so ist in einem solchen Leben freylich mehr Gemächlichkeit, als in dem jener alten Weiber, und die schöne Dame würde schwerlich mit ihnen tauschen wollen: aber gemächlicher Müssiggang macht das Glück des Lebens auch noch nicht aus, ohne Ungemach lernt sie auch die wahre Freude nicht kennen; doch dafür wird ihr Schicksal schon sorgen. Es ist in unsre unerklärliche Bestimmung ein Bedürfniſs zum Leiden wie zur Lust verwebt, und was Ossian *the joy of grief* nennt, ist kein Unding noch leere Einbildung. Dieses Bedürfniſs, ob es gleich nur dunkel wirkt, macht vieles klar, was wir sonst für unbegreiflich halten; so entstehen aus demselben zuweilen die Vapeurs bey jenen zärtlichen Damen, und die sonderbare Hingebung, womit sie sich oft unnöthigen und unangenehmen medicinischen Behandlungen unterziehen, die ihren Grund, weniger noch in der Mode und in der Sucht Theilnahme zu bewirken, als in der unentwickelten Empfindung hat, daſs ohne Leiden in der Freude, ohne Arbeit in der Ruhe kein Genuſs sey. Sie machen sich krank aus Instinct (das Wort im schönen Sinne genommen), um den Vortheilen der Gesundheit mehr Reitz zu geben, so wie man hungern muſs, um die Wollust des Essens recht zu schmecken. So wie ich hingegen für jenen schmutzigen Jungen, und jene alten Weiber, die ekelhafte Knochen verkaufen, und die, welche solche essen müssen, keinen natürlichen Ersatz ihres elenden Zustandes mir denken kann — denn Gewohnheit ist kein Ersatz — als das gewaltigere Gefühl der guten Stunden, das ich so oft bey der Armuth wahrnehme. Was geht schon über die beneidenswerthe Behaglichkeit, mit welcher ein Tagelöhner ausruht! — Mögen ihnen dieser guten Stunden manche zu Theil werden, und niemand sie pharisäisch verdammen, wenn sie etwa dieselben, ihrem stärkern Naturtriebe gemäſs, nicht mit der Oekonomie benutzen, welche die satte Convenienz der Reichen zu beobachten vorgibt!

Da ich sie nicht glücklich machen kann, so möchte ich mir sie doch gern in einen leidlichen Zustand hinein glauben, und dafür finde ich keinen zureichendern Grund, als in dem auffallenden Gleichgewicht, das zwischen Freud und Leid in allen menschlichen Verhältnissen herrscht, und sich so unparteyisch an keinen Stand und keine Glücksumstände bindet; gleichsam ein Fingerzeig Gottes, den, wer auf sich selbst Achtung gibt, am besten aus eigner Erfahrung kennen lernt, und den man einstweilen als eine der kräftigsten Rechtfertigungen des Uebels in der Welt aufstellen könnte, der unbeschadet, welche man in einer andern Welt zu suchen pflegt.

Doch was weifs ich! Ich kenne die Hülfsquellen der Natur nicht, noch weniger die Gerichte des Schicksals. Der kann nie irren, welcher den armen Leuten hilft, oft aber der, welcher blos über ihr Glück vernünftelt!

Mein erster Gang war heute (27. May) abermahl zu den Antiken im Museum, denn die Gemähldegallerie war noch geschlossen. Ich blieb bey meiner Ordnung, sagen die Leute was sie wollen, und fuhr fort, wie ich gestern aufgehört hatte, eine Bildsäule nach der andern sorgfältig zu betrachten.

Bey näherer Bekanntschaft mit diesen an Kunst und Bedeutung so verschiedenen Figuren, fang ich an, deutlich zu bemerken, was ich mir sonst nicht hätte nachsagen lassen; daſs die idealischen Bildungen mein Wohlgefallen in geringerm Grade erregen, als die, welche einer wirklichen schönen Natur nachgemacht sind. Nicht daſs jene aus den zerstreuten Formen der Natur gesammelte, und, wie man glaubt, in Eins vereinte Schönheiten mir zu schön seyn, und ich sie in der Natur nicht einzeln finde, sondern weil mein Erfahrungstakt ihrer Homousie widerspricht, und ich mehrentheils empfinde, daſs diese zusammengeträumten Glieder nicht von Einem Geiste belebt werden könnten, und daſs ein solches Gebild, bey allen zierlichen Verhältnissen, doch weder wahrer Gott noch wahrer Mensch sey. Es ist ein Ideal, fühlen und sagen wir ja sogleich, das heiſst bey den meisten: *Quanta species, ast cerebrum non* *habet!* es ist aus der Idee des Menschen und nicht der Natur hervorgegangen; wir merken, daſs ihm das *Ineffabile* der Menschlichkeit fehlt, das uns zu unsers Gleichen zieht. Erst wenn wir diese Empfindung berichtigt haben, es sey denn, daſs wir uns durch geborgten Enthusiasmus selbst täuschen wollen, können wir das überwirkliche Formwerk bewundern, das ist, den hohen Begriff des Künstlers von dem Groſsen und Schönen mit dem unsrigen messen, und der Kunst, womit er solchen darzustellen wuſste, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Hiermit will ich nur die Gründe angeben, warum die bedeutungsvolle Wahrheit edler Natur mir meistens über alle idealische Schönheit gehe; ich weiſs übrigens wohl, daſs die Kunst einen höhern Zweck, als bloſse Nachbildung der Natur, haben muſs, daſs sie, so wie die Dichtkunst, im Dienste der Einbildungskraft steht, welche durch ihre Zusammensetzungen an Schein der Gröſse und Erhabenheit die Natur leicht übertreffen kann; wofern eben jener Geist der Wahrheit nichts dawider hat. Nur ist in den zeichnenden Künsten die Abweichung von der Realität auffallender, als in der Dichtkunst, indem diese ihre Schöpfungen uns nicht mit Einem Mahle im überschaubaren Bilde für die Augen, sondern successiv in einzelnen Zügen für die bestechlichere Phantasie stellt, wodurch wir zerstreut und abgehalten werden, die Summe des Charakters zusammenzunehmen, und mit der Natur zu vergleichen, so daſs unser Bedürfniſs nach Wahrheit durch die Dichtkunst leichter getäuscht werden kann, und wir ihre Helden mit eben der Theilnahme begleiten, als die, welche die Geschichte verewigt. Und doch kann ich nicht verhehlen, daſs ich mir noch eher den Epaminondas oder Alexander denken mag, sie auch lieber persönlich zu sehen wünschte, als einen Agamemnon oder Achilles, lieber den Ritter Bayard, als Tancred und Rinaldo, lieber einen ehrlichen Quaker, als den erhabenen Grandison, so wie aus dem Gebiethe der Mahlerey lieber die schöne Ferroniere, welche da Vinci mahlte, als die Helena, welche Zeuxis aus den fünf Mädchen von Crotona idealisch zusammenstudierte.

Ich würde mich aber selber von der Bahn der Wahrheit verlieren, wenn ich diesen Unterschied zwischen Natur und Ideal zu weit verfolgte, und (wodurch ohnehin in der Kunstphilosophie so viel Unheil gestiftet wird) dasjenige, dessen Grund blos in der Empfindung liegt, zu einem Gegenstand abstrahirender Untersuchung machte. Denn jene Spur von Lebensunfähigkeit, die uns auch aus den schönsten Idealen anspricht, mag in den Augen der Natur allerdings ihre Richtigkeit haben, für uns aber ist sie mehr eine dunkle Empfindung als eine deutliche Erkenntniſs, die wir zum Princip unsers Urtheils zu machen berechtigt wären, denn wir haben ja diese Augen der Natur nicht, sondern einen beschränkten sterblichen Blick, womit wir zwar über die Verhältnisse der Glieder urtheilen, aber von dem physionomischen Grund ihrer Form so viel wie nichts sagen können. Deſswegen ist es auch billig, daſs wir jener Wahrheit der schöpferischen Natur nicht weiter nachspüren, als unsre Sinnen reichen, und sie Wahrheit für uns ist, und diese übermenschlich schönen Bildwerke nach feſtgesetzter Uebereinkunſt, die der Kunst ihre eignen Freyheiten gestattet, beurtheilen, und wenigstens als Zeugen der erhabnen Vorstellungskraft ihrer Urheber schätzen, wenn wir schon etwas von ihrer Unnatur merken, oder ahnden, daſs ein höheres Wesen in ihnen nicht nur keine Schönheit, sondern den lächerlichsten Widerspruch ſände.

Auf diese Betrachtung führte mich die Gruppe, so man *Cato und Porcia* nennt, deren Wahrheit und sittliche Bedeutung mir über alle Schönheit geht. Sey es nun Cato und Porcia, oder sonst ein Bild zwey Römischer Eheleute, man ist sogleich überzeugt, daſs es der Natur entnommen ist, und daſs dieſs wirkliche Menschen waren, und zwar Menschen von der edelsten Art, deren Adel aber in Bescheidenheit und eine gewiſse reine Bürgerlichkeit gehüllt ist, welcher nichts von dem idealischen Heroismus der Alten, noch der genialischen Pretension der Neuen anwohnt. Welterfahrne Klugheit und duldende Festigkeit ist der Charakter des Mannes, und aus dem Gesichte des noch jungen Weibes leuchtet treue Anhänglichkeit, liebevolle Ergebenheit, und Keuschheit hervor. Es ist ein Bild einer glücklichen, Gott und Menschen gefälligen Ehe, und wenn nicht das Urbild, doch ein Muster reiner, menschlicher und unverfälschter Treue, eine Scene der Einfalt, die höher als alle Poësie ist.

Die eine Hand der Frau ruht in der Rechten des Mannes, und die andre legt sie ihm auf die Schulter. Auch diese unidealische Stellung, die fleiſsige Zeichnung der Hände, und die sorgfältige Ausarbeitung des Ganzen, alles trägt den Charakter der Natürlichkeit und physionomischer Gültigkeit. Dieses Bild scheint mir aber auch die Grenze zu bestimmen, wie weit die Kunst in bloſser Nachahmung gehen dürfe, ohne durch sclavische Nachäffung ihre Würde zu verlieren. Wären nicht sichere Zeichen des Alterthums da, ich hielte es für das Werk eines geschickten Meisters aus der Zeit der Wiederauflebung der Kunst, denn diesen Geist athmen Raphaels und seiner groſsen Zeitgenossen Porträte. Man könnte auch sagen, wenn Albrecht Dürer italiänische Augen gehabt hätte, also würde er deutsche Natur veredelt haben.

Es sind zwar der interessanten Bildnisse noch mehr in diesem Saal, besonders ein herrlicher alter Brutus von Bronze, mit incrustirten Augen, welches sich an diesen schwarzen Köpfen zwar nicht schön, aber doch noch besser ausnimmt, als die dem Marmor eingegrabenen Augensternen. Auch von dem Marcus Brutus, der den Cäsar umgebracht hat, ist eine marmorne Büste da; diesen Brutus mag aber mehr seine berühmte That, als die gemeine Kunst, womit er gemacht ist, hierher gebracht haben, jetzt würde er schwerlich mehr in dieser Eigenschaft aus seinem alten Vaterlande weggehohlt werden.

Allein wenn man einmahl auf einen Gegenstand, der mit unsrer Gemüthsstimmung besonders harmonirt, getroffen, und sich mit Liebe in die Bedeutung desselben hineingedacht hat; so ist es schwer, in der gleichen Stunde gegen andre gerecht zu seyn, die nicht von ähnlichem Charakter sind. Daher thaten mir jetzt weder die andern Köpfe, noch das ausgezeichnet schöne Gewand der Vestalin von Versailles, noch selbst die fliessenden Umrisse des capitolinischen Antinous, nach der, wenn man will, harten, aber so rein angegebenen Bestimmtheit des Cato und Porcia, die gefällige Wirkung, die sie vielleicht ein anderes Mahl haben werden, wenn ich von sinnverwandtern Beschauungen zu ihnen hintrete.

Heute stand nun die Nationalbibliothek offen, und ich lief begierig hin. Wir täuschen uns aber gar oft selbst über die Gegenstände unsrer Begierden, und wenn wir von etwas gehört haben, das andern ausschlieſsend merkwürdig oder für sie ein Mittel war, sich ehrenvoll auszuzeichnen, und wir kommen unversehens in die Nähe eines solchen Gegenstands, so geschieht es öfters, daſs die Erinnerung an die genuſsreiche Beschäftigung dieser Leute uns zu stark ergreiſt, und uns eine Zeit lang in ihren Lebenskreis und in ihre Arbeitslust exaltirt, bis wir dann an Ort und Stelle selbst wieder zurechtkommen, und die wächsernen Flügel der Einbildung an dem brennenden Feuer der Selbsterkenntniſs schmelzen. So ging es mir jetzt. Ich zog als ein Ufenbach, als ein Biörnstahl ein, aber mit jedem Schritte, den ich durch dieses, himmlische oder höllische, Heer von Büchern that, sank mir der Muth, und ich hatte bald mit einer entgegengesetzten, weniger als natürlichen, Leerheit zu kämpfen.

Was will ich hier? fragte ich mich selbst. Die Bände zählen? Das thaten schon hundert andre — Die groſsen Globen anstaunen? Das seh ich nur gemeine Leute thun — Die Gefälligkeit des Bibliothecars erforschen? Ich weiſs nichts mit ihm zu sprechen — Seltnen

Büchern nachfragen? Es fallen mir keine ein — Soll ich alte Codices conferiren? Ich kann sie nicht lesen — Oder gar über die τρεῖς [illegible] Untersuchungen anstellen, die mich, Gott verzeihe es, gar nicht interessiren?

Ich saſs in eine Ecke, und suchte mich jetzt mit der Unbedeutsamkeit der Bibliographie zu trösten, die sich wie die Botanik, so wie sie heut zu Tage von unsern schönen Geistern getrieben wird, mit der Kenntniſs der Nahmen begnügt, und mit unfruchtbaren Nomenclaturen breit macht. Wie wenig erhebliches, sagte ich, haben im Grunde jene Männer, die ich oben nannte, und andre Ihresgleichen, mit aller ihrer Unermüdlichkeit gegeben! Meistens eben so geistleere als hochtönende Nachrichten von Büchern, die, wie Hüsgen von Dürerischen Kupferstichen sagt, ihrer Seltenheit wegen unter die raren Stücke gehören, Nachrichten, denen nichts einen Werth gibt, als die Verliebtheit der Behandlung, ein Zauber der auch Kleinigkeiten adelt.

Bloſse Bücherkunde, fuhr ich fort, um mir durch Uebertreibung Luft zu machen, ist eine subalterne Wissenschaft für Gedächtniſshelden und kleine Geister, die dadurch höchstens das Verdienst architectonischer Handlanger bekommen. Durch sie steigt nicht empor, wer eigner Anschauungen und Erkenntnisse fähig ist. Als Winkelmann aus dem Käfich der Bünauischen Bibliothek entronnen war, und sein ins Erhabne strebender Geist einen freyen Flug erhielt, wie bald sprach er mit Gleichgültigkeit von dem, was sein zurückgebliebener Franke bis ins Grab als Hauptsache trieb! Dem Geschmacke des edeln Denis war seine Arbeit an der kaiserlichen Bibliothek nicht zuträglich. Lessing gefällt mir in seinen critischen Collectaneen oft so wenig, als ein Fürst, der drechselt, und sollte er auch die feinste Arbeit liefern. Selbst der berühmte Prinz Eugen wäre mir schwerlich als ein groſser Mann vorgekommen, als er in der Bibliothek zu Cassel nach Serveti Restitutio Christianismi fragte.

Aber ach! was helfen alle Citaten fremder Schwäche gegen den Unmuth über eigne Ohnmacht! Sie haben nur den Schein von Trost. Ich kann mir doch nicht verhehlen, daſs jene Handlanger mit mehr Ehren hier empfangen würden, als ich, und auch aller Ehren werth sind, wenn sie ihr Werk mit Ordnung treiben: ja diese Gelehrtenclasse ist gewöhnlich die glücklichste, weil sie die friedlichste ist, und wenn bey ihr nicht das Werk dem Meister, so macht desto öfters der Meister dem Werk Ehre.

Wer selbst kein Gelehrter (es grinsen mich hier zu viel Unbekannte an, als daſs ich mich so nennen dürfte) und nicht mit gelehrten Empfehlungen versehen ist, wer sich auf keine künstlichen Fragen gerüstet hat, und wem die unzählige Menge von Büchern alle Lust zu einem Einzelnen raubt, wen die Eitelkeit nicht treibt, sondern die Demuth plagt — Was kann der in einem solchen Pandämonium der Gelehrsamkeit thun? Ihm bleibt nichts übrig, als in sich gekehrt und still herumzugehen, und was er von aussen nicht lernen kann, wenigstens von der Stimme, die in ihm spricht, und ihre Lehren in trauriger Lage und an groſsen Orten gern hörbar werden läſst, zu vernehmen.

Ein angenehmerer Anblick als die unendlichen Bücher, waren mir die vielen Menschen, welche die Bücher benutzten, und einen groſsen Tisch entlang jeder mit seinem Fache beschäftigt wären. Leute von allen Claſsen und Altern saſsen ruhig neben einander, sogar Frauenzimmer waren darunter, hübsche Mädchen, die ihre gelehrten Untersuchungen mit so viel Anmuth anzustellen wuſsten, daſs man hätte der Foliant seyn mögen, den sie umschlangen. Auch mehrere gemeine Soldaten saſsen da, und einige arme Leute, die so lumpig gekleidet waren, daſs ein Spötter die Bemerkung machte, sie suchten Recepte gegen das Ungeziefer. Mir aber waren diese am merkwürdigsten; sie müssen, dachte ich, entweder in bessern Umständen eine gelehrte Erziehung empfangen, oder sich selbst in Armuth, durch Kreuz und Leiden, zu dieser Freude an der Wissenschaft gebildet haben. Ich hätte was darum gegeben, ihre Geschichte zu wissen, oder auch nur sehen zu können, wonach sie forschten. Es ist doch immer ein Zeichen innerer Kraft, in diesem Zustand äusserer Unbehaglichkeit noch Bedürfnissen des Geistes Gehör zu geben, und den Tempel der Musen opferbringend im Bettlergewande vor den Augen der bösen Welt zu betreten.

Im Innern der Bibliothek ist ein groſses Zimmer für Alterthümer und Seltenheiten, das mit den ungleichartigsten Sachen, wie bey einer Versteigerung, überhäuft, überladen, und überhängt ist. Von den gewaltigen Quaderstücken mit Inscriptionen aus den ältesten Zeiten Griechenlands, über die man auf dem Boden hinstolpert, bis zum modernen Faux-brillant Boucherscher und Natoirescher Gemählde, die hoch an der Wand hängen, füllen Merkwürdigkeiten aller Zwischenzeiten jedes Räumchen aus. Raritäten aus Ost- und Westindien, Oſaheite, China und Egypten, Geschmeide und Waffen ferner Nationen, der Schild des Scipio und das Schwert Heinrichs IV. Man sagt, daſs ersterer das nicht sey, wofür er gehalten wird, so eine Last hätte auch nur des König David zu tragen vermocht, dem eine zentuerschwere Krone nichts zu schaffen gab; aber auch Heinrichs Schwert würde mir verdächtig vorkommen, wenn man nicht so bestimmt wissen könnte, daſs es das seinige wäre, denn es ist von so steifer und unbehülflicher Form, daſs es wenigstens das nicht seyn kann, welches er schwang, als er seinen Freunden in der Schlacht zurief: *ne m'offusquez pas, je veux paraître!* Oder als er auf einen tapfern Gegner mit den Worten ansprengte: *Rends toi Philistin!*

Opfergeräthe, Götzenbilder, Hetrurische Gefässe, welche letztere ich bisher nur aus den d'Hancarvilleschen Abbildungen kannte, die aber, wie ich jetzt sehe, sehr gut nachgemacht sind. Eine schöne Sammlung von geschnittenen Steinen, worunter mir besonders ein Dutzend Cameen, auf denen Hunde, Tiger und Pferde geschnitten sind, auffielen, wegen der grandiosen Zeichnung und fein vollendeten Kunst, womit diese Thiere gearbeitet worden; ich weiſs nicht, sind sie neu oder alt, und sahe niemand, den ich darüber fragen konnte, welches mir auch ziemlich gleichgültig war, denn ich bethe das Alte nicht mehr so ausschliessend an, wie vormahls, und lerne täglich, daſs auch das Neue schön seyn kann.

Und was soll ich von der Isischen Tafel sagen, als, ich habe sie gesehen und, ich thue mir was darauf zu gut, auch sogleich ohne Beystand erkannt, ob ich schon nie eine Abbildung davon sah, und nicht einmahl wuſste, daſs sie in Paris sey. Ein Denkmahl egyptischer Kunst, an welchem schon so mancher Ausleger sich den Kopf zerbrochen, über welches der, in Erklärungen der Alterthümer mehr gelehrte, als glückliche Lessing eine eigne Abhandlung geschrieben hat, oder schreiben wollte, welches man ehemahls in Turin so heilig hielt, daſs ohne besondre Erlaubniſs des Königs niemand den Zutritt hatte, das lag nun aufgedeckt vor mir, ohne daſs ich einem Menschen ein gutes Wort dafür zu geben brauchte.

Ich konnte zwar nichts daran sehen, als daſs es eine viereckige, an den Seiten heruntergebogene, Tafel von Kupfer ist, auf welche egyptische Figuren gegraben sind, die ich nicht verstehe. Indessen sieht man doch so etwas gern, wie alles was Aufſehen in der Welt macht, sollte es auch aus keinem andern Grunde seyn, als um einen sinnlichen Eindruck davon zu haben; so wie man glaubt, mit einem groſsen Manne viel näher bekannt zu seyn, wenn man ihn auch nur Augenblicke gesehen, als wenn man Jahre lang von ihm gehört hat — welchem aber auch so seyn mag.

Als ich mit einigen Landsleuten zum Mittagessen, und nachher in das schöne Caffehaus unter Gezelten in dem Tuileriengarten ging, sollte ich ihnen immerfort von Hause erzählen; ich stand aber so oft still, und hatte so vieles zu sehen, was nicht nur meine

Neu-

Neugier lockte, sondern auch mein Herz beschäftigte, daſs sie mir im Unwillen Kaltsinn gegen mein Vaterland vorwarfen. Hätte ich aber vom Vaterlande sprechen, und hätten sie hingegen lieber von dem, was unter unsern Augen vorging, reden wollen, so würden sie mir Gleichgültigkeit gegen meinen Nächsten vorgeworfen haben. So sind die Menschen! Zum Glück bin ich gegen den Vorwurf von Kälte schon so abgehärtet, daſs ich ohne Mühe ihn selbst mit Kälte anhören kann. Warum muſs er aber immer mich treffen, dieser Tadel, sagte ich, hänge ich doch mit ganzer Seele an allem, was die Menschheit schätzbar macht! Was kann ich dafür, wenn ich bey den nichtswürdigen Kleinigkeiten, wodurch sich manche so leicht in Bewegung setzen lassen, nichts fühle! So oft ich aus Gefälligkeit oder Eitelkeit Mitgefühl geheuchelt habe, ist es mir übel bekommen, weil ich aus meinem Charakter heraus trat, in dessen engen oder weiten Schranken ich immer männlich verharren sollte. Kalt ist, wessen Empfindung von den Gegenständen nicht erwärmt wird; hier, in diesem Menschengewimmel, erfahre ich noch besser als zu Hause, daſs mir noch Sinn genug für die Menschlichkeit übrig bleibt, ohne daſs ich nöthig habe, mir eine ostensible Empfindsamkeit anzugewöhnen, oder eine Rolle mit meiner Empfindung spielen zu wollen, wobey so leicht das vernünftige Handeln, welches ihr folgen sollte, vergessen wird. Die Leute nehmen aber oft das Feuer des Temperaments für Wärme der Seele, und seinen physischen Ausdruck für Herz; sie preisen es an andern, und rühmen es an sich selbst, und wer nicht mitbrennt, heiſst kalt, obgleich gerade diese feurigen Geschöpfe meist an echter Empfindung die kältesten sind, und eben nicht Ursache haben, mit ihrer Temperamentsschwachheit sich noch zu brüsten; bedarf es doch bey einer solchen Complexion oft nur eines unbedeutenden Funkens, um den ganzen Empfindungsvorrath, und mit ihm die Ueberlegung, wie Pulver in die Luft zu sprengen; wie selten kann da ein Gefühl treu und wahr werden!

Kalt waren der Priester und der Levit, die den Verwundeten hülflos liegen liessen; wahrscheinlich aber wäre in ihnen bey Verurtheilung der Mörder ein wärmerer Gerechtigkeitseifer erwacht, als in dem barmherzigen Samariter, der so viel Empfindung für den Unglücklichen bewies.

Sehet, sagte ich meinen Freunden, oder hätte ihnen sagen können, wenn ich gern wortwechselte, hier unter diesem Zelte jene junge Mutter, wohlgekleidet und sittsam, die an der Seite ihres Mannes dem Kinde die Brust reicht, und, nicht achtend der vorüberziehenden Menge, nur in dem Gedanken an ihren Säugling, und in dichterischer Phantasie über jede seiner Bewegungen lebt, wahrhaftig, mein Herz bewegt sich im Mitgefühl über ihre einzige Freude! Aber wenn diese Mutter verlangte, ich sollte mit ihrem Kinde tändeln, so muſste ich in ihren Augen als ein kalter Mensch erscheinen, weil ich einem Säugling, der mich nicht ansieht noch versteht, nichts zu sagen weiſs, und über das, was ich etwa der Mutter zu sagen hätte, mir bey einem solchen Anblick das Wort im Munde erstirbt. — Oder wenn ein einfältiger Vater mir begegnet, welches ihr wohl auch schon erfahren habt, der meint, ich solle, wie er, das dreiste Geschwätz seines Knabens für witzig halten, gerade wenn ich wünsche, daſs der Junge sein Maul hielte, so kann ich ohne Schmeicheley doch keine warme Theilnahme äussern, wenn ich schon dadurch richtig wieder den guten Nahmen eines Kinderfreundes auf das Spiel setzen muſs.

Nicht minder lassen mich auch die Leute kalt, die auf meine Empfindung warten wie der Pöbel auf ein Trinkgeld; Leute, die nie allein und für sich empfinden können, und nicht aus Freundschaft, sondern aus Anmassung verlangen, man soll alle ihre Affecten mit ihnen theilen, und mit ihnen lieben und hassen. Dergleichen gibt es eine Menge, die, wenn sie euch ihre Angelegenheiten erzählt haben, und ihr nicht sogleich in ihren Ton einstimmt, weil ihr noch ansteht, ob es der rechte Ton ist, euch für kalt und unempfindlich ausschreyen.

Hauptsächlich aber bewahre einen Gott, daſs seine Empfindungswärme nicht in Revolutionen auf die Probe gesetzt werde, wo böser Wille sich Freyheitsliebe, und kurzsichtiger Eigensinn sich alte Treue nennt; wo Schwärmer und heuchlerische Laurer ein thermometrisches Register über jeden selbstdenkenden Mann führen, nach welchem aller Wahrheit zum Trotz sein Werth und Unwerth bestimmt werden soll; wo man die schwache Seite am politischen Freunde nicht einmahl mehr leise berühren, vielweniger das Gute am Feinde gut nennen darf; wo zwey Parteyen, jede aus Liebe zum Vaterlande, das Vaterland zu Grund richten, und dabey wechselsweise in schaalen Proclamationen den Gott ihrer Väter anrufen, als wenn jede unter dem besondern Schutz eines eignen Jehovah stände; und man dieses alles noch rührend und schön finden sollte. Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen! Denn wer da noch kalt bleibt, und sich nicht hinreissen läſst zu den Jubeltönen der siegenden, oder den Verwünschungen der unterliegenden Partey, wer nicht in jeder Wolke den Vorbothen des allgemeinen Untergangs, und in jedem Sonnenstrahl, der durch die Wolke bricht, den Anfang eines ewigen Freudenlichts erblicken kann, der lasse sich gefallen, als ein lauer Freund des Vaterlandes angesehen, und — — — — — — — — — zu werden.

So vertrieb ich meinen Landsleuten die Neugier, und mir die Zeit, bis die Stunde des Schauspiels kam, wo ich heute das Vaudevilletheater besuchte.

Das Anziehende dieses Schauspiels scheint mehr auf besondern Anspielungen, oberflächlichem Witze, und vorübergehenden Anecdoten zu beruhen, als auf treffenden Charakter- und Sittengemählden, und jenen gewaltigen Blicken in das menschliche Herz, die wie Blitze die Nacht desselben erhellen; gleichwohl sagen sie: *C'est le genre d'Aristophane*, fügen aber hinzu: *adouci par la politesse française*, das heiſst in ihrer höflichen Sprache: von den griechischen Unreinigkeiten gesäubert und also vervollkommnet, obschon der Ausländer es anders übersetzen möchte. Züchtiger in Worten sind freylich diese Spiele, aber wo ist die Aehnlichkeit mit Aristophanes? Gallicismen sind noch keine Atticismen — Wenn ich etwas Französisches mit jenem Griechen vergleichen wollte, so wären es eher einzelne Scenen aus dem alten Theatre Italien von Gherardi, wo die herrschenden Fehler der Zeit und der Groſsen eben so unscharf, und öfters mit eben der witzigen Ungezogenheit gezüchtigt werden. Wenigstens kam in den drey Stücken, die heute aufgeführt wurden, eben so wenig von des Aristophanes herrlicher Laune, als von seinem zerreissenden Grimme gegen alle Anmassung der Hohen und Niedern zum Vorschein, aber wohl manche leichte Spässe, wovon jedoch die meisten ihr Daseyn mehr der Kunst des Schauspielers als des Dichters zu danken hatten. Conventionelle Naivetät (übereinkünftliche Unbefangenheit sollte ich nach der Sprachbereinigung sagen, wenn diese französische Eigenschaft sich in gezwungenem Deutsch bezeichnen lieſs) und gewandte Fröhlichkeit war das auszeichnende Merkmahl dieser *jolis riens*, wie sie bisweilen auch genennt werden, wenn ihre Schwäche die Vergleichung mit etwas besserm nicht zuläſst.

Ob es gleich einem Fremden unbegreiflich seyn mag, wie sich der Geist des Lustspiels in die Form von Vaudevilles anders, als durch eine schnell vorbeyziehende Mode, bannen lasse, so sind es doch die Vaudevilles, die diesem Theater seinen Ruf gegeben haben, und diese Mode hat sich unter dem so flüchtigen Volke schon so lange erhalten, daſs man ihr kaum mehr diesen Nahmen geben darf. Das mag wohl daher kommen, weil diese Art von Liedern der eigenthümliche und einzige Vorzug ist, worin die Französische nicht von der Poesie andrer Völker übertroffen wird. In die Vaudevilles haben die Franzosen ihren feinen Witz, die eigne Wendung ihres Geistes, und so nach und nach ihren ganzen Nationalcharakter, und einen merkwürdigen Theil ihrer Geschichte zu legen gewuſst. Eine chronologische Sammlung solcher Blumen wäre, kein Heldengedicht zwar, aber ein Nationalepos voll wahrer lebendiger Darstellung, wo der immer jugendliche Geist dieses Volkes unter allen Gestalten der Munterkeit, des Leichtsinns, der Galanterie und des Ehrgefühls — zuweilen auch der Barbarey — vor uns hingaukelt, und in fröhlichen Bildern die Gegenstände seiner Liebe und seines Hasses offenbart. Wenn die Franzosen auch noch so viel Wesens mit ihrem Trauerspiel, sey es nun mit Recht oder Unrecht, machen, so ist die Liebe zu demselben doch nur im Verstande, allein ihr natürlicher Hang und ihre Zärtlichkeit ist für das Vaudeville. Manches Schauspiel hat schon groſsen Lärm in Paris gemacht, gewöhnlich aber war es mehr der Lärm zwischen zwey Parteyen, die sich in Gunst und Ungunst theilten, als eine allgemeine Begeisterung des Wohlgefallens; wie manches Vaudeville hingegen ist in dieser unermeſslichen Stadt mit der Schnelligkeit des Windes von Ohr zu Ohr geflogen, und vom Throne bis zur Hütte der Armuth von allen Lippen gelallt worden!

Das helle oder dunkle Gefühl von dieser seiner wahresten Poesie macht, daſs das Volk derselben, und alles dessen was aus ihrem unerschöpflichen Quelle flieſst, nie müde wird. Daher vermag nicht nur dieses Theater sich immer noch zu behaupten, sondern seine Manier ist sogar auf andre übergegangen, ohne daſs man sich zu bekümmern scheint, was der gute Geschmack dazu sage, wenn das Vaudeville als ein Gegenstand musikalischer Verehrung aufgestellt, oder zum Vehikel der dramatischen Poësie gemacht wird.

Meine Zeit beginnt nun nach und nach eine regelmäſsigere Eintheilung zu bekommen; die unruhigen Triebe herumschweifender Neugier machen von selbst einer vernünftigen Beschränkung Platz. Welcher Fremdling wollte es auch aushalten, vom Morgen bis an den späten Abend auf Entdeckungen in dieser kleinen Welt auszugehen, und seine Aufmerksamkeit allen den Neuheiten, die ihm jeden Schritt begegnen, zu schenken! Fürwahr, wenn es auch sein Körper aushielte, der Geist nähme dabey Schaden; denn nichts schwächt das Gedächtniſs so sehr, und bringt die Seele unvermerkt um ihr gröſstes Gut, die Kraft sich zu anhaltender Betrachtung zu sammeln, als diese Art von Geistesgenuſs, die man in beständiger Abwechslung neuer pikanter Vorstellungen sucht. Wenn auch der Witz durch solche Zerstreuungen Nahrung erhält, weil es leicht ist, an so viel vorüberziehenden Bildern einige auffallende Aehnlichkeiten zu haschen, oder wenn die Empfindsamkeit sich dabey behagt, weil bey dem schnellen Wechsel der Gegenstände sich viel Stoff zu schönen Gefühlen, und wenig Zeit zur lebendigen That findt, so ist doch eine solche Art sich zu beschäftigen, wenn man sein Hauptwerk daraus macht, nicht nur auf Reisen, sondern in jeder Lage des Lebens, eine höchst verderbliche Schwelgerey, die sich in Ueberdruſs, Schaalheit des Witzes und Ohnmacht der Vernunft endigt.

Wenn man mich aber fragt, was denn nun meine ernsten Beschäftigungen seyn, und ich antworte: Museum und Theater, so dürfte mancher lächeln, der seine Seelenkräfte in Obere und Untere zu theilen gelernt hat, und nun *jurans in verba* aus überreiner Hochachtung für die höhere Erkenntniſs alles gering schätzt, was er nur mit der sinnlichen zusammenhängend glaubt. Nach meiner Meinung aber ist nicht nur jedes Ding voll Spaſs (der Einbildungskraft), wie der feinste Spaſsmacher behauptete, sondern auch voll Ernst (des Verstandes), und ich werde Gott danken, wenn es mir gegeben ist, nur einen Theil von der hohen menschlichen Kraft, die mich aus den Geisteswerken jener schönen Künste ahndungsvoll anspricht, deutlich zu erkennen.

Heute standen zwey neue Säle von Kunstwerken offen, die sogenannte *Galerie d'Apollon*, ein herrlicher wohl hundert Schritte langer Saal, der mit den vornehmsten Handzeichnungen berühmter Meister angefüllt ist. Die Decke ist reich mit Gemählden und goldner Stukkatur geziert, und die beyden Enden des Saals sind mit übergroſsen Spiegeln gedeckt, wodurch derselbe den Schein einer unübersehbaren Länge erhält. In dem andern Saale, *le grand Salon*, dessen Licht nur aus dem offenen Dache von weiter Höhe herunter fällt, und so nicht nur die gefälligste Beleuchtung für die Kunstsachen gibt, sondern aus den Zuschauern selbst wandelnde Gemählde macht, hängen die Meisterstücke von Paul Veronese und andern groſsen Künstlern, die theils zu groſs für den gewohnlichen Saal, theils so eben angekommen waren, und wegen ihrer Berühmtheit an diesem vorzüglichen Orte dem neugierigen Publicum zur Schau gestellt wurden.

Hier bedurfte es keiner Anrufung der Musen, um zu wissen, was man zuerst und was zuletzt betrachten solle. Alle Augen, die herein kamen, wandten sich sogleich zu der *Hochzeit von Cana* des Meister Pauls, und alle Blicke blieben daran hängen.

Es ist ein bloſses Prachtstück ohne Verstand, sagen zwar die Bücher, ein Blendwerk für die Phantasie des Pöbels, Schein der Wahrheit nur für das Auge. So kam es mir auch vor, so lang ich es nur aus der Beschreibung kannte; allein ich lernte bescheidner urtheilen, als ich das groſse Kunsterzeugniſs selbst vor mir hatte; denn nicht nur den Pöbel, sondern Künstler, Kenner und Gelehrte sah ich vor demselben verweilen, und ihm Bewunderung zollen. Nicht Le Bruns Schlachten mit aller Correctheit, nicht die feurigen Rubens (dessen Colorit dagegen wie pure Affectation erscheint), nicht der berühmte heilige Romuald des Sacchi, die alle da herum hingen, vermochten ihm den Vorzug streitig zu machen, man fing bey ihm an, und hörte bey ihm auf. Das muſs doch wohl mehr seyn als bloſses Blendwerk der Sinne; ein hoher geistiger Werth muſs in dem Gemählde liegen, der ihm so lange seinen Ruf erhalten, und immer aufs neue wieder geben kann. Allgemein anerkannt ist die Schönheit des Colorits, die Vortrefflichkeit der mahlerischen Anordnung, die Leichtigkeit und Sicherheit des Pinsels. Nur einmahl eine so vorzügliche Kunst der Färbung, die so selten sich findet, als Raphaels Zeichnung und Corregios Harmonie, ist schon eine ausserordentliche Gabe, die keinem blos durch mechanisches Studium, ohne Genie, zu Theil wird, die mithin Kennern schon als groſse Eigenschaft respectabel seyn muſs, zudem daſs sie noch in der Wirklichkeit unmittelbarer zu dem Auge spricht, als jede andre.

Wem springt aber nicht die Originalität in die Augen, der eigne Styl ohne Nachahmung, das lebendige schöpferische Talent, das keiner fremden Studien und keines künstlichen Borgens bedarf, um Auftritte des Lebens mit alle der sinnlichen Schönheit, Heiterkeit und freudigen Bewegung bleibend sichtbar zu machen, wie sie vor der feurigen Einbildung des Künstlers schwebten!

Diese viel umfaſsende, prächtige Ansicht des Lebens, und die Kraft, so eine Ansicht rein wiederzugeben, diese eigne, ungelernte, selbsständige Kraft ist es, die uns Ehrfurcht gebiethet, oder Liebe einflöſst, hier wie allenthalben, wo sie sich findet, wenn wir es gleich oft selbst nicht haben wollen, und lieber an den vorgefaſsten Meinungen hängen, oder gar, wenn wir uns genug an dem Anblick geweidet haben, nach der Verkehrtheit unsrer Natur die Regungen des Herzens unterdrücken, und, eingedenk tadelnder Kunstrichterey, das Gesehene verkleinern, um unserm vermeintlichen Verstand Ehre zu machen. Mit was für Recht und Wahrheit aber das geschehe, zeigen wir dadurch, daſs wir uns doch von dem nächsten ähnlichen Kunstgegenstande wieder hinreissen lassen.

Es ward dem Mahler ein Raum von dreiſsig Fuſs angewiesen, um darauf die Hochzeit von Cana vorzustellen. Die Wahrheit der Geschichte erforderte eine dürftige Mahlzeit armer Leute, die nicht einmahl Wein genug für eine Hochzeit hatten, was wollte er nun stattliches daraus machen, zumahl ein Wunder keine mahlerische Handlung ist, und wie wollte er den groſsen Raum mit der wahren Geschichte allein ausfüllen? Er muſste nothwendig die Hülſsmittel ergreifen, die ihm seine reiche Einbildungskraft darboth; und diese mahlte ihm ein herrliches Gastmahl vor, prachtvoll und fröhlich, an welchem sie Theil nehmen lieſs, was die Zierde des Adels, der Schönheit, und der Kunst seiner Zeit war, zu Ehren dem himmlischen Gaste, und zum Staunen des Volkes, das sich von allen Seiten her zwischen den Säulen des hohen Pallastes hinzudrängt. Diese groſse Conception stellte er nun mit so sicherer Kunst dar, daſs man nicht weiſs, soll man die Mannigfaltigkeit in den Formen, Bewegungen und Farben mehr bewundern, oder die Harmonie, womit er dieſs alles, ohne Zerstreuung, in der natürlichsten Beleuchtung, und ohne den willkürlichen Behelf der Schlagschatten und gekünstelter Contraste, zusammen hält. Es ist wahr, er vernachlässigte das Costume und den strengern Styl der Alten; wer aber so einen Ersatz zu geben weiſs, dessen glänzende Sünden darf man wohl als Tugenden ehren.

Man ist heut zu Tage viel zu strenge gegen diese Kunstart, und legt, verleitet durch übelverstandene Wünsche der Kenner, und schief angewandte Philosophie, dem Geschmack allmählich einen Zwang an, der bald zu einer gelehrten Trockenheit idealischer Kritik führen, und manche geistvolle Anlage unersetzlich lähmen muſs. Es ist recht, morsche Lehr- und Geschmacksgebäude über den Haufen zu stoſsen, nur sollte sich der Deutsche vor seiner alten Schwachheit hüthen, um jedes neugepriesenen Mörtels willen sogleich wieder auf die alten Trümmer einen eben so unsichern Bau aufzuführen! — Welches Gemählde leistet denn euern scharfen Verstandesregeln ein Genüge? Selbst Raphaels allanerkannte Meisterstücke, die Verklärung, die Schule von Athen und andre, wären sie nicht schon da, und euch zum Kanon aufgestellt, wie würdet ihr darüber herfahren, wenn ein neuer Künstler sie gerade so machte, wie sie sind. Versucht es, und hängt die besten Arbeiten des verständigen, und sonst so trefflichen Poussin neben diesen Paul Verones, sie werden vor dessen Gewalt verschwinden, und ihr werdet die Ursache davon leicht entdecken; Poussin studierte und ordnete seine Werke langsam zusammen, aus Antiken, Modellen und kalten Ueberlegungen, hier aber schuf ein Genius aus eigner Fülle, und mit einer das Ganze auf Ein Mahl umfassenden Anschauung.

So wenig als die Mahlerey der Ueppigkeit dienen soll, darf sie blos eine demüthige Magd der Geschichte seyn, und noch weniger nur in die Schranken einer mit andern schönen Künsten gemeinschaftlichen Theorie gebannt werden: sondern sie darf und soll noch ihre eigne Poësie, ein freyes Spiel eigner Schöpfung haben, und die Abweichungen von der kunstrichterlichen Normalidee, die sie sich bisweilen, wenn sie der Genius treibt, erlaubt, sollten nicht gleich als Ausschweifungen getadelt werden. Warum will man allein in der Historienmahlerey eine so strenge Disciplin einführen, in die sich andre Künste doch auch nicht fügen? Soll Homers Gesang allein die Gesetze des Heldengedichts bestimmen, und ist Ariost nicht auch ein Meister?

Diesem Geisteszwang könnte am besten ein Mann steuern, der sich als einen eben so groſsen Kunstkenner wie Dichter bewiesen hat, und in seiner Jugend es wagte, öffentlich zu sagen, er habe in einem Krebse von de Heem mehr Poësie gefunden, als in einer Cleopatra von Tischbein. Zwar scheint er beynahe mit dem Wechsel der Jahre auch anderes Sinnes geworden zu seyn; wenigstens hat er durch einige neuere Aeusserungen, die, wie fast alle Urtheile groſser Köpfe, nur halb verstanden, oder unmäſsig ausgedehnt werden, Anlaſs gegeben zu dem sentimentalphilosophischen Vornehmthun gegen alles, was nicht Antik und Raphael ist. Ganz kann er jedoch seinen Glauben nicht geändert haben, und da alle auf ihn horchen, so bedürfte es nur einer freyen Erklärung von ihm, worin das wahre Verdienst in der Mahlerey, vorzüglich auch das poëtische, welches so oft leeren Anmassungen seinen Nahmen leihen muſs, entwickelt, gewürdigt und geordnet würde, so wie er die Verschiedenheiten des Styls launig geordnet hat, um mit Einem Mahle die verirrten Bäche trüber Meinungen zum hellen Quelle der Wahrheit zurückzuleiten.

Fast eben so schwer als es mir wurde, diesen Saal zu verlassen, wird es mir jetzt davon zu schweigen. Wer erzählt nicht gern von dem, was sein Gemüth in Bewegung setzte! Doch mufs man zu schweigen wissen, ehe der Zuhörer nur noch mit der Miene satter Gefälligkeit horcht, welches eine grofse Demuthigung ist. Nur ein herrliches Bild des Rubens kann ich nicht stillschweigend verlassen, wo er sich, seinen Bruder (der auch kein gemeiner Mensch mufs gewesen seyn, aber doch in dieser berühmten Gesellschaft zu kurz kömmt), den Hugo Grotius und Justus Lipsius, zusammen um einen Tisch herum, gemahlt hat. Man denke sich dieses Kleeblatt trefflicher Männer, in Lebensgröfse vorgestellt, mit Rubens Geist und Kunstfertigkeit, Kühnheit und Kraft der Farben, und grofser Zeichnung, die aber hier der Natur treu zu bleiben gezwungen war, so kann man sich eine Vorstellung von dem Interesse dieses Stücks machen. Man sagt, der Erste Consul wolle es nach seiner Wohnung verpflanzen, was schon mehrern Gemählden widerfahren seyn soll; die Leute führen darüber groſses Bedauern, und ich auch, wir bedenken aber nicht, was wir selbst thun würden, wenn wir Meister wären —

In dem Saale der Handzeichnungen ist die Höhe der Wand mit Cartons von Julio Romano und Pellegrino Tibaldi sehr gut besetzt. Diese groſsen Zeichnungen von Tibaldi sind mit dem Carton der Schule von Athen aus der Ambrosianischen Bibliothek zu Mayland hierher gebracht worden, der Raphaelische Carton aber hat sehr gelitten, wie wohl mehr von der Zeit als von der Reise. Man hat sich zwar sichtbare Mühe gegeben, ihn wieder dauerhaft zu flicken, dessen ungeachtet ist er jetzt leider mehr als Reliquie, denn als Werk der Kunst zu verehren.

Es finden sich hier auch einige schöne Pastellgemählde von Vivien, die mir weit besser gefallen, als Rosalba. Das liebste dieser Art aber war mir ein Kopf von Nanteuil, so den vortrefflichen Türenne vorstellt, in dem ich noch mehr den edelsten Menschen, als den gröfsten Feldherrn seiner Zeit verehre. So warm ich die Kunst liebe, so geht mir doch das schöne und wahre Bild eines grofsen Mannes über hundert gepriesene Sachen, so die Erfindung hervorgebracht hat, so dafs man mir auch einen der Cartons von Julio Romano neben diesem Turenne, oder einen der grofsen Rubens aus der Gallerie neben seinem Gemählde von Grotius und Lipsius biethen könnte, ich würde die Porträte wählen.

Nicht zu vergessen ist auch eine Gesellschaft der schönsten und geistreichsten Gesichter vom Hofe Ludwigs XIV, in Miniatur und Schmelzarbeit, meistens von Petitot, mit unendlicher Kunst wie hingeblasen. Man kann sich von der aus mehr als fünfzig Stücken bestehenden, in einem groſsen Rahmen begriffenen Sammlung, fast nicht mehr trennen.

Um ihres berühmten Nahmens willen muſs ich auch zwey Wassergemählde von Corregio erwähnen. Das eine soll die kriegrische Tugend, und das andre die Sinnlichkeit vorstellen: es sind nehmlich von den Allegorien aus welchen niemand klug wird. Ehe ich erfuhr, von wem sie wären, hielt ich sie für kraftlose Erzeugnisse der französischen Schule, bis mich das Verzeichniſs zurecht wies, und mir durch den Stammbaum ihres Besitzes allen Zweifel benahm, denn sie gingen aus einer fürstlichen Hand in die andre. Bey allem Respect für den groſsen Meister bin ich aber überzeugt, wenn diese Stücke jetzt ein gemeiner Mann besäſse, ohne daſs man von einem vorigen Eigenthümer etwas wüſste, so würde jedermann über ihre Echtheit die Achsel zucken, und *vielleicht aus Gefälligkeit schweigen*, um dem guten Manne die Freude nicht zu verderben, Corregios zu haben, aber im Weggehen bey sich ausmachen, ein Liebhaber, der mit Wasserfarben umzugehen wuſste, habe sich mit wenig glänzendem Erfolg an einem Corregio versuchen wollen. Nun sind sie aber von erprobtem Adel, und dieser gilt auch hier für Verdienst. Wenn der Meister noch an Etwas kenntlich ist, so ist es an der guten Anordnung, einigen gelungenen Verkürzungen, und der falschen Grazie der Mienen. Wie stark sprechen auch diese Gemählde gegen die Mahlerey in Wasserfarben! Hätte der unvergleichliche Gorregio nur so gemahlt, so ruhten seine Werke und sein Nahme schon lange in der Vergessenheit.

Den übrigen Raum des Saales nehmen Handzeichnungen ein, worunter die französischen weit aus die beträchtlichsten sind, denn die besten Stücke der alten italiänischen Mahler sollen sich in dem Strudel der Revolution auf eine geheimniſsvolle Art verloren haben. Von jenen findet sich hier ein groſser Schatz, und ich muſs gestehen, daſs mir diese Handrisse französischer Künstler sehr wohl und meistens besser gefallen, als ihre Gemählde. Das Ungezwungene, Freye und Flüchtige derselben nimmt sich hier, bey richtiger Zeichnung, und selten vernachlässigtem Geschmack in der practischen Behandlung, besser aus, und kündigt mehr Geist an, als in den Oehlgemählden, wo es durch umständlichere Beleuchtung mit Farben leicht zur flachen Manier wird. Es sind Zeichnungen da von la Hire, le Brun, le Sueur, Mignard und andern Franzosen, die durch edle Composition, und vornehmlich durch die Art und Weise der Ausführung, den Arbeiten der berühmtesten Italiäner den Rang streitig zu machen scheinen, mit denen sie, in Farben gebracht, nachher keine Vergleichung mehr aushalten.

Groſse, und zierlich vollendete, Rubensische Zeichnungen von seinen berühmtesten Gemählden, finden sich auch hier; sie scheinen mir aber um ihrer detaillirten Ausführlichkeit willen eher von den geschickten Männern zu seyn, die nach ihm in Kupfer gestochen haben.

Tizian und Claude zeigen sich mir auch hier als die Meister in Landschaften, und sind nicht nur durch die groſsen Ideen ihrer Entwürfe merkwürdig, sondern vorzüglich durch die genialische Einfalt, womit sie diese Ideen zu versinnlichen wuſsten. Hier ist weder unbestimmte Flüchtigkeit, noch gezierter Fleiſs, und nichts von allen den mannigfaltigen Manieren, die oft so unbesonnen der Wahrheit und Schönheit widersprechen, und dann gerade deſswegen Geist genennt werden. Es sind zwar nur leichte Umrisse mit der Feder, wenige Striche, aber so viel umfassend und in groſsen Formen darstellend, und jeder Zug ist so richtig an seinem Platz, und ein so nothwendiger Theil zum Ganzen, daſs man erstaunt, wie ein so groſser Reichthum von Gedanken in so wenig Grenzlinien habe gebracht werden können. Und doch sind es nicht bloſse Gerippe ohne Styl, sondern sie haben Seele und Leben, und sprechen zu jedem Auge, und leiten uns schneller in arkadische Träume, als so manches Prangstück mit antiken Tempeln und Figuren, deren anmaſsliche Gröſse nichts ist, wenn wir ihr nicht mit eigenen Reminiscenzen gutmüthig zu Hülfe kommen.

Diese zweckmäſsige Einfalt in leichten und sichern Umrissen ist freylich nicht jedem gegeben, jeder sollte sich aber derselben befleissen; sie ist das A und O der Kunst, der Weg zur Wahrheit, den der Meister nie verlassen, und auf den er den Schüler zuerst führen sollte; sie allein gibt und lehrt den reinen Charakter der Formen, der die Grundlage von aller Zeichnung und wichtiger ist, als die Kunst der Wirkungen und die Geheimnisse des Colorits. So zeichneten die Alten!

Unter die Sachen, die mir hier besonders auffielen, gehört endlich auch noch das entsetzliche Gesicht der höllischen Giftmischerin Brinvilliers, welches Le Brun in der Stunde ihrer Todesmarter mit Farben nach der Natur zeichnete. Alle Schrecken der verzweifelnden Sünde mahlen sich in den wilden rollenden Augen, die keinen Blick mehr haben, keinen Ruhepunkt, sondern vor Gott und Menschen und dem eignen Selbst zurückbeben — und in dem offenen Munde, der nichts mehr spricht als das Geheul des Schmerzens. Ein fürchterliches Bild! Hätte Le Brun in seinen Passionen die Verzweiflung also gezeichnet, sie wäre treffender gewesen, als das Fratzengesicht, so er dafür gegeben.

Die *Plaideurs* von Racine waren heute für das Théatre français angekündigt. Diese Komödie gehörte ehmahls unter die Schriften, welche ich dazu bestimmt hatte, sie bey festlichen Anlässen, an denen ich nicht gern Theil nahm, zur Schadloshaltung der Ergetzlichkeit zu lesen. Ich glaubte sie alſo schon lange zu kennen, und konnte den Spaſs kaum erwarten, sie an ihrem berühmten Geburtsorte selbst wirklich aufführen zu sehen. Daher theilte ich die Freude auch einigen Bekannten mit, und steckte sie mit meiner Erwartung an. Aber — *minuit praesentia famam;* das

Stück taugt nicht mehr für das Theater, noch das Theater für das Stück. Ich hatte das Miſsvergnügen, nicht nur meine Erwartung betrogen zu sehen, sondern, was noch empfindlicher ist, auch das Achselzucken meiner Freunde über meinen Geschmack zu ahnden, die mir zu gefallen hingegangen waren, und nun die Zeit bereuten, so sie darüber verloren. Daran ist aber Racine nicht Schuld, sein Stück ist witzig genug, sondern ich, der ich etwas lobte, bevor ich es gesehen, und die Zeit, welche dem treffenden Spotte seinen Stachel genommen, und die Schauspieler, welche nicht mehr recht in den Geist des Stückes eintreten wollten oder konnten. Es wurde in der Aufführung zum groben Possenspiele, wobey alle Ironie sich zwecklos verlor, weil die Gebräuche des Gerichtshauses nicht mehr die nähmlichen, und die närrischen Personen, die der Dichter meinte, und sein Publicum kannte, längst vergessen sind. Der Auſtritt, wo die beyden Bedienten vor dem kindischen Herrn über den Hund plädiren, und der Intimé mit läppischer Wichtigkeit die Manieren der bekanntesten damahligen Advokaten nachäfft, verlor in dem überladenen Spiele alle Bedeutung und Anmuth. Da auch von den Zuschauern nur wenige mit der Geschichte, und den nöthigen Prämissen dieses Lustspiels bekannt zu seyn schienen, so kann man denken, wie gering die allgemeine Lust war. Auch mir verging die Freude um so mehr, da ich niemand um mich herum recht vergnügt sah, und mich nicht recht über etwas freuen kann, wobey ich andere gleichgültig sehe. Ich lernte nun, daſs ein Stück auf der Bühne ausgelebt haben kann, wenn es noch lange im Lesen Wirkung thut; so wie es hingegen Schauspiele gibt, die man nicht lesen kann, und die sich auf der Bühne doch ganz gut ausnehmen. Dieses hier wird wohl nur darum noch aufgeführt, weil Ludwig XIV, der als König sonst nicht viel lachen zu dürfen glaubte, sich über der komischen Kraft desselben so vergaſs, *que la cour en fut étonnée*, und es also in dem „goldnen Zeitalter des Geschmacks" sein Glück machte, welchem Geschmack man noch immer scheinbar huldigen zu müssen glaubt.

---

† Heute (31. May) ist es Sonntag. Von Jugend auf hat sich in meiner Seele eine feyerliche und poëtische Ansicht dieses Tages festgesetzt, der ich durch keine spätere Belehrungen des Unglaubens los werden konnte, und es jetzt nicht mehr werden mag. Als Knabe hatte ich Ferien, das Sonntagskleid, aſs zu Gaste, und die Unlust an der Predigt wurde mir durch den vierstimmigen Choralgesang wieder gut gemacht, der, wenn er am lautesten ertönte, mich so oft in jene jugendlich schwärmerischen Ahndungen versetzte,

deren Erfüllung uns in spätern Zeiten bisweilen noch wie ein Schimmer aus dem verlornen Paradiese trifft. Auch an den Glocken hatte ich meine Lust, und oft versuche ich jetzt noch, wie damahls, aus ihrem Klang ihre Anzahl zu errathen. Die Reinlichkeit und Stille der Straſsen weckte meine Ordnungsliebe, und machte, nebst dem Putze der Leute und ihrem ruhigern Betragen, daſs ich heute alles für glücklicher und besser hielt als gewöhnlich. Des Abends flöſste mir die ehrenveste Bürgerlichkeit, mit welcher man sich auf dem Spaziergang zeigte, Achtung für meine Vaterstadt ein. Kurz alles trug dazu bey, mir diesen Tag feſtlich zu machen. Selbst den Gesang der Handwerksbursche, wenn es dunkel ward, wuſste ich mit den angenehmen Empfindungen des Tages in Einklang zu bringen.

Glückliche Zeit der Kindheit, die das Kleine durch Innigkeit groſs zu machen weiſs!

Verschwinden auch deine Eindrücke eine Zeit lang vor dem Blendlichte der Welt, so ruft sie doch, wer die Einfalt liebt und die Wahrheit sucht, bey Zeiten zurück, und auch das zitternde Alter, an dessen schwachem Sinne die Gegenwart nicht mehr haftet, labt sich noch an deinen freundlichen Erinnerungen!

Selbst das freyere Leben der Jugend tilgte nicht die Liebe zu der stillen Feyerlichkeit dieses Tages, und jetzt noch freue ich mich desselben, wo ich immer bin, und seine Ruhe von weltlichen und ökonomischen Geschäften wahrnehme, und in dem stillern, reinlichern und gesetztern Wesen der Leute wenigstens eine scheinbare Spur entdecke:

„Wie sich der Mensch noch seiner erinnere, daſs er verständig
„Sey, ein empfindender Geist, nicht ein gefräſsiger Bauch!"

Zu Hause würde ich jetzt an diesem schönen Morgen aus dem Thore gehen, und auf die Sabbathsstille der Natur horchen, die, wenn sie auch nicht ausser mir ist, doch bald in meinem Gemüthe sich bildet, wenn der Schall der Glocken von den benachbarten Dörfern über unser friedliches Thal sich ergieſst, und nichts sich regt, als der Vogel auf dem Zweige, und das zarte Laub der Bäume, mit dem ein Hauch des Frühlings spielt. Hier und da sehe ich in der Ferne einen einsamen Bauersmann an den Grenzen seines Ackers hinwandeln, er freut sich heute ausruhend der sichtbaren Früchte seines Schweiſses, mit Wohlgefallen an seinem kleinen Eigenthum, und zeigt mir einen Genuſs, dessen Reinigkeit der reichste Müssiggang nie wird erkaufen können.

Ach! auch in den wilden Kriegszeiten war mir dieser seltengewordene Sonntagsanblick der Natur noch manchmahl tröstlich. Die

Krieger werden endlich weichen, hoffte ich, und dann treten diese stillen waldbekränzten Hügel, diese wohlbekannten Fluren, die ich in schmerzvergessender Phantasie so gern durchirre, wieder in ihren alten Schmuck, und in ihr ewiges Recht, das sehnsuchtsvolle Gemüth, gleichwie sie der Thau erquickt, mit ihrem Frieden zu beseligen.

Unglücklich ist eine Stadt, die keinen Sonntag kennt! Auch hier ist mir, ich müsse den Leuten dieſs Sonntagsgefühl anblicken; aber es will nicht gehen, der Lärm überstimmt meine Phantasie. Da der Gottesdienst einstweilen nur noch geduldet, und niemand an den Sonntag zur Feyer gebunden ist, hingegen der Dekadi noch wie ein scheidendes Gespenst dem erschrockenen Volk eine furchtbare Miene zeigt, so entstehet daraus ein unsauberer Dualismus, der dem Guten und Bösen huldigt, und ein wilder Unglaube, der nach beydem nichts fragt, und dieſs verursacht zusammen eine unbestimmte Halbheit dieses Tages, die ihn als Sonntag ungenieſsbar macht. Man hofft aber, dieser Dekadi, über den schon Lieder erscheinen, und der noch da liegt wie ein Stück Eis im Lenze, werde bald gänzlich verschwinden. Unterdessen sehe ich doch heute viele Gewölbe geschlossen, und was diesen Leuten, meiner Meinung nach, viel Verdienst um ihre Religion gibt, sogar im Palais Royal, wo doch ein Gedräng ist, wie an andern Tagen, und ähnliche Läden offen stehen, die unterdessen den Gewinn wegschnappen, und wo die Einnahme eines Tages wegen der groſsen Miethe, so sie bezahlen, gewiſs sehr in Betrachtung kommen muſs. Es ladet mich Einsamen niemand ein, aber in einem solchen Hause möchte ich wohl zu Mittag essen, wo dem Mammon gerade dann ein Opfer versagt wird, wenn er die reichste Erhörung verspricht;

wohl würde ich mich noch manches edeln Zuges dort zu ſreuen haben.

Wie wenig Achtung aber noch im Allgemeinen die sichtbare Kirche genieſse *), sah ich heute auf dem Platze vor St. Germain l'Auxerrois, wo einige Schritte von dem Gottesdienste ein Taschenspieler mit einem Hanswurst seine Possen trieb. Dieser rief mit lau-

---

*) Nemlich im Jahr 1801. *Olim meminisse juvabit* — Jetzt steht es freylich besser damit, indessen kann es nicht schaden, wenn auch noch öffentliche Zeugnisse vorhanden sind, wie lange die Gottvergessene Directorialregierung die Religion in der abscheulichen Erniedrigung gelassen, wohin sie die Revolution gestürzt hatte. Diese elende Regierung, die auch das Glück auswärtiger Völker zu lenken vorgab, indem sie es zerstörte, wuſste nicht einmahl, daſs das Volk so gut religiose Bedürfnisse hat als physische, und daſs,

ter Trompete, die bis in die Kirche erschallte, sein Publicum herbey, da hingegen zur christlichen Versammlung nicht einmahl mit einem Glöckchen geläutet werden durfte. Es ist wohl noch nicht wie es seyn sollte, wenn ein Gaukler mehr tolerirt wird, als die Kirche. Die berühmte hiesige Policey muſs ihre besondern Gründe haben, eine solche Unsittlichkeit zu dulden; unter ihrer Aufmerksam-

---

wenn eine Regierung schlecht handelt, welche dieselben bis ins Ungereimte sich verirren läſst, diejenige noch viel weniger ihre Pflicht thut, welche ihrer gar nicht achtet. Zugleich mag diese kurze Beschreibung mit zum Beweise dienen, wie schnell die jetzige Gewalt, durch Klugheit und Ansehen, den Geist des Volks von religioser Anarchie wieder bis an die Grenzen der Hierarchie habe führen können, und was es demnach mit dem Geiste des Volks für eine Bewandniſs habe.

keit kann die Sache unmöglich, vielleicht aber noch darüber hinaus seyn.

Ich bemerkte auch niemand, der sich darüber ungehalten bezeigte. Sie haben aber schon ganz andre Dinge erfahren, wenn es wahr ist, was man mir bey diesem Anlaſs erzählte, daſs in der Schreckenszeit unweit der mordenden Guillotine ein Harlekin sein Gerüst aufgeschlagen hatte, und unterm Zuruf der Menge jeden blutigen Auftritt mit einer kleinen Köpfmaschine parodirte. Läſst sich wohl eine tiefere Versunkenheit denken, als wenn man den Geschmack an der Grausamkeit durch öffentliche Possenspiele reitzt! Vordem machte man doch nur Trauerspiele daraus.

Man sollte wirklich glauben, die Pariser hätten in den Zeiten, als sie die Vernunft über den Altar setzten, den Teufel angebethet, so gräſsliche Spuren von Wuth gegen den alten Gottesdienst trifft man noch in allen Kirchen an. Noch sind die meisten Altäre zerschlagen, die Bildsäulen von ihren Gestellen heruntergerissen, die Verzierungen verstümmelt, und die Wände wie eine Mauer an der Landstraſse versudelt. Hin und wieder ist ein schwarzer Stein eingemauert mit der Inschrift: *Cette pierre vient d'un des cachots de la Bastille.* Eine neue Reliquie statt der alten! — Sie könnten doch wohl mit ihrem Tadel an dem Geschmacke andrer Nationen etwas sparsamer seyn, so lange sie selbst Steine der Bastille in den Kirchen zur Schau aufstellen. Jene Heiligengebeine und Wunderdinge waren doch noch Ueberbleibsel einst verdienter und verehrter Menschen, und das Volk glaubte, heilsame Kräfte aus ihrem Anblicke zu schöpfen, aber was soll es vor so einem unförmlichen Stücke von seinem alten Gefängnisse denken und empfinden? Die Franzosen erzählen von Harlekin, er habe einen Stein von seinem Hause zum Muster für Liebhaber herumgetragen, handeln sie hier nicht ungefehr in gleichem Sinne?

Indessen fängt man wieder spärlich an auszubessern, aus Beyträgen, wozu man durch Affichen in den Kirchen eingeladen wird. Ich ging neulich in Saint Sulpice hinein, wo die Vernunftschwärmerey am ärgsten gewüthet zu haben scheint. Da sah man vorn in der Kirche Arbeitsleute, die Gerüste befestigten, Steine herunterwarfen, und hämmerten, daſs einem die Ohren gällten, in der Mitte waren die Maschinereyen der Gott und Menschen Langeweile machenden Theophilanthropen aufgepflanzt, und tief hinten im Chore standen bescheidene Priester, mit ärmlichem Meſsgeräthe umgeben, und betheten.

Unter einer solchen Duldung (hier ist das unschickliche Wort noch am besten an seinem Platze) hebt nun die Römisch-catholische Religion ihr ehemahls so stolzes Haupt demüthig wieder aus dem Staub auf, und es ist gewiſs eine interessante Erwartung, nachdem die Pforten der Hölle geschlossen sind, zu sehen, wie weit sie die ihrigen wieder öffne, und mit welchem Erfolge das so jämmerlich zersprengte Heer der Heiligen sich wieder unter seine alten Fahnen sammeln werde.

Da der Boulevard am Sonntage ganz dem gemeinen Manne überlassen ist, so wollte ich nun auch sehen, wie dieser seinen Ruhetag feyre, und ging deſshalb von der Porte St. Martin langsam bis zum Eintrachtsplatz hinunter. Der breite Weg in der Mitte dieses aus sechs Reihen Bäumen bestehenden prächtigen Lustgangs war voll Wagen und Reuter, die sehen, und gesehen werden wollten, oder sonst bestimmt waren, heute die Hauptfiguren in diesem beweglichen Gemählde auszumachen. In den Seitenalleen aber gingen die, so ich suchte, in unzählbarer Menge, die Handwerker und kleinen Krämer mit ihren Familien, und alles was man hier *la petite bourgeoisie* nennt. Ich folgte nun bald dem bald diesem Häuflein nach, und horchte auf ihre Rede, und betrachtete ihr Thun und Lassen. Gröſsten Theils fand ich sie vergnügt wie die Fische im Wasser, aber ehrbarer, aber noch gesprächiger, als ich erwartet hatte. Diese Gesprächigkeit ist unerschöpflich, und ergieſst sich mit fast kindischer Vergnügsamkeit und Beschränktheit über alles, was ihnen in diesem Gewimmel vor die Augen kömmt, und einen Moment unter der Windklappe ihrer Vorstellungen halten mag. Der Vater erklärt der gefällig horchenden Frau ihre Beobachtungen, und sucht bisweilen auch die Kinder zu belehren; allein der Junge ist zu zerstreut, und das Mädchen zu sehr mit seinem

Putze, und der zierlichen Haltung des Körpers, des Gewandes, der niedlichen Füſse, und mit allem dem, was es den Vorübergehenden absieht, beschäftigt, um lange auf die Lehren des Vaters zu horchen; ja viele dieser kleinen Mädchen sind schon so sehr in das Studium und die Repräsentation ihrer Eleganz vertieft, *de tenero meditantur ungui*, daſs sie sich nicht einmahl Zeit nehmen, nach der Lockspeise der allenthalben aufgestellten Kramläden zu schauen, welches sonst ein unwiderstehlicher Zauber für die Augen der Kinder ist. Wenn oft zwey bekannte Familien sich treffen, so fliessen sie schnell in Eine Gesellschaft zusammen, wo man sich dann wechselseits die Ehehälften zu galanter Unterhaltung abtritt. Wer aber die Kleinstädterey kennt, und meint, daſs es in Paris nichts davon gebe, darf nur einer solchen Gruppe eine Strecke weit nachfolgen, oder sich auf einer Bank neben ihr niederlassen, um sich eines andern zu belehren, und bald eben die Klatscherey, die Achtung für das Unwürdige, und die halbweg sich schon verstehende Convenienz im Selbstbetrug anzutreffen, wie zu Hause. Nur die unnachahmliche Zuversicht, womit sie hier alles thun, der kleine Bürger wie der groſse, unterscheidet diese Parisischen Kleingässer vor den auswärtigen Kleinstädtern; denn nicht nur sprechen sie von allem, als könnten gerade sie darüber die beste Auskunft geben, sondern sagen es auch noch so laut, als müſste alle Welt es hören. Neulich sah ich an einem öffentlichen Tage in dem Antikensaal zwey solche Männer vor den Laocoon treten, und sogleich über die Schlange, und das Land wo es dergleichen gebe, sich unter einander so redselig verständigen, daſs neben ihnen zwey Gelehrte, die sich ihre Gedanken über das Kunstwerk mittheilten, verstummen muſsten.

Diese laute Unfehlbarkeit, die sich der Pariser zutraut, und die Ascendenz, die er sich über die Provinz und das Ausland so sichtbar gibt, wenn er sie auch nicht ausspricht, ist es vornehmlich, was ihn auch vor andern Hauptstädtebewohnern unterscheidet. Ihm fällt kein Zweifel ein, daſs Paris nicht die Hauptstadt der Welt sey, und sich dessen zu rühmen, scheint ihm bloſse Gerechtigkeit zu seyn; so wie hingegen jene, wenn sie gleich ebenfalls ihre Manieren für die besten, ihre Herkunft für die reinste, ihre Statuten für die weisesten, und ihre Neuigkeiten, obgleich sonst niemand viel daraus macht, für die merkwürdigsten halten, sich dessen meistens nur unter sich selbst, oder gegen ihre Untern rühmen, in zweifelhaften Fällen aber lieber das Decorum eines kalten Stillschweigens beobachten. — Wer bey dem Gemeinen feyerlich stehen bleibt, und das Bedeutende nachläſsig vorüber geht, und keine beſsre Weisung annehmen will noch kann, der ist ein Philister, er sey vornehm oder gering, aus der Hauptstadt oder vom Lande her.

Und so findet man bey etwas mehr oder weniger conventionellem Anstrich, den man Lebensart nennt, die Leute, das ist, die Menschen im Umgang, allenthalben zimlich einerley. Wer den Firniſs, dessen alle bedürfen, am besten aufträgt, heiſst der feinere, aber ein gesundes Auge sieht bald, was der Firniſs decken soll, so wie eine gute Nase oft hinter Wohlgerüchen das Gegentheil riecht. Die feinste Lebensart besteht zuletzt darin, Geduld mit einander zu haben.

Ich kehre wieder auf den Boulevard zurück, wo ich neben dieser geschwätzigen Plattheit des Geistes viel leichte Geschmeidigkeit in den körperlichen Formen, und unbefangene Liebenswürdigkeit in den Mienen sah, besonders fiel mir häufiger, als ich sie noch nirgends antraf, die heitere Freundlichkeit alter Personen auf. Zuweilen glaubte ich auch bey jungen Leuten die Bescheidenheit im Bunde mit der Schönheit zu erblicken, ja vielleicht ist diese Tugend weniger selten, als ich dachte, aber sie gibt sich nicht so schnell im Vorbeygehen zu erkennen. Nie miſste ich sie mehr, als da ein Frauenzimmer, das vor mir her ging, sich umsah, und zu ihrem Begleiter sagte: *Allons vite, je vois la figure de mon chien de mari!*

Vor diesem hatte ich geglaubt, man dürfe sich in Paris nicht sehen lassen, ohne nach der neuesten Mode gekleidet zu seyn, und jetzt stoſsen mir hier auf dem Boulevard solche altväterische Trachten auf, die ich kaum mehr in einem alten Reichsstädtchen gesucht hätte. Ich sehe noch Männer mit Haarbeutelperrucken und Chapeaubashüten, langen Westen, Hosen die kaum an die Knie reichen, und kleinen Schnallen mit heraushängenden Riemen in den Schuhen; bey uns würden ihnen die Kinder nachlaufen, hier läſst man sie aber gehen, wie sie wollen, und ich merke nicht, daſs man sie auch nur mit einem Blicke zu kränken suche. Dieſs ist jetzt doch etwas, das andrer gemeinschaftlichen Kleinigkeiten ungeachtet, einen höhern Grad von Bildung verräth, daſs nehmlich hier die Leute unter sich das unbescheidene Fixiren der Unvollkommenheiten nicht zu kennen scheinen, womit man anderswo sein Attentionsvermögen zu beweisen sucht, und daſs jeder ungehinderter im Sonnenschein auf den volkreichsten Plätzen sich zeigen, als dort am Regentage nur über die Gasse gehen kann. Was ihren Anzug betrifft, scheinen diese Bürgersleute nur einer Uebereinkunft zu folgen, daſs er nehmlich am Sonntage nicht werktäglich sey, über dessen Art und Gestalt aber eine durchgängige Verträglichkeit angenommen zu haben.

Diese Verträglichkeit herrscht auch, wie mich dünkt, in den höhern Ständen, denn nirgends seh ich, auch da, wo sich die Vornehmsten zeigen, die modische Einförmigkeit des Putzes, die man an Prunktagen im Auslande sieht. Das hiesige schöne Geschlecht würdigt die Moden nicht blos nach ihrer Herkunft, wie da, wo man glaubt, was von Paris kömmt, müsse unverändert für alle passen, sondern auch nach dem, was sie vortheilhaftes für das Eigenthümliche der Gestalt haben, und weiſs daraus mit Geschmack zu wählen. Bey Mannspersonen sind reine und feine Zeuge die Hauptsache, und selbst die wohlerzogene Jugend ist gar nicht gezwungen, sich sogleich in die Erfindungen zu fügen, womit die Zierlinge des Tages Epoche zu machen suchen. Alles dieses sollte man in der

Ferne auch bedenken, und die, welche den Tand der Franzosen so sclavisch nachahmen, und nach ihren Puppen und Modejournalen dürsten „wie nach der Auferstehung verdorrtes Gebein", sollten diese freye Sitte auch nicht aus der Acht lassen — Wenn nur Nachäffung mit Freyheit bestände! Aber auch in diesem Theile der Aesthetik übt der deutsche Schüler stracks in gläubiger Praxis, was der wagsame Meister kaum hypothetisch hingestellt hat.

Die Boulevards sind auf beyden Seiten mit niedlichen Häusern begränzt, von sehr mannigfaltiger, öfters nach dem reichsten Styl des Alterthums gebildeter Architectur, der aber in dieser starken Verjüngung, denn die Gebäude sind oft sehr klein, zuerst etwas sonderbar auffällt; doch versöhnt diese kleinere Wirklichkeit bald durch ihr geschmackvolles Ebenmaſs unsern höhern Begriff, und wir nennen mit Recht niedlich, was wir nicht mehr groſs finden können. So wie ehemals die Kupferstecher *pour la réception à l'Académie* stachen, und Meisterwerke lieferten, die sie mit Einem Mahle berühmt machten, so dienen solche Gebäude jungen Architecten zur Aufnahme in die Reihe der Künstler, von welchen die gute Gesellschaft spricht, und die Prachtliebe sich zinsbar macht. Daher mag auch die Verschiedenheit dieser architectonischen Probestücke kommen, weil jeder neue Baumeister es dem alten an Geschmack zuvorthun will. Wenn es wahr ist, daſs die hiesigen Baukünstler mit der Zierlichkeit auch innere Bequemlichkeit vorzüglich gut zu verbinden wissen, so sind diese antikisirten Wohn- und Lusthäuser, deren es nicht nur auf den Boulevards, sondern auch in den Hauptstraſsen eine Menge gibt, die charakteristische Zierde von Paris, mehr als die Palläste der Groſsen und die Kirchen, selbst das vorn so geschmückte und hinten so kahle Pantheon nicht ausgenommen; denn sie haben eine bestimmte Bedeutung, indem der Geist der Nation in ihnen anschaulich ist, der die Eleganz im Kleinen liebt, und den Geschmack durch *l'art de se connaitre en petites choses* erklärt.

Vor vielen Häusern sind Schranken angebracht, hinter welchen die Bewohner sitzen, und das sonntägliche Heer zur Schau an ihnen vorüberziehen lassen.

Es fing schon an dunkel zu werden, als ich unvermerkt auf die Elisäischen Felder herausgekommen war. Hier sah ich viele Leute nach einem anstossenden Garten, über dessen Thüre *Le Hameau de Chantilly* geschrieben stand, wie zu einem Spectakel hingehen. Ich folgte ihnen nach, und muſste zwanzig Sous bezahlen, wofür ich einen Einlaſszettel bekam, welcher mir für funfzehen Sous Erfrischungen unentgeltlich zu nehmen erlaubte. Ich meinte da auszuruhen, und meine heutige Wanderschaft zu überdenken, aber ich trat in eine Feenwelt hinein, wo ich Sonntag und Boulevard und alles vergessen muſste. Der ganze Garten mit seinen Alleen, Nebengängen, Lustgebüschen, Pavillons, und freyen Plätzen, bis zum Hauptgebäude war mit unzähligen Lampen erleuchtet, und Menschen jedes Geschlechts und Alters wandelten, sassen und lagen da herum, als lebten sie noch in der goldenen Zeit. Das groſse Haus glänzte von Lichtern wie ein Zauberschloſs, und auf seiner Terrasse ertönte eine prächtige Harmonie. Von da aus verbreitete sich die fröhliche Menge durch den labyrinthischen Bezirk des Gartens; hier saſsen Weiber und Männer, vergnügt wie die seligen Götter, an Tischen herum, und leichte Ganymeden eilten sie zu bedienen; dort übten sich kraftvolle

Jünglinge in künstlichen Sprüngen, oder schaukelten ihre Mädchen: muthwillig ruderten andre in kleinen Kähnen auf Teichen herum; weiter sah ich amazonische Jungfraun Carroussel reiten, und in schnellstem Fluge (Galopp kann man von hölzernen Pferden nicht sagen) mit geübter Hand Ringe herunter stechen; sodann verlor ich mich in ein matt erleuchtetes Gebüsche, wohin aber schon zwey Liebende ihre Zuflucht genommen, um in stiller Abgeschiedenheit die Welt, und vielleicht sich selber, zu vergessen; nun begegnete ich einem einsamen Denker, dem ich, aus Furcht er möchte an meinen Geldbeutel denken, bescheiden auswich: plötzlich war wieder alles helle, Pfeifen und Hörner ertönten, und in langen Reihen herunter tanzten die Kinder der Freude. — Welch ein hochzeitliches Leben, das dieser Tempel der Fröhlichkeit einschlieſst! Und das alles hat man um zwanzig Sous; kann man sich wohlfeiler in Hellas jugendliche Zeiten, oder in das Schlaraffenland versetzen! Nur muſs man nicht, wie ich einfältigerweise that, bis auf die Letzte bleiben, sonst erstirbt alle Illusion über dem bloſsen Anblick des Caput mortuum, das diese sublimirten Freuden zurücklassen.

Es ist mir in dem Museum, mitten unter den gröſsten Kunstwerken der Jahrhunderte, manchmahl zu Muthe, wie auf den Gipfeln der Berge meines Vaterlandes, wo unter dem reinen Himmel, und hoch über der sorgenvollen Erde, alle weltliche Furcht und Begierde verschwanden, und Frieden, Freyheit und ursprüngliche Einfalt in die Seele zurückkehrten. Was dort die Majestät der Natur bewirkte, das thut hier die heilige Kraft der Kunst. Wenn ich von der Bank am Eingange über den unabsehbaren Saal hinschaue, und mein Auge nach immer neuen Gegenständen der Verehrung hingezogen wird, und die geliebten Meister aus ihren ewig rühmlichen Werken zu mir sprechen, so vertiefe ich mich in der Ansicht von der unerschöpflichen Fülle des menschlichen Geistes mit eben der Andacht, wie auf den Bergen im Gefühle des Unermeſslichen; ich vergesse Paris, das Vaterland und mein eignes Schicksal, und bin glücklich in vollkommener Genügsamkeit; mein Daseyn wird mir zu einem lieblichen Traume, wo die unbefangene Seele die Fesseln des gewohnten Lebens abſtreift, und sich geheimniſsvoll in seligere Höhen emporschwingt.

Es hält aber schwer, die wahre Empfindung einer solchen Lage späterhin auszusprechen, weil die Einbildungskraft sich gar zu gerne in die Beschreibung mischt, und in prosopopöische Anrufungen ausartet, deren Feuer nicht von dem Lichte der Wahrheit brennt, und daher meistens auch den Leser kalt läſst. Zwar ist es eben auch nicht rathsam, von irgend einer höhern Lust des Lebens laut zu reden, denn die Zeit ist noch nicht ganz vorüber, wo das für Schwärmerey galt, und in einem Buche so wenig erlaubt war, als im Umgange; die harte Zeit, wo man alle Empfindung unter den Gehorsam des Verstands gefangen nehmen muſste, um vor den gesetzlichen Kunstgerichten Gnade zu finden, die kein Evangelium der bessern Sinnlichkeit erkannten.

Das Gefühl seiner eignen Wenigkeit kann man freylich in diesem Bildersaal, unter so viel Ruhm und Gröſse, schwerlich von sich abhalten. Allein die stille Gröſse der Todten, ohne Anspruch und Ziererey, ist weniger drückender Art, als die der Zeitgenossen mit ihrem lebendigen Geräusche, wobey man jene Begleitungen nur zu oft findt oder zu finden glaubt; sie ist entschieden, und steht uns auch nicht mehr im Wege, sondern leitet uns vielmehr auf eine weise Schätzung dessen, was uns in der wirklichen Welt umgibt; die Demuth, so sie bewirkt, ist ohne Neid und heilsam, denn ihre Folge ist die Zuversicht der Geduld, welche uns ehrwürdiger macht, als das Selbstgefühl, so uns bisweilen, wie den Pharisäer im Tempel, vor den Zöllnern und Sündern, die uns aufstoſsen, anwandelt. Und wie ich mir ein fremdes Gastmahl besser schmecken lasse, als das so ich selbst geben, und dabey die eſslustraubenden Honneurs machen muſs, so liegt auch für mich ein ungetrübteres Vergnügen in der Freyheit, hier in der groſsen Gallerie des berühmten Louvres, unter dieser Beute der Nationen, dem was ehemahls Könige königlich verwahrten, oder zu besitzen vergeblich wünschten, ungestört und unbekümmert herumwandeln zu können, zwar als unbemerkter Homuncio,

aber

aber doch mit dem befriedigenden Bewuſstseyn, die Geschichte und den Werth dieser Umgebungen zu kennen und zu schätzen — als wenn ich diese unermeſslichen Schätze selbst erobert hätte, oder sie sonst als mühsames Eigenthum besäſse.

Gleichsam wider meinen Willen geht ein groſser Theil meiner Aufmerksamkeit auf den technischen Charakter der groſsen Meister, in so weit ihn Manier der Zeichnung, der mechanische Pinsel, und was zur Art und Weise der Ausführung gehört, bestimmen. Ich gebe gern zu, daſs das Haupterforderniſs bey jedem Kunstwerk auf die Richtigkeit der Idee, den Schwung der Phantasie, kurz auf die Summe von Geisteskraft, so sich darin zeigt, gründe, und man also darauf vorzüglich sehen müsse; ich weiſs auch, daſs man darüber schon ohne nähere Kunstkenntniſs ein langes und breites sprechen, und dem Künstler, so diesem Erforderniſs entspricht, noch eine Menge Motive andichten kann, an die er nicht einmahl gedachte. Aber wie keiner Mahler wird, der seine Kunst nicht auch handwerkmäſsig gelernt hat, so sehe ich jetzt nur zu deutlich, daſs zur wahren Schätzung eines Gemähldes nicht nur eine gelehrte Erkenntniſs seiner geistigen Eigenschaften, wie man sie schon aus Büchern und Kupferstichen abstrahiren kann, sondern auch der Sinn für das Medium gehöre, wodurch sich solche Eigenschaften uns vorbilden. Man sollte freylich denken, wer Verstand hat werde auch den Verstand der Composition fassen, dem Empfindsamen werde auch die Empfindung nicht entgehen, und die Phantasie des Künstlers werde auch die des Zuschauers in Bewegung setzen; aber mit dem gröſsten Verstande, dem feinsten Gefühle, und der regsamsten Imagination ist man noch kein Kenner, oder selbstständiger Richter über den vollen Werth eines Kunstwerks. Ich habe Männer gekannt, (um ihrer Berühmtheit willen darf ich ihre Nahmen nicht nennen) die dieſs alles hatten, und sogar über die Kunst schrieben, aber über unbekannte Gemählde gar nicht oder ganz schief urtheilten, bevor sie den Meister kannten, oder etwas von der Meinung Kunsterfahrner darüber aufgespürt hatten; es mangelte ihnen der Kunstsinn. Wie niemand richtig über Musik urtheilt, dem Natur und Studium nicht das Ohr gebildet, so ist es auch mit den Urtheilen des Auges in der Mahlerey, kein anderweitiger Scharfsinn und keine Gelehrsamkeit ersetzt den sichern Blick für das Ebenmaſs der Formen, und die Wahl und Harmonie der Farben, der eine Gabe der Natur ist, und allein durch das Studium der technischen Regeln ausgebildet werden kann. Ja wenn ich lange genug vor den Meisterstücken der alten Italiäner gestanden, und mich bemüht habe, nicht nur den Sinn des Gemähldes, sondern auch den des Meisters zu erkennen, so kömmt es mir zuletzt vor, daſs, um sie recht zu begreifen, sogar etwas von der Erfahrung der Mahlereyhändler, welche die Meister an ihrer Manier wie wir unsre Freunde an der Handschrift kennen, erforderlich wäre; wozu wir aber auch unmöglich a priori gelangen können.

Ich weiſs wohl, daſs ich hiermit manchem unerträgliche Dinge sage, weil heut zu Tage faſt jeder schöne Geist auch glaubt, ein Kenner zu seyn, wenn er nur die Geschichte der vornehmsten Mahler, oder einige pikante Lebensumstände von ihnen weiſs, und auf jeden geistreichen Ausdruck, der in den Propyläen steht, ein phantastisches Lehrgebäude zu errichten vermag. Ich hörte es auch unlängst noch selbst nicht gerne, allein da ich es jetzt als Wahrheit anerkenne, so muſs ich es auch bekennen. Es ist ein Unterschied, über ein Gemählde zu phantasiren, oder seinen wahren Gehalt zu bestimmen: es ist auch ein Unterschied, nach historischen Vorkenntniſsen zu ſchlieſsen, oder aus eigner Kraft zu urtheilen. Man stelle nur einen unbefangenen Künstler und einen gelehrten Liebhaber vor ein Gemählde, und höre, aus welchem Munde ein klareres Urtheil flieſse; oder man gebe Acht, auf welches Urtheil der Verfasser selbst, wenn er gegenwärtig ist, mehr Gewicht lege, und man wird sehen, daſs ihm, wenn er es auch schon zu verhehlen sucht, ein einsilbiges kaltes Wort des Künstlers mehr Nachdenken verursacht, als aller Lessingische Scharfſinn des Philosophen, oder der beredte Erguſs des bewundernden Gelehrten. — Wer ohne praktische Kenntniſs, oder ohne zu Mahlern seine Zuflucht zu nehmen, findet auch nur die Ausdrucke, womit er sein Wohlgefallen an einem Rembrand deutlich machen könnte?

Mich in diesen nothwendigen Principien des echten Kunstgeschmacks zu üben, hat nun einen besondern Reitz für mich, und deſswegen halte ich mich gern an Kunstverwandte, so hier arbeiten; die groſsen Worte der räsonnirenden Empfindung sind dann bald gelernt. Nur bemerke ich mit Verdruſs, daſs, wie Kenner und Liebhaber öfters affectiren, mehr von dem mechanischen der Kunst zu sprechen als sie wissen, so viele Künstler mit denen, welche nicht von der Kunst sind, gerade von dem zu reden vermeiden, was sie üben und am besten verstehen, und ihren Verstand lieber in aufgefangenen Geschmacksurtheilen zeigen wollen.

Man trifft weniger arbeitende Künstler in dem Museum an, als die berühmte Sammlung erwarten läſst. Einen alten Mann sehe ich immer zuerst und zuletzt, der unermüdlich copirt, und vermuthlich seine schwache Arbeit für geringe Kunsthändler ums Brot macht. Niemand fällt es indessen ein, ihn zu tadeln; ist seine Arbeit nicht lobenswerth, so verdient der Bewegungsgrund derselben Schonung, sagen die Franzosen, und zeigen darin einen edeln Sinn. Desto lauter spotten sie aber über ein paar Deutsche, die unlängst hierher gekommen, und mit einer Wuth, wie der Wolf das Lamm zerreiſst, über alles herfallen, was einen Nahmen hat, und Rubens und Rembrand zu Dutzenden wegpinseln, mit einer Practic, die ganz Paris in Erstaunen setzen sollte.

Es sind auch mehrere junge Frauenzimmer da, die mahlen, ich kann aber bey keiner dazu kommen, zu sehen was sie mache; denn durch das seltsame Ungefähr, welches beym Schönen Geschlechte so oft andre Gründe vertritt, arbeiten sie jetzt alle in der Höhe, wo sie auf eigens dazu eingerichteten Gerüsten sitzen. Sieht man indessen ihre Arbeit nicht, so gewährt doch einiger Maaſsen die mahlerische Lage, die sie sich auf dieser leichten Bühne zu geben wissen, einen schadloshaltenden Anblick. Es geschieht dann freylich manchmahl, auch von Ungefähr, daſs sie in der Zerstreuung des Nachdenkens etwa ein niedliches Füſschen über das Bodenbret hinaus strecken, wodurch manches Auge irre geleitet wird, das nur gemahlte Formen zu betrachten hierher kam; allein keine Schnecke zieht ihre Hörner schneller ein, als sie das Füſschen, so bald sie sich ihrer Zerstreuung bewuſst werden. Gewöhnlich steht bey jedem dieser Palladischen Mädchen ein Bekannter, der sich mit nachläſsigem Liebreiz auf den Stufen des Gerüstchens ausbreitet, und ihr in leichter Unterhaltung die Zeit verkürzt, wozu wohl auch die Vorbeygehenden, wie ich selbst erfuhr, den Stoff geben müssen; denn als ich in ihrer Nähe mich aufhielt, merkte ich, daſs von mir die Rede war, und als ich in Gedanken die Augen, wie Eumolpus beym Petron, *ad arcessendos sensus* in die Ferne heftete, hörte ich sagen: *maintenant il cherche, si on le regarde;* welches meine Erfahrung bestätigte, daſs einen die Leute am liebsten dessen beschuldigen, wozu sie selbst am meisten geneigt sind.

Einer ist hier, der Niederländer copirt, um wieder Originale daraus zu machen; ein geschickter Mann. Er hat gerade jetzt einen Tenier in der Arbeit, den er mit unglaublichem Fleiſs und äusserster Wahrheit Strich fur Strich nachbildet, und der vermuthlich in ein paar Jahren in einer auswärtigen Bildersammlung einen bedeutenden Platz einnehmen wird. Ich hätte nicht geglaubt, daſs man die Nachahmung so weit treiben könnte, und will mir jetzt lieber das Daseyn so vieler gleicher und ähnlicher Gemählde, die sich um die Ehre der Originalität streiten, auf diese Weise erklären, als annehmen, daſs sich groſse Meister selbst mit so pedantischer Genauigkeit copiren könnten, wenn sie auch noch so groſse Liebe zu ihrem Werke hätten — kömmt es doch schon unser einem sauer genug an, seine eignen Erzeugnisse abzuschreiben!

In Landschaften wird meistens nach Berghem und Vernet studiert, selten nach Dujardin und Potter, mehr noch nach Ruysdael, nicht nach Schwanevelt, Both, Poussin, nicht nach Claude; warum nach dem Schönsten nicht? — Weil das Schönste jederzeit mehr Bewunderer als Nachahmer gefunden hat, und der Mensch in seinen materiellen Neigungen nicht gern über den Comparativ hinaus geht. Zudem mögen Berghem und Vernet, von denen jener sich durch einen geistreichen, und dieser durch einen zierlichen Styl auszeichnet, am meisten mit der französischen Gemüthsart harmoniren, und dieser homogene Zug des Charakters, der in der Welt so oft die stattlichsten Gründe aufwiegt, scheint auch hier die Vorliebe, welche sie zwar nicht mit Worten bekennen, aber durch die That offenbaren, zu bestimmen. Claude le Lorrain gehört zu den seltenen Menschen, die ihr Glück nur in der Stille finden, und deren Kraft in der Einfalt ist; sie wissen im Leben und in der Kunst wenig von Regeln zu schwatzen, aber ihre schöpferische Geisteskraft erwacht im Handeln, und sie stellen Werke dar, die selbst zur Regel werden. Seine Gelehrigkeit war langsam, und ihm ward nichts von den oberflächlichen Vorzügen zu Theil, welche die groſse Welt protegirt; aber seine Seele war ein klarer Spiegel, in dem sich die stille Herrlichkeit der Natur offenbarte, er schaute sie mit der Kraft des reinsten Dichtergefühls, und ruhte nicht in Ernst und Fleiſs, bis ihm zuletzt auch die Hand gehorsam war, und er seine seligen Anschauungen in eben der erhabenen Wahrheit sinnlich darzustellen vermochte, wie er sie fühlte.

Aber man wagt es nicht, sich nachahmend an dieser natürlichen Harmonie, diesem Sommerduft, dieser friedlichen Vereinigung von Himmel und Erde zu versuchen. Doch hat Vernet, obgleich Stürme seine Lust waren, diesem Mahler paradiesischer Ruhe viel zu danken. Vernet scheint eine groſse Leichtigkeit beseſsen, und die Manieren aller Meister sich bekannt gemacht, vorzüglich aber von Claude vieles angenommen zu haben, welches die Seehäfen, die Aussichten von Rom und die Tageszeiten, welche hier vortrefflich von ihm gemahlt sind, deutlich beweisen; jedoch ist alles viel neumodiger, brillanter, episodischer als bey jenem. Dort ist die heilige

Einfalt der wahren Poësie, die nur Eins aber das Gröſste ausspricht. Hier ist die Gabe mannigfaltiger Unterhaltung, auffallende Kunst, gesuchter Effect und zierliche Anordnung; darum, ob es gleich jener hohen Schönheit nicht am lautesten Lobe fehlt, hält man sich heimlich doch lieber an den pikantern Reitz des Letztern. Zudem hat Vernet in der Durchsichtigkeit und Lebendigkeit des Wassers, und in den Sturmwolken, niemand seines gleichen als Backhuysen, der ihn noch in der Natürlichkeit übertrifft, aber Vernet hat mehr Geschmack in der Composition.

Ich habe neben ihm noch den Berghem als ein Lieblingsmuster der jungen Leute genannt, weil man bey demselben mehr als irgendwo vereinigt findt, was junge Künstler zu ihren Studien nöthig zu haben glauben, eine glückliche Fertigkeit des Pinsels, richtige Zeichnung, gewagtes Spiel mit Schatten und Licht.

künstliche Widerscheine, die Geschicklichkeit alte Ideen immer wieder neu zu ordnen, und was dergleichen Verdienstlichkeiten mehr sind, die Verstand und Witz in der Kunstmanier verrathen, und die man zusammengenommen mit Recht Geist, und mit Unrecht Genie zu nennen pflegt. Wie aus Claudes stiller Seele seine groſsen Schöpfungen als ein reines Ganze floſsen, dem, ohne seine genialische Harmonie zu stören, nichts gegeben und nichts genommen werden kann, so gestatten hingegen Berghems Gemählde, weil sie selbst mehr zusammengesetzt als aus Einer Idee geschaffen sind, den Vortheil, daſs auch einzelne daraus genommene Partien schon ein artiges Ding an sich ausmachen, hierzu kommen noch die Künste des Details, die bey diesem Meister so mannigfaltig und besonders auffallend sind, daſs davon auch in der schülerhaften Nachbildung noch etwas charakteristisches bleibt. Da nun jeder Schüler seinen

Studien gern die möglichste Ostensibilität gibt, womit gewöhnlich auch dem Meister gedient ist, und Berghem hierzu den kürzesten Weg weist, so ist es begreiflich, daſs er auch am öftersten zum Vorbild und Lehrer für junge Landschaftmahler gewählt wird.

Nicht daſs man darum Berghem und Vernet ausschlieſslich oder am lautesten preise, weil sie am meisten copirt werden; andre Nahmen geniessen auch einer gerechten Verehrung. So werden, wie man mir sagt, Potter und Dujardin bey Versteigerungen noch mehr gesucht; aber Potters unmanierirte Natürlichkeit und Dujardins sanfte Transparenz, und ihre einfachen Compositionen, sind schwerer nachzuahmen, und fallen auch in der Nachbildung weniger vortheilhaft in die Augen, als jene, wie man glaubt, geistreicheren Stücke. Die vornehme Liebhaberey aber, so sich bey Versteigerungen zeigt, ist aus zu verschiedenen und zu individuellen Concupiscenzen zusammengesetzt, als daſs sich daraus der allgemeine Geschmack bestimmen lasse; sie kauft meistens berühmte Nahmen, Gegenstücke, Empfehlungen, Ergänzungen ihrer Sammlung, selten etwas das ihr unmittelbar gefällt.

Wenn die Stimme des Volkes in Kunstsachen etwas gilt, und Gültigkeit kann man ihr nirgends absprechen, wo sie nicht vorgefaſste Meinung und fremde Einwirkung, sondern unverstellter Ausdruck der natürlichen Empfindung ist, so haben die kleinen Niederländer allerdings einen hohen Werth; denn ich sehe immer die groſse Menge der Beschauer sich am längsten vor denselben aufhalten, und wenn sie auch den ganzen Saal durchgegangen haben, doch noch ein Mahl zu ihnen zurückkehren, als wenn sie vorzüglich ihren Eindruck mit sich nehmen wollten. Diesen

Vorzug, dem groſsen Haufen zu gefallen, wird die Niederländische Schule auch behalten, so lange es einen groſsen Haufen gibt, der von der Mahlerey zuerst und zuletzt Wirkung aufs Auge fordert, und an dem Sinnenschein seine Freude hat, und nicht so vornehm denken kann, wie Ludwig XIV, der die drolligen Bauern Teniers nicht vor sich sehen mochte, vermuthlich weil sie seiner königlichen Gegenwart nichts nachzufragen schienen; oder so lange dieser groſse Haufe nichts von dem Geschmack weiſs, der von dem Unsichtbaren zu sprechen anfängt, ehe er noch das Sichtbare erkennt hat; so lange er auch nicht in allen Künsten nur eine idealische Poësie sucht, wie jetzt von sonst verdienstvollen Männern mit eben der Einseitigkeit geschicht, womit man vor dreyſsig Jahren noch die Tugend zum Hauptzweck des Schönen machen zu müssen glaubte. Douw, Netscher, Terburg, Le Duc und alle die Meister, welche anständige

Handlungen aus der bürgerlichen Gesellschaft mit dem einzigen Fleiſs, Colorit, reitzendem Lichte und der Rundung der Niederländer darstellen, sind es, die auch dem hiesigen Volke gefallen; aber anständig müssen sie seyn, denn Ostades Tobakgesellschaften und Brouwers allzuabscheuliche Ungeheuer finden keinen Beyfall.

Und wodurch gefallen sie anders, als daſs sie für den uncultivirten Sinn am meisten Wahrheit haben, so wohl in der Bedeutung als in der Ausführung. Der gemeine Mann findet mehr Individualität in den Figuren, in ihren Handlungen mehr Analogie mit den seinigen, und auch in den Nebenwerken mehr Vertraulichkeit; und dieſs alles mit dem reinlichsten Fleiſs, der gewähltesten Beleuchtung, und der schönsten Harmonie der Farben ausgeführt. Was er sieht, faſst er sogleich ohne Belehrung und mühsames Nachdenken, und ohne sich in die Empfindung hineinstudieren zu müssen; da hingegen so viele der groſsen historischen Stücke, die da herumhängen, für die meisten Beschauer erst noch eines Commentars über ihre geistigen und materiellen Schönheiten bedürfen. Zudem fragt es sich noch, ob es wahr sey, daſs diese Niederländer so ganz nur die erste beste Natur, wie sie ihnen vor die Augen kam, auffaſsten, und ohne alles poëtische Verdienst seyn? Dasselbe kündigt sich zwar nicht mit dem Trompetenton grandioser Manier an, aber auch die bescheidene Flöte weiſs die geheimen Accorde der Seele zu treffen, oft thut es ja der Dudelsack. Gerard Douws wassersüchtige Frau ist gewiſs nicht ohne groſse Dichtungskraft geschaffen; seine Familie, wo die Mutter in der Bibel liest, und der Vater zuhorcht, hat er doch mit Empfindung so zusammengesetzt; Mieris kleiner Seifenblaser ist nicht nur das Werk des zierlichen Künstlers, sondern auch einer gebildeten Phantasie; und so sehe ich noch eine Menge Gemählde ähnlicher Art, die dichterische Anschauungen der Welt und des Menschen fein und kräftig, wenn schon ohne griechische Formen, aussprechen, vom eleganten Conversationsstücke an bis zu dem Kerl der Tobak raucht in Teniers Verlaugnung Petri, dessen Wahrheit im pathognomischen Ausdruck so trefflich ist, daſs sie die Geschmacklosigkeit der Erfindung vergessen macht. Auch ernste Gegenstände haben sie edel zu behandeln gewuſst; hat je ein Dichter oder Mahler ein wahreres Bild von der abgeschiedensten Einsamkeit vor menschliche Augen gestellt, als es Rembrand mit wenigen Farben und wunderbarer Lufttransparenz, in den zwey kleinen Stücken gethan hat, so man die meditirenden Philosophen nennt? man glaubt sich jenseit des Grabes, wo die Stille der Ewigkeit herrscht, oder in die Märchenwelt zu einem unterirdischen, schon seit Jahrhunderten dem Weltgeräusche entflohenen Weisen versetzt, wenn man diese Gemählde eine Zeit lang betrachtet hat.

Innigkeit des Gefühls ist die Seele der Poësie, und wenn in dem idealischsten Prachtgebäude der Einbildungskraft dieser Herr nicht zu Hause ist — er ist aber nicht selten über Feld — wer wird ihn nicht lieber da aufſuchen, wo er sich niedergelassen hat, sollte es auch nur ein kleines vertrauliches Landhäuschen seyn! Wer wird nicht einen Bauerntanz von Tenier dem ganzen Parnassus von Guibal gemahlt vorziehen! Wenn Asmus seinen Geburtstag mit Reiſsbrey und einer kleinen Kanone feyert, und das Fest mit der Wandoper Ahasuerus und Mardochai beschlieſst, so ist ,vielleicht mehr wahre Poësie darin, als in manchem fürstlichen Hoffeste eines Landesvaters bey ähnlichen Gelegenheiten, wenn auch alle neun Musen in eigner

Person dabey auftreten. Das ländliche Stück Philemon und Baucis ist das beste im ganzen Ovid; und wie sehr würde das Reich des Shakespears zusammenschmelzen, wenn man den unclassischen Pöbel daraus verbannte!

Sollte aber auch manchmahl der Geist der Poesie nicht in die Formen dieser kleinen Meister passen, so verstehen sie sich darauf, ihn desto vortheilhafter in der Beleuchtung zu zeigen, wodurch sie öfters auch leblosen Gegenständen einen Reitz zu geben wissen, der die Seele des Zuschauers in idealische Hohen erhebt. Rembrand ist hier nicht der einzige. Fast alle Stücke von Breughel, besonders unter seinen vier Elementen die Erde, haben dieſs magische Licht. Von Dujardin ist ein Crucifix mit vielen Figuren hier, das in Ansehung des dichterischen Geschmacks in der Transparenz und dem Lichteffecte, seines gleichen nicht hat. Van der Heyden und

Van de Velde, wie konnten sie langweilige Gassen, und öde Gegenden, durch ihre Lufttöne zu Lieblingsplätzen der Phantasie umschaffen! Welch ein heiliges Licht zittert durch die erhabenen Gewölbe der Kirchen Neefs! In dem Sonnenstrahle, der sich über ein Grabmahl hingieſst, in einer Kirche von Emanuel de Witte, ist (sicherer noch wie in jenem Krebse von de Heem) mehr poëtische Geisteskraft, als in mancher dramatischen Composition, die ich nicht nennen mag. So sollte es mir nicht schwer seyn, noch mehrere anzuführen, die dieses Verdienst magischer Beleuchtung, das gewiſs nicht blos ein mechanisches ist, in einem hohen Grade besitzen. Es ist mit der Poësie wie mit dem Glücke; beyder Geist ruht nicht immer auf Reichthum, Pracht und Form, sondern weht wo er will, und läſst sich, wie die Gnade Gottes, oft unerwartet und überschwänklich auf die Demuth und Niedrigkeit herab.

Dieſs mag der Grund seyn, warum das Volk, welches die Kunstwerke lieber mit den Augen als mit der Vernunft beleuchtet, einen besondern Zug zu den Niederländern hat; ich möchte, weil sie mir auch gefallen, diesen Zug rechtfertigen; um so viel mehr, da man wieder einmahl anfängt, welches hauptsächlich von den hiesigen Geschmackstongebern geschieht, diese Schule gar zu gering zu schätzen, und nichts für gut und schön anerkennen will, was nicht in dem sogenannten höhern und reinern Styl zum Vorschein kömmt, als wenn sich bald die ganze Welt und ihre Bilder nur in antiken Formen bewegen müſsten. Ich wünsche indessen nichts mehr, als daſs jedem Gerechtigkeit widerfahre, und werde mich wohl selbst vor dem Fehler hüthen müssen, ein Verdienst auf Kosten des andern zu loben. Auch kann ich nicht sagen, daſs diese Gemählde meine eigene Aufmerksamkeit ausschlieſslich vor der französischen Schule, mit welcher sie hier vereinigt ſind, und andern gröſsern Werken, gefesselt haben. 'Mir sind aus der Künstlergeschichte besonders Poussin, Le Brun, Rubens und andre, deren groſse Werke die Hauptgemählde dieses Saals ausmachen, merkwürdig, und meine, mehr als nur mahlerische, Neugier ist stärker noch auf diese gerichtet.

Vorzüglich hat *Poussin* eine eigne Wirkung auf mich. Zuerst kamen mir seine stillen Gemählde, neben der Unruhe im Colorit und in der Composition so vieler andrer ihn umgebenden Franzosen, und neben der Vortreſſlichkeit des niederländischen Pinsels, sehr unbedeutend und leblos vor, und jetzt sind sie mir so lieb, daſs ich nie den Saal verlasse, ohne mich noch bey ihnen zu verweilen. Wenn man lange genug in den Höhen und Tiefen der Einbildungskraft herumgeirrt, oder in dem Nebel leerer Anmassung sich geängstigt hat, so ist einem der feste Boden des Verstandes, und die richtige Bahn ernster Genügsamkeit auch wieder willkommen. Ich wuſste, daſs der edle Mann diese Bahn im Leben betreten hatte, und freue mich, sie nun auch in seiner Kunst zu entdecken. Man sieht, daſs er sich zum Gesetz gemacht hatte, alles was er für bloſse Blüthen der Imagination hielt, von seinen Schöpfungen abzusondern, und sich nur an das Essentielle in der historischen Bedeutung zu halten. Er vernachlässigte daher allzustrenge die Reitze der Farben, und alle moderne Grazie, um nur, wie er meinte, für den Verstand zu mahlen. Der denkende Mann hatte sich, von der Gröſse der Alten auf immer hingerissen, aus ihren wenigen Resten gewiſse Principien über die Wahl in der Erfindung, und über die edle Richtigkeit, mehr als über die naive Wahrheit, im Ausdruck zu eigen gemacht, welche er den *Modus* nannte, den er als den Zaum seiner Einbildungskraft ansah, und ihm allenthalben, auch wenn er *une certaine médiocrité* geböthe, folgen zu müssen glaubte; wodurch er zwar der Besonnenste aller Mahler wurde, aber auch die *Furia di Diavolo*, die Marino noch in dem Jünglinge fand, nur zu sehr bezwang. Eben so hatte er sich auch im Leben diese Schranken der Enthaltsamkeit gesetzt, und selbst in den Tagen seines Ruhmes, als Geld und Ehre ihm zuströmte, sich davon so wenig irre machen lassen, dafs er nichts an der philosophischen Lebensart änderte, die er zu der Zeit, als er noch gering geschätzt wurde, ergriffen hatte.

Aber eben diese Uebereinstimmung seines menschlichen und künstlerischen Charakters, hat meiner Meinung nach nicht wenig zu dem grofsen und bleibenden Ruhme beygetragen, der ihm zu Theil geworden, ob er gleich nie keinen Schüler gemacht haben soll, und auch jetzt noch so wenig Nachahmer findt. Kaum hätte seine correcte Zeichnung, sein reiner Styl und klassisches Studium, allein dieſs bewirken können, denn man kann sich doch nicht verhehlen, daſs nicht Magerkeit des Colorits, und zu prosaischer Ausdruck der Handlung ein alle diese Vorzüge begleitender Mangel sey. Aber sein Styl war wie sein Leben, man liest seinen Charakter aus seinen Werken; er mag die unter den Philistern wüthende Pest, oder das idyllische Brunnengespräch zwischen Rebecca und Elieser mahlen, allenthalben ahndet und findt man seinen hohen Geist, seine Liebe zur Einfalt, seinen Sinn für Ordnung, seine Geringschätzung des Ueberflüſsigen, seine Unabhängigkeit vom Geschmacke der groſsen Welt, seine ruhige Ueberlegung. Er ist ein Türennischer Charakter, der nicht durch einzelne schöne Partien glänzt, aber sich durch die Continuität edler Grundsätze, die er in alle seine Werke bringt, eine rechtmäſsige Ueberlegenheit über seine

Zeitgenossen, die es ihm, wie Le Brun und Noel Coypel, sonst in manchem zuvor thaten, erworben hat. *Nil sine consilio* war seine Maxime. Diese zusammensetzende Ueberlegsamkeit gefällt, weil sie leicht zu entwickeln ist; ob man gleich in seinen historischen Compositionen nicht immer den glücklich ergriffenen Hauptmoment antrifft, worin die Handlung durch sich selbst erklärt wird, so ist doch, wenn man ihre Geschichte weiſs, kein Zug mehr ohne Bedeutung, und alles Einzelne hat geschmackvollen und richtigen Ausdruck.

Der Tempel des Ruhms hat nicht nur Eine Thüre, und wenn schon die schönste dem Genie offen steht, so findt doch auch das Talent, welches mit einem edeln Willen verbunden ist, und ein fest gehaltener Zweck in einem wohlgeordneten Leben, oftmahls einen ehrenvollen Eingang. Man hat Respect für das, was den meisten mangelt. Wenn auch Poussin, wie ich glaube, durch diese Pforte zu der irdischen Ewigkeit eingegangen ist, so war er nicht der erste noch der letzte. In allen Ständen des menschlichen Lebens lehrt uns die Geschichte dergleichen verehrliche Personen kennen, von William Penn an bis zum — Professor Pütter, dessen Selbstbiographie ich so eben lese, herunter. Um aber nur aus der Kunstgeschichte ein Beyspiel anzuführen, so mag auch Albrecht Dürer in diese Classe gezählt werden; der ausgebreitete Ruf, den dieser eigentlich durch seine Verbesserungen in der Kupferstecherkunst erlangt hatte, und durch seine vielumfassenden Kenntnisse, und ununterbrochene Wirksamkeit für seine Kunst unterhielt, wurde auch auf seine Gemählde übergetragen, und er als der erste deutsche Künstler gepriesen, ob es gleich damahls schon beſsre Zeichner und Mahler gab, als er war; denn ausser dem natürlichen und mannigfaltigen Ausdruck seiner Köpfe ist wenig vorzügliches an ihm. Aber er hatte bey unbestrittenem Talent jene seltene Consistenz des Charakters und Ueberlegenheit der Individualität, wodurch er sich allenthalben persönliche Achtung zu verschaffen wuſste, die man dann auch unvermerkt in das Urtheil über seine Kunst mit einwirken lieſs. Wenn, wie der alte Herr Shandy meint, schon die Art, wie einer den Hut nimmt, seinen Charakter verräth, sollte es nicht eine solche Menge von Kunstwerken thun, die alle Einem Geiste und Einer Hand entsprungen sind? — Zweifelt auch niemand hieran, so wird doch die Wirkung lange nicht genugsam beobachtet und erwogen, den diese Geistessprache, diese unvermerkten, jedes Werk (und jede That) begleitenden Einflüsse nicht nur auf die subjective Stimmung des Mannes von Gefühl, sondern auf das menschliche Gemüth überhaupt haben.

Poussins erhabener Geist zeigt sich vielleicht am schönsten in seinen Landschaften, wo er frey war vom Zwange der Antiken, die er in historischen Werken als das unentbehrliche Medium zur Läuterung seiner productiven Phantasie zu betrachten sich angewöhnt hatte. Hier hingegen war nichts zwischen ihm und der Natur, das den eigenthümlichen Flug seiner Ideen hemmte, nichts das seinem Hange, nur das Gröſste darzustellen, hinderlich war; und so gingen aus seinem beseelten Pinsel jene idealischen Gefilde hervor, in die er so oft seine handelnden Personen versetzte, das liebliche Thal, wo Diogenes seine Schale wegwirft, und die über meine Beschreibung erhabene Darstellung der Sündfluth, die er noch in seinem hohen Alter mit zitternder Hand mahlte, das Monument seiner Gröſse, der Adelsbrief seines dichterischen Genies.

18. Ich habe von *Albrecht Dürer* gesprochen,

den

den ich, wenn auch nicht für den ersten Mahler, doch für eine der ersten Zierden Deutschlands halte, weil ich mir in ihm die schönsten Eigenschaften der Nation, ihren Ernst und ihre Rechtlichkeit, so wie ihren Kunstfleiſs und Erfindungsgeist, auf das trefflichste personifizirt denken kann, ohne die Schwächen, welche spätere Zeiten ihrem edeln Grundcharakter anhängten. Auch darin vorzüglich, daſs er die Kunst nicht blos, wie die meisten seiner Zeitgenossen und Landsleute als Handwerk, sondern als Wissenschaft trieb, und alle ihre verschiedenen Theile umfaſste, war er ein verdienstlicher Priester in dem Tempel der Göttin, der jedoch nie ganz in ihr Allerheiligstes eindrang, weil seinem meſskundigen Geiste die Flügel der Phantasie fehlten, oder diese Flügel ihn meistens in das Land geschmackloser Hirngespinste trugen. Ein Zeuge dessen ist auch das groſse Crucifix, das von ihm gemahlt sich hier befindet; eine wunderbare Zusammensetzung von Weibern, Heiligen, Königen und Göttern, deren zusammenhängender Sinn, wenn sie einen hat, erst mühsam wie ein mathematisches Problem aufgelöst werden muſs, und dann doch ausser den Grenzen mahlerischer Dichtung liegt; uebrigens voll Verdienst im Einzelnen, in Colorit, Zeichnung und Perspectiv. Aber eine Kreuzabnehmung von Lucas von Leyden, die neben diesem Dürerischen Gemählde steht, thut ihm nicht so wohl durch den goldenen Grund, der die Farben prächtig heraushebt, Abbruch, sondern übertrifft es vornehmlich an beſsrer Anordnung, Zusammenstimmung und hervortretender Ründung. Freylich sind die Falten auch steif, und die Hände spinnenartig; aber eine zarte Empfindung, die diesem Meister charakteristisch eigen zu seyn scheint, vereinigt und belebt die Handlung, und eine unübertreffliche Menschlichkeit liegt im Ausdruck der Gesichter, gleich entfernt vom italiänischen Ideal und von holländischer Gemeinheit. Ich finde, dafs weder Annibal Caracci noch Rubens die Traurigkeit der Maria so bedeutungsvoll und edel dargestellt haben, als hier in dem Gottergebenen Gesichte voll Blässe der Ohnmacht geschehen ist; jene drücken den Schmerz der heiligen Mutter zu sinnlich aus, wie wenn sie das Schwert im Leibe hätte, hier geht es ihr wirklich durch die Seele.

Es hängen auch zwey Porträte von Dürer hier, sie sind aber zu flach und dünne gemahlt, um die Vergleichung mit den Meisterstücken Holbeins auszuhalten, dem bey seinem feinen, weichen und markigen Pinsel nichts fehlt, als gelindere Umrisse, und bey seiner Kraft die Natur aufzufassen, nur noch etwas mehr Sinn für das Ideal des Charakters.

In die ehrwürdige Schule der alten steifen Treue verdient auch noch *Quintin Messis* gezählt zu werden, von dem hier einige heilige Familien sind. Ob er gleich alle Hände zu klein, und die Köpfe von geringerer Bedeutung macht, als Durer und Lucas von Leyden, so mahlte er dafur die Gewänder schöner und freyer, und hat mit ihnen jene zarte Jungfräulichkeit und heilige Klösterlichkeit der weiblichen Gestalten gemein, und den Ernst der Unschuld, die schlichte Demuth und die weltfremde Einfalt der Junglinge und Männer, welches alles so schön zu der sanft- und demuthigen Lebensweise des friedlichen Königes paſst, dessen Reich nicht von dieser Welt war. Zwar werden diese Eigenschaften heut zu Tage, besonders auch hier zu Lande, wo man das Schöne immer idealisch haben will, das Ideal aber sehr unidealisch nach einem modischen System zuschneidt, nicht mehr als gultiger Styl anerkannt; es ist aber doch merkwürdig, wie sehr sie schon den alten Italiänern aufgefallen seyn müssen, da nicht nur Dürers Passion, die diesen Charakter an sich trägt, theuer von ihnen gekauft und von einem ihrer ersten Künstler nachgestochen wurde, auch Dürer selbst bey Raphael in groſser Achtung stand, sondern selbst groſse Florentinische Meister so sehr von diesem nordischen Style (wenn ich ihn so nennen darf) eingenommen wurden, daſs sie so gar ihre schönern Landesformen dieser altdeutschen Natur aufopferten, und sie auf eine nicht zu entschuldigende Art zu ihrer Manier machten.

Ich kann nicht anders, als hier noch zwey alter Gemählde, die einem *Anton Claissens* zugeschrieben werden, und das Urtheil des Cambyses vorstellen, gedenken, weil in ihnen jener altväterische trockene Fleiſs bis zum lächerlichsten Extrem seelenloser Dürre übertrieben ist. Eine Menge Figuren stehen wie unbewegliche Stöcke um den Menschen herum, der lebendig geschunden wird, ohne mit Mienen oder Geberden den mindesten Antheil zu bezeugen, und erregen durch ihre hölzerne Gleichgültigkeit, statt Mitleidens oder Abscheus über die grausame Handlung, bey jedem Beschauer unfehlbares Lachen. Besonders gesegnen sich die Franzosen über diese ihrem ganzen Wesen so fremdartige Steifigkeit, und preisen sich glücklich, daſs auch ihre gemeinen Mahler doch noch der Anmuth huldigen. Indessen haben auch diese alten Werke mehr noch als blos geschichtlichen Werth; das böse Gewissen drückt sich in dem Gesichte des Richters nicht übel aus, die Hände sind gut gezeichnet, das Colorit hat viel Harmonie, alles ist mit einem reinen Pinsel gemahlt, und der Fleiſs dabey ist so groſs, daſs man in dem Helm eines Kriegers den Widerschein eines Kirchthurms entdeckt.

Freylich ist alle Anmuth daraus verbannt; aber denjenigen Franzosen, welche diesen Mangel zu einem Triumph ihrer Grazie, und andern zu einem Nationalvorwurf machen wollen, sollten diese, statt ihnen sclavischen Beyfall zu geben, keck Vanloos kraftlose Theaterzierlichkeit, oder Wateaus galante Salbadereyen vorhalten, wogegen jene alte ängstliche Wahrheitstreue ein wahres Verdienst ist.

Vor allen diesen alten Deutschen und Niederländern aber gebe ich die Palme dem ältesten von ihnen, dem *Johann van Eyck.* Er ist nicht nur in der Wärme des Colorits vorzüglich, welche er auf den höchsten Grad zu treiben wuſste, ohne daſs sie bunte Manier wurde, nicht nur in edlern Formen und weniger Trockenheit bey der gewissenhaftesten Vollendung der Gesichter, Gewänder, und alles dessen, was man sonst als Nebenwerke vernachlässigen zu müssen glaubt (bey ihm ist nichts Nebenwerk), bis auf das geringste Gräschen herunter; sondern in allem zusammengenommen, was jene alte Kunst auszeichnet und preiswürdig macht. In dieser Hinsicht verdient seine Hochzeit zu Cana, vorzüglich aber seine Anbethung des Lammes, einen ehrenvollen Platz neben dem Höchsten, was die Kunst aller Zeiten hervorgebracht hat. Wer das mystische Sujet vertragen mag, wird den innern Geistesgehalt dieses Werks eben so groſs finden, als die practische Kunst, wenn schon keine Spur classischer Alterthümlichkeit darin anzutreffen ist, und der ausserordentliche Fleiſs in der Ausführung eher die geistige Bedeutung zu schwächen als herauszuheben scheint. Aber die Apocalypse ist eine zu verrufene Quelle, als daſs nicht die gewöhnlichen Leute von Geschmack ein Vorurtheil gegen alles haben sollten, was aus ihr herflieſst; wenigstens sehe ich niemand sich lange vor diesem Gemählde verweilen, und wenn ich jemand darauf aufmerksam mache, gibt man mir nur mit Kaltsinn Recht. Ich dächte jedoch, der echte Geschmack sollte sich wohl auch eine kurze Zeit in die christliche Mythologie mit Wohlgefallen hineindenken, und ihre Ideen mit dem Plastischschönen vereinbar finden können, wenn ihn, wie hier der Genius dieser Mythologie, in Werken die er selbst eingehaucht zu haben scheint, sichtlich dahin leitet. Es ist mehr ein Beweis von der Einseitigkeit des Geschmacks, als von seinem wahren Fortschritte, daſs man das unendliche Reich der bildenden Phantasie so beschränkt, und nicht nur alle ihre Wirksamkeit in griechische Verhältnisse bannen will, ohne Scheu vor den schreyenden Idiotismen, welche die Folge davon sind, sondern ihr auch bald keinen Stoff mehr gestattet, der nicht aus Griechenland herkömmt. Ist doch auch aus jenen alten hebräischen

Mythen ein gewaltiger Geist hervorgetreten, der an Kraft und Ausdehnung keinem weicht, und sich in allen bildlichen und unbildlichen menschlichen Schicksalen durchgreifend und schon zu zeigen im Stande ist! Zwar hat der Kunstler noch nicht gelebt, der diesen Genius in seiner reinen Originalität gefaſst, und in ganzer Wahrheit dargestellt hätte; einem Theile der Italiäner lagen die Antiken zu nahe, deren Gräcität diesem Geiste zu vornehm ist, an dem andern Theile ist ihm der Materialismus zu sinnlich; und die Deutschen faſsten wohl seine Innigkeit und Demuth, aber nicht den leichtern Schwung und die feinere Lebendigkeit des Morgenlandes, und mischten zu viel von ihrer Nationalität darunter. Aber die Zeit, welche nicht ruht, bis sie alles mögliche Schöne und Gute geweckt hat, wird auch noch diesen christlichen Künstler hervorzubrigen wissen, der das Eigenthümliche des Geistes der Bibel in den Darstellungen ihrer Geschichten anschaulich machen, und zur bleibenden, ja vielleicht zur vorzüglichsten Idealität stämpeln wird, und wenn er kömmt, so wird er sich in diesem nordischen Style mehr vorgearbeitet finden, als irgend anderswo.

Dieſs Gemählde voll auffallender und verborgener Schönheiten würde sich, auch von dem himmlischen Kleide der Farben entblöſst, noch im Kupferstiche gut ausnehmen, und verdiente diese Auszeichnung (wenn sie nicht schon geschehen ist) auch um seines Alters, und des Ruhmes seines Meisters, also um der Kunstgeschichte willen; aber es möchte schwer halten, einen Grabstichel zu finden, der dieser ernsten Vollendung getreu bliebe, ohne von dem saftigen und kräftigen Tone, den das Original hat, abzuweichen! Es ist noch sehr gut erhalten; die Farben müssen mit ausserordentlicher Reinigkeit und Kenntniſs gemischt worden seyn, um diese Frischheit nicht zu verlieren, die auch dem Wiesengrunde, durch den das Wasser des Lebens flieſst, zur geistigen Bedeutung nothwendig ist. Diese paradiesisch grüne Flur dient zugleich zum Grunde für die glänzenden Gewande, und bringt sie in eine unblendende Harmonie.

Es stand ehemals in der St. Johannes-Kirche zu Gent, und wurde, wie Sandrart im zierlichen Tone der fruchtbringenden Gesellschaft sagt, „daselbst wohl verwahrt und verdeckt, und nur von den höchsten Potentaten der Welt mit ihren Gnadenblicken bestrahlet, oder um groſse Verehrungen und auf hohe Feste gezeiget, dabey allezeit ein solch Gedräng von Kunstliebenden entstanden, daſs es nicht anders geschienen, als ob die Kunsbegierigen Immen, bey diesem Immenkorb umschwärmend, sich über die Süſsigkeit des Kunsthonigs ergötzten."

Ausser diesem berühmten Gemählde sind noch einige andre von dem gleichen Meister, als ein St. Johannes, eine heilige Jungfrau, und ein Gott Vater, hier, die dasselbe in meinen Augen noch übertreffen, und zu dem erhabensten gehören, was die Gallerie besitzt, und auch ein Beytrag sind zu meiner obigen Bemerkung, daſs der Geist der Bibel groſse Bilder erlaube und eingebe, ohne sie in griechische Manier zu kleiden.

Die Neuheit der glühenden und doch harmonischen Farbenpracht, worein die Gebrüder van Eyck ohnedieſs schon über das Gewöhnliche erhabene Gebilde kleideten, und welche beym ersten Entstehen der Oehlmahlerey gleich so auffallend rein und kräftig war, daſs dadurch alle vorhergegangenen Versuche, von denen man noch jetzt Spuren hat, verdunkelt wurden, mag es seyn, die ihnen den Ruhm der Erfindung dieser Kunst erſtarb, so wie Klopstock, (zwischen dem und unserm Künstler sich auch noch in andrer Hinsicht eine treſſende Vergleichung anstellen liesse) mit Recht für den Erfinder des deutschen Hexameters gilt, wenn schon vor ihm und mit ihm auch andre sich daran geübt haben. — Uebrigens muſs ich doch gestehen, wenn ich bey diesen und andern gleichzeitigen Gemählden das Feuer der Farben in den Gewändern, und das damit nicht ganz harmonische Matte in der Carnation betrachte, so kann ich mich der Vermuthung nicht enthalten, als hätten jene Künstler diesen Farbeneſſect weniger nach der Natur, als nach Glasgemählden studiert. Mit gemahlten Fensterscheiben waren damahls alle Kirchen und öffentlichen Gebäude verziert; wie oft mag beym Gottesdienst, oder bey einem Bankett, der schauende Sinn des Meisters auf diesen hohen Farben geruht haben, wogegen andre Gemählde nur Schatten sind; wie natürlich war der Vorsatz, auch auf Holz und Tuch sich daran zu versuchen, und von dem glücklichen Erfolge war es ein kleiner Schritt zur um sich greifenden Mode; was ist nicht schon alles auch in den Künsten Mode geworden! Dieſs Studium führte nun freylich weniger zur Kenntniſs des Helldunkels und der Haltung u. s. w., als zu dem überirdischen Glanze, der feurigen Transparenz, und ähnlichen Vorzügen, welche unter den alten Mahlern so gemein sind, deren Erreichung aber sie zu der reinen Farbenmischung zwang, die unsrer Zeit fast eben so fremd scheint geworden zu seyn, als die Glasmahlerey, und die doch jene vierhundertjährigen Gemählde noch so frisch erhalten hat, wie sie unter dem Pinsel hervorgegangen sind.

So bin ich von Poussin unvermerkt auf den wärmsten, nicht auf den gröſsten, Coloristen gekommen. Aber die Gerechtigkeit und der gute Geschmack bewahren mich, jetzt etwa beyde gegen einander messen und abwägen zu wollen! Denn wenn ich nun von diesem heiligen Glanze wieder zu dem farbenlosen Poussin übergehen, oder nach Poussins antikisirten Gestalten diese kirchlich-strengen Heiligen beurtheilen wollte, so könnte ich kaum anders, als einem von beyden Unrecht thun, weil sie zwey Ende ausmachen, und doch jeder, allein betrachtet, so viel lobenswürdiges hat. Wer gern richten will, muſs sich hüthen, es nicht bis zur Wärme der Empfindung für die eine Partey kommen zu lassen, weil, wenn in diesem Zustande ein Urtheil gesprochen wird, das momentane Gefühl des Wohlgefallens sich unaufhaltsam neben die Erkenntniſs auf den Richterstuhl drängt, und dann nothwendig der gegenüberstehenden Partey zu viel geschieht. Wer wird aber unter dieser Bedingung richten wollen, möchte ich

fragen,

fragen, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daſs dieſs ausschlieſsliche Absprechen nur zu gewöhnlich sey, weil man jetzt über alles Theorien ausspinnt, und jeder auch den Kunstgeschmack in der seinigen zu finden glaubt, dem zufolge dann Gegenstände, die ganz verschiedene Principien haben, unter Eine Norm des Urtheils gezwungen werden, und man auf diese Weise wenigstens einem von ihnen so gewiſs zu nahe tritt, als man nicht zwey Körper, die einen verschiedenen Gesichtspunct erfordern, unter Ein Glas bringen kann, ohne den einen verstellt zu sehen.

Mich in die Zeiten zu schicken, und die Welt gehen zu lassen, wie sie geht, ist sonst eine meiner Lebensregeln von der strictern Observanz, weil ich doch sehe, daſs weder mikrologische Buſs- noch makrologische Hofprediger etwas bey ihr ausrichten; allein sie liegt auch so im Argen, daſs man im Schmerz darüber nur zu leicht seine Klugheitsformeln vergessen kann, besonders wenn es einem im Schreiben noch etwa geht, wie dem Apostel Paulus im Handeln, daſs man oft das was man nicht will thut, oder wie dem Bileam, daſs ein Geist, der das Schwert in der Hand hat und durch die Esel spricht, einen zum Unwillen reitzt — Und dann ist es, wie wir wissen, mit der Ethelothrescie der Lebensregeln auch so eine Sache, daſs dieselben oft desto gefährlicher sind, je schärfer wir sie uns vorgezeichnet haben, da der Böse Feind uns gerade von der Seite am stärksten zusetzt, wo wir uns mit dem Schilde der Maxime gedeckt glauben, weil er wohl weiſs, daſs diese Maximen meistens von dem Gefühl dessen, was uns mangelt, dictirt sind. Mancher der nach seinem ehrlich gemeinten Wahlspruch *Recht thun und niemand fürchten* sollte, ist und bleibt eine Memme, und das *Ehrlich* *währt am längsten* ist öfters bey dem, der es im Munde führt, von der kürzesten Dauer; so wie das Geld, auf welches man *Pro Deo et Patria* schlagen läſst, gewöhnlich zu ganz anderm Behuf ausgegeben wird. Soll ich noch groſse Beyspiele anführen? Descartes heiliger Vorsatz war, nichts für wahr anzunehmen als die Gewiſsheit, und er baute ein ganzes Weltsystem auf Hypothesen; das *Vitam impendere vero*, welches Rousseau so feyerlich als das Panier seines Lebens aufſtellte, konnte ihn nicht vor dem unglücklichsten Selbstbetrug schützen; *Plus outre* pflegte Carl V. sich zuzurufen, und endigte seine Tage in einem Kloster; und das *Suum cuique* eines andern groſsen Monarchen erklärte ein vaterländischer Pohle durch das Zeitwort: *rapit.* — Der Mensch denkt, wer lenkt? Waren groſse Männer ihrer selbst so wenig sicher, so wird es mir die Billigkeit auch nicht verargen, wenn ich etwa über die selbstgezogene Schnur meiner friedlichen Grundsätze zu hauen verleitet, und mit meinem Miſsfallen über verschiedenes, was ich für Irrthümer der jetzigen Zeit halte, fast laut geworden bin. Falsche Meinungen lesen und hören wir alle Tage, und lernen sie durch Gewohnheit ertragen, aber schiefer Tadel guter Absichten, das Mäkeln und Meistern an dem Preiswürdigen, ist, wie die Sünde in den Heiligen Geist, unerträglich und unverzeihlich; und dahin zielen meine Vorwürfe, wenn es solche sind.

Excusationem quærere vitium est, omnia ad Deum relinque!

P. Syrus.

Ende des dritten (und letzten) Theils.

Maassen C. j. v. Maaſſen

980 Hegne

Gelesen 14. Juni 1912.

Die
Molkenkur.

Herausgegeben
von
Ulrich Hegner.

Vitis vinifera Lin.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie 1812.

G 905 ~ *0

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Si modo nomina rebus
Addere vera placet, non hoc injuria factum,
Verum amor est.

Ovid.

Dieſe Briefe des alten Oberſten von N . . . land ſind durch einen ſonderbaren Zufall (habent sua fata libelli) wieder aus dem nördlichen Deutſchland, wohin ſie vor einigen Jahren geſchrieben wurden, in die Schweiz zurückgekommen. Da ſie die eigenthümliche Gemüthsart eines nicht unbedeutenden Menſchen ſchildern, und

Manches berühren, wovon ſich auch in unſern Tagen noch ein Wort ſprechen läßt, ſo wagen wir es, ſie der Leſewelt vorzulegen.

An die Baroneſſe *)

Auf Gaiß, im Canton Appenzell, den 20. Juni.

Wie es uns bisher ergangen, wirſt du, liebe Schweſter, ſattſam von der allzeit rüſtigen Feder deiner Tochter vernommen haben. Nun halte ich auch mein Verſprechen, dir, ſo bald ich den erſten Fuß in die Schweiz geſetzt haben werde, ſelbſt zu ſchreiben; verſteht ſich bey der erſten Muſſe eines ruhigen Aufenthalts, denn das flüchtige Schreiben während der Reiſe iſt nicht meine Sache. Wo findet ſich Ordnung und Bequemlichkeit zum Schreiben in Gaſthöfen? Bald taugt das Papier nicht, bald die Tinte; und gar ein eigen Schreibzeug nachzuſchleppen, mag ich meiner Wäſche nicht zu leid thun, das Ding rinnt ſo gern; iſt auch für einen, der ſeine Freunde treu zu lieben weiß, ohne ihnen poſttäglich den Glauben zu ſtärken, eben kein Bedürfniß.

Ich hatte freylich der Clotilde Schreibmaterialien benutzen, und dir mit Schwanenfedern auf Velinpapier die niedlichſten Sachen ſagen können; allein ich ſcheue mich ſo ſehr vor dem Geiſte ſchreibſeliger Empfindſamkeit, der in die Neceſſaires reiſender Frauenzimmer gebannt iſt, daß ich beynahe lieber das Siegel Salomons auf jener bezauberten Flaſche löſen, als ſo ein Heiligthum der Zärtlichkeit öffnen möchte.

Da ſind wir nun, wenns dem Himmel gefällt, am Ziel der langen Reiſe. Ich habe, ungeachtet meiner Beſchwerden, alles gut überſtanden; mein Humor, ſagen ſie, ſey ſchon etwas milder geworden; jedoch ganz ausgeſöhnt mit der Welt bin ich eben noch nicht, und lache vor Aerger, wenn ihr glaubet, das Molkengetränk werde den Gemüthszuſtand eines Mannes ändern, der über die Fünfzig hinaus iſt.

Mit deinem Kinde hab ich manche angenehme

Stunde gehabt; aber, nimm mir nicht übel, liebe Schweſter, auch manche Plage. Meinem Rath hätteſt du folgen, und ihr keinen ſo langen Aufenthalt in der Reſidenz geſtatten ſollen; dort hat ſie aus dem faden Geſchwätz der Mode und neuerer Schriften eine ſo überſchwengliche Idee von der Schönheit des ſüdlichen Himmels und dem Glücke der ſüdlichen Erde bekommen, daß ich lange nicht klug werden konnte, als ſie immer von der düſtern Luft des Nordens ſprach, obgleich wir ſchönes Wetter hatten, und über den Sand klagte, auf dem wir fuhren, der doch meinen podagriſchen Füßen beſſer that, als die verwünſchten Steinklötze, über die wir ſeit einigen Tagen hinrumpelten. Damit machte ſie mich oft ungeduldig; denn ich kann es nicht leiden, wenn man das Alte um des Neuen willen ſchmähet, und das Unbekannte auf Koſten des Bekannten lobt, zumal wenn das deutſche Vaterland der Gegenſtand des Tadels iſt.

Noch ärger aber machte es ihre Zofe, die du mir aufpackteſt, in der Meinung, es ſchickte ſich nicht für deine Tochter, ohne weiblichen Begleit zu reiſen. Bin ich denn nicht der Onkel, der ihr nichts geſchehen laſſen wird! Und iſt nicht der alte Tobias bey uns, der ein treuer Kerl iſt, und ſie zu begleiten kann, wo ſie ſich fürchtet! Die Kammermädchen ſind mir ohnehin zuwider; ſind ſie häßlich, ſo thun ſie ſo altklug, wie die Sibyllen, und ſind ſie ſchön, ſo meinen ſie, die glatte Haut decke alle Gebrechen. Auch mag dieſe Meinung wirklich einigen Grund haben; denn wahrhaftig nur das hübſche Geſicht des Mädchens konnte mich oft abhalten, ſie nicht auf den Bock hinauszujagen, und den ehrlichen Tobias herein zu nehmen, der um der Hexe willen in Wind und Wetter da drauſſen ſitzen mußte! Beſtändig ſpricht ſie nur dem Fräulein zu gefallen, und ſchwatzt dann, wie Weiber, die ſich in die Politik ihrer Männer miſchen, in ihrer Unwiſſenheit Sachen heraus, die ihre feinere Herrſchaft klüglich verſchweigt. Kaum waren wir von Hauſe weg, ſo hieß es

Wenn wir nur erſt in Nürnberg wären! — Warum denn immerfort Nürnberg? fragte ich zuletzt, haſt du etwa einen Freund dort? — Nein, war die Antwort, aber da hört der Norden auf. — Gerade, wo man zum Thor hineinfährt, rief Tobias vom Bock herunter. — Dein Fräulein erröthete ein wenig über die liebe Einfalt, die das Mädchen von ihr gelernt; und um mein ärgerliches Lachen zu unterbrechen, nahm ſie geſchwind ihre Reiſecollectaneen zur Hand und ſagte: Es ſoll daſelbſt auch ſchöne Albrecht Durer geben. — Weißt du, was das für Leute ſind? fragte ich Suſchen; und der alte Kauz auf dem Bock erklärte ihr, daß man dort die Lebkuchen ſo heiſſe.

Ich höre das Mädchen gern ſingen; du weißt ſie hat eine gute Stimme und weiſſe Zähne, und es war mir ganz recht, als beyde gerade mit dem größten unſrer Dichter anfingen; aber als ich tagtäglich das Lied hören mußte: „Kennſt du das Land“ ꝛc. und: „Komm Vater laß uns ziehen,“ wobey ſie mich denn anſahen, und glaubten, ſie machen mir ein Compliment, ſo verbath ich mir endlich die Ehre. — Unlängſt ſang ſie ſogar des Nachts im Bette: „Nur wer die Sehnſucht kennt, weiß was ich leide"; ich hörte es im Nebenzimmer. Was leideſt du dann Sußchen, rief ich, kann ich helfen? — Und ſiehe da, es war die Sehnſucht, nun bald im Lande der Freyheit zu ſeyn. Was Teufels geht denn die Freyheit eines Landes ein Madchen an! Oder was für eine Freyheit meinen die Kinder?

Sie haben aber zwo Sehnſuchten; erſt nach der Schweiz, und dann eine noch heiligere, wie ſie ſagen, nach den Garten Heſperiens. Es iſt gut, daß Griechenland uber dem Meere liegt, ſonſt würden ſie auch dorthin gelüſten, und dann wohl gar noch in den Orient zu den Gazellen, von denen ſie ſich zuweilen unterhalten, und dann dabey ſo zimperlich thun, als wünſchten ſie ſelbſt von einer guten Fee in ſolche jungfräuliche Thierchen verwandelt zu werden.

So ging es den ganzen Tag, und wenn wir

des Nachts fuhren, ſprachen ſie von den Sternen und der Unſterblichkeit und dem Wiederſehen, als wenn ſie das Heimweh darnach hätten, und wurden recht böſe, als ich fragte, ob ſie nicht lieber vorher noch eine Redoute beſuchen würden? Der Mond hingegen ſcheint heut zu Tage nichts mehr zu gelten, der doch zu meiner Zeit ſo viele Bewunderer hatte.

Und ſo würde ich nicht fertig, liebe Schweſter, wenn ich dir alle zarten Empfindniſſe dieſer Art, die ich die liebe lange Zeit anhören mußte, herzählen wollte. — Das ſind aber Kleinigkeiten, ſagſt du, darin liegt ja nichts Böſes, und meinſt, ich ſollte darüber lachen. Ich mag aber nicht immer lachen; und wenn ich mich ärgere, bekomm ich meine Gliederſchmerzen; und wenn ich murre, machen die Mädchen traurige Geſichter, die kann ich auch nicht leiden, das iſt eine Schwachheit die mir noch in meinen alten Tagen anhängt. Kurz du hätteſt ſie mir nicht mitgeben ſollen; ich hätte mich beſſer mit meinem Bedienten allein befunden!

Seit zwey Tagen ſind wir nun hier, in einem Bergdorfe der öſtlichen Schweiz. Die Schönheit des Landes wird dir Clotilde ſchon beſchreiben, ich ſelbſt habe vor dem beſtändigen Regen noch nichts davon erblickt. Ich ſehe nichts als graue Wolken und einfärbige Hügel. — Die ewige Klarheit des ſüdlichen Himmels, wovon du ſo viel ſprachest, wo mag ſie wohl ſeyn? fragte ich Suſchen. Ueber den Wolken, antwortete Tobias. Denken ſie nicht mehr an den Bodenſee, gnädiger Herr? entgegnete das Mädchen. — Und das iſt wahr, Schweſter, es war ein ganz artiger Anblick, als wir, aus Schwaben kommend, plötzlich von einer Anhöhe den See mit ſeinen reichbewohnten Ufern, und hinter ihm die Hochgebirge von Appenzell im Glanze des Abends ſahen. Die Sonne macht aber Alles ſchön; haben wir nicht auch oft an der Oſtſee die Natur bewundert!

Ueber die Kürze meiner Briefe ſollſt du nun nicht mehr klagen; den Inhalt decke mit deiner Liebe, meine Gute! Du weißt ich unterhalte mich.

ſo gerne mit dir, kann aber nicht anders thun als ich bin, und mag nicht anders reden als ich denke. Kann ein Kranker ſprechen wie ein Geſunder, der Erfahrne wie jugendliche Unwiſſenheit, der Satte wie der Hungrige?

Lebe wohl!

An den Major v.*

Auf Gaiß, 21. Juni.

Mit dem Briefe an meine Schweſter geht billig auch einer an dich ab, mein alter Waffengenoſſe und Hausfreund. Triebe mich nicht die Freundſchaft dir zu ſchreiben, ſo würde es die Langeweile thun; denn ſeit wir hier ſind, regnet es an Einem fort, und iſt ſo kalt, daß ich glaube, es wird noch Schnee daraus. Mein Gott! iſt denn das die liebliche Schweiz, wo man mitten im Sommer beynahe erfriert? und nicht einmal ein Ofen im

Zimmer, und dabey ein verdammter Lärm und ein Herumpoltern in dem hölzernen leichtgebauten Hauſe, daß der Boden zittert. — Warum bin ich nicht zu Hauſe geblieben, und habe meine Schmerzen verbiſſen! Wir hatten doch unſre Bequemlichkeit, warme Stuben, und es war uns ja oftmals recht wohl bey unſern ſtillen Büchern. Molken hätte man auch bey uns abſieden können, haben wir doch Kühe genug und fettes Futter!

Was iſt zu machen! Man hat mir nun eine andre Wohnung angebothen bey dem hieſigen Prediger, mit einem Zimmer das gewärmt werden kann, und für das Fräulein einen großen Saal, wie ſie's nennen, hinten nach dem Gebirge hin, worüber ſie eine große Freude hat, und die Berge, die noch hinter Mauern von Wolken verborgen liegen, ſchon vorläufig geiſtig empfindet.

Empfindet man denn die Berge? wirſt du ſagen. Ja freylich mein lieber Freund, heut zu Tage muß das ſeyn! Wir haben Nürnberg empfunden, und die Donau, den Kaiſerſtrom; das

Werk deutſcher Art und Kunſt, das Münſter zu Ulm haben wir mit Innigkeit genoſſen, und wäre die Empfindung meiner Füße der Empfindung der Mädchenherzen nicht entgegen geweſen, ſo hätten wir den Thurm erſtiegen und von oben herab in der Fülle ſüddeutſcher Natur geſchwelgt; wir haben uns in den Fluthen des Bodenſees erſpiegelt, und gefühlt:

Wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund.

Auf Flügeln der Phantaſie ſchweben wir wie junge Adler um die ſchneebekleideten Spitzen der Berge im goldenen Strahl der Abendſonne, und Suschen glaubte ſchon von Lindau aus eine Gemſe auf den Alpen zu erblicken.

Du ſiehſt, was es jetzt auf Reiſen für Genüſſe gibt, wovon man zu unſrer Zeit kaum eine Ahndung hatte, und magſt nun auch das Vorſchreiten des Menſchengeſchlechtes, wogegen du ſo manchen Zweifel hatteſt, begreifen. Wie beſchränkt war dagegen unſre Jugend! In Sonnenſchein und Sturm, Hunger und Durſt, haben wir das große Weltmeer befahren, im amerikaniſchen Kriege Ehre geſucht und Wunden davon getragen, uns in den Wäldern des Landes verirrt, mit den Wilden die Friedenspfeife geraucht, und ihre Geiſtesgegenwart und heroiſche Unempfindlichkeit bewundert; aber die Schönheiten der rohen oder ſanften Natur, ſo weit ich mich derſelben noch zu erinnern weiß, mochten bey uns wohl ein dunkles Gefühl größerer Behaglichkeit erregen, doch zum Faden eines feinen Geſpräches wurden ſie nie herausgeſponnen; oder kannſt du dich deſſen erinnern? Allein wer das jetzt nicht kann, dem läßt man merken, daß ihm etwas an der Bildung abgehe; daher wollen es Alle können, und ſie wiſſen gegenwärtig bey einem Bächlein, das über einen Stein hinunterfällt, mehr zu ſagen, als wir beym Sturze des Niagara. Einer lernt es vom Andern, und jeder Reiſebeſchreiber nimmt Unterricht bey ſeinem Vorgänger.

Einige nothgedrungene Ausfälle abgerechnet, womit ich zuweilen die hochfliegenden Geſinnungen der Mädchen niederſchlagen mußte, ging die Reiſe gut und friedlich von ſtatten. Meine Geſundheitsumſtände kannſt du, wenn du Luſt haſt, von dem Arzt vernehmen, dem ich geſchrieben, und für ſeinen Rath, womit er mich den weiten Weg in dieß Bergland geſchickt, eben nicht gedankt habe; unter uns ſoll es bey der alten Abrede bleiben, du nicht über deinen verſtümmelten Arm, und ich nicht über meine ſteifen Gelenke, gegenſeitig zu klagen; es gibt in der Welt ohne dieß noch Stoff genug zur Unzufriedenheit. Glücklich du, der du zu Hauſe bliebſt! Grüße den Paſtor! O liebes Paar, wär ich wieder unter Euch!

An die Baroneſſe *

Auf Gaiß, [illegible] Juni

Wann ich erſt eine Antwort abwarten wollte, bevor ich dir wieder ſchreibe, geliebte Schweſter, ſo gäbe dieß einen langſamen Briefwechſel; und was noch ſchlimmer iſt, ich müßte in dieſem Winterlande länger weilen, als mein Vorhaben zuläßt. Zudem ſchreibe ich nie weniger gern, als wenn ich muß, und für einen Brief am Poſttage hab ich weder Sinn noch Gedanken. Laß mich dir alſo täglich, wie und wann es mir einfällt, einige Nachrichten und Bemerkungen mittheilen, damit du ſeheſt, daß ich deine Geſellſchaft liebe; nur die Freymüthigkeit laß ich mir in der freyen Schweiz noch weniger nehmen, als zu Hauſe. Mögt ihr mich denn, bin ich es doch ſchon gewohnt, launiſch und mürriſch heiſſen, weil ich nicht immer lachen mag, wo Andre zu lachen ſcheinen, noch lobe, wenn man es erwartet, und nicht galant ſeyn kann, wenn mich die Schmerzen plagen; böſe iſt es gleichwohl nie gemeint. Es mag zwar ſeyn, daß Ueberfluß, Podagra und Einſamkeit meiner Gemüthsart etwas herbes gegeben; deſſen ungeachtet aber müßt ihr am Ende eingeſtehen, daß ich dennoch gut bin. Und daran halte dich, meine Schweſter, nicht nur bey mir, ſondern bey jedem, über den du ein wahres Urtheil zu fällen Luſt haſt: Dasjenige, was man ſich von einem Menſchen, den man zu viel gelobt oder getadelt hat, am Ende denn doch ſelbſt eingeſehen muß, eben das iſt des Menſchen wahrer Charakter, das was wir zum Grunde legen müſſen, wenn unſer Urtheil billig ſeyn ſoll; Billigkeit aber ſind wir einander vor allen Dingen ſchuldig, und ſollen nicht einzelne Worte oder Handlungen auf die Waagſchale der Gerechtigkeit legen, um den ganzen Menſchen darnach zu richten; wer wollte da beſtehen!

„Thue ſelbſt, was du lehreſt, und übe deine Billigkeit auch an Clotilde„! hör ich dich erwiedern — Das thu ich auch; ich erzähle nur, was und wie ich ſehe und höre; und wenn ich auch zuweilen eine Unzufriedenheit äuſſere, ſo haſſe oder liebe ich deßhalb weder mehr noch weniger, vielmehr thu ich es öfters aus Liebe; auf den Ton kommt es nicht an. Aber ſo ſeyd ihr allzumahl, ihr wißt keinen Unterſchied zu machen, und der ſinnliche Eindruck beſtimmt immerfort euer Urtheil, und zu eurer Rechtfertigung iſt euch jeder Grund hinreichend; denn ich weiß ſchon, daß du ſagen wirſt, ich müße vieles, was ich der Clotilde und ihrem Mädchen zur Laſt lege, auf ihre Jugend, auf den weiblichen Charakter überhaupt und auf meinen kranken Gemüthszuſtand ſchreiben. — Als ob ich das, was euch ſeit Eva Allen gemein iſt, nicht zu unterſcheiden wüßte! Als ſie mir keine Ruhe ließ, bis ich ſie mitzunehmen verſprach; als ſie die Zeit der Abreiſe kaum erwarten mochte, und alle Tage wieder neue Siebenſachen einpackte, und denn doch beym Abſchied ſo kläglich that, als müßte ſie in ein Kloſter wandern; als ich endlich ungeduldig ſagte: Wenn es dich gereut, liebes Kind, kannſt du ja da bleiben, und ſie ſich ſtellte, als ob ſie das nicht hörte, das Kammermädchen aber ſchnell ſeine ſympathetiſchen Thränen trocknete, und das Fräulein in den Wagen ſchob, und in ein paar Stunden aller Jammer ein Ende hatte —

ſchrieb ich das Alles billig auf Rechnung des weiblichen Charakters; nicht wahr? So auch, wenn ſie meine alten Räthe zwar gefällig aufnimmt, aber die Anwendung derſelben immer vergißt; das mag ebenfalls die liebe Natur thun. Ja es kam mir nicht einmal ſeltſam vor, als Suſchen heute von einer Gemſe begierig aß, über welche ſie geſtern, als ſie der Jäger brachte, bitterlich weinte.

Abends.

So eben ward ich von Clotilden in ihr Zimmer gezogen, um die Berge zu ſehen, die heute zum erſten Mahle ſichtbar waren. — Nun ja, doch ſind ſie, und voll Schnee auch, und die Sonne ſcheint ſchon darauf, das iſt Alles! Aber die Luft iſt ſo kalt, daß einem über den Anblick die Haut noch mehr ſchaudert. Und doch meinte heut ein Schottentrinker (ſo nennt man die Kurgäſte hier), die Pracht des Gebirges ſey allein ſchon einer Reiſe hierher werth. „Ja wenn einer nicht weit hat,“ antwortete ein Appenzeller, auf den er ſich, um des Beyfalls gewiß zu ſeyn, berief. — Der hatte Recht; wer wird nach Island reiſen, um den Hekla zu ſehen, der wohl noch prächtiger iſt, wenn er Feuer ſpeyt? Unförmliche kahle Felſenmaſſen, die zu erdrücken drohen, Schneeflecke, die daran kleben, ſchwarze Tannenwäldchen am Fuße derſelben, konnen an ſich keinen angenehmen, nicht einmal einen mahleriſchen Anblick gewähren; aber im hohen Sommer, wenn die Thäler durchglüht ſind, und die Sonnenſtrahlen von den erhitzten Wänden zurückprellen, ſchmachtet der Wanderer nach Kühlung und nach dem Schatten der Wälder; er eilt den Luften der Höhe entgegen, und ſein Auge träumt Seligkeit dort oben in blauer Ferne. — Der Eindruck bleibt, weil er Leib und Geiſt trift; der Wandrer nimmt denſelben in ſeine Heimath zurück, und ſeine Erzahlung wird, wie von allem Gewaltigen, anziehend. Nun kommen die Nachempfinder, und wollen den Eindruck ebenfalls haben, und täuſchen ſich ſelbſt, wie jeder der nach fremder Empfindung haſcht. Aber ſie wollen auch erzählen, auch Theilnahme erregen, und ſuchen dann durch vornehme Redſeligkeit oder ſtudirte Phantaſie zu erſetzen, was ihnen an wirklicher Empfindung abgeht; ſo entſtehen dann die ſublimirten Naturſchilderungen, deren Farben nicht glühend genug aufgetragen werden können; und ſo entſtand nach und nach die ganze Phraſeologie der Alpenempfindſamkeit, fader Wortſchaum, die Untiefen des Verſtandes zu bedecken, derer die keine Gedanken haben, und mit Gefühlen imponieren wollen.

Frage den Paſtor, ob die Alten, die doch eine ſchönere Natur um ſich hatten, als Deutſche und Schweizer, je davon ſo viel Lärm gemacht haben? Ich glaub es nicht.

Den 23. Juni.

Geſtern Abends, als ſich der Himmel erheiterte, verkündigte jedermann, ſelbſt die Appenzeller, gutes Wetter, und heute als man die Augen aufthat, war Alles weiß von Schnee. Stelle dir vor, zu

Ende des Junius, wo wir im Norden den ſchönſten Sommer haben, hier noch Schnee! — Um der Wetterpropheten willen freute es mich; denn auch hier wie allenthalben gibt es ſolche Tröpfe, die ſich täglich irren und täglich wieder weiſſagen. Man hat mir ſo viel von der Erfahrung der Bergleute über das Wetter geſagt, aber ich habe ſchon einige Spuren, daß ſelbſt dieſe es nicht wiſſen, und unbefangene Reiſende, die man noch zuweilen antrifft, haben mich deſſen auch verſichert. — Sonſt hab ich wohl Urſache mich zu ärgern über meine eigne Thorheit, und die, welche mich hieher geſchickt haben, um im Schnee trübe Molken zu trinken.

Das Fräulein iſt ſehr ſtille dazu, und voll Wehmuth über die ſchönen Alpenblumen, die nun ihr zartes junges Leben ſo frühe in den kalten Armen des ſpäten Winters verhauchen müſſen. Sie hat ſich darüber — freue dich, glückliche Mutter! — in einem Gedichte verſucht, welches mir Suſchen mit einer Freude ankündigte, als wäre ein Erſtgeborner in der Familie erſchienen. Ich bekomme aber nichts davon zu ſehen, weil die Dichterin meine Frage, ob ſie vom ſüdlichen Himmel begeiſtert worden, übel nahm. Vielleicht hätte ich auch theilnehmender ſeyn, und mich mit den Freuenden freuen ſollen; denn ſolche Geiſtesblumen vertragen ſo wenig rauhe Winde, als jene Kinder des Frühlings den Schnee; ſchmeichelnde Lüftchen ſind ihre Nahrung. — Hingegen dem Prediger, der ein guter treuherziger Mann iſt, hat ſie die Verſe gewieſen, und der macht viel Weſens davon. Meinetwegen! ich leſe nicht mehr gern ſolche unſchuldige Verſuche.

An die Baroneſſe *

Auf Gaiß, 25. Juni.

Die Briefe aus Norden ſind angekommen, und mit ihnen das ſchöne Wetter, welches auch ein Nordwind brachte; denn von Süden her haben die Schweizer nichts als Regen zu erwarten. Mit dem ſchönen Wetter ſtellte ſich auch eine ungewohnte Heiterkeit bey mir ein, ſo daß ich bald glaube, dem Doktor Unrecht gethan zu haben, als ich ſeinen Rath eine Liſt nannte, mich vom Halſe zu kriegen. Freylich haben Vorurtheile und Selbſtbetrug, die ich leider allenthalben antreffe, noch übermächtigen Reitz auf mich, und wenn das Krankheit iſt, ſo bin ich noch lange nicht geneſen; da gewährt mir aber gerade das, was ihr am wenigſten leiden könnt, die lebhafte Aeuſſerung meines Unmuths, wärs auch nur auf dem Papiere, am meiſten Erhohlung. Mich alſo, wie du meinſt, nach und nach wieder mit der gefälligen Welt auszugleichen, das geht nicht, liebe Schweſter; ich hab es ſchon zu oft verſucht und alle Mahl gefunden, daß die Bemühung die Sache nur ärger mache; wie jede Anſtrengung des Menſchen, aus ſeinem Charakter herauszutreten, ihn nur närriſch oder falſch macht.

Nun hat auch der Tag ſeine beſſre Ordnung, ſeitdem der Himmel günſtig iſt. Anfangs mußten wir die Molken auf dem Zimmer trinken, nunmehr aber, da ſich viele Fremde eingefunden, trinkt man unten auf dem groſsen Platze, der mitten im Dorf iſt. Dieſen Platz kann dir unſer Freund der Paſtor (den ich zu grüßen bitte) aus ſeiner Proſpektſammlung weiſen. Es iſt Raum genug da für alle Schottentrinker in der ganzen Schweiz, aber kein Schatten, keine Spur von künſtlicher Anlage. Die Schweizer thun überhaupt, wie man ſagt, wenig zur Verſchönerung der Natur im Kleinen, das heißt, für den Geſchmack; ſie meinen, man ſolle ſich mit der groſsen Natur begnügen, die ſchön genug ſey. Von dem Appenzeller-Volke — denn hier zu Land iſt Alles Volk, und von Herrſchaften weiß man nichts, aber auch deſto weniger vom Pöbel — iſt hier gar nichts zu erwarten; alles Alte iſt ihnen recht, und, was Neu iſt, verdächtig und verhaßt; auch haben ſie kein öffentliches Gut zu Beſtreitung gemeinſchaftlicher Ausgaben. Mit vieler Mühe und nach jahrelangem Widerſtande, der kaum durch die Revolution gehoben wurde, konnten ſie endlich dahin gebracht werden, fahrbare Straßen durch ihr Ländchen anzulegen, da vorher lauter Fußſteige geweſen, auf denen kein andrer Transport als durch Saumthiere möglich war. Die hieſige Gemeine (denn da befiehlt ſonſt niemand, gnädige Frau!) ſoll ſogar dem Wirthe, der ſich erboth auf eigne Koſten den Platz mit Linden zu bepflanzen, den Abſchlag gegeben haben.

Auf dieſem ſchattenloſen Boden nun trinkt man des Morgens die Ziegenmolken, oder Geißſchotten wie die Schweizer ſagen, die täglich aus dem Gebirge drey Stunden weit noch ganz heiß gebracht wird, wofern es wahr iſt, daß ſie nicht unterwegs gewärmt werde — und bratet dabey an der Sonne, deren Strahlen nun ſchon wieder brennen, als könnte es hier nie Winter werden. Doch auch dieſes Braten und Schmelzen wiſſen die Aerzte vortheilhaft zu deuten, und ſagen, die Hitze befördere die Ausdünſtung, welche die Molkenkur nothwendig erfordere. Hingegen als es kalt war, ſagten ſie, das rühre von der Höhe des Orts her, weil da die Luft reiner und ſchärfer ſey; eben dieſe Luft aber ſey dem, der aus der Tiefe komme, geſund. Ein Andrer erklärte den auffallenden Stallgeruch, den man gleich beym Eintritt in dies Land bemerkt, für heilſam. Wer kann daraus klug werden, und wie mag Reinheit der Luft und dieſer Geruch neben einander beſtehen? Laß dir dieſe Widerſprüche von unſerm Aeſkulap heben, wenn du Luſt haſt; aber bemühe dich nicht, mir ſeine vermeinte Wahrheit bekannt zu machen; er iſt wie die Andern; räſonniren können alle, und im Erklären iſt jeder Meiſter; es wäre aber beſſer, ſie könnten heilen.

Den 27. Juni.

Zu Mittag, auch zu Nacht wenn man will, ſpeiſt man an der Wirthstafel, die, etwas Langſamkeit abgerechnet, nicht übel und ſehr reinlich bedient iſt, und dem entſpricht, was Reiſende von den Vorzügen der Schweizergaſthofe ſagen. Nach Tiſche macht man ſich Beſuche, oder man ſchlaft, welches oft eben ſo kurzweilig iſt; und Abends wandert der größte Theil der Kurgeſellſchaft, denn einen andern Gang hat man nicht, nach einem Wirthshauſe, am Stoß genannt, das eine Stunde von hier liegt, wo man in das obere Rheinthal hinunter ſieht; von welcher Ausſicht man mir eine ſo reizende Beſchreibung machte, daß ich auch einmahl hinwackelte. Man ſchaut da von der Höhe in ein tiefliegendes Land hinab, durch welches der Rhein ſchlängelt; im Hintergrunde liegen rauhe Hügel und ferne Berge. Originell, aber etwas wild iſt der Anblick; auch verderben die vielen kleinen Fichtenwälder durch ihr düſteres Schwarz viel von den Annehmlichkeiten deſſelben, welches in der Schweiz oft der Fall ſeyn ſoll. Gleichwohl wird das alles ſehr empfunden und erhoben; denn kein deutſcher Fürſt kann ſtolzer auf ſeine militäriſchen Drathpuppen, kein Franzoſe eingebildeter auf die unſterblichen Meiſterſtücke ſeine

Dichter ſeyn, als es die Schweizer auf ihre Ausſichten ſind. Wo irgend eine Höhe liegt, von der man hinunter blicken kann, oder wo in einem Landgut ein Fenſter offen ſteht, da führen ſie den Fremden hin, als hätte er ſo was noch nie geſehen.

Beſſer als alle dieſe ſchweizeriſche Augenweide behagte mir die ſchöne Butter und der gewürzige Honig, die man auf dem weiſſeſten Semmelbrod (anders kennt man kaum hier zu Lande) zuſammenſtreichet. Das iſt eine wahre Hirtenſpeiſe von einfacher Nahrung und Kraft, deren ich mich nun öfters mit auffallendem Vortheil zum Frühſtücke, ſtatt der inſipiden Molken, bediene, weil ich finde, daß mich dieſe nur grämlich macht. Sage das dem Doktor; wenn er es mißräth, ſo will ich aufhören; bis die Antwort kömmt, kann ich mich ſchon eine Zeit lang daran laben.

Zuweilen reite ich auch, denn gehen kann ich auf dieſen ſteinigen Straſſen nicht, nach Appenzell hin, wo ich die Bekanntſchaft eines wackern Mannes, der lange in Frankreich gedient, gemacht habe. Dieſes iſt der Hauptort vom katholiſchen Theile des Landes und liegt dicht an den Bergen. Erwarte aber von mir keine nähere Beſchreibung; ich beſchreibe nicht gerne, am wenigſten das, was man allenthalben ſchon beſchrieben findet, und überlaſſe dieß deiner dichteriſchen Clotilde, die alles mit liebender Phantaſie umfaſſet, wovon Andre groſſe Worte machen. Mir gefällt das finſtere Städtchen mit ſeinen dreiſten Bettlern bey weitem nicht ſo wohl, als die unzähligen durch das ganze Land bis zu den höchſten Bergen hinan zerſtreuten Häuſer, deren jedes ſeine Wieſe, ſeinen Quell und ſeine Unabhängigkeit hat.

Den 28. Juni.

Durch das Herumbiethen des Predigers iſt des Fräuleins Blumenelegie hier allgemein bekannt worden, und zieht ihr jetzt viele Complimente zu, worüber ihre Beſcheidenheit erröthet, zugleich aber die ſanfte Gluth unterdrückter Freude ihre Augen belebet. Wer wollte den Verſen eines ſchönen

Mädchens ſeine Bewunderung verſagen! — Nur ein ernſter alter Profeſſor aus Z. ſtimmte nicht ſo ganz in den unbedingten Beyfall ein, ſondern nannte die Verſe elegante Reminiſzenzen aus Matthiſſon und Salis, den Dichtern, aus deren Blumengarten heraus nur ſelten ein Frauenzimmer den Flug wage. Als Onkel durfte ich nicht lachen, mochte aber auch nicht zürnen; denn der Mann gefiel mir, der erſte freyſprechende Schweizer, den ich geſehen. Ich will nicht wiſſen, ob ſein Urtheil begründet ſey oder nicht; aber daß er kein Bedenken trug, die Eitelkeit eines jungen Frauenzimmers der Wahrheit aufzuopfern, kommt mir heut zu Tage, auch an einem alten Manne, auffallend vor; über das Ungewöhnliche aber ſtaunt oder lacht man.

Beſſer machte es ein herumreiſender Deklamator, der ſo eben angekommen war; denn ſogar bis in die Appenzellergebirge verſteigen ſich dieſe deutſchen Kunſtredner. Der war galanter als der Profeſſor; er nahm das Gedicht ſogleich unter die Stücke auf, die er der Geſellſchaft vortrug, und mußte auch die zarte Wehmuth, die darin herrſcht, ſo rührend herauszuheben, daß einigen Zuhörerinnen die Thränen in den Augen ſtanden, und das Kammermädchen kaum die Gelegenheit abwarten konnte, mir zu verſtehen zu geben, daß die Belohnung, die ich dem unvergleichlichen Manne zugedacht haben möchte, nicht groß genug ſeyn könne. Da werde ich nun nicht anders, als der Erwartung entſprechen dürfen; und ſo muß ich immer die Sünden der Welt tragen, wenn ich gleich keinen Antheil daran genommen habe. Nun, er hat dem guten Kinde Freude gemacht, das iſt auch bey mir kein Kleines!

Für ſeine andern Vorträge aber gab ich ihm nicht einen Pfifferling. Er macht es, wie die meiſten, die ſein Geſchäft treiben; er begleitet alles mit einem Geberden- und Mienenſpiel, das auf die Schaubühne gehört, wo der Schauſpieler als eine in das Drama des Lebens verflochtene Perſon handelnd auftritt, nicht aber in einen ſtillen Kreis, wo man nichts ſehen, ſondern nur hören will, wie ſich ein poetiſcher Sinn über Gegenſtände der Empfindung ausſpreche, oder wie groſſe Thaten durch die Macht der Worte ewige Dauer erhalten können. Aus dem Munde Homers floß der milde Strom ſeiner Geſänge gewiß nicht mit dem fingirten Feuer eines Sachwalters, und er wollte nicht ſelbſt Achill ſeyn, wenn er ihn als den erſten der Helden ſprechen ließ. Wenn Demoſthenes vor dem athenienſiſchen Volke ſprach, geſchah es ohne Zweifel mit einer Begeiſterung, die ſich über ſein ganzes Daſeyn ergoß; da war es natürlich und nothwendig. Aber eine Rede, die ihm nachgeſprochen wird, vor Zuhörern, die nicht der Gegenſtand ihrer Wirkung ſind, kann und ſoll auch nicht mit dem gleichen Affekte vorgetragen werden; denn ohne das athenienſiſche Volk vor ſich zu haben, wäre der hochbegeiſterte Redner ein übertriebenes Bild. So auch Pindar; und, wer, der ſich einen Anakreon denken kann, würde mit ſo einem reiſenden ſüßlichen Schöngeiſt, der ihn vorſtellen wollte, vorlieb nehmen? — Die hervortretende Perſönlichkeit des Vorleſers bewirkt gerade das Gegentheil von dem, was ſie bezweckt; ſie zerſtört das idealiſche Bild, das ſich der feinfühlende Zuhörer von ſelbſt macht. Den Zauber, die Fülle, den Adel der Worte will man hören, und nicht die nachgeahmte Wirklichkeit vor ſich ſehen. Die wahre Poeſie iſt zu heilig für mimiſche Lebhaftigkeit, und zu geiſtig für ſichtbare Darſtellung; ſie kömmt aus dem Unſichtbaren, und Töne allein ſind ihr Organ. Die alten Rhapſöden rezitirten ihre Gedichte feyerlich zur Leyer; halbſingend war ihr Vortrag, und drang in die Herzen der Hörer. Dieſe neuen Deklamatoren hingegen ſtehen in dem Wahne, daß es bey ihrer Kunſt hauptſächlich auf Täuſchung abgeſehen ſey, und daß ſie wirklich mit ihrem ganzen Weſen darſtellen müſſen, was ſie nur gefällig nachſprechen ſollten; daher kommen dann Zierereyen aller Arten zum Vorſchein; ſie wollen aus der Haut fahren, wo Unruhe herrſcht, und ſchmelzen dahin bey zärtlichen Gefühlen; bey Schillers Reſignation ſchlagen ſie die Arme in einander, und geben ſich das Anſehen, noch viel mehr zu wiſſen, als in dem ohnehin krauſen Sinne des Gedichtes liegt; zu Gothes Legende von Petrus machte dieſer Sprecher hier ein Geſicht, als wäre er ſelbſt der ſchlaue Geſell, der ſolche Einfälle hatte, und verfehlte damit ganz die naive Einfalt des trefflichen Stückes. Wende mir nicht ein, die gebildeteſten Geſellſchaften haben doch von jeher mit Vergnügen Schauſpieler vom erſten Range einzelne Szenen aus berühmten Trauerſpielen herſagen hören, und dieſe haben es mit allem Pathos des Theaters gethan! Das iſt etwas ganz anders; jene Zuhörer ſind mit dem Stücke, woraus deklamirt wird, längſt bekannt, und vergegenwärtigen ſich ſo das Ganze. Was ſie hören und hören wollen, iſt Reminiszenz des Theaters; wiewohl auch hierin viel dem guten Ton untergeordneter Geſchmack obwalten mag.

Dieſer Meinung iſt auch der Profeſſor aus Z., die alte Nachteule, wie ihn ein Schmeichler des Fräuleins nannte, mit deren Federn ich mich jedoch, wie du wohl merken wirſt, ſchmücke. Ja er that noch hinzu, was mir aber faſt zu ſonderbar vorkam: die beſte und natürlichſte Art, die Poeſie vorzutragen, ſtehe zwiſchen der ſingenden Manier des Volkes und der redneriſchen Deklamation in der Mitte. Auf den Modegeſchmack komme es nicht an; aber Jeder, in dem ächtes Gefühl des Schönen wohnt, werde, wenn er für ſich ſelbſt, von andern unbehorcht, ein Gedicht herſage, das ihm den Buſen belebt (circum præcordia ludit), es in einem etwas modulirten Rhythmus thun, fern von anmaſſendem Verſtandesausdruck; dieß ſey die Stimme der Empfindung, alſo auch, in dieſem Falle, der Natur.

Was ſollen übrigens dieſe Leute in der Schweiz? Man verſteht ſie nicht, wenigſtens wer nicht Umgang mit Deutſchen gehabt hat, und an ihre Ausſprache gewöhnt iſt; das ſah ich ganz deutlich. Sie können doch zur Umänderung unſrer Sprache beytragen, ſagen die Einen. Das wäre Schade, ſagen die Andern!

An den Paſtor [*]

Auf Gaiß, den 29. Juni.

Ich habe mich ſchon oft gefragt, wie zwey Menſchen in Freundſchaft verbunden bleiben können, die an Schickſal, Charakter und Lebensweiſe ſo verſchieden ſind, wie Sie und ich, und noch keine genugthuende Antwort herausgebracht. Das Band der Freundſchaft iſt vielleicht aus frühern oder geheimern Fäden gewebt, als die kurzſichtigen Sterblichen wiſſen; Gewohnheit aber und guter Wille machen es haltbar. — Sie ſind auf die Univerſität gegangen und wieder nach Haus gekommen; ich habe die weite Erde durchſtrichen, und den größten Theil meines Lebens unter Fremden zugebracht; Sie kennen die Welt aus Büchern und lieben ſie, und werden ihrer Kenntniß nicht ſatt; ich kenne ſie aus der Erfahrung und glaube nicht Urſache zu haben, ſie liebenswürdig zu finden.

Welcher von uns beyden Recht habe, weiß ich nicht; daß Sie aber der Glücklichere ſeyen, weil Sie lieben können, will ich gerne zugeben. Mir iſt alles Geſammte, Vielſache, Zuſammengeſetzte langweilig und zuwider; ich kann nur noch das Einzelne lieben, und auch dieß ſelten genug. Unter das Seltene aber gehören Sie, rechtſchaffener, glücklicher Mann! Was ich daher zu Befriedigung Ihrer unſchuldigen Liebhabereien thun kann, iſt mir erwünſcht — und ſo habe ich als Beytrag zu Ihrer Volker- und Landerkunde manches zuſammengebracht, das Ihnen Freude machen ſoll.

In einer benachbarten Stadt wohnt ein Buchhandler, dem die Liebe ſeiner Mitbürger zur Litteratur gar wohl Zeit übrig laßt, mir aus allen Theilen der Schweiz zu verſchreiben, was noch nicht in Ihrem Schweizerkatalog, den Sie mir mitgegeben, ſteht. Ich habe deſſen ſchon eine ganze Ladung beyſammen; denn Sie glauben nicht, welch eine Unzahl von Schriften das vorige Jahrhundert über dieß kleine Land hervorgebracht hat, von dem ernſten Scheuchzer an, der mit Gelehrſamkeit und warmer Vaterlandsliebe die wundervolle Natur des Landes zum Lobe des Schöpfers beſchrieb, bis auf den Cantor Bourrit, der nichts wußte, als mit romanhaften Schilderungen Unwiſſende, wie er iſt, zu locken, um auf unbetretenen Pfaden die Robinſone zu ſpielen; von dem Alpengedichte, das aus Hallers gedankenvoller Seele drang, bis zu dem gefühlſiechen Dichterling, dem die Berge nur Mäuſe gebähren; von dem groſſen Werk über die Schweizergeſchichte bis zu dem armen Tropfe, der eine Ilias post Homerum ſchreiben will — wie iſt alles beſchrieben, betaſtet, entweiht! Man will nicht mehr das Land, ſondern nur ſeine künſtlichen Empfindungen über das Land bekannt machen!

Sie ſollen den Winter hindurch genug zu leſen haben; und wenn Sie dann unſern Bauern von der Kanzel herab das Land, das von Milch und Honig fließt, beſchreiben, oder die Unſchuld der Sitten mahlen, oder das Glück der Freyheit preiſen wollen, ſo greifen Sie nur kühn nach einer ſolchen Reiſebeſchreibung; da ſteht es ſchwarz auf weiß, wie und wo dieß alles zu finden ſey. Sie dürfen nur für die Schweiz den Wohnplatz der Seligen ſubſtituiren, ſo werden Alte und Junge das Reich ererben wollen; das mag ich auch meinen Unterthanen wohl gönnen, und iſt mir lieber, als wenn ſie noch bey lebendigem Leibe Schweizer werden wollten.

Damit Sie aber denſelben das Maul nicht zu wäſſerig machen, ſo habe ich auch für Gegenmittel geſorgt, und mehreres der Sammlung beygefügt, was Rachgier, Mißgunſt oder überſpannte Erwartung über das Land ausgegoſſen, wo dann freylich jene geprieſene Sitteneinfalt als klägliche Beſchränktheit erſcheint, und die allbeglückende Freyheit unter die Willkühr der Städte oder einiger herrſchenden Familien oder dreiſter Volksführer zu ſtehen kömmt. — Uebertriebenes Lob reizt zum Tadel, und leidenſchaftlicher Tadel leitet hinwiederum das beſſere Gemüth auf den Pfad der

Billigkeit; dieſen Pfad ſuchen Sie ſich nun ſelbſt aus, liebſter Paſtor, und erklären mir dann, wie es gekommen, daß vor Zeiten die Schweizer ihre Städte und Dörfer aus Ueberdruß ſelbſt verbrannten, und das Land, von dem ſie jetzt ein ſo groſſes Weſen machen, freywillig verließen? War es damals anders beſchaffen, oder hatten ſie weniger Naturgefühl, oder nicht ſo wohlmeinende Landesvater?

„Ich bin im Kuhdreck geboren und erzogen, „und werds wohl auch darin ſterben, und doch „tauſchte ich meine Heimath nicht an Eure Grafſchaft", ſagte jüngſt ein Appenzeller zu dem Grafen N*, der ihn über ſeine Wirthſchaft ſpöttiſch aufzog. Eine ſolche Vorliebe muß doch irgendwo einen Grund haben! Freylich beſitzt der Graf keine Herrſchaft, und war deshalb beſchämt; das wußte aber der Appenzeller nicht.

„Eines nur macht mich verlegen, wie ich Ihnen dieß Alles zuſchicken ſoll? Auf der Achſe bis an die Oſtſee kömmt es zu theuer, und ſelbſt mitführen kann ich die Waare auch nicht; das Beßte wird wohl ſeyn, ich laſſe ſie den Rhein hinunter und über Meer gehen; kappert ſie dann ein feindliches Schiff weg, ſo hat die ganze Mannſchaft genug zu leſen, und vergißt vielleicht darüber etwas ſchlimmeres; verſchlingt ſie aber ein Fiſch, ſo wird er, wenn er Geſchmack hat, ſie ſchwerlich ſo lange behalten, wie den Propheten Jonas. Indeſſen wenn zehen Gerechte eine ganze Stadt vom Untergang retten können, ſo wird ein halbes Dutzend guter Bücher wohl auch eine Kiſte voll vor dem Verderben bewahren. Es ſind ihrer aber mehr; ſo habe ich Ihnen zum Beyſpiel das ganze Schweizeriſche Muſeum in 80 Stücken beygelegt, das Sie noch nicht haben, woraus Sie den kleinen und groſſen Geiſt der Schweizer, ihre Redſeligkeit, ihre Vaterlandsvorliebe und Anhänglichkeit an das Herkommen, ihre ſichere lebendige Umſicht innerhalb der eignen Markſcheide, und ihre ſtaatskluge Bedächtlichkeit gegen das Ausland beſſer kennen lernen, als aus hundert reiſebeſchreibenden Urtheilen und Abſprüchen. In gleichem Sinn habe ich auch einige alte Chroniken einzelner Kantone beygefügt, und (Ihnen darf ich es wohl ſagen, ohne meinen Geſchmack aufs Spiel zu ſetzen), ein mir ſehr lieb gewordenes Buch, Miſcellanea Tigurina, das in drey dicken Octavbänden ſchon anfangs des vorigen Jahrhunderts herausgekommen, worin das reine häusliche Leben, die ungeſchmückten ernſten Sitten und die heilige Arbeitſamkeit der Reformatoren, und die gutmüthige Harmonie zwiſchen Magiſtrat und Geiſtlichkeit auf das natürlichſte und wahreſte zu finden iſt; das wird auch Ihnen behagen. Von dieſem konnte ich um des beſondern Wohlgefallens willen nicht ſchweigen; das übrige ſehen Sie ſelbſt nach; es iſt noch mehr Altes von der Art, das an innerer Gediegenheit das Neue weit übertrifft, aber nicht mehr geleſen wird, weil ihm die Geſchmeidigkeit des Styls abgeht; denn der Styl iſt bey der Leſewelt, was die Mode bey den Weibern.

Größer noch als die Anzahl der Bücher iſt die Menge der Proſpekte von der Schweiz. Da könnte ſich einer arm kaufen! Alpen, Gletſcher, Seen, Waſſerfälle (einer hat ſogar einen „träufelnden Waſſerfall" herausgegeben), Hauptſtädte, Hauptflecken, Hauptdörfer, Klöſter, Amthäuſer, Brucken, Schlöſſer, die man kaum vor Bauernhäuſern unterſcheiden kann, Edelſitze, wo kein Adel wohnt, und Bauernhütten je häßlicher deſto beſſer, alles hat ſeinen Mahler gefunden, und der Mahler hinwiedrum ſeinen Käufer. Und wenn ſchon die fremden Liebhaber der Schweiz manches mitnehmen, ſo bleibt doch das meiſte im Lande ſelbſt, eben weil die Schweizer ſo ſehr in ihr Land verliebt ſind; denn es gibt hier Sammler aus bloßem Patriotismus, die nicht auf Schönheit, nicht auf Größe, nicht auf natürliche Merkwürdigkeit ſehen, ſondern ohne Unterſchied alles zuſammenleſen, was ihren Kanton angeht, und ausſchließlich nur dieſes. Bucher, Bildniſſe, Ausſichten, Neujahrskupferſtiche (was dieſes ſey, werden Sie aus einer wirklich ächtſchweizeriſchen Sammlung, die ich habe auftreiben können, erſehen), ja ſogar wöchentliche Intelligenzblätter, alles das, ſobald es nur Bezug auf Stadt und Land hat, wird fleiſſig geſammelt, und auf Verſteigerungen geſucht. Ich tadle es übrigens nicht; die Sammler ſind die glücklichſten Leute; und wenn ſie auch ihr Leben damit vertändeln, ſo kann doch einmal einer kommen, der es zu brauchen weiß; zudem iſt ein ſolcher Patriotismus doch beſſer — als gar keiner.

Von einer einzigen Gegend aus dem Berner-Oberlande habe ich Ihnen, zur Erhärtung deſſen, was ich ſage, zwey und dreiſſig verſchiedene Anſichten beygelegt; und ſo gibt es von andern berühmten und begafften Stellen vielleicht noch mehr. Es iſt beynahe kein Städtchen, wo nicht ſo ein Proſpektmacher ſelbſt oder ſein Kramladen zu finden ſey, und es wäre bald nöthig, daß die Natur neue Berge ſchüffe oder alte zuſammenſtürzte, um der zahlreichen Innung weitere Nahrung zu geben.

Es iſt aber nicht zu laugnen, daß ſie nicht auch geſchickte Leute in dieſem Fache haben. Sie werden mehrere groſe mit Waſſerfarben ausgeführte Blätter in der Kiſte finden; auch Zeichnungen, die Sie aber mit meiner Nichte theilen müſſen; denn das Mädchen, ſagen Sie das Ihrer Frau, iſt ſo ganz ſchweizeriſch geworden, daß ſie ein ganzes Kabinet mit helvetiſchen Natur- und Kunſtprodukten ausrüſten will. Dieſe Blätter werden Ihnen zum Beweiſe dienen, wie weit es die Schweizerkünſtler in getreuer klarer Darſtellung ihrer Landesnatur gebracht haben, und werden Ihnen zugleich den Vortheil gewähren, dieſe geprieſene Natur beſtändig in ihrer Klarheit zu ſchauen, da ſie in der Wirklichkeit fünf Sechstel des Jahres mit Regenwolken überdeckt iſt.

Da ich Ihre Liebe für dieſen Kunſtzweig kenne, ſo wird es Ihnen auch nicht gleichgültig ſeyn, den Namen und Kunſtcharakter der beſten Landſchaftmahler in der Schweiz zu erfahren, um ſo viel mehr, da ſie auſſerhalb wirklich nicht ſo bekannt ſind, wie ſie es verdienten; ich theile Ihnen hier eine Beſchreibung derſelben mit, wie ich ſie jüngſt von einem zuverläßigen Kenner erhalten. Sie muß aber durchaus nicht bekannt gemacht werden, denn der Verfaſſer iſt der Meinung, von einzelnen Kunſtwerken lebender Meiſter könne man gar wohl öffentlich urtheilen, aber ihren ganzen Künſtlerwerth zu beſtimmen und preis zu geben, findet er bedenklich; allgemeiner Tadel benimmt ihnen den Muth, und unbedingtes Lob ärgert die Andern. Denn ſie haben überhaupt einen höhern Begriff von der Schriftſtellerey und Kunſtrichterey, als ſie ſollten, und getrauen ſich darum nicht, wie die Gelehrten, durch eine Antikritik die Welt eines Beſſern zu belehren *)

— — — — — Sie ſehen, daß es wenige gibt, die aus eignem Geiſte komponiren. Die meiſten halten ſich an die bloße Natur; denn ſeit

---

*) Aus obigen Gründen wird dieß Verzeichniß auch hier weggelaſſen.

Aberli die bekannte Manier der Ausſichten in Aquarell aufgebracht hat, und gleich mit ſo lieblichem Gelingen darin fortgeſchritten iſt, hat ſich ein Heer von Nachahmern gefunden, wovon ihn manche noch an Stärke der Farbung, wenige an Geſchmack und Lieblichkeit übertreffen, und immer kommen noch geſchicktere nach. Indeſſen hat denn doch dieſe Ausſichtenmahlerey, da ſie blos an der Wirklichkeit hängen bleibt, den Nachtheil, daß ſie auch das Einförmige und Widrige aufnehmen muß, weil es in der vorliegenden Natur iſt, und daß dadurch der edlere Theil der Kunſt, die idealiſche Landſchaftmahlerey, welche ſchöne Formen und überdachte Harmonie der Anlage ſucht, und deßwegen mehr Zeit, Geiſt und Anſtrengung erfordert, in Abnahme kommt, und nach und nach ihre Anhänger verliert, und ſo zuletzt nur noch für den großen Haufen gemahlt wird.

Es ſind mir auch Abbildungen in allen Formaten von ſchweizeriſchen Kleidertrachten zugeſchickt worden, die habe ich aber zurückgegeben;

denn wozu dienen ſie? was ſollen ſie äſthetiſch oder geſchichtlich lehren? ſie ſind weder durch Geſchmack, noch durch Alterthum, noch durch ausgezeichnetes Verdienſt der Leute merkwürdig, die alten Schweizer trugen ſich ganz anders; wir könnten mit eben dem Recht unſre Bauern als alte Deutſche ſtechen laſſen. Wenn die Schweizer ihre Heimath nicht für ein Schlaraffenland gehalten wiſſen wollten, und unſre Leichtgläubigkeit, welcher jede fremde Brille recht iſt, ſich nicht ſo vieles aufbürden lieſſe, ſo würden auch nicht dergleichen Gegenſtände der Kunſt geſtochen und feil gebothen werden. Weil einige Kleidungen, beſonders der Berner-Dienſtmädchen niedlich ſind, wie dieſe Mädchen ſelbſt ſeyn ſollen, und daher ihre Abbildungen Beyfall fanden, und von Fremden zu mancherley Andenken aufbehalten wurden, ſo glaubte der Patriotismus, das geſchehe aus Intereſſe fürs Land, und hielt es für ſeine Schuldigkeit, ſogleich mit den Kleidertrachten aller Kantone aufzuwarten. Wenn es auch noch Nationaltracht wäre! Aber das iſt es nicht einmahl; mancher Kanton hat deren mehrere ganz verſchiedene, und die gebildetere Klaſſe trägt ſich nach allgemeiner Mode. Von der Kleidung der Schweizerbauern, wie ſie anfangs des vorigen Jahrhunderts üblich war, ſind nur noch hie und da einige Bruchſtücke übrig geblieben, von älterer alſo noch weniger. Die meiſten jetzigen Trachten der Landleute ſind Abkömmlinge altmodiſcher Kleidungen, die nach und nach in Städten abgelegt, und wohlfeil auf das Land verkauft wurden, und ſich da halten, weil es die Noth oder die unter den Bauern herrſchende Spottſucht gegen alles Neue gebieten.

Für den der die Geſchichte der Kleidermoden, oder gar das Buch von den menſchlichen Thorheiten, wovon jene ſchon ein großes Kapitel ausmachen würde, ſchreiben will, möchte dieſe Sammlung allenfalls auch zu einem kleinen Beytrag dienen; aber alle Reiche dieſer Welt und die Geſchichte aller Zeiten können ihm eben ſo ſeltſame

Muſter liefern, von dem Feigenblatt an bis zum Reifrocke, und von dieſem bis zur franzöſiſchen Griechheit unſrer Tage. Dieſes Buch werden Sie aber nicht ſchreiben, mein guter Paſtor, und darum brauchen Sie auch die Bilder nicht; Sie ſind, was jener Weiſe für das Geheimniß des Glücks hielt, arm und zufrieden, und laſſen die Thoren laufen; und ob ich ſchon reich und unzufrieden bin, und mich die Leute ärgern, ſo werde ich es auch nicht thun, und ſollt' ich auch der Welt ihre Tollheiten wie in einem Spiegel vorhalten können — ſie wird doch nie anders!

So vergeht mir hier die Zeit, indem ich mich mit Ihren Liebhabereyen, mein Freund, emſig beſchäftige; ich ſehe dabey wohl ein, daß eigentlich in einer ſolchen harmloſen Beſchränkung die Ruhe wohnt, nach der ich ſo lange ſchon ſtrebe, und nie erjagen werde, weder in der Hütte des Appenzellers, noch in der Hauptſtadt der alten Welt, wohin mich meine ſorglichen Freunde noch ſchicken wollen. Allein ſo ſehr ich Sie und alle, die ihr viel in ihren Sammlungen finden, beneide, ſo iſt es mir doch nicht möglich, und will mir kein Verſuch gelingen, mich ſo mit einzelnen Lieblingsgegenſtänden einzugränzen; denn eben ſo oft bemitleide ich diejenigen, welche von dem Sammlergeiſte beſeſſen ſind, weil dieſer Geiſt doch niemals zur wahren Erkenntniß führt, ſondern gewöhnlich an Nebenſachen kleben bleibt. Daher möchte ich auch bey aller Achtung für Ihre Pünktlichkeit und Erfüllung jeder anerkannten Pflicht und für Ihre Vergnüglichkeit am wohlgeordneten Beſitz Ihrer Schränke doch nicht Sie ſeyn, mein lieber Paſtor, wogegen ich Ihnen freylich auch gern zugebe, daß Sie Ihre Perſönlichkeit nicht an die Meinige tauſchen würden. Und daran haben wir beyde Recht: jeder, ſo befiehlt es auch die Natur, ſoll bleiben was er iſt, ſein eigen Gut bewahren, und ſich ſondern vom Uebel, wie er kann. Wenn nur dieſes ſo leicht wäre, als es der müßigen Betrachtung ſcheint, und die Kraft nicht meiſt im Mißverhältniß mit der Erkenntniß ſtände! Doch genug hiervon, wir nehmen einander wie wir ſind, mit Achtung und Geduld, und darum bleiben wir Freunde. Nur diejenigen halte ich mir vom Leibe, die mir eine Ehre anzuthun glauben, wenn ſie mich bedauern und mir zu verſtehen geben, es fehle mir nichts, als daß ich nicht denke und handle, wie ihre eigene Wenigkeit, da ſie doch ſelbſt fühlen müſſen, wie erbärmlich ſie ſind!

Man will mich den Winter in Italien zubringen machen; allein was ſoll mir das Reiſen: Post equitem ſedet atra cura! Ich bin ein Nordländer, und mich verlangt nach den herrlichen Winterabenden, ſollte ich ſie auch wiederum mit geſchwollenen Füßen erkaufen, wo Sie und der Major im ſchneeumſtürmten Schloſſe um meinen Lehnſtuhl ſaſſen, und wir bey nächtlicher Lampe von groſſen Thaten des Alterthums mit dem Feuer der Jugend ſprachen, und ſo oft, der uns umgebenden kleinen Welt vergeſſend, in zuſammentreffendem Gefühl uns der Menſchheit freuten, und uns ſehnten, wie der ſterbende Sokrates, dahin zu gelangen, wo jene großen Seelen vorangegangen, um uns ungeſtört ihres Umganges zu freuen. O Freundſchaft und Vernunft, ihr ſeyd das Heiligthum des Lebens!

An die Baroneſſe von S

Auf Gaiß, 4. Juli.

Endlich iſt Euer Briefpaket angekommen. Ich danke dir, gute Schweſter, für deine erfreuliche Nachricht, daß daheim alles gut gehe; ſo hab ichs auch erwartet. Man meint zwar oft, wenn man eine lange Zeit nicht von Hauſe weggekommen iſt, ſich nicht mehr entfernen zu dürfen, ohne daß die ganze Hausordnung darunter leide; kaum iſt man aber fort, ſo ſchwindet über den neuen Eindrücken das Andenken an die manchen kleinlichen Sorgen zu Hauſe; wie nach dem Tode ſo manche materielle Peinlichkeiten ſchwinden, möchte ich hinzuſetzen, wenn ichs nur ſicher wüßte! — Man bekömmt leichten Muth, und läßt alles gehen, wie es mag, und gewöhnlich geht es auch ohne uns ganz gut — wie meiſtens auch nach dem Tode.

Es lebe dein leichter Muth! wirſt du ſagen. Ja, Schweſter, über das was hinter mir iſt, hatte ich ſelten einen ſchweren Muth, auch nicht über die Zukunft; nur das was mich umgibt, die Gegenwart, iſt mir nie ganz recht, und ängſtiget und plagt mich auch jezo noch nur gar zu oft, ungeachtet der heilſamen Ziegenmolkenkur, auf deren Wirkung ihr ſo viel zählet.

Seit meinem lezten Briefe hab ich einen kleinen Abſprung, denn der Aufenthalt hier langweilet mich, nach Konſtanz am Bodenſee gemacht, wovon ich dem Major Nachricht geben werde. Ich nahm jedoch nur den Tobias mit, denn Clotilde und ihr Mädchen haben ganz andre Dinge zu thun; ſie ſind verliebt — ja wahrhaftig — verliebt! — Damit aber dein Mutterherz nicht zu ſehr erſchrecke, muß ich dir ſagen, daß ihre Liebe einſtweilen nur noch an lebloſen Gegenſtänden bangt; indeſſen kann ich für nichts gut ſtehen, wenn ihre Bewunderung für das helvetiſche Tempe, wie ſie dieß Land nennen, ſo fortgeht. Was ſich jezt ihrer Seelchen bemächtiget hat, das iſt die Pflanzenkunde; und ſelbſt Verſteinerungen, deren es hier in der Nähe viele gibt, haben den Weg in ihre weichen Herzen gefunden; denn die Mädchen treiben Alles mit dem Herzen. Das iſt ein Eifer und ein Studium, du glaubſt es nicht!

Zur Ergözlichkeit leſen und verfertigen ſie dann Allemanniſche Gedichte, worein ſie eben ſo vergafft ſind, wie in die Naturgeſchichte. Du ſiehſt, Schweſter, was ein vielumfaſſender Kopf vermag, und was ſich alles in deiner Tochter entwickelt; nicht umſonſt hatte ſie ſo ein Verlangen mitzureiſen; es war Ahndung! Vernimm, wie das alles zugeht:

Mit dem ſchönen Wetter hat ſich eine groſſe Anzahl Kurgäſte eingefunden, gebildete Leute aus dem benachbarten Schwaben, auch wohl weiter her, und viele Schweizer. Unter jenen iſt eine Chamoiſelle aus M*, die an den Nerven leidet, und deßhalb eine Reiſe nach Italien machen mußte, woher ſie jetzt eben zurückgekommen, um ihre Heilung hier zu vollenden. Dieſe iſt ſehr inſtruirt, redet von der Kunſt, und ſoll große Kenntniſſe in der Naturgeſchichte, hauptſächlich in der Botanik, haben; wenigſtens hat ſie der Clotilde eine unüberwindliche Neigung dafür beygebracht; ſie ſpricht viel und ſehr gut, führt einen großen Briefwechſel, lacht wenig und entſcheidet viel. Auch gibt ſie ſich theoretiſch mit der Volkserziehung ab, woran aber deine Tochter bisher noch keinen Geſchmack fand. Sie imponirt durch ihren Verſtand, und weiß Theilnahme durch ihre Kränklichkeit zu erwecken. Dann aber iſt auch noch eine muntere junge Schweizerin hier, beynahe das Gegentheil von jener, ſtets freudig, gefällig und offen, voll Geſundheit und Leben; reich, welches in der Schweiz für den beſten Adel gilt, jedoch ohne alle Anmaſſung; und was das vorzüglichſte iſt, und ihr beſonders das neidloſe Herz deiner Tochter gewandt hat, ſie iſt eine Dichterin. Dieſe drey ſind nun unzertrennlich; Clotilde und die Schweizerin machen Verſe, und die Chanoineſſe prüft ſie. Sie üben ſich aber, wie geſagt, meiſtens an Gedichten in der Volksſprache nach Art der Allemanniſchen. Und ob ich ſchon predige, daß das ein falſcher Geſchmack ſey, daß es als ein Verſuch zum Scherz etwa einem Dichter hingehen möge, inſofern er nemlich die Naivetät des Volkes in deſſen Sprache zu legen wiſſe, ſo laſſen ſie es doch nicht, und lachen mich nur aus, und haben auch recht, denn ich ſollte nicht predigen; wenn hat je die Liebe Vorſtellungen vom Alter angenommen? — Eine bloße Mode iſt es aber, die beſonders hier zu Land im Gange iſt, ſeit Hebel in ſeine berühmten Gedichte nicht nur die Sprache, ſondern auch die ländliche Natur und den Geiſt des beſſern Theils ſeines Volkes gebannt, und alles Kleine mit ſo vieler Liebe zu idealiſiren gewußt hat. Du erinnerſt dich noch, wie wir ſchon zu Hauſe daran uns mühten, aber nie recht zum Verſtehen gelan gen konnten; nun verſtehe ich ſie vollkommen und mit groſſer Luſt, beſonders wenn ſie die Schweizerin in ihrer eignen Mundart, mit der ich durch Umgang näher bekannt bin, vorließt; denn es gibt in der Schweiz der Dialekte mancherley, ſo daß ſie oft einander ſelbſt nicht verſtehen. Man hätte denken ſollen, nach Hebel wären alle dieſe idiotiſchen Dichter verſtummt; aber da ſtand im Gegentheil ein Heer von Unbeſonnenen auf und hinkte ihm nach; und nun ertönen aus allen Ecken des Landes Lieder in der Volksſprache, ein unverſtändliches Gequacke, Volkston aber nicht Volkswitz; ſie ſprechen freylich in Idiotismen, aber ſcherzen wie unmündige Kinder, oder moraliſiren wie Schulmeiſter. Originalität und Meiſterhaftigkeit haben ein Vorrecht zu allem, und damit hat Hebel auch alles gut gemacht; ſein Bändchen ließt ſich mit Wohlgefallen; aber wenn auch Er durch den verdienten Beyfall ſich zu mehrern Bänden verleiten ließe, ſo würde er ſelbſt erfahren, daß die Manier ermüdet, um ſo viel mehr, wenn ſie noch durch Nachäffung verpfuſcht und alltäglich geworden.

Das ſage ich den Kindern oft, ſie haben aber ihre Köpfchen oder ihre weiblichen Vernunftgründe, wogegen nicht aufzukommen iſt. Die Schweizerin antwortet: Sie ſagen ja ſelbſt, lieber Onkel, (ſo nennt ſie mich) jene Gedichte gefallen Ihnen, alſo finden Sie ſie ſchön; was ſoll man aber nachahmen, wenn das Schöne nicht? — Meinetwegen! ſo mag die Eine Verſe machen wie die Schweizerbauern, und die Andre wie die Mecklenburger Biergeſellen, wenn ihnen die Götterſprache zu gering iſt. Ich laſſe ihnen die Freude, und habe dafür meinen Spaß mit Suschen, die ſich auch an den Schweif des Pegaſus, worauf die beyden Muſen ſitzen, gehängt hat. Dieſe hatte zuerſt eine jungfräuliche Abneigung gegen das Allemanniſche, weil ihr das Wort zu ſtark vorkam, wie ſie ſagte, indem einem dabey der Sinn an „alle Männer„ komme. Sie ließ ſich aber belehren, und meinte nun (von welchem Wahne auch dei-

Tochter anfänglich nicht ganz frey war), jeder Volksdialekt ſey Allemanniſch; und unter dieſer Benennung ſang ſie der Schweizerin ein plattdeutſches Lied vor, wovon dieſe Allemanierin kein Wort verſtand. Neulich fragte ſie, ob der Kuhreihen auch ein Allemanniſches Gedicht ſey? Ein Animaliſches, verſetzte der alte Profeſſor aus Z.

Sie machen auch Charaden und Logogryphe, ganze Bogen voll, die dann unter der Geſellſchaft herumgebothen und enträthſelt werden. Clotilde wird dir ein paar Dutzend von den beſten ſchicken; du kannſt ſie dann dem Paſtor geben, daß er ſie in einen Muſenallmanach einrücken, und unſterblich machen laſſe. Es iſt ein unterhaltendes Spiel, wenn es nicht ſchriftſtelleriſch getrieben wird; indeſſen halte ichs doch im geiſtigen Verſtande mit einer ehrlichen Frau Rathsherrin aus Gl.., welche hier die Kur braucht, und, gefragt, ob ſie auch die Charaden liebe, erwiederte, ſie eſſe ſie nicht gern.

So viel von unſerm dichteriſchen Leben. Sey übrigens unbeſorgt, eine Pedantin ſoll dein Fräulein nicht werden; die Schweizerin iſt es auch nicht, es ſind beyde unbefangene muntere Kinder, die einen Augenblick nach einer neuen Weiſe tanzen. Die Leute meinen oft, ſie haben den Geſchmack, und haben nur die Mode, welches mitunter ein Glück iſt, denn der Geſchmack iſt inhärent, wenn er auch falſch iſt; die Mode hingegen iſt vorübergehend.

Den 6. Juli.

Als Clotilde mit des Paſtors Guſtav Latein lernte, fragteſt du: wozu das? und ich antwortete: Latein iſt wie die Gottſeligkeit zu allen Dingen nütze. Wenn ſich meine Behauptung nicht ſchon früher bewähret hätte, ſo geſchähe es gegenwärtig; denn wie wollte ſie jetzt alle die gelehrten Namen der Pflanzen, die ſie täglich nach Hauſe bringt, behalten, wenn ſie nicht etwas von jener Sprache wüßte?

Gartenblumen? — Mit nichten! die überläßt man den Bürgersfrauen. Das Vornehme iſt jetzt gemein und das Gemeine vornehm geworden. Wieſenblumen, Heidekräuter, Mooſe und Flechten ſind es, womit alle Gläſer und Töpfe im Hauſe angefüllt ſind; und wozu? Um über ihre Fructiſication etwas ſagen zu können, und ihre linnéiſchen Namen auswendig zu lernen; an mehr wird nicht gedacht.

Neulich ſind ſie mit mehrern Kurgäſten in die nächſten Berge kräutern gegangen, und mit ganzen Körben voll Beute zurückgekommen. Und nun ſollte nach dem Verlangen der Chanoineſſe alles beſchrieben, zerlegt und aufbewahrt werden; das war aber der flüchtigen Jugend bald zu langweilig. Ein junger deutſcher Arzt, der ſie begleitet hatte, nahm indeſſen die Mühe auf ſich, und anerbot ſich auch, den Damen in Abweſenheit der Chanoineſſe, der ihre ausgedehnte Correſpondenz und übrige Studien viel Zeit wegnehmen, das Sexualſyſtem zu erklären. Ich habe es aber für Clotilde höflich ausgewichen, und ihr eine franzöſiſche Anleitung à la portée des Dames angeſchafft, die dem Zweck hinlänglich Genüge leiſtet. Auch die Schweizerin, an die ſich der Arzt vorzüglich wandte, deren fröhliche Weiblichkeit aber an allem, was trocken iſt, gleichgültig vorüberſtreicht, ward des gelehrten Unterrichts bald ſatt, und hielt ſich zu Clotilde und ihrem franzöſiſchen Buche, welches mir lieb war; denn was hatte ihr Mann deſſen für Freude gehabt, wenn ſie mit ſolchen polyandriſchen und cryptogamiſchen Kenntniſſen nach Hauſe gekommen wäre? — Zwar lachte die Chanoineſſe über meine Bedenklichkeiten, und meinte, man müſſe dabey an weiter nichts denken. Wie weit die Stiftsdamen ihrer Phantaſie Meiſter ſind, weiß ich nicht; aber von den Weltlichen hab ich ſchon ſagen hören, daß ihnen die Gedanken oft wider ihren Willen kommen.

Ich merke jedoch ſchon, daß dieſer flüchtige Eifer nicht zur wiſſenſchaftlichen Beharrlichkeit werden wird, da ſteht ihren poetiſchen Gemüthern die Empfindſamkeit im Wege; ſie hangen zu viel an den ſchönen Farben und zarten Formen der Pflanzen, haben Vorliebe für dieſe und jene, machen Freundſchaft mit ihnen, und können es nie recht übers Herz bringen, ſie kaltblütig zu verſtümmeln, oder mit grauſamer Hand in ein Herbarium hineinzukreuzigen. Die Namen, die hochklingenden, wollen ſie wiſſen, das iſt alles, das macht Effekt! denn es gehört jetzt zum eleganten Ton, keine Reiſe zu machen, ohne ſie zu beſchreiben, und keine Beſchreibung, ohne von einigen aufgefundenen Blumen die linnéiſche Terminologie anzugeben, ſo daß der Reiſende, wenn er nur ein Veilchen pflückt, das er mit Sehnſucht an den Buſen der Geliebten zu heften wünſcht, nie vergeſſen darf, das Corpus delicti mit Viola odorata Lin. zu bezeichnen, wobey der geduldige Leſer nicht nur ſein Wiſſen ehren, ſondern ihm auch noch eine Aehnlichkeit mit dem genialiſchen Rouſſeau zutrauen ſoll, der dieſe Kunde ſo beredt als den einzigen Troſt in ſeiner Menſchenverlaſſenheit anpries, und auch darin das Loos großer Männer theilte, daß er viele kleine zu Narren machte. Es iſt unbegreiflich, wie magiſchſchnell ſich modiſche Denkungsart verbreitet; und damit wird auch heut zu Tage dieſe liebliche Wiſſenſchaft verhudelt, weil man alles ins Alltägliche hinabzieht, und dann dabey ſtehen bleibt, das Forſchen ſcheut, und mit a little learning einen eintägigen Ruf erlangen kann. Um die Philoſophie der Pflanze bekümmert ſich keiner dieſer Schreib- und Empfindſeligen, wenn nur das Kunſtwort richtig daſteht; ſo wie ſie reiſen, nicht um zu ſehen, ſondern um geſehen zu haben.

Auch die Chanoineſſe ſcheint eben nicht tief in die gründliche Kenntniß eingedrungen zu ſeyn; denn da ich eben Hallers Alpen vor mir hatte, fragte ich nach den dort angegebenen und ſo ſeltſam beſchriebenen Blumen; allein ſie wollte nichts davon wiſſen, weil die Namen nicht Linnéiſch wären. Und als ich gar in meiner Einfalt ein altes Kräuterbuch, das mir der Hauswirth geliehen, der Clotilde empfahl, ſo wohl wegen der Abbildungen als der angegebenen Eigenſchaften der

Pflanzen, ſtieß iene es unwillig auf die Seite und ſagte: ob ich einen Apotheker aus meiner Nichte machen wolle? Was hat man aber von den bloßen Namen, wenn man die Eigenſchaften nicht weiß!

Ihrem richtigen Grundſatze gemäß, daß man bey jeder Erlernung von dem nächſten ausgehen müſſe, leben wir nun ganz von dem, was uns der Ritter Linné auftiſchet. Täglich laben wir uns an der Fragaria veſca Lin.; die liebliche Frucht des Prunus ceraſus Lin. wird uns, obgleich noch ſparſam, aus dem Rheinthal heraufgebracht, ſo wie auch das Gemüſe, worunter die Braſsica oleracea Lin. mit ihren Spielarten uns viel zu ſchaffen macht. Hier gibt es weder Gärten noch Bäume noch Felder, woran aber das tiefere benachbarte Land einen Ueberfluß hat; daſelbſt wächſet auch häufig die Vitis vinifera Lin. (habitat in orbis quatuor partibus temperatis) und wird daraus ein angenehmer rother Trank bereitet, der etwas Stärkendes und Erheiterndes hat, und noch mehr

Liebhaber findet, als das Erzeugniß von der Capra hircus Lin., das jeden Morgen unſer wartet.

So führen wir ein poetiſches und gelehrtes Leben über die Maaßen. Alles was in die Sinne fällt wird beſungen oder wiſſenſchaftlich bezeichnet, ſo daß ich die heidniſche Frage: was werden wir eſſen oder trinken? gar nicht mehr thun mag, aus Beſorgniß, mit einem ſuffiſanten Lin. abgefertigt zu werden. — Dem Kammermädchen wollten die wälſchen Namen erſt gar nicht in den Kopf; ſie machte ſich deshalb an Tobias, der in ſeiner Jugend ein Balbier geweſen, und wollte wiſſen, was denn das Lin. hinter jedem Worte zu bedeuten habe? Tobias erklärte ihr, dieß ſey das Diminutiv, womit die Schweizer alles was klein ſey, oder ihre Liebe habe, benennen, bis auf die Taufnamen; ſo laute auch der ihrige in der Schweizerſprache SusLin. — Oft weiß man nicht ob man lachen oder weinen ſoll; geſtern kam die Chanoineſſe mit dem Dianthus carthuſianorum, und ſagte, ſie ziehe ſolchen dem Dianthus caryophyllus (eine kleine wilde Nelke der ſchönen Gartennelke) weit vor, wegen ſeiner Beſcheidenheit; als wenn die Gartennelke unbeſcheiden wäre! Und die Schweizerin hatte ihren Arm verbunden, um ſagen zu können, ſie ſey von der Urtica dioica gebrannt worden.

Sonſt wiſſen ſie, wenn ſie beym Verſtand ſind, ſo viel Anziehendes von dieſer Bergreiſe zu erzählen, daß mir oft die Begierde anwandelt, ſelbſt einmal dieſe Trümmer der Schöpfung in der Nähe zu ſehen, wenn ich nur wüßte, wie hineinkommen! Gefährlich muß es nicht ſeyn, denn der Geſellſchaft iſt kein Leid widerfahren, als daß ſie todtmüde und mausnaß von einem Regen zurückkamen, der ſie überfiel, weil ſie einen Stein in das Wetterloch auf dem Kamor geworfen, welches Sturmerzeugniß der Arzt, ein Naturphiloſoph, für keine Unmöglichkeit erklärte, indem der große Shakeſpeare berichte, daß viele Dinge unter dem Himmel geſchehen, wovon ſich unſre Philoſophie nichts träumen laſſe.

Noch ein widriger Zufall hat ſie betroffen; es ereignete ſich, als ſie des Nachmittags bey einer Sennhütte Raſt hielten, und Suschen ſich mit einem jungen Alpenſohne beſprach, daß eine Ziege ihr einen großen Blumenſtrauß, voll der ſeltenſten Pflanzen, den ſie in der Hand trug, unvermerkt abfraß, ſo daß ſie nur noch den leeren Beſen behielt; ein Verluſt, der allen ſehr nahe ging. Man wollte es erſt der Chanoineſſe verſchweigen, ſie erfuhr es aber doch, und machte dem Mädchen gerechte Vorwürfe, daß ſie im Geſprach mit einem gemeinen Burſchen ſich ſo weit vergeſſen könne, nicht auf die ihr anvertrauten wichtigen Blüthen zu achten, und ſo ihre Herrſchaft um die Mühe des Tages zu bringen. Dieſe entſchuldigte ſich, ſie habe nur zu wiſſen verlangt, warum er ſo weiſſe Zähne habe?

„Hatte er denn ſo ſchöne Zähne?„

Und ein Geſicht wie Milch und Blut.

„Wirklich? und wohl gewachſen?„

Er ſprang über eine mannshohe Hecke weg.

„Es gibt ſchöne Leute in den Alpen. Und was ſprach er?„

Ich ſoll am Sonntag nach Appenzell zum Tanze kommen, da wolle er mirs ſagen.

„Ey! den Tanz wollen wir ſehen„! endigte die Chanoineſſe, und ward wieder gut.

An den Major v.*

Auf Gaiß, den 8. Juli.

So wie die Schweizer das Heimweh an fremden Orten überfällt, hat es mich in der Schweiz gefunden. Ich ſehne mich zurück wo du biſt, zur Schweſter, zum Paſtor; ſelbſt zum Schulmeiſter und Dorfſchulz, ja zu Hund und Katze hätte ich bald geſagt. Ich will und muß wiederkehren zur ernſten Ordnung, zur ruhigen Stille, oder, wenn du lieber willſt, zur angewöhnten Bequemlichkeit, die ich nicht mehr miſſen kann, ob ich gleich fühle, daß das Herumziehen meiner Geſundheit behagt, und jene Bequemlichkeit mir auch wieder zur Laſt fallen wird. Es iſt eine zur Natur gewordene Unruhe in mir, daß ich oft ſelbſt nicht weiß, was ich will; am beſten iſt es, wenn ich gar nicht über mich ſelbſt nachdenke, und in den Tag hinein lebe. Wer das nur könnte! Dem ſey wie ihm wolle, ich gehe nicht weiter; iſt es nicht ſchon ein Widerſpruch in Worten: herumlaufen, um Ruhe zu ſuchen! Sie iſt zu finden, wo Friede und Freyheit iſt; Pax est tranquilla libertas, ſagt Cicero. Frieden und Freyheit aber waren ſchon in der Jugend unſre großen Worte; die haben wir geſucht zu Waſſer und zu Lande, im Felde und an Höfen, in großen Städten und in der Einſamkeit, und ſo das Streben der männlichen Thätigkeit in Müh und Arbeit, Freud und Leid vollbracht, und freylich auch Genuß dabey gefunden, aber es war doch nicht der Friede und nicht die Freyheit, und wenn dieſe köſtlichen Güter irgendwo zu finden ſind, ſo iſt es, wenigſtens für unſre Jahre, am heimathlichen Herde, wo man die kummerloſen Tage der Jugend verlebte, deren lebhafte Eindrücke mit ſo heiterer Anmuth ſich dem Alter wieder darſtellen. Dieß Gefühl iſt das wahre Heimweh, und liegt in unſrer Natur. Wie das müde gejagte Thier wiederum zu ſeinem erſten Lager kehrt, ſo ſucht auch jeder, der das raſtloſe Treiben der Welt kennt, zuletzt wieder die Stätte ruhiger Träume, aus der er in die Stürme der Welt trat. Ulyſſes, multum ille et terris jactatus et alto, ſehnte ſich ſogar aus den Armen der Göttinnen wieder nach ſeinem ſteinigen Vaterlande; auch Plutarch kehrte nach Chäronea in Böotien zurück; und haben wir nicht den Mann, den die Fürſten ehrten, gekannt, der, während er öffentlich ſein geliebtes Vaterland höhnte, in der Einſamkeit blutige Thränen nach einem ſtillen Winkel in ſeiner verſpotteten Vaterſtadt weinte! — Das iſt der wahre Zug der Natur, ſage ich; alles andre Gelüſten nach wärmerm Himmel und üppiger Erde iſt, man mag ihm noch ſo ſchöne Namen geben, Unerfahrenheit jugendliſcher Phantaſie, und noch öfter ſentimentaliſche Selbſttäuſchung, einigen vorzüglichen Männern nachgeſprochen, die ein entſchiedenes Talent nach fernen Gegenden hinzog, und ihnen das Recht erwarb, ſie auf Unkoſten andrer zu preiſen:

„Nicht in Rom, in Magna Grâcia,
Dir im Herzen iſt die Wonne da!“

ſagt gleichwohl auch einer von ihnen. — Man will ſich einen Schatz von Gefühlen ſammeln, und vergeudet darüber ſein Leben leer an Thaten.

Der Engländer, wenn er das ſchöne Italien durchſtreift hat, kehrt gerne wieder in ſein freyes Nebelland zurück, der Franzoſe in ſeine Schule der Höflichkeit, der Schweizer in ſeine Berge; hat denn das deutſche Vaterland allein keine Anmuth für ſeine vornehmen Kinder? Gilt die deutſche Treue nichts mehr, nichts mehr der redliche Bürgerſinn; wird Fleiß und Genügſamkeit nicht mehr geachtet; und iſt die Beſcheidenheit, die jedes Verdienſt ehrte, von uns gewichen? Der Menſch muß das Glück erſt in ſich ſelbſt, und dann unter der Geſellſchaft von Seinesgleichen ſuchen, ohne das wird ihm auch der heiterſte Himmel nicht lachen; ſollte dieß aber unter einem ehrbaren Volke nicht ſo gut zu finden ſeyn, als unter den ſchönern Larven Italiens? — Dieß und noch mehr ſag ich mir ſchon hier, und ſag es noch ſtärker, wenn man mich überreden will, weiter zu gehen, und mich wohl gar auf längere Zeit dort niederzulaſſen.

Um mich zu zerſtreuen, und doch auch etwas von der ſo geprieſenen Schönheit der Schweiz zu ſehen, machte ich mit dem alten Profeſſor aus S. eine kleine Ausfahrt nach dem benachbarten Konſtanz. Denn hier iſt ein unfruchtbares Land, nichts zu ſehen, als Tannenwälder und unförmliche mit Grün bekleidete und von unzähligen todten Hecken durchſchnittene Hügel, denen allein die vielen zerſtreuten Häuſer, das weidende Vieh und das muntere Rufen der Küher einiges Leben geben.

9. Juli.

Dieſer Profeſſor iſt mir eine liebe Erſcheinung, die ich gerne um mich habe, weil ſie aus eignem Lichte leuchtet. Er iſt aus der gründlichen Schule Bodmers und der Alten, hat aber aus dieſen weniger das Aeſthetiſchſchöne als das Sittlicheinfache ſich zu eigen gemacht. Die alte klaſſiſche Welt kennt er durch und durch, und lebt in ihren Sprüchen; er lieſt ihre Geſchichte, und iſt nicht unbekannt mit ihren Staatsverfaſſungen. Die moderne Politik hingegen iſt ihm, ſo wie den meiſten ſeiner Landsleute, ſobald ſie über den Nothbedarf ſeines Vaterlandes hinaus geht, fremde. Was ſoll ich, ſagt er, meine Zeit mit dem Studium neuer Verfaſſungen verlieren, die man doch nur dannzumahl richtig beurtheilen kann, wenn man unter ihnen lebt, und das, was ſie verſprechen, mit der Erfahrung vergleichen kann oder muß? Die bloße Theorie derſelben gibt uns nur eine idealiſche Anſicht, die ſelten mit der Wirklichkeit übereinſtimmt. So wie ein Menſch im Porträt immer ein Sonntagsgeſicht macht, und nur erſt dann wahr erſcheint, wenn wir ihn in der Beweglichkeit des Lebens ſehen, ſo iſt es auch mit der Form der Staatsverfaſſungen; der Geiſt iſt es, der ſie beleben muß, und dieß belebende Prinzip iſt der, dem die Gewalt gegeben iſt. Darum iſt die Monarchie immer eine einfache Regierung, ſie mag noch ſo viel künſtliche Modificationen haben, weil der Fürſt ihr Geiſt iſt, und mit Kraft und Klugheit aus ihr macht, was er will; da iſt alſo ohnehin nicht viel zu ſtudiren. — So redet er, ſo denken die meiſten; wiſſen aber gar wohl, wenn ſie es ſchon nicht geſtehen dürfen, daß auch bey ihren Gemeinſtaaten ſammt und ſonders die wirkliche Gewalt in den Handen von Wenigen liegt, die für das liebe Vaterland ſorgen, wie ſie es gut finden. Doch können wirs ihnen wehren, ſagte er. Wenn ſie nicht geſcheidter ſind als Ihr, erwiederte ich.

Was auſſerhalb der Schweiz vorgeht, das liest er in der Zeitung, und legt es mit der Zeitung auf die Seite; hingegen was in dem Lande ſelbſt geſchieht, das intreſſirt ihn bis auf Kleinigkeiten;

er ſchmählt zwar oft darüber, wie alle Schweizer, aber, auch wie alle, mit geheimer Liebe. Von neuern Dingen ſpricht er mit kluger Zurückhaltung, damit er nicht auf den hier und dort noch ſchlummernden Partheygeiſt treffe, denn der iſt, ſagt er, das größte Uebel, das die Hölle unter die Menſchheit geſpien, das niemand kennt, als wer in ſeinem giftigen Hauche gelebt hat. Sonſt iſt er über die wiederhergeſtellte Ruhe herzlich froh.

Seine Geſtalt iſt reinlich, ſeine Bewegung langſam, ſein Innres ohne Ehrgeitz. Wer ſich nicht kann eigner Größe freuen, darf doch mit ſeinem Kleinen ſich gütlich thun, meint er, und das kann und thut er auch, ohne viel nach äußern Vorzügen zu fragen. Denn, wiewohl in der Schweiz das Geld ſehr geachtet iſt, ſo haben die Schweizer doch noch einen Sinn für die Einfalt des Lebens, der ſich bey uns, die wir uns in Rang und Titeln verloren haben, ſelten mehr findet. Zum Theil habe ich es ſchon ſelbſt bemerkt, auch von glaubwürdigen Zeugen vernommen, daß ſelbſt in den Hauptſtädten des Landes, wo ſonſt von dem Unkraut der neuern Zeit viel aufgeſchoſſen iſt, ein rechtlicher Mann, bey dem Kopf und Herz an der wahren Stelle iſt, auch bey den Optimaten in Ehr und Anſehen ſteht, wenn er gleich, wie dieſer Profeſſor, keinem Menſchen den Hof macht, und ſich ſelbſt auf die anmaſſungsloſeſte Weiſe von der Welt Herr und Diener zugleich iſt, auch öfters über conventionelle Verhaltniſſe abſichtlich hinwegſich ſetzt oder ſie wirklich nicht kennt.

Seine Freymüthigkeit iſt ſeiner äußern Einfalt gleich, und eines Freygebornen Menſchen würdig; und da ſie keine Bitterkeit hat, ſo zieht ſie ihm auch ſelten Verdruß zu, zumahl der ernſte Mann über jede Antwort gelaſſen bleibt, und dem Unreinen bloß den Rücken kehrt. Daß ich indeß in leidenſchaftlicher Aufwallung mich manchmahl an dieſem milden Gleichmuth ſtoße, wirſt du wohl begreifen. Neulich erhielt er von Hauſe die Nachricht, daß daſelbſt von jungen Knaben ein vaterländiſches Schauſpiel aufgeführt worden, und freute ſich kindlich darüber; er kam immer wieder darauf zu ſprechen, und ſprach davon nicht wie von einem Zeitvertreib, ſondern wie von einer Anſtalt zu höherer Bildung. Das wird, ſagte ich endlich ärgerlich, wieder eine von euren Schweizereyen ſeyn, womit ihr einander die Ohren ſo voll macht, und die kein Fremder mehr hören mag. Er nannte mir die Griechen, die auch durch Nationalſchauſpiele ihre Vorfahren ehrten, und den Geiſt und Geſchmack ihrer Jugend bildeten. Darüber gerieth ich in unzeitigen Eifer: Seyt Ihr denn Griechen? wurden ihre Schauſpiele von Knaben aufgeführt? Sie wählten ihren Stoff aus der Homeriſchen und Vorhomeriſchen Heldenzeit, ihrem heiligen Mythus, an dem ganz Griechenland Theil nahm; ihr von aufrühriſchen Bauern! Ihre Dichter waren Aeſchylus und Sophokles; wer ſind die eurigen? Ihre Schauplatze wurden bald zu öffentlichen Marmorgebäuden, die eurigen ſind und bleiben Brettergerüſte auf einer Zunft oder in einem Schuppen. Und die Zuhörer? Dort waren es die Häupter des Staats und das Volk im allgemeinen Intereſſe; hier eine Handvoll eleganter Stadtbewohner, ein Haufe abgeſchmackter Dilettanten, und die zärtlichen Aeltern der ſpielenden Knaben, bey denen allen an keinen begeiſternden Einfluß mehr zu denken iſt. Ihr verſprecht euch patriotiſche Wirkung auf die Knaben, wenigſtens doch Bildung des Geſchmacks; aber dann müßt ihr auch Verbildung erwarten, wenn die meiſten Stücke keinen Geſchmack haben. Vaterlandsliebe aber, dieſe heilige Geſinnung, muß, wenn ſie gelehrt werden kann, aus dem lebenden Beyſpiel wackerer Bürger gelernt und aus den Büchern der Geſchichte in ernſter Betrachtung genährt werden, von der modernen Bühne herab tritt ſie gewiß nicht unter das Volk; dieſe kann höchſtens die Phantaſie aufregen, der Einbildung vorübergehend eine Kraft vorſpiegeln, die nicht im Charakter des flüchtig Aufgeregten iſt, mithin auch im Drang der Wirklichkeit verſchwände. Es gibt keine nachahmenden Helden. Wahre Größe und

Tapferkeit kommt nicht durch die Einbildung in den Menſchen, ſonſt hätten die Herrmannsſchlachten und Ritterromane ſchon lange unſre deutſchen Heere zu Beſiegern Europas gemacht. Laßt einmahl eure wackern Ahnen im Frieden ruhn, wie die Griechen könnt ihr ſie doch nicht brauchen; euch iſt ein andrer Mythus gegeben; und bedenkt, wenn andre Nationen auch ſo ihre Heldenthaten herumbiethen wollten, was das für eine Ruhmredigkeit und Eiferſucht gabe, deren Lächerlichkeit man gewiß bald einſehen und zuletzt froh ſeyn müßte, wieder zu der Beſcheidenheit der Gegenwart zuruckzukehren, und im Fall der Noth, mit Hintanſetzung alles angelernten Hochſinns, aus eigener Kraft, wenn ſie noch da iſt, groß und gut handeln zu können.

Geduldig wie ein Märtyrer ließ er mich austoben; endlich verwunderte er ſich, daß ich ſo ins Allgemeine hinein perorire, wo nur von einem einzigen unſchuldigen Falle die Rede ſey. Mein jüngſter Bruder hat das Stuck geſchrieben, ſagte er, und zwey Söhne meiner Schweſter halfen es ſpielen; arme Jungen, wenn ihr hörtet, wie man euch eure Herzensfreude beynahe zum Verbrechen, und euren Ruhm zur Schmach macht! Lieber Baron, fuhr er fort, meine Hand ergreifend, Sie ſehen und verurtheilen durch ein getrübtes Teleſkop aus der Ferne und außer aller Haltung, was Ihnen in der Nähe, mit Ihren natürlichen gutmüthigen Augen betrachtet, gewiß unſchädlich, und vielleicht gar anſtändig und recht erſchiene.

Siehe, Kamerad, da haſt du mich wieder einmahl, wie du mich ſchon ſo oft geſehen; beſchämt, wo ich Recht zu haben erwartete, blos um der verwünſchten Gewohnheit willen, kleine Dinge in den Geſichtspunkt der großen zu ſtellen, und die heutige Welt nach der alten zu meſſen, wovon ich nicht einmahl weiß, ob meine Vorſtellungen wahr ſind. Ich fühlte meine alte Thorheit, und war über mich ſelbſt ergrimmt, und hätte ganze Ströme von Molken hinunter gieſſen mögen, wenn ich damit Milde in mein Urtheil bringen könnte.

Aber was vermögen da die Wolken; ein Wolf kann hundert Schaafe freſſen, er wird dadurch nicht ſanftmüthig werden! — Laß mich zu mir ſelbſt kommen.

Abends.

Von meiner Reiſe wollte ich Dir erzählen, und habe von dem Profeſſor geſprochen. Es iſt eine Luſt von einem vorzüglichen Manne zu reden, the proper ſtudy of mankind is man. Wer will aber einen Menſchen beſchreiben mit ſeinem Licht und Schatten? Züge können wir wohl von ihm erzählen; führt man aber nur die guten an, ſo iſt man einſeitig, und wer mag gern von den andern reden! doch gehören beyde ins Gemählde; und wenn man auch alles gemahlt zu haben glaubt, ſo iſt es doch noch nicht der Menſch. Auch der Einfältigſte iſt unergründlich; wer erforſchet das Innere des Klugen?

10. Juli.

Durch das Rheinthal und obere Thurgau hinab, meiſt dem Rhein und Bodenſee nach, ging unſer Weg. Willſt du dieß Wein- und Obſtland näher kennen lernen, ſo laß dir von unſerm Paſtor ein gutes Buch: Ebels Anleitung die Schweiz zu bereiſen, geben; es iſt voll ſicherer Kenntniß alles deſſen, was Natur und Geſchichte Merkwürdiges darbiethen; nur wirſt du vielleicht mit mir finden, daß deſſen Verfaſſer allzuſehr der herrſchenden Unart nachgegeben, und zu viel für jene neue Gattung Reiſender, die ſelbſt Yorick noch nicht kannte, da ſie doch von der empfindſamen Art ſeyn wollen, man könnte ſie Ausſichtler nennen, geſorgt hat. Das hat mir unterwegs viele Freude verderbt; oder iſt es nicht unerträglich, keine halbe Stunde zurücklegen, und ſich in dem Buche über die Beſchaffenheit und Geſchichte des Landes Rath erhohlen zu können, ohne von Aufforderungen zu „weiten, prächtigen, herrlichen Ausſichten, Stand-

„ruhigen, reizenden und außerordentlichen Naturſcenen„ unterbrochen zu werden, dergleichen man denn doch anderswo auch ſchon geſehen, ohne daß daſelbſt ſo viel Aufhebens davon gemacht wird? Ich wollte lieber, ſo unangenehm es iſt, es laſſe einer den Wagen um jeder andern Leibesnoth als um ſolcher Geiſtesbedürfniſſe willen halten, wobey mir die Regungen und Rührungen, die ich haben ſoll, vorgeſprochen werden, und keine Antwort übrig gelaſſen iſt, als Ach! und O! — Ich habe deßwegen auch die Frauenzimmer gerne daheim gelaſſen, weil ich ſchon an ihren vorgreiflichen Empfindungen genug hatte. — Fühle, empfinde, phantaſiere man meinetwegen ſo viel man wolle, das iſt recht, es iſt eine Gabe der Gottheit und die Freude des Lebens; nur ſey man ſparſam mit Aufforderungen, Anleitungen und Fingerzeigen dazu, denn dieſe ſind gerade das Gift jedes wahren Gefühls, weil dabey keine Rückſicht auf die gegenwärtige Stimmung, auf Empfänglichkeit für Luſt und Unluſt genommen, und die freye Willkühr den

Vorſtellungen eines andern untergeordnet wird. Ich will damit dem Buche, das in jedes Schweizerreiſenden Händen ſeyn ſollte, keinen Abbruch thun, und weiß wohl, daß es die Liebhaberey der Zeit und alſo auch der Nutzen des Buches ſo haben wollen; allein neben jenen merkwürdigen gelehrten Wahrnehmungen und ſchätzbaren geſchichtlichen Nachrichten machen dieſe übermäßigen Anpreiſungen der Naturſchönheiten eine ſchlechte Figur, und werden noch dadurch ſchädlich, daß ſie eben in dieſer gelehrten Geſellſchaft mehr Wichtigkeit erhalten, als ſie verdienen, und manchen in den Wahn bringen, er treibe ſchon was Rechtes, wenn er dieſe Angaben alle bereiſe, und mit ſeinen eigenen Gefühlen belege, oder, was noch ärger iſt, gar das Unmögliche unternehme, und jene Anſichten mit Worten beſchreibe und der Welt preis gebe.

Kaum iſt man am Steg den Berg hinunter, ſo verändern ſich Land und Leute, die Natur wird fruchtbarer und der Menſch gewöhnlicher. Die

Leute haben mehr zu thun mit Acker- und Weinbau und der ausgedehnten Induſtrie, wovon St. Gallen der Mittelpunkt iſt; dieß macht ſie geſchmeidiger, ihr Leben mannigfaltiger, und ſchleift die Ecken der Sonderbarkeit, welche der Müſſiggang beym Appenzeller erzeuget, ab, vermindert dann freylich auch das Selbſtgefühl, die Genügſamkeit und den leichten Sinn, der das Hirtenvolk belebt. Das iſt nun aber einmahl ſo, daß die Gaben des Himmels öfters negativer Art ſind.

Unter den drey Städten, wo wir uns aufhielten, gefiel mir Rorſchach ſeiner reizenden Lage halber vorzüglich; denn hier kommen wirklich viele Naturſchönheiten zuſammen; der See iſt drey Meilen breit, und bildet da einen kleinen Hafen, der ziemlich lebhaft iſt; das Gelände iſt fruchtbar, mit Obſtbäumen und Weinreben bedeckt, und ſehr bevölkert; es herrſcht daſelbſt viel Betriebſamkeit, und von einer Regierung merkt man nichts, keine imponirenden Kollegien, keine drückenden Großen, keine Satelliten, nichts das der Lebensluſt, Geſeligkeit und Freude an dem Eigenthum hinderlich iſt. Hier auf einem der herumliegenden mit Landhäuſern beſetzten Hügeln könnte ich wohnen, wenn ich einen fremden Aufenthalt wählen müßte, wiewohl es im Winter eben ſo kalt ſeyn muß als bey uns, und mir der Profeſſor bewieſen hat, daß die Ausſicht auf einen See, ſo reitzend ſie dem ungewohnten Auge iſt, früher ermüdet als die aufs Land, weil das Waſſer das ganze Jahr die gleiche einförmige Anſicht gewährt, die Landſchaft hingegen ſich mit den Jahreszeiten verändert.

Du erwarteſt keine Reiſebeſchreibung, ſagteſt du ſchon beym Abſchied, nur einige Angaben der erhaltenen Eindrücke, und daß ich mit dir ſchwatze; höre alſo weiter und nimm vorlieb. — Konſtanz liegt auch ſehr angenehm zwiſchen dem Ober- und Unterſee. Es hat leere Gaſſen, ſagt man. Was thut das! Muß es denn immer von Menſchen wimmeln, wo es einem wohl ſeyn ſoll? Die Induſtrie mit ihrem zwey Zungen und hundert Händen, muß ſie uns immer umſchwirren, damit wir nie zu uns ſelber kommen können? Bey einem auſſerordentlichen Vorfall allein iſt der Zuſammenfluß vieler Menſchen anziehend; iſt der Vorfall freudig, ſo erhebt die Theilnahme der Menge das Herz, und bey einem allgemeinen Unglück iſt Troſt unter den Menſchen, weil dann die Einſamkeit ängſtigt; ſonſt habe ich allezeit geſehen, daß die Weisheit der Stille den Vorzug gab vor dem Getümmel. Es herrſcht übrigens ein guter Ton unter den hieſigen Einwohnern, höhern und geringern, ſo viel ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts habe wahrnehmen können. Die deutſche Umſtändlichkeit hat ſich recht gut mit der ſchweizeriſchen Zutraulichkeit vereinbaret; man iſt bequem und ungezwungen. Schon unter der öſtreichiſchen Regierung ſoll hier viel Freyheit im Denken und Sprechen ſtatt gefunden haben, ſo daß ein Genfer, der ſich hier anſiedeln wollte, laut ſagen durfte: von der Zeit an, da die Kirchenverſammlung zwey ehrliche Männer verbrannte, habe die Stadt kein Glück mehr, und werde auch keines haben, ſo lange der edle

Huß die katholiſche Kanzel tragen muße. Dem Propheten geſchah nichts; man antwortete ihm nur, die Genfer haben den Servet verbrannt und dennoch Glück gehabt. Aber den übertriebenen Eifer bereut, erwiederte der Genfer, und ſein Bild nicht daurender Verwünſchung ausgeſetzt.

Was ſoll ich dir weiter von unſerer Spazierfahrt melden? Soll ich dir nach Art der neuen Reiſemänner ein Gewitter mit zierlichen Ausdrücken beſchreiben, als wenn noch kein Sterblicher dergleichen geſehen, damit du mit mir die Größe der Natur, im Grunde aber die Herrlichkeit meiner Worte bewundern könneſt? Oder ſoll ich dir, dem Vertrauten des Ozeans, einen Sturm auf dem Bodenſee vormahlen? Beydes haben wir erfahren, und ich ſchweige von beyden. Aber von dem kann ich nicht ſchweigen, was auf den Sturm und das Gewitter folgte; der friedlichen, feyerlichen Ruhe, womit unſer Nachen noch eine Zeit lang über dem See ſchwebte, der Pracht des Regenbogens, der ſich über das Waſſer wölbte, der

Klarheit, womit die Abendſonne ihr Gold über das anmuthige Ufer verbreitete. Kommet zu mir alle, deren zarte Seelen trunken ſind von den Schönheiten der Schweizernatur, ich will euch Genugthuung geben; ich will aus Ueberzeugung eingeſtehen, daß ihr zuweilen Recht haben möget! Du ſelbſt, mein Freund, hatteſt dieſen Abend für das prächtigſte Miniaturſtück erklärt, das du je geſehen.

Dieſes trug ſich zu zwiſchen Konſtanz und Roſchach, wohin wir zu Waſſer gingen. Unſer Fahrzeug war gut gebaut, daher blieb ich, ſobald die Segel herunter waren, ruhig, ſo gut es unter Bliz, Donner und Regen einem Ungedeckten möglich iſt, und beobachtete den Profeſſor, der mir geſtand, daß er lieber auf dem Lande wäre, welches freylich auch in meinen Wunſchen lag. Er ſuchte ſeinem beklemmten Geiſte durch Unterhaltung Luft zu ſchaffen, und erzählte mir viel von Ariſtipp und Epiktet, und einer Schiffahrt, die dieſer leztere auch nicht ohne Schrecken über das joniſche Meer gemacht, und zulezt wandte er ſich in der Stille an Einen noch größern, der in ähnlicher Lage den Winden und Wellen geboth. Allein ich ſahe von neuem klar ein, daß kein Raiſonnement, keine Anſtrengung des Glaubens, keine Erinnerung großer Beyſpiele die Gewalt ungewöhnter äuſſerlicher Eindrücke zu tilgen vermöge; daß einzig angeborne Kraft, oder Erfahrung und Uebung, oder Leidenſchaft, die Seele gegen Gefahren verhärte. Denn ob er gleich noch Meiſter über ſeine Geberden und Sprache blieb, und nicht wie die andern laut jammerte, ſo zitterte er doch; da ich hingegen von aller Angſt befreyt war, ungeachtet ſein Geiſt gebildeter und ſein Gemüth gelaſſener iſt, als das meinige. Wenn die Nerven vom Schreck erſchüttert ſind, ſo wird die Bangigkeit körperlich, und kann noch eher durch materielle Mittel als durch Anſtrengung des Geiſtes gehoben werden. Die Matroſen beſaufen ſich, wenn ſie alle Hoffnung aufgegeben haben, wie wir mehrmahls erfahren; es iſt ihre einzige Hülfsquelle gegen die Unerträglichkeit der Angſt, und ich habe vernünftige Leute geſehen, die ſie um ihren Zuſtand beneideten; freylich dann nach überſtandener Gefahr froh waren, nicht wie jene gethan zu haben.

Sonderbar iſt es, daß dieſe Durchnäſſung, welches ich am meiſten befürchtete, meiner Geſundheit nichts geſchadet, denn unſer Schiff war ohne Dach und wir blieben ganz den Regenſtrömen Preis gegeben. Zum Glücke war unſer Wagen zu rechter Zeit in Roſchach angekommen, daß wir ſogleich trockene Kleider anziehen konnten; der Vorfall ſcheint mir eher wohlgethan und mich aufgeweckt zu haben. — Der Profeſſor, welcher in der Gefahr auf dem Waſſer ſich mit chriſtlichen Troſtgründen beſchäftiget, und alle Weltweisheit unzureichend gefunden hatte, philoſophierte nun in der Sicherheit wieder frey wie Montagne. Durch meine Unerſchrockenheit habe ich in ſeinen Augen unverdienter Weiſe gewonnen, der edle Mann aber durch ſein Zagen in den meinigen nichts verloren; denn beydes iſt kein Gegenſtand des Wilkens, und die Furcht iſt ohne Tadel, die ſich in den Grenzen des Anſtands zu halten vermag.

St. Gallen, ſollte man meinen, wäre bey hundert Meilen von Konſtanz entlegen, ſo verſchieden iſt da alles. Hier iſt die größte Handelsbetriebſamkeit in der ganzen Schweiz, daher eine ſehr ſtarke Bevölkerung in einem kleinen Raume, viel Geld, viel neue Häuſer auch an den unfreundlichſten Orten; die nicht ſehr bedeutende Gegend iſt noch ringsumher mit Bleichen belegt, die alle Ausſicht zerſtören; kein See, kein Fluß. — Woher der ſtarke Handel in dieſem abgelegenen Bergorte, da hingegen in dem zwiſchen zwey Seen gelegenen, vom Rhein durchſtrömten Konſtanz nichts dergleichen gelingen will?

Der Handel verlangt Unabhängigkeit, ſagen die Schweizer, und berufen ſich, nächſt ſich ſelbſt, auf England, Holland und die Reichsſtädte. Sie führen die Antwort an, die ein alter Pariſer Großhändler dem Finanzminiſter Colbert gab, der einen Handlungsrath errichten, und das Gewerbe unter

Regeln bringen wollte: Laiſsés nous faire Monſeigneur! und meinen, ſobald große Herren und Gelehrte dahinein reden wollen, ſo entweiche der ſchnelle und ſubtile merkurialiſche Geiſt, der weder eine zu genaue Beleuchtung ertragen mag, noch ſich durch etwas anders als die Umſtände leiten läßt.

Wer nun aber glücklicher ſey, der müſſige Konſtanzer auf ſeinen leeren Gaſſen, oder der St. Galler in ſeiner geldwechſelnden Schreibſtube, das iſt keine vernünftige Frage. Der iſt es, der am unabhängigſten von ſeiner eignen und fremden Leidenſchaft lebt, ſey er denn arm oder reich; jeder kann es, in großer oder kleiner Geſellſchaft, auf den Bergen oder im Thale. Für meinen Wohnplatz würde ich jedoch den Ort wählen, wo die Natur freundlicher, und das, was nur Mittel zum vernünftigen Lebensgenuß ſeyn ſollte, nicht ſo ſehr Zweck iſt; wo die Lebensart der guten Geſellſchaft, wo nicht mehr Anſtand, doch mehr Uebereinſtimmung mit meiner Lage und Gewohnheit hat. In den ſchweizeriſchen Handelsſtädten iſt kein Adel von Bedeutung; dort iſt, wenn auch ſchon das Verdienſt geehret wird, doch das reichſte Haus das vornehmſte; und da manche, die vorher nichts galten, in kurzer Zeit zu großem Reichthume gelangen, ſo geräth dadurch der Ehrenlohn und das Vorrecht des Anſehens oft in ſonderbare Hände, und die meiſten dieſer Leute ſetzen dann den guten Ton in Aufwand, Geräuſch und andre äuſſerliche Dinge, der doch nicht in dieſen Dingen ſelbſt, ſondern nur in der Art und Weiſe ihres Gebrauchs, nicht in nachäffendem Wechſel, ſondern im richtigen Gefühle der Anſtändigkeit beſteht. Des Adelſtolzes, der etwa noch in jener deutſchen Stadt herrſchen mag, bin ich ſchon gewohnt, der iſt nur bürgerlichen Perſonen auffallend und drückend, aber auch dort bey weitem nicht ſo ausſchlieſſend, wie leider noch bey uns zu Hauſe, und immerhin erträglicher als der Geldſtolz, weil er im Allgemeinen geſitteter iſt, und auch noch anderweitigem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Uebrigens haben denn doch die niedern Stände in der Schweiz manche Vorzüge vor den Deutſchen. Es herrſcht im Volke noch mehr Lebensluſt, mehr Theilnahme am Ganzen, mehr Gleichheit, nicht nur des politiſchen, ſondern auch des moraliſchen Rechtes, denn auch der ſtolzeſte Reiche darf ſich nicht unterſtehen, einen Kleinen ungebührlich zu necken, wenn der es nicht dulden will, ja öfters begegnet dieß umgekehrter Weiſe; der Bauer fragt nichts nach dem Herrn, als wenn er ihm ſchuldig iſt; jeder kann werden was der andre iſt, daher ſind die Stände weniger getrennt; ein buntes Band lebendiger Geſelligkeit umſchlingt ſie, da bey uns alles geſondert, beſchränkt, beſchnitten und dürre iſt. In der Schweiz findet man, ſagte mir ein gelehrter Deutſcher, noch viel in Sitten, Gebräuchen und Sprache von dem alten Deutſchland, wie es vor dem dreyſſigjährigen Kriege war. So lebten und webten unſre Väter, Bürger, Geiſtlichkeit und Bauern, mit Muth und Luſt, unverkünſtelt und kräftig. Er führte mir zum Zeugniß eine Menge alter Schriften an, von Zinkgräfs deutſchen Apophtegmen, die er ein merkwürdiges Denkmahl deſſen, was wir geweſen, nannte; durch andre gleich- und vorzeitige Schriften, Gedichte und Ortsgeſchichten empor bis zu der alten Mährchenzeit und dem herrlichen Liede der Nibelungen.

Gleich bey St. Gallen führte uns der Weg wieder in das Appenzellerland hinauf, zu den Söhnen der Freyheit, denn das ſind ſie, weil ſie es glauben zu ſeyn; jeder, auch der ärmſte Junge, der den Gatter aufmacht, hat den Anſtrich davon in Haltung und Worten. Der Charakter iſt eingewurzelt durch viele Menſchenalter herab, und wird noch lange dauern. Wenn ſchon in einigen handelführenden Dörfern manches neu geworden, ſo müſſen doch noch gewaltige böſe Geiſter kommen, ehe ſie dieſen guten Geiſt ganz wegzutreiben vermögen. — Doch davon ein ander Mahl, der Brief hat ohne dieß ſchon eine übermäßige Länge.

Lebe wohl, Gott ſey mit dir, Lieber, Getreuer! Ich brauche dir nicht die weitere Beſorgung meiner Angelegenheiten zu empfehlen, du thuſt es gerne. Du nannteſt mich deinen rechten Arm, als dir der deine lahm geſchoſſen war; aber du biſt der meinige!

An die Baroneſſe *

Auf Gaiß, 13. Juli.

Warum ich dein Kind nicht auf die Luſtfahrt mitgenommen, wirſt du fragen. — Sie wollte nicht. Bey aller Empfänglichkeit für den Genuß der Naturſchönheiten hatte ſie dießmahl nicht Luſt. Nach Ausflüchten fragte ich nicht; war je ein Frauenzimmer um Entſchuldigungen verlegen, liebe Schweſter? Wahrſcheinlich geſchah es, wie das meiſte in der Welt, aus mehrern Gründen; denn wenn einmahl eine überwiegende Neigung für Ja oder Nein verhanden iſt, welches meiſtens inſtinktmäßig zugeht, ſo ſucht der Geiſt Licht, und ſieht ſich nach Gründen um; er geht zur Pflicht, zur Höflichkeit, zur Selbſttäuſchung und zur Ueberzeugung, und macht ſich da eine begreifliche Nothwendigkeit zuſammen, die ſich hören laſſe.

Der Grund der Clotilde ließ ſich hören, denn die Schweizerin will uns bald verlaſſen; (wir wußten damahls noch nicht, daß wir ſie begleiten ſollten) ſie ſind Ein Herz und Eine Seele, ſie haben ſich ewige Freundſchaft gelobt, und den Orion zum künftigen Zeugen in jeder ſchönen Sternennacht genommen; der Mond war ihnen nicht hoch genug, und hat ſeine Launen. — Und nun ſich trennen, ehe es Zeit iſt, den Becher der Freude ausſchütten, ehe er leer iſt! Das Grauſame dieſer Zumuthung fühlte ich wohl, und doch mußte ich an Clotilde ein Ehrenwort der Einladung fallen laſſen. Kaum war es aber heraus, ſo trat die Schweizerin vor mich hin:

„Deß rühme der blutige Tirann ſich nicht,
„Daß die Freundin der Freundin gebrochen die Pflicht!“

Was wollte ich machen? Ich ſtand ja da wie König Dionyſius. „Ihr habt das Herz mir bezwungen„, ſagte auch ich, und bath mir ebenfalls aus, der Dritte in ihrem Bunde zu ſeyn, welches ſie jedoch nur mit einigem Achſelzucken annahmen, wiewohl es ihnen weniger ſchwer fallen ſollte, als jenen dort bey dem alten „Wütherich.„

Zudem hat Clotilde den Bodenſee ſchon geſehen, und macht ſich nicht mehr viel daraus, denn er ſteht bey den Eingeweihten in geringer Achtung; der Vierwaldſtädterſee, das iſt der klaſſiſche!! Hier finden ſich nicht nur „die heiligen Denkmahle in der Geſchichte der Europäiſchen Menſchheit„, ſondern auch, wie die Anleitung zum Schweizerreiſen weiter ſagt, „an keinem See ſieht man ſolche tiefe „Schlagſchatten, ſo dunkle Tinten, ſolche wunderbare „Wirkung der Lichter„. Nach dieſer Wiege der Freyheit ſteht ihr Verlangen, und ihre romantiſche Sehnſucht nach jenen dunkeln Tinten; und freue dich mit uns, meine Beſte, wir werden ſie ſehen! Denn der Mann der Schweizerin hat uns zu ſich einladen laſſen, und will uns ſelbſt abhohlen; da machen wir alsdann dieſen kleinen Umſchweif mit frohem Muthe. Auch heißt es ferner, „daß an dieſem See ein herrlicher Boden ſey zum Baden, „in der prachtvollſten Ausſicht des ganzen umbirgten Seeamphitheaters„. Da will ich dann den Tobias baden laſſen, damit keiner der hohen Genüſſe der Schweiz uns unberührt entrinne.

Zur Schadloshaltung für die entbehrte Reiſe hab ich denn doch unſerm Kinde eine Menge ſchöner „Chemiten, Bucciniten, Buccarditen, nebſt „unvermengten Telliniten, Muſculiten und Terebratuliten„ mitgebracht. Was dieß ſey, mußt du nicht, wie Suschen in dunkler Erinnerung that, im alten Teſtamente nachſchlagen, und mit den Cananitern, Hethitern, Levitern, Ammonitern u. ſ. w. verwechſeln, ſondern in der Naturgeſchichte aufſuchen; es ſind Verſteinerungen, die ſich bey St. Gallen finden. Denn das Studium der Natur geht noch immer ſeinen Gang; zwar nicht mehr mit dem kurzweiligen Feuer der Neuheit, aber doch noch mit Eifer, der ſich nach und nach in ſtillen Fleiß auflöſen wird; und dann iſt es gut, dann erſt kommt etwas dabey heraus. Du haſt Recht, jeder Anfang iſt gebrechlich, man muß Geduld haben; jeder Liebhaberey hängt eine individuelle Schwachheit des Liebhabers an, die man gutmüthig überſehen ſollte. Und da ich nunmehr bemerke, daß es ihr doch Ernſt iſt, daß ſie durch dieſe, wenn auch noch oberflächliche Erlernung, und durch das belehrende Nachſchlagen, das zum Sammeln nothwendig iſt, auf etwas gründliches kommt, und ſich allmählich von der Reiſeempfindeley, die ich allein nicht leiden kann, trennt, ſo laſſe ich ſie gerne gewähren, und unterſtütze ſie mit Freuden. Sie will zu Hauſe ein Schweizerkabinet anlegen, und aus allen Naturreichen Merkwürdigkeiten dazu ſammeln; auch Kunſtwerke, Karten und Bücher ſollen davon nicht ausgeſchloſſen ſeyn. Siehe, das gibt Arbeit, und Arbeit iſt löblich. Auch wird dir das manche Beſuche zuziehen, liebe Schweſter, die dir deine ſelbſtgewählte Entfernung aus der Stadt, wofern du noch auf dem Beſchluß beharreſt, erträglicher machen werden. Nur muß man man mich nicht zum Vorweiſer des Kabinets machen wollen; ich höre nicht gerne bewundern, da iſt unſer liebreichere Paſtor der Mann dazu.

Die Kurgeſellſchaft iſt mir nicht im Wege, ich ihr auch nicht. Ich verſtehe mich mit jedermann, und wenn die böſe Stunde kömmt, ſo gehe ich in die Einſamkeit. Die gute Geſellſchaft hier iſt wie allenthalben, und die ſchlechte iſt vortrefflich, ſagte ein franzöſiſcher Marquis, den man über ſeinen Aufenthalt in der Provinz bedauerte. So ungefähr könnte ich jetzt auch ſprechen; denn wenn ich nicht an der großen Tafel im Gaſthof eſſen mag, weil mir da des Mittags die Tafelmuſik faſt die Ohren zerſprengt, und für mich kein „Beförderungsmittel der Selbſtanſchauung des organiſchen Weſens„ noch auch „Gymnaſtik des äſthetiſchen zeitlichen Daſeyns„ iſt, wie der deutſche Arzt von der Tonkunſt behauptet, ſo laſſe ich, um nicht allein zu ſeyn, aus andern Wirthshäuſern Gaſte von geringerm Stande zu mir einladen, und unterhalte mich mit ihnen oft eben ſo gut, als mit den Gebildeten, weil ſie ſich treuherziger hingeben, ſo bald ſie ſich überzeugen, daß man ſie nicht zum Beſten habe.

Da iſt, zum Beyſpiel, ein alter gichtbrüchiger Jager, wie ich, der mir mit aller Weidmannsumſtandlichkeit beſchreibt, wie man in der Schweiz jage, wo man froh iſt, wenn man des Tages ſeinen Haſen ſchießt, dagegen aber auch kein Treibjagen kennt. Oder ich lade einen kupfernaſigen Fleiſcher, der Buſſe thut, und ſeinen Durſt jetzt gern mit Molken loſchen möchte; der kennt das ganze Schweizerland und ſeine Viehzucht, er erzählt mir die Abentheuer ſeiner Reiſen, und weiß mehr unterhaltendes zu ſagen, als jene Naturpinſel mit ihren großen Empfindungen und kleinen Gedanken. Auch kommt öfters ein phlegmatiſcher Muller zu mir, der ſich unlängſt von ſeiner jungen Frau ſcheiden laſſen, und nun, ſeinen Verdruß zu vergeſſen.

denn die Molken ſind für alles gut, hieher gekommen; der iſt ein ſchweizeriſcher Rechtsgelehrter und Landrichter in ſeinem Bezirke, und beſchreibt mir den Gang der Prozeſſe, deren er ſelbſt ſchon mehrere gehabt; er kennt alle Inſtanzen, und weiß ſeine Geſchichte mit perſonlichen Anekdoten zu würzen, die man nirgend lieſt, die aber über die Juſtiz des Landes vielen Aufſchluß geben. Zu der Geſellſchaft gehört auch ein Mahler, der hier mit kleinen Bildniſſen ſich etwas verdienen möchte; ſonſt mahlte er luſtige Bauernſtücke mit einigem Geſchick, ſeitdem ihm aber ein äſthetiſcher Gönner, der will, daß die ſchönen Künſte durchaus keinen andern als ernſthaft-hiſtoriſchen oder moraliſchen Zweck haben ſollen, beliebt hat, zu höhern Gegenſtänden überzugehen, muß er den Homer leſen, kann ſich aber gar nicht darein finden, und geht zu Grunde; ich gebe mir alle Mühe, ihn wieder herabzuſtimmen, und habe ihm dafür den Eulenſpiegel empfohlen.

Daß ich ja nicht einen reichen Kaſehändler und ſeine Frau vergeſſe, die mich beyde recht lieb gewonnen haben; er iſt mit ſeinem Gewerbe durch ganz Italien gekommen, und muß ſeltſame Erfahrungen gemacht haben, ſo daß man oft glauben ſollte, wir ſprächen nicht von eben demſelben Lande; denn wenn ich, andern Nachrichten zufolge, die ewige Jugend der dortigen Natur rühme, ſo ſchimpft er auf die unerträgliche Hitze, die ihm alle ſeine Käſe verdorben; und wenn ich die antiken Formen und den lebhaften Geiſt der Menſchen bewundere, ſo ſagt er, ſie ſeyen alle Spitzbuben. Seine Frau, eine runde derbe Alpentochter, hat mir einen großen Käſe zur Verehrung zugedacht, wie ich unter der Hand vernommen, der ſoll dann in der Clotilde Schweizerkabinete den Liebhabern zur Bewirthung dienen. Noch einen Kaufmann aus dem Glarnerlande, der ſich lange in Norwegen aufgehalten, und behauptet, zwiſchen den dortigen Einwohnern und dem Hirtenvolke der Schweiz ſonderbare Aehnlichkeiten gefunden zu haben, ſollte ich umſtändlicher ausführen; allein ich habe die Geduld Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden bereits ſchon allzulange mit meinen gemeinen Freunden ermüdet, und hätte es billig gegen den guten Ton abzubitten, an ſolchen Menſchen ein Wohlgefallen zu finden, wenn meine gute Schweſter deſſen nicht ſchon gewohnt wäre. Indeß wird man auf dieſe Weiſe über manches belehrt, was man innerhalb des Weichbildes der guten Geſellſchaft nicht oder ganz anders hört. So habe ich über die Verhältniſſe der Stände unter ſich, über die Behandlung von Höhern gegen Geringere, über die öffentliche und geheime Popularität des Ehrgeizes, über Gericht und Recht, über den Kantonalcharakter und dergleichen, vieles vernommen, wovon in der ganzen Bibliothek unſers Paſtors kein Wort ſteht, und das doch wahr iſt.

Da die Chanoineſſe von ganz andern Empfindungen über Italien beſeelt iſt, als mein Käſehändler, ſo wollte ich ſie auf ihn aufmerkſam machen, damit ſie ſeine Ideen berichtigen könnte, denn er iſt ſonſt ein ganz vernünftiger Mann; ſie machte aber ein ſauer Geſicht: wo keine Liebe ſey, ſagte ſie, da ſeyen auch keine Ideen zu berichtigen! Ein verſtändiges wahres Wort, nur daß es nicht auf mich und ihn paßt. Statt deſſen gibt ſie ſich jetzt mit der Jugend ab.

Ich habe einmal geleſen, daß Perſonen weiblichen Geſchlechts mehr Talente in ſich vereinigen können, als die Männer; daß es ihnen aber weniger gegeben ſey, ſie zuſammen in Eine genialiſche Wirkung zu bringen. So etwas ſeh ich wenigſtens jetzt an der Chanoineſſe bewährt. Es iſt zum Erſtaunen, wie viel ſie weiß und ſchnell faßt, und wie klar ſie das Begriffene wieder darſtellt; allein in der Aſſimilation und innern Verarbeitung der aufgenommenen Ideen ſcheint es ein wenig zu hapern; daß dieß aber dem Geſchlecht charakteriſtiſch ſey, möchte ich nicht ſagen. Höre nun weiter.

Unlängſt ſchrieb ich dir, daß ſie ſich auch mit der neuen Erziehungslehre beſchäftige; ſeitdem hab ich vernommen, daß ſie ſogar Vorleſungen darüber beygewohnt habe, die ein ſachkundiger Anhänger der neuen Lehre für Damen hielt; daß ſie aber auch praktiſch auftreten werde, daran kam mir kein Gedanke, bis ſie ſich neulich an den Prediger wandte, ihm auf Spaziergängen einen Abriß von der neuen Methode machte, und verlangte, daß er dieſe auch in der hieſigen Schule einführen ſolle, wobey ſie ihm ihren Beyſtand verſprach. Sie gewann ihn leicht durch ihren Hochſinn, ihre fließende Sprache und ihr ſchönes Deutſch, Vorzüge, die in der Schweiz wegen ihrer Seltenheit etwas gelten; überdieß glaubte der gute Hirt mit Recht hoffen zu dürfen, daß ſeine Schafe dadurch etwas williger werden ſollten. Die Sache ſelbſt zu begreifen, war ihm weniger ſchwer, als ſich mit den neuen Redensarten zu verſtändigen und ihrem hohen Fluge nachzuflattern; zu dieſem Behuf erhielt er von ihr einige Lehrbücher und derſelben Erklärung, die er mit heiſſem Eifer und ſichtbaren Fortſchritten ſtudirte. — „Um aber „, ſagte ſie, „die Erziehung auf ein naturgemäßes „Fundament zurückzuführen, und die Entwicklung „der Menſchennatur nach den organiſchen Geſetzen „dieſer Natur ſelbſt im ganzen Umfang ihres Seyns, „ihrer Verhältniſſe und Thatigkeit zu bezwecken, „müſſe nothwendig die Maſſe der ſchon angeſtellten „Schulmeiſter noch einmahl in die Schule genommen, und ihnen Kenntniß und Luſt zum groſen „Werke beygebracht werden.„ Zu dieſem Endzwecke müſſe er mehrere Schulmeiſter benachbarter Gemeinden wöchentlich ein paar Mahle nach Gaiß kommen laſſen, wo ſie in Verbindung mit ihm und dem deutſchen Arzt ihnen die Lehrmethode bekannt machen und auf dieſelben einwirken wolle, „um in Kurzem die Grundlage einer beſſern Zukunft zu legen, und ein organiſches, in ſich gegründetes Gebäude zu beſchaffen für das Eine „das Noth iſt: Volkserziehung und Menſchenbildung„; mit einer Beſoldungszulage für die Schulmeiſter werde das ſchon gehen.

Der Prediger, zwar ganz entzückt über die

Ausſicht, erſchrack jetzt über dieſe Zulage, und fand ſie, wie auch den Schulmeiſtercongreß, unausführbar. Die hochbegeiſterte Chanoineſſe hingegen meinte, man dürfe ja nur mit dem Landammannn des Kantons reden, daß er es anordne. Als aber der gute Mann, ſchüchtern wie wenn er die Blöße ſeines Landes aufdeckte, verſicherte, weder die Macht des Landammanns noch der Zuſtand des Landesſeckels reiche ſo weit, um auf die Schulmeiſter einzuwirken, ſo konnte ſie das nicht begreifen, und äuſſerte ihren beredten Unwillen über eine politiſche Einrichtung, wo die Oberſten nichts zu befehlen hätten. Sie ließ ſich deſſen ungeachtet ihren Geſichtspunkt nicht verrücken; ſie hatte nun einmahl ihre Hand an den Pflug gelegt, und wollte ſie nicht ſinken laſſen, wenn ſchon die Ochſen noch nicht zogen. Sie verlangte den Schulmeiſter des Orts ſogleich zu ſprechen, obwohl der Prediger glaubte, es wäre beſſer, wenn er ihn ein wenig vorbereitete.

Jener, ein ſelbſtſtändiger, ungezwungener Appenzeller, ſaß gerade müßig auf dem großen Dorfplatz; er kam, und ſteckte auf einen Wink vom Prediger ſeine brennende Pfeife in die Taſche. Wir waren eben gegenwärtig.

Wie viel Kinder hat Er, mein Freund?

Keine.

Iſt Er denn nicht der Schulmeiſter?

Ja, Schulkinder hab ich ſiebzig bis achtzig, manchmahl auch mehrere.

Das iſt zu viel. Er muß einen Gehülfen haben!

Brauche keinen.

Hat Er die Kinder lieb?

Wenn ſie recht thun.

Bedient Er ſich „künſtlicher Reitzmittel„?

Wie?

Lohn und Strafe?

Die Knaben kriegen Prügel, und den Mädchen gibt man die Ruthe.

Gott bewahre! Iſt das Menſchenbildung?

Ja.

Sucht Er nicht zuweilen durch „Theilnahme an „gemeinſchaftlichen Kinderſpielen den Kinderſinn „in ſich ſelbſt zu wecken?„

Nein. — Ich glaube die Frau will mich zum Beſten haben, fügte er hinzu, nahm ſein Pfeifchen wieder hervor, und ſetzte ſich zu uns auf die Bank.

Iſt es denn nicht „beſſer, Kinderfreund als Zuchtmeiſter zu ſeyn?„

Zucht iſt beſſer als Spiel.

Er muß nicht ungeduldig werden, mein Freund? „Der Kinderſinn begründet das chriſt„lichreligioſe Band, das alle Stände umſchlingen „ſoll.„

Das wäre gut; aber was geben mich die Stände an?

— Ich merkte, daß er die hohen Stände der Eidgenoſſenſchaft meinte, und mußte lachen. Das deutete er zu ſeinem Vortheil; und da ihn der herriſche Ton der Chanoineſſe gleich anfangs verdroß, wurde er jetzt noch einſilbiger.

Was lehrt Er denn die Kinder? fuhr ſie fort.

Was ſie noch nicht wiſſen. (Der Prediger mußte noch einmahl winken). Leſen, ſchreiben, bethen, ſingen und rechnen.

Das iſt gut. Aber, das „oberſte Erziehungsgeſetz iſt: Bewußtſeyn; du ſollſt wiſſen, was du thuſt, wenn du ſchreibſt, lieſeſt, rechneſt.„

Weiß denn das nicht jeder?

Keineswegs. Dazu gehört „das Selbſtauffinden der Formen nach erſchöpfender Anſicht, in Anſchauung der Zahlenverhältniſſe, in Entwicklung des Sprachunterrichts durch Organübungen, und Aufloſen der Wörter in ihre Laute, und Zuſammenſetzen der Wörter aus Lauten.„

— Der Mann wird Sie ſchwerlich verſtehen, unterbrach ich ſie.

Das thut nichts, „es gehört zur Methode, daß der Lehrer, ſobald er auftritt, im Geiſte der Schule ſpreche, unbekümmert ob er ſogleich verſtanden werde, oder nicht; das flößt Achtung ein, und es wird dadurch immer etwas angeregt.„

So viel verſtehe ich wohl, ſagte der Schulmeiſter, daß man glauben ſollte, es wäre um etwas weit ſchwierigeres zu thun, als nur Leſen und Schreiben zu lernen.

„Zum Rechtleſen und Rechtſchreiben gehört die „Zeichen- und Buchſtabenlehre, die Erforſchung „der Elemente der Form und Größe, ſo daß die „Kinder kein Ce ſollten ſchreiben lernen, ohne zu „wiſſen, wie viel und was für Linien? wie viel „und was für Winkel? wie hoch und wie breit „jede Linie und das ganze Schriftzeichen?„

Das muß langſame Ce geben! Und am Ende ſchreiben dann wohl dieſe Gelehrten noch unleſerlicher als wir.

„Ein kindlicher Sinn, verbunden mit männlicher Beharrlichkeit, gehört und hilft zu allem.„

Ja wohl. Wer gibt aber dem leichten Zweige dieſe Wurzeln?

„Das Beyſpiel des Lehrers.„

Und wer dem Lehrer?

„Die Methode.„

So?

„Was als Naturanlage in allen Menſchen vorhanden iſt, muß auch in allen entfaltet werden, das iſt das Fundamentalgeſetz der Erziehung. „ — Ueberleg Er für heute nur dieß! Von den Zahlenverhältniſſen und der Geſanglehre wollen wir ein ander Mahl ſprechen, wir ſehen uns ja wieder. Auch das Bethen mit den Kindern gehört zur Bildung des Herzens, das darf Er fortſetzen, doch muß Er ſich vor Einſeitigkeit verwahren. „Der Lehrer lehre den Schüler ſeine religiöſen Gefühle als Denker ordnen, religiös reflektiren, und reflektirend religiös ſeyn! Bis aber eine Religionslehre im Geiſte der Methode zu Stande gekommen, bleibt die bibliſche Religionsgeſchichte das einzige Surrogat „

Der alte Mann ſchüttelte den Kopf.

Hätte Er, mein Freund, ſo viel Luſt als ich Geduld habe, wir wollten uns über die Sache bald verſtehen. Er würde „in eine neue Welt der Erkenntniß eingeführt, und aus ſeiner kümmerlichen

„Schule ſollte eine Pflanzſtätte jugendlicher Denk„kraft, Geſundheit, Einfalt und Unſchuld, ja ein „Tempel des heiligen Geiſtes werden.„

Hier ſtand der alte Schulmeiſter mit Würde auf, nahm ſein Käppchen ab, und (o könnte ich es mit der kräftigen Einfalt des Schweizermannes ausdrücken!) ſprach dem Sinne nach folgendes: Die neue Welt der Erkenntniß werde ich nicht mehr da finden, wohin Ihr mich weiſen wollt; ſie liegt etwas höher. Ihr mögt es gut meinen, junge Frau, aber ich glaube, Ihr habt Euch von der Eitelkeit bethören laſſen, denn Ihr ſprecht viel zu neu über eine alte Sache. Laßt mich in Gottes Namen mit meinen Kindern walten, ich will Euch bey den Eurigen auch nicht einreden! — Die gnädige Frau hat keine Kinder, fiel vergeblich huſtend der Prediger ein.

Und will doch über Erziehung ſprechen, fuhr der Alte fort, der nichts vor ſich ſah, als ſich und ſein Amt, und ein junges Weib, das ihn zurecht weiſen wollte — bald werden uns die Jungfrauen vom Ehſtand erzählen! Die Erfahrung iſt etwas ganz anders als die Einbildung. Ich bin fünf und dreyſſig Jahre bey meiner Schule; verſucht es einmahl nur für zehen Jahre, Ihr und die, welche durch Euch ſprechen, die Leitung einer Schule zu übernehmen, wo durch Aufſehenmachen nichts zu gewinnen iſt, ſo werdet Ihr vielleicht manches von dem Alten, das wenigſtens die Lange der Zeit erprobt hat, nicht mehr ſo verächtlich behandeln! Voriges Jahr war einer hier, der glaubte, es würde weniger kalt in der Schweiz ſeyn, wenn man den Schnee aus den Bergen wegſchaffte, man dürfe zu dem Endzwecke nur die unbrauchbaren Waldungen in den Bergklüften anzünden. Ihr macht es noch ärger, Ihr ſchafft das Brauchbare auf die Seite, und werdet eben ſo wenig den Schnee zum Schmelzen bringen. — So ganz fremde, wie Ihr meinen möget, bin ich ich denn doch über die Sache nicht; ich habe mir anfänglich auch mancherley angeben laſſen, endlich aber mich überzeugt, daß man die Erziehung dem guten Beyſpiele überlaſſen, und aus einer ſo einfachen Sache, wie der erſte Unterricht iſt, keine vornehme Kunſt machen müſſe. Meine Kinder lernen, was ich ſie lehren ſoll, ſo, daß ihre Aeltern und ſie ſelbſt im Alter noch zufrieden ſind; was wollt Ihr einen alten ehrlichen Mann aufſtören, dem Treu im Beruf ſein tägliches Wohlleben iſt!“

Er verließ uns. Ich wollte den Eindruck ſeines Benehmens auf die arme Chanoineſſe nicht ſehen, und ſchlich ihm nach. Bald darauf kam auch der Profeſſor und ſagte: ſie gebe die Hoffnung, den Mann zu gewinnen, noch nicht auf, denn es ſeyen ſchon größere Wunder geſchehen; jedoch habe ſie klüglich den Prediger angeſtellt, ihn zu bearbeiten, das wird aber dieſer wohl bleiben laſſen, da der Schulmeiſter groſſes Gewicht in der Gemeinde hat, von welcher auch der Prediger abhängig iſt.

Auch der Chanoineſſe verging die Luſt Wunder zu thun, doch nicht der Eifer für den Unterricht. Denn da ſie ſah, daß ſie hier noch keinen ſeligen Glauben finde, ergriff ſie (aus weiblichem Trieb, meint der Profeſſor) eine andere Maaßregel. Eine Viertelſtunde von hier, auf der Straße nach Appenzell, liegen ein Paar katholiſche Häuſer, wo mehrere Bettelkinder ſich aufhalten, welche die Vorübergehenden beſtändig verfolgen. Dieſe ließ nun die Unermüdliche täglich zu ſich kommen, und gab ihnen ſelbſt Unterricht; die Kinder kamen gern, weil ſie Kleidungsſtücke und Nahrung erhielten, und brachten bald mehrere mit. Die hieſigen Dorfbewohner, ſonſt ſehr eiferſüchtig auf alles, was ihre Confeſſion zu berühren ſcheint, ſchwiegen ſtill dazu, weil ſie gewohnt ſind, den Schottentrinkern manches hingehen zu laſſen, das ſie unter ſich ſelbſt nicht dulden würden. Aber in Appenzell ſelbſt fing es an, Aufſehen zu machen, daß ihre Kinder an einem reformirten Orte zur Schule gehen ſollten. — Geſtern Nachmittags, während der Lehrſtunde, erzählte uns der Wirth: Es beſuchen nun auch Kapuziner den Unterricht der gnädigen Frau, ſo eben ſeyen zwey auf ihr Zimmer gegangen. Etwa eine halbe Stunde nach den Kindern ſahen wir ſie wirklich wieder abziehen, mit vergnügtem Muthe, in ſo ferne man aus der öffentlichen Miene eines Ordensmanns auf ſein Inneres ſchließen kann.

Allein die Chanoineſſe ließ ſich den ganzen Tag nicht mehr ſehen, und heute früh reiſte ſie mit dem deutſchen Arzt ab, ohne von jemand als der Clotilde Abſchied zu nehmen. Sie geht nach dem Weißbade, das zwey Stunden von hier in dem katholiſchen Theile des Landes unſerm Appenzell liegt; wo wir ſie bald zu ſehen hoffen, denn ungeachtet ihres excentriſchen Treibens muß man doch Achtung für ſie haben. Wahrſcheinlich ſchämte ſie ſich dieſer Kapuzinerrüſtung, mochte daher auch nicht länger hier weilen, und dennoch nicht auf der Stelle ſo unverrichteter Sache von dem ihrer Wirkſamkeit geheiligten Boden abtreten. Der Hauptmann von Appenzell ſoll uns darüber Aufſchluß geben; wenn er nur bald käme!

In Kurzem wirſt du von dieſer neuen Lehrart mehr hören; ſie zieht ſich jetzt auch nach Norden hin, um dort ebenfalls die Grundlage einer beſſern Zukunft abzugeben. — Es iſt „eine das Heiligthum des innern Lebens aufregende Anſtalt" ſagen ſie. Das iſt nicht wahr, fing jetzt der Profeſſor an, denn das Heilige im Menſchen iſt über alle Schulweisheit hinaus, es wird nur vom Finger des Genius aufgeſchloſſen, und ſchafft ſich ſeine Methode ſelbſt. Dergleichen hochtönenden Lobpreiſungen betäuben das Ohr des Verſtändigen auch für das Gute, das ſich unſtreitig bey der neuen Methode findet, und erſcheinen wie der Jubel eines Kindes über ſeine ſelbſttanzende Puppe, oder wie der angehende Ehemann, der die Leute bereden will, ſeine Frau ſey ein Engel. Lange ſchon, fuhr er fort, ſey es der Fehler der Deutſchen, daß ſie entweder bey dem Gemeinen ſtille ſtehen, oder das Schöne und Gute noch immer beſſer haben wollen; es werde daher dieſem ſogenannten Begründer der ächten Volkserziehung, dieſem Lichte der Welt, gehen, wie unſerm wohl noch großem Weiſen von Königsberg, der vor etlichen Jahren noch als ein neuer Heiland geprieſen worden, der uns den Himmel des Verſtandes aufgethan, und die Grenzen des menſchlichen Geiſtes unwiderruflich beſtimmt habe, jetzt aber, wenn er noch lebte, hören müßte, er ſey von falſchen Grundſätzen ausgegangen, und auf halbem Wege ſtehen geblieben. Denn jetzt, ſchon erklären Einige Schüler der Methode, daß ſie ihnen durchaus nicht mehr genüge; und ſo werde man auch an dieſer allem Volke Heil bringenden Weisheit zoſniren, bis man ſich in Subtilitäten des erſten Elementarunterrichts verlieren, und darüber den Unterricht, der einſt dem Manne frommt, vergeſſen werde.

Eine neue Manier die Farben zu reiben, das Tuch zu gründen, und ſich an die Staffeley zu ſetzen, ſprach er weiter, macht noch keinen Mahler, wenn dem Lehrling auch die Kenntniß aller Muskeln, die dabey in Bewegung geſetzt werden, beygebracht wird. Die Art und Weiſe, wie Klopſtock, Leibniz, Dürer und Händel Leſen, Rechnen, Zeichnen und Singen lernten, iſt freylich nicht mehr neu, aber Jene und die großen Männer anderer Nationen, die ſich ihrer jetzt noch bedienen, haben ihr doch das Siegel des Verdienſtes aufgedruckt. So wie Handwerker ein Meiſterſtück machen müſſen, ehe ſie was gelten, ſo ſollte man auch mit dem Enthuſiasmus für dieſe pädagogiſchen Adepten noch inne halten, bis man die Wirkung ihrer Univerſaltinktur, nicht an unmündigen Knaben, ſondern an Männern, oder, welches der beſte Beweis ihrer Probhältigkeit und wohl das Kürzeſte wäre, an ihrem ſelbſteigenen Ich erfahren. Sie müſſen das ſchon ſeyn, was ſie aus andern machen wollen, ſonſt haben ſie das Licht nicht in ſich, deſſen ſie ſich rühmen.

So ſprach der Profeſſor, der die neue Verfahrungsart ſo ziemlich, den Reformator aber aus der Nähe kennt. Ob er ganz unpartheyiſch ſey, wage ich nicht zu entſcheiden; ein Prophet, heißt es, gilt nirgend weniger als in ſeinem Vaterlande und in ſeinem Hauſe.

An allem dem hat die jungfräuliche Clotilde, zu meiner großen Freude, und gewiß auch zu deiner, keinen Antheil genommen. Ein ehrliches Mädchen, das dereinſt heirathen will, ſoll nicht über die Erziehung ſeiner Kinder vorgreiflich vernünfteln; ein anderes iſt es mit einer geiſtlichen Dame, die ſich ewiger Keuſchheit geweiht hat.

Den 15. Juli.

Wie es meiner Geſundheit gehe, fragſt du. Beſſer als lange nicht; beſſer als ich anfänglich erwartete, ob ich gleich ſchon geraume Zeit keine Molken mehr trinke. Sieheſt du mir es nicht aus meinen Briefen an, daß ich mich ſo ziemlich in das Leben zu ſchicken weiß? Unſer Doktor ſchreibt, ich ſolle das Reiſen fortſetzen, und er mag Recht haben, denn ob es gleich der widrigen Geſichter und unangenehmen Störungen unter Weges viele gibt, und ich herzlich gern zu Hauſe wäre, ſo empfinde ich doch von der Bewegung und dem Wechſel der Gegenſtände ein phyſiſches Wohlbehagen, das ich lange nicht mehr kannte. Deſſen ungeachtet (ihr werdet es zwar Grillen nennen) will es mir oft ſcheinen, als wenn in den ſchwülen Bangigkeiten und Plagen, die ich zu Hauſe in meiner Einſamkeit empfand, im Grunde noch ein geheimes Luſtgefühl des Geiſtes gelegen habe, das dieſe körperliche Behaglichkeit überwog; hab ich doch auch Perſonen gekannt, die nach vieljähriger Gefangenſchaft ſich aus der Freyheit der Welt zuweilen wieder in die Abgeſchiedenheit ihres Kerkers zurückſehnten.

Ich hatte die Schwachheit den jungen deutſchen Arzt, weil er mir jüngſt über einen beſondern Fall recht gut zu ſprechen ſchien, über meinen Zuſtand zu befragen. Meine Schmerzen nannte er ein rein gaſtriſches Leiden, fand meine inflammatoriſche Diſpoſition bedenklich, und meinen Mißmuth, den ich ſo ungern mit dem verhaßten Namen Hypochondrie belegen höre, bezeichnete er als Abnormität des hepatiſchen Syſtems. Gott bewahre! rief ich, und kehrte ihm den Rücken.

Gleichwohl hat mir das Wort viel Nachſinnen verurſacht, und mich ein Paar Tage elend gemacht. Daß ich fragen mußte, ſo einen jungen Zieraffen, der ſich mit neuen Wörtern brüſtet! — Und das Nachſinnen, betreffe es Beſſerung oder Schlimmerung, iſt vollends mein Verderben. Wie den Furchtſamen das Horchen noch ängſtlicher macht, ſo iſt die grübelnde Aufmerkſamkeit auf ſeinen Zuſtand dem Kranken ein Labyrinth des Grams, worin er bey jedem Schritt ermatteter ſich verwickelt. Kalt und kühn, ohne einen klagenden Laut, lagen die nordamerikaniſchen Wilden an gräßlichen Wunden, und heilten unglaublich ſchnell; und wir hörten ſo oft gefangene und verwundete Franzoſen einander lachend zurufen: *Il ne faut pas prendre du chagrin!* daß es endlich bey uns zum Sprichworte ward, denn wir fanden, das ſey die wahre Arzney des Leibes und der Seele. — Das weiß ich alles wohl, und führe es mir öfters zu Gemüthe; aber dieſe Arzney findet vom Munde nicht immer den Weg zum Herzen, und Beyſpiele helfen mehr in der Gegenwart als durch die Erinnerung.

Woher mein nächſter Brief ſeyn werde, weiß ich nicht; ſobald der Mann der Schweizerin kömmt, reiſen wir ab.

An die Baroneſſe *

Auf Gaiß, den 19. Juli.

Dieſen Brief fange ich an, womit andre endigen, mit Grüßen an die Freunde, den Major und den Paſtor. Beyden wollte ich noch einmohl bey meinem Hierſeyn ſchreiben, allein die Zeit ließ es nicht zu, ſo ſehr bin ich in Bekanntſchaften, und durch dieſe in mancherley Zerſtreuungen, die ich wie Geſchäfte behandle, hineingekommen. Was ich indeſſen einem aus unſerm vertraulichen Kreiſe ſchreibe, das gilt auch dem andern, in ſo fern es ihn intereſſirt, wie Ihr das ohne mein Erinnern ſchon werdet bemerkt und angenommen haben. Alſo auch mit dieſem.

Noch ſind wir hier, und der Himmel weiß wie lange; die Leute machen mit mir, was ſie wollen! Zwar iſt der Mann der Schweizerin angekommen, aber anſtatt nun ſogleich abzureiſen, verſchworen ſich alle Befreundeten, mich noch zu einem Beſuche in den Bergen zu bereden. Ich lärmte und folgte. Der Profeſſor verſprach mitzukommen, und der Hauptmann von Appenzell verſchaffte mir ein ſicheres Saumthier, mit der Verſicherung, daß ich damit bequem nach Seealp, ein mitten im Gebirge liegendes und bey dieſer Jahrszeit ſehr bevölkertes Thal hinein kommen konnte. So ritt ich neben den andern her, die zu Fuße gingen. Es war Sonntag Nachmittags als der Zug begann; wir wollten im Weißbade, am Fuße der Alpen, übernachten, um den folgenden Tag richtig wieder nach Gaiß zu kommen; allein der Himmel verlangte es anders. In Appenzell ging ich zu dem Hauptmann, der unſer Führer zu ſeyn verſprochen hatte; die andern blieben im Wirthshauſe, um den Tanz zu ſehen, denn hier tanzt am Sonntage Alles.

Es herrſcht eine große Tanzluſt unter dem Appenzellervolke insgeſammt; die Innerrödler (ſo heiſſen die katholiſchen Appenzeller) uberlaſſen ſich dieſer Freude ohne Bedenken: die von dem äuſſern Roden hingegen haben noch von der Reformation her ſtrengere Sittengeſetze, worin auch der Tanz verbothen iſt. Dafur ſitzen ſie denn Sonntags mit ihren Madchen in einem Wirthshauſe hinter dem Tiſche zuſammen, laſſen einen Spielmann kommen, und ſtampfen ſamt und ſonders mit den Fuſſen den Takt oder vielmehr jede Viertelsnote, ohne den ubrigen Leib zu bewegen; ſie tanzen ſo in der Imagination, welches poſſirlich ausſieht, aber weniger Sunde iſt. Da mir der Lärm zu groß war, ritt ich mit dem Hauptmann voraus, kam aber vom Regen in die Traufe, denn im Weißbade wurde auch getanzt; es war ein noch viel ärgeres Toben, das ganze Gebaude erbebte von dem Getrampel.

Die Chanoineſſe war ſo hoch erfreut über unſre Ankunft, daß ich daraus den Schluß machte, ſie muſſe hier Langeweile haben, weil ich weiß, daß dieſes Perſonen, die an Umgang und Mittheilung gewöhnt ſind, auf dem Lande häufig wiederfährt, wenn ſie auch noch ſo reitzende Ideen von der Lieblichkeit des Landlebens mitgebracht haben; daher denn allemahl die auffallend lebhafte Freude bey einem Beſuche von Ihresgleichen. Wiewohl ſie uns den Aufenthalt ſehr angenehm beſchrieb, ſo hat doch das Ganze etwas bäuriſches, wobey feinerzogenen Leuten nie lange wohl ſeyn kann. Von der Schulmeiſterey war nicht mehr die Rede; ich glaube, ſie hat ihr Vorhaben, unter dieſen Unbeſchnittenen Wunder zu thun, fahren laſſen. — Sie rühmte mir jetzt das Mineralwaſſer, das ſie braucht, ich mag aber nichts mehr von Bädern hören; wenn dieſe das erſte Mahl nicht helfen, ſo thun ſie es nimmermehr.

In unſrer Geſellſchaft befand ſich auch ein junger Prediger aus dem benachbarten Rheinthale, der ſich ſchon eine geraume Zeit hier aufhält, und uns bald näher angehen wird. Er hat ſich nämlich in Suschen verliebt, und zwar ſo ſehr, daß er mir vorige Woche eröffnete, wie er ernſthafte Abſichten auf ihre Perſon habe, wozu ihm, wie er ſagt, nicht ſo wohl ihr Aeuſſerliches, das freylich nicht übel iſt, als ihre übrigen guten Eigenſchaften, deren er eine Menge an ihr entdeckt haben will, bewogen. Er iſt ſonſt ein verſtändiger, hübſcher Mann, der Profeſſor kennt ihn und rühmt ſeine Rechtſchaffenheit. Jetzt hielt er ſehr an, die Reiſe mitmachen zu dürfen, und da er nichts Böſes im Sinne hat, konnten wir es nicht abſchlagen. Suschen ſelbſt ſchien es nicht ungern zu ſehen.

Was ſagſt du hierzu, liebe Schweſter? Siehe, es iſt Zeit, daß wir gehen, ſonſt könnte die Reihe auch noch an deine Tochter kommen; denn wer das Land liebt, der liebt auch die Leute. Suschen benimmt ſich dabey auf eine Weiſe, die mit kluger Ehrbarkeit übereinſtimmt; ſie will nichts ohne den Willen der Baroneſſe thun, ſie weint bey Clotilde, bey mir dringt ſie auf die Abreiſe, und bey dem Freyer iſt ſie die Beſcheidenheit ſelbſt, und entlehnt Bücher von ihm. Neulich zog ſie das Gewand von des hieſigen Predigers Frau an, aus bloßem Scherze wie ſie vorgab; allein es mochte wohl etwas von jener Neugier darunter ſeyn, die gern wiſſen will, ob etwas lieblich anzuſchauen, und ob es klug mache. Und als im Weißbad alles tanzte, ſchützte ſie, die ſonſt des Tanzens nie ſatt wird, Kopfſchmerzen vor, um ihrem ernſthaften Freunde ſich von einer würdigen Seite zu zeigen. Der deutſche Arzt, der nichts vom Geheimniße wußte, war damit nicht zufrieden, er hatte gerne mit ihr getanzt, und pries ihr daher das Walzen als ein Spezifikum gegen das Kopfweh an; und uns, die ihm widerſprachen, beſchrieb er den Tanz als „die expreſſivſte Exiſtenz, den höchſten Ausdruck des raumlichen Daſeyns; denn durch die Muſik, als das univerſelle Triebwerk und Uhrwerk der höhern Gymnaſtik werde dem Tanzer ſein Daſeyn in der Zeit zugemeſſen“. Er brachte uns damit zum Schweigen, aber nicht zum Tanzen.

Nachdem wir die Nacht hindurch in dem engen

Hauſe zuſammengepfercht waren wie die Schaafe, verſahen wir uns mit Lebensmitteln und zogen von dannen; der Hauptmann und ich zu Pferde, der Profeſſor mit den andern zu Fuße; auch die Chanoineſſe ging mit. Es war ein bedenklicher Ritt über die ſchmalen Steige und glatten Felſen hinweg; doch da wo es am gefährlichſten war, führte ein Mann meinen Gaul. Unterdeſſen machte das ſchone Wetter und die muntere Geſellſchaft die Reiſe kurzweilig; und ſo gelangten wir nach und nach, immer hinanſteigend, in das hohe Thal, das Weiternicht meiner Wanderung. Es iſt ein flacher Boden voll grüner Matten, in deſſen Mitte ein ſtundenlanger ſpiegelheller See liegt; rings iſt das Ländchen von himmelhohen Bergen eingeſchloſſen; allenthalben liegen Hauſer zerſtreut und Viehhütten, die ſich in die höchſte Hohe hinaufziehen, daß ſie kaum mehr das Auge ſieht. Eine neue Welt, eine Inſel mitten auf dem feſten Lande, deren Beſchreibung ich Clotildens Feder überlaſſe, damit ich nicht ſelbſt in den Fehler verfalle, den ich an andern tadle, dem Ohre zu ſchildern, was nur das Auge begreift.

Nachdem wir ein wenig ausgeruht hatten, lagerten wir uns ins Grüne, und packten unſern Mundvorrath aus; wir hatten aber groſe Mühe einen Tiſch zu finden, und unſre Sitze waren Steine und einbeinige Melkerſtühle; denn die Lebensart dieſer Sennleute iſt ſo einfach, daß ſie weder Tiſch, noch Stühle, noch Betten brauchen; ſie eſſen auf dem Herde und ſchlafen auf dem Heu, ob es gleich wohlhabende Leute unter ihnen gibt. Mir hatte man einen Thron bereitet, das heißt, weil ich das kühle Gras ſcheute, auf Pfählen meinen Sattel befeſtigt, und den andern zum Fußſchemmel hingeſetzt. So hielten wir ein fröhliches Mahl; der Himmel war heiter über uns, und von allen Höhen herab ertönte das Locken der Hirten und das Geklingel der Kühe. Der Hauptmann hatte eine Piſtole mitgenommen, die wir von Zeit zu Zeit abbrannten; das wiederhallte an den Felſenwänden wie ferner Donner, und jedes Mahl antwortete uns die fröhliche Jugend der Berge, ſo weit das Ohr reichen mochte, mit großen Paſſagen aus dem Kuhreihen. Ein Geiſt der ſorgenloſen Zufriedenheit und gleichgeſtimmten Freude kam über uns, den die Chanoineſſe den Alpengeiſt nannte; wir waren wie von der niedern Welt abgeſchnitten, ihr vergeſſen und vergeſſend.

So lange wir bey Tiſche ſaßen, wußte der Hauptmann auf eine geſchickte Weiſe die Zuſchauer von uns abzuhalten, welches keine geringe Arbeit war, denn die Appenzeller ſind, wie die Wilden, auſſerordentlich neugierig, und wir ſtanden auf ihrem Grund und Boden; jedoch der Hauptmann iſt bey ihnen in großer Achtung, und darum folgten ſie ihm. Als aber die Frauenzimmer den Kaffe kochten, und den Zucker auskramten, da drangten ſich Große und Kleine hinzu wie die Kinder, denn Zucker geht ihnen uber Geld und Gut, und es war luſtig anzuhoren, wie dieſe ſtammigen Burſche mit ihren Milchzahnen große Schollen zermalmten. Manches verſetzte mich beym Anblicke dieſer Menſchen in die Zeit meiner Jünglingsjahre nach Canada zurück: ihre äußerliche Unbefangenheit, ihre Sicherheit des Daſeyns, ihr Gleichheitsgefühl, ihr Egoiſmus und ihr Scharfblick fürs Lächerliche; wie viel Aehnlichkeiten mit jenen Kindern der rohen Natur fielen mir auf und wie ſehr wünſchte ich, meinen alten treuen Achates, den Major bey mir zu haben, um mich mit ihm der Erinnerung zu freuen! —

Es muß ein uralter Volksſtamm ſeyn, der ſeine Eigenthümlichkeit wohl nicht anders, als durch die Abgeſchnittenheit von der übrigen Welt und ſeine freye einfache Regierungsart hat bewahren können. Die Viehzucht hat ſie freylich geſellſchaftlicher gemacht, als es jene wilden Jäger ſind; und dann, ſage man was man wolle, ſind die Grundſätze des chriſtlichen Glaubens, wenn ſie auch noch ſo ungeläutert unter dieſe iſolirten Bergleute kommen, doch ein Zügel der Wildheit und ein guter Same der Humanität. Von ihren reformirten Landsleuten ſind ſie bey dem gleichen angeſtammten Volkscharakter doch etwas verſchieden; ſie ſind der Natur näher, wenn man anders den ungebildeten Zuſtand des Menſchen Natur nennen darf; ſie ſind offener, keder, ſorgenloſer, geſunder, haben ſchönere Weiber. Sie ſäen nicht und erndten nicht, ſammeln nicht in die Scheunen, und doch finden ſie Nahrung, treiben Spaß, und leben wie die Vögel unter dem Himmel. Jene hingegen leben weniger in der freyen Natur, und ſind durch den Handelsfleiß, der ſich von St. Gallen aus auch unter ihnen verbreitet, weichlicher geworden; das Weben in Behältern unter dem Boden macht die Männer kränklich, und das Sticken in engen niedrigen Stuben die Mädchen blaß; dafür haben ſie dann freylich mehr Geld, aber weniger Lebensfreudigkeit. Im Gebirge wohnt das Urvolk, zeigt ſich noch der Nationalcharacter geſondert von allem Fremden. Unſre deutſchen Bauern ſind wahre Klötze gegen dieſe geiſtvollen Leute.

Ich merkte dem Hauptmann bald ab, wie man ſie behandeln muß; ſie kennen einzig den Ton angeborner Gleichheit; wenn man den trifft, ſo ſind ſie honnet und vertraulich; aber wehe dem, der ſich mit wegwerfendem Spaß an ſie waget! ſie ſtellen ſich einfaltig, um die treffenden Pfeile ihres Hohnes deſto ſicherer auf ihn abzuſchieſſen. Der deutſche Arzt erfuhr das: „Er hatte ſchon eine Zeitlang ſie aufgezogen, und ihnen Mährchen vom Auslande aufgebunden; und jetzt, um ſie zu beſchämen, und zugleich den Damen ſeine Kraft zu zeigen, ſprang er mehrmals über unſern Tiſch weg; und da ihm das kein Appenzeller nachthun wollte, lachte er ſie alle aus. Sie ſchienen ſehr verlegen; endlich ſagte einer, wenn der Tiſch dort ſtände, wo jenes Heu liege, ſo wollte er den Sprung wagen, damit er ſich im Fallen nicht weh thue. Sogleich wurde der Tiſch hingeſtellt;

„Macht es uns noch einmal vor, Herr!„

Er thats und ſtack bis an den Bauch in einer Grube voll Kuhmiſt, die der Appenzeller unbemerkter Weiſe mit Heu zugedeckt hatte.„

Er fluchte wie ein Heide, und begehrte von dem Hauptmann Genugthuung, der ihn hätte warnen ſollen. Da er aber ganz abſcheulich ausſah, und kein Menſch mehr um ihn bleiben wollte, mußte er zuletzt froh ſeyn, als ihm der Hauptmann das Sonntagswamms eines Sennen verſchaffte, das ihn auch zu ſeiner und unſrer Beruhigung nicht übel kleidete. Nachdem der Tiſch wieder an ſeinem vorigen Platze ſtand, ſprangen ſie alle darüber hinaus.

So dachten wir im fröhlichen Genuße der Gegenwart noch nicht ans Ausbrechen, denn auch der Zorn des Arztes, der im Grund nicht böſe iſt, und ſich jetzt ſelbſt in dem Sennenkleide gefiel, hatte ſich wieder gelegt — als wir mit einmahl wahrnahmen, daß ſich ein Gewitter über uns zuſammenziehe; denn in dieſen engen und tiefen Gründen erſcheinen die Gewitter plötzlich, weil man ſie nicht kommen ſieht. Das war ein Jammern! Wir hatten kaum noch Zeit, uns, nach Anleitung der Gelehrten unter uns, in verſchiedene Hütten zu vertheilen, damit wir nicht, zu ſehr zuſammengedrängt, die Gefahr des Einſchlagens vergrößerten, da fing es ſchon an zu ſchütten und zu krachen, als wenn die Felſen herabrollten. Suschen hatte früher ſchon mit dem Prediger ſich entfernt, um längs dem See in lieblichen Betrachtungen luſtzuwandeln, und machte uns jetzt recht beſorgt, in welche Spelunke ſie ſich wohl mit ihrem frommen Aeneas gerettet hätte.

Das Donnerwetter ging vorüber, aber der Regen dauerte fort, und die Bäche ſchwollen an, ſo daß an keine Heimkehr zu denken war. — Aber wo ſollen wir ums Himmelswillen die Nacht zubringen? fragten wir alle. Auf dem Bergheu, antwortete der Hauptmann. Dagegen widerſetzte ſich der deutſche Arzt ernſtlich: der Dunſt des Heues ſey betäubend, man könnte ſich Schlagflüſſe zuziehen, beſonders wo „geſteigerte Nervoſität„ vorherrſche, womit er mir Angſt machen wollte, wie ich wohl merkte.

Es wurde in der größten Sennhütte Feuer gemacht, um welches wir uns alle ſetzten. Sus chen und ihr Prediger waren indeſſen auch wieder zum Vorſchein gekommen; ſie hatten ihre Zuflucht in einem Stadel, wie ſie hier die unbewohnten Schuppen nennen, genommen, wo ſie über eine Stunde, ſo wollte es die pronuba Juno, verweilen mußten, bis der Regen etwas nachließ. Er ſah ſehr vergnügt, ſie hingegen etwas betreten aus; wie wir nachher vernahmen, hatte ſie ihm in dieſer feyerlichen Stunde ihr Jawort gegeben, jedoch mit Vorbehalt unſrer Einwilligung.

Die Bergleute bereiteten uns mancherley Milchgerichte, und wir dachten nichts anders, als ſo die Nacht hindurch beyſammen ſitzen zu müſſen, welcher Gedanke mir ſchrecklich war, denn wie hatte ich das ausgehalten! Ueberdieß waren auch noch andre Schottentrinker im Hintergrunde des Raumes, die alle Sinnen beleidigten. — Andre Schottentrinker? — Ja; ſie nennen in dieſen Bergen, zum Spotte derer, die um der Molken willen aus der Ferne kommen, ihre Schweine ſo, die auch damit genährt werden. Auch war es bald zu warm, bald zu kalt in der Hütte, und die meiſten von uns verſpürten eine große Müdigkeit. Da war nichts anders zu machen, als dem Vorſchlage des Hauptmanns zu folgen, und uns Schlafſtellen auf dem Heu anweiſen zu laſſen; es iſt noch niemand daran geſtorben, ſagte er. Warum hätte ich dem treurathenden Freunde und den übrigen Schweizern, welche die Erfahrung für ſich hatten, nicht Glauben zuſtellen ſollen! Anbey trieb mich noch die Natur mächtig zum Schlafe.

Wir vertheilten uns alſo; die Frauenzimmer beſtiegen unter Anführung von des Hauptmanns Töchterchen den Heuboden unſrer Hütte; der Arzt und der Prediger blieben unten beym Feuer, jener um ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, und dieſer um in der Nähe von ſeinem ſüßen Suſchen ſeufzen zu können. Uns Männern wies man ein andres Heulager in einem unbewohnten Gebäude an. Mit großer Mühſeligkeit mußte ich eine Leiter hinaufſteigen, und dann beym Giebel unters Dach hineinkriechen; aber wie erſchrack ich, als ich das Heu ganz warm und dampfend fand! Der deutſche Arzt hat Recht, rief ich, und wollte wieder hinunter; aber die Leiter war ſchon weg, und die Schweizer redeten mir zu.

Nun ſo mögt Ihr meinen Tod verantworten! ſagte ich, zog mit großer Mühe meinen Rock aus, denn man konnte kaum aufrecht ſitzen, ohne an dem Dach anzuſtoßen, und verkroch mich wie die andern ins Heu.

Ich ſchlief ſo gut, daß ich kaum erwachte, als es mitten in der Nacht auf unſerm Schindeldache heftig zu poltern anfing, und ſogleich wieder einſchlummerte, als der Hauptmann verſicherte, es ſey weiter nichts, als junge Ziegen, die da herumſpazieren. Des Morgens fühlte ich mich ganz erfriſcht und wie verjüngt; das warme Heu hatte gerade das Gegentheil deſſen bewirkt, was ich befürchtete, und die Flüſſe mehr aus den Gliedern gezogen, als hineingebracht, ſo daß ich überzeugt bin, es würde hier mancher, der mit ähnlichem Uebel behaftet iſt, die beßte Kur machen, inſofern er ſich mit der übrigen Lebensart vertragen könnte.

Die Frauenzimmer fanden wir ſchon am Putztiſche, als wir kamen, das heißt, ſie laſen ſich das Heu vom Gewande. Sie wußten mancherley zu klagen: Es ſeyen neben ihrer Hütte Steine vom Berg herabgerollt, daß ſie verſchüttet zu werden befürchteten, und die Chanoineſſe ſich kaum wollte beruhigen laſſen. Dann haben die Schweine ſie mit ihrem Grunzen im Schlafe gehindert; die Schweizerin habe zwar dem deutſchen Arzte zugerufen, er ſollte dieſen ungezogenen Schottentrinkern zureden, der aber ſich entſchuldiget, ſie verſtehen ſeine Sprache nicht; da ſey der zärtlichbeſorgte Prediger mit einem Stock auf die Thiere losgegangen; je mehr er aber auf ſie eingehauen, deſto gräßlicher haben ſie getobt und geſchrieen, als wenn alle böſen Geiſter in ſie gefahren wären, ſo daß die mitleidigen Damen um aller Liebe willen wieder um Frieden gebethen. Als endlich den wachehaltenden Männern die Zeit am Feuer auch lange geworden, haben ſie ſich zu dem Senne auf die Pritſche hingelegt; aber da ſeyen andre Hausthiere über ſie hergefallen, und das Aechzen ihrer Unruhe ſey auch wieder zu den Göttinnen auf dem Heuboden emporgeſtiegen, und habe dieſe in ihrem ſeligen Leben geſtört.

Das Wetter war wieder heiter, die Bäche hatten ſich verlaufen, und wir eilten nun nach Hauſe. In Appenzell, wo wir bey dem Hauptmanne zu Mittag aßen, überzeugte ich mich von neuem von der innigen Anzüglichkeit der angebornen Heimath auf ein Gemüth, das nicht durch Ueberbildung und Schöngeiſterey verwöhnt iſt. Mein Freund, der Hauptmann, verlebte ſeine Kinderjahre unter der wilden Jugend dieſer Söhne der Berge, kam dann durch Veranſtaltung eines geiſtlichen Oheims in eine Erziehungsanſtalt in Frankreich, und von da unter ein Schweizerregiment, wo er in wenig Jahren eine Compagnie erhielt. Er hatte das Glück, in einer der mittägigen Hauptſtädten des Königreichs einer jungen Wittwe zu gefallen, die ſich mit ihm verband, aber nicht lange lebte, und ihn zum Erben eines beträchtlichen Vermögens einſetzte. Wer hätte nun nicht denken ſollen, daß er, der reiche Mann, den Aufenthalt in einer großen Stadt, unter dem ſchönen Himmel, in guter Geſellſchaft und im Ueberfluß, ſeinen ſchneeigen Bergen und halbwilden Landsleuten vorzöge? Nicht ſo der Hauptmann.

Ich hatte mich ſchon, erzählte er, bey Lebzeiten meiner Frau aus dem Dienſte zurückgezogen, und verſuchte nun nach ihrem Tode allerley, mir ein angenehmes Leben zu verſchaffen; aber es iſt mit den ſelbſtgewählten Beſchäftigungen wie mit ſelbſtgemachten Göttern; wo wir uns ohne ſie helfen können, da ſind ſie zum Scheine bey der Hand, und laſſen uns im Stiche, wo wir ihrer am meiſten bedürften. Wo uns nicht ein höherer Geiſt treibt, oder eine beſtimmte Nothwendigkeit uns zu handeln befiehlt, bleibt bey aller Geſchäftigkeit doch eine gewiſſe Leere in der Seele, die oft der eingeſchränkteſte wirkliche Beruf beſſer ausfüllt. Dieß ſah ich immer klärer ein, und empfand es auch beym Zeitvertreibe. Wenn ich des

Abends aus der großen Geſellſchaft oder vom Schauſpiele zurückkehrte, da hatte ich zwar recht feine Dinge geſehen und gehört; aber der Menſch lebt nicht allein von feinen Dingen; mir mangelte das ſtille Leben der Alpen, der Aufenthalt in den Wolken, die naive Schalkheit meiner Landesgebornen, ihr in Freyheit feſtgewurzeltes Beſtehen . . .

Der Profeſſor unterbrach ihn:

„Hier wohnt ein Volk verſtreut an rinnenden Brunnen,
„Das in den Stand des unterthänigen Lebens
„Nur einen Schritt gethan mit furchtſamen Füßen,
„Und den ſchon bereuet.„ *)

Je mehr ich an Jahren zunahm, fuhr der Hauptmann fort, und das künſtliche Leben der großen Welt kennen lernte, deſto mehr wurden jene Eindrücke in mir wach, welche die offene Seele des Knaben erfüllt hatten, und mir erſt nur wie liebliche Träume vorſchwebten, bald aber zu blei-

---

*) Bodmer's Ode an Philokles.

ben der Erinnerung und zuletzt zu mächtiger Sehnſucht wurden, ſo daß ich, wiewohl als ein Schwärmer verlacht von meinen Bekannten, und nicht ohne widerſprechende Empfindungen mein Vermögen mit Verluſt einzog, von jener Welt für immer Abſchied nahm, und in das Land meiner Väter zurückkehrte, wo ich mir an dem ſchönſten Orte eine Alpe kaufte, auf und von welcher ich jetzt glücklich lebe. Daneben verſehe ich mein Aemtchen (er hat eine der obern Stellen) ſo gut ich kann, genieße das Zutrauen meiner Landsleute, und lebe ſo als Bürger und Eingeborner in dem natürlichſten und menſchlichſten Berufe.

Das iſt, ſagte die Chanoineſſe, eine löbliche aber individuelle Empfindungsart, die nichts für das Allgemeine beweiſt.

Ich begehre auch nichts zu beweiſen, erwiederte der Hauptmann; ich erzähle nur, warum mir dieſer Winkel der Welt vor andern lache, und wie ich, ohne damohls daran zu denken, mich und mein Vermögen gerettet.

Es beweiſet doch ſo viel, ſagte ich, daß eine Hütte, wo man jugendliche Erinnerungen um ſich ſammeln kann, beſſer iſt, als ein goldenes Haus ohne Liebe.

Und, ſetzte der Profeſſor hinzu, daß man im Nachen des Berufes glücklicher fährt, als im Weltumſegler des Müßiggangs.

Sentenzen ſchneiden der Unterhaltung das Leben ab, meine Herren, ſagte die Chanoineſſe; man hat entweder zu viel oder gar nichts dagegen zu ſagen, in beyden Fällen aber ſchweigt man. — Sie hatte ſehr Recht; zwar war dieß Geſpräch abgebrochen, aber nicht unſre freundliche Stimmung.

Wir lieſſen die Gläſer klingen, nahmen dann von ihr und dem deutſchen Arzte Abſchied; die Frauenzimmer verſprachen ſich zu ſchreiben; der Hauptmann will uns noch vor der Abreiſe in Gaiß beſuchen; der Profeſſor begleitet uns bis in die Heimath der Schweizerin; und auf Suschens Hochzeit kommen wir Alle wieder zuſammen.

Zu verbeſſern:

S. 10. Z. 5. für dann l. denn
— 66. = 11. = Chancineſſe l. Chanoineſſe
— 81. = 9. = binweg l. hinweg
— 86. = 2. von unten, für unergründtlch l. unergründlich
— 89. = 9. von unten, für unb l. und
— 115. = 6. für ſchüchtern l. ſchüchtern
— 124. = 12. = iſerſüchtig l. eiferſüchtig
— 136. = 2. ihm l. ihn

Die
Molkenkur.

Herausgegeben
von
Ulrich Hegner.

Zweyter Theil.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie 1819.

Suschens Hochzeit.

Herausgegeben
von
Ulrich Hegner.

Erſter Theil.

Zürich,
bey Orell, Fußli und Compagnie 1819

6 S. [illegible] 12*4

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Suſchens Hochzeit,

oder,

die Folgen der Molkenkur.

„Auf Suschens Hochzeit kommen wir alle wieder „zuſammen", dieß war die Verabredung der ſich trennenden frohen Geſellſchaft bey dem Mittagsmahle in dem Hauſe des Hauptmanns zu Appenzell.

Der Oberſt von R... und ging bald hernach mit dem alten Profeſſor aus Zürich in deſſen Heimath, und von da an den Thunerſee, auf das Landgut der jungen Schweizerin, die mit ſeiner Nichte Clotilde während ihres Aufenthaltes in Gais ein Bündniß der Herzen geſchloſſen hatte, und bereits mit derſelben nach Bern vorausgeeilt war. Der Monat Auguſt war vor der Thüre, und mit ihm die ſchönen Tage der Schweiz; das Land gefiel ihm auch ſchon beſſer als im Anfang, und durch das Herumreiſen und den Wechſel der Gegenſtände war die Luſt von übler Laune auffallend vermindert, die einförmiges Stilleſitzen und Mangel an Geſundheit auf ſeinen thätigen Geiſt gehäuft hatten.

Mit Suschen, ihrem Kammermädchen, nunmehr mit einem Prediger verlobt, befand ſich Clotilde etwas in Verlegenheit; ſie hatte dieſelbe mitgenommen, weil ſie nicht wohl bey ihrem Bräutigam hatte bleiben können, ehe ſie vermählt war. Zwar ſchien es der Bräutigam zu wünſchen, wenigſtens hatte er ſchon zur freundſchaftlichen Aufnahme in einem benachbarten Pfarrhauſe für ſie Anſtalt getroffen, bis die zu ihrer Verbindung nöthigen Scheine aus der fernen Heimath angelangt wären; allein bey Suschen war die Anhänglichkeit an ihre geliebte Gebieterin, da die Trennung bevorſtand, noch lebhafter geworden; ſie beſtand darauf, ſich nicht von ihr zu ſcheiden, bevor es die Nothwendigkeit erforderte, und Clotilden, die mit ihr im freundſchaftlichen Verhältniſſe aufgewachſen, war das auch recht.

Jedoch als Kammermädchen ſollte ſie jezt nicht mehr auftreten, da ſie einem höhern Stande geweihet war, ſie wurde als Geſellſchafterin mitgenommen. In dieſe neue Rolle konnte ſie ſich aber gar nicht finden, weil ihr die Gewohnheit entgegen war; das gute Kind hatte von Jugend auf dem Fräulein gedient, und wenn dieſe jezt den Dienſt nicht mehr haben wollte, ſo weinte ſie und hielt ſich für hintangeſezt. Auch vergaß ſich der Oberſte zuweilen, und ſprach von Leuten, die nicht zum Hauſe gehörten, mit Suſchen im alten Tone, und brachte damit ebenfalls manche auffallende Störung in das neue Verhältniß. Zum Glücke ſahen ſie ſelten große Geſellſchaft, und halfen ſich dann, wie man ſich im Umgang immer am beſten hilft, wenn man etwa aus ſeiner Rolle tritt, ſie ſuchten ohne viel Umſtände wieder hinein zu kommen.

Der Prediger war auf ſein Dorf im Rheinthale zurückgekehrt, wo er ſeit einigen Jahren als Vikar des betagten Pfarrers im geiſtlichen

Dingen rühmlich gewaltet hatte, und nach deſſen jüngſt erfolgtem Tode an ſeine Stelle ernannt worden war. Er beſchäftigte ſich dort emſig mit Vorkehrungen zu ſeinem neuen Leben; dazu bedurfte er aber weiblicher Hülfe, und da ſeine Schweſter, die ſonſt bey ihm gelebt, voriges Jahr geſtorben war, ſo rief er eine Tante von Zürich um Beyſtand an, die auch mit nächſter Gelegenheit zu kommen verſprach; aber manches berieth er ſich inzwiſchen mit verſtändigen Hausfrauen aus der Nachbarſchaft. Die Vorſteher ſeiner vermögenden Gemeinde, wo er ſehr beliebt war, weil er Güte mit ernſten Sitten vereinigte, und ungeachtet ſeiner jugendlichen Thätigkeit ſich nicht in ihre weltlichen Angelegenheiten miſchte, lieſſen, um ihrem neuerwählten Lehrer einen Beweis der Achtung zu geben, das alte Pfarrhaus ganz nach ſeinem Wunſche erneuern, und beſchloſſen, daß auch die Kirche auf ſeine bevorſtehende Verbindung neu geweißt und gemahlt werden ſollte. Ja es war von noch mehrerm die Rede, wie es zu geben pflegt, wenn einmahl der Geiſt dankbarer Gefalligkeit über eine Corporation gekommen iſt.

Dieſes alles verſetzte den Prediger in manche ſüße Träumereyen von ſeinem künftigen Glücke, deſſen vorempfundene Seligkeit er dann ſeiner Geliebten brieflich kund that, und damit auch bey dem treuen Suschen einen lieblichen Kampf zwiſchen ihrer Jungfräulichkeit und den gaukelnden Bildern des neuen Standes aufregte. — Einer der Briefe lautete, wie folgt:

Ein Herz und Eine Seele ſind wir ſchon, meine Theure, ſelbſt in der Entfernung. Du biſt mein Gedanke, mein Alles; und ich weiß es, das bin ich auch dir. Aber noch eine glücklichere Zeit ſteht uns bevor, die Verbindung vor dem Altare, der heilige Bund zwiſchen Mann und Weib, den nichts trennen wird als der Tod, und auch der nur für kurze Zeit. O daß du bald kämeſt, und mit dir jene ſeligen Tage!

Schon wird an beträchtlichen Veränderungen unſerer künftigen Wohnung emſig gearbeitet, du bekömmſt außer der Wohnſtube noch ein Beſuchzimmer für liebe Gäſte, und dieſes letztere wollen, wie ich unter der Hand vernehme, einige meiner begüterten Kirchgenoſſen auf eigne Koſten möbliren laſſen; es ſind wackere Leute, die ſchon lange meine Achtung hatten, und du ſiehſt, ich genieße auch der ihrigen. Meine Arbeitſtube, vorhin düſter und abgelegen, kömmt nun oben ins Haus, wo ich eine freye Ausſicht in die Berge und über den Rhein hinaus habe. Und dann wird noch ein Gemach im Hauſe bereitet, woran es aber zuletzt kommen ſoll, weil deſſen Bewohner noch ferne ſind, und erſt nach Jahren erwartet werden; erräthſt du mich, liebes Suschen?

An dieſen Wohnplatz ſind wir dann vermuthlich zeitlebens gebannt; uns liegt alſo ob, von uns hängt es ab, ihn zu einem Aufenthalte des Friedens und der Liebe zu machen; und das wollen wir uns geloben, o du Theure! Es gibt kein bleibendes Heil für den Menſchen auf Erden, wenn es nicht an ſeiner Wohnung haftet, von ihr ausgeht, und zurück zu ihr den vertrauten Pfad kennt. Ein Sitz, nicht des prunkenden Scheines, aber des verborgenen Glücks, ſoll unſre Heimath werden, eine freundliche Einkehr von den Mühſeligkeiten des Berufs, ein Obdach vor den Stürmen des Lebens; und treten wir aus demſelben hervor, ſo wird es dem Stande eines Pfarrers und ſeiner Schickſalsgefährtin gemäß mit Würde und Liebe geſchehen. Von dir, um benachbarte Freundinnen zu beſuchen, oder aus unſerm kleinen Ueberfluß Dürftige in der Gemeinde zu erquicken; und ich gehe zu verkunden das heilige Wort, und armen Kranken den Troſt eines beſſern Lebens zu lehren, oder denſelben von ihnen zu lernen. – Und dann in müſſigen Stunden und hellen Tagen ziehen wir zuſammen aus, Arm in Arm, durchſtreifen Feld und Wieſe, und beſteigen die umſichtigen Hügel der Weinberge, wagen uns zuweilen wohl auch weiter, dorthin wo wir aus unſerm Fenſter die grünen Alpen, und hinter ihnen die Schneegipfel des Alpſteines erblicken; ja dorthin, auf jene herrlichen Höhen, in ihre reinen Lüfte, begeben wir uns jährlich einmahl wie auf eine Wallfahrt, um unſre Seele zu erheben bey dem Anblick der weiten Erde zu unſern Füſſen, zu vergeſſen in der hohen heitern Einſamkeit die kleinlichen Sorgen des Lebens, um mit regem Geiſt und erfriſchtem Muthe zu dem Tagewerk zurückzukehren, das uns die gütige Vorſehung auferlegt hat. Groß iſt mein Verlangen, mit dir, du Geliebte meiner Seele, dieſe Blumen reiner Menſchenfreude zu pflücken, ja dich in dieſen Garten einzuführen; ich kenne deinen Sinn für unſre erhabne Bergnatur, und weiß zum voraus, daß die Behendigkeit deiner Füſſe dir ſolche kleine Wanderungen zum Spiele machen wird!

Aber du bleibſt auch gerne zu Hauſe, du liebſt auch das Leſen, wie ich öfters wahrgenommen; und ſiehe, dafür iſt auch Rath geſchafft! Ich habe Großes und Kleines, eine Sammlung beſitze ich der vorzüglichſten Heldengedichte alter und neuer Zeit, in deutſcher Sprache; da fangen wir unſre gemeinſchaftliche Leſung mit der Odüſſee an, und gehen ſo durch die höchſte Poeſie der Völkerſchaften hinab bis auf unſre Tage; ich erkläre dir ihre Geſchichte, und dein unverdorbner Geſchmack hilft mir zur Aufmerkſamkeit auf manches der Wahrheit der Natur entnommene Gemählde. Auch habe ich Beſchreibungen von Reiſen und Ländern, die lernen wir kennen, vergleichen; wir bilden uns wechſelſeitig. Willſt du Romane und Schauſpiele leſen, ſo findeſt du auch dieſe in dem Nachlaſſe meiner, ach! ſo frühe verſtorbenen Schweſter, um die mir noch das Herz blutet, und die du mir, ſo Gott will, erſetzen wirſt. Gewiß unſre Zeit wird und ſoll uns nicht unbenutzt verfließen!

Aber verfloſſen iſt leider die Zeit dieſes Briefs, und ich hätte dir noch ſo vieles zu ſagen, und kann beynahe nicht von dem Papier wegkommen, das, ein Liebesbothe zwiſchen mir und dir, in wenigen Tagen in deiner Gegenwart ſeyn wird; o könnte ich mit ihm, könnt' ich voran fliegen! — Möge ich bald alles, was ein liebendes Herz wünſcht, von dir hören, und ſo auch von den Edlen, deinen Wohlthätern, in deren Dienſte geſtanden zu haben, kein menſchliches Weſen erröthen darf.

* * *

Die Braut war ſtolz auf dieſen Brief; das Fräulein und ihre Freundin lobten und laſen ihn auch dem Oberſten vor, und dieſer ſagte zu dem freudig erröthenden Suschen: Sey getroſt, mein Kind, dein Bräutigam gehört wahrlich unter die guten Menſchen, ich weiß es nicht erſt von heute!

Nachher aber, als ſie weggegangen, konnte er ſich der Bemerkung nicht enthalten, er wolle ſich zwar Suschen ſehr gern als eine ehrbare Predigersfrau denken, aber das künftige Honigleben ſollten ſich Verlobte nie ſo idealiſch vormahlen, wie es der Prediger thue, weil es doch mit der Natur der Sache nicht beſtehen könne.

Der heilige Eheſtand habe freylich auch ſeine dichteriſche Stunden, aber dieſe werden ſchwerlich je von der Phantaſie vorbereitet, und laſſen ſich nicht nach Belieben an einen vorausbedachten Zeit- und Standpunkt knüpfen, ſondern entſpringen, wie alles Echtpoetiſche, dem Augenblick, und zeigen ſich, wie die Sonne, oft dann am ſchönſten, wenn ſo eben trübe Wolken vorübergezogen. Wer eine Luſtreiſe vorhat, fuhr er fort, träumt ſich ſchönes Wetter, aber dann kommt der Regen, an den er nicht dachte, und er muß ſich leidend verhalten; thut er das mit heiterm Sinne, ſo findet er oft Entſchädigung des geſtörten Vorhabens, wo und wie er es nicht dachte; denn das iſt der Weg des Schickſals, da zu geben, wo es zu nehmen ſcheint. — Und ſo wird es wohl in der Ehe ſeyn, nicht wahr? ſagte er zu der Schweizerin.

Sie ſprechen wahrhaftig, als ob ſie die Erfahrung ſelbſt gemacht hatten, antwortete dieſe: Indeſſen mag auch das Spiel der Einbildung mit bevorſtehenden Freuden dem menſchlichen Gemüthe natürlich ſeyn.

Sehr natürlich, erwiederte der Oberſte, denn es findet ſich bey Kindern und Greiſen, bey Guten und Böſen. Träumen müſſen wir, um glücklich zu ſeyn; nur ſollen wir uns hüthen, das Luftgebilde nicht in die Wirklichkeit hinüberzuziehen, oder gar zur Norm des künftigen Verhaltens machen zu wollen, wie unſer ehrliche Bräutigam zu thun geneigt ſcheint, der bey allen guten Eigenſchaften des Mädchens ſich doch in manchem getäuſcht finden wird, das er jetzt als unausbleibliche Folge ihrer lehrbegierigen Anhänglichkeit an ihn vorausſetzt. Der romantiſche Berg- und Höhenſinn zum Beyſpiel, auf den er ſo viel hält, ſcheint ihr nicht recht natürlich zu ſeyn, denn Moden halten nicht lange.

Gnade! rief Clotilde: was haben wir nicht alles ſchon hierüber hören müſſen!

Und von ſeinen langen Heldengedichten, fuhr er fort, wird Suschen bald genug ſich zu den kurzweiligen Romanen der Schweſter flüchten. Das iſt dann die Täuſchung der allzuſichern Vorausſetzung, und die iſt unangenehm.

– Clotilde ſeufzte ohne zu wiſſen, oder wenigſtens zu ſagen, warum; und die Schweizerin lachte: Sollte ſich wohl der Mann allein in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſehen?

Hier, antwortete der Oberſte, hat ein Unterſchied ſtatt. Verſprechen ſich die Männer von ihren Bräuten vorzügliche Ausbildung beſondrer, wirklicher oder eingebildeter Eigenſchaften, ſo ſind hingegen die Erwartungen des weiblichen Geſchlechts vom Eheſtand allgemeiner. Sie nehmen zwar alle an, daß ſie einen Meiſter bekommen, denn das iſt die Ordnung der Natur, die ſie wohl fühlen; aber alle ſind der Lenkſamkeit dieſes Meiſters gewärtig, einer Eigenſchaft, die ſich nicht wohl mit der Meiſterſchaft verträgt. Und das iſt eure Täuſchung, ihr Kinder; ihr ſeyd zwar geneigt zum Gehorchen, erwartet aber lauter angenehme Befehle.

Seht den Kenner! rief die Schweizerin.

Wie geht's dann öfters? fuhr er fort. Entweder iſt der Meiſter lenkſam aus Schwachheit, das heißt, er wird dem Weibe unterthan, oder er iſt ſtreng aus Uebermacht. In beyden Fällen hat die Frau ihren wahren Standpunkt verfehlt: Muß ſie mehr gehorchen, als ſie erwartet hatte, ſo fühlt ſie ſich an der Würde der Hausfrau gekränkt; führt ſie aber die Alleinherrſchaft, ſo iſt ſie über den Kreis der Weiblichkeit hinausgetreten, und wird, was ein weibliches Weſen nie ſeyn ſollte, ein Gegenſtand der Furcht.

Nun ja, verſetzte die Freundin, Enttäuſchungen müſſen kommen; aber wenn dieſe vorüber ſind, ſo geht erſt der wahre Eheſtand an. Wer dieſen kennt, lieber Oheim Hageſtolz, der mag auch wiſſen, daß es eine Herrſchaft durch Liebe, einen Gehorſam aus Pflicht geben kann.

Ich kann mir auch eine gegenſeitige Verträglichkeit denken, that Clotilde hinzu: wohl auch eine ſüſſe Wehmuth der Ausſöhnung.

Ihr habt Recht, Kinder, erwiederte der Oheim; denn ſo wie jeder Menſch Gutes und Böſes in ſich vereinigt, ſo wird auch jeder Stand in den er tritt, durch ihn abwechſelnd gut und böſe. Gott bewahre mich, ſchlecht von der Ehe zu ſprechen, wenn ich ſchon ein alter Junggeſelle bin! Man verſteht mich immer unrecht; nur den überſpannten Erwartungen bin ich nicht hold, und wollte Clotilden vorläufig auf den Nachtheil derſelben aufmerkſam machen, aus Beſorgniß, die Erfahrungen ihrer glücklichen Freundin reichen dazu nicht hin. — Letzteres ſagte er abſichtlich, weil ein naher Verwandter der Schweizerin Liebe zu Clotilde merken ließ, ein angenehmer junger Mann, den ſonſt der Oberſte wohl leiden mochte; aber er konnte nicht zugeben, daß ſeine Nichte einen Schweizer heirathe, und ließ daher mitunter ſo ein abwehrendes Wort fallen.

Die Freundinnen ſpürten etwas Räthſelhaftes in dieſer Wendung und ſchwiegen. Die Unterredung über den Gegenſtand hatte ein Ende, wie es meiſt geſchieht, wenn plötzlich ein geheimer Sinn auffaßt.

Er wollte nun auch Suschens zärtliche Antwort leſen; aber das hatte ſie ſich verbethen, da ſie ihrer Rechtſchreibung nicht zum Beſten traute, und weil ſie ihre neuen ſchüchternen Gefühle nicht gern ſeinen Bemerkungen preisgab, ob er gleich verſicherte, daß weibliche Liebesbriefe große Annehmlichkeit für ihn haben, und der Mangel der Rechtſchreibung gerade die Würze derſelben ſey.

* * *

Der Oberſte hatte, als er die obere Schweiz verließ, mit dem Prediger die Abrede getroffen, daß ihm dieſer bis nach der Weinleſe, denn ſo lange wollte er noch in der Schweiz bleiben, ein Landhaus in der Nähe ſeines Pfarrdorfes in dem Trauben- Obſt- und Menſchenreichen Rheinthale zu miethen ſuche. Das war mit beſtem Gelingen geſchehen; eine ſehr geräumige wohlmöblirte Wohnung auf einer Anhöhe, ein ſogeheißnes Schloß, Grünenſtein genannt, wartete ſeiner. Um daſſelbe aber nach ſeinem Geſchmack, und zum Empfang aller ſeiner Gaſtfreunde einzurichten, wollte er jezt ſelbſt hinreiſen, und es wurde beſchloſſen, daß Suschen ihm zur Hülfe mitgeben ſollte, welches ſich dieſe auch um ſo viel eher gefallen ließ, da ihr Fräulein nunmehr eine andre Kammerjungfer angenommen hatte, mit welcher ſie nicht recht zuſammenſtimmte.

Dieß war ein gewandtes niedliches Berner mädchen, das ſich in ſeiner etwas verbrämten Landestracht gar fein ausnahm, und fertig franzöſiſch zu plaudern wußte, welches Suschen nicht konnte, und daher auch nicht gern hörte. Zudem war es ihr auch zuwider, daß die Jungfer ihren Anzug beybehalten mußte, der ſich, wie ſie meinte, für die Bedienung eines adelichen Fräuleins nicht ſchicke. Das wollte aber hauptſächlich der Oheim: Die Grazie dieſer Mädchen, ſagte er, haftet an ihrer Kleidung; ſie haben ſolche gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen, ihre ganze Haltung und Bewegung iſt darauf berechnet; ziehen ſie andre Kleider an, ſo findet ſich die naive Anmuth nicht mehr an ihrem Platze, ſie werden linkiſch und alltäglich. — Wer weiß, ſagte er zu Tobias, als ſie Abends beym Auskleiden von dem Bernermädchen ſprachen, ob nicht Suschen deßwegen ſo ſehr auf Abänderung der Tracht gedrungen, weil ſie beſorgt, neben der neuen Zofe überſehen zu werden, wenn dieſe in ihrem vortheilhaften Anzuge bleibt? Hübſch iſt ſie.

Und gelehrt dazu, verſetzte Tobias: Als ich ihr heute von unſern Fahrten über Meer erzählen mußte, erkundigte ſie ſich, ob ich auch die entlegene Inſel geſehen, wo wilde Weiber in Grotten weinen? — Auf meine Frage, woher ihr dieß bekannt ſey, gab ſie zur Antwort: aus dem Telemach.

Demungeachtet fanden der Herr und der Diener, daß dem ehrlichen Suschen doch der Vorzug gebühre, und das Fräulein ſchwerlich wieder ſo innige Anhänglichkeit finden werde, wie von dieſer ihr ſchon in der Kindheit angewöhnten Vertrauten.

Nach einigen Tagen reiste der Oberſte mit der Braut und ſeinem Tobias hinweg, und Clotilde verſprach mit ihrer Freundin bald nachzukommen. — In Zürich hielt er ſich einen Tag auf, um den alten Profeſſor mitzunehmen, deſſen Bekanntſchaft er in Gaiß gemacht und ſeitdem gefliſſen unterhalten hatte; der Mann war ihm beynahe unentbehrlich geworden. Suschen benutzte dieſen Aufenthalt, um die Tante ihres Bräutigams zu beſuchen, von der ſie mit vieler Förmlichkeit empfangen wurde. Dieſe Frau hatte ſo eben die Einladung des Predigers erhalten, ihm bey ſeinen häuslichen Zurüſtungen behülflich zu ſeyn, und meinte nun, und ließ es ſich nicht ausreden, die Braut komme, oder ſey dazu beſtimmt, ſie abzuhohlen. Vergeblich ſtellte ihr dieſe vor, daß ſie nur zu einem Empfehlungsbeſuche gekommen, und der dritte Platz in dem Halbwagen ſchon durch den Profeſſor beſetzt ſey, die Tante blieb darauf, der Vetter im Rheinthal brauche Hülfe, und der Profeſſor werde wohl eine andre Gelegenheit finden. Suschen mußte es dem Oberſten anzeigen, und machte die Eröffnung mit ſchwerem Herzen, bekam aber von ihm lauter ungeſtumme Antworten: er ſey nicht in die Schweiz gekommen, um mit alten Weibern herumzufahren, und ſeine Freunde darüber hintanzuſetzen, und dergleichen mehr; welches ſie zwar der Tante in milder Einkleidung hinterbrachte, die es aber als eine Geringſchätzung aufnahm und ſich darüber ſehr ereiferte, ſo daß Suschen jetzt zum erſten Mahl eine kleine Erfahrung von den Unannehmlichkeiten machen konnte, die den Eintritt ins bürgerliche Leben begleiten. Sie mußte ſich das ganze Geſchlechtregiſter der beleidigten Perſon erzählen laſſen bis zu einem ihrer Urväter, der ein Standeshaupt geweſen; ſie mußte von dem ſeligen Eheherrn hören, der mehr zu bedeuten gehabt, als ein Profeſſor; und von unbekannten Fremden, die oft nicht das ſeyen, wofür ſie ſich ausgeben.

Das arme Mädchen, dem dieſe Art der

Selbſtſchätzung noch neu war, hatte Freundlichkeit von der Verwandten ihres Geliebten erwartet, und nicht ſolche Belehrungen; daher kam ſie in große Verlegenheit, und konnte eine Thrane nicht zurückhalten. Allein Thranen beſanftigen dieſe zähen Herzen nicht, die Anzüglichkeiten wurden fortgeſetzt, bis zuletzt die gereitzte Dulderin aufſtand und ſagte, ſie ſey überzeugt, daß es ihrem Bräutigam ſelbſt nicht lieb wäre, wenn ſie Beleidigungen, die nicht ſie allein angehen, länger anhörte.

Was Thränen nicht vermögen, thut oft der Muth; die Alte war deſſen nicht erwartet, und da ſie ihre Gründe hatte, es mit dem Prediger nicht zu verderben, ſuchte ſie mit ſchaalen Reden wieder in das Geleiſe der Gefälligkeit einzulenken, ja ſie weinte ſelbſt über das Mißverſtehen, wie ſie es nannte, und nahm die leidende Braut mit ſich zu ihrem wöchentlichen Abendbeſuche, wo ſie dafür ſorgte, daß dieſelbe ſchon als künftige Frau Pfarrerin behandelt wurde, die auch durch ihre Sittſamkeit die Achtung der jüngern, und durch ihre jugendliche Friſchheit das Wohlgefallen der ältern Frauen, welche über die Jahre der Vergleichung hinaus waren, zu erhalten wußte.

Ungeachtet einer gewiſſen Scheu, die Suschen vor den beyden alten Herren, bey denen ſie jetzt im Wagen ſaß, hatte, ſo daß ſie ſich wenig zu ſprechen getraute, und obwohl des Profeſſors Tabackspfeife ihr läſtig war, befand ſie ſich doch beſſer zu Muth, als geſtern bey der geſchraubten Frau Amtsräthin (ſo hieß die Tante) und in ihrer Abendgeſellſchaft. Die beyden Herren aber waren ſeelenvergnügt; der Oberſte, weniger von Mißlaunen geſtört als vormahls, war ſehr offen gegen Freunde, und mit dem Profeſſor wäre er bis an der Welt Ende gefahren, weil ſie in der Anſicht des Lebens übereinkamen, und was der Profeſſor theoretiſch erkannte, der Oberſte durch ſeine Erfahrungen beſtätigt fand.

noch einmahl, die einzelnen Partien, die wir oben durch das Gebüſche erblickten, gefielen mir beſſer; der Fall iſt zu breit für die geringe Höhe, und die Entfernung von hier bis dort zu groß.

Dem Profeſſor, als einem echten Schweizer, that es weh, daß der Freund die Wunder ſeines Landes gering ſchäßte: Wenn Sie nie nichts vom Rheinfalle gehört hätten, und von ungefähr dazu gekommen wären, ſagte er, Sie würden ihn jetzt mit überraſchender Luſt ſchauen; aber Sie haben zu große Erwartungen mitgebracht, das iſt der Nachtheil jeder Berühmtheit.

Man hatte Mühe, den Oberſten zu bewegen, daß er den Thurm beſteige, auf deſſen Höhe der ganze Waſſerfall in einem Schaudunkel (in camera obscura) zu ſehen iſt: denn, ſprach er, wie kann mir im Bilde gefallen, was mich in der Wirklichkeit nur wenig rührt? — Und doch gefiel es ihm, ſobald ſein Auge ſich gewöhnt hatte, in der dunkeln Kammer den Schimmer des lebendigen Gemahldes zu ertragen. Der ſchönbeleuchtete Hügel auf dem das Schloß ſich zeigte, die herabwirbelnden Ströme, das wellenbewegte Waſſerbett, auf welchem durch Veranſtaltung des Profeſſors ein Schiffer mit einem Kahn herumſchaukelte, der heitere Sonnenſchein über dem Ganzen, und das fernertönende Rauſchen; alles das geſtaltete ſich zu einem in fortwährender Bewegung regſamen Bilde, das ihn durch ſeine Neuheit hinriß. — Lachen Sie mich aus, wenn Sie wollen, rief er, aber ich kann nicht helfen, dieß Kunſtwerk, wenn es eines iſt, zieht mich jetzt mehr an, als die Natur, weil ich hier einmahl in gelungener Vollendung ſchaue, was alle Mahler umſonſt verſucht haben.

Und doch iſt's ebendaſſelbe, was wir unten ſahen, ſagte der Profeſſor; nur zeigt uns das durch künſtliche Vorrichtung ſich mahleriſch ordnende Bild hier das Ganze im Kleinen, wie es kunſtgeübtere Augen unten im Großen erblicken. Ein glücklicher Sinn, der die Gegenſtände in einem günſtigen Geſichtspunkt aufzufaſſen weiß, iſt die Quelle unſers Wohlgefallens; nicht vorgefaßte Meinungen über Halbes und Ganzes.

Sehen Sie, ſagte der Oberſte, dieß bewegte Leben auf dem Tuche iſt mir neu, und bezaubert mich; ich bin ein Kind, laſſen Sie mir die Freude! — Ich theile ſie mit Ihnen, war die Antwort: ich bin weit entfernt, das ſinnliche Wohlgefallen in die Regel zu zwingen, es iſt perſönlich und flüchtig, und läßt ſich nicht durch allgemeine Begriffe feſthalten, noch erklären.

So wenig, erwiederte jener, als aus den Beſtandtheilen einer Kerze das Licht; wir wollen uns alſo nicht ſelbſt ſtören, uns nicht die Freude an der kleinen Erſcheinung aus vermeinter ſchuldiger Achtung gegen die große verſagen; denn man könnte eben ſo gut die Frage aufwerfen: was iſt Klein und Groß? als Sie gefragt haben: was iſt Halb und Ganz?

Nachdem ſie das Naturgemählde verlaſſen, ſtiegen ſie unten in den Kahn der zur Ueberfahrt dient, um jenſeit am Fuſſe des Schloßhügels die

Waſſerwogen in der Nähe zu ſehen. Der Oberſte verlangte; daß das Schiffchen mitten in das große Waſſerbecken hinein gefahren werde, dorthin auf die Stelle, wo ſie es oben ſo luſtig hatten tanzen ſehen; allein der Profeſſor bath zürnend, und Suschen flehte weinend, was wollte er machen? Kaum waren ſie aber hinuber, ſo ließ er die Gefahrten ausſteigen, und es half alles nichts, der Schiffmann mußte ihn und Tobias, der zu allem kein Wort ſagte, dahin fahren, wo er anfangs gewollt hatte, in den Tanz der Wogen und in die Nahe des hochaufſpritzenden ſiebenfarbigen Schaumes. Die andern ſahen ihm von dem gewöhnlichen Standpunkte ängſtlich zu, und Suschen erlaubte ſich nachher, als ſie wieder im Wagen ſaſſen, den Vorwurf, er habe ſie in ihrer Bewunderung des Rheinfalls geſtort, gerade wo ſie ſich derſelben am liebſten uberlaſſen hatte.

Er wollte eben ſelbſt bewundert ſeyn, ſagte der Profeſſor, und nannte es ein Wageſtuck der Eitelkeit.

Im Reiſewagen, ſagte er, ſollten nur Freunde ſitzen, die ſich verſtehen; das nahe Beyſammenſeyn und der immer wechſelnde Schauplatz der Reiſe wecken die Vertraulichkeit, und nähren den Stoff der Unterhaltung; ſo ſchrecklich hingegen dieſe gedrängte Nähe unter widrigen Perſonen iſt.

Da ſitzt man lieber allein, erwiederte der Profeſſor, welches auch ſein Angenehmes hat. Ich habe mich wirklich ſchon oft gewundert, da von ſo viel über die Vorzüge der Einſamkeit geſchrieben worden, daß man nicht auch des Alleinreiſens dabey gedacht hat, welches doch auch eine Einſamkeit, und wohl die unterhaltendſte iſt.

Verſteht ſich mit Bequemlichkeit, ſagte der Oberſte. — Und mit Geſundheit, fuhr jener fort: man ſchaut, denkt, lieſt, phantaſirt, ruht, man muß ſich keinen Zwang anthun; kurz man hat allen Genuß des Alleinſeyns, und dennoch immer eine neue Gegenwart um ſich, die einen weckt und beſchäftigt, und die Grillen und Eigenheiten abwehrt, die ſich oft des Einſamen im abgeſchloſſenen Raume bemächtigen.

Wie ich leider aus Erfahrung weiß, ſeufzte der Oberſte. — Aber, ſich ermunternd, fragte er Suschen: was ſagt das ſchöne Geſchlecht dazu?

Es ſchickt ſich wohl nicht, daß Frauenzimmer allein reiſen, antwortete ſie.

Nicht? Nimm dich in Acht, mein Kind, das will ich der Chanoineſſe ſagen, drohte er lachend: Die wird dich zurecht weiſen, denn ſie hat darüber eigene Erfahrungen gemacht!

Reist ſie aber wirklich ohne Geſellſchaft? fragte der Profeſſor: oder iſt ſie nur die bedeutende Hauptperſon, wie reiſende große Herren, von deren Gefolge die öffentlichen Berichte wenig oder nichts ſagen?

Wenn die Chanoineſſe eine Ausnahme macht, gnädiger Herr, fing Suschen wieder an, ſo wird die Tante in Zürich mir recht geben, die ja lieber mit Ihnen als allein gereist wäre.

Der Profeſſor lachte. — Was iſt ſie denn für eine Perſon? fragte der Oberſte.

Die hätte uns in der Demuth erhalten! war die Antwort: Erſt ihre Stadt, und dann die ſeligen und unſeligen Verwandten — um das drehe ſich der Haſpel ihrer langweiligen Gedanken; was etwa ſonſt noch in der Welt ſeyn mag, iſt dieſem untergeordnet oder liegt im Nebel. Kaum wird der Höchſte anders als ein mächtiger Herr Vetter betrachtet; zu vertraulicher Unterhaltung ſind dann Klatſchgeſchichten . . . .

Zum Guckuck mit euern bürgerlichen Tanten, unterbrach ihn der Oberſte: ſie ſind ja wie unſre adelichen!

* *

Es war ein ſchöner Tag; Schnitter belebten die Felder, und Lerchen die Lüfte; in den Dörfern ſpielten ſorgenloſe Kinder; die Straſſen waren trocken, der Wanderer viele; wer wollte in dieſem Frieden der Natur nicht gerne über Land ziehen?

Auf der Höhe dem Rheinfall gegenüber ſtiegen ſie aus, und gingen den Abhang hinunter zum Fuſſe des entgegenrauſchenden Stromes. Oefters ſahen ſie im Herabſteigen durch Oeffnungen des Wäldchens einzelne Theile des ſchäumenden Sturzes, wobey ſich der Oberſte mit Wohlgefallen aufhielt, weil er auch hier ſeine alte Behauptung vorgreiflich beſtätigt finden wollte, daß das Halbe anziehender ſey als das Ganze.

Wenigſtens mag es diese Bewandniß mit ſolchen Sätzen haben, woran kaum die Hälfte wahr iſt, bemerkte etwas verdrießlich der alte Profeſſor, der kein Liebhaber wunderlicher Meinungen war: ſie ſind meiſt dunkle Begriffe höherer Wahrheiten. Was iſt Halb und Ganz? Was wir hier ſehen, iſt ſo gut ein Ganzes, als was dort unten in die Augen fallen wird.

Wir wollen ſehen, ſagte der Oberſte. Und als ſie unten waren, und über das weite Becken an den Laufen hinſchauten, rief er: Hier ſehen wir nun das ganze Gewäſſer: ich wiederhohle es

Nennt es wie ihr wollt, verſetzte der Oberſte: Die Lockung der Gefahr war zu groß, ich mußte wieder einmahl ihren Genuß haben.

Den Genuß der Gefahr? fragte jener erſtaunt.

Den kennen Sie nicht? war die Antwort: und ſind ein Philoſoph, der das menſchliche Herz ergründet?

Unter dieſen Reden waren ſie an die jähe Straſſe, die nach Schaffhauſen hinabführt, gekommen, und ſollten nun, ehe ſie weiter im Geſpräche fortrückten, ſich in einer wirklichen Gefahr erproben. Der Kutſcher war abgeſtiegen, um den Radſchuh einzulegen, und anſtatt die Zügel dem neben ihm ſitzenden Tobias zu ubergeben, hatte er ſie nachlaſſig hingeworfen. Unvorſichtig knallte ein andrer Fuhrmann, der hinten nach kam, mit der Peitſche; da fingen die Kutſchenpferde an zu ziehen, und, da nichts ſie hielt, zu laufen, zu jagen, durchzugehen. Die im Wagen ſaſſen, erſchracken und ſchrieen; Suſchen wollte hinausſpringen, aber der Oberſte riß ſie mit Gewalt zurück: du brichſt den Hals, rief er, ſiehſt du nicht den tiefen Graben? — Ein gewaltiger Schlag hatte den Tobias, der ſich bemühte, den Zügel zu erhaſchen, vom Bocke geworfen. Der alte Profeſſor ſtemmte ſich an, ſo gut er konnte, und der Oberſte hatte Suschen, die rückwärts geſeſſen, auf ſeine Seite gezogen, und hielt ſie feſt. Es war eine fürchterliche Unordnung, jedoch nur einige Minuten dauernd, denn zu gutem Glück fuhr am Ende der Halde ein breiter Frachtwagen, der die ſcheuen Pferde hemmte. Man lief hinzu, hielt mit Mühe die ſchnaubenden Thiere, und half den Geängſtigten aus dem Wagen.

Suschen war auſſer ſich; der Profeſſor blaß wie der Tod konnte ſich doch nicht enthalten, dem Oberſten zuzurufen, daß er von dieſer Gefahr wenig Genuß gehabt habe. Dieſer aber hörte nicht, und war um ſeinen Tobias bekümmert, der halb betäubt und mit Blute bedeckt herangebracht wurde

Da die Stadt nahe war, ſo beſchloß man zu Fuſſe hineinzugehen, und den armen Tobias in den Wagen zu ſetzen. Aber da zeigte ſich ein neuer Schreck: Suschens Gewand hatte, als ſie von dem gefährlichen Sprunge zurückgezogen wurde, einen ſolchen Riß bekommen, daß ſie nicht öffentlich damit auftreten durfte. Die Entdeckung dieſes Unfalls brachte ſie zwar, wie das dem züchtigen Geſchlechte eigen iſt, beſſer zu ſich ſelbſt, als es ein ganzer Arzneyladen nicht vermocht hätte; allein wieder in das Fuhrwerk zu ſteigen, graute ihr vor den Pferden, und auch vor dem blutigen Tobias, der ſchon drinnen ſaß. Doch der Oberſte befahl, und die Nothwendigkeit gebot es; mit Thränen ſaß ſie ein, und der Kutſcher mit Unmuth wieder auf den Bock. Ein Mann ging zur Vorſicht neben den Pferden her; und ſo kam der Zug langſam und ohne weitern Zufall vor das Wirthshaus.

Die Unterſuchung zeigte, daß die Wunden des Tobias zwar nicht gefährlich, jedoch beträchtliche Quetſchungen ſeyen, die ſein Weiterreiſen unmöglich machten. Der Oberſte darüber verdrießlich, weil er ſeinen alten Diener liebte und nicht miſſen konnte, war jetzt gar nicht aufgelegt, mit dem Profeſſor nach deſſen Wunſche über die Freuden der Gefahr einzutreten. Ein ander Mahl, lieber Profeſſor, ſagte er, als dieſer des folgenden Morgens davon anfing: die Erfahrung kam zu unerwartet.

Ich wenigſtens war gar nicht auf dieſen Genuß vorbereitet, munkelte der kranke Tobias, der mit verbundenem Kopf und Arm in einem Lehnſtuhle ſaß, weil er nicht im Bette bleiben wollte.

Schweig du, Alter! entgegnete ſein Herr; der Scherz iſt jetzt nicht an dir. Und zum Profeſſor ſprach er: In der Gefahr iſt bloſſe Wahrſcheinlichkeit, in der Wahrſcheinlichkeit noch Hoffnung, Hoffnung aber gibt Muth, und dieſer iſt Gefühl der Kraft, ein Reiz, der uns dem ungewiſſen Uebel entgegen gehen heißt. Iſt hingegen die Gefahr in wirkliches Unheil übergegangen, wie hier, ſo tritt ein ganz andrer Zuſtand ein, aus dem man ſich dann ziehen muß, ſo gut man kann.

Ich habe mich dießmahl ſchlecht daraus gezogen, begann von neuem der ſchmerzenleidende Tobias: wenn mich ſchon die Leute glücklich preiſen, daß ich nicht das Auge verloren oder gar den Hals gebrochen habe; ein gemeiner Troſt!

Der Stellvertreter des Mitleids, mein Freund! gab ihm der Profeſſor zur Antwort. — Doch war dieſem einiges in der Aeußerung des Oberſten aufgefallen, woran er unter ſeinen Büchern noch nie gedacht hatte, und das er während ſeines Hierſeyns weiter mit ihm zu beſprechen ſich vornahm, indem jener ſich erklärt hatte, den Ort nicht zu verlaſſen, bis ſein Bedienter ihn wieder begleiten könne, welches nach des Wundarztes Verſicherung nur einige Tage dauern ſollte; ein Aufenthalt, der dem Profeſſor auch nicht ungelegen kam, denn er hatte in Schaffhauſen einen geliebten Gaſtfreund, in deſſen Hauſe er während dieſer Zeit wohl aufgehoben war.

Der Oberſte pflegte indeſſen den Tobias mit eben der liebenden Vorſorge, wie er ſchon ſo oft von ihm war gepflegt worden. Suschen aber flickte ihren Rock, und ſchrieb dann verſtohlner Weiſe an ihren Geliebten, denn der Oberſte wollte nicht, daß etwas von dem Unfall ruchtbar würde, weil ſo was die Freunde nur beunruhige, wenn man es auch noch ſo harmlos darſtelle: ſchreiben wir nicht, ſagte er, ſo denken ſie weiter nichts, als daß wir uns irgendwo ſäumen. Nach ſeiner männlichen Sinnesart war die Meinung gut, aber wer kann einer zärtlichen Braut zumuthen, ihren harrenden Freund ohne Nachricht zu laſſen?

Sie fand alſo Gelegenheit, ein Brieflein abgeben zu laſſen, allein das war aus Aengſtlichkeit vor dem Verbote des gnädigen Herrn nur kurz, und abgebrochenen Inhalts: „Unweit der „Stadt, ſchrieb ſie, ſind wir mit den Pferden

„durchgegangen, es iſt aber außer Tobias nie„mand beſchädigt worden; das hält uns einige „Tage hier auf.“ Der übrige Inhalt des Schreibens war liebevolle Sehnſucht nach dem Wiederſehen, worin ſie ſich aber ſo ganz verlor, daß ſie darüber die Ort- und Zeitangabe vergaß.

Es währte jedoch eine volle Woche, ehe der ſein Säumniß verwünſchende Tobias zur Abreiſe tüchtig war. Der Oberſte vertrieb ſich indeſſen die Zeit, ſo gut er konnte; er hatte einige alte Schweizeroffiziers kennen gelernt, mit denen er ganz gut zu recht kam, und der Profeſſor brachte die meiſte Zeit bey ſeinem Gaſtfreunde zu. Auch Suschen mochte der Aufenthalt in Schaffhauſen wohl gefallen; ſie wurde als eine Verwandte des Oberſten angeſehen; niemand wußte, weil weder er noch ſeine Begleiter ein Wort davon ſagten, daß ſie bloß Kammermädchen in ſeinem Hauſe geweſen; und wenn ſich ſo etwas gleichſam von ſelbſt ergiebt, wie hier, ſo kann man es gerne haben, ohne eben großer Eitelkeit ſchuldig zu ſeyn. Dieß

Indeſſen hatte ihr auch einige ſtattliche Bekanntſchaften unter den Einwohnerinnen zugezogen, mit welchen ſie ſich, da dieſelben eben ſo wort- als dienſtreich waren, emſig befliß, in ihrer künftigen Mutterſprache, wie ſie das Schweizerdeutſche nannte, Fortſchritte zu machen. Sie fand aber bald, daß das Wenige, was ſie am Thunerſee gelernt hatte, anders laute, und ihrer Stimme beſſer zuſage, als die hieſige Ausſprache, und fragte darüber den Verfaſſer um Rath.

Dieſer zwar geneigt, wie alle Gelehrten, die über Etwas, das in ihr Fach läuft, befragt werden, umſtändlich über die Alterthümlichkeit der ſchweizeriſchen Mundart einzutreten, bedachte gleichwohl, daß junge Mädchen, auch wenn ſie ernſthaft fragen, für Ausführlichkeit keine Ohren haben, und antwortete deßwegen bald im Scherz bald im Ernſt: jenes iſt eine reinere Ausartung, oder, wenn Sie lieber wollen, eine vollkommnere Unvollkommenheit. Er drückte ſich dabey auch wieder in einer andern Sprachweiſe aus, als die

Geſtalt, die Suſchen, dem ihm wohlbekannten Kammermädchen Clotildens, auffallend gleich zu ſeyn ſchien; da er ſie aber Jahre lang nicht geſehen, und nichts von ihrem gegenwärtigen Aufenthalt wußte, ſie auch nicht in ſolcher Geſellſchaft vermuthen konnte, hielt er es für eine Täuſchung der Aehnlichkeit, und um des Eindrucks und der ihn begleitenden Erinnerungen aus den glücklichen Jahren der Kindheit, die ihn jetzt nur ſtörten, los zu werden, verließ er das Schauſpiel, wo er ohnehin nicht viel Ergetzung gefunden hatte.

Jetzt wollte er des andern Morgens nur noch einen Brief an den Gelehrten abgeben, in deſſen Hauſe ſich der Profeſſor aufhielt, und dann weiter ziehen. Dort vernahm er aber zufällig die Anweſenheit des Oberſten von M . . . ſaub, ſeines Gönners, ſeines zweiten Vaters. — Welche Ueberraſchung! Es war alſo doch Suſchen geweſen; und wo dieſe iſt, da iſt auch die herrliche Clotilde, ſprach er bey ſich ſelbſt. Wie hätte er weiter an die Abreiſe denken können!

Der alte Profeſſor begleitete ihn zu der Wohnung des Oberſten; und wie ſie ſich dem Hauſe näherten, erblickte ihn Suschen vom Fenſter. Sey es, daß das geſtrige Anſchauen ſchon manche dunkle Erinnerungen geweckt, die nur auf einen neuen Anlaß warteten, in eine helle Erkenntniß zuſammen zu fließen; oder war es etwas in ſeinem Gange, das ihr plötzlich Licht gab, oder ſonſt eine der vielen Unerklärlichkeiten in der menſchlichen Natur; kurz ſie erkannte ihn jetzt auf der Stelle, ſchrie und lief ihm entgegen.

* * *

Brief des Oberſten an den Major von *.

Schaffhauſen, 3. Auguſt.

Die alte Wahrheit, daß keine Widerwärtigkeit ohne Troſt ſey, hat ſich aufs neue an uns beſtätigt. Wären die Pferde nicht durchgegangen, ſo wäre Paſtors Guſtav nicht bey uns.

Die Pferde durchgegangen! wird meine Schweſter aufgeſchreckt rufen: Gütiger Himmel! wem iſt ein Unglück widerfahren?

Guſtav bey ihnen, das freut mich; wie weiter? wirſt du mit deiner ruhigen Faſſung ſagen. — Und dem Paſtor, der weiter an nichts mehr denkt, wenn von ſeinem Einzigen die Rede iſt, wird eine Thräne der Zärtlichkeit in den Augen glänzen, die ſtillſchweigend ſpricht: Gott ſey gelobt, daß alles ſo ergangen, und ich weiß wo Guſtav iſt!

Beruhige meine Schweſter, wenn du ihr etwas von dem Mißgeſchicke ſagen willſt, ſonſt bekomme ich einen klagenden Brief, den ich nicht haben mag. Ich weiß wohl, daß ich damit nicht hätte anfangen ſollen; ich habe ſogar Suſchen unterſagt, etwas davon zu ſchreiben, man erlaubt ſich aber oft was man andern verbietet, und ſo iſts nun einmahl geſchehen, und einen angefangenen Brief zu ändern, iſt eine leidige Arbeit. — Uebrigens iſt der Vorfall unbedeutend. Tobias allein hat ſich etwas beſchädigt, ſo daß ich einzig ſeinerwegen einige Tage hier bleiben muß; Clotilde aber iſt noch in Bern, und ich bin friſch und geſund, bis an die ſtreitigen Punkten, wie Tobias zu ſagen pflegt, wenn man ihn über ſein Befinden fragt.

Dem Vater ſage auf mein Wort hin alles Gute von ſeinem Sohne. Ein freundliches Geſchick brachte ihn gerade in dieſen Tagen hieher, wo er, ein andächtiger Deutſcher, dem Rheinfalle huldigen wollte. Jetzt geht er mit uns auf die Hochzeit ins Rheinthal, wenn der gute Alte nichts dawider hat; wie könnte er? Ich habe den lieben Jungen ſo lange nicht geſehen, daß ich mich ſeiner jetzt freuen will, ſo lange mein Aufenthalt in der Schweiz noch dauert; in das franzöſiſche Land kommt er dann noch frühe genug.

Er iſt ein hübſcher junger Mann, ſanft und unverdorben; ſeine kindliche Natürlichkeit iſt in ein gerades offenes Weſen übergegangen, das an Treuherzigkeit gränzt, und ihm die Schweizer zu Freunden machen wird. Wie er ſtudirt habe, wovon die Rede war, ſo daß Suſchens Verlegenheit darüber noch vergrößert wurde.

Die Landesſprache, mein Schatz, werden dich erſt deine Kinder lehren, tröſtete ſie der Oberſte: bisdahin ſprich du nur die Deinige, ſonſt gelingt dir gar keine; denn der Sprecharten ſind in dieſem Lande ſo viele, wie der bürgerlichen Meinungen.

Oder der Regierungsarten, oder der Landſchaftrechte, ſagte der Profeſſor.

Oder wie der Maaße und Gewichte, fuhr der Oberſte fort, oder der Münzgepräge, oder der Uniformen und ſo weiter. Bey jenem Thurme war es auch ſo, der gleich der Schweiz ſeine Spitze über die Wolken erhob, indeſſen ſich unten am Fuſſe die Bauleute ſelbſt nicht mehr recht verſtehen wollten.

Man verſteht ſich am Ende doch, erwiederte der Profeſſor, den die ſpöttelnde Bemerkung verdroß: wenn ſich die Sprache der Zwingherrſchaft verwirrt, ſo erheben ſich der freyen Staa men mancherley, und dieſe Stimmen ſind eben ſchwer zu vereinigen; dieß war von jeher und iſt noch bey uns der Fall; einſt werden Sie es auch in Ihrem Lande erfahren!

* * *

Es befand ſich zu dieſer Zeit in Schaffhauſen eine von den wandernden Schauſpielergeſellſchaften, die zuweilen aus Deutſchland in die Schweiz kommen, um ſich mit dem ſchlechten Geſchmack auszugleichen, und den langſamen Gang des häuslichen Lebens mit ſchnell überlaufenden Gefühlen zu erfreudigen. Als Suschen eines Abends in dieſem Schauſpiele ſaß, wurde ſie unter den Zuſchauern eines jungen Mannes gewahr, und verlor ihn gleich wieder aus dem Geſichte, der ihr bekannt ſchien, ohne daß ſie ſich ſeiner zu erinnern wußte. In einem Zwiſchenakte ſah ſie ihn wieder, und glaubte bey der ſpärlichen Beleuchtung wahrzunehmen, daß er in ihre Nähe zu kommen ſuchte, welches aber wegen des engen Platzes nicht möglich war. Doch bald nachher ſchwand er ihr aus den Augen, und, wie es von ihrer ehrbaren Geſinnung zu erwarten war, auch wieder aus dem Gedächtniſſe.

Sie ſollte ihn aber doch wieder ſehen. Denn als ſie des folgenden Morgens am Fenſter ſaß, und in den Regen hinaus ſchaute, fuhr ſie jähling mit einem Schrey auf, warf ihre Arbeit weg, und ſprang die Treppe hinab.

Der Oberſte, der gegen die Langeweile in einem Buche zur Unterhaltung für gebildete Leſer las, und dennoch Langeweile hatte, erſchrack eben nicht ſehr. Was wird das ſeyn? eine Unterhaltung, die ſo anfängt, muß doch immer lebendiger ausfallen, als ſo eine gedruckte hier, ſagte er bey ſich ſelbſt, und legte gelaſſen das Buch auf die Seite.

Es währte nicht lange, ſo trat Suſchen mit einem Fremden an der Hand — es war der von geſtern Abends — herein, und hinter ihnen der Profeſſor. — Guſtav! ſchrie ſie freudig dem Oberſten entgegen.

Des Paſtors Guſtav? rief dieſer in frohem Erſtaunen.

Wo die Worte Flügel haben, wie bey einem ſo unvermutheten Zuſammentreffen, kömmt Pinſel und Feder zu kurz. Umarmung, Frage, Händedruck, halbe Antwort, und wiederum Frage, Freude, Neugier — Wer will dieſe ſchnellbewegte Unruhe mahlen?

Es war Guſtav, deſſen Vater der Hauptpfarrer auf der Freyherrſchaft des Oberſten, und zugleich deſſelben Freund war. Seine frühern Jahre hatte der Knabe meiſt im Schloſſe zugebracht, war mit Clotilden aufgewachſen, und von dem gnädigen Herrn wie ſein Kind geliebt; ſpäter, nachdem er die Lehranſtalten der Hauptſtadt durchlaufen, bezog er eine hohe Schule, von wannen er jetzt herkam, um den Winter in der franzöſiſchen Schweiz zuzubringen, damit er ſich in der Sprache vollende. Er war Tages vorher in Schaffhauſen angelangt, und aus Langerweile in das Schauſpiel gegangen. Hier erſchien ihm eine will ich von dem Profeſſor hören, der ihn ſchon aufs Korn genommen, aber, wie ich fürchte, auch ſchon durch eine Unterhaltung, die ſie geſtern über die griechiſche Sprache hatten, beſtochen iſt; Guſtav behauptete nehmlich, ohne dieſelbe gebe es keine vollendete Bildung: Das iſt der Ausſpruch eines jungen Menſchen, der ſo eben aus einem deutſchen Athen kömmt, dachte ich, der Profeſſor wird ihn wohl berichtigen. Aber ſiehe! das war dieſem, der das Griechiſche vorzugsweiſe treibt, eine ausgemachte Wahrheit, die er bekräftigte, und mit vielen Beweiſen von Gelehrten, und Beyſpielen von Staatsmännern beſtätigte, und dabey angelegentlich von dem jungen Hochſchüler unterſtützt wurde. — Ich ſchweige wie billig, wo man mir mit Grund ſagen kann: du verſtehſt es nicht; allein wer hört es gern, wenn etwas, das ihm mangelt, als unerläßliche Bedingung des Habens herausgeſtrichen wird? und wenn ſo ein ſchneidender Ton immer creſcendo geht, wer mag ihn aushalten? Ich begnügte mich jedoch, nur eine Anzahl Nahmen von Männern und Frauen älterer und neuerer Zeit anzuführen, die gewiß kein griechiſch Wort verſtanden, und doch manchem durch und durch vergriechten Gelehrten an Bildung vorangingen.

Man ſpreche von vollendeter Bildung, war die Antwort.

Gibt es aber auch eine vollendete Bildung? fragte ich, unbedacht daß man einen Gelehrten nicht ſo fragen ſollte.

Es laſſe ſich doch immer aus den Werken der Griechen mehr gründliche Geiſtes- und Geſchmacksbildung ſchöpfen, als aus den neuern Sprachen, zumahl aus der deutſchen, verſetzte ausweichend der Profeſſor; der aber als Schweizer, und nach der Richtung ſeines Geſchmacks kaum eine befugte Stimme bey dem neuen „deutſchen Sprachgerichtshofe“ haben durfte.

Das Geſpräch nahm nun, wie mir lieb war, eine andre Wendung, denn der Profeſſor fand über ſeine geringe Meinung von dem Deutſchen einen Gegner, ſo ſehr er vorhin mit ihm Eins geweſen, an Guſtav, welcher auf der Hohen Schule für das erwachende Selbſtgefühl ſeiner Mutterſprache mit Begeiſterung erfüllt worden, und jetzt mit dem Feuer eines Jünglings ihre Vorzüge über alle neuern Sprachen ganz artig behauptete.

Ueber alle? wirſt du fragen. Das fragte auch, ſein graues Haupt ſchüttelnd, der Profeſſor, der die Italiäner liebt, die Engländer verehrt, und die Franzoſen gar nicht verachtet; und ſprach dagegen von Weitſchweifigkeit, Ungelenkſamkeit, Dumpfheit. Allein Guſtav bewies ihm mit Sprüchen und Diſtichen von Klopſtock, die ich nicht recht verſtand, daß dieſes nur eingebildete Mängel ſeyen.

Gegen das Anſehen jenes großen Mannes mochte der Profeſſor nicht kämpfen, und Guſtav war nach Art der Jugend allzuſehr für ſeine neuerlernte Meinung eingenommen; und ſo kam wenig dabey heraus, wie bey den meiſten Streitgeſprächen, beſonders aber bey dem Streit über Nationalvorzüge, wo immer wieder neue Gewaltige ins Feld treten, die über den Leibern der Erſchlagenen ſiegreich kampfen.

Du wirſt dich wundern, mich ſo über Gegenſtände ſprechen zu hören, wovon ſonſt unter uns wenig die Rede war. Auf Reiſen lernt man, wie du ſiehſt, auch wenn man zu Hauſe nichts mehr lernen mag; man muß! Die Eindrücke ergreifen uns ſtärker, weil ſie durch neue Mittelwege zu unſerm Verſtande gelangen. Es iſt aber meiſt ein paſſives Lernen, und ſo drängt ſich denn auch vieles in die Maſſe unſrer Erkenntniſſe ein, das man lieber draußen ließe, bis zuletzt auch dieſes durch die Gewohnheit erträglich, ja lieb wird. So ging es mir mit den An- und Aus- und Um- und Fernſichten der Schweiz, deren allenthalben erſchallende Lobpreiſungen mir anfänglich die Natur verhaßt machten; jetzt habe ich durch Gewohnheit nicht nur wahre Midas-Ohren für dieſe ſchweizeriſchen Pangeſänge bekommen, ſondern ich ſchaue nun wirklich Berg und Thal mit Liebhaberey an. Denn ſo wie uns das Buch oder die Thaten eines Mannes intereſſanter ſind, wenn wir ihn perſönlich kennen; ſo wie uns die Sterne gefallen, deren Nahmen wir wiſſen; und ſo wie Clotilde und die Schweizerin ihre Pflanzenluſt durch die Benennungen nährten, ſo haben auch Gebirge, Seen und Waſſerfälle mehr Anmuthung für mich erhalten, ſeitdem ich in der Nähe mit ihnen bekannt geworden, und ſie durch ihre Nahmen unterſcheiden gelernt habe. Der Nahme hebt den Gegenſtand aus der Allgemeinheit heraus, und ſtellt ihn einzeln dar; es iſt der erſte Schritt zur nähern Bekanntſchaft, eine Befriedigung der Ungewißheit, womit ſchon Adam ſeine Naturkunde begann. Sobald wir nicht mehr gleichgültig für den Nahmen ſind, iſt auch ſchon Hang zur Verdeutlichung der Vorſtellung da, wo hingegen an dem Nahmenloſen die Aufmerkſamkeit nur flüchtig hinſtreift.

Dieſe Erfahrung machte ich vorzüglich in dem Berneriſchen Oberlande, das ich durchkreuzt und durchirrt habe, ſo weit man auf Pferden und den leichten Wägelchen daſelbſt kommen kann. Ich geſtehe dir, einen ganz andern Eindruck als jene rührenden Ausſichten, mit deren gefühlvollen Beſchreibung man mich anfangs belangweilet hatte, machten mir jetzt dieſe gewaltigen Erſcheinungen. Es war mir als ſahe ich zuſammengedrängte Trümmer einer gigantiſchen Vorwelt: Berge, deren Höhe alles Augenmaaß verwirrt, herabgerollte Steinklumpen in den Tiefen, hinter denen ſich Hütten zur Sicherheit ſchmiegen; Ströme die aus den Regionen der Wolken, wie geſchmolzenes Silber, über die Felſen hinabſchieſſen; Flüſſe in dem Momente zu Eis erſtarrt, als ſie zur Verheerung des Landes vom Gebirge hernieder ſtürmten, denn gerade ſo kamen mir zum erſten Mahle die Grindelwaldgletſcher vor; ſtundenlange Schneefelder wie in dem fernſten Norden, und Seen anmuthig wie die Augen des Frühlings; blendendes Licht und ungeheure Schatten; Grauſen und Luſt; Sommer und Winter; alles neben und durcheinander; und Menſchen in dieſem Chaos wie Ameiſen herumkriechend. — Komm und ſiehe, wenn du glaubſt, daß ich zuviel ſage! — Staubbach, Jungfrau, Gletſcher, Wetterhorn, Reichenbach . . . das ſind Nahmen, die niemand vergeſſen wird, der das, was ſie bezeichnen, je geſehen hat.

Durch jenes Große iſt mir nun ſelbſt das Kleinere vernehmbarer und anziehender geworden, ſo daß ich auch niedrigern Waſſerfallen nachgegangen bin, um zu erforſchen, wodurch ſie gefallen, und mich der Seen freue, als wären ſie Kinder des Ozeans; und wie ein Gelehrter nach den Geſtirnen, ſchaue ich nach den fernen Bergſpitzen, um mir ſie bekannt zu machen.

Dieſe Naturempfindungswiſſenſchaft, die weder Naturkunde noch Naturlehre, weder Erdbeſchreibung noch Erdmeſſung iſt, und wovon man vor einem halben Jahrhunderte noch wenig in

Büchern, ſelbſt nicht in Reiſe- und Liebesgeſchichten las, iſt als ein neuer Zweig der Gelehrſamkeit in der Schweiz entſproſſen, und ſchon zum reichen Baume gewurzelt, von deſſen Früchten nun jeder pflückt, weil ſie nicht ſchwer zu erhaſchen und leicht zu verdauen ſind. Aber gerade einer ſolchen Unterhaltung, ſo ſehr ſie mir in der Vorausbetrachtung zuwider war, bedarf ein krankhafter Mann, wie ich bin; ſie fordert Bewegung, und alles thut mir beſſer, als verdroſſenes Stilleſitzen. — Iſt es denn nicht auch billig, rief mir einſt der Profeſſor zu, als ich ihn durch meine üble Laune ſelbſt verdrüßlich gemacht hatte, daß man in jedem Lande dasjenige, was es eigenthümlich bietet, für gut nehme? man ſollte es wohl für eine natürliche Verpflichtung jedes Reiſenden halten, der nicht abſichtlich ſeinem Unwillen Luft machen will. — Eine Erinnerung, die damals ſchon eine gute Wirkung auf mich machte, denn Verweiſe vergißt man weniger als Beweiſe.

Dieſes Oberland kann ich nicht vergeſſen; es iſt in Anſehung großer Naturerſcheinungen der gedrängte Inbegriff der ganzen Schweiz; Alpen, Eisgebürge, Schneelauen *), Waſſerfälle, Seen, Vegetation (ſelbſt die menſchliche einiger Orte,) alles iſt daſelbſt vorzüglich und in der Beſchränkung von einigen Meilen zu finden; ſo daß, wer dieſes Land geſehen, ſich rühmen darf, daß ihm die größten phyſiſchen Gegenſtände der Schweiz nicht unbekannt ſeyen. Ich habe auch von zuverläßigen Reiſenden verſichern gehört, daß das Cha-

---

*) Die Schneelaui – ſo wird das Wort in der Schweiz ausgeſprochen, nirgend Lawine mit einem langen i; und kommt her von lau, wenn der Schnee lau wird. Als Subſtantiv brauchen wir die Laui (Lauigkeit) ſo wie wir ſagen, die Lindi, die Rüchi, die Lezi u. ſ. w. – Aus dem Plural: die Lauinen, Lauwinen (ſtets mit einem kurzen i ausgeſprochen) iſt wohl die falſche Herleitung und Rechtſchreibung des Singulars in die Schriftſprache gekommen. – In gleichem Sinne, wie der Schweizer, ſagt auch der Tyroler: Schneeläuen, von Leinen, Aufthauen.

mounithal ſeinen berühmtern Nahmen nur dem Griffel glänzender Schriftſteller verdanke, aber in der vereinigten Mannigfaltigkeit großer Gegenſtände dieſem Wunderlande nicht gleich komme.

Ich ſchreibe dir ſo wie die Feder lauft, ſo wie ich mit dir zu ſprechen gewohnt war, und ſo wie ich denke, abgebrochen und ſprungweiſe; das kann ich nicht mehr andern. Wenn ich an einen Freund und Vertrauten ſchreibe, ſo mag ich nicht ſcheinbaren Zuſammenhang langſam in meine Feder hineinkauen, ſondern ich gehe gern von einem Gegenſtande zum andern uber, wie es mir einfallt; und damit, ich weiß es, iſt der Freund zufrieden. Gewohnlich ſind es auch die Briefe, welche man am liebſten lieſt, worin um Entſchuldigung wegen Eilfertigkeit und dadurch verurſachten Mangels an Zuſammenhang gebethen wird.

Wirſt du jetzt nach dieſem Allem, was du von mir vernommen, auch die Meinung hegen, wie mir meine Begleiter zu verſtehen geben, daß mein Gemüthszuſtand heiterer, meine Laune milder geworden? Sie ſagen es zwar nicht gerade heraus, weil ſie wohl wiſſen, daß ich (und dieſer Ich iſt wohl jedermann) das Lob über einen abgelegten Fehler nicht gerne hören mag, auch wenn ich ſonſt kein Hehl von meinen Mängeln mache. Ich will ſammt meinen Unvollkommenheiten geliebt ſeyn, ſo wie ich andre ja auch mit Inbegriff der ihrigen liebe; jenes Compliment aber ſetzt uns in ein erniedrigendes Verhältniß mit dem Lobenden, der ſich uns damit gleichſam wie ein Kerngeſunder einem bloß Geneſenden genuber ſtellt. — Sie geben es mir zu verſtehen, ſage ich; und ich fuhle ſelbſt, daß ich mir und andern erträglicher geworden bin. Der Doctor wird das den Molken, du der Luftveränderung, der Paſtor den neuen Liebhabereyen, und meine Schweſter der Befriedigung meiner unbegreiflichen Vorliebe für ein freyes Leben zuſchreiben. Ihr mögt alle Recht haben; genug wenn ich auf dem Wege der Wiedergeburt bin! Ach was iſt der

Menſch! Er fängt groß an, und hört klein auf, und iſt meiſt in dieſer ſelbſtgefühlten Kleinheit erſt was er ſeyn ſoll.

Ich freue mich jetzt auf den Herbſt im Rheinthale, denn ſo lange bleibe ich noch in der Schweiz; die herbſtlichen Tage werden oft unter die ſchönſten hier zu Lande gezählt. Zu leichterm und unabhängigem Fortkommen bey meinen Streifereyen habe ich mir hier ein Reitpferd gekauft, das gut ausſieht und ſicher geht, aber auch die Landesart hat, daß es ſich Zeit läßt, wie ein Gerichtsverwalter; das ſoll mich tragen, wohin kein Wagen geht, und die Kraft meiner Füſſe nicht hinreicht. Und wenn ich wieder zu Hauſe bin, ſoll es unſer Paſtor haben, der einſt behauptete, des Menſchen Glückſeligkeit beſtehe in ſeiner Phantaſie; da darf er ſich nur auf den Schweizergaul ſetzen, und die Augen zumachen, um ſich ſeyn zu laſſen, er reite glückſelig in dem Lande herum, das er ſich ſo idealiſch träumt. Grüß ihn!

So ſehr mir indeſſen das Herumſtreifen als Arzeney behagt, ſo kann ich doch die Heimath, und was ihr anhängt, nicht vergeſſen; wie könnt' ich das! Noch immer bin ich der Ueberzeugung, daß es keine unſeligern Sterblichen gebe, als ſolche die immerfort reiſen, denen jede Niederlaſſung zu enge wird, weil ihnen die Gewohnheit des zweck- und thatenloſen Wanderens zur Nothwendigkeit geworden, und ſie, erſchöpft von beſtändigem Jagen nach Reizung abgeſtorben ſind der Freude am Kleinen und der Innigkeit des häuslichen Berufs. Lieber will ich zu Hauſe früher ſterben, da habe ich doch meine geprüften Freunde um mich, und den abgeſchloſſenen Kreis meines Wirkens und Denkens, als ſo Jahre lang gleich einem Irrwiſch in den Sümpfen der Wirthshäuſer herumhüpfen, um irgendwo zu verlöſchen, wie ein eiteles Licht ohne Schein, und ein Feuer, das nie jemand erwärmte. Nur dem Reiſenden iſt wohl, der ſich mit Freuden ſeiner Heimath erinnert.

So denke ich noch, und du haſt nicht zu beſorgen, treuer Gefährte meines Lebens, daß ich in den Jahren des Alters auf eine unſrer Freundſchaft unwürdige Art für dich verloren ſey. Ich komme wieder, um mit dir meine Tage zu beſchlieſſen.

* * *

Sobald Tobias ſich wieder auf dem Bocke halten konnte, wurde der Marſch fortgeſetzt. Der ehrliche Burſche, zwar noch mit dem Arm in der Schlinge, hatte am meiſten auf die Abreiſe gedrungen, weil es ihn beſtändig quälte, ſich als die Urſache dieſes Aufhalts anzuſehen. Suschen trieb die Liebe vorwärts, ſo behaglich ihr ſonſt das Schauſpiel und der Umgang in Schaffhauſen war; und Guſtav fühlte einen geheimen Zug zu Clotilde, von dem er aber nichts merken ließ. Nur die beyden Alten fanden ſich hier gemächlich; der Eine bey ſeinem gelehrten Gaſtfreunde, und der Andre in Geſellſchaft zwey bejahrter Kriegsmänner, die mit ihm Abends bey einer

Flaſche Wein in der Erinnerung alter Feldzüge wieder jung wurden. Doch die Stunde der Abreiſe hatte geſchlagen; Guſtav der im Wagen nicht mehr Platz fand, ſetzte ſich auf das Pferd des Oberſten, und ſo ſchieden ſie von dannen.

Im Rheinthal aber herrſchte große Beſtürzung. Clotilde mit ihrer Geſellſchaft war angekommen, und hatte nichts anders erwartet, als den Oheim ſchon auf ſeiner Burg eingehauſet anzutreffen. Jetzt war er nicht da, und keine Nachricht von ihm und ſeiner Begleitung, als das wenige, was Suschen insgeheim über den Vorfall an ihren Geliebten geſchrieben; da dieſe aber in der Andacht der Empfindung das Datum vergeſſen hatte, und der Brief nicht von der Poſt bezeichnet war, ſo konnte man daraus nicht klug werden, und machte ſich wechſelſeitig durch das Beſprechen darüber bange. Der Prediger von wachſender Sorge getrieben, ſchickte einen Eilbothen nach Zürich, wo er, ſelbſt ein Zürcher, die beſte Auskunft über alles zu finden gewohnt war. An Schaff hauſen dachte niemand; denn da die Geſellſchaft Clotildens ihre Richtung durch die innre Schweiz genommen, konnten ſie nichts von dem Umwege des Oberſten wiſſen.

Um nichts zu verſäumen, die verlornen Freunde zu finden, wurde von den Frauen noch ein Abgeordneter auf Entdeckung ausgeſandt, ob vielleicht in Konſtanz, wo ſich der Oberſte unlängſt ſo wohl gefallen, eine Spur von ihm anzutreffen wäre. Dazu mußte ſich der nahe Verwandte der Schweizerin bequemen, der die beyden Freundinnen hieher gebracht hatte, und von einer leidenſchaftlichen Neigung zu Clotilde befangen war; weswegen auch der Mann von jener unter dem Vorwande von Geſchäften in Bern zurückgeblieben, und ihm das Geleit der Reiſenden überlaſſen hatte.

Von Simmenthal, ſo hieß dieſer junge Mann, entſchloſſen von Natur und ſorgenlos aus Grundſätzen, machte ſich zwar wenig Kummer über das Ausbleiben der Erwarteten, und ſuchte auch die

Beſorgten zu beruhigen; allein der Prediger hielt es nächſt ſeiner Liebe auch für Pflicht, in dieſem Fall ängſtlich zu ſeyn, und den Frauenzimmern ſchien die Unruhe eines edlen Bemühens ebenfalls verdienſtlich. Simmenthals Troſtgründe fanden alſo wenig Eingang, zumahl er ſie unbefangen, ohne in die leidende Stimmung der Andern einzutreten, vortrug; er mußte gehorchen, und zeigte wirklich einige Eilfertigkeit zur Abreiſe, ſo lange er unter den Augen der beunruhigten Clotilde war. Nachher ritt er ganz gemächlich fort, wie einer, der gar keine Sendung hat: drey oder vier Perſonen gehen nicht ſo bald verloren, dachte er; wäre etwas von Bedeutung vorgefallen, man hätte es wohl berichtet.

Da aber zuweilen auch der, welcher nicht ſucht, findet, ſo geſchah es auch jetzt: denn als er gegen Mittag nach Roſchach kam, war eben ein andrer Reiter vor dem Gaſthof abgeſtiegen. Simmenthal wollte fürbaß reiten, aber der Andre kam auf ihn zu, ſah ihm freundlich ins Geſicht: Darf ich fragen, ſind Sie nicht . . . .

Ja, ich bin's! unterbrach ihn Simmenthal; und du biſt Guſtav *. — Er ſchwang ſich vom Roſſe.

Große Freude; ſie hatten ſich auf der Univerſitat gekannt, und vertrauten Umgang gepflogen.

Guſtav, der dem Wagen des Oberſten vorausgeeilt war, um das Mittageſſen zu beſtellen, nöthigte ſeinen Freund zum Bleiben. — Ich wollte gern, erwiederte von Simmenthal, und beſann ſich wirklich. Doch laß mich jetzt, fuhr er fort, und machte ſich wieder zum Fortreiten gefaßt: ich bin auf einer irrenden Ritterfahrt; ich ſoll verirrte Pilgrimme aufſuchen, oder gar, wenn's Noth iſt, Gefangene befreyen. Wir werden uns wohl wieder ſehen, ſage nur, wo? Oder komm und mache den Zug mit, er geht nicht weiter als bis Konſtanz.

Da komme ich ſo eben her, ſagte Guſtav, und gehe jetzt fur einige Zeit auf das Schloß Grunenſtein.

Du, nach Grünenſtein? rief Simmenthal. Laß dich nicht gelüſten; dort iſt die Burg, wo ich einen Schatz hüthe! — Er übergab ſogleich ſein Pferd dem Stallknecht, und wollte mit Guſtav hinauf gehen, um nähern Aufſchluß zu haben. Als ſie aber in das Haus treten wollten, kam der Oberſte angefahren, und nun klärte ſich bald alles von ſelbſt auf.

Bey Tiſche ging es ſehr munter zu. Der Oberſte machte ſich nicht viel aus der Angſt und Unruhe, die im Rheinthal über ſein Ausbleiben ſtatt gehabt, und lachte zu Simmenthals kläglicher Beſchreibung, worüber hingegen Suschen gerne geweint hätte.

Als man nach dem Eſſen zum Hafen hinabging, blieb Simmenthal allein zurück, um in einem Buche zu leſen, das Guſtav auf dem Fenſtergeſims abgelegt hatte; frey und ungezwungen wie er war, ſagte er, er habe das Gewäſſer ſchon öfters, dieß Buch aber noch nie geſehen. Suschen ſchloß ſich vertraulich an Guſtavs Arm, zögerte im Gehen, und hatte ihm vieles in Geheim zu ſagen, wobey bald ein Lächeln be

Freude, bald eine Wolke des Kummers über ſein jugendliches Angeſicht hinflog.

Sie ſtanden aber nicht lange am Ufer des Sees, ſo kam keuchende Bothſchaft aus dem Gaſthofe: der Herr, welcher zurückgeblieben, habe Händel mit zwey andern Fremden. Schnell eilte Guſtav dahin, ihm nach, etwas langſamer, der Profeſſor; und der Oberſte nahm das erſchrockene Suschen an den Arm, und ging gelaſſen hinten her.

Zwey junge Engländer, die mit ihrem Hofmeiſter dieſen Morgen über den See gekommen waren, hatten für gut gefunden, ſich nach dem Eſſen eine Leibesbewegung zu machen, hatten Guſtavs und Simmenthals Pferde aus dem Stalle genommen, und jagten damit im Hofe des Wirthshauſes herum. Simmenthal, dem dieß von Tobias, der nach zu ſchwach war, es zu wehren, angezeigt wurde, ging hinunter, fand da den Hofmeiſter, der den beyden Kunſtreitern Sitten predigte, worauf aber keiner im mindeſten Acht gab. Aergerlich hierüber fiel er dem einen in den Zügel, und erſuchte dem Spaß ein Ende zu machen und des müden Thieres zu ſchonen; dieſer lachte, und trieb das Pferd deſto ſtärker an, um ſich loszumachen. Darüber verlor Simmenthal die Geduld, er riß den Ungezogenen mit Gewalt herunter, and ging dann auf den Andern los, der aber ſogleich abſaß, und über ihn herfallen wollte; jedoch er, der keine Luſt zum Fauſtkampf hatte, ergriff einen Knittel, der in der Nähe lag, und hielt ſeinen Gegner damit in Achtung.

Der Hofmeiſter war nicht mehr zu ſehen. — Inzwiſchen hatte ſich der Gefallene wieder aufgerafft, und war im Begriff gegen Simmenthal loszuſtürmen, als Guſtav kam, ſich ihm entgegen ſtellte, und befahl ruhig zu ſeyn; allein der Menſch war wie raſend, und warf einen großen Stein nach ihm, der ihn zwar verfehlte, aber den hinten ſtehenden Stallknecht traf, welcher gleichwohl noch ſo viel Beſinnung hatte, dem ſich nach einer Wehr umſehenden Guſtav ſchnell eine Reitpeitſche zu reichen, womit dieſer auch den Tollkopf ſo bearbeitete, daß er taumelte.

Der kluge Hofmeiſter war indeſſen nach Hülfe gelaufen; es kamen Leute, die dem Streit ein Ende machten. Der eine von den Engländern, der ſich auch am wildeſten betragen, befand ſich von der Behandlung, die er durch Guſtav erlitten hatte, übel, und mußte hinaufgeführt werden; der Andre aber forderte Simmenthal zum Zweykampfe, weil er ihn einen Poliſſon geheiſſen habe. Jedoch ein entſchloſſener Beamter, unterſtützt von der zugelaufenen Menge, drohte dem Engländer mit Verhaft, wenn er nicht Frieden hielte. Die Sieger gingen auf ihr Zimmer, um ſich zur Abreiſe fertig zu machen.

Sie waren noch oben, ſo trat der, welcher Simmenthal herausgefordert hatte, hinein, und verlangte höflich ſeine Nahmensangabe, weil er ſich mit ihm ſchlagen müſſe: er hätte ihn füglich einen Thoren heiſſen können, that er hinzu, aber ein Poliſſon wolle er nicht ſeyn.

Simmenthal ſchrieb auf ein Blatt in ſeinem Taſchenbuche ſeinen Nahmen und Aufenthalt, und übergab es ſtillſchweigend dem Herausforderer, der ſich damit entfernen wollte.

Der Oberſte ſchüttelte den Kopf: aber, meine Herren! rief er, wozu der Krieg? Könnte man nicht auf dieſe Weiſe Frieden machen, wenn das beleidigende Wort zurückgenommen, und das Andre als für den damaligen Moment paſſend angeſehen würde?

Der Engländer war es zufrieden. — Nun denn, ſagte Simmenthal, und ſtand freundlich auf: ſo erkläre ich hiemit, daß ich dieſen Herrn für keinen Poliſſon halte; auch nicht, wenn er es gleich auf ſich nehmen wollte, für einen Thoren, ſondern für einen rechtlichen jungen Mann, der in einer böſen Stunde der guten Sitte vergeſſen.

Schamröthe überglühte die Wange des Jüngling. Es iſt mir Recht widerfahren, ſprach er, und verließ die Geſellſchaft.

Welch ein ſonderbares Benehmen, ſagte der alte Profeſſor: und doch iſt etwas Edles darin!

Dem Oberſten ſchien das nichts Neues zu ſeyn. — Hätten Sie ſich wirklich mit dem Engländer geſchlagen? fragte er Simmenthal.

Warum nicht? ich ſchlage mich mit jedem, der mich fordert.

Gott bewahre! rief der Profeſſor, und Suschen blickte erſchrocken auf Guſtav.

Aber ich würde ſeiner geſchont haben, fuhr er fort: er wäre mit einer kleinen Züchtigung weggekommen.

Ob er auch Ihrer geſchont haben würde? fragte der Profeſſor.

Mit dieſem wäre ich wohl fertig geworden, erwiederte Simmenthal; wenn er aber auch mir Eins angehängt hatte, ſo wär' es eine verdiente Buſſung meiner Schlagfertigkeit geweſen, die ſich jeder gefallen laſſen muß. Jedoch ſind meine

Kampfe niemahls ſehr blutig, weil ich mich nie in große Leidenſchaft einlaſſe, und in ſolchen Fällen meiner ſelbſt, wie meines Degens Meiſter bin. Ich ſchlage mich daher auch, wiewohl ich gut ſchieſſe, niemahls auf Piſtolen, weil ich nicht gern tödte.

Das heißt Groß=muth! ſagte der Profeſſor mit einer Zögerung, als wenn er lieber Großthun geſagt hätte.

Ich ſpreche von mir ſelbſt wie von einem Dritten, verſetzte Simmenthal mit einem ruhigen Blick auf den Profeſſor: das thun ja die Gelehrten auch zuweilen. Uebrigens ſollten, fuhr er launicht fort, meines Erachtens alle Händel durch Zweykämpfe ausgemacht werden, ſo würde mancher ſich beſſer beſinnen, ehe er welche anfinge; die langſame Marter des Rechtganges würde verkürzt, und ein Heer geldluſtiger Sachwalter wäre außer Thätigkeit geſetzt. Auch hätte der, welcher zu kurz gekommen, auf dem Krankenlager Zeit, über die Richtigkeit des Streitens um irdiſche

Dinge Betrachtungen anzuſtellen, und ſich zur künftigen Nachgiebigkeit gegen den Feind zu ſammeln. Wahrſcheinlich wäre auch der Arme von dem Reichen, der Kleine von dem Großen minder geplagt. — Freylich müßte über einen ſolchen Rechtentſcheid eine Ordnung feſtgeſetzt werden; das iſt aber in einem Zeitalter ein Leichtes, wo man mit Verfaſſungen, Ordnungen und Rechten wie mit Kegeln zu ſpielen verſteht.

Dazu, fiel der Oberſte lachend ein, könnte man ja die alten Ordalien benutzen, und ſo das geprieſene Mittelalter nicht immer nur in Worten, ſondern auch in der That ehren.

Und da, fuhr jener fort, neuere Staats- und Weltweiſe herausgebracht haben, daß das Recht des Stärkern die Grundfeſte der Staaten iſt, warum ſollte daſſelbe nur unter den Obern ſtatt finden, und nicht auch dem Geiſte des Volks durch Geſetz und Uebung angeeignet werden?

Lernt man das auf deutſchen Schulen? fragte der Profeſſor. — Noch nicht förmlich, gab Guſtav zur Antwort: man lernt aber dort manches, das nicht gelehrt wird. — So wie man manches lehrt, das eben ſo wenig des Lernens werth iſt, that Simmenthal hinzu.

Es war Zeit zum Aufbruch. Unter der Hausthure ſprach der Oberſte noch mit dem engliſchen Hofmeiſter, der ihm für ſeine Vermittlung dankte, aber erbärmlich uber den unbiegſamen Sinn ſeiner Zöglinge klagte.

Simmenthal eilte voraus, um ſeinen Fund auf Grünenſtein anzukünden; Guſtav aber eilte kleinmüthig hinter dem Wagen her, und kaum vermochten die Annehmlichkeiten der Landſchaft, die Lichtpfade der Abendſonne auf dem offenen See, und die blaue friedliche Ferne, ſein zagendes Gemüth aufzuheitern.

Er liebte Clotilden; ſie nun in der Schweiz und zwar ſo bald zu finden, hatte ſeine geheime Seligkeit ausgemacht; allein Simmenthals Anweſenheit in Grünenſtein, und deſſen Bemühen um das Fräulein, wovon ihn Suschen ſo eben unterrichtet, war ihm jetzt eine bittere Störung, und die Urſache ſeines Mißmuths. Zwar, das wußte er, war auch ſein Bild in Clotildes Seele wie eine Blume im zarten Hauche des Frühlings bisher gewiegt und gepflegt worden: aber es gibt der Blumen viele, die den Madchen behagen, und der Frühling iſt kurz, ſagte er jetzt in banger Stunde. — Nichts als die Gegenwart vermag den Zweifel der Liebe zu heben, der ſich in der Abweſenheit regt; er eilte der Geliebten entgegen, und zögerte im Geiſt bey jedem Schritte, und ſuchte den Troſt, den ihm die Zukunft zu verſagen ſchien, in den Erinnerungen vergangner Jahre.

* * *

Er und Sie — ſchon als Kinder im täglichen Umgange vereint; ohne andre Geſpielen von Bedeutung, da das Madchen auf dem Schloſſe des Oheims erzogen wurde: Lebe- und Spielgenoſſen; ſo ward ihnen gleich anfangs die Gewohnheit des Beyſammenſeyns zum unſchuldigen Bedürfniſſe, und ehe ſie noch wußten, was Liebe ſey, hatte ſich das natürliche Verhältniß zwiſchen der männlichen Obermacht und der ſchmiegſamen Weiblichkeit ſchon unter den Kindern feſtgeſetzt; Sie war die Vertraute ſeines kindiſchen Strebens, Er der Gegenſtand ihrer Theilnahme. Von edler Art beyde, trübte kein unreiner Hauch das Gedeihen ihrer Freundſchaft, und ihr Daſeyn gleitete, wie aus zwey Quellen ein lauteres Bächlein, lieblich dem Strome der Liebe entgegen.

Es war zuviel Anmuth in dieſem Verhältniſſe der Kinder, als daß der gute Oheim es hatte ſtören ſollen. Bejahrte Leute lieben die jugendliche Eintracht; ihre Begriffe von der Liebe ſind durch das Alter umgewandelt, und die Beſorgniß, daß aus dem vertrauten Umgang der Kinder ausſchließliche Anhänglichkeit in die folgenden Jahre übergehen möchte, iſt ihnen faſt fremde geworden. Beobachtung der Welt, und öfters auch ſelbſteigne Erfahrung, hat ſie gelehrt, daß alles wandelbar iſt, und daß die Zeit nichts Ewiges verträgt, ſelbſt nicht ewige Liebe und Freundſchaft. — Auch Clotildens Mutter machte ſich über eine bleibende Neigung der Kinder keine Sorgen; aber ihr gefiel nicht, wenn ſie zu ihrem Bruder kam, welches öfters geſchah, daß des Paſtors wilder Knabe gleichſam den Gebieter über die einzige Sproſſe ihres edlen Stammes ſpielte, und ſie ihn auf allen ſeinen Streifereyen ſo willig begleitete. So wie das Mädchen ein Lamm hatte, das ihr auf allen Schritten nachfolgte, war ſie das Lamm Guſtavs; alle drey zogen oft Stunden lang durch Wald und Gefilde, die Landleute waren ihnen freundlich, und ihre Kinder ſpielten mit ihnen. Dieß Leben konnte der Baroneſſe nicht gefallen, ſie machte dem Oberſten oftmahls Vorſtellungen darüber, der dann freylich das Ungezogne deſſelben, wie es die Schweſter nannte, auch fuhlte, und dieſen freyen Wandel beſchrankte, ſo gut er konnte und ſo lange ſie da war; jedoch nach ihrer Abreiſe mochte er gewöhnlich das Herzeleid der Kinder über die

Hemmung ihres Umgangs nicht lange ertragen, und ließ ihnen bald wieder die ſuſſe Freyheit.

Kurze Trennung ſtarkt die Liebe, und ſo diente ſie auch in ſolchen Fallen, die argloſen Herzen nachher nur deſto naher zu vereinigen. Auf dieſe Weiſe aber konnte ſich kein Fraulein nach der Baroneſſe Geſchmack bilden: wenn das Madchen fortfahre, meinte ſie, in dieſem Naturzuſtande, deſſen Vorurtheile ſo ſchwer auszutilgen ſeyen, aufzuwachſen, welche Muhe wurde man einſt haben, ſie fur den Hof zu bilden! Das war die Sorge der Mutter, womit ſie den Oberſten plagte, ſo oft ſie zu ihm kam; und da dieſer immer verſprach, und nie half, und das freye Leben der Kinder beſtandig fortdauerte, ſie auch nach Uebereinkunft das Madchen bis auf ein gewiſſes Alter bey dem Bruder auf dem Lande laſſen mußte, wandte ſie ſich an den Vater Guſtavs, um ihm die Ungebundenheit ſeines Knaben, und ihr Mißfallen an der Art, wie dieſer Clotilde behandle, auf eine ernſtliche Weiſe begreiflich zu machen.

Der Paſtor, der in ſeinem einzigen Knaben den Troſt ſeiner alten Tage fand, hatte, ſo wenig wie die Kleinen ſelbſt, an ihrem Umgang Anſtoß genommen, und bisher geglaubt, Kinder in dieſem Alter würden ſchon recht wohl erzogen, wenn man für weiter nichts ſorgte, als daß ſie geſund und gut blieben. Deſto mehr erſchrack jetzt der friedliche Mann über den Ton, den die Baroneſſe anſtimmte, und wußte zur Stunde wenig einzuwenden, welches die vornehme Frau aber auch nicht erwartete. Allein wie ſollte er zu Werke gehen? Seinen Guſtav einzuſperren, das war ihm nicht zuzumuthen; und war er frey, ſo hatte er in ein paar Sprüngen ſein Mädchen aufgefunden; ihm aber den Umgang mit Clotilde zu verbieten, wie hatte er die hohe Unſchuld des Knaben mit irgend einem Grunde des Verbotes behelligen durfen, ohne ſich an Gott und der heiligen Kindheit zu verſündigen? — Alles alſo, was die Bemühungen der gnädigen Frau bewirkten, war daß der Spielraum der Kinder auf den Schloßgarten beſchränkt wurde. Aber das war Guſtav bald zu enge, er kletterte über die Mauer und half dem Mädchen auch hinüber, und der nachſichtige Oheim fand, es ſey denn doch beſſer, den Kindern freyen Lauf zu laſſen, als daß ſie den Hals brächen; und ſo ging es wieder wie zuvor. Kam dann zu Zeiten die Mutter, ſo wurde Clotilde, ſo gut es anging, von dem Knaben entfernt gehalten, ſie mußte ſchöne Kleider anziehen, und durfte mit der alten Hausmeiſterin des Oberſten nichts als franzöſiſch ſprechen. Aber der naturgewohnten Blume war das Zwingbeet zuwider, ſie blühete dann weniger lebendig und friſch, und ſchien ſich immer nach den freyen Lüften, und dem lieben Gärtner, der ſie zuvor gewartet hatte, zu ſehnen; und der Oberſte, ſo bald er wieder allein war, konnte ihrem Verlangen nicht entgegen ſeyn: Die Unſchuld, bemerkte er, müſſe man nicht zwingen, ſo lange ſie nicht aus ihrer Bahn trete, ſonſt mache man ſie zur Schuld, und für dieſe ſey dann erſt der Zwang gut; einem bloſſen Kinde ſchon ſeinen Standesvorzug begreiflich machen, heiße es prinzlich erziehen, das aber ſey, wie die Erfahrung lehre, nicht immer die beßte Erziehung.

So verfloſſen den Glücklichen die Tage der Kindheit im Sonnenſcheine ſorgen- und ſchuldloſer Vertraulichkeit. Auch wenn es zum Unterricht ging, blieben ſie ungetrennt, welches jedoch die Baroneſſe nicht ungern ſah; denn da das feinere Madchen ſchneller begriff, als der ſich langſamer entwickelnde Knabe, und daher alles beſſer konnte, ſo ſchmeichelte ihr das; und ſie mochte darum dem Guſtav auch den Vortheil gönnen, daß er neben Clotilde von der Hausmeiſterin franzöſiſch lernte, wenn nur dabey der gehörige Unterſchied ſtreng beobachtet, und der angemaßten Meiſterſchaft des Knaben über ihr Kind Einhalt gethan würde. Selbſt als Guſtav anfing Latein zu lernen, durfte Clotilde den Stunden, die der Paſtor ſeinem Knaben gab, beywohnen.

und ſo geſellſchaftlich mitnehmen, was ihr allein zur Qual geweſen wäre; und der Oheim, ein Freund der Römerſprache, hatte ſeine Freude daran: Laß es immerhin ſeltſam ſcheinen, daß ein Mädchen Latein verſtehe, ſagte er zur Schweſter; wenn ſie es nicht zur Schau trägt, ſo wird ſie nie bereuen, es gelernt zu haben.

Unterdeſſen wuchſen die Kinder heran, und wie die kindiſche Einfalt ſchwand, änderte ſich auch unvermerkt manches in ihrem Betragen. Die Unſchuld blieb, aber ſie wurden ſich ſelbſt in manchen Dingen gegenſeitig unbequemer; die natürlichen Neigungen fingen an verſchiedene Richtung zu nehmen; die Aufmerkſamkeit für Schicklichkeiten ward größer, und die Anneigung der Gemüther weniger ſichtbar, aber deſto inniger; es war auffallend, und Clotilde fühlte es ſelbſt, daß ſie noch andern Umganges bedürfte. Der Oheim ſah das auch ein, und da eben einer ſeiner ehmaligen Unteroffiziere, der in der Nähe eine Zollbedienung verſehen, geſtorben war, und ein Mädchen ungefähr von Clotildes Alter hinterlaſſen hatte, das er ſorgend auf dem Todbette noch ſeinem edelgeſinnten Oberſten empfohlen, ſo nahm er jetzt das verwaiſete Mädchen, welches Suschen war, zu ſich, damit es mit ſeiner Nichte, jedoch derſelben untergeordnet, aufwüchſe und lernte, und zugleich eine Mittelsperſon zwiſchen Guſtav und Clotilde, gleichſam einen Ableiter ihrer gegenſeitigen Anziehung abgabe. Sie wurde daher auch gut gekleidet, und beynahe Clotilden gleich gehalten.

Suschen zeigte ſich als ein ehrliches Kind, war durchaus anhänglich an das milde Fräulein, und darum auch ihrem Guſtav treu ergeben; da aber jene ſchon einen großen Vorſprung im Unterricht hatte, konnte Suschen ſie nicht mehr einholen, und lernte daher eben nicht viel, obgleich die Hausfreunde des Oberſten, der Major und der Paſtor, ſich einige Mühe mit ihr gaben; denn wovon ihnen die Nothwendigkeit nicht klar iſt, das lernen Mädchen nicht gern allein. In weiblichen Arbeiten hingegen wetteiferte ſie mit dem Fräulein, weil dieſe zu etwas, woraus ſich Guſtav nichts machte, auch noch keinen rechten Hang hatte.

Obgleich ſich die Geſellſchaft der Kinder (ſo hießen ſie bey dem Oheim noch immer) um eine Perſon vermehrt hatte, denn Suschen fand ſich beynahe allenthalben wo Clotilde war, ſo wurde ſie denſelben doch nicht zur Laſt, weil ſie nie abſichtlich die Einſamkeit geſucht hatten, und auch jetzt nicht daran dachten; der Zauber der Liebe lag zwar im Innerſten ihrer Empfindungen, aber noch nicht in ihrer Erkenntniß. Gut wie Suschen war, und dem Fräulein ſo ganz ergeben, daß ſie alles für recht hielt, was ſie that, und ſich deßwegen auch Guſtavs Wünſchen wie Befehlen unterwarf, hätte man noch zehen ſolcher Mädchen anſtellen können, ſie würden den Liebenden nicht vor den Weg getreten ſeyn, auch wenn der Weg nicht ſo rein von allem Unkraut geweſen wäre.

Aber auch dieſe glückliche Periode der zum

Jünglingsalter reifenden Knabenſchaft, der ſproſſenden Liebe, und aller der empfundenen noch unenthüllten Seligkeiten, die ſie einſchließt, ging zu Ende. Guſtav war zu höhern Lehranſtalten zeitig, er wurde auf das Gymnaſium der Hauptſtadt geſchickt; und bald hernach mußte der Oheim, ſo weh es ihm that, zugeben, daß auch ſein liebes Kind, das Sternlein ſeiner Nächte, ſich von ihm trennte. Denn ihres Jugendfreundes beraubt, an den die ſüſſeſte Gewohnheit und die verborgene Gewalt der Neigung ſie knüpften, konnte das arme Mädchen die Leere dieſer ländlichen Einſamkeit nicht lange ertragen; es fehlte ihr die Gegenwart deſſen, der alles belebt hatte, und Suschens Geſellſchaft war ein zu kleiner Erſatz. Auch die Herzensgüte der Alten vermochte ſie wohl zu rühren, aber nicht zu tröſten. Man ſah die Nothwendigkeit ein, das zarte Gewächs in einen lebendigern Garten und leichtere Lüfte, unter Ihresgleichen, zu verpflanzen; und ſo wurde ſie, nach dem Willen der Mutter und mit

Zufriedenheit des betrübten Oheims, in eine vielverſprechende Bildungsanſtalt für Töchter edler Herkunft in die Nähe der Stadt gebracht.

* * *

Hier aber in dieſen neuen Beziehungen ſahen die jungen Leute einander wenig. Guſtav lebte in einem andern Kreiſe, und konnte ſich den hochadelichen Fräuleins nur ſelten nahen; über dem war er mit ſeinen Studien beſchäftigt, und Clotilde mit ihren Lehrſtunden und Zerſtreuungen. Begegneten ſie ſich zuweilen auf Spaziergängen, ſo war deſſen Folge bey ihm ein Gefühl der Wehmuth, wie die Nachempfindung eines glücklichen Traumes, weil er alsdann ihr unbefangenes Benehmen für Gleichgültigkeit anſah, noch zu wenig bekannt mit der klugen Umſichtigkeit beſcheidener weiblicher Weſen; er war niedergeſchlagen für denſelben Abend, und freute ſich doch der kommenden Gelegenheit wieder. Sie aber dachte, wenn ſie nach Hauſe kam, noch lange des blühenden Jünglings, und der ſeelenvollen Blicke, womit er ſie begleitet. — Es war indeß kein Liebesverſtändniß unter ihnen, keine erklärte Leidenſchaft; beyde trieben ruhig und munter ihr Tagewerk, und ſchliefen ein ohne zärtliche Seufzer. Guſtav gewann an Wiſſenſchaft, und Clotilde an weiblicher Bildung, und zur Freude ihrer Mutter an dem, was man guten Ton nennt.

Unverdorbene Gemüther behalten auch unter neuen Umgebungen die Eindrücke des Herzens reiner und feſter, als der im Genuß erſchöpfte Weltling glaubt; auch wenn jene Eindrücke zu ſchlummern ſcheinen, ſo gibt es irgend einen glücklichen Zufall, dergleichen die Liebe in ihrem Gefolge ſo viele hat, ſie wieder zur rechten Zeit zu wecken. So trug es ſich meiſtens zu daß, wenn Guſtav über ſeine Ferien bey dem Vater war, auch Clotilde, die nichts davon zu wiſſen ſchien, ihren Beſuch bey dem Oheim abſtattete, dem ſie nie zu oft kommen konnte. Dieß glückliche Ungefähr (wenigſtens war es keine Abrede) ſtimmte bald wieder alle Saiten des Herzens zu vorigem Einklang; ja die Zeit weckte neue bisher unbekannte Töne, die, ſtärker als die zarten Klänge der kindlichen Leyer, ſich mehr dem gewaltigen Rauſchen der Harfe näherten.

Suschen blieb auch nicht lange mehr auf dem Schloſſe; ſie wurde von der Baroneſſe in die Stadt genommen, um ſich zu einem Kammermädchen für das Fräulein zu bilden. Guſtav, der nicht ermangelte, von Zeit zu Zeit der gnädigen Frau ſeine ſchuldige Aufwartung zu machen, die ſich gern als die Gönnerin eines hoffnungsvollen jungen Menſchen anſah, und es ganz wohl leiden mochte, wenn er ſeine alte Bekanntſchaft mit Suschen unterhielt, traf auch öfters die Tochter daſelbſt an. Zuweilen war dieſe ſchon wieder fort, wenn er kam, dann hatte ſie Blumen zurückgelaſſen, vergeſſen ein Band oder ſonſt eine Kleinigkeit, die ihm Suschen ohne große Weigerung abtrat, und er mit emſiger Liebe zu Hauſe aufbewahrte. Hatte ſie dem Mädden etwas geſchenkt, einen ſelbſtverfertigten Geldbeutel oder ſo was, ſo ruhte Guſtav nicht, bis er es erhalten hatte, ſo daß er bald einen kleinen Schatz von Sachen, die von Clotilde herkamen, aller Sittſamkeit unbeſchadet, zuſammenbrachte. Von ihm hingegen erhielt Suschen Zeichnungen zum Nachbilden; auch Bücher ſollte er ihr, nach dem Wunſche der Baroneſſe zum Leſen bringen, aber nur ſolche, wo Sittlichkeit mit elegantem Geſchmack vorgetragen wäre. Dieß brachte ihn oft in Verlegenheit; denn wo es der Sittlichkeit Ernſt war, pflegte meiſt der zierliche Geſchmack zu fehlen; oder jene ertrank in den Gewäſſern der Eleganz; oder es waren beyde zu einem langweiligen Ganzen verbunden, das weder kalt noch warm gab. Er hätte aber gern ſeiner Clotilde nur das Vortreffliche in die Hände geſpielt, denn es war ihm, als hätte er ſelbſt die Bücher geſchrieben, die ſie durch ihn zu leſen bekam. Da er eine ſchöne Schrift hatte, waren Suschen auch allerhand kalligraphiſche Denkſprüche von ihm willkommen, die dann nächſt dem Lobe der Tugend, welches die gnädige Frau begehrte, auch öfters von dem Werthe der Freundſchaft ſprachen, und in der Beziehung verſtanden wurden, wie ſie gemeint waren, indem von allem dieſem das Fraulein manches auf längere oder kurzere Zeit mit ſich nahm. — Und ſo wußte die Liebe ſich auch durch Hinderniſſe Weg zu ſchaffen, die Allesbeſiegende, der ſchon in ihrem argloſen Entſtehen die Vorſichtigkeit des klugen Alters nicht fein genug iſt.

Aber eine bedeutendere Trennung ſtand den Liebenden bevor. Die Zeit war gekommen, daß Guſtav die Hoheſchule beziehen ſollte; ſchon war er bey ſeinem Vater um Abſchied zu nehmen, und Clotilde hatte ſich beeilt, den gewohnten Beſuch auf dem Schloſſe des Oheims zu machen, getrieben von mächtigem Verlangen, ihn — ach für lange Zeit zum letzten Mahle! — da zu ſehen, wo ſich die Erinnerung ihrer Liebe an ſo viele Gegenſtände knüpfte, und in die erſten Jahre der ſtammelnden Kindheit verlor.

Nothwendig entſchieden jetzt dieſe letzten Tage des Beyſammenſeyns, was ſo lange ſchon vorbereitet war und einzig noch fehlte: das ausgeſprochene Geſtändniß der Liebe. Im Drange des Scheidens nach ſo vielen Jahren eines beglückenden ahnungsvollen Umgangs, mußten endlich, wie konnte es anders ſeyn, die aufgeregten Gefühle der zärtlichſten Neigung zu ſtammelnden Worten werden. Auf der letzten Wanderung, die ſie noch in das Wäldchen machten, das ehemahls ihre einſame Welt geweſen, ſaſſen ſie in der jetzt halbverwilderten Laube, die ſie als Kinder zuſammen gebaut hatten, ſchweigend, den Stachel der Trennung im Herzen, und die unbefangene Vertraulichkeit vergangener Jahre in Gedanken. Sie fühlten beyde, daß die Zeit zum Sprechen reif ſey, ihre ganze Seele lag auf ihrer Zunge, und doch wußte keines das Wort des Anfangs zu finden; ſie waren ihrer Liebe gewiß, und doch wagte keines den heiligen Schleyer des Geheimniſſes zu heben.

Werden Sie, ſagte Guſtav, der ſich das vertrauliche Du ſchon lange abgewöhnt hatte . . . Werden Sie, gnädiges Fräulein, ſagte er mit zitternder Stimme, und ergriff ihre Hand . . . Werden Sie ſich meiner noch erinnern, mich nicht vergeſſen, wenn ich ferne bin?

Guſtav! Mein Auserwählter! . . . war ihr Gedanke, und unwillkuhrlich ihr Wort. — Und in dem Augenblicke, ergriffen von der Allgewalt der verſchloſſenen Empfindung, umſchlangen ſie ſich in unendlicher Liebe, und tauſchten die Seelen im erſten gluhenden Kuſſe.

Der Bund war ausgeſprochen, geſchloſſen für die Ewigkeit; und wie nach einem Gewitterſturme die Sonne wieder mit friedlichem Glanz in die aufgeſtörte Natur tritt, ſo umfloß jetzt das Gemüth der Liebenden, entladen der höchſten Spannung, eine ſtille Ruhe, eine ſuſſe ſorgenloſe Freude an der Gegenwart. Sie waren ſich einander ſicher für immer, und konnten nun auch ans Scheiden mit Gelaſſenheit, ja faſt mit Verlangen, um eher wieder zuſammenzukommen, denken. Sie ſchienen um ein paar Jahre älter geworden, und empfanden doch, wie noch nie, die Fülle jugendlicher Kraft.

Die Veränderung war auffallend; auch der Oberſte nahm ſie wahr: Es iſt was unter den Kindern vorgefallen, ſagte er Abends zum Major: ſie ſind ſo freudig, wie ich es unmittelbar vor der Trennung nach ſo langer Bekanntſchaft nicht erwartet hatte; es iſt gut, daß der Junge bald wegkömmt, er wurde nach dem Mädchen den Kopf verrücken!

Wenn es nur nicht ſchon zu ſpät iſt, antwortete der Major.

Darüber ergrimmte der Oberſte; er hatte die Wahrſcheinlichkeit zwar auch gefühlt, aber er hörte ſie nicht gern ausſprechen. Was zu ſpät! ſchrie er: der Burſche wird ſich doch nicht einfallen laſſen, verliebt zu ſeyn? Der Sohn eines Geiſtlichen in meine Nichte? — Und nun brauste der Sturm, den man mußte toben laſſen, bis er fertig war. Der Major konnte kaum verhüthen, daß er nicht auf bloſſe Vermuthung hin Clotilden ſo gleich zur Rede ſtellte.

Ueber Nacht legte ſich indeß die Hitze: Noch iſt die Sache eine bloſſe Muthmaſſung, ſagte er des Morgens; wenn ſie aber auch mehr wäre, ſo iſt das beßte Mittel ja ſchon ergriffen, ſie entfernen ſich auf Jahre, und werden inzwiſchen wohl klüger werden. Und da er ohne dieß bey aller auffahrenden Reizbarkeit doch nie im Stande war, einen erloſchenen Zorn wieder anzufachen, ſo nahm er ſich jetzt bloß vor, die Sache mit ruhigem Auge zu beleuchten. Als er aber die lieben Kinder wieder vor ſich hatte, und ihre Unbefangenheit ſah, uberwog ſein väterliches Herz; er ließ alles gut ſeyn, um ſich und ihnen die Stunde des Abſchieds nicht zu trüben. Es wurde jedoch, hauptſächlich auf Veranſtaltung des Majors, nach der Stadt geſchrieben, daß Clotilde bald mochte abgehohlt werden, und Suschen ward uber manches ausgeforſcht; allein Suschen ſagte weniger als ſie wußte, denn die Rolle, die ſie lange ſchon in dieſem Liebesſpiel hatte, beſchäftigte ſie zu gefällig, als daß ſie ihr hätte untreu werden ſollen. Das Mädchen warnte vielmehr die Liebenden, und wußte, was dem Fortgang der Liebe behülflich war, ohne es je gelernt zu haben; an das, was die Dankbarkeit gegen die gnädige Herrſchaft allenfalls wider ſolche Verheimlichungen erinnern könnte, dachte Suschen nur leiſe, weil die Neigung zu ihrer Gebieterin ſo laut ſprach. Mädchen, ſagte einſt der Oberſte, haben das Privilegium, da wo ſich Empfindung von einer ſchönen Seite zeigt, die Ueberlegung ſchweigen zu laſſen. Er ſprachs, und Suschen thats; die Rede rächte ſich an ihm ſelbſt.

Clotilde fuhr in die Stadt zurück; ſie ging ohne große Mühe, ihre ganze Seele war der Gegenwart voll, und ſicher in dem klaren, alle Beſorgniſſe vergeſſenden Erwachen neuer lange verſchloſſener Gefühle. Sie ſtand auf der Höhe der Unſchuld, ohne dahin zu ſchauen, wo es auf der andern Seite hinunter geht, ſondern ſie pflückte noch arglos die ſchmeichelnden Blumen, die unter ihren Tritten in Fülle ſproßten; ſie pflückte und lebte für Guſtav, der ihr immer vor Augen ſtand. Er ſelbſt bereitete ſich rüſtig zur Abreiſe, ſchaute aber mit mehr Mißtrauen in das Dunkel der Zukunft, als die weibliche Seele. Der Oberſte gab ihm Geſchenke, der Vater ſeinen Segen, alle ſahen ihn ungern ſcheiden, weil er allen lieb war; ſein Herz ließ er bey Clotilde, den Kopf hätte er gerne mitgenommen, wenn ſich dieſe Beſtandtheile des Menſchen ſo leicht trennen als benennen lieſſen.

Auf der Univerſität war Guſtav fleißig und blieb geſittet, daher lebte auch die erſte Liebe lauter und rein in ihm fort. Eine Freundin von Suschen hatte einen Bruder auf ebenderſelben Schule; dieſes Mittel benutzte das Mädchen, dem Freunde ihres Fräuleins unter einem unbedeutenden Vorwande, womit die Klugheit immer den Anfang macht, zu ſchreiben. Die Antwort blieb nicht aus; und auf dieſem Wege erhielt Guſtav von Zeit zu Zeit Nachricht von dem, was ihm zu wiſſen theuer war, und theilte hinwiederum von ſeinem Leben das Erfreuliche mit. Jedoch von dem Fräulein ſelbſt konnte er nie eine förmliche Zuſchrift erhalten, ſo ſehr er darnach ſtrebte; ſo ſchwer ſie die Zurückhaltung ankam, ſie that es nicht. Nicht nur blieb ſie feſt auf dem Pfade reiner Geſinnung, ſondern ſie fing auch an, von der Höhe herab, wohin die Liebe ſie geſtellt hatte, klarer in die Tiefen des Lebens zu ſchauen, und zu fühlen, daß ſie das Gewand der Schicklichkeit, welches die Welt auch um die menſchlichſten Handlungen zu werfen gebietet, um keinen Preis von ſich legen dürfe. Alles was ſie that, war, Suschens Briefen zuweilen den beziehlichen Vers eines Dichters, oder eine blos mit der Seitenzahl bezeichnete Hinweiſung auf ein Buch beyzufügen; Stellen, die freylich deutlich genug ſprachen. Das konnte ſie denn doch nicht laſſen; und auf dieſe Weiſe nährte ſich und wuchs die Liebe, ohne daß ſie einander ſahen.

Ueber zwey Jahre waren ſo hingeſchwunden, und Guſtavs gelehrte Schulzeit ging zu Ende. Er war zum kräftigen Jünglinge gereift, geſund und froh, aber nicht ohne wachſende Beſorgniß für ſeine Liebe, weil ſeine Geburt mit dem Stande des Fräuleins verglichen ihm immer mehr Schwierigkeiten zeigen mußte. Clotilde, nunmehr in den Geſellſchaften der Reſidenz gebildet, hatte nach und nach die ländlichen Sitten mit den feinern der Stadt vertauſcht, ihren Verſtand erweitert, und dennoch die Güte eines edlen Herzens beybehalten, und Würde mit jungfräulicher Einfalt zu paaren gewußt, ſo daß ſie jetzt für eines der vorzüglichſten Weſen der Hauptſtadt galt.

Nun kam die Zeit, daß der von ſeiner lieben Jugend verlaſſene, ſeither verſtimmt und grämlich gewordene Oberſte, es in ſeiner podagriſchen Einſamkeit nicht mehr aushalten mochte, und die Reiſe nach der Schweiz vornahm mit Clotilde und Suschen. Natürlich erfuhr dieß Guſtav bald; er ſuchte jezt auch ſeinen Aufenthalt deſto ſchneller abzukürzen, und wußte vom liebenden Vater die Erlaubniß zum Reiſen, und mit der Schweiz den Anfang zu machen, ohne Mühe zu erhalten. — Und ſo trafen die beyden edeln, treuen, zwar durch ihren Stand getrennten, aber durch die mächtigere Natur von Kindheit an vereinten Seelen, wieder zuſammen im Rheinthale, am Fuſſe der fernhin glänzenden Alpen des fröhlichen Appenzellerlandes.

* * *

Clotilde und ihre Freundin ſahen von der Anhöhe bey Grünenſtein, wohin ſie der Prediger Abends ſpazieren geführt hatte, in der Ferne einen Mann zu Pferde, der immer ſtärker eilte, je näher er kam, und endlich gegen ſie mit dem Schnupftuch wie frohlockend winkte.

Es iſt Simmenthal, der uns gute Bothſchaft bringt, ſagte die Schweizerin, er hat uns erkannt. — Sie eilten in den Schloßhof hinunter, wo er auch bald hernach hineinſprengte.

Gefunden! rief er.

Wo ſind ſie?

Sie kommen. — Mehr brauchte der Prediger nicht zu hören, um ſchnellen Fuſſes an die Landſtraſſe den Erſehnten entgegen zu eilen.

Man ſah jetzt auch wirklich einen Reiſewagen heranrücken, und endlich gegen das Schloß einlenken. Große Freude war unter den Freundinnen; ja ſie meinten ſogar Simmenthal Dank ſchuldig zu ſeyn, prieſen ſein Geſchick, und nannten ihn einen glücklichen Menſchen.

Wer iſt denn der Reiter, der ſo verloren hintennach kömmt, wie ein Verliebter? fragte Clotilde.

Es iſt Guſtav *, antwortete Simmenthal, ein Freund von Ihrem Hauſe, den der Oberſte in Schaffhauſen getroffen. Verliebt mag er wohl ſeyn, ſetzte er loſe hinzu, denn er hatte unterweges immer was mit Mamſell Suschen zu flühern; der Bräutigam mag ſich in Acht nehmen, es iſt ein hübſcher Junge.

Schäme dich, Leichtfertiger! zürnte die Schweizerin.

Clotilde aber hatte von allem dem nichts gehört, als den Nahmen des Geliebten; da glühte ihr Geſicht von ſchnellem Erröthen, und ward plötzlich wieder im Schrecken der unausſprechlichen Ueberraſchung bloß; zum Glück fuhren die Kommenden heran, ſie verbarg ihre Verwirrung in der Eile der Annäherung. Gleichwohl war ihre Bewegung dem hellen Auge Simmenthals nicht entgangen, und hierdurch aufmerkſam gemacht, blieb es ihm auch nicht verborgen, wie ſie ſchon in der erſten Freude über die Wiedergefundenen, ja ſelbſt während des Oheims Gruß, ſich gleichſam unwillkührlich nach Guſtav umſah; und als dieſer ſich beſcheiden nähernd ihr die Hand küſſen wollte, und der Oberſte in überſtrömender Gutmüthigkeit ausrief: So umarme doch die Geſpielin deiner Kindheit! ſagte Simmenthal kalt zu ſeiner Baſe: Ihr habt mich heute einen glücklichen Menſchen geheiſſen, ich habe in der That mehr gefunden als ich ſuchte; dennoch hatten die Alten recht: vor dem Tode iſt niemand glückſelig! — Und mit dieſen Worten entfernte er ſich; die Schweizerin aber, die nicht wie Er geſehen hatte, verſtand ihn nicht, und achtete bey dem Gewirre der allgemeinen Begrüſſung ſein Weggehen wenig.

Aber wer will die Wonne des Predigers beſchreiben, als er ſeine ſo lange vermißte Braut wieder in den Armen hatte, voll Huld und Anmuth mehr als jemahls? Er hatte ſie gern alles auf Ein Mahl gefragt, ihr alles mit Einem Mahl erzählt, und konnte eben deßhalb nicht recht zum Sprechen noch zum Hören kommen, weil ſich ſeine Vorſtellungen drängten, wie lebendiges Waſſer aus einer ſprudelnden Quelle. Eben ſo gerne hätte er ſie noch an demſelben Abend zu ſeiner neuen Pfarrbehauſung, die beynahe völlig fertig war, hingeführt, um ihr alle die gelungenen Anordnungen, wovon ſeine Briefe geſprochen, nunmehr in gefälliger Wirklichkeit vorzuweiſen; denn ſeine Einbildung beflügelten jetzt einzig die Ideen von dem doppelten Glücke, das ihm ſein Beruf und die Liebe bereitete. Aber Suſchen fand bey allem Liebesgehorſam, daß es damit doch noch Zeit habe bis morgen; jetzt war ſie müde von der Reiſe, und wollte ſich heute noch im Schloſſe einordnen. Auch da hatte ſein zärtliches Herz geſorgt; ſie war wirklich überraſcht, als der Bräutigam, der während des Oberſten Abweſenheit alles im Hauſe auf das ſorgfältigſte und zur Zufriedenheit Clotildens eingerichtet hatte, ſie in ein niedliches, mit Schweizerproſpecten und Frauenzimmerſchriften ausgeziertes oberes Stübchen führte, das, wovon er ein großer Liebhaber war, eine ſchöne Ausſicht gewährte, und für ſie bis zur Hochzeit beſtimmt ſeyn ſollte.

Da auch noch die Chanoineſſe nebſt dem deutſchen Arzt, und wahrſcheinlich der Hauptmann von Appenzell mit ſeinem Töchterchen erwartet wurde, ſo mußte der Platz zu Rathe gehalten werden, und man wollte deßwegen für Guſtav ein Bett in dem geräumigen Zimmer, das Simmenthal inne hatte, aufſchlagen; allein er bedankte ſich deſſen, und beſtand zu einigem Befremden darauf, bey dem Prediger zu wohnen, der ſeine alte Wohnung auch willig mit ihm theilte.

Jedermann ſuchte ſich nun Zeit und Raum ſo bequem als möglich zu machen, und nichts hörte der Oberſte lieber, als wenn man ſich vornahm, dieſen kurzen Aufenthalt in dem lieblichen Rheinthale in fröhlicher Eintracht, wie ein tägliches Feſt zuzubringen. — Wo iſt, ſagte er gleich morgenden Tages beym Frühmahle auf der Zinne des Schloſſes: wo iſt das Glück des Lebens? Wer es mit Mühe ſucht, der findet es nicht, man muß es als ſchon gefunden annehmen; was kann uns hindern, meine Lieben, dieß zu thun, ſo lange wir noch hier ſind, die Gelegenheit zu ergreifen, und in theilnehmender Freundſchaft uns ſorgenloſem Lebensgenuſſe hinzugeben nach dem Maaße der Weisheit, die in uns iſt? Laßt uns wenigſtens den Verſuch machen!

Den jungen Leuten war der Verſuch recht: die beyden Freundinnen küßten ſich und rückten gemüthlich näher gegen Guſtav hin; der Prediger und ſeine Verlobte hatten keine Aufforderung nöthig; und der Profeſſor ſtand lächelnd auf, und ſtopfte ſich eine Pfeife, um, wie er ſagte, mit dem ſeligen Leben den Anfang zu machen.

Aber ſchon geſtern Abends hatte man Simmenthal vermißt, jedoch, da man ſeine Launen kannte, keiner Beſorgniß Platz gegeben. Jetzt fehlte er beym Mittageſſen wieder; das brachte ſchon eine Zögerung in des Oberſten Freudenplan, denn er hatte viel auf ſeinen humoriſtiſchen Frohſinn gezählt, und mochte ihn jederzeit gern um ſich haben. Als er aber auch des Abends nicht zu ſehen war, fing man an es unbegreiflich zu finden; und die Munterkeit litt darunter.

Nun erinnerte ſich die beſorgte Schweizerin in der Nacht der Worte, die Simmenthal vor ſeiner Entfernung zu ihr geſprochen; das machte ſie unruhig, ſie eilte des Morgens auf ſein Zimmer, und fand da folgende Verſe an die Thüre geheftet:

Troſt.

Suchſt du Freyheit, ſuchſt du Friede,
Werde nicht des Suchens müde;
Endlich haſt du doch die Freude,
Kommt der Tod, zu finden beyde!

Erſchrecken lief ſie damit zu dem Oberſten, dem die Sache auch nicht recht gefiel. Der Teufel hohl' alle dieſe eignen Köpfe, immer bringen ſie Störung! rief er im erſten Unmuth; und hielt dann Rath mit den Freunden, was zu thun wäre?

Warten bis er wieder kömmt, ſagte der alte Profeſſor. — Das dünkte die Schweizerin hart, ſie fing an zu weinen.

Der Prediger hingegen, mit dem Simmenthal kürzlich über den willkuhrlichen Ausgang aus dem

Leben geſtritten hatte, ſahe die Sache bedenklicher an, und gab, durch Geberden mehr noch als durch Worte, zu verſtehen, daß man für die Folgen allzufreyer Grundſätze nie Gewähr leiſten könne. — Das dünkte die Schweizerin erſchrecklich; ſie fing an zu jammern. Der Oberſte tröſtete ſie, und verwies dem Prediger ſeine Aengſtlichkeit, indem man ſich ja Gründe genug für das Leben, aber keine für den Tod bey Simmenthal denken könne!

Guſtav war bemüht den Eindruck zu beobachten, den dieß Ereigniß auf Clotilden mache; ſie ſagte aber gar nichts, nur ihre Miene drückte Beſorgniß aus. Dieſe zu heben, und weil er Simmenthals eigne Weiſe ſchon kannte, äußerte er ſich, ſein plötzliches Verſchwinden möge wohl nur die Folge einer Grille ſeyn, die ihm in den Kopf geſtiegen, wahrſcheinlich werde er bald wieder kommen, oder ſchreiben; wenn es indeß die Geſellſchaft beruhigen könne, ſo ſey er bereit, auf Erkundigung auszugehen. Dieß Anerbieten wurde mit Dank angenommen; in Folge deſſen ließ der Oberſte ſein Pferd ſatteln, und nachdem man in Erfahrung gebracht hatte, daß Simmenthal auf der Appenzellerſtraſſe geſehen worden, ſchlug Guſtav dieſen Weg auch ein.

* * *

Die Chanoineſſe, die während der warmen, ihrem Nervengebäude ſo wohlthätigen Jahreszeit, berühmte Männer und Gegenden in der Schweiz aufgeſucht hatte, und nunmehr den deutſchen Arzt, als ihren erprobten Reiſefreund, beſtändig mit ſich führte, ließ nun auch ihre nahe Ankunft auf Grünenſtein wiſſen. Das war dem Oberſten nicht unlieb; denn bey aller Verſchiedenheit der Denkart behagte ihm doch ihr Weltton, ihr Verſtand, und ihr thätiges Wiſſen. Auch der Arzt war ihm willkommen, er ehrte ſeine Kunſt, wenn er ihm nur nicht von ſeiner Wiſſenſchaft ſprach; zwar hatte er ſich ſeitdem über deſſen Naturphiloſophie in nähere Kenntniß zu ſetzen geſucht, doch deutlich konnte ihm die Lehre bisher niemand machen: Mein Scharfſinn reicht nicht hin, ſprach er; ſo viel ſeh' ich wohl, es iſt die alte Natur in ein neues myſtiſches Gewand verhüllt, aber mich daucht immer, man bethe nunmehr die Hülle ſtatt der Göttin an.

Den Kommenden wurde Platz im Schloſſe bereitet, wo man ſie jetzt täglich erwartete. So geſchah es an einem der erſten Tage, als man ſich eben zu Tiſch ſetzen wollte, daß eine Kutſche in den Hof rollte: Das iſt die Chanoineſſe, hieß es. Der Prediger eilte hinab, die Gäſte zu empfangen, und trat bald darauf mit einem ſchaubaren, etwas altväteriſch geſchmückten Frauenzimmer in den Saal. Suschen ging ihr ſogleich entgegen, und der Profeſſor trat drey Schritte zurück; es war die Frau Amtsräthin, des Predigers Tante.

Sie wurde wie billig zu Tiſche geladen, und fing dann ſogleich, wahrſcheinlich um ſich durch Rede in Achtung zu ſetzen, ein Weites und ein Breites von ſich und ihrer Reiſegeſchichte zu ſprechen an; und als ſie endlich damit bis nach Grünenſtein gekommen, äußerte ſie ſich, da ſie in der Pfarrwohnung erfahren, daß ein junger Herr, der zur Geſellſchaft gehöre, ihren Platz daſelbſt eingenommen habe, ſo möchte ſie ihn nicht vertreiben, hingegen den gnädigen Herrn erſuchen, ihr unterweilen ein Plätzchen im Schloß einzuräumen.

Die mag ich nicht! dachte der Oberſte ſichtbar, ſagte es aber doch nicht völlig heraus, weil er ſich Suschens erbarmte, die ihn kläglich anſahe.

Das wird ſich ſchon machen laſſen, fiel Clotilde freundlich ein.

Weiter erzählte die Tante: ſie habe, da ſie wiſſe, daß die beyden Fräulein Verſe machen, eine junge Baſe als Geſellſchafterin mitgenommen, die eine große Liebhaberin der Dichtkunſt und Verfaſſerin einer Reiſebeſchreibung ſey, die im vorjährigen Taſchenkalender gedruckt erſchienen.

Gedruckt! — Das ſtößte denn doch den Freundinnen, die es noch nicht ſo weit gebracht hatten, Reſpect ein.

Sie ſey jetzt gekommen, fuhr die Frau Amtsräthin fort, dem Prediger bey den Anſtalten zur Hochzeit und den Einrichtungen des neuen Pfarrhauſes beyzuſtehen; und nachher werde es wohl der jungen Frau recht ſeyn, wenn ſie auch im Anfange der Haushaltung eine ſichere Hülfe an ihr habe, weil dieſes Geſchäft angehenden Eheleuten gar zu mühſam und ungewohnt vorkomme.

Junge Leute müſſen ſich ſelbſt helfen, ſagte der alte Profeſſor, der Suschens Beſtürzung und des Predigers Verlegenheit bemerkte: Mißgriff und Irrthum helfen ihnen, wenn ſie dabey nur den guten Willen behalten, ſicherer zur Klugheit, als fortdauernde fremde Leitung.

Beſonders ungebethene, äußerte der Oberſte halblaut.

Hätte ich ſie doch nie kommen heißen! ſeufzte ſtill der Prediger.

Nun war es aber an den Alten; die Sprecherey der Tante hatte ihren Zweck verfehlt: Wer auf eignen Füſſen ſtehen will, muß dem Gängelband entſagen; wer in die Ehe tritt, ſoll wiſſen, was darin zu thun iſt, ſagte der Oberſte: und dazu hilft nur die eigne Erfahrung. Der Mann muß erwerben, und die Frau mit dem Erworbenen ſparſam haushalten, das iſt die ganze Kunſt. Sind ſie vernünftig und eins, ſo lernen es die Ehleute von ſelbſt; und ſind ſie ſchwach, ſo verlaſſen ſie ſich auf den Beyſtand, und werden nachläßig und auf Nebenſachen bedacht. Und ſeyen ſie auch wie ſie wollen, ſo taugen zwey Herrinnen nicht lange in Einem Hausweſen: es gibt zuletzt immer Händel.

Das wiſſen auch unſre Bürgersleute recht gut, that der Profeſſor hinzu: es iſt ein ſeltener Fall, daß eine Sohnsfrau lange mit der Schwiegermutter hauſe.

Seht doch wieder einmahl die Kundigen! rief die Schweizerin, um dem Geſpräche, das die Tante allzuſichtlich von ihrem angenommenen Ton herabſtimmte, eine andre Wendung zu geben: Seht einmahl, man ſollte denken, die Herren hätten ein langes Leben in der Ehe zugebracht!

Weder ein langes noch ein langweiliges, verſetzte der Oberſte, und ſtand auf: wiſſen Sie aber nicht, meine Theure, daß der Zuſchauer oft das Stück beſſer beurtheilt, als der Schauſpieler?

Er ging in den Garten, wo man den Koffe trinken wollte: Wir ſind hart gegen die Frau Amtsräthin geweſen, ſagte er da zu ſeinem Freunde.

Sie mußte, antwortete dieſer, auf den Weg der Selbſterkenntniß geführt werden, damit ſie das neue Paar nicht plage; wer hätte es aber in dieſem Falle thun können, als wir? und was anderes hätte hier geholfen, als ein derbes Wort zur rechten Zeit, gleich anfangs, ehe die Anmaſſung noch Platz gewonnen?

Es thut mir gleichwohl leid, daß es unter meinem Dache geſchehen, erwiederte der Oberſte. — Aber, mein Himmel! was wird aus unſerm geträumten Götterleben, aus unſerm ſeligen Nichtsthun werden, wenn das ſo fortgeht? Erſt verlieren wir den trefflichen Simmenthal, und kriegen dann dieſe gemeine Frau auf den Hals, und ſind noch in den erſten Tagen der zwey Monathe, die eine günſtige Schickung uns gewähren ſollte!

Das ſoll uns nicht ſtören, antwortete der Profeſſor: Herr von Simmenthal kann wieder kommen, und die Tante mag gehen. Uebrigens iſt es nichts Neues, daß dergleichen Anſtalten zu glücklichen Tagen nicht gelingen, auch wenn man alle äußerlichen Mittel dazu bey der Hand hat, und ſelbſt nichts anders will, als unſchuldiges Wohlleben; wer wäre ſonſt glücklicher als die Reichen? Ein Leben herrlich und in Freuden, daran ſcheint der Himmel kein großes Wohlgefallen zu haben; und wenn er es etwa einem beſchehrt, ſo kommt der gewöhnlich unvermerkt und ungeſucht dazu, für eine Zeit lang, meiſt nach vorhergegangenen Entbehrungen, und mag ſich wohl hüthen, es nicht als Zweck des Daſeyns aufzuſtellen.

Das will ich auch nicht, ich will kein Schlaraffenleben, ſagte der Oberſte etwas empfindlich: ich ſuche nur in heiterer Unterhaltung mit frohgeſinnten Freunden über den Strom der Zeit ſanft hinzugleiten; iſt das etwas Böſes? Das weiß ich wohl, daß man das Glück nicht mit Geld und Gut zu einer Feſtung machen kann, der kein Feind nichts anhabe; aber einen Waffenſtillſtand mit der Widerwärtigkeit, nur für zwey Monathe, hatte ich doch erhältlich geglaubt.

Glaubt man, verſetzte der Profeſſor, ſich auch vor dem Feinde von außen bewahrt, ſo erhebt ſich oft Meuterey von innen; und iſt der Menſch vor ſich ſelbſt nicht ſicher, wer wird ihm den Frieden von Andern verbürgen?

Wohlan, rief der Oberſte, kann man nicht auf Monathe zählen . . . .

Nicht auf Wochen, unterbrach ihn der Profeſſor.

So laßt uns in den Tag hinein leben, fröhlich, harmlos und ohne vorgreifende Plane, wie der Vogel auf dem Zweige; das ſoll mir niemand wehren!

Da halte Ich mit in Freud' und Leid, ſagte jener; es iſt das einzige wahre Leben. Hat ſo jeder Tag ſeine Plage, ſo hat auch jeder ſeine Luſt; und aus dieſen Tagen werden dann ſchnelle Wochen und Monathe, wo am Ende eine größere Summe der Freude ſich ergiebt als des Leides, weil das Böſe in geſunder Erinnerung weniger haftet, als das Gute.

Es ſey ſo! erwiederte der Oberſte: Und was die Sonne des Tages bringt, das ſtellen wir Abends in das Mondenlicht der Betrachtung, denn erſt durch ſie erhalten die Ereigniſſe ihre Bedeutung, und der Menſch ſeinen Standpunkt über die Ereigniſſe; ſie iſt ein wohlthätiger Spiegel des Lebens, wofern wir ihn nicht ſelbſt durch giftigen Hauch trüben. — Wenn wir nur erſt Simmenthal wieder hätten, fuhr er fort: er hat eine eigene Brille, mit der er in die Welt ſchaut, die ſich gerade jetzt zu unſerm Lebensverſuche ſchicken würde.

Der Profeſſor lächelte: Lebensverſuche auf unſern Jahren! Gut daß es niemand hört; ſind wir nicht alte Kinder?

Wir ſollen es ſeyn! war die Antwort: wir müſſen ſtreben und proben, ſo lange wir leben; ſo bald der Menſch ſein Hauptgut der Unthätigkeit weihet, wird er unnütz und bankbrüchig vor der Zeit, das heißt, vor dem Tode, wo wir letzlich alle ſo zum Vorſchein kommen werden.

Leider! ſagte der Profeſſor. Aber dann doch, fügte er nach einer Pauſe hinzu, in die Hände eines Gläubigers fallen, der mitleidig iſt, und ſich gern auf Vergleich einläßt, weil er ſelbſt unſer Unvermögen auf ſich genommen.

Wir enden wieder einmahl ernſthaft, was wir ſcherzend begonnen, ſprach lächelnd der Oberſte. — Und die beyden Alten verloren ſich im Schatten der Bäume.

Clotildens Angelegenheit war es nun, den Oheim von der Frau Amtsräthin zu befreyen; dazu war kein anderes Mittel, als ihr Guſtavs Wohnung bey dem Prediger einzuräumen, und ihn dagegen im Schloß unterzubringen. Dieſer Vorſchlag fand allgemeinen Beyfall; wer wollte nicht lieber den Jüngling in der Nähe haben, als jene Frau? Sie ſelbſt ſchien beynahe ſo etwas zu empfinden, denn ſie war zu allem ſehr bereitwillig.

Das Fräulein begab ſich demnach mit Suschen in des Predigers Wohnhaus, um den ihr angelegentlichen Austauſch zu beſchleunigen, ſie wollte ſogar ſelbſt Hand ans Werk legen, damit es deſto geſchwinder gehe. Allein die ruhenden Erinnerungen, die in ihr erwachten, als ſie ſich ſo mitten unter den Sachen des Abweſenden befand, waren zu mächtig; ſie warf ſich auf einen Stuhl, und ließ Suschen machen.

Kaum hatte aber dieſe angefangen, ſo trat Guſtav ſelbſt herein, der von ſeiner Entdeckungsreiſe zurückkam, und ſich nur geſchwind umkleiden wollte, um Bericht von ſeinen Verrichtungen im Schloß abzulegen.

Welch eine beglückende Erſcheinung, Clotilden auf ſeinem Zimmer zu finden! — Sie aber, die ſeine Rückkehr noch gar nicht vermuthet hatte, ſetzte der Zufall in eine ungewöhnliche Verlegenheit; denn was ſollte er von ihr denken? Mußte es nicht eine unwürdige Neugier ſcheinen, oder ſonſt ein Mangel an Betragen, da er ihren Beweggrund nicht kennen konnte? — Suschen erklärte ihm zwar alles; er hörte aber gar nicht darauf, ſondern freute ſich nur der Erſcheinung. Das Fräulein ſelbſt wollte ſich entſchuldigen. Was gehen mich die Beweggründe Clotildens an, unterbrach er ſie, die können nie unedel ſeyn! Ihre Gegenwart iſt Alles, was ich jetzt zu faſſen vermag.

Clotilde war zu ſehr überraſcht; vor ihr das blühende Gebilde des Geliebten, und in ihr das Gefühl, einen unvorſichtigen Schritt gethan zu haben. Ihre Knie wankten; ſein Arm hielt ſie.

Sammeln Sie ſich einen Augenblick, gnädiges Fräulein, ſagte Suschen und verließ das Zimmer. Clotilde wollte ihr folgen.

Ich bin verlaſſen, wenn Sie gehen! rief Guſtav. — Sie vermochte es nicht.

Unbeſchreiblich waren nun die Momente der Liebenden in dem ſchnellen Annähern und Erfaſſen der ehmaligen Verhältniſſe. Welche ſüſſe Worte ſtets bewahrter Treue; welch ein lautes und geheimes Wohlgefallen an gewonnener Bildung; welche Erinnerungen nach ſo langer Trennung! Augenblicke und Jahre; ein Daſeyn außer der Zeit und über der Welt.

Suschen war inzwiſchen mit der Tante und der jungen Baſe, die nachgekommen waren, um Beſitz von Guſtavs Zimmer zu nehmen, nach dem neuen Pfarrhauſe hingegangen, ihnen die Herrlichkeiten ihres künftigen Wohnſitzes zu weiſen; ſie war höchſt vergnügt, dem Anſcheine nach einzig über dieſe Unterhaltung, im Grund aber mehr noch über jene, die ſie jetzt den beyden

Liebenden, denen ſie ſo treu anhing, verſchafft hatte. — Allein bey ihrer Zurückkunft fand ſie noch alles im vorigen Stande, das Zimmer nicht ausgeraumt, Guſtav noch im Reiſegewand; und doch war es hohe Zeit zur Wiederkehr ins Schloß, weil daſelbſt Geſellſchaft erwartet wurde, und der Oheim ſehr punktlich war. Sie zog das Fraulein mit ſich, und ermahnte Guſtav, ſein Zimmer zu leeren, und ſchleunig nachzukommen.

Die Schnellfüſſigen waren bald in Grünenſtein, wo der Oberſte vor der Thür im Schatten ſaß, und ſchon von weitem Ungeduld über ihr langes Ausbleiben zeigte Entſchuldigt Euch nur nicht mit euern Entſchuldigungen, rief er, als ſie naher kamen; ich weiß ſie ſchon lange! Wie kommt es doch, wandte er ſich zum Prediger, daß die Weiber kein Maaß der Zeit .... Aber Suschen fiel bebende mit der Nachricht ein, daß Guſtav bald nachkommen werde.

Hat er Kunde von Summenthal? rief nun der Oberſte.

Da ſtockte aber die Antwort. Suſchen in der Beglaubigung, das Fräulein werde es wiſſen, ſchwieg; und das Fräulein ſchwieg auch, weil ſie nichts wußte, denn zwiſchen ihr und Guſtav war von Simmenthal gar nicht die Rede geweſen; beym erſten Blick und Wort der Liebe war aller Gram des Mißtrauens aus Guſtavs Herzen verſchwunden; beyde hatten ihn und die übrige Welt vergeſſen.

Die Geſellſchaft deutete das Schweigen auf ſchlimme Bothſchaft, und der Schweizerin kamen Thränen in die Augen. — Er hat uns nichts geſagt, hob endlich Suſchen an: aber ſo viel kann ich verſichern, daß auf ſeinem Geſichte mehr Zufriedenheit als Unmuth zu leſen war: wahrſcheinlich will er den guten Bericht ſelbſt bringen.

Der Oberſte ſchüttelte den Kopf. — Ehe man aber weitern Muthmaſſungen Raum geben konnte, ſahe man den Berichterſtatter wirklich kommen; worauf ſich Clotilde entfernte, und Guſtav folgendes erzählte:

Zu Gais habe er bald in Erfahrung gebracht, daß ein Fußgänger, deſſen Beſchreibung ganz auf Simmenthal paßte, daſelbſt übernachtet, und mit Tagesanbruch den Weg nach St. Gallen eingeſchlagen habe; dem zufolge ſey er denſelben Abend noch dorthin geritten, wo er aber aller Nachfrage ungeachtet nichts ausfündig machen können. Des Landes unkundig habe er angeſtanden, wohin er ſich nun wenden ſollte; zum Glück ſey ihm der Bankier des gnädigen Herrn eingefallen, bey dem er ſich Raths erhohlen konnte. Dieſer habe ihn nach Herisau gewieſen, und ihm des folgenden Tags ſeinen Sohn dahin zum Begleit gegeben. Als aber auch da nichts von dem Freunde zu vernehmen geweſen, haben ſie ſchließen müſſen, er ſey noch nicht aus dem Lande Appenzell herausgekommen, und werde ſich wohl im Gebirge aufhalten; weswegen ſie ſich nach dem Hauptflecken begeben, wo man ihm ſogleich ſagen können, daß ein Reiſender, Simmenthals Bezeichnung entſprechend, vorgeſtern angekommen, ſogleich auf die benachbarten Höhen geſtiegen, und mit dem Vorhaben zurückgekommen ſey, auch die Schneegebirge zu beſuchen; allein ein Fremder, der unterdeſſen angelangt, müſſe ihn davon abwendig gemacht haben. Anfänglich habe es geſchienen, als wenn er mit dem Fremden Verdruß hätte, wovon aber die Wirthsleute, weil nur franzöſiſch geſprochen wurde, nichts verſtanden; jedoch als ein von Simmenthal gekannter Hauptmann aus dem Flecken dazu gekommen, ſey alles wieder ruhig geworden, und früh am folgenden Tage haben die beyden Fremden, und der Hauptmann mit ihnen, friedlich den nächſten Weg zu Pferde nach dem Rheinthale genommen. — Nach dieſem, endigte Guſtav, habe er kein weiteres Nachforſchen für nöthig erachtet, in der Meinung, Simmenthal werde vor ihm wieder in Grünenſtein ſeyn.

Dieſe Nachricht beruhigte die Geſellſchaft, da ſie ſich jetzt überzeugte, es ſey bloß ein ſeltſamer Einfall und kein gewaltſamer Entſchluß, was

Simmenthal zu dieſer plötzlichen Entfernung bewogen.

Niemand war froher als die Schweizerin; ſie lachte nun ſelbſt ihrer Beſorgniſſe, hüpfte und ſprang, als wenn der liebe Vetter für immer geborgen wäre; und Clotilde, die ſich auch wieder genähert hatte, nahm an ihrer Freude Antheil.

Gottlob! ſprach der ſeelſorgende Prediger, und: Gott ſey Dank! hallte es andächtig von der Braut zurück

Mir iſt lieb, daß der Hauptmann dabey iſt, bemerkte der Profeſſor. — Mir auch, ſagte der Oberſte: aber warum iſt er noch nicht da?

* * *

Tages darauf langte nun auch die Chanoineſſe an; aber ſie kam allein, und als nach dem deutſchen Arzte gefragt wurde, gab ſie mit anſcheinender Gleichgültigkeit zur Antwort, er halte ſich in der Nähe von Feldkirch auf, wo er einen Kranken pflege, der ihm von einem Freunde empfohlen worden. Man hatte das gut ſeyn laſſen; allein ihre Kammerjungfer hatte ſich nicht enthalten können, dem Bernermädchen Clotildens in der erſten Stunde der Bekanntſchaft, um ſich bey ihr in Vertrauen zu ſetzen, ins Ohr zu ſagen, daß der Arzt einen Engländer beſorge, der von einem Berner Offizier im Duell verwundet worden.

Damit war das Feuer im Dach; wie hätte das Bernermädchen gleichgültig ſeyn können? Sie trug den Druck des Geheimniſſes zeigbar auf der Miene ſo lange, bis das Fräulein ſie um die Urſache fragte. Kaum hatte dieſe den Umſtand vernommen, erhielt zwar das Mädchen ſtrengen Befehl, nichts vor der Schweizerin merken zu laſſen, ſie aber beeilte ſich, für ihre Unruhe in Guſtavs männlichem Muthe Troſt zu ſuchen; ſelbſt beunruhigt fand dieſer für gut, ſich mit dem Profeſſor zu beſprechen, und beyde kamen überein, daß Guſtav ſich unverzüglich in das nahe Feldkirch begebe, um zu ſehen, was an der Sache wäre; mittlerweile ſollte alles geheim gehalten, der Oberſte nicht vor der Zeit beunruhigt, und ſelbſt die Chanoineſſe nicht darüber befragt werden, um ſie nicht unnöthiger Weiſe gegen ihre Jungfer zu reizen.

Allein wenn in einem Hauſe fünf Perſonen, worunter drey vom mittheilſamen Geſchlechte, ein Geheimniß mit ſich herumtragen, ſo iſt kaum zu vermeiden, daß es nicht auf irgend eine Weiſe verlaute. So oft der Oberſte von ſeinem lieben Simmenthal ſprach, und ſich wunderte, wo er bleibe, erhielt er nur halbe Antwort; das Bernermädchen, von der Schweizerin über ihre düſtre Miene zur Rede geſetzt, ſchwieg bedenklich; und die ſcharfſichtige Chanoineſſe merkte bald, daß man ihr aus ihrem eignen Geheimniß ein Geheimniß mache; kurz, es kam, noch ehe ein Tag um war, heraus, daß ſich Simmenthal mit einem Engländer geſchlagen habe, der nun unter den Händen des deutſchen Arztes in Feldkirch liege.

Die Beſtürzung war jetzt allgemein, und Guſtav wollte ſogleich mit einmüthiger Zuſtimmung ſich an den Ort hinbegeben, als er folgendes Schreiben von Simmenthal erhielt:

Conſtanz, im Auguſt.

Der Menſch hat oftmahls Ahnungen, und ſpricht ſie aus, ohne ſich ihrer bewußt zu ſeyn; ſo ging es mir, als ich dich ſo unvermuthet in Roſchach erblickte, und vernahm, daß du nach Grunenſtein zielteſt. Wie eine Wolke, die, vor die Sonne tretend, mich in Schatten ſtellte, kamſt du mir vor; ich achtete aber nicht darauf. Laß dich nicht gelüſten, rief ich zwar im Scherze, doch konnte ich einer unbeſtimmten mißtönigen Empfindung in deiner ſonſt ſo einklingenden Gegenwart nicht los werden, und wußte nicht warum. In Grünenſtein aber wurde es mir nur zubald klar; ein guter oder ein böſer Geiſt muß mir die Augen geöffnet haben. Was niemand merkte, ſah ich mit Gewißheit ſchon in der erſten Begegnung, ja vorher in ihrem Erblaſſen, als ſie des Kommenden Nahmen hörte. Du, du biſt der

Auserwählte Clotildens, und ich, der ich Hoffnung hatte, dem der Oheim ſo günſtig und ſie nicht abgeneigt ſchien, fand mich plötzlich hintangeſezt, unbeachtet — vernichtet möcht' ich ſagen, wenn ich es nicht einem Manne zur Schande rechnete, dieß Wort, und wär's auch in der ſchmerzlichen Empfindung getäuſchter Liebe, von ſich ſelbſt zu brauchen. Wie hätte ich aber zuſehen, wie es ertragen können, wenn ihr ſeelenvoller Blick in Freud und Leid immer auf dich abgleitet, nur dich ſieht und denkt, wie ich ach! ſo deutlich und mit all der Schmerzlichkeit wahrnehm, als wenn ich Euch ſchon Monathe lang beobachtet hatte.

Ein ſchneller Entſchluß war da der beſte; ich mußte fort, fort auf lange Zeit. Hätteſt du allein geliebt, hätte ich nicht auch ihre tiefe Leidenſchaft geſehen, ſo wäre ich geblieben, und würde es mit dir aufgenommen haben; allein ſie liebt dich und nur dich, und dieſe Liebe, die ihrige, iſt es, die ich nicht ſtören wollte; kann man nicht glücklich, ſo ſoll man doch gut ſeyn! — Sie iſt dein, das ſah ich, ſie gehört dein: nimm ſie, du Glücklicher! vielleicht verdienſt du ſie beſſer als ich; du warſt immer ein rühmlicher Junge, und ich will dein Freund bleiben, wenn du gleich die Blume meiner Hoffnung gepflückt haſt. Wirklich glaube ich dir ſchon einen Freundſchaftsdienſt erwieſen zu haben; höre nur:

Mit ſchwerem Herzen kam ich nach Appenzell, in mich gekehrt und die Welt verachtend. Mein Vorhaben war, den hohen Säntis zu beſteigen, um auf deſſen höchſter Höhe, hinabſchauend auf die Nichtigkeit des menſchlichen Treibens, mein Gemüth zu erleichtern, und mich reinigend zu nähern der Erhabenheit urſprünglicher Einfalt, die uns mit ihrem Frieden in dieſen himmelsluftigen Regionen immer ahnungsvoll anſpricht. — Allein ich ſollte erſt noch Krieg haben, ehe ich zum Frieden käme

Als ich des Morgens nach meiner Flucht in Appenzell ankam, ſah ich den Kamor ſo ſchon vor mir liegen, daß ich dem Wunſche nach ſeiner grünen Höhe, oder vielmehr der geheimen Lockung, auf das glückliche Grünenſtein noch Einmahl hinabzuſchauen, nicht widerſtehen konnte.

Mit zerriſſenem Herzen kam ich Abends in den Flecken zurück, und ſiehe da, die erſte Perſon, die ich im Wirthshauſe antraf, war der junge Engländer, den du in Roſchach niedergeworfen. Er erkannte mich ſogleich und kam auf mich zu: mein Landsmann, ſagte er ziemlich barſch, hat ſeine Ehrenſache mit Ihnen beendiget, ich aber nicht mit ihrem Gefährten; ich ſuche ihn auf, und habe erfahren, daß er hier in der Nähe ſey; Sie müſſen es wiſſen.

Was wollen Sie von ihm?

Er muß ſich mit mir ſchlagen.

Das ſollſt du wohl bleiben laſſen! dachte ich; denn zuerſt, wie immer, lag mir Grünenſtein im Sinne: was würde das für Auftritte geben, wenn der Menſch dorthin käme? dieſe Angſt muß ich Clotilden erſparen! — Ich ſuchte ihm das Vorhaben mit guten Worten auszureden, und da er nicht hören wollte, und darauf beſtand, deinen Aufenthalt zu wiſſen, gab ich ihm geringſchätzige Antwort, und ſchlug ihm endlich die Art der Ausſöhnung vor, die ich mit ſeinem Landsmanne getroffen, daß er ſich fur einen Narren erkläre, und ich dann in deinem Nahmen Bedauern über das Vorgefallene äußern wolle.

Es konnte nicht fehlen, das mußte ihn aufbringen; die edle Reue, womit jener die Ungezogenheit gut gemacht hatte, lag nicht in ſeinem wilden Sinn. Er gab mir böſe Worte, die ich kräftig erwiederte, ſo daß er nunmehr Genugthuung von mir forderte; und das war es was ich haben wollte. Schlagen mußte ich mich für dich, um der Ruhe des Fräuleins willen, auf daß ſie ſehe, wie ich ſie geliebt habe.

Der Engländer war eilfertig, und da es noch lichter Tag war, ließ er ſogleich von ſeinem Bedienten ein Beſteck bringen, worin zwey Piſtolen lagen, von denen er mir eine anbot. Sie ſeyen gut, und ſchon geladen, ſagte er.

Ich nahm eine heraus; ſie waren ſchön gearbeitet, ich lobte ſie. Haben Sie das Gewehr ſchon verſucht, ſagte ich, ſo will ich es auch prüfen; und da wir am Fenſter ſtanden, wies ich ihm die Windfahne auf einem benachbarten Hauſe: Wenn ich dieſe treffe, ſo iſt es bewährt. — Auf den Schuß drehte ſich das Fähnlein raſſelnd herum.

Verdammt! mitten durch! rief er; faßte ſich aber gleich, und fing an die Piſtole wieder zu laden. — Das iſt unnöthig, ſagte ich, ich ſchlage mich nie auf Piſtolen.

Indeſſen waren einige Nachbarn zugelaufen, und ungemeldt in unſer Zimmer getreten, um zu ſehen, was der Schuß zu bedeuten habe. — Sehen Sie, meine Herren, rief ich ihnen entgegen, dieſe ſchönen Piſtolen, die dem Englander da gehören, wir haben eine probirt. Die freundliche Anrede gefiel ihnen, und die glänzende Geräthſchaft zerſtreute ihren Ernſt.

Schieß auch, iſt geladen; ſagte der Engländer in gebrochenem Deutſch, indem er das Gewehr vor ſie hinrückte. Aber keiner wollte es wagen; die Appenzeller ſind vorſichtig, ſie geben ſich nicht gern ohne Noth mit geladenem Feuergewehr ab; ja das Anerbieten machte, daß ſie deſto eher wieder abzogen. Nur verlangte der Eigenthümer noch eine Entſchädigung für ſeine Windfahne; aber die Andern lachten ihn aus: du ſollteſt dem Herrn gerade noch danken, rief einer: das Fähnlein war ſchon ſeit zwanzig Jahren eingeroſtet, nun hat er's wiederum in Bewegung gebracht.

Aber wie ſchlagen wir uns denn? hob der Engländer ſogleich wieder an, als die Leute weg waren; von den Piſtolen ſagte er nichts mehr.

Wie Sie wollen, antwortete ich: die Appenzeller haben jeder ſeinen Degen oder ſein Schwert, ich will dafür ſorgen. — Mir fiel der Hauptmann ein, der Freund des Oberſten; zu dem ging ich und machte ihn mit mir und dem Nothwendigen in Kurze bekannt. Naturlich war dem wackern Mann, da ich ihm nicht alles ſagen durfte, das Vorhaben nicht ganz recht; er kehrte mit mir in das Wirthshaus zuruck, und wollte Frieden ſtiften. Allein das ging nicht, der Engländer fand ſich zu ſehr beleidigt, und wollte ein Abenteuer haben, und ich ſuchte die Beleidigung nicht zu mildern, denn es war bey mir beſchloſſen, daß er ſich mit dir nicht ſchlagen ſollte: entweder, dachte ich, nehme ich ihm die Luſt dazu, oder er verwundet mich, und muß dann die Gegend meiden, ſo hat Clotilde Ruhe.

Es war nicht Großmuth; Ihr thätet mir zu viel Ehre an, wenn ihr eine Tugend daraus machtet; ich bin auch kein Haudegen, wie du weißt, wenn ſchon euer Profeſſor mich fur ſo etwas halten mag. Es war nicht Geſinnung, ſondern Stimmung; Leben und Tod war mir gleichgültig.

Des folgenden Tages.

Geſtern bin ich ſo umſtändlich geweſen, wie ein Grandiſon, und ſchame mich jetzt beynahe, da ich die Erzählung überleſe. Lege es nicht übel aus, Lieber, es war ein truber Tag, und ich bin ſo allein; meine Wunde .... Doch davon weißt du ja noch nichts, höre nur geduldig weiter, ich will es heute kurzer machen.

Als der Hauptmann ſah, daß keine Verſöhnung zu bewirken wäre, beſtand er darauf, wir ſollten über Rhein gehen, unſer Vorhaben auszufuhren, denn hier im Lande könnte es ohne großes Aufſehen und nachtheilige Folgen nicht geſchehen. Die Abrede wurde demnach auf Feldkirch genommen, wohin uns den folgenden Morgen der Hauptmann, vorgeblich um der Nähe willen, im Grund aber um Euch ferne zu bleiben, durch abgelegene Wege führte, ſo daß wir oft kaum mit den Pferden durchkommen konnten.

Sobald wir über den Rhein waren, ſprengte der Engländer, der ſeine eignen Pferde hatte, mit dem Bedienten voraus, unſre Appenzeller Roſſe gingen ihm zu langſam. Das war mir lieb, denn ſo mit ſeinem Feinde zu reiſen, iſt eine eigne Sache; der Zorn geht, je weiter man kommt, aus einander wie Rauch in den Lüften, man hat zuletzt Mühe, die Gluth der Feindſchaft nur noch glimmend zu erhalten. Geiſter des Friedens ſchienen uns leiſe zu umſchweben, ich mußte ihnen mit Gewalt die Bruſt verſchließen.

Er hatte ſich indeſſen in Feldkirch mit tüchtigen Säbeln verſehen, und wollte nun ſogleich ans Werk gehen; allein der Hauptmann litte das nicht; wenn kein Friede zu erhalten ſey, ſagte er, ſo müſſe wenigſtens das Gefecht in Ordnung geführt werden; er ſorgte ihm für einen Sekundanten, der ein kaiſerlicher Offizier von ſeiner Bekanntſchaft war.

Nach Tiſche fuhren wir hinaus, und ſtellten uns in ein Gebüſch am Rheine. Mein Gegner hieb nicht übel um ſich; und da ich nur darauf bedacht war, ihm Eins in den Arm beyzubringen, damit er eine Zeitlang das Fechten verlernte, ſo traf er mich unterdeſſen in den Schenkel. Das machte mich meine Schonung vergeſſen, und ehe noch die Sekundanten ein Wort ſagen konnten, hieb ich ihn über Geſicht und Bruſt, daß er ſtürzte.

Ein Wundarzt, der in die Nähe beſtellt worden war, eilte ihm zu Hulſe; der Hauptmann blieb bey ihm. Mich fuhrte der Offizier nach Feldkirch zurück, wo ich eilends verbunden, und mit einer Poſtſchaiſe in langſamem Zuge nach Hohenembs, und Tages darauf nach Lindau gebracht wurde. Hier ließ ich meine Wunde erſt gehörig behandeln, und mich dann zu Waſſer hieher bringen.

Was aus dem Engländer geworden, weiß ich nicht; todt kann er nicht ſeyn, aber ſeinen Theil hat er für geraume Zeit. Ich will hier die Nachricht von ſeinem Befinden abwarten, die mir der Hauptmann zu geben verſprochen. Er dauert mich, ich wollte, es wäre anders, wie aber, weiß ich ſelbſt nicht: die That reut mich nicht, aber ſie thut mir leid. — Mußte ich jedoch nicht ſo handeln? Die ungeregelte Willkühr dieſer Tollköpfe iſt ſchon an ſich unerträglich; ſie achten außerhalb ihres Landes ſich alles erlaubt, weil ſie alles gering ſchätzen, wie er denn ſelbſt bey der Herausforderung, der Geſchichte in Roſchach gedenkend, mir den Vorwurf machte, die Schweizer wiſſen nur den Prügel, aber nicht die edlern Waffen zu führen. War es nicht erforderlich, ihn eines beſſern zu belehren, und noch dringender, ihn an größerm Unheil zu hindern, wovon er nicht abſtehen wollte? Ja, meine Pflicht war es, zu verhüthen, daß er nicht Verwirrung in eine glückliche Familie, und Jammer über ein herrliches Mädchen brächte, für welches mein Blut vergoſſen zu haben, mich jetzt beruhigt.

Mir iſt aber, ich höre euern philoſophiſchen Profeſſor ſagen, niemand ſey befugt, ohne Beruf ſich anders als mit Worten und Werken des Friedem in fremde Händel einzulaſſen, ſelbſt nicht unter dem Vorwande Unglück zu verhüthen; eine ſolche blutige Einmiſchung ſey ein Eingriff in die Rechte des Schickſals, das den in ſein Spiel beworrenen Perſonen ſchon eigene Mittel zur Aushülfe zu bereiten wiſſe, ſo weit es nöthig ſey. Ich könnte antworten: daß ich mich ſehr berufen gefühlt habe; oder fragen: welches die Grenzen des Berufs ſeyen? Aber meine Antwort würde ihm nicht genügen, und die ſeinige würde ihm ſchwer fallen; und ſo mag er lieber recht haben, denn am Ende bin ich auch ſeiner Meinung, und büſſe jetzt ja für meine Einmiſchung durch einen Hieb im Schenkel. Ich hätte mir aber noch mehr gefallen laſſen, um meinen Zweck zu erreichen.

Die Wunde iſt jedoch ohne Folgen, nur wird ſie mich noch einige Tage hier feſthalten. Komm indeſſen nicht mich zu beſuchen, oder gar mir zu danken; oder was noch ſchlimmer wäre, mich zu bedauern! Ich vermag dich in deinem Glücke nicht zu ſehen, und zu danken haſt du mir nichts;

was ich that, habe ich für das Fräulein gethan, ohne ſie hätteſt du dich meinetwegen deiner Haut ſelbſt wehren, und mit allen Narren Großbritaniens herumſetzen mögen.

Was ich nun anfangen werde, darum ſeyd unbekümmert. Ich gehe wieder zum Regimente, von dem ich mich Clotilden zugefallen loszumachen ſuchte, und bleibe nun ausſchließlich in der kriegeriſchen Laufbahn. Ich habe doch kein Glück bey den Weibern, höchſtens vorübergehendes; ich erſcheine ihnen launiſch, weil ich meinen eignen Gang gehe, den ich nicht laſſen kann; ſie fürchten das, vielleicht mit recht, denn es entſpricht nicht der ſcheinbaren Unterwürfigkeit, die ſie von ihren Anbethern verlangen, weil ſie meinen, das ſey die Liebe. — So viel iſt gewiß, daß ich, nachdem mir mein andächtiger Verſuch auf Clotilde, und damit auf das Glück des häuslichen Lebens, mißlungen, nunmehr weiß, wenn auch noch nicht was ich zu thun habe, doch wenigſtens was ich laſſen ſoll.

Und ſomit lebe wohl, glücklicher Guſtav; nenne mich deinen und Claudens Freund, denn ich habe eine Fluth gehemmt, die in die Gefilde eurer Seligkeit einzubrechen drohte. Ihr wirſt du alles ſagen; meine Couſine beſänftige, ſie wird übel auf mich zu ſprechen ſeyn, und vielleicht, nach Art mehrerer ihres Geſchlechts, etwas von ihrem Unmuth auf dich fallen laſſen, wenn ſie erfährt, welchen Antheil du an der Geſchichte haſt. Den guten Oberſten grüſſe, und ſiehe zu, wie du dich mit ihm zurecht findeſt; das Fräulein und Suschen vermögen viel über ihn, wenn er es ſchon nicht glaubt. — Edle Menſchen! unvergeßliches Grünenſtein!

* * *

Guſtavs Verlegenheit war jezt mehr gering; man wußte, daß ein Brief von Simmenthal gekommen, und die Freunde alle glaubten ſich zu der Erwartung berechtigt, deſſen Inhalt zu erfahren; wie hatte er aber entſprechen können? Er erzählte von den Handeln was ihm gut dünkte, aber eben weil er aus einem Theil des Briefs ein Geheimniß machte, ſtellte man ihm nur halben Glauben zu; und da man nicht den ganzen Verlauf kannte, ſo wurde gerade das Unrathſame beſchloſſen. Der Oberſte drang darauf, daß er nach Feldkirch gehen ſollte, um, wo immer möglich, den Verwundeten zu beßrer Pflege nach Grünenſtein zu bringen; die Andern fanden das menſchlich gedacht. Nur Clotilde, allein von allem unterrichtet, war um die Hinreiſe Guſtavs bange, und ſuchte ihr Hinderniſſe in den Weg zu legen, wußte aber nicht wie — als zur rechten Stunde der Hauptmann von Appenzell in Grünenſtein anlangte.

Dieſer berichtete, daß der Engländer auf ſein Verlangen nicht nach Feldkirch, ſondern in das benachbarte Dorf Sennwald gebracht worden ſey, wo nun der deutſche Arzt, den er durch ein glückliches Ungefähr in Feldkirch angetroffen, aus Gefälligkeit deſſen Pflege übernommen habe. Der Arzt verſichere, daß die Wunde zwar groß, aber nicht tief und ſomit auch nicht gefährlich ſey; nur bedürfe der Verwundete Ruhe, und müſſe durch keinen Beſuch, am wenigſten von der Bekanntſchaft von Roſchach her, geſtört und aufgereizt werden.

Der Oberſte fluchte über die Händelſucht Simmenthals, die ihm einen neuen Strich durch ſeine Rechnung auf einen ungeſtörten Lebensgenuß gemacht; und die Schweizerin war auch nicht wohl auf ihren Vetter zu ſprechen; er hatte ihr, wie ſie meinte, einen ſo ſchönen Plan auf ſein eignes Glück vereitelt. Der Menſch denkt, Gott lenkt, ſagte der alte Profeſſor, und rauchte unter der Linde ſeine Pfeife, wenn es ihm im Hauſe zu laut wurde. Vorzüglich wirkte der frohe Gleichmuth des Hauptmanns, und ſein genügſamer Sinn, muſterhafter als alle Vernunftgründe zur Ertragung deſſen, was nicht mehr abgewandt werden konnte.

Der Hauptmann wollte jetzt nach Konſtanz zu Simmenthal gehen, blieb aber einige Tage bey den Freunden, denn die Geſellſchaft behagte ihm; und was auffallend war, der ſchlichte Mann fand Geſchmack an der feinſinnigen Chanoineſſe, und ſie, die ſich auf alles verſtand, ſprach lobpreiſend von ſeiner altſchweizeriſchen Mannhaftigkeit, die mit einer ſo ſeltenen Unſchuld des Lebens verbunden wäre. Ein Mann, ſagte ſie einmahl als von ihm die Rede war: ein Mann, der iſt wie er ſeyn ſoll, muß die Eigenſchaft des Löwen und der Jungfrau in ſich vereinigen. Ein Ausſpruch, der die Geſellſchaft lebhaft anregte; den Frauen gefiel er, aber der Oberſte, der eben nicht viel von Jungfraulichkeit in ſich fühlte, zuckte die Achſeln, und der Profeſſor, ſolchen weiblichen Ausſprüchen über Männer abhold, äußerte trocken: aus Löwe und Jungfrau haben die Alten den Sphinx gebildet; welche widerartige Bemerkung hingegen der Chanoineſſe mißfiel, um ſo viel mehr, da Suſchen, die alles was löblich war und wohl lautete, auf ihren Bräutigam anwandte, und, wie es oft geht, einfremdes Wort mit dem andern verwechſelte, denſelben umarmend ihren Phönix nannte, worüber der Oberſte unmäſſig lachte, und ſo den Ernſt der Rednerin noch mehr entweihte.

Uebrigens gab dieß annähernde Verhältniß zwiſchen dem Hauptmann und der gelehrten Dame den beyden Alten viel zu ſchaffen. Gott weiß, ſagte nachher der Eine, wie eine ſolche Annäherung zwey ſo verſchiedener Perſonen ſtatt haben kann? Iſt doch der Hauptmann allem fremd, was nicht aus ſeiner eigenſten Natur hervorgeht, und unſre Freundin hat ſo viel von Außen angenommen! — Jeder Menſch hat etwas zu ſuchen, das ihm abgeht, war die Antwort: findet oder fühlt er das an einem Andern, ſo wird er dadurch angezogen, und getrieben es ſich anzugleichen, und ſo entſtehen oft die unbegreiflichſten Hinneigungen zweyer Ende. — Es kann eine Wahlverwandſchaft ſeyn, bemerkte Guſtav; die beyden alten Herren kannten aber das neue Werk nicht, und da ſie jetzt nicht in der Stimmung waren, ſich von dem Jünglinge belehren zu laſſen, ſo ſchwiegen ſie, und der Gegenſtand blieb unerörtert.

Die Geſellſchaft begleitete den Hauptmann bis Rheineck, wo gerade Jahrmarkt war, und ein großer Zuſammenfluß von allerley Volk aus dem Rheinthal, Thurgau, Appenzell und Schwaben. Das gefiel dem Oberſten ſehr: er war bald am Fenſter, bald auf der Straſſe, ſetzte ſich im Wirthshauſe bald zu dem, bald zu dieſem, und that ſich was darauf zu gut, die verſchiedenen Landesleute aus ihrem Benehmen unterſcheiden zu können. Den Geiſt des Volks, behauptete er, müſſe man da kennen lernen, wo es Meiſter ſey, bey Gelagen, Feuersbrünſten, Kirchweihen, Jahrmarkten und dergleichen, nicht in der Kirche, nicht vor der Obrigkeit, überhaupt da nicht, wo man ſich anders ſtellt als man denkt. Nicht einmahl an Landsgemeinden, that der Profeſſor hinzu: denn da iſt jeder nur der Vertreter einer Meinung, die er oft ſelbſt nicht verſteht; eher noch am Abend eines ſolchen feſtlichen Tages, wo nächſt dem Gefühle der Freyheit auch der Wein die Herzen aufſchließt.

Ein Theil der Freunde, die an der Menſchenforſchung des Oberſten weniger Antheil nahmen, war vor das Städtchen hinausgegangen, um ſich in der ſchönen Gegend umzuſehen. Da geſchah es, als ſie in einer engen Gaſſe waren, die zu einer weitausſehenden Anhöhe führte, daß plötzlich ein ängſtliches Geſchrey erſcholl, man ſolle ſich retten, fliehen ums Himmels willen! Alles lief; wer noch Zeit hatte, ſprang über die Zäune, ohne recht zu wiſſen, was es galte. Ein gewaltiger Stier kam brummend daher gerannt; Clotilde und die Schweizerin, die mit Guſtav ſchon zu weit vorgerückt waren, konnten nicht mehr entrinnen, nichts blieb dieſem übrig, als ſich vor die Frauen hin und dem Thier entgegen zu ſtellen; was konnte er aber mit ſeinem Stöckchen ausrichten! Er wurde niedergeworfen, doch der Stier rannte weiter, und die Freundinnen, die ſich in die Hecken gedrückt hatten, waren der Gefahr entnommen. Der Beſchützer aber lag am Boden; zwar hatte er ſich durch eine behende Wendung einer gefährlichen Verwundung, doch nicht einem gewaltſamen Sturze entziehen können. Indeß erhohlte er ſich bald wieder, und fühlte keinen Schmerz, als er die Geliebte gerettet ſah, und achtete wenig auf das Blut, das ihm über's Geſicht rann, denn die zarten Hände ſeiner Begleiterinnen wuſchen ihn; und das Tuch, welches ihm Clotilde über die Stirne band, ging ihm für den edelſten Balſam.

Darüber war viel Volk zuſammengelaufen, und das dienſtfertige Gerücht hatte bald den Oberſten aufgefunden, um ihn mit der Nachricht zu erſchrecken, daß ein Stier, der auf dem Markte gekauft nach dem Appenzellerland abgeführt werden ſollte, ſich losgemacht, und im Zurücklaufen unter die Spatzierenden Unglück gebracht habe, ſo daß der junge Herr für todt aufgehoben worden ſey. — Ehe ſich aber noch der arme Hiob, wie der Oberſte ſich jezt in der erſten Betroffenheit nannte, in weitere Klagen ergießen konnte, traten ſchon die Verunglückten, die ſich beeilt hatten, dem Gerüchte zuvorzukommen, freudig ins Zimmer: Es iſt weiter nichts als ein Loch im Kopf, rief der Verwundete. — Und aller Schrecken verwandelte ſich in Freude und Frohlocken; der arme Hiob fühlte ſich wieder reich, und hatte ſeine Luſt an dem wackern Guſtav, der ſich ſo für die Freundinnen hingegeben. Er mußte ſich bey Tiſche zwiſchen ſie hinſetzen, und ſie ſollten ihn als ihren Retter bedienen, denn eine leichte Verſtauchung, die er erſt jetzt empfand, machte ihm den Gebrauch des Armes ſchwer; ſie ließen es auch an treuer Bedienung nicht ermangeln, und der drohende Vorfall, der ſo ſchonend vorübergegangen, gab allen Herzen Heiterkeit, mehr als wenn ein unbedingtes Glück ihnen zu Theil geworden wäre. Man bedauerte nur die Abweſenheit der Chanoineſſe, die auch ihren gehaltreichen Beytrag zu dieſem Freudenmahle hätte liefern können.

Alles was einen Jahrmarkt verherrlichen hilft, mußte nach dem Willen des Oberſten vorgelaſſen werden, Muſikanten, mechaniſche Kunſtſtücke, und Juden die taſchenſpielten; wenn Blinde und Lahme gekommen waren, er hätte ſie in dieſem frohen Uebergange vom Schrecken zur Freude bewirthet. Zuletzt ließ ſich noch gar ein Zigeunerweib um Zutritt melden, die den hohen Herrſchaften wahrſagen wollte. Dieß fand denn doch Bedenken; indeß war man nun einmahl in guter Stimmung, und auf die Aeußerung des Hauptmanns, daß er ſchon merkwürdige Dinge von dieſem Weibe gehört habe, hieß man ſie kommen. Da trat ein gebücktes Mütterchen herein, in ein altes ſeidenes Kleid gehüllt, an dem die Lappen herunterhingen; aus ihrem verſchrumpften gelben Geſichte ſtarrte eine rothe Naſe; die Augen mit einer grünen Brille bedeckt, die an den Seiten mit ſchwarzem Tuche verklebt war; und unter einer weiten Haube, deren lumpige Spitzen über die Stirne fielen, ſträubten ſich Büſchel grauer

Haare hervor. Bettelhaft erſchien ſie, doch nicht unreinlich; man ſah, daß ſie das Beſte ihrer Garderobe auf dem Leibe trug; ſelbſt weiße Handſchuhe hatte ſie angezogen, aber die Riſſe deckten ihre lederfarbe Haut nur kärglich.

Mit hohlem Tone wandte ſie ſich zuerſt an den Profeſſor, und frug in gebrochenem Deutſch, ob er ſich lieber das Vergangene oder das Künftige wolle ſagen laſſen? Keines von beyden, war die trockene Antwort. Sie verneigte ſich komiſch. — Gefälliger war der Oberſte, der ihr lachend die Hand hinhielt, und verlangte, daß ſie ihm erſt aus der Vergangenheit erzähle, um zu ſehen, ob ſie die Zukunft wiſſe; allein es fiel ihm doch auf, als ſie ihm ſo manches aus ſeinem Leben anzudeuten wußte. Als ſie aber ſeine ſchwache Seite berührte, und von ſeiner Geſundheit ſprach, gerieth er in ſichtbare Verlegenheit; noch mehr als ſie hohe Berge zu erblicken vorgab, wo er hinüber müſſe — da wollte er nichts weiter hören, und hieß ſie das Maul halten.

indem er nur die Vergangenheit und nicht die Zukunft zu wiſſen verlangt habe.

Sind Bräute hier . . . eins . . . zwey . . , tönte ſie jetzt langſam, wie mit einer Geiſterſtimme; und that erſt, als wenn ſie ſich Clotilden nähern wollte, wandte ſich aber ſtracks zu Suschen. Allein Suschen ward bange vor dem Spuck, wahrſcheinlich weil ſie fand, eine Braut müſſe ſich die Zukunft nicht trüben laſſen, und in der Vergangenheit gebe es doch auch mancherley, das nicht jedem zu wiſſen nöthig ſey; zudem hielt es ihr Bräutigam für die Verlobte eines Predigers unanſtändig, ſich wahrſagen zu laſſen, und verbath ſich's ernſtlich.

Nun denn Alte, rief Guſtav um der etwas ernſt gewordenen Stimmung wieder Munterkeit zu geben: ſo magſt du mir ſagen, was ſonſt niemand wiſſen will! Er wies ihr ſeine Hand.

Gutes iſt dir in die Hand geſchrieben, mein Kind, des Böſen wenig, ſprach ſie. — Deß lachte

Guſtav: das iſt zu allgemein, Weib, das kann jeder ſagen!

Glaubſt du, ich wiſſe nichts? fuhr ſie ihn kreiſchend an — dann wieder gelaſſen: Unglück iſt an dir vorübergegangen, Einer hat's abgewandt ... Nicht iſt mir das Geheimniß deiner Gedanken verborgen, aber muß ſchweigen ... Hier noch eine Widerſache .. Au weh! .. halte feſt, kommt Luſt und Freude ... es geht ein guter Stern auf, ja ich ſeh' ihn, er iſt nahe. — Damit ergriff ſie die Hand des Fräuleins, betrachtete ſie eine Weile ſchweigend, küßte ſie dann mit Anſtand, und legte ſie in die Hand Guſtavs. Letzteres ging aber ſehr ſchnell und nur wenigen bemerkt zu; eben ſo ſchnell zog die hocherröthende Clotilde ihre Hand zurück; und Guſtav lachte jetzt nicht mehr.

Gleich darauf trat die Alte in die Mitte des Zimmers, bückte ſich mit kreuzweis auf die Bruſt gelegten Armen zum Abſchied, und wartete auf ihren Lohn. Es herrſchte ein unwillkührliches Schweigen.

Der Oberſte warf ihr einen Thaler hin: Geh, Hexe! rief er, du kannſt mehr als Brot eſſen. — Im Grunde war ihm die Erſcheinung nichts Neues, er hatte ſchon mehr dergleichen geſehen; und da er ſich wieder von der unangenehmen Berührung ſeiner Perſönlichkeit erhohlt hatte, ſcherzte er darüber, und erzählte ähnliches aus ſeiner Erfahrung, und der Profeſſor aus Büchern, ſo daß ſie jetzt insgeſammt halb wunderglaubig vom Tiſch aufſtanden, vieles, wie es der gute Ton mit ſich bringt, verlachend, was ſie heimlich glaubten.

Der Hauptmann, der weniger als man erwarten dürfen, zu dieſem Auftritte geſagt hatte, drang nunmehr auf den Abſchied, und verließ die Freunde mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen; es wurden ihm viele gute Wünſche für Simmenthal mitgegeben. Auch die Geſellſchaft begann die Rückkehr, von den heutigen

Ereigniſſen geiſtig ermuntert, wie wohl man ganz andre Erwartungen mitgebracht hatte, ſo daß der Profeſſor auch hier ſein altes Sprichwort gelten machen konnte.

Die beyden Alten fuhren allein; der Prediger aber ſetzte ſich auf das Pferd Guſtavs, und überließ dieſem, der wegen des Kopfverbandes nicht reiten konnte, den Platz im Wagen bey den Frauen. Groß war nun auch bey ihnen die Sorge um ihren Beſchützer, der ſich zwar über nichts beklagte, aber doch die Schmerzen, die ihm das Stoſſen der Fahrt verurſachte, nicht ganz bergen konnte. Ein ſchöner junger Mann mit einer Wunde iſt ohnehin ein Gegenſtand der Rührung für das zarte Geſchlecht, und wenn es nun gar im Dienſte deſſelben geſchehen, daß er ſein Blut vergoſſen, wie ſollten nicht die Dankbaren um die zärtlichſte Pflege beſorgt ſeyn? Dieß machten ſich auch die drey Schönen ſo ſehr zur Angelegenheit, daß Tobias dem Oberſten, der ihn unterweges nach dem

Befinden Guſtavs zu fragen geſchickt hatte, die Verſicherung zurückbrachte, es wäre unnöthig, ſich weiter um den jungen Herrn zu erkundigen, denn die Engel dieneten ihm.

Die
Molkenkur.

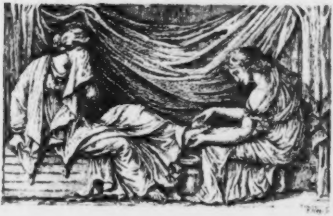
Herausgegeben
von
Ulrich Hegner.

Dritter Theil.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie 1819.

Suschens Hochzeit.

Herausgegeben
von
Ulrich Hegner.



Zweyter Theil.

Zürich,
bey Orell, Fußli und Compagnie 1819.

[illegible] 5576 [illegible]

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bald mehrten ſich Beſuche und Bekanntſchaften auf Grünenſtein, und dieſe theilten ſich wieder in nähern Umgang mit Einzelnen, ſo daß es an mancherley Geſellſchaft nie fehlte, und das fröhliche Leben nach des Oberſten Wunſche wirklich zu beginnen ſchien. Selbſt die ſteife Tante des Predigers fand in den nahe liegenden Stadtchen Freundinnen nach ihrem Geſchmack, und that ſich darauf zu gut, dieſelben im Schloſſe einzuführen, wo Suschen wie eine Anverwandte des Oberſten behandelt wurde, und die Frau Amtsräthin ſich in Folge dieſer Verwandſchaft zur Familie zählte. Auch war ihr in der Familie niemand entgegen, ſelbſt der Oberſte begegnete ihr ſchonend, nur faſt zu ungezwungen, wie ſie ſagte. Daß ſie ihn gnädigen Herrn nannte, ließ er ſich zwar durch Suschen verbitten, denn er meinte, in der Schweiz ſey dieſe Benennung unſchicklich; allein es half nichts: ſie thue es ſich ſelbſt zu Ehren, war die Antwort.

Beſſer war er mit der jungen Baſe zufrieden, die ſie mitgebracht, welche voll Leben und Feuer war, und nicht ſo viel Umſtände mit ihm machte. Sie war nichts von allem dem, was die Tante von ihr erwarten laſſen; in ihrer Vaterſtadt unter guter Geſpielſchaft aufgewachſen, verband ſie mit einem aufgeweckten Kopf allerhand Kunſtgeſchicklichkeiten; ſie zeichnete, ſang zur Guitarre, und war in Manchem bewandert, was ſonſt über den Erreich munterer Mädchen geht. Das alles wußte ſie mit einer unverſtellten Natürlichkeit zu verbinden, ſo daß auch die Freundinnen ſie ehrten und gerne um ſich hatten; ſie mahlte ihre Blumen, und ſang ihre Verſe, und ihre Anmaſſungsloſigkeit ſtand den Anmaſſungsloſen nicht im Wege. Das worauf die Tante ſtolz gethan, war eine kleine Bergreiſe, die ſie beſchrieben, die von einem Bekannten nachher überarbeitet und irgendwo dem Druck übergeben worden; ſie hatte es aber bey dieſem Verſuche bewenden laſſen. Der Oberſte fand Gefallen an ihrem Vorleſen, und ſuchte ihr die richtige Ausſprache des Deutſchen beyzubringen, bemerkte aber, daß ſolche auch den geläufigſten Schweizermädchenzungen etwas ſchwer falle. — Sie bringen es ſelten weiter, als bis zum Schwabendeutſch, meinte der Profeſſor.

Als nun die jüngern Bewohner Grünenſteins eines Morgens mit einem kleinen Verein aus der Nachbarſchaft eine nahe Anhöhe beſtiegen hatten, um die aufgehende Sonne zu ſehen, wobey denſelben einige Abenteuer aufgeſtoſſen, die ihnen zwar den Zweck der Reiſe verſchoben, jedoch ſo viel Befriedigung gewährt hatten, daß ſie mit begeiſtertem Wohlgefallen immerfort davon ſprachen, äußerte der Oberſte den Wunſch, eine ſchriftliche Erzählung aller dieſer ſeltſamen Ereigniſſe zu haben, wär' es auch nur um des

Zuſammenhangs willen, zu welchem er bey ſo vielerley Beſprechungen kaum gelangen könne. Da ihm aber niemand willfahren wollte, rief er in ſcherzhaftem Unwillen, er getraue ſich nach dem, was er gehört, dieſe Beſchreibung ſelbſt zu machen, ja was die Erzähler ſelbſt nicht zu leiſten im Stande wären, die Geſchichten folgerichtig zu verbinden, und dem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Des folgenden Tages las er ihnen beym Frühſtücke, neckiſch und erfreulich, vor wie folget:

Reiſe nach dem Aufgange.

Beſchrieben von einem, der nicht dabey war.

Auf einem Landſitz im Rheinthale hatten ſich an einem fröhlichen Abend eine Geſellſchaft junger Leute verabredet, bey dem erſten ſchönen Morgen den Flug, wie ſie es nannten, auf eine benachbarte Höhe zu nehmen, um das Erwachen und Aufſtehen der Sonne zu ſehen. Große Vorbereitungen wurden dazu gemacht, und alle Sonnengedichte, deren man habhaft werden konnte, geleſen, und alle Dämmerungslieder geſungen, ja ſogar eigne verſucht, um ſich der Weihe empfänglich zu ſtimmen.

Ihr habt mich auch angeſteckt, Kinder, rief einer der beyden alten Männer, die ebenfalls zu den Bewohnern des Landgutes gezählt wurden, und an Leid und Freude Theil nahmen, wenigſtens oft kritiſch beſprachen, was ſie nicht mit der Jugend fühlen konnten: Hört, da hab' ich ein Lied der Wallfahrt für Euch gemacht! Er las:

Haben wir ſo lang geharret,
Hat das Wetter uns genarret,
Nun die Wolken ſich zertheilen,
Laßt uns eilen;

Daß wir noch bey Nacht und Nebel,
Mit dem Fernglas und dem Ebel,
Dort des Hügels Höh' erreichen
Bey den Eichen.

Weil der Morgenſtern noch blinket,
Scheidend uns zu eilen winket;
Seht, ſchon will der Aufgang glühen,
Laßt uns ziehen!

Sind wir oben, flammt die Sonne
Ueber Berge; o der Wonne,
Wenn vereint wir niederſinken ....
Kaffe trinken!

Aber der Scherz des Alten war nicht nach dem Geſchmacke der Jungen; ſie ſangen anders. Emporſchwingen wollten ſie ſich im Geiſt auf den Flügeln der Morgenröthe, entgegenheben die Arme dem herrlichen Lichte, ſchauen wie es ſeine feurigen Strahlen erſt in die unendlichen Lüfte ſendet, und dann ſich ausbreitet über Land und Meer. Zwar war das Meer von dem Rebhügel aus nicht zu ſehen, aber doch der Rhein, der am Ende auch in's Meer läuft; es war Sprache des dichteriſchen Gefühls.

Ungeachtet der Alte mit ſeinen Verſen kein Glück gemacht hatte, legte er ſich ruhig zu

Bette; jene aber meinten in entzückender Erwartung nicht ſchlafen zu können, es geſchah aber doch, ja das Aufſtehen frühmorgens noch bey dunkler Nacht wollte einigen ſo ſchwer fallen, daß ſie die ſchnellgetroffene Abrede jenes Abends faſt bereuten. Doch ergriff ſie jetzt alle, da ſie beyſammen waren, eine morgenliche Munterkeit, und die Luſt zum Werke.

Volant, ein däniſches Windſpiel, das zum Schloſſe gehörte, ſollte nicht mit, ſo ſehr er auch in freudigen Sprüngen ſeine Erwartung zeigte; denn es hieß: ſo ein Geſchöpf könnte mit ſeinem animaliſchen Betragen Zerſtreuung verurſachen, und den reinen Eindruck der herrlichen Erſcheinung ſtören. Aber er wedelte ſo freundlich, und ſprang ſo zuverſichtlich herum, daß der weichen Pilgrimme einige für ihn ſprachen: Wer weiß, hieß es, ob das arme Vieh nicht auch eine dunkle Verempfindung dieſer großen Morgenfeyer hat, ſie geht doch über die ganze Natur; ja es wäre möglich, daß die Pracht des Schauſpiels ſelbſt auf ein ſo untergeordnetes Weſen irgend eine wohlthätige Einwirkung hatte.

Demnach lief Volant in großen Sätzen muthig und bellend voraus, und verfolgte die Katzen, die in den Wieſen auf Mäuſe lauerten; er erregte aber damit einen gerechten Unwillen, denn die guten Thiere ſuchten vielleicht Nahrung für ihre Jungen, die ohne ſie elendem Tode Preis gegeben waren! Doch kam ihm die Betrachtung zu ſtatten, daß dadurch auch manchem Mäuschen ſein kleines Leben gefriſtet werde. Indeß das wäre noch hingegangen, allein kaum waren ſie eine Strecke weiter gekommen, ſo ſprang der Hund auf einen Bettler los, der in Lumpen gehüllt ſich ſchon frühe aufgemacht hatte, um der Geſellſchaft zu begegnen, weil ſeine Frau, geſtern im Schloſſe bettelnd, etwas von dem heutigen Vorhaben vernommen. Er ſchrie erbärmlich, und obgleich der Hund nur an den Fetzen ſeines Rockes gezerrt hatte, that er doch als ob er gebiſſen wäre, und hielt jammernd mit beyden Händen den Schenkel.

Man denke ſich die feyerliche Stimmung dieſer der ſchönſten Naturerſcheinung entgegenpochenden Herzen, ſo wird man ſich einen Begriff von der Beſtürzung über das ſtörende Ereigniß, und von der gutmüthigen Theilnahme an dem Leidenden machen können. Man wollte ihn in ein benachbartes Haus führen, um ihn zu verbinden; allein er nahm es nicht an, und ſprach mit ſchmerzlicher Hingebung, man ſolle ihn nur in Ruhe laſſen, er ſey dergleichen Unfälle ſchon gewohnt, und werde ſich wohl wieder erhohlen. Eine Collecte, die in der Eile für ihn geſammelt wurde, ſchlug er indeſſen nicht aus. Die gerührte Geſellſchaft verließ ihn mit dem ſüſſen Gefühl der Milde, und der Bettler freute ſich lächelnd ſeiner Liſt, denn bey Jahren war er nie ſo reich geweſen.

Von da gelangte man an ein Bächlein, das liſpelnd über Kieſeln floß, und hier und da kleine Gebreite bildete, heimliche von grünem Gebüſche umhangene Plätzchen, in denen ſich durch die

Zweige noch der ſcheidende Mond ſpiegelte. Man nannte das Bächlein einen freundlichen Strom, und lauſchte mit Wohlgefallen den zarten Tönen der Laubfröſche, die ſich da ihres unſchuldigen Daſeyns freuten. Und als noch gar weiterhin der Bach über kleine Abhange herunterrieſelte, wurde ſehr bedauert, daß man nicht Papier und Reißfeder mitgenommen, um auf dem Rückwege dieſe reizenden Partien zu zeichnen: Gab es doch große Meiſter, die aus Steinen ungeheure Felſen und aus Moos Wälder ſchufen, ſprach ein Kenner; ſollten wir nicht auch aus einer ſpannenhohen Rinne einen Waſſerfall machen können? vereinigt ſie doch alles, was der Beſchaffenheit nach zu einem großen Stromſturze gehört, und hat dann noch das Liebliche der Kleinheit oben drein. — Man fand das ſehr gegründet, ja ein Kunſtliebhaber bemerkte, daß der Gegenſtand nicht nur gezeichnet, ſondern auch geſtochen, Beyfall finden müßte, wär es auch nur um der Seltenheit willen, einen Waſſerfall in Lebensgröße zu haben.

Man hatte ſich etwas lange bey dem freundlichen Strome geſäumt, und kam nun zu einer einſamen Bauernhütte, an deren Vorderſeite ſich eine Weinrebe in mahleriſchen Krümmungen bis unter das Dach emporwand. — Welch eine idylliſche Wohnung! erſchallte es ſchon aus einiger Entfernung, noch ehe man in der Dämmerung das Haus recht ſehen konnte: Welch ein Aufenthalt für ein ſtilles Gemüth, hier ſo allein, am Vorgebürge des Hügels, ſo traulich eingeſchloſſen von Bäumen, auf grüner Matte, und in der Tiefe die Weite des Landes! Noch ſchlaft alles; glückliche Landleute, wenn ſie den Tag über die allernährende Erde anbauten, ruhen ſie unter den Fittigen der Nacht von ihrer einfachen Arbeit in den wohlthätigen Armen des Schlafes, um morgen das ſchöne Werk wieder fröhlich zu beginnen! — Und nun erhob ſich ein Lob des Landlebens, als wollten ſie alle ſtehenden Fuſſes Bauern werden, als prickelten ihnen ſchon die Hande nach Karſt und Hacke.

Als ſie ſich aber dem Hauſe näherten, flog plötzlich die Thüre auf, und ein junger Mann halbangezogen ſprang hinaus, und lief an ihnen vorbey.

Wohin ſo eilig, Freund?

Geht hinein, helft! rief er; um Gottes willen helft! — Weg war er.

Sie hörten drinnen Töne des Leidens. Geächz, Angſtgeſchrey. — Wer ſollte aber hineingehen? es war ſtockdunkel in dem Hauſe. Die Frauenzimmer drängten ſich erſchrocken zuſammen; die Herren gingen bedächtlich bis an die Schwelle. — Die wehklagende Stimme ließ nicht nach. — Endlich wagte es der Herzhafteſte unter den Herzhaften, und ſtolperte hinein, dahin wo die Wehklage herkam.

Haſt du die Hebamme, Heinrich? ſchrie ihm die Stimme entgegen; o Lieber, hilf mir, ich vergehe!

Aber der vermeinte Heinrich lief ſchnell wieder hinaus: Eine Frau in Kindesnöthen! rief er: mein Gott, was iſt zu machen?

Allervorderſt mußte Licht gemacht werden, und ſchnell wurden mit Hülfe des Feuerzeuges, das man mitgenommen hatte, um die Sonne mit Kaffe zu begrüſſen, ein paar Holzſpäne angezündet. Aber noch zauderte man das Haus zu betreten; die Mädchen ſchauerten, und die Jünglinge verwünſchten die Stunde, in der ſie heute aufgeſtanden.

Heinrich, wo bleibſt du? ſchrie es wieder jammernd.

Hülfe muß da geſchafft werden, ſagte mitleidig eine Dame, die Kinder zu Hauſe hatte; ich will thun was ich kann, wenn jemand bey mir bleiben will. — Ich bleibe, rief die menſchenfreundliche Schweizerin: ſoll ich nicht die Sonne, ſo will ich doch einen Menſchen kommen ſehen; jene wird ohne mich wohl ihren Weg finden, dieſem kann ich vielleicht helfen. Beyde gingen mit dem Lichte hinein.

Die übrige Geſellſchaft machte ſich eilig auf den Weg; denn ſchon war von dem himmelanſtrebenden Thurme eines benachbarten Chriſtentempels ein viermahl wiederhohlter Klang in feyerlichen Schwingungen durch die Lüfte gedrungen; das heißt: es hatte in dem Dorfe viere geſchlagen; und ſchon breitete ſich an dem unendlichen Gewölbe des Himmels ein ſtilles Licht wie ein in Silber und Purpur gewirktes Tuch aus; das heißt: es fing an zu tagen. Hohe Zeit war es, um auf die Spitze des Hügels zu kommen; man eilte deßwegen, ohne ſich weiter äſthetiſch bey der Natur zu verweilen; auch hatte das Ereigniß in dem idylliſchen Hauſe ſich ſo ſehr der Einbildungskraft bemächtigt, daß man ſelbſt in einem allerliebſten Wäldchen, wo der reiche Geſang der Vögel den Morgen begrüßte, nur von der Kindbetterin ſprach, und kaum auf ein Eichhörnchen achtete, das in niedlichen Sprüngen, als geſchahe es der Geſellſchaft zu lieb, von Baum zu Baum hüpfte, welches ſonſt alles Gegenſtände ſind, an denen ſich jene der Naturanſchauung geweihten Gemüther nicht ſatt ſehen noch ſprechen konnten.

Doch alle Eile war leider zu ſpät; anſtatt daß die frommen Wandrer die Sonne hervortreten ſahen in ihrer Pracht, lag dieſe ſchon oben auf dem Hügel, ehe ſie ankamen, und ſchaute ihren Mühſeligkeiten zu, wie ſie keuchend hinanklimmten. — Welch ein Mißgeſchick! hieß es: werden nicht unſre alten Herren zu Hauſe uns aufziehen, die immer recht haben wollen, und uns voraus ſagten, daß wir zu ſpät kommen würden, wir möchten die Wallfahrt ſo frühe antreten als wir wollten! Aber war es unſre Schuld, daß uns der Bettler aufhielt? ſagten die Einen. Es ſchwebte ſo viel Reiz um den freundlichen Strom, daß es ſchwer war, ſich von ihm zu trennen, bemerkten die Andern; alle aber kamen darin überein, daß ſie ohne die Frau in Kindesnöthen noch zu rechter Zeit angelangt ſeyn würden: Indeß haben wir auch ohne das Schöpfungsgemälde des Aufgangs hier noch genug zu ſchauen, laßt uns genießen was vor uns liegt! — Und ſo machte man ſich gefaßt, ſich in die Empfindung hinein zu empfinden.

Allein es ſollte nun einmahl nicht ſeyn, man konnte zu keiner rechten Andacht kommen. Die zarten Pilgerinnen waren durch das ſchnelle Steigen ſehr erhitzt, und jetzt trat mit der aufſteigenden Sonne eine kalte Morgenluft ein, die alle warmen Gefühle zurückdrängte, und die Leidenden zwang, ihre bloßen Arme, ſtatt ſie jauchzend der Sonne entgegen zu ſtrecken, fröſtelnd unter die Schürze, oder wo ſonſt Platz war, zu verbergen. So konnte ſich keine Begeiſterung einſtellen, und das Häuflein ſtand verdroſſen da, wie Krieger nach verlorner Schlacht. Ein Feuerchen anzuzünden Angeſichts der ſtrahlenden Sonne ſchien ihnen auch zu kleinlich.

Zum Glücke war ein halb verfallenes Rebhäuschen in der Nähe, auf welches ſchon mehrere von ihnen lüſterne Blicke geworfen; und kaum hatte einer den Vorſchlag gewagt, ſich dorthin zu begeben, war ſchnell die ganze Geſellſchaft bereitwillig. Man ſtieg hinein, machte Ordnung, und traf Anſtalt den Kaffe zu kochen; einige trugen Holz und Waſſer herbey; andre reinigten den Kamin und machten Feuer; dieſe packten Schinken und Wein aus, kurz alles gerieth in Thätigkeit, und mit derſelben ſtellte ſich auch die frohe Laune wieder ein; die geiſtige Spannung ließ nach; man vergaß die Sonne und alle prachtigen Worte, die ſie hätten begrüßen ſollen; man war von dem Prunkgeſchoße hinabgeſtiegen in die behagliche Wohnſtube des gemeinen Lebens, und that nur zuweilen einen Blick hinaus in die freye ſonnenhelle Welt, einen Blick verzichtleiſtender Zufriedenheit, in dem mehr wahre Empfindung lag, als in allen Hochflügen gereizter Einbildung.

Die Wirkung hievon zeigte ſich bald, denn kaum hatte man ſich zum Frühſtücke ſo gut als möglich niedergelaſſen, hob eine edle Stimme an: Aber wie geht es wohl unſrer armen Wochnehmen? wie wär's, wenn wir einen Theil unſers Ueberfluſſes ihr zukommen ließen? — Geſagt, gethan; mit einmüthigem Jubel wurde Brot, Wein, Braten, Kaffe, alles ſchnell eingepackt, und der Bediente mußte ſich ſogleich damit auf den Weg machen. Mit dem geringen Ueberreſte that man ſich gütlicher, als wenn man den Hunger der Hochgefühle noch im Leibe gehabt hätte; man ſang und ſcherzte und übte ſich mitunter auch in der franzöſiſchen Tugend, welche der Weltweiſe des Nordens die Kunſt heißt, mit Kleinigkeiten gefällig zu werden, ohne Unbequemlichkeit zu verurſachen.

Sobald der Bediente mit Dank und guter Nachricht von der Wöchnerin zurückgekommen war, wurde der Rückweg angetreten. In der idylliſchen Hütte war unterdeſſen ein junger Daphnis zur Welt gekommen; die Frauenzimmer beſuchten die Mutter, eine hübſche Frau, deren erſte Niederkunft es war; ſie fanden dieſelbe voll ſtillen Dankes mit einer Thräne im Auge, und ihr hochbeglückter Mann wußte vor Vaterfreuden und überwältigenden Gefühlen des Herzens ſich nicht zu faſſen; noch immer ſah er die zwey zurückgebliebenen Frauen für eine Erſcheinung von Engeln an, ſo wie ſie ihm in dem Augenblick vorgekommen waren, als er endlich mit der alten Wehmutter, die er wegen ihrer Langſamkeit auf ſeinen Rücken geladen, in die Stube trat, und dieſe Fremden, die er ganz vergeſſen hatte, ihm den neugebohrnen Knaben entgegen hielten.

Was ſind Engel auch anders, als Bothen des Himmels, ausgeſandt zum Dienſte Gottgefälliger Menſchen; und iſt dieß nicht ein ſolcher, der unvorgeſehen zu einem Anlaß hingeleitet wird, wo er, und gerade dann ſonſt niemand, einem Hauſe Heil bringen kann, und der dieſen Anlaß mit Aufopferung glänzender Freuden, alſo gleichſam aus dem Himmel auf die Erde herabſteigend ergreift, und ſich hingibt einem heiligen Willen? Die ſolches thaten, laßt uns ſie werth halten in Ehre und Liebe, es wird ihnen nicht unvergolten bleiben!

Die ganze Geſellſchaft verließ nun das dankbare Haus unter tauſend Segenswünſchen des Vaters. Jeder freute ſich deſſen was geſchehen, aber von dem Glücke des einſamen Landlebens war keine Rede mehr; die einſame Niederkunft und die Dürftigkeit im Innern hatte ſie alle ſo ziemlich abgeſchreckt; man fand das Schloß doch bequemer, und die Bequemlichkeit wünſchenswerth, wäre es auch nur, um der vom Thau ſchlappenden Röcke und des naſſen Fußwerkes los zu werden, und ſich von der Erhitzung zu erhohlen. Kurz, alles zuſammengenommen hatte den romantiſchen Schwung der Sonnenpilgrimme in die klare Proſe der Wirklichkeit umgewandelt; und ſo ging man jetzt auch an dem freundlichen Strome und ſeinen mahleriſchen Partien wie an einem gewöhnlichen Bache vorüber; ja ſelbſt des Bettlers Frau, die ſich nunmehr ſtatt ihres Mannes auf den Weg geſtellt hatte, und auch gerne von dem Volant gebiſſen worden wäre, fand wenig Beachtung, nicht einmahl von dem Hunde, der ebenfalls vernünftiger geworden ſchien.

Die lebensluſtige Genoſſenſchaft war nach Erſcheinungen ausgegangen, um vorbedachte Gefühle in dieſelben legen zu können, und hatte, wie bey ſolchen Bemühungen immer der Fall iſt, ihren Zweck verfehlt; ſie war aber mit beſſern Erfahrungen zurückgekommen, und erkannte jetzt beydes unverhehlen, den Mißgriff und den Gewinn. Daher auch die beyden geſtrengen Alten im Schloſſe, als ihnen die Wandrer auf die Frage, was ſie Neues aus Morgenland brächten, eine getreue Erzählung von allem gemacht hatten, die Ironie die ihnen ſchon auf den Lippen ſaß, in väterlichen Beyfall und gemüthlichen Ernſt umſtimmten. So recht, Kinder! ſagte der Eine; ehret die Natur und geht ihr liebend entgegen, aber thut es mit beſonnener Freude, und tragt Eure Empfindung nicht in hochtönenden Phraſen zur Schau; wahre Rührung will nicht vornehm beſprochen, ſondern ſtill gefühlt werden, und zur echten dichteriſchen Anſchauung bedarf es keiner Zierbrillen, ſondern einzig der Klarheit geſunder Augen.

Und der andre alte Freund, dem das Licht des Lebens noch heller leuchtete, fügte hinzu: Was Ihr gewollt, iſt Euch nicht geworden, weil Ihr mit ſo viel Gepränge Euch anſtelltet etwas zu ſuchen, das man jeden ſchönen Morgen auch hier im Schloſſe haben kann, denn auch hier geht die Sonne über ein weites Gelände auf. Aber wohl Euch! denn ſeht Ihr nun was Euch trieb? Nicht der Drang des Gefühls, wie Ihr wähntet, und nicht die Eitelkeit, wie wir meinten, ſondern Ihr waret zu etwas Beſſerm berufen; es war beſchloſſen, daß durch Eure Hülfe in einer abgelegenen Bauernhütte eine junge Mutter mit ihrem Kinde ſollte gerettet und getröſtet werden. So macht es die unſichtbare Leitung, ſie gibt den Schwachheiten derer, die ſie lieb hat, die Folgen ſittlicher Kraft; der Menſch denkt, Gott lenkt.

* * *

Bald war Clotildens Neigung zu Guſtav im ganzen Schloſſe einzig noch dem Oberſten verborgen. Der Prediger wußte alles durch Suschen, die eine ſo wichtige Angelegenheit ihrem Geliebten nicht verſchweigen zu dürfen glaubte. Simmenthal hatte der Schweizerin zu ſeiner Rechtfertigung ein Wort darüber geſchrieben, das ihr bald auf die Entdeckung half; der Profeſſor wollte nichts wiſſen; und wer noch nichts davon gehört hatte, und ſich nur ein wenig auf die Sache verſtand, konnte es mit Augen ſehen. Nur die ſchuldige Liebe weiß ſich zu verbergen; ſo eine reinmenſchliche, durch die natürlichſten Verhältniſſe von Jugend an genährte Neigung, jetzt in ihrer ſchönſten Vollendung, konnte ſo wenig ihren Strahlenſchein verhehlen, als die duftende Blume ihren Wohlgeruch in den Feyertagen des Frühlings. Ihre Blicke begegneten ſich jeden Augenblick, und zogen ſich ſchnell zurück; ſie ſuchten, ſie näherten ſich, und wußten ſich doch vor den Leuten nichts zu ſagen; bey Spaziergängen blieben ſie unwillkührlich von der Geſellſchaft zurück, und kein Geſpräch hatte Reiz für ihre geſteigerte Empfindung, wenn es nicht die Schönheit der Natur oder Züge des Edelmuthes betraf.

Dem vielerfahrnen Auge der Chanoineſſe war dieß ſchon in den erſten Tagen nicht entgangen; ſie fand das Außergewöhnliche dabey nach ihrem Geſchmack, und den unverdorbnen Jüngling des Fräuleins würdig. Und ſo wie niemand im Schloſſe dieſer Liebe ungünſtig war, machte ſie es ſich zur beſondern Angelegenheit, derſelben beförderlich zu ſeyn; ſie ſprach darüber mit dem Profeſſor, und meinte, er ſollte ſeine Einwirkung beym Oberſten für die Liebenden verwenden. Allein der Mann wollte nicht: ſie haben, ſagte er, einander gefunden, und gehören ſich an; das Uebrige wird ſich ſchon geben, wenn es ſeyn muß. So eine Liebe hat einen mächtigen Schutzgeiſt, den muß man walten laſſen, er weiß ſich allein zu helfen.

Aber Sie kennen den Oberſten, entgegnete die Chanoineſſe: gehen ihm endlich durch Zufall die Augen auf, und erkennt er das, was er bisher nur für jugendliche Angewöhnung hielt, als das was es iſt, als die innigſte verſchlungenſte Liebe, ſo bricht er in unbegrenztem Zorne los.

Deſto beſſer, verſetzte der Profeſſor.

Wie? Sollte das Ihr Ernſt ſeyn, ſo erklären Sie ſich!

Je heftiger der Ausbruch ſeines Zornes iſt, äußerte der Profeſſor, deſto kurzer iſt die Dauer und milder die Folge, weil ſeine Gutmuthigkeit ſich der Uebereilung ſchamt.

Bedenken Sie doch, ſagte die Chanoineſſe, die Wirkung einer ſo plötzlichen Erſchütterung auf ſeine Geſundheit!

Gemüthsbewegungen ſind dem Oberſten heilſam, erwiederte jener; ſeine Natur bedarf ihrer.

Ihm iſt alles gut, was ihn hindert über Grillen zu brüten.

Sie wollen alſo das Glück der Liebenden dem Zufall überlaſſen?

Dem Geſchicke; war die Antwort.

Aber dieſe Ergebung war nicht nach dem Sinne der Chanoineſſe; ſie fand es angenehm, da wo es ſich mit gutem Gewiſſen thun ließe, dem Geſchicke hülfreiche Hand zu bieten: was hätte ſonſt das Leben für Freude? aus gutem Willen, ſagte ſie, muß immer etwas Gutes hervorgehen. Und damit faßte ſie den Entſchluß, den Oberſten ſelbſt zur rechten Zeit auf die Entdeckung zu leiten, und ſann auf allerley Mittel.

Eines hatte die vielgeſtaltige ſchon verſucht, das mit dem Hauptmann von Appenzell verabredet, aber in der Ausführung nicht ganz gelungen war, und deßwegen ein Geheimniß bleiben ſollte, auch eines geblieben wäre, hätte es nicht der verrätheriſche Zufall an das Licht gebracht. Ein paar Tage nähmlich nach dem Jahrmarkt in Rheineck brachte des Morgens früh ein Knabe ein ſchlecht zuſammengeſchnürtes Bündel alter Kleider; er gab es in der Küche ab, und wußte auf die Weigerung der Dienſtmädchen, den häßlichen Pack anzunehmen, weiter nichts zu ſagen, als er ſey in einer Miethkutſche liegen geblieben. Die Neugier trieb die Mädchen nach dem Inhalte zu ſehen, und bald warfen ſich die Muthwilligen die alten Lappen einander zu; als eben Tobias vorbey ging, dem dann auch ein Stück davon anflog, welches er ſogleich für den Anzug der Zigeunerin in Rheineck erkannte. Das kam ihm ſeltſam vor; er ſagte aber nichts, nahm den ganzen Plunder zuſammen, ließ ſich einige Stunden nicht reuen, der Sache nachzuſpüren, und erfuhr ſo von dem Miethkutſcher ſelbſt, daß er an jenem Jahrmarktstage die gnädige Frau, ſo nannte er die Chanoineſſe, nach Rheineck fahren müſſen, die aber außerhalb des Städtchens in einem Privathauſe abgeſtiegen ſey, und ihm Stillſchweigen auferlegt habe. Nun ging dem

Tobias immer mehr Licht auf, er eilte es ſeinem Herrn zu erzählen; dieſer aber befahl die Entdeckung geheim zu halten, und ſann auf Rache, da es ihm nun klar war, daß es die Chanoineſſe geweſen, die ihn als Wahrſagerin zum Beſten gehabt hatte. Zu dem Ende vermochte er die für jeden unſchuldigen Scherz aufgelegte Nichte der Frau Amtsräthin, im Schloſſe nur die Baſe genannt, die Rolle der Zigeunerin beym nächſten Mittagsmahle zu übernehmen.

Als nun die Geſellſchaft noch bey der frohen Tafel ſaß, öffnete ſich die Thüre, und ein Weſen kam hereingeſchlichen, an Seyn und Schein ganz der alten Zigeunerin von Rheineck ähnlich. Alles war überraſcht die Hexe wieder zu ſehen; einige murrten, andre lachten; die Chanoineſſe aber, als ſie das Weib auf ſich zu kommen ſah, wurde todtenblaß und war dem Einſinken nahe. — Der Oberſte, der ſie im Auge hatte und dieß bemerkte, rief ſchnell: es iſt die Baſe! Und Clotilde, die neben ihr ſaß, und ihre Beſtürzung auch wahrgenommen hatte, ſprang auf, riß der Vermummten die Hülle vom Kopf, und ein fröhliches Gelächter wiederhohlte: es iſt die Baſe!

Das war jedoch nicht, was der Oberſte gewollt; er hatte vielmehr dem muntern Mädchen allerhand neckende Weißagungen in den Mund gelegt, die ſie den Anweſenden, vorzüglich der Chanoineſſe vorbringen ſollte. Er ſah nun aber wohl ein, daß ſeine Rache, wiewohl anders als er erwartet hatte, mehr als hinlänglich ſey. — Sämmtliche Tiſchgenoſſen bewegten ſich in forſchender Ungewißheit; war es in Rheineck auch die Baſe? fragten die Einen. Nicht doch, ſagten die Andern, ſie war ja zugegen. Der Oberſte und die Chanoineſſe allein wußten die wahre Beſchaffenheit; allmählich aber klärte ſich die Sache auf, und die Betroffene gewann Zeit ſich zu erhohlen, konnte jedoch ein fortdauerndes Zittern der Hände nicht gleich los werden; demungeachtet behauptete ſie, es ſey nicht Schrecken, ſondern bloß das unerwartete Befremden, die raſche Veränderung der Ideen geweſen, was ihre ſchwachen Nerven angegriffen habe. Man ließ ihr alles gelten, um ſie zu beruhigen; aber nachher konnte ſich der Profeſſor, als er mit ſeinem Freund allein war, doch nicht enthalten zu ſagen: Ey was, ſchwache Nerven! ihre Weiblichkeit überwog ihre Philoſophie, die Einbildung den Verſtand, die Natur vergaß der Kunſt; das iſt die Sache, die gute Dame glaubte ſich ſelbſt zu ſehen.

Noch und nach enthüllte ſich die ganze Geſchichte: das Zigeunerbündel war in dem Wagen der Chanoineſſe liegen geblieben, weil ſie es bey der Rückkehr nicht füglich auspacken konnte, und ihr Mädchen vergaß nachher, daſſelbe abzuhohlen. — Was ſie aber eigentlich mit der Verkleidung gewollt, machte ſie jetzt noch nicht offenbar; denn ihre Abſicht war geweſen, ſich an Clotilde und Guſtav vorzüglich zu wenden, und ihnen ein noch viel klareres Prognoſtikon zu ſtellen, um dem Oheim auch wider Willen die Augen zu öffnen; wo alsdann der Hauptmann von Appenzell all ſeinen Einfluß auf ihn gelten zu machen verſprochen hatte. Dieß wurde aber ihrem Feingefühl unmöglich, als ſie den verbundenen Kopf des Jünglings und die übergewöhnliche Freudenſtimmung der Geſellſchaft bemerkte, die zu ſtören ihr theilnehmendes Herz Bedenken trug. Sie war deßhalb wieder im ſtrengſten Incognito abgezogen, zwar mit ihrer mimiſchen Gabe, aber nicht mit derſelben Erfolge zufrieden.

Das Lob, das man jetzt der Kunſt gab, womit ſie ihre Rolle ausgeführt und alle täuſchend geneckt hatte, machte ſie wieder froh; um ſo viel mehr, da ein neuer Umſtand die Scene veränderte. Vom Prediger aufgeführt trat ein junger Bauersmann ins Zimmer; es war der Mann aus der idylliſchen Hütte, der mit allgemeinem Wohlwollen empfangen wurde. Belebt von ſeinem Führer wollte er ſogleich anfangen, den Menſchenfreunden jenes Morgens .... Er ſtockte aber, denn wie er die beyden Frauen anſichtig wurde, die ihm dort wie heilige Engel erſchienen waren, übernahm ihn die Empfindung, er mußte erſt eine Zähre des Dankes wegwiſchen; bald jedoch kam er wieder zurecht, und bath dann in wohlgeordnetem Vortrage die ganze anweſende Geſellſchaft zu Gevatter.

Die Bitte wurde mit Vergnügen angenommen. — Wer ſollten nun aber die Stellvertreter bey dieſer feyerlichen Handlung ſeyn? Die Meiſten wären es nicht ungern geweſen, und es kamen deßhalb mancherley Vorſchlage und Höflichkeiten auf die Bahn. Die Frau Amtsrathin wagte es, den gnädigen Herrn darum anzuſprechen als das Haupt der Geſellſchaft, und in ihrem Blicke lag eine beſcheidene Erwartung des Gegenſeitigen; dieſer aber lehnte es ab als einer, der nicht bey dem Abenteuer geweſen. Der Profeſſor ſchlug bedächtlich Guſtav und Clotilde vor. — So recht! rief augenblicklich die Chanoineſſe, und klatſchte in die Hände: Wer könnte es auch ſchicklicher ſeyn, als die beyden Liebenden? ſie gehören in mehr als Einer Beziehung für den Altar!

Alles verſtummte. — Der Oberſte ſah ſie mit großen Augen an, und verließ das Zimmer; die Schweizerin ſaßte die bebende Clotilde unter den Arm, und ging mit ihr hinaus; bald darauf folgte Guſtav. Die Zurückbleibenden aber mißbilligten es, daß die Chanoineſſe das Wort der Entdeckung ſo unvorbereitet ausgeſprochen habe.

Wer war denn unvorbereitet dabey, erwiederte ſie, als der Oheim? und auch der ſollte es nicht ſeyn, wenn er es nicht gefliſſen hatte ſeyn wollen. Jetzt weiß er's, und es iſt beſſer, er habe, was doch nicht langer verborgen bleiben konnte, von Freundes Mund und aus wohlmeinendem Sinn erfahren, als durch einen widrigen Zufall. Hier war er in guter Stimmung, unter theilnehmenden Bekannten; wer hätte es wohl gewagt, dem Brauſekopf die Entdeckung unter vier Augen zu machen?

Der Würfel iſt gefallen, ſagte der Profeſſor.

Die lebhafte Sprecherin erwartete Beyfall, den man auch ſelten der dreiſtgeſprochenen

Frage eines Verſtändigen verſagt. Unter ſich aber vermutheten mehrere, ein Reſt von Unluſt über ihre Schwachheit bey Erſcheinung der Zigeunerin habe dieſen Freymuth bewirkt, oder wenigſtens beſchleuniget.

Man ſahe nachher den Oberſten mit dem Profeſſor langſam und ernſt unter den Bäumen auf und niedergehen. Dann ſchloß er ſich den ganzen Abend ein, um zu ſchreiben, erſchien nicht beym Nachteſſen, und des folgenden Tages war er frühe ſchon mit Tobias ausgefahren, und ließ die Nachricht zurück, er gehe nach Sennwald, um den Engländer zu beſuchen. — Was er am Abende geſchrieben, war folgender Brief an den Major:

Grünenſtein, 28. Auguſt.

Was ich ſchon lange hätte ſehen ſollen, aber nicht merken wollte; was du ſchon zu Hauſe durch Winke mir nahe legteſt; was ich, wenn es mir auch ſelbſt wahrſcheinlich werden wollte, immer noch durch älterliches Anſehen, durch einen

Machtſpruch, leicht wie eine Kinderey zu hintertreiben glaubte, das liegt mir jetzt als eine ausgemachte Sache, der nur noch das bezeichnende Wort mangelte, nicht nur hell vor den Augen, ſeitdem die Chanoineſſe heute das Wort ausgeſprochen hat, ſondern auch empfindlich und unerträglich, wie ein zu nahes Licht: Liebe zwiſchen Clotilde und des Pfarrers Guſtav!

Ach daß wir mit den Jahren auch die Liebe und ihre Erſcheinungen vergeſſen, oder nur noch wie ein irrendes Licht aus der Ferne anſehen! — Sie liebten einander von Kindsbeinen an, und ich alter Schwachkopf bedachte nicht, daß ſo ein Funke zur Flamme werden kann, die alle Verhältniſſe überwältigt. Ich wollte in beyden nur folgſame Kinder ſehen, und damit ſie recht folgſam ſeyen, that ich was ſie wollten; ich hegte und pflegte ſie; ich nahm ihn ſogar hier wieder in mein Haus auf, juſt als wenn ich es darauf angelegt hätte, daß ſie unzertrennlich würden. Jetzt hat es mir die Chanoineſſe gerade herausgeſagt, mit ihrer zuverſichtlichen Miene, als ob ſie es im Rathe des Schickſals ſelbſt vernommen hätte; und die übrigen andächtigen Zuhörer, ſogar der Profeſſor, ſtatt ſich zu befremden, ſchienen weiter nichts als mein Jawort zu erwarten.

Mein Jawort? Nein, ſo weit ſoll es noch nicht kommen, und wenn auch alle Weiber, die ſo gerne Liebeshändel begünſtigen, ſich ſammt und ſonders für die Unbeſonnenen vereinigten! — War das recht, ſo hinter mir umzugehen? Ich kann es auch der Chanoineſſe nicht verzeihen, daß ſie, die ſo oft die Strengverſtändige ſpielt, und nach ihrem Stande unſre Verhältniſſe kennen ſollte, ſich in dieſen Roman eingelaſſen hat; und Suſchen iſt eine Natter, die ich im Buſen nährte, die in Geſtalt einer Turteltaube, und die Schuld im Nacken, von jeher, wie es mir jetzt wahrſcheinlich wird, mit Wort und Schrift der Liebe hin und her flog! Der Profeſſor hielt mich ab, ſonſt wäre ich in Vorwürfe gegen beyde losgebrochen, wenn ſchon die Eine nie Unrecht haben will, und die andre mit Thränen alles gut zu machen meint. Vorwürfe erleichtern die Laſt des Verdruſſes, allein, wie mir der Freund mit Grund bemerkte, ſie helfen nicht zum Zweck. Nein ich will nichts übereilen, aber Rath muß geſchafft werden; wer gibt mir ihn, wer ſteht mir bey in meiner Ohnmacht? O daß du hier wäreſt, du Leuchte meiner Jugend und meines Alters! denn bey den Schweizerfreunden iſt wenig Hülfe zu erhohlen, ſie kennen unſre Familienbeziehungen nicht; und dem Profeſſor ſelbſt, ſo wahr und klug er ſonſt iſt, ſtehts auf dem Geſichte geſchrieben, daß er dieſe Verbindung für abgeſchloſſen im Himmel anſieht, weil er von jenen Vorurtheilen keine Begriffe hat, noch haben will.

Vorurtheile oder nicht, ſie ſind nun einmahl da, und ſo in unſre geſellſchaftliche Convenienz eingeflochten, daß man ihnen ohne die nachtheiligſten Folgen nicht Trotz bieten kann. Wie dürfte ich wieder zu Hauſe, wie in der Reſidenz erſcheinen, wenn durch mein Zuthun ein Fräulein vom erſten Adel des Landes die Gattin eines Bürgerlichen würde? Und wäre auch ich ſchwach oder ſtark genug, mich darüber hinwegzuſetzen, ſo könnte ich es gegen meine arme Schweſter nicht verantworten, die durchaus an dieſen Aeußerlichkeiten hängt, deren ganzes Daſeyn damit verwoben iſt, die, wie Ihr mir ſchreibt, ohne dieß ſchon kränkelt. Sie, mit den ſchönſten Ausſichten für ihr einziges Kind, würde ſich über den Schimpf einer ſolchen Herabſetzung zu Tode grämen; und ich hätte die Schuld ihres Todes zu tragen! Nein, nimmermehr!

Hätte ich doch die Schweiz nie geſehen; oder hätte ich vielmehr die Reiſe mit meinem Tobias allein gemacht, und das Mädchen zu Hauſe gelaſſen, ſo wäre es dann Eure Sache geweſen, ihrer Liebe zu hüthen, und ich würde jetzt nicht in dieſer ſchrecklichen Verlegenheit ſeyn! Ein Land, wo es keine privilegirten Stände gibt, iſt für heirathsluſtige Mädchen von vornehmer

Geburt eine gefährliche Schule; das Heraustreten aus dem Zwange herkömmlicher Beſchränkung, wozu ſie jetzt ohnehin romantiſch geneigt ſind, wird ihnen durch das, was ſie vor Augen haben, erleichtert. Heirathsluſtig, wußte ich das von Clotilde? Ich hätte es wenigſtens wiſſen können; ſind ſie es denn nicht alle, beſonders die von ſchlichter unverdorbner Natur?

Wenn ſich der Menſch am meiſten gefällt, dann macht er gewöhnlich einfältiges Zeug. Ich that mir was auf die freundliche Art zu gut, womit ich den Guſtav bey mir bleiben hieß, und er nahm die Nöthigung ſo willig an, daß ich die Hälfte meiner Gutmüthigkeit für etwas Beſſers hätte ſparen dürfen. Mußte er nicht denken, ich wolle ihm noch ſelbſt Muth machen, oder ich ſey ein Tropf? Wohl heißt jeder ſo, der mit ſehenden Augen blind iſt! — Und doppelt wirſt du ſagen, verdient dieſen Nahmen, wer, wenn ihm die Augen aufgegangen, jammernd nur auf die Finſterniß zurück und nicht nach neuem Lichte blickt. Habe Geduld, Lieber, ich will nicht beym Jammern ſtehen bleiben; nur mußt du mir vergönnen, in den Schoos des Freundes meinen Kummer auszuſchütten, mir an deinem treuen Herzen Luft zu machen, nach Art und Weiſe, wie ich es von jeher gewohnt war.

Höre nun, was ich zu thun beſchloſſen, und wie ich es mit dem Profeſſor verabredet habe, der, ohne über den Beweggrund ſelbſt eintreten zu wollen, doch die Nothwendigkeit der Entfernung Guſtavs auch begreift. Dieſe muß unumgänglich das Erſte ſeyn; es wäre aber unedel gehandelt, ihn ſo geradezu aus dem Hauſe zu weiſen, das ſehe ich auch ein: er verdient eine ſo herabſetzende Behandlung nicht, denn, die unſelige Liebe abgerechnet, hat er ſich immer bider und redlich gezeigt. Aber fort muß er, und das unter einem Vorwande, der ſeiner Ehre keinen Nachtheil bringen ſoll, für deſſen Ausführung der Profeſſor ſorgen wird. Ich aber gehe indeſſen auf einen Beſuch zu dem Engländer, mit dem, wie du weißt, ſich Simmenthal geſchlagen hat; er liegt eine halbe Tagreiſe von hier an ſeiner Wunde krank, und ſoll wirklich den Wunſch geäußert haben, mich zu ſehen, was ich gerne hörte, denn bisher habe ich mich nie recht über jenen Vorfall befriedigen können. Jetzt hoffe ich den Leidenden zur Verſöhnung zu ſtimmen, und ſomit, indem ich einem Uebel ausweiche, ein anderes gut zu machen. In das Schloß kehre ich nicht wieder, bis Guſtav hinweg iſt; ich muß mir leider ſelbſt entfliehen, das heißt, meinem auffahrenden Zorn und meiner weichen Nachgiebigkeit. Ach was iſt der Menſch? Jung will er ſich nicht andern, und alt kann er nicht mehr!

Das Hausregiment habe ich inzwiſchen dem Profeſſor übergeben; der verſtändige Freund wird ſchon mit der gewandten Chanoneſſe Bedacht nehmen, den jungen Menſchen als die Urſache meiner Verlegenheit milde fortzuſchalten. Wenn nur alsdann mit der Urſache auch die Wirkung gehoden wäre, aber ich fürchte, dieſe ſchulgerechte Folgerung werde ſich auch hier nicht bewähren!

Bringe ich nur das Kind wieder ledig und geſund nach Hauſe, ſo mag ihr dann die Mutter oder ſie ſelbſt für einen Mann ſorgen; ich lege meine Mädchenobhuth auf den Altar des befreyenden Zeus, und werde mich ſobald mit keiner mehr befaſſen.

Meine Zurückkunft wird nicht mehr lange anſtehen, alle Umſtände treiben und drängen mich dazu; wiewohl ich das ſchöne Land ungern verlaſſe, wo ich die Behaglichkeit des Daſeyns wieder empfinde, und mir im Herbſt der Jahre noch einen kurzen Frühling des Lebens zu ſchaffen die Kraft fühle, wenn gleich täglich meine Pläne zu der neuen Lebensweiſe, wie ich ſie wünſche, ſcheitern, und das Schickſal, ſo wie mein Freund der Profeſſor, ihrer zu ſpotten ſcheint. Er ſpottet ihrer, indem er mir aus hundert chriſtlichen und heidniſchen Sprüchen, und noch beſſer aus der ſelbſteignen Erfahrung beweiſen will, daß kein Heil in ſolchen Anſchlägen liege, kein Erſprießen in der Willkühr; daß wir Geſchöpfe Eines Tages ſeyen, und weiſer Genuß der Gegenwart allein unſer Glück, ſo wie unſre einzige oder höchſte Pflicht ausmache. Einrichtungen für die Zukunft, meint er gleichwohl, dürfen wir darum treffen, weil in ihrem Schaffen wenigſtens eine Freude der Gegenwart liege; aber wenn keine dieſer Einrichtungen gerathe, müſſen wir es dem Schickſale nicht übel nehmen, daß ſich das Walten über die Zukunft allein vorbehalten habe, dagegen aber den guten Willen redlich bezahle, und, was es mit der einen Hand nehme, unvermerkt, doch reichlich, mit der andern erſetze. So mir ſtatt der goldenen Tage, die ich mir hier zu machen gedachte, tägliche Hinderniſſe und Plagereyen, dagegen aber auch der irdiſchen Güter höchſtes, Geſundheit und neue Luſt am Leben.

Das haben wir ja ſchon lange gewußt, wirſt du ſagen. — Ganz recht; auch oft zuſammen beſprochen, und die Wahrheit einzuſehen geglaubt, aber die Erfahrung ſoll es mir nun auch bewahren: es liegt ein erhebender Reiz fur das Selbſtgefuhl in dem Verſuche, unſchuldigen Idealen des Lebens Wirklichkeit zu geben, davon kann ich noch nicht abſtehen. Und wenn auch das Ergebniß nicht der Erwartung entſpricht, was iſts dann? man iſt wieder wo zuvor, und hat die Phantaſie an die Klugheit getauſcht; weiſe werden wir doch nie.

Die Kranklichkeit meiner Schweſter beunruhigt mich: ihr muß Clotildens Thorheit ſorgfaltig verhehlt werden, denn ich hoffe, alles ſoll noch gut gehen; es iſt ſchon aus mancher erſten Lieb' nichts geworden. — Der Paſtor dauert mich, wenn es ſeinem Sohnchen nicht geht wie er wunſcht, der gute Alte iſt wahrhaftig unſchuldiger als ich; ich liege jetzt aber auch nicht auf Roſen. Er ſey mir gegrüßt, wenn er auch der Vater eines zehnmahl ungerathenern Sohnes ware; und nichts ſoll mich hindern, inſofern er es auch vertragen mag, nach wie vor meinen freundſchaftlichen Umgang mit ihm fortzuſetzen.

* * *

Suschens Hochzeit ſtand nun nichts mehr im Wege, als die gänzliche Vollendung der neuen Pfarrwohnung; ihre Papiere und die nöthigen Scheine waren angekommen, und fanden ſich in der beſten Ordnung. Auch beeilten ſich die wohlhabenden Männer der Gemeinde, ihr Verſprechen zu halten, und dem verdienten Pfarrherrn die zwey beſten Zimmer mit Hausgeräthe auszuſtatten, ſo daß die Wahl, welche ſie getroffen, jedermanns Beyfall hatte, mit Ausnahme des Predigers Tante, der Frau Amtsräthin, die es da und dort in Pfarrhäuſern noch geſchmackvoller geſehen haben wollte. Dieß ſagte ſie aber nur, wie ſie ſich im Vertrauen äußerte, um Suschen zu belehren, daß man die Gaben geringer Leute nicht zu ſehr erheben müſſe, damit man ſich nichts vergebe; ſie nannte das eine vornehme Denkungsart.

Noch ſollte aber der bevorſtehenden feyerlichen Verbindung ein anderes Feſt vorangehen, das die Frau Amtsräthin veranſtaltete. Denn zufrieden mit ihrer Behandlung im Schloſſe, ja eingebildet darauf, hatte ſie ſchon ſeit einiger Zeit ſich vorgenommen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und in einem bereits fertig gewordenen Geſchoſſe der Pfarrwohnung ſämmtlichen Bewohnern Grünenſteins und einigen guten Freunden aus der Nachbarſchaft, zum Beweiſe ihrer Lebensart, ein Gaſtmahl zu geben, welches zugleich die Weihe der neuen Wohnung, und eine Anleitung für die künftige Frau Pfarrerin ſeyn ſollte, wie man angeſehene Gäſte empfangen müſſe.

Große Zurüſtungen waren im Werk. Schon ſeit acht Tagen ſprach ſie von nichts anderm mehr, handelte mit Fiſchern und Jägern, dem Zuckerbecker und dem Aufwarter, verſicherte, daß ſie keine Koſten ſcheue, und hatte ſchon die Paare geordnet, die ſich bey Tiſche zuſammenfinden ſollten: Für ſie, die Spenderin des Feſtes, war der gnadige Herr beſtimmt, als die Hauptperſon des Schloſſes; die gelehrte Frau Chanoineſſe ſollte von dem gelehrten Herrn Profeſſor aufgeführt werden; das Fräulein von einem jungen Herrn von Adel aus der Nachbarſchaft; und ſo fort hatte ſie jedem das Seinige zugetheilt, daß eben keiner recht damit zufrieden war. Jedoch da der Faden dieſer Parze, wie der Oberſte ſagte, nur für einen halben Tag geſponnen war, unterzog man ſich ihrer Fügung.

Aber ums Himmels willen! rief die Baſe, als ſie die Abreiſe des Oberſten vernommen hatte: was wird die Tante ſagen, daß der gnadige Herr gerade heute, am Morgen ihres Feſtes, ſich entfernt hat? Unendlich wird ihr Verdruß ſeyn.

Und unerſchöpflich ihre Klage, that der Profeſſor hinzu: wer will es wagen, ihr die Anzeige zu machen? — Ich thue es nicht, antwortete Suschen. — Und ich mache mich eher aus dem Staube, ſagte die Baſe.

Auch die andern Bewohner des Schloſſes, die den wahren Grund von der Abreiſe des Oberſten wohl errathen konnten, waren zu düſter für eine ſolche Sendung geſtimmt; zuletzt ließ ſich doch die Chanoineſſe gefallen, dieſe Bothſchaft zu übernehmen, die auch am beſten dazu geeignet war, weil die Tante für ſie, als für eine hochadeliche Perſon, immer am meiſten Achtung bezeugte. Es gelang ihr auch, dieſelbe ſo weit zu beruhigen, daß ſie verſprach, bey Tiſche nichts, weder Gutes noch Böſes darüber zu ſprechen, und daß ſie die Gäſte, die jetzt anzukommen begannen, faſt eben ſo anmuthig empfing, als wenn der gnädige Herr an ihrer Seite geſtanden hätte.

So war wenigſtens ein Stein des Anſtoſſes gehoben; und ſchon bereitete man ſich nach Anweiſung der Gaſtgebieterin, die neben ihrem Platz ein leeres Gedeck, als wäre es für den Oberſten, hätte hinſetzen laſſen, munter zum Mahle, als ein lautes Getrampel auf der Treppe erſcholl, und augenblicklich darauf ein Mann mit verſtörter Geberde athemlos hereinſtürzte, und vor Beklemmung kein Wort reden konnte. Es war der Küſter.

Iſt das eine Manier! ſchrie ihm auffahrend die Frau Amtsräthin entgegen; ſo unangemeldet . . .

Es brennt, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! ſtöhnte jetzt der Schreckensbothe hervor. — Alles ſprang vom Tiſche auf. Die Tante war außer ſich über die Unterbrechung, ſo wie der Küſter über das Ereigniß. Mit Mühe wurde von dem erſchrockenen Manne herausgebracht, daß das Feuer am Ende des Dorfes ſey; ſogleich eilten der Prediger und die jungen Männer aus der Geſellſchaft dahin.

Auf der Straſſe erhob ſich nun auch furchtbares Geſchrey und angſtvolles Herumlaufen; denn die durchaus hölzernen Häuſer machen in dieſem Lande die Feuersbrünſte höchſt gefährlich.

Man ſchickte nach Bericht aus; es währte nicht lange, ſo hieß es, es brenne ſchon in zwey Häuſern. Nun wurde an kein Eſſen mehr gedacht; wer nur immer Hülfe leiſten zu können glaubte, begab ſich hinweg. Die Frau Amtſräthin war untröſtlich über das Schickſal ihres Gaſtmahls, und daß gerade ihr das habe begegnen müſſen; ſie ſchalt auf das bäuriſche Packvolk, das ſich ſeine eignen Häuſer anzünde, und keifte zuletzt, da ſie alles verließ, mit dem Geſinde, und mit einem bejahrten franzöſiſchen Schweizeroffizier, der eine alte Burg in der Nähe bewohnte, und, weil er ein Auge auf ſie geworfen hatte, jetzt bey ihr zurückblieb, und alles geduldig anhörte.

Unterdeſſen ſtürmten die Glocken, und aus den benachbarten Dorfſchaften eilte viel Volk zur Hülfe herbey. Es wurde mit Anſtrengung gearbeitet, und da es lange dauerte, ehe man des Feuers mächtig war, ſo kam bald dieſer, bald jener der Gäſte in die Pfarrwohnung zurück, und brachte noch andre mit, um ſich an der gedeckten Tafel für einige Augenblicke zu erfriſchen, ſo daß das Mahl, welches zu einem Schmauſe beſtimmt war, jetzt unvermerkt und ohne Ordnung, aber zu edlerm Bedürfniß aufgezehrt wurde. Damit ſuchte auch der alte Profeſſor die Frau Amtsräthin zu beruhigen: Der Menſch denkt, Gott lenkt, ſagte er; allein ſie konnte ſich nicht recht in dieſe Lenkung finden.

Mehrtägiges Regenwetter hatte die Dachſchindeln durchnetzt, ſo daß ſie nicht ſo ſchnell Feuer fingen, und es der thätigen Hülfe gelang, die Flamme, nachdem ſie drey neben einander liegende Häuſer verzehrt hatte, zu bändigen. Ehe dieß aber noch vollbracht war, fand der Prediger Gelegenheit, durch eine ſchöne That ſich ehrenvoll auszuzeichnen.

In einem der Häuſer nehmlich lag in einer obern Kammer ein hülfloſer alter Mann, der ſchon für verloren gehalten wurde, weil man nicht mehr in das Haus hinein kommen konnte, und hinaufzuſteigen ſich keiner getraute, da jeden Augenblick der brennende Dachſtuhl herabzuſtürzen drohte. Man hörte ſeinen Jammer. Da kam der Geiſt ſeines Glaubens über den Prediger: Gott ſtehe mir bey, rief er, ich will ihm zu Hulfe! — Schnell faßte er eine Leiter, und eilte damit zu dem hochauflammenden Gebaude. Sein Beyſpiel ergriff zwey junge Burſche, ſie ſprangen helfend herzu, heran; einer hielt die Leiter, indeß der Prediger und der andre den Alten mit begeiſterter Behendigkeit aus dem Fenſter hohlten, und eben ſo glucklich außer Gefahr brachten. Es war hohe Zeit, denn ein brennender Balken fiel jezt neben den Hinwegeilenden nieder, der dem Prediger das Kleid verſengte, und den vorgehaltenen Arm, jedoch unbedeutend beſchadigte. Aber die That war gethan, gerettet ein Menſchenleben; ihn und ſeine Gehulfen umrauſchte der Jubel des Volks, und ihr Inneres belebte das ſtille Bewußtſeyn edler Kraft.

Dieſer Vorfall hatte dem Prediger alle Herzen gewonnen; man hatte wohl fromme Geſinnung, aber nicht ſo kuhnen Muth von ihm erwartet. — Ich hatte es mir ſelbſt nicht zugetraut, ſagte er, aber es erwachte in mir plozlich ein entſchloſſener

Wille, über den ich alles andre vergaß; Gott gab es mir ein, Ihm allein ſey die Ehre!

Gerade in dieſer Stunde ſollte er jetzt Hochzeit machen, meinte die lebhaft gerührte Chanoineſſe; jetzt fliege die bethende Liebe aufrichtig gen Himmel, und durch das, was ſich begeben, wäre der Tag der Verbindung an die Unvergeßlichkeit geknüpft. Sie und jedermann beeilte ſich, Suschen Glück zu wünſchen, die auf dem Gipfel der Freude und mehr als jemahls glückſelig in ihrem Bräutigam war, und recht gerne gleich jetzo Hochzeit gemacht haben würde, wenn es nur an ihr gelegen hätte. Auch die Tante hatte ihr Herzeleid über dem neuen Glanz ihres Neffen vergeſſen, und verhieß ihm nicht nur eine reichlichere Ausſtattung, ſondern gelobte auch, den ganzen Verlauf an hohe Perſonen zu berichten.

* * *

Leuchtete aber dort das Licht des frohen Muthes, ſo ſchwebte hingegen über Clotilde und ihren Geliebten das Dunkel banger Erwartung.

denn die unvermuthete Abreiſe des Oheims hatte die Beſorgniß des Fräuleins vermehrt; und obgleich die Chanoineſſe und der Profeſſor noch nichts verlauten ließen, weil dieſer ohne Noth nichts zu ſagen ſich vorgenommen, jene aber eine ſchonende Gelegenheit abwarten wollte, ſo ſahe die ahnende Seele doch einen Sturm voraus, deſſen Herannahen ſie ängſtigte. Zwar wollte ſie den Geliebten ihre Beklemmung nicht merken laſſen; doch Guſtav, deſſen Auge an ihr hing, wie der Lichtſtrahl an dem Geſtirne — wie hätte ihm auch nur ein Wölkchen, das über ihr Angeſicht fuhr, verborgen bleiben können? Allein auch er wagte keine laute Vermuthung, und theilte ſtillſchweigend ihren Kummer.

Nur zu bald enthüllte ſich der düſtere Schleyer ihrer Sorge. Der Oberſte meldete aus Sennwald mit kurzen Worten, er ſey geſinnet, den verwanderten Engländer nach Grünenſtein zu bringen, weswegen er nothwendig finde, daß Guſtav ſich für einige Zeit entferne. Der Profeſſor war beauftragt, ihm dieſes auf beliebige Weiſe kund zu thun, und zugleich die nöthigen Winke über die Unmöglichkeit einer Vereinigung mit dem Fräulein zu geben. Die Freundinnen waren erſucht, Clotilde zu recht zu weiſen, und, wie die Zärtlichkeit des Oheims ſich auszuſprechen nicht laſſen konnte, ſie aufzurichten.

Erſterer erfüllte ſeinen Auftrag mit Schonung, jedoch ernſthaft und abrathend, wie es Freundespflicht gegen den Oberſten erheiſchte. Gefälliger war die Chanoineſſe, und weniger gewiſſenhaft als der Profeſſor, weil es darauf ankam, einer ſchuldloſen Liebe zu dienen, die nichts gegen ſich hatte, als einige äußere Verhältniſſe; ſie ſprach den Liebenden Hoffnung und Troſt zu, wiewohl ſie nicht verhehlen durfte, daß der Oheim die Verbindung nun einmahl für unmöglich erklärt habe. Was helfen aber alle Troſtgründe gegen die Schmerzen getrennter Liebe, die jetzt deſto empfindlicher ſeyn mußten, da dieſe Trennung nicht ein Werk unvermeidlicher Nothwendigkeit, ſondern ein eigenmächtiger Befehl war? Der Verſtand weiß zu gehorchen, aber nichts thut dem wunden Herzen ſo weh, wie fremde Willkuhr.

Reiße dich los, junger Mann, und mache die Liebe nicht zu deinem Berufe, ſprach der Profeſſor: ſo edel auch ihr Gegenſtand ſeyn mag, deine jungen Kräfte bedürfen noch andrer Uebung. Gehe in die Welt, und kehre mit Erfahrung und Weisheit zurück, und dann komm und hohle die Braut, die dir beſtimmt iſt!

Liebes Kind, tröſtete die Chanoineſſe, du wirſt ihn wiederſehen! Iſt auch Geburt und Meinung euch entgegen, die höhere Hand des Schickſals, ein günſtiges Geſtirn, waltet über eurer Liebe. Sie dürfen ſich dieſer Liebe nicht ſchämen, theure Clotilde, ſie iſt nicht eine gewöhnliche Leidenſchaft, ein ſchnellerglimmter Funke raſcher Gefühle; ſie iſt eine von der Natur geleitete Verſchwiſterung der Seelen von Jugend an. Zwey edle Reiſer ſind neben einander emporgewachſen zu blühenden Bäumen, und haben ſich mit den erſten Wurzeln ſchon in ein gemeinſames Leben verwunden; wo wäre die feindliche Hand, die ſie aus einander riſſe? Für jetzt aber müſſen Sie beyde den Umſtänden nachgeben; der Unwille des Oheims will auch ſein kurzes Recht haben. Laſſen Sie Ihren Geliebten in die Welt gehen, und ſeine Bildung vollenden; ergeben Sie ſich in die Zeit des Scheidens, um die Tage der Wiederkunft deſto heiliger zu machen!

Das war nun freylich nicht nach dem gegenwärtigen Sinne des Oberſten geſprochen; er ſollte ihr auch ſchlecht gedankt haben, wenn er dieſe Auslegung ſeiner Wünſche erfahren hatte. Sie behauptete aber, man müſſe bey Männern immer zwey Anſichten unterſcheiden; die erſte gehöre dem Impuls des Augenblickes, und halte nie feſt, weil ihnen die Gabe der Ueberlegung gegeben ſey, mit der ſie erſt ſpäter das Richtige auffaſſen; die Frauen hingegen haben alles im erſten Momente weg, und was ſie nicht ſo erfaſſen, das begreifen ſie nimmermehr.

Was von Allen geſagt wird, paßt nie auf Alle, verſetzte der Profeſſor.

So werde, fuhr jene fort, auch der Oberſte bald wieder zurecht kommen, und dann noch danken, daß man die Liebenden ſo ſchonend behandelt habe.

Daß doch die Weiber in fremden Herzensangelegenheiten umſichtiger ſind, als in ihren eigenen! dachte der unverheirathete Alte; und konnte und mochte es der Chanoineſſe nicht wehren, Troſt und Hoffnung den Scheidenden zu ſpenden.

Aber jene, von der Allgewalt der Liebe umfangen, hatten ſich in dieſem Beyſammenſeyn ſo glücklich gefunden, daß ſie gerne die Gegenwart zur Ewigkeit gemacht hatten, und wurden nunmehr durch das Unvorgeſehne dieſer ſchnellen Trennung zu ſtark aufgeſchreckt, als daß ſie in etwas hätten Beruhigung finden können; ach und ſie waren beyde mit den Schwierigkeiten, welche die Sitte ihres Landes geboth, zu bekannt, als daß ſie ſich eine frohe Zukunft hätten verſprechen dürfen, wären ſie jetzt auch im Stande geweſen, an die Zukunft zu denken.

Clotilde ergab ſich mit blaſſer Wehmuth; ihr ſtanden die treue Schweizerin und die wohlmeinende Chanoineſſe zur Seite, die ſie unterſtützten. Guſtav hatte niemand, als den alten Profeſſor, deſſen Herz, zwar nichts Menſchlichem fremde, doch zu ferne den Tagen der Jugend war, um den Liebesſchmerz eines Jünglings mitzufühlen; und bey Suschen war kein Troſt, ſie weinte zaghaft über die Thränen ihres Fräuleins. — Ungeſtüm riß er ſich los, und ſein raſcher Entſchluß war, Simmenthal aufzuſuchen, und ſein Loos unter den Waffen mit ihm zu theilen. Dazu trieb ihn noch ein Gedicht von dieſem, das von Conſtanz aus gerade in dem Zeitpunkt eingetroffen war, und jetzt beyde Freunde in Einem Schickſale zu vereinigen ſchien.

Simmenthals Seefahrt.

Führt mich fort auß den engen Mauern,
Ich will in der Freyheit trauern;
Schwebender Nachen nimm mich auf,
Schweigender Schiffer ſteure den Lauf
Hinaus in des Sees weite Stille,
Wo des Morgenſchimmers neubelebende Fülle
Mich umſchließt und, auf der Höhe ſonnenbeſäet,
Kein Auge des Ufers mich mehr erſpäht.
Könnt' ich auch ſo dem irdiſchen Daſeyn ſchwinden,
Und in dem ewigen Licht mein Leben finden,
Nicht mehr gebannt in finſtern Staub, zu ſeyn
Das Spiel von jedem nichtigen Schein!

Schweige Beklemmung und Sorge zur Stunde,
Lege dich Schmerz der brennenden Wunde,
Kehre wieder o flüchtiger Muth,
Daß ich ſchwebend auf ſtrahlender Fluth,
Einmahl mir ſelbſt wieder gegeben,
An dieſer reichen Schöpfung erquicke mein Leben,
Noch einmahl mich labe am Göttermahl,
Eh ich ſcheide von Berg und Thal!

Gleite o Schifflein gelockt von gelinden
Schmeichelnden Morgenwinden,
Sanft und frey in weiten Kreiſen umher,
Auf dem ruhigen Silbermeer,
Wo mit dem Frieden der Gegenwart erfüllen
Ich all mein Weſen möchte, mein Sehnen ſtillen. —
Ziehe dort nahe der freundlichen Küſte hin,
Wo Städt' und Dörfer einladend in Freyheit blühn,
Und über ihnen ſich in Reichthum erheben
Fluren voll Bäume, Hügel voll Reben;
Wo weiterhin annoch, den Wolken vertraut,
Der jauchzende Appenzeller ſich Hütten gebaut.

Oder willſt du hinüber dich wenden,
Schifflein, zu Schwabens fruchtbaren Geländen,
Wo der Nebel im Thale noch ſtreicht,
Und, wie er der Sonne entweicht,
Blaue Höhen mit den Lüften ſich einen,
Die mir Ruhe zuzuwinken ſcheinen.
Geſegnetes Land, dem, ſtatt des Goldes, Brot
Die ſchönere Gabe, ſchenkt ein guter Gott!

Jede Ferne, die den Menſchen verhüllet,
Wie iſt ſie mit ſtillem Frieden erfüllet!
Wie ſelig dort, gleich Schwänen auf der Fluth,
Die Inſelſtadt, die Seeumfloßne, ruht!

Nicht länger ſcheinen Buchhorns alte Mauern
Um ihren rechtlichen Nahmen zu trauern.
Menſchenwohnungen ſind zu ſchaun
Wie friedliche Schafe auf goldnen Au'n.
Was funkelt hell aus Mörsburgs hohem Saale,
Die Fenſter glüh'n im Morgenſonnenſtrahle;
Iſt's Vorbedeutung, die bald höheres Licht
Von einem edlen Hirten weit umher verſpricht?

Schweifender Sinn, meine Luſt und Plage,
Zu der nördlichen Bucht hin mich noch trage,
Wo vom Himmel gefallen ein Eiland iſt,
Das keiner, der es ſah, vergißt,
Meinau, ein Paradies hienieden,
Wär' uns ein ſolches beſchieden,
Wäre an Boden und Land,
Und nicht ins Herz, unſer Glück gebannt. —

Mein Glück iſt nirgends! Wenige Stunden
Wähnt' ich auf Rheinthals Hügeln es gefunden;
Eine Erſcheinung in Mädchengeſtalt,
Lieblich und zart, wie von Amor gemahlt
Das ſchönſte Gebilde — ach meinem Verlangen
Wie ein täuſchender Traum vorübergegangen,
Aber haftend in beklommener Bruſt,
Wie dem Schiffbrüchigen ſein Verluſt!

O daß Winde mich auf Flügeln
Unſichtbar trügen zu Grünenſteins Hügeln:
Daß die Wolke in ihren ſilbernen Schooß
Mich hüllte, zu ſchweben über dem Zauberſchloß,
Nur jetzt noch die holdſeligſte der Frauen
In ihrer Herrlichkeit zu ſchauen,
Ihr lieblich Erſcheinen in mein Herz
Noch einmahl zu drücken, und dann dem Schmerz
Zu erliegen, ſeh' ich ſie am Arme des Andern
Ueber Blumen der Freude wandern! —

Unſeliger, der ſich aus Licht Finſterniß macht!
Sieh, nach oben, da ſchwimmt die heilige Pracht
Der Sonne hoch im unendlichen Runde,
Unanſchaubar, und du der Sohn einer Stunde,
Auf dieſem Waßertropfen kaum
Bemerkt, eines Schattens Traum,
Biſt dennoch die ewigen Bahnen
Der Sonnen fähig zu ahnen,
Ja in höheres Heiligthum hin
Den Schritt zu wagen mit kühnem Sinn;
Warum wollteſt du thatenlos, ohne Ruhme,
Wie ein Schmetterling vor einer Blume,
Wäre ſie auch als die ſchönſte verehrt,
Verſchweben deines Daſeyns Werth?

Die ihr dort die ſchneebedeckten Gipfel
Hoch über die Hügel und ihrer Bäume Wipfel
Erhebt, ihr Berge — auch jetzt vielleicht
Ein Blick von Ihr nach euren Sonnenſpitzen reicht —
Von euch zu ſcheiden iſt beſchloſſen!
Herrlicher See, von dir! Es umfloſſen
Heute mich deine Fluthen zum letzten Mahl,
Mit meinen Freuden, mit meiner Qual.
Ihr Höhen, ihr Thäler, ihr Schattengefilde,
Meine Seele hängt an eurem Bilde;
Doch reiß' ich mich los! In fremdem Land
Will ich ſuchen, was ich hier nicht fand —
Nicht die Gunſt der Frauen,
Wie könnt' ich wieder ſolche Anmuth ſchauen! —
Suchen will ich ein verirrtes Schaf,
Wecken will ich aus dem Schlaf
Mein eignes Selbſt zu neuem Leben,
Ihm den wahren Führer wieder geben,
Der es leite zu dem reinen Quell,
Wo die Weisheit fließet ſtill und hell;
Der es nähre mit der Wiſſenſchaft
Und der Künſte ewigjunger Kraft;
Der des Lebens Freud' und Ehre
Mich in edeln Thaten ſuchen lehre.

Aber wo iſt der Führer, wo das Land? —
Wo ernſter Wille herrſcht, ſind beyde bekannt.
Wie des Trübſinns düſtre Nebel ſchwinden,
Werd' ich des Landes Sonnenküſſe finden;
Dorthin ſteure, Schiffer, froh den Lauf,
Die Hoffnung treibt, dich nimmt Gelingen auf! —
Gelingen oder Täuſchung; Glück des Lebens,
Oder ein ſicheres Ende meines Strebens,
Wo auf immer Ruhe mir lacht:
Ruhmvoller Tod in blutiger Schlacht.

* * *

Es war eine helle Mondnacht, als Guſtav das Schloß verließ, allein und voll Trauer; er wollte von niemand begleitet ſeyn, ſelbſt nicht vom Profeſſor. Das Pferd des Oberſten, das er mitnahm, verſprach er von Conſtanz zurückzuſchicken.

So ritt er langſam weiter, durch ſchweigende Dörfer und das Schattengewirre der Bäume; der unwiderſtehliche Friedenszauber des ſtillen Mondenlichtes hatte nach und nach ſeine ſtürmiſchen Gefühle in weiche Wehmuth aufgelöst. —

Aber verloren in den Träumen der Vergangenheit war er ſchon geraume Zeit von der rechten Straße abgekommen; er gerieth an das Waſſer, und da er in der Nähe Licht ſah und in der Beglaubigung war, daß jenes nur der ſeichte Abfluß des ausgetretenen Rheins ſey, wo er, längs demſelben hinreitend, den Weg wieder finden müſſe, ſtürzte er jählings in die Tiefe des Stromes.

Der Fahrmann, denn das Licht war in ſeiner Wohnung, hatte den Reiter gehört, und ſich aufgemacht in der Meinung, daß derſelbe hinüber geführt ſeyn wolle. Er hörte nun auch den Sturz und den Schrey des Sinkenden, und wie er ſich näherte, erblickte er das Pferd, das ſich aus dem Fluſſe losarbeitete, ans Land kam, und einen Menſchen, der mit dem Fuß in dem Steigbügel hing, hinter ſich her zog. Es gelang ihm das ermüdete Thier aufzuhalten, und den Verunglückten los zu machen, der kein Lebenszeichen mehr von ſich gab. Unverzüglich weckte er ſeine Tochter, ſchickte ſie nach Hülfe in das benachbarte

Dorf, und bemühte ſich indeſſen, den Unglücklichen ganz aufs Trockne zu bringen und zu forſchen, ob wirklich kein Leben mehr in ihm zu finden ſey.

Hülfe war bald da; der Pfarrer des Ortes war der Erſten einer, die auf den Platz kamen. Schon das Rütteln und die Bemühungen des wackern Fährmanns hatten einige leiſe Spuren des Lebens bey dem armen Guſtav wieder zu wecken geſchienen. Der Pfarrer ließ ihn auf einer Bahre in ſein Haus tragen; warme Tücher wurden zurecht gemacht, und alle Hülfsmittel, die ihm bekannt und zur Hand waren, angewandt, bis es ihm gelang, dem Scheintodten wieder Athem und Bewegung zu geben. Aber Rede war noch keine bey ihm, er lag in völliger Betäubung.

Bald ward er für eine Perſon aus dem nicht fernen Schloſſe Grünenſtein erkannt; Bothſchaft eilte ohne gehörige Vorſicht dahin; das ganze Schloß wurde aufgeſchreckt. — Welch ein Morgengruß für die Freunde, für die aus ängſtlichen

Träumen erwachende Geliebte, der man die allgemeine Beſtürzung nicht bergen konnte, nicht verhehlen, daß ein Unfall den ſcheidenden Guſtav betroffen habe! — War erſt ihr Schmerz groß über die Trennung, ſo war jetzt ihr Leid unermeßlich. Sie hielt ihn für verloren, wollte ihn todt noch einmahl ſehen, mit ihm ins Grab. Kaum konnten die Freundinnen ſie zurückhalten, daß ſie nicht nacheilte dem Profeſſor und dem Prediger, die ſich ſogleich zu dem Verunglückten auf den Weg gemacht hatten.

Dieſe fanden ihn zwiſchen Tod und Leben. Ein Wundarzt, der aus der Nachbarſchaft herbeygehohlt worden, machte jedoch Hoffnung, und brachte es durch angeſtrengte Bemühung dahin, daß er gegen Mittag wieder zur Beſinnung kam, und die Beſuchenden es wagten, den tröſtlichen Bericht nach Grünenſtein zu ſenden, er könne wahrſcheinlich gerettet werden. Dieſe ſchwankende Verſicherung des Arztes vermochte den Profeſſor, deſſelben Tages noch in dem Wagelchen des Pfarrers nach Sennwald zu eilen, um den Oberſten mit dem unglucklichen Vorfalle bekannt zu machen, ehe fremdes Gerede ihm zu vorkame. Den Prediger ließ er bey dem Kranken.

Inzwiſchen erhohlte ſich Guſtav merklich, blieb aber doch noch ſehr ſchwach; und erſt jetzt zeigte es ſich, daß durch das Hängen im Steigbugel ſein Fuß auf eine gewaltthatige Weiſe aus dem Gelenke getrieben worden. Aber nun ſtellte ſich ein heftiges Fieber ein, ſo daß der Landarzt ſich nicht getraute, etwas an dem verrenkten Fuſſe zu machen, ſondern noch geſchicktere Mithulfe begehrte, wozu auch bereits Anſtalt getroffen war.

Noch ehe der Tag verging, waren ſchon mehrere Bothen aus Grünenſtein gekommen, um ſich nach dem Befinden Guſtavs zu erkundigen; aber die Berichte entſprachen nicht dem Wunſche, und machten den Zuſtand des liebenden Mädchens deſto bedauernswürdiger. Es war ein Jammer, gegen den die theilnehmendſte Freundſchaft nichts vermochte. Sie klagte nicht, ſie ſprach nicht, nannte ſeinen Nahmen nicht; aber ihr Blick war immer in die Ferne gerichtet, als ſahe ſie etwas jenſeit der Wände; bald rang ſie die Arme wie im Gebeth, das Zimmer auf und niedergehend; bald ſaß ſie bewegungslos auf dem Bette, und ſtille Thränen quollen über die blaſſen Wangen; fuhr dann wieder ſchreckenvoll auf, und verbarg ihr Geſicht am Buſen der Freundin. Eine Nacht unendlicher Trauer.

Der Morgen mit ſeinem erheiternden Lichte kam, und brachte auch beſſere Nachricht von dem Zuſtande des Jünglings. Eine große Wohlthat für ſie und alle, denn ihre Kräfte hatten die ſteigende Beſorgniß nicht länger ertragen mögen; und täuſchen konnte man ſie nicht, weil ſie jeden Bericht unmittelbar von dem Ueberbringer ſelbſt vernehmen wollte.

Vor dem Mittage langte auch ſchon der Oberſte an, der ohne dieſes Unglück nicht ſo leicht von Sennwald wegzubringen geweſen wäre, indem ihm, durch eine unerwartete Entdeckung, der

Engländer näher an das Herz gerückt worden. Dieſer hatte nehmlich von dem deutſchen Arzte, der ihn pflegte, den Nahmen und Stand des Oberſten erfahren; und da er von ſeinem Vater, der ein engliſches Commando in Amerika gehabt, öfters gehört hatte, daß er mit einem deutſchen Offizier, der ſo hieß, in vertrauter Bekanntſchaft geſtanden, ſo machte ihn das in den traurigen Tagen ſeines Schmerzenlagers begierig, einen Mann um ſich zu haben, dem er ſich in ſeiner Landesſprache vertrauen könnte, und der wahrſcheinlich ein Freund ſeines Vaters geweſen wäre. Er ließ deßwegen, ohne etwas von ſeiner Vermuthung zu ſagen, durch den Arzt den Wunſch äußern, den Oberſten zu ſprechen. Dieſer kam, und als ſich die Muthmaſſung des Engländers bewährte, und er in demſelben den Sohn ſeines ehmaligen Kriegsgefährten wirklich erkannte, ſo ließ er ſich die Gelegenheit nicht entgehen, den jungen Wildfang, den ohnehin Schmerz und Einſamkeit beßrer Weiſung empfänglich gemacht hatten, zurückzuführen auf den Weg vernünftiger Anſicht ſeiner ſelbſt und des Lebens, und ihm das Erlittene als die Sühne ſeiner Verirrungen begreiflich zu machen. Es wurde ihm leicht ſein Zutrauen zu gewinnen, und mit väterlichem Anſehen, dem der Sohn des Freundes gerne huldigte, noch manches von der harten Hülle, die ſeine edlere Natur umzogen hatte, abzuſtreifen. Demnach ward, um die ganze Kur äußerlich und innerlich zu vollenden, gemeinſchaftlich (auch ohne Rückſicht auf den Vorwand wegen Guſtavs) beſchloſſen, daß der junge Mann als ein Freund des Hauſes nach Grünenſtein kommen ſollte, ſobald ſeine Bruſtwunde, und was ihn, obgleich weniger bedeutend, mehr zurückhielt, ſein noch durch Verband entſtelltes Geſicht es geſtattete.

Da kam die unerwartete Erſcheinung des Profeſſors. Es bedurfte keiner Erinnerung, dem Oberſten, ſobald er das Unglück Guſtavs vernommen, die ſchnelle Rückkehr nach Grünenſtein nothwendig zu machen; mit dem anbrechenden Morgen reiſte er ab, und der deutſche Arzt, der dem Engländer nicht mehr durchaus unentbehrlich war, nahm den Weg nach dem Dorfe, wo Guſtav lag.

Es gibt Menſchen, die von Kleinigkeiten niedergedrückt, von bedeutenden Widerwärtigkeiten hingegen gehoben werden; ſo der Oberſte. Wir ſollen, ſagte er unterweges zum Profeſſor, die ſchönen Tage nicht haben, die wir uns geträumt; ein Nebel der Trübſal will ſich auf uns niederlaſſen. Er komme! über dem Nebel wandeln doch Sonne, Mond und Sterne in ungeſtörtem Frieden; was iſt unſer Geiſt, wenn ihn vorüberziehende Wolken ängſtigen? Daß wir in der Noth die Richtung nicht verlieren, das ſoll unſre Sorge ſeyn! — Helfen Sie mir ſteuern, lieber Mann, fuhr er fort, und ergriff die Hand des Freundes; mit Ihrem Beyſtande will ich durchkommen.

Der Profeſſor antwortete nur mit einem treugemeinten Handedruck; und bald hernach ſprach er: Böſe Tage ſind oft in der Rückerinnerung die ſchönſten; wenigſtens reden wir meiſt von denſelben mit mehr Empfindung als von den guten, weil wir ſo manche lehrreiche Erfahrung an ſie knüpfen. Nicht ſo wohl Widerſtand, als mannhafter Ueberſtand, wendet das Uebel zur Wohlthat.

* * *

Brief des Oberſten an den Major von *.

Grünenſtein, 7. September.

Nichts hätte mir erwünſchter ſeyn können, als deine Nachricht von dem Wiederaufleben meiner Schweſter, denn das Gegentheil hätte mich in der jetzigen Lage zu Grabe gedrückt, um ſo viel mehr, da du ſagſt, ſie habe auf unbekanntem Wege von dem hieſigen Verweilen Guſtavs Kenntniß erhalten, und Worte des Mißfallens darüber hören laſſen. Dabey hat ſie gewiß auch meinen Leichtſinn angeklagt; und wie, wenn ſie mit dieſer Klage aus der Welt gegangen wäre! — Gott ſey gedankt, daß wenigſtens dieſe Laſt des Kummers von mir genommen iſt, ich habe deſſen ohnehin noch genug! Höre nur, und behalte was ich dir ſchreibe in deiner verſchwiegenen Seele; ich werde meiner Schweſter ſchon das Nöthige melden, und dem Paſtor auch.

Der junge Mann verließ, der getroffenen Einlenkung gemäß, das Schloß. Er that es bey Nacht, ſtürzte zwey Stunden von hier mit dem Pferde in den Strom des Rheins, wurde für todt herausgezogen, und liegt nun, zwar wieder auf der Beſſerung aber mit verrenktem Fuſſe, bey dem Pfarrer des Ortes, wo ſich das Unglück zutrug. In Sennwald erhielt ich die Nachricht, ſandte ſogleich den anweſenden Arzt dem Unglücklichen zu Hülfe, und eilte vorerſt auf Grünenſtein zurück, weil ich wohl vermuthen konnte, der Vorfall müſſe einen erſchütternden Eindruck auf Clotilden gemacht haben. So fand ich es auch. Zwar waren kurz vor meiner Ankunft erträglich gute Nachrichten von Guſtavs Befinden eingegangen, aber es hieß, das Fräulein wolle ſie nicht glauben, und man ſchilderte mir ihren Zuſtand höchſt beunruhigend; deßhalb wollten mich die Frauen aus einfältiger Sorgfalt nicht zu ihr laſſen, und mancherley Bedenklichkeiten, die man einem nicht gern ins Geſicht ſagt, mahlten ſich auf ihren ängſtlichen Mienen.

Soll ich mein liebes Kind nicht ſehen? rief ich: Glaubt Ihr etwa, Clotilde werde mich ſcheuen, oder gar mir Vorwürfe machen? Da kenn' ich ſie beſſer; in welcher Lage ſie auch ſey, nie wird ihr Herz über ihren Oheim erſchrecken, nie ihm Schuld geben, was das Schickſal allein gethan, und keine Vernunft vorausſehen konnte! — Und damit drängte ich mich in ihr Zimmer, und ſchloß die Thüre hinter mir zu.

Sie lag auf dem Bette, blaß und erſchöpft; ſtand jedoch haſtig auf, als ſie mich erblickte, und ſchlang ihre Arme um meinen Hals, und netzte meine Bruſt mit Thränen: Mein Vater! mein Wohlthäter! . . . jetzt erſt kann ich weinen ... Was macht Er? ... Soll ich mich ſchämen? darf ich Ihn nennen? Iſt er todt?

Nenn' ihn, nenne ihn wie du willſt, liebe Seele, rief ich tief gerührt: Aber erhohle dich, Guſtav lebt, du wirſt ihn bald wieder ſehen. Sey ſtark, ſey getroſt!

Wird er nicht ſterben? ſagte ſie in gebrochenem Tone ... Gewiß nicht? ... und ſahe nach mir auf mit einem Blicke zweifelnder Wehmuth.

Könnt' ich meinem Herzenskinde Unwahrheit vorgeben, in dieſem Augenblicke? ſagte ich, und führte ſie zu einem Ruheſitze, mich neben ſie niederlaſſend: Unſer Guſtav iſt außer Gefahr; ſey nur ruhig!

Aber ihre ganze Seele war bewegt; ſie fiel auf die Knie, ergriff meine Hand, ein Strom von Thränen floß darauf. Ich wollte ſie aufrichten: Laſſen Sie mich, ſagte ſie, es iſt mir Erleichterung ... Aber warum gibt mir mein Vater keine Verweiſe? Warum zürnt er nicht dem ungehorſamen Kinde, das ihn hintergangen, das an dem Unglück Schuld iſt? — Sie bog ihr Geſicht auf meine Knie.

Ich nahm ſie in meinen Arm, drückte ſie an mein Herz; das Sprechen kam mir ſchwer an: Du biſt an keinem Unglücke Schuld, liebes Mädchen! verbanne dieſe Gedanken. Keine Vorwürfe ſollen das Heiligthum unſrer Liebe entweihen . . . Wir ſind ſchwache, aber keine böſe Menſchen . . . Das Verhängniß ſteht in der Macht des Herrn . . . Sieh, heute noch beſuche ich den Kranken, und bringe ihm gute Worte, auch von Dir . . . Es würde ihm leid thun zu hören, daß du kleinmüthig ſeyſt. —

Sie wurde nach und nach ruhiger. Nächſt der Verſicherung von Guſtavs Wiederaufkommen war ihr auch durch mein Betragen ein Stein vom Herzen gewälzt; das edle Geſchöpf, ſtatt an Vorwürfe gegen mich zu denken, hatte dieſelben von mir erwartet, ſchrieb ſich ſelbſt das Uebel zu.

Ich übergab ſie den ängſtlichharrenden Freunbinnen, die bald mit großem Vergnügen eine auffallende Veränderung in ihrer Gemüthsſtimmung wahrnahmen. — Gleich nach Tiſche fuhr ich dahin, wo ſich Guſtav befand.

Der deutſche Arzt war ſchon da, und machte mit ſeinen anweſenden Kunſtgehülfen Anſtalt, dem Leidenden den verrenkten Fuß einzuziehen, weil er ihm große Schmerzen verurſachte, die das Fieber vermehrten. Als ich vor ſein Bett trat, reichte er mir die Hand entgegen: ich habe gebüßt, gnädiger Herr, etwas von meiner Schuld iſt abgetragen . . .

Nicht ſo, lieber Guſtav! nicht ſo! unterbrach ich ihn: Ich verlange keine Büßung, ſondern daß du geſund und glücklich ſeyſt. — Er ſeufzte, lächelte und ſchwieg.

Ich ſetzte mich neben ihn: Clotilde wünſcht es auch, ſagte ich.

Weiß ſie etwas von meinem Begegniß? erwiederte er lebhaft: es hätte ihr weh gethan, wenn ich . . . Noch war es nicht meine Stunde. Was macht ſie?

Ihr ernſtes Verlangen iſt, dich bald geſund nicht nur zu wiſſen, ſondern auch zu ſehen; darum pflege jetzt ruhig deiner Geneſung, damit auch ſie Ruhe habe. Wir erwarten es alle, alle von dir.

Er küßte mir die Hand: Nie hab' ich Ihre Güte mißkannt, edler Mann, und . . . wer aus den Armen des Todes kömmt, muß frey reden . . . . auch nie mißbraucht. Nur der Schein der Welt mag gegen mich ſeyn; was iſt aber dieſer Schein?

Für Freunde iſt er nichts, lieber Guſtav, ſagte ich . . . und wir ſind Freunde. Beruhige alſo dein Gemüth, damit auch dein Vater erfreuliche Berichte erfahre.

Ihr guter Geiſt ſorge für meinen Vater! Ich bin zu allem bereit, was die, ſo mich lieben, befriedigen kann.

Da die Aerzte auf Beſchleunigung der Operation drangen, ſo wurde ſie jetzt vorgenommen;

und da Guſtav den Wunſch äußerte, daß ich zugegen ſeyn möchte, ſo mußte ich es mir gefallen laſſen, ſo nahe es mir ging. — Er hielt während der ganzen Verrichtung mit ſeinen beyden Händen die meinige gefaßt, und harrte ſtandhaft aus, wiewohl es lange währte, und die Schmerzen groß waren, denn das Gelenk war übel zerriſſen. Halbohnmächtig wurde er nun im Bette zurecht gelegt; doch der deutſche Arzt (wahrhaftig ein geſchickter Mann) ſpricht mit Zuverſicht von kurzer Friſt der Heilung.

Nun bin ich wieder hier in Grünenſtein, und ſuche mich von allen dieſen Anſtrengungen, die mein Bißchen Kraft beynahe erſchöpft haben, zu ſammeln. Es iſt doch nun alles inſofern in der Ordnung, daß die Gemüther ſich wieder zur Gelaſſenheit kehren, und kein neuer Ausbruch eines Sturmes droht, und ich wieder mit dem Profeſſor ruhig unter der Linde ſitze. So weit iſt es mit unſern ſeligen Idealen gekommen, daß wir jetzt herzlich gern mit dieſer negativen Ruhe verlieb nehmen, und uns der Ueberzeugung ergeben, Gott habe aller Seligkeit hienieden das Wörtlein „Mühe" vorgeſetzt, um ſie menſchlich zu machen.

Aber was iſt mit den Kindern anzufangen? — Ich habe dir mit Fleiß ſo umſtändlich über ihr beyderſeitiges Benehmen geſchrieben, auf daß du ſelbſt urtheilen mögeſt, ob ich anders hätte reden und handeln können. Ich ſehe nun erſt, wie tief ihre Liebe gewurzelt, wie feſt das Band iſt, das ihre Seelen umſchlingt; du haſt vernommen, wie Clotildes Leben auf ſeinem Daſeyn ruht, und ich geſtehe dir, die Faſſung und die muthvolle Sprache des Jünglings auf ſeinem Leidenslager haben, ſo unerwartet ſie auch waren, ihm mein Herz noch mehr zugewandt. Dieß Band zu zerreißen war außer meiner Macht, und iſt jetzt auch außer meinem Willen; ein neues Unheil müßte deſſen Folge ſeyn, da ſey Gott vor! — Sage die Welt was ſie wolle, was kümmert mich die Welt!

Aber die Mutter, eine Frau von hohem Stande, o die wird nimmermehr einwilligen, und Clotilde iſt ihr Kind, nicht das Meine; wird nicht eines von ihnen darüber zu Grunde gehen? Dieſer Gedanke liegt ſchwer auf mir. — Freund, Lieber, Einziger! Da mußt du helfen und rathen, und vor allen Dingen zu verhüthen ſuchen, daß ſie nichts von der Geſchichte erfahre. Das meint auch der Profeſſor: Aber darauf können Sie ſich nicht verlaſſen, ſagt er, das Gerücht hat magiſche Flügel, die es auf unbegreifliche Weiſe über Raum und Zeit hinwegtragen. — Das iſt wahr, wie hätte ſonſt meine Schweſter ſchon etwas ahnen, und ſo plötzlich, wie du meldeſt, auf den Einfall kommen können, ihre Tochter wieder bey ſich zu haben? Es wäre denn, ſie hätte den Abſichten des Grafen B. Gehör gegeben, denen ich im Nothfall ſchon begegnen wollte. — Indeß müſſen wir doch thun, was in unſerm menſchlichen Vermögen liegt, alles Unheil abzuwenden. Sage ihr förderſamſt, ich ſey ſelbſt geſinnet, nicht mehr lange hier zu verweilen; denn der Herbſt iſt vor der Thüre, und mit ihm will ich ſcheiden; nur muß ich erſt wieder zu Kräften kommen, ich bin ein alter Mann, und fühle mich von der Mühe und Arbeit dieſer letzten Tage ſehr abgemattet.

* * *

Es hatte nun wirklich im Schloſſe alles wieder ſeinen ruhigen Gang angenommen; Clotilde blühte wieder auf in ſtiller Freude über Guſtavs Beſſerung und über des Oheims väterliche Milde; und die Freundinnen waren durch die ſchmerzlichen Vorfälle zu höherer Einfalt geſtimmt und noch vertrauter unter ſich geworden Nur der Oberſte fing an zu kränkeln; die heftigen Gemüthbewegungen, die unzeitigen Anſtrengungen hatten ihn doch angegriffen. Er achtete anfänglich wenig darauf, erſchrack aber faſt, als ſich das Uebel auf die Bruſt werfen wollte, bis es ſich zu ſeinem alten Feinde oder Freunde, (bald gab er ihm dieſen, bald jenen Nahmen) dem

Podagra entſchied; da ward er wiederum fröhlich. Iſt's nur das? ſagte er; dagegen kenne ich längſt ſchon die beſte Arzeney, ich decke meine Leiden mit dem Mantel der Geduld; Ihr ſollt ſehen, wie ich mich in dieſes Gewand zu hüllen weiß!

Doch die Bewunderung wollte ſeiner Erwartung nicht immer entſprechen; es währte nicht lange, ſo nannte die Baſe, die ihm vorleſen mußte, jenes Gewand einen unſichtbaren Mantel. Nein, ſagte die Chanoineſſe, ich ſehe den Mantel wohl, aber er iſt ihm zu enge, und bekömmt zuweilen Riſſe. Guſtav mag wohl gelaſſener ſeyn, äußerte Suschen zu Clotilde. Und Tobias verſicherte die Kammermädchen, ſo lange der gnädige Herr nicht auffahre, ſey er recht geduldig.

Wir wollen billig ſeyn, entſchied der Profeſſor: Geduld iſt eine ſchweigende Tugend, die in der Gegenwart wenig Aufſehen macht, und deſto mehr in ihrer Abweſenheit vermißt und geprieſen wird. Daher ſind die Geduldigen auch übel daran, denn ſobald ſie nur ein einziges Mahl auffahren, wird nicht mehr an das gedacht, was ſie ſtillſchweigend ertragen haben.

Wirklich ertrug der Oberſte ſeine Schmerzen, wenn auch nicht immer mit Geduld, doch mit Muth. Nur darin wich er von ſeiner gewohnten Stimmung ab, daß er manchmahl über Sachen, die er in geſunden Tagen ſcherzweiſe aufgenommen hatte, ſich jetzt ärgerte; ſo bekam denn freylich jedermann etwas zu hören. Selbſt den deutſchen Arzt, zu dem er doch viel Vertrauen gefaßt hatte, fuhr er etwas derb an, als dieſer ihn in einer Stunde des Schmerzens beſuchte, und, wie er ſelten umhin konnte, gelehrt zu reden anfing, und von „depotenzirter „Nerventhätigkeit, als dem Zuſtande der Hypo„chondrie, der durch den Proceß der Desoxyge„nation in ſeine höchſte Potenz geſteigert werde," ſprach: Heilen Sie mich, wenn Sie können, rief der Patient ergrimmt; aber ums Himmels willen verſchonen Sie mich mit Ihren Potenzen! ich will noch lieber hören, was Hippokrates auf griechiſch geſagt hat; wenn ich es ſchon nicht verſtehe, ſo kann ich doch denken, es iſt etwas Gründliches. Aber hinter dieſen ſublimirten Prachtwörtern ſteckt nichts als Vornehmthun, denn ich bin überzeugt, man könnte ſie meiſt alle auf einfache ſchon bekannte Ausdrücke zurückbringen. — Nichts für ungut, lieber Doctor! that er jedoch bald darauf, als der Schmerz heftiger wurde, hinzu: ich bin eben aus der alten Schule, die für alles einen verſtändlichen Nahmen ſuchte; und in eine neue mag ich nicht mehr gehen, als allenfalls in die Schule der Nothwendigkeit, wo man zum Lernen nie zu alt iſt.

In dieſer Zeit, als der Oberſte hier und Guſtav dort krank lagen, und der deutſche Arzt darum nur ſelten nach Sennwald hinkam, hatte der Engländer Langeweile bekommen, und wurde begierig, das Leben auf Grünenſtein, worüber er von dem Oberſten und dem Arzte ſo viel Anziehendes gehört und in ſeiner Einſamkeit noch mehr geträumt hatte, mit eignen Augen zu ſehen.

Da er es aber noch nicht wagte, ſein Geſicht dem Frauenzimmer zu zeigen, entſchloß er ſich, ohne jemand ein Wort zu ſagen, einſtweilen ſein neues Leben damit anzufangen, daß er den, welchen er bisher als einen Feind betrachtet hatte, ſich nunmehr zum Freunde zu machen ſuche, den jungen Mann, der gleich ihm dem Tode entronnen, die angebotene Verſöhnung wohl nicht verſchmähen werde. Er ließ ſich alſo insgeheim in das Pfarrhaus bringen, wo ſich Guſtav aufhielt, fand dort auch noch ein Plätzchen, und bald ward die Freundſchaft geſchloſſen; welches unter jungen Leuten, die ein auffallendes Verhangniß vereinigt, eben nicht ſchwer iſt.

Verborgen konnte er aber daſelbſt nicht bleiben, da immerfort Leute von dem Dorfe und von Grunenſtein hin und her gingen. So bald es alſo auf dem Schloſſe bekannt war, daß der Englander bey Guſtav ſey, ſo wurde die weibliche Neugier rege, und die Freundinnen beſchloſſen, einen Beſuch, den Clotilde, nur von Suschen und dem Prediger begleitet, auf dem Dorfe hatte machen wollen, nunmehr in Geſammtheit abzuſtatten. Jene wäre wohl lieber allein gegangen, durfte aber nichts gegen den Beſchluß einwenden. Von dem Oberſten war kein Hinderniß zu beſorgen, denn wie nach dem Sturme die Stille, ſo war jetzt auch ein feyerliches Schweigen über die Angelegenheiten der Liebe eingetreten; es war als wenn ſich alles das Wort gegeben hätte, die Sache mit keiner Silbe zu berühren, und doch war es keine Verabredung. Von Guſtav ſprach jedermann, ſelbſt der Oberſte, als von dem Freunde des Hauſes mit der größten Theilnahme; Clotilde wurde mit zärtlicher Schonung behandelt; der glückliche Erfolg ihrer Liebe war kein bloßer Wunſch mehr, ſondern eine ſtillſchweigende Vorausſetzung. Man fühlte aber, daß man jetzt den guten Geiſt des väterlichen Oheims müſſe walten laſſen, dem jedoch nicht ſowohl die Sache, als das Wie? derſelben noch manches Bedenken erregte.

Da Guſtavs Aufenthalt nur ein paar Stunden entfernt lag, ſo wurde der Beſuch auf einen Nachmittag veranſtaltet Den Prediger ſchickte man als Eilreuter voraus, um den Kranken darauf vorzubereiten; da er aber Kürze halber einen Fußſteig eingeſchlagen hatte, auf dem er nach einigen vergeblichen Verſuchen nicht mehr fortkommen konnte, ſo war er genöthigt zurückzureiten, ſo daß der Wagen geraume Zeit vor ihm im Dorfe anlangte, und ſeine ſorgſame Braut ſich ſchon ängſtlichen Gedanken hingab, bis er endlich in geſtrecktem Galopp herangeflogen kam, um ſie zu beruhigen.

Die Freundinnen hatten unterweges, weil ſie wußten oder ahnten, daß die Mehrzahl den Liebenden laſtig ſey, ausgemacht, Clotilde müſſe anfanglich nur von Einer Perſon begleitet vor Guſtav erſcheinen; da aber jede wünſchte dieſe Perſon zu ſeyn, ſo vereinigten ſie ſich darüber zum Looſe, und dieſes fiel der Chanoineſſe zu.

Es war ein warmer Septembertag; der Engländer ſaß auf einer Bank vor dem Hauſe, und ſahe des Pfarrers Kindern zu, als die Kutſche um die Ecke des Hauſes vorgefahren kam. Zum Entſchlüpfen war es zu ſpät, und der Anſtand erforderte, den Frauen aus dem Wagen zu helfen; ſomit ward er erkannt, und in die Bekanntſchaft eingeführt, ehe er daran gedacht hatte. Sie erfuhren von ihm, daß der Kranke ſchlafe, übrigens, den noch unbeweglichen Fuß abgerechnet, ſich wohl befinde.

Das Geräuſch unſrer Ankunft wird ihn wohl geweckt haben, ſagte die Chanoineſſe zum Engländer: fragen Sie ihn, ob ihm nicht Eine von uns im Traume erſchienen, die er zu ſehen wünſchte?

Der Abgeſandte brachte die Antwort, daß der glückliche Unglückliche ſie mit Sehnſucht erwarte; und ſo wankte Clotilde am Arme der Chanoineſſe zu ihrem Geliebten. Letztere kam aber bald zurück: die Kinder müſſen allein ſeyn! ſagte ſie bewegt.

Erzählen Sie uns doch, wie haben ſie ſich benommen? —

Wie zwey liebende Geſchwiſter, die nach dem Tode ſich im Himmel wieder finden . . . O Gott, welche reine Seelen! rief ſie; und Thränen ſtürzten über ihre Wangen.

Auch die Freundinnen weinten, und waren doch fröhlich.

So eine Liebe, fuhr jene fort, habe ich noch nie geſehen; ſie ſprechen ohne Worte, und verſtehen ſich ohne Rede; ihr Geiſt fliegt dem Begriffe voraus, und ihre Empfindungen ſind Eins, ehe ſich der Gedanke bildet; und doch grenzt ihre Einfalt an das Erhabene. Es iſt eine Rührung, die nicht auszuhalten, und eine Wahrheit, die nicht zu beſchreiben iſt.

So was ſieht man nicht alle Tage, ſagte darauf die Baſe: meine Gegenwart wird ſie nicht ſtören! ſie ſprang hinauf. Ihr folgte Suschen; und dann die Schweizerin. — Die Chanoineſſe blieb bey dem Engländer, den ſie nach ihrer freyen Weiſe ſogleich unter die Linie ihrer geiſtigen Beſchauung nahm. Da ihm aber wegen ſeiner Wunde das Sprechen noch beſchwerlich war, er auch aus angeborner Schüchternheit nicht reden mochte, ſo war die Unterhaltung für ſie, die ſo viel auf zuſammenhangendem Geſpräche hielt, nicht ganz erfreulich. Doch konnte ſie ſich des aufrichtigen Lobes nicht enthalten, als er mit vaterländiſcher Sinnesfeſtigkeit verſicherte, daß er entſchloſſen ſey, ſeinen neuen Freund nicht zu verlaſſen, ſo lange dieſer noch ſeiner bedürfe.

* *

In ſeinem Lehnſtuhle ſitzend und den Fuß noch in Polſter gehüllt, ſah es der Oberſte gern, wenn ſich die Geſellſchaft der Freunde abends um ihn verſammelte. Sie thaten es willig, denn die Tage der Gegenwart waren jetzt wieder friedſam und heiter, und das Verſtändniß der Gemüther glich, nach einem Gleichniſſe der Chanoineſſe, einem Regenbogen, der vielfarbig und doch Eins ſich über Grünenſtein wölbte. Nur

Guſtav mangelte noch in ihrer Mitte an der Seite der jungfräulichen Clotilde; ſie ſelbſt, des Oheims Gewährung bewußt, vor dem ſie nun kein Geheimniß mehr drückte, leuchtete in überſchwenglicher Liebe und Beſcheidenheit über alle; gleichwohl floß manche geheime Thräne dem mütterlichen Verlangen nach ihr, das die Baroneſſe in ihren Briefen auf angelegentliche Weiſe äußerte.

In einem ſolchen Abend ſprach der Oberſte von ſeiner nahen Abreiſe, wozu er wirklich ſchon vorläufige Anſtalten getroffen; und ſagte dann: Genug der Schweizerfreuden und Leiden; der Herbſt kömmt, ſo bald der vorbey iſt und ich gehen kann, ziehe ich ab. Was ſollte ich länger in der Schweiz thun? Der Winter iſt für uns Alte nur in Bequemlichkeit und warmen Stuben erträglich, die habe ich zu Hauſe noch beſſer als hier. — Er wollte in dieſem leichten Tone fortfahren, aber die Empfindung überwog: Lebt alsdann wohl, ſprach er weiter, ihr theuren Unvergeßlichen; ich trage Euer Andenken im Innerſen des Herzens mit, bewahrt auch das Meine! Unſre Freundſchaft bildete eine heitere Blume, bald werden die Blätter derſelben einzeln und düſter umherfliegen! — Er ſchwieg, und niemand antwortete. Als er ſah, daß ſie alle gerührt und ſchweigend um ihn her ſaſſen, fuhr er ſich ſelbſt ermuthigend fort: Doch wir ſollen einander nicht, der Zeit vorgreifend, rühren; wenn es wirklich ans Scheiden geht, iſt es noch frühe genug, und auch dann ſoll man nicht viel Weſens machen; gute Freunde ſehen einander nie zum letzten Mahle.

Wer dieſe Gewißheit mitnehmen kann, iſt glücklich, ſagte die Chanoineſſe, und ſahe dabey lächelnd auf Clotilde.

Ich verſtehe Sie, erwiederte der Oberſte: es iſt Zeit, daß ich mich auch hierüber ausſpreche. Und indem er ſich zu ſeiner Nichte wandte, ſprach er: Was Gott zuſammenfügen will, das darf ich nicht ſcheiden; was meine Standespflicht erforderte, hab' ich gethan, aber wo dieſe mit der

Menſchlichkeit in Streit kömmt, da kann keine Frage ſeyn, welche vorziehen ſoll. Meinen Schritten folgte das Unglück auf dem Fuße nach, dieß geboth mir ſie einzuſtellen, und die Angelegenheit der höhern Hand, die ſich mir darin zeigte, zu überlaſſen. Der Menſch denkt, Gott lenkt, pflegt mein Freund zu ſagen; Guſtav wird dein ſeyn und bleiben, liebes Kind, weil er deiner werth iſt, und die lenkende Macht es ſo haben will. Wenigſtens ſoll, ich erkläre es hiemit feyerlich vor allen, eure Verbindung an mir nicht nur kein Hinderniß, ſondern, wo es nöthig ſeyn wird, Unterſtützung finden; denn verhehlen, Clotilde, mußt du dir's nicht, daß ſich noch mächtige Schwierigkeiten zeigen werden. Unumgänglich nothwendig iſt es aber, daß Guſtav jetzt, ſo bald ſein Fuß geheilt iſt, auf Reiſen gehe, um ſeine Bildung zu vollenden.

Und Sie, mein Lieber, ſprach er zum Profeſſor, möchte ich bitten, meine Geſinnungen, ſo wie ich ſie ausgeſprochen habe, unſerm jungen

Freunde zu hinterbringen, damit die Erklärung ſchon gemacht ſey, wenn wir wieder zuſammenkommen; denn mein Wohlwollen perſönlich mit Worten an den Mann zu bringen, machte mir von jeher Mühe, weil mich der Dank beſchämt.

Seltſamer Mann! ſagte die Chanoineſſe. — Clotilde aber fiel ihm um den Hals: Mein Vater! war alles was ſie ſagen konnte.

Er herzte ſie kindlich: Kommt Zeit, kommt Rath, mein Töchterchen, fuhr er fort: für einmahl nehmt ihr die Hoffnung mit; ſie iſt dem Leben das, was eine frohe Ausſicht dem Reiſenden.

Und ihre ſittige Begleiterin iſt die Geduld, that der alte Profeſſor hinzu: ſie iſt die Hütte, aus der man die Ausſicht betrachten muß

Auch mag es allerdings gut ſeyn, fuhr jener fort, daß junge Leute ſich früh in der Geduld üben, um ſie im Alter zeigen zu können.

Wie der liebe Oheim, meinte die Schweizerin.

Das thue ich auch, rief er lachend, wenn

Ihr ſchon der Verſtockung hingegeben ſeyd, es nicht ſehen zu wollen. —

So wechſelten Scherz und Ernſt in ihren Unterhaltungen, denn der frohſinnige Alte liebte das in ſeinen guten Tagen und Stunden, und die Freundinnen fügten ſich gern in ſeine Art und Weiſe, wiewohl ſich die Chanoineſſe anfänglich darüber aufhielt, als über eine gemeine Manier, die dem guten Tone und der Würde des Geſpräches zuwiderlaufe. Hingegen behauptete der Profeſſor, das Geſpräch an ſich, als Form betrachtet, habe keine Würde, nur Geiſt und Geſinnung geben ihm dieſe; ohne jene Eigenſchaft ſey die Würde eine leere Importanz. Den Ernſt in gemüthlichen Scherz auflöſen, und mit Scherz den Ernſt beginnen, das ſey die wahre Kunſt der Unterhaltung; jedes Geſpräch, das nur um eines angegebenen Tones willen fortgeführt werde, und eine angenommene Richtung durchlaufen ſolle, führe zur Langenweile.

Und ſo ergab ſich auch jene, alles lebendig erfaſſende Dame, bald der Gewohnheit, welche die beyden Alten angenommen, und mit leiſer Geiſtesüberlegenheit auf ihre ganze Umgebung verbreitet hatten: die Freyheit der Seele in der Unbefangenheit reinmenſchlicher Empfindung zu ſuchen, freylich mit Hinſicht auf die Empfänglichkeit der Geſellſchaft, aber aus bloſſen Geiſteskünſtlichkeiten ſich nichts zu machen. So kam es, daß die Chanoineſſe jetzt ſchon manches für Vorurtheil erkannte, was ſie ſonſt als ein Erforderniß höherer Bildung angeſehen, und an ſich ſelbſt geſchätzt hatte. Auch an ihr erwies ſich der Einfluß des Umgangs mit männlicher Kraft, dem keine edle weibliche Natur auf die Dauer widerſteht.

Tiefer war in dem deutſchen Arzte ſeine Neulehre gewurzelt; er konnte und wollte ſich nicht ſo leicht zu der obſoleten Klarheit der bejahrten Freunde herabdepotenziren, wie ſie erwarteten; er hatte ſich nun einmahl in ſeine geheime Naturdynamik tüchtig hineingearbeitet, und ſich nicht nur den Schimmer, ſondern, die Wahrheit zu geſtehen, auch den weſentlichen Sinn ihrer neuen Ausdrücke zu eigen gemacht, ſo daß weder der Spott des Oberſten, noch die einfache Sprachweiſe des Profeſſors viel über ihn vermochten, indem er beyde im Einzelnen überſah und zu überſehen glaubte. Sie fühlten das auch, und wurden allgemach nachſichtig gegen ſeine wiſſenſchaftliche Sprache: Iſt doch im Grunde alles nur Terminologie, was wir vom Innern der Natur wiſſen, ſagte der Oberſte. Nur litten ſie nicht, daß der Arzt ſeine Anſichten auch auf Sachen des Geſchmacks übertrüge.

Als daher eines Tages von neuen Dichtungsproben der Freundinnen die Rede war, die, da ſie ſich längſt in allemanniſchen Gedichten erſchöpft hatten, nunmehr zur ſüdlichen Art und Kunſt hinneigten, und belehrt von dem deutſchen Arzt ihre weichen Empfindungen nur in weiblichen Reimen ausſprechen zu müſſen glaubten, wehrte ihnen das einer der Alten, und tadelte den

Rathgeber, der zu dieſem Behuf mehrere Sonette als Muſter zum Vorſchein brachte. Sonette, ſprach jener, taugen durch ihre Form nicht für die deutſche Poeſie, ihr Inhalt mag auch noch ſo ſehr von dichteriſchen Funken glühen und glänzen. Freylich iſt es ein Vorzug unſrer Sprache, alles nachahmen zu können, es iſt aber auch eine Schwachheit, alles nachahmen zu wollen; jede Sprache hat ihre eigenthümlichen Schranken, und ſoll ſie haben, über die hinaus der gute Geſchmack ſich in bloße Mode verliert.

Ein Engländer, unterbrach ihn der Oberſte, verglich die Sonette mit dem Bette jenes Tyrannen, wo den Fremden, welche ſich hineinlegen mußten, was zu kurz aus einander gereckt, und was zu lang war, abgeſchnitten wurde.

Die deutſche Sprache, fuhr der Profeſſor fort, iſt glücklich, beyde Reimendungen zu haben, die weibliche und die männliche, und beyde ſtehen ihr gleich gut an; warum ſollte ſie die Eine auswärtigen Vorbildern zu lieb vernachläſſigen? Der Italiäner wäre ſtolz darauf, wenn ſeine weichliche Sprache unſre männlichen Reime mehr als nur zum Scheine hätte.

Und dem Engländer, fügte der Oberſte, thäte es wohl, wenn er die Einförmigkeit ſeines ernſten Geſangs wie wir durch Doppelreime (double Rhyme's) unterbrechen dürfte. Aber beyde werden ſich wohl hüthen, ihrem feſtſtehenden Reimgebäude fremde Formen anzuflicken, welche die nationale Eigenthümlichkeit verwirren, oder wohl gar, wie diejenigen Formen, von welchen wir ſprechen, der Sprache mehr nehmen als geben.

Klopſtock hat den Hexameter mit Glück eingeführt, entgegnete der Arzt.

Aber wir ſprechen jetzt nur vom Reime, war die Antwort; und da iſt der wahre Dichter von dem halben ſchöngeiſtigen ſchon daran zu unterſcheiden, daß jenem gewöhnlich die landesüblichen Versmaaße genügen, um ſeine Schätze hineinzulegen, da hingegen der Halbe immer nach dem Modiſchen und Fremden haſcht.

Laſſen wir die Sonette, meine Damen, rief der Oberſte, unſer ſey das deutſche Lied!

Aber der Profeſſor war noch nicht fertig; er behauptete, die einfachſte Tonweiſe ſey der Innigkeit, die in echtdeutſchen Dichtungen vorherrſche, angemeſſener, als die verſchlungenſten Kunſtketten des Auslandes. Und wie es geht, wenn man eine Meinung verficht, daß man erſt aus Vorliebe auch dem Geringen einen höhern Werth beylegt, ſo zog er Verſe hervor, die ein geiſtlicher Freund von ihm in der ſchlichten Form eines uralten Kirchenliedes verfertigt habe, und führte dieſelben als einen Verſuch der Wirkung äußerlicher Einfalt an. Es iſt ein Nachtlied, ſagte er, und las:

Die Sonne zeigte golden ſich,
Als ſie am Abend von uns wich.

Sie ſchied ſo lieblich wie ein Freund
Der wieder bald zu kommen meint.

Es breitete ihr Sterngewand
Die Nacht nun über Stadt und Land,

Und vor des Mondes mildem Schein
Entfloh Geräuſch, trat Stille ein.

Aus Sternenglanz und Mondenlicht
Wem quillet Lieb' und Andacht nicht?

Jetzt rückt die Mitternacht heran,
Und alles ſchläft, was ſchlafen kann.

Längſt von des Nachbars Fenſter her
Begegnet mir kein Lichtſtrahl mehr;

Er bethete mit ſeinem Haus,
Und ruht nun von der Arbeit aus.

Nur noch des Thurmes Hüther wacht,
Und ſchauet in die tiefe Nacht.

Umſonſt, o Wächter, wacheſt du,
Sieht Gott der Herr nicht ſelber zu!

Hier bey der Lampe ſpätem Schein,
Wie hüllt mich einſam Schweigen ein!

Des Tages Mühe ſchwand dahin,
Und ſtille Ruh' iſt mein Gewinn.

Mein iſt der Troſt: der treue Hirt
Die Schäflein nicht verlaſſen wird;

Vergäß den Sohn die Mutter — Ich
Will nie, ſpricht Er, vergeſſen dich! —

Wie ſich mein Aug' im Schlummer neigt,
Zu Dir noch mein Gedanke ſteigt,

O Herr des Lebens! — Säume nicht,
Ruf aus der Nacht uns bald zum Licht!

Es iſt wirklich zum Einſchlafen, ſagte der deutſche Arzt; die Chanoineſſe zuckte die Achſeln, und die übrigen Frauenzimmer ſahen einander an; der Oberſte aber drückte ſeinem Freunde kräftig die Hand.

So gehts, ſagte der Profeſſor und ſteckte gelaſſen ſeine Verſe ein: das hat man davon, wenn man belehren will, es danken einem nur die, ſo ſchon belehrt ſind.

* * *

Schon färbten ſich die Trauben und nahte der Herbſt, und mit ihm die längſterſehnte Hochzeit Suschens; dieſe ſollte im Schloſſe auf Unkoſten des Oberſten mit anſtändiger Pracht gefeyert werden, denn er wollte die treue Begleiterin ſeiner Nichte, die nunmehr als ihre Freundin betrachtet wurde, und ihren rechtſchaffnen Bräutigam ehren. Da aber dieſer feſtliche Tag zugleich als das Ziel der Scheidung angeſehen wurde, ſo war man gefliſſen darauf bedacht, die kurze Friſt noch ſo genußreich als möglich zu machen. Es wurden kleine Reiſen veranſtaltet, die benachbarten Höhen und Schlöſſer beſucht, ſogar Seefahrten gemacht. Von dem Allem hatte nun freylich der noch in's Zimmer gebannte Oberſte nur, wie er ſich ausdrückte, den Genuß von der zweyten Potenz, das heißt, den der Erzählung. Er behauptete aber, daß Leute von Jahren, die mit Natur und Menſchen überhaupt bekannt ſeyen, oft eben ſo viel Vergnügen am Anhören und Ausfragen eines von ſeinem Gegenſtande begeiſterten Erzählers finden, als wenn ſie die Sache ſelbſt vor Augen gehabt hätten, weil ihnen das, was an lebendigem Eindruck abgeht, durch die anziehende Beobachtung eines fremden Auffaſſens erſetzt werde.

Gleichwohl fehlte es ihm auch nicht an Geſellſchaft; es kamen immer Nachbarn, ſelbſt Bauern, mit denen er nach ſeiner Art Bekanntſchaft gemacht hatte, zum Beſuche. Der Hauptmann von Appenzell und ſein Töchterchen waren zur Hochzeit eingeladen, und wurden täglich erwartet; auch hatte man nicht geſäumt den noch immer zum Gehen unfähigen Guſtav, ſo bald er fortbringlich war, nach Grünenſtein zu holen, und mit ihm kam der Engländer, ſo daß ſich bald kein Plätzchen mehr in dem geräumigen Schloſſe fand; das nicht beſetzt war.

Solcher Geſtalt hatte ſich doch noch, ſelbſt aus der Widerwärtigkeit, ein erfreulicher Verein befreundeter Seelen gebildet, wie ihn der Oberſte anfänglich gewünſcht hatte. Dem an Leib' und Seele geneſenden Engländer gefiel dieſes Gemeinwohnen gar wohl, er nannte es einen geſellſchaftlichen Vertrag, wo alle gehorchen und keiner befiehlt; und der Profeſſor, der alles mit inländiſchen Augen betrachtete, verglich es mit einer Tagſatzung, wo viel verhandelt und wenig ausgemacht wird, wo aber die Mitglieder gerne weilen. Ich habe neulich von dem Garten des Epikurs geleſen, ſagte die junge Baſe: damit möchte ich dieſen Aufenthalt am liebſten vergleichen. Ich wahrhaftig auch, rief der Oberſte, wenn es Gott gefiele, mich der Vergleichung würdig zu machen! aber du biſt eine Schmeichlerin, Mädchen, und weißt was ich gerne höre. Andre nannten es ein patriarchaliſches Leben; und die Frau Amtsräthin, die auch ein Gleichniß anbringen ſollte, bemerkte, daß das Schloß ihr manchmahl vorkomme, wie die Arche Noe's, jedoch ohne die Thiere. Von dieſer Zeit an hieß es oft, wir wollen in die Arche zurück, wenn die Geſellſchaft Abends von einem ermüdenden Beſuche nach Hauſe ging; zuweilen auch wurde der

Oberſte als Erzvater begrüßt, wenn beym fröhlichem Mahle die Becher klangen.

Sonſt zeigte ſich die Frau Amtsräthin nicht mehr ſo häufig, wie anfangs; eine nahere Angelegenheit gab ihr viel zu ſchaffen. Sie hatte eine Eroberung an dem Herrn von X. gemacht, dem alten Offiziere, der bey der Feuersbrunſt ſie allein nicht verlaſſen, und war jetzt im Begriffe demſelben ihr Herz zu ſchenken; da aber alte Herzen ſich nicht ſo leicht hingeben wie junge, und ſie auf die Beharrlichkeit ihres Liebhabers ſichere Rechnung machen konnte, ſo hatte ſie eine Zeit der Prüfung feſtgeſetzt, ehe ſie das Jawort von ſich gäbe. Der Mann lebte von einem kleinen Retraitegehalt aus Frankreich, und war die Geduld ſelbſt; dabey auch kein ungeſchicktes Weſen für den geſellſchaftlichen Umgang, indem er gut Boſton ſpielte, und mehrere weibliche Arbeiten aus dem Grunde verſtand, auch ſein Franzöſiſch ſehr geläufig ſprach. Er ſcheute aber das Schloß, weil alles dieſes daſelbſt nicht vorzüglich geachtet noch getrieben wurde, und darum hatte er die Frau Amtsräthin beredt, mit Zuzug von ein paar Gleichgeſinnten beyderley Geſchlechts eine kleine Geſellſchaft unter ſich zu ſtiften, wo man bey einem ruhigen Kartenſpiel und unterhaltendem Stricken vergnügter wäre, als in dem Wirrwar des Schloſſes.

Der Verluſt wurde nicht ſtark gefühlt, man hatte dagegen ein gefälliges Erwerbniß an dem Engländer gemacht, der, durch die blutige Zurechtweiſung ſeiner beſſern Natur wieder näher gebracht, den Oberſten wie ſeinen Vater, oder wie ein Neugeweihter ſeinen Lehrer verehrte, und ſeinen neuen Freund mit treuer Bruderliebe umfing. Er lernte von dieſem Deutſch und lehrte ihn hingegen das Engliſche; beyde thaten es mit Eifer, denn man muß nicht glauben, daß das Treiben im Schloß ein bloſſes Hingeben an Zerſtreuung geweſen; wie hätte ſich der ernſte Profeſſor mit leerem Genuſſe befriedigen, und der thätige Geiſt des Oberſten ſich mit Tandeſeyen begnügen können? Sie hatten Stunden und Tage wahrheitforſchender Betrachtung, und ſahen es auch gerne, wenn ſie die jüngern Freunde an bedeutender Arbeit trafen. Daran ließ es auch die lehrreiche Chanoineſſe nicht ermangeln; unter ihrer Anleitung wurde der naturgeſchichtliche Kram fortgeſetzt, und von ihr lernten auch die Freundinnen italiäniſch, nicht ohne den geheimen Wunſch einmahl noch Gebrauch davon zu machen. Ja die Baſe hatte ſchon ſeit geraumer Zeit von dem Oberſten, deſſen Liebling ſie war, weil ihr Köpfchen, wie er ſagte, alles ſo ſchnell und richtig ergriff, Unterricht im Engliſchen genommen, und benutzte nun auch dazu, ſo weit es der Anſtand erlaubte, die Gegenwart des Engländers, der hinwieder gar nicht abgeneigt ſchien, ſie zur Schülerin zu haben.

So ſah das Schloß zuweilen aus wie ein Muſenſitz, von unten bis oben; denn auch Tobias unterließ nicht, in müſſigen Stunden den Kammermädchen des Fräuleins und der Chanoineſſe

Vorleſungen zu halten, wozu er den Prediger um Bücher angeſprochen, und von ihm mit großer Bereitwilligkeit mehrere Schriften zur Beförderung des Sittlichguten, auch einige belehrende Romane erhalten hatte, wovon letztere zuerſt geleſen, doch auch jene zuweilen vorgenommen und mit anſtändigem Stillſchweigen bey der Arbeit angehört wurden. Als aber Tobias einmahl einen Ritter- und dann einen Räuber-Roman brachte, wurden die Zuhörerinnen ſo hingeriſſen, daß alles Andre auf der Seite blieb, und ſelbſt die Nadel mitunter ſtockte, bis das Abenteuer zu Ende war. Und da der Vorleſer ſich ſelbſt in dieſer Aufmerkſamkeit gefiel, und ſogleich wieder mit einer ähnlichen Erzählung auftrat, ſo wurde das Wohlgefallen der Mädchen an dieſen Dichtungen ſo laut und um ſich greifend, daß bald die Eine bald die Andre der Frauen aus dem höhern Stockwerke ſich unvermerkt hinunter begab, um gleichſam im Vorbeygehen die ſchauerliche Geſchichte mit anzuhören.

Suschen allein konnte an allen dieſen gelehrten Beluſtigungen wenig Antheil nehmen; der Tag ihrer Verbindung rückte heran, und ſie hatte noch ſoviel mit Vorarbeiten zu ihrem künftigen Haushalt, wobey ihr jedoch die Freundinnen getreulich halfen, zu thun, und ſo viel nothwendige Bekanntſchaften unter den Pfarrgenoſſen anzuknüpfen, und war dann in freyen Stunden ſo gern um ihren Bräutigam, daß ihr das Wegbleiben aus der Geſellſchaft niemand übel nahm, und der Oberſte ſelbſt es nicht ungern ſahe, damit ſie ſich deſto leichter an die Entfernung von Clotilde gewöhne, und ihnen beyderſeits das Scheiden weniger ſchwer falle.

Dafür iſt ſchon geſorgt, ſagte der Profeſſor: das Fräulein hat ein Scheiden vor ſich, deſſen Schmerz jeden andern verſchlingt; und Suschen tritt in einen Wechſel des Lebens, deſſen Neuheit keiner anhaltenden Ruhrung Platz läßt.

Von Suschen laſſe ich's gelten, erwiderte der Oberſte, aber nicht von Clotilde; bey ihr iſt jetzt nicht, wie bey jener, ein Gegengewicht von Luſt. Das Scheiden von dem Freunde wird ihr die Trennung auf immer von der lange vertrauten Dienerin deſto empfindlicher machen. Nur gegenſtehende Empfindungen ſchließen einander aus, aber ein tiefbetrübtes Herz blutet ſtärker von einer neuen Wunde, als es ohne das ſchon inwohnende Leiden geſchähe.

Sie haben recht, geſtand jener: ſchmerzhafte Gefühle ſind ſich befreundet, ein Leid bietet dem andern die Hand; neben der Leiche des Patroklus beweinten die Mägde auch ihr eigenes Elend.

* * *

Sey behutſam, wenn du deinem Vater ſchreibſt, ſprach der Oberſte zu Guſtav: bedenke ſein offenherziges Weſen, das keine innre Bewegung verbergen kann; das will die Klugheit. — Guſtav that es, meldete dem Vater ſeine fortſchreitende Geneſung, und ließ einige Worte von den Folgen des Unglücks fallen, die oft ein unerwartetes Glück begründen können. Auch der Oberſte wollte noch einige Zeilen freundlicher Begrüſſung beyfügen, und dachte ſich, während er ſchrieb, ſo gutmüthig in die entzückende Ueberraſchung des Vaters hinein, daß er noch mehr offenbarte als der Sohn, und den Paſtor über etwas, das nicht wohl einem Brief anvertraut werden könne, an den Major wies, deſſen Verſtand er das Maaß der Enthüllung an ihren gemeinſchaftlichen Freund überlaſſen habe. Selbſt Clotilde konnte ihrem Drange nicht widerſtehen, und der Oheim wehrte es nicht, ein Wort der Verehrung und des unvergeßlichen Dankes an den Lehrer und Erfreuer ihrer Kindheit mitgehen zu laſſen.

Das wird dem Paſtor Freude machen, ſagte der Oberſte und rieb ſich vergnügt die Hände, als er es dem Profeſſor erzählte.

Ja wohl, meinte dieſer: Aber wenn er ſo kindlich offen iſt, ſo wird er einen Theilnehmer an ſeiner Freude haben müſſen, und ſollte er es den Wänden erzählen: und ſo wirds auskommen.

Und mag er auch nicht alles merken, ſo haben Sie ihn doch neugierig gemacht, die Neugier ehrlicher Leute aber iſt unvorſichtig; eher hatten Sie ihm alles ſagen ſollen. Doch, fügte er hinzu, unter die menſchlichen Schwachheiten gehört auch dieſe, daß wir nicht ſelten das zuerſt thun, wovor wir andre warnen.

Aber der Brief war ſchon abgegangen, und der Oberſte konnte nichts weiter machen, als dem Freunde recht geben. Das plagte ihn jedoch nicht lange, denn da ihn die Krankheit verlaſſen, und er wieder in der freyen Luft herumwandeln konnte wie zuvor, ward auch das Ruhegefühl der Geneſung in ihm mächtiger als die Sorglichkeit: Ich bin, ſagte er, der Vormund Clotildens, aber nicht des Schickſals; wo deſſen ordnende Hand ſo ſichtbar über den Ereigniſſen waltet, darf uns ein Fehltritt, der aus guter Meinung geſchehen, nichts kümmern, ſein Gang ſteht darum nicht ſtill. Oder glauben Sie nicht, daß eine höhere Waltung hier im Spiele ſey?

fragte er den Profeſſor. — Wo iſt ſie es nicht? fragte hinwiederum dieſer.

Nach dem Ausſpruche des deutſchen Arztes ſollte der Oberſte, alles Widerſtandes ungeachtet, das benachbarte Bad in Kobelwies beſuchen, und mit ihm der Engländer; jener für ſeine Füße, denen nichts mehr fehlte, und dieſer für ſeine Wunde, die beynahe geheilt war; die Nothwendigkeit für beyde wußte der Arzt unumſtößlich darzuthun. Sie waren demnach eines Morgens, allein von ihren Bedienten begleitet, weggeritten, und hatten für die vorgeſchriebene Zeit, gegen die Gewohnheit des Oberſten, nur ſehr wenig Bequemlichkeiten mitgenommen. Daraus glaubten die Freundinnen, die Baſe vorzüglich, abzunehmen, daß der Aufenthalt nicht lange dauern werde, und jene that des folgenden Tags den Vorſchlag, morgen, da das Wetter noch ſo ſchön ſey, den Badegäſten einen unerwarteten Beſuch abzuſtatten, wobey zugleich die dort befindliche Kryſtallhöhle, die einzige Merkwürdigkeit der umliegenden Natur, die ſie noch nicht geſehen, unterſucht, und ihre Sammlung mit ſelbſtgefundenen Seltenheiten vermehrt werden konnte?

Die Chanoineſſe lobte den Vorſchlag, und der Hauptmann von Appenzell, der heute mit ſeinem Tochterchen angekommen war, billigte ihn, wollte aber nicht mitgehen, weil fur ihn Bad und Hohle nichts Anziehendes mehr haben; der Profeſſor mochte auch nicht; Guſtav konnte nicht, und der Prediger hatte eine Ausrede, weil Suschen in der Pfarrwohnung beſchaftigt war. Alſo blieb die Chanoineſſe ebenfalls zu Hauſe, um die Ehre der Bewirthung zu machen; und der deutſche Arzt war abweſend, der ſich den Luſtfahrenden ſonſt gern zum Gefahrten gegeben hatte. Demungeachtet ſetzten ſich mit Anbruch des Tages Clotilde, die Schweizerin und die Baſe, allein in einen Wagen, und fuhren unter Geſang und Scherz frohlich ihre Straße.

Was wird der liebe Oheim ſagen? hieß es unter Weges. Einen Freudenſprung wird er machen, auch wenn er wieder das Podagra hatte, rief die Baſe. Und der Engländer, ſagte die Schweizerin, der wird Eine von uns anſehen und roth werden, und die beyden Andern fragen, wie ſie ſich befinden. — Und dann die Kryſtallhöhle, hieß es weiter; das muß unvergleichlich ſeyn, wenn wir mit Fackeln in ihren Schimmer, wie in einen unterirdiſchen Feenpallaſt treten! — Sie mochten den Augenblick kaum erwarten.

Allein wie groß war ihre Beſtürzung, als ſie erfuhren, die beyden Herren waren ſeit geſtern ſchon wieder fort. Sie konnten es nicht glauben, meinten, man habe ſie kommen ſehen und wolle ſie zum Beſten haben; ſie durchſuchten das ganze Haus, aber weg waren ſie: Den Bergen zu, wohin ſie einen Führer genommen haben, wiederhohlte der Wirth. Zum Glück trafen ſie einen Bekannten des Schloſſes an, der hier das Bad gebrauchte; dieſer konnte ihnen ſagen, der Oberſte habe ſich geäußert, er wolle den Kamor zu Pferde beſteigen, und dann über Gais, das er noch einmahl ſehen möchte, ins Rheinthal zurückkehren.

Wenn er nicht vorher den Hals bricht, that ein Anweſender hinzu. —

Das waren nun alles keine Nachrichten, die den Freundinnen behagten; ein Strich durch die Freudenrechnung, und dazu die Beſorgniß für den väterlichen Oheim, der noch ſolche jugendliche Wagſtücke unternahm. Jedoch über dem Mittageſſen, und bey dem tröſtlichen Gedanken an des Oberſten Begleitung faßten ſie wieder Muth, ſo daß ſie ſich jetzt noch anſtellten, die Kryſtallhöhle zu ſehen. Als ihnen aber beym Eingange ſtatt der Fackeln ein Stümpchen Licht in die Hand gegeben wurde, und ſie mit demſelben durch die naſſe Oeffnung auf Händen und Füßen hineinkriechen ſollten, entſank ihnen das dichteriſche Herz, ſie fanden dieß unthunlich, und entſagten ihrer Wißbegierde, und dem ſternefunkelnden Feenpallaſt ihrer lebhaften Einbildung.

Um jedoch nicht mit leeren Händen wegzugehen, nahmen ſie beträchtliche Stücke von dem durchſichtigen Kalkſpath der Höhle mit, die ihnen der Wirth aus ſeinem Vorrath unentgeldlich abtrat, weil er ſie ſchon vorläufig in die Zeche verrechnet hatte.

Im weiblichen Unwillen über die Entwichenen, die ihren Beſuch nicht abgewartet hatten, und um der Nachrede zu trotzen, als hätten ſie eine vergebliche Reiſe gemacht, waren die Freundinnen anfänglich geſinnet, noch auf Sennwald und Werdenberg, vielleicht gar bis an den Walenſee zu fahren. Allein das Mißgeſchick verfolgte ſie; denn im Vertrauen auf die Gaſtfreyheit des Oberſten hatten ſie nicht daran gedacht, Geld mitzunehmen, und waren jetzt kaum im Stande, die Wirthsrechnung zu bezahlen; ſie mußten deßhalb gern oder ungern den nächſten Weg wieder dahin nehmen, woher ſie gekommen waren. Sie thaten es indeß nicht nur mit guter Miene, ſondern geſtanden ſich am Ende noch insgeheim, daß ohne männliche Geſellſchaft das Reiſen doch langweilig ſey, und waren froh, als ſie wieder im Schloſſe anlangten.

* * *

Von ſich und ſeinem Streifzuge gab der Oberſte dem Major in folgendem Briefe Nachricht:

München

Grünenſtein, Ende Septembers.

Erſt jetzt zeigt ſich das Land unſers Aufenthalts in ſeiner Fülle; eine unzählige Menge von Obſtbäumen iſt dieſer Gegend eigen, die ganze Dörfer wie in einen Wald einhüllen, und da ſie dieß Jahr reichliche Früchte getragen, ſo gewährte nicht nur der Anblick des Segens, unter dem ſich die Zweige bogen, ſondern auch das Gottlob der Leute, ſchon ein frohes Ergetzen. Und dann die Leſe ſelbſt, welch ein Leben und Treiben von Alten und Jungen! jeder Baum iſt belebt; die Menſchen im fröhlichen Geſchäfte des Sammelns und Eintragens kommen und gehen, und verlieren ſich mahleriſch in den Schatten. Iſt aber dieſe Landluſt vorüber, ſo ſteht die nahe Erwartung einer noch edlern bevor, denn die Frucht des Weinſtocks iſt zur Zeitigung gediehen, und ſchon werden allenthalben Anſtalten zur Weinleſe gemacht; das Hämmern an Faß und Kufe ertönt freudig durch das ganze Land; die rings umherliegenden Landhäuſer füllen ſich mit Gäſten, und uns werden täglich Geſchenke der auserleſenſten Trauben gebracht; wir empfangen und geben Beſuche nah und fern, und ſo reich iſt die Lage des Rheinthales an überraſchender Abwechslung, daß unſre Liebhaber der ſchönen Natur auf jedem Landſitz einen beſondern Reiz der Ausſicht zu finden wiſſen. Dazu kömmt noch der anhaltend heitere Himmel, der überhaupt in der Schweiz, und dieß Mahl beſonders, den Herbſt zur ſchönſten Jahrszeit macht; denn der Frühling iſt gewöhnlich zu kurz, und der Sommer unbeſtändig.

Meine jugendliche Luſt an dieſem allem wird dich nicht, würde aber manchen unſrer heimathlichen Bekannten befremden.

„Gottlob ich ſeh' es klar,
„Ich bin nicht wie ich war;
„Wenn auch, ich fühl' es wohl,
„Noch nicht ſo wie ich ſoll!" — hörten wir ehmahls die mähriſchen Brüder ſingen, und lächelten darüber; jetzt würde ich von Herzen in den Geſang einſtimmen. Der Menſch ſoll nie an ſich ſelbſt verzagen; das Geiſtige in ihm bleibt doch, wenn er nur recht will, mächtiger als die Körperlichkeit, und aus jedem Drucke ſproßt eine Blüthe der Freude, die dem, der ſie zu warten verſteht, bald zur erquicklichen Frucht wird. Kein Alter macht für die Schönheit der Natur unempfindlich, nur der Griesgram thut es, und wenn ich jetzt halb wie ein Dichter davon ſpreche, ſo iſt es ein Zeichen, daß ich jenen Feind überwunden habe.

Aus dieſer Lebendigkeit wollten ſie mich nun in guter Meinung herausreißen, und in ein Bad ſchicken, damit ich mich vollends erhohle, als ob reine Fröhlichkeit nicht die beſte Erhohlung gewährte. Der deutſche Arzt hat das mit vielen originellen Köpfen gemein, daß er Neigung zu einer Grille faßt, und ſie durch ſeinen Scharfſinn zu etwas Bedeutendem aufſtutzen will; ſo hat er ſich in ein Bauernbad, einige Stunden von hier verliebt, über deſſen Beſtandtheile er neue Entdeckungen gemacht zu haben behauptet. Dahin verurtheilte er mich und den verwundeten Engländer, der, was ich dir im Sturme der letzten Tage zu ſchreiben vergeſſen, nicht nur aus einem Feinde unſer Freund geworden iſt, ſondern auch, wer hätte es denken ſollen? ſich als einen Sohn des Commodore's N., mit dem ich einſt in ſo engen Verhältniſſen geſtanden, erzeiget hat.

Der Arzt wußte ſeinen Rath unſerm Frauenzimmer ſo einleuchtend zu machen, daß ſie mir darüber unaufhörlich in den Ohren lagen. Ich verſprach es, um der Andringlichkeit los zu werden, redete aber mit dem Engländer ab, damit ein andres Vorhaben zu verbinden, deſſen Vollziehung die Sorgſamen nie zugegeben hätten.

Wir begaben uns alſo, da ich kein Geleit wollte, zu Pferde nach dieſer Fontaine de Jouvence, wie ſie der Engländer nannte, und nahmen nur ſo viel Kleidung mit, als nöthig war, uns nicht zu verrathen. An Ort und Stelle trafen wir größtentheils arme Leute und krätzige Bauernweiber an, unter denen wir ohne Noth nicht hätten leben können, und waren deſto froher, als wir morgens bey guter Zeit, unſerm geheimen Vorſatze gemäß, die Reiſe auf den Kamor antreten konnten. Wir nahmen einen Wegweiſer mit, und unterweges noch ein paar, und ſo kamen wir mit Mühe und Arbeit und Hülfe der Führer, bald zu Fuß bald zu Pferd (an einigen Orten ließen wir eine Kuh vorausführen, um die Pferde in gelaſſener Richtung zu halten), gegen Mittag oben auf die Spitze des Berges, die ſich mehr als viertauſend Fuß über den unten fließenden Rhein erhebt.

Hier lagerten wir uns, erſt zum Ausruhn und dann zum ſtärkenden Mahle, und ſchauten in die weite friedliche Welt, denn friedlich wie der Himmel erſcheint aus dieſen mächtigen Höhen die Erde, wo man das Gewühl der Menſchen nicht mehr ſieht, und die Stimme der Leidenſchaft nicht mehr vernimmt. Alles zeigt ſich nur ſtill und groß; das Kleinliche und Unbedeutende, das Anmaſſende und Aengſtliche verliert ſich. Und dieſe Erſcheinung geht auch in die Seele des Wanderers über; Freyheit und Ruhe des Gemüths werden bald zur herrſchenden, einzigen, beſeligenden Empfindung; ach daß ſie uns nimmer verließe!

Es war ein ſchöner Tag, ein wolkenloſer Himmel; und was auf den Bergen ſelten iſt, es wehten nur leichte, erfriſchende Lüfte. Zur Seite hatten wir die ſtarren Eisgebirge Appenzells, hinter uns die Bündtner- und Tiroler-Berge, und vor uns den Spiegel des Sees und unüberſehbares Land. Ich freute mich wie ein Kind, daß mein Wunſch erfüllet war, auf einem Berge Abſchied von der Schweiz zu nehmen, das Lebewohl zuzurufen dem auch in ſeiner Verarmung noch glücklichen Lande, den Bergen und Thälern und Seen und Flüſſen und Bäumen. Wir tranken auf das Wohl ſeiner biedern Bewohner, und auf die Geſundheit unſrer Freunde, die dort jenes weiße Pünktchen beleben, das man Grünenſtein heißt; wer von ihnen hätte uns hier vermuthet?

Auch meinen Reiſegefährten ergriff auf dieſer ſeelerhebenden Schaubühne die „Flamme der Menſchenfreundlichkeit" (*Fiamma di carità*), wie ſie Dante beym Anblicke ſeiner Beatrice empfand, und wie ſie ſich in jedem regt, der von dem wahren Schönen gerührt wird, es gehe aus von welchem Gegenſtand es wolle. Möge Gott mir verzeihen, rief er, in dem Maaße, wie ich von nun an der Freundſchaft und milder Liebe leben will! — Er öffnete mir ſein Herz und erzählte mir ſein Leben, oft mit Thränen; nichts Niedriges kömmt darin zum Vorſchein, aber was bey dieſen jungen Leuten, die mit ihrer Willkühr und ihrem Gelde nie fertig werden, häufig der Fall iſt, Ausartung der Kraft in wilden Eigenſinn; übrigens iſt er gebildeter und weiß mehr, als ich erwartet hatte.

Die Stunden flogen geſchwinder dahin, als unſer Vergnügen; es war Zeit, daß wir uns von dem Götterſitze wieder auf die Erde herabließen; das ging nun aber meinerſeits erbärmlich menſchlich zu. — Genug wir kamen hinunter, und ſehr ermüdet nach Appenzell, wo wir ſogleich nach dem Hauptmann ſchickten, der aber ſchon Tags vorher nach Grünenſtein abgegangen war.

Der Engländer zeigte mir aus dem Fenſter des Wirthshauſes die Windfahne, nach welcher Simmenthal bey der Herausforderung geſchoſſen hatte; fürwahr ein fertiger Schütze, denn das Fähnchen war mitten durchbohrt. — Ich fragte, was dieſer Schuß für einen Eindruck auf ihn gemacht? — Ich gab mein Leben verloren, antwortete er: aber ich wollte lieber ſterben, als verzagt ſcheinen; doch hörte ich es gerne, als mein Gegner ſich nicht ſchießen wollte; mit dem Schwerte, dachte ich, wird es ſich ſchon geben; indeſſen hatte mir das Männchen Achtung eingeflößt, ich wäre bereitwillig geweſen, mit ihm Frieden zu ſchließen, wenn es die Ehre geſtattet hatte. Aber geſchlagen mußte nun einmahl ſeyn; er ſchien es ſelbſt zu ſuchen; ich weiß nun warum, und lobe ihn dafür.

Wir blieben dieſen Abend in Appenzell, und da der Engländer ausgegangen war, die öffentlichen Gebäude zu ſehen, woraus man, wie er meint, in Freyſtaaten vieles von dem Verſtand und guten Willen der Regierungen abnehmen könne; nicht nur ob ſie republikaniſche Sparſamkeit mit den Erforderniſſen des guten Geſchmacks zu vereinigen wiſſen, ſondern auch, ob ihre Bauluſt nicht bloß örtliche Prachtliebe zum Grunde habe — ſo ſetzte ich mich inzwiſchen zu einigen Männern des Ortes hin, die im Wirthshauſe ihren Veſperwein tranken. Nachdem ich ihre Neugier über meine Perſon befriedigt hatte, denn das iſt die erſte Huldigung, die man der Landesſitte bringen muß, wenn man an dem Geſpräche Theil haben will, und nachdem ich als Freund des Hauptmanns erkannt war, ſchloſſen ſie auch ihre Geſinnungen auf, und wir wurden recht gute Bekannte. Auffallend war mir hier wiederum der Abſtand, den Verſchiedenheit der Regierungsart in der Eigenſchaft der Bewohner zuſammengrenzender Länder bewirkt. Selten iſt ein Appenzeller, der nicht die Geſchichte ſeines Landes und die Thaten ſeiner Alten kenne, und die Verfaſſung, die ihn nicht bloß leidend einſchließt, als ſein Eigenthum ſchätze und ſchütze; von dem Allem weiß der benachbarte Rheinthaler, der Jahrhunderte unter unſichtbaren Regierungen, und immerwechſelnden, guten und ſchlechten Landvögten geſtanden, noch wenig, und bekümmert ſich auch nicht viel darum. In häuslicher Beziehung mag ihm das wohl gleichgültig ſeyn, denn er wird durch dieſen Mangel nicht habe ich doch an großen Höfen eben ſo viel, ja noch mehr des Kleinen geſehen, als in der Schweiz, als ſelbſt hier in dem Flecken Appenzell.

Den gediegenen, angeſtammten, ruhigen, nicht mit neumodiſcher Eitelkeit prangenden Freyheitsſinn muß man dieſen Menſchen doch laſſen; und ein wohlgebildeter Volksſchlag iſt es noch dazu, den auch meine Gefahrten rühmten. Mag man ſich auch, wie dieſe, über manche Geſchmackloſigkeiten aufhalten, ich habe nichts dagegen: wo alle Meiſter ſind, da hält es ſchwer, das Ungereimte von dem Herkömmlichen zu ſondern; jedes Licht hat ſeinen Schatten. Die Appenzeller ſind nicht das einzige Volk, bey dem der Geſchmack in umgekehrtem Verhältniſſe mit der Freyheit ſteht und ſtand. Wie lange blieben ſelbſt die Römer in den Künſten zurück? Auch die Jahre, wo bey den Griechen die Kunſt am höchſten ſtand, waren nicht der Zeitpunkt ihrer größten Freyheit.

Als wir des folgenden Tages über die Brücke ritten, kam uns ein vierſchrötiger Kerl entgegen, der ſich auf Händen und Knieen fort bewegte, weil er keine Füße hatte; der ſprach uns um ein Almoſen an. Im Maule hing ihm ein krummes Tabakpfeifchen, woraus er behaglich rauchte, während er wie ein Bär einherkroch, und uns die Pferde ſcheu machte. „Ein unglückliches Geſchöpf und ein freyer Landsmann, wer wollte den im Betteln ſtören? die Reiter mögen ſehen, wie ſie durchkommen; und das Pfeifchen iſt ſo ein Beyweſen, das man ihm auch nicht nehmen mag, was hat er ſonſt für Freude!" So ſprach ſpäter der Hauptmann, als von dem Menſchen die Rede war; was hätte ich antworten ſollen?

In Gaiß, wo wir frühſtückten, waren längſt ſchon alle Kurgäſte abgezogen; der Platz, ſonſt von geputzten Wandlern belebt, erſchien jetzt ſtill und leer; der große Gaſthof geſchloſſen und ſein Lärm verhallet, eine Schaubühne ohne Perſonen; der Wirth hatte ſein Kämmerlein, wo er ſonſt ſchweigſelig wie ein Finanzminiſter ſaß, verlaſſen, und ſeine Sprache wieder bekommen. – So kurze Zeit erſt, und doch war mir das Vergangene wie die Erinnerung eines Schattenſpiels!

Nicht ohne wehmuthige Empfindung, die mich jedes Mahl begleitet, wenn ich von der Höhe nach der Tiefe gehe, nahm ich bey der Kapelle am Stoß von dem intereſſanten Hochlande den letzten Abſchied, und wir ſtiegen dann zu dem im morgenlichen Silberduft ſchimmernden Gemahlde des Rheinthals hinab.

Fortſetzung: Anfangs Octobers.

Hier ſind wir nun wieder, zwar nicht wenig mitgenommen von dem waglichen Ritte; dem Engländer hatte ſich ſeine Wunde wieder entzündet, und ich mußte ein paar Tage das Bett huthen; dabey durften wir nicht einmahl klagen, denn laute und ſtumme Vorwürfe verfolgten uns.

Nun aber iſt alles wieder gut. Die geheimen und öffentlichen Vorbereitungen auf die Hochzeit, welche künftige Woche in meinem Hauſe ſtatt haden ſoll, beſchäftigen alle Hände und Geiſter der jungen Leute; nicht nur ſuchen ſie einander in Gedichten zu überbieten, ſondern es iſt gar von einem kleinen Schauſpiel in ſpaniſcher Form: Die Burg der Eingeweihten, die Rede, das aber wegen des geiſtlichen Standes des Bräutigams nicht am Tage der Hochzeit ſelbſt, ſondern ſpäter zum Abſchied aufgeführt werden ſoll.

Zum Abſchied? Ja wohl, es iſt Zeit, daß ich gehe; ich hätte mit dem Aufwande, den ich hier mache, bis an die Säulen des Herkules reiſen können. Doch es reut mich nicht, gereiſt hab' ich mein Leben lang genug, aber nie ſo viel harmloſe Freuden, auf die ich ſchon verzichtet hatte, und ſo viel theilnehmende Genoſſen um mich zu verſammeln und im Einklang zu bewahren, wie es mir in dieſem Lande gelungen, das war eine unerwartete Wohlthat des Himmels, die um kein Geld zu theuer iſt. — Nun ſoll freylich auch dieß ſchöne Triebwerk aus einander gehen, das wird uns wehe thun! Jedoch der Profeſſor hat recht: es mag beſſer ſeyn, daß es ſich mit Einmahl auflöſe, als daß nach dem menſchlichen Unbeſtand hier und da ein Rad gebrechlich werde, oder ein Glied der Kette reiße, und uns der Mangel längerer Tüchtigkeit peinlich aus einander treibe. Das Leben beſteht aus guten und böſen Träumen, dieſer da war ein guter.

Am längſten wird wohl Guſtav hier verweilen, der noch nicht auf ſeinem Fuſſe ſtehen kann: ganz verlaſſen wird er jedoch nicht ſeyn, denn geht auch Clotilde mit ſeiner Liebe hinweg, ſo bleibt ihm doch die Freundſchaft in der Perſon des Engländers. — Wer zuſammen gehört, wird ſich auch wieder finden, nur muß man auf das Finden nie Verzicht thun; das iſt es was ich jetzt Clotilden und ihm ſage, ihm den ich, nach allem was vorgefallen, nicht mehr anders anſehen kann, als meinen Sohn, als den Geliebten meines Kindes; wiewohl mir der Handel oft noch mißlich genug erſcheint. Der Würfel iſt gefallen, rufe ich mit dem Profeſſor aus, und tröſte mich nach ſeiner Weiſe mit Sentenzen und Sprichwörtern; du kannſt nicht glauben, was das für eine bequeme Hausregel iſt; die gleiche, nach welcher ehmahls unſre verwundeten Soldaten in Stellen alter Kirchenlieder Troſt und Balſam für ihre Leiden fanden.

Wieder finden aber werden ſich nicht nur jene, die den ſüſſen Ton der Liebe am reinſten angeſtimmt haben, ſondern es ſind auch noch andre aus unſrer Mitte, die in gemüthlichem Zuge ſich entgegen gehen, als wenn die Liebe bey uns einheimiſch geworden wäre; doch man ſagt, ſie theile ſich mit wie jede Dämonie. — O daß ich jemand um mich hätte, dem ich meine Beobachtungen anvertrauen könnte! Allein in Sachen der Zärtlichkeit iſt der Profeſſor gleichgültig, und parteylos iſt ſonſt niemand hier als die Schweizerin; ſie iſt aber ein Frauenzimmer, und die hören oft Mittheilungen dieſer Art mit ſcheinbarer Befremdung an, wiewohl ſie ihnen ſchon längſt bekannt ſind; das nimmt dem Vertrauen den Reiz. So vernimm alſo du in der Ferne, was ich in der Nähe nicht anbringen kann.

Der Engländer iſt ganz von der Baſe, wie wir ſie nennen, einem gedrollen, niedlichen Schweizermädchen, das Augen hat wie eine Taube, und ein Haar wie Gold, eingenommen; und wozu ein feindlicher Hieb den Grund gelegt, das hat die Liebe vollendet; er iſt aus einem ungeſtümen Knaben ſo zahm geworden wie eine Jungfrau. Die Unſchuld muß nie weit von einem Menſchen gewichen ſeyn, in deſſen Buſen ſie ſo lauter zurückkehren kann; er erröthet, wenn er mit ihr ſpricht, und ſeine Worte ſind Seufzer. Verſtellung iſt das nicht, ſonſt würde er ſich in andrer Geſellſchaft vergeſſen, und für ſeine Zurückhaltung Erſatz ſuchen; allein er iſt nur da zu finden, wo ſie oder Guſtav iſt. Die Baſe will zwar nichts merken laſſen, und ſucht ihre muntere Laune beyzubehalten, öfters noch zu ſteigern; es geht aber nicht allemahl ohne Verwirrung ab.

Von einer andern Art iſt die fortſchreitende Annäherung zwiſchen der Chanoineſſe und dem Hauptmann von Appenzell, wo aber der ſchwächere Theil den Angriff macht, der jedoch nur geiſtige Liebe bezwecken ſoll. Was gleichwohl daraus noch werden kann, weiß ich nicht, denn ich bin von guter Hand belehrt worden, daß dieſe Stiftsfräulein auch heirathen dürfen.

Der deutſche Arzt findet alle dieſe Wahlverwandſchaften nicht nach ſeinem Sinne, und bleibt oft geraume Zeit von uns weg. Denn ſelbſt bis auf Clotildes Bernerzoſe hat ſich der Anfall erſtreckt; dieſe iſt in den alten Tobias verliebt, oder vielmehr er in ſie. Ja wirklich der alte Tobias! Er hat ſeit einiger Zeit den Kammer- und Küchenmädchen ſo viele Romane vorgeleſen, daß endlich ein Teufelchen daraus in ihn gefahren, das ihm nun gewaltig im Kopfe ſpuckt, und ihm einſtweilen alle weiblichen Vorzüge und Liebeswürdigkeiten unter der Geſtalt eines Bernermädchens zeigt. Sie iſt ſchlau genug, eine gute Verſorgung im Auge, dieſe Liebesflamme mit veſtaliſcher Sorgfalt zu wehren. Es wird ſich zeigen; iſt der Anfall nicht vorübergehend, und hält ſie ſich gut, ſo mag ſie ihn haben, ſonſt wird nichts daraus; ich werde meinen alten treuen Diener in keinem Fall im Stiche laſſen.

Clotilde hat einen Brief der Freude an die Mutter über ihre Geneſung und das nahe Wiederſehen geſchrieben, und dabey einen Strom von Thränen vergoſſen. Das arme Kind fühlt peinlich ſeine Lage zwiſchen dem offenen Hingeben an das Mutterherz und dem unwiderſtehlichen Zuge zum Geliebten; ſie klagt ſich ſelbſt des Unrechts an, und vermag es doch nicht mehr zu ändern; ſie weint nicht über ſich ſelbſt, aber mit Grund über den bevorſtehenden Schmerz ihrer Mutter; ich möchte wahrlich oft mitweinen. — War gleich die jugendliche Irrung natürlich und ohne Leichtſinn, ſo will ſie dennoch ihre Büſſung haben; das iſt die moraliſche Ordnung der Welt. Dem Buchſtaben nach hat Clotilde gefehlt, ſpricht der Profeſſor: im Geiſte iſt ſie unſchuldig, das wird kein böſes Ende nehmen. — Wer dürfte den erſten Stein auf ſie werfen? ſagt freymüthig die Chanoineſſe; und die übrigen mögen es denken.

In vierzehn Tagen ſind wir auf der Rückreiſe, und wenn der Spätſommer noch ſo anhält, werden wir langſam durch Deutſchland ziehen. Ueber einige häusliche Angelegenheiten und Einrichtungen, die ich anzutreffen wünſchte, werde ich dir noch beſonders ſchreiben, der Brief iſt ohnedieß ſchon zu lange; nimm ihn als eine Einleitung zu den künftigen Geſprächen über unſer Schweizerleben, wovon ihr den Winter hindurch noch genug werdet hören müſſen. O daß ich Euch den echten Schweizermann, den Profeſſor, dieſe Seele ohne Falſch mitnehmen könnte; welch ein köſtlicher Gewinn für unſre Winterabende! allein er iſt nicht mehr aus ſeinem Vaterlande herauszubringen, würde aber auch mit der alten Einfalt ſeiner Sitten kaum mehr außer ſeinem Kreiſe gedeihen, und höchſtens für einen rohen **Demant** gelten, da er doch der leuchtendeſten einer iſt.

Was hab' ich nun von dieſem allem? O genug zum ſtillen Wohlleben, wenn ich nur das Andenken an die angenehmen Erſcheinungen mitnehme. Und bin ich nicht vom Podagra, ſo bin ich doch von dem weit größern Uebel des Unmuths geheilt worden, und habe das natürliche Eigenmittel dagegen gefunden, oder vielmehr wieder deutlich erkannt, nehmlich den Leib zu ermüden, auf daß der Geiſt Ruhe habe, welches auch Plato, wie mich der Profeſſor verſichert, für den erſten, urſprünglich von Gott beſtimmten Zweck der Arbeit und Anſtrengung hält, wozu ich auch zu Hauſe gelangen kann, weil er ſich uns allenthalben darbietet.

Doch ich muß abbrechen, um meinen Lobgeſang nicht wieder von Vorn anzufangen. Aus der Länge dieſes Schreibens magſt du, als wenn du es ſonſt nicht wußteſt, erſehen, wie gerne ich bey dir bin.

* * *

Sie bringen eine unglückliche Bothſchaft? rief der Oberſte ängſtlich dem Profeſſor entgegen, als dieſer unerwartet mit mehr als gewöhnlichem Ernſte zu ihm kam: Sie haben mit der deutſchen Poſt einen ſchwarzgeſiegelten Brief erhalten; mein Bedienter erkannte die Handſchrift des Majors und das Siegel. Es iſt jemand geſtorben; — iſt es meine Schweſter? mein banges Herz ſagt es mir — verhehlen Sie mir nichts!

So war es; denn kaum war das Schreiben des Oberſten abgegangen, ſo empfing der Profeſſor dieſe traurige Nachricht, mit dem Erſuchen des Majors (der an den Verrath des Siegels nicht dachte), ſeinen Freund als deſſen Vertrauteſter darauf vorzubereiten, bis er ihm ſelbſt mit nächſter Gelegenheit das Mehrere melden werde.

Was ſoll ich ſagen? antwortete der Profeſſor: ich ſollte Sie vorbereiten. Sie ſind es ſchon. — Gerne wollte ich Sie tröſten, aber ich ſehe Sie weinen; der Troſt iſt in den Thränen, ihnen gehört das erſte Recht, ſie ſind die Ehre der Todten.

Bittere Thränen vergoß der Oberſte, und der Freund ſaß ſtille neben ihm.

Faſſen Sie ſich, hob endlich der Profeſſor an: wir müſſen an das Fraulein denken; wie machen wir ihr den traurigen Vorfall bekannt?

Als ſie eben darüber ſprechen wollten, trat Clotilde ſelbſt ins Zimmer. Sie hatte etwas von dem ſchwarzen Siegel vernommen, worüber Tobias, als er die Briefe brachte, ihrem Kammermädchen einige Beſorgniß geäußert; und da ſie bald darauf hörte, daß der Profeſſor zur ungewohnten Stunde zu dem Oberſten gegangen, ſetzte ſie das in Unruhe, und trieb ſie auch dahin.

Sie ſah den Brief auf dem Tiſche liegen, und las den Schmerz des Oheims auf ſeinem Geſichte. — Was brauchte es mehr? ſie ſtürzte in ſeine Arme und — wußte alles.

Groß war ihr Leid, und heftig ihre Klage, denn ſie ſchonte ihrer ſelbſt nicht mit Vorwürfen; und was ſie je gegen ihre Mutter gefehlt haben möchte, das rächte ſich jetzt ſchmerzlich in dieſer Stunde des Leidens.

Der Profeſſor ließ ſie mit dem Oberſten allein, um die Freundinnen zu benachrichtigen; und bald war das ganze Schloß eine Behauſung der Trauer, wer hätte nicht Antheil an der Betrübniß der Edeln nehmen wollen?

Nach einigen kläglichen Tagen erfolgte die nähere Anzeige des Majors; er ſchrieb, daß die Baroneſſe, ſeit geraumer Zeit ſchwächlich, aufs Neue von einer Unpäßlichkeit überfallen worden, die unvermuthet und ſchnell in tödtliche Krankheit übergegangen; allerdings habe ſie ſehr nach den abweſenden Lieben geſeufzt, aber ihr letztes Wort ſey Zufriedenheit, ſey Segen und Zärtlichkeit für ihr theures Kind geweſen. — Am Ende meldete der Brief noch, daß in der Reſidenz ſchon etwas von Clotilde's Liebe zu Guſtav, und von des Oberſten Nachſicht, wahrſcheinlich durch Reiſende ruchtbar geworden ſey, und großes Aufſehen bey der vornehmen Welt errege, wovon aber der Sterbenden nichts mehr zu Ohren gekommen, das ſie noch hätte beunruhigen können.

Dafür dankte der Oberſte dem Himmel, denn der Todesfall lag ohne dieß ſchwer auf ihm; er hatte ſeine Schweſter bruderlich geliebt, und nicht geglaubt, daß er ſie nie wieder ſehen würde. Auch machte ihn die Ungewißheit, was er nun anfangen ſollte, unruhig, und er ging darüber mit den Freunden zu Rathe. Meine Rückkehr, ſagte er, thäte in mancher Hinſicht wohl, und hatte ich nicht den Major, der fur häusliche Angelegenheiten beſſer zu ſorgen verſteht, als ich, ſo müßte ich gehen; komme ich aber mit Clotilde nach Hauſe zurück, ſo müſſen wir dem Gerüchte Rede ſtehen, das iſt mir unmöglich; und hier bleiben, das kann ich auch nicht.

Möchte es Ihnen bey Uns gefallen, lieber Oheim! wünſchte die Schweizerin. — Gehen Sie nach Italien, rief die Chanoineſſe. — Laſſen Sie ſich Zeit, ſagte der Profeſſor.

Er ließ ſich Zeit. — Unterdeſſen ging nicht nur die Weinleſe für die Traurenden geräuſchlos vorüber, ſondern auch Suschens Hochzeit, worauf ſo glänzende Erwartungen erregt worden, wurde zwar im Schloſſe, doch ohne Gepränge und ohne die vielen auswärtigen Gäſte, aber mit deſto wärmerer Theilnahme gefeyert. Der Oberſte hatte eine herzliche Freude, der Braut am Hochzeitmahle ganz unerwartet die Zuſicherung auf ein anſehnliches Vermächtniß von ſeiner Schweſter, die ſterbend noch der treuen Begleiterin ihrer Clotilde gedacht hatte, zu übergeben. Er ſelbſt beſchenkte ſie reichlich, und als ſie und der Bräutigam aufſtanden ihm zu danken, umarmte er beyde mit einer Thräne im Auge; man ſah, der Gedanke, ſie bald auf immer zu verlaſſen, that ihm wehe: Auf dein Feſt, liebes Suschen — ich nenne dich jetzt zum letzten Mahle mit dem vertraulichen Nahmen, ſprach er — ſind wir alle zuſammen gekommen. Wir dachten einſt bey der Abrede nur an Fröhlichkeit, nicht an den Schmerz der Trennung, nicht an das, was inzwiſchen vorgefallen; entſpricht aber auch der heutige Tag jener fröhlichen Erwartung nicht, ſo werden wir ſeiner dennoch als eines Tages der Freude gedenken, weil er dein Glück begründet hat. Was hindert uns aber, meine Freunde alle, das Ganze unſers hieſigen Aufenthalts als ein ſolches Feſt anzuſehen, das uns in Liebe und Freundſchaft vereinigte, als den kurzen Abſchnitt eines unverſtellten Menſchenlebens in tadelloſer Freyheit und geſelligem Verſtändniß: eine ach nur zu flüchtige Stunde, dergleichen uns wohl nimmer zu Theil werden wird!

Sie fühlten alle die Wahrheit und den Schmerz dieſer Rede; ſelbſt die Frau Amtsräthin ſchluchzte laut. — Der Oberſte verließ den Saal, Clotilde mit ihm, bald wurde auch Guſtav abgeholt, der ſeinen Fuß noch wenig brauchen konnte; alle drey ſchloſſen ſich ein, und kamen bis Abend nicht wieder zum Vorſchein.

Doch der übrigen Geſellſchaft war noch manches Ergetzen bereitet. Neben dem was Ehrenmänner des Dorfes dem neuvermählten Pfarrherrn insbeſondre zu geben veranſtaltet hatten, ſollte ihm noch im Nahmen der Gemeinde auf das

Hochzeitfeſt eine inwendig vergoldete ſilberne Schale überreicht werden. Zu dieſem Geſchäfte wurde von den Vorgeſetzten mit preiswürdigem Feinſinne der Alte auserſehen, den der Prediger jüngſt aus den Flammen gerettet hatte; und ſo trat er von zwey derſelben geführt in den Saal, und both mit zitternden Händen das Geſchenk ſprachlos dem Bräutigam entgegen. Alle Herzen waren von freudiger Wehmuth durchdrungen; der Prediger aber hatte nur Thränen der innigſten Rührung ſtatt Worte. — Dem innern Rande der Schale waren nächſt der Tag- und Jahrzahl der Feuersbrunſt einzig die Worte eingegraben: Ein guter Hirt läßt ſein Leben für die Schafe. — Unten am Fuſſe ſtand der Nahme des Pfarrers und der Gemeinde.

Auch kam die junge Frau aus der idylliſchen Hütte, blühend wie eine Roſe, mit ihrem Jungen, dem Pathen der Anweſenden, und brachte der Geſellſchaft einen Korb mit Früchten zum Geſchenk, und der Braut einen Stock Butter.

Unter die Armen der Gemeinde hatte der Oberſte insgeheim allerhand Gaben austheilen, und den zwey jungen Burſchen, die dem Prediger bey dem Brande beygeſtanden, jedem eine Kuh in den Stall bringen laſſen. Der jungen Mannſchaft wurde in der Nähe des Schloſſes, wo eine der ſchönſten Ausſichten des obern Rheinthales iſt, ein Freyſchießen zum Beſten gegeben, dem der größere Theil der Geſellſchaft auch beywohnte; das dauerte bis an den Abend, und ſelbſt in der Nacht vernahm man noch fernes Jauchzen aus dem Dorfe.

Alles dieſes, und andres mehr noch, machte den Tag feſtlich; der Beſchluß aber ſetzte demſelben die Krone auf. Denn als man bey angehender Nacht wieder beyſammen ſaß, erſchien der Oberſte mit Guſtav und Clotilde am Arme, den Hochzeitgaſten, wie er ſagte, noch ein neuverlobtes Paar zuzuführen, und als ſeine lieben Kinder ihrer Freundſchaft aufs Neue zu empfehlen.

War je eine Theilnahme aufrichtig, eine Freude einſtimmig, ſo war es jetzt. Ein lautes Frohlocken verbreitete ſich durch den Saal und das ganze Haus, ſo daß auch der treue Tobias an der Spitze der Dienerſchaft kam, und alle mit unverſtellter Ergebenheit verlangten, der jungen Herrſchaft glückwünſchend die Hände zu küſſen.

Die Neuverehlichten hatten dem nunmehr in ſicherer Liebe hochbeglückten Paare ſogleich den Ehrenplatz eingeräumt. Es war ein erneuertes Feſt; man war und pries ſich glücklich im Wiederhohlen der Vergangenheit, im Zuſammenfaſſen der Gegenwart. Und als man auf die Geſundheit des Oberſten und der liebenden Beyden trank, erwiederte es jener mit dem Wunſche für die, welche, was ſie noch nicht ſeyen, noch werden können. Wer damit gemeint war, verſtand es, ſchlug einen Moment den Blick nieder und ſchwieg erröthend; die Frau Amtsräthin aber bezog es, ganz gegen die Abſicht des Oberſten, auf ſich, dankte gar ſchön, und erklärte, was alle ſchon wußten, daß heute wirklich auch der Tag ſey, an dem ſie Hand und Herz dem Herrn von X. ſchriftlich zugeſichert habe, auf deſſen Schloß ſie künftig ihre Wohnung aufſchlagen werde; ſie empfahl ſich ebenfalls zu fortdauernder Freundſchaft.

Auch das wurde mit Liebe aufgenommen, und im Nahmen aller verbindlich von Guſtav beantwortet. Zwar ſtimmte es den Flug der Begeiſterung ein wenig herunter, doch der alte Profeſſor fand es nicht außer der Ordnung: Denn, ſagte er zu ſeinem Nachbar, es gehört zum irdiſchen Wohlſeyn, daß der Menſch nicht zu lange in den Lüften der Empfindung verweile.

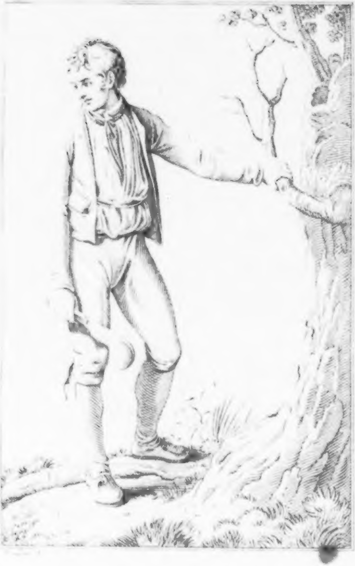
Mit dieſem Tage, dem die Trauer nur das Geräuſch, aber nicht die Innigkeit der Freude genommen hatte, war die Wechſelhöhe der Gaſtgenoſſenſchaft erreicht; man fühlte das, und mit dieſem Gefühle, wenn auch ſchon die Neigung zum Beyſammenſeyn noch vorherrſchte, war ohne Täuſchung kein Bleiben mehr.

Der Oberſte, dem wenig andre Wahl übrig blieb, wenn er weder nach Hauſe zurückkehren, noch in der kalten Schweiz bleiben wollte, hatte dem Ermahnen der Mehrzahl nachgegeben, und ſich entſchieden, den Winter jenſeits der Alpen zuzubringen. Da die Schweizerin hieran keinen Antheil nehmen konnte, ſo wurde bey der Frau Amtsräthin ausgewirkt, daß die Vaſe als Geſellſchafterin Clotilde's mitgehen dürfte, worüber beyde hocherfreut waren. — Guſtav ſollte bis zu ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung noch auf dem Schloſſe bleiben, und dann mit dem Englander, der ſich nicht von ihm trennen wollte, auf Reiſen gehen: Vielleicht treffen wir einander in Italien, hieß es; und dieſes vielleicht war bey den Jünglingen ſchon ein beſtimmter Vorſatz. Hingegen wollte die Chanoineſſe, die ſich viel mit der Bildung von des Hauptmanns Töchterchen abgab, noch einige Zeit in der Schweiz bleiben, und dann ihr Stift beſuchen.

Und ſo kam die Trennung. Erſt aus den Armen Guſtavs, und von dem nun auf immer zurückbleibenden Suschen; wer will ihre Schmerzen beſchreiben? — In Conſtanz, (der Hauptmann war ſchon früher verſchwunden) ſchied die Chanoineſſe und der Engländer; dieſer im Gefühle des Glücks, nach einer ſeinen Wünſchen antwortenden Unterredung mit der Baſe, die in Gegenwart des Oberſten vorging. Die Chanoineſſe nahm gar nicht Abſchied, ſo war ſie mit dem Oberſten überein gekommen; allein ſie trat den Rückweg mit zerriſſenem Herzen an, denn Achtung und Liebe für den Alten hatten ſich in ihr, je näher ſie ihn kennen gelernt, immer tiefer gewurzelt; ſie liebte ihn ſelbſt in ſeinen Schwachheiten.

In Bern blieb die Schweizerin zurück, und fühlte ſich wie verlaſſen mitten im Kreiſe der Ihrigen; und die Reiſenden weinten lang um dieſe Seele voll Rechtlichkeit und Treue.

Noch war der alte Profeſſor allein übrig, der dem Freunde das Geleit bis an die Berge gab. — Wo ſehen wir uns wieder? fragte ſich losreißend der Oberſte — In dem Reiche ſüßer Erinnerungen, antwortete der Profeſſor; und eine menſchliche Zähre floß dem Einſamen über die Wange.



Saly's
Revoluzionstage.

Herausgegeben
von
Ulrich Hegner.

Sæpe etiam est olitor valde opportuna locutus.

Winterthur, 1814.
in der Steineriſchen Buchhandlung.

[illegible] 7 . 2

RSITAET [illegible] THEK

Vorrede.

Wer die ehmahlige Schweiz kannte, weiß, daß es auch in den untern Ständen Köpfe gab, die ſich durch originelles Daſeyn und unerwartete Geiſtesbildung auszeichneten. Dahin gehörte auch Salomon N., oder Saly der Holzhacker (wie er gewöhnlich hieß), wiewohl er durch Geburt mehr war, als er ſcheinen wollte, und Selbſterziehung ihn weiter gebracht hatte, als er gewöhnlich merken ließ. Jenen Beynahmen gab er ſich ſelbſt, um die Aufmerkſamkeit von ſich abzuleiten, indem er ſeine ſtille Unabhängigkeit jedem glänzenden Scheine vorzog, in der Einſamkeit der Wälder und dem Frieden der Gärten ſeinen Unterhalt wie ſeine Freude fand, und nicht gerne hörte, daß man ihn wegen ſeiner Lage bedauerte.

Er ſchrieb dieſe Denkwürdigkeiten in fremdem Lande, wohin ſeine Frau und Er mit dem Oheim aus B.gten gezogen waren, um den Stürmen, die unaufhaltſam über das Vaterland eingebrochen, zu entgehen; daher berührt er auch manches ohne Scheu, worüber man im Auslande frey, zu Hauſe nur mit Umſicht reden durfte. Jetzt ſind die Zeiten vorbey, wo offenes Geſtändniß noch Schaden ſtiften oder Bitterkeit erregen könnte; hingegen enthält ſeine einfache Erzählung ſo manchen Zug, der den Charakter der Zeit und der damahligen Menſchen bezeichnet, daß wir ſie auch in dieſer Hinſicht des Aufbewahrens werth achten.

Er dachte ſchnell und ſchrieb langſam; der Freund, der die Herausgabe dieſer Handſchrift übernahm, fand daher, Geringfügigkeiten der Schreibart abgerechnet, wenig daran zu ändern. Sollte das abgebrochene Ende manchen Leſer nicht befriedigen, ſo kann der Herausgeber verſichern, daß ſich in Klare's Handbuch, das man als den zweyten Theil dieſer Geſchichte betrachten könnte, beruhigende Aufſchlüſſe über das Schickſal der vornehmſten hier vorkommenden Perſonen finden.

Uebrigens mag auch dieſes Bruchſtück einer Lebensgeſchichte zeugen, daß die Vorſehung nicht nur über die Großen und Angeſehenen dieſer Erde, ſondern auch über unbedeutend ſcheinende Menſchen mit gerechter Liebe walte, und mithin keiner den andern ſo leicht verachten ſolle.

Da hat der Landvogt Unrecht, ſagte ich.

Der Beamte ſchüttelte den Kopf und ſprach: Guter Freund, man ſollte heut zu Tage bedenken, was man redet!

Die Einen lächelten, die Andern erſchracken; alle aber ſchwiegen. Mir ſchien es eben ſo verächtlich, daß keiner von denen, die ſonſt die Mäuler immer zum Schmählen offen haben, ſich jetzt vor dem Beamten ein Wort zu ſagen getraute, als es mich nichts Gutes erwarten ließ, daß zu dieſer Zeit jede ſchuldloſe Rede in bedenklichem Sinne genommen werden ſollte.

Wer es nicht böſe meint, ſollte unter Seinesgleichen wohl die Wahrheit ſagen dürfen, verſetzte ich, und verließ die Geſellſchaft.

Unter Seinesgleichen? brummte mir der Beamte nach.

In meinem Dorfe — es mag in andern auch ſo ſeyn — gab es, die Lumpen *) abgerechnet, von jeher drey Arten Leute. Die erſten waren Augendiener der Obern, größtentheils Beamte, Schreiber, Lehenleute und dergleichen. Dieſe zeigten ſich mir nie ſonderlich geneigt, weil ich keine Schulden bey ihnen machte; doch auch nicht gänzlich abgeneigt, weil ich vor ihnen immer den Hut abnahm.

Die Andern waren die geheimen Räthe des Pfarrhauſes, als Küſter, Schulmeiſter, Hebammen und Scheinheilige. Dieſe haßten mich, weil der Pfarrer bisweilen über mich murrte; denn wo der Herr und Meiſter nicht ſegnet, da fluchen die Jünger. Der Pfarrer meinte es ſonſt ehrlich und gut, aber er äuſſerte manchmahl ſeine Unzufriedenheit, daß ich nicht genug zur Kirche ginge, und lobte aus dieſem Grunde meine Frau auf meine Unkoſten.

Die dritte Art endlich waren die ehrlichen, treuherzigen Bauern von altem Schrot und Korn, denen Haus und Hof ihre Welt, und Arbeit ihr Leben war; zufriedene, ſorgenfreye Leute, die, ohne fromm

---

*) Dieß Wort bedeutet in der Schweiz einen liederlichen Menſchen, der die Sorge für ſeinen häuslichen Wohlſtand aufgegeben hat.

ſeyn zu wollen, ihren Nächſten liebten wie ſich ſelbſt, treu und kalt, und ihr Vieh beynahe wie ihren Nächſten. Sie mochten mir wohl; nur fanden einige, ich arbeite nicht genug, weil ich Bücher im Hauſe hatte, und zuweilen Stadtleute zu mir herauskamen. Oft fragten ſie mich über ihre häuslichen Angelegenheiten und Zwiſtigkeiten um Rath, weil ſie glaubten, man lerne die Klugheit aus Büchern, und weil ich ihnen meinen Rath weniger breit und weitſchweifig, oder auch wohlfeiler gab, als die Beamten.

Doch auch die zuerſt Erwähnten erkundigten ſich manchmahl nach meiner Meinung, etwa was ich in dieſem oder jenem Falle dem Gerichtsherrn antworten würde? Oder ſie legten mir unter fremdem Namen Rechtsfragen vor, die meiſtens ſie ſelbſt betrafen; das alles jedoch unter der Hand und ſelten auf geradem Wege, es ſey denn, wo es der Drang des Gewiſſens erheiſchte. Ich habe auf dieſe Weiſe ſchon ſeltene Gewiſſensfälle behandelt, und manchen getröſtet, der ſeinen Umſtänden nach zehenmahl glücklicher ſeyn konnte als ich, wenn das Glück von außen herein käme.

Von den Lumpen ſage ich nichts. Wiewohl viele luſtige Brüder und Schälle unter ihnen waren, die mich ehemals durch ihre Spaßmacherey anzogen, ſo hatte ich doch mit reiferm Alter gefunden, daß ihre Geſellſchaft nichts tauge und Flecken zurücklaſſe.

Mich ſelbſt kann ich unter keine von dieſen Klaſſen ordnen, ob ich gleich manchmahl wünſchte, mit Leib und Seele einer anzugehören; denn das Alleinſtehen hat auch ſeine Leiden. Allzufrühe meiner Aeltern, die weit vom Vaterlande geſtorben, und ihrer beſſern Erziehung beraubt, und durch einen liederlichen Vormund um mein kleines Vermögen gebracht, wurde ich als ein verlaſſener Knabe von einem Freunde meines Vaters mitleidig aufgenommen. Er war Offizier, verließ aber bald nachher den Dienſt, und zog ſich nach Hauſe auf ein Landgut zurück, wo er nach ſeiner Phantaſie lebte, und mich auch ſo leben ließ. Ich wurde zu keinem Beruf angehalten, und konnte machen was ich wollte, wenn des Herrn kleine Angelegenheiten beſorgt waren; ſo gerieth ich über ſeine Bücher, und las Jahre lang, was mir unter die Hände kam. Als er aber ſtarb, und von ſeinem Nachlaſſe mir nichts mehr übrig war als die Bücher, ſah ich wohl, daß dieſe ihren Mann nicht erhielten, und mußte nun arbeiten um zu leben, und da ich nichts beſſeres konnte, ſuchte ich im Sommer mein Brot mit Gartenarbeit im benachbarten Städtchen, winterszeit mit Holzfällen in den Waldungen deſſelben zu verdienen. Dabey ging es mir wohl, ich war geſund und fröhlich, brauchte wenig, und konnte darum täglich von meinem Verdienſte etwas beyſeit legen, bald einen kleinen Holzhandel anfangen und des Sonntags meine Bücher wieder vornehmen.

Die Bürgersleute in dem Städtchen hatten mich gerne, weil ich fleißig war und einen ordentlichen Wandel führte, weil ich oft mit ihren Kindern ſcherzte, die Männer geduldig anhörte und mit den Weibsperſonen zutraulich plauderte.

Sobald ich ſo viel zuſammen geſpart, daß ich ein Stück Wieſe kaufen konnte, heirathete ich ein Mädchen, auf welches ich ſchon lange ein Auge hatte, und baute aus ihrem und etwas entlehntem Geld ein Häuschen in die Wieſe. Die Frau beſorgte nun mit ihrer Mutter untadelhaft das Gütchen, und ſetzte ſich zum Spinnrade, wenn ſie draußen nichts zu thun hatte, indeſſen ich in der Stadt meinem Erwerbe nachging.

So lebte ich mit mir ſelbſt und aller Welt im Frieden.

Ich dachte nicht weiter an den Vorfall mit dem Beamten, als des Abends ſpät jemand an dem Fenſterladen klopfte und mich hinausrief. Wir hatten eben zu Nacht gegeſſen, meine Frau las der alten Mutter den Abendſegen vor, und ich ſchlummerte hinter dem Ofen; denn ermüdet von der Arbeit war ich aus der Stadt gekommen.

Es war ein Bekannter aus einem andern Dorfe, der mich einlud, ſogleich aber heimlich in die N. Mühle zu kommen, wo jemand mit mir ſprechen wolle.

Dieſe Einladung befremdete mich, denn der Müller war ſonſt nicht mein Freund. Da ich armer Taglöhner nach dem reichen Filze nichts fragte, ſo war ich ihm ein hochmüthiger Kerl; wie es denn ſo in der Welt der Brauch iſt, daß man die eignen Fehler an ſeinem Nächſten zuerſt findet, und jeder der moraliſche Spiegel des andern iſt. Ich entſchuldigte mich ſofort mit Schläfrigkeit, allein der Bothe beharrte, und that ſo geheim und bedeutend! Nicht der Müller, ſagte er, ſondern andre Männer, die da ſeyen, verlangen mich; es werde mich nicht gereuen.

Nun hatte ich ſchon ſeit einiger Zeit bemerkt, daß oft bekannte und fremde Leute, wohl auch

Reiter, des Abends in dieſer abgelegenen Mühle ab- und zugingen, und etwas Geheimes trieben, mich aber bisher wenig darum bekümmert, und dieſe Entdeckung zu den Dingen außer meinem Berufe, zu den auswärtigen Angelegenheiten gezählt, die nicht in meinen Friedkreis gehören; zumahl die, von denen ich ſo etwas merkte, von dem vornehmern Schlage der Bauern waren, mit denen ich nicht gern zu ſchaffen hatte.

Nun, es iſt nicht weit, gab ich zuletzt dem Bothen zur Antwort; ich will ſehen, wer ſo ſpät noch meiner bedarf.

Die Neugier beſiegte meine weitere Ueberlegung, und die Stille der Nacht trug auch zu dieſem Siege bey. Geheimniſſe werden da getrieben, dachte ich, und zwar von Leuten, die ich nicht kenne: es iſt doch wohl den Gang werth, zu ſehen wer ſie ſind. Und daß ſie mich auch dabey haben wollten, gab mir für dieſen Augenblick eine Bedeutſamkeit in meinen Augen, für die der Name Selbſtgefühl zu gut iſt. Ich könne ja wieder gehen, meinte ich, wenn mir die Sache nicht gefalle; und dachte nicht daran, daß man ſelten ſo geſchwind aufhören kann, als man angefangen hat.

Die Weiber in der Stube waren nicht zufrieden, daß ich weggienge, und wollten wiſſen wohin; allein es ihnen zu ſagen, ſchien mir eine ſchlechte Empfehlung zu einem Mitgliede einer geheimen Geſellſchaft zu ſeyn — das Geheimniß hatte mich ſchon angeſteckt, bevor ich es wußte — und ſie mit einer Lüge abzuſpeiſen, wollte mir gegen die treuen Seelen auch nicht recht dünken; zudem fiel mir keine ein. — Ich verſprach bald wieder zu kommen, und ſchickte ſie unberuhiget zu Bette.

Es war eine Viertelſtunde nach der Mühle hin. Unterweges wollte meine Einbildungskraft der Wirklichkeit voreilen, und mir allerley Vorſtellungen meines Empfanges, und deſſen, was man ſagen, und ich antworten würde, vormahlen; allein ich ſuchte dieſen Geiſt des Vorgenuſſes geſchwind los zu werden, weil ich ihn ſchon lange als einen gefährlichen Geſellen kenne, und weiß, daß man durch ein ſolches Hineindenken in eine zukünftige Lage ſich zwar leicht zu einem Helden aufſchrauben, und Reden und Thaten, Fragen und Antworten zuſammenſetzen kann, wobey man nach Belieben die ſchönſte Rolle ſpielt. Wenn denn aber die Zukunft zur Gegenwart wird, ſo findet ſich auch alles anders, man iſt über die betrogene Erwartung betroffen, und eben ſo ſchwach und unklug, als man vorher in der Einbildung beſonnen und ſtark war.

Ich brach alſo damit ab, betrachtete die ſchöne Winternacht, und das Heer der Sterne, eine Unendlichkeit, vor der alle eitele Anſprüche ſchwinden; ich erheiterte mein Gemüth mit den Gedanken an meine heutige Arbeit, die zwar nur in einfachem Tagewerk beſtanden hatte, woher mir jedoch die Müdigkeit bewies, daß ich nicht als ein Müſſiggänger gelebt hätte.

So kam ich zu der geheimnißvollen Mühle: und dieß war mein erſter Schritt zur Revoluzion. Schon in manchen Vorfallenheiten meines Lebens von einiger Bedeutung war der erſte Schritt das Vorbild der ganzen künftigen Handlung. Dieß Mahl war er, den kleinen Beytrag von Eitelkeit und Neugier abgerechnet (ohne Schwachheit geſchieht nichts Menſchliches) unſchuldig; mögen ihm die Folgen entſprechen!

Damit ich durch Anklopfen keinen Lärm machte, obgleich die Mühle allein lag, ſtand ein Wächter bereit, der mich in ein hinteres Gemach auf dem zweyten Stock führte. Ein Dutzend Männer aus der Nachbarſchaft ſaßen da, und einige fremde, die aber in ein Nebenzimmer gingen, als ich ankam.

Unter den Anweſenden kannte ich etliche als vernünftige Leute, mehrere als dumme, liſtige und langweilige Geſchöpfe, die aber jezt die wichtigſten Geſichter machten. Sie hieſſen mich zu ſich ſitzen und Beſcheid thun, es war Wein auf dem Tiſche; Briefe und Zeitungen lagen zerſtreut umher.

Einer, den ich ſchon lange für einen geſcheidten aber unruhigen Kopf anſah, nahm das Wort: Salv, wir wiſſen, daß du es gerne haſt, wenn man offen mit dir ſpricht, höre alſo: Du wirſt aus unſrer Zuſammenkunft und der Zeit derſelben wohl abnehmen, daß unſer Vorhaben ein Geheimniß und keine Kleinigkeit ſey; wir haben dazu einen vertrauten Mann nöthig, der uns Briefe und mündliche Berichte herumtrage; willſt du der ſeyn, ſo ſollſt du einen guten Lohn haben? Auch wiſſen wir, daß du oft in der Stadt arbeiteſt, und viel mit den Einwohnern plauderſt, da ſollſt du einige Worte, worüber wir dich unterrichten wollen, fallen laſſen. Aber zweierley mußt du uns gleichſam an Eidesſtatt verſprechen, einſtweilen nach unſerm Geheimniſſe weiter nicht zu forſchen, als wir ſelbſt dir davon bekannt machen, und das tiefſte Stillſchweigen über alles, was du ſieheſt und höreſt, zu beobachten. Trink unterdeſſen ſo viel du magſt!

Ein Zweiter, ein alter freudenloſer Schleicher, der mir ſchon lange verhaßt war, wollte nun auch anfangen zu reden, wie das ſo dieſer Leute Weiſe iſt, nie einen allein ſprechen zu laſſen, ſondern mit andern Worten das Gleiche zu ſagen. Er fing an: Wir wiſſen, daß du Geld nöthig haſt, Salv . . . Ich unterbrach ihn aber; ſchon der Antrag des Erſtern, für den ich ſonſt einige Achtung hegte, hatte mich beleidigt, weil ich glaubte, ich wäre zu etwas Beſſerm gut.

Behaltet euer Geld und euern Wein, ſo wie euer Geheimniß, ſagte ich, ich mag von allem nichts! Ich ſoll euer Briefträger ſeyn, nun das ginge noch an, wenn es am hellen Tage geſchehen kann: aber Worte fallen zu laſſen, deren Sinn und Zweck ich nicht weiß, und damit Geld zu verdienen, das ſey fern von mir! Wollt ihr mich brauchen, ſo müßt ihr mir nicht nur ſagen, wozu, ſondern auch, warum, ſonſt geh ich heim in's Bett. Ihr wißt, ſagt ihr, daß es mir lieb ſey, wenn man offen mit mir ſpricht, das thut ihr aber nicht! ich hingegen ſpreche wirklich gerne ſo, und ſage euch rund heraus: Arm bin ich zwar, aber Geld verdienen mag ich keines auf Sch[illegible]ichwegen.

Der mich zuerſt angeredt hatte, lächelte, und ſprach zu den übrigen: habe ich's nicht geſagt?

Der Zweite aber, ein Mann im Amte, und von ſolchen herſtammend, mithin vom Bauernadel, deſſen Hochmuth den ſtädtiſchen, ſo viel ich davon weiß, merklich übertrifft, wurde über meine Rede ungehalten, und fing mit unterdrücktem Zorn und drohendem Finger an: Salomon! Salomon! — als ſich die Thüre des Nebenzimmers öffnete, einer der Fremden heraustrat, mich bey der Hand ergriff, und freundlich ihm folgen hieß. Nun habe ich die Schwachheit, wofern es eine iſt, wenn mich einer durch böſes oder plumpes Betragen aufgebracht hat, und es kömmt ein andrer, der artig und klug iſt, ſo kann dieſer mit mir machen was er will. Daher folgte ich auch dem Unbekannten willig.

Es waren noch drey andre in dem Nebenzimmer, die ich der Kleidung nach für Bewohner einer andern Landesgegend erkannte, ſtattliche Leute.

Mein Führer, ein Mann von ernſtem Ausſehen, ſetzte ſich vertraulich neben mich. Wir haben, ſprach er, auch ſchon von Euch gehört, Salomon, und jetzt Euer Benehmen beobachtet, und es hat uns gefallen; ſo ein Mann, wie Ihr ſeyd, verdient alles zu wiſſen, und mehr als die meiſten da draußen. Wir haben Zutrauen zu Euch gefaßt, und wünſchten, daß Ihr uns kenntet, ſo würdet Ihr auch Zutrauen zu uns haben. Unſer Vorhaben iſt wichtig, iſt von vielen geprüft und von bedeutendem Orte her als gerecht anerkannt worden. Wir brauchen aber Hülfe, und zwar ſowohl von Guten und Verſtändigen, die aus eigner Kraft handeln, als von ſolchen, die blos äußere Güter beſitzen, Anſehen und Geld, womit man wirken kann. Zu den Erſten zählen wir Euch.

Er fing nun an, mir die Beſchreibung von einer Menge drückender Mißbräuche zu machen, die allmählich zum Nachtheil der vaterländiſchen Freyheit eingeſchlichen ſeyen, wovon mich zwar in meinem engen Kreiſe die wenigſten gedrückt hatten, wie ich ihm auch zu verſtehen gab; deren Einfluß aber auf's Ganze, an welches ich bisher wenig gedacht, er mir ſo fühlbar zu machen wußte, daß ſie in dieſem Augenblicke wie eine ungewohnte Laſt ſich auf meine jugendlichen Schultern zu lagern ſchienen.

Dann ſprach er noch von einem Verſuche, der vor einigen Jahren gemacht worden ſey, dem Uebel abzuhelfen, und dieſen Mißbräuchen durch Vorſtellungen an Behörde zu ſteuern. Er entwickelte den unglücklichen Erfolg der damahligen Unternehmung, und das traurige Schickſal, das ſich die beßten ihrer Freunde dadurch zugezogen; die doch, wie er behauptete, nichts als Remedur, und zwar auf keinem ungeſetzlichen Wege verlangt hätten. Ein auffallender Unwille, der mir nachher wie verhaltener Grimm vorkam, bemächtigte ſich ſeiner während dieſer Erzählung ſo, daß ihm Thränen über die Backen liefen.

Da fing ein andrer an, und ſprach von dem zwiefachen Entſchluße, den ſie nun von neuem auf das feyerlichſte unter ſich gefaßt, ſowohl die verlornen Freyheiten des Vaterlandes wieder herzuſtellen, als auch ihre unglücklichen Brüder zu befreyen. Vor ähnlichen Verfolgungen ſeyen ſie geſichert — er ſagte mir aber nicht wie — und zum Gelingen brauchen ſie weiter nichts als die meiſten Stimmen im Lande.

Ich hörte ihnen nicht ohne Bewegung zu, denn das alles war mir ganz neu, und ſo hatte ich Landleute noch nie ſprechen hören. Ihre Wohlredenheit, ihre wenigſtens ſcheinbare Empfindung, ihr Zutrauen kamen mir wie Wahrheit vor, und raubten mir die eigne ruhige Ueberlegung, die uns leider eben bey überraſchenden Vorfällen am geſchwindeſten verläßt. Meine Antwort war kurz, und, wie ich damahlglaubte, gut: ſie ſprechen wie Männer, und wie ich es ſelten höre; was von mir mit gutem Gewiſſen für ſie und ihre Sache geſchehen könne, das wolle ich aus allen meinen Kräften thun, und ihnen heilig verſprechen, daß ſie ſich in allen gerechten Dingen auf mich und mein Stillſchweigen verlaſſen können.

Wir trauen Euch wie uns ſelbſt, erwiederten ſie, und bedürfen keines Gelübdes Eurer Verſchwiegenheit. Gebt uns die Hand, und ſeyd unſer Bruder!

Hierauf erklärten ſie mir noch einiges, und ſagten endlich: Man ſchlug Euch uns vor, um einen Brief ſicher an Ort und Stelle zu bringen, dafür aber ſeyd Ihr zu gut. Indeſſen iſt es jetzt unſer inniger Wunſch, daß Ihr bald mit den Beſſern der Bundesbrüder in unſrer Gegend bekannt werdet, und dazu iſt kein ſchicklicheres Mittel, da wir ſelbſt noch nicht nach Hauſe reiſen können, als daß Ihr unter dem Vorwand eines Briefes dahin geht; dadurch könnt Ihr auch bey den hieſigen Freunden Eure genauere Verbindung mit uns noch geheim halten; welches, wie Ihr ſelbſt einſehet, um einiger derſelben willen nöthig iſt.

Ich war zu allem willig.

Sie hießen mich noch einen Augenblick in der groſſen Stube warten, bis ſie mir den Brief übergeben könnten. — Was und wie viel Ihr draußen zu eröffnen habt, brauchen wir Euch nicht zu ſagen, fügten ſie hinzu, Ihr kennt ſie beſſer als wir.

Der mich hereingeführt, brachte mich auch hinaus. Salomon iſt unſer Freund! ſagte er. Sogleich ſtanden ſie alle auf und gaben mir die Hände; auch der adelſtolze Beamte, der es ſchon nicht mehr wagte, mich zu duzen, obgleich dieſe Herren ſonſt bey uns das Vorrecht ſtrenge ausüben, gemeine Leute mit Du anzureden, das aber dieſe ja nicht erwiedern dürfen. Ich ſetzte mich in ihren Tabakrauch. Ihr habt lange drinnen zu thun gehabt, ſagten ſie — Gelt! die können reden! Ihr werdet nun ohne Zweifel unſerm Verlangen entſprechen? — Ich antwortete wenig, denn ihre Reden und Manieren kühlten mich wieder gewaltig ab.

Endlich kam der Brief, und ich nahm meinen Abſchied.

Als ich an die freye Luft und unter den Sternhimmel kam, war es als ob mir jemand zuriefe: So fängt man die Mäuſe! — Je weiter ich ging, langſam oder geſchwind, deſto enger ſchlangen ſich jetzt Bedenklichkeiten und Zweifel um meine Seele, ſo leicht mir noch ſo eben in dem kleinen Zimmer unter den freyheitdürſtenden Männern alles geſchienen hatte. Sonſt machte die weite Natur gerade die entgegengeſetzte Wirkung auf mein Gemüth. Ganz anders ſah ich jetzt die Sterne an, als im Hingehen nach der Mühle; damahls als das unendliche Vaterland meiner Sehnſucht, jetzt wie eine alltägliche Erſcheinung; damahls war ich müde am Körper, aber im Geiſte leicht wie ein Reh, und muthig wie ein junges Roß; jetzt hingegen ſchien ſich ein Berg auf mein Herz zu wälzen. Ich ſuchte mich jedoch zu ſammeln, und meine neue Verbindung in den Geſichtspunkt eines bloßen Auftrags, den ich um Lohn übernommen, zu ſtellen. Es war mir aber alles nicht recht, und ich ſahe nur zu deutlich, wie ſehr ich aus meinem Gleichmuth herausgehoben ſey.

Das ſoll aber nicht ſeyn, rief ich, das taugt nichts! und ſetzte mich, der Kälte ungeachtet, auf einen Stein, halbweg zwiſchen unſerm Dorf und der Mühle, und ſtrengte alle Kraft der Vernunft an, mich zu ermannen, und der Unruhe los zu werden. Zuerſt ſuchte ich das, was mir die fremden Männer von ihrem Vorhaben geoffenbaret, in das möglichſt helle Licht zu ſetzen. Ueber das Recht ihrer Klagen wußte ich wenig einzuwenden, weil ich die Gründe der Gegner nicht kannte; die Schilderung von dem harten Schickſale ihrer Freunde ſchien mir, wiewohl Leidenſchaft durchblickte, empörend, und die Keckheit ihres Entſchluſſes hatte für mich was Anziehendes. — Aber wer gibt dem Volke das Recht, ſich ſelbſt zu helfen? fragte ich ſchon in der Mühle; und ihre Antwort: Der, ſo ihm Unrecht thut, wollte mir jetzt nicht mehr einleuchten. Und daß dieſe Selbſthulfe nicht ohne Verwirrung im Lande geſchehen könne, empfand ich wohl, wenn man einen Sumpf aufrührt, wird das Waſſer trübe.

Alles dieſes gab mir aber, die Wahrheit zu geſtehen, weniger zu ſchaffen, als die Rechtlichkeit und die Folge des Antheils, den ich ſelbſt ſchon an der Sache genommen. Man wird mit ſich ſelbſt immer zu geſchwind oder zu ſpät fertig. Die, welche Lehrer ſeyn wollen, rathen uns zwar, dergleichen Selbſtprüfungen über den ſittlichen Werth unſrer Handlungen nach feſten Grundſätzen vorzunehmen; allein ich bin nie weit damit gekommen. Nicht nur iſt es langweilig, ſo ſeinen eignen Schritten und Tritten nachzugehen, ſondern es hält auch ſchwerer als man glaubt, Auge und Spiegel und Gegenſtand in dem eignen Selbſt zu vereinigen. Und wenn man ſich auch ſchon Grundſätze geſammelt hat, womit man ſich im Alltagsleben ziemlich ehrenhaft behilft, ſo leiſtet doch ihr todter Buchſtabe in außerordentlicher Lage wenig geiſtige Hülfe.

So ging es mir jetzt. Das ſah ich wohl ein, daß ich mich in eine Verbindung eingelaſſen, worin ich ohne Nachtheil meiner Ruhe kaum bleiben, wovon ich mich aber auch nicht ſogleich wieder losmachen könne; in eine Verbindung, die, wie ich ſchon jetzt erfahren, nicht nur aus Klugen und Tüchtigen, ſondern auch aus Eiteln und Albernen beſtehe, mit denen man wohl zerſtören, aber nicht aufbauen kann. Ich ſahe, daß dieß alles mein glückliches einfaches Leben unterbrechen werde, und das that mir wirklich wehe. Auf der andern Seite aber lockte mich manche neue Lage, in die zu kommen ich vorausſah, und wozu ich mehr Kraft und Muth als Unluſt fühlte.

So ſaß ich lange auf dem kalten Steine, und überlegte hin und her, was für einen Entſchluß ich nehmen ſollte, als mir endlich einfiel, ich ſoll und könne gar keinen mehr nehmen, denn ich habe bereits ſchon gewählt, als ich den fremden Männern den Handſchlag gab: mir bleibe alſo nichts anders zu thun übrig, als mein Verſprechen zu halten, den Brief zu beſorgen, mich den unbekannten Bundesbrüdern zu zeigen, und muthig zu erwarten, wohin mich das Schickſal weiter führen wolle.

Ich ſtand auf, und wollte nun im Gehen noch auf den Abſchied von meiner Frau ſinnen, als ich Stimmen hinter mir hörte, die mich zwangen zu eilen. Der Nachtwächter rief eben zwey Uhr, als ich in mein Haus trat. Ich ſtieg ſachte hinauf, um mich noch ein Paar Stunden niederzulegen, denn ich fühlte erſt jetzt, daß ich jämmerlich erfroren war. Marie, meinte ich, ſollte meiner nicht inne werden. Aber ſie wachte; armer Saln, ſagte ſie, wie frierſt du! warum kömmſt du ſo ſpät?

Ja leider wohl ſpät, gab ich zur Antwort; ich mußte noch auf einen Brief warten, den ich morgen über Feld tragen ſoll für einen Fremden; ſag aber niemand nichts davon! und jetzt laß mich noch eine Weile ſchlafen. — Nun Gottlob! daß ich dich wieder habe, und daß du morgen nicht arbeiten mußt, du würdeſt gar zu müde; ſprach ſie halbſchlafend, und ließ es dabey bewenden. — Ich ſchlief auch bald ein.

Noch ehe der Morgen durch die gefrornen Fenſterſcheiben graute, ſtand ich reiſefertig in meinem Sonntagskleide da. Ich ſteckte acht zuſammengeſparte Gulden in die Taſche, um damit einen Lichtmeßzins in Z. zu bezahlen, den ich ſonſt durch den Bothen zu überſchicken pflegte; in der Hoffnung, dagegen etwas Zehrung zu erhalten, und ſo das Wirthshaus nicht zu bedürfen. Nach drey Tagen verſprach ich zurück zu kommen.

Wir ſchieden ungern. Ach ſo eine lange Trennung hatten wir in unſerm Eheſtande nur Einmahl erfahren, als ſie für acht Tage ins Bad ging, und ſchon am dritten aus Heimweh wieder nach Hauſe kam!

Es war ein friſcher klarer Wintermorgen, an dem es ſich trefflich wandern ließ. Eine ſolche Wanderſchaft iſt für den Arbeitsmann feſtliche Erhohlung, auch mir war ſie es; das Gefühl der Heiterkeit, welches ich ſo oft den Bergleuten anträumte, wenn ich ſie Sonntagmorgens von ihren Höhen herunter ruhig und frey zur Kirche ziehen ſah, ward jetzt, ſo wie ich einmahl recht von Hauſe weg war, das meinige, und es behagte mir, nun tagelang unabhängig und einſam meinen Gedanken nachhängen, und mit dieſer Empfindung die ſchöne Gegend wieder beſuchen zu können, wo ich in meiner Kindheit einige Monathe bey einem alten Geiſtlichen in ſorgeloſem Glück verlebt hatte.

In dem benachbarten Städtchen war ſchon alles aus den Federn; die Handwerker arbeiteten, und die aufgemachten Krämerläden warteten auf Käufer. Es iſt ein betriebſames Völklein; wer aber wenig ſieht und hört, iſt neugierig auf Kleinigkeiten, daher wollte jeder, der mich in meinem Sonntagsrocke ſah, wiſſen, wo ich hinginge. In ſolchen Fällen antwortet man mit Halbwahrheiten, die ungefähr das ſind, was Lügen; man nennt ſie aber unſchuldig.

Bald kam mir eine Kutſche nachgefahren, worin einer meiner ſtädtiſchen Gönner ſaß, der mir freundlich einen Platz neben ſich anboth. Er fuhr auf B., wo das Landgericht beſammelt war; er hatte da einen Rechtshandel zu betreiben, der mir, ungeachtet ſeiner weitläuftigen Erzählung, nicht des Kutſchenlohns werth ſchien. Allein je unwichtiger der Streit, deſto ſtärker iſt oft der Eifer, das wußte ich ſchon lange und wunderte mich daher nicht. Da aber der Herr nicht aufhören wollte, davon zu ſprechen, und auf der Welt nichts langweiliger iſt, als ohne Beruf ſich einen Proceß, auch ſelbſt von einem

Bidermanne, erzählen laſſen zu müſſen, auch überdieß das ungewohnte Stilleſitzen mich frieren machte, ſo ſtieg ich bald wieder aus, dankte dem Gönner, und ging zu Fuß.

Unter Weges traf ich noch mehrere Landleute an, die an den Gerichtstag eingeladen waren. Ich geſellte mich zu verſchiedenen, und hörte von einigen Worte, die mir auffielen, und mich merken ließen, daß das, was ich geſtern Nachts erfahren, ſchon weiter verbreitet ſey, als ich dachte. Dergleichen Aeußerungen ſind aber ſelten nach meinem Geſchmacke; nichts höre ich zwar lieber, als wenn vernünftige Perſonen über wichtige Dinge reden, und mag es auch wohl leiden, wenn ein ernſthafter, kraftvoller Mann geheimnißvolle Worte fallen läßt; aber wenn Leute von gemeinem Verſtand und zweydeutigem Willen bedeutende Anſpielungen machen, wovon man gleich merkt, daß ſie nicht aus ihrem eignen Vorrathe hergenommen ſind, ſo ziehe ich mich ſchnell zurück, und bin froh, wie ich jetzt war, wieder allein zu ſeyn.

In Z. ſuchte ich ſogleich das Haus meines Zinsherrn auf, und erwartete mit hungriger Hoffnung, hier, wie es bey uns üblich iſt, ein Glas Wein und einen Biſſen Brot zu bekommen. An der Hausthüre begegnete ich einem Herrn in der Rathskleidung, dem ich folgte und oben mein Geld einhändigen wollte; er wies mich aber mit freundlichen Worten ein Stockwerk höher, weil er nicht mein Gläubiger ſey. Dort trat eben ein Mädchen mit rothen Backen, ſauber halb ſtädtiſch und halb ländlich gekleidet aus dem Zimmer, und hieß mich warten, bis der Herr komme, welches nicht mehr lange währen würde. Ich fragte, ob ich nicht in der warmen Stube warten könnte, da es hauſſen ſo kalt ſey?

Laß den Bauer nicht herein, hörte ich eine weibliche Stimme von innen rufen.

Warum nicht? wünſchte ich zu wiſſen. — Ehe ſie aber meine etwas ungeduldig vorgebrachte Frage beantworten konnte, kam der Herr ſelbſt mit einem Jagdhunde die Treppe heran geſtiegen. — Ich grüßte ihn.

Was will der da? ſagte er zu dem Mädchen, ohne mich anzuſehen; und als er hörte ich habe den Zins von N., ſo warte nur hier, ſprach er.

Ich erneuerte meine Bitte, mich in das Zimmer hinein zu laſſen, bis es ihm gelegen ſey, das Geld abzunehmen, da ich mehrere Stunden weit herkomme und friere.

Hier iſt noch niemand erfroren, war ſeine gebietende Antwort, gieb nur der Jungfer das Geld! — und ſo ging er hinein; der Hund mit ihm.

Wir ſahen einander an, dieſe Jungfer und ich. Sie in Erwartung der Zahlung, ich voll Verwunderung über ihres Herrn Hochmuth. — Wenn man bey uns Geld bringt, ſo iſt man willkommen, ſagte ich.

Will er mir jetzt den Zins geben? fragte ſie endlich beſcheiden.

Hier nicht, mein Kind, aber im Zimmer; und lieber Ihr als ihrem Herrn!

Sie erſchrack und bath mich leiſe zu ſprechen. Thu er's doch hier!

Es friert mich an die Hände, ſagte ich: ich kann kein Geld zählen.

Der Herr kam unter die Thür und rief: Jungfer, bringt den Zins herein!

Er will mir ihn nicht geben.

Da trat er, noch den Stock in der Hand, heraus. Was iſt das? warum nicht? — Er hatte die Frage an das Mädchen gethan, ſo wollte ich nicht antworten; allein ihre Verlegenheit that mir leid, ich ſagte: Mich friert, ich möchte den Zins gern in der warmen Stube abſtoſſen.

Daraus wird nichts, fuhr er mich an, hier iſt Platz genug; die Stube iſt nicht für Deinesgleichen.

Ich hätte geglaubt, erwiederte ich gelaſſen, wenn ein Hund hinein darf, ſollte es einem Menſchen wohl auch erlaubt ſeyn.

Das iſt unverſchämt! rief er; weißt du, wen du vor dir haſt?

Das ſehe ich nur zu gut, verſetzte ich.

Da wurde er grimmig; er fing an zu toben, und zu fluchen, daß es im ganzen Haus erſchallte, ſprach von Geſindel, unruhigen Lumpenkerlen, die man wohl kenne, und dergleichen; und als ich das nicht hören mochte und weggehen wollte, rief er: gieb das Geld her, Burſche! und drohete mir mit ſeinem Stocke.

Ich machte eine kleine Bewegung mit dem meinigen, ungefähr wie man das Gewehr präſentirt. — Das ſchien ihn zu beſänftigen; er ließ den Heldenarm ſinken, und befahl dem Mädchen den Hans zu rufen: die aber nicht gehorchte, ſondern in's Zimmer ging, weil man drinnen geklingelt hatte.

Euern Hans brauche ich nicht! ſagte ich. Ich wollte Euch einen Zins bringen, der erſt auf Lichtmeſſe verfällt, habe heute ſchon einen Weg von fünf Stunden gemacht, bin kalt und müde, und Ihr begegnet einem Hunde beſſer als mir! da verdient Ihr wahrhaftig noch eine Zeitlang auf euer Geld zu warten. — Damit ging ich die Treppe hinab; und er in die Stube. — Man wird dich ſchon finden! rief er mir nach.

Wenn dieß die Art iſt, wie man hier mit den Landleuten umgeht, ſo haben die Bundesbrüder eben nicht Unrecht, dachte ich.

Der Herr, der mich vorher im Rathskleide ſo freundlich hinaufgewieſen, ſtand jetzt unten im Schlafrocke. Er hatte vermuthlich den Lärm gehört. Er nahm mich ſtillſchweigend beym Arm und zog mich in die warme Stube, ich folgte ihm willig. Seine Frau und zwey Töchter ſaßen da an der Arbeit.

Nachdem ich beym Ofen hatte Platz nehmen müſſen, ſagte er: Ich begehre nichts von Euerm Streite mit dem Herrn da oben zu wiſſen, das geht mich nichts an; aber ihr friert und hungert, lieber Mann, und habt nicht einmahl ein gutes Wort bekommen! So unerwärmt und mißvergnügt kann ich euch nicht weglaſſen; das Haus iſt mein, und mir liegt daran, daß ihm niemand fluche.

O Gott! rief ich gerührt aus, wenn in Einem Hauſe ſo verſchiedene Menſchen wohnen, wer darf ſich wundern, wenn er in der weiten Welt auf Gute und Böſe ſtößt!

Er hieß ſeine Tochter Wein und Brot holen, und dieſe that noch ein Stück Käſe dazu. — Aber der Hans, ſagte ſie erſchrocken, ſtehe unten im Hofe, er warte gewiß auf mich; ob ich mir fürchte?

Man muß ſich nicht gleich fürchten, war meine Antwort. Ich ſchaute durch's Fenſter, und erkannte in ihm einen muntern Jäger aus unſrer Gegend, den ich oft im Walde angetroffen. — Ich komme bald, Hans, rief ich.

Ey! biſt du es, Saly? Ja mit dir mag ich keine Händel haben, ſagte er lachend, und ging ſeiner Wege.

Mutter und Tochter freuten ſich, aber der gute Mann ſeufzte: Ach ſo machen ſie's, dieſe Herren des Landes, wie ſie ſich zu ſeyn wähnen, die doch ohne die Landſchaft nichts wären; und tragen richtig auch ihren Antheil Oehl zum Feuer, das uns zu verzehren droht! Gott ſey Dank, daß wir auch noch Männer von alter Sitte haben!

Er fragte ſonſt mehr als er redte, und ſchien das nicht zu ſeyn, was wir Landleute mit ſo viel

Beyfall einen geſprächigen Herrn nennen. Was er aber ſagte, war ſanft und gefällig. Meines Vorfalls oben im Hauſe erwähnte er mit keinem Worte mehr, erkundigte ſich auch weiter nicht über meine Reiſe, weil er meinte, ich ſey nur des Zinſes wegen nach Z. gekommen; welches mir ſehr lieb war, denn wie hätte ich einem ſo edeln Manne die Wahrheit verhehlen können!

Er erkundigte ſich, ob viele Leute aus meiner Nachbarſchaft auf die bevorſtehende Bundeserneuerung gehen, und als ich nichts davon wußte, lächelte er und ſagte, ich müſſe meine Bekannten dazu einladen; es ſey die goldne Hochzeit zwiſchen der alten Kraft und der neuen Klugheit.

Die Töchter fingen an Anſtalt zum Mittageſſen zu machen, daher brach ich auf, und ſchied mit dankerfülltem Herzen aus der gaſtfreyen Wohnung.

Wenn aber dieſe Menſchenfreundlichkeit hier überwiegend iſt, fuhr ich in meiner Selbſtbetrachtung fort, ſo haben die Bundesbrüder abſcheuliches Unrecht.

So ſöhnt uns immer ein Menſch mit dem andern wieder aus, und ein Zufall mit dem andern.

Ohne den böſen Mann hätte ich den Guten nicht kennen gelernt. Das iſt der Weltlauf, was ich hier in Einem Hauſe ſah, Gutes und Böſes, und ſo wird es auch der Stadtlauf ſeyn.

Ohne alſo weiter nach etwas zu fragen, ging ich zum Thore hinaus, und hatte da meine Freude an der auch im Winter ſchönen Natur; und bekümmerte mich wenig um die Leute. Als ich eine Zeitlang ſo gegangen war, fiel mir ein kleiner unanſehnlicher Handwerksburſche auf, der einen Ranzen trug, und ein geſchwollenes mit Lumpen umwickeltes Bein mühſam nachſchleppte, und dabey ſang. — Luſtig, Bruder! rief ich ihm zu. — Ja, ſagte er, ſie haben mir da Wein gegeben, wie ich lange keinen bekommen. — Er hinkte nun mit mir, ſo daß ich ſeinetwegen langſamer gehen mußte, und fing an zu erzählen, wie es ihm in Z. nicht gut gegangen: man habe ihm vorher geſagt, die Schweizer lieben die Fremden nicht. Doch müſſe er ſeine Behandlung hier im Spital, wo er ſieben Wochen krank gelegen, rühmen.

Wenn nur zuletzt noch das Gute kömmt, tröſtete ich ihn, ſo iſt alles gut.

Ich habe es aber nicht immer ſo gehabt, ſagte er; ich war auch im Zuchthaus.

Ich blickte ihn an; er ſah ehrlich aber einfältig aus.

Hat Er nicht eine gewiſſe Schrift geleſen? fuhr er fort.

Es gibt vielerley Schriften, antwortete ich lachend.

Ueber eine gewiſſe Geſchichte, meine ich; ich will es Ihm erzählen. Als ich einmahl an einem Markttage allein in der Werkſtätte arbeitete — ich bin ein Buchbinder — kam ein Landmann herein, der beynahe wie Er ausſah. Er that erſt allerley Fragen an mich, und zog endlich ein Pack gedruckter Schriften hervor: Guter Freund, ſagte er, will Er ein Stück Geld verdienen? Und als ich mich dazu willig bezeigte — ſo muß Er dieſe Schriften heimlich unter ſeine Bekannten austheilen, und unter Bauersleute, die geiſtliche Bücher bey Ihm kaufen; aber ſein Meiſter muß bey Leibe nichts davon wiſſen! Zugleich nahm er einen Laubthaler heraus, den er mir in die Hand drückte, mit dem Beyfügen, er wolle in einigen Wochen wieder kommen, und wenn ich meine Sache gut gemacht, ſoll ich noch mehr Geld haben. Das gefiel mir wohl, ich that wie er mich geheiſſen; aber kaum hatte ich es ein Paar Tage getrieben, ſo kam früh am Morgen ein Häſcher, der mich in's Zuchthaus abführte, wo man mir das Büchlein vorlegte, und mich, als ich nicht ſagen konnte, wer es mir gegeben, abprügeln ließ, und hernach auf Waſſer und Brot in's Gefängniß warf, ob ich gleich betheuerte, daß ich unſchuldig wäre, weil ich die Schrift mit Fleiß nie geleſen. Hier blieb ich zehen Tage, bis mich die Angſt und der Verhaft krank machte, und mein alter Schaden am Fuß wieder aufging; worauf ich in das Spital gebracht und daſelbſt liebreich verpflegt wurde. Gott vergelte es ihnen, es wohnen gute Leute da! Aber der Fuß war bös zu heilen; doch kam es endlich ſo weit, daß ich wieder darauf gehen konnte, und man mich laufen ließ. Wenn ich jetzt nur wüßte, wer mir das Büchlein gegeben, damit ich erzählen könnte, was ich ſeinetwegen gelitten; vielleicht kriegte ich einen Erſatz.

Ich rieth ihm nach Hauſe zu gehen, ſein Handwerk ehrlich zu treiben, und mit dergleichen geheimen Artikeln ſich nicht mehr abzugeben. Dafür ſey er zu einfältig! Letzteres ſagte ich ihm abſichtlich rund heraus, weil ich weiß, daß es oft gute Wirkung thut, wenn man den Leuten ohne Umſtände ſagt: Ihr taugt nicht hiezu! So wiſſen ſie auch, daß es ihnen geſagt iſt, und kehren mit einer leichten Wunde zur Ueberlegung zurück; da hingegen die ſeinen Pfeile verdeckter Warnung hundert Mahl an dem Schilde der Eigenliebe abprellen.

Da er nicht gleichen Schritt mit mir halten konnte, ſo nahm ich Abſchied, und er — fing ſeinen Geſang wieder an.

Nimm dich in Acht, ſagte ich zu mir ſelbſt, das könnte unter fremdem Nahmen deine eigne Geſchichte ſeyn! Der einfältige Buchbinder läßt ſich durch Geld und gute Worte (von einem Manne, der ausſah wie ich, ſagte er, welches mir die Erzählung widrig machte) verleiten, ſich mit etwas Geheimem abzugeben, das außer ſeinem Berufe lag, und wurde dafür von der Obrigkeit als ein Ruheſtörer mit Schlägen und vom Verhängniß mit einem böſen Fuße als ein Sünder beſtraft, denn jede Einmiſchung in ein fremdes Geſchäft iſt Untreu gegen ſich ſelbſt, und das iſt die Sünde! Um Geld iſt es mir zwar nicht zu thun, aber man muß nicht nur dem Gelde, man muß auch guten Worten widerſtehen können! — Noch ſind keine vier und zwanzig Stunden verfloſſen, ſeitdem ich in der Mühle den erſten Wink erhielt, und jetzt begegne ich ſchon allenthalben Spuren einer furchtbaren Gährung; vorher hörte ich freylich auch dieß und jenes ſagen, aber ich dachte an keinen Zuſammenhang, den ich nun aufs deutlichſte wahrnehme. Ein gefährlicher Weg, den ich gehe!

Solche Betrachtungen ſtörten mich, und meine Freude an der ſchönen Gegend verſchwand; es war mir, als ob Schlangen hinter den Hecken lauerten, und Ungeheuer aus dem Waſſer hervorguckten. Sogar das Singen des Handwerksburſchen ärgerte mich; er ſingt im Gefühle ſeiner wiedererlangten Freyheit, und ich bin im Begriff die meinige zu verlieren! Soll ich zurückkehren, dachte ich oft, und — ging unterdeſſen immer vorwärts.

Wie hat ſich doch ſeit Jahren hier alles verſchönert! ſagte ich zu einem Mann, der mit mir aus einem Dorfe kam und mich eine Strecke begleitete. Das macht die Handlung, antwortete er, die iſt ſeitdem ſtark in Schwung gekommen.

Die Handlung, rief ich, die iſt ja verbothen!

Freylich, aber man treibt doch ſo unter der Hand manches. Ja, fügte er nach einer Pauſe hinzu, wenn wir nicht ſo gedrückt, und die Menſchenrechte uns nicht geraubt wären, wir hätten es noch viel beſſer.

Welche Menſchenrechte? fragte ich.

Er lächelte mir geheimnißvoll ſeine Unwiſſenheit entgegen. Ich merkte, daß dieß eines der Worte ſey, die man nach den Verhaltungsregeln aus der N. Mühle zuweilen müſſe fallen laſſen. — Einem gedrückten Lande, ſagte ich, ſieht eure Gegend doch nicht ähnlich.

Abends bey guter Zeit kam ich nach M., und gab meinen Brief in dem beſtimmten Hauſe ab. Man empfing mich gut, aber kalt; der Brief wurde nicht geleſen, ſondern gleichſam als unbedeutend in ein Nebenzimmer gelegt, bis es ganz dunkel geworden. Da ſah ich nach einander verſchiedene Männer von gutem Anſehen ankommen, die einen Augenblick in die Wohnſtube, wo ich war, hereintraten, dann wieder hinaus, und eine Stiege höher gingen. Das währte ungefähr eine Stunde; endlich wurde auch ich gerufen.

Es war da wieder eine nächtliche Verſammlung, wie geſtern in der Mühle, nur anſtändiger. Wein und Toback ſtand noch in einer Ecke des Zimmers, und auf dem Tiſche, um welchen zehen Männer herumſaßen, lag ein großes Buch und ein Schreibzeug. Sie waren alle unbeweglich und mauſeſtille, bis ein junger Menſch, der mich eingeführt und mir einen Stuhl gegeben hatte, wieder weg war. Das kam mir faſt zu feyerlich vor für Landleute; ſie müſſen es wo abgeſehen haben, dachte ich.

Endlich hob einer an: Lieber Freund, daß nicht ſowohl das Ueberbringen eines Briefs die Urſache Eures Hierſeyns ſey, als der Wunſch einiger unſrer Brüder, Euch mit uns bekannt zu machen, und auch Euer Wunſch, mit uns bekannt zu werden, das iſt berichtet werden, wie auch, daß Eure Grundſätze über die traurige Gefangenſchaft einiger der trefflichſten Männer des Landes und über die verlorne Freyheit gänzlich mit den unſrigen übereinſtimmen: darum machen wir es uns zur Pflicht, Euerm Wunſche zu entſprechen, und unſer Vorhaben ganz vor Euch aufzudecken.

Verzeiht, ihr Herren, eilte ich zu ſagen, wenn ich jetzt ſchon reden muß; ich möchte nicht, daß Ihr mir mehr Zutrauen ſchenktet als ich verdiene, und mehr von mir erwartetet, als ich leiſten kann; denn Euer Unternehmen iſt von der höchſten Wichtigkeit für Euch, und ihr müßt genau wiſſen, mit wem Ihr zu thun habt. Es iſt zwar erſt von geſtern her, ſeitdem ich etwas davon weiß, allein ich habe ſchon genug erfahren, um vor dem weiten Umfange deſſelben beynahe zu erſchrecken. Eure Brüder haben mich freylich durch ihre Freymüthigkeit und ihr Zutrauen eingenommen, ich mochte auch nichts gegen das Recht ihrer Beſchwerden einwenden, weil dieſe mir größtentheils neu waren: aber weder mein Schickſal noch meine Denkungsart gebiethen mir den gleichen Eifer der Theilnahme — und das iſt es, was Ihr wiſſen müßt, damit Ihr Euch nicht an mir irret. Ich bin nur ein gemeiner Taglöhner, meine Umſtände fordern mich zur Genügſamkeit auf, und ich fühle mich nie leichter und zufriedener, als wenn ich mich über wenig in der Welt beſchwere und um das Heil des Ganzen nicht bekümmere: daher geht mein Dichten und Trachten mehr nach einer innern Freyheit, welche mir die äußere entbehrlich mache. Indeſſen verlange ich keineswegs, daß andre ſich ſo beſchränken ſollen, wie ich, und werde auch die nicht tadeln, welche bürgerliche Freyheit für andre, mit Gefahr ihre eigne zu verlieren, ſuchen, ſondern lobe ſie vielmehr, wenn ihre Abſichten, wie ich von Euch glauben muß, rein ſind, und habe deßwegen auch den Handſchlag, welchen ich Euern Brüdern gab, noch nicht bereut: nur möchte ich eben ſo wenig als unbedingter Gehülfe, wie als bloſſes Werkzeug angeſehen ſeyn. Ich bitte alſo, mir von Euern Geheimniſſen, wenn Ihr ſolche habt, mehr nicht zu vertrauen, als Ihr mit meinen Geſinnungen verträglich findet.

Sie hatten mir mit Aufmerkſamkeit und ſtiller Befremdung zugehört, weil ſie wohl merken mußten, daß ich nach der feyerlichen Verbrüderung nicht ſo begierig ſey, wie ſie erwarteten; denn wer Grundſätze auskramt ſtatt der Antwort auf ein dringendes Anſinnen, der ſucht Ausflüchte.

Einer der den äußern Anſtrich von Frömmigkeit hatte, und mir der Feinſte ſchien, antwortete: Unſre Brüder hatten Recht, Eure mannhafte Denkungsart zu loben, und Euch als einen Liebhaber der wahren Freyheit zu ſchildern, das beweiſt Eure Freymüthigkeit; wollte Gott es gäbe viel ſolche Leute im Lande, ſo wären wir bald recht frey! Unſer Vorhaben iſt ſehr einfach, wir wollen nichts als die Freyheit unſrer unſchuldigen Gefangenen und unſre verlornen Rechte, die Ihr hier beſchrieben findet, (indem er mir ein kleines Heft Schriften übergab.) Der einfachſte Zweck braucht aber oft verwickelte Mittel, und dieß iſt leider hier auch der Fall. Durch öffentliches Handeln iſt nichts auszurichten, wie die traurigſte Erfahrung uns ſattſam belehrt hat; es bleibt uns alſo nichts anders übrig, als mit Vorſicht und Gottes Hülfe uns unter der Hand und auf mancherley Weiſe einen großen Anhang zu verſchaffen, der die Gegenpartey überwiege, und damit gleichſam zu erzwingen, was durch gütliches Betreiben nicht zu erhalten iſt; daß dieß aber allerhand Leute und Hülfsmittel bedürfe, iſt leicht einzuſehen. Freylich iſt das Anwerben Eure Sache nicht, wir wiſſen es, und fern ſey es von uns, Euch dazu überreden zu wollen. Ja wir werden Euch auch, ſo gerne wir es ſonſt gethan hätten, von unſern Hülfsmitteln, die der edle Zweck heiligen muß und wird, weiter kein Wort ſagen, weil Ihr es nicht haben wollt. Aber das hoffen wir nach Euern Aeußerungen mit Zuverſicht, Ihr werdet uns, ſo lange Ihr uns gerecht erfindet, Euern Beyſtand nicht verſagen, und wenigſtens die Verbündeten in Eurer Gegend mit gutem Rath unterſtützen.

Ich wiederhohle es, erwiederte ich, daß es mir Ernſt iſt, wenn ich Eurer Unternehmung einen gemeinnützigen Ausgang wünſche: aber erlaubt mir noch die Frage: Fürchtet Ihr nicht, wenn Ihr ſo die ungeſchlachte Menge in Bewegung ſetzt, daß Ihr derſelben keinen Stillſtand mehr werdet gebiethen können, und daß ſie, wie ein angeſchwollenes Waldwaſſer Freund und Feind mit ſich fortreiſſe, und alles zerſtöre? Und was für einen Beyſtand erwartet Ihr jetzt von mir?

Sie betheuerten, daß ſie himmelweit davon entfernt ſeyen, eine Empörung im Sinne zu haben, ſondern wenn ſie freylich auch zu drohenden Maßregeln ſchreiten müſſen, werden ſie es nicht thun, bis ſie ihrer Uebermacht ſo ſicher ſeyen, daß der erſchrockene Gegner an keinen Widerſtand mehr denken dürfe. Die Volksmaſſe aber ſey wohl zu lenken, wenn ſie wohlgeſinnte Führer aus ihrer Mitte habe. Sollte ich mir deſſen ungeachtet nicht gefallen laſſen, Leute für ihre gute Sache zu überreden, ſo wünſchten ſie jetzt nur, von mir ſagen zu können: Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns; und weiter in gutem Vernehmen mit einander zu ſtehen.

Damit gaben ſie mir den Abſchied, denn ſie ſtanden auf; das große Buch und das Schreibezeug wurden weggenommen, und Wein und Toback dafür hingeſtellt. Sie fingen an von gleichgültigen Dingen zu ſprechen; zwar noch in einem freundſchaftlichen Tone, jedoch mit merklicher Zurückhaltung und Abnahme der anfänglichen Zutraulichkeit; und beym erſten Worte, das ich vom Weggehen ſagte, wieſen ſie mir bereitwillig im Wirthshauſe mein Nachtlager an.

Ich aß fröhlich zu Nacht, vergnügt mit meinem heutigen Tagewerk, weil es mir auf morgen den Rückweg in mein ſtilles Reich, das nicht von dieſer neuerungsbegierigen Welt iſt, bahnen ſollte. Nur eines war mir nicht ganz recht: ich konnte mir nicht bergen, in den Aeußerungen über mich ſelbſt einen etwas hohen Ton angeſtimmt zu haben, welches andre an uns ſo ungern hören als wir an ihnen. Allein es iſt kein andrer Rath, wenn man in der Nothwendigkeit iſt, von ſich ſelbſt zu ſprechen, und unbekannten Treibern zu antworten, als es mit kecker Beſtimmtheit zu thun; das Liebenswürdige der bloſſen Beſcheidenheit reicht da nicht hin. Der Zweck muß da auch das Mittel heiligen, wie der Mann mit dem frommen Anſtand heute ſagte.

Als ich eben zu Bette gehen wollte, zeigte mir der Wirth leiſe an, daß noch jemand mit mir zu ſprechen wünſche; es war einer der Männer von dieſem Abend. Er begleitete mich in mein Schlafgemach, und brachte mir Geld, wovon ich aber kaum die Hälfte als meinen Lohn anſah und nahm. Er ließ mich machen, und ſagte dann, daß er nicht deßwegen gekommen, ſondern die vereinigten Freunde, welche heut Abend noch viel von mir und meinen Anſichten ihrer Sache geſprochen, haben gefunden, ich wäre der Mann, ihnen einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Es halten ſich nehmlich in der Nähe von B. einige ihrer verbannten Brüder auf, die mit mehrern Einverſtandenen daſelbſt einen Verein ausmachen, ungefähr wie der ihrige hier zu Lande; mit dieſen ſtehen ſie in Verbindung und häufigem Briefwechſel; ſie dürfen aber nur die wenigſten Briefe der Poſt, und nicht einmahl alles den Briefen anvertrauen, und zu mündlichen Berichten haben ihre bisherigen Bothen ſelten das erforderliche Geſchick. Nun ſey der Fall, wo ich zeigen könne, daß ich es gut mit ihnen meine, wenn ich mich entſchlöſſe, auch nur ein Mahl dieſe kleine Reiſe für ſie zu machen.

Er drang ſehr in mich, ſogleich zu entſprechen, allein ich bath mir Bedenkzeit bis morgen aus, da ich, von der Tagesmüdigkeit erſchöpft, nicht mehr im Stande ſey nachzuſinnen.

Wirklich ſchlief ich auch ein, ſobald der Mann fort war, feſt entſchloſſen jedoch, morgen zurückzukehren. Allein als ich bey Tagesanbruch wieder erwachte, und der Kleinmuth der Ermüdung gewichen war, fand ich es doch der Mühe werth, über den Vorſchlag nachzudenken, wär' es auch nur geweſen, um die ſinnliche Behaglichkeit zu fühlen, welche man hat, wenn man ſo des Morgens, im Bette bis über die Ohren, ſeinen Gedanken nachhängt.

Da es mir biſher gleichgültig geweſen, ob wenige oder viele regieren, wenn nur Ruhe und Ordnung herrſchte, ſo konnten neue Freyheitspläne, ſo einleuchtend ſie waren, meinen Entſchluß allein nicht beſtimmen; auch allerhand andre Scheingründe nicht, die vor meiner Einbildung vorüberzogen, und mir Anſehen, Geld, Volksgunſt, größern Wirkungskreis vorſpiegelten; Blendwerke, womit man oft ſich ſelbſt, doch mehr noch andre täuſcht. Gott bewahre dich vor geſuchtem Berufe, ſagte eine warnende Stimme; jede menſchliche Unternehmung, wovon nicht Liebe und nächſte Pflicht die Triebfedern ſind, iſt eitel! Winket dir nicht deine Frau dort unter der engen Pforte deiner einſamen Hütte, und wird der Rückweg nicht ſchwerer ſeyn, je weiter du dich davon entferneſt?

Allein die Stimme der Warnung verklang — leider nicht das erſte Mahl! — in dem leichten Sinne der Jugend. Am Ende überwog die Luſt, Land und Leute zu ſehen und nach B. zu kommen. Ich will mir die Aufträge ſchriftlich und verſiegelt geben laſſen, und ſo unſchuldig reiſen als möglich, ſagte ich, ob ich gleich dabey leiſe empfand, daß die Unſchuld, welche ſich ſelbſt nennt, das nicht mehr iſt, wofür ſie ſich ausgibt.

Als ich die Augen aufſchlug, war es ſchon heller Sonnenſchein, wodurch mein Reiſeplan nur noch anziehender beleuchtet wurde.

Bald kam der geſtrige Mann. Ich machte ihm ſogleich meinen Entſchluß bekannt, ihrem Begehren zu entſprechen; nur, fügte ich hinzu, wäre es mir lieb, wenn ſie mir ihre Aufträge, ſo viel es ſich thun ließe, ſchriftlich gäben.

Er freute ſich und zog die Briefe ſchon fertig aus der Taſche. So gewiß hatten ſie darauf gezählt, daß ich den Auftrag übernehmen würde.

Die Herren kennen mich beſſer als ich ſelbſt, ſagte ich mit einiger Wärme; wenn ihr aller eurer Schritte ſo ſicher ſeyd, ſo habt ihr gewonnen Spiel.

Er lächelte: Wer ſich einen Anhang verſchaffen will, muß es machen, wie der Apoſtel Paulus, und allen alles ſeyn können. Geſtern waren wir anfänglich mit Euch nicht recht zufrieden; nachher ſahen wir ein, daß Ihr folgerecht handelt, und deſto eher ſeyd Ihr unſer Mann! Andre, die wir mit Briefen abgeſchickt haben, waren froh, wenn ſie recht viel geheime mündliche Aufträge mitbekamen. Ihr wollt es anders, und wir geben ſie Euch ſchriftlich.

Es iſt uns alles recht, wenn die Briefe nur ſicher nach B. kommen, und Ihr an unſern Freunden daſelbſt Gefallen findet, von welchen Ihr dann ſchon mehrers hören werdet, was Ihr jezt weder Zeit noch Luſt habt, von uns zu vernehmen.

Als wir uns zum Frühſtücke geſezt hatten, nannte mir der Mann noch die Nahmen ſeiner Genoſſen, die ich geſtern Abend kennen gelernt, und machte mir eine Schilderung von denen, welche ich auf der Reiſe antreffen würde. Von mehrern hatte ich ſchon vor einigen Jahren, aber nicht ſo vortheilhaft, reden gehört.

Auch jezt vernahm ich wieder manches, das mir noch einen ausgedehntern und bedeutendern Plan verrieth, als ich geahndet hatte. Beſonders fiel mir auf, daß er einige Mahl von dem guten Vernehmen oder vielmehr von der Gunſt ſprach, worin ſie bey einer auswärtigen hohen Macht ſtehen, die unſre Regierungen weder zu lieben noch zu fürchten ſcheint. Er legte mir das Fragen darüber auf die Zunge, beging aber den Fehler vieler Leute, welche gern ein Geheimniß los wären, daß er mit abgebrochenen Worten und künſtlichem Bedacht darauf hindeutete; welches niemahls zutraulich zum Fragen macht, weil man daraus nicht recht klug wird, und jeder Vernünftige ſich ſcheut, unpaſſende Fragen zu thun, und mit Geheimniſſen blinde Kuh zu ſpielen. Er mußte ſich alſo gefallen laſſen, daß ich mit dem vorlieb nahm, was er mir ſagte.

Ueber den unerleſenen Anhang allerley Volkes, den ſie ſuchten, konnte ich mich nicht beruhigen, noch über den Leichtſinn der Verſprechungen, die ſie, wie er mir geſtand, jedem zu machen genöthigt ſeyen. Das iſt freylich ein unfehlbares Mittel einen Anhang zu bekommen, ſagte ich, aber wenn ihr nicht in den Stand geſetzt werdet, dieſe Verſprechungen zu erfüllen, ſo habt ihr euern Anhang gegen euch, er ſieht ſich als betrogen an, und dann müßt ihr es noch für ein Glück halten, wenn ſie euch nur fluchen. Gelingt aber die Unternehmung, ſo wird euch die eigene Erfahrung lehren, was ihr ſchon aus fremdem Beyſpiel wiſſen ſolltet, daß ſich der große Haufe ſo ſtark in die Thüre drängt, die ihm zu Vortheilen aufgeſperrt wird, daß kein guter Wille mehr fähig iſt, ſie zu ſchließen; und wenn ihr ihm neun drückende Beſchwerden abnehmt, und die zehnte leichte nicht, ſo iſt er nicht zufrieden. Auch gibt es allenthalben gute Köpfe mit böſen Abſichten, denen es daran liegen wird, euer helles Waſſer trübe zu machen und zu erhalten, um darin nach Herzensluſt fiſchen zu können.

Das alles haben wir uns auch mehrmahls geſagt, erwiederte er; in B., lieber Freund, werdet Ihr die Antwort darauf hören. Uebrigens müßt Ihr auch dieß noch beherzigen, daß der Menſch ſelten mit dem Kopf allein handelt, ſondern auch das Herz einen Antheil an ſeinen Thaten hat, und im Herzen der Sitz, ſo wie der Liebe, alſo auch des Haſſes iſt. Ihr habt noch nie an Gut und Ehre und Freyheit gelitten; wir tadeln Euer kaltes Blut nicht, entſchuldigt Ihr dagegen unſre Wärme!

Brief an meine Frau.

Was wirſt du ſagen, gute Marie, wenn du mir morgen entgegen gehſt und mich nicht findeſt, und was wird deine Mutter ſagen, wenn du mich nicht zurücke bringſt? — Mein Gott! wo iſt er denn hin? — Und indem ihr Sorgen und Angſt habet, gehe ich immer weiter von Euch! Weißt du noch, wie du in dem Bade warſt, und am dritten Tage wieder heimgelaufen kameſt? Salv, ich kann ohne dich nicht ſeyn, ſagteſt du: und die Nachbarn lachten, und ich lachte und weinte zugleich. — Iſt das nun meine Gegenliebe, mein Verſprechen!

Tröſte dich, liebes Kind, und trockne deine Thränen! Es thut auch mir wehe, nun des Abends euers herzlichen Willkommens und des vertraulichen Geſprächs bey der Nachtſuppe zu entbehren, weil einem doch nur da recht wohl ſeyn kann, wo die Zuverſicht der Liebe waltet. — Aber ich gehe auch nicht zum Lande hinaus zu fremden Leuten, ſondern nur bis B., wohin mich das Geſchäft, welches mich hieher führte, noch unausweichlich zieht. Das wird freylich einige Tage länger dauern, als ich verſprach, dafür hoffe ich aber auch ein hübſches Stuck Geld heimzubringen; du weißt, wie uns die Mutter ſchon lange vermahnte, etwas zum Ankauf eines kleinen Weinbergs vorzuſparen, damit Ihr im Sommer drauſſen auch was zu ſchaffen habt. — Und zu Hauſe verſäume ich jetzt gerade am wenigſten; unſre kleine Wirthſchaft erfordert im Winter keine Arbeit, und für Holz wird das Städtchen wohl ſorgen, wenn die Herren frieren.

Seyd alſo gutes Muthes zuſammen; der Himmel wird mich beſchützen und Euch! — Laßt den Nachbar Holländer, wenn Ihr Abends in die Lichtſtube geht, erzählen, wie weit es nach B. ſey, und berechnet darnach den Tag meiner Rückkunft. Wenn Ihr dann zur glücklichen Stunde in das Thal hinunter ſchaut, und es kömmt von ferne einer mit fröhlichen Schritten einhergegangen, und dir das Herz klopft, Marie, ſo iſt es dein Getreuer!

Sie hatten mir, ich weiß nicht warum, einen Reiſegefährten an dem Sohne eines der Staatsgefangenen mitgegeben, den ich bald als einen unbeſonnenen Jungen kennen lernte, der ſich klug dünkte, und ſich jetzt nicht wenig auf dieſe Sendung zu gut that.

Er vertraute mir, ſo bald er konnte, daß er unlängſt auch ſchon dieſen Weg gemacht, aber durch ein Mißverſtändniß das Zutrauen der Freunde in B. verſcherzt habe; dieß werde wohl der Grund ſeyn, warum ich ihm zugeſellt worden. Auf meine Frage, worin dieſe Unzufriedenheit mit ihm beſtehe, antwortete er, ſie haben ihm einige Unvorſichtigkeiten Schuld gegeben, da er doch nichts gethan, als hier und da nach Abrede offenherzig über die Menſchenrechte zu ſprechen, um der guten Sache Anhänger zu gewinnen; allein inner den Mauern wollen ſie immer die klügſten ſeyn, und trauen ihrem eignen Schatten kaum, darum ſey ihnen auch nicht zu trauen; er wolle dieß Mahl aber auch ein Wort mit ihnen ſprechen!

Es half nichts, daß ich ihm ſeine Begriffe über Freymüthigkeit zu läutern und das Vorurtheil gegen die klügern Stadtbürger zu nehmen ſuchte; er hatte den Kopf zu voll von ſeiner eignen Wichtigkeit, und ſchützte ſich immer mit ſeinen Maximen, wie er ſeinen Kram nannte, das iſt, mit Gemeinſprüchen, die höchſtens paſſen, wenn man zu der Menge ſpricht, aber in einem Geſpräch unter vier Augen jede vernünftige Belehrung lähmen.

Ich ſchwieg alſo. Als er aber einem Unbekannten, der eine Weile mit uns ging, auch wieder ſeine aufgeſchnappten Wahrheiten über Recht und Freyheit an den Kopf geworfen hatte, ergriff ich den Anlaß, ihm frey herauszuſagen, daß ich ſeine Unbeſonnenheit nun aus Erfahrung kenne, und begreife, wie man mit ihm unzufrieden ſeyn müſſe; daß ich demnach ſogleich zurückkehren werde, wenn er ſeine Maximen noch ein einziges Mahl vor Fremden laut werden laſſe! — Damit verſchaffte ich mir Ruhe und Achtung. Er blieb ſtumm; ich hätte aber lieber Unterhaltung gehabt.

Wir kamen Abends ſpät in B. gten an, weil wir einen Umweg hatten nehmen müſſen. Mein Reiſegefährte verlangte ſogleich zu Bette; mir wurde ein Platz an einem Tiſche angewieſen, wo einige rechtliche Bürger beym ſonntäglichen Abendtrunke ſaßen. Wie es an ſolchen kleinen Orten üblich iſt, ſuchten ſie zuerſt mein Thun und Laſſen zu erforſchen, und fielen dann wieder in ihr voriges Geſpräch ein, das die bevorſtehende Bundeserneuerung betraf.

Einer war unter ihnen, der ſich ſehr vor den Andern ausnahm; ein ſchöner alter Mann mit rothen Wangen und ſilbernem Haare; es war etwas Edles in ſeiner langen Geſtalt, und ſeine Kleidung, obgleich ein wenig abgetragen, verrieth mehr Geſchmack als bey der übrigen Geſellſchaft, ſo daß ich mich wunderte, wie in dieſem engen Aufenthalte eine ſolche Figur ſich finden könne. Er ſprach wenig, und hielt ſich meiſtens an ein kleines Männchen, um deſſen willen er hier zu ſeyn ſchien; zuweilen nur berichtigte er mit kurzen Worten, was die andern ſagten.

Als aber einer den Aufruf eines benachbarten Gebiethes zu dieſem neuen Bundesſchwur hervornahm, der ſich mit einem kurzen Schlußgebeth endigte, ſagte er mit ernſtem Unwillen: Mit dieſer kanzleyiſchen Andacht beſchließt man freylich immer unſre Landesverordnungen von einiger Bedeutung, aber ich fürchte ſehr, dieß Mahl ſage Gott Nein dazu. Dieſe geprieſene „Uebereinſtimmung der Standesgeſinnungen“ was iſt ſie anders, als Uebereinſtimmung einer allgemeinen Furcht? Man hört die Drohungen von auſſen, und ſieht den Aufſtand von innen, und will dieſem allem geſchwind mit einer feyerlichen Scene helfen, die ehedem möchte gewirkt haben, aber heut zu Tage kaum was anderes mehr ſeyn wird, als ein Schauſpiel, wovon die Zuſchauer einen Tag lang ſich erzählen, oder eine Arzney, die für den Augenblick den Schmerz ſtillt, aber die Wurzel des Uebels unberührt läßt.

Scharf geſprochen! ſagte das kleine Männchen.

Wenn man nicht wüßte, was in einigen Landesgegenden bereits getrieben wird, ſprach jener weiter, wovon uns vielleicht dieſer gute Freund (indem er durch eine Kopfbewegung auf mich wies) auch was ſagen könnte — es ſahen mich alle an — ſo würde man ſich vielleicht eine kurze Zeit bereden, dieſe ſchönen langen Worte von bundesbrüderlicher Schutzvereinigung, echthelvetiſcher Eintracht, gemeineidsgenöſſiſcher Sicherheitsmaßnahme, und dergleichen, werden neues Heil über unſer Vaterland verbreiten; aber, du armes Vaterland! ein neues Kleid wird für dich bereitet, worauf dieſe alten Lappen nicht mehr paſſen! Neue Zeiten regiert man nicht durch alte Formeln.

Ein ſtrenges Urtheil! ſagte das kleine Männchen.

Vierhundert neunzig Jahre, fuhr jener mit verſtärkter Stimme fort — und alles war ſtille — vierhundert neunzig Jahre hat nun der Schweizerbund gedauert, welches für politiſche Verbündung wohl eine Ewigkeit heiſſen mag; aber ſo eine alte klappernde Maſchine, die ſchon ſeit der Glaubensänderung nicht mehr recht zuſammenhing, nun gerade in dem kritiſchen Augenblicke, da ſie aus einander gehen will, da verderbliche Winde auf ſie einſtürmen, durch das Feſtwerk eines Tages beyſammen halten wollen, das — gebe Gott, daß es gelinge, mir will es nicht einleuchten! Der große Hauſe der getreuen lieben Angehörigen weiß jetzt nur zu wohl, und wer es nicht weiß, wird noch täglich davon belehrt, (er ſah mich wieder an) daß einzig von ſeinem guten Willen die fernere Dauer dieſer Maſchine abhängt; und da man ſich von einer andern Seite her angelegen ſeyn läßt, dieſe Erneuerung ungenannter Verträge, dieſe „Gewährleiſtung der Verfaſſungen" unter dem gehäßigen Lichte wechſelſeitiger Gewährleiſtung der ausſchlieſſenden Herrſchaftsrechte vorzuſtellen, ſo wird die Ausführung des feyerlich angekündigten Vorhabens wahrſcheinlich eine der Erwartung ganz entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen, und anſtatt dieſe Ewigkeit der Bünde auch nur für einige Jahre zu verlängern, vielmehr zu ihrer ſchnelleren Auflöſung beytragen.

Das iſt eine harte Rede! ſagte das Männchen, und ſtand auf. Der Sprechende nahm ebenfalls ſeinen Hut und Stock, und ſtehend ſagte er noch: Wir ſind lange glückliche Schweizer geweſen, und haben uns auf den Nahmen in behaglicher Ruhe vieles zu gut gethan: aus dieſem Schlummer müſſen und werden wir erwachen, möge es nur Gott gefallen, daß es nicht durch einen plötzlichen Sturm geſchehe, ſondern nach und nach und mit vernünftiger Vorbereitung! Wer hiezu etwas beytragen kann, der thue es, und wer nichts vermag, halte ſich ſtill und ruhig!

Er empfahl ſich der Geſellſchaft; jeder grüßte ihn ehrerbietig. Auf mich kam er zu, maß mich mit freundlichem Blicke; Adieu Herr N.! — ſagte er, und nannte meinen Nahmen. — Das kleine Männchen begleitete ihn.

Ich habe ſchon oft an kleinen Orten und von geringen Leuten große Wahrheiten ſagen hören, die man da nicht vermuthete; ſeine Rede war mir alſo nicht ſo wunderſam, als daß er hier in der Fremde meinen Geſchlechtsnahmen wußte, den ich zu Hauſe ſelbſt des Jahrs kaum Einmahl hörte, und mein Geſchäft kannte, das ich beynahe vor mir ſelbſt zu verbergen ſuchte; das kann nur ein Prophet, dachte ich, und war äußerſt begierig, etwas näheres von ihm zu erfahren; aber noch neugieriger waren die Anweſenden, zu wiſſen wer ich wäre. Aus der Achtſamkeit, die der alte Herr, wie ſie ihn nannten, gegen mich zu haben ſchien, da er, nach ihrem Geſtändniße, noch nie ſo viel auf Einmahl geſprochen, und aus meinem Aufzuge, der gegen dieſe Achtſamkeit abſtach, fielen ſie auf den Argwohn, der in kleinen Städten Fremde häufig trifft, ich ſey etwas anders als ich ſcheinen wolle.

Es war eine rechte Plage; ſtatt daß ſie meine Neugier befriedigten, ſollte ich nur die ihrige ſtillen, die mich von allen Seiten anfiel. Sie tranken auf meine Geſundheit; nannten dabey den Geſchlechtsnahmen, den mir der Prophet gegeben; bedauerten, daß ich ſo eine kalte Zeit zum Reiſen ausgewählt, und verwunderten ſich, daß ich zu Fuß ginge. Und wenn ſie glaubten, einer habe etwas zu dreiſt gefragt, ſo verwieſen ſie es ihm mit Huſten und Kopfſchütteln. Kurz ſie ſchienen ſich ſelbſt in den Wahn hineinarbeiten zu wollen, mich für einen Incognito-reiſenden Herrn zu halten.

Dieß nun zu verhüthen und mir ſelbſt aus der peinlichen Verlegenheit zu helfen, ſagte ich geſchwind heraus, wer ich ſey, nemlich ein Bauer von N., der nach B. reiſe, um einige Freunde zu beſuchen. Freunde heiſſen bey uns auch Verwandte; ich wußte aber damahls noch nicht, daß ich die Wahrheit ſagte.

Um aber weitere Nachforſchungen abzuleiten und endlich zu erfahren, wer der ſeltne Mann wäre, fing ich an, von dem, was er über die Bundesbeſchwörung geſagt hatte, zu ſprechen; doch ich merkte bald, daß ſie mehr den Wohlklang ſeiner Worte beſtaunt, als ihren Geiſt begriffen hätten, wie ich das bey ähnlichen Anläſſen oder bey Gelegenheitspredigten und andern feyerlichen Reden ſchon oft erfahren, wo die Leute mit Entzücken ſagten: welch eine ſchöne Rede! aber wenn man ſie um den Inhalt fragte, nichts mehr davon wußten, und wo denn doch Prediger und Redner glaubten, unendlich viel Gutes gewirkt zu haben.

Wiewohl ſie nicht begreifen wollten, daß ich nichts von dem alten Herrn wiſſe, ſo erfuhr ich doch nach und nach folgendes von ihm:

Er nenne ſich H. lmont, und ſey ſchon mehrere Jahre hier; woher er aber gekommen, habe man nie in Erfahrung gebracht, und bekümmere ſich auch jetzt nicht weiter darum. Bey ſeiner Ankunft ſey ihm vom Magiſtrat nach Gewohnheit ein Heimathſchein abgefordert worden, ſtatt deſſen aber habe er ein Schreiben von dem Pr. Statthalter in N. burg vorgewieſen, welches eine Empfehlung und Bürgſchaft für den Unbekannten enthalten, womit man ſich habe begnügen müſſen. Damahls habe er einen alten Bedienten bey ſich gehabt, der aber bald geſtorben; ſeitdem laſſe er ſich von einem Nachbarsmädchen bedienen, und ſpeiſe aus dem Wirthshauſe. Geld beziehe er von einem Handelshauſe in der Nachbarſchaft, wenn und ſo viel er wolle; er brauche aber nicht viel. Seine tägliche Arbeit ſey Glasſchleifen; zuweilen ſchreibe er auch in der Kanzley; was er aber damit verdiene, lege er gewiſſenhaft für die Armen des Städtchens bey Seite. Bey beſondern Vorfällen, manchmahl auch wenn Fremde kommen, finde er ſich bey der Abendgeſellſchaft im Wirthshauſe ein, und ſey ſehr aufmerkſam auf Neuigkeiten, laſſe ſich aber nie in keinen Wortwechſel darüber ein, und ſey immer kurz von Worten. Sage man ihm etwas Unangenehmes oder Unbeſcheidenes, ſo gehe er ſtillſchweigend weg, komme aber nachher wieder, oft denſelben Abend, ohne den geringſten Verdruß merken zu laſſen.

Alles dieſes erzählten die Bürger mit auffallender Achtung für den Mann, und vergrößerten meine Begierde ihn näher zu kennen und von ihm zu lernen. Aber wie ſollte ich an ihn kommen? Zudringlichkeit iſt kein Trieb der Weisheit, ſie kündigt ſich mit eitelm Selbſtbetrug an, und ſchleicht gemeiniglich in ſtummer Blöße wieder weg.

Als ſie fort waren, kam mein Reiſegefährte wieder zum Vorſchein, der ſich zum Nachteſſen hatte wecken laſſen, um es nicht zu verſäumen. Er ſuchte bey Tiſche dem Wirth ſeine menſchenrechtliche Staatsklugheit beyzubringen, ich hatte aber dießmahl von ſeinen Maximen nicht viel zu beſorgen, denn der Wirth gehörte zu der in unſerm Lande zahlreichen Klaſſe ſeiner Gewerbsgenoſſen, die mit einer weiſſen Mütze hinter den Ohren und einer Pfeife im Maul ſich zutraulich neben Euch hinſetzen und plaudern, und, die Zeche am Ende ausgenommen, weiter nichts verlangen, als daß Ihr ihnen mehr Ehre erweiſet, als ſie Euch.

Beym Auskleiden wollte ich nach den mir anvertrauten Briefen ſehen, und fand auch das Heft Schriften, welches mir die Männer in M. gegeben hatten, noch in der Taſche. Ich hatte nicht mehr an dieſe Schriften gedacht, und ſah nun beym Durchblättern, daß es eine aus neuen Rechtsgrundſätzen und alten Urkunden hergeleitete Abhandlung wäre, nach Art einer bekannten vor einigen Jahren herumgebothenen Denkſchrift, worin der Verluſt unſrer Freyheit bewieſen, bedauert und Weiſung zu neuen Einrichtungen gegeben wird. Allein der Schlaf war mächtiger in mir als die Wißbegierde, und ſo ließ ich die Papiere aus den Händen fallen.

Als ich ſie des Morgens wieder zuſammen nehmen wollte, fiel mir ein offener Brief in die Augen, der ohne Tag und Nahmen war; ſein Inhalt ſchien mir unbedeutend, er mußte aus Verſehen unter dieſe Schriften gekommen ſeyn. Da iſt ein Brief, der nicht hieher gehört, ſagte ich.

Ha! biſt du es? rief mein Reiſegefährte, der den Brief in die Hände nahm, und ſogleich wieder auf den Tiſch warf; den hab ich unlängſt ſelbſt von B. gebracht. — Verſteht Ihr aber auch ſeinen Inhalt? ſetzte er mit einer Miene voll Geheimniß hinzu.

Wie ſeyd Ihr denn zu der Kenntniß ſeines Inhalts gekommen? fragte ich.

Er wollte zuerſt nicht mit dem Wort heraus, jedoch nach einigem Zureden und dem Verſprechen, ihn nicht zu verrathen, vertraute er mir folgende Geſchichte:

„Auf meiner Rückreiſe von B. aß ich in A. mit „einem Unbekannten zu Nacht, der erſt wenig „ſprach, als er aber aus meinen Maximen meine „Geſinnungen merkte, nun auch kein Blatt mehr „für den Mund nahm, ſo daß wir recht vertraulich „mit einander wurden. Als ich ihm eröffnete, wer „ich ſey, nickte er mir zu und ſagte leiſe: da habt „Ihr gewiß Briefe aus B. bey Euch, gewiſſe Leute „daſelbſt haben mir ſchon viel Gutes von Euch ge„ſagt. — Ich ſahe, daß er mich und die Brüder „kannte, und gut für die Freyheit geſtimmt war, „und ſo wäre es unfreundſchaftlich geweſen, ihm die „Frage nicht zu beantworten. — Das iſt ganz recht, „ſagte er, aber, mein Lieber, wenn Ihr nur das „Schreiben wohl verwahrt habt, denn in ſolchen „Fällen iſt Vorſicht durchaus nöthig; auch ich habe „ſchon geheime Briefe vertragen, und ſie bald in „die Kleider eingenäht, bald in die Schuhe verbor„gen. — Weder in die Kleider noch in die Schuhe, „ſondern hierherum, antwortete ich, indem ich mei„nen Stock, der hinter mir lag, ein wenig auf-

„hob. — Er klopfte mir auf die Achſeln, ſagte
„aber nichts mehr, weil noch mehr Leute am andern
„Tiſche ſaßen. Als wir aber auf unſer Zimmer
„kamen, konnte er meinen Einfall, das Schreiben
„in den Stock zu verbergen, nicht genug loben,
„und ich mußte ihm zeigen, wie ſolches geſchehen.
„Beym Hervorziehen aus dem hohlen Stocke
„wurde aber das Siegel ein wenig beſchädigt; das
„ſollte nicht ſeyn, ſagte er erſchrocken: man möchte
„glauben, Ihr hättet den Brief aufgemacht, und
„Euch nachher nichts mehr anvertrauen! — Ich
„wollte das Siegelwachs am Feuer wieder zuſammendrücken,
„er fiel mir aber in die Hand: Nicht
„ſo, man würde gleich ſehen, daß etwas damit
„vorgegangen! Um das Siegel wieder in Ordnung
„zu bringen, müſſe man es erſt ganz löſen: er wolle
„es mir weiſen, ich könne dabey zugleich lernen,
„wie man einen Brief ingeheim auf und wieder zumache,
„welches in gegenwärtigen Zeiten einem
„klugen Manne ſehr nützlich ſeyn könne. — Er
„nahm hierauf ein Federmeſſer, machte es über
„dem Lichte heiß, und ſchnitt unter dem Wachs
„durch, ſo daß das Siegel ſelbſt unverletzt blieb,
„und übergab mir ſo den geöffneten Brief, ohne
„die mindeſte Luſt merken zu laſſen, ihn zu leſen,
„worauf ich genau Achtung gab.

„Es ging mir aber wie Euch, ich fand nichts
„von Bedeutung darin; daher trug ich kein Bedenken,
„ihn auch dem Fremden zu weiſen. Ich
„mußte jedoch recht in ihn dringen, ehe er ihn las;
„Neugier in ſolchen Dingen war nicht ſeine Sache.
„Als er aber geleſen hatte, ſah er mich ernſthaft
„an; Freund, ſprach er, dieſer Brief enthält
„mehr, als Ihr glaubt, ich kenne den Verfaſſer
„wohl, heißt er nicht A.? — Nein, ſagte ich, B.
„hat mir ihn übergeben. — Nun, erwiederte er,
„ſo kann ihn doch A. geſchrieben haben. — Er
„erklärte mir nun ſeinen Inhalt: unter dem Scheine
„von einem Privatgeſchäfte betrifft er die Unterhandlung
„unſrer Brüder in B. mit dem Agenten der
„Fr. Regierung. Dieß ſage ich Euch deßwegen,
„fuhr er fort, damit Ihr den Brief wieder wohl
„verwahret, und ja keinem Menſchen merken läßt,
„daß Ihr ihn geleſen, ſonſt möchtet Ihr wohl lange
„nicht wieder nach B. kommen! — Ich begehrte
„nun, daß er den Brief wieder zumache; er fand
„aber, dieß laſſe ſich morgen beſſer thun, als jetzt
„bey Nacht, und legte ihn offen auf den Tiſch hin.
„Ich ging zu Bette; er aber zeichnete noch etwas
„in ſeine Brieftaſche auf.

„Als ich Tags darauf erwachte, war der Brief

„ſchon wieder zugemacht, ſo daß kein Menſch etwas „merken konnte; welches mich iedoch nicht wenig „verdroß, denn ſo hatte ich nur das Aufmachen, nicht „aber das Zumachen gelernt. Er entſchuldigte ſich „lachend, daß ich zu ſpät aufgeſtanden, ein ander „Mahl wolle er mich auch das Zumachen lehren.

Wer war denn dieſer Fuchs? fragte ich mein Schaf, lachend über die tolle Erzählung. Er wußte aber nichts weiter von ihm anzugeben, als daß er etwas Fremdes in ſeiner Ausſprache habe.

Wie wir noch mit einander redeten, trat der ehrwürdige Alte, den ich über Nacht nicht vergeſſen hatte, in das Zimmer, grüßte mich und meinen Gefährten wieder mit Nahmen, und fragte, ob ich nicht einen Auftrag nach B. übernehmen wolle, der ein Familiengeſchäft betreffe, welches ihm ſehr nahe liege, und auch mich vielleicht ohne mein Wiſſen angehen könnte.

Wiewohl mich ſeine Erſcheinung freute, ſo war mir doch die Vertraulichkeit des gänzlich Unbekannten ſeltſam; ſie war aber mit einer ungezwungenen Würde verbunden, die keinem Mißtrauen Platz gab. Und da er im Tone gebiethender Gewißheit verſicherte, daß er mich wohl kenne, und mit einem Blick auf meinen Reiſegefährten, wodurch er zu verſtehen gab, daß ihm dieſer im Weg ſey, mich einlud, auf eine Viertelſtunde mit ihm nach Hauſe zu kommen, um das Weitere zu vernehmen, ſo ging ich mit ihm, und hieß meinen Reiſegefährten indeſſen frühſtücken, und die Rechnung bezahlen.

In ſeinem Häuschen fiel mir ſogleich eine große Reinlichkeit und tiefe Stille auf. Wie ſollte es aber auch nicht ſtille geweſen ſeyn, da außer ihm kein lebendiges Weſen das Haus bewohnte, als eine blinde Katze, der er das Gnadenbrot gab, und die, wie ich ſpäterhin erfuhr, viele Leute des Ortes für einen Hausgeiſt hielten, der ihm ihre Geheimniße offenbare.

In der Stube waren Landkarten aufgemacht, und Bücher und Schriften lagen auf Tiſchen herum. Indem er den Kaffé aus der Küche hohlte, ſah ich in einem offnen Nebenſtübchen zwey Bildniße hängen, von denen ich eines auch ſchon geſehen zu haben fühlte, ohne zu wiſſen wo. Ich wollte aber gar nichts fragen, ſondern erſt ihn reden laſſen.

Er langte ein kleines Päckchen hervor. Herr N., ſagte er, oder Saly, wie ich weiß, daß Ihr Euch lieber nennen hört, wenn Ihr Euch mit dieſen

Schriften beladen wollt, ſo werdet Ihr in B. Freunde finden, die vielleicht weniger Aufſehen in der Welt machen, aber an echter Freundſchaft denen, an welche Ihr die Briefe von M. abzugeben habt, gewiß nicht nachſtehen.

Ehe ich Euch antworten kann, unbekannter Mann, ſagte ich, müßt Ihr mir, wo nicht wer Ihr ſeyd, doch wenigſtens ſagen, woher Ihr mich kennt, denn Euer geheimnißvolles Betragen plagt mich.

Mich auch, verſetzte er mit freundlichem Ernſt, aber hier in B.gten ſoll ich mich niemand offenbaren; in B. werdet Ihr meine kleine Geſchichte hören, und auf Eurer Rückreiſe ſollt Ihr mehr davon wiſſen. Woher ich aber Euch kenne, darf ich wohl ſagen, und eben weil ich Euch kenne, um ſo viel ſichrer. Ich habe, fuhr er fort, einige Bekannte, die in der Nähe und Ferne herumkommen, und ſich angelegen ſeyn laſſen, Kunde von braven Leuten zu nehmen; dieſe haben mir ſchon mehrmahls Nachrichten von dem Wald- und Garten-Freunde Saly und ſeiner einfachen Haushaltung gegeben, die mir deſto erfreulicher waren, weil ich ſah, daß der Sohn meines Freundes ſeinem Vater keine Schande macht.

Ich, der Sohn Euers Freundes? rief ich erſtaunt und betroffen, weil ich in dem Bilde an der Wand nun wirklich meinen Vater zu erkennen glaubte.

Er umarmte mich freudig; ſeine Zähre der Liebe netzte meine Wange. — Er nahm mich bey der Hand, und noch eine Thräne wegtrocknend ſprach er: Ja, alter, naher, inniger Freunde Sohn biſt du! Gottlob, daß mir alten Manne dieſe Empfindung noch zu Theil ward! — doch laßt uns ruhig ſeyn, fuhr er fort, indem er mich neben ſich ſetzte, und redend uns näher kennen; ich habe Euch manches zu ſagen, aber mit Weile! ein hitziger Angriff taugt nur im Kriege, nicht in der Freundſchaft. Vielleicht kann ich Euch auch rathen, wenn Ihr wollt?

Zählt auf mein unerſchütterliches Zutrauen, ehrwürdiger Mann! war meine Antwort.

Geſtern, ſagte er, kam ich von ungefähr dazu, wie Euer Reiſegefährte dem Wirth Eure Nahmen angab: daraus lernte ich Euer Hierſeyn, und aus dem Nahmen des jungen Menſchen Euer ſchlüpfriges Geſchäft kennen.

Welches ich aber noch nicht lange treibe, verſetzte ich.

Das iſt mir lieb, ſagte er; auch haltet Ihr es wahrſcheinlich nicht für ſo bedenklich als es iſt: indeſſen hätte Euer Gefährte Euch warnen können. Und nun erzählte er, der mir bald ſelbſt einen Geiſt der Offenbarung zu haben ſchien, ebendieſelbe Geſchichte von der Briefentſieglung, die ich vor einer halben Stunde von meinem Begleiter gehört hatte. Der Fremde war, was ich vermuthete, ein Spion, ein Schweizer aus den wälſchen Vogteyen, der ſich ſchon mehrere Jahre hier im Lande aufhielt, immer zu geheimen Geſchäften gebraucht wurde, und jetzt den Befehl hatte, in der Nähe aufrühriſchen Bewegungen nachzuſpüren. Er traf meinen Reiſegefährten in A. an, merkte bald aus ſeiner läppiſchen Wichtigkeit, daß er einen geheimen Auftrag hätte, den herauszulocken es dem liſtigen Mann ein kleines war.

Das konnte ich wohl begreifen, aber mein Befremden konnte ich nicht bergen, wie der alte verehrliche Mann mit einem Spion auf ſo vertrautem Fuße ſtehe, um ſolche Dinge von ihm zu erfahren. Dieſes, ſagte er mit Ruhe, ging wenigſtens von meiner Seite auf eine ganz unſchuldige Art zu. Die Regierung, welche nicht ohne Grund Spuren von Meuterey entdeckt zu haben glaubt, und deßwegen auf alles Ungewöhnliche aufmerkſam und gegen alles Geheime mißtrauiſch iſt, fand auch meine beſondere Lebensart und meinen Briefwechſel in die Ferne ihrer Aufmerkſamkeit werth, und beorderte daher den wälſchen Spion, mich auszukundſchaften. Er ſuchte unter einem nichtigen Vorwand meine Bekanntſchaft; ich merkte aber ungeachtet ſeiner Gewandtheit bald ſeine Abſicht und ſeinen Beruf, und da ich von Natur neugierig bin, und manches von ihm zu erfahren hoffte, ſo ſuchte ich ihn zu gewinnen, welches mir auch in kurzer Zeit gelang, indem ich mit der offenen Aeußerung, daß ich ihn für einen Ausſpäher halte, ein fortgeſetztes freundliches Betragen gegen ihn verband. So erfuhr ich bald alles, auch die Geſchichte mit dem Briefe, und mehr als ich wollte; denn gleichwie Diebe erſt den rechten Genuß von ihren Schelmenſtreichen haben, wenn ſie ſolche einander erzählen können, ſo haben auch geheime Kundſchafter ein dringendes Bedürfniß nach einem vertrauten Ohre, dem ſie die Laſt ihrer Geheimniße und die Kunſtgriffe ihres Verſtandes anvertrauen können. Ich machte ihm jedoch über manches Böſe ernſtliche Vorſtellungen, und ſuchte ihn überhaupt nach und nach von ſeinem Handwerke abzubringen, allein vergebens, denn er geſtand mir, daß ihm dieſe Spürhunderey ſo zur

Natur geworden, daß er nicht mehr davon laſſen könne. — Doch das gehört nicht zu unſrer Sache; die Zeit verſtreicht; laßt mich Euch noch ein Wort der Warnung auf den Weg geben, wozu ich als Freund Eurer Aeltern berechtigt bin.

Ach, ich bin ſchon genug gewarnt, ſagte ich; erzählt mir lieber von meinen Aeltern, väterlicher Freund!

Er hieß mich aber noch ein Paar Tage Geduld haben, bis zu meiner Rückkunft; für dieß Mahl ſoll ich ihn erſt über meine Sendung beruhigen. Ich that es auch, ward aber durch die Erzählung und ſein ſtilles Zuhören ſelbſt unruhig, und der Trieb zur Umkehr erwachte von neuem in mir.

Nein, ſagte er, macht Euch keine Grillen; Ihr habt den Auftrag als ein ehrlicher Mann übernommen — ohne denſelben wären wir auch noch nicht zuſammen gekommen — was man verantworten kann, muß man muthig endigen! Ich denke die Vorſehung will Euch in B. haben.

Mein Reiſegefährte kam mich abzuholen; aus der Viertelſtunde war eine ganze geworden, und wir hatten heute noch weit. — Ich umarmte meinen neuen Freund, und machte mich auf den Weg.

Schweigend wanderte ich meine Straße fort, immer mit meinen Gedanken bey dem alten Herrn, den ich nun Zeit hatte mir in jeder Lage des Lebens auszumahlen, und als ein Muſter vorzuſtellen. Ich rieth allerhand, wer er wohl ſeyn möchte, konnte aber darüber nicht klug werden. Ueber das vermeinte Bild meines Vaters, und manches andre, das mir nun einfiel, hatte ich ihn aus Blödigkeit nicht gefragt, denn vor ehrfurchtgebiethenden Leuten verſtummen oft die einfachſten Fragen.

Zufriedner ging ich iezt doch meinem Geſchäfte nach, wenn ich ſchon erfahren hatte, daß von bohem Orte Späher ausgingen, um dergleichen Vögel, wie ich zu ſeyn ſchien, zu fangen. Ich war aber hierin meinem Gefährten nicht unähnlich, daß ich mich für zu klug hielt, um ausgeholt zu werden; und nicht nur meinem Gefährten, denn wo iſt der, welcher ſich nicht dieſe Klugheit zu beſitzen ſchmeichle? Auch der Unkluge ſchreibt ſeinen Mangel daran nur dem Nichtwollen zu.

Es weiſt mich alles nach B. wie nach einem Offenbarungsorte hin, wo mir erſt die Augen über mich und andre aufgehen ſollen. Nun ich will ſehen, dachte ich, was da für eine Wiedergeburt meiner warte, und was ich noch lernen ſoll! So viel weiß ich jetzt ſchon, daß in mehrern Kantonen Unzufriedenheit laut wird, daß ſie ſich in eine Verſchwörung zu vereinigen ſucht, daß die Regierungen Kenntniß davon haben, und dieß wohl der Grund zu der Zuſammenkunft in A. ſeyn mag: daß aber der Fr. Geſchäftsträger unter der Hand den Aufſtand begünſtigt, und es wahrſcheinlich nicht aus ſich ſelbſt, ſondern aus Geheiß ſeiner furchtbaren Obern thun wird, daß mithin die Verſchwornen jetzt perſönlich nicht viel zu beſorgen haben, auch wenn ſie ihren Zweck nicht erreichen ſollten. Ob aber die Fr. Gewalthaber von den Unzufriedenen, oder dieſe von jenen zuerſt ſeyen aufgefordert worden, konnte ich mir noch nicht erklären, auch nicht, was dieſe Macht Gutes dabey ſuche, eine Verſchwörung in einem friedlichen Lande zu ſtiften? — Aber für die Ehrlichkeit meiner neuen Bekannten von ehegeſtern war mir jetzt mehr bange, als für ihre Sicherheit. So mancher iſt ſchon mit einem ehrlichen Vorſatz ausgegangen, und auf dem Wege anderes Sinnes geworden! Und welche unerwartete Vortheile müſſen ihnen nicht zulächeln, wenn ſie Meiſter werden, wie es faſt nicht anders ſeyn kann, da ſie unter dieſem gewaltigen Schilde fechten!

In ſolche Vorſtellungen vertieft, bemerkte ich kaum, wo wir durchkamen, und gab meinem Begleiter, der ohnedieß in der Achtung bey mir nicht geſtiegen war, oft nicht einmahl Antwort auf ſeine Fragen, ſo daß er endlich aus Verdruß zu ſingen anfing.

Die bekannten Töne zogen nach und nach auch mich an, gewannen die Oberhand über mein Denken, und bald fiel ich laut in ſein Lied ein; ſo daß auch er, bey dem das Singen wirklich ſeine beſte Eigenſchaft zu ſeyn ſchien, ſeine Stimme ſtärker erhob, und von uns eine Stunde lang ein ſolcher Geſang erſcholl, daß die Vorbeygehenden ſtille ſtanden und uns nachſahen, und alle Bauernmädchen freundlich nickten. Dadurch erloſch ſein Zorn gänzlich, und auch mir wurde der Menſch lieber, weil ich nun doch eine Quelle des Genuſſes an ihm entdeckt hatte.

Unſre Reiſe ging nicht ſo geſchwind, als wir geglaubt hatten, weil uns über den Berg ein tiefer Schnee irre machte, und wir in einer abgelegenen Bauerhütte übernachten mußten, nachdem wir lange herumgeirrt, und vor Müdigkeit und Froſt kaum mehr lebendig waren.

Als wir des folgenden Tages nach St. kamen, wollte ich, bis das Mittageſſen bereitet wäre, das vor uns liegende Kloſter S..n ſehen. Der Reiſegefährte ging auch mit, aus Gefälligkeit, wie er ſagte, denn ſeiner Meinung nach ſollte man alle Klöſter vernichten, weil ſie der Aufklärung im Wege ſtehen.

Was iſt denn Aufklärung? fragte ich.

Er zog ein geſchriebenes Buch aus der Taſche, das, wie ich nachher erfuhr, ſeine Maximen enthielt, und gab mir daraus zur Antwort: Was die Vernunft lehrt und die Erfahrung beſtätigt.

Wenn aber meine Erfahrung ſagt, daß es mir in Kloſterkirchen wohl gefalle?

So ... ſo ſeyd Ihr nicht aufgeklärt, ſtotterte er.

Dann kann mir auch dieſer Beſuch nichts ſchaden, verſetzte ich. — Er ſteckte ſeinen Katechismus genügſam wieder ein, als ein Kleinod, das ich nicht zu ſehen würdig ſey.

Wir waren ſo auf die Kloſterbrücke gekommen, als ſich ein wohlgekleideter Mann näherte, der uns aufmerkſam anſah. — Seht doch, rief mein Reiſegefährte plötzlich, das iſt der Mann, von dem ich Euch geſtern erzählte, der die Briefe aufmachen kann! — Er ging auf ihn zu. Sogleich erkannte ihn der Mann auch, und that ſehr vertraulich. Als er hörte, daß wir in St. zu Mittag eſſen wollten, freute er ſich, indem er auch da ſpeiſe, ſobald er ſeine Geſchäfte hier im Städtchen abgethan.

Das war mir aber nicht recht; denn ich habe es nicht, wie der alte Herr von B.gten, ich kann die Spione nicht leiden. Zudem war ich in Verlegenheit wegen meines Begleiters; entdeckte ich dieſem, wer der Mann ſey, ſo konnte er leicht einen unnützen Lärm anfangen, ließ ich ihm aber die Decke vor den Augen, ſo ſetzte ich ihn neuen Unvorſichtigkeiten aus. Ich wußte alſo keinen andern Rath, als die Kirche ſchnell, ohne die gehoffte Herzenserhebung zu durchlaufen, und ſo bald möglich von St. wegzueilen, noch ehe der Spion zum Eſſen hinkäme.

Allein in Wirthshäuſern geht die Uhr ſelten nach dem Wunſche des Reiſenden; das Fleiſch wollte um meiner Eilfertigkeit willen nicht geſchwinder weich werden, der Wirth machte ein ſauer Geſicht dazu, und mein Gefährte, der einen tüchtigen Hunger hatte, meinte, wir ſollten von dem Fremden noch ſein Geheimniß mit den Briefen ganz zu lernen ſuchen. Er kam, ehe wir noch gegeſſen hatten, und verwunderte ſich, daß wir ſo eilfertig ſeyen; als er aber hörte, daß wir heute noch nach B. wollten, zuckte er bedenklich die Achſeln und ſagte: Ich weiß nicht, ob die Herren wohl thun, wenn Sie jezt nach B. gehen, bey den unruhigen Bewegungen, die dort herrſchen.

Ich ſchwieg ſtill; mein Begleiter aber fragte, was es denn für Unruhe gebe?

Die Landleute, antwortete er, haben ſich geſtern zuſammen gerottet, ein Schloß überfallen und geplündert, und drohen mit Feuer und Schwert auf B. ſelbſt loszuziehen. Ohne Noth geht jezt niemand in die Stadt. Es iſt auch die Frage, ob die Herren nur einmahl hinein kommen könnten, da die Thore wirklich geſperrt ſeyn ſollen.

Ich lächelte zu dieſer Nachricht, weil ich dachte, es iſt dem Spitzbuben nur um unſre Briefe zu thun. Der Gefährte ſah mich mit erſchrockenen Augen an, und ſagte auch nichts. Mein ruhiges Stillſchweigen gefiel dem Fremden nicht; wir ſollen thun was wir wollen, ſagte er, aber rathen möchte er uns, noch einige Stunden zu verweilen, weil in dieſer Zeit wohl jemand von B. kommen würde, der nähern Bericht geben könnte.

Bey dergleichen Auftritten, bemerkte ich, ſind die Berichte immer unzuverläßig, weil Schrecken oder Abſicht ſie vergrößert. Am beßten iſt, wir ſehen ſelbſt nach; kommen wir nicht in die Stadt hinein, ſo bleiben wir hauſſen; da wir auch Landleute ſind, ſo werden wir von den Bauern nicht ſo viel zu beſorgen haben. — Er machte noch mancherley Einwendungen; als er aber ſah, daß ich feſt auf meinem Vorſatze beharrte, ſo ſchlich er noch vor uns weg, ohne Abſchied zu nehmen.

Es waren noch viele Bauern in der Stube, welche das Gerücht von dem Aufſtand in dem B. Gebieth hieher gezogen hatte, die aber alle nichts Beſtimmtes wußten, ſondern ſich nur in Muthmaſſungen über Möglichkeiten erſchöpften und erhitzten, und es damit in kurzer Zeit ſo weit brachten, daß die ganze Stadt B. ſchon in vollen Flammen ſtand, und von Zeit zu Zeit einer hinausging, ob er nicht den Rauch ſähe.

Wir machten uns auf den Weg, ſobald wir gegeſſen hatten; als aber mein Gefährte ſeinen Stock nehmen wollte, war er fort. Mein Argwohn fiel ſogleich auf den Spion, weil er vermuthlich darin wieder einen Brief zu finden geglaubt; als ich aber hörte, daß nichts darin und es nur ein gewöhnlicher Stab ſey, ſo ſagte ich zum voraus, daß wir ihn wieder bekommen würden. Wirklich waren wir kaum eine Viertelſtunde gegangen, als uns ein Junge damit nachgelaufen kam, und ſagte, der fremde Mann, welcher im Wirthshauſe mit uns geſprochen, laſſe ſich entſchuldigen, er habe den Stock beym Weggehen aus Verſehen als den ſeinigen mitgenommen.

Der ehrliche Mann! rief ich; und meinem Reiſegefährten war es, wie wenn er ſich ſchämen ſollte.

Wir kamen ruhig nach B. — Von allem, womit uns der Spion bedroht, und was die Bauern im Geiſte geſehen, war nichts anzutreffen. Nur herrſchte, je näher wir der Stadt kamen, eine auffallende Stille auf den Straßen; und hier und da trafen wir auf einzelne Männer zu Pferde, die wie Eilbothen davon trabten. Auch ſaß in einem Wirthshauſe, wo wir einen Augenblick hielten, ein breiter junger Bauernſohn hinter dem Tiſche, ſtolz auf eine Kokarde, die er am Hute trug. Ich hätte aber nicht auf ſeine Hoffart geachtet, wäre ich nicht durch meinen Begleiter aufmerkſam gemacht worden, der mir ins Ohr raunte, dieß ſey das Kennzeichen der Patrioten; wir werden bald auch ſolche tragen, wie er ſicher wiſſe.

Er konnte ſich wirklich nicht ſatt an der Kokarde ſehen, und je mehr er darnach ſah, deſto mehr that der Bauer breit damit, und je breiter dieſer that, deſto mehr beneidete ihn mein Gefährte; es machte ihn ganz unruhig, und er maß ſchon auf ſeinem eignen Hute den Platz aus, wo künftig die ſeinige ſtehen ſollte.

Auch dieß wird wirken, dachte ich; wozu ſich ein vernünftiger Mann durch die beredteſten Gründe kaum verleiten läßt, dazu braucht es bey hundert jungen Laffen nur eines ſolchen ſinnlichen Zeichens.

So war ich alſo in B. — Man ſagt, hier ſey vormahls eine hohe Schule geweſen, ein Sitz der Weisheit, ehe die Stadt ein Sitz der Handelſchaft wurde; es iſt meine Schuld, wenn ſie jenes nicht jetzo noch für mich war. Hier, wo vor den erſchrockenen Sinnen mehrerer tauſend Menſchen der Vorhang einer unglückſchwangern Zukunft ſich aufzurollen begann; wo alle aus dem ſchläfrigen Leben des Berufs aufgeſchreckt die Augen nur auf einen gemeinſchaftlichen, in drohendem Dunkel liegenden

Geſichtspunkt hefteten, und bald die Lebhaftigkeit augenblicklicher Hoffnung, bald die Ohnmacht der Verzagtheit den Schleyer der Convenienz von dem menſchlichen Herzen hob; ſollte da ein unbefangener Zuſchauer nichts für ſich ſelbſt benutzen können, nicht bey großen Auftritten die Nichtigkeit gewöhnlicher kleiner Sorgen einſehen, nicht die Heiligkeit eines reinen Willens, ſeyen ſeine Aeuſſerungen auch noch ſo verſchieden, als den erſten Vorzug des Menſchen erkennen und preiſen lernen?

Ich ſah auf der einen Seite Eitelkeit und Selbſtſucht den Nahmen des Gemeinſinns annehmen, und die Fahne der Vaterlandsliebe aushängen, um ſich und andre damit zu täuſchen; auf der andern Seite Neuerungen aller Art wie feindliche Truppen durch alle Thore der Stadt eindringen und die abgelebte Staatskunſt verdrängen, die ſich unthätig in den alten Schlendrian einwiegen, nichts thun und mit offenen Augen blind ſeyn wollte.

Ich ſah ſtolze Söldlinge einer fremden Macht Schmeicheleyen an die Schlechten und Drohungen gegen die Guten verſchwenden, und nichtskoſtende Verſprechungen machen, an denen das Gift der Treuloſigkeit klebte.

Ich ſah aber auch und bewunderte den Muth und die Klugheit einiger Wenigen, die ſich brüderlich vereinigt und den edeln Vorſatz gefaßt hatten, nicht dem unaufhaltbaren Drange der einbrechenden Fluthen ſich entgegen zu ſtämmen, ſondern dieſelben dahin zu leiten, wo ihr Strom die mindeſte Verheerung bewirken konnte, zerſtörenden Leidenſchaften entgegen zu arbeiten, und das Vordringen pöbelhafter Seelen zu verhindern; die deßwegen das undankbarſte, beynahe dem Kreuzestode zu vergleichende Geſchäft übernahmen, durch Aufopferung ihrer eignen Ruhe und Hintanſetzung ihres bürgerlichen Leumunds mit verworfenen Menſchen Brüderſchaft zu machen, damit ſie unſchädlich werden, fremder Gewalt in ihren Wünſchen zuvorzukommen, um den auswärtigen Einfluß abzuhalten, und die alten Väter des Staats mit Schonung zu ihrer Ruhe vorzubereiten, weil darin allein noch ihre Sicherheit beſtand. Wackere Männer! Wenn auch eine geheime Luſt am Vielwirken ihrem ſinkenden Muth zu Hülfe kommen mußte, ſo hebt dieſe doch die redliche Abſicht, ein größeres Uebel vom Vaterland abzuwenden, nicht auf; und wer wird ihnen, deren Zahl freylich wie aller Guten klein iſt, nicht den Vorzug vor denen geben, die in einer ſolchen Lage des Vaterlandes ſich unter jedes Joch ſchmiegen, und glauben, mit unthätigem Fluchen unter einander ihre Ehre zu retten!

Ich bin der Geſchichte vorgeeilt, und kehre zurück. Der Reiſegefährte führte mich in einen Gaſthof, wo er dem Wirth von ſeinem vorigen Hierſeyn noch bekannt war, der uns gleich in eine große Stube wies, und uns den Anweſenden als Vaterlandsfreunde aus dem Z. Gebiethe vorſtellte. Es waren Bürger aus allen Klaſſen, die auch, wie ſie uns ſagten, die Liebe des Vaterlands hierher vereinigte, welche Liebe ſie noch mit des Wirths gutem Weine anzufeuern ſchienen. Nachdem mein Gefährte ihnen eine tröſtliche Schilderung von dem guten Fortgange der Sachen bey uns gemacht, erzählten ſie uns hinwiederum, wir kommen gerade recht, um wichtigen Auftritten beyzuwohnen; geſtern und heute haben die Landbürger ſchon angefangen, ihr Recht thätlich gelten zu machen, indem ſie da in einem Schloſſe ſich der Urkunden bemächtigt, um ihre alten Freyheiten wieder hervorzuſuchen, dort in einer Kirche an dem Grabſtein eines Schultheiſſen, der vor anderthalbhundert Jahren ein Ariſtokrat geweſen, ihren Zorn ausgelaſſen haben.

Bald werde es in der Stadt auch angehen, wenn die Perrucken nicht nachgeben; geſäubert und ausgefegt müſſe nun einmahl alles ſeyn.

Säubern geht ſäuberlich, konnte ich mich nicht enthalten zu ſagen, ausfegen aber oft unſanft zu.

Nun was hat's zu ſagen, verſetzte einer, wenn auch mit dem Unrath der Rath weggefegt wird! — Man lachte, und ich lernte ſo den Geiſt der Geſellſchaft kennen.

Es wurde nun in dieſer luſtigen Weiſe fortgefahren, wie es geht, wenn einmahl ein Spaßvogel den Ton angegeben hat: als ein junger Mann hereintrat, bey deſſen Anblick ſie alle, auch die Alten ſchwiegen. Er erkundigte ſich bey dem Wirth über uns Unbekannte, und nachdem er ſich auch zum Glaſe hingeſetzt hatte, fing er ſogleich von den neuen Vorfällen auf dem Lande zu ſprechen an, und als er die Freude darüber auf den meiſten Geſichtern bemerkte, fuhr er fort: Was geſchehen iſt, war nothwendig, und nothwendig wird noch manche hartſcheinende Maßregel ſeyn, denn das Eis muß nun einmahl brechen. Mißvergnügte wird es über die Neuerungen genug geben, weil viele dadurch verlieren oder zu verlieren glauben werden; ihrer wollen wir aber nicht ſpotten. Weil die Sachen gut gehen, wollen wir uns freuen, aber nicht weil es jemand übel geht —!

Glaubt Ihr aber, es werde gut gehen? fragte einer.

Wenn wir Stadtbürger klug ſind, antwortete er, ſo iſt Hoffnung zu einem guten Ausgange vorhanden; die Hauptfrage aber iſt, wie wir uns dabey zu benehmen haben, daß der Landſchaft Recht und uns nicht Unrecht geſchehe? Ueber dieſen wichtigen Punkt hat man ſich in der Geſellſchaft (er meinte die der Freyheitsfreunde, wie man nachher hören wird) ſorgfältig berathen, und wenn Ihr mir eine kurze Aufmerkſamkeit ſchenken wollt, ſo will ich Euch den einladenden Wunſch der Geſellſchaft an alle, die es mit der guten Sache halten, bekannt machen. Dieſe beyden Fremden (auf uns deutend) ſind Freunde, wie ich höre, ſie werden alſo auch nichts dawider haben. Die Geſellſchaft benahm ihm alles Mißtrauen.

Nun las er uns eine Schrift vor, die bey aller Wärme für Freyheit doch mehr darauf berechnet ſchien, die brauſenden Gemüther herabzuſtimmen, als noch mehr zu heben. Es war darin die Rede von den wohlwollenden Geſinnungen der großen Nachbarin für das Wohl unſers Landes, und ihrem unabläßlichen Wunſche, unſre Muſterkarte von veralteten Regierungen, wo nicht in eine Einzige zu verſchmelzen, doch den Grundſätzen der Freyheit und Gleichheit näher zu bringen; wozu jeder wohldenkende Schweizer, vorzüglich aber jeder Bürger von B. Hand biethen ſollte, indem dieſer nicht nur die Allgemeinnützigkeit des Vorſchlags, ſondern auch die Lage ſeiner Stadt an den Grenzen in's Auge zu faſſen habe, wodurch ſie bey einer unüberlegten Widerſetzlichkeit gegen den unwiderruflichen Entſchluß der benachbarten Uebermacht einem nicht zu berechnenden Unglück ausgeſetzt wäre. Eben ſo ſehr als die träge und ſtarre Anhänglichkeit an die alten Formen müſſe aber auch der ſanguiniſche Eifer vermieden werden, womit einige ſogleich jeden Einfall, wenn er nur neu iſt, zur That machen wollen, und dadurch ſich und der Stadt nicht minder Unheil bereiten, als durch ſchimpfende und ſchmähende Unthätigkeit. Leidenſchaftlicher Eifer in politiſchen Handlungen, hieß es, führe entweder zum Deſpotismus, zur Ordnung ohne Freyheit, oder zur Anarchie, zur Freyheit ohne Ordnung; und kluge Köpfe auf der Landſchaft könnten leicht dieſe bereitwillige Begeiſterung mißbrauchen. Die Geſellſchaft der Freyheitsfreunde erwarte alſo von allen ihren Mitbürgern, welche Anhänglichkeit für die auf Menſchenrechte begründete Staatsveränderung haben, nicht nur feſte Entſchloſſenheit für die Gerechtigkeit der Sache, ſondern auch Behutſamkeit in ihren Aeußerungen gegen das Landvolk, um Uebelgeſinnten nicht Anlaß zu verderblichen Auftritten zu geben; und lade ſie auf morgen zu einer zahlreichen Zuſammenkunft an bekanntem Orte ein, um ſich über weitere Maßregeln gemeinſchaftlich zu berathen.

Dieſe Ermahnung machte eine gute und gefällige Wirkung auf die Zuhörer; ſie klatſchten zwar nicht in die Hände, welches mehr den Beyfall des Geſchmacks als zuſtimmende Theilnahme verräth; aber ſie wurden ſtill und nachdenklich.

Der junge Redner wandte ſich nun zu uns, und fragte, woher wir kämen. Hier am Ziel unſrer Reiſe fand ich kein Bedenken, ihm die Sendung, ſo wir hatten, zu entdecken. Ohne wiſſen zu wollen, an wen unſre mitgebrachten Briefe gerichtet ſeyen, hieß er uns morgen früh in ein Haus kommen, das er uns nannte, wo wir die Perſonen, welche wir ſuchen, antreffen würden. Auf ſein weiteres Fragen, ob wir ſonſt noch Bekanntſchaften in B. haben, nannte ich ihm den Mann, an welchen mir der alte Herr in B. gten einen Auftrag gegeben hatte und äußerte ein Verlangen, ihn heute noch zu beſuchen.

Das iſt der Wiedertäufer, der drauſſen vor der Stadt wohnt, ſagte er zu den Anweſenden; ein braver Mann, ich kenne ihn wohl; es thut mir leid, daß ich gegenwärtig nicht ſelbſt mitgehen darf. Er beordnete einen Jungen mir den Weg zu weiſen.

Schon längſt hatte ich an einem Jahrmarkte von einem fremden Krämer gehört, daß ich in der Nähe von B. noch Verwandte unter den Wiedertäufern habe. Ich fragte aber damahls wenig darnach, weil ich wußte, daß mein Vater ſich von ihnen getrennt, und man mir geſagt hatte, er ſey nachher durch ſie in ſeinem Erbgut benachtheilt worden. Nun aber wünſchte ich doch, daß der Mann, zu dem ich hinging, dieſer Verwandten einer ſeyn möchte, um ſo den Anlaß zu haben, dieſe Sektenleute, aus deren Schooß auch ich herſtammte, näher kennen zu lernen.

Es war ſchon dunkel, als wir zu ſeiner Wohnung kamen. Der Junge, der mich begleitete, wußte weiter nichts von ihm zu ſagen, als daß er ein reicher Mann aber kein Chriſtenmenſch ſey, und dieſes Haus nebſt vielen Grundſtücken von einem abweſenden Herrn aus B. in Pacht genommen habe. Der Junge eilte in die Stadt zurück, ehe man die Thore ſchloß, und wies mir in der Nähe eine Schenke, falls ich bey dem Wiedertäufer nicht unterkäme.

Eine Weibsperſon von etwa fünf und zwanzig Jahren machte mir auf, und führte mich in die Wohnſtube, wo noch zwey jüngere Mädchen an einem Tiſche beym Ofen ſaßen, von denen die eine las, die andre nähte. In dem Zimmer war alles bis zur Zierlichkeit reinlich, und ſo waren auch die Jungfern gekleidet; nur war hier und da der Sektenſchnitt ſichtbar, den ich, ſey es nun, weil ich in der Kindheit ſchon der Sache überdrüßig wurde, oder mit Recht, als die Uniform der Beſchränktheit anſahe.

Da der Vater nicht zu Hauſe war, aber jeden Augenblick aus der Stadt zurück erwartet wurde, ſo mußte ich unterdeſſen bey den Kindern verweilen, die mich gar freundlich aufnahmen, ſo bald ſie hörten, daß ich einen Brief von dem alten Herrn in B. gten hätte, und verſicherten, der Vater werde mich heute gewiß nicht mehr weglaſſen.

Die Aelteſte ſetzte ſich nun auch wieder zum Spinnrade, und aus dem kleinen Geſpräche, das wir führten, erfuhr ich, daß ihre Mutter noch nicht lange geſtorben, und daß ſie auch noch einen abweſenden Bruder haben, von dem ſie aber nicht gern ſprechen wollten. Das Wort führte meiſtens die, welche das Buch vor ſich hatte — die Schweſtern nannten ſie Klare — ſie that es aber mehr aus gaſtfreundlicher Höflichkeit als aus Geſchwätzigkeit. Doch ſchien ſie am meiſten Weltgeiſt in dieſem Hauſe der Eingezogenheit zu beſitzen. Ihr ſchlanker Wuchs, ihr bräunliches Geſicht, welches große weichgeformte Augen und milchweiße Zähne auszeichneten, ihr ſeidenes Haar, das ſich an der heitern Stirn und dem vollen Nacken kräuste, und ihre in derber runder Geſundheit leichte Beweglichkeit gaben ihrer Perſon etwas Auffallendes und Anziehendes. Die Jüngere, beynahe noch ein Kind, war blonder Natur, von zarter Langſamkeit, aber überaus ſchön.

Wir haben auch noch einen Vetter im Z. Gebieth, ſagte Klare. — Und ich einen bey B., war meine Antwort.

Der unſrige heißt N. (ſie nannte meinen Nahmen) wir ſprachen erſt heute von ihm. — So werde ich hier den Nahmen des meinigen am beſten erfahren können, ſagte ich; ich heiße auch N.

Die Erklärung war nun bald gemacht; ich befand mich wirklich in dem Hauſe jenes Verwandten von meinem Vater, von dem mir der Krämer geſagt hatte. Die Freude der Mädchen war groß, und die Aelteſte, welche das Hausweſen zu beſorgen ſchien, eilte ſogleich, Anſtalten zu meinem Hierbleiben zu machen.

Jetzo trat der Vater in die Stube, ein ſchöner dicker Mann, dem der Friede ſeines Glaubens auf dem Geſichte zu leſen war; er ſchien etwas verwundert, ſo ſpäte noch einen Fremdling unter ſeinem Dache zu finden, und fragte, ob ich allein mit ihm reden wollte?

Die beyden Mädchen ſahen ſchalkhaft vor ſich hin, und ſagten kein Wort.

Ich gab ihm das Schreiben von dem alten Herrn, und fügte hinzu, mein Auftrag beſtehe einzig darin, ihm dieſen Brief zu überreichen.

Er las ihn langſam durch, umarmte mich und ſagte: Gott ſey Dank, daß ich Euch ſo unvermuthet gefunden habe; und indem er mich mit ruhiger Freude anſah: Seyd mir herzlich willkommen, mein Sohn! Ich hätte Euch kennen ſollen, ehe ich den Brief las, ſo ähnlich ſeht Ihr Eurer Mutter. — Gebt dieſem Freunde unſern Gruß, Kinder, ſagte er zu ſeinen Töchtern; es iſt der Verwandte aus dem Kanton Z., von dem wir erſt heute noch ſprachen, und den wir nicht ſo nahe glaubten. — Wir wiſſen es ſchon, antworteten ſie lachend; ſtanden aber auf und küßten mich. — Ich fand, daß die Sekte doch auch ihr Gutes habe.

Die Einladung da zu bleiben, und meine freudige Annahme derſelben verſteht ſich von ſelbſt.

Er fuhr nun in ſeinem gleichmüthigen Tone fort, mich über meine Jugendgeſchichte und meine Heimath zu befragen, und mir ſeine Bekanntſchaft mit meinen Aeltern, die aber nicht ſo wohl in naher Verwandtſchaft als in jugendlicher freundſchaftlicher Verbindung beſtand, zu eröffnen. Ueber die Urſache meiner Reiſe ſagte er kein Wort, ob ich gleich mehrmahls darauf anſpielte. Ich vermuthete, der alte Herr müſſe ihm etwas davon geſchrieben haben, und er die Sache nicht billigen.

Der Mann gewann in kurzer Zeit meine Achtung durch ſeine verſtändigen Fragen, und mein Zutrauen durch ſeine ſtille Fröhlichkeit; die Verlegenheit, worin ich anfänglich als der Sohn eines Abtrünnigen von ſeiner Lehre war, hob ſich, ſo bald ich merkte, daß er ſeinen Glauben nicht für ausſchlieſſend halte. Es fiel mir auch nichts von beſondern Religionsgebräuchen auf; man ſetzte ſich ſogar ohne weitere Andacht zu Tiſche, als daß er und die älteſte Tochter die Hände einen Augenblick vor das Geſicht hielten; und kaum hatten wir die Suppe gegeſſen, ſo ſagte er, vermuthlich um mir allen Zweifel zu nehmen, vor einigen Jahren hätte er noch geglaubt eine Sünde zu begehen, wenn er mit mir eſſen würde, ſeitdem aber ſey er, Gottlob, chriſtlicher geſinnt worden. Er ſah mich an, als ob er eine Antwort hierauf erwartete, und als ich ſchwieg, fuhr er fort: Oder glaubt Ihr nicht auch, mein Freund, das Gottgefälligſte, was der Menſch thun könne, ſey, im Frieden mit ſich ſelbſt und in der Liebe mit ſeinem Nächſten zu leben?

Hierin haben wir Einen Glauben, antwortete ich freudig, und ſtieß mein Glas an das ſeinige, wer mit mir in dieſem Punkte gleich denkt, dem mache ich die übrigen nicht ſtreitig. — Ich auch nicht, erwiederte er lächelnd, allein unter meinem Nächſten verſtand ich ehmahls irriger Weiſe nur meine Glaubensbrüder, jetzt aber nicht mehr; nunmehr iſt mein Nächſter jedesmahl der, den ich ſehe und höre. Sind wir hierin einig, ſo habt Ihr nicht zu beſorgen, daß ich Euch wegen meiner eignen Meinung etwas in den Weg legen werde. Ich weiß, Gott hat Euch in früher Jugend aus unſrer Mitte entfernt, und ſcheint nicht gewollt zu haben, daß Ihr einer von den Unſrigen werdet.

Wenn der liebe Gott ſeine Bekehrung wollte, fiel die jüngſte ſchöne Tochter ein, ſo wäre es Ihm wohl ein Leichtes, ſie zu bewirken.

Bekehren, ſagte die Mittlere, wovon? Der Menſch ſoll ſich nur von Sünden bekehren, nicht vom Glauben; jeder Glaube iſt gut, der nicht zur Sünde führt.

Der Vater ſahe ſie ernſthaft, doch nicht unwillig an. Laſſen wir das nun gut ſeyn, Kinder, ſagte er, und annehmen wir ſeyen Einer Meinung, damit wir nicht durch zuviel gegenſeitige Erklärungen unſrer Einigkeit wieder uneinig werden! — Um ein anderes Geſpräch anzufangen, fragte er mich, ob ich meinen Oheim in B.gten ſchon öfters geſehen?

Meinen Oheim? rief ich erſtaunt.

Klare lachte; ob ich denn nicht wiſſe, daß der alte Herr in B.gten meiner Mutter Bruder ſey?

Nun fiel es mir wie ein Nebel von den Augen; nun begriff ich des Alten ſeltſame Theilnahme an mir; erkannte nun auch meines Vaters Bildniß, das in ſeinem Nebenzimmer hing, vollkommen; und meine Neugier erwachte zu tauſend Fragen.

Allein da ich nur meine Revolutions- und nicht meine Familiengeſchichte ſchreibe, ſo laſſe ich alles weg, was nicht nothwendig zur nähern Kenntniß der hier vorkommenden Perſonen dient. Ich erfuhr alſo, daß der alte Herr, mein neuer Oheim auf den ich jetzt ſtolz war, ſo wie meine Mutter aus einer mennonitiſchen Familie in Holland abſtamme, daß er ſich aber frühe den Wiſſenſchaften, nachher dem Kriege gewidmet und weit in der Welt herumgetrieben habe, daß er an fürſtlichen Höfen gelebt, und, was weiß ich! ein vornehmer Herr geweſen ſey; endlich bey heranrückendem Alter, der Welt und ihres Treibens müde, ſich mit ehrenvollem Abſchied zurückgezogen und ſich ſelbſt zu leben entſchloſſen habe; daß er nun ſeitdem in B.gten mit ſtillſchweigender Genehmigung der Regierung ein eignes, verborgnes, und wie er behaupte, glückliches Leben führe; und es für eine Glückſeligkeit ausgebe, ſein eigner Herr und Diener zugleich zu ſeyn; wiewohl er zuweilen bereue, ſich in der Jugend nicht verheurathet zu haben.

Wo es dann aber um die eigne Herrſchaft miß lich geſtanden hätte, meinte Klare.

Es wunderte mich, daß er einen ſo verlaſſenen Ort wie B.gten zu ſeinem Aufenthalt gewählt hätte?

Die Wahl ſteht oft nicht bey uns, ſagte der Wiedertäufer, und die Nothwendigkeit, wenn ſie uns eine Wohnung anweiſt, meint es meiſtens beſſer, als verzärtelte Willkühr. Ich habe noch nie geſehen, daß ein Amtloſer, der blos aus ſinnlichem Antriebe ſich einen Aufenthaltsort auserleſen, lange darin ausgehalten habe.

Was ich von dem Wiedertäufer ſelbſt und ſeiner eigenen Geſchichte erfuhr, berühre ich hier nicht. Er blieb unter mancherley Stürmen ſeiner frommen Ueberzeugung getreu; doch ſo, daß mit zunehmenden Jahren ſich alle ſcharfen Ecken ſektiſcher Unduldſamkeit abſchliffen, und eine allgemeinere Bruderliebe in ſeinem Herzen immer mehr Platz gewann. — Ich lernte nun auch die Töchter näher kennen, von welchen ich an der Mittlern den meiſten Gefallen fand, die auch mir nicht ungeneigt zu ſeyn ſchien. Was ſie ſagte und that, hatte das Gepräge einer mehr als gewöhnlichen Bildung, ohne daß jungfräuliche Beſcheidenheit je von ihr wich. Die Aelteſte führte ſeit dem Tode der Mutter die innere Haushaltung, eine gerade, ehrliche Perſon, und der Jüngſten mußte man um ihrer blühenden Schönheit und Unſchuld willen gut ſeyn. Nach dem Wenigen, was ich von dem Sohn hörte, iſt er von der Mutter verzogen worden, hat ihnen ſchon vielen Kummer verurſacht, und lebt nun in Fr. Kriegsdienſten als Huſar.

Wer das Gaſtrecht einer liebenswürdigen Familie genoſſen hat, der kennt die lieblichſte der Erinnerungen, und wird mir meine Umſtändlichkeit verzeihen.

Ungeachtet es ſchon ſpät war, konnte ich doch nicht ſatt werden, Vater und Töchter (die Jüngſte war zu Bette gegangen) von unſern Blutsverwandten und ihren Erfahrungen erzählen zu hören; und ſo blieben wir bey Tiſche ſitzen, bis der Vater endlich fand, es ſey Zeit, daß ich ſchlafen gehe, ein Licht nahm und mir meine Kammer wies.

Wie wunderbar ſich doch auf dieſer kleinen Reiſe mein Schickſal drängt, ſagte ich gerührt zu ihm, und neue freundliche Ausſichten ſich öffnen! Hätte ich Verlaſſener, der niemand als Gott und meine Marie in der Welt zu haben glaubte, vor einigen Tagen noch gedacht, daß in B. gten ein liebender Oheim und hier Verwandte und Freunde meiner Aeltern auf mich warteten? Wie froh bin ich, daß ich nicht zurückkehrte!

Seyd nur ſtille und ruhig dabey wie bisher, mein Freund, und ſucht nicht der Schickung voranzueilen, ſagte der brave Mann; Gott wartet oft lange, und gibt dann dem, der auch warten kann, vieles auf Einmahl!

Ich konnte nicht einſchlafen; es war mir als hätte ich in dieſem Hauſe eine neue Welt entdeckt. Da däuchte mich, ich höre auf der Straße unter meinem Zimmer ein Geflüſter, welches nicht aufhören wollte; ſo daß ich endlich ſachte an's Fenſter ſchlich, und merkte, daß eine Mannsperſon mit jemand im Hauſe leiſe ſprach. Das befremdete mich um ſo viel mehr, da ich aus einigen Ausdrücken deutlich verſtand, daß die Rede von Liebe war. Ich ſtrengte alle Aufmerkſamkeit an, um die Stimme der Perſon im Hauſe zu erkennen, das war mir aber unmöglich, weil das Fenſter zur Seite lag. Auf ein unvorſichtiges Geräuſch, das ich machte, hatte das Geſpräch ein Ende; aber ich wünſchte nun nicht gelauſcht zu haben! Denn ich konnte mich des Mißvergnügens nicht enthalten, daß in dieſes Haus, welches ich mir als die Wohnung der Unſchuld und des Friedens gedacht, der Geiſt nächtlicher Liebe ſollte den Weg gefunden haben; und das Widrigſte — ich will es nicht verhehlen —

war mir der Gedanke, Klare möchte hier im Spiele ſeyn, weil mir die älteſte Tochter zu einem ſolchen Liebesverſtändniß zu kalt, und das Kind (ſo hieſſen ſie die Jüngſte) zu unſchuldig ſchien. Die Furcht iſt eine Mutter der Wahrſcheinlichkeit wie die Hoffnung, der Verdacht wurde mir immer begründeter, die Betrachtung einſeitiger, und zuletzt hätten meinetwegen die beyden Andern bis über die Ohren verliebt ſeyn können, aber Klare ſah ich nicht gern in dieſem Lichte; oder vielmehr Schatten, wie es mir jetzt vorkam. Ein Frauenzimmer, für welches man Achtung hat, und auf deſſen Freundſchaft man rechnet, kann man ſich unmöglich ohne Verdruß in einem Liebeshandel mit einem Andern denken, wenn auch die eignen Anſprüche noch ſo reingeiſtig ſcheinen.

Des Morgens frühe brachte mir der Wiedertäufer ein Licht, als ich lieber noch geſchlafen hätte. Er ſetzte ſich, indem ich mich anzog, in einen Lehnſtuhl, und fing ſogleich an, nicht von den Welthändeln, damit dürfe er ſich nicht abgeben, ſondern von dem Antheil zu ſprechen, den ich, wie er von dem alten Oheim höre, daran nehme, welches ihm in Anſehung meiner einigen Kummer verurſache. Geſtern habe er in Gegenwart ſeiner Kinder nichts davon ſagen mögen — das gehöre auch ſonſt vor die Weiber nicht —, aber ein Wort über die Folgen meiner Schritte auf meine innere und äußere Ruhe mit mir zu ſprechen, halte er für Vater- und Freundespflicht.

Ich merkte, daß er mich für ein thätigeres Werkzeug anſah, als ich war, und erzählte ihm daher alles, was ich wußte. Er hörte mich zwar ohne richterliche Miene aber mit Kälte ganz aus, und ſchüttelte dann den Kopf ohne etwas zu ſagen. Das verdroß mich ein wenig, indem ich mehr Theilnahme erwartet hatte; ich fragte ihn daher, ob dieß ſeine ganze Antwort ſey?

Nein, antwortete er gelaſſen; die Euch anlocken, ſprechen von gefangenen Brüdern und von ſclaviſchen Ketten, wovon Ihr ſelbſt geſteht, noch nichts gefühlt zu haben, mit deren Zerbrechung Ihr Euch alſo auch nicht abgeben ſollet. Laßt jene machen; haben ſie Recht, ſo wird es ihnen wohl gelingen, ſind aber unter ihren ſchönen Worten noch andre Abſichten verborgen, ſo hat der Teufel ſein Spiel dabey; und wo du das merkſt, mein Sohn, ſo fliehe!

Aber, lieber Mann, ſagte ich, prüfet meine eignen und nicht fremde Abſichten, ſo müßt Ihr geſtehen, daß ich ehrlich handle. Was fragt der Bothe darnach, ob er dem Teufel oder den Heiligen Briefe trage?

Man trägt ſie doch wohl lieber den Heiligen, erwiederte er. Ich will aber die Gründe andrer nicht richten, ich will gar nicht richten; nur wünſchen möchte ich, daß Ihr nicht aus weltlicher Eitelkeit Euch aus Euerm beneidenswerthen häuslichen Glücke hinauswürfet!

Das Wort Eitelkeit traf mich, weil ich es nicht erwartete; es war mir beynahe als ob er Recht hätte. Ich antwortete daher beſcheiden, mein ganzes Beſtreben gehe dahin, ſo bald möglich wieder zu meinem armen Glücke zurückzukehren, aber erſt müſſe das Uebernommene ausgeführt und das Verſprechen gehalten ſeyn. Ich ſehe jedoch wohl ein, daß dieſer Baum tiefere Wurzeln habe, als ich anfangs geglaubt, und vielleicht ein Sproße jenes gewaltigen Baumes ſey, durch den Adam klug geworden; ich wolle mich alſo nicht groß machen, daß mich ſeine Früchte nicht auch reitzen könnten, unterdeſſen aber ruhig meiner innern Stimme gehorchen, die mir deutlich ſage, daß ich hierin noch nichts Unrechtes gethan, und die mich wills Gott auch bey meinen künftigen Schritten leiten werde. —

Sollte es auch ſeyn, ſetzte ich hinzu, daß die dem eignen Bewußtſeyn ſo unmerkliche Triebfeder der Eitelkeit einigen Antheil an meinem Vorſatze habe, ſo könne bey einer That, wo mehrere Bewegungsgründe ſind, nicht mit Recht einer allein herausgehoben und zum Vorwurf gemacht werden.

Folge deiner innern Stimme, mein Sohn, ſagte der Wiedertäufer, und ſuche ſie rein zu bewahren, ſo iſt es die Stimme Gottes! Es ſey fern von mir, dir etwas vorzuhalten, worüber das Wort in deiner Bruſt dich rein ſpricht; liebte ich dich nicht, ſo hätte ich gar nichts geſagt.

Ich erkannte ſeine guten Geſinnungen, und mochte daher auch nicht weiter ſtreiten.

Er führte mich in die Wohnſtube, wo die Töchter ſchon zum Frühſtücke verſammelt waren. Mein erſtes war hier, die Mädchen zu muſtern, vorzüglich die Eine, ob ich nichts von dem nächtlichen Abenteuer in ihrem Benehmen entdecken könne; aber ſie grüßte mich ſo unbefangen, daß ich nicht klug werden konnte. Wer will auch die Herzensangelegenheiten der Mädchen ergründen, wenn Geheimhalten ihre Sorge iſt? — Ich war aber feſt entſchloſſen, hinter das Geheimniß zu kommen, und wenn ich die ganze künftige Nacht in der Kälte wachen mußte; es war mir angelegentlicher, als meine ganze politiſche Sendung, weil ich bey dieſer ſchon ziemlich in die Karten ſah, und ſie mehr meinen Kopf als mein Herz beſchäftigte; eine Liebesgeſchichte aber in dieſem Hauſe der Ehrbarkeit, ſie mochte ſo ſchuldlos ſeyn, als ſie wollte, war mir ſo unerwartet, daß ich ſchlechterdings Aufſchluß darüber haben mußte.

Da der Vater heute auch Geſchäfte in der Stadt, vorher aber noch etwas im Hauſe zu berichtigen hatte, ſo mußte ich unterdeſſen bey den Mädchen warten und ihnen von Haus und Weib erzählen; denn der Vater, ſagten ſie, habe ſeit einiger Zeit vieles von uns durch den alten Herrn von B. gten erfahren, der ihm vor kurzem unſern Aufenthalt bekannt gemacht; es ſey ihnen daher geſtern ſeltſam vorgekommen, daß ich nicht einmahl gewußt, daß dieſer Mann, der mich ſo gut kenne, mein Oheim ſey.

So hatte ich zärtliche Freunde, ohne es zu wiſſen! rief ich. — Wir ſollten immer auf unſichtbare Freunde zählen, erwiederte Klare, das iſt die Meinung des Oheims, ſie gehören zur Freude der Einſamkeit, ſo wie die ſichtbaren zum Troſt in der Geſellſchaft. Wenn wir alle unſre Freunde kennten, hörte ich ihn einmahl ſagen, wir würden in jeder Trübſal frohlocken, und ſähe der Gute ſeine dienſtbaren Geiſter alle, ſo wäre er nie um Wirkſamkeit verlegen.

Der Alte mag Recht haben, dachte ich, aber wie kann das Mädchen ſo reden, wenn ſie an den dienſtbaren Geiſt von geſtern Nacht denkt?

Auf die Beſchreibung, die ich ihnen, vielleicht allzuvortheilhaft, von unſerm kleinen fröhlichen Hausweſen machte, äußerte Klare wiederhohlt den Wunſch, uns einmahl beſuchen zu können. Ich lud ſie ſcherzend ein, gleich mit mir zu kommen, indem ich dieß nur für einen vorübergehenden Einfall hielt; ſagte aber doch, als ſie dazu freudig in die Hände klopfte, ſie würde dort die Bequemlichkeit nicht finden, die ſie hier in dem großen Hauſe habe; zudem würde ſich wohl der Vater ein Bedenken machen, ſie an einem Orte zu wiſſen, wo keine Glaubensverwandten von ihnen wären.

Sie lächelte nur; hingegen ſagte die Jüngſte ernſthaft: O! der Vater weiß ſchon wie Klare denkt, er redet ihr nicht mehr ein.

Ich wußte nicht wie das gemeint war, und ſuchte das Geſpräch auf etwas anders zu lenken, als zum Glück der Vater wieder herein trat.

Wir gingen mit einander in die Stadt. Vor dem Gaſthofe verließ er mich, und ich traf da meinen Reiſegefährten, voll freudiger Unruhe meiner wartend, an. O wie bedaure ich Euch, rief er mir entgegen, daß Ihr geſtern zu Euerm Wiedertäufer gegangen und nicht bey mir geblieben ſeyd; Ihr hättet alsdann gehört, was ich gehört habe!

Was habt Ihr denn gehört?

Ein Mann von hier, der franzöſiſch kann, iſt von den Freyheitsfreunden ins W.land mit wichtigen Aufträgen geſandt worden, und geſtern zurückgekommen; der erzählte mir und dem Wirthe die geheimſten Dinge, die er uns aber weiter zu verbreiten verboth.

Nun ſo begehre ich ſie auch nicht zu wiſſen.

Mit Euch iſt es nicht ſo gemeint. Der Schneider ſagte uns ...

Iſt das eben der Geſandte? unterbrach ich ihn.

Ja, fuhr er fort; er ſagte uns, daß daſelbſt das Nähmliche vorgehe, wie hier; daß dort ſchon wirklich Freyheitsbäume aufgerichtet worden, und daß dieß bald ein allgemeines Feſt in der Schweiz werden ſolle; und daß es nicht nur darum zu thun ſey, die alten Regierungen zu verändern, ſondern gänzlich abzuſchaffen und eine Volksregierung einzuführen.

Eine Volksregierung, fragte ich, was iſt denn das? — Es ging ihm aber damit, wie mit den Menſchenrechten, er kannte das Wort beſſer als ſeinen Sinn. — Hm! antwortete er, und ſuchte nach ſeinem Buche, eine Volksregierung iſt, wenn das Volk regiert ...

Und die Obrigkeit gehorcht? da wird's ſauber zugehen!

Eine Volksregierung, las er nun aus dem Buche, kann aber nur durch eine gänzliche Umwälzung zu Stande gebracht werden.

Wo das Unterſte zu oberſt kömmt, rief ich; Gott bewahre!

Das iſt nun einmahl richtig, fuhr er fort, daß wir lange genug unter der Herrſchaft des Deſpotismus geſtanden, und die Zwingherren reich gemacht haben; jetzt bekommen wir Freyheit und Gleichheit und eine Regierung, durch welche allen unſern Beſchwerden abgeholfen wird.

Hat dieß auch der Schneider geſagt?

Ja; und daß die wackern W. länder ſchon einen ſchönen Anfang dazu gemacht, indem ſie, wie unſre in Gott ruhenden Voraltern alle ihre Landvögte aus dem Lande jagen. Dürften wir nur zu Hauſe bald ein Gleiches thun!

Glaubt Ihr, wir würden dann auch deſto ſanfter in Gott ruhen?

Freylich!

Deſto früher vielleicht. — Aber Euer Landvogt, fuhr ich fort, wird doch für einen braven Mann angeſehen.

Dafür hielten wir ihn bisher auch, war die Antwort, aber nun habe ich genug gehört, um zu wiſſen, daß auch er ein Verräther ſeyn muß.

Und ich hatte nun auch genug gehört, um den Unterricht zu ſchätzen, den der Schneider meinem Begleiter gegeben.

Jetzt ſuchten wir das Haus des Herrn O. auf, an den unſer Brief gerichtet war. Ungeachtet des kalten Morgens ſtanden doch allenthalben in den Gaſſen Bürger in Schlafröcken und Nachtmützen beyſammen, und ſchienen ängſtlich aufmerkſam auf alles was vorging; wiewohl nichts vorging, als daß dann und wann ein Mitglied des Raths mit bedeutender Wichtigkeit in die Verſammlung ſchritt, oder ein Landmann mit liſtigem Geſichte vorbeyſchlenderte. Mit forſchenden Augen wurden die Vorübergehenden geprüft, und jeder ſchien ſeine

Wünſche oder ſeine Beſorgniſſe in ihren Mienen leſen zu wollen.

Auch wir beſonders mußten dieſe Muſterung paſſiren, weil ſie aus unſrer Kleidung erkannten, daß wir aus einem andern Bundeskreis wären, und wahrſcheinlich ſchon wußten, daß wir bey dem patriotiſchen Wirthe abgetreten ſeyen, und Briefe an die Volksführer haben. Es gibt in allen Schweizerſtädten ſolche politiſche Luntenriecher, die beſtändig auf Kundſchaft ausgehen, nicht ſowohl um neue Ereigniſſe mit Verſtand zu würdigen, als um die Erſten zu ſeyn, ſolche wieder zu erzählen.

Ich weiß nicht, was ein Unerſchrockener aus ſo einem Schlafmützenhaufen widriges an uns fand, denn er rief, als wir vorbeygingen: Da ſind auch ſo zwey! Und ſogleich fingen alle an, verächtliche Blicke und hörbare Verwünſchungen auf uns zu werfen.

Dieſe, ſagte mein Begleiter laut, werden die Volksregierung weder fördern noch hindern.

Wie könnt Ihr das wiſſen? fragte ich.

Habt Ihr die Fröſche noch nie gehört, verſetzte er, wenn einer anfängt zu quacken, ſo thun es alle nach, und kömmt doch nichts dabey heraus.

Die Bürger ſchwiegen, und ich war verwundert, daß dieſer Menſch den neuen Ton der Zeit ſchon ſo gut aufzufaſſen wußte. Es beſtätigte meine öfters gemachte Erfahrung, daß gemeinen Köpfen treffende Grobheiten ſchneller zu Gebothe ſtehen als den beſſern.

Q. war ſchon von unſerm Beſuche benachrichtigt und erwartete uns. Nachdem er das Päckchen geöffnet, und den Brief, der an ihn war, geleſen hatte, fragte er uns, ob wir die zwey andern ſelbſt abgeben oder ihm überlaſſen wollten, und da mein Begleiter ſagte, er wolle den Brief an X., der ſein Vetter ſey, ſelbſt überbringen, hieß er ihn geſchwind machen, ſonſt treffe er denſelben den ganzen Tag nicht mehr zu Hauſe an. Wir werden uns ſchon wiederſehen, that er halbverächtlich hinzu.

Kaum war er weggeeilt, ſo ſagte Q.: Es iſt doch ärgerlich, daß Eure Leute uns ſchon wieder dieſen Tropf zuſchicken, da wir ihnen doch zu verſtehen gegeben, ſie möchten ihn daheim laſſen; wahrſcheinlich haben ſie Euch zur Aufſicht zugeordnet, da werdet Ihr auch Eure Noth mit ihm haben! Letzthin hat er uns mit ſeiner Schwatzhaftigkeit beynahe alles verdorben, indem einer unſrer wichtigſten Schritte durch ihn, wir wiſſen nicht wie, verrathen worden.

Es war leicht zu erachten, daß dieſes durch den Brief, welchen der welſche Exion zu leſen bekommen, müſſe geſchehen ſeyn; ich ſagte aber nichts davon.

Jetzt kann er freylich nicht mehr viel verderben, fuhr er mit trockener Gleichgültigkeit fort.

Dann ſteht es ſehr gut oder ſehr ſchlimm mit Eurer Sache, erwiederte ich.

Es kömmt auf den Geſichtspunkt an, war ſeine Antwort. Ich leſe ſo eben, (er ſahe wieder in den Brief) daß Ihr ein Mann ſeyd, auf den man ſich verlaſſen kann, ein Neugeworbener, aber noch kein Eingeweiheter, wie ſie ſchreiben, würdig jedoch, daß ihm nichts unbekannt bleibe; ich mache mir alſo Offenheit gegen Euch zum Verdienſt. — Allein jetzt muß ich ausgehen, ſpeiſt mit mir zu Mittag, ſo werden wir ſchon Zeit zum Sprechen finden; unterdeſſen ſteht Euch all dieß Zeug (auf einen Tiſch voll Schriften weiſend) zum Durchleſen offen, woraus Ihr nach Herzensluſt erfahren könnet, warum es zu thun iſt und ſeyn wird.

Einen Neugeworbenen hörte ich mich nicht gern nennen, und vor der Einweihung durch dieſes Schriftengemengſel graute mir; allein das beſtändige Hinweiſen auf den Standpunkt, aus welchem man angeſehen ſeyn will, iſt auch eine widrige Sache, und ſieht aus wie Anmaſſung, ich hatte es ſchon zu Hauſe und in M. erfahren, und mein Mann hier ſchien kein Freund von vielen Worten zu ſeyn. — Euer Mittageſſen, antwortete ich demnach, nehme ich noch lieber an, als die Einweihung; indeſſen ſehe ich wohl, ich muß da hinein; ich weiß nicht, was für ein Stern oder Unſtern mich mit Gewalt in dieſen Irrgang zieht. Ich weiß bereits zu wenig und zu viel, um ſtille ſtehen zu können; wenn mir nur dieſe Geheimniſſe nicht zu ſchwer werden!

Ey was! verſetzte er, einen vernünftigen Mann drückt kein Geheimniß; was einem zu ſchwer iſt, das läßt man liegen.

Ich ſahe, daß ich mit einem wackern, aber etwas derben Mann zu thun hatte, ließ ihn allein weggehen, und ſetzte mich an den Tiſch, um eine Schrift nach der andern geduldig zu durchleſen. Es waren einladende und abrathende, glückwünſchende und drohende Briefe; abgebrochene Berichte von Unterredungen mit dem Fr. Geſchäftsträger und mit obrigkeitlichen Perſonen; Entwürfe zu Aufrufungen an das Volk, worin demſelben bewieſen wird, daß es über ſeine Staatseinrichtung Meiſter ſey; Unterſuchungen oder vielmehr Zweifel über das

Recht des Zehntens; endlich auch die Menſchenrechte, wovon mein Reiſegefährte ſo gerne ſpricht, in ſiebzehn Artikeln, die mir, die Wahrheit zu geſtehen, auch nicht übel gefielen; und dann eine darauf gebaute neue Verfaſſung der Schweiz unter Einer allgemeinen Regierung, mit Beleuchtungen über das künftige Glück derſelben, eine neue Welt für unſer Vaterland, aber in ein Schlaraffenland ausgemahlt, an deſſen dauernde Wirklichkeit ich nicht glauben konnte. Das lag alles ſo bunt durcheinander, daß mir der Kopf ſchwindlig vom Leſen wurde. Wie wird es erſt dem ſeyn, der es nicht nur leſen, ſondern ausführen muß, dachte ich; wie muß es gar einem Staatsminiſter zu Muthe ſeyn, der Jahr aus Jahr ein mit Projekten umgeben und mit Ausführungen beängſtigt iſt! Vielleicht geht es aber in der großen Welt zu wie in meiner kleinen, wo ich ſchon oft, Leute betreffend, die gern regieren und allenthalben an der Spitze ſtehen wollten, fragte: Wo nehmen ſie denn den Verſtand dazu her? Und von der Erfahrung die Antwort erhielt: „Man thut etwas, vieles gibt ſich von ſelbſt, und das Uebrige vertraut man dem guten Glücke."

Ich wollte eben eine Pauſe machen, als ein halbmilitäriſch gekleideter Menſch mit einem freundlichheimlichen Geſichte herangeſchlichen kam, und nach Herrn Q. fragte. Wie ich antwortete, daß er erſt gegen Mittag zurückkomme, und der Menſch mich ſo vertraut in deſſelben Papieren blättern ſah, ſagte er, ich ſey wahrſcheinlich ein guter Freund von Herrn Q., auch er ſtehe in genauer Bekanntſchaft mit ihm, ich ſolle daher nur mit dem Leſen fortfahren, er wolle ſich indeſſen zu mir hinſetzen bis Q. komme. Da ich aber in ſeiner krummen Annäherung nichts als eine kleinliche Neugier nach den Papieren ſah, ſo ſtellte ich mich zwiſchen ihn und den Tiſch hin, entſchloſſen ſeinen unregelmäßigen Trieb nicht zu befriedigen.

Wir führten nun eine elende Unterredung mit einander, wobey er ſich immer bemühte zu erfahren wer ich ſey, und ich mich befließ, es ihm nicht zu ſagen; welches er endlich merkte, und, um ſeiner Perſon mehr Gewicht zu geben, von ſich ſelbſt zu ſprechen anfing, er ſey geſtern von einer Reiſe an den G..ſee zurückgekommen, die er, mir dürfe er's wohl ſagen, mit wichtigen Aufträgen im Nahmen der hieſigen Vaterlandsfreunde habe machen müſſen.

Das war alſo weiter nichts als jener Schneider meines Reiſegefährten! So gehts, wenn man ſich durch Großſprechen helfen will, man erſcheint nur deſto kleiner. — Ehe ich ihm aber etwas verbindliches über dieſe Eröffnung ſagen konnte, erſchien eine dritte Perſon auf dem Zimmer, ein Mann von mittlerm Alter, mit klugen aber düſtern Geſichtszügen, der, obgleich nicht beſſer gekleidet, doch in Geſtalt und Wort einen ganz andern Mann zeigte. Er ſchickte den politiſchen Schneider, der ihm viele Verbeugungen machte, fort: Meiſter N., ſagte er, geh er jetzt an ſeine Geſchäfte! — Mit mir fing er ſogleich ein Geſpräch über die vor uns liegenden Schriften an, und fragte, ob ich ſchon Kenntniß von allen dieſen Sachen gehabt habe?

Nicht von dem zehnten Theil, antwortete ich; wie wäre es auch möglich, da ich vor vier Tagen noch nicht einmahl wußte, was bey uns vorgeht wo man erſt anfängt, und überdieß Geheimniſſe eher ausweiche als aufſuche.

Es ſcheint doch, erwiederte er, Eure Landsleute ſetzen ein großes Zutrauen in Euch, weil ſie uns melden, man dürfe und ſolle Euch alles offenbaren.

Zutrauen erwirbt man ſich oft am meiſten, wenn man es nicht ſucht, verſetzte ich. Uebrigens kann es ſeyn, daß mich meine Landsleute für einen ehrlichen Mann halten, und es mag ihnen daran liegen zuverläßige Menſchen in ihre Sache zu ziehen, wenn ſie gut gehen ſoll.

Ja wohl, ſagte er mit einem Seufzer, brauchen wir ehrliche Leute! Ließen ſich dieſe nur erkaufen, ſie wären uns um keinen Preis zu theuer; denn Bosheit und Selbſtſucht bieten ſich uns haufenweiſe umſonſt an. Ach Gott! was haben wir in dieſer kurzen Zeit ſchon für Erfahrungen gemacht!

Ihr werdet erfahren haben, ſagte ich, daß der Redliche ſein Glück mehr in ſich ſelbſt, als in Neuerungen außer ſich ſucht, und daher bey ſolchen lieber zuſchaut, als eine Rolle mitſpielt.

Und daß der Weiſe, fügte er hinzu, lieber allein und aus eigner Kraft als nach den Plänen andrer handelt; vereinte Wirkſamkeit macht abhängig und ehrgeizig. Uns aber iſt der Plan vorgezeichnet, uns hat die Nothwendigkeit einen einzigen Weg zur Rettung des Vaterlandes offen gelaſſen, den wir noch dazu im Laufe zurücklegen müſſen, ob er gleich zwiſchen Abgründen durchgeht, und wir ſein Ende nicht ſehen.

Dem Mann lag ſeine Sache wirklich am Herzen, und noch nicht lange in dieſem weiten Wirlungskreiſe ſich tummelnd, hatte er auch die mittheilende Geſelligkeit, der ſich ein gutes Gemüth beym Antritt einer neuen Bahn ſo gern überläßt. So erfuhr ich manches, das mir bisher noch verborgen war, über die wahre Lage des Vaterlandes, und wurde wenigſtens zur hiſtoriſchen Kenntniß dieſes neuen Bundes unparteyiſcher und gründlicher eingeweiht, als es von den Freunden in M. bey ihrer leidenſchaftlichen Stimmung möglich geweſen wäre.

Er ſetzte mir außer allen Zweifel, daß es im Rathe der Götter Fr.reichs unwiderruflich beſchloſſen ſey, die Schweiz müße revolutionirt werden; von der Gewißheit dieſes Rathſchluſſes überzeugt, ſagte er, was bleibt dem rechtlichen Schweizer übrig, als Unterziehung oder Widerſetzlichkeit? Im Unterziehen iſt freylich weniger Ehre, aber der Vortheil beſteht darin, daß, wenn wir ſelbſt Hand ans Werk legen, wozu uns Freyheit gelaſſen iſt, gewaltthätige fremde Einmiſchung verhindert werden kann. Widerſetzen wir uns aber, ſo haben wir Krieg, und wer ſoll ihn führen?

Die Regierungen mit Hülfe des Volkes, antwortete ich.

Das iſt bald geſagt, erwiederte er, aber auf der einen Seite arbeitet der Fr. Geſchäftsträger, Ihr wißt ſelbſt mit welchem Erfolge, durch goldne Verſprechungen und liſtige Herumſchleicher unermüdet daran, das Volk ungehorſam zu machen; auf der andern Seite mangelt es den meiſten Regierungen an der Kraft und Einheit des Willens. Die Landsgemeinden wiſſen nichts und wollen nichts kennen, als die einfachen Bedürfniſſe ihres alten Herkommens, ſie halten ſich in ihren Bergen vor allem ſicher, und wiegen ſich in ihrem alten Heldenglauben ein, Heere von Tauſenden mit leichter Mühe von ſich abzuhalten; ſo lachen ſie heimlich über die Verlegenheit der andern. Dieſe Andern hingegen — — o wie gerne wollten ſie, wenn ſie könnten! Nehmt hiezu noch unſre alte in langem Frieden verroſtete Kriegseinrichtung! was will man da ausrichten, womit will man einen krieggeübten zehnmahl ſtärkern Feind ſchlagen?

Mit dem Landſturme vielleicht, ſagte ich.

Der Landſturm, erwiederte er, braucht Zeit und Ordnung, und die haben wir nicht. Ohne dieſes aber was iſt er, als der Ausbruch einer wüthenden wilden Menge, die ohne Bahn und Plan, wie ein Wolkenbruch, eine ſchnelle Verheerung um ſich her verbreitet, und wenn ſie geſchlagen wird, die Waffe gegen den Führer lebet. Oder es iſt ein verzweifelter Verſuch, ungeübte Bürger und Bauern ſchleunig zum Streit einzugliedern, und ſie, im Vertrauen auf ihre Zahl, ſieggewohnten Legionen und ihrem niederſchmetternden Geſchütze als Schlachtopfer entgegen zu ſtellen. Was kann dabey herauskommen?

Die Alten wußten den Tod fürs Vaterland zu ſterben! rief ich.

Man will uns ja das Vaterland nicht nehmen, verſetzte er ungeduldig. Fr.reichs Entſchluß iſt, unſer altes Gebäude umzuſtürzen, um ein tüchtigeres oder ihm bequemeres an ſeinen Platz zu ſtellen — freylich hätte es erſt das ſeinige ausbauen können, das in zehen Jahren noch nicht fertig geworden — und unſer vor Gott geprüftes Vorhaben iſt, das kleinere Uebel zu wählen, und auch die Eydsgenoſſen dazu zu vermögen, um innern und äußern Krieg zu verhüthen; gelingt das nicht, dann iſt es immer noch Zeit, für das Vaterland zu ſterben. Hüthet euch aber, mein Freund, zu viel von dieſem ſchönen Tode zu reden! Wenn er ſchon von Vielen im Munde geführt wird, ſo wiſſen ihn doch nur Wenige in der That zu ſterben; man iſt nicht gleich deſſen fähig, was man etwa in begeiſternder

Anwandlung empfindet. — Oder im Leſen bewundert, ſetzte ich für mich ſelbſt hinzu.

Indeſſen biethen wir um ſo viel eher unſre Hände zu dieſem Geſchäfte, fuhr er fort, weil wir überzeugt ſind, daß unſer altes Staatsgebäude ohnehin der Zeit weicht, und nur noch auf den ſchwachen Stützen der herkömmlichen Gewohnheit und angebornen Gemächlichkeit ruht, an denen nun Fr.reich eben am meiſten rüttelt. Hingegen läßt uns die vorgeſchlagene Einheit der Republik einen Weg ſehen, worauf den zahlloſen Mängeln und Mißbräuchen der alten Verfaſſungen abgeholfen, und unſrer Völkerſchaft die alte Kraft und Ehre wieder hergeſtellt werden kann, — in ſofern es nehmlich möglich iſt, eine allgemeine Zuſammenſtimmung zu dieſem Einheitszwecke zu bewirken. Erſt hielten wir das für ein Leichtes, aber täglich zeigen ſich uns mehr Schwierigkeiten, und unterdeſſen rückt die Noth mit drohender Eile immer näher.

Aber hat es denn ſo Noth? fragte ich; die kleinſte Unternehmung will doch auch ihre Zeit haben; warum eine ſo wichtige nicht? Würden die Fr. ihre Abſicht nicht beſſer erreichen, wenn ſie gerade und offen an die Schweizerregierungen gelangen lieſſen, worin ihr Wunſch und Wille beſtehe, und wenn den Regierungen ſelbſt Zeit gelaſſen würde, ſich des Beſſern zu beſinnen, die Neuerung zu prüfen, und ſolche, da ſchon ſo viel Volk vorbearbeitet iſt, vor die Gemeinden des Landes, wie ehmahls Bündniße und Kriegs- und Friedensverhandlungen, zur Annahme oder Verwerfung zu bringen?

Eure Ehrlichkeit macht mich lachen, antwortete er, wenn ich über anderweitige Unehrlichkeiten weinen möchte. Das iſt eben ein Kreuz, daß das Fr. Directorium will, die Schweiz ſoll ohne Ueberlegung wählen, als wenn hundertjährige Gewohnheiten, ſie ſeyen gut oder ſchlimm, ſich ſo geſchwind ablegen lieſſen, wie ein altes Kleid! Und darum kömmt uns auch die drohende Eile ſo viel verdächtiger vor, weil dieſe Droher die Unmöglichkeit, in ſo kurzer Zeit auf ein ganzes Volk zu wirken, wohl einſehen müſſen, und inzwiſchen ihre Heere doch immer näher rücken laſſen.

Vermag denn, ſagte ich, die freye und kühne Sprache der Wahrheit nichts auf den Geſchäftsträger und durch ihn auf ſeine Obern?

Nichts! erwiederte er; ſie ſtellen ſich zwar nicht böſe darüber, aber ſie haſchen liſtig einzelne Ausdrücke auf, und beweiſen, daß das nicht die Sprache der Wahrheit ſey. Der Geſchäftträger ſchmeichelt ſchriftlich und drohet mundlich. O was für ein Abgrund iſt zwiſchen den Worten und Thaten dieſer Menſchen! — Doch genug hievon, ſagte er traurig und ſtand auf. Die Sache ſchien dem guten Manne wirklich mehr an ſein ſtilles Herz zu greifen, als er beym Anfang der Unternehmung gedacht haben, oder als es für ſeine Gemüthsruhe zuträglich ſeyn mochte.

Was thun denn aber unſre gnädigen Herren?

Die wiſſen alles, war ſeine Antwort, und ſind deßwegen in A. verſammelt; aber leider weniger, die Neuerungen, wie Ihr vorhin wünſchtet, zu prüfen, als um Maßregeln zu treffen, wie ſie die angeborne rechtmäßige Herrſchaft erhalten können, weil ſie ſich überzeugt glauben, daß ohne dieſelbe nur bleibende Verwirrung unter uns kömmt. In Zeiten der Noth täuſcht man oft ſich ſelbſt; die größern Stände verhehlen ihre Beſorgniße den kleinern, um ſich an ihrer Furchtloſigkeit zu erhohlen; ſie denken an Widerſtand. Sollte aber auch gegen alle Wahrſcheinlichkeit Widerſtand möglich ſeyn, ſollte es ihnen gelingen, mit bewaffneter Fauſt Verfaſſung und Unabhängigkeit zu vertheidigen, was wäre bey der ſchon herrſchenden Erbitterung die Folge? Vernünftige, der Zeit angemeſſene Staatsverbeſſerung, oder ſtrengere, der Zeit widerſtrebende Gewalt?

Wäre nur die Liebe der Schweizer zu ihren Obern ſo ſtark, wie die Liebe zu ihrer Verfaſſung, dachte ich, es wäre wohl noch Rath!

O. kam zurück, und warf ſich ſogleich ermüdet, jedoch mit fröhlichem Muthe auf einen Stuhl, und fing an, ſeinem Freunde zu erzählen, die heutige Rathsverſammlung müſſe ziemlich ſtürmiſch ſeyn, indem ſchon zwey Mitglieder nach Hauſe gelaufen. Unſern Obrigkeiten, ſagte er zu mir, geht es jetzt, wie den Fuhrleuten, die ihr Lebenlang nur Einen Weg gefahren ſind; ſie können ſich in einen andern gar nicht mehr finden.

Doch wiſſe er von ſicherer Hand, ſprach er weiter zu ſeinem Mitarbeiter, daß die Mehrheit ſich auf die vernünftige Seite zu wenden anfange, und der Vorſchlag, die Geſandten von A. zurückzurufen, bald durchdringen werde. Mit der Bürgerſchaft habe es keine Noth, die fürchte ſich vor den Bauern, wie ſich der Magiſtrat vor den Fr. fürchte. Des Abends beym Weine ſeyen ſie zwar alle Helden, und machen über den Gedanken, ſich von den

Landleuten Geſetze vorſchreiben zu laſſen, großen Lärm und Fäuſte in den Taſchen; kommen aber des Morgens wieder zu ſich ſelber, und laſſen ſich ſo nach und nach alles gefallen, wenn nur der liebe bürgerliche Wohlſtand geſichert bleibe! Auf ſolche häusliche Leute müſſe man des Morgens, und auf die Lumpen des Abends wirken.

Habt Ihr denn auch mit dieſen zu thun? fragte ich.

O genug, antwortete er, und mehr als genug! das ſind unſre eifrigſten Anhänger, wahre Verehrer der Gleichheit. Wir ſchicken ſie aber, ſo viel wir können, dem M..gd zu, der zahlt ſie gut, und ſendet ſie als ſeine Jünger in alle Welt, um den neuen Glauben unter die Leute zu bringen.

Die heiligen Rechte der Menſchheit ſollten alſo durch Lumpen ausgebreitet werden! ſagte ich lachend. — So iſt's, erwiederte er. — So wie oft das noch Heiligere, that der Freund hinzu, durch Lügner und faule Bäuche.

Sie ſprachen noch manches über die Bedrängniße des Vaterlandes; ſie zeigten mir, daß jetzt Fr·reich hauptſächlich im W. lande den Anfang zu Händeln ſuche, weil da die Stimme des Volkes am lauteſten gegen das bisher Beſtandene ertöne. —

Das gebe ich aber vorbey, weil ich nur von dem reden will, deſſen ich ſelbſt Zeuge war, das mich zunächſt zum Handeln beſtimmte.

Es kamen nun mehrere Vertraute dieſer beyden Männer, um ſich über die Verhandlungen in der Eintrachtsgeſellſchaft auf heute Abend zu berathen. Ich entfernte mich, und wandelte in der Stadt umher.

Die Bürger ſtanden noch immer in kleinen Haufen herum, und ſuchten Beruhigung im Beyſammenſeyn und in lautem Sprechen. Es ſchien jetzt in dieſer Stadt, ſo arbeitſam ſonſt die Bewohner ſeyn ſollen, wenig gethan zu werden; die magern Kühe der allgemeinen Angelegenheiten verſchlangen die fetten der Berufsgeſchäfte. Jeder hoffte bey einem ſolchen Häufchen etwas neues zu erfahren, ich ſahe manchen bey mehr als einem ſtehen. Es liegt aber auch in der auf Einen Punkt gerichteten Neugier der Menge ſo was anziehendes, daß einer ſehr ſtark in ſich ſelber oder ſehr ſtolz ſeyn muß, um untheilnehmend vorüberzugehen. Hätten ſie mich nicht als einen Fremden ſchief angeſehen, ich wäre auch hinzugeſtanden, um das menſchliche Herz zu erforſchen, das ſich in der Angſt ſo gerne blos gibt, und mich der Kraft zu freuen, womit es ſich aus allem, ſelbſt aus dem Unheil, einen Genuß zu bereiten weiß, wäre es auch nur, wie hier, der Genuß eines verzeihlichen Müſſiggangs.

Es iſt eine eigne Empfindung, ſo als ein Fremdling durch die Straßen einer Stadt zu ziehen, abgeſchnitten von aller Gemeinſchaft; Männer, Weiber, Kinder, Vieh und Häuſer in hülfreicher Wirkſamkeit mannigfaltig verbunden zu ſehen, und eine geheime Stimme der Zukunft über dieſe kleine Welt vernommen zu haben; es iſt ein Vergnügen der Geiſter, eine einſame Liebe. — Ich kam mir vor wie der Prophet Jonas, als er durch die Gaſſen von Ninive ging; das Wort des Herrn war ausgeſprochen über dieſe Stadt, zwar nicht zum Untergange, aber doch zu Ungemach und Trübſal. Auch hier fände jetzt eine Predigt zur Buße wohl ſichern Eingang bey den erſchrockenen Bürgerherzen, dachte ich, und mich jammerte ihrer, wie Jonas der Kürbiſſe; allein ich hatte keinen Ruf dazu; und vielleicht finden ſie ohne dieß Gnade, ſind doch ebenfalls ſo manche unter ihnen, „die nicht „wiſſen Unterſchied was rechts oder links iſt, dazu „auch viele Thiere!“

Ueber dem Mittageſſen bey O., dem nur noch ſeine Frau und der Freund beywohnte, und wo, wie es ſich bey Tiſche gebührt, der Ernſt mit Scherz gewürzt war, hörte ich wieder vieles, das mir mehr und mehr Aufklärung über die Gegenwart und Beſorgniß für die Zukunft gab. Je vertrauter ſie wurden, mit deſto weniger Schonung ſprachen ſie von den Abſichten der Fr. Reichsverwalter.

Ich nannte das Mangel an Achtung gegen die große Macht.

Nicht doch! ſagte O., wir haben Reſpekt für ſie, wie die Tauben für den Sperber; könnten wir nur mehr Zutrauen haben! Von Paris aus erhalten wir zwar, ſo oft wir wollen, großmüthige Verſicherungen von Wohlwollen gegen den größten Theil der Schweiz, und unterdeſſen wird B..n als der bedeutendſte Landestheil immer in dringendere Händel verwickelt, und immer rücken die Truppen näher an unſre Grenzen. Es geſchehe nur, um den Oligarchen Furcht einzujagen, ſagt dann der Geſchäftsträger — aber er ſelbſt benimmt ſich, auch in unſerm Lande, ſo toll, daß wir oft nicht wiſſen, was wir denken ſollen. Geſtern wurde von ihm her, wie wir ſichere Nachricht haben, unter die in L.. verſammelten Landleute ausgeſtreut, die Stadtleute führen ſie nur am Narrenſeile herum: es gehe nicht mit der guten Sache, bis man durch Abbrennung einiger Landvögtlicher Schlößer den Ernſt zeige; und uns ließ er ſagen, die Bauern ſeyen nicht mehr zurückzuhalten, wenn man ihnen nicht binnen zwey Tagen einladend die Thore öffne, und tauſend Mann als Beſatzung in die Stadt aufnehme. Und doch kennt er alle unſre Bemühungen, wovon wir ihm täglich Bericht geben, und weiß, wie ſchon alles eingeleitet iſt, um die ganze Sache friedlich zu Stande zu bringen. Oft thut er, als wenn ſeine Ehrenperſon ſelbſt bey uns nicht ſicher wäre, und ſpricht von Nachſtellungen, ob er gleich verſichert iſt, daß ihm kein Menſch nichts thun darf. Klagen wir über ihn nach Paris, ſo erhalten wir keine Antwort. Allein ſchon die Wahl eines ſolchen Mannes ohne Kenntniß und ohne Luſt ſich ſolche zu erwerben, zu einem Werke, wovon das Heil eines ganzen Volkes abhängt, zeigt, wofür man uns anſieht; für einen unbedeutenden Gegenſtand, womit die Directorialallmacht ſich einen Augenblick abzugeben geruht.

Für eine Herde Schafe, ſagte der ſeufzende Freund, gegen die Wölfe ihr Naturrecht gelten machen wollen.

Sollten wohl meine Briefſender dieſes alles auch wiſſen? fragte ich.

Sie könnten es wiſſen, wenn ſie wollten, war die Antwort, denn ihre Ausgewanderten, die ſich hier in der Nähe aufhalten, wiſſen alles, und vielleicht noch mehr als wir; aber ſie ſind hitziger als wir; ſie ſprechen von Unrecht, ſo ihnen widerfahren, dieß erhält ſie in Leidenſchaft, und ſie ſtreben nach Neuerungen nicht nur aus Liebe zur Freyheit, ſondern auch als Beleidigte; ſie ſcheuen daher keine Mittel, und treten in alle Maßregeln M..gds willig ein. Es iſt ein Glück für Euer Land, daß es nicht an den Grenzen liegt; ſonſt wäre ſchon alles drunter und drüber. Jetzt fahren die Fr. noch ſäuberlich mit euch, bis ſie mit den Nachbarn fertig ſind, aber dann werden die Tage der Drangſal auch über euch kommen. — Das Beßte, was ein Mann, wie Ihr ſeyd, thun kann, fuhr er fort, iſt die hitzigen Köpfe auf der Landſchaft abzukühlen, und zu machen, daß der Schlag, der doch unausweichlich geſchehen muß, von der Hauptſtadt aus geleitet werde, ſo wie bey uns.

Gott bewahre! rief ich unwillig; ich bin zu weit von der Hauptſtadt entfernt, als daß meine Stimme dahin reichen ſollte; auf ſie kann ich nicht wirken, und auf die andern mag ich nicht. Zurück in meine Wälder will ich kehren, und mich weiter um nichts bekümmern!

Der Freund, welcher ſonſt auch auf dem Lande lebte, ſeufzte wieder, und O. lachte: Eure Wirthſchaft mag Euch noch ſo lieb ſeyn, ihr Leute, ſo werdet Ihr nicht mehr lange dabey bleiben; ſperrt Euch wie Ihr wollt, Eure Stunde hat zu etwas beſſerm geſchlagen!

Wiewohl ich nicht viel beſſeres wünſchte, ſo ſchmeichelte mir doch das verbindliche Wort; noch mehr aber ſtimmte die harmloſe Munterkeit des O. ganz mit meinen Grundſätzen überein. So muß es ſeyn, dachte ich, ein rechter Mann ſoll zwar, wo es Noth iſt, den Geſchäften alle Ernſthaftigkeit widmen, aber ſich doch den Kopf nie ſo ganz davon einnehmen laſſen, daß er nicht zu jeder Zeit noch Sinn für fröhlichen Lebensgenuß habe! Der König von Preußen iſt darum mein Held, von dem man erzählt, er habe mitten in ſeinem vom Feinde eingeſchloſſenen Lager noch Verſe gemacht. — Indeſſen that ich, als wenn mich ihre Fröhlichkeit bey ſo viel Sorgen befremdete.

Wer ſoll fröhlich ſeyn, verſetzte O., wenn der nicht, der ſeine Pflicht thut; je ſchwerer ſie iſt, deſto mehr darf er ſich bey ihrer Erfüllung freuen. Wir ſcherzen, weil wir ein gutes Gewiſſen haben, und ein gutes Gewiſſen haben wir, weil wir nichts anders wollen, als die Vaterſtadt vom Verderben retten.

Nichts Anderes?

Das Andre hängt dieſem an, antwortete er nachläßig.

Der Freund nahm das Wort: Die Stadt zu retten, iſt, wenn wir aufrichtig ſeyn wollen, unſer Zweck, und die Staatsreform das Mittel dazu, aber um der übrigen Schweiz willen müſſen wir das Mittel für den Zweck ausgeben, damit auch ſie könne gerettet werden. Fr.reich befiehlt eine Veränderung oder droht Krieg; wir liegen an den Grenzen; das Volk iſt empört, was kann die arme Stadt machen? Für ſie iſt kein Rettungsmittel, als der fremden Uebermacht nachzugeben, und der einheimiſchen Gewaltthätigkeit durch raſches Mitwirken zuvorzukommen. Und da wir ſicher wiſſen, daß die ganze Eidsgenoſſenſchaft in die neue Form gegoſſen werden muß, ſo haben wir dabey noch den Troſt, daß je geſchwinder wir machen, und je friedlicher die neue Einrichtung bey uns zu Stande kömmt, deſto eher die andern Stände durch unſer wohlgelungenes Beyſpiel zur Nachahmung bewogen werden könnten. Käme es aber zu einem Kriege, ſo verſichert uns Fr.reich zum voraus Neutralität für unſer Gebieth; und ſollte der andre Theil ſiegen, ſo müßte er uns durch die Nothwendigkeit für entſchuldigt halten.

Ihr wißt nun, wie wir denken, ſagten ſie; wir haben vielleicht mehr geredet, als wir ſollten, allein ein theilnehmendes Herz ohne perſönliche Abſichten zieht die Offenherzigkeit an ſich, deſto ſtärker, je ſeltener es dem Bedrängten begegnet. — Nun könnt Ihr den Einverſtandenen in M. nicht ſagen, daß Ihr uneingeweiht von uns weggegangen ſeyd.

Und dieſe, war meine Antwort, werden auch nicht ſagen, daß ich Euer Zutrauen nicht zu ſchätzen wiſſe, denn ſie ſollen wenig davon erfahren. Ich ſehe nun den Unterſchied; jene ſuchen Freyheit und Rache; Ihr, Rettung aus der Noth; es kann keine lange Gemeinſchaft zwiſchen euch ſtatt haben. Wo iſt der reine Gemeingeiſt der V.? werden jene ſagen: ſie ſorgen für ihr Land, weil ihre Vaterſtadt darin liegt, und für ihre Vaterſtadt, weil ſie Häuſer, Weiber und Kinder darin haben, und für dieſe, weil ſie ihnen angehören; alſo ſorgen ſie eigentlich nur für ſich ſelber.

Macht es nicht jeder ſo, der die Wahrheit geſtehen will? erwiederte der Freund ſehr ernſthaft: worauf ſollte auch ſonſt die Vaterlandsliebe beruhen, als auf dem Eigenthum? Es kömmt nur darauf an, was man darunter verſteht. Die großen Worte, womit man ſich heut zu Tage täuſcht, ſind noch keine Thaten; der Baum des Gemeinſinns trägt häufig Sodomsäpfel, und diejenigen, welche ihre Unternehmungen ſo gern einen Beytrag zur Veredlung des Menſchengeſchlechts nennen, ſind gewöhnlich fade Schwärmer, die nichts leiſten. Es iſt doch wohl auch Patriotismus, wenn wir Stadt und Land vom Krieg und Untergange retten, und dem ganzen Vaterlande mit dem nöthigen Beyſpiele vorangehen. Geſchähe es nun zunächſt um unſrer ſelbſt willen, oder aus gemeinnützigen Abſichten, was liegt daran, wenn nur die edle Handlung gelingt! Den Menſchen, der Gutes bewirkt, ſoll man nicht richten wollen.

Q. ſagte: Du haſt Recht, Bruder, und unſer Freund hier verſteht dich, warum willſt du dich rechtfertigen! Vor dem Lichte der guten That verſchwinden die Schatten der Bewegungsgründe; man ſoll den Tugenden überhaupt nicht zu genau den Puls greifen, die beßten quillen aus dem Drange eines edeln Muthes. Wer ihre Grundſätze wohlbedächtlich in ein Lehrgebäude ordnet, und als abgezogene Geiſter in die Fächer ſeiner Vernunft aufbewahrt, um für jeden Fall ein Heilmittel bey der Hand zu haben, der hat wohl eine ſchöne Apotheke, wird aber weder ſich noch die Welt kuriren.

Als wir vom Tiſche aufgeſtanden, hörte ich, daß heute Gelegenheit wäre, nach Haus zu ſchreiben; Q. wollte meinen Brief beſorgen.

Ach! über allem, was ich geſehen und gehört, hatte ich nicht mehr an meine Frau gedacht, und die plötzliche Erinnerung erſchreckte mich jetzt, als wenn ich ſchon Monathe lang abweſend wäre, und ihr aus Liebloſigkeit nicht geſchrieben hätte. Daher ergriff ich den Anlaß mit Freuden, und eilte auf Q.s Zimmer, wo ich bey ruhiger Ueberlegung erſt fand, daß ich nicht eher hätte ſchreiben können.

Was ſollte ich ihr aber ſagen? Ich habe ſchon oft geſehen und geleſen, daß Briefe, welche man an ſein Weib oder an liebe Freunde ſchrieb, gerade die kürzeſten waren, und es daraus erklärt, weil die Umſtändlichkeit der Freundſchaftsverſicherungen, oder Neuigkeiten, wie man ſie etwa an einen Dritten ſchreibt, uns gegen die Vertrauten des Herzens matt und ſchaal vorkommen; wenigſtens ging es jetzt mir ſo. Daß ich ſie lieb habe, wußte ſie ſchon; ſollte ich ihr von meinen Staatsgeſchäften ſchreiben, ſo hätte ſie mich ausgelacht und bogenlange Wichtigkeiten über ein einziges Wort des Herzens vergeſſen; eine kleine Reiſebeſchreibung? daß Gott erbarm, ihre geographiſche Neugierde geht nicht über den Zaun unſrer Heimath! — Ich ſchrieb alſo etwas von neuen Verwandten, die ich hier gefunden, und daß ich bald nach Hauſe kommen werde; kurz einen kalten Brief unter warmen Empfindungen.

Als ich denſelben zu O.s Frau hinunter trug, traf ich ſie bey ihrem Flügel an, wozu ſie mit ſchöner Stimme ſang. Dieß machte mich meinen Vorſatz, ungeſäumt zu dem Wiedertäufer hinauszugehen, bevor die Eintrachtsgeſellſchaft ihren Anfang nähme, vergeſſen; und da es ſchwer hält, geheim zu thun, wo man glaubt, auch etwas von einer Kunſt zu wiſſen, ſo erfuhr ſie bald, daß auch ich ein Liebhaber von Liedern wäre, und es währte nicht lange, ſo ſang ich mit. Sich ſo allein mit einer jungen Frau in Tönen zu vereinigen, hat etwas anziehendes. Wir wurden aber öfters durch ſtürmiſche Bürger, die O. ſprechen wollten, unterbrochen, welches mich ungeduldig und dieſer „guten Sache der Freyheit" von neuem abgeneigt machte.

Ueber dem Singen war, wie ſie ſelbſt fand, die Zeit, meinen Vetter vor dem Thore zu beſuchen, verſtrichen; ich blieb alſo bey ihr, und da uns der Geſang vertraulich gemacht hatte, mußte ich mich neben ſie hinſetzen, und wir kamen auf muntere Geſpräche, wobey ſie oft herzlich über meine Mundart lachte, wiewohl ſie keine Sylbe beſſer deutſch ſprach als ich. Zwar hatte ihr Mann ſchon über Tiſche bemerkt, wie ſeltſam es ſey, wenn Schweizer einander wegen ihrer Sprache aufziehen; allein hübſche Weiber glauben nie, daß allgemeine Bemerkungen ſie auch angehen, und ſo lachte ſie nach wie vor.

Als ſie aber wiſſen wollte, wer der Vetter vor dem Thore ſey, und ich den Wiedertäufer nannte, wurde ſie mit einmahl ernſthaft, und wollte, da ſie vorher alles freundlich gebilligt hatte, was ich ſagte, jetzt zu meinem Befremden durchaus nichts Gutes von ihm und Seinesgleichen hören; dieſe Leute, ſagte ſie, ſeyen eigennützige Heuchler und erziehen ihre Kinder ſchlecht.

Ich wollte wenigſtens meinen Freund rechtfertigen, aber ſie unterbrach mich: Eben der iſt der rechte, gerade den Nichtswürdigen meine ich! rief ſie mit Leidenſchaft.

Ich nahm ſie bey der Hand, nicht gleich bedacht, daß ſie zu weich für die meinige war: Da mögen beſondre Gründe vorhanden ſeyn, liebe Frau; aber wo ein Mann lobt, da ſoll der weibliche Tadel ſchweigen! Laßt uns lieber von etwas anderm ſprechen.

Sie wußte nicht recht, wie ſie daran war; allein unſre Unterhaltung verlor dadurch von ihrem lebhaften, doch nicht von ihrem gefälligen Tone. Plötzlich aber zog ſie ihre Hand weg; ihr Mann kam die Treppe herauf, und — ich ging mit ihm nach der Eintrachtsgeſellſchaft hin.

Unterweges fragte ich ihn, was denn ſeine Frau gegen den Wiedertäufer habe? — Sapperment! rief er mit Lachen, den hättet Ihr nicht nennen ſollen! Ihr Bruder iſt in ſeine Tochter verliebt, und will ſie heirathen; darüber iſt mein Schwiegervater wild, und meine Frau auch, weil es eine Mißheirath iſt.

Welche von den Töchtern gilt es denn? ſäumte ich nicht zu fragen. — Was weiß ich! antwortete er; man ſagt, es ſey noch ein blutjunges Kind von großer Schönheit. Wenigſtens iſt der Menſch ſterblich verliebt, und will weder Vater noch Mutter mehr folgen, welches erſchrecklich iſt. Wenn er Euch kennte, Ihr hättet ihn ſchon auf dem Halſe, um ſeine Liebesbriefe zu ſpediren und gut Wetter bey dem Wiedertäufer zu machen; denn man ſagt, der wolle auch nicht recht.

Da ich jetzt ein Briefträger bin, ſo wäre es wenigſtens nicht außer meinem Berufe, erwiederte ich. — Die Sache war mir nun gleichgültig, weil ich ziemlich ſicher annehmen konnte, daß das Liebesverſtändniß nicht die Klare anginge. Ich konnte aber nicht weiter fragen, weil wir nun bey dem Verſammlungsorte angekommen waren.

Es war bereits eine beträchtliche Anzahl Bürger vorhanden, die auf den Anfang der Sitzung warteten, und unterdeſſen in der geräumigen Zunftſtube herumgingen oder ſtanden, und ein ſo ſchallendes Geſchrey unter einander hatten, daß ich noch keine Geſellſchaft zur Beförderung bürgerlicher Eintracht daraus machen konnte.

Mein Reiſegefährte war auch ſchon hier. Er machte mir Vorwürfe, daß ich mich nichts um ihn bekümmre, und ihn ſo allein gehen laſſe; er wiſſe aber dennoch, was ich getrieben, der gute Freund da habe ihm alles ſagen können, indem er auf den franzöſiſchen Schneider wies. Dieſer ſchien auch nicht mit mir zufrieden, indem er zwar ſeine Freude äußerte, mich zu ſehen, aber mit ſchlauem Lächeln hinzuſetzte, er habe heute Morgen nicht gewußt, was das für ein bedeutender Herr ſey, den er bey Q. angetroffen. — Ich anfänglich auch nicht, verſetzte ich. — Mein gutmüthiger Gefährte, deſſen Herz zu voll Freudigkeit und Mittheilungsbegierde war, um noch für Unwillen Platz zu haben, wollte mir nun alles auskramen, was er neues gehört hatte; aber es wurde zum Glück allgemeines Stillſchweigen gebothen, weil Briefe zu verleſen wären.

Das wiſſen wir ſchon, ſagte mein Begleiter vertraulich zum Schneider.

Und noch ganz andre Dinge, nickte dieſer mit Selbſtvergnügen zurück.

Ich ſönderte mich von ihnen ab, um wo möglich den Text ohne ihre Noten zu hören.

Es wurden nun einige Schreiben aus Paris verleſen, die ſich vom ſechsten Jahre der Wiedergeburt der Völker datirten. Sie waren theils an den Magiſtrat, theils an die Geſellſchaft gerichtet;

aber wenn nicht darin von Freyheit die Rede geweſen wäre, ſo hätte ich geglaubt, ſie ſeyen unten am Throne eines Deſpoten von ſeinem Günſtlinge geſchrieben worden, ſo groß war die ſelbſtgefällige Zuverſicht, womit hier Verhaltungsbefehle ausgetheilt waren. Und von der bevorſtehenden Revoluzion der ganzen Schweiz wurde ſchon als von einer Sache geſprochen, wogegen alle Bemühungen lächerlich wären, „indem heut zu Tage," ſo hieß es wörtlich, „das neuaufgegangene Licht des geſunden „Menſchenverſtandes, die Wiedergeburt der urſprünglichen Begriffe, und die Grundſätze der ewigen Gerechtigkeit eine neue Schöpfung hervorrufen."

Ich hatte nicht Zeit, über dieſes neue Licht, das ich noch nirgends leuchten ſah, und über die wiedergebornen Begriffe, die noch in der Wiege lagen, nachzudenken, denn ohne jemand dazu Zeit zu laſſen, wurden Zuſchriften von dem Fr. Geſchäftsträger, Nachrichten aus dem W. lande enthaltend, verleſen, welchen noch händelſüchtige Drohungen der Vollziehungsmacht gegen den Stand B..n, und feyerliche Zuſicherungen des Schutzes und Wohlgefallens für den nachgiebigen Kanton B. beygefügt waren; welch letztere alle anweſenden Herzen erquickten.

Hierauf hielt O. eine Rede, worin er ſich Mühe gab, die repräſentative Verfaſſung zu erklären; ich konnte aber nicht recht zum Verſtande derſelben kommen, auch die meiſten Zuhörer nicht, wie mir däuchte, welches aber ihren Beyfall nicht hinderte. Dann zeigte er ihre Vortheile im Gegenſatz mit den herrſchenden Mißbräuchen in der ganzen Schweiz, geſtand aber ſelbſt, daß gerade da, wo die meiſten derſelben herrſchten, das gute Werk am meiſten Schwierigkeiten finden werde; und endlich erwies er die Nothwendigkeit ihrer Annahme für B. — Er erzählte, und berief ſich dabey auf den Freund als einen Landbürger, wie ſich in mehrern Dorfſchaften Ausſchüße des Volkes verſammeln, und ſich voll Mißtrauen gegen die Stadt über das Wohl des Vaterlandes berathen, ſo daß es die höchſte Zeit ſey, um einem voreiligen Entſchluſſe der Landleute zuvorzukommen, ſie durch eine unzweifelhafte Probe der Aufrichtigkeit zur Gemeinſchaft einzuladen; welches bey gegenwärtiger Lage der Dinge noch einzig dadurch erzweckt werden könne, wenn man ſie zutrauensvoll auffordere, eine Beſatzung zur Unterſtützung der guten Sache in die Stadt zu ſchicken.

Aus der Haltung der Anweſenden zu ſchlieſſen, hätte es keine weitere Ueberredung gebraucht, um den Vorſchlag zur einmüthigen Annahme zu bringen; gleichwohl traten noch einige Sprecher auf, die auch das Wort begehren zu müſſen glaubten, weil das jetzt ein durch die Mode geweihter Ausdruck war; die aber füglich hätten ſchweigen können, denn ſie wiederholten nur was O. geſagt hatte, und umriſſen, wie alle Nachahmer, mit grellen Zügen, was der kluge Mann mit Fleiß nur leiſe hingeworfen hatte; ſie prieſen die mütterlichen Abſichten der großen Republik auf eine übertriebene Weiſe, oder machten eine entſetzliche Beſchreibung von der Erbitterung des Landvolkes gegen die Stadt.

Aber der treffliche Freund nahm im Nahmen der Bauern das Wort, und beruhigte mit vernünftiger Kälte die Gemüther. Er läugnete nicht, daß unter dem großen Haufen auf dem Lande manches böſe Wort gegen die Stadt ſtieſſe, verſicherte aber, daß unter den Anführern ehrliebende und rechtſchaffene Männer ſeyen, die ſich allen ruheſtörenden Unternehmungen gegen die Stadt widerſetzen, und nichts anders ernſtlich wollen, als aufrichtige Vereinigung. Damit aber die Geſellſchaft genau wiſſe, was die Landſchaft eigentlich begehre, ſo legte er derſelben eine Erklärung vor, welche den Vorſtebern der Stadt übergeben werden ſolle, worin das Begehren der Landbürger in vier Punkten ausgedrückt ſey, die aber wohl in einen Einzigen zurückgebracht werden können: Gleiche Rechte und gleiche Freyheit.

Weiter nichts? rief eine unzeitige Stimme, über welche einige lachten, andre murrten.

Der Freund ließ ſich nicht irre machen, und fuhr in ſeinem ruhigen Tone fort, die Anweſenden zu ermahnen, bey ihren andersdenkenden Verwandten und Bekannten alles mögliche anzuwenden, um ihnen die Nothwendigkeit einleuchtend zu machen, und ſie zu bewegen, den Landleuten freywillig Thore und Arme zu öffnen; er wolle dann mit ſeinem Leben dafür haften, daß nichts Böſes von daher der Stadt widerfahren ſolle.

Es wurde nun mit mehr Anſtand, als ich aus dem anfänglichen Lärm erwartet hatte, beſchloſſen, im Nahmen einer Anzahl für das gemeine Beſte beſorgter Bürger eine Einladung an die Landgemeinden drucken zu laſſen, daß ſie „zum Troſt der Stadt" (wie die Worte lauteten) ſechshundert Bewaffnete in dieſelbe einrücken laſſen möchten. Dieſe Zuſchrift ſollte ſogleich aufgeſetzt werden, wozu ein Ausſchuß von fünf Mitgliedern der Geſellſchaft gewählt wurde, die zu dieſem Endzwecke in ein anderes Zimmer abtraten.

Ich hatte die meiſten derſelben heute ſchon bey D. geſehen; er, der auch von der Zahl war, winkte mir; ich folgte ihm ohne daß mich jemand ſtörte.

Sie laſen die Zuſchrift, welche ſchon heut Morgen auf Wahrſcheinlichkeit der Annahme hin entworfen worden, einem aus der Geſellſchaft vor, der ſie noch nicht kannte. Dieſer, ein junger Mann geiſtlichen Standes, ſo viel man heutigen Tages noch aus dem Aeußerlichen davon erkennen kann, horchte ernſthaft und mit anſcheinender Ruhe zu; und als ſie fertig waren, ſagte er kein Wort, ob ſie gleich auf ſeinen Beyfall zu warten ſchienen.

Sie bathen ihn halb erſchrocken, er möchte ihnen doch ſeine Gedanken nicht verhehlen. — Macht was Ihr wollt, ſagte er endlich mit Beklemmung; folgt Eurer Ueberzeugung, aber laßt mich der meinigen auch folgen, und Euer Beginnen Unrecht nennen; ich kann in Gottes Nahmen nicht anders!

Haben wir doch ſo was geahndet, als du ſeit ein paar Tagen nicht mehr zu uns kammſt, ſagten ſie. Wie? du willſt nun auf bald vollendeter Bahn wieder rückwärts gehen? Ein Glück iſt es, daß du deine Geſinnungen nicht vor der ganzen Geſellſchaft offenbar gemacht, wo die begründetſten Widerſprüche jetzt nur noch ſchädliche Verwirrung ſtiften könnten! Vertraue dich uns, Bruder, als deinen alten Freunden, du kennſt unſre Achtung für dich; und zähle auf unſre Rechtſchaffenheit, daß wir deine Einwürfe mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit beherzigen werden!

Eine ſanfte Röthe überzog ſein blaßes Geſicht, er ſah erſt ſchüchtern auf den Boden, allein nach und nach wuchs ſein Muth im Sprechen; er ſagte: Lieber hätte ich mich unbemerkt und ſchweigend von Euch getrennt, allein Ihr wollt, daß ich rede, daß ich Euch ſage, wie ich nur allzuklar einſehe, daß Ihr mit aller Eurer Rechtſchaffenheit auf einem Abwege ſeyd. Das Vaterland wollt Ihr retten, und ſtürzet es wahrſcheinlich in den Abgrund. Wohl kenne ich, wie Ihr alle, ſeine Gebrechen und Mängel, wir haben ja oft genug davon geſprochen; es bedarf allerdings Hülfe, aber man gibt dem Kranken kein Gift, wenn man ihm helfen will, und wer iſt Euch Bürge, daß das Hülfsmittel, welches Ihr in Bereitſchaft haltet, beſſer ſey als Gift? Etwa die Erfahrung? Sie hat uns am Auslande ſeit ſieben und mehr Jahren das Gegentheil bewieſen. Etwa die innere Vollkommenheit ſeiner Beſtandtheile?

Die Miſchung iſt allerdings einladend, aber es muß dem Menſchen vorher ſchon geholfen ſeyn, ehe ſie für ihn taugt. Laßt ihn erſt aus dem Strome der Vergeſſenheit trinken, und reißt aus ſeinem Herzen, wenn Ihr könnt, die alten Wurzeln der Gewohnheit, der Gemächlichkeit, der Selbſtſucht, der Leidenſchaften überhaupt, dann wird ihm dieſe Anweiſung zur geſellſchaftlichen Glückſeligkeit recht ſeyn, wofern er ihrer noch bedarf!

Ob ſie nicht für unſer Vaterland gerade am wenigſten tauge, wo in der Eile mehr als zwanzig verſchiedene Regierungsarten ſollen abgeſchafft, und in eine Einzige verſchmolzen werden; wo keine Staatsabgaben bezahlt worden ſind; wo ſo viel angeborne Anhänglichkeit, ja bey mehrern noch trotzender Stolz auf das alte Herkommen herrſcht, wo ſelbſt die Neuerungsſüchtigen noch aus unabtreiblichem Gefühl des alten Wohlſeyns allenthalben zum erſten ihrer Sätze aufſtellen: wir wollen Schweizer bleiben; davon will ich nicht einmahl reden. Aber Ihr ſeyd Gelehrte, ſchlagt die Geſchichte auf, und zeigt mir, wo ſolche ſchnelle fundamentale Umwälzungen je von Dauer geweſen? Siebenfachen Fluch brachten ſie über ihre Stifter, und blutiges Unglück über die Völker. Hat auch der Himmel nachher etwas Gutes daraus entſtehen laſſen, ſo war dieß mit nichten das Verdienſt der Stifter, ſondern die Art und Weiſe der Vorſehung, wozu ſie allein das Vorrecht hat: Böſes geſchehen zu laſſen, damit Gutes daraus erfolge.

Alle großen Dinge, fuhr er fort, die je zum Heil der Welt geſchahen, hatten, ſo wie die großen und guten Menſchen ſelbſt, einen kleinen Anfang; was hingegen durch den unreinen Geiſt der Zerſtörung glänzend hervorging, trug den Keim des eigenen Verderbens ſchon ſeiner Natur nach in ſich.

Sollte ich mich vor Euch, meinen Freunden, ſcheuen, das Beyſpiel deſſen anzuführen, der die größte und bleibendeſte Revolution in der Welt bewirkt hat? Wie gering fing er an; wie ließ er der Sache Zeit; wie ruhig ging er zu Werke; wie entfernt war er, mit Einem Streich alle Mißbräuche vernichten zu wollen; wie hatte er immer die Denkungsart ſeines Volkes im Auge; wie ſtrebte er das Einzelne aufzurichten, um das Ganze zu Stande zu bringen, da man hingegen jetzt allein aus der gährenden Fäulniß der Individuen ein neues Menſchengeſchlecht hervorrufen zu können glaubt; mit welcher Selbſtverläugnung hielt er ſeine großen Kräfte von jäher Einwirkung auf die ſchnellaufbrauſende Menge zurück; und es war Weisheit, die ihn zurück hielt, wahrlich nicht Furcht, er hatte ſich ja dem Tode geweiht, um ſein Geſchlecht zu befreyen! — Warum ſoll nun heut zu Tage alles mit Einem Mahle über den Haufen geſtürmt werden? Wozu eine verderbliche Sündfluth von auſſen, wo nur ein wohlthätiges Evangelium von innen helfen kann? Jener weiſe Menſchenkenner hat doch dadurch allein das Größte vollbracht, und wird nach Jahrtauſenden noch als ein Erlöſer geprieſen.

Es iſt aber nicht nur thöricht, ſprach er weiter, es iſt auch ungerecht, das alte Staatsgebäude auf Einmahl umzuſtürzen. Wir haben Obrigkeiten, die von jeher als rechtmäßig anerkannt werden, denen wir mit Eid und Pflicht zugethan ſind; nennt ſie nun meinetwegen kleinſtädtiſch und beſchränkt, oder herrſchſüchtig und ſtolz; ich will beydes gelten laſſen, ſowohl daß ſie in der neuen Politik zurück ſeyen, als daß einige unter ihnen allzuviel Anmaſſung zeigen; wiewohl es mir nicht ſchwer fallen ſollte, zu beweiſen, daß ariſtokratiſche Herrſchſucht vor hundert Jahren weit gröſſer geweſen als jetzt. Aber ſie ſind nun doch einmahl unſre Obrigkeiten, die wir bisher als einen Gegenſtand unſrer Ehrerbietung und unſers Gehorſams angeſehen haben, denen wir im Durchſchnitte Gerechtigkeitsliebe, Ehrgefühl und Uneigennützigkeit gewiß nicht abſprechen können, und die nun plötzlich in den Koth getreten werden und die Schuld aller der Mißbräuche tragen ſollen, welche ſchon ſeit Jahrhunderten da ſind, blos weil eine fremde, ihr eigenes Vaterland zu Grunde richtende Regierung reiche Bauern und halbaufgeklärte Fabrikanten zur Unzufriedenheit aufzureizen gewußt hat.

O Gott! rief er bekümmert, wir werden in ſaubere Hände fallen! Laßt auch die neue Verfaſſung, wie Ihr hofft, nicht mit Menſchenblute geſchrieben werden, laßt unſre alten Herren nicht von ihren kleinen Thronen herabgeſtürzt, ſondern glimpflich entfernt werden, ſo müſſen doch wieder andre oben an; und wer wird das ſeyn? Wer anders als die, welche die Revoluzion machen, die, welche den Erwartungen des wählenden Volkes am meiſten ſchmeicheln werden; alſo, das erfährt Ihr ſchon jetzt täglich, für Einen ausgebildeten, vollendeten Mann zehen Unwiſſende, Halbgelehrte, Egoiſten und eitle Pfuſcher. Dieſe werden ſich in die neuen Gewalten theilen, und ſchwerlich wird dann, ſo wenig als in Fr.reich, das philoſophiſche Salz, womit die Verfaſſung gewürzt iſt, ſtark genug ſeyn, um die Würmer niedriger Leidenſchaften davon abzuhalten.

Mit unſerer Unternehmung helfen wir das Vaterland unglücklich machen, das iſt der Schluß meiner ernſten Prüfung, die ich ſeit einiger Zeit mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit vorgenommen habe. Anfänglich glaubte ich mit Euch, dem Vaterlande auf dem eingeſchlagenen Wege zu nützen, aber ſeitdem ich die Karten genauer kenne, oder vielmehr die, welche ſie miſchen, fürchte ich das Spiel! Aus eigener Kraft vermag die neue Freyheit ſchwerlich durchzudringen, und geſchieht es mit fremder Hülfe, ſo bleiben wir auf immer Knechte unſrer Befreyer. Ihr ſtellt Euch das neue Staatsgebäude als die felſenfeſte Wohnung der Weisheit und Eintracht vor; ich ſehe es als eine Gefangenſchaft an, die mit täuſchenden Mahlereyen behängt iſt. Ihr glaubt Euch zur Rettung berufen; ich ehre Eure Abſicht, aber guter Wille iſt noch kein Beruf. Kurz, meine Freunde, wir gehen zu ſehr aus einander, als daß ich länger unter Euch bleiben könnte; ich ziehe mich zurück, eben ſo aufrichtig und freundſchaftlich als ich zu Euch trat, aber mit ſchwerem Herzen um Eurer und des Vaterlands willen! Ich werde nichts vor der großen Geſellſchaft ſagen, weil Ihr es nicht haben wollt, ſondern ſchweigend abtreten.

Er umarmte ſie mit Wehmuth und wollte gehen. Aber ſie ſtanden um ihn herum und ergriffen ſeine Hände: Du willſt uns verlaſſen, Bruder? Uns in den heiſſeſten Momenten verlaſſen, und weißt doch unſrer Vaterſtadt wartet Verderben, wenn wir nicht ausharren!

Leider drohet uns Unglück, wir mögen es machen wie wir wollen, erwiederte er; aber nicht alle Drohungen gehen in Erfüllung, und Gott im Himmel weiß den Gerechten zu ſchützen.

Gott hilft nur dem, der ſich ſelbſt zu helfen ſucht, ſagte O. etwas unwillig; ſoll man ſich zu Bette legen, wenn des Nachbars Haus brennt? Zeigt der gute Wille den Beruf nicht, ſo zeigt ihn doch das Gelingen der That; wir wollen ſehen! Von dir aber, mein Lieber, dürfen wir doch wenigſtens noch Rath erwarten, wenn du mit der That nichts mehr zu thun haben willſt.

Ruhig verſetzte der Geiſtliche: Wäre es noch Zeit, ſo wünſchte ich zwiſchen der Tagſatzung in A. und ihren Gegnern eine dritte Partey ſich erheben zu ſehen, die Stimme freymüthiger Wahrheit.

die ohne Zorn und Eifer alles beym rechten Nahmen nennte, und jedem das Seinige gäbe. Sie ſollte ſich blos auf geſchichtliche Publicität gründen; ein Richterſtuhl, den alle ſcheuen. Sie ſollte die alten Mißbräuche aufdecken, aber eben ſo unparteyiſch die neue Argliſt enthüllen. Durch ſie ſollte aus Beyſpielen der Geſchichte die Obrigkeit zum Nachgeben belehrt, und das Volk vor Staatsumwälzung als dem größten Uebel gewarnt und zu duldender Treue vermahnt werden. Alle Arbeiten und Nahmen dieſer Geſellſchaft (Partey ſoll ſie nicht heiſſen) müßten öffentlich ſeyn, weil jedes Geheimthun auf Nebenabſichten ſchlieſſen läßt, dieſe Verbindung aber keine haben ſollte. Nur Thatſachen ſollten von ihr aufgeſtellt, nichts entſchieden werden, damit ſie auch den Schein nicht von einer Faction hätte; denn vor Vervielfältigung bürgerlicher Factionen wolle uns der Himmel bewahren! Aber wo zwey Ende gegen einander in Wuth aufzuſtehen drohen, da darf ſich wohl die ruhige Weisheit in's Mittel legen. Die Unternehmung könnte aber nicht von einem allein, noch einigen wenigen unternommen werden; denn eine geringe Zahl würde gleich anfangs von den ſchäumenden Wogen der andern Parteyen verſchlungen; ſondern aus allen Landen und Herrſchaften ſollten diejenigen kühn in die Mitte treten, welche Ordnung, Wahrheit und Gerechtigkeit noch über örtliche und häusliche Verhältniße ſchätzen.

Wenn von da aus nun öffentlich und vor den Augen der Welt jedem Unrecht ſein Spiegel, und jeder ſelbſtſüchtigen Leidenſchaft ihre Geiſel vorgehalten würde, wenn auch die Kunſtgriffe der Nachbarn ungeſcheut und mit Wahrheit aufgedeckt würden, ſo ſollte doch wohl manches Gute erzweckt und manches Böſe verhindert werden; wenigſtens müßte Welt und Nachwelt geſtehen, das Vaterland habe noch Männer unter ſich gehabt, die die Ehre, welche in der Wahrheit iſt, liebten, und weder dem Götzen der alten noch der neuen Zeit opferten. Laßt dann in Gottes Nahmen die Unholden kommen, wenn es nicht anders ſeyn kann; beſſer iſt's, mit der Gerechtigkeit zu Grunde gehen, als mit böſem Gewiſſen leben!

Sey Du der Mann, der dieſe Geſellſchaft ſtiftet, riefen ſie alle aus Einem Munde, wir wollen Dir gerne helfen, wir ſind zu allem bereit, was dem Vaterlande dienen kann! — Und können dieß vielleicht noch beſſer, fügte Q. hinzu, wenn wir auf unſerm Wege fortgehen, als wenn wir es geradezu mit Dir hielten.

Nein, ich bin es nicht, antwortete er; meine Kräfte reichen nicht hin. Und was wäre Euer Beyſtand, ſo lange Ihr noch die Umwandlung des gemeinen Weſens befördert? Ein Geheimniß gegen die Aufrichtigkeit der Verbindung, das, wenn es offenbar würde, alle Wirkung mit Einem Mahle vernichtete. Schwerlich wird auch die Sache nach meiner Vorſtellung zu Stande kommen; es iſt zu ſpät. Der Zeitgeiſt verlangt geheime oder glänzende Maßregeln, und verſchmäht die Einfalt der Wahrheit. —

Jetzt kam ein Abgeordneter von der Geſellſchaft, um der Zuſchrift an das Volk nachzufragen; denn über dieſer Unterredung war die Zeit vergeſſen worden. Der Geiſtliche umarmte noch einmahl alle, auch mich Unbekannten, dem Thränen menſchlicher Freude in den Augen ſtanden über die edeln Gemüther, die entzweyt waren, und doch ihre Vaterlandsſorgen einander in den Schooß ſchütteten. Er ging weg, und die andern kehrten ſchweigend in die große Stube zurück.

Die Zuſchrift wurde nun, wie man wohl denken kann, einmüthig gebilliget, denn ſchon der meiſtſche Eingang: „das Vaterland iſt in Gefahr“ hatte um ſeiner Neuheit willen einen kräftigen Reitz für den großen Haufen der einträchtigen Brüder. Eines nur konnte ich nicht erklären, wie der handgreiflichen Winke aus Paris und Mng.ds Ränken ungeachtet, alle, ſelbſt meine Freunde, verſichern und ſich noch darauf zu gut thun konnten: Die Revoluzion dieſes Kantons werde ohne fremden Einfluß geſchehen. Was verſtehen denn dieſe Leute unter Einfluß? Wenn in unſerm Dorfe des Morgens frühe ein gewiſſer Mann in ein gewiſſes Horn bläst, und gewiſſe Geſchöpfe ihm freudig nachſpringen oder traulich nachwatſcheln, ſo denken dieſe vielleicht auch an keinen Einfluß; aber ſie irren ſich! Der Mann mit dem Horn vergibt ſein Recht den ganzen Tag nicht.

Um wegzukommen nahm ich die Gelegenheit wahr, mich bey Q. und dem Freunde zu verabſchieden, und ſie zu bitten, mir die Antwort nach M. auf morgen bereit zu halten.

Sie wollten mir keine geben; ich ſollte dort nur erzählen, was ich hier geſehen und gehört habe, ſo werden die Bundesbrüder ſchon ihre Maßregeln darnach nehmen können. — Da ich aber auf einer ſchriftlichen Antwort beharrte, und ihnen vorſtellte, wie Briefe von Numero Eins immer ſchmeichelhaft für Numero Zwey ſeyen, ſo wurde mir ein Gegenſchreiben auf morgen früh verſprochen.

Wie ich mich ſchon oftmahl auf ſtrenges Tagewerk in Wind und Wetter müde nach der freundlichen Heimath geſehnt habe, ſo hatte ich jetzt ein Verlangen nach der Wohnung des Friedens, wo der Wiedertäufer in ernſter Stille, fern vom Getümmel der Zeiten, Gott und ſeinen häuslichen Pflichten lebte. Aber ich hatte vergeſſen, mit meinem Begleiter Abrede wegen der morgenden Abreiſe zu nehmen, und da ich nicht mehr in die Geſellſchaft zurückkehren mochte, ging ich in unſer Wirthshaus, um ihm von da aus mein Vorhaben ſchriftlich mitzutheilen.

Der Wirth führte mir einen Mann aus dem Z. Gebiethe zu, der ſchon lange auf mich gewartet, und dringende Briefe aus M. an einige hieſige Freyheitsfreunde hatte, mit der Anweiſung, ſie entweder mir zu übergeben, oder wenn ich nicht mehr hier ſey, ſolche ſelbſt zu beſorgen. Damit waren noch mündliche Aufträge verbunden, die er mir auch eröffnen ſollte. — Das war mir ein willkommener Anlaß, meinem Reiſegefährten einen Dienſt zu erweiſen, wobey ich ſelbſt nichts verlor; welches die gangbarſte Münze der Gefälligkeit iſt. Indem ich den Neuangekommenen mit ſeinen Aufträgen an ihn wies, verſchaffte ich ihm einen Vorwand, noch länger hier in ſeinem Elemente zu bleiben, mir aber das Vergnügen allein zu reiſen. Ich ließ ihn alſo holen, mit dem Bedeuten, daß jemand von Hauſe her auf ihn warte.

Allein da der Mann den jungen Menſchen nicht kannte, ſo ſtand ich an, ob ich ihm nicht einige Behutſamkeit ſeinetwegen empfehlen wollte; da mir aber auch keine empfohlen werden, und ich es ſonſt nicht fein finde, einen Menſchen, den man zum erſten Mahl ſieht, ſogleich vor einem andern zu warnen, ſo ließ ich es bleiben. Iſt der Mann klug, ſo wird er bald merken, mit wem er zu thun hat; wo nicht, was hilft die Warnung?

Der Erwartete war bald da; und mein Antrag, um des Neuangekommenen willen hier zu bleiben, war ſo übereinſtimmend mit den Wünſchen ſeines Herzens, daß er demſelben ohne ihn zu kennen den Bruderkuß gab, und ohne ſich nach ſeinen Geſchäften zu erkundigen, gleich fragte, ob er ſchon wiſſe, was in der Eintrachtsgeſellſchaft vorgefallen, und mit bedaurlichem Achſelzücken mich beklagte, daß ich ſchon wieder das Vornehmſte verſäumt hätte! Man habe eine Hutſchleife zu tragen beſchloſſen, die weiß und ſchwarz in der Mitte und roth im Umkreiſe ſeyn müſſe; und er hoffe der erſte zu ſeyn, welcher ſie nach M. bringe.

Ob dieß das Vornehmſte ſey, fragte ich.

O nein, antwortete er; morgen oder übermorgen ſoll ein Landbürgercorps in die Stadt einrücken, dann wird ein Freyheitsbaum aufgerichtet und ein Volksfeſt gehalten.

Der Mann aus dem Z. Gebieth machte eine Miene, als ob er das Heimweh bekäme; dieſe prächtigen Worte ſchienen ihm noch nicht geläufig zu ſeyn, und der Reiſegefährte ſprach ſie mit unendlicher Selbſtzufriedenheit aus.

Auch hat man, fuhr er fort, ſchon die Toaſts auf das Volksfeſt abgeredt.

So! ſagte ich.

Wißt Ihr denn, was das iſt? fragte er.

Nein.

Er lachte gelehrt: es ſind die Geſundheiten, die man an dem Bürgerfeſte trinken wird. O! Ihr müßt dieſe Nacht nicht zu Euerm Wiedertäufer hinaus! Der Schneider und noch einige gute Freunde kommen zu mir, um dieſe Toaſts zu probiren.

Der Mann aus dem Z. Gebiethe fragte ängſtlich, ob ich denn nicht hier wohne? — Er kannte nun ſeinen Gehülfen.

— Ich mußte eilen. Unſre Abrede war bald getroffen, und nachdem ich meinem Reiſegefährten noch hatte verſprechen müſſen, die dreyfarbige Hutſchleife nicht vor ihm nach Hauſe zu bringen, ſchieden wir mit fröhlichem Muthe.

Unter dichtem Schneegeſtöber eilte ich nun mit leichtem Herzen zum Thore hinaus, zu meinem Wiedertäufer, wo ich die ganze Haushaltung beyſammen antraf. Der Vater ſaß am Tiſche und ſchnitzelte an einem Rade zu einer hölzernen Stubenuhr, dergleichen er zu verfertigen wußte, und die Kinder arbeiteten. Ich ſetzte mich in ihren ſchönen häuslichen Kreis, und nahm ein Glas Wein mit Dank an; denn, ſagte ich, ich ſey vom Reden und Hören heute müder geworden, als zu Hauſe von der Arbeit im Walde.

Ein ſauberes Tagewerk, verſetzte die Tochter Klare, das ärger als Holzhackerarbeit iſt!

Wenn er nach Verhältniß ſeiner Müdigkeit Gutes gethan hat, antwortete der Vater, ſo kann er zufrieden ſeyn.

Meine Abſicht war wenigſtens eben ſo lauter und unſchädlich, als unter dem Dache der Eichen.

Das iſt hinreichend, ſagte der Vater.

Und auch ſo weit ausſehend? fragte die Tochter.

Nicht weiter, war meine Antwort; ich kann nicht helfen; wer keinen Geſchmack an Projekten findet, muß in den Tag hinein leben.

Der Vater klopfte mir auf die Schulter: Wenn das Leben in den Tag hinein nicht bloßer Leichtſinn ſondern ehrliches Abthun der vorliegenden Geſchäfte ohne Sorgen für ihre Folgen iſt, ſo iſt es ein eben ſo rechtſchaffenes als glückliches Leben; auf die Wichtigkeit der Geſchäfte kömmt es eben nicht an.

Freylich kann man ſich bey allem dem doch des Wunſches nach einem höhern Wirkungskreiſe zuweilen nicht enthalten, bemerkte ich.

Die Wünſche der Menſchen haben unermüdliche Flügel, erwiederte er; aber die wahre Zufriedenheit wohnt einzig bey dem, der ſich ſeinen Wirkungskreis nicht ſelber macht, ſondern ihn vom Schickſal beſtimmen läßt, und ſich mit Muth und Gehorſam darin bewegt; er wird ſchon genug zu thun finden. Ohne Treue im Kleinen gelingt keine bleibende Wirkung.

Klare zeigte auf ein altes Buch, das vor dem Vater lag: Hier habe ich heute geleſen, der Menſch habe nur die Eine Pflicht, das in Ordnung zu erhalten, was ihn umgibt, weiter dürfe er ſich um nichts bekümmern; ſey er zu großen Dingen geboren, ſo werden ihn die Thaten ſchon finden.

Jeder hat ſeine Beſtimmung; gibt es aber auch eine Grundregel für alle? fragte ich.

Ein alter Prophet hat ſie ausgeſprochen, antwortete der ruhige, ernſthafte Täufer: Thun was Recht iſt, die Gutthätigkeit lieben, und demüthig wandeln vor unſerm Gott. —

Bey dergleichen Unterhaltungen that mir der Gedanke, morgen ſchon dieſe liebevollen Menſchen verlaſſen zu müſſen, wehe. Auch ihnen, ſchien es, würde mein längerer Aufenthalt nicht zuwider ſeyn, jedoch widerſetzten ſie ſich meinen Gründen nicht lange; der Vater aber erſchreckte mich beynahe, als er ziemlich trocken ſagte, wenn die Abreiſe wirklich beſchloſſen ſey, ſo müſſen wir noch vorher abrechnen.

Ich Elender fing an zu glauben, er wolle mir eine Zeche machen! — Statt deſſen erzählte er, daß vor einigen Jahren ein alter Glaubens- und Geſchlechtsverwandter von uns in der Pfalz geſtorben, der ihn über ſein kleines Vermögen zum Erben eingeſetzt, mit dem Anhange, er möchte den übrigen Verwandten von ihrem Antheile zukommen laſſen, was er nach Maßgabe ihrer Geſinnungen für gut finde. Da er aber nicht Richter über die Geſinnungen andrer Menſchen ſeyn möge, am wenigſten in einem ſolchen Falle, ſo habe er ſo viele Theile daraus gemacht, als natürliche Erben vorhanden geweſen, jedem das Seinige zugeſandt, meinen Antheil aber aufbewahrt, weil er lange nicht gewußt, wo ich mich aufhalte; ſobald er dieß erfahren, habe er mir geſchrieben, aus meinem Stillſchweigen aber geſchloſſen, ich müſſe den Brief nicht erhalten haben, und daher nur auf Gelegenheit gewartet, mir das Geld auf eine ſichere Weiſe übermachen zu können. Hier, fuhr er fort, indem er Schriften aus einem Schranke hervorzog, ſind die ſchriftlichen Belege dazu, und hier ſeht Ihr mich als Euern Schuldner eingeſchrieben, indem er mir ſein Rechnungsbuch wies. Und hier, er legte eine Geldrolle vor mich hin, iſt meine Schuld ſelbſt; es ſind fünf und zwanzig Dublonen nebſt zwey Jahrzinſen.

Die Mädchen ſahen mich neugierig an, was ich machen würde: und ich ſah ſie an, ob es Scher-

oder Ernſt ſey. Ich konnte aber wohl denken, daß der fromme Mann keinen ſolchen Scherz treiben würde.

Das wäre nun alles mein, fragte ich mit Verwunderung, ohne daß jemand dadurch Unrecht geſchähe?

Keinem Menſchen, antwortete er; es iſt Euer rechtmäßiges Eigenthum.

Was wirſt du ſagen, liebe Marie! rief ich aus; wir ſind jetzt juſt noch einmahl ſo reich, als wir anfangs unſrer Ehe waren.

Es gehört ihr auch ein Erſatz für Eure Abweſenheit, ſagte Klare. — Und die älteſte Tochter: Ich möchte wohl zuſehen, wenn ſie bey Eurer Ankunft das Geld erblickt.

Nein! verſetzte ich, unſer erſtes Wiederſehen ſoll durch kein Geld verunreinigt werden! Die gute Seele würde es auch, vor Freuden mich ſelbſt wieder zu haben, nicht einmahl anſehen.

Klare klatſchte in die Hände: Bey dieſem Wiederſehen möchte ich zugegen ſeyn!

Erſt wenn ich ihr genug von dem unvergeßlichen Hauſe in B. werde erzählt haben, will ich ſagen: Siehe, dieß hat mir noch unſer gute Vetter mit auf die Reiſe gegeben.

Er hat nur eine alte Schuld bezahlt, erwiederte er. Gott bewahre Euch und mich, daß Ihr mir nicht noch danket! — Aber ſagt mir im Ernſt, mein Sohn, ſeyd Ihr denn wirklich nicht reicher, als Ihr vorhin zu verſtehen gabt?

Wenn genug haben Reichthum iſt, ſo bin ich reich; und wenn wenig in Vergleichung mit andern haben Armuth iſt, ſo bin ich arm. Meine Frau brachte mir gerade die Summe zu, die da vor mir liegt, und ich, ich hatte ſo viel wie nichts; allein durch Arbeit gelang es uns, immer Brot und guten Muth übrig zu haben. Wir werden jetzt kaum wiſſen, was wir mit dem vielen Geld anfangen ſollen.

Wißt Ihr was? unterbrach mich Klare, ich will mitkommen, und es Euch verzehren helfen.

Merket Ihr nicht Vater, ſagte die Jüngſte, daß ſie immer mit ihm ziehen will?

Es könnte dir vielleicht auch nicht ſchaden, wenn du mitgingeſt, antwortete er. — Das Kind wurde feuerroth, und wollte beynahe weinen; ich ſahe wohl, daß ſie keine Luſt dazu hätte. — Er ſchüttelte den Kopf und ſtand auf.

Klare leuchtete mir auf mein Zimmer. Kaum waren wir oben, ſo fing ſie ernſtlich von dem Wunſche mich zu begleiten an; und ob ich ihr gleich die ungünſtige Jahreszeit, das Reiſen zu Fuß, den engen Platz zu Hauſe und die Verlegenheit meiner Frau vorſtellte, ſo half es nichts, ſie hatte für alles eine Antwort in Bereitſchaft: ſie ſey geſund für Sommer und Winter, brauche nicht viel Raum, und wenn meine Frau blöde ſey, ſo ſtelle ſie ſich auch ſo und gewinne ſie damit.

Aber geſtern Nachts habe ich etwas gehört, ſagte ich lächelnd, das, wenn es Klare anging, mich ſollte glauben machen, ſie hätte nähere Angelegenheiten als dieſe Reiſe?

Habt Ihr wirklich was gehört? ſagte ſie ein wenig betroffen. Nun denn, wenn Ihr ſchon etwas wißt, ſo will ich Euch alles ſagen; ein halbes Geheimniß gleicht einer Beleidigung. Dieſe Sache geht meine Schweſter an, nicht mich.

So erfuhr ich nun von ihr, was ich zum Theil ſchon von O. gehört hatte, die ganze Liebesgeſchichte. Ein Jüngling von dem beßten Hauſe in B. und von untadelhaften Sitten, faßte zu dem Wiedertäufermädchen, deſſen Schönheit in der ganzen Gegend geprieſen war, eine heftige Liebe, und begehrte ſie zur Ehe; ſeine Aeltern widerſetzten ſich aber mit begreiflichem Eifer; der Vater machte dem Wiedertäufer beleidigende Vorwürfe, als wenn Er

Schuld wäre, der doch nicht einmahl etwas davon wußte. Dieſer ſagte aber hinwiederum dem Herrn mit chriſtlicher Gelaſſenheit ſo offen ſeine Meinung, daß er erſchrack, und die ganze mächtige Sippſchaft ſich dadurch für beleidigt hielt, und anfing den ehrlichen Mann zu verfolgen und ſein Haus zu verſchreyen. Allein der junge Menſch blieb ſtandhaft, und da ihm der Zutritt in das Haus nicht mehr geſtattet wird, ſo ſucht er durch geheime Briefe, oder, wenn die Schweſtern zuweilen durch die Finger ſehen, bey nächtlicher Weile durch das Fenſter ſich mit ſeiner Geliebten zu unterhalten.

Der Vater plagt ſich, und das Kind grämt ſich, ſagte ſie, mir thut beydes wehe, und ich kann doch nicht helfen; deßhalb möchte ich eine Zeitlang in die Ferne. Da der Vater ein eben ſo großes Vertrauen zu Euch hat als ich, ſo wird es nur auf Eure Einwilligung ankommen, um ſeine Erlaubniß zu erhalten.

Bey aller Achtung und Freundſchaft für dieſes treffliche Geſchöpf kam mir doch der Antrag bedenklich vor; ich ging das Zimmer auf und nieder, und wußte nicht was ich ſagen ſollte. Allein ſie ſtellte ſich mit Thränen in den Augen und ſanfter Würde vor mich hin: Lieber Vetter, ich muß fort; Gott im Himmel iſt mein Zeuge, daß mein Vorhaben weder Leichtſinn noch Schwärmerey iſt! Zählt auf meine Ehre, wie ich mich auf die Eurige verlaſſe, und glaubt mir, daß ich noch andre Gründe habe, die ich Euch erſt unter Weges entdecken kann; wenn Ihr ſie dann nicht ſelbſt billigt, ſo ſoll mich nichts abhalten, auf der Stelle zurückzukehren. Aber jetzt müßt Ihr mich mitnehmen; benutze ich dieſe Gelegenheit nicht, ſo wird ſich ſobald keine wieder zeigen!

Sie ſtand da wie das Bild der Traurigkeit. Mich rührte ihr Ernſt; ſo ſey's denn, ſagte ich faſt unwillkührlich, wenn der Vater zufrieden iſt.

Kaum geſagt, ſo war alles Leid verſchwunden, ſie hüpfte um mich herum wie ein Kind; ich meinte, ſie wolle mir vor Freuden um den Hals fallen. Aber in Einem Sprunge war ſie die Treppe hinunter.

Wie könnte ich es dem Vater abſchlagen, wenn er's begehrt? ſagte ich zu mir ſelbſt, und unterdrückte einige kleinliche Hauszweifel, die ſich regen wollten. Sie mag in der Freundſchaft Nahmen kommen, an gutem Willen ſoll ſie wenigſtens keinen Mangel finden, wenn wir gleich ſonſt nicht viel anderes aufzutiſchen haben! — Aber was mag ſie denn noch für Gründe haben?

Beym Nachteſſen wurde die Sache vollends in Richtigkeit gebracht; ſie erhielt die Erlaubniß auf unbedingte Zeit mit mir nach Hauſe zu gehen, und bekam von dem Vater noch manche weiſe Lehre auf den Weg.

Mich ſtörte nun kein nächtlicher Liebhaber mehr im Schlafe; aber die Erfahrungen des Tages dreh-ten ſich die ganze Nacht in meiner Einbildung herum, wie die bunten Bilder der Seifenblaſen in den Augen eines Kindes. Doch als die Ruhe des Morgens kam, blieb mir nichts mehr wünſchenswerthes übrig, als der Seelenfrieden meines Wiedertäufers, den ich jetzt gern auf ewig mir zu eigen gemacht hätte. Allein nähere Ueberlegung belehrte mich bald, daß dieſer Friede in der innern Kraft des Mannes ſelbſt liegen müſſe, und die Sekten gewöhnlich nur den äußern Schein deſſelben geben; ich blieb alſo wie zuvor.

Als ich zum Morgeneſſen hinunter kam, war Klare ſchon für die Reiſe angezogen; zwar ſehr beſcheiden, aber ſie hatte in ihrem Anzuge ſo viel möglich das Steife und Eigene der Glaubenszunft vermieden. Der Vater bemerkte es auch, ſagte aber weiter nichts, als: Klare wird wollen incognito reiſen.

Sie verſtand ihn; und da auch die Klügſte vom weiblichen Geſchlechte unerwartete Bemerkungen über ihren Anzug ſelten mit Gleichmuth anhören kann, ſo erröthete ſie, und gerieth in einige Verwirrung. Endlich gab ſie zur Antwort: Ich wollte nur die Auszeichnung vermeiden. Bin ich unter den Meinigen, ſo wäre ich zu tadeln, wenn ich mich anders als ſie kleidete; gehe ich aber unter fremde Leute, ſo halte ich es für ſchicklich, mich nach ihrer Weiſe zu bequemen. Ihr habt mich ja ſelbſt gelehrt, lieber Vater, ein Mädchen, das durch ſeine Kleidung Aufſehen machen wolle, ſey nicht auf dem rechten Wege.

Wenigſtens nicht auf dem Wege der Beſcheidenheit, ſagte die ältere Schweſter, die den veränderten Anzug auch nicht gerne zu ſehen ſchien.

Schon gut, Kinder, rief der Vater, Ihr verwirrt Euch ſonſt in Euern Meinungen! — Du hätteſt mit deiner gewöhnlichen Kleidung unter Fremden nicht mehr Aufſehen gemacht, als ſo; doch ich ſcherzte ja nur, ich weiß ja, liebes Kind, daß du ein beſcheidenes Mädchen biſt, und deine Geſinnungen nicht mit den Kleidern ändern wirſt. Trage lich auswärts wie du willſt, nur immer in den Schranken der Ehrbarkeit!

Er reichte ihr die Hand: Nicht wahr wir wollen im Frieden ſcheiden? — Sie küßte ſie und weinte.

Und wenn du wieder heim kömmſt, ſo finde ich mein Herzenskind, und du deinen ehrlichen Vater wieder!

Sie fiel ihm um den Hals, und ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt. — Kein reinerer Anblick iſt unter der Sonne, als die Umarmung eines edeln Vaters und einer ſittſamen Tochter.

Wir hätten nun gehen können, wenn ich nicht noch die verſprochenen Briefſchaften bey O. hätte abhohlen müſſen. Ich ging nicht mehr gern in die verwirrte Stadt hinein, ſo lieb mir ſonſt O. geworden; es war mir, als wenn ich von einem ſonnebeſchienenen Berge in den Nebel hinunterſteigen müßte.

O. war noch im Bette. Das befremdete mich; um acht Uhr noch im Bette liegen, wenn „das „Vaterland in Gefahr" iſt, kam mir von einem, der es retten will, bedenklich vor. Ich wußte damahls noch nicht, daß Geſchäftsmänner das thun, um die Leute warten zu laſſen, weil das Warten, wenn die Ungeduld nichts hilft, nachgiebig macht. Landesväter und Vaterlandsfreunde, glaubte ich, müſſen ſpät zu Bette und frühe wieder auf ſeyn.

Ein Schreiben von der Eintrachtsgeſellſchaft hier an die Freunde der Freyheit dort lag ſchon fertig auf dem Tiſche. O. ſtand auf, um noch einige Zeilen zu ſchreiben; zerriß aber das Geſchriebene wieder und ſagte: es hilft doch nichts mehr! Von der Freundſchaft mit dieſen Freunden iſt nur noch der Schein da, der Geiſt iſt verflogen; ſie haſſen alle Städter, alſo auch uns, und ſähen lieber, wenn das Landvolk ohne uns zu Werk ginge; der ehrliche Freund iſt noch das einzige Band, das ſie an uns ſchließt. So gehts nicht gut, wenn die, welche die Eintracht bewirken ſollen, ſelbſt uneins ſind! Ich weiß was wir wollen, aber was ſie wollen, weiß ich nicht mehr, ſagte er, und warf das Zerriſſene in den Ofen.

Was ſie wollen? rief ich: Erſtlich Kokarden, Freyheitsbäume, Toaſts....

Er unterbrach mich: Die Kerle ſind wie die Kinder Iſraels, ſie hinken nur fremden Götzen nach; man geräth oft in Verſuchung, ihnen wie Moſes die neuen Geſetzestafeln an die Köpfe zu ſchmeiſſen! — Hier, mein Freund, indem er mir das Schreiben der Geſellſchaft übergab, iſt die Antwort, die Ihr zu überbringen habt. Ihr müßt Euch aber in Acht nehmen, ſo unverdächtig Ihr auch thun könnt, es ſind ſchon Briefe und Briefträger aufgefangen worden! Doch, fiel er plötzlich ein und griff nach ſeinem Schreibtiſche, wenn Ihr mit einem kleinen Umwege ganz ſicher reiſen wollt, ſo beladet Euch mit dieſem Schreiben an den Fr. Geſchäftsträger in A., dann ſeyd ihr eine geheiligte Perſon, an der ſich niemand vergreifen darf, und erſpart uns zugleich den Bothenlohn.

Das war mir ganz recht, ich wäre ohne dieß gern über A. gegangen; aber ich äußerte meine Beſorgniß, eine Rückantwort zu bekommen.

Seyd ohne Sorgen, antwortete Q., das iſt eine von den Zuſchriften, worauf er gar nicht antwortet. Er beſchuldigte geſtern die Stadt, ſie ſehe ſich unter der Hand nach Hülfstruppen von B. und S. um; und wir erwiedern: Dieſes fälſchliche Vorgeben könne nur aus dem Kopfe eines Böſewichts kommen.

Dieſe Antwort ſoll ich ihm überbringen? dafür dank ich.

Er lachte: Seyd ohne Sorgen! ſage ich; wenn man ihm ſo ſchreibt, ſo wird er gut wie ein Kind; man darf dieſen Leuten alles ſagen, wenn man ihnen nur nicht gebiethet oder droht.

Ich übernahm die Bothſchaft, weil ich jenes gute Kind doch auch gerne ſehen wollte. Noch ſagte ich O., daß ich mit einer Tochter des Wiedertäufers reiſe, und ergriff dabey den Anlaß, ihm die Angelegenheit der beyden Liebenden zu empfehlen; worauf er mir eine vortheilhafte Schilderung von ſeinem Schwager und deſſen ehrlichen Abſichten auf das Mädchen, aber wenig Hoffnung machte, daß ein Rathsglied von B. ſeinem Sohne ein Wiedertäufermädchen zur Frau geben werde; es ſey denn, die Revoluzion bewirke ſolche Wunder, welches nicht ihr kleinſtes Verdienſt wäre.

Beym Abſchied nahm O. meinen alten Stecken von Weißdorn, und gab mir einen hübſchen dicken Knotenſtock dagegen; gute Freunde, ſagte er, müſſen einander auch ſinnliche Merkmahle ihres Andenkens zurücklaſſen.

Nachdem ich zu dem Wiedertäufer zurückgeeilt, und daſelbſt von den Schweſtern noch einige kleine

Geſchenke für meine Frau empfangen, machte ich mich mit meiner neuen Gefährtin auf den Weg; der Vater kam auch, um noch einige Stunden mit uns zu gehen. Ich trug das Reiſegeräthe der Klare auf meinem Rücken, die, wiewohl ihr anfänglich der kalte Wintermorgen und der ſchneeige Boden empfindlich zu fallen ſchien, ſich bald erhohlte, und leicht und freudig vorausſchritt.

Auf einer Anhöhe, wo wir die Stadt B. zum letzten Mahle ſahen, kam mir ins Gedächtniß, daß einſt ein gelehrter und frommer Mann, der ſich Jahre lang hier aufgehalten, beym Abſchiede noch von Ferne der anmuthigen Wohnung zugewinkt, und, wie die Chronik ſagt, etliche Verslein ſchießen laſſen, des Inhalts, daß ſie vor ſchlimmern Gäſten als er war, bewahrt ſeyn möchte. In froher Erinnerung meiner ehmaligen Leſereyen rief ich dieſe Verslein auch aus; woran der Wiedertäufer ein Wohlgefallen hatte, und, wie ich erwartete, den Wunſch auf die bewaffneten Bauern anwandte, die morgen in die Stadt einrücken ſollten.

Sie wiſſen nicht, was ſie thun, ſagte er; ein Bauer der den Pflug verläßt um öffentlicher Angelegenheiten willen, die er nicht verſteht, und ſich von zweydeutiger Hand leiten laſſen muß, iſt wie ein Herr, der ſich nach Anweiſung eines Buches hinter den Pflug ſtellt, und zu Acker fahren will. Wo das Wiſſen mangelt, da mangelt auch die Kunſt, und ohne Kunſt gibts ſchlechte Arbeit.

Sie ſind nur Werkzeuge, deren die Künſtler in der Stadt ſich zu bedienen gezwungen ſind, bemerkte ich.

Gefährliche Werkzeuge, erwiederte er, die ſich dem Künſtler ſelbſt aufdringen!

Aber ohne Gleichniß zu reden, lieber Vater, ſagte ich, was haltet Ihr von den neuen Bewegungen in der Schweiz? Ich würde mir Vorwürfe machen, Euch verlaſſen zu haben, ohne Eure Gedanken darüber zu hören.

Klare ſahe ſich mit einiger Empfindlichkeit gegen mich um, und wollte etwas anders zu reden anfangen; es war aber ſchon zu ſpät. Er antwortete mit großem Ernſt: Wenn ein Gewitter über mein Haus und Feld ſteht — verzeiht mir, daß ich ſchon wieder mit einem Gleichniß antworte — ſo iſt mir bange, weil der Strahl zünden, die Fluth überſchwemmen und der Hagel verheeren kann.

Es kann aber auch ohne Schaden vorübergehen.

Dann muß man Gott danken, fuhr er fort. Ich ſah aber dieſem Wetter ſchon lange zu, wie es ſich in der Nähe ſammelte, und von den Sümpfen unſrer Ungerechtigkeit angezogen wurde, um bald über unſre ſchuldigen Scheitel loszubrechen.

Sind wir denn ſo ſchlimm?

Schon das iſt ſchlimm, antwortete er, daß wir uns für beſſer halten als wir ſind, uns in ſittlichen Hochmuth wiegen, und mit Verachtung auf die Gebrechen des Auslandes hinabſehen; daß wir den Wahn nähren, wir ſtehen unter dem Wohlgefallen und unmittelbaren Schutze eines eignen Gottes, den wir wie die Juden den Gott unſrer Väter nennen, und daß dieſe gottſelige Prahlerey noch von oben herab abſichtlich unterhalten wird. Worin ſind wir denn beſſer, als unſre Nachbarn vor ihrem Unglücke waren? Wir ſind nur kleiner; unſre Fertigkeit zum Böſen hat nur geringern Spielraum, und eben deßwegen vielleicht noch mehr Innerlichkeit. Wächſt unter dem Volke nicht täglich Selbſtſucht, Betrug und Sklavenſinn, und unter den höhern Ständen Stolz, Ueppigkeit und Unglaube — oder eine kaufmänniſche Gewinnſucht, ein Krämergeiſt, der nur Sinn fürs Geld hat, und alles Edle und Schöne neben ſich verachtet! Wer kann das läugnen?

Ich nicht.

Von dem Lehrſtande, fuhr er fort, will ich nichts ſagen, ich könnte parteyiſch ſcheinen, weil man mich zu einer Sekte zählt.

Vielleicht macht Euch eben das zum unbefangenen Zuſchauer, ſagte ich.

Auch um die Häupter des Staats, ſprach er weiter, ſteht es nicht mehr wie es ſollte. Der Blick ins Weite hat ſich verengt, ſie ſpielen thatenlos am heimiſchen Herde, ſind neidiſch unter einander über Kleinigkeiten, und mißgünſtig über Vorzüge. Sich brüſtend, wie alle ſchwachen Kinder, mit dem Nahmen großer Ahnen, nennen ſie ſich jetzt Landesherren, wo jene Landesväter hießen, wohl wiſſend, daß neue Wörter nach und nach neue Verhältniſſe bilden. — Wird auch die Gerechtigkeit hier und da muſterhaft verwaltet, ſo ſtehet ſie anderswo den Meiſtbiethenden feil, und die Beſſern müſſen dem abſcheulichen Markte unthätig zuſehen. Ach! ſo manches Gebrechen iſt eingeriſſen, das laut ſchreyt. Allerdings mag noch Redlichkeit und Gottesfurcht bey vielen Einzelnen herrſchen, aber als Privattugenden, die das Gericht Gottes über öffentliche Sünden nicht hindern werden.

Ihr ſehet alſo das, was uns bevorſteht, für eine Strafe des Himmels an? fragte ich.

Für ein Gericht Gottes ſage ich; bey einem

Gerichte aber kann auch Gnade ſtatt finden, war ſeine Antwort. Ich nenne es niemahls eine Strafe von Gott, wenn die Schloſſen meine oder meines Nachbars Felder zerſchlagen; ſo wenig als ich einen ſolchen oder ähnlichen ſchlimmen Zufall, deſſen wohlthätige Folgen ich nicht beſtimmt vorausſehe, heuchleriſch eine Gnade heiſſen möchte. Ich glaube am menſchlichſten zu reden, wenn ich es ein Unglück nenne, und am ſicherſten zu gehen, wenn ich mich im Unglücke vor Gott demüthige, im Vertrauen er wolle mich dadurch der Vollkommenheit näher führen.

Von dieſer Demuth ſah ich bisher noch wenig Spuren, ſagte ich, indeſſen iſt das Gewitter auch noch nicht losgebrochen. Haltet Ihr aber nichts von den neuen Vortheilen, die uns Freyheit und Gleichheit gewähren ſollen?

Er erwiederte: Der Stand der Gleichheit ſollte der wahre natürliche Zuſtand des Menſchen ſeyn, und wird es auch noch werden; wollte Gott, wir wären ſchon alle darin! Aber mit ſo wilden Sprüngen, wie man jetzt macht, gelangt man nicht dazu; und geſchähe es auch, ſo ſind unſre Sitten zu gekünſtelt, um ohne Schuld darin verharren zu können. Kurz, der Same mag ſeyn wie er will, ſo iſt mir der Sämann, der ihn ausſtreut, verdächtig, und der Boden, worauf er fällt, taugt nichts; daher erwarte ich viel Unkraut.

Und gar keine Früchte?

In den ſchlechteſten Menſchen, verſetzte er, iſt noch etwas Gutes, und ſo auch in ihren Handlungen; daran ſollen wir uns halten. Weiß Gott das Böſe gut zu machen, warum ſollte er nicht auch das kleinſte Samenkorn des Guten zur Frucht gedeihen laſſen? Sollte aus einer ſo großen und weitverbreiteten Veränderung nichts Gutes hervorgehen, warum ließe ſie die Vorſehung zu? Da uns aber die Geſchichte lehrt, daß jeder für das menſchliche Geſchlecht wichtige Zeitpunkt mit ſchauderlichen Ereigniſſen anhob, wie die Geburt des Erlöſers mit dem Tode unſchuldiger Kinder, ſo werden wir uns auch die aus- und einheimiſchen Ruthen, die zur Züchtigung bereit ſind, müſſen gefallen laſſen. Der Herr verkürze die Zeit! —

So ſtreuge nahm der bilderreiche Wiedertäufer die Sache, als die Folge unſrer Sünden, daß ich hätte wünſchen mögen, dieß Geſpräch nicht angefangen zu haben. Freylich wieder eine neue Anſicht der Dinge, dachte ich, welches iſt die wahre? Dieſe war aber von dem ſonſt milden Manne ſo ſcharf gefaßt, daß ich mich überzeugt hielt, es müſſe noch etwas von dem alten Sauerteig der Sekte in dem guten Herzen zurückgeblieben ſeyn. Niedergeſchlagen machte es mich übrigens, alle verſtändigen Leute nur mit Achſelzucken von der Hauptſache ſprechen zu hören.

Wir gingen jetzt ſtill neben einander hin, als Klare, die vorausgeeilt war, um unſre Unterredung nicht zu hören — indem ich, wie ſie nachher ſagte, die einzige Saite, die bey ihrem Vater noch einen Mißklang gebe, berührt habe — ſtille ſtand, und uns auf einen Trupp Leute aufmerkſam machte, die in fröhlichem Zuge von einer fernen Waldung herunterkamen. Es waren Männer, Weiber und Kinder, die eine lange Tanne hinter ſich her ſchleppten, und nach dem Orte zueilten, wo auch wir über Mittag bleiben wollten.

Hätten wir nicht von ſelbſt gemerkt, was dieß geben müßte, ſo würden wir es jetzt vernommen haben aus den Aeuſſerungen und dem freudigen Hindeuten der Vorübereilenden, deren wir heute ſchon eine Menge, ohne zu wiſſen warum, von der Stadt aus angetroffen. Eine allgemeine Neubegierde iſt anſteckend; wir verdoppelten nun auch unwillkührlich unſre Schritte, als ob wir was Großes verſäumten.

In dem kleinen Städtchen fanden wir ſchon alles in Saus und Braus. Die Tiſche im Wirthshauſe waren ſchon gedeckt; die Feuer krachten in der Küche; die Geiger ſtimmten ihre Inſtrumente; die Mägde wollten ſich putzen und die Wirthin jagte ſie ſcheltend zur Arbeit; ein paar durſtige Brüder ſaßen ſchon da im Vorgeſchmack; und alles wartete auf das goldene Kalb, das man nun bald anbethen wollte.

Der Wiedertäufer fand den Lärm hier zu groß, und beſchloß, zu einem Bekannten hinzugehen, der uns eine Suppe wohl nicht verſagen würde. Dieſen trafen wir ebenfalls im Feyerkleide an, und nicht wenig verwundert, daß auch wir auf dieſes Feſt kämen. Indeſſen lud er uns freundſchaftlich zu ſeinem Mittageſſen ein, und erzählte mit händereibender Zufriedenheit, daß der Freyheitsbaum gerade vor ſeinen Fenſtern aufgerichtet würde, wir müßten daher nicht übel nehmen, wenn es heute ein wenig laut in ſeinem Hauſe zugehe. Wirklich waren ſchon eine Menge Kinder, als die Vorläufer jedes öffentlichen Schauſpiels, auf dem Platze verſammelt, und trieben ſich um die Grube herum, wo die Tanne zu ſtehen kommen ſollte. Seine Leute zeigten uns ganze Körbe voll Bänder, die zum Schmucke des Baumes beſtimmt waren, und Kokarden, die unter die Zuſchauer ausgetheilt werden ſollten, wovon ſie uns auch anbothen. Der Wiedertäufer nahm aber keine, und ich ſteckte die meinige in die Taſche, um des Verſprechens willen, das ich meinem Reiſegefährten in B. gethan hatte.

Es währte nicht lange, ſo wurde der Gegenſtand der Verehrung unter großem Jubel, und mit Trommeln und Pfeifen herbeygeführt. Eine Schaar bewaffneter Männer mit einer kleinen Kanone ſtellte ſich gravitätiſch in zwey Glieder; Knaben in alter Schweizertracht und weißgekleidete Mädchen, die von zwey ohrenzerreiſſenden Waldhornbläſern angeführt wurden, reihten ſich gegenüber; indeſſen die Vorſteher der Gemeinde, oder ſolche, die ſich auszeichnen wollten, beſchäftigt waren, einen blechernen Hut an des Baumes Wipfel, und Fahnen und flatternde Bänder an ſeinen Stamm zu befeſtigen.

Als es endlich langſam emporſtieg, dieſes Sinnbild der Freyheit ohne wärmende Rinde und nährende Wurzel, mit dem Hute ohne Kopf, erſchallte ein allgemeines Gelächter der Freude und des Erſtaunens unter dem Volke.

Dann trat ein ehrbarer Schulmeiſter hervor, welcher in Ermanglung des Pfarrers, der ſich dazu nicht hatte wollen brauchen laſſen, eine lange Rede, die ich nicht verſtand, und darauf ein kurzes Gebeth hielt, und am Ende, um die heilige Handlung wie es der Brauch iſt zu beſchließen, unter Begleitung der ganzen Verſammlung den Lobwaſſeriſchen Pſalm anſtimmte: Du haſt Herr mit den Deinen Fried gemacht ꝛc.; wobey er ſich ſo wohl gefiel, daß er gar nicht mehr aufhören wollte; bis endlich die Kriegsmänner, die ſchon lange ungeduldig warteten, daß die Reihe auch an ſie käme, Anſtalten machten, ihre Kanone loszubrennen; worauf die Sänger aus einander ſtoben, und der Schulmeiſter aufhören mußte; gleichwohl nahm er noch, ehe er wegging, um ſeine Repräſentation noch einen Augenblick zu verlängern, den Hut vor das Geſicht, wie man es macht, wenn man aus der Kirche gehen will, welches ihm aber niemand nachthat, weil kein Menſch mehr ſeiner achtete.

Nun wurde ein dreyfaches Salve gegeben, und dann tanzten die Mädchen um den Baum herum.

Zuletzt erhub ſich ein allgemeines Geſchrey und wildes Getümmel. Man brachte Wein; Kokarden wurden ausgeworfen; die Spielleute kamen, und alles wirbelte in Kreiſen herum, Alte und Junge, Reiche und Arme, unter dem Rufen: Es lebe die Freyheit! und im Entzücken über dieſe neue handgreifliche Gleichheit.

Sie glaubten, es wäre nun alles richtig.

Wir ergezten uns an dieſen Auftritten, ohne eben Rückſicht auf ihre Beweggründe zu nehmen; denn jede große Volksmenge, die ſich aus freyen Stücken zu einer ungewohnten Handlung vereinigt, hat ſchon an ſich viel anziehende Kraft, die noch vergrößert wird, wenn eine allgemeine Fröhlichkeit ſich über die Leute ergießet. Als ſie uns aber endlich auch hinunter riefen, um mitzutanzen, waren wir genöthigt, uns vom Fenſter zurückzuziehen.

Unſer Wirth, der dem Wiedertäufer einige Verbindlichkeit zu haben ſchien, wollte uns bereden, hier zu bleiben, um ſo viel mehr, da er Klare und mich für Verlobte anſah; der Vater benahm ihm aber ſeinen Irrthum, und drang auf baldige Abreiſe, indem unſer Beyſammenſeyn doch nichts Vertrauliches mehr haben könnte. Sobald wir alſo zu Mittag gegeſſen, nahmen wir Abſchied von dem liebenden und geliebten Vater, und machten uns allein auf den Weg.

Vielleicht hätten wir beſſer gethan, heute nicht weiter zu gehen, denn die Erfahrungen dieſes Abends waren ſchauderlich und böſe; doch iſt nunmehr auch die Erinnerung der überſtandenen Gefahr angenehm.

Zum Orte hinaus ging es noch ganz gut, ausgenommen daß uns hier und da durch die Fenſter von jungen Freyheitsſöhnen mit glühenden Köpfen einige freye Worte zugerufen wurden. Je weiter wir aber auf der Landſtraße fortrückten, deſto häufiger begegneten uns Bothen und Reiter, und zuletzt einzelne Haufen bewaffneter Leute, die ſich verſchiedentlich an uns machten, und uns mit Fragen beläſtigten, mit Fragen, in deren Ton ſchon der Befehl einer Antwort lag. Es waren Betrunkene unter ihnen, und eingebildete junge Bauernkerle, die wenig heilſames und verſtändiges im Sinne zu haben ſchienen.

Wir zogen uns jedoch noch gut heraus, und ich mußte mehrmahls die kluge Unbefangenheit bewundern, womit Klare manche Unhöflichkeit beantwortete; auch wußte ſie, da ſie die Mundart des Landes hatte und alſo freyer ſprechen konnte als ich, indem ſie ſich ſtellte von allem unterrichtet zu ſeyn, nach und nach ſo viel herauszubringen, daß es dieſe Nacht auf etwas wichtiges abgeſehen ſey.

Es ſoll dem Landvogt warm werden, ſagten etwa Vorbeygehende; kamen dann andre, die eine Weile mit uns gingen, ſo fragte Klare in einem muntern Tone: Ihr werdet auch wollen dem Landvogt warm machen? — Wir wollen ihm nur die Audienzſtube heitzen, war dann die Antwort, deren ſie ſich nachher wieder zu einer neuen Frage bediente.

So kamen wir durch; es war mir aber doch nicht wohl zu Muthe, da ich nicht blos für mich allein, ſondern auch für meine Freundin zu ſorgen hatte. Uns mitten unter dieſen drohenden aufrühreriſchen Haufen zu befinden, ohne Kenntniß des Landes und der Leute, da es ſchon anfing zu dämmern, machte mir für die Nacht bange. Treten wir in einem Wirthshaus ab, ſo kommen wir gerade in die Trink- und Lärmgelage hinein; könnten wir nur bey einem ehrlichen Bauer Herberge finden!

Als wir endlich, es war ſchon dunkel, uns einem Dorfe näherten, trafen wir unweit davon wieder auf eine Anzahl Bewaffneter. Wer da! ſchrie uns der Anführer an, als wir ſchon faſt vorbey waren, und forderte meinen Paß; und da ich keinen hatte, ſagte er, ich ſey verdächtig. Das wollte ich nicht ſeyn und behauptete, daß Landleute bey uns keinen Paß nöthig hätten, um ihren Geſchäften nachzugehen; allein er antwortete trotzig, das gelte nun nicht mehr, wer ohne Paß reiſe ſey ein Spion.

Er iſt ein Spion, riefen nun alle; führt ihn zum Hauptmann.

Alte Soldaten mögen wiſſen, was der Brauch iſt, aber vor neuen ſoll einen der Himmel bewahren! Um ihren unreifen Dienſteifer zu zeigen, wurden wir beynahe wie Miſſethäter behandelt. Zum Glück waren wir bald im Dorfe, ſonſt, glaube ich, hätten ſie uns noch gar gebunden; ungeſchliffen genug waren ſie noch überdieß. Einen der's zu grob machte, ſchlug Klare auf die Naſe, daß er blutete, welches aber gegen mein Erwarten gar keine ſchlimmen Folgen hatte, denn die andern lachten den Geſchlagnen nur aus, und ſie hatte Ruhe.

Der Bürger Hauptmann, wie ſie ihn nannten, einige hieſſen ihn auch Seckelmeiſter, war ein Bauer aus dieſer Gegend. Er empfing uns in der vollen Wirthsſtube, und da alle Augen auf ihn und uns geheftet waren, ſo nahm er einen feyerlichen Ton an, und geboth Stillſchweigen, indem er zu einem Verhör ſchreiten wolle. Vorher aber fand er noch für gut, mich ausſuchen zu laſſen, ob ich nichts verdächtiges bey mir hätte; welches mir gerade recht geweſen wäre, denn ſie hätten gefunden was ſie nicht erwarteten. Allein es kam eine junge Mannsperſon in ausländiſcher Tracht aus dem Nebenzimmer hervor und legte ſich in's Mittel: hat der Mann niemand beleidigt, ſo laſſe man ihn gehen, auf einen bloſſen Argwohn hin muß man keinen aufhalten; unſre Geſchäfte ſollen nicht ſeyn, unſchuldige Reiſende zu necken, ſie ſind von ernſthafterer Natur; weder Euern Obern noch meinem Herrn wäre ſo was angenehm!

Nun ſo mag er gehen, ſagte der Hauptmann.

Allein ich wandte mich an den Fremden, und ſtellte ihm vor, daß wir heute wegen Müdigkeit und Unſicherheit der Straße nicht weiter gehen könnten. Er zuckte die Achſeln und ſahe den Wirth an; dieſer aber verſicherte, nirgends keine Schlafſtelle mehr zu haben. Beſorgt für Klare wollte ich eine Zuflucht für ſie im Pfarrhauſe ſuchen, aber: der Pfarrer ſey ſelbſt bewacht, ſchrien ſie.

Deſto ſicherer werde ſie dann ſeyn, meinte Klare. Es half aber nichts; die Leute lachten uns aus, und der junge Mann antwortete nichts mehr, ſchnallte einen großen Säbel um, und ging weg.

Da ich ſchlechterdings nicht weiter gehen wollte, ſo eilte ich ihm nach, wies ihm den Brief an den Fr. Geſchäftsträger vor, und bath ihn, uns noch einmahl Schutz zu verſchaffen, da er jetzt überzeugt ſeyn müſſe, daß wir nicht als Landſtreicher reiſen. Er betrachtete das Schreiben einen Augenblick, reichte es mir dann wieder hin: Warum habt Ihr das nicht eher geſagt?

Weil man ſo was nicht gleich ſagen muß, antwortete ich.

Recht ſo! erwiederte er, und führte mich bey der Hand in das Zimmer zurück; der Brief iſt an meinen Herrn, kommt nur, ich will ſehen, daß Ihr wo Platz findet.

Es ward nun bald richtig, daß wir, oder wenigſtens Klare, ein Nachtlager bey dem Pfarrer haben ſollten, und man gab uns einen Mann mit, ihm ſolches auf Befehl der Volksrepräſentanten, wie der Bürger Hauptmann ſagte, anzuzeigen.

Wir begaben uns alſo zum Pfarrhaus. Unſer Führer klopfte an, als wenn er ſelbſt ein Volksrepräſentant wäre, welches mir ſchon für die Leute drinnen leid that; aber nie werde ich den rührenden und empörenden Anblick vergeſſen, den wir beym Eintritte in das Wohnzimmer hatten. Vier rohe Geſellen in alten Soldatenröcken, die Hüte auf, und mit roſtigen Schwertern an der Seite, ſaſſen an einem Tiſche, rauchten Taback und hatten eine abſcheuliche Menge Wein vor ſich; bey ihnen ſaß der gebeugte ſiebzigjährige Pfarrer in einem Lehnſtuhl, und ſuchte durch freundliche Blicke und Worte ihren Grobheiten zu entgehen; ſeine Unglücksgefährtin wartete ihnen ängſtlich auf.

Ach Gott und Vater! rief ſie, was gibt es denn jezt ſchon wieder?

Sey getroſt, Marthe! lächelte ihr der Greis entgegen.

Hier dieſe zwey Perſonen ſollt Ihr gut beherbergen! ſchrie unſer Führer.

Ha! biſt du's Michel? rief einer der Wächter, komm ſauf eins! Es iſt Zehnten-Wein; wir haben ihn gegeben, wir dürfen ihn auch trinken. Es lebe Freyheit und Gleichheit!

Der verlaſſene Alte ſtand auf, und kam uns mit einer demüthigen Gefälligkeit entgegen, die mich gegen einen Todfeind entwaffnet hätte. Wir wollen thun, was in unſerm Vermögen ſteht, ſagte er, wenn Sie nur Geduld mit uns haben. Marthe gib doch Stühle her!

Klare ſtellte geſchwind ein paar Stühle zum Ofen hin, und ſetzte ſich vertraulich neben die alte Mutter.

Noch ein Glas, Frau Pfarrerin, für den Michel! riefen die Wächter.

Es hat keine Eile, ſagte ich, und hielt die gute Frau, die ſogleich gehorchen wollte, zurück.

Nehmt nur das Meine, antwortete der Pfarrer.

Michel winkte den Männern, und ſie ſchwiegen.

Seyd ruhig, lieber alter Herr! redete ich ihn freundlich an; wir kommen nicht, Eure Beſchwerlichkeiten zu vergrößern. Ich begehre nur ein Nachtlager und einen Biſſen Brot für dieſe junge Perſon, die im Wirthshauſe keinen Platz mehr gefunden hat; ich werde ſie dann morgen wieder abhohlen.

Es ſollte uns aber recht lieb ſeyn, erwiederte ſogleich die Frau Pfarrerin, wenn der Herr auch bey uns bleiben wollte.

Bleiben Sie doch, mein Herr! ſagte der Pfarrer, und drückte mir die Hand.

Meine Kleider und mein Bündel hier beweiſen, daß ich kein Herr bin, verſetzte ich, ſondern ein Bauer; Bauern aber, fügte ich hinzu und ſahe die Wächter an, ſollten nicht die Herren ſpielen wollen! Hier ſind Leute genug, ich werde einen andern Platz ſuchen.

Laßt ihn machen, ſagte Klare, die meine Abſicht merkte; nur ſoll er uns verſprechen, dieſen Abend noch einmahl zu kommen.

Das that ich, und eilte alſobald nach dem Wirthshauſe, in der Hoffnung, den Fremden noch anzutreffen, und ihn zu bitten, die Wächter im Pfarrhauſe fortzujagen. Er war aber ſchon weg. Ich begehrte alſo mit den Volksrepräſentanten zu ſprechen, und wurde auf ein Zimmer geführt, wo drey ſolche Männer waren.

Man muß ſich nie einen Ton vornehmen, wenn man mit Unbekannten ſprechen ſoll; dieſer wird gewöhnlich am beſten von dem perſönlichen Eindrucke beſtimmt, den ſie auf uns machen. Hier waren es Landleute wie ich, die gegenwärtig von Ihresgleichen ſich mehr ſagen ließen als von Städtern, und überdieß etwas im Sinne haben mußten, wobey ihnen ſelbſt nicht wohl zu Muthe war, denn es ſchien eine ängſtliche Verlegenheit ſie zu umgeben. Ich komme ihnen zu danken, ſagte ich, für den Dienſt, ſo ſie mir erweiſen wollen, könne ihn aber nicht annehmen, weil ich ſchon vier Männer im Pfarrhaus angetroffen, welche den Bewohnern durch ihre Aufführung äußerſt beſchwerlich fallen. Ich äuſſerte zugleich meine Verwunderung, daß man dieſen alten Leuten eine ſo ſtarke Wache zugegeben hätte. Man gab mir zur Antwort, die Denkungsart des Pfarrers, und das Vorhaben dieſer Nacht machten ſolche Maßregeln nothwendig.

Ich ließ mich dadurch nicht abhalten, ihnen noch weiter vorzuſtellen, daß, was auch immer die Geſinnungen des Pfarrers ſeyen, ein einziger Mann ſchon mehr als hinreichend wäre, ſich dieſes ſchwachen Greiſes zu verſichern; eine ſtärkere Wache beweiſe nur, daß man ihn abſichtlich plagen wolle; abſichtliche Plage aber und Ungerechtigkeit ſeyen eins, und davor ſollte man ſich im Ausbruch einer Revoluzion gerade am meiſten hüthen, damit die Werke nicht den Worten widerſprechen, und dadurch die Sache Gott und Menſchen mißfällig werde.

Sie winkten mir, nicht ſo laut zu ſprechen, und antworteten, es ſey der Wille des Volkes, und die in der untern Stube würden es ungerne ſehen, wenn man die Wache zurückzöge.

Der Wille des Volks — Ein neuer Herr, von dem ich hier zum erſten Mahl hörte, der aber, wie ich ſah, nicht minder Gewaltthätigkeiten im Gefolge haben könne, als der Wille eines Einzigen.

Welches Volkes? ſagte ich; kein Volk darf etwas Ungerechtes wollen, ſo wenig als ein einzelner Mann; und wenn es geſchieht, ſollen ſich ſeine Führer widerſetzen, wenn ſie etwas mehr als blinde Vollzieher der Leidenſchaften des Pöbels ſeyn wollen!

Für grobe Ohren gehören derbe Wahrheiten; ich merkte aber wohl, daß ich unruhige Gewiſſen vor mir hatte, und daß ſie mich für einen verlappten Freyheitsapoſtel anſahen, auf den man hören müſſe. Kurz, verderben konnte ich nichts, und gutmachen gelang mir; denn durch mein Zureden und einige geheimnißvolle Winke über meine Sendung bewirkte ich, daß die Wache des Pfarrers aufgehoben wurde, wogegen ich es übernahm, dieſe Nacht für ihn gut zu ſtehen.

Ich verweilte noch einige Zeit bey dieſen Männern, bis ich glaubte, die Wache ſey abgezogen; und erfuhr nun von ihnen vollſtändig, was ich ſchon muthmaßte, daß heute einige landvögtliche Schlöſſer ſollten abgebrannt werden, um den Stadtbürgern zu zeigen, daß es Ernſt gelte, indem man beſtimmt wiſſe, daß ſie nach B.n und S..rn um Hülfe geſchrieben haben, während ſie Nachgiebigkeit heuchelten; der Fr. Geſchäftsträger habe dieß entdeckt, und auf ſein Anſtiften gehe die Sache jetzt vor ſich. Es ſeyen aber die ſchärfſten Maßregeln genommen, daß Niemand an ſeiner perſönlichen Sicherheit gekränkt werde; jener Mann habe auch deßwegen ſeinen Schreiber, den ich hier angetroffen, abgeordnet, um durch ſeine Aufſicht alles weitere Unheil zu verhüthen.

Froh dem alten Paare das Leben leichter gemacht zu haben, kehrte ich jetzt zum Pfarrhauſe zurück. Die böſen Geiſter waren bereits ausgefahren; die Frau Pfarrerin beſchäftigte ſich, ihren hinterlaſſenen Geruch mit Räuchwerk zu vertreiben, und eine alte Magd reinigte den Tiſch von den Seen, Flüſſen und Bächen des ausgegoſſenen Weines.

Alle eilten mir mit freudiger Geberde entgegen, und wußten des Dankes kein Ende zu finden, daß ich ſie ſo befreyt hätte. Ach! was für ein Tag war dieß! ſeufzte getroſt die alte Frau; wir fürchteten nicht nur die, ſo bey uns waren, ſondern noch mehr die Herumſtreifenden; wir glaubten es ſey um uns geſchehen, und ſahen keine Hülfe.

Sie drohten und verſpotteten uns, ſagte der Greis, und faltete ſeine Hände; aber wir haben erfahren, daß Gott ſich der Schwachen erbarmet!

Mein Vater pflegt zu ſagen, that Klare hinzu: Je reiner die Demuth, deſto näher die Kraft Gottes.

Nach einigen kurzen Reden-dieſer Art ſetzten wir uns, wie alte Freunde, zu dem für die abgezogene Beſatzung bereiteten Mahle, welches für eine ganze Korporalſchaft hingereicht hätte. Es war niemand im Hauſe als die alten Eheleute, die keine Kinder hatten, und die alte Magd, die ſich auch zu uns ſetzte.

Die Urſache, warum dem ehrlichen Pfarrer ſo hart mitgeſpielt wurde, waren ſeine Predigten, worin er ſchon lange auf das Unweſen in Fr. angeſpielt hatte; und da er nun auch ſeit den unruhigen Bewegungen hier zu Lande es für ſeine Pflicht und Schuldigkeit gehalten, von der Kanzel herunter für das Anſehen der rechtmäßigen Obrigkeit zu fechten, und ſie Wohlthäter des Landes geheiſſen, ſo wurden ſeinen geiſtlichen Waffen weltliche entgegen geſetzt, und er für ſein Lob mit Schmach bezahlt. Ich ſahe wohl, daß es ihm an Weltkenntniß und Klugheit fehlte, um in dieſen Händeln heilſam mitzuwirken; aber ich war nicht der Mann dazu, es ihm zu ſagen. Wer will alte Pfarrer in Sachen ihres Amtes belehren, und wie will ein Landmann damit zu Stande kommen! Sonſt war er ein herzguter und frommer Mann, der abſichtlich keinen Wurm zertrat, und den zu beleidigen es entweder Schurken oder ſelbſtbetrogene Schwärmer brauchte.

Wiewohl nun dieſe guten Leute von den leidigen Gäſten befreyt waren, ſo kam die Furcht doch wieder, denn man hatte ihnen ſchreckliche Dinge von den bevorſtehenden Auftritten dieſer Nacht erzählt; und in der Zukunft erblickte der fromme Pfarrer anders nichts mehr, als das einbrechende Ende der Welt.

Wir waren eben daran, ihnen die Lage der Umſtände deutlich zu machen, als jemand ſachte an der Hausthüre klopfte. Es war der Küſter, der mit einem zagenden Geſichte hereintrat, und zitternd erzählte, man ſehe eine ſchreckliche Feuersbrunſt auf der Höhe. Wir begaben uns in ein anderes Gemach, wo wir nach der Gegend hinſehen konnten; es war ein gewaltiges Feuer, das immer noch überhand nahm; die Flammen ſtiegen hoch empor.

Wir hatten dieſer Erſcheinung noch nicht lange mit ſtiller Bangigkeit zugeſehen, ſo kam die alte Magd heraufgekeucht und meldete, daß man auch von einer andern Seite her Feuer ſehe. Auch auf die andre Seite eilten wir, fanden es viel näher als das vorige, und es wurde von Pfarrer und Küſter bald ausgemacht, daß es die benachbarte Burg des Landvogtes ſeyn müßte.

Es war keine Kurzweile, ſondern eine Stunde des Entſetzens; vor und hinter ſich Feuer, ringsum Aufruhr, und in der Seele zagendes Erwarten! — Bald zeigte ſich der verſchiedene Eindruck, den dieſe ſchaudervollen Umſtände zu meiner Verwunderung auf die beyden alten Leute machte. Die Pfarrerin, welche von Natur munter, und bey dem Nachteſſen wegen Entfernung der Wache fröhlich geweſen war, ſchlug nun die Hände über den Kopf zuſammen, und wehklagte wie verloren; er hingegen, der vorher wenig geſprochen, und ſich einem troſtloſen Nachdenken über Gegenwart und Zukunft ſchwermüthig überlaſſen hatte, fing jetzt an, ſeine Frau zu tröſten, und ſammelte dadurch ſeine Gedanken zur Hoffnung und zur Ergebung in den göttlichen Willen. Bibliſche Stellen, die ihm beyfielen, vermehrten ſeine wachſende Zuverſicht; er erwachte von ſeinem Trübſinne wie von einem Schlaf, und gerieth in einen Zuſtand chriſtlicher Freudigkeit, der dem alten grauen Kopf vortrefflich anſtand, weil dabey nichts gekünſteltes war. Er pries die leidende Unſchuld ſelig und die ſtille Geduld, die mit einer Thräne im Auge ihrem Feind entgegen lächelt.

Es war ein herzerhebendes Schauſpiel; je höher Feuer und Rauch ſich empor wälzten, deſto edler wurden ſeine Gedanken und kräftiger ſeine Worte. Und wenn uns auch rechts und links Flammen umgeben, ſprach er, wir wollen die ewige Ordnung verehren, ohne deren Willen kein Haar unſers Hauptes gekrümmt werden kann; und wenn alles in Zerſtörung übergieng, es geſchähe nach den Geſetzen der allmächtigen Liebe, nach welchen den wahren Gottesverehrern alles zum Beßten dienen muß! Das iſt das Wohlgefallen des himmliſchen Vaters, daß wir ruhig ſeinen Willen, der in unſre Bruſt geſchrieben iſt, befolgen, und uns weder vom guten noch böſen Schickſale irre machen laſſen; nur auf dieſem Wege des kindlichen Glaubens nähert man ſich ſeiner Erkenntniß und der ſeligen Ueberzeugung, daß am Ende alles gut geht. Nichts möge uns alſo ſcheiden von ſeiner Liebe, weder Trübſal noch Angſt, noch Verfolgung, die nur den Leib tödten kann, noch Feuer und Flamme! Rein und ſtille wollen wir uns vor der Sünde hüthen, damit wir an keinem Unglück Schuld ſeyen, und dann rufen: Iſt Gott für uns, wer will wider uns ſeyn!

Mit ſolchen Reden begeiſterte die fromme Seele ſich und uns; denn es waren nicht blos die trägen Worte einer kalten Predigt, ſondern Ausdrücke des innigſten Gefühls unſrer Abhängigkeit von einer höchſten Gnade, ausgeſprochen zwiſchen Flammen der Empörung; Ausdrücke, die um ſo viel ehrwürdiger waren, da ſie von einem Greiſe kamen, der ſich unglücklich fühlte, und den Troſt in ſich ſelbſt ſuchte und fand, den ihm die äußern Umſtände verſagten.

Alle waren nun ſo geſtärkt und voll gläubigen Muthes, daß ſie ſelbſt die abgezogenen Wächter, und noch mehrere dazu, freywillig wieder aufgenommen und unerſchrocken beherbergt hätten.

Nachdem wir noch eine Weile ruhig dem Feuer zugeſehen, und uns verwundert hatten, nicht mehr Getümmel auf der Straße zu hören, entfernten ſich die alte Frau und Klare.

Ich ließ den Pfarrer bey dem Küſter, um ein wenig auf die Straße hinauszugehen und zu ſehen, wie es die Leute treiben, und was ſie nun weiter vorhaben; da aber in der Nähe alles mauſeſtill war, ſo ging ich langſam nach der Gegend des nähern Brandes hin.

Statt aber allenthalben, wie ich erwartete, Gruppen von Menſchen zu finden, die über das Unheil frohlockten, oder herumſchweifende Betrunkene, die auf neues ſannen, traf ich kaum hier und da ein altes Männchen vor ſeiner Hütte an, das jammerte, oder ein paar Nachbaren, die ſtillſchweigend den rothen Himmel betrachteten. Es war gerade das Gegentheil von dem Tumulte dieſes Abends; Einſamkeit und Schweigen. Je weiter ich ging, deſto größer wurde dieſe ſchauerhafte Stille, ſo daß es mir endlich ſelbſt anfing bange zu werden, weil es ganz meiner Erwartung widerſprach, und mir das einſame Hinwandern mitten in der Nacht zwiſchen zwey himmelanſteigenden Feuersbrunſten zuletzt wie eine Zaubergeſchichte vorkam.

Voll unruhiger Gedanken über dieſe anſcheinende Ruhe kehrte ich nach dem Dorfe zurück. Was wird wohl dieſe Revoluzion aus mir und andern machen! — Noch nie war ſie mir ſo bedenklich vorgekommen, denn die Flammen dieſer Nacht warfen ein blutrothes Licht darauf.

Der Rückweg führte mich am Wirthshauſe vorben, wo ich laut und heftig ſprechen hörte; ich ging hinein. Es war der junge Fremde, der Abgeordnete M.gds, der mich heute von der Haft befreyt hatte. Er machte den Volksmännern bittere Vorwürfe, daß dieſe Nacht alles ſo ruhig und friedlich zugegangen, und die Leute ſtatt das Abbrennen der Schlöſſer als ein Freudenfeuer anzuſehen, und als das erſte Merkmahl ihrer Befreyung zu feyern, ſich zerſtreut haben, wie erſchrockene Schafe!

Sie mochten immerhin antworten, daran ſeyen ſie nicht Schuld, er habe ja ſelbſt den Auftrag von ſeinem Herrn gehabt zu wachen, daß niemand kein Leid widerfahre; er ſtampfte und fluchte: Das Schweizervolk ſey der Freyheit nicht werth! Heute Abends beym Weine haben alle noch ſo groß gethan, und jetzt verkriechen ſie ſich vor ein paar brennenden Häuſern, als wenn der jüngſte Tag vorhanden wäre! Der ganze Zweck ſey verfehlt. Wenn die B..r und übrigen Ariſtokraten der Schweiz erfahren, daß gerade das, was ſie hätte ſchrecken ſollen, eine ſo widerſinnige Wirkung auf das Volk gemacht habe, ſo werden ſie in die Fauſt lachen, und gern ihre Schlöſſer Preis geben. Wenn die, ſo Volksführer ſeyn wollen, ihre Sache nicht beſſer verſtehen, ſo werde Fr. ſeinen unterſtützenden Arm von ihnen wegziehen, und dann mögen ſie ſehen, was aus ihnen werde!

Was ſie denn hätten machen ſollen? fragten die Erſchrockenen.

Wenigſtens nicht die Erſten ſeyn, nach Hauſe zu laufen! —

Du biſt ja auch gelaufen, murmelte einer leiſe; und die andern ſagten, ob er denn nicht gehört, wie laut viele gemurrt haben, als das Feuer angegangen?

Eben da hätten ſie ſich als Männer zeigen ſollen, erwiederte er; ſolch ein unvernünftiges Murren ſey durch kühnen Widerſtand gleich gedämpft, hingegen bey dem geringſten Merkmahle von Furcht nehme es überhand. Es habe niemand Urſache zur Unzufriedenheit; die Landvögte haben die Wohnungen ſchon ſeit mehrern Tagen geräumt, und für die allgemeine Sicherheit ſeyen die beßten Anſtalten getroffen geweſen. Man hätte daher den Unzufriedenen mit dem ähnlichen Schickſal ihrer eignen Häuſer drohen, das Volk zur lauten Freude ſtimmen, dem Brand abwarten, und dann auf dieſen erſten Trümmern des Deſpotismus eine Lobrede der Freyheit halten ſollen! Das würde Muth und Feuer in die Herzen gegoſſen und ſie von Neuem entſchloſſen gemacht haben, alles für dieſes köſtlichſte Gut der Menſchen zu wagen.

Der hat ſeine Aufgabe gut gelernt, dachte ich, und ſahe die Vorſteher an, was ſie dazu ſagen wollten; aber auf ihren Mienen ſtand geſchrieben: Wir ſind arme Sünder, wir haben uns dem Teufel ergeben, und vermögen nun nichts mehr ohne ihn!

Sie entſchuldigten ſich endlich, ſo gut ſie konnten, und bathen ihn, ſie nicht zu verlaſſen; ich aber entfernte mich, aus Furcht, er möchte ſich noch an mich wenden und fragen, ob er nicht Recht habe?

An der Thüre des Pfarrhauſes fand ich eine Spottſchrift angeheftet, welche im heiligen Nahmen des Volkes (wie ſie ſelbſt ſich rühmte) abgefaßt und gegen Regierung und Geiſtlichkeit gerichtet war: Statt an unſrer wahren Aufklärung zu arbeiten, wie es eure Pflicht geweſen wäre, ſeyd ihr derſelben vielmehr im Wege geſtanden; dieſe Nacht klären wir jetzt euch auf, u. ſ. w.: dieß war der Inhalt. Ich riß den Wiſch ab, und freute mich, daß der Pfarrer nichts davon erfahren ſollte.

Ich fand ihn auf ſeinem Lehnſtuhl eingeſchlafen; der gute Mann hatte auf mich gewartet. Der Küſter war auch noch da, und las der alten

Köchin das Gebeth bey gefährlichen Zeitläuften vor.

Des Morgens glaubten die ehrlichen Leute, ſie hätten uns noch zu danken, und wir hatten Mühe, ihre Geſchenke auszuſchlagen. Eine Predigt, die der fromme Pfarrer während der Theurung in den ſiebziger Jahren hatte drucken laſſen, und mir jetzt zum Andenken mitgab, nahm ich mit Achtung von ihm an; der Mann war mir in ſeiner Niedrigkeit groß erſchienen.

Wir konnten nun ſicher reiſen; es begegneten uns wenig Menſchen, und alle waren ruhig und ſtille. Auch in den Dörfern, wo wir durchkamen, bemerkten wir nichts mehr von dem geſtrigen Ungeſtüm; keine unruhigen Haufen zogen umher, und keine rothen Köpfe guckten zu den Wirthshausfenſtern heraus. Auffallend war, wie der Fremde ſich ſchon geſtern beklagte, die entgegengeſetzte Wirkung, die man von dieſer Feuerprobe erwartet hatte, deren Folgen von dem Geſchäftsträger mehr nach der feurigen Naturart ſeiner Landsleute, als nach der ſanftern der Schweizer berechnet waren. Gerade jetzt wäre ein günſtiger Zeitpunkt geweſen, wenn ihn die Regierung ſchnell zu benutzen verſtanden hätte, die abgekühlten und noch erſchrockenen Gemüther wieder auf den Weg des Gehorſams zu bringen; aber außerdem, daß die Regierung noch mehr erſchrocken geweſen ſeyn mag, als das Volk, ſo iſt ſchnelle Ergreifung des Augenblicks ſelten ein Vorzug republikaniſcher Obrigkeiten; während der Zeit, da ſie ſich bedenken, und feyerlich einander ihre Bedenken eröffnen, und ſich über das angehörte Bedenken wieder bedenken, iſt die Gelegenheit ſchon über alle Berge.

Den ganzen Vormittag trafen wir keine zehen Perſonen an; es iſt ohnehin eine einſame Straße, und jetzt hielt auch noch Kälte und Schnee die Leute zurück. Ohne die Geſellſchaft der Klare wäre es eine langweilige Wanderung geweſen.

Als wir endlich um Mittag in einem Hauſe am Fuß des Berges, über den wir heute noch zu gehen hatten, eintraten, war das Erſte, was ich erblickte, der welſche Spion, der hinter einem Tiſche ſaß. Er erſchien wie der Wolf in der Fabel, denn ich hatte ſo eben der Klare ſeine Geſchichte mit meinem Reiſegefährten erzählt, und jetzt kaum Zeit ihr zu ſagen, das ſey er ſelbſt.

Der wird ſehen müſſen, was unter der geſtrigen Aſche glimmt, bemerkte ſie.

Er machte ein wunderliches Geſicht, als er mich ſah, und ſchien ſich zu beſinnen, ob er mich kennen wolle oder nicht; doch bald entſchloß er ſich, kam auf mich zu, und grüßte mich als einen alten Bekannten. Als er erfuhr, wo ich übernachtet, that er noch freundlicher, weil er glauben mußte, ich habe auch Theil an den nächtlichen Vorfällen genommen, wovon er jetzt die genauern Umſtände durch mich erfahren könnte; er ſuchte daher auf alle Weiſe mir beyzukommen, und fragte allen Patrioten in B. als ſeinen beßten Freunden nach, um mich vertraut zu machen. Ich gab ihm aber lauter einfältige Antworten, woraus er nicht klug werden konnte, und da er ſich an Klare wandte, hatte dieſe mein Betragen gegen ihn ſchon gemerkt, und ihr Beſcheid war wie der meinige.

Es machte mir Vergnügen, dieſen Kauz zu plagen; wie er aber unſre verſtellte Einfalt merkte, verwandelte ſich ſeine Zudringlichkeit nach und nach in ſtolze Kälte, welche bey einem ſolchen Menſchen immer geheimen Zorn verräth. Ich ſahe, daß er den Wirth, der wie die meiſten Wirthe ein eifriger Anhänger des Volks war, auf die Seite nahm, und heimlich mit ihm ſprach, worauf dieſer uns mit argwöhniſchen Augen anſah, und mit trockenen Worten begegnete.

Der ſchielende Kerl könnte uns doch einen Streich ſpielen, meinte Klare, wäre es auch nur uns eine doppelte Zeche zahlen zu machen. Mir ſchien es jetzt auch ſo, und ich ſann über dem Mittageſſen darauf, ihn wieder gut zu machen; er wollte es aber nicht mehr ſeyn, und gab mir kaum noch Antwort. So muß der Menſch doch wiſſen, daß ich ihn kenne, dachte ich, und fragte, ob er nicht mit wolle über den Berg?

Die Straße iſt unſicher, antwortete er.

Vor Spitzbuben iſt mir nicht bange, erwiederte ich; aber da ich, vor wohlgeſinnten Republikanern darf ich es wohl ſagen, Briefſchaften bey mir habe, ſo hat man mich vor Kundſchaftern der Regierung gewarnt, und deßhalb möchte ich gern in guter Geſellſchaft ſeyn.

Der Wirth ſahe mir ſcharf in's Auge, als wenn er mich ſelbſt für einen ſolchen hielt; und der Welſche ſagte noch nichts.

Beſonders fuhr ich fort, hat man mir einen gewiſſen Eb. bezeichnet, (hier nannte ich ſeinen urſprünglichen Nahmen, wie ich ihn von dem alten Herrn in B. gten erfahren, den er aber nicht mehr führt) welcher als Volksfreund herumziehe, um Volksfreunde zu fangen.

Nun war in ſeiner Miene eine klägliche Verlegenheit zu leſen; er hatte aber doch noch ſo viel Macht über ſich, ſtille zu ſchweigen, welches in jeder Art von Verwirrung das Beßte, aber auch das Schwerſte iſt.

Den kenne ich nicht, ſagte der Wirth, der eben abgerufen wurde, im Hinausgehn, und ließ uns allein.

Aber der Spion machte auch Anſtalten, ihm nachzufolgen; es thue ihm leid, ſagte er mit gefälligem Lächeln, uns nicht begleiten und die Bekanntſchaft fortſetzen zu können, er komme aber nächſtens in die Gegend von Z., und werde mich beſuchen, in ſofern ich ihm meinen Nahmen mittheilen wolle.

Warum nicht? verſetzte ich; ich habe nur Einen Nahmen, und der iſt kein Geheimniß als für die Neugierde.

Er wollte gehen. — Nicht ſo! rief ich, und nannte ihn bey einem ſeiner neuen Nahmen, die ich in B.gten aufgeſchrieben; wir können ſo nicht ſcheiden! Ich müßte Euch für meinen Feind anſehen, wenn Ihr ſo kurz abbrächet. Laßt uns erſt ein Glas Wein auf gute Bekanntſchaft trinken — ich hielt ihm mein Glas entgegen und füllte das

Seinige — und ſeyd verſichert, daß wenn Ihr nicht feindlich geſinnt von mir weggeht, Ihr auch keinen Widerſacher an mir haben ſollt; wir müſſen einander nur nicht in den Weg ſtehen, ſo iſt die Welt groß genug für beyde! Aber trauen ſollt Ihr mir, fügte ich hinzu, denn er ſah mich noch immer mißtrauiſch an.

Der Mann hatte kein böſes Herz, es war nur durch ſein Gewerbe etwas verpfuſcht. Ja! ich traue Euch, ſagte er entſchloſſen, und ſetzte ſich zu mir. — Zwar noch neugieriger als vorher, aber ſeine Begierde war jetzt nicht mehr amtsgebührlich und verrätheriſch, ſie war natürliche Neigung, die zu befriedigen ich weniger Bedenken trug. Nur entdeckte ich ihm nicht, woher ich ihn ſo genau kennte, weil ich gelernt habe, daß man der Neugier nie alles ſagen muß, wenn man noch etwas gelten will.

Die Freundſchaft — eine ſaubere! — ward nun bald gemacht; er ſagte nichts mehr vom Fortgehen, ſondern hohlte noch eine Flaſche Wein, und nöthigte uns auf die verbindlichſte Art mitzutrinken. Er lud uns auf das große Feſt, wie er die Bundesbeſchwörung in A. nannte, ein, wo er uns alles zu ſehen behülflich ſeyn wolle. Es werde viel Volk auf dieſen Tag zuſammen kommen, man laſſe es allenthalben bekannt machen, und die Eidgenöſſiſchen Geſandten ſähen es gerne, wenn eine große Anzahl theilnehmender Zuſchauer vorhanden wäre. Er beſchrieb dann der Klare eine Mahlzeit, die vor einigen Wochen unter den hohen Ehrengeſandtſchaften ſtatt gehabt, und wollte uns auch die Geſundheiten, die dabey aufgebracht wurden, erzählen; ich bath ihn aber inſtändig, uns damit zu verſchonen; es iſt ein freudenleeres Gepränge mit dieſen politiſchen Geſundheiten, ſagte ich, ich glaube, daß man dabey kaum noch den Geſchmack des Weines habe, welchen man trinkt. Er gab mir Recht, weil er mir jetzt in allem Recht gab, und erzählte von einem angeſehenen Manne, der unlängſt bey einem ähnlichen Ehrenwunſch, den er bey einem öffentlichen Mahle angebracht, ſo außer Faſſung gekommen, daß er die Hälfte vom Glas ausgegoſſen.

Die Abſicht des Spions war wirklich geweſen, ſich in die Gegend der Brandſtätte zu begeben, da er aber bereits von mir genug von den nähern Umſtänden vernommen hatte, ſo ſchlug er jetzt einen andern Weg zu einer andern geheimen Verrichtung ein, und verließ uns. Auch wir hatten hohe Zeit, bey Tage noch über den Berg zu kommen.

Als ich den Wirth um unſre Rechnung fragte, hieß es, ſie ſey ſchon berichtigt, der Herr, welcher uns ſo eben verlaſſen, habe bezahlt, mit dem Beyfügen, da er mich für einen andern angeſehen und mir dabey Unrecht gethan, ſo wolle er es auf dieſe Weiſe wieder gut machen; auch habe er einen Mann beſtellt, der uns den Weg bis auf die Höhe des Berges, der etwas irrig ſey, weiſen ſoll.

Der Wegweiſer war ein armer gleichgültiger Tropf, der aber immerdar erzählte, man mochte ihm zuhören oder nicht. Uns ſelbſt verhinderte die ſchneidende Kälte am Sprechen, die zunahm, je höher wir den Berg hinanſtiegen. Zwar beklagte ſich das Mädchen nicht, allein es war mir beſtändig bange, ſo ein feines Geſchöpf müſſe frieren; doch ſie lachte mich nur aus, und ließ ſich von unſerm Führer, zum Erwärmen wie ſie ſagte, die Mordgeſchichten erzählen, die ſchon auf dieſer Straße vorgefallen.

Ich war froh, als wir endlich die Höhe erreichten, und oben ein Bauernhaus antrafen, wo wir uns erhohlen konnten. Wir wollten hier unſern

Mann verabſchieden; allein die Bauersleute riethen uns, ihn noch weiter mitzunehmen, weil der Schnee die unwegſame Gegend noch verirrlicher gemacht habe. Ihm ſelbſt war es gleichviel, zurückzukehren, zu bleiben, oder uns bis nach A. zu folgen, wenn ich ihm nur im letzten Falle noch ein Glas Wein zahle; für ſeine Nachtherberge müſſe ich nicht beſorgt ſeyn, er kenne einen Fleiſcher in A., der ihm in ſeinem warmen Schafſtalle gern einen Platz gönnen werde. — Welch ein Nachtlager! ſagte Klare.

Der Bauer fragte uns nach dem doppelten Brande, den er in der Nacht von ſeiner Höhe hinunter geſehen. Als wir aber nicht viel davon wiſſen wollten, wandte er ſich an unſern Führer, der ihm mit der gleichen Kälte, wie er ſeine Pfeife rauchte, zur Antwort gab: die Fr.zoſen haben's angezündet.

Was! ſchrie der Bauer, ſind denn die Fr.zoſen im Lande?

Das weiß ich nicht, erwiederte jener; wenn ſie aber noch nicht da ſind, ſo werden ſie kommen, bey vielen Tauſenden werden ſie kommen, und Land und Leute zu Grunde richten! Das habe ich vom alten Bettler Klaus ſelbſt gehört, der alles vorher weiß.

Ja wenn es der alte Klaus geſagt hat, ſeufzte der Bauer, ſo iſt es leider nur zu wahr. Ich dachte, er wäre längſt geſtorben, ſo lange hat er ſich nicht mehr ſehen laſſen.

Er kömmt nur zum Vorſchein, ſagte die Frau, wenn ſich etwas Bedenkliches zuträgt, wie vor zwey Jahren, welches ich mein Lebtage nicht vergeſſen will, als er dem hochmüthigen Müller von S., der mit ſeinem Knecht auf die Muſterung ritt, ein Almoſen heiſchte, und dieſer ihm ſagte: Wenn du mir prophezeyſt, Klaus, ſo will ich dir was geben; ſo antwortete der Alte: es iſt Euch ſchon lange prophezeyt: Wer da ſtehet, der ſehe zu, daß er nicht falle! — Und Tages darauf ſtürzte der Müller im Rauſch in den geſchwellten Bach und ertrank.

Jetzt iſt er wieder im Lande, fuhr unſer Führer fort, und hat ſich vor einigen Tagen zu dem Landvogt auf W., deſſen Schloß geſtern im Rauch aufging, begeben; dieſer aber ließ ihn mit einem armen Kinde, das er bey ſich hatte, durch den Häſcher wegführen, da ſchüttelte Klaus unter dem Schloßthore ſeine Pelzmütze aus, und es ſollen glühende Funken heraus gefallen ſeyn.

Die Bauersleute erzählten nun noch manches von dieſem Bettler, woraus ſich wenigſtens zeigte, daß er ein eigner Menſch ſey. Da aber die Erzählungen immer wunderbarer und märchenhafter wurden, ſo fragte ich, um ſolchen ein Ende zu machen, den Führer, ob er ihm ſelbſt noch nichts geweiſſagt habe?

Der Steffel bedarf keiner Weiſſagung, nahm die Bauersfrau das Wort; was geht ihn der morgende Tag an, er bekümmert ſich nicht einmahl um den heutigen! Doch hätte ihm Klaus ſagen können, was er an der Kirchweihe dem durſtigen Knechte des Untervogts ſagte, als dieſer fragte, ob er ihm nicht eine reiche und friſche Frau verſchaffen könnte? Schau, antwortete Klaus, dort ſtreckt eine ſchon beyde Arme nach dir aus! und wies auf den Dorfbrunnen.

Jedermann lachte; Stoffel aber trank gemüthlich ſeine Flaſche aus, und machte ein Geſicht, als ob er noch eine möchte.

Wir kamen nun auf die andre Seite des Berges, und waren vor dem kalten Winde gedeckt, ſo daß die Wanderſchaft um vieles erträglicher war. Als ich nun Klare wiederum ſo leicht und zierlich vor mir über das rauhe Gebirge hingleiten ſah, wie ein Sonnenſtrahl, der durch den Nebel zieht, ſo regten ſich von neuem Bedenklichkeiten in mir über ihren Aufenthalt in unſrer kleinen Wohnung.

Wahrhaftig, Klare, Ihr ſeyd zu vornehm, rief ich, ich darf Euch nicht nach Hauſe nehmen.

Sie lachte und ſchloß ſich an meinen Arm: die Reue iſt zu ſpät; Ihr müßt mich jezt haben, weil Ihr mich nicht mehr mit Ehren zurückſchicken könnt! — Doch, fuhr ſie ernſthaft fort, und ließ meinen Arm fahren, damit Ihr nicht glaubet, daß bloſſer Leichtſinn mich treibe, ſo hört jezt meinen wahren Beweggrund, den ich bisher Euch zu entdecken zögerte: Es bewirbt ſich ein reicher Mann unſers Glaubens, der Wittwer iſt und drey Kinder hat, um meine Hand; ein rechtſchaffener Mann, gegen den ich nichts habe, als daß er mir nicht gefällt. Der Vater ſieht dieſe Verbindung für ein Glück an, und plagt mich deßhalb, zwar nicht mit Worten, aber mit liebreichen Blicken, in denen ſeine Wünſche zu leſen ſind. Meine ältere Schweſter aber hätte den Mann gerne für ſich; ſie ſagt zwar auch nichts, doch kann ich es nur zu deutlich merken, weil ſie immer verdrießlich wird, wenn er bey uns geweſen iſt, und roth, wenn von ihm geſprochen wird. Da ſie einige Jahre älter als er iſt, ſo mag er wohl deßwegen ſeine Augen auf mich geworfen haben, ſie würde aber gewiß ſein Glück beſſer machen. Schon oft wünſchte ich durch Abweſenheit der Zudringlichkeit des Mannes entgehen und bewirken zu können, daß er meine Schweſter vorzöge, und faßte daher, ſo bald ich Euch als einen Verwandten und ehrlichen Mann kennen lernte, den feſten Vorſatz, mich über alles andre hinwegzuſetzen, und auf einige Zeit mit Euch zu gehen. Sie hat dieß wohl gemerkt, und darum auch ſo willig zu meiner Reiſe geholfen; mündlich aber hätte ich nie mit ihr über dieſe Abtretung ſprechen dürfen; hingegen durch dieſe Entfernung verſtehen wir uns, ohne ein Wort verlieren zu müſſen. Gelingt es mir dadurch meine Schweſter glücklich zu machen, wie ſollte ich mich dieſe Winterreiſe mit einem ſo braven Vetter gereuen laſſen?

Wäre auch der Vetter nicht ſo brav, als Ihr ihn dafür anſeht, antwortete ich, ſo müßte er Eure edle Abſicht ehren. Ich glaubte, Ihr machet die Reiſe nur aus jugendlicher Neugier mit, um andre Leute und Sitten zu ſehen, oder weil es Euch in Euerm Glaubenskreiſe zu enge wäre; jetzt aber ſeyd Ihr mir doppelt willkommen!

Es war mir aber, die Wahrheit zu geſtehen, nicht ganz Ernſt; ich hätte in dieſem Augenblick eben ſo gern geſehen, wenn ſie aus nur lauterer Freundſchaft mitgekommen wäre — jedoch ich ſchämte mich bald dieſer eiteln Gedanken.

Schon lange ſchienen die Sterne, als wir in A. eintrafen; Klare war müde und hing an meinem Arme. Stöffel, nachdem er uns in den Gaſthof begleitet, wollte nun ſein Nachtlager ſuchen, aber das Mädchen konnte nicht zugeben, daß jemand ihrentwegen in einem Schafſtalle übernachte, und hieß ihn da bleiben.

Die Wirthin ſetzte ſich zu uns auf eine Bank, und da ſie von dem dummen Stoffel, der doch alle unſre Geſpräche unterwegs hören konnte, weiter nichts erfahren hatte, als wir wären Eheleute, ſo fing ſie jetzt an zu fragen, woher wir kämen? Kaum hatte ſie aber vernommen, daß wir von B. kommen, ſo vergaß ſie alle übrigen Fragen, und erkundigte ſich angelegentlichſt nach dem geſtrigen Brande und den abſcheulichen Mordthaten, ſo dabey verübt worden.

An einem andern Tiſche ſaſſen fünf oder ſechs Männer, die zum Gefolge der hier anweſenden Geſandtſchaften gehörten, ſogenannte Standesreuter und

Landwaibel, ein trotziges Geſchlecht, das man vormahls bey allen Tagſatzungen und Aufritten kennen lernen konnte; dieſe hörten die Fragen der Wirthin und wurden auch aufmerkſam.

Meine Antwort war, daß zwey landvögtliche Schlöſſer abgebrannt worden, mir aber keine Mordthaten bekannt ſeyen, ob ich gleich ziemlich nahe dabey geweſen.

Das wäre zu wünſchen, ſagte die Wirthin mit Achſelzucken: man will aber hier ſichere Nachricht haben, daß der Landvogt zu F. von den Bauern in ſein Audienzzimmer eingeſperrt und verbrannt worden ſey.

Gott bewahre! antwortete ich; es iſt gewiß Niemand Leid geſchehen, als daß die Gebäude abgebrannt wurden, welches ja ſchon ſchlimm genug iſt.

Iſt denn das auch nicht wahr, guter Freund, rief einer der Reuter, daß des Landvogts Tochter von den Weibern ſo übel mißhandelt worden, daß ſie dabey um ein Auge gekommen?

Nein, ſo viel ich weiß, ſagte ich ganz kalt.

Das mag wohl auch einer von der Brüderſchaft ſeyn, ſagte ein andrer halb laut.

Ich ſag ihm aber, erwiederte der erſte, es iſt beydes nur zu wahr; wir müſſen es wohl beſſer wiſſen als Er!

Nun, wer es beſſer weiß, der braucht mich nicht zu fragen.

Der Standesreuter ſah mich verächtlich an von oben bis unten, und beſann ſich auf Gegenantwort. Die Wirthin aber, vermuthlich um mir einen Wink zum Schweigen zu geben, fiel geſchwinde ein: Dieſe Herren haben ihre Nachricht von den Herren Ehrengeſandten.

Vielleicht ſind die Herren Ehrengeſandten falſch berichtet worden, gab ich zur Antwort.

Da fuhren ſie alle vom Tiſch auf, und machten großes Weſen daraus, und behaupteten zuletzt, ich hätte geſagt, die Geſandten haben ſie, die Waibel, falſch berichtet, und folglich dieſe Nachricht erſonnen.

Ihro Gnaden und Weisheit wird kein Lügner ſeyn wollen! rief der Eine. — Mein Schwager, der Landammann, auch nicht! drohte der Andre.

Ich konnte mich nicht rechtfertigen, denn ſie ließen mich nicht zu Worten kommen, ſchimpften und tobten; man müſſe mich feſtmachen, ſchrien ſie, ich gehöre auch zu den Rebellen, es ſey gut, daß man einmahl einen habe.

Klare und die Wirthin ſtanden vor mich hin, ſonſt hätten ſie mich gleich gepackt; wer weiß aber, wie es mir ungeachtet dieſes weiblichen Schutzes noch ergangen wäre, wenn ſich nicht plötzlich eine Stimme erhoben hätte: Nur nicht ſo wild, ihr Leute, ihr thut dem Manne Unrecht!

Es war ein Fr. Huſar vom Gefolge des Geſchäftsträgers, der mit einem andern beym Ofen geſeſſen hatte, und ſich nun zudrängte. Er ſprach deutſch; ich bin unparteyiſch, fuhr er fort, und habe gehört was der Mann da geſagt hat. Er wiederhohlte nun meine Rede, und fügte hinzu: Er hat Recht, eure Herrſchaften ſind falſch berichtet, und es iſt wahrhaftig nicht das erſte Mahl, daß ſie es ſind.

Der, welcher ſich der Ehre ſeines gnädigen Herrn ſo laut angenommen, ſetzte ſich wieder an den Tiſch; die andern aber murrten noch, und man las in ihren Augen den Wunſch, den Huſaren in ihrem Lande zu haben, und ihm ihre Unfehlbarkeit begreiflich zu machen. Er achtete aber nicht darauf, nahte ſich ganz höflich der Klare, neben welcher ein Licht ſtand, und ſteckte „mit ihrer Erlaubniß“ ruhig ſeine Pfeife an.

Um mich ſeines Beyſtandes nicht unwürdig zu zeigen, und zu verſuchen, ob O. in B. Recht gehabt, daß mich der Brief an den Fr. Miniſter zu einer unverletzlichen Perſon mache, zog ich ſolchen (ich hatte die Hand ſchon vorhin darnach in die Taſche geſteckt) hervor, und bath den Huſaren, mir Anleitung zu geben, wie ich ihn ſeinem Herrn am beſten überreichen könnte? Er ſahe die Umſtehenden an; und dieſe, wie Kinder, wenn der Schulmeiſter erſcheint, zogen ſich ſtill auf ihre Plätze zurück, als wenn nichts vorgefallen wäre. Dann wollte er mich ſogleich zum Bürger Miniſter hinführen, in der Hoffnung, wie er ſagte, dieſe Herren da werden mir nichts in den Weg legen. Ich bath mir aber Zeit bis morgen aus.

Er rief nun ſeinem Kameraden, ſie ſetzten ſich mit ihrem Weine zu uns hin, und wir mußten mittrinken. Auch die Wirthin blieb bey uns ſitzen, und ich erzählte ihnen jetzt, was ich von den geſtrigen Auftritten wußte, mit Vorſicht jedoch und ohne ihnen Beyfall zu geben, wenn ſie dieſe Auftritte billigen wollten. Ihr ſeyd Kriegsleute, ſagte ich, und manches dünkt Euch luſtig, was uns andern Schrecken einjagt.

Auch dieß, hoffte ich, ſollte meine Widerſacher am andern Tiſche zur Verſöhnlichkeit ſtimmen.

Es war das erſte Mahl, daß wir Fr. Huſaren ſahen, und wir konnten, wiewohl ſie manierlich waren, nicht ganz unbefangen mit ihnen ſeyn; wir wagten es daher nicht, ihnen den Irrthum zu benehmen, wenn ſie Klare für meine Frau hielten; ich beſorgte, ſie würden zu frey werden, wenn ſie unſer wahres Verhältniß erführen, und dieß möchte wohl auch ſie befürchten. Beſonders fiel mir aber auf, daß ſie das Mädchen von Zeit zu Zeit ſehr aufmerkſam anſahen, und dann franzöſiſch zuſammen ſprachen, (der Eine konnte ohnehin nicht viel deutſch) worüber Klare feuerroth wurde, aber nicht merken ließ, daß ſie es verſtände.

Endlich ſagte der Deutſche, wir möchten es nicht übel nehmen, daß ſie heimlich mit einander geſprochen: ſie haben einen Kameraden beym Regimente, welcher der Madam hier ſo auffallend ähnlich ſey, daß ihr nichts als die Kleidung fehle, um für ihn gehalten zu werden. Auf nähere Erkundigung kam es nun bald heraus, daß dieſer Kamerad der Bruder von Klare ſey, der, wie ich oben erwähnt, Dienſte genommen. Nun war die Freude der Huſaren groß, und die Seitenblicke auf den Tiſch der Standesreuter und Waibel ſo ſcharf, daß dieſe für gut fanden, nach und nach das Feld zu räumen; welches den Kriegsmännern mehr Spaß machte, als mir ſelbſt, weil ſich dadurch bey jenen nur wieder neuer Groll gegen mich erzeugen mußte.

Wiewohl ich noch niemahls mit Huſaren Umgang gehabt, ſo bildete ich mir doch ein, in dieſen Zweyen die ganze Geſammtſchaft kennen zu lernen. Nicht nur die Manier, Großthaten zu erzählen, wie ſie uns von der Klare Bruder auftiſchten; nicht nur der ernſte Feindesblick auf widerwärtige Landwaibel ſchnell mit Artigthuerey gegen hübſche Mädchen abwechſelnd; nicht nur der Anſtand in der Stellung, den ihnen die knappe Kleidung gibt, oder das ſtolzempfundene Gewicht des Säbels, und dergleichen Oberflächlichkeiten müſſen den Meiſten gemein ſeyn: ſondern ich glaubte auch im innern Gange der Denkungsart ſelbſt Spuren und Einwirkungen der äuſſern Umgebungen zu bemerken; und gleichwie die Ideen des Schneiders ſpitz und leicht ſind, wie ſeine Nadel, und die des Schuſters zähe wie ſein Pech, ſo däuchte es mir, in dem Ideengange der Huſaren etwas klirrendes und raſſelndes zu finden, wie ihr Zeug iſt.

Nachdem ſie uns verlaſſen hatten, ſetzten wir uns an des Wirths Tiſch zum Nachteſſen, und wurden auch da wieder als Eheleute behandelt, und zwar mit ſolcher Zweifelloſigkeit, daß wir aus falſcher Scham es nunmehr für zu ſpät hielten, die Wahrheit zu ſagen, und uns ſogar ſcheuten, ein ander anzureden, um das Geheimniß nicht zu verrathen. Dieß hatte aber zur Folge, was ich anfing voraus zu ſehen; denn als wir vom Tiſch aufſtanden, leuchtete uns die Magd in eine Kammer, wo ſich ein einziges großes Bett befand, und verließ uns gleich wieder.

Wir ſahen einander an. Nun Madam? ſagte ich mit dem Tone und der Artigkeit des Huſaren. — Es war die erſte mißvergnügte Miene, die ich an ihr bemerkte: ich gehe hinunter und laſſe mir ein andres Zimmer weiſen, ſagte ſie.

Das war auch in allem Ernſte mein Vorſatz: allein es lag in der Verzögerung ein Scherz, den ich nicht ſo geſchwinde abbrechen konnte. Es iſt ja kein leeres Zimmer mehr im Hauſe, entgegnete ich; habt Ihr nicht gehört, daß der Wirth wegen Mangel an Platz zwey Parteyen abgewieſen hat?

So bleibe ich in der Wirthsſtube, verſetzte ſie.

Da ſind Fuhrleute; und vielleicht kommen die Waibel wieder, wenn ſie merken, daß die Huſaren fort ſind.

Sie ging ängſtlich im Zimmer auf und nieder. Ich ſetzte mich an den Tiſch, und fing an die Ortewo wir durchgekommen waren, aufzuzeichnen. Das iſt ein widerwärtiger Zufall! ſagte ich.

In der Verlegenheit öffnete ſie eine Seitenthür, warf ſie aber mit Schrecken wieder zu, und ſchob den Riegel vor, als die Stimme eines Erwachenden ihr entgegen rief: Wer iſt da? — Helft mir doch, lieber Freund! ſagte ſie leiſe, indem ſie auf mich zukam und meine Hand ergriff; ach Gott! das iſt die Strafe für meine dumme Zurückhaltung!

Ihre unſchuldige Angſt und zutrauliche Verwirrung rührte mich; was ſollt' ich thun? Es hält oft ſchwer, einem Scherz ein Ende zu machen, den man nicht hätte anfangen ſollen. Ich ſtand auf und führte ſie zum Bette hin: Du biſt müde, liebe Klare, lege dich nur unbeſorgt ſchlafen, es ſoll dir nichts Böſes widerfahren! ich will mir noch ein Licht geben laſſen, und hier am Tiſche wachen.

In der kalten Kammer? erwiederte ſie; das kann ich nicht zugeben; eher ſoll ich es thun, es iſt meine Schuld, ich hätte nicht ſchweigen ſollen! Sie ſaß auf das Bett nieder und weinte. Ich ſetzte mich neben ſie, und ſuchte ſie zu beruhigen: Wenn mich Klare hier nicht gerne ſieht, ſo gehe ich hinunter und bleibe in der Wirthsſtube; es iſt nicht das erſte Mahl, daß ich auf einer Bank ſchlafe, das harte

Lager wird mich weich dünken, wenn ich nur weiß, daß meine Freundin dadurch beruhigt iſt. Aber dann wird man uns morgen zum Beſten haben.

Sie antwortete nichts, ſah nach der Thür hin und ſeufzte. Schweigend blieb auch ich eine Zeitlang neben ihr, es war nicht leicht wegzukommen; ſo viel Reitz der Anmuth und ſo viel achtunggebiethende Jungfräulichkeit! — Doch ich ermannte mich; es iſt Zeit, daß wir uns trennen, ſagte ich, ruhe ſanft und friedlich, liebes Kind! Bin ich jetzt nicht mehr dein Mann, wie vor den Leuten, ſo möchte ich doch dein Bruder ſeyn; einen ſchweſterlichen Abſchiedskuß wirſt du mir nicht verweigern. Ich umſchlang und küßte ſie.

Sie ſenkte ihren Kopf vertraulich auf meine Schulter: Ach um meinetwillen ſoll mein Bruder die ganze Nacht in der garſtigen Wirthsſtube bleiben! Ich werde kein Auge ſchlieſſen können.

Ein Pochen an der Thür machte unſrer ſonderbaren Lage ein Ende. Klare ſetzte ſich ſchnell zum Tiſche, und nahm meine Schreibtafel vor ſich, und ich — machte auf. Es war eine Magd vom Hauſe; ſo eben, ſagte ſie, ſey eine Baſe der Wirthin mit dem Poſtwagen angekommen, und da ſonſt nirgends Platz mehr ſey, ſo möchten wir geſtatten daß ihr noch ein Bett in unſerm Zimmer bereitet würde.

Mit vielen Freuden! rief Klare ſogleich; kann ich was helfen? Und ſprang mit der Magd hinaus.

Geſchwinde wurden nun Anſtalten zu der neuen Schlafſtelle gemacht. Ich legte mich unterdeſſen ans Fenſter, und ſuchte an dem kalten Monde, den ich bisher nicht wahrgenommen, das Licht meiner Vernunft anzuzünden, und war über dieſen Verſuch halb eingeſchlafen, als mich Klare freudig auf den Rücken ſchlug: Du ſchläfſt nun in dem neuen Bette, und wir beyſammen!

Ich ſah mich um; das Wir galt die fremde Jungfer, die Arm in Arm neben ihr ſtand, und mit dem Du hatte ich meine Anweiſung bekommen. Ich wußte ihr Dank für ihre Klugheit.

Des Morgens noch vor Tage, nachdem die beyden Mädchen ſchon lange zuſammen geflüſtert hatten, erſcholl endlich eine laute Stimme aus dem weiblichen Bette: Der gute Freund möchte aufſtehen, damit man ein gleiches thun könne. — Ich gab keine Antwort; worauf ſie wieder zuſammen flüſterten und wiſperten, als wenn ſie einander ſchon

Jahre lang kennten. Als aber der Befehl noch einmahl kam und mit Drohungen wiederhohlt wurde, fand ich für beſſer zu gehorchen, machte ein Licht, und nachdem ich den Vorhang weggeſchoben und den beyden niedlichen Köpfen einen guten Tag gewünſcht hatte, ging ich hinunter.

Die Wirthin ſaß mit ihrem Manne beym Frühſtück, und entſchuldigte ſich wegen der nächtlichen Beunruhigung; da ich es aber der Klare überlaſſen wollte, unſer Geheimniß zu offenbaren, und nicht wiſſen konnte, wie viel ſie der fremden Jungfer ſchon anvertraut, ſo wich ich die weitern Fragen dieſer Frau aus. Der Wirth, ein Männchen von weichlicher Lebhaftigkeit, der ſich für einen Gelehrten hielt, und allenthalben Romane und Schauſpiele um ſich her liegen hatte, und gern ſeine Reden im Munde führte, fing an von dem Streite mit den Geſandtſchaftsreutern zu ſprechen, und verſicherte mich, er ſelbſt habe den Huſaren, er nannte ihn einen Galliſchen Ritter, heimlich aufgefordert, den Fehdehandſchuh für mich hinzuwerfen, weil er befürchten müſſen, es möchte mir und dem Fräulein im Kampfe mit jenen Sarazenen übel gehen; ſie bilden ſich mehr ein als ihre Gebiether, und nennen jetzt alles Aufrührer, was nur die Miene mache, nicht ihrer Meinung zu ſeyn; der Vorfall habe ſie in Wuth geſetzt, er fürchte, ſie werden in einem Hinterhalte auf mich lauern.

Man ſieht ſie wohl nicht gerne hier? fragte ich.

Man ſieht nicht einmahl die Herren gern, raunte er mir heimlich in's Ohr, obgleich Niemand da war, als ſeine Frau.

Es iſt unglücklich, daß man in Revoluzionszeiten gleich für etwas gelten muß, wenn man noch ſo gerne nichts wäre! Der Wirth ſah mich mit ſelbſtgeſchaffener Ueberzeugung für einen Unzufriedenen, für einen vollſtändigen Patrioten an, und gab ſich mir auch als einen ſolchen zu erkennen. Er ſchloß aus meiner Ausſprache, ich müſſe zu den Seehelden, wie er einen Theil meiner Landsleute witzelnd nannte, gehören, und konnte meinen Einfall mit dem vorgeblichen Brief an den Fr. Geſchäftsträger nicht genug loben; es wäre nicht jeder ſo geſchwind auf dieſe Kriegsliſt verfallen, meinte er.

Als ich ihn aber verſicherte, daß es keine bloße Liſt geweſen, ſondern daß ich wirklich ein ſolches Schreiben zu übergeben habe, beſtärkte das noch ſein Zutrauen, und ich mußte nun alles anhören, was in A. über langſame Verhandlungen und halbe Maßnahmen geſprochen und geſpottet wurde. Ich erſtaunte, daß ſelbſt hier, wo die Väter des Vaterlandes zur Erhaltung der Ordnung verſammelt waren, eine ſo ungebundene Denkungsart herrſchte. Wenn es in der Reſidenz ſelbſt brennt, ſagte der Wirth, wie will Sereniſſimus an den Grenzen löſchen!

Von dem Bundesfeſte, das übermorgen vor ſich gehen ſoll, meinte er weiter, verſpreche man ſich doppelten Gewinn: Geld für die Gaſtwirthe, und den Abzug der Fürſten und Herren, worauf man ſchon lange warte, um dann andre Ritterſpiele zu beginnen. — Er betheuerte, daß dieß der herrſchende Ton in A. ſey, ich möchte nur ein paar Tage hier Waffenruhe halten, um es ſelbſt zu erfahren; die Zeder ſey ſchon auserſehen, welche die Freyheit bezeichnen, und die goldene Bulle ſchon geſchrieben, die ſie der Stadt zuſichern ſoll.

Ich wollte ihn wegen ſeiner Offenherzigkeit gegen einen Unbekannten, wie mich, warnen, er verſicherte aber, indem er mir auf die Schulter klopfte, daß er wohl wiſſe, mit wem er rede, und was die Klugheit gebiethe.

Die Mädchen kamen herunter. Aus der Anrede und dem Benehmen der Klare merkte ich bald, daß unſer Geheimniß noch nicht verrathen, und ſie es auch nicht zu verrathen geſinnet ſey, ob ſie gleich von dem Wirth einige unfeine Scherze wegen der nächtlichen Trennung anhören mußte. Ich wollte wiſſen, was ſie denn des Morgens frühe ſo viel zu flüſtern gehabt hätten, bekam aber zum Beſcheid, wer leiſe ſpreche, wolle nicht in der Ferne vernommen ſeyn. Der Wirth, der über alles Erläuterung gab, behauptete: keine Freundſchaft ſey eher geſtiftet, als die, welche junge Frauenzimmer unter den Fittigen der Nacht abſchließen.

Bald kam auch der Huſar, der mich zum Geſchäftsträger hinführen ſollte; ſein Herr erwarte mich, ſagte er, er ſey ſchon von dem geſtrigen Vorfall unterrichtet, und habe verſprochen, mir einen Schutzbrief zuzuſtellen, daß ſich weder Herren noch Knechte an mir vergreifen dürfen. Ich hielt dieſen Schutzbrief für einen Einfall des Huſaren, und lachte darüber.

Der Geſchäftsträger war noch halbnackt und badete ſeine Füße. Als ich ihm meinen Brief im Nahmen der Eintrachtsgeſellſchaft in B. überreichte, warf er ihn ungeleſen auf den Tiſch, und erwartete was ich weiter ſagen wollte. Ich ſagte aber nichts.

Da fragte er in gebrochenem Deutſch, ob ich eine Gefälligkeit von ihm verlange? Ich antwortete, daß ich keinen andern Auftrag habe, als ihm den Brief zu überreichen. Er nahm ihn etwas verdrießlich wieder vom Tiſch auf, und überſah ihn mit vieler Zerſtreuung, indeſſen ihm ein Mädchen, mit welchem er muthwillig ſcherzte, die Füße abtrocknete.

Aber da ſteht ja kein Wort von ihm? ſagte er.

Ich bin nur der Bothe, Bürger Miniſter. — So hatte mir der Huſar geſagt, daß ich ihn nennen müße.

Iſt Er denn kein verfolgter Patriot?

Nein.

Iſt Er denn nicht der Mann, fuhr er fort, indem er aufſtand, der geſtern dieſes Briefes wegen mit den Leuten der Geſandten Händel bekommen?

Ja mit einigen Standesreutern habe ich geſtern Verdruß gehabt.

Hat Er ſich denn nicht vor drey Jahren bey den Unruhen in ſeinem Kantone flüchten müſſen, und möchte jezt durch meine Mitwirkung wieder heimkehren?

Ich nicht, gab ich zur Antwort, denn ſeit drey Jahren bin ich nie aus meinem Lande herausgekommen.

Was haben mir denn die verfluchten Huſaren wieder für Lügen erzählt! rief er.

Als ich ſeine Ungeduld ſah, zeigte ich ihm mit kurzen Worten an, daß ich von den Vaterlandsfreunden in M. an die in B. Briefe zu überbringen gehabt; daß mich letztere nun wieder mit einem Briefe an ihn beauftragt; und daß ich begierig geweſen, den Mann zu ſehen, der ſo wichtige Veränderungen in meinem Vaterlande bewirkte.

Ich bewirke keine Veränderungen, ſagte er mit lächelnder Eitelkeit, das müßt ihr ſelbſt thun; ich bin nur da zur Unterſtützung der Bedrängten. — Aber erzähl' Er mir einmahl, was hat Er denn geſtern mit den Schurken gehabt?

Nachdem ich ihm den ganzen Vorfall ſo gelind als möglich berichtet hatte, machte er gleichwohl viel Weſens davon, und behauptete, die Leute haben mich nur deßwegen beſchimpfen wollen, weil ich einen Brief für ihn gehabt, und ſie dazu von ihren Herren beſtellt ſeyen.

Ich mochte ihm vorſtellen ſo viel ich wollte, daß die Waibel dieß nicht haben wiſſen können, er blieb dabey, das werde er nicht liegen laſſen; und beſtand darauf, ich müſſe eine Klagſchrift eingeben, oder er wolle eine aufſetzen laſſen, die ich unterſchreiben könne; und dann werde er mir einen Sicherheitsbrief zuſtellen, der mich vor ähnlichen Beſchimpfungen ſchützen ſolle.

Dieſer Schutz war viel zu vornehm, als daß er mich Unbekannten allein zum Augenmerke haben konnte; ich lehnte deßwegen die ganze Gnade als unnöthig von mir ab, weil ich nun geraden Weges nach Haus gehe, wo mir niemand etwas thun werde. Womit er aber nicht zufrieden ſchien, denn er ſtampfte mit dem Fuß und ſagte: mit Euch Schweizern iſt auch gar nichts anzufangen!

Dennoch ward er bald wieder leutſelig, oder vielmehr ungezwungen und freundlich, und ſpielte mitunter ſo natürlich auf dem Tone der Gleichheit, daß ich wohl begriff, wie meine Landsleute, die das ſo wenig zu hören bekommen, ſo gerne darnach tanzen. Er both mir von ſeinem Frühſtücke Wein und Zuckerbrot an, und trank auf die Geſundheit meiner Vaterlandsfreunde; ich ſolle ſie des Schutzes der großen Republik verſichern, und ihnen ſagen, ſie möchten es mit ihren Schlößern auch bald machen, wie die Bauern von B.!

Es kam ein Sekretär mit Geſchäften, worauf er mir den Abſchied gab, und mich Nachmittag wieder kommen hieß, die Schriften abzuhohlen.

Was für Schriften? ich hatte doch deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß ich keine wollte! ſagte ich bey mir ſelbſt. Große Herren glauben aber manchmahl, unſre Weigerung dürfe nur überhört werden um zu verſchwinden. — Nein, ich hatte ihn genug geſehen, dieſen Engel der Zwietracht, und weder ſeinen hohen Ton bewundert, noch ſeine leichtſinnige Vertraulichkeit lieb gewonnen; ein Geiſt der Gemeinheit reckte die Ohren aus ſeiner ganzen Natur hervor, der mich nicht anzog.

Kaum betrat ich wieder meine Herberge, ſo kam mir der Wirth geheimnißvoll mit der Anzeige entgegen, daß ein Bedienter von der B. Geſandtſchaft da geweſen, ihm warnende Kunde zu geben, daß er verdächtige Leute beherberge, mit dem Bedeuten, er ſoll machen, daß ſie heute noch wegkommen; auf ſeine Frage, wer denn dieſe gefährlichen Pilgrimme ſeyen, habe er zur Antwort erhalten: der Mann und die Frau, welche geſtern mit den Reutern Händel gehabt. Da haben wir's jetzt; habe ich nicht geſagt, Ihr werdet noch eine Fehde mit ihnen bekommen?

Dieſe unverhörende Gewalt verdroß mich. Als wir noch darüber ſprachen, kamen mehrere Huſaren mit denen von geſtern zu uns, die der Schweſter ihres Kameraden die Aufwartung machen wollten, und uns mit ſoldatiſcher Höflichkeit, die ein Gemiſch von kecker Zudringlichkeit und verſtellter Ehrerbietung war, zu einem Tanzfeſt einluden, das dieſen Abend gehalten werden ſollte.

Da ich die ängſtliche Verlegenheit der Klare über dieſe Einladung wahrnahm, ſo ſchützte ich unſre Abreiſe vor, wobey ſie es nach einigen gegenſeitigen verbindlichen Reden bewenden ließen. Der Wirth aber hatte keine Ruhe, bis er, ungeachtet meiner abrathenden Winke, den Huſaren von der Bothſchaft, die er ſo eben meinentwegen erhalten, erzählen konnte. Das hatte zwar die gute Wirkung, daß ſie von dem Tanze und ihren Schönen zu ſprechen aufhörten, aber ſie fingen dagegen an, auf alles was einen geſandtſchaftlichen Athem hatte, unbarmherzig zu ſchimpfen, und behaupteten, ich müſſe nun zum Trotze hier bleiben, der Miniſter werde mich gewiß nicht ſtecken laſſen.

Eine ſeltſame Lage worin ich mich befand! Von den Geſandten als ein Landſtreicher verwieſen, vom Fr. Miniſter gegen ſie in Schutz genommen und zu einem Werkzeuge der Ungerechtigkeit beſtimmt, von den Standesreutern verfolgt, und von Huſaren zu einem Ball eingeladen; was ſollt ich wählen?

Wir wollen fort! ſagte Klare mehr als Einmahl; und gut wäre es geweſen, wenn ich ihr gefolgt hätte. Aber das unverdiente Geboth der Oberherren mich wegzubegeben, ſtellte ſich mir als ein feindliches Ungeheuer in den Weg, das ich willkührlichen Zwang nannte, und mit den Waffen meiner Aufrichtigkeit bekämpfen zu müſſen glaubte. — Sie ſollen mich doch anhören, bevor ſie mich richten; wie können ſie wähnen, daß die Wahrheit im Munde ihrer Waibel beſtehe! So dachte ich, und ging nach der Wohnung der landesherrlichen Geſandtſchaft hin.

Wenn der Geiſt der Empörung ſein Gift über ein Land aushaucht, wie ſchwer iſt es ſich unbefleckt zu erhalten! Ich hatte zwar nichts böſes im Sinn, und doch fühlte ich unterweges, daß ich mir eine unſchickliche Wichtigkeit gegen die rechtmäßige Landesobrigkeit gebe, die mir Entfernung zu gebiethen Gewalt habe, und daß Gehorſam beſſer ſey, als unberufene Rechtfertigung. Deſſen ungeachtet ging ich meinem Vorſatze nach.

Ich bin kein Anhänger irgend einer Vereinigung oder Brüderſchaft, dachte ich, ich mag es täglich weniger ſeyn, und will mich auch von dem Scheine loszumachen ſuchen! Der alte Geſetzgeber hatte zwar nicht Unrecht, der wollte, daß bey innerem Zwieſpalt des Vaterlandes jeder eine Partey ergreifen müſſe; pfui des kalten Zuſchauers! Aber ein thätliches Parteynehmen koſtet denn doch ſo viel Verläugnung der Vernunft, daß es ſich nicht zu verwandern iſt, wenn der Antheil oft im umgekehrten Verhältniße mit der ruhigen Betrachtung ſteht, und wenn mancher, der auch die eine Partey ſchon für die beſſre anerkannt hat, von der geheimen Staatsunklugheit der Führer, oder der blinden Tollheit der Geführten zurückgeſchreckt, ſeine innre Selbſtſtändigkeit nicht ſo geſchwind dahin geben will, und darum mißkannt wird.

Es waren zwey Standeswaibel in dem Vorzimmer, von welchen ich einen von geſtern her kannte, der mich mit großen Augen anſah, ehe er mich ankündigte. Bald kam ein junger Herr zum Vorſchein, der mich hart anfuhr, warum ich dem Befehl mich wegzupacken kein Genügen leiſte, und es noch wagen dürfe, mich hier im Hauſe ſehen zu laſſen! Auf meine Antwort, daß ich ein gutes Gewiſſen habe, und mich rechtfertigen wolle, entgegnete er, man habe jetzt nicht Zeit mir Gehör zu geben; und der Waibel that hinzu, es ſey ein Mitglied der Geſandtſchaft von Z. drinnen, das um meinetwillen nicht fortgehen werde.

Deſto beſſer, ſagte ich, ſo kann ich mich vor meiner eignen Obrigkeit verantworten.

Ob ich denn aus dem Kanton Z. ſey, man habe doch geſagt, ich komme von B.? fragte der junge Herr, und ging wieder ins Zimmer, ohne meine Antwort wiſſen zu wollen.

Nun behaupteten die Waibel, ich bekomme keinen weitern Zutritt und müſſe weggehen; ich aber vermeinte, dazu hätte eine beſtimmtere Weiſung gehört. Wir wurden ziemlich laut, als der Herr wieder herauskam und mich vortreten hieß.

Zwey bejahrte ehrwürdige Männer waren da, von denen der eine ſogleich, wiewohl auf eine milde Art, anfing mich zu fragen, wer ich ſey, woher ich komme und dergleichen. Ich merkte, daß der junge Herr alles nachſchrieb, und daß meine hochgeſinnte Rechtfertigung ſich in ein demüthiges Verhör verwandle; welches mich ſehr herunterſtimmte, um ſo viel mehr, da ich nur antworten ſollte, was man mich fragte. Zwar wußte der kluge Mann ſehr gut zu fragen, aber er that es nach einer falſchen Vorausſetzung, wodurch ich immer mehr den

Anſtrich eines armen Sünders bekam, ſo daß ich mir zuletzt nur noch durch Lüge oder eine niedrige Beichte ohne Verdienſt hätte helfen können.

Als daher die Fragen mir immer näher auf den Leib gingen, und ich anfing in Verlegenheit zu gerathen, (denn nie iſt es ſchwerer ſich zu benehmen, als wenn man ein entehrendes Vorurtheil von ſich ablehnen will, und keinen Glauben in den Mienen der Umſtehenden findet) ſo gab ich auf eine wiederhohlte Frage gar keine Antwort mehr, und über mein Schweigen zu Rede geſtellt, ſagte ich: Wenn ich über etwas angeklagt ſey, ſo wolle ich mich gerne verantworten; allein da ich nicht dazu beſchieden worden, ſondern freywillig gekommen ſey, um den Verdacht eines lichtſcheuen Wandels abzulehnen, und den Herren Ehrengeſandten zu erklären, daß es meine Schuld nicht ſeyn werde, wenn ſie wegen meiner Verweiſung aus der Stadt mit dem Fr. Miniſter Verdruß bekommen, indem ....

Hier wurde ich mit Unwillen unterbrochen, und ſahe deutlich, daß die Herren gar nichts, weder Gutes noch Böſes, von dem Miniſter hören wollten, und mir nun noch mehr mißtrauten, als zuvor. Zwar hatte es mit dem Verhör ein Ende, allein ihm folgte jetzt eine Zurechtweiſung über meinen Trotz, meine verdächtigen Schritte, und die Undankbarkeit der Landleute überhaupt; welches alles ſtark und gut geſagt war, im Grund aber auf meine Geſinnungen gar nicht paßte, ſo daß ich mich einmahl des Lächelns nicht enthalten konnte, wodurch der B. Geſandte, ein feuriger alter Kopf, bewogen wurde, nachdem er dem andern Herrn vorher für ſeine Rede gedankt, und gewünſcht hatte, daß alle ihre ſchlechten Leute ſie gehört hätten, mich mit Heftigkeit zu entlaſſen, mit der Warnung: Man kenne die Unruhſtifter alle!

Die Treppe hinunter rief mir einer der Reuter, der vermuthlich an der Thüre gehorcht hatte, ſpottend nach: Was gilts, du gehſt jetzt!

So weit hatte ich es mit meiner Rechthaberey gebracht, daß ich von den Obern verkannt und von den Untern verſpottet wurde, ja ſogar befürchten mußte, den Frieden meines bürgerlichen Lebens getrübt zu haben; und, was das Schlimmſte iſt, mir in dieſen Momenten des Kleinmuths noch ſelbſt verächtlich und naſeweis vorkam, wie es geht, wenn allzugroßes Vertrauen auf eigne Kraft uns mißleitet hat.

Wir eilten die Mittagsſtunde zu benutzen, wenn keine Huſaren und Waibel im Wirthshauſe wären, um aus dieſem Orte der Verwirrung wegzuſchleichen, wo einerſeits böſer Wille ſich hinter ſchönen Worten verſteckte, anderſeits gelähmte Kraft ſich mit gutem Willen zu helfen ſuchte, als noch der junge Mann mit dem großen Säbel mich aufzuſuchen kam, der vorgeſtern Nachts die Brandoperation geleitet hatte. Er nahm mich auf die Seite und ſagte, der Fr. Geſchäftsträger ſey im Falle ſchnell nach Hü.n zu reiſen, und könne mich nicht mehr ſehen, ſo ſchicke er mir den verſprochenen Schutzbrief zu meiner Sicherheit, und verſpreche mir dergleichen noch mehrere, auf den erſten Wink, für meine Freunde zu geben; zugleich habe er die Klage, welche ich heute gegen die Geſandtſchaften gemacht, ſchriftlich aufſetzen laſſen und ſende ſie mir zur Unterſchrift. —

Wenn ich jemahls einen Menſchen zum Teufel hätte ſchicken mögen, ſo wäre es dieſer mit ſeinen Schutz- und Klagebriefen geweſen! Ich antwortete ihm, der Miniſter müſſe mich unrecht verſtanden haben, indem ich gegen niemand geklagt, ſondern ihm nur auf ſein Verlangen den Verlauf mit den Reutern erzählt habe; ich könne daher auch nichts von dieſer Art unterſchreiben. — Dabey blieb ich, ob er gleich alle Mühe anwandte, mich zu überreden. Hingegen ließ ich mir aus Schwachheit, Neugier oder Leichtſinn — wer kennt die Beweggründe ſeiner Handlungen alle! — den Schirmbrief aufſchwatzen, worin mir als einem ungerechter Weiſe Verfolgten, der Fr. unmittelbare Schutz zugeſichert, und jedermann als ein Feind der Fr. Republik erklärt wurde, der ſich an meiner Perſon oder meinem Eigenthum vergriffe.

Das freut mich, ſagte ich, indem wir wieder zur Geſellſchaft traten, daß die mächtige Regierung ſo das Eigenthum beſchützen will; das Meinige iſt aber ſo unbedeutend, daß es ſchwerlich jemand in Verſuchung führen wird.

Aber das junge Weibchen .... ſagte der Franzoſe, und warf einen artigen Blick auf Klare.

Sie hatte es gehört, und erröthete, ob ſie gleich nicht zu uns aufſah; ſo ſchnell verſtehen die Mädchen!

Loth ſelbſt mag ſich kaum mit mehr Bereitwilligkeit aus der Stadt, in der er ein Fremdling war, gerettet haben, als wir unter den Thoren von A. wegeilten, um in die kleine Zoar zu unſerm alten Herrn zu kommen. Schwerlich hätte Klare hinter ſich geſehen, wenn es auch verbothen geweſen wäre, denn die Ehrerbiethung der Huſaren ſtand ihr ſo wenig an, als mir die Schutz- und Trutzfreundſchaft ihres Herrn, und alles, was ich ſonſt geſehen und gehört hatte.

Unterweges wurde das natürliche Du, welches wir uns in A. hatten angewöhnen müſſen, beybehalten, und für immer durch einen Handſchlag und freundlichen Blick beſtätigt. Wir fanden übrigens wenig Zeit zu mündlicher Unterhaltung, indem wir immer durch Landleute, wovon auch viele aus meiner Gegend waren, aufgehalten wurden, die auf das Bundesfeſt reiſten. Nach der Landestracht der Klare uns für Flüchtlinge aus dem B. Gebieth haltend, wollten ſie ſogleich Nachrichten von den dortigen Auftritten haben; viele meinten ſogar, ich ſollte ihnen von der Fr. Schweiz und von andern Orten, wo ich nie geweſen war, erzählen können. So eine geſpannte Neugier habe ich in meinem Leben nicht angetroffen! Die Straße wimmelte von ſolchen Reiſenden; wo zwey beyſammen ſtanden, hingen ſich bald alle Vorübergehenden an, und ich bemerkte, daß die meiſten nicht ſowohl das, was ich wußte, hören, als mir ihre eignen ſeltſamen Vermuthungen, Beſorgniße und Hoffnungen in den Mund legen wollten, damit ich dieſelben ausſpräche, und ſie dann mit vermeinter mehrerer Gewißheit ſich ſelbſt täuſchen könnten.

Wenn das allenthalben ſo iſt, und dieſe vorwitzige Unruhe unter dem ganzen Schweizervolke herrſcht, ſagte Klare, was hat ſie wohl zu bedeuten? — Nicht viel löbliches, meinte ich, die Neugierigkeit iſt nicht tapfer und die Tapferkeit nicht neugierig; unſre Väter wären zu Hauſe geblieben, hätten ihre Harniſche geputzt und die langen Schwerter gewetzt, und dann erſt gefragt: wo gibts Krieg?

Wir trafen auch eine Kutſche voll hübſcher dicker Herren aus der Nähe meiner Heimath an, die mich erkannten und freundlich anriefen, wo ich herkomme, und dann, von der gleichen Wißbegierde beſeelt, halten ließen, damit ich ihnen erzähle. Als ſie aber auch wiſſen wollten, wo ich das artige Markgräflermädchen aufgeleſen, und darüber in einem Tone, der zuviel auf Freyheit und zu wenig auf Gleichheit gegründet war, zu lachen und zu ſcherzen anhoben, gefiel das der Klare, deren Wangen ohnehin die Kälte ſchon mehr als gewöhnlich geröthet hatte, nicht mehr, und wir begaben uns weiter. Es ſind ſonſt gute Herren, ſagte ich.

Solcher Säumniße wegen konnten wir nicht weiter als bis L.g kommen, wo das Wirthshaus mit Fremden angefüllt war, welche geglaubt hatten, die Bundesbeſchwörung werde morgen ſchon vor ſich gehen. Hier fand ich unvermuthet den leutſeligen Mann von Z. wieder, der in dem Hauſe meines Zinsherrn wohnt; er kannte mich auch noch, und in der Meinung, daß ich ebenfalls auf das Feſt gehe, lobte er meinen Vorſatz. Da noch mehrere ſeiner Reiſegefährten herumſtanden, wagte ich es nicht, ihm ſeine Meinung zu benehmen. Er ſchien jetzt eine beßre Erwartung von dieſer neuen Beſchwörung der alten Freundſchaft zu haben, inſofern ſie, ſagte er, das lange getheilte Intereſſe für das Ganze wieder zu vereinigen, und den Gemeingeiſt einer wahren Eidgenoſſenſchaft wieder zu wecken vermag.

Das wird geſchehen, ſagte ein fremder Herr, der nicht zu ihnen gehörte, wenn die ganze Schweiz ſchwört und nicht nur die Geſandten.

Daran aber zweifelten jetzt die Begleiter des leutſeligen Mannes nicht, denn ſie beriefen ſich mit großem Wohlgefallen auf eine Deputation unſrer Regierung, die das Land bereiſe, und die Leute zur Eintracht auffordere; ſie wieſen dem Fremden ein gedrucktes Papier, wodurch die Angehörigen eingeladen werden, freymüthig alle Beſchwerden gegen die Stadt bey einem ausdrücklich zu dieſer Abſicht niedergeſetzten Unterſuchungsausſchuß einzugeben.

Ich wußte nicht, was ich hievon denken ſollte; welche ſchnelle Veränderungen, welche ungewohnte Nachſicht! Ueber wie manches werden ſich die Landleute beſchweren, wenn ſie einmahl ſehen, daß ſie es ungeahndet thun können!

Man ſollte die Bauern nicht zum Begehren auffordern, wagte ich zu ſagen, das macht ſie nur übermüthig; ſondern ihnen entweder freudig ſchenken, was die Großmuth geſtattet, oder kalt abſchlagen, was die Gerechtigkeit verbiethet.

Die Herren zuckten mit halbem Beyfall die Achſeln, und ſahen mich etwas befremdet an, daß ich mich auch in ihr Geſpräch miſchen wollte; ob ſie gleich über die Freyheit ſprachen.

Im Weggehen hörte ich noch von dem Fremden eine Bemerkung, die mir auffiel: Es iſt die Frage, ſagte er, ob eine gänzliche freywillige Staatsveränderung auf ein Mahl die liebe Schweiz nicht noch leichter ankäme, als dieſe nothgedrungene immer weiter greifende Abſchaffung der Mißbräuche?

Alles neu oder Nichts an dem Hauſe, das einſtürzen will; kärgliches Flickwerk hält es doch nicht mehr!

Nicht doch! entgegnete ein andrer; Niemand kennet die Schweiz mit allen ihren innern Verbindungen, als wer in ihr geboren und erzogen worden. Mir ſcheint es der gefährlichſte Antrag, den man uralten Republiken machen kann, und faſt einer prämeditirten Unterdrückung gleich, wenn man verlangt, daß ſie in einer beſtimmten Zeit und nach eigner Willkühr ihre Verfaſſungen umſchaffen ſollen; Verfaſſungen, worin tauſende mit Behaglichkeit ſich bewegten, wo hunderte, die Einfluß haben, ihre Vorrechte nicht wollen ſchmälern laſſen, wo alle ein Recht zu ſprechen haben, wo ſchlummernder Ehrgeiz auf die Stunde des Erwachens wartet. Glauben Sie mir, da iſt jede von Außen angeregte Veränderung ein Keim der Zerſtörung, und mit jedem aufgelösten alten Bande entwickelt ſich neue Zwietracht! Wie kann ein Gebäude zu Stande kommen, wo jedermann Baumeiſter ſeyn will?

Wovon dieſe Herren ſprachen, davon tönte es in allen Ecken. Alles erzählte ſich von dem bevorſtehenden Schwörtage; ich glaubte aber bey der Mehrzahl zu bemerken, daß ſie eher aus Neugier oder zur Ergetzlichkeit als aus warmem Antheil dahin gingen. Zwar wird ſie die Wärme wohl ergreifen, wenn ſie den Donner der Kanonen und das Geläut der Glocken hören, und den Glanz der Feyerlichkeit mit vielen tauſend Zuſchauern vor ſich haben; allein das bewirkt noch keine bleibende Rührung, der alte Ernſt muß dabey ſeyn, ſonſt vergißt man über dem Reitze für die Sinnlichkeit gewöhnlich den Zweck der Feyer.

Das Haus war ſo voll, daß ich kaum eines Aufwärters habhaft werden konnte, welcher uns zwar ein Nachteſſen verſprach, aber kein anderes Lager als auf friſchem Stroh gewähren wollte. Zum erſten wurden gleich Anſtalten gemacht, und zwey lange Tiſche in's Kreuz nach allen vier Weltgegenden hin gedeckt, die ſich bald mit Landleuten aus der ganzen Eidgenoſſenſchaft, ſo auch mit Weibern und Kindern, Kutſchern, Fuhrleuten, Bedienten und andern nicht zu den obern Ständen ſich zählenden Menſchen anfüllten; denn mehrere hatten wieder von A. zurückkehren müſſen, weil ſie daſelbſt keinen Platz mehr gefunden; es war ein ſeltſames Gemiſch von Landestrachten, Sprecharten, Berufs- und Gemüthseigenheiten. Die auffallende Verſchiedenheit der Schweizer, oder vielmehr der Einfluß der Regierung auf die Denkungsart des Volkes — denn im Grunde haben wir doch Einen Nationalcharakter — zeigt ſich nirgends auffallender, als wo Landleute verſchiedener Bundesorte bey einem Gelage zuſammen kommen. Wie keck und offen iſt da der ſuveräne Ländler gegen den verſchlagenen Thurgäuer und andre Bewohner gemeiner Herrſchaften; wie geduldig horcht der arbeitſame Zürichbiethler; wie breit ſitzt der ſinnlichglatte Berner da; wie eigen benimmt ſich der witzfertige Schalk aus dem Lande Appenzell; wie deutlich zeichnen ſich auch die verſchiedenen Glaubensbekenntniße in den Manieren aus, wer erkennt nicht die Kloſterleute; wie ſittlich- und bürgerlichduldſam iſt der Grenzbewohner! Ich glaube, alle Weiſſagungen Jakobs, von dem Löwen Juda bis zu Iſaſchars Laſtthier, könnte man an uns und unſern Zugewandten noch beſſer als an den Juden in Erfüllung ſehen.

Das Tiſchgeſpräch war, ſo weit ich hören konnte, anfänglich einerley Art. Jeder rühmte ſeinen Repräſentanten in A.; dieſen wegen ſeines Reichthums, indem er ſo viele Arbeiter in den Fabriken nähre, jenen, daß er hundert Kühe auf den Alpen habe; an einem andern wurde ſeine Wohlredenheit geprieſen, die er bey Landsgemeinen und Eidgenöſſiſchen Grüßen hören laſſe; unſer Landammann, ſchrie einer, kann reden wie ein Kapuziner! — Aber Pferde im Stalle, ſagte ein Fuhrmann, hat keiner wie unſer Herr, er iſt aber auch der beſte Reiter im Lande! — Mein Geſandter hat es wie die Alten, er findet den Weg zu Fuß, verſetzte ein Appenzeller, der ſich mit beyden Armen auf den Tiſch ſtützte. — So fand jeder ſein Lob, ſollte es auch nur darin beſtanden haben, ein „toller" Herr zu ſeyn. Mich freute dieſe Anhänglichkeit, die bey den feyerlichen Auftritten gewiß in frohen Jubel ausbrechen und manches ſinkende Herz wieder heben wird.

Als das Geſpräch mehr auseinander ging, bemerkte ich, daß ſich auch hier einige Anhänger des neuen Glaubens, deſſen unwürdiger Bothe ich jetzo war, eingeſchlichen hatten, die unter allerhand Reden, Zweifeln und Fragen den Samen ihrer falſchen Lehre leiſe auszuſtreuen ſuchten; ſie fanden aber wenig empfänglichen Boden, weil alles um ſie her zu dicht mit Kraut und Rüben des alten Herkommens bewachſen war. Das war mir lieb, denn es thut mir immer wehe, wenn jemand, ſollte es auch das Vorurtheil ſelbſt ſeyn, in unſchuldiger Sorgloſigkeit geſtört wird.

Kaum war das Nachteſſen vorbey, und weggegangen wem noch ein Bett zu Theil worden, ſo kamen Mägde mit Beſen, die Stube zu reinigen, und Knechte mit Stroh für unſer Nachtlager. Das Zimmer wurde durch Tiſche in zwey Theile getheilt für beyderley Geſchlecht; da meinte ich gut für Klare zu ſorgen, und auch für mich, wenn wir uns an beyden Seiten des Tiſches lagerten, weil wir dann wenigſtens nur Einen Nachbar zur Seite, und den Reiſebündel zwiſchen uns in Sicherheit hätten; in der langen Nacht wußte ich ſie dann doch in meiner Nähe und konnte auf ihre Bewegungen horchen. Ich ſah auch, daß andre, die zuſammen gehörten, unſer Beyſpiel nachahmten, und glaubte ſchon, zwiefache Urſache zu haben, mich meiner Klugheit zu freuen, weil ſich auf meiner andern Seite ein beſoffener Kutſcher niedergelaſſen hatte.

Allein als die Knechte des Hauſes ſchon eine geraume Zeit mit den Lichtern weggegangen, und die ungezogenen Späße etlicher luſtiger Brüder bereits verſchollen waren, ſo kamen noch mehr Fremde herein, von denen ſich einige, da kein Platz mehr am Boden war, auf die Tiſche hinwarfen. Ueber uns kam, wie ich beym Schimmer des Lichtes und aus der Sprache bemerken konnte, ein dicker Mezger vom Z. Seeufer zu liegen. Zum Glücke waren die Stühle einwärts an den Tiſch gelehnt, deren Rücken verhinderten, daß er nicht ſo leicht auf uns herunterfallen konnte; zum Unglück aber drang bald hernach, als die Lichter ſchon wieder fort waren, auch ſein Hund herein, und legte ſich auf ſein' Pfeifen gerade zwiſchen mich und meine Nachbarin unter den Tiſch. Auf meine wiederhohlte Bitten, den Hund hinaus zu thun, erwiederte der Mann auf dem Tiſch immer: er macht nichts; und zuletzt gab er mir gar keine Antwort mehr. Ich verſuchte einige Mahle, die Beſtie wegzuſtoſſen, aber dann murrte er, und Klare erſchrack und bath mich, ihn liegen zu laſſen.

Man denke ſich meine Lage! Auf der einen Seite dieſer garſtige Nachbar, und wenn ich mich umwandte, der ſchnarchende Kutſcher, der mir in ſeinem Rauſche eben ſo unerträglich war, und über mir die Fleiſchmaſſe des Mezgers, unter welcher der Tiſch krachte! Ich mußte mich halb aufgerichtet an die Wand lehnen, um nur etwas reinere

Luft einathmen zu können; ſaß aber nicht lange ſo, als ich Klare verſchiedene Mahle ächzen und endlich gar ſtille weinen hörte. Da konnte ich mich nicht länger halten, ſondern that einen ſo wilden Schlag mit geballter Fauſt auf den Hund, daß er aufſprang, und mit gräßlichem Geheul über die Leute weglief. Daraus entſtand nun ein raſender Lärm; die Weiber ſchrieen alle, als wären ſie ſchon gebiſſen, die Männer riefen aus allen Ecken, man ſolle den Hund wegſchaffen; und mir wäre faſt das Lachen angewandelt, hätte nicht der Kutſcher, plötzlich erweckt von dem Tumulte und noch betäubt vom Wein, angefangen, wie toll um ſich zu ſchlagen, ſo daß ich genug zu thun hatte, ihn mit guten Worten und Rippenſtößen zu ſich ſelbſt zu bringen. Bey dem allem gab der Mezger keinen Laut von ſich.

Endlich wurde es allmählich ſtille; die Ruhe meiner Freundin ſtellte ſich wieder her, und ich legte mich vergnügt auf mein Stroh hin, und lauſchte halbträumend auf den ſanften Hauch ihres Mundes, mit der Zufriedenheit, wie man von ferne den Klang der Abendglocke vernimmt, wenn man nach einer ſtürmiſchen Reiſe ſich ſeiner glücklichen Heimath nähert.

Als man früh Morgens ein Licht brachte, pfiff der Metzger ſeinem Hunde, der es aber nicht mehr wagte, in die Stube hereinzukommen; worauf der Meiſter im Weggehen zu mir ſagte, der Hund werde den ſchon kennen, der ihn geſchlagen.

Neben Klare hatte eine junge Frau aus B.gten geſchlafen, die in Begleitung ihres Mannes ſchon bis A. gekommen war, um die Bundesbeſchwörung zu ſehen, aber keine Herberge mehr fand, und auf L.g zurückkehren mußte; und nun, da ſie erfuhr, daß ſie noch zwey Tage warten ſollte, durch das harte Lager und die Auftritte dieſer Nacht abgeſchreckt, den Mann allein gehen ließ, und ſich zur Rückkehr an uns anſchloß.

Als wir zu verſtehen gaben, daß wir bey dem alten Herrn in B.gten einſprechen würden, vernahmen wir von dieſem geſprächigen Weibchen manches, das dieſen meinen alten Oheim anging; alles aber war löblich, was wir hörten, unbeſchadet des Bedauerns, welches die gute Frau nicht bergen konnte, daß ſo ein Mann nicht ihres Glaubens wäre. So ſoll er einmahl, ſeiner Jahre ungeachtet, ſchwimmend ein Kind aus dem Fluſſe gerettet haben, gerade als er einem kirchlichen Umgange begegnete, und bethender Pöbel ihm Schimpfworte nachrief. Seitdem iſt er aber bey den Müttern beſonders wohl angeſchrieben, und hat vor ihrem ſtrengen Glauben Ruhe. Ueberhaupt mögen ihn die Weiber, ſo viel ich von der jungen Frau merken konnte, wegen ſeiner ernſten Freundlichkeit und ſeines ſchönen Anſtands gerne ſehen, und ſo lange das währt, hat er von der Verfolgung der Männer wohl nichts zu befürchten. Auch vernahm ich nichts von ihm, wie ich ſonſt beynahe beſorgt hatte, das einen Sonderling, das iſt, ein Original nicht von Natur, ſondern aus kranker Phantaſie, verrathen hätte, welches mir vorzüglich lieb war, denn das iſt eine widrige Art von Menſchen, mit denen nichts anzufangen iſt, weil ſie ſich Eigenheit zur Regel machen und nur nach Grillen leben.

Es war Mittag als wir, weiß von Schnee, bey ihm anlangten. Aber wie erſtaunte ich, da ich in das Zimmer trat, und den Geſandten von B . n, bey dem ich geſtern das Verhör ausgeſtanden, mit ihm zu Tiſche ſitzen ſah! Auch dieſer Herr ſahe mich befremdet an, als er mich erkannte; noch mehr als er meinen Oheim uns entgegen gehen und umarmen ſah. Wie dieſer nun gar Stühle für uns an den Tiſch ſtellte, wollte der Herr aufſtehen, allein mein Oheim hielt ihn auf eine vertrauliche Weiſe zurück, und ſagte auf franzöſiſch, wie mir nachher Klare zu verſtehen gab: wenn du ehrliche Landleute nicht mehr leiden magſt, ſo biſt du ſehr verändert!

Der Geſandte hieß uns mit dem Ausdrucke des Wohlwollens nun ſelbſt Platz nehmen. Komm Sie, ſagte er, und nahm Klare bey der Hand, ich habe hübſche Kinder noch immer gerne neben mir! Und der junge Mann da, fuhr er fort, wird ſich nicht wundern, wenn ich ihn nicht hier geſucht hätte. — Ich war noch zu ſehr überraſcht, um antworten zu können; der Oheim aber ſagte lächelnd: meinen Neffen wird man doch wohl bey mir ſuchen dürfen? — Nun wenn das iſt, erwiederte der Andre, und reichte der Klare zugleich einen Teller mit Suppe hin, ſo ſoll es uns nicht an Unterhaltung über Tiſche mangeln; und das iſt Recht, ich will bey meinem alten Freunde frey und fröhlich ſeyn, wie wir es in der Jugend waren! So erzählt einmahl, wandte er ſich an mich, Euerm Oheim, woher wir uns kennen.

Von A. her, antwortete ich, und ſetzte mich, durch dieſen Empfang ermannt, auch zu Tiſche; von A. her, wo mir geſtern die Herren von B.n aus der Stadt biethen ließen.

Und ein Verhör mit dem armen Sünder aufnahmen, fügte Klare hinzu.

Nun ſoll ich's wohl noch gar mit der Frau zu thun bekommen! verſetzte er, und rückte ſeinen Stuhl, wie wenn er ſich fürchtete, von Klare weg; brave Weiber wehren ſich immer für ihre Männer, ſollten es dieſe auch nicht alle Mahl verdienen.

Er iſt nicht mein Mann, ſagte ſie.

Wie? rief er und rückte mit dem Stuhle wieder näher; und Sie zieht mit dem Krauskopf im Lande herum!

Wenn es auch ſo wäre, mein Freund, ſagte der Oheim, wir ſollten nicht den erſten Stein auf ſie werfen.

Die Leutſeligkeit des Herrn Ehrengeſandten, fing ich nun an, und der Ort, wo ich bin, machen mir jetzt meine Rechtfertigung eben ſo leicht, als mir geſtern die Manier des Verhörs die Zunge band.

Das mag oft der Fall ſeyn, unterbrach mich der Oheim; da wo die Zeit der Ueberlegung zu kurz iſt, wirkt die Manier gewöhnlich mehr als die Kunſt; ſie kömmt und geht unmittelbarer zu dem äußern Sinne.

Ich verſtand ihn nicht recht, und eilte nun der Länge nach meine ganze Geſchichte zu erzählen:

von den geheimen Bewegungen zu einer Revoluzion im Z. Gebiethe bis zu dem Ausbruche derſelben in B., und den Anerbiethungen M.gds in A. — Der Herr hörte mir mit Theilnahme ſtillſchweigend zu; nur ſeufzte er einige Mahl: ach Gott, die Verblendeten! und den Geſchäftsträger nannte er einen Wolf, der die Schafe gegen den Hirten empört.

Als ich fertig war, ſagte mein Oheim zu ihm: Und gleichwohl ſoll noch der Bund beſchworen werden? — Ja, mein Freund, war ſeine Antwort, indem er haſtig ſein Glas Wein austrank, die Beine übereinander ſchlug und ſeinen Arm über den Stuhl der Klare legte; ich ſehe, daß ich vor dieſen jungen Leuten ſprechen kann, wie wenn wir noch allein wären; höre meine Gründe:

Was du mir vorhin ſagteſt, und was der Landsmann hier erzählt, iſt uns meiſt alles bekannt, ja noch mehr; wir wiſſen, daß und warum die Zerſtörung des eidgenöſſiſchen Bundes und beſonders der Untergang unſers Gebiethes beſchloſſen iſt; wir wiſſen, daß die andern Stände entweder in pfäffiſchem Glauben ſchlummern, oder ſchon ſo bearbeitet ſind, daß auf ihre bündiſche Hülfe wenig mehr zu zählen iſt. Aber wir fragten uns: was wollen die Fr.? — Eine Freyheit uns geben, die der ihrigen gleiche, die ſie ſchon neun Jahre lang elend gemacht und alles häuslichen Glückes beraubt hat, da die unſrige uns Jahrhunderte hindurch Wohlſtand und Frieden gab! Aber das wollen ſie nicht einmahl zuerſt, ſondern auf unſer Geld und Land iſt es vor allen Dingen und ſchon ſeit Jahren abgeſehen; und dann erſt jene traurige Gabe! — Wir fragten uns ferner: Was will unſer Volk, oder die Menge von Schurken und Thoren, die es heimlich irre leiten? Sich losmachen von Zehnten und Abgaben wollen ſie, und herrſchen, um ſich zu bereichern, denn das wird ihnen verſprochen. Die wahre Freyheit kennt dieſer große Hauſe nie; auch wenn er ſie ſchon genießt, weiß er ſie nicht zu würdigen, der Pöbel bleibt immer kindiſch. — Und was ſollen und wollen wir, die Obrigkeiten? fragten wir endlich uns ſelbſt feyerlich vor Gott und in ſchamvoller Erinnerung der heiligen Kraft unſrer Väter: Das Land Preis geben und uns wegwerfen laſſen wie die todten Hunde, oder das Recht behaupten, das uns Geburt und Verfaſſung gibt? Haben wir denn ſo großen Mißbrauch davon gemacht?

Das iſt die Sprache tapferer Männer, ſagte mein Oheim, aber ſie befriediget meine Frage nicht, was Euch die Beſchwörung der Bünde helfen ſoll.

die ſchon ſeit Jahrhunderten kein Stand mehr recht gehalten hat, und auch neubeſchworen kaum mehr halten wird; denn was man jezt zu halten gedenkt, iſt erneuerte Eintracht und wechſelſeitige Vertheidigung, aber nicht der Inhalt der alten Verkommniſſe. Glaubt ihr aber durch dieſes Gepränge euch wieder zur bleibenden Eintracht zu entflammen, oder den alten kühnen Sinn zu wecken, ſo erwartet ihr dauernde Hitze vom Strohfeuer.

Das Strohfeuer, antwortete der Geſandte, gibt doch eine ſtarke Flamme; wer weiß, ob wir in ihrer kurzen Dauer nicht noch Zeit zur Rettung finden. Wenn die kleinen Orte, auf welche es hierbey hauptſächlich abgeſehen iſt, und auf welche der Geiſt der Neuerung noch nicht ſo ſtark gewirkt hat, durch dieſe allgemeine vaterländiſche Feyerlichkeit, verbunden mit unſern weckenden Warnungen, aus ihrer ſtolzen Unthätigkeit wieder zu hülfreichem Eifer und zum Vertrauen zu den reformirten Ständen auch nur für eine kurze Zeit aufgemuntert werden können, ſo wird dadurch den Empörungen in den angrenzenden Landen und Herrſchaften, wo man die Kraft dieſer Bergleute und ihre Abneigung vor einem ſolchen Spaſſe kennt und fürchtet, am ſicherſten Einhalt gethan, und es zieht ihr Beytritt zum erneuerten Bunde die andern nach ſich; auf dieſe Weiſe bekömmt der Widerſtand gegen unſre Unterdrücker, wenn auch kein furchtbares, doch ein ehrenvolles Anſehen, und wenn wir untergehen müſſen, ſo geſchieht es wenigſtens nicht mit Schande. —

Hier hielt er inne, wie einer der das Herz voll hat und nicht alles ſagen will. Wenn wir nur Zeit gewinnen, fügte er dann, wie im Nachklange ſeiner Gedanken mit einem bedeutenden Tone hinzu, wer weiß, was noch geſchehen kann!

Der Oheim ſah ihn verwundert an.

Hier fing er an franzöſiſch zu ſprechen, indem er doch zu finden ſchien, ich brauche nicht alles zu wiſſen; und gab dem Oheim zu verſtehen, daß man vielleicht bald auf eine Regierungsveränderung in Fr., die mehr Achtung für das Völkerrecht zur Folge hätte, oder im Fall der Noth auf fremden Beyſtand zählen dürfte. Ich ſah, daß der Oheim darüber ungläubig den Kopf ſchüttelte und dagegen ſprach. Er mag auch wohl Recht gehabt haben, denn wenn es im Großen iſt, wie im gemeinen Leben, ſo geben die Verſprechungen fremden Beyſtandes für den, der ſich nicht ſelbſt zu helfen weiß, gewöhnlich zu ſpät in Erfüllung.

So iſt es auch, fuhr dieſer deutſch fort, mit der Achtung für das Völkerrecht. Daß ihr ſolches ehret, iſt in der Ordnung; der Schwache muß immer die Gerechtigkeit, die er ſelbſt nicht verletzen kann, zu ſeinem Schilde machen, aber wenn er für dieſe Geſinnungen Reſpekt von dem Starken erwartet, ſo kennt er ſich ſelbſt und den Lauf der Welt nicht. Die Staatsklugheit kannte von jeher nur zwey Geſetze, das Recht des Stärkern und den Vortheil, und wenn ihre Zöglinge das Gegentheil behaupten, ſo iſt es, wie ein Franzoſe ſagt: Sie ſpucken in die Schüſſel, um allein daraus eſſen zu können. Weißt du noch, wie wir uns ehemahls über den Römiſchen Konſul aufhielten, der in ſeinem Buche keinen Nutzen ohne Gerechtigkeit anerkennen wollte, aber einer Regierung vorſtand, deren immerwährendes Geſchäft es war, beyde zu trennen! Eben deßwegen ſind die Schweizer heut zu Tage ſchlechte Staatskünſtler, weil ſie es nur halb ſind, weil ſie dieſe Kunſt nur freundbrüderlich unter ſich ſelbſt als ein erlaubtes Geheimniß treiben, und dann von fremder Uebermacht, ſich fromm ſtellend, ſtrenge Ehrlichkeit erwarten zu dürfen glauben. — Doch, unterbrach er ſich ſelbſt, es iſt leicht, die Verlegenen zu plagen, das will ich nicht; nur iſt es einem alten Zuſchauer nicht zu verargen, wenn er über das Theater der Welt und ſeine Schauſpieler ſich zuweilen eine zweifelnde Bemerkung erlaubt.

Sage was du willſt, lieber Alter, verſetzte der wackere Mann, und legte die Hand auf ſeine Schulter, ich werde deinen edeln Sinn nicht verkennen, und möchte wünſchen, du wäreſt noch mehr als bloßer Zuſchauer, um uns auch Rettungsmittel an die Hand zu geben, wenn du noch andre weißt, als die wir ergriffen haben. Mir ſind ſonſt keine bekannt; Geld thut es nicht mehr, und Nachgiebigkeit macht die Sache nur immer ärger; im Widerſtande allein liegt noch, wo nicht Rettung doch Ehre. Das iſt der heilige Entſchluß der Beſſern, ſagte er mit begeiſterter Wärme; und wären unſer auch noch ſo wenig, wir wollen den blutigen Kampf für's Vaterland wagen, und das Recht unſrer Verfaſſung ſoll uns niemand rauben, als mit unſerm Leben! Und wenn auch alle Stände von uns abfielen, wollen wir das alte B.n, den Ruhm der Schweiz, nicht in der räuberiſchen Gewalt des Feindes ſehen, noch den milden Zepter in den Händen unwiſſender Bauern. Feyerlich iſt es unter uns beſchworen die Mißbräuche abzuſchaffen, aber freywillig muß es dann geſchehen, wenn wir den Kampf beſtanden haben, nicht durch einen ſchändlichen

Zwang, der die Abſchaffung der Mißbräuche nur zum Vorwande macht. Zu dieſem Zwecke — bald werden wir ihn laut ausſprechen — möchten wir jeden edeln Schweizer begeiſtern, der noch Gefühl für ſein Vaterland hat; darum laſſen wir die alten Bünde noch einmal beſchwören, und kein erlaubtes Mittel unverſucht, wieder zum bleibenden Heil, oder wenn es dann ſeyn muß, zum ruhmvollen Untergange zu gelangen. — Und Gott wird uns nicht verlaſſen, that er hinzu und hob die Hände feurig empor, der der kleinen Zahl der Väter ſo oft aus der Noth half!

Dem feurigen Greiſe war es Ernſt; er ſah aus als wenn er ein Bündniß mit dem Tode geſchloſſen hätte. Wir ſchwiegen alle; wer wollte ſo einer Entſchloſſenheit widerreden!

Nun genug hievon, ſagte er, nachdem er einige Mahl das Zimmer auf- und niedergegangen. Er ſetzte ſich zu Klare: Glücklich ſind die jungen Mädchen, die keine Sorgen haben! und nahm ſie lächelnd bey der Hand. Sie küßte mit Ehrfurcht die Seinige. Ihn ſchien das unerwartet zu rühren, er ſah ſie aufmerkſam an, und es glänzte wie eine Thräne in ſeinem Auge; er ſprach etwas zum Oheim, der antwortete: Es war ihre Mutter.

Mein Gott! rief er, wie von einer Erſcheinung betroffen; und ſtand bald hernach auf um wegzugehen, ohne von uns anders als durch eine freundliche Verbeugung Abſchied zu nehmen. Der Oheim begleitete ihn.

Ich ſah es der Klare an, daß dieſe alte Heldenſeele ihr Herz gewonnen; der offene Ton eines wackern Mannes lockt das Zutrauen aus weiblichem Buſen hervor, das vom Witze nur verſcheucht und von Blödigkeit ſelten bewegt wird; kömmt noch die muntere Sitte der feinen Welt hinzu, und, wie vielleicht hier, eine unerklärliche Ahndung aus der Vergangenheit, ſo iſt die Freundſchaft fertig, und zur Liebe bedarf es nur noch den Reiz der Jugend.

Sie ſprach mit der Stärke des Wohlgefallens von ihm, welche beym zärtern Geſchlechte oft ſo ſchnell die Vernunft in Glauben verwandelt. Das ſollte die Sprache aller Schweizer ſeyn, meinte ſie, und war nicht zufrieden, als ich nur den hohen Muth des Mannes rühmte, aber an der Wirkung deſſelben zweifelte; ja ſie wurde beynahe unwillig, als ich auch dieſe kühne Zuverſicht nur einen Geſichtspunkt nannte, und die Lage unſers Vaterlandes mit einem Guckkaſten verglich, den ich einmahl in W. ſah, der ſo künſtlich eingerichtet war, daß, ſo viele hineinſahen, jeder etwas anderes erblickte, als die übrigen.

Der Oheim kam indeſſen wieder, hörte uns eine Zeitlang zu, und ſagte dann: Eben dieſe Mannigfaltigkeit der Anſichten wird uns unglücklich machen. Wollte Gott, der Wunſch der Klare würde erfüllt und der Muth meines Freundes allgemein, oder aber auch die entgegengeſetzte Geſinnung der nachgiebigen B.ſ.r, oder jede andre würde es, deren Urſprung rein iſt; wenn nur eine Einheit der Anſichten und alſo auch eine Einmüthigkeit des Willens zu Stande käme! Einer iſt, der am Ende alles lenkt, und dieſer liebt vor allem aus die Einfalt des guten Willens; vor ihm iſt jede Anſicht gut, wenn ſie nur ehrlich iſt und mit allgemeiner Ehrlichkeit verfolgt wird, daher wird auch an der Einfalt oft die feinſte Klugheit zu Schanden. Aber Er läßt ſich nicht täuſchen, und hilft eher dem Verwegenen, der gar nichts nach ihm fragt, als dem Gleißner, der zu eigennützigen Abſichten auf ſeinen Beyſtand zählt! — Wenn irgendwo ein übereinſtimmendes Streben zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke, wär' es auch nur zu männlichem Dulden, nöthig iſt, ſo iſt es bey einem Volke, deſſen Selbſtändigkeit in Gefahr ſteht; jegliches Reich, das in ſich ſelbſt uneinig iſt, wird wüſte, ruft uns die Wahrheit zu, allein wir hören ſie nicht, unſre Sinnen ſind durch die Leidenſchaft des Eigennutzes getrübt; ſtatt ſein eignes Wohl in dem zu ſuchen, was dem Allgemeinen erſprießlich iſt, will jeder nur das Seinige bewahren, und es als ein Augenmerk für alle hervorſtellen. Das iſt ſo weit gediehen, daß Rettung kaum mehr denkbar iſt, und ſo eingewurzelt, daß ſelbſt die Arzney des Unglücks das Uebel kaum mehr heben wird.

Aber was iſt denn zu machen? fragte ich traurig.

Für uns iſt wohl Rath, lieber Vetter, erwiederte er. Wir wollen als gemeine Leute die Sache Gott anheim ſtellen, und die Sorgen denen überlaſſen, deren Stellung oder Wille ſie in dieſem ſtürmiſchen Meere zu ſteuern treibt. Ein ſichrer Hafen iſt uns gewährt in der Geduld, in der Enthaltung von aller Zudringlichkeit des Mitwirkens, in der Schuldloſigkeit, die ſchon an ſich ein großer Gewinn iſt; dazu gelangen wir, wenn wir über öffentliche Dinge nicht antworten, ehe wir gefragt werden, und reine Antwort geben auch auf unreine Fragen. — Politiſche Widerwärtigkeiten, fuhr er fort, ſind oft blos ein eingebildetes Uebel, und haben, wenn man ſich von dem allgemeinen Geſchrey der aufgeſtörten Herkömmlichkeit nur nicht irre machen läßt, nicht immer Privatunglück zur Folge. Der göttliche Wille bewirkt oft Veränderungen im Großen, ohne die Ruhe des Kleinen anzufechten, wenn dieſer ſie nicht ſelbſt ſtört. Wer dieſen Willen erkennt, und demſelben ſeinen eignen unterordnet, iſt nie fern von Ruhe und Glück.

Wenn das nur ſo eine leichte Sache wäre, dachte ich, und die Entſagung des eignen Willens nicht ſelbſt ſchon die ſtärkſte Willenskraft erforderte! Unterdeſſen ließ ich es mir geſagt ſeyn, weil ich wohl verſtand, daß er dabey mein eignes Treiben im Auge habe.

Schon aus mehrern Aeuſſerungen meines Oheims hatte ich wahrgenommen, daß er mit großer Freyheit des Denkens gottesfürchtige Geſinnungen von beſondrer Art verband, die er aber ſelten und nur in großem Ernſt laut werden ließ. Klare gab mir hierüber einigen Aufſchluß: Er habe ihr vorigen Sommer, da er in ihrem Hauſe zum alljährlichen Beſuche ſich aufgehalten, und ſie ihn öfters angegangen, ihr von fremden Ländern zu erzählen, verſchiedene Aufſätze über ſeine Reiſen mitgetheilt, woraus erhellet, daß er als Offizier in Oſtindien die Bekanntſchaft gottgeweihter Männer gemacht, und in eine genaue und geheimnißvolle Verbindung mit ihnen getreten, die gewißermaßen jetzt noch fortdaure, wie ſie aus ſeinem ausgebreiteten Briefwechſel und den Beſuchen ſeltſamer Menſchen bey ihm muthmaße. Mit den Wiedertäufern ſtehe er in keiner Gemeinſchaft, ſie glaube aber, daß er von einer höhern geheimen Geſellſchaft ein vorzügliches Mitglied ſey. — Dieß wurde mir auch dadurch wahrſcheinlich, daß in ſeinem Hauſe ein Zimmer war, das niemand betreten durfte, als ein Schuſter aus dem benachbarten Städtchen M., der ihn jeden Sonnabend beſuchte, und mit dem er ſich dann lange einſchloß. Mir, dem ſonſt nichts im Hauſe verſchloſſen war, wollte er den Zutritt nicht geſtatten, ſo viel Liebe er übrigens gegen mich zeigte. Auch ſprach er nie abſichtlich über Religion mit mir, und ſagte einmahl, als ich aus der katholiſchen Kirche kam, und den muſikaliſchen Gottesdienſt gegen unſre kalten Predigten abwog: Noch ſteht Euch dieſe ruhige Gleichgültigkeit beſſer an, als geiſtlicher Eifer oder eitles Forſchen nach Geheimniſſen; bleibt nur mit Sicherheit dabey, ſo lange kein dringendes Bedürfniß nach höhern Kenntniſſen in Euch erwacht, und auch dann ſeyd vorſichtig in Euerm Glauben, und prüfet die Werke derer, die Euch lehren wollen!

Er behielt uns drey Tage bey ſich, welches ich mir ſo viel eher gefallen ließ, da er verſicherte, er habe meiner Frau wiſſen laſſen, daß ich unter einem freundſchaftlichen Dache lebe, und Klare mit mir bringe. Auch werden mir dieſe Tage unvergeßlich bleiben, denn von ihm ſah und hörte ich nichts als menſchenfreundliche Tugend und himmelanſtrebende Weisheit, und fühlte mich in einer Schule, aus welcher ich den Meinigen für den Schmerz der Trennung wieder manchen Erſatz nach Hauſe bringen konnte. Dennoch lag mir die gute Marie öfters im Sinne; was hilft der Gegenwart ein Erſatz der Zukunft? Was kann ihre ſanfte Seele tröſten über die Abweſenheit des Geliebten, in dem ſie einzig lebt?

Klare ſchlief im Hauſe der jungen Frau, welche mit uns von L.g gekommen war; dieſe wurde daher auch einige Mahl von dem Oheim zu Gaſte geladen, und hielt das für eine große Ehre, obgleich ihr Mann Rathsglied des Ortes war; ſo ſehr ſtand der Alte hier in Anſehen.

Sie war ein luſtiges junges Blut, die zwar von wenig anderm zu ſprechen wußte, als von Stadtgeſchichten, aber dieſe auf die drolligſte Art von der Welt erzählte, und die Gabe hatte, alle perſönlichen Lächerlichkeiten aufzufaſſen, und ſie, im Zimmer herumhüpfend, mit nachahmenden Geberden anſchaulich zu machen. Wehe ihren Mitbürgerinnen, denen irgend eine Künſteley anklebte, wir wurden mit ihnen bekannt, ohne ſie geſehen zu haben! Sie ſchonte ſelbſt meines Oheims nicht, und ſtellte ſich, als ob ſie ſeine blinde Katze ſcheute, bis er nach der Urſache fragte, wo ſie ihm dann ſo viel Abenteuerliches aus dem Munde des Volkes von dieſem ſchwarzen Thier erzählte, daß der ernſthafte Mann lachend Stillſchweigen gebiethen mußte. Ja ihr eigner abweſender Gemahl war nicht ſicher, wenn dieſe Luſtigkeit ſie begeiſterte. Einmahl als der Oheim nicht da war, langte ſie eine ganze Sammlung von Liedern hervor, die theils vor einigen Jahren für die Zuzüge nach B. gemacht worden, theils in den jetzigen Zeiten wieder zu tönen anfingen. Ihr Mann ſey ein großer Liebhaber davon, ſagte ſie, und ſammle dieſelben für eine militäriſche Geſellſchaft, die alle Wochen zuſammen komme und ſich daran erbaue; dann las ſie uns mehrere vor, bald wie der Mann mit der hinderlichen Tabakpfeife im Munde ihr ſolche vorzuſprechen pflegt, bald, des Oheims Brille auf der Naſe, im Tone der ganzen Magiſtratur, vom Vorſteher bis zum Stadtwaibel hinunter.

Wie weit ſie ſich an den Herren verſündigte, weiß ich nicht, an den Liedern ſelbſt aber hat ſie keine große Verantwortung auf ſich geladen, denn es war wenig heiliges daran, wohl aber viel geſchmackloſe Eitelkeit und an eignem Verdienſt arme Großſprecherey auf die Thaten der Väter, und, was mir am wenigſten gefiel, eine politiſche Abſicht zum Begeiſtern, die von rathloſer Schwachheit empfangen auch nur auf ſchlaffe Seelen wirken konnte. Darum aber bekümmerte ſich der fröhliche Sinn der Frau Rathsherrin wenig; gut oder ſchlecht, Lieder und Leute mußten herhalten, wenn es nur Spaß gab, jedoch ohne alle Bitterkeit und böſe Meinung.

Der Oheim hatte ein dickes Buch, worin er ſchon ſeit Jahren die merkwürdigſten Vorherſagungen, die er las und hörte, aufzeichnete und nebenbey ſpäter den Erfolg bemerkte; er hatte ihm den Titel gegeben: Der Menſch denkt und Gott lenkt. Ein unterhaltendes Leſen, wo aber die menſchliche Vorausſicht meiſtens ſchwache Augen verräth. In dieſem Buche ſtanden auch ſchon die Brüderſchaftstoaſts, welche vor einigen Tagen in B. bey Errichtung des Freyheitsbaums getrunken worden, gegenüber den wohlbedachten Geſundheiten der Geſandtſchaften am Neujahrsfeſte zu A. — Die junge Frau ſchlug uns vor, die Erfüllung dieſer Wünſche in Büchern aufzuſchlagen, auf die Weiſe, wie ihre alte Baſe über die Zeichen der Zeit und die Geheimniße der Haushaltungen ihre Andachtsbücher berathe. Sie ſtellte mich unter allerhand Zeremonien in einen Kreis, und fragte, was ich zu wiſſen verlange? Die Art der Erfüllung der Geſundheiten in B. und A., mußte ich ſagen; dann band ſie der Klare die Augen zu, ließ ſie ein Buch, das zunächſt war, aufſchlagen und damit auf mich zugehen; und mich hieß ſie leſen, was ich zuerſt erblicken würde. Es waren Hallers Gedichte; ich las:

„Hier wird auf ſtrenger Gluth geſchiedner Ziegerdicke,
„Und dort gerinnt die Milch, und wird ein ſtehend Oehl —"

Das, behauptete ſie, müſſe ſich als Orakelſpruch in kurzem bewähren.

Als wir an dem letzten Morgen unſers Hierſeyns am Fenſter ſaßen, und nur noch auf den Abſchied vom Oheim warteten, der oben in ſeinem Geheimzimmer war, rief uns ein Junge von der Straße zu: Der alte Klaus kömmt! — Wir achteten wenig darauf; bald aber trat ein ſtattlicher Greis im Bettlergewande mit einem Kahlkopf und eisgrauen langen Barte in die Stube, in deſſen Augen noch das Feuer und die Fröhlichkeit der Jugend zu leben ſchien. Gott grüß Euch, Kinder! ſprach er, und ſetzte ſich mit einer Freyheit zum Ofen hin, wie ſie vorgeſtern der Geſandte von B . n ſelbſt nicht größer genommen hatte.

Das Ungewöhnliche war uns aber in dieſem Hauſe nicht mehr neu. Das iſt gewiß der alte Mann, von dem wir auf dem Berge gehört haben, ſagte Klare.

Er antwortete nichts hierauf, ſondern zog einige Stücke Brot und kleine Münze aus der Taſche hervor und ſagte: das tägliche Brot hab ich jetzt, Gottlob! Aber neben demſelben ſollte in dem Vaterunſer der alten Leute auch ein warmer Ofen ſtehen, that er hinzu, und umarmte den unſrigen, der nur noch die Wärme von geſtern hatte; wir leiden viel von der Kälte.

Da iſt wohl zu helfen, verſetzte Klare, und ging hinaus um Feuer nachzulegen. Wir beyde blieben unterdeſſen ſtillſchweigend ſitzen; er rieb ſich ſeine Beine, und ich ſagte nichts, weil ich noch nicht einſah, ob dieſes alles Natur oder Kunſt an dem Alten ſey.

Bald kam Klare wieder herein und ſtellte ihm etwas abgetragenes Fleiſch von geſtern vor. Ich darf nicht, ſagte er, ſchob es weit von ſich weg und fing an ein Stück Brot zu kauen.

Mir hatte gleich anfangs geahndet, daß dieß einer der ſeltſamen Bekannten meines Oheims ſeyn möchte, daher antwortete ich ihm auf ſeine Frage, ob ich der Herr des Hauſes ſey, er werde das Gegentheil wohl ſo gut wiſſen als ich. — Nun ja, ſagte er, nehmt mir's nicht übel; man lernt die Leute erſt kennen, wenn man ſie fragt. — Er ſtand auf; Klare in der Meinung, er wolle fortgehen, nahte ſich ihm: Ihr müßt doch nicht mit leeren Händen aus unſerm Hauſe wegziehen, guter Alter! und wollte ihm ein Stück Geld geben. — O ich bin noch nicht weg, verſetzte er lachend; behalte aber dein Geld, mein Kind; wer einem Bettler vom Handwerke, wie ich bin, gibt ehe er fordert, der macht ſich einer Thorheit ſchuldig.

Einer Thorheit? rief ſie, gäbe es keine ſchädlichere!

Es iſt die Thorheit der Empfindſamkeit, die Waizen auf Miſtbeeten ſäet.

Laß ihn machen, ſagte ich. — Wir hörten ihn die Treppe hinaufgehen; und der Haustempel des Oheims, den ich für ieden andern als den Schuſter von M. verſchloſſen glaubte, öffnete ſich ihm, ſo bald er vor die Thüre trat. Er blieb über eine Stunde daſelbſt. Als ſie wieder zu uns Menſchenkindern herabſtiegen, ſetzte ſich der unbefangene Greis an ſeinen vorigen Platz zum Ofen und kaute an ſeinem Brot.

Nun alter Junge, ſagte der Oheim zu ihm, willſt du uns nicht erzählen, was du Neues in der Welt geſehen, ſeit du hier warſt? — Aus dieſer Frage ſchloß ich, daß ſie oben nichts von weltlichen Dingen geſprochen. — Es gibt wenig Neues mehr für alte Leute, gab er zur Antwort; ich habe mich wieder einmahl in der ganzen Schweiz herumgebettelt, und gefunden, daß die Mildthätigkeit mit der Schwäche überhand nimmt; die Leute geben, um den peinlichen Anblick der Dürftigkeit bald los zu werden; oft ehe ich noch an drey Thüren geklopft, hatte ich ſchon, was ich für den ganzen

Tag brauchte. Ich könnte in meinen alten Tagen wieder reich werden, wenn ich wollte, und bin oft genöthigt, den Reichen die Lehre, welche ich heute ſchon der Jungfer da gegeben, zu hinterlaſſen: Gebt den Armen was ihr habt, aber keinem Bettler mehr als das gewöhnliche Almoſen!

Folgen Euch aber die Leute? fragte Klare.

Ungefähr wie du mir folgen wirſt, verſetzte er. Weſſen Rath ſollte man aber im Grunde eher befolgen, als deſſen, der in ſeiner Kunſt bewandert iſt? Ich treibe ſie nun ſchon fünf und zwanzig Jahre, und kenne alle meine Zunftgenoſſen weit und breit, und widerſpreche dem nie, der uns ein liederliches Volk nennt; die Eitelkeit der Menſchen macht uns frech, und ihre Empfindſamkeit leichtſinnig, denn Almoſen ſind bequemer als Arbeit, und Freygebigkeit macht dem Reichen weniger Mühe als die Pflichten der Gerechtigkeit.

Wiewohl Gerechtigkeit über die Liebe gehen ſollte! ſagte der Oheim; allein wo iſt der Gerechte? — Indeſſen iſt doch ein leidendes Gerechtigkeitsgefühl unter den Menſchen, das nicht ſowohl Hand anlegt, als durch Worte wirkt; haſt du das nicht auch gefunden?

Kann ſeyn, war die Antwort des Alten! allein ich mag der Quelle menſchlicher Handlungen nicht mehr gerne nachſpüren, ſie löſcht den Durſt nicht und macht trübe Augen. Im Bayerlande ſchenkte mir einſt ein Kapuziner ein Bild, welches ein offenes Herz vorſtellte, wo Schlangen, Kröten und Ungeziefer aller Art in den Winkeln ſitzen, der Heiland kömmt mit einem Beſen und wiſcht ſie weg ....

Lache nicht, Kind! rief er der Klare zu, die wahrſcheinlich mehr den ſalbungsloſen Ton, womit er ſprach, als die Sache ſelbſt lächerlich fand. Mich hat das Bild lange Zeit erſchreckt, und endlich der mit dem Beſen getröſtet; ſeitdem begnüge ich mich, jeder guten That, die ich ſehe, mich einfältiglich zu freuen, wie über einen Biſſen Brot, den man mir des Morgens reicht, unbekümmert, ob das heilige Brot aus einem goldnen oder hölzernen Schranke herkomme.

So kömmt man freylich am beſten durch die Welt, ſagte ich; aber man müßte oft keine Augen haben, um den Staub und Wurmſtich nicht zu ſehen, der die Schränke verunreinigt.

Das empfehle ich dann jenem, der alles zu ſeiner Zeit auszukehren weiß, antwortete er, und ſtrich ſich freudig den Bart; — der auch mir geholfen hat...

Der geſprächige Alte ſchien noch etwas von ſeiner eignen Geſchichte beyfügen zu wollen, aber der Oheim unterbrach ihn abſichtlich. Habt Ihr, fragte er, auch etwas von Bewegungen der Unzufriedenheit unter dem Volke vernommen?

Mehr als genug, erwiederte er und blickte auf mich, als wenn er fragen wollte: Weißt du auch was? — Ich nickte mit dem Kopf. — Es ſteht der Schweiz ein groſes Gericht bevor, fuhr er ernſthafter fort als er bisher geſprochen hatte, von innen und von auſſen. Fremde Heere ſind bereit uns zu überziehen, und werden einbrechen, wie eine reiſſende Fluth, und im Innern ſehe ich nichts als Gährung. Die lange Ruhe und der erworbene Reichthum haben das Lebensblut unſrer Verfaſſungen verdorben; der Mächtige erlaubte ſich zu viel, und der Schwache ſann nur auf Kleinigkeiten.

Jene Harmonie des Gemeinſinnes iſt gewichen, fuhr mein Oheim fort, die mehr in dunkelm Gefühle wirkt, wie bey unſern Vorvätern, als in plaudernder Erkenntniß, wie zum Beyſpiel bey den G.rn, die ſich zu Tode räſonnirten — Ohne welche Liebesharmonie doch kein Staat beſtehen kann, es ſey denn durch Zwang.

Der Alte ſagte: Eben weil dieſes geiſtige Band ſich aufgelöst, ſind alle geſellſchaftlichen Stände aus ihren Schranken getreten, und wir geworden wie die übrigen Menſchenkinder. Bey den Obern veränderte ſich die trauliche Derbheit in kalten Hochmuth, bey den Untern die Ehrerbietung in Furcht.

Und Gehorſam in Untreue, ſiel ich ein.

Knechtiſcher Sinn nunmehr in Empörung, that der Oheim hinzu. — Und ſo löste einer den andern ab, wie folget:

Freyheitsluſt in Prozeßſucht.

Regierung der Beſſern in Familienherrſchaft.

Vorzüge in Vorrechte.

Geſetzlichkeit in Willkühr.

Ehrenſtellen ſah ich erkaufen oder erkriechen.

Ich war da, wo die Gerechtigkeit einen hohen Thron hat; ſie brauchte ihre Wage für das Gold der Parteyen, und ihre Binde gegen das Licht der Wahrheit.

Gottesfurcht verwandelte ſich in Spottesfurcht.

Glauben in Moral.

Moral in Schein.

Weisheit in Klugheit.

Klugheit in Liſt.

Die Liebe des Nächſten in Gelüſten nach dem Fernen.

Apoſtoliſcher Wandel in geiſtliche Trägheit.

Manchem Pfarrer liegt ſein Zehntenbuch näher als die Bibel.

Und ſeine Heiligen hat er im Rauchfang.

Der Kloſtermann hat ſie zwar in der Kirche, aber ſeinen Troſt im Speicher und Keller.

Unſers Kriegsweſens ſpotten die Ausländer.

Prächtige Zeughäuſer, ſagen ſie, und keine Soldaten.

Schätze und keine Hüther.

So ging es noch eine Zeitlang fort. — Weißt du denn nichts? fragte der Alte die Klare, die zu allem geſchwiegen hatte.

Und die Weiber waren und ſind immer die Gleichen, rief ſie, ſo wie im Grunde die Männer auch, Ihr mögt auf die Jetztlebenden ſchimpfen, ſo viel Ihr wollt! Ihr ſeyd unbillig; wo iſt ein Land, dem man ſo ein Sündenregiſter nicht ebenfalls aufzählen könnte?

Du haſt Recht, Kind, erwiederte der Oheim, und wir hatten Unrecht, dieß Wechſellied anzuſtimmen, wenn wir auch ſchon nicht zu ſchimpfen glaubten. Wer das letzte Wort haben will, ſagt eben leicht zu viel! Die Menſchen kommen und gehen, und treiben immer das Gleiche, Gutes und Böſes, bald hier bald dort. Die Tugenden wandeln wie gute Geiſter über die Erde, oft räumen ſie in einem Lande, wie in einem einzelnen menſchlichen Herzen, den Platz, und es entſteht ein kurzes Zwiſchenreich der Schwachheit, wo es dann hohe Zeit iſt, zu wachen, daß die Geiſter der Finſterniß nicht einrücken, und mit ihnen Laſter und Verderben. Vielleicht ſind wir jetzt eben in jener Zwiſchenzeit.

Der Alte, der auch nicht geſchimpft haben wollte, ſagte: Wir mißkennen die Vorzüge der Schweizer nicht, man hört ſie ja allenthalben preiſen. Aber wo der Warnungsfinger des Unglücks einem Volke droht, iſt es Zeit, daß es ſeine Fehler erkenne, um, wenn auch nicht das Unglück abzuwenden, doch beſſer aus demſelben hervorzugehen.

Die beyden Alten traten nun in eine Unterhaltung ein über die von ihnen bezweifelte Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts, wovon aber die Erzählung nicht hieher gehört. Was der Oheim aus der Geſchichte bewies, belegte der Bettler aus ſeiner Erfahrung; wobey ich nach und nach ſo viel von dem alten Klaus erfuhr, daß er ſchon vor langen Jahren aus einem reichen ungenügſamen Verſchwender ein zufriedner und fröhlicher Bettler geworden, aus einem Kranken ein Geſunder; daß er, um groſse Sünden zu büſſen, das Gelübde freywilliger Armuth, die ſich nur mit wenigem Brot und Wein begnügt, auf ſich genommen, wobey ihm nach ſeiner Verſicherung die Lehrjahre ſehr ſauer zu ſtehen gekommen; daß er jetzt aber mit keinem Fürſten mehr tauſchen würde, indem er ſich, ſeine ihm nunmehr leichte Beſchränkung in Speiſe und Trank ausgenommen, alles erlauben dürfe, was mit einem reinen Herzen beſtehen kann. — Wer die Schamröthe überſtanden hat, ſagte er, werde ein Bettler, wenn er ein wahrhaft freyes Leben führen will! — Daß er ſich wenigſtens wohl dabey befinde, ſah ich, und daß er mit weltüberwindender Weisheit, die er unter ſeiner ſchlichten Offenheit verbarg, viel Gutes im Verborgenen wirke, ahndete ich; woher käme ihm ſonſt dieſe reine Fröhlichkeit?

Auch er blieb von der Unruhe im Lande nicht unangefochten, — wer kann ſich alſo für ausgenommen halten! — nicht, daß er ſich groß darum bekümmerte, wer Meiſter würde; das, ſagte er, gebe einen Bettelmann nichts an, der habe nur Einen weltlichen Herrn, ſeinen Magen; aber die Leute theilen ſich in Sekten und Parteyen, welches der Tod aller Wahrheit und Liebe ſey. Schon jetzt gebe es ſolche, ſonſt ganz rechtliche Menſchen, die ihm aus

Mißtrauen oder Haß kein Almoſen mehr reichen, wenn ſie ſehen, daß er von andern freundlich aufgenommen werde, oder vertraulich mit ihnen ſpreche. Schon vor geraumer Zeit ſey er im W. lande zu einer Geſellſchaft berufen worden, die ihn unter Geldverſprechungen mit Briefen und heimlichen Aufträgen beladen wollen; natürlich habe er das nicht nur ausgeſchlagen, ſondern ſie noch gewarnt vor verderblichem Einfluß von Außen und Ehrgeiz von Innen, wodurch ſie ſich am Ende doch nur das Schickſal von Simſons Füchſen zuziehen werden, welche zuſammengekuppelt das Korn der Philiſter verbrennen mußten, und um die ſich hernach keine Seele mehr bekümmerte. Das habe die Geſellſchaft aufgebracht, man habe ihn fortgewieſen und ihm gedroht, wenn er dieſe Gegend wieder betreten würde, die Hunde auf ihn zu hetzen. Hingegen habe ihn ein Landvogt aus einem andern Gebiethe, bey dem er ſonſt wohl gelitten geweſen und zuweilen ein Glas Wein getrunken, überreden wollen, ihm zu hinterbringen, was die Bauern ſagen, und als er ſich das verbethen, habe der Landvogt es ihm mit großem Ernſt als Obliegenheit vorgeſtellt; auf ſeine wiederhohlte Antwort aber, das ſtehe nicht in ſeinen Bettlerpflichten, über die er nicht hinausgehen dürfe, habe ihn der Herr zuletzt einen Tagdieb geſcholten und ihm das Land verbothen.

Bey einer ſolchen Freymüthigkeit nahm mich beydes nicht wunder. Mein Oheim aber ſagte: Aehnliches wird noch vielen begegnen; denn wenn Gott ein Land ſtrafen will, mögen ihm auch die Unparteyiſchen nicht entgehen.

Gern wäre ich nun geraden Weges nach Hauſe gegangen, und hätte meinen Bothendienſt ohne Urlaub und Entgeld niedergelegt; denn außer dem, daß mich die Arbeit auf einem Schiffe, in das ſchon mehr als zwey und dreyßig Mahl zwey und dreyßig Winde blieſen, verloren dünkte, ſo hatte mir die bedürfnißloſe Armuth des Bettlers, und die damit verbundene Geiſtesfreyheit und Sorgenloſigkeit, die mir ein zur Wahrheit gewordener alter Traum ſchien, ſo wohl gefallen, daß ich keinen Wunſch mehr hatte, als die Rückkehr in mein kleines Reich, wo ich, nächſt Mutter und Weib, unumſchränkter Herr bin, und innerhalb meinen vier Pfählen und Zäunen, unter meinen Bäumen im Sommer und auf waldigen Höhen im Winter, unabhängiger lebe, als kein Fürſt unter ſeinen Garden und kein Bürgermeiſter unter ſeinen Klienten. Mich gelüſtete mehr als jemahls, jene Hecken voll geiſtiger Frühlingsblüthen, die mich bisher von dem Treiben der Welt abſönderten, noch undurchdringlicher um uns zu ziehen, und das unverkümmerte Daſeyn zu genießen, welches ich hoffnungsvoll vorausſah, da ich aus mehrern Reden und Handlungen meines Oheims gemerkt, daß er viel reicher war als er ſcheinen wollte, und die Verſicherung erhalten hatte, auf ſein Geld zählen zu dürfen, ſo lang er auf mein Bethen und Arbeiten zählen könne.

Allein im Himmel war es anders beſchloſſen! Der Oheim fand, ich müſſe erſt mein angefangenes Werk vollenden, und die übernommenen Aufträge, wär' es auch zu meiner Strafe, beſorgen; dann erſt könne ich mit gutem Gewiſſen zurückkehren und anfangen, was ich wolle.

Das ſoll mich nicht lange aufhalten, dachte ich, und irrte.

Man kann oft einen Ort ungern verlaſſen, und doch mit ſeinen Wünſchen ſchon anderswo ſeyn. So that es auch uns wehe, von dem trefflichen alten Oheim zu ſcheiden, von deſſen reinem Wandel und hohem Verſtande wir täglich neue Erfahrungen machten; deſſen ungeachtet, ſo theuer mir der Mann war, und ſo gern ich mit der Freundin die Welt durchſtrichen hätte, zog mich doch Liebe und Gewiſſen zu Marien. Das menſchliche Herz hat viele Zu- und Ausgänge, (wer vermag ſie alle nach Pflicht zu ſchlieſſen!) aber wenn einmahl Erfahrung und Gewohnheit das Bild eines lieblichen treuen Weibes in des Herzens Inneres gepflanzt haben, ſo ſitzt dieſes Bild bleibend und mächtig, und jedem andern Eindruck auf die Länge gewachſen.

Er gab Klare einen kleinen Ring zum Abſchied; ich weiß wohl, ſagte er, daß dein Vater ſeinen Kindern zu Hauſe kein Gold zu tragen erlaubt, allein auswärts wird er wohl dieſe Ausnahme dulden, zumahl da der Ring von deiner Mutter herrührt.

Von meiner Mutter? fragte ſie mit Verwunderung.

So eben, antwortete er, habe ich ihn von dem Geſandten von B.n für dich bekommen, der dabey noch ein Geſchenk zu einem Andenken auf die Reiſe mitzunehmen bittet. Er öffnete, indem er dieſes ſagte, einen kleinen Pack, und zog ein Jäckchen mit Pelzwerk gefüttert heraus.

Aber, mein Gott! rief das Mädchen, als ſie mit weinendem Lächeln den Ring anſteckte, wie kannte denn der Mann meine Mutter?

Sie liebten einander in der Jugend, als er in Holland Kriegsdienſte that, erwiederte er; ich war Zeuge ihrer unſträflichen Leidenſchaft; und ſie würden ſich geheirathet haben, wenn die Aeltern nicht unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg gelegt hätten. Noch immer lebt in ſeinem Andenken dieſe erſte Liebe, wovon ich dir, wenn du wieder kömmſt, die Geſchichte erzählen will.

Sie küßte den Ring und in dem Oheim den edeln Geber.

Er und der alte Klaus und die Frau Rathsherrin begleiteten uns zum Thore hinaus; und ſiehe, da ſtand der Schlitten dieſer letztern, um uns den nächſten Weg an den Fuß des Berges, über den wir gehen mußten, zu führen. Das muntere Weib zwang Klare noch, das Jäckchen anzuziehen, welches dieſer auch recht gut ließ.

Nimm dich in Acht, rief mir der Bettler zu, als wir eben einſitzen wollten; jenſeit des Berges iſt die Straße unſicher!

Ich wußte nicht wie er das meinte und lächelte dazu; der Oheim aber wurde darüber betroffen, und ſah den alten Klaus bedenklich an. Muß es aber auch ſeyn, rief er uns plötzlich zu, jedoch mehr auf Klaus als auf uns blickend, daß Ihr ſo ſchnell verreiſt, es hat ja nicht Eile; wie wär's, wenn wir noch ein paar Tage beyſammen blieben?

Der Bettler ſchüttelte den Kopf und ſagte: Laßt ſie in Gottes Nahmen gehen! — Sich zu mir wendend: Wenn man dir was thun will, ſo wehre dich, wenn du kannſt; aber räche dich nicht.

Die ungewöhnliche Aengſtlichkeit, die zu meiner Verwunderung wie eine Wolke über den Sonnenſchein von meines Oheims Angeſicht gegangen war, verzog ſich, und er entließ uns im Frieden.

Geſchwind genug brachte uns der Schlitten an den Berg, aber wir waren halb erfroren von der ungewohnten Fahrt. Mehrmahls bereute ich unterwegs, das Geſchenk, welches mir die Frau Rathsherrin mit ihres Mannes Sonntagshandſchuhen machen wollen, nicht angenommen zu haben; mehrmahls hätte ich wünſchen mögen, daß unter dem engen Pelzmieder der Klara ſich noch Raum für meine kalten Hände finden ließe. Wir erhohlten uns aber bald wieder, als wir zu Fuß die Höhe hinangingen.

Es war ein prächtiger Wintermorgen; aus dem Schnee blitzten tauſend Sonnen, und die Bäume waren mit Reif wie mit Blüthen bedeckt; von fern tönte das ſonntägliche Geläut der Dörfer im Thale, und um uns regte ſich nichts als hier und da ein einſamer Wintervogel, der in dem Gebüſche aufflog.

Oben mußten wir noch lange auf des Berges Rücken fortwandeln, bevor wir zu dem Wirthshauſe kamen, das man uns genannt hatte, wo die Straße auf die andre Seite hinunterführt. Ein unvergeßlicher Weg! Jetzt umſchloß uns dicker Wald, durch den die Sonne mannigfaltige Streiflichter warf, dann öffnete ſich auf Einmahl eine ausgedehnte Ausſicht über den heimathlichen See, auf welchem graue Nebel des Winters neben Feuerſtrömen der Sonne lagen; bald ſahen wir über heraufſteigende Wolken hinaus ferne Dörfer, Hügel und Berge, wie Erſcheinungen aus dem Reich der Träume.

Weſſen Seele erhebt ſich nicht auf den Bergen, und wer hat je mit einer jugendlichen Freundin eine feyerliche Einſamkeit durchwandelt, daß nicht die Herzen ſich öffneten, und das verſchloſſene Wohlgefallen laut wurde! Wir freuten uns unſerer Bekanntſchaft und unſerer Reiſe auf's neue; wir prieſen die Natur, den Oheim und den Vetter. Bald ſangen wir, bald jagten wir uns wie die Kinder, indem ſie an die Baumzweige ſchlug, daß der Schnee auf mich herabfiel, und ich drohte dann den weißen Hut auf ſie abzuſchütteln; bald waren wir ernſthafter, gingen Hand in Hand, und beſprachen uns über ihren hülfreichen Eintritt in unſre Haushaltung, wovon das Reſultat, wie leicht zu erachten, ein Leben aus der goldenen Zeit war. Ich fand immer mehr Edles in ihren Geſinnungen, ſie Uebereinſtimmendes in unſern Gefühlen. An einer ſchönen Stätte, auf einem hervorſpringenden Felſen, wo man den ganzen See überſahe, von der ſonnebeſtrahlten Stadt bis wo er ſich in weiter Ferne in die Winterdüfte verlor, erneuerten und heiligten wir unſern Bund mit dem zarten Kuſſe der Freundſchaft.

Ich möchte wohl jemand fragen, der es wiſſen kann und die Wahrheit ſagt, ob es eine innige Freundſchaft zwiſchen beyden Geſchlechtern geben könne ohne einiges Gefühl der Liebe? — Da ich mich nicht beſſer beſchreiben will, als ich war, ſo geſtehe ich, daß ich nicht nur von dem gebildeten Geiſte der Klare eingenommen war, und an ihrer ſchönen Seele Vergnügen fand, ſondern daß auch das leibliche Thun und Laſſen des Mädchens mir geſteckt. Der raſche Gang bey der weichen Anmuth ihrer Glieder, das friſche Geſicht, das anſchmiegende Pelzmieder, der runde Nacken unter dem aufgeflochtenen braunen Haare hatten Reiz für mich; und wenn ſie lachte, und die auch vor dem Schnee noch weißen Zähne unter den rothen Lippen ſich zeigten, hätte ich ihr den angebothenen Kuß nicht verweigern können, wäre er auch mehr als brüderlich geweſen.

Als wir endlich bey dem Haus auf dem Berge anlangten, trafen wir ein großes Gaſtmahl von Männern und Weibern aus der umliegenden Gegend an, die theils von der Bundesbeſchwörung aus A. zurückkamen, theils die Rückkehrenden abhohlten; darunter war auch der dicke Mezger, der in L.g auf dem Tiſch geſchlafen hatte, er ſchien uns aber nicht mehr zu kennen.

Wir wurden nicht gerne geſehen, weil wir als Fremde die Vertraulichkeit ſtörten. Der Wirth war darüber in Verlegenheit; endlich ließ er uns doch an einem entfernten Tiſche niederſitzen, und bediente uns geſchwinde, in der Hoffnung, daß wir deſto zeitiger wieder abziehen würden; wir haben noch weit, bemerkte er, ob er gleich nicht wuſte, wohin wir gingen. Seine Verlegenheit war aber auch nicht ohne Grund, denn der Wein hatte ſchon ſo weit auf ſeine Gäſte gewirkt, daß ſie ihre Herzensangelegenheiten unſerthalben nicht lange zurückhalten konnten, und uns bald ein muthwilliges, oft böſes Geſchwätz hören ließen.

Wir hielten uns ſehr ſtille, denn wir merkten bald, wes Geiſtes Kinder ſie ſeyen, beſonders da ſie einen gedruckten allgemeinen Schutzbrief für die Freunde der Freyheit vom Fr. Geſchäftsträger, dergleichen ich ſchon in B.gten geſehen, mit einem ſolchen freudigen Glauben unter ſich herumgeben ließen, daß ich nur meinen noch beſſern Adelsbrief hätte hervorziehen dürfen, um an ihrem Mahle obenan geſetzt, und als ein bedeutender Vaterlandsfreund mit vollen Gläſern begrüßt zu werden. Einige von ihnen hatten unter den mehrjährigen Staatsgefangenen in der Hauptſtadt nahe Verwandte, und jubelten jetzt über ihre bevorſtehende Erlöſung, die ſie für gewiß annahmen; das mochte ich ihnen auch wohl gönnen, aber ein Geiſt der Rache tönte aus ihren Reden hervor, der mich erſchreckte, und ein Spott über geiſtliche und weltliche Obrigkeit, der, wenn er auch verdient geweſen wäre, im Munde dieſer groben

Geſellen höchſt widrig war, und wenig Gutes von einer Regierungsveränderung erwarten ließ, die von ſolchen Verächtern des Heiligen betrieben ward.

Ueber das Leichenmahl in A., wie ſie das Bundesfeſt nannten, waren ſie grimmig zu ſprechen, weil ſo viel Volk aufrichtigen Antheil daran genommen, und die Sache wirklich viel Feyerlichkeit gehabt haben muß. Die Sonne fing an zu ſcheinen, erzählte einer, gerade als die Geſandten auf die Bühne traten, aber ſie zog ſich augenblicklich zurück, als ſie das politiſche Blendwerk ſahe. — So, dachte ich, werden hingegen andre eine günſtige Vorbedeutung darin finden, daß die Sonne gerade im ſchönſten Momente ihre Strahlen auf die Feyerlichkeit warf. Obgleich ſie weder das eine noch das andre mag im Sinne gehabt haben, ſo höre ich es doch lieber, wenn man die Natur Freude als wenn man ſie Leid am Menſchen haben läßt.

Aus ihren Reden entnahm ich, daß bey den Deputatſchaften an die Gemeinden des Landes zur Wiederherſtellung der Eintracht allerhand ſtörrige Auftritte vorgefallen ſeyen, und überhaupt Unordnung und Ungehorſam ſchrecklich überhand genommen haben, ſo daß nunmehr laut ausgeſprochen werde, was man bey meiner Abreiſe nur noch durch Winke zu verbreiten ſuchte. Darum zeigten auch dieſe Gäſte jezt ſo wenig Zurückhaltung mehr.

Als endlich der Lärm allzugroß wurde, fingen die Weibsperſonen an zu ſingen; das war uns lieb, denn nichts iſt peinlicher, als dem unvorſichtigen Geſchwätz einer tobenden Geſellſchaft zuhören und ſich ſtellen zu müſſen, als merke man nichts. Sie fanden aber nicht lange Geſchmack an den Schweizerliedern, denn es befand ſich ein kleiner Liebetraut aus Teutſchland unter ihnen, der den Poeten machte, und war wie Queckſilber, der las den Mädchen mit ſchwülſtiger Geberde ſeine eigenen Freyheitslieder vor, die ſie nach bekannten Weiſen unter dem Beyfall der Männer abſangen; wobey er, nach dem Verlangen eines Mannes von Geſchmack aus der Geſellſchaft, ſie zugleich in der deutſchen Ausſprache derſelben üben mußte.

Alſo auch bey dieſer Partey wieder Lieder von ſo fader Begeiſterung, ſagte ich zu Klare; ich glaube es werden in keinem Lande mehr gemacht als bey uns. Und doch, behauptete ſie gehört zu haben, finde ſich kein wahrer Dichter in der ganzen Schweiz.

Die weibliche Neugier trieb einige Mädchen, ſich der Klare zu nähern, deren fremde feine Landestracht ihnen auffiel; ſie ſtanden aber nur um unſern Tiſch herum, und begafften ſie ohne ein Wort zu ihr zu ſagen, und wußten nicht einmahl zu antworten, als dieſe ihren Geſang rühmte.

Mir näherte ſich ein junger Menſch mit rothen Haaren, der neben dem Mezger geſeſſen hatte: er führte einen großen Hund am Halsbande, und fragte mich in einem ungeſchliffenen Tone, wo ich her ſey.

Ich komme von B.l, war meine Antwort.

Seyd Ihr ein Spion?

Wenn ich auch einer wäre, würde ich ſagen, Nein!

Seyd Ihr ein ehrlicher Mann?

Ja, und Ihr?

Dieſe Antwort beleidigte ihn, der ohnedieß Händel ſuchte, wie ich wohl ſah. Er fing an zu ſchimpfen, und wollte den Hund auf mich hetzen: ich faßte aber ſtillſchweigend mein ſpitzes Tiſchmeſſer in die Hand, welches ihn zurückhielt. Ueber ſeinem wilden Geſchrey hatte ſich ein Theil der Geſellſchaft um uns verſammelt, und es wäre mir Böſes widerfahren, hätte nicht zuerſt mein Meſſer mir Achtung verſchafft, und dann der Poet ſich gutmüthig auf das Flehen der Klare und der Mädchen in's Mittel gelegt, und den rothhaarigen Burſchen hinweggeſtoßen.

Nun blieb mir aber nichts anders übrig, um mit heiler Haut aus dieſer gefährlichen Geſellſchaft wegzukommen, die nun erſt zu bereuen ſchien, mit ſo wenig Rückhalt vor uns geſprochen zu haben, als mit meinem Fr. Talismann herauszurücken, von dem ich jezt weit früher als ich dachte Gebrauch machen mußte, und zwar auf eine Art, die nicht in ſeiner Beſtimmung lag. Ich überreichte ihn dem kleinen Poeten; in der Hoffnung, ſagte ich, dieſer Paß werde die Herren am beßten von meiner Unſchuld überzeugen. Er that auch ſeine ſchnelle Wirkung, wie alles was mit dem Siegel eines triumphierenden Zeitgeiſtes geſtempelt iſt; der Poet wies ihn noch ein paar Männern, die neben ihm ſtanden, und der plumpe Zorn ihrer Mienen verwandelte ſich zuſehends, ſo wie ſie die Schrift halblaut laſen, in Sanftmuth, und dieſe Veränderung gewann auch bald die übrige Geſellſchaft. Man nannte mich einen Freund und Bruder, entſchuldigte ſich, machte dem jungen Menſchen Vorwürfe, und zwang uns, Verſöhnung zu trinken; er machte aber immer noch ein böſes Geſicht. Der dicke Mezger ſagte kein Wort, aber die Mädchen ſprachen jezt mit Klare.

Um jedoch weiterer Vertraulichkeit zu entgehen, nahmen wir bald Abſchied, obſchon einige, die auch einen Theil unſers Weges zu machen hatten, uns ihr Geleit anbothen, wenn wir noch ein wenig ſäumen wollten; wir dankten aber Gott, als wir wieder unter freyem Himmel waren. Der alte Klaus hat Recht gehabt, ſagte Klare, daß es unterwegs unſicher ſey.

Er ſagte zwar jenſeit des Berges, erwiederte ich, indeſſen liegt das Haus wirklich ſchon am Abhange; vermuthlich wußte er, der allenthalben herumkömmt und alles erfährt, etwas von dieſem Schmauſe, und den Geſinnungen der Gäſte.

Und von deinem Trotz, that Klare hinzu.

Wir wandelten fröhlich unſre Straße ohne etwas Böſes zu ahnden, und mochten noch etwa eine halbe Stunde von H.n, wo wir übernachten wollten, entfernt ſeyn, als in einem kleinen Walde, wo es ſchon anfing dunkel zu werden, ein Fuhrwerk hinter uns hergerollt kam. Zum Glück war Klare eine Strecke voraus, denn, noch ehe ich mich recht umſehen konnte, ſprangen zwey Hunde wüthend auf mich los, und indem ich den einen, der an mir aufſtand, vom Geſichte wegſtieß, fuhr mir der andre nach den Beinen; es gelang mir aber dieſen mit meinem Knotenſtocke niederzuſchlagen, und auf ſein ſcheußliches Geheul zog ſich der andre zum Wagen zurück. Der Mezger und ſein rother Geſell — wer anders hätte es ſeyn können als dieſe Böſewichter! — fluchten und hetzten noch immer, allein der Hund hatte den Muth verloren.

Klare kam zitternd mit einem kleinen Meſſer in der Hand herzugelaufen, ich hieß ſie zurückbleiben, und ſprang mit aufgehobnem Stock an das offene Fuhrwerk hin, feſt entſchloſſen, die Kerle wie ihren Hund zu behandeln; doch die Memmen warteten mich nicht ab, ſondern jagten davon. Ich ſah mich nach einem Stein um, ihnen an die Köpfe zu werfen, aber der Boden war mit Schnee bedeckt, und der Wagen zu geſchwind weit. Sie pfiffen noch eine Zeit lang dem zurückgebliebenen Hunde, allein der hatte das Aufſtehen vergeſſen, der Rückgrath war ihm gebrochen, er winſelte erbärmlich.

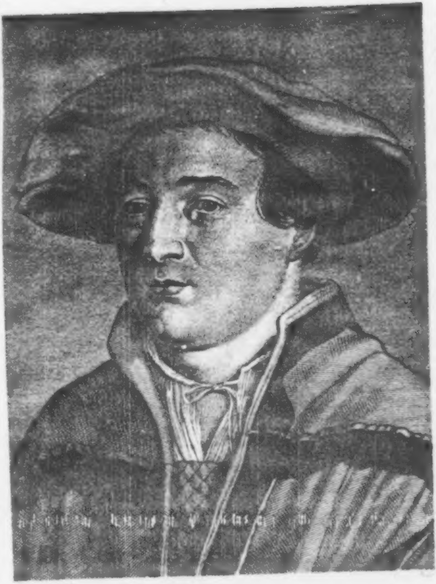
Meine Freundin, blaß wie der Tod, machte mich auf den blutigen Schnee aufmerkſam, und fragte, wo ich verletzt ſey? Erſt jetzt ward ich meiner Wunde inne; ſie blutete ſtark, das Thier hatte mir den Fuß über dem Knöchel zerfleiſcht. Ich ſetzte mich auf einen Baumſtamm nieder, um auszuruhen, und mußte zugeben, daß ſie mir mit ſchweſterlicher Hand die Wunde mit Schnee auswuſch und mit ihrem Tuche verband.

Wir begaben uns zwar bald wieder auf den Weg, allein je weiter ich ging, deſto mehr ſchmerzte mich die Wunde und ſchwoll der Fuß auf, ſo daß ich das Dorf nur mit Mühe und nicht ohne den Beyſtand der Klare erreichen konnte; wo ich mich ſogleich, von Froſt und Schmerz überwältigt, auf ein Bett werfen mußte. Klare ſchickte ohne mein Wiſſen nach einem Wundarzte, und es traf ſich zum Glück, daß dieß einer von den verbrüderten Männern, von welchen ich in M. den Auftrag nach B. erhalten hatte, und ein durch ſeine Kunſt im ganzen Lande wohlbekannter Mann war. Ein Glück nenne ich es, denn als ich ihm die Geſchichte erzählte, zeigte es ſich, daß der dicke Mezger, dem ich meinen Unfall zu danken hatte, der Schwiegerſohn des Wirthes war, bey dem ich mich befand, und alſo das Anſehen des Wundarzts nöthig ſey, um unangenehme Folgen zu verhüthen. Freylich war der Menſch wegen ſeines verſoffenen Charakters jedem rechtlichen Mann, auch ſeinem Schwiegervater verhaßt, und ich war der beleidigte Theil, nicht er; gleichwohl kömmt in dergleichen Fällen der Unbekannte und Auswärtige, wenn er auch das Recht auf ſeiner Seite hat, vor Verwandten und Bekannten nicht ſelten zu kurz.

Nachdem er mich verbunden, und bemerkt hatte, der Biß ſey ziemlich tief gegangen, welches ich wohl fühlte, ſo ging er hinunter, um dem Wirthe den Vorfall bekannt zu machen, der dann ſelbſt zu mir kam, und ſeinen Unwillen über den ungerathenen Tochtermann mit vielen Entſchuldigungen erklärte, und mir durch ſeine Pflege zu zeigen verſicherte, daß er gern ſo viel an ihm liege wieder gut machen wolle. Wirklich ließ er ſogleich ein Bett in einem warmen Zimmer zurecht machen, und half mir mit aufrichtiger Sorgfalt hinüber.

Ich hatte nunmehr keinen andern Gedanken noch Wunſch als nach Ruhe, denn das Stechen und Spannen der Wunde wurde unerträglich, und machte mich für alles andre gleichgültig und kleinmüthig. Der Wundarzt verſicherte aber, die ſtarke Entzündung komme nur vom Gehen her, und morgen werde mit ihr auch der Schmerz abnehmen. Er wollte mir einen Wärter zuordnen, allein Klare wollte es nicht zugeben; ſie ſey meine Schweſter, ſagte ſie, und werde ſich dieſe Nacht nicht von mir trennen. Bey ihrer ſorgſamen Hülfsbegierde ſah ſie den Zwang nicht, den ſie mir anthat.

Nach und nach fühlte ich meinen Verſtand in Fieberhitze dahin ſchwinden, und traumähnliche Bilder, die ſich immer mehr der Wirklichkeit näherten, mich umgeben. Zwar verlor ich mein Bewußtſeyn nie ganz, es war aber blos leidend, und erſchien mir, wenn ich es ſuchte, wie ein Säugling, der in einer heftig ſchaukelnden Wiege neben mir läge. Ich konnte nichts mehr ohne Bilder denken; mein Bett ward mir zu einer finſtern Felſenhöhle, und das Nachtlicht zu einem großen Feuer, das mich zu verzehren drohte; hinter demſelben ſtand mit ängſtlichen Geberden meine Frau, und ſuchte vergeblich durchzudringen. Hoch über mir vom blauen kühlen Aether ſah der alte Klaus in mein brennendes Feuer herab, zwar mit aufgehobenem Zeigefinger, aber mit der Miene des Friedens und väterlichen Wohlwollens.



Hans Holbein
der Jüngere

[illegible]

Hans Holbein

der Jüngere.

Von

Ulrich Hegner.

Mit des Meiſters Bildniſſe.

Berlin,
bei G. Reimer.
1827.

Gedruckt bei Georg Heinrich Maret in Leipzig.

Inhalt.

Seite.

Rechenſchaft. v

Baſel am Ende des XV Jahrhunderts. 1

Holbeins Herkunft von Grünſtadt. 9

Holbeins Herkunft von Augsburg. 19

Holbeins Herkunft von Baſel. 26

Holbeins Geburtsjahr; Familie; Erſter Aufenthalt. 35

Holbeins Bürgerrecht zu Baſel. 46

Kunſterziehung. 52

Lehrmeiſter. 61

Holbein in Baſel; Gemälde am Rathhauſe. 69

Holbein in Baſel; Poſſen. 78

Holbein in Baſel; Jugendgemälde. 85

Holbeins Lebensart in Baſel. 98

Holbeins Frau und Kinder. 110

Holbein als wandernder Künſtler. 116

Holbeins Freunde und Gönner in Baſel; Erasmus. 134

Holbeins Freunde und Gönner in Baſel; Amerbach. 147

Holbeins Freunde und Gönner in Baſel; Frobenius. 153

Holbeins Leben in Baſel bis zu ſeiner Abreiſe nach England. 160

Holbeins Schüler. 175

Abreiſe nach England. 182

Holbein bei Thomas Morus. 194

Holbein wird dem König Heinrich VIII. bekannt. 208

Seite.
Holbein unter Heinrich VIII. 224
Holbein kommt von Zeit zu Zeit nach Baſel. 234
Holbein das letzte Mal in Baſel. 246
Holbeins Aufenthalt in England bis an ſein Ende. 252
Holbein als Zeichner, Miniaturmaler, Architekt. 273
Schickſal ſeiner Werke. 281
Holbein als Formſchneider. 291
Der alte Todtentanz von Baſel. 296
Der Holbeiniſche Todtentanz. 311
Der kleine Todtentanz bei Uncialbuchſtaben. 327
Die Holzſchnitte zum alten Teſtament; der Cranmerſche Katechismus, und anderes. 339
Kunſturtheile über Holbein. 350
Holbeins Bildniß, Monogramm. 368

Rechenſchaft.

Schon vor zwanzig Jahren, als ich auf der öffentlichen Bibliothek zu Baſel die Holbeiniſchen Gemälde und Zeichnungen geſehen hatte, fing ich an, mir einige Notizen über dieſen großen Künſtler zu ſammeln, in der Meinung, dadurch die mangelhaften Nachrichten, die man von ſeinem Leben hat, zu ergänzen; und ſo erwachte im Zuſammenordnen die Luſt zu einer vollſtändigen Biographie. Mit Hülfe erhaltener Beiträge, und einiger nachgelaſſenen Handſchriften von Chriſtian von Mechel, der ſie zu ähnlichem Vorhaben zuſammengebracht hatte, fing ich mit leichtem Muthe die Arbeit an, und ſetzte ſie fort, ſo lange ich das, was in allen Kunſtgeſchichten ſteht, vor mir hatte; allein bald ſtieß ich auf Widerſprüche und Unrichtigkeiten, auf Lücken und Zweifel, für welche ich nirgends Aufklärung fand, ſo daß ich die Luſt zur Sache verlor, und ſie gänzlich liegen ließ.

Bei einem längern Aufenthalte, den ich zu Anfang dieſes Jahrzehendes in Baſel machte, hatte ich wiederum Gelegenheit, den Kunſtbeſitz der Bibliothek und des Feſchiſchen Muſeums mit voller Muße zu durchgehen, und Alles, was von Holbein da war, zu würdigen. Durch dieſen fortgeſetzten, täglichen, faſt ununterbrochenen Umgang mit ihm erzeugte ſich auf's Neue eine Hinneigung zu der unterbrochenen Arbeit, und feſt ward endlich der Entſchluß, ſie zu vollenden; nicht um dem Mann ein Denkmahl zu ſetzen, denn das hat er ſelbſt für alle Zeiten gethan, ſondern ſeine Lebens- und Kunſtgeſchichte durch ihn ſelbſt und durch ſeine Umgebungen, in ſo weit ſie ihn berührten, aufzuhellen, und einige Flecken übler Nachrede durch billige Prüfung ihm abzuwaſchen.

Was ich in einer kleinen Stadt mit einer kleinen Bibliothek, und durch gefällige Unterſtützung von auswärtigen Freunden thun konnte, habe ich redlich gethan, und mich keine Anſtrengung dauern laſſen. Freilich lernte ich immer mehr einſehen, daß ſo ein Unternehmen in der Nähe einer großen Bibliothek und eines reichen Bilderſaales ausgeführt werden ſollte, wo mehrere Hülfsmittel zur Hand wären, indem ich manche, zum Beyſpiel das Gentleman's Magazine in der Schweiz gar nicht erfragen, und einige, deren Herbeiſchaffung mit Mühe für mich und Andre verbunden war, nicht brauchen konnte, weil es irrige Angaben waren. Indeſſen fand ich in der größern Bemühung wenigſtens ſubjective Befriedigung, und was mir entgangen ſeyn möchte, werden vielleicht, Kunſtgelehrte, die an den Quellen ſitzen, nachholen, und dann hat man es auch.

Noch liegt mir auch die Verpflichtung ob, gegen die Freunde und Gönner in Baſel, Zürich, Bern, Conſtanz, Eppishauſen, die mir durch angelegentliche und wohlwollende Hülfe ſo Manches erleichtert haben, meinen öffentlichen Dank zu erklären. Gerne möchte ich ihre bedeutenden Namen nennen, wenn es nicht an Orten, wo kleine Denkungsart herrſcht, mißverſtanden und dadurch der Name entweiht würde.

Winterthur, den 4ten Juli 1826.

Baſel,

am Ende des XV Jahrhunderts.

Nach der Schilderung, die im Jahre 1436 Aeneas Sylvius von Baſel machte [1], befand ſich dieſe Stadt ſchon damals, zur Zeit der Kirchenverſammlung, in einem blühenden Zuſtand. Er ſprach als Augenzeuge, indem er ſelbſt in der langen Reihe von Jahren, da jene Verſammlung dauerte, als mitwirkend an ihren Verhandlungen ſich großen Theils in Baſel aufhielt.

Dieſe Stadt, meldet er, vor achtzig Jahren durch ein Erdbeben gänzlich verwüſtet, zeige nunmehr lauter neue Häuſer, ſchön und zierlich, außen weiß oder bemalt, und die Dächer mit vielfarbigen glänzenden Ziegeln gedeckt;

---

[1] Epist. Aeneae Sylvii, urbis Basiliensis descriptionem continens etc.

faſt jedes Haus habe einen Garten, Brunnen und Hof; auch das Innere der Häuſer ſey mit großer Einſicht in Gemächer abgetheilt, und zeichne ſich durch Reichthum und Gemächlichkeit aus, ſo daß es auch in Florenz nicht beſſer ſeyn möge. Zwar prangen die Kirchen nicht von Marmor, doch ſeyen ſie auch nicht blos gemeine Steinhaufen, und inwendig finde man ſie mit künſtlichem Stuhlwerke geziert. Auch fehle es nicht an Gold und Silber und köſtlich ausgelegten Reliquien, wiewohl Altäre und Meßgewänder es den Kirchen italieniſcher Städte an Pracht nicht gleich thun. — Die öffentlichen Brunnen ſeyen eine Zierde der Stadt, und an waſſerreichen Quellen habe ſelbſt Viterbo keinen Vorzug.

Die Ringmauern, berichtet der berühmte Mann weiter, ſeyen weder hoch noch dick, und möchten kaum einen italiäniſchen Kriegsſturm 1) aushalten, allein die Bürgerſchaft, Eines Sinnes und muthig, ſey für die Freyheit zu ſterben bereit. — Im Regiment herrſche keine Zwietracht, und gegen die Obrigkeit werden keine Beſchwerden geführet. Ohne beſtimmte Geſetze und ohne Rechtsgelehrte, werde nach Gewohnheiten und natürlicher Anſicht gerichtet, unpartheyiſch, gerecht und ſtreng, oft grauſam in Strafen.

---

1) Damaliger Zeit.

— Mit weltlicher Wiſſenſchaft, mit Gelehrſamkeit gebe man ſich wenig ab, indem weder von Cicero, noch irgend einem andern alten Redner oder Dichter auch nur die Namen gehört werden, höchſtens lege man ſich noch auf Grammatik und Dialektik. Dagegen werden viele Bilder der Heiligen verehrt, und täglich die Kirchen beſucht. — Die Männer ſeyen größtentheils von anſehnlichem Wuchs und von höflicher, ſanfter Lebensart; nicht prächtig, aber reinlich bekleidet; ſie lieben eine wohlbeſetzte Tafel. Die Angeſehenſten der Stadt tragen ſchwarzes Gewand, nur einige unter den Rittern Purpur. Die gebräuchliche Kleidung der Bürgersfrauen habe nur Einen Schnitt, ſo daß man oft floraliſche Mädchen für veſtaliſche Jungfrauen anſehe. Die gemeine Menge aber gehe zerfetzt und in grobem Zeug einher, ihre Kinder mit bloßen Füßen.

Die vorzüglichen Beluſtigungen der Bürger, fährt die Beſchreibung fort, beſtehen im Zuſammenkommen auf mehreren öffentlichen Plätzen der Stadt, wo die jungen Leute im Schatten der Eichen und Ulmen Kurzweil treiben mit Laufen und Springen, mit Zureiten der Pferde die Einen, andere mit Fechten, Ringen und Steinſtoßen; oder ſie ſchießen mit der Armbruſt, ſie üben ſich im Ballſpiele. Die Uebrigen ſingen, oder tanzen in Reihen, denn auch das weibliche Geſchlecht beſuche dieſe Plätze, und belebe ſie mit freier Sitte und Fröhlichkeit. — Die Edelleute haben ihre beſondern Luſtorte für Sommer und Winter, wo ſie ihre Zechen zu halten pflegen. Zudem haben ſie ein weites, anſehnliches Haus gebaut, wo große Tänze aufgeführt und wohin die ſchönſten Frauen der Stadt geladen werden, die dann prächtig mit Gold und Edelſteinen geſchmückt, wie auf einer feſtlichen Hochzeit, ſich einzufinden pflegen. Dahin aber habe aus der Bürgerſchaft niemand den Zutritt, er ſtehe denn in hohen Würden oder großem Reichthum.

Am Ende rühmt auch dieſer wohlgeſinnte Gönner von den Einwohnern der Stadt, in ihrem Lebenswandel ſeyen ſie redlich, pflegen Treue und Glauben zu halten und das Seyn dem Scheine vorzuziehen. Für das Ihrige beſorgt und genügſam, trachten ſie nicht nach fremdem Gut, wenn nicht etwa häusliche Noth eine Ausnahme mache. So zeigen ſich wenig laſterhafte Neigungen unter dieſen Menſchen, man möchte denn ſinnliches Wohlleben dahin zählen, und die Opfer, die dem Vater der Weinrebe und der paphiſchen Göttin gebracht werden, welche ſie aber für verzeihlich halten.

Die Gegend um die Stadt findet auch der Italiäner höchſt anmuthig, aber kurz den Sommer und kalt den Winter.

So weit Aeneas Sylvius. Und ſo ſtand es mit der Reichsſtadt Baſel und ihren Bewohnern zu und nach der Zeit, als dieſer unbefangene Beobachter, deſſen Verdienſte ihn ſpäterhin auf den heiligen Stuhl erhoben, ſich daſelbſt aufhielt. Durch ein zerſtörendes Erdbeben niedergeworfen, durch Seuchen und Theuerung entvölkert, ſtets von neuen Kriegen und Fehden beunruhigt, hatte gleichwohl Stadt und Bürgerſchaft den Muth nicht ſinken laſſen; die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit begeiſterte die Vorſteher immer wieder zu Rath und That, zu unerſchrockenen Maaßnahmen waltender Vorſicht, und zum Schutze des Rechts. Ja ſelbſt jene Uebel und Anfechtungen von außen trugen dazu bei, das geſellſchaftliche Band feſter zu knüpfen, und durch Aufnahme tapferer Männer in das Bürgerrecht um ein Geringes, oft umſonſt, ihre kriegeriſche Kraft zu ergänzen. Kriegsbeute, denn ohne Raub und Plünderung kam damals kein Sieger zurück, bereicherte, wenn nicht das Ganze, doch Einzelne. Wurde auch das Land noch ſo ſehr mitgenommen, an die Stadt ſelbſt wagte ſich kein Feind, und die flüchtigen Bauern verſtärkten noch die Beſatzung. Das gefahrvolle Leben weckte das Volk zum Genuß des Augenblicks, zu kriegeriſchen Uebungen, zum Wettkampf in Leibesſtärke, zu ſinnlicher Luſt. Und ſo wie das Leben damals war, blieb es das ganze Jahrhundert hindurch. Es hatte mehr Oeffentlichkeit ſtatt, mehr Liebe und Haß, und kürzere Dauer von beiden, mehr Wagniß und weniger Bedenken, als in unſern Zeiten.

Doch unermüdet war das Streben zum Beſſern; nicht nur gewann die Stadt immermehr an Freyheit und Anſehen; auch die geiſtige Bildung, deren Mangel dem Aeneas Sylvius noch aufgefallen war, hatte durch den Aufenthalt gelehrter Männer, die dem ſiebenzehnjährigen Concilium beiwohnten, zugenommen; ja dieſer edle Mann trug ſelbſt das Meiſte dazu bei, indem er, mit päpſtlicher Macht bekleidet, der Stadt in gefälliger Erinnerung ſeines ehmahligen Aufenthalts, im Jahre 1459 eine mit anſehnlichen Vorrechten ausgeſtattete hohe Schule verlieh, die, mit weiſer Sorgfalt von der Obrigkeit gepflegt, ein Zufluchtsort gelehrter Männer ward, und bald auch den Eraſmus, das größte Licht damahliger Wiſſenſchaft, an ſich zog, wo dann in kurzer Zeit die berühmten Buchdruckereien glänzend hervortraten, die der Stadt eben ſo viel Ehre als Vortheil gewährten, und aus deren Werkſtätten die alten Redner und Dichter, die man vor einem halben Jahrhunderte kaum noch dem Namen nach kannte, jetzt gleichſam in ein neues Leben erſtanden, und das Evangelium eines beſſern Geſchmacks in der Nähe und Ferne verkündigten.

Indeſſen blieb derbe, kräftige Sinnlichkeit gleichwohl, ſo hier wie anderswo, der hervortretende Charakter der Zeit. Wie hätte es auch nach den burgundiſchen Kriegen, die mit barbariſcher Wildheit geführt wurden, und große Sittenloſigkeit zur Folge hatten, wie in den beſtändigen, blutigen Kämpfen mit Großen und Kleinen, bald hier bald dort, anders ſeyn können? Die Tage des Friedens, der ſtillen Häuslichkeit, waren noch nicht gekommen, oder nur für wenige vorhanden. Der Krieg forderte körperliche Gewandtheit, rege Kraft, und einen entſchloſſenen Sinn für die Gegenwart; alles das erhöhte die Empfänglichkeit für ſchnelle, weſentliche Luſt; und geiſtlicher Ablaß, leicht zu erhalten, wuſch nur zu bald die Flecken wieder ab. — Von dieſem Zuſtande der Sittlichkeit zeuget auch die ſchweizeriſche Kleidertracht, wie ſie aus jener Zeit noch in Gemälden und Handzeichnungen auf uns gekommen; ſie verräth bey beyden Geſchlechtern Ueppigkeit und ſinnlichen Reiz; denn wo Ausgelaſſenheit im Gefolge der Männer geht, begegnet ſie bald dem Leichtſinne der Frauen.

So vom geiſtlichen Oberhaupte begünſtigt, von weltlichen Herren geehrt oder bekämpft, den Freunden werth und den Feinden gewachſen, zeigte ſich bedeutend in Licht und Schatten die freye Stadt Baſel zu Anfang des XVI Jahrhunderts, in ihrem ſchönſten Zeitraume, wo ſie mit

Ehren in den gemeineidgenöſſiſchen Bund trat, und im Feuer des Vertrauens auf die neuerlangte Kraft ſogleich die geharniſchte Wache unter den Thoren zurückzog, um als Symbol nunmehriger Sicherheit blos eine Frau mit einem Spinnrocken zur Beziehung der Zölle dahin zu ſetzen [1]).

Auf dieſen gedrängten Schauplatz, in dieſe rege Zeit fiel das Jugendleben Hans Holbeins, und dieß iſt der Standpunkt, von dem aus ſein Eintritt in die Welt will ins Auge gefaßt werden. Welches junge Gemüth kann ſich von dem Einfluſſe deſſen, was es täglich ſieht und hört, frei erhalten? Was davon Gutes und Böſes in ſeine Sinnesart überging, wird die Folge lehren.

---

1) Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel, von P. Ochs. IV. 757. nach Tſchudi.

Holbeins Herkunft von Grünſtadt.

Baſel war es unſtreitig, wo Holbein zuerſt als Maler auftrat, wie deſſen noch die erſten Proben ſeiner jugendlichen Arbeiten, die daſelbſt auf der öffentlichen Bibliothek aufbewahrt werden, Zeugniß geben. Hier ſchon in ſeinem Knabenalter durch Kunſtfertigkeit ſich auszeichnend, leuchtete er bald vor allen Andern ſeines Berufs in weiter Umgebung hervor, ward endlich berühmt auch in der Ferne, und hochgeprieſen durch die Folge der Zeiten bis auf unſere Tage, wo jetzt noch ihm zu Ehren drei Städte, Baſel, Augsburg und Grünſtadt ſich um den Namen ſeines Geburtsortes ſtreiten.

Wo ein Kind in der Wiege gelegen, mag für die Kunſt gleichgültig ſeyn, bedeutender iſt es zu wiſſen, wo der junge Künſtler ſich entwickelt und die erſten Beweiſe eines vorzüglichen Talentes abgelegt habe. Weil A. R. Mengs zu Auſſig in **Böhmen** geboren worden, wo ſeine Mutter die kurze Zeit ihres geheimen Wochenbettes zubringen mußte [1]), ſo kann man doch nicht ſagen, wie viele Nachrichten lauten, er ſey von daher gebürtig. Was hat das Städtchen, das er zeitlebens nie wieder ſah, für Anſpruch an ſeinen Ruhm? Dresden, wo er von Kindheit an zum Malen gebildet wurde, war die Wiege ſeines Geiſtes; ſein Urſprung kömmt dorther. Mit gleichem Recht könnte man auch die Frage über Holbeins Geburtsort für Baſel entſcheiden; da aber dieſe Frage ſchon mehrmahls zu einem Gegenſtande literariſcher Unterſuchung iſt gemacht worden, ſo gehört es hieher, ſie ſo gut wie möglich zu berichtigen.

Lange wankte der Zweifel einzig zwiſchen Augsburg und Baſel; eines andern Ortes wurde kaum mehr erwähnt, bis, 1778 und 1779, Profeſſor Seybold in den Juliusheften des deutſchen Muſeums auftrat, und die Ehre, Holbeins Vaterſtadt zu ſeyn, ausſchließlich für Grünſtadt an der Hard (wo er ſelbſt anſäſſig war) ausſprach. Er ſuchte die Behauptung mit mehreren Gründen darzuthun:

---

1) Heineke's neue Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen. S. 28. — A. R. Mengs hinterlaſſene Werke, herausgegeben von C. F. Prange. I. 132.

Zuerſt und hauptſächlich ſich ſtützend auf eine kurze Nachricht, die er in Matthis Quaden von Kinkelbach Buche: von teutſcher Nation Herrlichkeit, Cöln, 1609, aufgefunden, nach welcher Hans Holbein aus beſagtem Grünſtadt in der Pfalz bürtig geweſen ſeyn ſoll. Quad's Glaubwürdigkeit ſoll ſich dadurch erhärten, weil derſelbe in der Jugend mehrere Jahre in der Nähe von Grünſtadt gelebt habe, und weil er dieſe Nachricht nur ſo ohne Weiters hingeworfen, ohne Beweiſe anzuführen, oder ſonſt darzubringen, woraus ſich ergebe, daß „dieſe Nachricht das zuverläſſige Reſultat einer vorhergegangenen Unterſuchung geweſen.“ — Eine eigne Auslegung! Sonſt nimmt man an, hiſtoriſche Beweiſe geben die beſte Gewißheit.

Es könne aber auch aus Urkunden erwieſen werden, ſetzt Seybold hinzu, und führt wirklich die dortigen Steuerbücher an, daß im XV und XVI Jahrhundert eine Holbeiniſche Familie in Grünſtadt geblühet habe. Desgleichen zeige ſich aus einem Pachtbriefe von 1492, daß ein Henne Holbein daſelbſt Schöffe geweſen ſey, dieſen könne man, nach der Jahrszahl, für des Malers Vater halten, und er werde es mithin höchſt wahrſcheinlich wirklich geweſen ſein. Dieſe Familie, fügte er ſpäter hinzu, habe ſich im dreißigjährigen Kriege verloren.

Weiter bemerkt er auch, das Holbeiniſche Wappen: ein Ochſenkopf mit einem Ringe durch die Naſe und einem Sterne zwiſchen den Hörnern, ſoll ſich noch vor wenigen Jahren, nach der Verſicherung eines glaubwürdigen Mannes, auf einem, jetzt vielleicht verſchütteten Markſteine der Grünſtädter Flur gefunden haben.

Dieſe literariſche Entdeckung (wie er ſie nennt) noch glaubwürdiger zu machen, belegt ſie Profeſſor Seybold zum Ueberfluſſe mit einer geſchichtlichen Muthmaßung, auf was Weiſe Holbein von Grünſtadt nach Augsburg gekommen ſey, die aber wegen auffallender Unrichtigkeiten von Anfang bis zu Ende mehr geeignet iſt, den Zweifel als den Glauben zu ſtärken.

So blieb die Entdeckung auf ſich ruhen; es wurde auch in der Kunſtgeſchichte wenig Kunde davon genommen, bis neuerdings Profeſſor Fr. Chr. Matthiä zu Frankfurt am Main für eine gedruckte Einladungsſchrift zu den Feierlichkeiten im Gymnaſium daſelbſt, 1815, das Thema: „Ueber Hans Holbein des Jüngern Geburtsort, als Beitrag zur deutſchen Künſtlergeſchichte des XVI Jahrhunderts,“ wählte, und die von Seybold bereits vorgebrachten Gründe für Grünſtadt blos wiederholte, und durch Verdächtigung anderer Meinung zu verſtärken ſuchte.

Die vornehmſten Gewährsmänner für Baſel, Carl van Mander und Charles Patin, die von Spätern nur nachgeſchrieben worden ſeyen, verdienen weniger Glauben, behauptet er, weil ſie ſich auf gar keine Beweiſe ſtützen, und weil in ihren Aeußerungen ſelbſt noch Zweifel liegen. Eben ſo verfährt er mit den Schriftſtellern, welche ſich für Augsburg erklären, mit Sandrart, Iſelin, von Stetten, deren Angaben es auch an Beweis gänzlich fehle. Hingegen finde ſich ein ganz beſtimmtes Zeugniß für die Behauptung, Hans Holbein der Jüngere ſey zu Grünſtadt geboren worden, und zwar unter allen das früheſte, in des „wackeren" Quad von Kinkelbach memorabilia mundi, Coln, 1601. Solches verdiene um ſo mehr Glauben, da es acht Jahre ſpäter wörtlich in dem Buche „Teutſcher Nation Herrlichkeit" von Quad wiederholt worden, welches dieſer nicht gethan haben würde, wenn er es nicht für ausgemacht gehalten hätte.

Und was meldet nun Quad in den beiden angeführten Schriften? „Faſt in dieſer Zeit (Albrecht Dürers) lebet auch der künſtliche Hans Holbain, welcher durch ſein Mahlen dermaſſen berhümbt, daß er alle Andere weit vbertroffen: darzu von König Heinrichen 8. in Engeland beruffet worden, da er auch geſtorben, vnd ehrlich begrabegraben worden. Haec Gesnerus. Dieſer Holbain iſt von Grunſtatt auß der Pfalz bürtig, ſeines Wercks hab ich auch zum Theil in Engelandt geſehen.“

„Dieſer Holbein iſt von Grünſtadt aus der Pfalz gebürtig“ — dieſe wenigen Worte ſind alles, was Quad in ſeinem ganzen Buche von Grünſtadt und Holbein meldet; das Vorhergehende hat er blos Geßnern nachgeſchrieben, und das ſoll nun als „ein völlig glaubwürdiges Zeugniß“ gelten, und hingegen ſollen unbedeutend ſeyn die Ausſagen des eben ſo alten van Mander's, der früher ſelbſt in Baſel gearbeitet, Patin's, der eine Zeit lang daſelbſt gelebt und in aller Kunſt und Wiſſenſchaft der Stadt ſich umgeſehen hatte. Unbegründet ſollen ſeyn die Nachrichten Pauls von Stetten, der mit Augsburg wohl beſſer bekannt war, als Quad mit Grünſtadt, wo dieſer nur einige frühere Jahre, und zwar blos in der Nähe des Städtchens, lange nach Holbeins Geburtsjahre verlebt hatte. — Zudem iſt die gerühmte Glaubwürdigkeit des wackern Quads, ſeiner Wackerheit unbeſchadet, eben nicht durchaus zuverläſſig; er läßt zum Beiſpiel Zwingli in Zug geboren werden, mit eben der Zuverſicht, wie Holbein in Grünſtadt; einige ſeiner Berichte über Albrecht Dürer ſind notoriſch falſch; den Virgilius Solis macht er zum vorzüglichſten aller Formſchneider, dem es noch keiner „in der Fertigkeit“ gleich gethan; nebſt mehreren andern Mißgriffen und ſonderbaren Anſichten [1]). Allein der glückliche Titel ſeines Buchs: Deutſcher Nation Herrlichkeit, hat ihm in den Zeiten des neuerwachten Selbſtgefühls Gnade erworben, und zu einer Einladungsſchrift ſucht man gern einen gefälligen Stoff [2]).

Matthiä's übrige Belege ſind die nämlichen, deren ſich ſchon Seybold bedient; nur fügt er noch hinzu, auch ihm habe ein Beamter in Grünſtadt verſichert, er meine nicht nur in Gemeindebüchern von ſolchen Steinen (mit dem Holbeiniſchen Wappen) geleſen, ſondern ſogar eine Abbildung davon geſehen zu haben. — Man wird ſpäter ſehen, wie wenig das beweiſt.

Noch vor Matthiä war auch ſchon in der Wochenſchrift für die badiſchen Lande (vom Jahre 1808. I. 134) Seybolds vermeintliche Entdeckung zu Ehren der neuacquirirten Pfalz aufgeſtellt worden [3]), zwar mit keinen neuen

---

[1]) Von Schwenkfeld ſagt er (S. 416): „Seiner größten Irrthümer einer iſt, daß er mit allen Menſchen Fried und Einigkeit halten wollte, ſie wären auch was Religion ſie wollten.“ — Wenn er das ironiſch meint, ſo mag er Recht haben.

[2]) Matthiä's Schrift ward gedruckt 1815.

[3]) Nach Fiorillo's Geſchichte der Zeichenkünſte in Deutſchland. II. 384. — Fiorillo, dem es mehr um Materialien, als um Prüfung zu thun iſt, hält die Stelle des „braven“ Quad (wie er ihn ad imitationem nennt) auch für entſcheidend.

Beweisgründen begleitet, aber ſchon mit etwas mehr hiſtoriſcher Lizenz, denn Quad wird da als ein dem Holbein gleichzeitiger Schriftſteller angeführt, da er doch wenigſtens ein halbes Jahrhundert ſpäter ſchrieb.

Was ergiebt ſich nun für die unbefangene Prüfung aus allen dieſen Meinungen? Auf der Welt nichts, als daß in Grünſtadt einſt ein Holbeiniſches Geſchlecht gelebt habe, und die Möglichkeit, daß auch die Familie, von der die Maler abſtammten, früher daher entſprungen ſeyn könne; aber von dem ältern noch dem jüngern Holbein eigentlich kein zuverläſſiges Wort.

Wie aber, wenn daſſelbe Geſchlecht, mit demſelben Wappen und zu derſelben Zeit wie in Grünſtadt ſich auch anderswo vorfindet, wie ſteht es dann mit den Beweisgründen Profeſſor Seybold's für Holbein's des Jüngern Geburt und achtzehnjährigen Aufenthalt in Grünſtadt? — Mit dieſem anderweitigen Zweige des Geſchlechts hat es folgende Bewandniß [1]:

Nach einer im Laufe dieſes Jahres (1825) im Schloſſe zu Worblingen im Höwgau gefundenen Urkunde, den Verkauf der Burg und des Dorfes Dankartswyl (unweit

---

[1] Nach verbindlichen Mittheilungen des zuverläſſigen und gelehrten Freiherrn von Laßberg in Eppishauſen.

Ravensburg) an das Seelhaus zu Ravensburg betreffend, welche gegeben iſt: „vam Frittag nach vnſer lieben Frowentag, als Jr von dem Engel verkündt ward, nauch Criſti geburt vierzechen hundert vnd vier vnd vierzig Jar," iſt ausdrücklich geſagt: „das Frid. Holbain ſälig das Selhus daſelben vormauls angeſehen vnd geſtifft haut."

Nach weitern Erkundigungen ergab ſich aus Ravensburg von ſicherer Hand der Bericht, daß an dem daſelbſt noch ſtehenden, in eine Brauerey verwandelten Seelhauſe das gemalte Holbeiniſche Wappen, ein ſchwarzer Ochſenkopf mit einem Ring im Maul u. ſ. w., zu ſehen ſey, und zwar mit folgender Inſchrift: „Als man zahlt von Xſti geburt MCCCC von hier ward dieß Seelhuß angvangen und geſtift von Fridrich Helbayn. Darnach als man zahlt von Xſti gepurt MCCCCX do ſtarb Friderich Holbain, ſtifter dieſes Huß uf Sant Peter und Paul der hail. XII Bottentag. Bittet Gott für in, daß er im gnädig ſyg. Amen." — Fernere Nachrichten von da geben ſchon zwei Stadtammänner: Friedrich Holbein 1358, und Jacob Holbein 1373, auch einen Abt in der Weißerau (zunächſt bei Ravensburg), der ein Holbein war und ſich Burchardus ſchrieb, an. — Auch außer dem Thore findet ſich noch dieß Holbeiniſche Wappen an einer Kelter gemalt. Jetzt iſt das Geſchlecht nicht mehr in Ravensburg zu finden.

Hier alſo auch Holbeiniſches Geſchlecht und Wappen, und zwar in der Nähe von Augsburg, wo der alte Holbein zuerſt als Maler erſcheint. Vielleicht würde Quad, wenn er in Ravensburg gelebt hätte, geſchrieben haben: Dieſer Holbein war aus Ravensburg gebürtig.

Wenn einmahl eine irrige Meinung als wahrſcheinlich dargeſtellt worden iſt, und Glauben gefunden hat, ſo bedarf es vieler Worte, ſie zu widerlegen — und dieß war leider hier der Fall.

Holbeins Herkunft von Augsburg.

Wahrſcheinlicher iſt die Sage, die ihn in Augsburg geboren werden läßt. Sandrart, der ſich in der deutſchen Kunſtgeſchichte redlich umgeſehen, meint[1]), daß ſein Vater, der alte Hans Holbein, der auch ein guter Maler geweſen ſey, zu Ende des XV Jahrhunderts als Bürger in Augsburg gelebt, von dannen aber erſt ſich nach Baſel begeben und daſelbſt ſeinen Sohn die Kunſt gelehrt habe. Er beruft ſich dabei auf das Malerzunftbuch in Baſel, und noch mehr auf zwei von dem jungen Holbein gezeichnete und mit eigner Hand 1512 datirte Conterfäte ſeines Vaters und Oheims, die er, Sandrart, eigenthümlich beſeſſen und dem großgünſtigen Liebhaber auf einem Kupferblatte mitgetheilt hat; welche aber, die Wahrheit zu geſtehen, wenig

---

1) Teutſche Academie ꝛc. S. 249.

Aufklärung geben, indem ſie mehr idealiſchen, als aus dem Leben genommenen Köpfen gleich ſehen; daher auch wohl die Unterſchriften, auf welche ſich Sandrart beruft, von ſpäterer Hand ſeyn mögen, eine Vermuthung, die niemand befremden wird, der viel mit Bildniſſen umgegangen iſt, und die Unſicherheit der Unterſchriften kennt. Sandrart konnte auch ſchwerlich wiſſen, daß dieß Datum wirklich von Holbeins Hand ſey. — Mehr Gewißheit geben zwei Gemälde von dem ältern Holbein, die Sandrart anführt, und die noch gegenwärtig in Augsburg aufbewahrt werden; das eine, welches das Leben des heiligen Paulus vorſtellt, hat die Bezeichnung: Präsens opus complevit Johannes Holbein Civis Augustanus; das andere, auch ein hiſtoriſches Stück, mit der Inſchrift auf einer Glocke: Hans Holbein, 1499. Dieſe Inſchriften machen es wohl ziemlich klar, daß der alte Holbein Bürger von Augsburg geweſen, und ſich 1499 noch daſelbſt befunden habe, welches auch durch die Watteriſche handſchriftliche Chronik, die Paul von Stetten [1]) anführt, beſtätigt wird.

Jacob Chriſtoph Iſeli, der ein Baſler war, und die Vorzüge ſeiner Vaterſtadt wohl zu ſchätzen wußte, läßt 1) doch den jüngern Holbein 1498 in Augsburg erzeugt werden, und von da mit ſeinem Vater nach Baſel ziehen. Ein Gleiches that der gelehrte Profeſſor Beck von Baſel in einem handſchriftlichen Aufſatze über den Lebenslauf Hans Holbeins. Zwei gelehrte Basler alſo, welche die Ehre, das Kindlein gewiegt zu haben, nicht für ihre Vaterſtadt anſprechen, ſondern Augsburg überlaſſen.

---

[1]) Geſchichte der Stadt Augsburgs. Frankf. u. Leipz. 1743 — 58. I. 252.

Von bedeutendem Gewicht muß allerdings auch das ſeyn, was Paul von Stetten über dieſen Gegenſtand ſagt 2): „Im Jahr 1542 haben die Vorſteher der Malergeſellſchaft alle diejenigen, welche von 1489 an, und vielleicht ſchon früher dieſe Gerechtigkeit (Antheil an der Geſellſchaft) gehabt, mit ihrem Namen und Wappen in ein Buch eintragen laſſen; es hieß das Gerechtigkeitsbuch. — Von Hans Holbein (dem ältern), *deſſen Name in dem Gerechtigkeitsbuche unter den älteſten Malern ſteht*, und welcher noch mehr durch ſeinen Sohn berühmt wurde, ſind in dem St. Catharinen Kloſter zwei hübſche Gemälde u. ſ. w. 3) — Holbeins dazugeſetzter Name aber

---

1) Hiſtoriſches Lexikon.

2) Kunſt-, Gewerbs- und Handwerksgeſchichte der Reichsſtadt Augsburg. 2 Thle. 8. Augsb. 1779 — 88. I. 269. u. f.

3) Ebendaſelbſt S. 272. Es ſind ebendieſelben, von denen Sandrart

giebt hinreichende Verſicherung, wer der Künſtler, nicht weniger, daß er von Augsburg geweſen.“

„Der alte Holbein (fährt Paul von Stetten fort) ſoll das hieſige Bürgerrecht aufgegeben und ſich nach Baſel geſetzt haben, daher wird ſein Sohn unter die ſchweizeriſchen Künſtler gezählt. Er mag aber wohl zu Augsburg geboren worden ſeyn, wiewohl es ziemlich zweifelhaft iſt, ſo daß in den neueſten Zeiten beiden Städten, Augsburg und Baſel, die Ehre, ſeine Vaterſtadt, ſo wie gedachten Hans Holbein, ſein Vater zu ſeyn, nicht ohne einige Wahrſcheinlichkeit zweifelhaft gemacht, und dagegen behauptet worden iſt, (Seybolds Schreiben im deutſchen Muſeum 1778) er ſey zu Grünſtadt in der Pfalz zur Welt gekommen. Doch iſt es unwiderſprechlich, daß vor ſeinen (des jüngern Holbeins) Zeiten ein Hans Holbein, den man immer für ſeinen Vater gehalten, hier Bürger und Maler geweſen.“

Von Stetten nimmt demnach an, daß Seybolds Meinung nur dann zumahl Wahrſcheinlichkeit habe, wenn dieſer alte Augsburger Holbein nicht der Vater des Basler

---

ſpricht. Sie wurden auf Koſten Ulrich Walters, eines Kunſtliebhabers und Gutthäters des Catharinen-Kloſters gemalt.

Holbeins geweſen ſey. Daß er dieß aber wirklich war, wird die Folge darthun.

Ferner ſagt dieſer gründliche Forſcher der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt [1]: „Dieſer Hans Holbein wird in den Steuerregiſtern von 1494 und 1495 in einer Straße zum Diebold, in welcher Gegend jetzt das Zuchthaus ſteht, gefunden. Er wohnte in einem Hauſe, darin auch zuvor und hernach ein Maler Thoman Burgmair, vermuthlich Hanſen Burgmair's Vater und Holbeins Schwiegervater geweſen.“ — Hier alſo auch Steuerregiſter, die mehr anzeigen als die von Grünſtadt!

Noch iſt zu dieſem Behuf anzuführen, was Chr. von Mannlich, ſelbſt von Augsburg abſtammend, von Holbein dem Vater berichtet [2]: Nicht nur läßt er ihn zu Augsburg 1450 geboren werden, ſondern fügt noch hinzu, er ſey wohnhaft und Bürger daſelbſt geweſen, und habe dieſe Stadt verlaſſen, um ſich mit ſeiner Familie in Baſel zu ſetzen. Noch mehr [3]: „In dem Kloſter-Archiv zu Kaiſersheim fand ſich eine alte Chronik, wo im Jahre 1502 Folgendes vorkommt: Dieweil aber dieſer Abt Georg ein ſondere luſt hatt zu pauen, und nehmlich zu der Gotts Zir, hat er in obgemeltem Jar ein coſtlich Chortafel laſen machen, daran die beſten drei Meiſter zu Augsburg haben gemacht, als zu der Zeit weit und prait mochten ſeyn, der Schreinermeiſter Wolf Kaſtner in Kaisheimer Hof, Pildhauer=Maiſter Gregori. Der Maler Hanns Holpain. Dieſe Taffel goſt vil Geldts.“

---

[1] Ebendaſelbſt im II. Bande, der 1788, alſo neun Jahre ſpäter als der erſte herausgekommen, und ſomit vieles, auch über das Herkommen Holbeins, berichtiget. S. 185.

[2] Beſchreibung der churpfalzbayeriſchen Gemäldeſammlung zu München und Schleißheim. 3 Bde. München 1805 I. 212.

[3] III. 46.

Auf der Kanzley zu Bern findet ſich gegenwärtig noch das Teſtament Sigmund Holbein des Malers, vom Jahre 1540, worin er ſeinen „lieben Bruders ſun Hanſen Holbeyn den Maler Burger zu Baſel als minen anerbornen vom Geblüt, auch mansſtammen und namen“ zum Haupterben einſetzt über all ſein Vermögen in der Stadt Bern, als Haus und Hof, Silbergeſchirr, Hausrath und alle ſeine Malergeräthſchaft. Dagegen ſoll ſeinen drei Schweſtern, nemlich Urſel Nepperſchmidin zu Augsburg, Anna Elchingerin bei St. Urſel am Schwall und Margreth Gerwachin zu Eßlingen, gemeinſchaftlich zukommen, was er des Seinen noch zu Augsburg hätte, an Hauptgut, Hausplunder und Zeug zum Handwerk u. ſ. w. — Er nenrt ſich im Eingange des Teſtaments einen ingeſäßnen Burger zu Bern, und giebt als Bewe=

gungsgrund zu demſelben das Vorhaben an: „hinuf gen Augsburg zu den mynen zu reyſen," wo ihn vielleicht, da er alt und guter Tage ſey, vor ſeiner Heimkehr der Tod überfallen könnte.

Auch dieſe Urkunde zeuget von einer frühen Anſiedlung, nicht allein des ältern Holbeins, ſondern auch ſeiner Geſchwiſter in Augsburg; und giebt zugleich dem jungen Holbein, den Sigmund den Sohn ſeines Bruders nennt, eben dadurch den ältern zum Vater.

Hiemit mag ſich wohl ein größres Gewicht für die Beſtimmung des ſtreitigen Geburtsortes in die Wagſchale Augsburgs ergeben, als in die von Grünſtadt.

Holbeins Herkunft von Baſel.

Aber auch Baſel hat erhebliche Gründe, ſich den Geburtsort des berühmten Malers zu nennen. Bei Ausländern iſt dieß allgemein angenommen; Engländer und Franzoſen weiſen ihm ohne weiters da ſeine Vaterſtadt an, wo man die erſten Spuren ſeines Lebens und Wirkens findet. Nähere Angaben aber finden ſich allererſt bey Carl van Mander, der 1548, noch bei Lebzeiten Holbeins, geboren war, und etwa dreißig Jahre ſpäter perſönlich in Baſel ſich aufgehalten hatte. Dieſer, wiewohl er es ſeltſam findet, daß aus dem hartſteinigten wüſten Schweizerlande [1]) ein in der Kunſt ſo hochberühmter Mann habe hervorgehen können, läßt ihn doch, nach allem, was er von ihm habe ausfindig machen können, in Baſel 1498 geboren werden, obgleich, ſagt er, viele behaupten, daß er von Augsburg herkomme, weil einer deſſelben Namens, auch ein ziemlich guter Maler, dort geboren worden. Nähere Umſtände von Holbeins Leben konnte van Mander nicht von Baſel erhalten, weil man ihm für dergleichen Unterſuchungen, die mit Mühe begleitet ſeyen, eine Entſchädigung forderte, worüber er ſich mit Recht als über eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit für die Ehre der Stadt aufhält.

---

[1]) Uyt thartsteenighe woest Switzer-lant. Schilder Boeck etc. Amst. 1618. Dieſe Anſicht hat ſich ſeitdem geändert. — Doch ſchon der Italiäner Aen. Sylvius fand die Gegend von Baſel ſo wüſt und ſteinigt nicht, wie dieſer Holländer. Sita est Basilea in agro feraci et ubere glebo, vino ac tritico jocundis-

Dann verdient allerdings auch das Zeugniß von Charles Patin alle Aufmerkſamkeit, der, ſelbſt ein Liebhaber der Kunſt, Alles, was er von Holbeins Leben und Werken in Baſel bei verlängertem Aufenthalt erfahren konnte, geſammelt hat, und nach Allem, was ſich aus der großen Dunkelheit ſeiner Sippſchaft ans Licht bringen

---

ſime abundans . . . Urbem placidissimi colles ambiunt et opaca nemora etc. — Selbſt Erasmus, doch auch aus dem flachen Holland gebürtig, ſchrieb an Th. Morus, 1518. Eloqui vix possum, quantopere mihi placeat hoc coelum Basileense, quantopere genus hominum etc. Und an einen andern Freund, 1533: Habet ea civitas peculiaris cujusdam civilitatis non obscura vestigia, a Synodo universali relicta etc.

ließ [1]), Baſel als deſſen Geburtsort angiebt, ungeachtet, ſagt er, ihn einige von Augsburg, andre von Grünſtadt herkommen laſſen. Zu Bekräftigung ſeiner Angabe führt er an, daß noch zwei Brüder von ihm, Ambroſius und Bruno, in Baſel als Maler gelebt und Denkmähler ihrer Kunſt zurückgelaſſen haben. Eine dortige Künſtlerfamilie alſo, die nothwendig von einem Vater, der die Kunſt berufsmäßig getrieben habe, müſſe ausgegangen ſeyn, ſonſt wären nicht alle Söhne demſelben Berufe gewidmet werden. Auch findet es Patin wahrſcheinlich, daß dieſer Vater ſchon bei des Sohnes Geburt in Baſel anſäſſig geweſen ſey, indem die frühzeitige außerordentliche Geſchicklichkeit des Knaben nicht anders, als durch einen ſtäten Unterricht von Kindheit an, und durch ruhige, fortgeſetzte Uebung habe erlangt werden können [2]).

Häufiger noch als die Meinungen für Augsburg ſind die Zeugniſſe dieſer beiden Gewährsmänner für Baſel von ſpätern Schriftſtellern angenommen worden, was freilich

---

1) Moriae Encomion, ex edit. Car. Patini. Basil. 1676. in vita Holbenii. — In quantum eruere licuit ex tanta familiae ejus obscuritate.

2) Ab ineunte aetate a patre institutum, arte atque exercitatione ingenium perfecisse, vix est quod dubitemus. Ibid.

nichts entſcheidet. Merkwürdiger aber ſind die Spuren, die man noch in Baſelſchen Urkunden von einem weit ältern Geſchlechte der Holbeine findet. Wir geben ſolche an, wie wir ſie empfangen haben [1]):

„Auszug aus St. Leonhards Weiß = Buch, von A°. 1500. Pag. 77 b.“

„Andrees Mayer Fſſtetl. 2 ß. 3 Pf. von dem Hus zum Bobſt, an der Gerbergaß.“

„De hac domo habetur libro pergameno Folio 87. Ubi in margine scribitur: Domus Holbein, quae nomen habet Babst.“

„Pag. 157 b.“

„Litera venditionis jure hereditario cujusdam domus site in der Suterstrassen (Gerbergassen) inter domum dicti Mayer Ardonis et Alberti de Holbayn pro annuo censu 18 Pf.“

„Auszug aus dem alten pergamentenen Buch von cª. 1288“

„Domus Holbein quā no ht Babest.
in margine eines Jnſtruments von A°. 1311.“

---

[1]) Von dem in Geſchichten ſeiner Vaterſtadt gründlich erfahrnen Herrn Antiſtes Falkeiſen.

Vielleicht fänden ſich in Baſelſchen alten Rechnungs- und Bürgerregiſtern noch mehrere Erwähnungen dieſes Geſchlechtsnamens, jedoch iſt kaum anzunehmen, daß daraus eine genealogiſche Folge könnte zuſammengebracht werden, weil dergleichen Regiſter vorzeiten nicht mit der Genauigkeit wie heut zu Tage geführt wurden, und die Bürgerrechte nicht ſo fortdauernd waren, ſondern bald da bald dort aufgegeben oder angenommen wurden. Zudem iſt ein ſolches Nachſuchen nur einem Archivar zuzumuthen, der weiß wo er ſuchen ſoll, und es aus eigner Liebhaberei thut.

Und ſo iſt auch für Baſel, in Hinſicht des wirklichen Geburtsortes Holbeins, nichts Gewiſſes herauszubringen, vielmehr ſcheint ſich die größte Wahrſcheinlichkeit auf die Seite der Stadt Augsburg zu neigen; denn der Sohn war zu Ende des XV Jahrhunderts geboren, und es zeigt ſich erſichtlich aus allem, daß der Vater damals und zu Anfang des folgenden als Bürger in Augsburg gelebt und gearbeitet habe. So daß die Meinung Sandrarts, Pauls von Stetten, Iſelin's und andrer das Uebergewicht zu machen ſcheint, nämlich, daß *Hans Holbein in Augsburg zur Welt gekommen, und von dort aus als junger Knabe mit ſeinem Vater nach Baſel gezogen ſey.*

Noch ein ſeltſames Aktenſtück, das, wenn nicht zur Erklärung, doch zur Verwirrung dieſer Streitfrage dienen kann, hat ſich unter den hinterlaſſenen Handſchriften Chriſtians von Mechel, der allerlei zum Leben Holbeins ſammelte, vorgefunden. Es iſt nämlich: „Eine Supplication von 1611 (Philipp Holbeins, Kaiſerlichen Hofjuweliers und Bürgers in Augsburg, bei dem Kaiſer Matthias um Confirmir- und Beſſerung ſeines uralten adelichen Wappens, worin ihm auch gnädiglich willfahret wurde durch einen den 1. October 1612 verliehenen Adel- und Wappenbrief.“ Die Supplication fängt an:

„Ew. Kaiſerl. Majeſtät berichte ich hiemit allerunterthänigſt, wie daß meine lieben Voraltern die Holbain (ſo ihre Ankunft und Geburt außer Schweizerland mehr als vor zweihundert Jahren haben) unterſtehend adeliches Wappen in und allwegen, auch noch ehe und zuvorn die Schweizeriſchen Cantonen verändert, und der Adel hin und her an andern Orten ſowohl in als außerhalb des heil. Reichs zertheilt worden, geführet und gebraucht, und ſich in ermeldtem Schweizerland erſtlich meines Uranherrn Vater Jacob Holbein in der Stadt Uri, ſein Sohn Ambroſi meines Großvaters Vater zu Baſel in vornemmen Dienſten und Aemtern, mein rechter Anherr Johann in der Mahlerey, als ein zu ſelber Zeit in ganz Europa weit berühmter Mahler (von deſſen Hand E. M. nicht nur Ein ſondern viel Stück, unter welchen ſonder Zweifel das uralt Holbeiniſche adeliche Wappen zu befinden, haben werden) gebrauchen laſſen, wie nicht weniger mein lieber Vater ſel. Philipp Holbain von Baſel, weyland Kaiſer Carl V und Ferdinand, chriſtſeligen Gedächtniß in Kriegsweſen und in anderm Werk. Ich für meine Perſon aber nun in die acht und zwanzig Jahre u. ſ. w.“

Nach dieſem wäre des Bittſtellers Vater geweſen Philipp Holbein von Baſel, und dieſer ein Sohn (oder Enkel) des Malers, deſſen Vater aber hier Ambroſi geheißen wird, und in Baſel anſehnliche Bedienungen bekleidet haben ſoll, wovon man aber dort nichts weiß, ſo wenig als von dem Philipp. Hingegen finden ſich noch Gemälde daſelbſt von einem Ambroſius Holbein, der ein Bruder des berühmten Malers war. — Zum Vater ſeines Urgroßvaters macht der Bittſteller einen Jacob Holbein, der ſich in der Stadt Uri habe brauchen laſſen. Eine Stadt Uri giebt es nicht, aber in Altorf, dem Hauptflecken des Landes, öfters auch von den Einwohnern die Stadt genannt, ſollen ſich doch ungewöhnlich viele und beträchtliche Holbeiniſche Gemälde befunden haben, und zum Theil noch befinden [1]). — Seine

---

[1]) Morgenblatt 1821. No. 254.

noch früherern Vorfahren läßt der Adelsbegierige **außerhalb der Schweiz wohnen; er** ſagt aber, oder weiß vielleicht ſelbſt nicht, wo; man kann es alſo nach Belieben da oder dorthin, wo ein dem Holbeiniſchen ähnliches Wappen gefunden wird, deuten. Dieſer Wappenſchild aber, wie er noch auf der Malerzunft in Baſel (angeblich von Holbein ſelbſt gemalt) zu ſehen, und wie er in Drellingers Gedichten abgebildet iſt, iſt auch daſſelbe Wappen, deſſen ſich das Land Uri bedient: ein ſchwarzer Ochſenkopf in goldenem Felde, mit einem Ring in der Naſe; nur hat der Urner Stier den Stern zwiſchen den Hörnern nicht. Woher dieſe Uebereinſtimmung, bleibt unerörtert.

Wahrſcheinlich hat es der Kaiſer Matthias in Gewährung dieſer Bitte mit dem etwas verworrenen Stammbaume nicht ſo genau genommen, wie das bei Adelsbekräftigungen öfters der Fall iſt. — Daß aber der Mann nach allem, was er von ſeinen Vorfahren erzählt, und da er ſchon ſeit 1600 in Wien ſeßhaft war [1]), ſich noch 1611 Bürger in Augsburg ſchreibt, deutet wieder auf den alten dort eingebornen Geſchlechtsſtamm.

„Gegen Ende des XVI Jahrhunderts," ſchreibt

---

[1]) Nach Mechels Angabe, Mſc.

Paul von Stetten 1), „waren ſchon mehrere vom Waſſer getriebene Werke zum Steinſchneiden angelegt, davon eines einem Diamantſchneider, Philipp Holbein, gehörte.“ Dieſer wird wohl mit dem künſtlichen Hofjuwelier dieſelbe Perſon ſeyn.

So unſicher übrigens die in der Adelspetition gegebenen ältern Nachrichten von dieſem Stamme ſeyn mögen, ſo iſt doch gewiß, daß gegenwärtig noch in Wien adeliche Nachkommen des K. K. Juweliers leben. Derſelbe hinterließ zwei Söhne, von denen einer wieder Hofjuwelier wurde, von welchem der durch mannichfache Verdienſte ums Theater bekannte Schauſpieldichter Franz von Holbein abſtammt 2). Man kann aus dieſer Nachkommenſchaft abnehmen, daß der Kunſtſinn nie ganz von dem Geſchlechte gewichen. Auch der andere Zweig der Familie lebt noch in Wien unter dem Namen von Holbeinsberg.

---

1) Kunſt und Geſchichte von Augsburg. I. 148.

2) Nach deſſelben eigner gefälliger Nachricht.

Holbeins Geburtsjahr. Familie. Erſter Aufenthalt.

Wie über den Ort, ſo haben ſich auch über das Jahr ſeiner Geburt Zweifel erhoben. Allgemein wurde das Jahr 1498 dafür genommen, bis Charles Patin mit der Behauptung auftrat, Holbein müſſe drei Jahre älter, und wenigſtens 1495 geboren ſeyn, weil er ſchon 1514 und 1516 ſolche Geſchicklichkeit in ſeiner Kunſt bewieſen habe, die nur durch reifen Verſtand und lange Uebung erreicht werden könne 1). Andre ſchrieben dem um ſo viel eher Glauben zu, weil Sandrart (der ihm übrigens auch wie van Mander 1498 zum Geburtsjare gibt) ſo gar noch

---

1) Stultitiae laus, Des. Erasmi Rot. decl. 8º. Bas. 1676. in vita Holb.: Cum eam jam artis peritiam ostenderit, quae non nisi a judicio maturo et harum rerum usu subacto proficisci potuit.

ältere Bildniſſe von 1512 anführt, die von dem jungen Holbein gezeichnet und eigenhändig unterſchrieben worden ſeyn ſollen. Möge nun die Aechtheit dieſer Bildniſſe zweifelhaft ſeyn, ſo iſt doch gewiß, daß auch auf der öffentlichen Bibliothek in Baſel aus der ehemaligen Feſchiſchen Kunſtkammer das Bild Bernhard Meyers (der ſpäter Bürgermeiſter wurde) von Hans Holbein 1513 in Oehlfarbe zu ſehen iſt, das, wenn auch noch etwas ſchwach in Farben und hart in Umriſſen, doch ſchon ſo klar und zart gemalt iſt, daß man den vorzüglichen Künſtler darin nicht verkennen kann. Desgleichen iſt auch daſelbſt eine vortreffliche Zeichnung, drei mit Hellebarten verſehene Nachtwächter vorſtellend, mit dem Monogramm HI, 1513. Damals war der 1498 geborne Holbein fünfzehn Jahre alt, und kann alſo allerdings frühzeitig heißen. Aber iſt denn dieſe Frühzeitigkeit ein ſolches Wunder, daß man blos deswegen die Altersangabe um mehrere Jahre zurückſetzen müſſe? Lucas von Leyden war noch drei Jahre jünger, als er die Geſchichte des heiligen Hubertus zum Erſtaunen aller Kenner gemalt, und war nicht fünfzehn Jahre alt, als er ſchon zwei berühmte Kupferplatten geſtochen hatte. — Nicht zu gedenken der großen Menge andrer Künſtler aus der Deutſchen und Italiäniſchen Geſchichte, die noch in jüngern Jahren als Holbein ſich zu einer glänzenden Höhe der Kunſt aufgeſchwungen, ſo hätte doch Patin wiſſen können, daß ſein Landsmann Le Brün noch als Knabe ſchon vortreffliche Dinge gemalt, und alle ſeine Mitſchüler, ſelbſt ſeinen Meiſter Vouet übertroffen hatte. Am meiſten aber muß es auffallen, daß Patin hier nicht an ſein eignes Beiſpiel gedacht hat, da er doch ſelbſt umſtändlich erzählt, wie er ſchon im vierzehnten Jahre vor dem Apoſtoliſchen Nuntius, vor vier und dreißig Biſchöfen und einer Menge hoher Standesperſonen, griechiſche und lateiniſche Theſen, die ganze Weltweisheit umfaſſend 1), in beiden Sprachen fünf Stunden lang vertheidigt, und damit den philoſophiſchen Lorbeer errungen habe. Hielt er das für nichts gegen das was Holbein leiſtete, ſo wäre es eine übertriebene Beſcheidenheit, die ſich nicht reimen würde mit der Behaglichkeit, womit er ſeiner Vorzüge gedenkt; oder meinte er, man ſollte das frühe Erwachen geiſtiger Kräfte nicht zu geſchwind anerkennen, damit die Sache nicht zu gemein werde, und dieſer Adel nicht unter die Menge komme? — Wie dem auch ſey, dieſe Berichtigung eines bis dahin allgemein angenommenen Umſtandes hat mehr gegen als für ſich, und iſt aus dem Eiteln, wie ſo manche leichtgewagte

---

1) Totam continentes philosophiam. — Lyceum Patavinum per Car. Patinum. 4°. Patavii. 1682.

Verbeſſerung von Traditionen, Zahlen und Buchſtaben ſchon geweſen und ferner ſeyn wird.

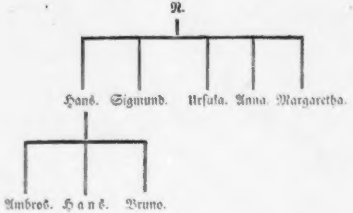
Auf die Jahrzahl 1498 führen auch die alten gemalten und geſtochenen Bildniſſe Holbeins. So beſaß 1) ein Rathsherr Werdemann in Baſel ein kleines Rundgemälde von des Künſtlers Kopf, mit kurzem Bart und Mütze, wo deſſen Namenszug HH, das Alter 45, und die Jahrzahl 1543 angegeben ſeyn ſollen. Ein ähnliches Bild in einer kleinen Rundung, von Wenzel Hollar 1647 geſtochen, und aus der Arundeliſchen Sammlung nach Holbeins eignem Gemälde (deſſen auch Walpole erwähnt) genommen, iſt mit ſeinem Monogramm, dem Alter und der Jahrzahl bezeichnet, wie oben. So gleicher Weiſe das von L. Vorſtermann geſtochene Portrait des Künſtlers. Auch Iſelin (Lexikon), der doch in manchem dem Patin folgte, nimmt ohne Rückſicht auf jene Conjectur das Jahr 1498 als Geburtsjahr an.

Von der Holbeiniſchen Familie giebt Chriſtian von Mechel 2) folgende Stammtafel:

---

1) Nach Mechels Angabe, Mſc.

2) In einem handſchriftlichen Aufſatz.


N.
Hans.
Sigmund.
Urſula.
Anna.
Margaretha.
Ambros.
Hans.
Bruno.

Alle dieſe Männer waren Maler [1].

Von dem ältern Meiſter Hanſen ſind wohl noch Werke übrig geblieben, aber keine Lebensnachrichten. Mechel [2]) und Mannlich [3]) laſſen ihn 1450 zu Augsburg geboren werden. Andre [4]) nehmen gar zwei verſchiedene ältere Hans Holbeine als Maler an, aber biſher ohne beſtimmte Gewißheit. — Er mag ein wanderndes Leben geführt haben [1]. Selbſt in Baſel ſind keine anerkannten Oehlgemälde von ihm zu finden, aber auf dortiger Bibliothek fünf und fünfzig Stücke größerer Handzeichnungen, deren Baſilius Amerbach in dem Kunſtinventarium ſeines Vaters erwähnt, und ihn Hans Holbein Senior nennt. Deßgleichen zwei Duodezbüchlein, angefüllt mit Studien voll Wahrheit und Leben; in einem derſelben ſteht hinten geſchrieben: Depictum per magistrum Johannem Holpain Augustensem 1502. — Auch der Ort, wo er geſtorben, iſt unbekannt. Walpole berichtet, daß in den Kirchenbüchern von Wells [2] eines Holbeins Meldung geſchehe, der zur Zeit Heinrichs VII in England gelebt habe und daſelbſt geſtorben ſey. Er meint, dieß könnte

---

[1] In einer Schrift von Remigius Feſch, dem Sammler der berühmten Kunſtkammer in Baſel: Humanae industriae monumenta etc. Msc. in Fol., die auf der dortigen Bibliothek aufbewahrt wird, woraus auch Patin ſeine beſten Nachrichten gezogen hat, lieſt man: A° 1651 Mense Aug. cum admissus essem ad inspectionem Musaei Amerbachiani ab haeredibus audivi, in schedis Amerbachianis reperiri, tres fuisse fratres Holbenios, pictores omnes, hunc Johannem, Ambrosium, Brunonem.

[2] K. K. Bildergallerie in Wien.

[3] Beſchr. der Gemäldeſamml. in München ꝛc. 1. Thl.

[4] Heinr. Fueßli's Künſtlerlexikon; aber zufolge einer mißverſtan-

---

denen Stelle aus Patin's Vita Holb. — und nach ihm Fiorillo, Geſch. der zeichn. Künſte in Deutſchl. II. 381 — und nach dieſem wieder andre.

[1] In Göthe's Kunſt und Alterth. I. 60 heißt es, er ſey einige Jahre von den Carmeliten zu Frankfurt a. M. bewirthet worden: es ſollen daſelbſt in einer Sammlung mehrere ſeiner Gemälde zu ſehen ſeyn.

[2] „In the register's office of Wells." Anecd. of painting in Engl. Lond. 1786. I. 79.

der Vater oder noch eher Sigmund, der Oheim Holbeins geweſen ſeyn; das geht aber nicht an, weil Sigmund in Bern lebte und ſtarb. Es ſollen auch, zufolge einer Beſchreibung der Merkwürdigkeiten in Wilton-horſe, Gemälde der drei Kinder Heinrichs VII daſelbſt zu ſehen ſeyn, Arthur, Heinrich und Margareth, die Hans Holbein dem Vater zugeſchrieben werden. Dieß ſind jedoch ſchwankende Angaben.

Nach Mechel 1)), der aber Geburtsjahre und Namen oft willkührlich austheilt, muß Ambroſius beträchtlich älter als Hans geweſen ſeyn; er läßt ihn 1484 geboren werden. Von ihm fanden ſich in dem Nachlaſſe Bonifacius Amerbachs 2)) drei Oehlgemälde, von denen ſpäter Meldung geſchehen wird, und vier Handzeichnungen, die noch auf der Basler Bibliothek aufbewahrt werden. Eine derſelben, ein mit Farben gezeichneter Kopf, etwa drittels Lebensgröße, hat ganz Holbeiniſche Art, und iſt mit AI bezeichnet. Daſſelbe Monogramm, welches Chriſt und Haller als unbekannt anführen, und das ſich auf alten Holzſchnitten aus Baſel mit der Jahrzahl 1517 findet,

---

1) Bildergallerie in Wien.

1) Nach dem Verzeichniß ſeines Sohnes Baſilius auf der Bibliothek zu Baſel.

möchte demnach wohl auf dieſen Ambroß Holbein paſſen. — Es zeiget ſich auch in dem alten Malerzunftbuch in Baſel, daß 1517 auf St. Matthis Tag **Ambroß Holbein Mahler von Augsburg die Zunft empfangen habe** [1]). Zwei Jahre ſpäter that dieß auch Hans der Jüngere.

Von dem dritten Bruder Bruno, der auch ein Maler geweſen, kann wenig mehr in Erfahrung gebracht werden, und iſt auch auf der Baßler Bibliothek nichts zu ſinden; er muß auch nicht alt geworden ſeyn, und keine Nachkommen hinterlaſſen haben, ſo wenig als Ambroß, denn Sigmund ſpricht in ſeinem Teſtament 1540 außer dem Brudersſohn Hans nur noch von Schweſtern.

Vermochte nun aber auch die angeſtrengteſte Forſchung nicht, das Melchiſedekiſche Dunkel, das über des hochberühmten Malers Herkommen, Geburt, Alter und Geſchlecht ſchwebte, ganz zu enthüllen, ſo ergibt ſich doch mit Zuverläſſigkeit, was ſich auch in der Folge noch mehr beſtätigen wird, daß eine Holbeiniſche Malerfamilie aus Augsburg ſich anfangs des XVI Jahrhunderts in Baſel niedergelaſſen, zu welcher Hans Holbein der Jüngere gehörte, der ſich auch unter den Seinigen vorzüglich hervorthat, und daß die erſten unzweifelhaften Spuren ſeines Daſeyns daſelbſt müſſen geſucht werden. Vielleicht waren es Kriegsunruhen, oder Krankheiten, oder beſſers Fortkommen, indem Augsburg damals ſchon mehrere anſehnliche Künſtler nährte [1], was dieſe Kunſtmänner nach dem nunmehr unter eidgenoſſiſchem Bunde blühenden Baſel trieb. Oder Holbein der Vater war, nach einer alten Sage, zum Bau des Rathhauſes berufen, wozu ſchon 1504 vom Rath an die Bauherren erneuerte Befehle für Plan und Anſchlag, und daran keine Koſten zu ſparen, ertheilt wurden [2].

---

[1]) Ochs Geſch. v. Baſel. V. 394.

Patin, der den Holbein außer der Kunſt ſo gern in die Gemeinheit herunter ziehen möchte, iſt der Meinung, die Armuth ſey Schuld daran, daß dieſe ganze Familie ſich der Kunſt gewidmet habe, indem der Vater außer Standes geweſen, ein Lehrgeld anders wo für die Söhne zu bezahlen [3]. Allein da mag er ſich irren; es war vielmehr in jenen (auch noch in folgenden) Zeiten ſo der

---

1) P. v. Stetten Kunſt- u. ſ. w. Geſchichte von Augsb. I. 275.

2) Ochs, Geſch. v. Baſel. V. 298.

3) Cum ita ferme in more positum sit parentibus rei familiaris inopia pressis, ut seu liberorum neglectu, seu impensarum metu, filios etiam duos pluresve, in id quod ipsi sectantur vitae genus inducant, neque alias facile plures fratres eandem artem addiscant. *Vita Holb.*

Brauch, daß Väter, die Künſtler waren, und Beiſtand nöthig hatten, auch ihre Kinder zur Kunſt erzogen. Deſſen zur Beſtätigung giebt die Geſchichte einen Ueberfluß von Beiſpielen; hier nur einige:

Als Peter Viſcher zu Nürnberg an dem Grabmahl St. Sebalds arbeitete, halfen ihm fünf Söhne, die alle mit Weib und Kindern bei ihm im Hauſe gewohnt [1]). — Von den vier Brüdern Martin Schöns waren drei Goldſchmiede und einer Maler, die in Colmar und Baſel lebten [2]). — Albrecht Dürers zwei Brüder waren auch Maler. — Nocolaus Glockenthon, Maler von Nürnberg, hatte zwölf Söhne, die er alle zu ſeiner Kunſt anhielt [3]). — Der Maler J. Chr. Dietzſch in Nürnberg hat fünf Söhne und zwei Töchter zur Malerei gebildet, die ſie auch, namentlich mit Waſſerfarben, in großer Vollendung ausübten, zugleich mit einander zuſammen lebten, und über ſechzig Jahre ein' ſchönes Beiſpiel inniger Geſchwiſterliebe darboten [4]).“ — Von Friedr. Boutats, einem Kupferſtecher aus Antwerpen, berichtet Vertue 1), er habe vier Töchter und zwanzig Söhne gehabt, von denen zwölf Kupferſtecher geweſen; einer derſelben, Philipp, habe wiederum von zwölf Söhnen viere zu ſeinem Fach angezogen. — Will man noch mehr, ſo darf man nur bei Fiorillo 2) über die Namen Floris, Frank, Bloemaert, Withoos, Roos, Rugendas, Tiſchbein, Bemmel, Preisler u. ſ. f. nachſchlagen; es geht fort bis auf unſere Zeiten.

---

[1]) Sandrart.

[2]) B. Pirckheimeri opp. Fol. Francof. 1610

[3]) Taſchenbuch v. Nürnberg. 2r Thl. 181.

[4]) Ebendaſelbſt. 172.

---

1) Catalogue of Engravers in England, by Hor. Walpole. Lond. 1786. p. 220.

2) Geſch. der zeichn. Künſte in Deutſchl. ꝛc. 2r und 3r Thl.

Holbeins Bürgerrecht zu Baſel.

Da Profeſſor Matthiä in ſeinem Programm über den Geburtsort Holbeins alles künſtlich zuſammenſtellt, was gegen die Anſprüche andrer Städte als Grünſtadt zu zeugen ſcheint, ſo geſchieht dieß auch mit einer Berufung auf Sebaſtian Münſters Cosmographie, die ſogar ein Bedenken gegen Holbeins rechtmäßiges Bürgerrecht in Baſel erregen möchte, und die um ſo viel mehr Berichtigung verdient, weil Matthiä aus der zu flüchtig geleſenen Stelle etwas belegen will, das ſich gar nicht daraus ergibt; indem daſelbſt nicht, wie er meint, ausſchließlich von Männern, die aus der Stadt Baſel hervorgegangen, die Rede iſt, ſondern wie jeder unbefangene Leſer ſehen wird, von großen Männern, auswärtigen oder Eingebornen, die daſelbſt verſtorben. Bonifacius Amerbach ſchreibt nämlich an Münſter [1]: „Da Du von mir ein Verzeichniß gelehrter und vorzüglicher Männer verlangſt, die, ſie ſeyen hier geboren, oder Bürger, oder Fremdlinge, allhier ihr Leben beſchloſſen haben, ſo finden ſich Gräber großer Männer in Menge hier [2].“ — Sodann führt er mehrere Namen verſtorbener ausgezeichneter Perſonen, die in Baſel gelebt haben, an, wovon aber die meiſten Ausländer, und alſo nicht, wie Matthiä ſagt, aus der Stadt Baſel hervorgegangen waren. Ja er ſagt am Ende des Briefs noch ausdrücklich: „Ich laſſe die noch lebenden gelehrten Männer abſichtlich weg, weil Du ſie ſelber kennſt, und darunter gehörſt [3].“

Dieſer Brief war 1549 geſchrieben, wo Holbein noch lebte, und wirklicher Bürger von Baſel war. Wenn alſo in dem gleich darauf folgenden Zuſatze Seb. Münſters, wo er, bei Anlaß des Bildes Erasmus, von Holbein als dem erſten Maler ſeiner Zeit redet (nobilissimo hujus temporis pictore), dieſer nicht zugleich ein Bürger von Baſel genannt wird, worauf Matthiä ein ſo großes Gewicht legt, ſo geſchah es deswegen, weil in der ganzen Verhandlung nur von Verſtorbenen die Rede war, es mithin auch nicht am Platz geweſen wäre, ihn als einen gebürtigen Basler zu bezeichnen.

---

[1] Cosmographia univ. Bas. 1554. p. 406.

[2] Quod praeterea doctorum praestantiumque virorum a me catalogum requiris, qui vel hic nati, aut cives, vel advenae *vitam cum morte*, imo mortalem cum immortali *commutarint*, extant quam plurimorum hic magnorum virorum *sepulturae* etc.

[3] Doctorum vero etiamnum hic agentium nomenclaturam sciens omitto, quos ipse nosti, et in quorum numero tu . . vel inter antesignanos referendus venis.

Da dieſes Programm, das bloß Seybolds Meinung wieder aufwärmte, deren ganzes Gewicht auf den einzigen Quod [1]) geſtützt iſt, dennoch viel Verbreitung gefunden hat, und häufig nachgeſchrieben wird, ſo verdiente obige daraus angeführte Note um ſo viel mehr einer Beleuchtung, da ſie von falſcher Anſicht ausgeht, und zu falſcher Anſicht führt.

Unzweifelhaft iſt Holbeins Bürger- und Zunftrecht in Baſel. In dem alten Rathsbuch, das [2]) bei 1490 anfängt, und geht bis 1525, ſteht: Item Zinstag vor Ulrici anno xx iſt Hans Holbein von Augspurg dem Maler das Burgerrecht gelichen, et juravit prout moris est.

---

1) Dictum unius dictum nullius.

2) Nach handſchriftlicher Mittheilung. — Auch Ochs ſpricht von dieſer Bürgerrechtsertheilung l. c. V. 416.

Und in dem Zunftbuch der Zunft zum Himmel findet ſich: Item es hat die Zunft empfangen Hans Holbein der Moler uff Suntag vor ſant michelstag im xvxix (1519) Jahr, und hat geſchworen der Zunft Ordnung zu halten, wie ein anderer Zunftbruder der moler [1]).

Hieraus ergibt ſich:

1. daß Holbeins Vater nicht Bürger war, ſonſt wäre es der Sohn erbweiſe auch geweſen, und hätte keines Einkaufs bedurft.

2. daß hier nicht der ältere Hans Holbein gemeint ſeyn könne, der wenn er um 1450 (nach Mannlichs und Michels Angabe) geboren war, jetzt ſchon in einem Alter hätte ſeyn müſſen, wo man ſich ſchwerlich mehr in eine fremde Zunft einkauft. Auch hätte er es nicht wohl drey Jahre ſpäter als ſein Sohn Ambroſius gethan, der ſchon 1517 in die Zunft aufgenommen ward.

3. heißt es in dem Rathsbuche bei der Aufnahme ins Bürgerrecht: Hans Holbein von Augsburg, welches auch wieder die Augsburgiſche Herkunft der Familie darthut, ſo wie, wo Ambroſius genannt wird, und eben ſo in Siegmunds Teſtament immer nur mit Beſtimmtheit

---

[1]) Auch bei Ochs V. 394. Er hat 1520.

von Augsburg, und nie von einem andern Orte, auch nur muthmaßlich die Rede iſt.

4. übrigens entſpricht dieſer Beitritt zum Bürger- und Zunftrecht ganz der damals in Baſel beſtehenden geſetzlichen Ordnung [1]), daß wer in eine Zunft eintreten wollte, auch das Bürgerrecht annehmen mußte, die aber beide um wenig Geld zu haben waren, wenn einer ſeine Lehrjahre erfüllt und ſein Handwerk gut gelernt hatte. Holbein ward erſt Bürger, (wenn die Angabe 1520 bei Ochs richtig iſt) und dann noch in demſelben Jahre Zunftgenoß. Bei dem erſten Actus heißt er noch (Bürger) von Augsburg; im zweiten nicht mehr, weil er ſchon Bürger zu Baſel war.

Wollte man fragen, warum dieß alles ſo ſpät, in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre geſchehen ſey, da er doch viel früher ſchon vorzügliche Proben ſeiner Kunſt in Baſel abgelegt habe, ſo mag dieß wohl ſeinen Grund in den Zunftgeſetzen haben, nach welchen damals auch die künſtliche Malerei der Handwerksordnung unterworfen war, und nicht auf eigne Fauſt ausgeübt werden durfte, es habe dann einer ſeine Lehrjahre erfüllt, oder das mündige Alter erreicht. Eine Sitte, die in Schweizerſtädten noch bis ans Ende des abgewichenen Jahrhunderts reichte, wo ſelbſt Mahler von längſt begründetem Rufe, wenn ſie das Bürgerrecht nicht hatten, ſich bei einem Flachmahler der Stadt als Geſellen einſchreiben laſſen mußten, um ihre Kunſt auszuüben, wenn ſchon kein Bürger vorhanden war, der auch nur etwas Erträgliches hätte leiſten können. — Zudem ſtand der junge Holbein, ungeachtet ſchon bedeutender Leiſtungen, noch in keinem ſolchen Anſehen, daß er eine Ausnahme von beſtehenden Ordnungen zu erwarten gehabt hätte. Ueberhaupt muß man ſich das damalige kunſtliebende Publikum nicht ſo reizbar und gelehrt vorſtellen wie das unſrige; es hielt ſchwerer berühmt zu werden, indem noch keine ſolche Anſtalten vorhanden waren, wodurch manch kaum erwachtes Talent mit Poſaunentönen der weiten Welt kund gemacht wird, das zuweilen noch unreif wieder verſchwindet, ehe jene Töne verhallt ſind. Man hatte nicht einmal die Sprache der Kunſt, oder nur eine dürftige; man malte beſſer als man ſprach, ſo wie man jetzt beſſer ſpricht als malt.

---

[1] Ochs, l. c. V. 38.

Kunſterziehung.

Anders als nach Art und Weiſe ſeiner Zeit konnte Holbein nicht zum Maler gebildet werden. Jeder Knabe, der dieſem Berufe beſtimmt war, wurde einem Meiſter auf mehrere Jahre in die Lehre gegeben, dem mußte er dienen 1), und nach Handwerksgebrauch treiben, was der Meiſter trieb, wo dann alles darauf ankam, ob jener was Rechtes zu zeigen, und der Schüler zu ergreifen im Stande war; denn weitere Gelegenheit zur Bildung war an den wenigſten Orten vorhanden. Gleichwohl ſind aus dieſer

---

1) Oft auch den Geſellen, wie ſich Albrecht Dürer deſſen zu beklagen hatte, als er bei Wohlgemuth in der Lehre ſtand. Albr. Dürers Leben, von J. F. Roth. 8°. Leipz. 1791.

geringen Weiſe große Maler hervorgegangen, zur Bekräftigung uralter Erfahrung, daß in jedem Fache die Größe ſich mehr von innen heraus als von außen hinein entwickelt, und daß für den empfänglichen Geiſt in einfacher Beſchränkung oft kräftigere Anregung und eingreifendere Lehre liegt, als in vornehmer Ausdehnung des Unterrichts. Die Meiſter jener Zeit gaben ihrem Unterricht mehr handwerksmäßige Gleichförmigkeit und einen weniger pädagogiſch geordneten Gang, als jetzo geſchieht, wo bei dem allzuſtrengen Feſthalten einer akademiſchen Methode die Mechanik derſelben dem Schüler oftmals ſo geläufig wird, daß er darüber des Geiſtes nicht mehr gedenkt. Die Schüler waren Lehrjungen, und mußten dem Meiſter helfen, wo und ſo frühe ſie konnten; ſie fingen mit Farbenreiben an, und blieben bei den Farben, ſie zeichneten mit dem Pinſel, oder für den Pinſel. So lernten ſie gleich anfangs die farbige Natur anſchauen und auffaſſen in die Phantaſie; nicht die abſtracte Natur in Umriſſen, die nirgends exiſtirt. Ihre Augen wurden lauter für die Harmonie, und ihr techniſcher Sinn früh gewöhnt, verwandten Farbentönen bleibende Dauer zu geben.

Freilich mußten die Meiſter wohl wiſſen, und die Jünger bald einſehen, daß ohne richtiges Verhältniß der Formen nichts zu Stande gebracht werden könne; das zwang ſie zum Studium dieſer Verhältniſſe in mancherlei Uebungen und Entwürfen, wozu allerdings auch Umriſſe erforderlich waren; aber ſie machten nicht das bloße Schema der Umriſſe zur jahrelangen Beſchäftigung, ſondern da ſie die Farbenmalerei als Beruf im Auge hatten, und für dieſe zeichnen mußten, erfaßten ihre Entwürfe auch ſogleich die Form ſelbſt, das iſt, die durch Licht und Schatten gerundete Geſtalt. Zu allem dieſen fehlte es bei geſchickten und beliebten Meiſtern nicht an Gelegenheit; ihre Arbeit beſchäftigte auch die Lehrlinge. Formſchneider und Glasmaler, damals in zahlloſer Menge, brauchten Zeichnungen, Vorbilder (Viſierungen, wie ſie es nannten), und ließen ſolche von geſchickten Künſtlern machen, wie ſich dergleichen noch heut zu Tage viele vorfinden; daran konnten ſich die Jungen im Zeichnen üben. Die Menge von Kirchen, Klöſtern, Kapellen konnten nicht ohne Bilder ſeyn; dazu bedurfte es Studien, Entwürfe, deren Nachbildung auch wieder eine erhebliche Stufe zur Höhe der Kunſtbildung war. Die Frescomalerei an öffentlichen und bürgerlichen Gebäuden, nach damaligem Geſchmack, gab viel Beſchäftigung, ſie forderte eine eigne Miſchung und Anwendung der Farben, die ebenfalls gelernt werden mußte; meiſterhafte Zeichnungen mußten auf die Mauer getragen werden, und Verfertigung der Cartone war eine lehrreiche viel umfaſſende Arbeit. An allen dieſen nahmen die Schüler, je nach ihrem Kunſtvermögen mehr oder weniger Antheil; und da alles auf das eigentliche Malen abgeſehen war, denn andre Kunſtzweige waren theils dieſem untergeordnet, oder davon getrennt, theils noch weniger bekannt, ſo war auch Kenntniß und Behandlung der Farben von Anfang an ein Hauptgegenſtand der Lehre. Farben mußten zurecht gemacht und auf die Palette getragen werden; Gründe anlegen, und, wenn ſie weiter gekommen waren, Einzelnes untermalen, war die Arbeit der Schüler; gemeine Beſtellungen wurden von ihnen beſorgt, und in freien Stunden ahmten ſie das Werk des Meiſters nach, lernten machen wie ſie, in beſchränkter Uebung unzerſtreut und gründlich. So behielten ſie immer das Ganze ihrer Kunſt in Aug' und Hand, und dem ſtrebenden Geiſt fehlte es nicht an Nahrung. Allerdings war es Mangel an beſſerm Wiſſen, daß dieſe Maler alles in die Geſtalt und das Gewand ihrer Zeit kleideten; indeß erſetzten ſie wieder durch Wahrheit und natürliches Leben, was ihnen an Coſtümkenntniß und Geſchmack abging.

In neuern Zeiten ſind der akademiſchen Lehranſtalten wo alles zum Kunſtſtudium gehörige mit Bequemlichkeit und Muße theoretiſch und praktiſch gelernt werden kann, ſo viele, und doch der großen Maler, die daher ausgegangen, ſo wenige, daß man beinahe glauben ſollte, die dort eingeführte Lehrart ſey nicht die rechte. Und doch wird alles ſo gründlich behandelt, und in ſo geordneter Folge! Man fängt bei Strichen, geometriſchen Figurumriſſen an, und läßt die Lehrlinge daran ſo lange ſich üben, bis Aug' und Hand hinlänglich, wie man es heißt, geübt, aber auch der Geiſt über den ewigen Strichen ermattet iſt, und der Schüler, was man nicht ſelten zu ſehen den Anlaß hat, das ungeſtörte Einſchlafen über der Arbeit für die höchſte Glückſeligkeit hält. Dann geht es an das Runde, Gips nach leichten Antiken, zierliche Schraffuren, nackte Figuren, Anatomie, jedes in methodiſcher Ordnung, und zwar ſo lange bis der Zeichner ſein Modell beinahe auswendig kann; alles mit Vorleſungen begleitet, damit der Künſtler auch denken lerne. Kann er das, ſo werden die Regeln der Compoſition auseinander geſetzt, Mythologie, Geſchichte und Alterthumskunde vorgenommen, von dem edlen Vortrag geſprochen; und den Weg zur Erfindung zeigen Profeſſoren, die meiſtens keine Erfindung haben. — Dann erſt kommt die Lehre der Farben und ihre praktiſche Anwendung, wo manches Ortes mit Grau in Grau der Anfang gemacht wird, welches wiederum nicht die Farbe der Natur iſt, und lange fortgeſetzt Aug' und Hand verwöhnt. Allein der akademiſche Jüngling hat ſich in die

Höhe der Theorie eben ſo verſtiegen, daß er nicht mehr zu der gemeinen Praxis hinunter zu ſteigen vermag. Die Zubereitung, die Miſchung der Farben kömmt ihn ſchwer an; er hat ſich bisher gewöhnt, die Gegenſtände nur in farbenloſer Geſtalt zu ſchauen, nun ſoll er erſt noch lernen, die Natur auch in ihrem Farbenſpiel zu belauſchen und nachzuahmen, er ſoll in ein ganz neues Detail eintreten, wieder Anfangsgründe beginnen, er der ſchon zeichnet wie ein Profeſſor! Da iſt aber das Auge ſchon zu lange an die bloße Betrachtung der Geſtalt gewöhnt, und geht gleichſam durch die Farben unachtſam hindurch; es kann ſich nicht mehr genügend herablaſſen oder erheben, einzig an der bunten Oberfläche der Dinge, an dem Spiel von Licht und Schatten mit forſchender Liebe zu hängen, und aus dem Schmutz der Pallette mit mühſamen, oft vergeblichen Verſuchen, die reinſte, bleibendſte, und dem maleriſch empfundenen Gegenſtand entſpechendſte Färbung herauszufinden.

So wird, wie ſich der Fall nur zu oft ereignet, bei dem verſpäteten Ergreifen des Farbenpinſels aus dem geſchickten, nur zu vielſeitig gebildeten Jüngling, mehr nicht als ein Zeichner, ein Maler ohne Farben, der, wenn der Geiſt der Kunſt ob ihm waltet, dennoch Leben in ſein Gebilde zu bringen wiſſen wird; hat er aber blos Verſtand und Talent, wie ſie der große Haufe rühmt, ſo wird er zeitlebens Mühe haben, mehr als kalte Reminiſcenzen der bis zur Ueberſättigung einſtudirten Antiken und akademiſchen Modelle zu liefern. Freilich kann er dann ein Kenner werden, ſo wie mancher, der den Geiſt der Poeſie in äſthetiſchen und kritiſchen Lehrbüchern aufſuchte, zwar denſelben verfehlte, und über den Regeln die Erfindung verlor, aber ſein Urtheil ſchärfte, und ein beßrer Kunſtrichter wurde, als der Dichter, den er bewunderte.

Zugegeben, daß in jener alten Zeit zu viel Empirie an manchem Erforderniß zu künſtleriſcher Vollendung hinderlich war, ſo iſt hinwiederum auch gewiß, daß überladene Methode und akademiſcher Schlendrian den lebendigen Geiſt in Nebel des Halbwiſſens hüllen, oder in ängſtliche Trockenheit feſſeln. Mancher iſt erſt was rechtes geworden, wenn er dieſen Schulſtaub abgeſchüttelt hat. Gelernt müſſen freilich alle haben, die ſich hervorthun wollen, gelehrte Maler aber von Bedeutung gab es ſelten oder nie, denn auch die waren es nicht, denen man gewöhnlich dieſe Benennung beilegt.

Es ſey erlaubt, ein Erachten des wohlerfahrnen Sandrarts, dem ſeiner Zeit ſchon die verkehrte Verfahrungsweiſe Bedenken erregte, hier anzuführen. Er ſagt 1):

---

1) Deutſche Academie. II. 315.

„Es iſt den Kunſtmahlern eben ſo hoch nöthig, daß
„ſie den Penſel und die Farben wohl verſtehen, als daß
„ſie gute Zeichner ſeyen, indem ich oft und viel, ſonderlich
„bei den Italiänern, geſehen, daß ihre jungen Leute,
„welche früh zu zeichnen angefangen, die Reglen oder
„Theorie wohl verſtanden, mündlich davon zu reden gewußt,
„und alle Antiken und Gemälde von Raphael
„meiſterhaft nachgezeichnet, nicht weniger auch auf der
„Academie das Modell ſo wohl verſtanden, daß ſie daſſelbe
„vernünftig aufs Papier gebracht, und alſo ſowohl
„in der Zeichnung als Diſcurſen davon trefflich beſchlagen
„geweſen, welches alles ſonder Zweifel wohl dienlich,
„um deſto balder ein perfecter Mahler zu werden. Es
„ſind aber gleichwohl dieſelben, ob ſie ſchon bis in die
„30, 45, 50 und mehr Jahre darin verharret, dennoch
„ſehr hart an das wohlmahlen kommen, ja meiſtentheils
„nimmermehr gute Mahler werden; ſo daß ſie dasjenige,
„was ſie mit der Feder, oder mit ſchwarz und rother
„Kreide gar leicht und gerecht auf das Papier gezeichnet,
„durch Penſel und Farbe (ſo doch viel vortheilhafter iſt,
„und mehrere Perfection mit minderer Mühe an die Hand
„giebt) natürlich zu mahlen nicht vermocht. — Andre
„hingegen, ſonderlich die Niederländer, werden von Jugend
„auf durch Farben und Penſel Gebrauch ohne beſon-

„dere Zeichnung, nur durch eine gute Idee und wohlan-
„genommene Manier geleitet, daß ſie im Colorit verwun-
„derlich werden, und das Leben einfältig, natürlich, und
„faſt wie es an ſich ſelbſt iſt, vorſtellen. Wenn ſie aber
„ſelbſt etwas Wichtiges inventiren, componiren, oder or-
„diniren ſollen, ſo fehlt es ihnen gar weit und bleiben
„nur gute Copiſten, wie die andern nur Zeichner auf Pa-
„pier; da doch unſre Kunſt beide Theile zugleich erfordert
„und haben ſoll, wenn ſich einer der Perfection rüh-
„men will.“

Lehrmeiſter.

„Genie und Natur waren ſeine einzigen Führer“ ſagen Holbeins Lobredner; ſagen aber damit eine von jenen Halbwahrheiten, die man ſo gerne nachſpricht, weil ihre unbeſtimmte Allgemeinheit viel tönt und wenig bedeutet. Genie und Natur gehören allerdings zur echten Kunſt, ſo wie zu allem Großen; aber daß ſich das Genie entwickeln, daß es die Natur neuſchaffend umfaſſen lerne, dazu gehört nicht nur Anlage und Gelegenheit, ſondern auch Leitung, Nachhülfe, Vorbild. Hätte er auch dieſes nicht bei ſeinem Vater als Lehrmeiſter gefunden, ſo konnte es ihm doch in Baſel nicht ganz an Bekanntſchaft mit der Art und Weiſe andrer Meiſter fehlen. Mit Italien herrſchte zwar damals außer geiſtlichem und kriegriſchem wenig andrer Verkehr, mehr hingegen mit Deutſchland und den

Niederlanden, wo treffliche Maler in Menge lebten, und wo jetzt (nur die bekannteſten zu erwähnen) Albrecht Dürer und Lucas von Leyden in voller Blüthe ſtanden. Sollten nicht mit ihren Namen auch Werke in das volkreiche, prachtliebende Baſel gekommen ſeyn? — In der Nachbarſchaft dieſer Stadt, zu Colmar und Schlettſtadt, hatte Martin Schön nicht verächtliche Arbeiten hinterlaſſen, und Hans Baldung malte in Freyburg mit ungemeiner Wahrheit und Lebhaftigkeit der Farben. Im Elſaß, vorzüglich in Strasburg, hatte ſich früher ſchon Johannes Hirtz großen Ruhm erworben, wie deſſen Wympheling [1]) zeuget. — Faſt alle Städte von einiger Bedeutung hatten ihre geſchickten Maler, deren Werke noch jetzt geehrt und geſchätzt werden, denn Familien-Bildniſſe waren damals eben ſo beliebt, ja noch zahlreicher als heut zu Tage, und Kirchen und Häuſer gaben immerfort Arbeit. Die vielen Klöſter im benachbarten Schwaben waren voll Malereien. In Zürich lebte Hans Aſper; in Bern ſtand Niklaus Manuel in großem Anſehen. Conſtanz, Luzern und St. Gallen waren ſchon im Beſitze früherer Kunſtbilder. Auch in Baſel ſelbſt mußte ſchon manches Gute vorhanden ſeyn, denn das Bemalen der Häuſer war ſchon alt, und der

---

[1]) Fiorillo. Geſch. der zeichn. Künſte in Deutſchl. II. 281.

Todtentanz auf dem Prediger-Kirchhof, der nicht unter die ſchlechten Werke gehörte, wurde ſchon zur Zeit des Conciliums, mehr als ein halbes Jahrhundert vor Holbein, verfertigt. Auch waren damals ſchon ältere und gleichzeitige Gemälde fremder Meiſter in Baſel vorhanden, wie dergleichen noch jetzt aus dem Nachlaß des Bonifacius Amerbach auf der öffentlichen Bibliothek aufbewahrt werden. Zudem waren die Holbeine nicht die einzigen in Baſel verbürgerten oder angeſeſſenen Maler; des Meiſters Jakob Clauſer und mehrerer Stücke ſeiner Arbeit gedenkt das Inventarium Amerbachs, der keine ſchlechte Waare ſammelte. Theodor Zwinger erzählt von einem Johannes Herbſt aus Straßburg, geboren 1468, der ſich in Baſel verheirathet hatte, und unter die beſſern Maler ſeiner Zeit gezählt wurde [1]). Auch Urs Graf, noch etwas früher als Holbein, zeichnete ſich in Baſel durch ſein Kunſttalent aus. Und wer zählt die Verſchollenen, deren Namen kein

---

[1]) Theatr. vitae hum. fol. Bas. 1586. p. 3701. Er war der Vater des berühmten Buchdrucker Johann Herbſt (Oporinus). Zur Zeit der Reformation ſtand er gänzlich und auf immer von Ausübung ſeiner Kunſt ab, weil er wähnte, daß durch dieſelbe der Bilderdienſt befördert werde. Von ſeinen Kunſterzeugniſſen iſt nichts mehr bekannt; wahrſcheinlich haben ſie in der Länge der Zeit andre Namen bekommen.

Künſtler-Lexikon mehr gedenkt [1], weil ſie, wenn auch aller Ehren werth, keinen gleichzeitigen Lobredner fanden, und ſo ihre Erzeugniſſe unter bekanntere Namen aufgenommen wurden. Sind nicht durch neuere Forſchungen nach alter deutſcher Kunſt wieder mehrere gleichſam von den Todten auferſtanden? So wurden die Gemälde des Martin Schaffners von Ulm (um nur in der Nähe mit den Beyſpielen zu bleiben) noch in den neueſten Zeiten als die beſten Arbeiten Martin Schöns geprieſen [2], bis ſie unlängſt wieder ihrem eigentlichen Urheber vindizirt wurden [3]. Damals kam es meiſt darauf an, ob etwa ein Schriftſteller bey irgend einem Anlaß eines geſchickten Meiſters erwähnte, und dann blieb deſſen Name bis auf unſre Tage, indeſſen verdientere untergingen, deren keine gedruckte

---

[1] Ein Beyſpiel aus vielen ſey Hans Galatin, aus der erſten Hälfte des XVI Jahrhunderts, von dem man hin und wieder in der Schweiz getuſchte Zeichnungen antrifft, die wenn ſein Monogramm nicht dabei ſtände, für die beſten Holbeiniſchen Arbeiten in Hinſicht auf kräftige und meiſterhafte Gewandtheit könnten und würden angeſehen werden. Man hat auch einige Holzſchnitte, in Werken die zu Bern herausgekommen, mit ſeinem Monogramm , das Brülliot und Heller für unbekannt erklären.

[2] Chr. v. Mannlich. Beſchr. der Gem. Samml. zu München. etc. I. 381 etc.

[3] Kunſtblatt. No. 63. 1822.

Schrift gedachte. Hätte jenes malende Deutſchland einen Vaſari, oder auch nur einen Carl van Mander gefunden, wie mancher preiswürdige Name wäre jezt der Vergeſſenheit entriſſen; wir würden uns dieſes kunſtreichen Lebens freuen, dem noch keine ſchöngeiſtige Anmaßung keine abſtracte Kunſtrichterei im Wege ſtand.

Wenn man auch, ohne Rückſicht auf ältere, nur diejenigen Meiſter aus dem Anfange des XVI Jahrhunderts am Ober- und Nieder-Rhein zählt, deren Sandrart erwähnt, und wenn man ihren zahlreichen Werken Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wie in neuerer Zeit wirklich geſchieht, ſo kann man begreifen, daß es dem ausgezeichneten Talente des jungen Künſtlers, dem wandernden Maler, nicht an Winken, Fingerzeigen, Vorbildern und practiſchen Muſtern fehlte, die zu ſeiner Ausbildung beitragen mußten. Die Augen des Genies ſehen ohne Anſtrengung, oft ohne Vorbedacht, und ſchauen das vorzügliche gleichſam in ſich ſelbſt hinein, um daſſelbe in eigenthümlicher Erſcheinung vollendeter wieder zu geben.

Und was ſchaute der fähige Jüngling, was war es für eine Kunſt, die ihn umgab? Es war die alte deutſche Schule, an der ſein Vater noch ganz hing, und die noch mit dem edeln Albrecht Dürer, dem lezten Deutſchen dieſer Art, wie die Sonne nach einem langen Sommertage, im goldnen Abſchiedslichte ſtrahlte. — Daran mußte er ſich halten, das war die Leiter, an welcher er empor ſtieg, von wo er ſich umſehen mußte, um ſeinem Auge die Richtung zu geben; denn für die Kunſt will das Auge maleriſch gebildet ſeyn wie die Hand, und jeder Lehrling bedarf eines leitenden Vorbildes, deſſen Art und Weiſe ihm das Medium iſt, die Natur anzuſchauen. Nur muß er dieſer Weiſe nicht zeitlebens als ausſchließlicher Norm folgen, wenn er den Weg des Fortſchreitens vollenden will.

Leichter mochte es übrigens ſeyn, zu dieſer alten Kunſt zu gelangen, als jetzt zu der Neuern, weil ſie einförmiger war, und ihr weniger Wiſſenſchaft genügte. Die Künſtler bildeten mehr nach einerlei Typus, ſuchten rechtliche Einfalt bei den Männern und zarte Frömmigkeit bei den Weibern, mehr als leidenſchaftlichen Ausdruck, legten die größte Vollendung in die Köpfe, die häufig Porträte waren, und behandelten die übrigen Formen weit nachläſſiger; ſie waren an kein Coſtüm gebunden, das jetzt unerläßlich iſt, ſondern wählten die Kleidertracht ihrer Zeit, oder eine phantaſtiſche; ſie hatten weniger ſtrenge Regeln über Licht und Schatten, kein Studium der Anatomie; kurz ſie arbeiteten mit beſchränkterer Umſicht, und waren daher nicht nur ſich unter einander ähnlicher, ſondern auch ſchneller am Ziel. Sie gaben ſich dann aber auch alle Mühe mit zierlicher, reinlicher, farbenkundiger Vollendung, und Geiſt läßt ſich allenthalben anbringen, wenn man ihn hat.

In dieſer Schule war Holbeins Vater alt geworden, und ihr nach beſten Kräften treu geblieben, wie dieß noch ſo manche in München und Schleißheim 1), auch zu Frankfurt 2) am Main, und anderswo aufbewahrte Gemälde von ihm zeigen. Sie haben durchaus den Charakter der Zeit, viel unidealiſche Wahrheit in den Köpfen, wenig Leben und Bewegung, oft dürre Formen, und ſind zart und fleißig ausgemalt. Mehrere ſind jedoch ſo verſchieden in Farbe und Zeichnung, daß man ſie unmöglich dem gleichen Meiſter zuſchreiben kann, ſondern glauben muß, Beſitzer und Sammlungsvorſteher haben nach beliebigen Namen geordnet, wie es zu geſchehen pflegt. — Dem ſey aber wie ihm wolle, von Holbein dem ältern ſind rühmliche Gemälde vorhanden, und es iſt allerdings anzunehmen, daß der Vater der erſte und ſorgſamſte Lehrmeiſter des Sohnes geweſen ſey, und ihn zu ſeiner Schule

---

1) Chr. v. Mannlich Beſchr. der Gemälde in München ꝛc.

2) Göthe, über Kunſt und Alterth. I. 60.

erzogen habe, von der man noch Spuren genug in deſſen frühern Werken antrifft; wiewohl er, wie man ſpäter ſehen wird, auf dem hergebrachten Lehrwege nicht ſtehen blieb, ſondern eine eigne Bahn einſchlug, wo er ſich mit mehr Freiheit bewegen konnte.

Holbein in Baſel.

Gemälde am Rathhauſe.

Je tiefer man über Leben und Wirken eines bedeutenden Menſchen nachforſcht, deſto mehr Widerſprechendem und Unerklärlichem begegnet man, ſo daß es zuweilen conſequenter ſcheint, zu glauben, der Menſch habe gar nicht gelebt, als ſo wie die Nachrichten lauten. Kein Evangeliſt konnte es dem Zweifel recht machen; kein Biograph wird es je können, um ſo viel weniger, je mehr er bloß der Wahrheit Zeugniß geben, und nicht durch Dichtung ergänzen will, was jedes menſchliche Leben unergründliches und jede Geſchichte unglaubliches hat. Hierzu kommt noch bei Holbein das Mangelhafte in den Nachrichten; denn wiewohl Manche über ihn geſchrieben, ſo haben doch alle Deutſche und Engländer, von denen man noch das Gründlichſte hätte erwarten ſollen, ihre Kunde von ſeinem

Leben aus Mander, Patin, Sandrart und Iſelin genommen, das Einfache in dieſen Erzählungen willkührlich ausgeſchmückt, und das Zweifelhafte als Gewißheit hingeſchrieben. Zudem ſind jene vier Gewährsmänner, wie man zum Theil ſchon geſehen hat, über Manches ſelbſt nicht gleicher Meinung.

Wenn man der Sage Glauben beimißt, daß der Vater Holbein bei dem Bau des Rathhauſes, deſſen Erneuerung von Grund aus 1508 begonnen, und kaum 1521 vollendet war [1]), als erſter Malermeiſter ſey angeſtellt worden, ſo muß dieſer Bau, der außen und innen mit Mauergemälden verziert wurde, Beſchäftigung auf Jahre lang gegeben haben, wobei der Sohn als Knabe und Jüngling Gelegenheit genug hatte, ſich in allem, was zu ſeiner Kunſt erforderlich war, zu üben. Leider aber iſt von dieſer Arbeit des Vaters und des Sohnes wenig mehr auf uns gekommen, weil alles durch Feuchtigkeit der Mauer zu Grunde gegangen, oder im folgenden Jahrhundert übermalt worden iſt. Jedoch ergiebt es ſich aus alten Berichten und neuern Nachſpürungen, daß wirklich beträchtliche Malereien von dem jungen Holbein müſſen vorhanden geweſen ſeyn. Wurſteiſen ſchreibt, daß der

---

[1]) P. Ochs, Geſch. der Stadt Baſel. V. 396.

Verſammlungsort des großen Rathes noch zu ſeiner Zeit mit Gemälden von dieſem großen Künſtler geſchmückt war [1]. Dieſer Bilder gedenkt auch noch Charles Patin hundert Jahre ſpäter, indem er bei dem Verzeichniß der Werke Holbeins anführt, daß oben im Rathhauſe drei Wände mit Geſchichten von ihm bemalt ſeyen. In den neuern Zeiten von Peter Ochs 1796 [2]) war nichts mehr davon zu ſehen, und ihr Platz mit einem grünen Tuch überhangen. Erſt im Jahr 1817 wurde bei Anlaß einiger Abänderungen im großen Rathſaale die Entdeckung eines großen, hinter alten Tapeten verſteckten Mauergemäldes von Holbein, mit der Jahreszahl 1521, gemacht, das zwei Abtheilungen hatte. „Auf der Einen ſieht man „die Geſchichte des M. Curius Dentatus der bei einem „Feuer ſein Eſſen kocht, indeſſen ihm die Samnitiſchen „Geſandten Schüſſeln mit Geld darbieten. Dieſe ganze „Vorſtellung hatte aber ſo ſehr gelitten, daß ſich nur mit „Mühe ein Umriß davon nehmen ließ; hie und da fanden

---

[1] Epitome historiae Basiliensis, aut. Chr. Urstisio, 8. Basil. 1577. In supremo coenaculo, ubi Holbeinii celeberrimi Germaniae Apellis (cujus exactum artificium Belgis atque Anglis etiam admirabile fuit) selectissimarum rerum picturae visuntur, maximum totius urbis consilium, viris supra 250 constans, considet.

[2] Geſchichte von Baſel. V. 400.

„ſich noch einige beſſer erhaltene Fragmente, die unverkennbar Holbeins Pinſel und Meiſterhand verrathen. „Der andre kleinere Theil iſt etwas beſſer erhalten, und „zeiget den Zaleucus und ſeinen Sohn, denen die Augen „ausgeſtochen werden. Mehrere charakteriſtiſche, ſehr beſtimmt gezeichnete, ſprechende Köpfe zeichnen ſich noch „aus. Auf den andern Wänden dieſes Saals befanden „ſich ebenfalls Gemälde, von denen man aber nur noch „wenige Spuren bemerkt.“ 1) — Als Belege dieſer Originalſtücke zeigen ſich auf der öffentlichen Bibliothek noch die in Tuſch ausgeführten Zeichnungen zu denſelben, woraus man wenigſtens auf die kecke Zeichnung und den Reichthum der Compoſition des alten Kunſtwerkes ſchließen kann 2).

---

1) Aus dem Bericht eines ſachkundigen Freundes.

2) Die Birmanniſche Kunſthandlung in Baſel hat, zuſammengenommen aus dieſen Zeichnungen und den Uebleibſeln der Gemälde ſehr genaue Copien in Waſſerfarben ausführen laſſen, und denſelben noch eine dritte, ebenfalls nach einer ſolchen Handzeichnung beigefügt, die überſchrieben iſt: Charonda Tirius (Charondas Thurius), der ſich, ſeinen eignen Geſetzen ein Genügen leiſtend, mit dem Schwerte durchbohrt. — Solche drei ernſte Züge aus der Geſchichte, wie das Beyſpiel von M. Curius, Zaleucus, und Charondas, der erſten Behörde von Stadt und Land in ihrem Verſammlungsſaal beſtändig vor Augen geſtellt, zeigen, daß es der Obrigkeit um ſtrenge Handhabung des Rechts aufrichtig zu thun war, und ſie können auch

Das Schickſal war aber dieſen Arbeiten nicht günſtig, habe nun die Schuld an der Malerei ſelbſt, oder an der feuchten Mauer gelegen, denn ſchon 1579 fand es ſich, „daß das große Stuck der holbeiniſchen Gemählden, ſo im „obern Saal gemahlet ſind, vom Wetter wüſt geſchändet, „und zu beſorgen, mit der Zeit gänzlich abfallen werde, „wesnahen Hans Bockh der Mahler beſtellt wurde, er „ſollte daſſelb auf Tuch mit öhlfarben auf das allerfleiſſigſte conterfehen und nachmahlen“ [1]. — Er malte daran 26 Wochen von Morgen bis in die Nacht, und führt an: „daß unter allen Holbeiniſchen Saalſtucken dieſes „nicht allein das größte, ſondern auch das mühſamſte ſey, „als welches neben Landſchaften bei hundert Angeſichter „ganzer oder doch zum Theil deutlich angezeigter und ausgemahlter Mannsperſonen inhalte, die er alle, neben vielen Roſſen, Wehren und anderm, ſtück für ſtück abconterfeten müſſen, und zwar mit Oehlfarben, welche weiſe

---

nicht wohl ohne einige gute Wirkung geblieben ſeyn. Würde man dieß in unſrer Zeit auch wieder verſuchen, ſo fänden, wenn auch Geſetzgeber und Richter keiner ſolchen Erinnerungen bedürften, wenigſtens die Maler bedeutende Beſchäftigung, und wären weniger im Fall, ſich bloß mit kleinen Gegenſtänden abzugeben.

[1] Abſchrift aus dem Archiv zu Baſel. Nebſt Supplication Hans Bockhen des Malers, 23 Novemb. 1579.

„zu mahlen zweymahl mehr Arbeit nimmt, denn andre
„Gemähld auf naß Tünch oder mit Leimfarben, u. ſ. w. —
„Er glaubt daher mit Billigkeit und unterthänigem Ver-
„trauen hundert Gulden mit dieſer Arbeit wohl verdient
„zu haben."

Dieſe Nachbildung von Bock wurde nun über das verdorbene Original im Rathſaale aufgezogen, muß ſich aber auch nicht lange gehalten haben, indem nicht nur keine Spur mehr davon anzutreffen iſt, ſondern der verderbliche Platz ſeitdem zu wiederholten Malen mit Tuch hat müſſen überzogen werden. — Wer bedauert nicht den Verluſt von ſo vieler Kunſt und großer Arbeit! Welch ein Schatz für Baſel, wenn auch nur dieſe Copien hätten erhalten werden können!

Auch die vielen, ſowohl auswendig als inwendig in dem Hofe und den Gängen des Rathhauſes auf den Mauern angebrachten Malereien ſind nicht mehr, was ſie urſprünglich geweſen, indem ſie mehrmals umgearbeitet worden. Zufolge einer Inſchrift oben an der Rathstreppe geſchah die Verfertigung und Erneuerung derſelben in den Jahren 1510, 1610, 1710 und 1760; ihre Anzeige gehört alſo nicht hieher. Einzig des ſogenannten jüngſten Gerichts, das oben an der Treppe zu ſehen iſt, muß hier Meldung geſchehen, weil Reiſebeſchreibungen deſſelben als einer Arbeit aus Holbeins Zeiten gedenken, und weil viel Aufhebens davon, als von einer Pictura Lutheranissima ante Lutherum gemacht worden, da ein Pabſt darauf vorkommt, der nebſt andern Geiſtlichen und Kloſterleuten in die Flammen der Hölle verſinkt [1]). — Ungeachtet jener Inſchrift aber, (die von ſpäterm Datum 1710 iſt, wo die Gemälde zum zweiten Mal aufgefriſcht wurden) kann dieſes Bild nicht ſchon 1510 verfertigt worden ſeyn, denn erſt 1508 wurde der alte Bau des Hauſes niedergeriſſen [2]), und der neue, laut allen Nachrichten, lange nicht ſo geſchwind hergeſtellt, daß man ſchon das zweite Jahr darauf die innern Gänge hätte bemalen können. Ueberdieß ergibt ſich aus vielen in den Stadtarchiven noch aufbewahrten Rechnungen, Suppliken und Schriften, daß in den Jahren 1609 und 1610 Hans Bock und ſeine Söhne (das Rathsbuch nennt ihn den kunſtreichen Maler) mehrere Hiſtorien am Rathhauſe malten, worunter auch das jüngſte Gericht namentlich angeführt iſt. Nirgends aber findet ſich in allen dieſen Schriften, daß Bock dieſe Gemälde bloß erneuert oder wieder übermalt habe. Wenn alſo in dieſem jüngſten Gerichte der Pabſt unter den Verdammten erſcheint, ſo wäre das an einem Erzeugniſſe von 1610 nichts wunderbares aus katholiſchen, ſondern etwas gewöhnliches aus proteſtantiſchen Zeiten [1]).

---

[1]) Staatskluge Conjecturen darüber macht auch Ochs in ſeiner Geſchichte von Baſel. V. 275.

[2]) Urstisii Epitome etc. p. 346. nach Ochs ꝛc.

„Hundert Jahre ſpäter, 1710, wurde ein Accord geſchloſſen mit Benedict und Hans Georg Becker, Gebrüder, wie auch Andreas Holzmüller und Jacob Steinbüchel, alle vier Bürger und Mahler zu Baſel, wegen Erneuerung der Gemählde vor, in und unter dem Rathhaus — und ſollen die Arbeit dem alten Riß nach ordentlich und fleiſſig verfertigen [2]).“ — Hier iſt alſo von Auffriſchung der Gemälde die Rede; oben nicht.

Zwölf gemalte Fenſterſcheiben des vordern Rathſaales, mit den Wappen und Schildhaltern der zwölf Cantone, ſollen hier auch berührt werden, da ſie wegen ſchöner Zeichnung und Farbenpracht von vielen dem Hans Holbein zugeſchrieben werden. Sie würden ihm auch allerdings keine Schande machen; allein ſie können nicht von ihm hekrühren, da ſie älter ſind, wie dieß die Jahrzahl 1501, die der Schild von Solothurn hat [1]), desgleichen der Umſtand darthut, daß Appenzell, welches erſt 1513 in den eydgenoſſiſchen Bund trat, noch nicht dabei iſt; mithin auch hierdurch ihr früherer Urſprung erhellet.

---

[1]) Aber auch aus katholiſchen Zeiten wäre dieſe Vorſtellung zu rechtfertigen. Was will ſie anders ſagen, als daß kein Sünder verſchont bleibe am Tage des Gerichts, wenn er auch Pabſt oder Cardinal geweſen wäre. Dergleichen derbe Belehrungen waren in jener Zeit eben nicht ſelten, man findet ſie noch hie und da. Fiorillo (Geſch. der zeichn. Künſte in Deutſchland. I. 305. II. 198 ꝛc.) führt dergleichen mehrere an, wo alle Menſchenklaſſen, geiſtliche und weltliche, in der Feuersglut zu ſehen ſind; nur kein jung Kind, wie ſchon Luther bemerkt hat. Die alten Steinmetzen erlaubten ſich wohl noch ſtärkere Sachen an Thürmen und Kirchen. — Jetzt iſt man auch in Baſel höflicher geworden, indem bei der neuſten Reſtauration des Gemäldes der Pabſt zwar noch im Feuer ſtehen geblieben, jedoch ohne Krone. (Schweiz. Monatschronik. 1825. No. 12.)

[2]) Nach archivaliſchen Schriften.

---

[1]) Ochs Geſchichte ꝛc. III. 218.

Holbein in Baſel.

Paſſion.

Zu den Holbeiniſchen Gemälden des Rathhauſes dürfte auch die berühmte Paſſion gezählt werden, die, ſollte ſie gleich anfänglich nicht für jenes Gebäude gemalt worden ſeyn, doch von jeher, das heißt, ſo lange man etwas beſtimmtes davon weiß, beſtändig daſelbſt aufbewahrt, und erſt 1776 auf die öffentliche Bibliothek zu den andern Werken des Meiſters verlegt wurde. Ueber den Ort, für den das Gemälde urſprünglich gemacht worden, iſt man in Baſel ſelbſt nicht einig. Ochs[1]) nimmt zuverſichtlich die Capelle des Raths, jetzt die hintere Canzley genannt, dafür an. Spätere Unterſuchungen[2]) aber ſollen zeigen, daß dieſer finſtere Ort nie eine Capelle geweſen, und erſt in den Jahren 1534 bis 1537 erbaut, und zur Verwahrung älterer Standesſchriften gebraucht worden ſey. Es iſt auch für kein Gemälde hinlängliches Licht da.

---

[1] Geſchichte ꝛc. V. 399.

[2] Mittheilung aus der Regiſtratur.

Nach einer andern Meinung 1) ſoll dieſe Paſſion ehedeſſen als ein Altarblatt in der Münſterkirche aufgeſtellt geweſen, und bei dem Bilderſturm 1529 vom Untergang gerettet worden ſeyn.

Für die Kunſt kann dieſe Streitfrage von keinem Belang ſeyn, inzwiſchen mag man doch gern von berühmten Gegenſtänden alles wiſſen, was auf die Spur ihres Urſprungs leitet; und hier um ſo viel mehr, da in neuern Zeiten, wo die alte deutſche Kunſt ein Gegenſtand umſtändlicher Unterſuchung geworden iſt, ſich ſchon Stimmen vernehmen laſſen 2), die gegen das Recht der Vaterſchaft Holbeins zu dieſem Bilde Zweifel erregen, indem ſie daſſelbe älter, wohl gar nur zu einer Copie machen wollen.

Die Geſchichte iſt auf acht zuſammen verbundenen Tafeln, von etwas mehr als Fußlänge vorgetragen. 1. Oehlberg. 2. Gefangennehmung. 3. Hoher Prieſter.

---

1) Statutarium Basiliense etc. 3 Tom. Fol. Manuſcript von J. J. Huber, Pfarrer zu Siſſach; einem gründlichen Sammler von Basler Sachen.

2) Mündlich nur, aber aus bedeutenden Quellen.

4. Geiſelung. 5. Verſpottung. 6. Ausführung. 7. Kreuzigung. 8. Grablegung. Alles in reicher Zuſammenſetzung, mannigfaltigem Leben, und äußerſt fleißiger Vollendung, mit einer beſondern Geſchicklichkeit, die Farben in höchſter Lebhaftigkeit und dennoch in milder Harmonie zu erhalten. Nicht blos techniſch iſt das Verdienſt dieſer Tafeln, auch ein geiſtiger Ausdruck zeigt, daß der Maler empfunden, was er gemacht. Gleich in dem erſten Felde iſt die Angſt und das heiße Flehen des Menſchenſohnes ſehr gut dargeſtellt; ſeine ganze Stellung iſt Gebet, und auf ſeinem Geſichte zeigt ſich das Leiden eines von der Welt verlaſſenen, und mit unerhörter Sehnſucht nach himmliſchem Troſte ringenden. — So ließen ſich auch aus den übrigen Vorſtellungen manche geiſtreiche Motive herausheben; aber langweilig ſind auch die ſchönſten Worte, womit man ein Gemälde anſchaulich machen will, weil ſie doch nie ein Anſchauen geben, und am widrigſten (kaum an begeiſterten Schriftſtellerinnen erträglich) iſt ein ſentimentaler Erguß darüber. — Sandrart, der wenigſtens verſtand was er ſagte, und darum auch verſtändlich iſt, wenn er ſich gleich nach ſchlechter Schreibart ſeiner Zeit ausdrückt, ſahe dieß Stück etwa hundert Jahre nach Holbein, und erklärt es für das vollkommenſte Werk ſeiner Hand. Er beſchrieb es dem Churfürſten Maximilian von Baiern ſo

vortheilhaft, daß dieſer im Jahr 1641 einen Abgeordneten nach Baſel ſandte, um daſſelbe für jeden Preis zu erhandeln. Der Abſchied des Raths lautet: „Es ſolle dieſer „Abgeordnete mit aller Freundlichkeit abgewieſen, beneben „ihm der Wein verehrt, und durch etliche Herren Geſell„ſchaft geleiſtet worden[1]).“

Patin ſagt im Leben Holbeins, der Churfürſt habe einige tauſend Thaler dafür gebeten, und anderswo redet er von zwanzig tauſend[2]).

Iſelins Lexikon meldet, ein Churfürſt von Baiern habe ehemals für dreißig tauſend Gulden Salz dafür geben wollen.

G. Bürnet[3]) ſchlägt das Gemälde auf zehntauſend Thaler an. — Der Verfaſſer von l'état et les delices de la Suisse fügt noch hinzu, daß verſchiedene Fürſten ſich angelegen ſeyn laſſen (souhaité ardemment) zu Beſitze deſſelben zu gelangen.

Dieſe hohe Werthſchätzung flößte dem Rath zu Baſel

---

1) Nach einem Auszuge des Protokolls vom 4 October 1641.

2) Relations historiques etc. C'est a mon sens un des plus beaux tableaux du monde, et je ne m'etonne pas que le deffunt Electeur de Baviere en ait offert a la ville pour vingt mille écus de sel.

3) Lettres and travels.

eine ſolche Sorgfalt für dieß Kunſtwerk ein, daß man dem Mitbürger Matthäus Merian nicht geſtatten wollte, daſſelbe durch ſeinen geſchickten Sohn copieren zu laſſen, um, wie ſeine Petition lautet: „ſelbiges in Kupfer zu „bringen, dem Magiſtrat zu dediciren, und damit „durch ganz Europa bekannt zu machen [1])." — Eine ähnliche Verweigerung erhielt im Jahr 1718 der Prätor Klinglin von Straßburg, wobei zugleich das alte Verbot erneuert wurde: „dergleichen Copien zu bewilligen, zur „Vermeidung meiner gnädigen Herren höchſter Ungnade [2])."

Obgleich von der Entſtehung des Gemäldes keine weitere Nachweiſung gegeben werden kann, ſo ſieht man doch, daß über die Holbeiniſche Originalität deſſelben bis auf gegenwärtige Zeit nie Zweifel gewaltet habe. Es wollen auch Leute, die Kenner und Maler ſind, in dem Charakter des Pinſels eine unbeſtreitbare Gleichförmigkeit mit andern Arbeiten Holbeins, beſonders mit der Lais Corinthiaca finden. Zudem deutet es wenigſtens auf einen Basler Künſtler hin, daß in einer der Vorſtellungen ein Theil

---

1) Rathserkenntniß von 1642.

2) Ochs Geſchichte ꝛc. VII. 460. — Die Birmanniſche Kunſthandlung in Baſel läßt jetzt eine Copie für den Steindruck nehmen.

des uralten St. Pauls- (Spalen-) Thors abgebildet ſeyn ſoll.

Außer dieſem Oehlgemälde ſiehet man auf der Bibliothek noch eine andre Vorſtellung der Leidensgeſchichte, auf zehn bogengroße Blätter mit der Feder meiſterhaft geriſſen, und mit chineſiſcher Tinte breit und kräftig ausgeführt. Dieſe wird dem Holbein wohl niemand abſprechen. Darin aber zeiget ſich, wenn ſchon meiſt andre Gegenſtände der Geſchichte gewählt, oder die nämlichen verſchieden behandelt ſind, doch ſo viel ähnliches im Ausdruck der Köpfe, und in der Stellung und Handlung der Figuren, wie auch in der Tracht, daß man dieſe Uebereinſtimmung als einen Beweis der Holbeiniſchen Echtheit jenes Gemäldes anzuſehen, ſich wenigſtens ſo lange berechtiget halten darf, bis hinlängliche Belege dargebracht ſind, die Ehre dieſes Schaffens einem andern Meiſter mit Sicherheit anzueignen, welches jedoch ſchwer halten möchte.

Chriſtian von Mechel hat dieſe Reihe von getuſchten Blättern zu ſeinem Holbeiniſchen Werke ſtechen laſſen; es iſt aber eine ſchlechte Ueberſetzung.

Zwar nicht zu dieſer Folge gehörend, aber noch übereinſtimmender mit dem künſtleriſchen Gehalt der gemalten Paſſion iſt eine große Zeichnung in Tuſch auf blau Papier mit weiß ſchraffirten Lichtern, die Ausführung

Chriſti vorſtellend; eine zierliche Compoſition, und auf das fleißigſte vollendet.

Man kennt noch eine Martergeſchichte des Erlöſers, die Holbein auf mehrere kleine Blätter als eine Satyre gegen das Mönchsthum zeichnete; davon wird ſpäter die Rede ſeyn.

Holbein in Baſel.

Jugend-Gemälde.

Die erſten jugendlichen Arbeiten Holbeins, die bekannt geworden, möchten allerdings die zwei Köpfe ſeines Vaters und Oheims ſeyn, die Sandrart, mit der Jahrzahl 1512, beſeſſen, und in ſeine Akademie hat ſtechen laſſen, wenn ſie nicht dem Ausſehen und der Bezeichnung nach Mißtrauen erregten.

Von den frühzeitigen Werken aber, welche Patin in das Jahr 14 und 16 jenes Jahrhunderts ſetzt, und um welcher willen er des Künſtlers Geburt um drei Jahre verrückt, ſind noch mehrere in Baſel vorhanden. Die Feſchiſche Kunſtkammer 1) enthält von 1513, alſo aus dem fünf-

---

1) Jetzt mit der öffentlichen Bibliothek vereinigt.

zehnten Jahre Holbeins, jenes in Oehl gemalte Bildniß und die Handzeichnung, von denen ſchon oben Erwähnug geſchehen. Ebendaſelbſt ſind zwei zierlich gemalte Köpfe, die Holbeins Zeichen und die Jahrzahl 1516 haben, Bürgermeiſter Jakob Meier und ſeine Frau Anna Schekenpürlin, welche beide Mechel hat ſtechen laſſen [1]). Dabei finden ſich zwei gleichzeitige und gleichgroße Copien, die aber ſo gut ſind, beſonders die Frau, daß ſie den Originalen gleich kommen. Es gehören auch dazu die Zeichnungen mit farbigem Stift dieſer zwei Köpfe, die unter die ſchönſten Holbeiniſchen Handriſſe gezählt werden; aus welchen ſich auch ergibt, daß es ſchon von früher Jugend an Holbeins Uebung geweſen iſt, ſich von den Bildniſſen, die er zu malen hatte, ausgeführte Entwürfe in trocknen Farben zu machen, wie dergleichen nachher in Kenſington ſo viele aufgefunden worden, und auch hin und wieder in Cabinetten anzutreffen ſind.

Dieſer Jakob Meier, ſeiner Zeit ein viel wirkender, und dem Ausdrucke ſeines Geſichts nach, ein derbkluger Mann, ſtand eine Zeitlang in großem Anſehen in Baſel, und wurde öfters von Holbein gemalt [1]. Der Kunſthändler von Mechel beſaß einen halblebens großen Kopf in Oehl, den er für einen Thomas Morus hielt, und als ſolchen ſtechen ließ [2]. Dieſer iſt kein andrer, als eben derſelbe Jakob Meier, wovon man augenſcheinlich überführt wird, wenn man dieſen vermeinten Thomas Morus, der von vornen gemalt iſt, mit dem Profilkopfe des Jakob Meiers vergleicht. Augen, Falten, und die dicke Naſe, der Mund, der fette Hals, das Haar, alles zeiget ein und daſſelbe Geſicht.

---

[1]) Oeuvre de Jean Holbein, par Chrétien de Mechel. 3me partie. 1790.

Auch das berühmte Dresdner-Gemälde, das lange für eine Abbildung der Familie Morus gehalten wurde, ſtellt dieſen Bürgermeiſter Meier mit Frau und Kindern, zu den Füßen der heiligen Jungfrau knieend, vor. Da dieſes Bild für eine der erſten Zierden der Gallerie in Dresden angeſehen wird, ſo mag wohl eine kurze Geſchichte deſſelben [1]) hier nicht außer Platz ſeyn: Ein Abkömmling dieſes Jakob Meiers verkaufte, von Noth getrieben, das Familiengemälde an den königlich Schwediſchen Agenten Michael Le Blond von Amſterdam um tauſend Thaler. Dieſer überließ es mit dreifachem Gewinn an den Kaufmann Loeſert, durch den es an die Königin Maria von Medici kam, die ſich damals in den Niederlanden aufhielt. Nach ihrem Tode kaufte daſſelbe ein vornehmer Holländer, und übertrug es nachher vermächtnißweiſe aus Freundſchaft dem Hauſe Delfino in Venedig, wo es lange feil ſtand, anfangs um 1500, ſpäter um 400 £ Sterling [2]). Zuletzt wurde es durch den Grafen Algarotti für die königliche Sammlung in Dresden erkauft [3]). — Ochs [4]) widerſpricht der Meinung, daß dieſes Stück erſt 1532 während Holbeins (vermeinten) Aufenthalt in Baſel ſey gemalt worden, weil es eine ſolche gottesdienſtliche Handlung vorſtelle, die damals in dem reformirten Baſel nicht mehr ſtatt haben konnte; er ſchreibt es demzufolge frühern Jahren zu. — Man hat davon einen Kupferſtich von Chr. Fr. Boetius in Dresden.

---

[1] Er hieß Jakob Meier zum Haſen, um ihn von zwei andern Bürgermeiſtern, Jakob Meier zum Hirſchen und Adelbert Meier, die in der Reformation thätig waren, zu unterſcheiden. (Ochs. V. 395.) Er wurde ſpäter wegen bürgerlicher Zwiſtigkeiten vom Regiment entfernt. (Ibid. 395.)

[2] Im oben angeführten Werk. Er verkaufte ſolchen nach England, daher heißt es unter dem Kupferſtiche: ad picturam Londini prostantem. — Auch Lavater nahm ihn als einen Th. Morus. in die franzöſiſche Phyſiognomik auf.

---

[1]) Aus gedruckten und handſchriftlichen Nachrichten zuſammengetragen, hauptſächlich aus Humanae industriae monumenta etc. opera Rem. Feschii. Fol. Msc. auf der Basler Bibliothek.

[2]) Anecdotes of painting etc. by Hor. Walpole. art. Holbein. — For the colouring, ſagt Walpole, der es daſelbſt 1741 ſah, it is beautifull beyond description, and the carnations have that enamelled bloom so peculiar to Holbein, who touched his works till not a touch remained discernible.

[3]) Fiorillo, zeichn. K. in Deutſchland. II, 390.

[4]) Geſchichte von Baſel. V. 89.

Noch ſind auf der öffentlichen Bibliothek mehrere Paſtellzeichnungen, dieſen Bürgermeiſter und die Seinigen vorſtellend, Meiſterſtücke von Natürlichkeit und Wahrheit. Man hält ſie für Studien zu dem Gemälde, wiewohl einzig der Kopf des Vaters in demſelben der Zeichnung gleichförmig angebracht iſt; die andern Figuren ſind in Kleidung und Stellung ganz verſchieden.

Der Aushängeſchild eines Schulmeiſters, den Holbein in ſeinem achtzehnten Jahre malte, zeigt, daß ſich der junge Künſtler jede Arbeit gefallen laſſen mußte, die ihm aufgetragen wurde. Dieſer Schild vom Jahr 1516 iſt noch auf der Bibliothek aufbewahrt, und Holbein dachte wohl nicht daran, als er ihn machte, daß er nach dreihundert Jahren noch unter die Schätze Baſels werde gezählt werden [1]; auch wenn er ihn, wie einige meinen, für Obwald Müller, ſeinen Freund, gemalt hätte. Er war auf beiden Seiten bemalt, das Holz iſt aber ſpäterhin von einander geſägt worden, und macht jetzt zwei Stücke aus, Schulen vorſtellend, wo Größere und Kleinere elementariſchen Unterricht empfangen. Die Malerei iſt noch etwas unſicher, doch ſchon ganz von Holbeiniſcher Art.

---

[1] Die Einladung, welche oberhalb dieſer Schule angebracht iſt, verdient auch aufbewahrt zu werden, da ſie zu troſtreichen Vergleichungen mit unſerer Zeit Anlaß giebt, wo man das Unterrichtsweſen beſſer zu benutzen verſteht. Sie lautet: „Wer je-

Eine Geiſelung Chriſti, beinahe lebensgroß auf Tuch gemalt, die gleichfalls auf der Bibliothek gezeigt wird, gehört, zufolge Amerbachs Inventarium ſowohl als dem Augenſchein nach, zu ſeinen allerfrüheſten Arbeiten. Hat noch etwas Rohes in Behandlung der Farben, und Gemeines im Ausdruck. Die Hauptperſon heulet wie ein Gezüchtigter aus dem Pöbel.

Von ähnlicher Beſchaffenheit ſind die in Oehl auf Pa-

„mand hie der gern wolt lernen dütſch ſchreiben und leſen uff „dem allerkurziſten Grundt den jemand erdencken kan, dodurch „ein jeder der vor nit ein Buchſtaben kan, der mag kurzlich „und bald begreiffen, dodurch er mag von im ſelbs lernen ſein „Schuld uffſchriben und leſen, und wer es nit gelernen kan, ſo „ungeſchikt were den wil ich um nüt und vergeben gelehrt ha„ben, und ganz nüt von ihm zu Lohn nehmen, er ſyg wer er „woll, Burger oder Handwercksgeſellen. Frouwen und Junck„frouwen, wer ſein bedarff der kumm harin, der wird truwlich „gelehrt um ein zimlichen Lohn. Aber die jungen Knaben „und Maitlin noch den Fronvaſten, wie Gewonheit iſt. Anno „M.CCCCC.XVI." — Die Vorſtellung hat etwas ſo einfach-treuherziges, wie die Einladung.

vier gemalten Köpfe von Adam und Eva; allzu unidealiſch. — Bezeichnet H. H. 1517.

Hingegen ſind da, ebenfalls aus Amerbachs Nachlaß, und nach ſeiner Beſchreibung von den allererſten Arbeiten des jungen Malers, ein Jünglings- und Jungfrauenkopf mit Heiligenſcheinen, auf Holz gemalt, ausnehmend ſchön. Die jungfräuliche Heilige ſoll der Maria des Dresdner Gemäldes gleich ſeyn?

Mehrere kleine Kunſtwerke aus dieſer frühen Zeit, die ſich hier und in der Feſchiſchen Sammlung befinden, anzuführen, wäre zu weitläuftig. Eines aber von größerm Umfang, vier Fuß, fünf Zoll hoch, und vier Fuß, neun Zoll breit, eine Nachtmahlſcene auf Tuch gemalt, das Amerbach auch zu den erſten Erzeugniſſen des Jünglings zählt[1], darf nicht unberührt bleiben, weil nicht nur große Anlagen hervorleuchten, ſondern dieſe Anlagen ſchon wirklich in tüchtige Kunſt übergegangen ſind, und Holbeins freier Geiſt ſich da ſchon von dem Zwange der deutſchen Schule entfernt. Nicht daß alle Spuren jugendlicher Schwäche aus dieſem frühen Verſuche, Großes darzuſtellen, weggeblieben ſeyen; gegen das ſpäter gemalte Nachtmahl, das auch auf der Bibliothek zu ſehen, verglichen, mag noch manches, was blos von geübter Hand und dem practiſchen Geſchmack abhängt, ſchülerhaft und ängſtlich erſcheinen; die Gewänder ſind härter und eckigter gezeichnet, die Farben greller, die Anordnung unmaleriſcher, und alles mehr überladen und mühſam. Gleichwohl möchte es an geiſtigem Gehalt und Poeſie der Darſtellung den Vorzug verdienen, da ungleich mehr Feuer und wirkliche Handlung darin herrſcht. Es ſtellt den Moment vor, wo Chriſtus ſpricht: der dem ich dieſen eingetunkten Biſſen reiche, wird mich verrathen. — Der Herr hält wirklich mit dem Ausdruck dieſer Worte die Schüſſel hin, und Judas naht ſich ſtehend voll ſcheinbarer Frechheit, aber mit innerm Schrecken, welcher ihn zwingt, ſich unwillkührlich mit der einen Hand an dem vorſtehenden Stuhle zu halten. Seine ganze Figur und Stellung drückt den ſchrecklichen Gemüthsmoment, wo man das Bewußtſeyn der Schuld unterdrücken und die Angſt des Gewiſſens bergen will, ſo vortrefflich aus, als wenn Holbein dieſen Zuſtand einem überwieſenen, aber noch läugnenden Verbrecher vor Gericht abgeſehen hätte. Der feurige Petrus, der die Worte des lieben Meiſters gehört und dem Verräther zugeſehen hat, macht Fäuſte, wie einer der aus Liebe zu ſeinem Freunde, dem Unrecht geſchieht, ſich ſelbſt vergißt, um ihn zu ſchützen. Und ſo ſind alle Apoſtel mehr oder weniger in bedeutenden, zum Sinne des Gemäldes gehörigen Stellungen; den einzigen Johannes ausgenommen, der auf die ungeſchickteſte Weiſe, wie ein ſchläfriger Knabe, auf dem Schoße ſeines Lehrers ruht. Auch in der, freilich unſchicklichen doch nicht ganz ungewöhnlichen, Nebenvorſtellung der Fußwaſchung iſt die Verlegenheit Petri unübertrefflich ausgedrückt. Er läßt ſich zwar die Füße von dem Herrn und Meiſter waſchen, aber mit der Miene und körperlichen Haltung eines Menſchen, der vor Liebe und Ehrfurcht ſich nicht zu faſſen, und nicht wie ihm geſchieht, weiß.

---

[1] Opus pretiosum, etsi ab Holbenio admodum juvene elaboratum, ſagt auch Patin, in Vita Holb.

Hier muß nun auch Meldung des zweiten, ſo eben erwähnten Abendmahles ſtatt haben, wiewohl es wahrſcheinlich zehen Jahre ſpäter gemalt worden, denn der Unterſchied iſt auffallend. In dieſem zeigt ſich Harmonie, maleriſche Gruppirung, richtige Zeichnung, zarte Carnation, kurz alles was den geübten Pinſel verräth. Kenner behaupten, Holbein habe ſich hier am meiſten italiäniſcher Kunſt genähert; ſo daß in techniſcher Hinſicht dieſem Bilde allerdings der Vorzug gebühren mag. Aber Holbein ſcheint manchmal, im Vertrauen auf ſeine unvergleichliche Kunſtfertigkeit, den Geiſt der Erfindung nicht mehr, wie er hätte ſollen und können, hervorgerufen zu haben; eine Nachläſſigkeit, die ſich oft im Begleite wachſender Celebrität findet. Iſt einmal der Ruhm begründet, ſo wird das Talent durch den Beifall ſicher und zuverſichtlich, und je techniſch geübter es iſt, deſto leichter arbeitet es weg. Der erworbene Ruhm treibt und drängt zu neuen Werken; ſchnelle Arbeit läßt aber den Gedanken nicht Zeit genug, und ſo muß dann oft geſchmackvolle Manier und werkkünſtige Ausführung den Geiſt erſetzen, den nichts erſetzen kann.

In dieſem Gemälde iſt das Chriſtusgeſicht ohne große Bedeutung und flach, die Apoſtel ſind größtentheils, ungeachtet ihrer maleriſchen Attituden, ohne wahre theilnehmende Handlung, ohne individuellen Charakter; den Judas ausgenommen, der ſich aber zu ſehr auszeichnet, als ein in den niedrigſten Gedanken verlorenes und altgewordenes Schurkengeſicht, das der Maler nicht einmal abſcheulich genug machen zu können glaubte, und ihm deswegen noch ein rothes Haar und ein buntabſtechendes Gewand zugab, um die Schlangenfarben ſeiner Seele vollends zu bezeichnen.

Dieß Nachtmahl iſt auf Holz gemalt; drei Fuß, ſechs Zoll breit, und vier Fuß, drei Zoll hoch (nach unſicherer Angabe), iſt aber nicht mehr ganz, es fehlen mehrere Figuren, von denen man nur noch Hände und Füße ſieht. Es wurde in der geiſtlichen Bilderſtürmerei, im Februar

1529, nebſt unzähligen andern kirchlichen Kunſtſachen zerſchlagen. In welcher Kirche daſſelbe geſtanden, iſt nirgends zu finden. Wahrſcheinlich hat Bonifacius Amerbach die Bruchſtücke noch zu retten gewußt, wenigſtens befanden ſie ſich in ſeinen Händen, bis die Bibliothek ſeine Sammlung kaufte; ſie waren zwar wieder zuſammengeleimt, aber „unflätig," wie ſein Inventarium beſagt, und waren noch in dieſem Zuſtande zu Patins Zeiten, bis vor ungefähr fünfzig Jahren der geſchickte Joh. Niklaus Grooth die Stücke wieder ſo künſtlich vereinigte, daß man wenig Merkmale des Bruchs mehr findet; was aber verloren gegangen, war nicht mehr zu erſetzen.

In dieſem jugendlichen Alter muß Holbein auch das mit trockenen Farben gezeichnete Bild von ihm ſelbſt gemacht haben, das auf der öffentlichen Bibliothek aufbewahrt wird. Halb Lebensgröße, mit rothem Hut und grauem mit ſchwarzem Sammet verbrämten Kleide. Patin hat daſſelbe in ſeiner Ausgabe der Moria von Erasmus 1676, und Mechel in ſeinem Holbeiniſchen Werke ſtechen laſſen [1].

---

[1] Es iſt daſſelbe ſchöne und lebensfrohe Geſicht, das vorn an dieſer Schrift erſcheint. — Der Zweifel, den man hat aufwerfen wollen, ob dieß wirklich Hans Holbein ſey, wird durch die Aufzählung des Bildes in dem Amerbachiſchen Inventarium geho-

Von flüchtiger, aber auffallender, großartiger Zeichnung, iſt ein anderer Paſtell-Kopf in Lebensgröße ebendaſelbſt, mit einem breiten ſchwarzen Hut und gelbem Haar; ein ſchönes feines Geſicht, ganz die eigenthümliche Einheit der Züge ausſprechend, die Holbein auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe zu ergreifen und in ſeine Bilder zu bringen wußte. Man hat dieſen Kopf auch ſchon für Holbeins eigenes Porträt halten wollen, es hat aber mit allen andern, die man von ihm kennt, wenig Aehnlichkeit. Eher könnte es ein Bruder des Bonifacius Amerbachs ſeyn.

Mehrere meiſt kräftig und weich getuſchte Handzeichnungen daſelbſt ſind mit der Jahrzahl 1517 bezeichnet.

Es mögen auch zu Holbeins Jugendgemälden gezählt werden, zwei große Familientafeln von beſonderem Werthe, die in dem Rhelingiſchen Schloſſe zu Hainhofen aufbewahrt und im Jahr 1517 gemalt ſeyn ſollen [1]).

In Auctions- und Kunſthändler-Katalogen kommen mehrmals ſolche frühe Stücke Holbeins vor, zum Bey-

---

ben, die auch Remigius Feſch (Human. industr. monumenta. Msc.) beſtätigt.

[1]) Paul von Stetten, Geſchichte der Stadt Augsburg.

ſpiel in dem Verzeichniß deß Cabinets von G. Braamcamp 1771 war ein Porträt deß Grafen Chicheſter, daß um zweihundert holländiſche Gulden verkauft wurde, demſelben iſt die Jahrzahl 1515 beigelegt. Dergleichen Angaben beſtehen aber nicht immer mit der Prüfung.

Holbeins Lebensart in Baſel.

Solche Arbeiten, die noch bis zur jetzigen Stunde hochgeſchätzt werden, lieferte Holbein ſchon vor ſeinem zwanzigſten Jahre; gleichwohl ſoll er, wie Patin und Iſelin melden, in Baſel damals noch wenig Achtung genoſſen haben, und wie die gemeinen Maler behandelt worden, ja genöthigt geweſen ſeyn, um Tagelohn zu ſchaffen, um das liebe Brod zu erwerben. Bei einem jungen Menſchen ohne Unterſtützung, ohne reiche Gönnnerſchaft, der ſich durch ſich ſelbſt erheben mußte, läßt ſich dieß langſame Emporkommen wohl ohne weiteres begreifen, beſonders wenn man jene unruhige Zeiten der mailändiſchen Feldzüge, und die ungebundenen Sitten [1]) bedenkt, die den Künſten des Friedens abhold waren. Aber jene Schriftſteller ſchreiben die Urſache dieſer Vernachläſſigung des Künſtlers ſeiner Lebensart zu, der ſie, ohne Schonung, kraſſe Sinnlichkeit Schuld geben [1]). — Woher ſie das wiſſen, ſagen ſie nicht; vermuthlich durch Ueberlieferung, die ſo oft eine Halbwahrheit mit einem bunten Gewande der Erdichtung umhüllet. Es iſt eben nichts ſeltenes, daß ſpätere Erzähler, was ſie nur mit halbem Ohre vernommen, ins Uebertriebene ausmalen, als wenn es eine ausgemachte Sache wäre; und ſo hat man auch hier eine menſchliche Schwachheit, die bei Virtuoſen nicht ſo ganz ungewöhnlich iſt, mit allzugrellen Farben als einen Zuſtand permanenter Völlerei geſchildert, und dann, um die Sache einigermaßen wieder gut zu machen, die Vollkommenheit des Genies geprieſen, das nicht einmal eines anhaltenden Fleißes bedurft habe. — Das iſt aber nicht die Wahrheit, und kann nirgends her, wohl eher das Gegentheil, dargethan werden. Weder der frühere van Mander, noch der billige Sandrart, gedenken dieſes Vorwurfs; das nachtheilige Gerede mag wohl vernehmlich durch einen Scherz des großen Erasmus, wenn auch nicht den Anfang, doch ſeinen Beſtand gewonnen haben.

---

[1]) Eine ſcharfe Verordnung von 1516 klagt über die vielen und mancherlei aufrühreriſchen Händel, Schlägereien, Wundthaten und Todtſchläge, die ſeit etlichen Jahren ſich leider in der Stadt ereignet hätten. (Ochs Geſch. v. Baſel. V. 292.)

---

[1]) Temulentorum hominum consortio penitus immersus, ſagt Patin in Vita Holb. — und an einem andern Orte (Relations historiques etc.): C'etoit un brave homme, mais si gueux qu'il n'avoit pas quelquefois dequoy diner. — Der redſelige Mann giebt aber nirgends die Quelle ſeiner Nachrichten an.

Als nämlich Holbein eines Tages deſſen Lob der Narrheit, welches einige Jahre früher herausgekommen war, aber immer noch viel Aufſehen machte, mit ſeinem Freunde Oswald Müller von Luzern, der in Baſel Schulmeiſter war, durchging, und dieſer ihm den lateiniſchen Text erklärte, gefiel es ihm ſo wohl, daß er einige Figuren an den breiten Rand zeichnete, und ſolches mehrere Abende wiederholte, bis er das Buch mit drei und achtzig Federzeichnungen [1]), angefüllt hatte; unter dieſen Zeichnungen hatte er auch den Erasmus ſelbſt, ſchreibend an ſeinem Pulte angebracht. Erasmus, als er das Buch zu ſehen bekam, fand Wohlgefallen daran, ſcherzte über ſein Bild, kehrte aber das Blatt um, und ſchrieb als Widervergeltung zu einer der nächſtfolgenden Figuren, wo ein Zecher ein Mädchen umarmt, den Namen: Holbein. Da nun aber im Texte von einem epikuriſchen Schweine die Rede iſt, und auch dieſe Zeichnung tüchtig darnach ausſieht, ſo mußte dieß der arme Künſtler bei der Nachwelt ärger entgelten, als es Erasmus gemeint hatte, der wohl bei ſei-

---

1) Wovon weiter unten die Rede ſeyn wird.

nem Buche an die Nachwelt mag gedacht haben, bei dieſer Figurbenennung aber gewiß nicht. Was in einer aufgeweckten Stunde Erasmus in ein Exemplar ſeines Buches fallen ließ, hätte nicht ſo ernſtlich ſollen aufgenommen werden; und was der nüchterne ſtille Gelehrte an dem ſinnlichkräftigen jungen Maler auszuſetzen fand, mag allerdings ſeine ſubjective Richtigkeit haben, iſt aber noch kein Zeugniß grober Liederlichkeit [1]).

Aehnliche Geſchichten, die ihn als einen luſtigen Geſellen bezeichnen, hat zwar auch die Sage in Baſel aufbewahrt, und nach ihr haben ſchreibfertige Anekdotenſammler dieſelben wieder verbreitet Er habe, heißt es [2]), ſeine Schulden im Wirthshauſe zur Blume mit dem Bemalen einer Wand getilgt, und als er es zum zweiten Male thun, der Wirth aber ſolches nicht zugeben wollen, habe er die Rechnung mit Geld bezahlt, und die frühere Schuld auch, und dann die Malerei, welche dem Wirth viele Kunden zugezogen hatte, wieder ausgelöſcht. — Das widerlegt ſich ja von ſelbſt; hatte er Geld um die Schulden zu bezahlen, ſo brauchte er nicht ſeine Malerdienſte anzubieten; auch wird ein Wirth ſchwerlich etwas wegſchaffen laſſen, das ihm Kunden zuzieht.

---

[1]) Dürer malte das Wappen ſeines Freundes Pirkhaimer einem unzüchtigen Satyr auf den Rücken. (Derſchauiſch. Kunſtkabinet S. 7.) So könnte die Nachwelt auch Böſes von Pirkhaimer vermuthen, und aus dem Scherze bittern Ernſt machen.

[2]) Nach Mechels handſchriftlicher Sammlung.

Andre melden [1]), das Haus an der Eiſengaſſe, zum Tanz genannt, das von oben bis unten von Holbein bemalt war, und deſſen Bauerntanz noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts jedermann zur ergötzlichen Schau ſtand [2]), jetzt aber übertüncht iſt, ſey eine Schenke geweſen, und der Maler habe ſeine Weinſchulden mit dieſer Arbeit bezahlt. Zu dieſer Nachrede mag wohl der luſtige Bauerntanz, der auch dem Hauſe den Namen gab, Veranlaſſung geweſen ſeyn. Es war aber nicht dieſer Tanz allein an dem Hauſe angebracht, ſondern die ganze Vorderſeite des Gebäudes bis unter das Dach war mit palaſtähnlicher Architektur übermalt, reich und von mannigfaltiger Erfindung, wo Leute von zierlichen Geländern herab, oder hinter hohen Säulen hervor ſchauten, und wo auch M. Curtius angebracht war, wie er ſich in den Abgrund ſtürzt, wie ſolches Patin in ſeinem Verzeichniſſe Holbeiniſcher Bilder, und noch beſſer der trefflich in Tuſch ausgeführte Aufriß bezeuget, welcher in der Bibliothek aufbehalten iſt. So malt man keine Kneipe. Zudem meldet Theodor Zwinger[1]) beſtimmt, daß Holbein für dieſe Arbeit vierzig Gulden bekommen habe. — Sagte man nicht auch dem edeln Holzer nach, er habe ſeinen berühmten Bauerntanz in Augsburg malen müſſen, um damit Schulden der Schwelgerei im Wirthshauſe zu löſen? [2]).

---

[1] Patin, Relat. hist. — und nach ihm mehrere.

[2] De grands princes se pourroient faire honneur de ce travail, ſagt Patin.

Weiter erzählt man zum Behufe dieſer Anſchuldigung folgenden Schwank: Während er die Apotheke auf dem Fiſchmarkte gemalt, habe er ſich öfters auf die nahe gelegene Fiſcherſtube, wo guter Wein geſchenkt wurde, begeben, und damit dieß der Hausherr nicht merke, der öfters nach der Arbeit zu ſehen kam, habe er unterhalb des Gerüſtes ſeine herabhängenden Füße ſo wahr auf die Mauer hingemalt, daß man unten geglaubt, er ſitze wirklich dro-

---

1) Methodus apodemica. Basil. 1577. Domus privata in plateа ferri choream rusticam exhibet; a J. Holbenio XL. florenorum stipendio depicta. — Von dieſem Bauerntanz exiſtirt noch eine große Zeichnung in Waſſerfarbe von Wilhelm Stettler, die ſeit einigen Jahren in mehrere Hände gekommen, und für ein Original von Holbein ausgegeben wird.

2) Meuſels Miſc. artiſt. Inhalts. 26 Heft, 190 Seite, wo er aber von Bianconi gerechtfertigt wird, der noch mehrere Beyſpiele ähnlicher Andichtungen über berühmte Maler anführt.

ben, bis es endlich der Apotheker gemerkt und ſich beeilt habe, den Künſtler wieder aus dem Wirthshauſe zur Arbeit abzuholen. — Der Spaß iſt allerdings luſtig genug, ja leichtfertig, wenn man will, konnte aber auch ſtatt haben, ohne entſchiedene Liederlichkeit zu verrathen. Holbein mußte nun einmal Häuſer malen, und hatte als der beſte Maler wohl auch den beſten Lohn, für gute Bezahlung aber fordern die Leute auch fleißige Arbeit. Wer indeß, der mit der Kunſt und Künſtlern bekannt iſt, wird verlangen, daß ein Mann von Geiſt, der nichts ſchlechtes liefern will, den ganzen langen Tag auf einem offnen Gerüſte ſitze, und bei Sonnenſchein und Regen, bei Blendlicht wie bei falbem Nebel malen könne? Holbein mußte ſich alſo Zeit nehmen, ſich erholen; wenn er dann eben zu rechter Zeit einen guten Freund in die Weinſchenke wandern ſah, ſo folgte er nach. Dieß konnte nun freilich dem Hauspatron, der von gutem und ſchlechtem Lichte wenig wiſſen mochte, und von dem Bedarf des Malers nichts wiſſen wollte, nicht gefallen; noch weniger, daß er ihn, einen ehrenhaften Bürger, mit den herabhängenden Füßen zum Beſten hatte; er ſchalt und ſchrie über ihn, und die Nachbarn erzählten es lachend weiter, und Holbein fragte nichts darnach. So kömmt man in die Nachrede.

Doch wer will Anekdoten berichtigen; keine, die ausgezeichnete Menſchen betrifft, iſt unverkünſtelte Erzählung. Wenn jedoch mehrere dergleichen auf einen und ebendenſelben Charakterzug gehen, ſo iſt anzunehmen, daß etwas wahres daran ſey; und ſo wird wohl auch müſſen zugegeben werden, daß Holbein in der Kraft ſeiner Jugend, wie ſo manche Künſtler und gute Köpfe, denen die Arbeit leichter ward als andern, ſich dem Sinnegenuß oft zu feurig hingegeben, und den äußern Anſtand nicht ſo, wie es die Bürgerſitte erheiſchte, beobachtet habe. Wie oft halten genialiſche Jünglinge das Band der guten Geſellſchaft für eine ſchwere Kette, und ihren nothwendigen Zwang für Langeweile, und werfen ſich mit dem Uebergewicht ihres Geiſtes in die Arme der Ungebundenheit, wo es freilich luſtiger zugeht, weil hier keine blos äußerlichen Vorzüge gelten, wo ſich aber ebenfalls Ketten anhängen, die bald ſchwerer drücken, als jenes beſſere geſellſchaftliche Band, ſo läſtig es anfangs jeder originellen Kraft ſcheinen mag.

Oft genug mochten ihn auch abgeſchmackte Beſtellungen und Urtheile (welcher Künſtler hat nicht Erfahrungen davon?), leere Importanz vornehmer Perſonen, denen er aufwarten mußte, in den entſchädigenden Kreis luſtiger Freunde getrieben haben, mit denen er über alles dieſes lachen und ſeinen Verdruß vergeſſen konnte [1]). Von dem Umfang ſeiner Kunſt, von dem, was ſeinen bildenden Geiſt beſchäftigte, konnte er auch bei der höhern Claſſe wenig genug vernehmen. Wenn ſchon die Prachtliebe damals groß, ja vielleicht größer war, als jetzt, ſo ging ſie doch mehr auf Kleidung, Gold und Edelſtein, Pferde und militäriſchen Schmuck, als auf Gegenſtände des Geſchmacks. Ein Maler wurde noch nicht unter die großen Männer gezählt, und wenn es hoch kam, ſo hieß man ihn einen guten Meiſter, das heißt, ein tüchtiges Mitglied ſeiner Zunft, mit dem es niemand einfiel, von Effect, ſchöner Natur und Ideal zu ſprechen, ſondern eher, um ſeinen Lohn zu unterhandeln. Noch war der zahlreiche Adel Meiſter, und das friſche Andenken an Krieg, Scharmützel, Todtſchlag, Feuer und Beute, verſchloß die Herzen noch den ſanften Empfindungen friedlicher Künſte. Der werkthätige Künſtler war des Beiſtandes theoretiſcher Kenner beraubt, bei denen man ſich jetzt über alles Rath erholen kann. Selbſt die Gelehrten hatten noch keine Ausdrücke,

---

1) Rembrandt's face was a common one; he was careless in his dress, and kept low company. When, Said he, I wish to amuse myself, I avoid the company of the great, which puts a restraint upon me; pleasure consists in perfect liberty only. Seward's anecd. — Und doch war er fleißig und einer der Erſten. — Ein Beyſpiel ſtatt mehrerer.

das Kunſtverdienſt zu bezeichnen, und wenn ſie einen Maler erheben wollten, wußten ſie wenig mehr zu ſagen, als, er ſey ein zweiter Apelles, der mit der Natur wetteifre.

In ſolchen Verhältniſſen iſt es einem Manne von ausgezeichneter Geiſtesgabe nicht ſo gar übel anzurechnen, wenn er ſich zuweilen etwas erlaubt, das er hätte können bleiben laſſen, oder wenn er im Gefühle ſeiner Kraft die Bedeutſamkeit beſchränkter Köpfe nicht groß zu achten ſcheint, und meint, um die Freiheiten, die er ſich ſelbſt geſtattet, ſollte ſich niemand bekümmern, weil er ſich um die Freiheiten Andrer auch nicht bekümmert; wenn er in Folge deſſen der vergoldeten Mittelmäßigkeit und vornehmen Scheelſucht freiwillig aus dem Wege geht, und ſich deſto lieber hält an die Behaglichkeit der zwangloſen. — Wer Großes leiſtet, deſſen Lebensart kann wohl Schwachheiten zeigen, aber nie ganz verächtlich ſeyn.

War nun aber Holbein auf ſeinem herkuliſchen Scheidewege nicht ſo ganz von der ihm erſcheinenden Tugend bezaubert, daß er nicht auch noch einen Zug für die andre Dame gefühlt hätte, ſo folgt daraus noch nicht, daß er ſich dieſer mit Ausſchluß der Erſtern unbedingt in die Arme geworfen habe. Denn wenn Fleiß und Beharrlichkeit zur Tugend gehören, ja die Bedingungen derſelben ſind, ſo kann kein Zweifel mehr walten, auf welche Seite Holbein zu ſtellen ſey. Auch mit dem größten Genie wie hätte er im Müſſiggange des Leichtſinns die Menge von Werken liefern können, von denen man nach dreihundert Jahren noch weiß, und von welchen man auf die verloren gegangenen ſchließen kann; und wie wollte er ohne anhaltendes Studium 1) zu dieſer mannigfaltigen Kunſt, und hauptſächlich zu der ſo äußerſt fleißigen Ausarbeitung gekommen ſeyn, die ſich in ſeinen meiſten Bildern findet. Liederliche Künſtler von Geiſt haben gewiß ſelten dieſes Detail der Ausarbeitung im Großen, dieſes con amore des Fleißes, dieſe Reinlichkeit eines zarten Pinſels, wie Holbein.

Frobenius, Amerbach, Erasmus, die ſo viel auf Sittlichkeit hielten, wären auch ſchwerlich die Freunde und Gönner eines ſittenloſen Praſſers geweſen. War er arm, ſo war es Mangel an Arbeit und elende Bezahlung, was ihn arm machte; das ſagt ja auch Erasmus deutlich in dem Empfehlungsſchreiben, das er ihm auf die Reiſe mitgab; er nennt ihn einen ausgezeichneten Künſtler, und fügt hinzu, da in Baſel die Künſte darben, ſo gehe er nun nach England, um ſich einiges Geld zu ſammeln. —

---

1) Labour and pains are required and Time, to cultivate a natural genius, ever so apt or forward. Shaftesbury.

Dieſe Umſtände zwangen ihn auch, jede Arbeit zu übernehmen, die ihm aufgetragen wurde; er malte auf Kalk, wie in Oehl und Waſſerfarben, an Tiſchblättern ſogar übte er ſeine Kunſt, dergleichen eines, ſinnreich mit der Geſchichte des Niemands bemalt, lange in Zürich aufbewahrt wurde [1]); er zeichnete für Goldſchmiede, Kupferſtecher, Glasmaler, Baumeiſter und Formſchneider, ja man behauptet, daß er ſelbſt in Holz geſchnitten habe, wovon ſpäter die Rede ſeyn wird.

---

[1]) Füeßli, Geſch. der Künſtler in der Schweiz. I. 30.

Holbeins Frau und Kinder.

Er muß frühe in unüberlegſamer Jugend geheirathet haben, ſpäter hätte er ſich vielleicht länger beſonnen; das Beyſpiel anderer, das in dieſem Punkte nicht ſchwer aufzufinden iſt, hätte ihm zeigen können, daß Hausſorgen einem Künſtler, der nicht reich iſt, ſo wie jedem, der mit Geiſtesarbeit ſein Brod verdienen muß, ſchwer auf dem Halſe liegen. Auch das weibliche Weſen, das ſich ihm ergab, hätte dieß bedenken können, wenn nicht gerade der bedenkliche Schritt am wenigſten bedacht würde. Denn die Verbindung war nicht glücklich, und daß ſie frühe ſtatt gehabt habe, erhellet aus dem Familiengemälde ſeiner Frau und zweier Kinder, das auf der Basler Bibliothek aufbehalten, und der Zeitangabe nach, bevor er nach England, 1526, ging, gemalt worden iſt. Nun ſcheint aber der Knabe wenigſtens vier bis fünf Jahre zu haben, wonach die

Verehelichung Holbeins nicht weit über ſein zwanzigſtes Jahr fällt [1]).

Die Frau ſoll ein böſes Weib geweſen ſeyn, mit der er niemals in Ruh' und Frieden habe leben können, melden die Berichtſteller van Mander [2]) und Patin, auch Sandrart, der ſonſt nicht leicht Böſes nachredet. Wenn aber der Mann nur halb ſo leichtſinnig geweſen wäre, wie ihn hauptſächlich Patin ſchildert, ſo ließen ſich die böſen Stunden der Hausfrau auch begreifen. Da man jedoch keine beſondern Umſtände von ihr, nicht einmal ihren Namen kennt, und nichts hat, als dieß lebensgroße Bildniß, ſo mag wer es verſteht, und wem damit gedient iſt, aus ihren Geſichtszügen die Wahrheit der Beſchuldigung entnehmen. Dumm ſieht ſie eben nicht aus, auch nicht beſonders grämlich, jedoch nicht hübſch. Sie ſcheint auch, wenn man das Bildniß in den Anfang der zwanziger Jahre jenes Jahrhunderts ſetzt, etwas älter geweſen zu ſeyn, als ihr Mann[1]).

---

[1]) In Murr's Beſchr. der Merkw. von Nürnberg. S. 532. kömmt aus dem Dietſchiſchen Cabinete vor: Hans Holbeins Frau und Kinder, 1519. — Das wäre doch gar zu frühe. Vermuthlich aber hat es mit dieſem Gemälde die Bewandniß, wie mit einem andern in der Hageniſchen Kunſtſammlung (S. 500.) angegeben: Hans Holbein von ihm ſelbſt gemalt, etatis sue XX. 1518, auf Holz. Welche Angabe Murr ſelbſt nachher im Journal zur Kunſtgeſchichte XIII. 105. zurücknahm, und das Bild ein unbekanntes Porträt, von Hans Burgmair gemalt, nannte.

[2]) Er nennt ſie Korselhoofdigh.

Dieß häusliche Bild mag er in einer gemüthlichen Stunde vor ſeiner Abreiſe nach England zum Andenken gemacht haben, denn Frau und Kinder erſcheinen darin nicht im Putze, wie man gewöhnlich zu vorbedachten Porträten ſieht, ſondern im alltäglichen gemeinen Hausgewande[2]), und das Bild iſt nur auf Papier gemalt, das nachher auf Holz gezogen worden. Es iſt angeblich 2 Fuß, 5 Zoll hoch, und 2 Fuß breit, und wird für eines der ſchönſten Gemälde des Meiſters in Baſel gehalten; verdient auch, blos als Malerei betrachtet, dieſe Ehre. Es iſt nur ein Knieſtück, wo die Mutter mit der Linken das Mädchen auf ihrem Schoße hält, und die Rechte auf dem vor ihr ſtehenden Knaben ruhen läßt. Holbeins zarter Pinſel, der nichts bedeutendes vergaß, iſt darin ſichtbar, und man

---

1) In Mechels Oeuvre de Holbein iſt ein guter Kupferſtich von dieſem Bilde.

2) Jedoch nicht en lambeaux, wie Patin ſchreibt, noch weniger als „Bilder des Mitleids, aus deren blaſſen Geſichtern Dürftigkeit „und Elend ſprechen, u. ſ. w." wie das Modenjournal 1824. 4. berichtet. Sie ſehen im Gegentheil gut und wohlgenährt aus. Wer wird wohl Holbein den Unſinn zutrauen, ſeine eigne Familie als einen Gegenſtand bettelhaften Elends darſtellen zu wollen!

bewundert die Tizianiſche Wahrheit und Fülle des Fleiſches. Die Köpfe ſind, wie in allen guten Holbeiniſchen Bildern, voll athmender Lebendigkeit und Natur. Nicht das idealiſirende Streben neuer Kunſtgeweihten, die Großheit des Charakters anbringen zu müſſen glauben, wo keine iſt, nicht das geiſtreiche Lächeln galanter Hofmaler, auch keine geſuchte Nachläſſigkeit, kein auffallendes Licht- und Schattenſpiel, ſondern reines, geſundes, anmaßungsloſes Leben zeichnet dieſes Kunſtwerk aus. Holbein, der alles malte, wie er's ſah, und er ſah ſehr gut, malte auch ſo das Gewand, und ging hier ſchon ganz von den ſteifen, gebrochenen Falten der alten Schule ab. Was man an dem Stücke tadelt, da ohne Tadel nichts beſteht, iſt der röthlich gelbe Ton am Gewande des Kindes, der nicht genugſam gegen die Farbe des Fleiſches abgeſetzt ſey. Eben ſo möchte man es auch fehlerhaft finden, daß die Figuren, ſo gut ſie auch gruppirt ſind, ſich nicht unterhalten, in keiner geiſtigen Verbindung ſtehen. Das Mädchen ſieht und ſtreckt die Hand nach etwas außer dem Gemälde, der Knabe ſchaut in die Höhe und die Mutter untheilnehmend vor ſich hin, alle in verſchiedener Richtung. Und ſo ſchön auch der Hals der Mutter gemalt iſt, ſo möchte man ihr doch über das weit ausgeſchnittene Gewand ein Tuch legen, denn dieſer breite mütterliche Buſen iſt kein Gegenſtand der Schönheit mehr. Patin ſcheint beinahe zu zweifeln, ob das Bild Holbeins Gattin vorſtelle [1]); allein in dem Inventarium Amerbachs, der es beſſer wiſſen konnte, ſteht es als Holbeins Frau und Kinder oben an. Wer könnte auch wohl in ſo läſſiger Tracht im gemalten Bilde erſcheinen, als die Familie des Künſtlers ſelbſt!

So wenig man von ſeiner Frau weiß, faſt eben ſo wenig hat bisher von ſeinen Kindern in Erfahrung gebracht werden können. Einige Spuren ſeiner Nachkommenſchaft, außer dem oben angeführten Holbeiniſchen Geſchlechte in Wien, mögen hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Ein Ruf, der 1532 von Bürgermeiſter und Rath in Baſel an ihn erging, ſeine Rückkehr aus England zu beſchleunigen [2]), ſpricht von „Weib und Kind."

Ein ähnlicher Rathsbeſchluß von 1538 ſetzt ſeiner zurückgelaſſenen Haushaltung einen Jahrgehalt bis zu ſeiner Rückkunft aus [3]).

---

[1]) Index operum J. Holbenii, 10. ſagt er, der ſonſt gern bejahend ſpricht: Illam dicunt Holbenii conjugem, hos vero liberos. — Es giebt Copien davon mit der Aufſchrift:

Liebe latein heißt caritas
Ein guter Chriſt tragt niemand Haß.

[2]) Ochs Geſchichte. V. 395.

[3]) Auf der öffentlichen Bibliothek aufbewahrt.

Ein Schreiben des ehemaligen Basleriſchen Antiſtes Merian an Mecheln, von 1779 [1]), ſagt: „In den Tauf„regiſtern, die ich in Verwahrung habe, iſt von der Hol„beiniſchen Familie nicht die geringſte Spur zu finden. — „Laut des 1727 in Regensburg gedruckten Merianiſchen „Stammbaums iſt Chriſtina Syſſin, Rudolph Syf und „Juditha Weiſſin Tochter, und Joh. Holbeins, des „unvergleichlichen Mahlers, Enkelin (geb. 1597), „den 17. Nov. 1616 mit Friedrich Merian, meines Groß„vaters Großvater und des ältern Kupferſtechers Matth. „Merians Bruder, copuliret worden.“

Die Holzſchnitte in Münſters Cosmographie, die das Zeichen H. H. mit einem Meſſerchen tragen und von Papillon, Chriſt und Andern Holbein zugeſchrieben werden, können ſowohl der Zeitangabe, als der ſchlechten Kunſt halber, nicht von ihm ſeyn. Eher, wenn das H doch Holbein bedeuten ſoll, könnte ſie ein Sohn deſſelben gemacht haben, wenn man etwas von einem ſolchen, der die Kunſt des Vaters fortgeſetzt habe, wüßte.

---

[1]) Nach Mechels handſchriftlichem Nachlaß.

Holbein als wandernder Künſtler.

Maler müſſen ſich eine wandernde Lebensart gefallen laſſen, wenn ſie nicht in einer großen Stadt oder reichen Reſidenz haushäblich ſind, oder einen eminenten Ruf haben, der die Liebhaber zu ihnen hinzieht. In jener Zeit, wo das Künſtlerlob noch nicht ſo papierne Flügel hatte, war dieß deſto nothwendiger. Auch Holbein mußte mit ſeiner Kunſt hinaus nach Brot gehen, das er in Baſel nicht fand; wenn auch ſeine vorzügliche Geſchicklichkeit in die Augen fiel, ſo ward doch ſein großer Ruf erſt durch ſeinen Aufenthalt in England begründet. Indeſſen weiß man auch von ſeinen Reiſen wenig perſönliches, Spuren aber ſind genug vorhanden, daß er in dem ſchweizeriſchen Vaterlande und dem benachbarten Schwaben herumgekommen ſey, und ſich an mehreren Orten längere Zeit verweilt habe.

Es iſt bekannt, daß er ſich in Luzern einige Jahre aufgehalten und viel daſelbſt gemalt hat. Von dem Schultheiß Jakob von Hartenſtein wurde er 1517 dahin berufen, um ſein neuerbautes Haus mit Malereien auszuzieren, wie deſſen noch Familienpapiere Zeugniß geben ſollen. Dieſes **Haus**, welches 1824 noch zu ſehen war, jetzt aber abgetragen iſt, um einem neuen Platz zu machen, war aus- und inwendig bemalt [1], und wenigſtens die ſichtbare Außenſeite wurde von jeher als ein Werk Holbeins anerkannt und geprieſen. Zu oberſt an derſelben zeigten ſich fünf Abtheilungen mit Bildern aus der altrömiſchen Geſchichte, unten daran war ein Triumphzug nach Mantegna gemalt, dann kam zwiſchen zwei Fenſtern das Hauptſtück, auch eine Geſchichte aus der alten Welt, von deren Inhalt kein beſtimmter Aufſchluß gegeben werden konnte. Ueber der Hausthüre war eine Reihe Kriegsſpiele treibender Kinder angebracht, und an mehreren Orten dieſer Außenſeite die Wappen des Hausbeſitzers und ſeiner Frauen, deren er nach einander viere hatte, mit der

---

[1] Noch ehe die Malereien gänzlich zerſtört wurden, ließen zwei zu gutem Glück gerade anweſende Schweizeroffiziere colorirte Zeichnungen davon nehmen, die jetzt geſtochen oder lithographirt werden ſollen, woraus ſich dann auch der nähere Inhalt dieſer Bilder, der hier zu weitläuftig wäre, ergeben wird.

Jahrzahl ſeiner Verehlichung. — Wenn auch nicht ſchon die von Alters her ſich fortpflanzende Sage und der Holbeiniſche Styl in Anordnung und Stellung der Figuren, wie auch in der Drapperie und den Verzierungen auf den Meiſter hinwieſen, ſo thäte es noch eine in der Basler Bibliothek aufbewahrte Handzeichnung deſſelben, die einer der vorgeſtellten römiſchen Geſchichten klar und überzeugend entſpricht.

Auch die innern Gemächer des Hauſes enthielten gemalter Gegenſtände viele. Noch bis auf die letzte Zeit waren in fünf Zimmern an Wand und Mauer Bilder, mehr oder weniger gut erhalten, zu ſehen; und es zeigten ſich noch Merkmale, daß das ganze Haus damit angefüllt geweſen, wovon aber das Meiſte durch Bauveränderungen ſich verloren hat. Eines jener fünf Zimmer, einen großen Saal, der noch in ſeinem urſprünglichen Zuſtande war, ſahe man mit Jagden ausgeſchmückt, und zur Seite des Kamins den verjüngenden Born (fontaine de jouvence) mit mannigfaltigen Figuren angebracht. Ein anſtoßendes Zimmer zeigte die Schutzpatrone der Familie, Legenden und andere geiſtliche Gegenſtände. Und ſo waren auch die übrigen Abtheilungen und Kammern mit Kriegsſcenen, Ornamenten, Stillleben und dergleichen, theils in Farben, theils grau in grau bemalt, wobei das Hartenſteiniſche

Wappen immer wieder vorkam; bei einem derſelben war die Jahrzahl 1517 zu leſen. Ein Monogramm war nirgends zu finden, welches überhaupt in Holbeiniſchen Bildern nur ſelten angetroffen wird.

Es iſt auch noch ein Bildniß von dem Erbauer dieſes Hauſes bei einem ſeiner Nachkommen zu ſehen, welches auf Tuch gemalt und mit der Jahrzahl 1514 bezeichnet ſeyn ſoll, wonach es zu Holbeins früheſten Erzeugniſſen gehörte, wofern die Zahl nicht etwa 1517, als die Zeit ſeines Aufenthalts in Luzern, zu leſen iſt, da nach alter Schreibart 4 und 7 leicht zu verwechſeln ſind. Auf Tuch hat Holbein in ſpätern Zeiten höchſt ſelten, früher manchmal, ſo wie auch häufig auf Papier, gemalt.

Das Haus Zur-Gilgen bewahrt ein Familien-Porträt, das immer für Holbeins Arbeit gegolten hat und auch ganz ſeinen Pinſel verrathen ſoll. Andere, denen hier ebenfalls dieß Prädicat beigelegt wird, möchten weniger begründeten Anſpruch darauf machen können.

Noch ſieht man bei Herrn Canonicus Geiger zwei Bilder auf Holz gemalt, mit der Jahrzahl 1516, ohne Monogramm, das Eine die Kreuzerfindung, das Andere die Kreuzerhöhung vorſtellend, die ebenfalls für Holbein gehalten werden. Der Zeichnung und Compoſition nach könnten ſie es wohl ſeyn; die Farbenbehandlung aber iſt etwas roh, doch nicht ſchlecht. Auf der Rückſeite ſind beide Stücke mit einem gemalten Maltheſerkreuze bezeichnet.

Von den fünf oder ſechs Kirchengemälden in Luzern, deren Patin gedenkt, konnte bis dahin nur Eines, die Kreuzabnahme, ausfindig gemacht werden. Dieß wurde als ein unſtreitiges Originalſtück aus früherer Zeit anerkannt, war aber untenher häßlich übermalt. Seit einiger Zeit iſt es unter den Händen des geſchickten Maler Wocher's in Baſel, der das Fehlerhafte wegzubeſſern ſucht.

Zu Altorf im Lande Uri, von wo der oben angeführte Hofjuwelier Philipp Holbein ſein Geſchlecht herleitet, und wo das Standeswappen mit dem Holbeiniſchen beinahe daſſelbe iſt, „waren [1]) vor der Einäſcherung des „Fleckens 1799 noch einige ſeltene, nicht zu beſtreitende „Originale von Holbein in Kirchen und Privathäuſern. „Unter ihnen zeichnete ſich das herrliche, unerſetzliche Altar„gemälde über dem Hochaltare der Pfarrkirche aus. Es „ſtellte Chriſtum am Kreuze im Momente ſeiner Worte: „Es iſt vollbracht! vor, und war auf Tuch gemalt.“ — Und gegenwärtig ſoll ſich, eben dieſer Nachricht gemäß, „in dem Convente des Capuzinerkloſters noch ein bemer„kenswerthes Gemälde, Chriſtus im Grabe, wo nicht von

---

[1]) Morgenblatt, 1821. Nr. 254.

„dieſem Meiſter, doch, nach dem Urtheile der Kenner, „von einem ſeiner beſten Schüler, aus gleichem Zeitalter „und ganz im Geiſte des Meiſters gemalt, befinden.“ Welche Nachricht auf eine gute alte Copie hindeutet, denn eine Schule hatte der fahrende Künſtler nicht; indeſſen laſſen dieſe mancherlei Arbeiten auf einen verlängerten Aufenthalt deſſelben in Altorf ſchließen.

Auch in Bern, wo ſein Oheim Sigmund ſich niedergelaſſen und Haus und Hof hatte, mag er ſich wohl mehr als einmal aufgehalten haben. Man trifft daſelbſt noch mehrere Bilder von ihm an, die nicht erſt in neuern Zeiten hingekommen ſind. Das bedeutendſte derſelben ſoll ein Ecce Homo mit lebensgroßen Figuren, im Beſitze eines Herrn Tillier, ſeyn [1].

Der Herr Schultheiß, Graf von Mülinen, beſitzt ein ſehr ſchönes auf Pergament gemaltes Porträt in Oehl; es iſt auf blauem Grunde mit äußerſtem Fleiß ausgeführt, und wird zu den beſten Werken des Meiſters gezählt. Die bedeutende Sammlung eben dieſes Kunſtkenners enthält auch ein Spottgemälde mit vielen Figuren, auf Holz, von 3 Fuß Höhe und 2 Fuß Breite, oben abgerundet. Die Votanten, ein Ritter und ſeine Frau, kleiner, als die übrigen Figuren, liegen unten betend auf den Knieen, zwiſchen ihnen ihre Wappen und ein Stundenglas mit der Umſchrift: ich wart der Stund. 1513. Höher, nach größerm Maaßſtabe, ſitzt Maria betend, und gegenüber die heilige Anna, die ihr das Kind reicht, das nach dem Buche greift. Um ſie her ſtehen vier Heilige, als die Schutzpatrone des Ritters. Hoch in der Mitte in die blaue Luft empor hängt Chriſtus am Kreuze, mit verzerrtem Geſichte, und den Hintergrund macht ein mit Felſen und Burgen begränzter See aus. Die meiſten Köpfe ſind Porträte. — Nach der Jahrzahl, wofern ſie nicht eher auf das Votum (wie wahrſcheinlich iſt) als auf die Zeitangabe des Malens Bezug hat, denn ein Monogramm des Künſtlers iſt nicht dabei, müßte dieß eine der allerfrüheſten Arbeiten Holbeins geweſen ſeyn, und der funfzehnjährige Knabe hätte wirklich ſchon Großes geleiſtet. Für ein Werk Holbeins ſprechen: das heitere Colorit, die ſchattenloſe, zarte Carnation, die ſchön ausgeführten Köpfe (die Extremitäten ſind nachläſſiger behandelt) und das fließende Gewand ohne ſteife Ecken, vielleicht auch der häßliche Chriſtuskopf, den der junge Holbein ſelten nach Würde darſtellte. Das

---

[1] „Es iſt würklich Holbeins würdig; auch Aberli, Freudenberger „und Rieter hielten es für ächt.“ — Nach ſchriftlichem Zeugniſſe des geübten Kunſtfreundes, Herrn Sigmund Wagner in Bern. 1821.

Ganze verräth einen Meiſter, der ſich an die van Eyckiſche Schule gehalten. — Dieß Bild kömmt von Luzern, auch gehörten die darauf befindlichen Wappen Luzerner Familien an.

Noch in andern Berner Häuſern werden ebenfalls mehr oder minder gültige Bilder von Holbein vorgewieſen. Auf der Stadtbibliothek ſieht man den Leichnam Chriſti, ohne Zweifel eine alte Copie von dem Basleriſchen; und wenn es wahr iſt, wie ein alter Catalog der Bibliothek angibt, daß das daſelbſt befindliche halblebensgroße Bildniß der Jeanne d'Albret, Mutter Heinrichs IV., Holbeins Arbeit ſey 1)), ſo müßte er in ſeinem ſpätern Leben auch in Frankreich gemalt haben.

In Zürich iſt von all den Stücken, die Patin anführt, nichts mehr bekannt. Mehrere Porträte daſelbſt unter Holbeins Namen ſollen Hans Aſper zum Urheber haben 2)).

In Conſtanz iſt (nach dem Berichte eines Kunſtverſtändigen) in der Sakriſtei des Münſters eine große Tafel aufgeſtellt mit zwei Nebenflügeln, die auf beiden Seiten

---

1) Es iſt fein, leicht und mit dünner Farbe gemalt, und merkwürdig durch die auffallende Aehnlichkeit mit ihrem Sohne.

2) J. C. Füßli's Geſch. der Künſtler in der Schw. I. 29.

bemalt ſind; ein ſchönes Kunſtwerk, das Holbein zugeſchrieben wird. Die mittlere Tafel zeigt Chriſtum am Kreuze zwiſchen den beiden Schächern; die heilige Mutter umfaßt das Kreuz, bei ihr ſtehen die Freundinnen und Johannes; auch zwei Männer, worunter einer geharniſcht, ſind im Vordergrunde zu ſehen; in der Ferne Volk und Landſchaft; die vordern Figuren ſind über halbe Lebensgröße. Auch hier ſoll der Chriſtus die mißlungenſte Figur, hingegen andere Köpfe und Geſtalten vortrefflich ſeyn. Vergoldungen, ſonſt ſelten in ſeinen Bildern, finden ſich hier.

Die beiden Seitenflügel ſtellen Heilige vor, die auf das Bisthum Conſtanz Bezug haben; die Malerei daran wird ſehr geprieſen. Ein Monogramm ſoll nirgends zu finden ſeyn; hingegen wird ein fußlanger hohler Knochen, der quer im Vorgrunde des größern Gemäldes liegt, ſinnbildlich von Vielen dafür angeſehen. Auf dem linken Flügelſtück iſt die Jahrzahl 1524.

Biſchof Hugo von Landenberg ließ dieſe Altarbilder verfertigen, und ſoll ſie bei angehender Reformation vor der Wuth der Bilderfeinde gerettet haben.

Die Mauergemälde in dem Kreuzgange des ehemaligen Dominicanerkloſters daſelbſt, ſind theils übertüncht, theils verblichen, und waren muthmaßlich aus älterer Zeit.

Es iſt glaublich, daß einſt der dortige Domherr, Johannes Botzemius, ein Kunſtliebhaber, deſſen Haus, nach dem Zeugniſſe ſeines Gaſtfreundes Erasmus[1], von oben bis unten mit geiſtlichen und weltlichen Gemälden angefüllt war, auch Werke von der Hand des wohlbekannten Künſtlers beſeſſen habe. Die Beſchreibung, die Erasmus von dieſem Kunſtaufenthalte macht, läßt kaum daran zweifeln, ob er gleich von keinem der Bilder den Namen des Meiſters anführt; das war ihm zu wenig.

Der Herr Bisthums-Verweſer, Freiherr von Weſſenberg, beſitzt eine Madonna mit dem Kinde, ein ſehr fleißig ausgeführtes Bild, das, vermöge der alten Bezeichnung auf der Rückſeite, im Jahre 1520 in Baſel für einen Domherrn ſeines Geſchlechts gemacht worden iſt, von der Zeit aber etwas gelitten haben muß, da man Spuren der Nachbeſſerung von einer fremden, zwar nicht ungeſchickten Hand, darin bemerkt.

In dem benachbarten Schwäbiſchen Kreiſe war beinahe kein Kloſter, das ſich nicht eines Gemäldes von Holbein rühmte, unter deſſen großen Namen alles gebracht wurde, was nicht für Albr. Dürer genommen werden konnte, und mit einiger Freiheit gemalt war, worunter jedoch auch mehrere Originalſtücke mögen geweſen ſeyn.

---

[1] Opp. omn. Lugd. Bat. III. 754. — Die Nachricht iſt von 1523.

Aus dem Stifte Weiſſenau in Schwaben ſind drei Bilder, die von Holbein ſeyn ſollen, in die Sammlung des Herrn Conſulenten Wildt daſelbſt gekommen: eine große Kreuzigung mit Figuren, faſt in halber Lebensgröße, und zwei etwas kleinere, das Abendmahl und den engliſchen Gruß vorſtellend.

Paul von Stetten [1]) ſchreibt: „Der berühmte Holbein der Jüngere mag wohl in ſeiner Jugend oder im „erwachſenen Alter ſich einige Zeit hier (in Augsburg) „aufgehalten haben. Man findet wenigſtens bei alten „Familien einige Bildniſſe von großer Kunſt, die ihm „zugeſchrieben werden."

In dem Verzeichniſſe des Derſchauiſchen Kunſtkabinettes in Nürnberg kommen zwei 3¼ Fuß hohe und 2½ Fuß breite Gemälde auf Holz vor, an deren Echtheit man nach der Beſchreibung kaum zweifeln kann. Die Leiden Hiobs das Eine, und die Freuden des reichen Mannes das Andre. „Beide mit mehrern Banden um „die Tafel herum haben Inſchriften im altſchweizeriſchen

---

[1]) Kunſt ꝛc. = Geſchichte der Stadt Augsburg. I. 272.

„Dialekt und mit alten Typen. — Es waren die innern Flügelthüren eines Altares in einer Capelle einer aufgehobenen Abtei in Schwaben an der Schweizergrenze. — In dem noch vorhandenen Stiftungsbuche dieſer Capelle war die Nachricht beigeſetzt, daß Hans Holbein zwanzig Goldgulden für jede dieſer Tafeln zu malen erhalten habe.“

Vor vielen andern auf den Namen des Meiſters gekauften Schildereien, die hier nicht angeführt werden können, und deren Werth der Augenſchein beſtimmen muß, verdienen jedoch die in Eine Tafel vereinigten zwei Altarbilder in dem Münſter zu Freyburg im Breisgau, wegen ihrer Vortrefflichkeit und unbeſtrittenen Originalität, Erwähnung. Ein Theil der Tafel enthält die Geburt Jeſu, wo das Hauptlicht von dem Kinde ausgeht; auf dem andern ſind die Gaben bringenden drei Könige vorgeſtellt. Beide Bilder mit vielen Figuren, und unter beiden ſieht man, hier die männlichen und dort die weiblichen Mitglieder der Familie Oberriedt aus Baſel, mit den Wappen.

Man vermuthet, dieſe Gemälde ſeyen 1529 bei den Unruhen der Reformation von Baſel nach Freyburg in Sicherheit gebracht worden; es hätte aber auch wohl früher geſchehen können, indem die Familie Oberriedt, durch deren Vergabung ſie dahin gekommen, ſchon lange vorher das Bürgerrecht in Baſel aufgegeben hatte und von dort weggezogen war [1].

Sie ſind in der Univerſitätscapelle des Münſters aufgeſtellt, haben aber von der Feuchtigkeit des Ortes, dem Staube, vom Wurmſtich und Abſpringen einzelner Stücke ziemlich gelitten, ſo daß ihnen eine ſachverſtändige Ausbeſſerung und dann mehr Sicherheit des Platzes zu wünſchen wäre. Zudem mögen auch noch die ſeltſamen Wanderungen, die dieß Kunſtwerk ſchon hat machen müſſen, ihm nachtheilig geweſen ſeyn. Denn ſchon 1596 äußerte Kaiſer Rudolph II. das Verlangen, daß ſolches nach Prag möchte abgeliefert werden. Zwar bewürkten die Vorſtellungen der Univerſität dieß Mal, daß der Kaiſer von ſeinem Wunſche abſtand. Als ſich aber der dreißigjährige Krieg anhob, fand die Univerſität ſelbſt für gut, dieß Kleinod in Sicherheit zu bringen, und ſchickte daſſelbe nach Schaffhauſen, wo es viele Jahre an einem etwas feuchten Orte blieb. Inzwiſchen hatte Churfürſt Maximilian von Bayern ſo viel Rühmliches davon vernommen, daß er es mit Einwilligung der Univerſität blos zum Beſehen von Schaffhauſen nach München, und von da wieder nach Schaffhauſen, mit einem Dankſchreiben an die

---

[1] Ochs Geſch. von Baſel. V. 651.

Univerſität bringen ließ. — Noch war des Wanderns kein Ende. Als Kaiſer Ferdinand III. im Jahre 1652 ſich auf dem Reichstage zu Regensburg befand, und der Ruf des Kunſtwerks bis zu Ihm hinangedrungen war, bekam auch Er Luſt, daſſelbe zu ſehen; es wurde nach Regensburg gebracht, jedoch im folgenden Jahre ſeinem rechtmäſſigen Beſitzer wieder zugeſtellt.

Nach ſo viel fürſtlicher Ehre, die ſelten einem Gemälde widerfahren iſt, und die Holbein, als er es malte, freilich nicht vorausſah, aber doch, wie jeder, der etwas Unſterbliches macht, ahnen mochte, wartete nun noch ein gewaltſamer Raub auf daſſelbe. Es wurde nämlich, als die Franzoſen 1796 feindlich in Freyburg einrückten, ſogleich von einem ihrer Commiſſairs, nebſt einem Bilde von Hans Baldung, weggenommen und über den Rhein geſchafft. So blieb es Jahre lang für Freyburg verloren, bis von ungefähr ein Bürger von da daſſelbe auf der Bibliothek des Collegiums zu Colmar entdeckte, und ſeinem Stadtmagiſtrate davon Anzeige machte, dem es nach wiederholter Bemühung gelang, das geraubte Eigenthum erſt im Jahre 1808 zurück zu erhalten und ſeiner alten Stelle wieder zu geben[1]).

---

[1]) Nach Prof. H. Schreibers Geſchichte des Münſters zu Freyburg im Breisgau. 1820.

Die Meinung, welche man hier und da hört, daß dieſe ehemaligen Altarflügel und die Paſſion in Baſel einſt zuſammengehört haben, kann nicht ſtatt finden, indem es ſich bei genauer Meſſung ergeben, daß ſie zwei Fuß drei Zoll höher ſind, als jenes Bild auf der Bibliothek zu Baſel.

Es ſtehen auch an verſchiedenen Kunſtorten Bildniſſe von Luther und Melanchton zur Schau, die Holbein ſoll verfertigt haben. Im Schloſſe zu Warwick ſoll 1) ein ſchönes Porträt des Reformators Luther zu ſehen ſeyn. In Dresden 2) ſind Bildniſſe von M. Luther und Katharina von Bora aufgeſtellt. Ein Porträt Dr. Luthers ſoll ſich 3) in der Gallerie zu Florenz befinden. Horaz Walpole hatte in ſeiner eignen Sammlung den Kopf Melanchtons in Oehl auf Holz, ſehr ſchön gemalt. Und in den Nachbildungen Holbeiniſcher Originalzeichnungen, die J. Chamberlaine herausgegeben, kommt ein Kopf vor, be-

---

1) Göde's England ꝛc. V. 285. Mechel behauptet, daß dieß Bild unſtreitig Holbeins Arbeit, aber nicht Luthers Kopf ſey, ſondern ein ganz andres Geſicht mit einem Bart und viereckigem ſchwarzen Hut. (Handſchriftl. Nachlaß.) Holbein hätte wohl auch mit Luthers Porträt ſich bei Heinrich VIII. nicht ſonderlich empfohlen.

2) Beſchr. der K. Sächſiſchen Gemälde-Gallerie. 1808. S. 10.

3) Caſp. Füßli Geſch. der Künſtler ꝛc. I. 28.

zeichnet: Phil. Melanchton, der aber wenig oder gar keine Aehnlichkeit mit andern Bildniſſen Melanchtons hat.

Wo hat nun Holbein dieſe Männer geſehen? In der Schweiz nicht, denn dahin ſind ſie nie gekommen, alſo auf der Wanderſchaft; oder er hat dieſe Bildniſſe nur copirt; oder ſie ſind nicht das, wofür ſie ausgegeben werden; oder ſie werden ihm fälſchlich zugeſchrieben, und möchten wohl eher von Lucas Cranach ſeyn, der Luthern zu Dutzenden malte, wie Holbein Erasmuſſe, und wie nach dem ſiebenjährigen Kriege Anton Graff Könige von Preußen.

In Schleißheim [1]) iſt das Bildniß des Markgrafen Chriſtoph von Baden, welches Holbein allenfalls in Baſel ſelbſt könnte gemacht haben. Hingegen führt Walpole [2]) aus ſeinem eignen Cabinette ein Bild von Philipp dem Schönen, Erzherzoge von Oeſtreich und König von Spanien, an, der als ein Knabe gemalt ſey. Da dieſer Fürſt aber ſchon 1506 geſtorben, ſo müßte es Holbein einem frühern Gemälde nachgebildet haben.

Zu den Bildern, die er außer Landes malte, könnte auch gezählt werden das Porträt Karls des Kühnen, in

---

1) Mannlich. III. 49.

2) I. 147.

halber Figur und Lebensgröße, im Profil, prächtig gekleidet, mit dem goldnen Vließ u. ſ. w., das ſich auf der K. Bildergallerie zu Wien befindet [1]). Allein Karl verlor ſein Leben ſchon 1477, welches Mecheln, als einem Schweizer, wohl hätte bekannt ſeyn können, da das Panzerhemd des Helden noch in dem Zeughauſe ſeiner Vaterſtadt aufbewahrt wird. Iſt es aber eine Copie, ſo hätte er ſolches angeben ſollen. Allein die Galleriedirectoren müſſen Namen in Vorrath haben, und da giebt es manchmal Mißgriffe.

Ein unvergleichliches Gemälde, das auch für ein Bild Karls des Kühnen gehalten und Holbein zugeſchrieben wird, beſaß, 1823, Maler Wocher in Baſel. Es iſt von vornen genommen, in Lebensgröße, und ſehr gut erhalten, wenigſtens der Kopf; ſollte am Grund und am Gewande etwas nachgebeſſert worden ſeyn, ſo iſt es mit Verſtand und Maaß geſchehen. Einer Copie ſieht es nicht gleich, und iſt faſt zu frei und zu idealiſch für Holbein. Wer es immer ſeyn mag, ein wahres Heldengeſicht iſt es, ſtolz, kühn, gewandt, vornehm, herriſch, geiſtig, ſchön. Hat Karl ſo ausgeſehen, ſo hat er ſeine phyſiognomiſche Beſtimmung nur halb erfüllt.

---

[1]) Mechels Verzeichniß der Bildergallerie. 255. S.

Das durch die Boiſſeréeiſche Sammlung berühmt gewordene Bildniß des Johann von Carondilet, Erzbiſchofs von Palermo, eins der trefflichſten Erzeugniſſe Holbeins, ſo zart und weich, und dennoch ſo beſtimmt und kräftig gemalt, als wenn Tizian ſich in deutſchem Fleiße hätte verſuchen wollen, mag von ihm auf ſeiner Reiſe nach England in den Niederlanden gemacht worden ſeyn, wo ſich dieſer Erzbiſchof aufhielt, dem wahrſcheinlich von ſeinem Freunde Eraſmus der junge Künſtler war empfohlen worden.

Holbeins Freunde und Gönner in Baſel.

Erasmus.

Mit Mühe und Arbeit, denn ohne dieß kann dem Sterblichen wohl Reichthum und Ehre, aber kein bleibender Ruhm zu Theil werden, ſchwang ſich der junge Holbein allmählich auf eine Höhe der Kunſt, nach welcher die Leute unten mit Aufmerkſamkeit zu blicken anfingen. Der ſchaffende Geiſt vorzüglicher Art, den ihm die Gnade des Himmels verliehen, machte ſich Bahn durch alle Hinderniſſe, auch durch die, welche in den habituellen Neigungen des Künſtlers ſelbſt liegen mochten. Erwarben ihm jene Neigungen Freunde, wo nicht bei der guten, doch bei der luſtigen Geſellſchaft[1], ſo verſchaffte ihm ſein ſteigender Ruf Gönner, die ſich ihn hervorzuziehen bemühten. Unter dieſen zeichneten ſich beſonders Amerbach, Erasmus und Frobenius aus.

---

[1] „Tages Arbeit, Abends Gäſte,
„Saure Wochen, frohe Feſte!

Erasmus, der berühmteſte dieſer Gönner, war ſchon in der frühern Zeit der Entwickelung Holbeins nach Baſel gekommen [1]), und wohnte in dem Hauſe des gelehrten Buchdruckers Johannes Frobenius, wo er wahrſcheinlich den jungen Künſtler, der dem Buchdrucker Viſirungen zu Holzſchnitten und Verlagszeichen lieferte, kennen lernte und ihm ſeine Gewogenheit ſchenkte. Später in Baſel angeſeſſen, ließ er ſich mehrmals von demſelben malen, fand Freude an deſſen Randzeichnungen zu ſeinem Buche, und war ihm nachher zur Reiſe nach England behülflich. Er war ihm günſtig, weil er, was er ſelbſt beſaß, Frohſinn und Geiſt an dem jungen Manne zu ſchätzen wußte, aber die Verſchiedenheit des Alters von ein und dreißig Jahren, und wohl auch der Lebensart und äußerlichen Würde, geſtatteten ihm keine freundſchaftliche Annäherung inniger Art, die man auch in ſeinen Schriften nirgends findet, ſo daß Bayle, der den Holbein son ami particulier nennt, und wer es ihm nachſchreibt, zu weit geht. Es war nicht die Freundſchaft, die Pirkhaimer für ſeinen geliebten Dürer hatte, der in ſeinen Briefen, wo er immer kann, deſſen mit Liebe gedenkt, und ſeinen Tod mit ſo inniger Treue beweint hat [1]. Pirkhaimern zu Lieb erhebt darum auch Erasmus, der gern bedeutenden Freunden gefällig war, in ſeinen Antworten auf ſolche Briefe, den würdigen, damals ſchon hochberühmten Albrecht nach Verdienen, nennt ihn artis Apelleae principem, dignum qui nunquam moriatur, gedenkt hingegen Holbeins nie mit einem Worte, wie er doch wohl in Erwiederung gethan hätte, wäre ſein Wohlwollen für denſelben wärmerer Art geweſen. Freilich hatte Holbein damals noch keinen großen Namen, und von Unberühmten ſprechen die Berühmten meiſt eben ſo ungern mit lautem Antheil, als die Vornehmen von den Geringen. Zudem hatte Erasmus immerfort mit dem Unglücke ſeiner Celebrität zu thun und zu kämpfen [2]. — Als Pirkhaimer ihn ermahnte, dem noch lebenden Dürer in öffentlicher Schrift ein Denkmal zu ſetzen, antwortete er [3], er habe von ſelbſt daran gedacht, doch ſey ihm die Aufforderung angenehm. Und als Dürer das folgende Jahr ſtarb, und Pirkhaimer über ſeinen Tod wehmüthig klagte, war ſeine ganze Antwort[1]: „Quid attinet Dureri mortem deplorare, „quum simus mortales omnes? Epitaphium illi paratum est in libello meo,“ worauf er dann ſogleich wieder von ſeinen eignen Händeln zu ſprechen anfängt, als wenn mit der Zuſicherung des unſterblichen Epitaphiums alles gethan wäre. Dieſes Ehrengedächtniß erſchien dann auch in demſelben Jahre in der Schrift de recte latini graecique sermonis pronunciatione, und mag, als des Verfaſſers Kunſtgeſchmack bezeichnende Stelle, hier einen Platz in Anſpruch nehmen: „Dureri nomen jam olim „novi, inter pingendi artifices primae celebritatis. „Quidam appellant horum temporum Apellem. „Equidem arbitror, si nunc viveret Apelles, ut „erat ingenuus et candidus, Alberto nostro cessurum hujus palmae gloriam. — Apelles coloribus, „licet paucioribus minusque ambitiosis, tamen coloribus adjuvabatur. Durerus quanquam et alias „admirandus, in monochromatis, hoc est nigris „lineis, quid non exprimit? Umbras, lumen,

---

[1]) Bayle meint, bald nach 1513. Später aber muß er ſich wieder einige Jahre in den Niederlanden aufgehalten haben, bis er 1521 Baſel zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte wählte.

---

[1] Epistolae ad Erasmum. — B. Pirkheimeri opera. Fol. Francof. 1610.

[2] Er ſchrieb in ſeinem letzten Lebensjahre 1535: Si olim scissem, quid sit celebre nomen, summa vi fuissem adnixus, ne quis praeter domesticos novisset Erasmum; nunc frustra placet illud Epicuri: λάθε βιώσας.

[3] 1527. Epist. DCCCCV.

---

[1] Epist. DCCCLVII.

„splendorem, eminentias, depressiones: ad haec, „ex situ, rei unius non unam speciem sese oculis „intuentium offerentem, observat exacte symmetrias et harmonias. Quin ille pingit et quae „pingi non possunt, ignem, radios, tonitrua, fulgetra, fulgura, vel nebulas, ut ajunt, in pariete, „sensus, effectus omnes, denique totum hominis „animum in habitu corporis relucentem; ac pene „vocem ipsam. Haec felicissimis lineis iisque nigris „sic ponit ob oculos, ut si colorem illinas, injuriam facias operi. An hoc non mirabilius, absque colorum lenocinio praestare, quod Apelles „praestitit colorum praesidio?“

Das ſchönſte Lob gebührt dem edlen Dürer allerdings, nur kann man ſich bei dieſer Lobpreiſung der ins Feld der Kunſtgeſchichte gehörigen Frage nicht enthalten: Hätte wohl Erasmus ſich auf dieſe Weiſe ausgedrückt, wenn er in frühern Zeiten ſelbſt die Malerei, und zwar mit ſo außerordentlichem Gelingen, getrieben hätte, wie Descamps *) meldet?

Erasmus hat ſich gar oft von Holbein malen laſſen, klein und groß, jünger und älter, vorn und ſeitwärts,

---

*) Vie des peintres. I. Art. Erasme.

wie dieß ſo viele Cabinette, die ſich ſolcher Bildniſſe rühmen, bezeugen. Patin führt ſieben verſchiedene Bilder deſſelben an, und fügt noch hinzu: „Erasmum saepius „ab Holbenio pictum, et in Galliam, Angliam, alia„que loca delatum fuisse, ex illius epistolis liquet.“ In Baſel beſitzt die öffentliche Bibliothek zwei dergleichen, ein kleines rundes halb von vornen mit dem größten Fleiße wie Miniatur, auf Holz, und ein größ'res auf Pergament, etwas flach und trocken gemalt; letzteres iſt der durch alte Copien und Kupferſtiche bekannte ſchreibende Erasmus; und mit dem Beſitze des Feſchiſchen Muſeums ſind noch zwei andere hinzugekommen, wovon eines wenigſtens ein ſehr ſchönes Original iſt. Von vielen andern in auswärtigen Sammlungen ſey es genügend, nur noch dasjenige anzuführen, welches in der k. k. Bildergallerie zu Wien zu ſehen iſt[1]), weil es den Erasmus in ſeiner letzten Lebenszeit vorſtellt, in Viertel-Lebensgröße, und zum Nebenbilde Holbeins eigenes Porträt, in deſſen beſten Jahren, genau von gleicher Größe, hat, ſo daß demnach beide zuſammen gemalt wurden, welches von wirklichem freundſchaftlichen Verhältniſſe beider Männer in ſpätern Jahren zu zeugen ſcheint.

---

[1]) Mechels Verzeichniß ꝛc. S. 292.

Erasmus ſchreibt zwar von ſich ſelbſt, er habe keine Freude an ſeinem eignen Antlitz gehabt, und daß er ſich malen laſſen, ſey ihm kaum durch zudringliches Bitten ſeiner Freunde abgenöthigt worden[1]. Faſt ſollte man aber daran zweifeln, wenn man an die Menge ſeiner Bildniſſe denkt.

Nicht erſt durch Holbein (wie man gewöhnlich annimmt), der 1526 nach England ging, ſondern früher ſchon ſchickte er Bilder von ſich dorthin und nach Frankreich, wie aus einem Briefe an Pirkhaimer von 1524 erhellet: „Rursus nuper misi in Angliam Erasmum bis pictum ab artifice satis eleganti,“ welches kaum ein andrer als Holbein ſeyn kann; aber er mag ihn nicht einmal nennen. „Is me detulit pictum in Galliam.“ Auch dieß wäre wieder ein Zeugniß für Holbeins künſtleriſche Wanderungen.

Ungeachtet des bezeigten Mißfallens an ſeinen eignen Geſichtszügen, ließ er ſich nicht nur von Holbein, ſondern auch von andern Malern abbilden. Schon 1517 malte Quintin Meſſis in Antwerpen ihn und ſeinen Freund Petrus Aegidius auf Eine hölzerne Tafel, die für Thomas

---

[1] „Ac ne facie quidem propria delectabatur, vixque extortum „est amicorum precibus, ut se pingi pateretur.“ Vita Erasmi, Erasmo auctore.

Morus zum Geſchenke beſtimmt war [1]. Dieß Gemälde kam nachher in Dr. Mead's Sammlung, und ſpäter nach Longford in Wildſhire [2], und wurde nach den Verſen, die Mead dazu gemacht, fälſchlich dem Holbein zugeſchrieben. Morus war darüber entzückt [3]; Walpole aber nennt den Kopf des Erasmus ſteif und flach, und bemerkt, Holbein habe nicht Urſache gehabt, eiferſüchtig auf Quintin zu ſeyn, da dieſer bei allem Fleiß doch das Zarte und Glänzende der Farben von jenem nicht erreicht habe.

---

1) Nach den zwiſchen Morus, Aegidius und Erasmus gewechſelten Briefen vom Jahre 1517. (Opp. omn.)

2) Walpole, Anecd. of painting. I. 108. — Lord Radnor bezahlte bei der Meadiſchen Auction 110 Pf. 5 ß Sterling dafür, als für ein Holbeiniſches Bild. (Dallaway, les beaux arts en Anglet. trad. p. Millin. II. 214.)

3) Er nennt es (opp. Erasm. III. 1635.) ein wunderbares Kunſtſtück, das man eher für ein Werk der Bildhauerei halten ſollte, ſo ſehr heben ſich die Figuren heraus. Beſonders erſtaunte er (die Facſimile waren damals noch nicht Mode) über ſeine nachgemachte Handſchrift in einem Briefe, der dem Aegidius in die Hand gegeben war. Er machte auch Verſe darüber, die er dieſem zuſchickte, mit dem Bedeuten, wenn er ſie erträglich finde, möchte er ſie dem Erasmus mittheilen, ſonſt verbrennen. — Einige Wochen darauf freuete er ſich, daß Erasmus Gefallen an den Verſen gefunden, und ſchickte ihm, nach Art der Poeten, noch mehrere zu. Das Verbrennen wäre ihm ſonach nicht gleichgültig geweſen.

Auch Albrecht Dürer ſchreibt in ſeinen Reiſenachrichten aus den Niederlanden 1520 [1]): „Ich habe den Erasmum „Roterodam noch einmahl conterfet.“ Alſo zwei Mal, und ein Mal hat er ihn in Kupfer geſtochen. Und 1525 äußert Erasmus gegen Pirkhaimer: A Durero cuperem pingi, quid ni a tanto artifice? und thut, beſorgt für ſein Aeußeres noch hinzu, er dürfe ihn wohl etwas fetter machen: faciat in me quod in te fecit, cui addidit aliquid obesitatis. — Sollte man aus dieſem allen nicht meinen, Erasmus habe ſich gern conterfeten laſſen [2])?

Was Holbeins gutem Verhältniſſe mit Erasmus noch mehr Anſehen und bleibenden Ruhm gab, das ſind die Randzeichnungen, die er zu deſſen Lob der Narrheit machte. Was es damit für eine Bewandniß habe, und wie Oswald Müller in der Freude über dieſe herrliche Verzierung des Buches durch ſeinen Freund daſſelbe dem Verfaſſer mitgetheilt habe, iſt ſchon oben erzählt worden. — Das Werk wird mit geziemender Sorgfalt in der Bibliothek zu Baſel aufbewahrt. Es iſt die Ausgabe, ſo bei Frobenius 1514 erſchienen, mit einer von Urs Graf in Holz geſchnittenen Titeleinfaſſung, die auch zu andern Titeln gebraucht worden. Unter derſelben ſteht geſchrieben: Est Oswaldi Molitoris Lucernensis, und von dieſem ſind auch die angeführten Anekdoten in das Buch eingetragen, nebſt andern ſeltſamen Dingen, ſowohl die Beſitzer des Buchs, als die Stadt Baſel betreffend. Die Figuren, drei und achtzig an der Zahl, und durch das ganze Buch zerſtreut, ſind mit einer feinen Feder und mit ungleicher Dinte, in freier geiſtreicher Manier gezeichnet, nicht immer zum Inhalt paſſend, ſondern wie es dem Zeichner einfiel, und wie er es verſtand, auch an Gehalt ungleich, und fleißiger ausgeführt die einen, als die andern.

---

[1]) Murr's Journal zur Kunſtgeſchichte. VII. Theile.

[2]) Nach Dürers Tode, 1528, ſchrieb Erasmus an H. Botteus: pinxit me (abhinc aliquot annis) Durerus, sed nihil simile.

Mit Recht freute ſich der erſte Eigenthümer dieſes köſtlichen Erwerbniſſes ſein Leben lang. Nach ſeinem Tode muß es aber einige Zeit von Baſel weggekommen ſeyn, denn es finden ſich auf der Bibliothek zwei Briefe von einem Jakob Clauſer, Maler in Mühlhauſen, an Baſilius Amerbach von 1578, wonach ein Herr Daniel daſelbſt im Beſitze des Buches war, welcher es dem Clauſer, der den Auftrag hatte, ihm nachzufragen, um Geld und gute Worte abtrat. Es kam dann in die Amerbachiſche Sammlung, und von da an die öffentliche Bibliothek.

Dieſe Randzeichnungen ſind in mehrern neuen Ausgaben und Ueberſetzungen der Moria nachgeſtochen worden;

am beſten in der Ausgabe von Charles Patin [1]), der dieſelben, mit Vergünſtigung des Magiſtrats, von Wilhelm Stettler aus Bern [2]) copiren und von Caſpar Merian aus Frankfurt ſtechen ließ. Doch auch dieſe geben keinen anſchaulichen Begriff von den feinen Zügen des Originals; der Ausdruck iſt wohl da, aber die Ausführung iſt zu breit und zu roh, auch ſind die Figuren mehrentheils etwas größer.

Man hat auch einen ſehr ſchönen Holzſchnitt in Folio, der den Erasmus in ganzer Figur vorſtellt, wie er ſich mit der rechten Hand auf den Terminus, ſein Symbol, ſtützt. Ueber ihm hängt an einem reich verzierten Bogen eine Tafel mit der Inſchrift: ER. ROT. — Auf dem Fußgeſtelle ſind gedruckte Verſe zu leſen, die nicht in allen Abdrücken gleich lauten [3]). Mit Recht

---

1) Stultitiae laus. D. Erasmi Rot. Declamatio, cum comm. G. Listrii et fig. Jo. Holbenii. 8. Basil. 1676.

2) Stettleri perita et Holbenio non indigna manu. Ibid. Dedic.

3) Auf einem, wahrſcheinlich ältern, Abdrucke heißt es:

Corporis effigiem si quis non vidit Erasmi,
Hunc scite ad vivum picta tabella dabit.

Auf einem andern:

Pallas Apellaeam nuper mirata tabellam,
Hanc sit, aeternum Bibliotheca colat.
Daedaleam monstrat Musis Holbeinius artem,
Et summi ingenii Magnus Erasmus opes.

wird dieſes wahre Kunſtſtück dem Holbein zugeſchrieben. Wer hätte auch den Erasmus mit ſeinen feinen Zügen, ſeiner ſinnigen Miene, den zarten Händen, und in ſeiner ſchwächlichen Haltung, ſo wahr auffaſſen und meiſterlich darſtellen können, als der, deſſen Talent eben eine ſolche Wahrheit der Darſtellung war, und der ſeinen Gegenſtand ſo gut kannte? Auf die Frage, ob Holbein nur die Zeichnung gemacht, oder ſie auch ſelbſt in Holz ausgeführt habe, kann man wenigſtens ſo viel mit Gewißheit ſagen, daß der Kopf ſo fein und zart, ſicher und frei geſchnitten iſt, als irgend eine Platte des Todtentanzes, ſo daß, wenn er das Eine gemacht hat, gewiß auch das Andere von ihm herrührt.

Da die wirkliche hölzerne Platte dieſes Bildes noch urthümlich in der Basler Sammlung aufbewahrt liegt, ſo fallen alle gelehrten Unterſuchungen, ob das Bild in Holz oder Metall geſchnitten ſey, von ſelbſt weg. — Hiebei iſt auch zwei in Holz geſchnittener Köpfe des Erasmus zu gedenken, die man in Seb. Münſters Cosmographie findet, deren Einer, von vornen gezeichnet, nicht unter die ſchlechten gehört.

Noch hängt auf der Bibliothek hinter Glas und Rahmen ein mit Bleiſtift auf Pergament gezeichnetes todtes Angeſicht des Erasmus, mit der Aufſchrift: ERASMVS

ROTERODAMVS MORT DESCRIPTVS EST. Todte halbgeſchloſſene Augen und offener Mund, leicht hingeworfen, mit wenig Schatten. Dieſe phyſiognomiſch merkwürdige Zeichnung ſoll auch Holbein gemacht haben; es iſt möglich, wenn er im Jahre 1536, wo Erasmus geſtorben, in Baſel war, deſſen jedoch keine Spur vorhanden iſt. Muß aber auch alles von Holbein ſeyn; könnte den leichten Umriß nicht auch ein Anderer gemacht haben?

Und ſo viel von Erasmus, in ſo weit er mit Holbein und ſeiner Kunſt in Verbindung ſtand. Einiges wird noch nachgeholt werden.

Holbeins Freunde und Gönner in Baſel.

Amerbach.

Näher als Erasmus an Alter und Neigung war dem jungen Maler der großmüthige Bonifacius Amerbach; im Lehren und Thun des Rechten die Zierde ſeiner Vaterſtadt, und ein Freund der Kunſt. Nur ein paar Jahre älter als Holbein, pflegte er vertraulichen Umgang mit ihm, erkannte ſein großes Verdienſt und unterſtützte daſſelbe, indem er ihm Arbeit gab, und ſelbſt eine beträchtliche Sammlung von Gemälden und Handriſſen ſeines Freundes anlegte, die er noch mit Werken mehrerer Künſtler, mit Alterthümern, Münzen und andern Gegenſtänden des Geſchmacks vermehrte. Er war auch der Erſte, der ſich in den alten Trümmern von Augſt (Augusta Rauracorum) mit kritiſchen Augen umſah und Zeichnungen davon aufnahm, die gegenwärtig noch auf der Basler Bibliothek aufbewahrt ſind.

Von ſeinem Wandel und Weſen zeuget ſein Zeitgenoß Heinrich Pantaleon[1]) wohl am beſten: „Er was „ein langer gerader mann, mit einem lieblichen Angeſicht, „one Bart: er gebrauchet ſich einer dapfferen ernſtlichen „red, vnd trat in einem langen kleid züchtig dahär. Er „forchte Gott, liebet den nechſten, vnd erzeiget ſich miltigklich „gegen den armen, vorab gegen dieſen ſo geſtudie„ret.“ — Füget man noch hinzu, was Erasmus an einen Freund ſchreibt: „Bonifacius Amerbachius, in „cujus amicitia praecipue conquiesco, homo tam pu„rus, ut in eo nihil reperias naevi, nisi quod est „immodice modestus etc.“ und Aehnliches in mehrern Briefen deſſelben, ſo hat man ein menſchliches Lob, daß ſich kaum ein beſſeres wünſchen läßt; wovon ein Abglanz wohl auch zur Rechtfertigung von Holbeins Lebenswandel dienen mag, wenn man dem Spruche Glauben zuſtellen will, daß man den Mann aus ſeinen Freunden kennen lerne[2]).

---

1) Deutſches Heldenbuch. III. 266.

2) Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se.

Seine Kunſtkammer, woven ſich noch eine Beſchreibung von der Hand ſeines Sohnes Baſilius auf der Basler Bibliothek verfindet, begriff nebſt Büchern, Manuſcripten und andern Seltenheiten auch neun und vierzig kleine und große gemalte Tafeln, worunter ſiebzehn Originalgemälde von Hans Holbein dem Jüngern waren. Zudem hundert vier vorzügliche Handzeichnungen deſſelben, die er Holb. genuina bezeichnet hatte, nebſt einem Büchlein, darein bei fünf und achtzig Stücklein geriſſen ſind, auch mehrere Exemplare der holzgeſchnittenen bibliſchen Figuren und des Todtentanzes; und mehr als tauſend von andern Meiſtern herrührende Zeichnungen, Holzſchnitte und alte Kupferſtiche.

Es war in der Mitte des XVII Jahrhunderts nahe daran, daß dieſe große mannigfaltige Amerbachiſche Sammlung nach Amſterdam verkauft worden wäre [1]; zum Glück ward gerade damals das Jubeliahr der Univerſität Baſel gefeiert, wodurch der vaterländiſche Sinn auf's Neue rege gemacht und die Regierung veranlaßt wurde, dem unerſetzlichen Verluſt zuvorzukommen, und das Ganze im Jahr 1661 um neuntauſend Reichsthaler an ſich zu bringen und mit der öffentlichen Bibliothek zu vereinigen, deren Zierde ſie noch jetzt ausmacht. — Die Sammlung von Kunſtſachen blieb aber lange ungeordnet und in alten Schränken verſchloſſen, und wurde erſt faſt ein Jahrhundert ſpäter von dem geſchickten Maler und Rathsherrn Johann Rudolph Huber einigermaßen in Ordnung gebracht, und dann, als 1760 wieder ein Jubeljahr kam, und das Bibliothekgebäude verbeſſert wurde, gaben ſich einige Bibliothekaren[1]) die verdienſtliche Mühe, alles noch beſſer zu erleſen und zu reihen, wodurch manche treffliche Sachen erſt an's Tageslicht gekommen ſind. Auch in neuern Zeiten wurden die Handzeichnungen noch einmal von geſchickten Männern durchgegangen und neu geordnet; und gegenwärtig iſt zu hoffen, daß bei dem herrlichen Zuwachs, den die Bibliothek durch das Feſchiſche Muſeum erhalten, eine neue Durchſicht aller dieſer Kunſtgegenſtände von Grund aus werde vorgenommen, und das Schadhafte wiederhergeſtellt werden, damit nicht die Würmer, die ſich in das Holz der alten Rahmen gezogen, die Malerei ſelbſt angreifen, oder an mehrern Bildern ſich die Farben durch Trokkenheit abſchälen. Kunſtliebende, gewiſſenhafte Männer, an denen Baſel gerade jetzt ſo reich iſt, wollen das thun und werden dafür ſorgen, daß auch Fremde erkennen, die Stadt wiſſe den Schatz, den ſie beſitzt, zu ehren [1]).

---

[1] Bruckners Merkw. der Landſch. Baſel. XXIII. Stück. 2774. Seite.

---

[1]) Schreiben von J. C. Beck, Bibliothekar in Baſel, 1776, in Murr's Journal zur Kunſtgeſchichte. III. 27.

Das jugendliche Bildniß Amerbachs, welches Holbein 1519, alſo in deſſen vier und zwanzigſtem Jahre, malte, hängt auf der Bibliothek. Es iſt auf Holz mit großem Fleiße, in etwas braunem Tone, der den frühern Bildern des jungen Künſtlers eigen iſt, gemalt. Viel Intenſion und Wahrheit in den kleinen, kranken, dunkelblauen Augen. In den grünen Grund hinaus, mit dem Holbein ſo gern ſeine Bildniſſe umgab, ſteht etwas ungeſchickt ein Aſt von einem Baum, an dem eine Tafel mit lateiniſchen Verſen hängt. Dieß Bild iſt auch in Mechels Holbeiniſchem Werke geſtochen.

Erasmus hatte den Amerbach in ſeinem eigenhändigen Teſtamente, wie es ſich noch in Baſel findet, zu ſeinem Haupterben eingeſetzt. Außer dem Bilde ſeines Freundes aber, und einigen Holbeiniſchen Kunſtſachen, behielt der edle Mann davon nichts für ſich, ſondern verwandte die ganze Erbſchaft, und noch einen Theil des Seinigen dazu, dem Verſtorbenen zu Ehren, an wohlthätige Stiftungen und zu Geſchenken an Freunde deſſelben.

---

[1]) Dieß iſt jetzt großen Theils wirklich, zur allgemeinen Befriedigung, unter der Leitung und dem unausgeſetzten Bemühen des Herrn Deputats J. Fr. Huber, geſchehen.

Der Briefwechſel dieſes Kunſt- und Alterthums-Liebhabers wird auf der öffentlichen Bibliothek ſeiner Vaterſtadt verwahrt. Es könnte wohl ſeyn, daß ſich darin Einiges fände, das auf Holbein oder ſeine Werke Bezug hätte, wenn nur das Suchen leichter wäre!

Holbeins Freunde und Gönner in Baſel.

Frobenius.

Johannes Frobenius, einer der vorzüglichſten Buchdrucker ſeiner Zeit, wird von Eraſmus, ſeinem Hausfreunde, als der ehrlichſte, treueſte und gutmüthigſte aller Menſchen geſchildert [1], der es nicht laſſen konnte, ſelbſt Unwürdigen Gutes zu thun, und von erlittenem Betruge faſt wie von einer Wohlthat ſprach. — Daß ein ſolcher Mann auch gegen den jungen künſtlichen Holbein hülfreich, ermunternd und nachſichtig geweſen, läßt ſich ſchon aus ſeiner Gemüthsart ſchließen, dann aber auch aus dem Gebrauch, den er von deſſen Kunſt machen konnte. Er war es, der ihn hervorzog; ſchon die erſten rohen Holzſchnitte von (oder nach) ihm erſchienen als Verlagszeichen oder Titeleinfaſſungen zu Frobeniſchen Druckwerken. Da einige derſelben mit ſeinem Namen bezeichnet ſind, ſo läßt ſich wohl nicht an ihrer Herkunft zweifeln. So hat zum Beyſpiel eine, nach der damaligen Weiſe der Buchdrucker, zu verſchiedenen Titeln gebrauchte 1) Einfaſſung, oben ſpielende nackte Kinder, unten die That des M. Scaevola, und auf den Seiten Verzierungen darſtellend, das Zeichen HH auf der linken Seite. — Andre Titel zu mehrern Frobeniſchen Ausgaben ſind mit einem Holzſchnitt umgeben, wo über und zur Seite eines Säulenbogens geflügelte Kinder angebracht ſind, und wo unten zwei ſolcher Kinder das Frobeniſche Verlagszeichen halten; hier iſt ganz oben auf zwei Täfelchen der Name HANS HOLB eingeſchnitten 2). — Einige kleinere haben das Zeichen IF 3).

---

[1] In einem ſeiner ſchönſten Briefe an Joannem Ernstedium, Ann. 1527.

---

1) Zu Aeneae Platonici Theophrastus etc. 4. Basil. apud Frobenium 1516. — Zu Horus Apollo Niliac. de Hieroglyphicis. — Zu Encomium Matrimonii p. D. Erasmum. 1518. und andern mehr.

2) Kömmt öfters auf kleinen Flugſchriften von 1516 vor. Auch als Titel zu Erasmi Ratio s. comp. verae Theol. apud Frob. 1519.

3) Iſt zu unterſcheiden von I. F., womit mehrere kleinere und größere Holzvignetten bezeichnet ſind. Da Johannes Frobenius ſich zuweilen auch Chalcographus ſchrieb, ſo haben ihm Einige auch dieß Monogramm zuſchreiben wollen; dann müßte es aber eher heißen Xylographus.

Eine Menge andrer Vignetten, Randverzierungen, Titel, Verlagsſchilde Basleriſcher Buchhändler, ohne Monogramme, tragen ſo offenbar denſelben Styl in Entwurf und Zeichnung, beſonders in den lieblichen Geſtaltungen und Wendungen fröhlich ſpielender Kinder, worin Holbeins Eigenthümlichkeit ſich auszeichnet, daß man an dem Urſprung aus einer und ebenderſelben zeichnenden Hand nicht wohl zweifeln kann. Ob aber der Schnitt in's Holz auch ſein Werk ſey, darüber iſt man ungleicher Meinung. Bedeutende Kunſtforſcher [1]) bejahen es, geſtützt auf das Monogramm, das ſich bei einigen Stücken findet, und auf die frühe Jugend Holbeins, der damit weniger einen Ruhm, den er noch nicht hatte, verbreiten, als ſich andern Buchdruckern habe bekannt machen wollen. Dagegen ſagt oder kann man ſagen, daß die ſchülerhafte Unſicherheit, womit die meiſten dieſer Stücke geſchnitten ſind, kaum von einem Künſtler herrühren könne, der ſich ſchon durch ſo hervorleuchtende Zeichnung bemerklich gemacht; für ſeinen Zweck möge es hinreichend geweſen ſeyn, ſeinen Namen hie und da als Zeichen beizufügen, da es der Formſchneider in jener Zeit ſo viele gegeben, daß dieſe Kunſt (ſo wie die Glasmalerei) als ein Handwerk nach Verzeichnungen betrieben werden, wo die Buchdrucker meiſt nach Wohlfeilheit wählten. Zudem entſprechen ſich viele dieſer Platten auffallend an Gleichheit der Compoſition und der Zeichnungsmanier, die aber in der xylographiſchen Ausführung höchſt ungleich ſind.

---

[1]) Fr. von Rumohr, Kunſtbl. N. 31. 1823.

Von dem angeſehenſten der Schriftſteller begünſtigt, und durch den erſten Buchhändler an's Licht gezogen, wurde ihm bald auch Beſchäftigung von andern Druckerpreſſen aufgetragen, wie ſich hernach zeigen wird.

Nach Patin[1]) hat Holbein die beiden Freunde Erasmus und Frobenius auf zwei (hölzerne) Tafeln gemalt, die, mit Bändern vereinigt, zuſammengelegt werden konnten. Nach ſeiner wahrſcheinlichen Meinung[2]) ließ ſie Erasmus zum Geſchenke für Frobenius malen, indem er ihm die Ehre der rechten Seite ließ[3]). Patin glaubt dieſe Bilder 1672 in der königlichen Sammlung zu London geſehen zu haben. Walpole[4]) meldet, daß 1653 bei einer Verſtei-

---

1) Index operum J. Holbenii. 22 und 23.

2) Die er, wie mehrere ſeiner Nachrichten über Holbein, aus Rem. Faeschii humanae industr. monumenta etc. mscr. wörtlich genommen.

3) Verfaſſer beſitzt davon zwei alte treffliche Copien, Halblebensgröße, in Oehl, die Sixt Ringlin 1648 für das Feſchiſche Muſeum gemalt hat.

4) Anecd. of painting etc. II, 108.

gerung der von Carl I. beſeſſenen Kunſtſachen Frobenius und Erasmus, von Holbein gemalt, um 200 Pfund ſeyen gekauft worden. Wenn das dieſelben Bildniſſe ſind, von denen Patin ſpricht, ſo müſſen ſie nach der Reſtauration wieder zum königlichen Hauſe gekommen ſeyn. Wo ſind ſie jetzt?

Seit einigen Jahren hat die Baßler Bibliothek ihren Holbeiniſchen Beſitz auch mit einem ſolchen Bildniſſe des Frobenius vermehrt. Dieſes iſt, wie mehrere Profilbilder Holbeins aus früherer Zeit, von rothbraunem Farbenton, und gilt deswegen, und noch aus andern weiter hergeholten Gründen bei Einigen für kein Original. Immerhin iſt es ein ſehr ſchönes Bild, das dem Holbein keine Schande, oder dem, der es ihm ſo nachbilden konnte, große Ehre macht. Es ſtellt uns überdieß den gemüthlichen Mann mit ergreifender Wahrheit vor Augen: ein Geſicht, das zwar die Welt häßlich nennen mag, aus dem aber der Geiſt froher Laune, milder Geſinnung, und das Bewußtſeyn edler Thätigkeit in allen Zügen ſpricht. — Mechel hat davon einen Kupferſtich gegeben, ihm fehlt aber der Geiſt, der das Original beſeelt.

Ein Geſchichtchen, das wahr heißen kann, wie alle dergleichen Züge, die dem Charakter der betreffenden Perſamen nicht entgegen ſind, mag dieſen Abſchnitt beleben, wiewohl es keinen unmittelbaren Bezug auf Holbein hat[1]). Eraſmus pflegte einen Knaben, den er aufzog, des Morgens auf den Markt zu ſchicken, um Früchte für ihn einzukaufen, und gab demſelben jedes Mal einen lateiniſchen Vers auf, den er ihm bei der Rückkunſt wiederholen mußte. Einmal traf Frobenius den Knaben auf der Straße weinend an, weil er den Vers vergeſſen hatte. Dem iſt wohl zu helfen, ſagte er, ich will dir ſchon einen andern Vers angeben, den du leicht behalten kannſt: Orto de scorto, pede torto, poma reporto. — Aber Eraſmus nahm den Spaß übel auf, und zürnte länger, als es wahrſcheinlich ſein Freund gethan hätte.

Das einzige Mal, wo Holbein den Eraſmus in ganzer Figur gab, iſt in dem oben berührten Holzſchnitte, und da ſtellt er deſſelben Füße hinter den Terminus. Wenn er es deßwegen that, weil ſie krumm waren, ſo hätte Theodor Beza in ſeinem berühmten Epigramm, gegen welches Bayle ſo viel einzuwenden hat[2]), die Frage,

---

1) Theod. Zwingeri Theatr. vitae humanae.

2) Diction. Art. Erasme.

Ingens ingentem quem personat orbis Erasmum,
Haec tibi dimidium picta tabella refert,

warum der groſſe Mann nur auf halben Leib gemalt worden, mit weniger Aufwand von falſchem Geſchmacke, und mit mehr Wahrheit beantworten können, womit der undichteriſche Bayle vielleicht zufriedener geweſen wäre.

At cur non totum? mirari desine lector,
Integra nam totum terra nec ipsa capit.

Holbeins Leben in Baſel bis zu ſeiner Abreiſe nach England.

In Baſel war er Bürger und mit Weib und Kind angeſeſſen, dahin kehrte er alſo auch immer wieder, wenn er auf Wanderungen ſein Brod geſucht hatte, und blieb dann, bis ihn das Bedürfniß nöthigte, wieder Arbeit in der Fremde zu ſuchen; denn je weiter die Zeit in das Jahrhundert hineinrückte, deſto weniger Unterſtützung ſcheint die Kunſt in Baſel gefunden zu haben. Wiederholte innerliche Unruhen, häufige Streitigkeiten und kleine Kriege mit den öſtreichiſchen Nachbarn, auch die Italiäniſchen Feldzüge[1]) entzogen das Geld den friedlichen Künſten, und entſittigten die Gemüther, ſo daß auch eigne ſtrenge Geſetze über den Stadtfrieden, das heißt, gegen Händel und

---

[1]) „Wo mehr verkrieget oder verzogen iſt, als die Penſionen tragen.“ Ochs Geſch. V. 281.

Ausgelaſſenheit, nothwendig erachtet wurden [1]). Das mochte wohl eher eine Zeit für ein loſes Leben (wenn das je Holbeins Fall war) als für den kunſtgeſinnten Maler ſeyn. Zudem nahm das Anſehen und der einträgliche Wirkungskreis der Klöſter und Kirchen merklich ab, und damit ihre Sparſamkeit zu; der Ruhm, den man in köſtlichen Altargemälden ſuchte, wartete auf beſſere Zeiten. Schon zu Anfang des Jahrhunderts hörte man ſingen: „Was iſt in der Welt für ein Weſen, wir mögen vor „den Pfaffen nicht geneſen [2])!" — Die beſſern Gelehrten, Erasmus und ſeine Freunde, ſpotteten mancher geiſtlichen Mißbräuche laut; die Stadt Baſel ſelbſt legte das neue Panner mit dem engliſchen Gruß, das ihr Papſt Julius II. [3]) feierlich geſchenkt hatte, bei Seite, und begnügte ſich mit ihrem alten Stadtpanner. Bald fing ſich auch Luther in Deutſchland an zu regen, und nach ihm Zwingli in der Eidgenoſſenſchaft. — Auf ergiebige Beſtellung bedeutender Werke war demnach für Holbein wenig Ausſicht, er mußte ſich mit Porträten und kleiner Arbeit begnügen, wovon in Baſel noch mehreres vorhanden, das zum Theil hiſtoriſch zu berühren hier der Ort iſt.

---

1) Ochs Geſch. V. 321. ꝛc.

2) Ebendaſelbſt. V. 157.

3) Ebendaſelbſt. V. 280.

Auf der öffentlichen Bibliothek fallen zwei Bilder einer jungen Perſon weiblichen Geſchlechts, die aber in Stellung und Ausdruck verſchieden ſind, vorzugsweiſe in die Augen, beide auf halben Leib gemalt und in verjüngtem Maaße; die Tafeln halten ungefähr Ein Fuß Höhe und zwei Drittel Fuß Breite. Von dem Gegenſtande weiß man nichts mehr, als was das Amerbachiſche Verzeichniß ſagt, es ſey „das Conterfet einer Offenburgerin“ (oder, wie man jetzt ſprechen würde, einer Fräulein von Offenburg, welches ehemals ein adeliches Geſchlecht von Baſel war). Die Bilder aber ſind ſo anziehend, beſonders das Eine, daß man gern mehreres von dem Urbilde wiſſen möchte. Das vorzüglichere, mit der Unterſchrift: Lais corinthiaca. 1526. iſt ein ſehr ſchönes jugendliches Geſicht, voll Lüſternheit, mit ſchmachtendem Liebesblick, und einem Munde, der ſüße Luſt zu hauchen ſcheint. Alles ſo zierlich, fleißig, und dabei ſo wahr, weich und Leben athmend gemalt, ohne alle Trockenheit der Umriſſe, daß es kaum ein ſchöneres Porträt geben kann. Das Mädchen iſt zierlich angezogen [1], trägt eine Binde mit Gold um den Kopf, und Gold in einigen Schnüren der

---

[1] Rem. Feſch in den monum. human. industr. Msc. 1628 nennt es: vestem meretriciam — und thut hinzu: Ex praecipuis judicatur haec pictura.

Kleidung. Sie ſteht vor einem Tiſche, und ſcheint die eine Hand nach Geld auszuſtrecken, dergleichen ſie auch ſchon vor ſich hat, und mit der andern zieht ſie das Gewand in die Höhe, gleichſam etwas, das Geldes werth iſt, anbietend.

Das andere Bild iſt nicht ſo glänzend gemalt, und ſteifer gezeichnet, auch nicht ſo ſchön von Angeſicht, ihm fehlt die Anmuth; es iſt dieſelbe Perſon, aber magerer und älter, trägt auch ein ähnliches Gewand. Ein Kind von gemeiner Natur und ſchönem Colorit, das vor ihr ſteht und mit einem Pfeile ſpielt, macht, daß man das Stück jetzt Venus und Amor betitelt. Auf dem alten Rahmen ſteht (ſtand) aber mit goldnen Buchſtaben geſchrieben: Verbum Domini manet in aeternum, wodurch die Sage entſtanden und durch Anecdoten ſammelnde Reiſebeſchreiber verbreitet worden iſt, das Bild habe ehedem auf einem Altare geſtanden, und ſey als Mutter Gottes verehrt worden. — Wäre man auch jemals ſo dumm geweſen, den Amor mit dem Pfeile für das göttliche Kind, und ein lüſternes Weib ohne Nimbus für die heilige Jungfrau anzuſehen, ſo widerlegt ſich die Sage ſchon dadurch, daß das Gemälde von jeher in der Kunſtſammlung des alten Amerbachs (laut des Verzeichniſſes ſeines Sohnes) unter dem Namen einer Offenburgerin aufgeſtellt war. Der lateiniſche Spruch mag eher auf das jetzt unbekannte Schickſal dieſer Perſon gezielt haben.

Die Mähre erzählt, Holbein habe dieß letztere Bild zuerſt gemacht, und erſt als die Dame die Bezahlung verweigert, ſey ſie noch einmal als eine Buhlerin vorgeſtellt worden. Es läßt ſich aber eher das Gegentheil annehmen und glauben, der ſinnliche Maler habe dieſes ſinnlichſchöne Antlitz nicht aus Haß und Rache, ſondern mit Liebe gemalt, denn nur Augen der Liebe konnten dieſen harmoniſchen Reiz auffaſſen, und mit ſo zartem Fleiße vollenden[1]). Wer weiß, vielleicht mögen ihn zerſtörte Verhältniſſe, oder Rache der Eiferſucht nachher bewogen haben, die Goldpfennige oder den Namen Lais beizufügen, ſo wie bei dem an Schönheit und Kunſt geringern Bilde der Kleine mit dem Pfeil auch ſpäter hinzugemalt ſcheint, um eine Frucht verbotener Liebe zu bezeichnen.

Auch hier hat Holbein ſeinem Gemälde einen grünen Grund untergelegt, wie er faſt allenthalben zu thun pflegte; und das that er nicht allein, ſondern häufig auch die Maler ſeiner Zeit, ſelbſt Raphael. — Warum geſchieht das jetzt nicht mehr? Was nur als eine ununterbrochene Fläche angeſehen und einen näher gelegenen Gegenſtand

---

1) Die Kupferſtiche davon haben nur wenig Wahrheit.

angenehm hervorheben ſoll, kann mit Recht grün ſeyn; malt doch auch die Natur die Farbenſchönheiten ihrer Blumen auf Grün.

Zu bemerken iſt noch, daß ſich in der Feſchiſchen Sammlung auch eine ſolche Lais corinthiaca doppelt befindet, in Oehl gemalt, und als Skizze in Tuſch gezeichnet. Das Gemälde hat aber ſehr gelitten, und iſt übermalt worden, einzig noch merkwürdig dadurch, daß hinter der Lais ein Bett angebracht iſt, von welchem ein Satyr den Vorhang wegzieht; woraus man auch wieder nach Belieben entweder auf den tugendhaften Eifer, oder den leidenſchaftlichen Groll des Malers gegen dieſes durch Schönheit und Lebensart berüchtigte Mädchen ſchließen kann.

Unter ſeine berühmten Gemälde aus dieſer Zeit gehört auch der todte Chriſtus in Lebensgröße, bezeichnet: Jesus Nazarenus Rex Jud. H. H. 1521. Er liegt auf einem Tuche ausgeſtreckt, ſteif, in der Verweſungsfarbe, und ſo todt wie möglich. So mag freilich ein Gekreuzigter ausgeſehen haben, aber kein Maler hätte den todten Erlöſer ſo gräßlich entſtellt vorzeigen ſollen. Das Geſicht iſt, genau betrachtet, zwar nicht unedel in den Formen, aber ſchwarz, nach der Natur eines an gewaltthätiger Todesart Geſtorbenen, und die Hände ſind krampfig und blau von der Wunde. Man ſagt, Holbein habe das Bild nach einem ertrunkenen, oder wie andre wollen, erhenkten Juden gemalt; die natürliche Wahrheit deſſelben macht die Sage glaublich. — Sandrart meldet, und andre ſchreiben es ihm nach, es ſeyen für dieß Gemälde tauſend Dukaten geboten worden; das war, wenn gleich Malereien vormals mehr galten, als jetzt, ein übermäßiger Preis, indeſſen zeigt es, welch hohen Werth ſchon vor langer Zeit der Name Holbeins ſeinen Gemälden jeder Art gab, welches noch durch die vielen Copien beſtätigt wird, die von dieſem Bilde klein und groß genommen worden, ſo wie man ſie noch heut zu Tage an mehrern Orten antrifft. — Das Grauſenhafte der Vorſtellung wurde auch damals weniger auffallend gefunden, in einer Zeit, wo man gewohnt war, über den Altären die gräßlichſten Martergeſchichten aufgeſtellt zu ſehen. Nunmehr iſt das aber ganz anders; alle Reiſenden, die das Bild ſehen, halten ſich mit Recht über die rohe Geſchmackloſigkeit auf; einige brechen ſogar in verabſcheuenden Aerger aus, ſo daß man faſt Bedenken tragen muß, das Bild nur etwas lange anzuſchauen, um nicht des Mangels an Zartgefühl ſich ſchuldig zu machen. Lavater [1]) nennt die-

---

1) Handbibliothek. 1791. VI.

ſen todten Chriſtus unanſchaubar, abſcheulich, und findet, Holbein habe dabei allen Geſchmack abgelegt, alle Liebe verläugnet und allem Menſchengefühl entſagt. Carl Spazier[1] ſagt, er habe es nicht eine Minute bei dieſer ekelhaften Natürlichkeit aushalten können, weil ſie die Eingeweide empöre; hätte man doch, fügt er nach damaligen philanthropiniſchen Grundſätzen hinzu, die tauſend Dukaten genommen, und zu einem Fond für Landſchulmeiſter verwendet! — Wer wird es wagen, mit Jemand, der ſo grimmig abſpricht, und den Tadel mit ſeiner eignen Perſönlichkeit in Verbindung bringt, auch nur ein Wort über den Gegenſtand zu ſprechen, aus Furcht, ihm die Eingeweide zu empören? — Das iſt aber nicht die echte, zum ſichern Geſchmack leitende Kritik, wenn man ſchon in neuern Zeiten öfters auf ſie ſtößt; denn ſie prüft nicht, ſchaut ſich nicht bedächtlich um, ſondern giebt ſich der erſten individuellen Empfindung hin, und ſtellt ſie anmaßend als Regel des Verſtandes auf. Eine lebensgroße Figur von Holbein gemalt iſt doch immer beachtenswerth, und ſo „unanſchaubar abſcheulich" dieſer Chriſtus ſeyn mag, ſo ließe ſich doch zur Rechtfertigung des Malers die Frage aufwerfen, ob er nicht die Abſicht oder den Auftrag gehabt habe, den Menſchenſohn in ſeiner allertiefſten Erniedrigung vor Augen zu ſtellen, und ob er, wenn er wahr ſeyn wollte, dem Auftrage anders hätte ein Genügen leiſten können. Er ſtellte den heiligen Leichnam in dem Zuſtande vor, wie er vom Kreuze genommen worden, noch nicht gewaſchen und zum Begräbniſſe geordnet, wie ihn ſonſt gewöhnlich die Kunſt giebt, ſondern in der Beſchaffenheit, wie man ſich auch den edelſten Menſchen denken muß, der geſchmäht, geſchlagen, gegeißelt, mit Dornen gekrönt, und unter der entſetzlichen Marter des Kreuzes in Durſt und Schmerzen verſchmachtet iſt, und ſich ſogar von Gott verlaſſen gefühlt hat; noch mit dem Schweiße des Todes bedeckt, mit ſtruppigem Haar und krampfhaften, mißfarbenen, blutigen Zügen und Gliedern. Kann ein Menſchenleib gleich nach ſolcher jammervollen Vernichtung wohl anders ausſehen? — Die Erbauung iſt aber vielſeitig; läßt ſich nicht ein frommes Gemüth denken, das, mit Hintanſetzung alles beſſern Geſchmacks, ſeinen Erlöſer gerade ſo vor ſich ſehen wollte, nicht nur gekreuzigt, ſondern auch in mißhandelter, unzweifelhafter Todesgeſtalt, damit aus dieſer ſchmählichſten Herabwürdigung ſeine Liebe deſto herrlicher hervorleuchte? Mag auch die Erfüllung des Auftrags dem Geſchmacke des Malers keine Ehre bringen, ſo macht doch die maleriſche Ausführung deſſelben ſeinem Pinſel keine Schande.

---

[1] Wanderungen durch die Schweiz. Gotha. 1790.

Zu bedauern iſt es, daß die kleinen und großen Propheten, deren Patin erwähnt 1), die Holbein halblebensgroß in ganzen ſtehenden Figuren auf neun Tafeln gemalt hat, von Baſel hinweggekommen und wahrſcheinlich verloren gegangen ſind, da man nirgends eine Spur davon lieſt. Der Maler Bartholome Sarbruck führte ſie zu Patins Zeiten hinweg nach Holland, und ließ zu Baſel Copien in Oehl zurück, die etwas ſchwerfällig, aber mit guter Practic gemalt ſind.

Da der Feſchiſchen Kunſtkammer ſchon öfters gedacht worden, indem die Holbeiniſchen Gemälde, Handzeichnungen und Holzſchnitte die ſchönſte Zierde derſelben ausmachen, ſo mag auch ein kurzer hiſtoriſcher Bericht davon hieher gehören. — Remigius Feſch, der Sohn eines Bürgermeiſters zu Baſel, und öffentlicher Lehrer der Rechtsgelehrſamkeit, war der Sammler und Stifter dieſes Muſeums, das neben mannigfaltigem Kunſtgeräthe auch eine Menge alter Münzen, Bücher, Handſchriften und Natura-

---

1) Prophetae omnes, majores et minores, in novem tabulis bicubitalibus, ita ut binos, quosvis illarum exhibeat, coloribus aqueis nullo admixto oleo depicti. — Es kommen aber achtzehn heraus. — Index opp. J. Holbenii.

lien in ſich begriff [1]. Alle Reiſende beſuchten es als eine der vornehmſten Merkwürdigkeiten der Stadt. Da der Eigenthümer reich und unverheirathet war, ſo machte er aus dem Cabinette und dem Hauſe, wo es aufbewahrt war, 1667 ein Fideicommiß, und verordnete aus Achtung für ſeinen Beruf, daß der Nießbrauch davon immerfort einem Doctor der Rechte aus dem Feſchiſchen Geſchlechte zudienen müſſe, ſo lange ein ſolcher vorhanden ſey, widrigen Falls ſolle das Ganze der Univerſität als Eigenthum zufallen. So blieb die Familie Feſch bis 1823 im Beſitze dieſer koſtbaren Sammlung, woran inzwiſchen, wie bei Fideicommiſſen ſo oft der Fall iſt, nichts gebeſſert noch weniger hinzugefügt wurde. Da ſich aber jetzt kein rechtsgelehrter Feſch, wenigſtens kein gehörig qualificirter, mehr vorfand, ſo fiel durch richterlichen Entſcheid alles, was das Cabinett begriff, als ein herrlicher Zuwachs der öffentlichen Bibliothek anheim.

Von der Orgel im Münſter, von Holbein gemalt, iſt auch in vielen Nachrichten über Baſel die Rede. Zur Zeiterſparung für Reiſende, die etwa darnach ausgehen möchten, mag die Berichtigung dienen, daß zwar die Malerei dieſer Orgel von Holbein ihren Urſprung hat, und ſich die Skizze davon noch unter ſeinen Zeichnungen auf der Bibliothek findet, daß aber im Jahr 1639 das ganze Gemälde durch einen ſchwächern Pinſel überarbeitet worden iſt, und ſo ſeinen Werth verloren hat. Dieſe Orgelflügel ſtehen ſeit 1786 irgendwo auf der Bibliothek.

---

[1] Rien n'y manque; il y a de la peinture, de la sculpture, des livres et des curiosités de toutes sortes. Pour des Medailles, il y en a quelques unes de si singulières, qu'elles sont surprenantes, sans qu'elles ayent aucun rapport aux descriptions des auteurs, ou à celles que j'ay vu ailleurs, ſagt der gelehrte Münzkenner Patin in Relations historiques. 1671.

Keine Schweizerſtadt hat einen ſolchen Reichthum an Malereien aufzuweiſen, wie man in Baſel, nicht nur an öffentlichem Orte, ſondern auch in Bürgerhäuſern antrifft. Kein Wunder, wenn darunter auch manche blos vorgebliche Stücke des berühmten Mitbürgers ſind. Auf dieß Vorgeben ſtößt man auch in der übrigen Schweiz und allenthalben, wo alte Porträte zu ſehen ſind, in Deutſchland und England. Vorzügliche Erwähnung verdient jedoch die große Sammlung alter Gemälde und Handriſſe, womit das Viſcherſche Haus am Rheinſprung angefüllt iſt, deſſen nun in die andere Welt hinübergegangener Beſitzer, Rathsherr Peter Viſcher, ein reicher Sammler und warmer Beförderer der Kunſt, nicht nur ein großer Verehrer Holbeins, ſondern auch ein glücklicher Nachahmer deſſen kecker Zeichnungsmanier war. Unter den mancherbei Holbeiniſchen Sachen zeichnen ſich beſonders zwei kleine Mannsbilder aus, in ſchwarzer Kleidung; ſie ſind in blaſſer ſchattenloſer Manier gemalt, klar, zart verſchmolzen, und in ſo lebendiger Harmonie der Geſichtszüge (dieſe Einheit der Miene war einer der erſten Vorzüge des Meiſters), daß die Naſe zu athmen, und der Mund im Begriffe ſcheint, auszuſprechen, was die regſamen Augen aufgefaßt haben; ſo daß dieſe Köpfe, wenn ſie, wie kaum zu zweifeln, von Holbein herrühren, unter ſeine beſten Werke zu zählen ſind.

Zu den Meiſterwerken Holbeins gehört auch ein Knieſtück in Lebensgröße, welches bis 1822 in Baſel zu ſehen war, das Bildniß eines ſchweizeriſchen Kaufmannes, Georg Gyſi, den ſein Landsmann im Jahre 1532 in London gemalt hatte. Es iſt ein Gemälde von der anſpruchloſen Klaſſe, die bei Manchem für geiſtlos gilt, wo der Maler nichts ſuchte, als den Gegenſtand nach ſeiner Wirklichkeit, mit aller Kunſt und Vollendung, die ihm gegeben war, darzuſtellen, nicht ſich ſelbſt in dem Gegenſtande genialiſch zu produciren. Nichts iſt da zu ſehen von pikanten Effecten, von gewagten Tuſchen, geiſtreichen Nachläſſigkeiten, kühnem Wurfe und dergleichen; alles iſt bloße ruhige Wahrheit. Dem behaglichen Schweizergeſichte iſt nicht mehr Geiſt beigelegt, als es in der Natur haben mochte, und die mancherlei kaufmänniſchen Attribute und Nebenſachen, die das Bildniß umgeben, ſind bei aller Ausführlichkeit doch demſelben ſo harmoniſch untergeordnet, daß weder der Blick zerſtreut, noch die Haltung geſtört wird. Eine grüne Wand hebt auch hier als Grund das Ganze ſchön heraus, und dieſes Ganze ſtellt ſich in einem ſolchen Einklang der Farben dar, wie es nur ein Eingeweihter in die Geheimniſſe der Kunſt zu leiſten vermochte. — Man ſtelle einmal ſo ein getreues Menſchenbild einem modernen, willkührlich idealiſirten, mit Effect und Farben prunkenden, allgeprieſenen Knallſtücke gegenüber, gewiß, wer noch Augen zum Sehen, und nicht blos Ohren zum Vernehmen fremder Urtheile hat, wird bald inne werden, welchen Künſtler der Geiſt der Wahrheit beſeelt habe.

Man könnte es bedauerlich finden, daß die reiche Stadt Baſel dieß vortreffliche Bild von ſich weggelaſſen, und nicht mit ihrer übrigen Holbeiniſchen Habe zu vereinigen geſucht hat. Es wurde nach Berlin verkauft, und ſoll ſich nun in der Königl. Preußiſchen Gemäldeſammlung befinden.

Dahin kam auch auf gleichem Wege ein Bildniß der Anna Bullen, das vorher in Baſel zu ſehen geweſen. Zwar viel ſplendider in die Augen fallend als Gyſi, ob aber von eben der maleriſchen Vorzüglichkeit und unzweifelhaften Authenticität der Perſon und des Künſtlers, das möchte eine genauere Prüfung erfordern. Wenigſtens macht die Inſchrift: Anna Regina 1530. Anno aetatis 27. HB. die Sache verdächtig; denn 1530 war Anna Bullen noch nicht Königin und noch nicht 27 Jahre alt. Auch iſt das Zeichen HB nicht das wahre Holbeiniſche Monogramm.

Noch gibt es mehrere an Holbein und ſeine Zeit erinnernde Kunſtwerke in dieſer Stadt, die zu längerm Verweilen einladen, denn wer ſcheidet gern von dem, was er als ſchön und preiswürdig anerkannt und liebgewonnen hat? Aber es iſt hohe Zeit, weiter zu gehen!

Holbeins Schüler.

Es iſt kaum zu bezweifeln, daß ein Meiſter von ſo bedeutendem Anſehen, nach der Art ſeines Berufs in damaliger Zeit, nicht auch Geſellen gehalten habe, die ihm helfen konnten, oder daß ihm nicht Lehrjungen, die ſeine Kunſt ſuchten oder ſuchen ſollten, wären zugegeben worden; kaum zu zweifeln, daß aus dieſen Geſellen und Jungen nicht auch einige Maler von Bedeutung hervorgegangen ſeyen. Freilich kömmt aus der Dunkelheit, die über ſein Privatleben herrſcht, hievon wenig zu Tage. Einzig nennt uns die Kunſtgeſchichte zwei allerdings treffliche Künſtler, Chriſtoph Amberger von Nürnberg und Hans Aſper von Zürich, als ſeine Schüler; worüber man aber auch Beſtimmtes nichts weiß, als daß man noch aus ihrer Arbeit ſchließt, ſie haben Holbein zu ihrem Muſter genommen.

Sandrart [1]) gedenkt **Ambergers** zuerſt mit Ehren, bedauert aber auch bei dieſem Anlaß, wie anderswo, „daß „kein einiger unſrer deutſchen Nation jemalen mit Schrif„ten oder andern Gedächtniſſen deſſen Namen und Kunſt „gerühmt habe." Weshalb es ihm unmöglich geworden, von ſeinen Eltern oder ſeinem Lehrmeiſter etwas in Erfahrung zu bringen. „Weil er aber in ſeiner Manier zu „mahlen, abſonderlich in Conterfeten, dem berühmten [2]) „Künſtler Holbein gefolgt, als urtheilt man, theils deß„wegen, theils wegen des Datums, daß er bei demſelben „das Mahlen gelernt habe." — Paul von Stetten [3]) läßt ihn von Nürnberg abſtammen, und nennt ihn einen Schüler des jüngern Holbeins. Er gibt 1562 als das Jahr ſeines Todes an. Von ſeinen Arbeiten findet man noch in Nürnberg [4]) und in mehrern deutſchen Gallerien, wo man die Aehnlichkeit zwiſchen Meiſter und Schüler zu vergleichen am beſten Gelegenheit hat. Etwas muß doch an dieſer Aehnlichkeit ſeyn, weil der in Kunſtkenntniß wohlerfahrene Sandrart es ſagt.

---

[1]) Maler-Academie. S. 235.

[2]) Aus dieſem Beiworte läßt ſich ſchließen, daß Sandrart den jüngern Holbein als den berühmtern gemeint habe. Andre, Füßly, Mannlich u. ſ. w. nennen ihn einen Schüler des ältern.

[3]) Kunſt-Geſchichte der Stadt Augsburg. I. 278.

[4]) C. G. von Murr, Beſchreibung der Stadt Nürnberg.

Das Bildniß Kaiſer Carls V, das er im Jahre 1530 in Augsburg malte, hat ihn berühmt gemacht, ſo wie ſeine dabei bewieſene Genügſamkeit, indem er nicht mehr als zehen Thaler für das Bild verlangte; der Kaiſer jedoch äußerte ſich, er ſchätze es Tizians Arbeit gleich, dem Er für jedes Bildniß hundert Thaler zahlen mußte, und belohnte die beſcheidene Forderung des deutſchen Künſtlers mit dreifacher Bezahlung und einer goldenen Kette.

Zu ſelbiger Zeit bemalte er auch in Augsburg die Außenſeite einiger jener achtunggebietenden Gebäude, die der Stadt zur Zierde gereichten, und ohne Noth nie hätten moderniſirt werden ſollen.

Von Hans Aſper hört man außerhalb der Schweiz, ja außerhalb Zürich, ſeinem Wohnorte, nur wenig. Sein Licht verlor ſich mit der Zeit in dem Glanze deſſen, den er nachahmte. Im Jahre 1499 geboren, war er gleiches Alters mit Holbein; ob er aber wirklich bei demſelben in der Lehre geſtanden, iſt unerwieſen, ſo viel aber iſt gewiß, daß er Holbeins Manier zu der ſeinigen gemacht, und zwar mit ſo viel Fleiß und Treue, daß es ihm, wie Füeßli ſagt [1]), oft gelang, ſeine beſten Werke für deſſen Arbeit gelten zu machen, womit er aber auch, wenn dem ſo iſt, für augenblicklichen Vortheil ſeinen bleibenden Ruhm hingab. Viele ſeiner Bilder wurden daher Holbein zugeſchrieben, welches zum Theil jetzt noch geſchieht, wozu auch ſein, dem Holbeiniſchen ähnliches Monogramm *HA* beigetragen haben mag. Auch Patin.[1]) führt noch das Bildniß Conrad Pellikan's als ein in Zürich befindliches Werk Holbeins an, welches man jetzt für Aſpers Arbeit erklärt. — Durch ihn iſt die einzige Abbildung, die man von Ulrich Zwingli hat, auf die Nachwelt gekommen, ein ſchätzbares Oehlgemälde, das auf der öffentlichen Bibliothek in Zürich aufbehalten wird.

---

[1]) Geſchichte der Künſtler in der Schweiz. I. 39.

Man hat noch mehrere Bildniſſe von Hans Aſper, wo Eheleute, Geſchwiſter oder Freunde auf zwei hölzerne Tafeln gemalt, und dieſe durch Bande vereinigt ſind, ſo daß ſie wie ein Buch zuſammengelegt werden können. Dieſe Einrahmung ſoll ihm gewöhnlich geweſen ſeyn, und wäre auch jetzt noch in mancher Rückſicht zu empfehlen.

Er behandelte die Farben leicht und weich, doch mit lebhafter Wahrheit, und zeichnete richtig; da er ſich aber häufiger Laſuren bediente, und dieſe der Einwirkung der Zeit und des Putzens nicht widerſtanden, ſo haben viele ſeiner Bildniſſe die urſprüngliche Einheit und Klarheit des Colorits eingebüßt. — In vielen dem Holbein ähnlich, blieb er doch in dem eben ſo fein als tief empfundenen Ergreifen objectiver Wahrheit hinter ihm zurück. Von ſeiner Geſchicklichkeit im Zeichnen zeugen die trefflichen Figuren in Conrad Geßners Thierbuch, die er nach der Natur mit Farben auf Papier gezeichnet 1), vielleicht theilweiſe auch in Holz geſchnitten hat. Ein kleines in Holz geſchnittenes Bild von Zwingli trägt ſeinen Namenszug, auch noch andre Holzſchnitte ſollen denſelben haben.

---

[1]) Index operum J. Holb. 46.

Es werden auch als Beweiſe ſeiner Kunſt und Erfindung die von Rudolph Meyer in Kupfer geſtochenen hiſtoriſchen Bilder in Murers Helvetia ſancta angeführt, wozu er nach Angabe der meiſten Blätter die Entwürfe gemacht haben ſoll. Darin liegt jedoch etwas Unerklärliches, denn Hans Aſper ſtarb 1571, und der Verfaſſer des Buchs wurde erſt 1588 geboren 2). Er müßte demnach ſchon in früherer Zeit dieſe Zeichnungen zu einem andern Zwecke gemacht, oder durch ein Wunder für dieß

---

1) J. C. Füeßli am angef. Orte. 41.

2) Helvetia sancta, oder Beſchreibung aller Heiligen im Schweizerland. Fol. Luzern. 1648. Vorrede.

Buch, das an Wundern ſo reich iſt, durch vorgreifende Eingebung gearbeitet haben. Uebrigens tragen dieſe verdienſtvolle Figuren ſowohl in Tracht als Stellungen ſo viel Kennzeichen der ſpätern Zeit und der eignen Manier Rudolph Meyers, der ſie in Kupfer gebracht hat, daß man offenbar ſieht, dieſer habe ſie, wo nicht ſelbſt erfunden, doch gewiß ſehr willkührlich verändert.

In der Boiſſeréeiſchen Sammlung ſteht das Bildniß eines Zürichers, 1533 von Aſper gemalt, das von einem einſichtsvollen Kenner ſehr gelobt, und den Arbeiten Lucas Cranachs in mancher Hinſicht vorgezogen wird [1]).

Holbeins Ueberlegenheit ſcheint auch ſeine Brüder zu ſeiner eigenthümlichen Art hingeriſſen zu haben, ſo daß von den vielen Bildern unter ſeinem Namen manche von Rechtswegen den Brüdern zur Ehre gerechnet werden ſollten. Noch ſind auf der Bibliothek zu Baſel zwei Knabenköpfe aufbewahrt, die dieß beſtätigen. Sie ſind auf Holz, ungefähr Halblebensgröße, laut dem Amerbachiſchen Inventarium, von Ambroſius Holbein gemalt; zwar nur mit wenigen Farben leicht hingeworfen, und darum dem oberflächlichen Anblick etwas gemein ſcheinend, bei näherer Betrachtung jedoch herrliche Kunſterzeugniſſe, und von lebendiger, ſicherer Zeichnung. Zwei allerliebſte Knabengeſichter ſind es, beſonders der blonde. Keine fade Schönheit der Züge, wie ſie viele Mütter lieben, aber das Knabenhafte, die Mannheit im Kinde, die muthige Sorgenloſigkeit, der geſunde Sinn, und die dieſem Alter eigene Scham und Empfindlichkeit für Unrecht könnten nicht glaubwürdiger vereinigt und ausgedrückt ſeyn. Gelbe Kleider mit rothen und ſchwarzen Streifen vervollſtändigen noch den knäblichen Eindruck. Blauer Grund, oben Verzierungen und Engelchen. Dieſe einfache Wahrheit iſt ganz im Geiſte des berühmtern Bruders.

---

[1]) Kunſtblatt. 1820. Nr. 37.

Abreiſe nach England.

Schon mehrere Jahre vorher, ehe Holbein wirklich nach England abging, einige Nachrichten ſagen ſchon 1520, wurde er von einem Grafen Arundel, der als Engliſcher Geſandter durch Baſel reiſete [1]) und ſeine Gemälde bewunderte, ermahnt, ſein Glück in England zu ſuchen, wo die Kunſt in Ehren gehalten und vom Könige ſelbſt unterſtützt werde. — Daß Holbein Bedenken trug, einer ſolchen in ſeine ganze Lage eingreifenden Anmuthung ſogleich zu entſprechen, iſt wohl zu erklären, ohne ſeinen Hang zur Schwelgerei zum Grunde zu legen, wie man es dem einbildſamen Patin nachſchreibt, denn einen ſolchen Hang zu befriedigen, hätte er in der großen Welt zu Lon-

---

1) Walpole findet wahrſcheinlich, daß dieß H. Fitzalan, Earl of Arundel geweſen. Anecd. I. 130.

den wohl tröſtlichere Ausſicht gefunden, als in der Armuth zu Hauſe. Iſt es nicht natürlicher und menſchlicher, anzunehmen, daß der junge Mann, unlängſt verheirathet, deſſen Herz wahrſcheinlich ſchon an einem Kinde hing, und im Gefühle, daß er bei ſeiner vorzüglichen Kunſt doch nie ganz ohne Brot ſeyn werde, ſich nicht ſo auf Einmal von dieſen Gegenſtänden ſeiner Liebe trennen, noch der trauten Gewohnheit ſeines Umgangs entſagen konnte, der denn doch, wie man weiß, nicht blos aus lockern Geſellen beſtand.

Aber die Haushaltung wurde größer, die Frau haushälteriſcher, und die Zeiten ſchlimmer[1]); ein neuer Geiſt war überdieß in die Leute gefahren, welcher ſich der Kunſt nicht günſtig zeigte. — Der ſchon ſo weit vorgeſchrittene Künſtler hätte aus Mangel bedeutender Arbeit wieder Rückſchritte zum Gemeinen und Geringen thun, und das Gefühl des Höhern in der Bruſt, ſo gut als möglich, betäuben ſollen; darüber wäre er zu Grunde gegangen.

---

[1] Im Jahre 1525 ſchrieb Erasmus aus Baſel an Pirkhaimer: Hic rursus ruricolae et nobiles in armis sunt, alter alterius internecionem minitantes. — Und bald darauf: Hic agitur crudelis et cruenta fabula. Quotidie fiunt conflictus atroces inter proceres et rusticos, adeo in propinquo, ut tormentorum et armorum crepitus ac prope cadentium gemitus exaudiamus. Nos hic quam simus in tuto, tu conjectato.

Lieber entſchloß er ſich jetzt, dem Rathe ſeiner Freunde, ſelbſt des Erasmus, zu folgen, und ſein Heil nunmehr in England, doch nur für einige Zeit [1]), zu ſuchen. Was er noch an Kunſtwerken vorräthig hatte, blieb, wie die Nachrichten lauten, ſeiner Familie zurück, um ſich aus dem Verkauf derſelben zu erhalten, bis er mit erworbenem Gelde wiederkomme; mit ſeinem Pinſel wollte er ſich ſchon auf der Reiſe forthelfen. Wirklich mag auch die Amerbachiſche Sammlung Holbeiniſcher Gemälde und Handzeichnungen ihren Urſprung größten Theils dieſer Hinterlaſſenſchaft zu verdanken haben.

Auch das überhandnehmende zänkiſche Weſen ſeiner Frau, von der er, wie van Mander bemerkt, keinen Hausfrieden mehr zu erwarten hatte, ſoll ihm den Abſchied erleichtert haben. Er konnte ihr mürriſches Betragen nicht länger aushalten: Imperiosae uxoris contubernium ulterius ferre se posse diffidebat, ſagt ebenfalls Patin. — Albrecht Dürer hatte auch ein ſolches Contubernium, das ihn zu Tode marterte, weil der zarte, geduldige Mann ſich nicht davon zu trennen, und die Laſt, die ſich ſeiner bemeiſtert hatte, nicht abzuſchütteln wagte; allein Holbein, von derberer Natur, wußte für ſich und die böſe

---

[1]) Walpole Anecd. I. 107.

Frau Rath; er ließ ſie ſitzen, ſo ward Beiden geholfen, ſie allein Meiſter, und er hörte keine Vorwürfe mehr.

Bei dieſem Anlaß ſey es erlaubt, ein wenig, wie zwar auch ſchon geſchehen, außer die hiſtoriſche Ordnung zu treten, und etwas über die gemüthliche Verſchiedenheit dieſer beiden Männer zu ſagen; woraus auch das, was ſie als Künſtler unterſchied, zum Theil herfloß, denn wie in der Richtung ihres Talents, waren ſie auch in ihrer ſittlichen Natur verſchieden. Ein edler, ſanfter Geiſt der Duldung geht durch Albrecht Dürers ganzes Leben; wo er von ſich ſelber ſpricht, leuchtet bei allem Selbſtgefühl zarte Beſcheidenheit hervor, und treue Ergebenheit an die Freunde, lieblich auch in ſeiner Schwäche. „Als ich," ſchreibt er, „1494 heim kommen war, handelte Hans „Frey mit meinem Vater, und gab mir ſeine Tochter „mit Namen Jungfrau Agnes, und gab mir zu ihr zwei„hundert Gulden [1]." Sie wurde ihm zugehandelt. — Wie gerührt und rührend ſpricht er von ſeines Vaters Tode, und wie zärtlich empfiehlt er in den Briefen aus Venedig die alte Mutter ſeinem Freunde Pirkhaimer! Sogar die muthwilligen Scherze, der Nürnberger Witz in dieſen Briefen, und die leichtſinnigen Aeußerungen über ſeine Frau, die wohl Holbein ſelbſt ſich nicht ärger erlaubt hätte, verrathen mehr die gutmüthige Abſicht, ſeines Freundes jovialiſche Späße gefällig zu erwiedern, als böſen Willen; denn er verſtand es auch, ernſt zu ſeyn, und ſich am gehörigen Orte zuſammenzunehmen [1]). — Eben dieſe Milde des Gemüths und ſeine ehrenfeſte Perſönlichkeit zeigt ſich auch durchaus in dem Reiſetagebuch aus den Niederlanden. Und ſo wie er ſich ſelbſt zu erkennen gibt, zeugen auch andre von dem Trefflichen, von Anfang an bis zu ſeinen letzten, unter den Launen ſeines in Habſucht befangenen Weibes, dahin ſchwindenden Tagen. — Anmuthig von Geſtalt und Angeſicht, edel in ſeinen Manieren, zierlich in der Kleidung, gefiel Meiſter Albrecht ſchon durch ſein Aeußeres, und ſeine auffallende Rechtlichkeit erwarb ihm fremdes Zutrauen. Von großer Geſchicklichkeit, und feſtgewurzelt auf der Höhe, wohin ihn Kunſt und Tugend geſtellt hatten, mangelte es ihm jedoch an Kraft und Willen, ſich ſittlich und geiſtig in freiern Regionen zu bewegen, wozu gleichwohl in der Lombardie ſchon, und nachher in den Niederlanden, ja ſelbſt zu Hauſe tüchtige Vorbilder ihm begegnen mußten.

---

[1] Leben Albrecht Dürers, von J. F. Roth.

Holbein, mit nicht weniger Kunſtfähigkeit begabt,

---

1) Murr's Journal zur Kunſtgeſchichte. X.

aber von ſinnlichkräftigerm Willen, und mit mehr Sinn für Fleiſch und Blut belebt, konnte ſich ſo viel tugendlichen Adels und jener perſönlichen Gunſt bei Vornehmen und Geringen nicht erfreuen, um ſo viel weniger, da er, einem unabhängigen Leben hold, ſich nicht viel aus den Großen machte, und die Kleinen wie Seinesgleichen behandelte. Ruhm für alle Zeiten fand er in ſeiner Kunſt, und das Gefühl der Vorzüglichkeit gab ihm innern Gehalt; an bloßer Ehre aber ſcheint ihm nicht viel gelegen zu haben. Wer dieſe haben will, bei dem muß eine äußere Würde des Benehmens Conſiſtenz gewinnen, auf welche die Gönner fußen können, ſonſt währt dieſe Ehre nicht lange. Dieß war aber Holbeins, wie noch ſo mancher andrer berühmten Meiſter, Sorge nicht; ſie lebten nach Herzensluſt und im Genuß des Tages; ein Leben, das innern Werth eben nicht ausſchließt. — Dürer war weiſer, aber nicht glücklicher; er war ſteifer, Holbein beweglicher.

Mit Empfehlungen von Erasmus an Thomas Morus und andre ſeiner Bekannten in England verließ Holbein Baſel im Jahre 1526. Was van Mander von dem Inhalte des Empfehlſchreibens ſagt, und daß Erasmus zu dieſem Endzwecke ſein Bild von Holbein habe malen und mit nach England nehmen laſſen, mit dem Bedeuten, daß daſſelbe ihm beſſer gleiche, als keines von Dürer, davon iſt in der ganzen großen Correſpondenz des Erasmus nichts zu finden. Erasmus hatte auch ſchon früher (wie oben erwähnt iſt) ſein Porträt doppelt nach England geſchickt durch ſeinen Famulus, der die Reiſe mehr als Einmal machen mußte; und Morus kannte ihn ja perſönlich, und hätte alſo keine Belehrung über Aehnlichkeit nöthig gehabt. Auch Patin ſagt nichts hievon, welches er gewiß nicht unterlaſſen hätte, wenn ihm ein ſolcher Brief bekannt geweſen wäre. Man ſchrieb es jedoch dem van Mander nach bis auf unſre Zeiten [1]). Gleichwohl iſt das Urtheil richtig, wenn ſchon das Zeugniß nicht hiſtoriſch wahr iſt; man vergleiche nur den Düreriſchen Erasmus mit dem Holbeiniſchen, um ſich zu überzeugen, wo die Wahrheit des Charakters augenſcheinlicher vorſchwebe; darin thaten es Holbein Wenige gleich.

Aus dem Wenigen, was man noch von Erasmus Bemühungen für Holbein weiß, zeigt es ſich, daß er ſchon 1525 zu deſſen Gunſten dorthin geſchrieben und

---

1) In der Schrift: Johann van Eyck und ſeine Nachfolger, heißt es: „In Erasmus Brief an Morus erhebt derſelbe den Holbein „ſogar über Albrecht Dürer, deſſen Zeichnung, wie Erasmus „verſicherte, mit dieſem Gemählde (ſeinem Bildniſſe) ſogar in „Hinſicht der Aehnlichkeit durchaus nicht zu vergleichen ſey.“ Woher hat die Verfaſſerin dieſe Nachricht?

ſein Porträt verſandt habe. Denn Eraſmus hatte beſtändig einen ſeiner gelehrten Diener, deren er mehrere unterhielt, unterwegs[1]), die er mit Schriften und Briefen an ſeine Freunde und Gönner abſchickte. Auf eine ſolche Empfehlung iſt noch die Antwort von Thomas Morus zu finden, daß er ſein Möglichſtes zum Fortkommen des wunderſamen Malers beitragen werde[2]).

Holbein muß aber die Reiſe erſt 1526 angetreten haben, denn aus dieſem Jahre findet ſich ein Brief von Eraſmus an Petrus Aegydius in Antwerpen den 29. Auguſt geſchrieben, am Ende deſſen folgende Erwähnung Holbeins geſchieht: Qui has reddit, est is, qui me pinxit. Ejus commendatione te non gravabo, quanquam est insignis artifex. Si cupiet visere Quintinum, nec tibi vacabit, hominem adducere, poteris per famulum commonstrare domum. Hic frigent

---

1) Mitunter drei auf Einmahl, wie ſich aus einem Briefe an Reginald Polus vom 4. October 1525 ergibt.

2) Pictor tuus, Erasme carissime, mirus est artifex, sed vereor, ne non sensurus sit Angliam tam foecundam ac fertilem, quam sperarat. Quanquam ne reperiat omnino sterilem, quoad per me fieri potest, efficiam. Ex aula Grenwici. 18. Dec. 1525.

artes; petit Angliam, ut corradat aliquot Angelatos, per eum poteris quae voles scribere [1]).

Den etwas vornehmen Ton, welchen Erasmus gern annahm, abgerechnet, iſt dieß Schreiben doch empfehlender Art. Er nennt Holbein einen außerordentlichen Künſtler, und möchte ihm zur Bekanntſchaft mit Quintin Meſſis behülflich ſeyn. Was er von dem bedauerlichen Zuſtande der Künſte ſagt, geht Baſel nicht ausſchließlich an, es iſt ein Seufzer ins Allgemeine, der in ſeinen meiſten Briefen aus jener Zeit wiederkehrt, weil er dieſe Abnahme der Kunſt und Wiſſenſchaft den Händeln zwiſchen den Pfaffen und Reformatoren zuſchrieb, die ihm beide zuwider waren. Nunc videmus, ſchrieb er 1526 an Johann Henkel, ubique frigere linguas ac bonas litteras; emoriuntur fere omnes disciplinae liberales; ſo ſpricht er noch an mehrern Orten, und beſchließt ein ſolches Klagelied an Polydorus Vergilius (Epist. DCCLX.) mit den Worten: Christus insignis artifex solus potest hanc fatalem tempestatem vertere in laetos exitus. Woraus zugleich erhellet, daß er unter dem Wort insignis artifex, womit er auch den Holbein beehrt hatte, etwas von hoher Tüchtigkeit verſtanden haben müſſe.

---

[1] „Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt der, ſo mich gemalt hat. „Mit ſeiner Empfehlung will ich dir nicht zur Laſt fallen, wiewohl er ein ausgezeichneter Künſtler iſt. Sollte er den Quintin (Meſſis) zu ſehen wünſchen, ſo kannſt du, wenn du nicht „ſelbſt Zeit haſt, ihm durch einen Diener ſeine Wohnung weiſen laſſen. Hier darben die Künſte; er geht nach England, „um einige Goldſtücke zuſammenzubringen. Durch ihn kannſt „du alles ſchreiben," (nämlich an ihren gemeinſchaftlichen Freund Morus.)

Im Jahre 1526 und in dem acht und zwanzigſten ſeines Alters machte Holbein ſich auf den Weg nach England, um einiges Geld zuſammen zu kratzen (ut corradat), wie Erasmus nicht ſehr delikat ſich ausdrückt, und um, wie Walpole meint, ſeinen Arbeiten, die in Baſel zu zahlreich geworden, durch Abweſenheit einen höhern Werth zu geben. Dann ſollte er wiederkommen.

Von ſeiner Reiſe iſt ſo viel wie nichts bekannt; doch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß er ſich mit Betteln nach England habe durchhelfen müſſen, wie Patin zu verſtehen gibt. Kunſt geht durch alle Land; zumal mit der Geſchicklichkeit Holbeins ſollte ſich ein einzelner Mann wohl ſeinen Zehrpfennig verſchaffen können, allein Patin wollte dem Charakter, den er Holbein, als einem Menſchen von niedriger Geſinnung, beigelegt, treu bleiben, und bürdete ihm noch das Betteln auf.

Er erzählt auch, wie Holbein auf dieſem Zuge ſich einige Tage in Straßburg aufgehalten und den berühmteſten Maler daſelbſt um Arbeit angeſprochen habe. Als nun dieſer eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit verlangte, habe er in deſſen Abweſenheit einem halbvollendeten Kopfe noch eine Fliege auf die Stirne gemalt, und ſich davon gemacht. Der Maler, als er nach Hauſe gekommen, ſey über das Bild höchlich erſtaunt, und bemüht geweſen, die Fliege (praeclara muscae imagine deceptus) wegzujagen; wie er aber die Täuſchung erkannt, habe er den Künſtler den ganzen Tag vergeblich aufſuchen laſſen, und endlich durch vieles Nachforſchen herausgebracht, daß es Holbein geweſen ſey. — Andre Nachrichten ſagen, er habe ſich bei dieſem Maler als Farbenreiber verdungen, und dann auf ein Bild deſſelben die Fliege gemalt. — Walpole verſetzt dieſe Geſchichte gar noch nach Baſel, und gibt vor, der Künſtler habe kurz vor ſeiner Abreiſe das Bildniß von einem ſeiner Gönner fertig gemacht, und ihm ſolches mit der Fliege auf der Stirne zugeſchickt; dieſer, erfreut über die Schönheit des Stückes, ſey, als er die ärgerliche Fliege vergeblich wegblaſen wollen, die Täuſchung erſt inne werden. Und da dieſer Vorfall ſich ſchnell verbreitet hatte, und dergleichen kleine Umſtände oft mehr Aufſehen machen, als bedeutende Erſcheinungen, ſo habe man ſogleich Anſtalt getroffen, daß die Stadt eines ſo großen Meiſters nicht beraubt werden möchte, allein der ſey ſchon fort geweſen.

Ein ähnliches Mährchen wird auch von Albrecht Dürer [1]) und vielleicht noch von mehreren kunſtgeübten Männern erzählt. Wahr oder unwahr, von gemeinen Künſtlern erzählt man ſo was nicht.

Man hat auch einige Spuren, daß Holbein während dieſer Reiſe ſich etwas Zeit zu Frankfurt geſäumt und für ein Kloſter gearbeitet habe, wiewohl andre Nachrichten dieß von dem ältern Holbein ſagen [2]).

Das iſt alles was man von dieſer Reiſe weiß. Selbſt von Petrus Aegydius aus Antwerpen iſt keine Antwort auf des Eraſmus Zuſchrift, Holbein betreffend, mehr vorhanden.

---

1) Leben Albr. Dürers, von J. F. Roth. S. 63.

2) Kunſt und Alterthum, von Göthe. I. 60.

Holbein bei Thomas Morus.

Morus ſoll ihn laut aller Nachrichten gut aufgenommen haben. Der Mann, der nie von ſeinem Worte wich, hielt auch, was er dem Erasmus verſprochen hatte, ja er hielt noch mehr, wie es ſolche edle Menſchen machen, er nahm den Künſtler in ſeine Wohnung auf. Er hatte an der Themſe in der Nähe von London ein Landhaus, wo er mit ſeinen Vertrauten, mit Weib, Kindern und Enkeln ſo gerne in ſtiller Weisheit und froher Gottesergebenheit lebte. Erasmus nennt dieß Haus eine wahre Schule chriſtlicher Frömmigkeit. „Niemand," ſagt er, „welches „Alters und Geſchlechtes er ſey, iſt daſelbſt heilſamer „Lehre enthoben. Man hört keinen Zank, keine ausgelaſſene Rede, man nimmt keinen Müßiggang wahr. „Eine ſo vortreffliche Hausordnung aber weiß dieſer Mann „ohne böſe Worte, nur mit Freundlichkeit und Wohlwol-

„len zu behaupten. Alles thut ſeine Pflicht, doch nicht „ſchläfriger Weiſe, ſondern mit aufgewecktem Frohſinn [1]).

Was konnte Holbein glücklicheres widerfahren, als unter ſolchen Menſchen zu wohnen, und unter einem ſolchen Herrn zu ſtehen! In dieſer Lebensſchule hätten wohl die Flecken ſchlechter Sitten, die Patin hundert Jahre ſpäter ihm anſtrich, ſich abwiſchen müſſen; würde aber ein

---

1) Dieſes Zeugniß verdient wohl urkundlich mitgetheilt zu werden. Es ſteht in einem Briefe des Erasmus an Johannes Faber, Biſchof von Wien, ohne Datum. (Wahrſcheinlich von 1532.) Morus exstruxit ad flumen Thamisin, haud procul ab urbe Londino, praetorium, nec sordidum, nec ad invidiam usque magnificum, commodum tamen. Illic agit cum intimo sodalitio, uxore, filio et nuru, tribus filiabus et totidem generis, una cum nepotibus jam undecim. — Illi ea est ingenii commoditas, imo, ut melius dicam, ea est pietas ac prudentia, ut quicquid obvenerit, quod corrigi non possit, sic adamet, quasi nihil felicius potuisset contingere. — Hanc domum dixeris scholam ac gymnasium christianae religionis. Nullus ac nulla illic est, non vacans liberalibus disciplinis frugiferaeque lectioni, tametsi praecipua primaque pietatis cura est. Nulla illic rixa, nullum petulantius verbum auditur, nemo conspicitur ociosus. Ac tantam familiae disciplinam vir ille non supercilio jurgiisve tuetur, sed comitate ac benevolentia. In officio sunt omnes, sed adest alacritas, nec deest sobria hilaritas. — Ueberall und durchaus in ſeinen Briefen, weiß Erasmus ſowohl Herz als Geiſt des Mannes, den er von Jugend an kannte, nicht genug zu erheben. So viel Leute er auch lobt, iſt doch das Lob, das er dieſem Weiſen ertheilt, das höchſte.

wüſter Schlemmer in einem ſolchen Hauſe der Ehrbarkeit und feinen Sitten Aufnahme und Bleiben gefunden, oder auf Einmal ſeine Natur haben bezwingen können?

Van Mander[1]) iſt der Erſte, welcher Lebensnachrichten über Holbein geſammelt hat, die von ſeinen Nachfolgern theils nachgeſchrieben, theils nach Belieben ausgemalt worden. Er meldet, daß der künſtliche Maler ſich bei drei Jahren in dem Hauſe des Morus aufgehalten habe[2]), und meint, daß dieß im Verborgenen geſchehen ſey, damit der König nicht zu frühe mit Holbeins großer Kunſt bekannt, und Morus des Malers beraubt würde, ehe er ſelbſt mit genugſamer Arbeit von demſelben befriedigt wäre. Wahrſcheinlicher aber, als dieſe engherzige Muthmaßung, und der großmüthigen Geſinnung Morus angemeſſener iſt es, daß er den Maler bei ſich behalten habe, bis derſelbe hinlänglich mit Sprache und Sitten bekannt geweſen, um ſich ſelbſt mit Anſtand und Klugheit durchzuhelfen.

Während dieſer gaſtfreien Aufnahme durfte ſeine Kunſt auch nicht müßig bleiben; er zierte das Haus mit Gemäl-

---

1) Schilder-Boeck. 4. Amsterd. 1618.

2) Patin gibt nur zwei Jahre an. Göde (England, u. ſ. w. IV. 125.) ſagt: drei volle Jahre in engſter Vertraulichkeit mit dem großen Thomas Morus.

den [1]), und ſchilderte Familie und Freunde des Beſitzers. Alle Bilder von 1526 bis 1529 müßten demnach, wenn ſein Aufenthalt ſo lange gedauert hat, in Morus Landhauſe gemalt worden ſeyn. Walpole [2]) hält es aber, ohne einen Grund anzugeben, für unwahrſcheinlich, daß er ſich ſo lange daſelbſt verweilt habe. — Dem ſey wie ihm wolle, der Aufenthalt bei Morus war die Pflanzſtätte ſeines Glückes, ſein Vortheil in jedem Sinne, und noch ſind manche Proben ſeiner Geſchicklichkeit und ſeines Fleißes aus dieſem Zeitpunkte vorhanden. Denn daß er in der ganzen Zeit nicht lauter Morus gemalt habe, iſt auch unſchwer anzunehmen; bei den zahlreichen Beſuchen, die der damals ſchon bedeutende Mann hatte, waren gewiß auch mehrere Freunde, denen er die Arbeiten ſeines Malers verwies, ja die ſelbſt ſo gemalt zu ſeyn verlangten, wodurch auch alle Vorſicht unmöglich geworden wäre, ein ſo durchdringendes Licht lange verborgen zu halten, ohne daß ſein Glanz immer weiter die Umgebung erhellte.

Auch die gemeine Sage ermangelt nicht, ihm eine Kunſtfertigkeit beizulegen, wie man eine ähnliche von Apelles erzählt. Als er nämlich den Namen des engliſchen Herrn, der ihm zuerſt die Reiſe nach England angerathen, von Morus befragt, nicht angeben konnte, ſoll er deſſen Bild auf eine Tafel gezeichnet haben, ſo daß ihn gleich alle Anweſenden erkannten. Solche Mährchen haften nur auf vorzüglichen Männern.

---

[1] Wovon aber manches durch einen Brand des Hauſes zerſtört wurde. Memoires de Sir Thomas More, par Arthur Cayley le jeune. 2 Vol. 4. Londres. 1808.

[2] Anecd. I. 111.

Daß er ſeinen Wohlthäter mehr als Einmal gemalt habe, iſt nicht nur wahrſcheinlich, ſondern es wird durch die vielen Bildniſſe beſtätigt, die ſich häufig unter deſſen Namen vorfinden, von denen freilich nicht alle den Stempel der Echtheit tragen, indem mancher alte Kopf aus jener Zeit Thomas Morus und ein Werk Holbeins genannt wird, der keines von beiden iſt. Von einem ſehr ſchönen Bilde des Bürgermeiſter Meiers von Baſel, der als vermeinter Morus aus dem Cabinette Chriſtians von Mechel nach England gekommen, iſt ſchon oben geſprochen worden, ſo wie auch von dem in Dresden befindlichen Gemälde, denſelben Bürgermeiſter Meier mit Frau und Kindern vorſtellend, worin man lange die Familie jenes großen Mannes zu ſehen geglaubt hatte. Aehnliche irrige Benennungen führt Walpole mehrere an; wie denn überhaupt nirgend mehr als in England dergleichen willkührliche Taufen gewöhnlich ſind. Bei der großen Vorliebe der Nation für Porträte, und bei ihren an Gutem und Schlechtem ſo reichen Sammlungen iſt es zu erwarten, daß mancher Beſitzer eines bedeutenden Kopfes aus der Vorzeit demſelben lieber einen großen Namen beilege, als einen unbekannten, oder was gleichviel iſt, gar keinen. Weßwegen auch ſo viele in Kupfer geſtochene Bildniſſe von dorther kommen, die gar nicht das ſind, wofür ſie ausgegeben werden.

Unter allen Abbildungen von Thomas Morus gibt Walpole [1]) einer Zeichnung in Kenſington [2]) den Vorzug wegen des beſondern Ausdrucks von Geiſtesfreiheit, Gedankenkraft und Scharfſinn. Zwar ſieht er in dieſem Geſichte mehr die ſtrenge Vernunft, als den gefälligen Scherz, wofür Morus ſo bekannt war; und Chamberlaine entdeckt gar darin Mangel an Witz und Gutmüthigkeit, ſo wie in der geſpannten Augenbraune und dem zweifelnden Blicke den forſchenden Richter bei dem Verhöre eines armen Sünders. Andre Geſichtskundige möchten vielleicht gerade in dem auffallenden Ausdrucke von Scharfſinn, und in den feinen Lippen die Eigenſchaften finden, die jenen verborgen waren. Die Gutmüthigkeit iſt nicht an glatte Züge gebunden, und der Witz, der dem Morus eigen war, der echte, der ſich ungeſucht einfindet, macht ſich nicht vorläufig durch Lächeln kund.

---

[1]) Anecd. of painting. I. 109.

[2]) Zu finden unter den Imitations of original drawings by H. Holbein, publ. by J. Chamberlaine. 1792.

Aufgeweckter erſcheint freilich das von Lucas Vorſtermann hundert Jahre ſpäter geſtochene Bildniß Morus; auch in Geſicht, Bart und Kleidung ganz verſchieden, und verſchieden, wie ſchon Walpole [1]) bemerkt; von allen andern Bildniſſen deſſelben, auch von dem, das Houbraken geſtochen hat [2]), welches hingegen der Zeichnung in Kenſington in der Aehnlichkeit entſpricht. Es iſt daher kaum begreiflich, wie beides derſelbe Mann von derſelben Hand gezeichnet ſeyn könne.

Walpole macht alle in England bekannten Bilder von der Familie Morus, die Holbein zugeſchrieben werden, deren er mehrere anführt, zweifelhaft. Sein Zeugniß kann nicht ohne Gewicht ſeyn, da er ſelbſt von Holbein, was er habhaft werden konnte, ſammelte, und ein eignes Holbein-Zimmer hatte, auch ſich bei ſeinen Aeußerungen auf den genauprüfenden G. Vertue bezieht. Sonderbar iſt es jedoch, daß er ſogar an der Echtheit des lebensgroßen Familiengemäldes zweifelt, welches bald nach Holbeins Zeiten in den Beſitz von Andreas de Loo gekommen, und nach deſſen Tode von Morus Enkel Roper gekauft worden ſeyn ſoll. Er nennt es eine nur mittelmäßige Malerei, die von entgegengeſetzten Seiten beleuchtet ſey, und meint nach ſeinem Gewährsmann Vertue, Holbein habe daſſelbe nur angefangen, und ein Andrer ſey angeſtellt worden, es fortzuſetzen [1]), weil Holbein im Dienſte des Königs zu viel Arbeit gehabt habe, wodurch er verhindert geweſen, die letzte Hand an die Fleiſchpartien, die flach und unvollendet ſeyen, zu legen. — Es iſt kaum zu bezweifeln, daß dieß nicht daſſelbe Bild ſey, deſſen Carl van Mander mit ſo hohem Lobe erwähnt. Er ſagt, jener de Loo ſey ein großer Kunſtliebhaber geweſen, und habe alles aufgekauft, was er von Holbein zur Hand bringen können, darunter ſey auch ein großes Stück von Waſſerfarbe geweſen, wo in lebensgroßen ganzen Geſtalten Thomas Morus mit Hausfrau, Sohn und Töchtern auf das herrlichſte abgebildet war, welches Holbein zum

---

[1]) Catal. of Engravers etc. p. 79. This has a flatter face, and a very small bonnet. His right hand is held up to his beard, a letter or paper in his left, a little white dog lies on a table before him.

[2]) Ebenfalls nach einer Holbeiniſchen Zeichnung, die der Maler Richardſon beſeſſen hatte. Walp. I. 132.

---

[1]) Als Walpole ſchrieb, war dieß Gemälde in Yorkſhire im Beſitze von Sir Rowland Wynne, und iſt nicht zu verwechſeln mit einem großen Familienſtück, das zu Burford in dem Landſitze des Sprechers Lenthal zu ſehen war, einer ſchlechten Copie von 1593, die gleichwohl in den Katalogen ein Original heißen mußte. (Mechels handſchriftlicher Nachlaß.)

Beweiſe ſeiner Kunſt, als er zu Morus gekommen, gemacht habe. Er fügt auch noch hinzu, daß ein Neffe von Morus (den er nicht Roper, ſondern Morus nennt) das Bild wieder an ſich gebracht habe. — Ueber die ungleiche Meinung mag nun urtheilen, wer das Stück geſehen hat. Es könnte jedoch ſeyn, daß Vertue, auf den ſich Walpole beruft, von ſpäterer Kunſt zu ſehr eingenommen, nicht genug bedacht hätte, daß auch bei guten Malern früherer Zeit ungleiche Beleuchtung, und eine durch abſichtliche Vermeidung von Schatten anſcheinende Fläche, und dadurch vermeintlicher Mangel an Ausführung eben nicht ſelten ſey.

Ob dieß Gemälde dem Entwurf in bloßen Umriſſen von der Morusfamilie auf der Bibliothek zu Baſel entſpreche, muß der Augenſchein lehren. Dieſe Skizze[1]) begreift, nebſt Thomas Morus und ſeiner Gattin, auch deſſen Vater, den Sohn mit ſeiner Verlobten, drei Töchter, eine Verwandte, und ſeinen luſtigen Rath; über und unter den Figuren iſt ihr Name und Alter beigeſchrieben; ſie ſind frei und leicht gezeichnet, Geſichter und Hände ſehr beſtimmt.

---

1) Eine Copie davon iſt geſtochen in Car. Cath. Patinae Tabell. select. et explic. Fol. Patav. 1690.

Zufolge der Gewohnheit Holbeins, von den Köpfen, die er malen wollte, genaue Skizzen mit trocknen Farben zu entwerfen, von denen er nur zuweilen in Nebenſachen abging, finden ſich auch in der Chamberlaineſchen Sammlung Belege, welche auf dieß häusliche Bild Beziehung haben. Man ſieht daſelbſt den Kopf des Vaters Morus, genau wie er in der Zeichnung angegeben iſt, nur in der Kleidung etwas verändert; desgleichen Sir Thomas ſelbſt, nur ohne die Halskette; auch der Sohn iſt in Geſichtszügen, Stellung, und in der Haltung des Buches ganz gleich der Basler Zeichnung, nur iſt in dieſer der Hut weggelaſſen. Noch mehr entſprechen ſich die Eliſabetha Damſäa, wie ſie in der Zeichnung vorkommt, und die Lady Berkeley im VII Heft von Chamberlaine, die in Geſichtsbildung, Haltung und Anzug durchaus gleich ſind, ſo daß es unzweifelhaft eine und dieſelbe Perſon, und der Name Berkeley (wie noch bei mehrern der Fall ſeyn mag) falſch angegeben iſt.

Patin [1]) führt außer der Familienzeichnung noch zwei andre Holbeiniſche Bilder von Morus an; das Eine, nach welchem Vorſtermann ſeinen Kupferſtich gemacht, war zu ſeiner Zeit in Antwerpen; das Andre iſt noch jetzt in der königlichen Sammlung zu Paris, wo aber die beigeſchriebenen Jahrzahlen des Königs und des Morus nicht mit den hiſtoriſch angenommenen übereinſtimmen. Auch hat dieſer Kopf auffallend grobe Geſichtszüge, ſo echt holbeiniſch er übrigens gemalt iſt.

---

[1]) Index opp. No. 40 und 41.

Auch in der Herzoglich Orleansiſchen Gallerie hat ehedem ein in Lebensgröße 1527 gemaltes Bruſtbild geſtanden, das aber 1793 nach England gewandert ſeyn ſoll; ob dieß daſſelbe iſt, das, wie man Mecheln[1]) in London erzählte, nach Morus Enthauptung und bei Confiſcation ſeiner Güter aus dem Fenſter geworfen, jedoch glücklich davon gebracht, und hin und her verkauft wurde, bis es zuletzt nach Rom in den Beſitz des päbſtlichen Neffen Braschi gekommen, mag die Zeit entſcheiden.

Mechel will auch in einem der Gemächer der Königin in Kenſington ein Porträt von Morus geſehen haben, von dem aber Walpole nichts weiß; und Göde ſah ein ſolches in der Gallerie des Herrn Agar in London, das er ſehr erhebt[2]). — In der Kunſtſammlung auf dem Schloſſe Ambras kommt auch vor: Thomas Morus und ſeine Gemahlin, von Holbein[3]).

---

1) Handſchriftlicher Nachlaß.

2) England, Wales ꝛc. 4r Theil.

3) Primiſſer Beſchr. der K. K. Ambraſer Sammlung. 1819.

Ein ſchönes jugendliches Bildniß einer weiblichen Perſon, rund, warm, fleißig und rein, iſt in dem Cabinette des Herrn Grafen Benzel-Sternau zu Mariahalden am Zürcherſee zu ſehen; ein Werk, das ſeinen Meiſter ehrt. Es wird für die Margaretha Roper, des Morus würdige Tochter, gehalten, und gehörte deßwegen auch in dieſen Abſchnitt; allein Coſtüm und Geſichtsbildung, ganz verſchieden von dieſer Perſon in der Basler Zeichnung und von der damaligen engliſchen Tracht, ſcheinen dieſer Namensangabe zu widerſprechen.

Dieß ſind die bewährteſten Abbildungen von Thomas Morus, die Holbein zugeſchrieben werden können. Andrer, die hin und wieder in Cabinetten zerſtreut und auch dafür ausgegeben ſind, nicht zu gedenken, da ohnehin die Umſtändlichkeit über dieſes einzelnen Mannes Bildniß ſchon ſo lang geworden iſt, daß nur ſeine hervorleuchtende Größe ſie entſchuldigen kann, indem jedes authentiſche Bild deſſen, der eine Zierde der Menſchheit iſt, hervorgeſucht zu werden verdient.

Noch während ſeines Aufenthaltes bei Morus ſoll Holbein nach deſſen Anleitung die zwei großen Gemälde in Waſſerfarben ausgeführt haben, den Triumph des Reichthums und der Armuth, die in dem Hauſe der Hanſeſtädte[1]) zu London aufgeſtellt waren, aber durch den großen Brand zu Grunde gegangen ſind. Van Mander, der ſie noch ſah, iſt voll von ihrem Lobe, und erzählt, daß Friedrich Zucharo dieſelben, 1574, mit großem Fleiß in Tuſch copirt, und ſich geäußert habe, ſie ſeyen von ſo guter Zeichnung und Behandlung, als wären es Arbeiten Raphaels von Urbino. Die Figuren waren in Lebensgröße, und nach van Manders Beſchreibung zu urtheilen, die Farben mehr angedeutet als ausgeführt. Chr. von Mechel hat dieſe Zuchariſchen Zeichnungen bei Handen gehabt, und in ſeinem Holbeiniſchen Werke ſtechen laſſen, woraus man wenigſtens noch auf den geiſtigen Gehalt jenes Werkes ſchließen kann, der aber mehr dem allegoriſchen Geſchmack jener Zeiten, als dem jetzigen, angemeſſen ſeyn möchte. Plutus ſitzt mit der geldauswerfenden Fortuna auf einem Wagen, begleitet von ſeltſam zuſammengeſtellten hiſtoriſchen und ſinnbildlichen Perſonen, deren jeder zu beſſerer Erkenntniß ihr Name beigefügt iſt. Eben ſo kömmt im zweiten Stücke die Penia auf einem elenden Fuhrwerke gefahren, und mit und neben ihr Tugenden und Untugenden mit ihren Bezeichnungen. Oben ſtehen lateiniſche Verſe, die, ſo wie die ganze Erfindung, von Morus herrühren ſollen. Holbein gehörte einzig das Verdienſt der techniſchen Ausführung, aber es war das beſſere, wovon jedoch in dem Kupferſtiche wenig mehr zu ſehen iſt. H. Walpole beſaß auch zwei Zeichnungen dieſer Gemälde, die von Alters her in Buckinghamhouſe aufbewahrt waren, von woher er ſie bei einer Verſteigerung kaufte; die Figuren in ſchwarz und weißer Kreide und die Luft farbig. Er ſieht ſie für Copien des jüngern Vorſtermann an, der ſie auch in Kupfer, wenigſtens eine davon, gebracht haben ſoll. Nach Walpole's Beſchreibung [1] wären dieſe den Zeichnungen, nach welchen Mechel die Kupferſtiche geliefert, weit vorzuziehen.

---

[1]) In the hall of the Easterling merchants in the Steelyard, wo die Hanſeſchiffer ihre Waaren abzulegen pflegten.

---

[1] Anecd. I. 137.

Holbein wird dem Könige Heinrich VIII. bekannt.

Nach der außerordentlichen Gnade, worin Morus damals bei dem Könige ſtand [1], wurde er öfters von demſelben in ſeinem Landhauſe zu Chelſea auf eine vertrauliche Weiſe beſucht [2]. Bei einem ſolchen Anlaß kam nun die Sammlung Holbeiniſcher Leiſtungen zum Vorſchein, die des Morus kluge Sorgfalt bisher vor dem Könige zurückgehalten hatte, um ihn deſto auffallender mit dem Anblick mehrerer Bilder zu überraſchen. Heinrich, deſſen unbeſtändiger, grauſamer Charakter ſich erſt ſpäter entwickelte, war damals noch ein geprieſener Regent, und ein geiſtreicher Freund der Künſte, die er freigebig in ſeine Nähe zog [1].

---

[1] Rex Morum sic in intimis habet; ſchrieb Erasmus an Hutten, ut a se nunquam patiatur discedere.

[2] Dieſe Gnade war ſo auffallend groß, daß der Schwiegerſohn des Morus ſelbſt darüber erſtaunte; jedoch Morus, der die Menſchen und die Herren kannte, antwortete: Der König behandelt mich allerdings mit ausnehmender Güte, indeſſen darf ich nicht ſtolz darauf ſeyn, denn, glaube mir, mein lieber Roper, wenn er eine einzige Feſtung in Frankreich mit meinem Kopfe gewinnen könnte, er würde ihn unbedenklich daran geben. (Brittiſcher Plutarch, Leben Morus.) — Eine dunkle Ahnung deſſen, was nachher geſchah.

Er bezeugte ſein hohes Wohlgefallen an der unübertrefflichen Wahrheit, die er vor ſich ſah, und fragte nach dem Maler, der ihm ſogleich vorgeſtellt werden mußte. Nun ich den Meiſter habe, ſagte er zu dem Kanzler, der ihm die Sammlung als ein Zeichen ſeiner Verehrung angeboten hatte, bedarf ich dieſer Bilder nicht, er ſoll mich ſchon befriedigen [2]. Holbein mußte von Stund an in die Dienſte des Königs treten, bekam eine Wohnung im Pallaſt, ihm wurde ein Gehalt von dreißig Pfund [3] zugeſichert, nebſt der beſondern Bezahlung ſeiner Gemälde [4].

So ward nun der arme Holbein von Baſel, der dort wegen Unruhe der Zeiten Mühe gehabt, ſein tägliches Brot zu gewinnen, in die große Welt von London eingeführt, beliebt und geſucht am Hofe eines prachtliebenden Königs. In eine beneidenswerthe Lage hatte ihn endlich das Glück und ſeine hohe Kunſt verſetzt; und eine gebührliche Lebensart hatte er im Umgange mit dem weiſen Morus angenommen, in deſſen Hauſe, wie Erasmus an Hutten ſchrieb, nie jemand gelebt hat, der nicht den Weg zum beſſern Glücke gefunden, oder jemals Schaden an ſeinem guten Namen gelitten hätte 1). — Wer kann jedoch ſeines alten Adams ganz los werden; nicht einmal bejahrte Heilige können es, wie viel weniger ein frohſinniger junger Mann in der Blüthe ſeiner Kraft! Es wäre ſich darum auch nicht zu verwundern, wenn in des Künſtlers weiterem Leben mitunter noch Merkmale früherer Angewöhnungen ſeines derben Naturſinnes und ſorgenloſen Wandels zum Vorſchein kämen. Doch erfährt man nirgends etwas von Ausſchweifung, auch nicht, daß die Schönen Englands, deren Reize und Manieren einſt Erasmus ſo anziehend gefunden hatte 2), einen nachtheiligen

---

[1] Quo principe vix alius hodie vivit omnibus regiis dotibus ornatior, nec alienior a tyrannide, nec gratiosior apud suum populum. (Erasmus M. Laurino. 1523.)

[2] Van Mander, Art. Holbein.

[3] Wie Walpole (I. 161.) aus ſpätern Rechnungen beweiſt.

[4] Ebendaſelbſt. I. 110.

---

1) Hujus domus fatalis quaedam videtur felicitas, in qua nemo vixit, qui non profectus sit ad meliorem fortunam, nullus unquam ullam famae labem contraxit. (Erasm. ad Huttenum. 1519.)

2) Sunt hic nymphae divinis vultibus, blandae, faciles. — Est praeterea mos nunquam satis laudatus: sive quo venias,

Einfluß auf ſeine Sitten gehabt hätten. Dabei wußte er ſich von Anfang bis zu Ende in der Gunſt des leidenſchaftlichen Monarchen zu erhalten, welches allerdings ein kluges Betragen vorausſetzt.

Nach einer ſolchen Aufnahme von der allerhöchſten Perſon des Reichs, und bei den in die Augen leuchtenden Vorzügen ſeiner Kunſt konnte es nicht wohl anders ſeyn, als daß Holbein bald der geſuchteſte Maler ſeiner Zeit werden mußte, einer Zeit, wo England, wie niemals vor und nachher, reich an einheimiſchen und fremden Künſtlern war, wofern wahr iſt, was Fiorillo an zwei Orten verſichert, daß damals gegen funfzehntauſend flamändiſche Künſtler ſich in England aufgehalten haben 1), ohne die Italiäner und Franzoſen, deren auch eine beträchtliche Zahl war. Unter ſo vielen den erſten Rang zu behaupten, und noch bis auf den heutigen Tag dafür aner-

---

omnium osculis exciperis, sive discedas aliquo, osculis dimitteris; redis, redduntur suavia, disceditur abs te, dividuntur basia; occurritur alicubi, basiatur affatim, denique quocunque te moveas, suaviorum plena sunt omnia etc. (Fausto Andrelino, ex Anglia.)

1) Die der König nachher aus dem Lande wies, weil er ſie für Anhänger ſeiner erſten Gemahlin hielt, von der er ſich hatte trennen laſſen. (Geſch. der Malerei in Großbr. S. 223., und Geſch. der zeichn. Künſte in Deutſchland. III. 92.)

kannt zu ſeyn, dazu braucht es wohl auch eine überlegene Gabe.

Von den Holbeiniſchen Skizzen von Köpfen, die er ſeiner beſtändigen Gewohnheit nach erſt mit ſchwarzer Kreide auf gefärbtes Papier entwarf, ehe er ſie malte, werden noch hie und da einzelne in Sammlungen als Reliquien aufbewahrt, mehrere auf der Basler Bibliothek; das ſchönſte aber dieſer Art wurde im vorigen Jahrhundert in dem Palaſte zu Kenſington aufgefunden, wo die Königin Caroline ſelbſt in einem Schrank eine reiche Sammlung ſolcher Originalentwürfe entdeckte. Man fand, daß es meiſtens Bildniſſe von Perſonen ſeyen, die unter der Regierung oder am Hofe Heinrichs VIII. gelebt hatten. Da viele derſelben in den Jahren des frühern Aufenthaltes Holbeins in England gemacht ſind, ſo wird wohl hier der ſchicklichſte Platz ſeyn, davon zu ſprechen. Walpole's Angabe zufolge wurden ſie nach Holbeins Tod in Frankreich verkauft, und von da zur Zeit Carls I. nach England zurückgebracht, und dieſem Monarchen überlaſſen. Carl vertauſchte ſie gegen einen heiligen Georg von Raphael an den Grafen von Pembroke, und dieſer überließ ſie dem Grafen Arundel, in deſſen Beſitze ſich ſchon eine reiche Menge Holbeiniſcher Kunſtſachen befand. Als die Arundeliſche Sammlung zerſtreut wurde, fanden dieſe

Zeichnungen wieder den Weg unter den königlichen Schutz, und wurden in Kenſington ſo gut verwahrt, daß man lange Zeit gar nichts mehr von ihnen wußte. Nach der Wiederauffindung ließ ſie die Königin in ihre Wohnung bringen, und ſtatt der Rahmen, worin ſie lange eingeſchloſſen geweſen, in zwei großen Bänden aufbewahren. Es ſind neun und achtzig Stücke, wovon aber einige doppelt, andre verwiſcht, oder in den Umriſſen von ungeſchickter Hand umzogen, ein großer Theil aber vortrefflich erhalten ſeyn ſollen. Allen ſind Namen beigeſchrieben, die nach Walpole's muthmaßlicher Meinung von John Cheke herſtammen 1)). Ob aber alle richtig angegeben ſeyen, ſteht noch dahin; Zweifel dagegen finden ſich ſchon oben bei der Lady Berkeley, und bei Melanchton; John Colet war lange vor Holbeins Ankunft in England ſchon todt; auch ſind mehrere Namen von ungleicher Hand, oder die

---

1) In alten Schriften des Hauſes Lumley, ſagt er (Anecd. I. 131. etc.) geſchieht eines ſolchen Kunſtbuches Erwähnung, mit der auffallenden Bemerkung, daß es Eduard dem VI. zugehört habe, und daß die Namen von Cheke hinzugeſchrieben worden. — Dieſer Mann war ein Gelehrter damaliger Zeit, dem die Erziehung des jungen Eduards anvertraut war, und der den Namen eines königlichen Miniſters führte. Er konnte alſo wirklich die Perſonen kennen. Aber dieſe Nachricht ſtimmt nicht mit der oben angeführten Geſchichte der Zeichnungen überein.

angegebene Jahrzahl iſt nicht paſſend, wie bei John Fiſher, Biſchof von Rocheſter.

„Dieſe Köpfe ſind,“ bemerkt Walpole weiters, „in „einer kecken (nach den Copien zu ſchließen, könnte man „eher ſagen, zarten) und freien Manier gezeichnet, und „wiewohl ſie wenig mehr als den Umriß und kaum etwas „Schatten haben, ſo zeigt ſich doch eine Kraft und Lebendigkeit in denſelben, wie in den vollendetſten Porträten.“ Dieſem Urtheil entſprechen auch die Nachbildungen von Bartolozzi in dem Werke, das John Chamberlaine 1792 herausgab.

Dieſe ſind mit großer Sorgfalt in punctirter Manier geſtochen, und auf ähnliches Papier und mit ähnlichen Farben wie die Originale abgedruckt. Ein herrliches Werk, untadelhaft in genauer richtiger Zeichnung, und auch in der mechaniſchen Ausführung nur von einigen neuern Steindrücken übertroffen, indem zuweilen die Bartolozziſche Manier in den Schatten noch etwas zu kupferſtecheriſch obwaltet. Wollte man noch etwas daran ausſetzen, ſo möchte es vielleicht der allzuröthliche Ton des Papiers bei mehrern Blättern ſeyn. Holbein wählte das fleiſchfarbne Papier, weil dieſes ihm die Localfarbe des Geſichtes angab, der er nur mit farbiger Kreide etwas nachzuhelfen brauchte; wo nun aber der Grund außerhalb der

Figur allzuſtark in's Rothe fällt, wird dadurch die Haltung der Geſichtsfarbe wieder geſtört, und der Gegenſtand erſcheint matter und flächer.

Zu Holbeins bleibender Ehre hätte jedoch kein ſchicklicheres Monument gewählt werden können, als ſo ein Liber veritatis (wie man von Claude Lorrain ein ähnliches in ſeinem Fache hat), ſo ein Buch der Wahrheit, das in zahlreichen Blättern, durch die genaueſte Nachbildung in Kupfer vervielfältigt, ſein eigenthümliches Schaffen auf Welt und Nachwelt verbreitet[1].

Hier iſt ſeine große Kunſt ſichtbar, die das Individuelle in harmoniſcher Wahrheit aufzufaſſen, und mit wenigen feinen ſprechenden Zügen ſo anſchaulich darzuſtellen weiß, daß man von der Aehnlichkeit überzeugt wird, ohne das Original geſehen zu haben. Hier, in dieſen Entwürfen, faßte er die Geſichter auf, gerade wie ſie waren, um bei der Ausführung in Farben die nackte Wahrheit vor ſich zu haben, wo er dann ſchon, allfälliger Eitelkeit zu Lieb, dieſem oder jenem Zuge etwas mehr zu gefälligem Daſeyn verhelfen konnte; denn daß er im erforderlichen Falle auch das Verſchönen verſtanden habe, wird man in der Folge ſehen.

---

[1] Der Titel des Werkes iſt: Imitations of original drawings by Hans Holbein, in the collection of his Majesty, for the portraits of illustrious persons of the court of Henry VIII, with biographical tracts. Published by John Chamberlaine, keeper of the King's drawings and medals. Fol. London, 1792. — Recenſionen davon ſollen (nach Fiorillo's Geſch. der Mal. in Großbr. S. 208.) ſich in Gentl. Magaz. T. LXX. etc. und Monthly Review T. XXV. befinden. — Auch führt Fiorillo (Geſch. der Mal. in Deutſchl. II. 392.) eine Fortſetzung oder Beilage zu dieſem Werk an, die 1813 unter dem Titel: The Holbein portraits in his Majesty's collection, in einem etwas kleinern Format erſchienen, aber eben ſo treu ausgeführt ſeyn ſoll

Daß er aber vom Idealiſiren eines Geſichtscharakters nichts wußte, oder nichts wiſſen wollte, wie ihm von Kunſtrichtern vorgeworfen wird, iſt wahr. Er hatte, wie ſich jetzt die neue Lehre ausſpricht, weder „die Idee der „Urſchönheit, als Einheit des Wahren und Sittlichguten, „mittelſt des Glaubens in ſeinem Gemüthe empfangen, „und in beharrlicher Liebe außer ſich als idealiſches Product darzuſtellen“ ſich bemüht, noch war ihm „die Natur“ (wenigſtens mag er es nicht deutlich empfunden haben) „das belebte geiſtige Symbol der ewigen Idee, die in ihr „ſich verkörpert hat, und den Abglanz göttlichen Lebens „tiefbedeutend wiederſtrahlt [1].“ Niemand iſt alles gegeben; Holbein diente auch der Natur, aber er war blos ihr getreuer Knecht; doch ſchaute er mit dem hellſten

---

[1] Kunſtblatt. No. 43. 1823.

Blicke, und was er ſchaute, wußte er mit ſicherer Hand und in den reinſten Farben unverfälſcht wieder zu geben, ſo daß ein gewöhnliches Auge erſt in ſeinem Nachbilde das Urbild richtig anſchauen lernen konnte. Die Individualität des Blickes, die Natürlichkeit des Mundes und der beweglichen Geſichtstheile, hat kaum ein Maler trefflicher und mit minder Aufwand dargeſtellt. Er muß ſich ein beſonderes Studium daraus gemacht haben, dieſe unbefangene Natürlichkeit zu erhaſchen, und günſtige Momente feſtzuhalten. Man merkt es den Mienen gar nicht an, daß ſie dem Maler geſeſſen haben, welches ſchwerer zu vermeiden iſt, als man glauben ſollte. Die Leute erſcheinen wie ſie waren, nicht etwa wie ein höher Begeiſterter ſie ſich in ſeinem ſubjectiven Schönheitsideale hätte vorſtellen mögen. Aber ſo eine Anzahl bedeutender Menſchen aus der Vorzeit (wie in dieſen Zeichnungen) in ihrer wahren Natur, in ihrem unverſtellten Daſeyn zu ſehen, iſt doch auch Etwas!

Mag hiezu nicht auch die Gewohnheit beigetragen haben, die Holbein faſt durchgehends beobachtete, daß er nämlich die Augen ſeiner Porträte höchſt ſelten, und wahrſcheinlich nur wenn es verlangt wurde, oder wenn er das Geſicht ganz von vornen nahm, den Maler anſehen, ſondern ſeitwärts blicken ließ, und dem Blicke die Richtung des Kopfes gab? Zwei Augen können ſich nicht in gegenſeitigem Anblicke aushaltend begegnen, ohne daß das Eine vor dem Andern etwas von ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft verliere. Gewöhnlich iſt das Künſtlerauge das ſtärkere, oder ſollte es ſeyn; das Tiefeindringende, Durchblickende, Ausholende in dem Anſchauen des Malers macht die Schwachen blöde, und die Starken, die ſich nicht wollen ausholen laſſen, kalt. Nach der Seite gewandt, wohin ſich das Antlitz kehrt, behält das Auge am meiſten Unbefangenheit, ohne etwas am Ausdruck zu verlieren.

Wenn es nur ein ſo Leichtes wäre zu idealiſiren, als davon zu ſprechen! Nicht jeder Maler idealiſirt, der es gerne möchte, und mancher iſt darüber, wo nicht zu Grunde gegangen, doch mit ſeinem Streben mehr rück- als vorwärts gekommen. Ein Geſicht idealiſiren, heißt: daſſelbe auf die höchſte Stufe ſeines Charakters ſetzen, oder mit Beibehaltung perſönlicher Aehnlichkeit in Zügen und Stellung veredeln. Um dieß zu bewirken, muß der Maler einen beſtimmten Begriff von den verſchiedenen Klaſſen menſchlicher Bildungen haben, es muß ihm ein geiſtiger Typus derſelben vorſchweben, um das Eigene des Menſchengeſichtes, das er malt, der Urform, die zu demſelben paßt, annähern zu wiſſen. So erhoben die Alten das Individuum in ihren Bildſäulen, ſo that es

Raphael mit Maaß, und ſo ſuchte van Dyck immer zu idealiſiren. Dieß mag allerdings das Höchſte der Bildnißmalerei ſeyn, es iſt aber auch das Schwerſte und Gefährlichſte, weil es die Poeſie der nachbildenden Kunſt iſt. Bei Bildſäulen mag eine ſolche Veredlung deßwegen ein Erforderniß ſeyn, weil da keine Farben ſind, und nur plaſtiſche Wirklichkeit iſt, wo das Auge gleichſam betaſtend fühlt; ein Erforderniß auch bei Darſtellung von Regenten und Helden, die mehr wie Repräſentanten ihrer Gattung daſtehen, als wie Porträte; ſie werden als Gegenſtände der öffentlichen Verehrung angeſehen, und dürfen alſo nicht wohl etwas Kleinliches, Häusliches, Gemeines in Geſicht und Stellung haben. Alles, was zu der blos vornehmen Welt oder dem Pöbel ſprechen ſoll (denn hier berühren ſich auch die Extreme), muß Schein und imponirende Form haben; die nackte Wahrheit macht da keinen Eindruck. — Ob ſich aber dieſe Ueberwirklichung der Natur auch für Familienporträte ſchicke, ob es dem Freunde, dem treuen Gatten, den zärtlichen Kindern nicht erwünſchter ſey, das Bild des Geliebten nach der Wahrheit der Natur zu haben, wie er leibte und lebte, als nach einem Ideale, wie er allenfalls hätte ſeyn können und ſollen, das kann kaum die Frage ſeyn.

Der Unterſchied zwiſchen einem naturgetreuen Bilde, und dem, wo der Maler die Natur zu veredeln gedachte, iſt gleich der Verſchiedenheit einer wahren Lebensgeſchichte und einer Lobrede; wem um Wahrheit zu thun iſt, lieſt doch lieber die erſte. Die Natur treu und rein aufzufaſſen, iſt aber auch kein Leichtes; und ſo wie es oft weniger Mühe koſtet, ein Eloge idealiſch aufzuputzen, als einen wirklichen Charakter getreu zu ſchildern, ſo iſt es auch einem geübten Zeichner leichter, einem Geſichte ſubjective Schönheit zu geben, als objective Wahrheit [1]).

Köpfe die an ſich ſchon geiſtreich ſind, gewinnen ſelten durch verſuchte Veredlung der Formen. Von allen Bildern Friedrich des Großen iſt keins ſo an Geiſt und Ausdruck gelungen, wie das zu Pferde, welches der unidealiſirende Chodowiecki blos der Natur gemäß machte, das zugleich zehnmal idealiſcher iſt, als alle übrigen. Schwerlich hätte ein andrer Maler den Erasmus ſo richtig als einen generiſchen Charakter dargeſtellt, wie es Holbein gethan hat. Etwas Aehnliches mag auch Oliver Cromwell gefühlt haben, als er ſeinem Maler ſagte: Herr Lely, ich verlange, daß ihr alle eure Kunſt anwendet, mein Gemälde mir ganz gleich zu machen, und mir nicht zu ſchmeicheln; ihr müßt keinen ſtarken Zug, keine Furche noch Warze und dergleichen übergehen, ſondern mich ganz ſo malen, wie ich vor euch ſitze, ſonſt zahl' ich euch keinen Pfennig [1]).

---

[1]) Die Natur in ähnliche Häßlichkeit zu verzerren, iſt die Kunſt des Stümpers. Caricatur iſt das Ideal des Häßlichen, und über die Sphäre des Stümpers.

Wie aber jede gute Eigenſchaft übertrieben werden kann, ſo auch die Naturtreue. Kunſt hat ihre Gränzen, ſie muß Kunſt bleiben, und nicht durch allzugroße Annäherung an die Natur gleichſam in ſie übergehen wollen, wie einige Bildnißmaler verſucht, und damit mehr Kunſtſtücke als Kunſtwerke geliefert haben. Dieß war Holbeins Fall nicht, darum wird es auch hier weiter nicht berührt; der Abſchnitt iſt ohnehin lang genug geworden in der Abſicht, einige dem großen Künſtler vorgeworfene Mängel durch Beleuchtung ſeiner Vorzüge zu mildern, daneben auch irrige Anſichten und übertriebene Forderungen von Idealiſirung in Bildniſſen, wie man ſie noch unlängſt in akademiſchen Vorleſungen hörte, wo möglich zu berichtigen.

Allzugroße Treue in Nebenſachen, die er nicht genug unterordnete, oft harte Umriſſe, Nachläſſigkeit in der Anordnung und in Vertheilung des Lichts, Mangel an Geſchmack, und was man ihm ſonſt noch Schuld geben will, mag mehr oder weniger ſeinen Grund haben, deſſen ungeachtet gehört Holbein doch immer unter die erſten aller Maler für anſpruchloſe Menſchenbildniſſe, die nicht ſchöner und nicht häßlicher, nicht beſſer und nicht ſchlechter, nicht höher und nicht niedriger als die Natur ſeyn ſollen. Man ſieht in ſeinen Bildern nicht die Anmaßung des Malers, wie dieß bei andern ſo oft der Fall iſt, ſondern nur den wahren Gegenſtand in lebendiger Klarheit, „den Moment des reinſten Daſeyns,“ wie Schlegel ſagt.

---

[1]) Walp. anecd. of painting.

Ein großes Hinderniß für Darſtellung gefälliger Formen fand er aber auch in der damaligen abgeſchmackten Tracht der engliſchen Damen, beſonders in dem vieleckigten, weitläuftigen, ſteifen, alle Haare ſorgfältig verbergenden Kopfputze. Dieſe Mißform war damals vornehme Mode; es durfte alſo bei den meiſten Frauen keine Rede davon ſeyn, etwas wegzulaſſen, oder durch einfache Eleganz zu erſetzen. Er trug alles dieſes in ſeine Vorentwürfe über, wie es die Gegenwart zeigte, ohne ſich die Mühe zu geben, eine einzige Falte anders zu ordnen; ja er ſcheint ſich in dem Verſuche gefallen zu haben, verworrene, ſchiefe und ſchwierige Kniffe und Ecken der Tracht richtig angeben zu können. Treu blieb er dann auch im Oehlgemälde, jedoch wußte er als Maler manches Rohe und Steife zu glätten, oder wenigſtens mit Farben zu ſänftigen.

Früher ſchon hatte Richard Dalton mehrere Köpfe aus dieſer Sammlung der Königin Caroline radirt herausgegeben; ſie ſind von richtiger Zeichnung, aber rohem Stiche, und durch Bartolozzi's Kunſtwerk in Geringſchätzung gekommen.

Holbein unter Heinrich VIII.

Unter ſeine frühern Werke aus dieſem Zeitpunkte gehören die Bildniſſe Lord Denny's, Kaſſenaufſehers, und ſeiner Gemahlin, welche die Jahrzahl 1527 tragen; ſie waren zu Walpole's Zeiten in Northumberlandhouſe. — Vorzügliche Beachtung aber verdient das ſchöne Bild W. Warham's, Erzbiſchofes von Canterbury, im Königlichen Muſeum zu Paris, das laut Unterſchrift 1528 im ſiebzigſten Jahre des Mannes gemacht worden. Warham war ein Freund von Morus und Gönner von Erasmus, und ſcheint deswegen mit Vorliebe des Malers verfertigt worden zu ſeyn. Ein herrliches Mannsgeſicht voll Wahrheit und ſprechenden Charakters. Denſelben Ausdruck trägt auch die farbige Zeichnung dieſes Erzbiſchofs in dem Chamberlainiſchen Werke, unausſprechlich natürlich blickend, redend in allen Zügen, die wahrſte Harmonie der Perſönlichkeit.

In dieſes Jahr fällt auch noch ein andres Gemälde, das nicht übergangen werden darf, das Bildniß Nikolaus Kratzer's, eines Deutſchen, der als Aſtronom in Dienſten König Heinrichs ſtand. Walpole 1) erwähnt zweier Porträte deſſelben, wovon er einem vom Jahre 1528, das mit mathematiſchen Inſtrumenten umgeben und mit einer Inſchrift begleitet ſey, großes Lob beilegt. Auch ſoll ſein Kopf ſich unter den Holbeiniſchen Zeichnungen zu Kenſington befinden. In der Königlichen Sammlung zu Paris iſt ebenfalls ſein Bild zu ſehen, mit weichem, feinem und markichtem Pinſel ausgeführt, nur findet man daſelbſt die Umriſſe zu hart, wodurch die ſchöne Malerei etwas flach erſcheint. Dieß möchte wohl das nämliche Bild ſeyn, von welchem van Mander rühmend ſpricht, das ſeiner Zeit im Beſitze von Andreas de Loo, einem großen Liebhaber Holbeiniſcher Kunſt, war. Dieſer Kratzer 2) muß

---

1) Anecd. I. 125.

2) Van Mander erzählt von ihm, er habe dem König, der ihn im Scherz fragte, wie es komme, daß er nach ſo langem Aufenthalte in England nicht beſſer ſpreche, geantwortet: Ew. Maj. nehmen nicht übel, was kann einer Engliſch lernen in Zeit von dreißig Jahren?

ein nicht unbedeutender Mann geweſen ſeyn; Erasmus erwähnt ſeiner mehrmals in Briefen an Aegydius, und Albrecht Dürer meldet in ſeinem Reiſejournal 1520: „ich hab conterfet (in Antorf) Herrn Nicolaum, ein Aſtronomus, wohnet bey dem König in England, der mir zu viel Ding faſt förderlich und nützlich iſt geweſen; er iſt ein Deutſcher von München bürtig." — Lehrreich und einer vielumfaſſenden Gallerie angemeſſen wäre es, zwei Bildniſſe deſſelben Mannes von zwei ſo berühmten Meiſtern zuſammenzuſtellen, um ihre verſchiedene Behandlung vergleichen zu können.

Doch jetzt im Dienſte des Kunſt und Pracht und Sich ſelbſt liebenden Königs, an wem hätte Holbein allervorderſt ſeine Geſchicklichkeit erweiſen ſollen, als an dem Bilde des Monarchen ſelbſt? Das geſchah auch, und, wie es nicht fehlen konnte, zu deſſen vielfältiger Befriedigung; denn ungeachtet der Länge der Zeit, des bürgerlichen Krieges, und der Brandunglücke, die über den Pallaſt zu Whitehall und die Stadt London ſelbſt ergangen ſind, finden ſich noch jetzt mehrere von Holbein verfertigte Bildniſſe Heinrichs VIII., und man erfährt nirgends, daß der König ſich nach der Hand von einem andern Maler habe abbilden laſſen, als von ihm, den er für den vorzüglichſten hielt. Vor allem aus preiſt van Mander eine Abbildung des Königs in ganzer lebensgroßer Figur; ſo wahr in's Leben hingeſtellt, ſagt er, daß jeder davor erſchrickt. Dieß Bild hat er noch in Whitehall geſehen; bei dem Brande des Pallaſtes, 1697, muß es verloren gegangen ſeyn; ſo wie daſelbſt noch ein andres Porträt von dem Könige zu ſehen war, das in ſeinem Schlafzimmer hing, nebſt dem von ſeiner Gemahlin Anna Seymour, und drei Kindern, Eduard, Maria und Eliſabeth, die aber erſt ſpäter gemalt worden. Van Mander und Patin gedenken ihrer, ſo wie auch Walpole, welcher meldet, daß davon eine Copie ſich noch in einem der königlichen Schlöſſer befinde, die Remée (Remigius van Lemput), ein Schüler van Dycks, für Carl II. gemacht und dafür hundert funfzig Pfund erhalten habe [1]). — Auch kannte er eine Originalzeichnung in ſchwarzer Kreide, von des Königs ganzer Lebensgröße, die dem Herzoge von Devonſhire gehörte [2]). — Mehrere Bilder übrigens von Heinrich VIII., die auf Holbeins Namen kommen, ſollen nach dem Urtheil dieſes eifrigen Forſchers keine Originale ſeyn; das iſt auch bei der großen Menge von Künſtlern, die damals in England lebten, und Holbein nachahmten, ſo wie bei dem Verhältniſſe der Hofleute zu dem ſelbſtiſchen Könige wohl zu begreifen. Jedoch in Kenſington, ſagt Walpole, iſt ein Kopf deſſelben, der nicht nur ächt, ſondern vielleicht das vollkommenſte aller Werke Holbeins iſt, und das Urtheil von Despiles, Zucchero und Golzius rechtfertigen möchte, die ihn im Colorit über Raphael ſetzten 1). — Vertue gedenkt einer ſchönen Miniatur von Heinrich und ſeinen drei Kindern, in künſtlich geſchnitzten Rahmen; ſagt aber nicht, wo er ſie geſehen. — In der Beſchreibung der königlichen Gallerie zu Dresden wird auch ein Bruſtbild Heinrichs VIII. mit einem Hermelinmantel ꝛc. angeführt. — In England werden Holbein ſogar in Stein und Holz geſchnitzte und künſtlich vollendete Bilder des Königs beigelegt 2), jedoch, wie es ſcheint, ohne ſichere Beglaubigung.

---

[1]) Wonach Vertue ſeinen Kupferſtich verfertigte.

[2]) Chriſtian von Mechel, der dieſe Zeichnung 1792 in dem Schloſſe des Herzogs zu Chatworth in Derbyſhire ſah, nennt es die größte im Umfang, die er je von Holbein geſehen habe. Er fand, ſie ſey mit Tuſch auf Papier gezeichnet, und auf Tuch gezogen, habe aber ſehr gelitten, beſonders am Kopfe des Königs. (Handſchriftlicher Nachlaß.)

Da in dem berühmten Gemälde in der Halle der Wundärzte (Surgeon's-hall) zu London, wo die geſammte Innung die Urkunde ihrer Privilegien empfängt, der König

---

1) Il y a des places honorables au dessous du grand Raphael, ſagt Descamps.

2) Walpole. I. 153, und Mechels handſchriftl. Nachlaß.

die Hauptperſon ausmacht, ſo gehört die Anzeige dieſes Bildes, wiewohl es eine ſpätere Arbeit iſt, auch hieher. Es iſt nach Mechels autoptiſcher Angabe auf Holz gemalt, neun Fuß breit, und ſechs hoch. Der Monarch ſitzt in Lebensgröße, und, wie Walpole bemerkt, in vollem Ausdrucke aufgeblaſener Majeſtät auf dem Throne, und vor ihm zu beiden Seiten knien die Wundärzte, deren Verſteher die Urkunde mit großer Ehrfurcht empfängt. Die Perſonen ſind alle nach dem Leben gemalt, und die Köpfe ſehr ſchön ausgeführt. Es ſind ihrer neun auf jeder Seite, und über jedem ſteht ſein Name. Einer davon iſt Dr. Butts, deſſen Andenken Shakeſpear in dem Leben Heinrichs VIII auf eine rühmliche Weiſe allen Zeiten aufbewahrt hat; ein beneidenswerthes Loos, durch Shakeſpears Feder und Holbeins Pinſel in der Nachwelt zu leben! — Von dem letzten, der zur rechten Seite des Königes kniet, J. Chambers, einem ſauerblickenden Alten, ſoll, nach Mechels Anſicht, der es wiſſen konnte, auch ein Bild als Studium für das große Gemälde, ſich in der K. K. Bildergallerie zu Wien 1) befinden, mit der Bezeichnung ſeines Alters, 88 Jahre. — Das große Gemälde

---

1) Deutſcher Katalog. S. 256. — Chambers Kopf iſt auch von W. Hollar geſtochen worden.

ſey retuſchirt, meint Walpole, und van Mander berichtet, daß ſchon zu ſeiner Zeit Einige dafür gehalten, daſſelbe ſey von Holbein nur angefangen und von einer andern Hand vollendet worden, bemerkt aber, wenn dem ſo wäre, müßte der Vollender ſo geſchickt als Holbein ſelbſt geweſen ſeyn. Man hat davon einen Kupferſtich von B. Baron.

Als ein Beweis der Gunſt, worin Holbein bei dem König geſtanden, wird auch mit Recht eine Geſchichte angeführt, die zwar allbekannt, und durch den Kernſpruch, den Heinrich dabei äußerte, in die Apophthegmenſammlungen übergegangen iſt, jedoch in der Lebensbeſchreibung des Mannes nicht darf ausgelaſſen werden. Sie ſcheint in die erſten Jahre ſeines Aufenthaltes in London zu gehören, wo der derbe Schweizer noch nicht ganz mit der Hofſitte vertraut war. Eines Tages nämlich, als Holbein mit einer geheimen Arbeit für den König beſchäftigt war 1), kam ein Engliſcher Graf und verlangte ſeine Arbeit zu ſehen. Holbein wollte die Thüre nicht aufmachen, und wies den Lord erſt mit guten Worten zurück, der ſich aber dadurch beleidigt fand; ſo daß es bald zu heftigem Wort-

---

1) Privately drawing some Lady's picture for the King, ſagt Walpole.

wechſel kam, wodurch er noch mehr gereizt wurde, und anfing die Thüre einzubrechen. Ergrimmt ſprang Holbein hinaus, und ſtieß den Eindringenden die Treppe hinunter, merkte aber bald aus den kläglichen Tönen des Lords und dem Lärmen der Bedienten, daß es nicht ohne Beſchädigung abgelaufen. Erſchrocken zog er ſich in ſein Gemach zurück, verriegelte die Thüre, und flüchtete ſich durch's Fenſter über ein Dach aus dem Hauſe, und that das Klügſte, was er thun konnte, er eilte geraden Weges zum König, und flehte ihn um Gnade an. Der König gewährte ſie ihm mit der Bedingung, daß er den Herrn um Verzeihung bitten ſollte. Inzwiſchen wurde dieſer ſelbſt zum Könige gebracht mit verbundenem Kopf, übel zugerichtet und bitter klagend. Seine Beſchuldigungen, obgleich der König merkte, daß ſie übertrieben waren, wurden ruhig angehört, und er ermahnt, mit geziemender Abbitte des Malers, der indeſſen in ein Nebenzimmer abgetreten war, und mit dem ſcharfen Verweiſe, den er bekommen ſollte, ſich zu begnügen. Der Lord aber, der eine ganz andre Genugthuung für einen Mann von ſeinem Stande erwartet hatte, vergaß ſich, und brach vor dem König in die Drohung aus, daß er ſich ſelbſt Recht ſchaffen wollte. Das war gerade das Mittel, dem beängſtigten Holbein aus der Noth zu helfen; denn der Monarch, der keine Heftigkeit als ſeine eigne vertragen mochte, gerieth über die Aeußerungen des Grafen in Zorn: „Nun habt Ihr mit mir zu thun,“ rief er, „geht, und denkt daran, daß ich die mindeſte Selbſtrache, die Ihr an dem Maler nehmen werdet, ahnden will, als wäre ſie gegen meine Perſon gerichtet. Meint Ihr, daß mir wenig an dieſem Manne gelegen ſey, ſo wiſſet, daß ich aus ſieben Bauern eben ſo viele Lords machen kann, aber aus ſieben Lords nicht Einen Holbein!“ — Van Mander, ſelbſt ein Maler, nennt dieſe Geſchichte: eine ſchöne Perle in der Künſtlerkrone. Walpole, ſelbſt ein Lord, ſpricht mit Achſelzucken davon.

Von der erſten Gemahlin Heinrichs, der Catharine von Arragonien, beſaß Walpole zwei Bildniſſe, Eines in Miniatur auf blauem Grund, auf das Schönſte vollendet, das Andre auf Holz in Oehl gemalt, in ihren ſpätern Jahren; letzteres ſoll auch geſtochen ſeyn[1]. Dieſe müſſen ebenfalls zu Holbeins frühern Arbeiten in England gezählt werden, indem die Königin ſchon 1531 gezwungen war, den Hof zu verlaſſen, und ſchon einige Jahre früher von dem König, wegen ſeiner Leidenſchaft für Anna Bullen, vernachläſſigt wurde. Aber auch jenes ſchöne Miniaturbild kann nicht aus der Jugendzeit der Königin ſeyn, wenn es Holbein gemacht haben ſoll, denn Sie war ſchon 1483 geboren, und Er trat erſt 1528 in Königliche Dienſte. Es beweiſt indeſſen, daß Holbein ſich gleich anfangs in England mit dieſer Malerei im Kleinen beſchäftigt habe. Carl van Mander ſagt, Holbein habe früher, ehe er zu dem König gekommen, nichts in Miniatur gethan, und erſt, als er die Bekanntſchaft des L. Corneliſk gemacht und ſeine ſchönen Arbeiten geſehen, habe er auch Hand an's Werk gelegt, und den Lucas bald ſo ſehr übertroffen, als die Sonne den Mond an Klarheit übertreffe. Daraus entſtand bei den Nachfolgern van Manders die Sage, als hätte er die Miniatur förmlich bei Lucas gelernt.

---

[1] In dem Werke: the heads of illustrious persons of Great Britain, engr. by Mr. Houbraken and Mr. Vertue. London. 1743. Fol.; worunter noch mehrere Köpfe nach Holbeiniſchen Vorbildern geſtochen ſind, deren einige unſichere Namensangaben haben.

Da die Neigung Heinrichs zu Anna Bullen ſchon vor 1530 begann, ſo mögen auch einige Bildniſſe von ihr in dieſen Zeitpunkt der königlichen Liebesflamme fallen.

Holbein kommt von Zeit zu Zeit nach Baſel.

Im Spätjahre von 1529 kehrte Holbein nach einer Abweſenheit von drei Jahren zu einem kurzen Beſuch in die Schweiz zurück. Den eigentlichen Beweggrund findet man nirgend angegeben, er iſt aber leicht einzuſehen, wenn man bedenkt, daß er Weib und Kinder eben nicht in glänzenden Umſtänden in Baſel zurückgelaſſen hatte, und ſich jetzt, ſey es durch eignen oder fremden Antrieb, gedrungen fühlen mußte, allervorderſt Fürſorge für dieſelben zu treffen. Zudem machten auch ſeine bürgerlichen Verhältniſſe dieſe Rückkehr erforderlich, indem nach einer noch neuen Verordnung kein Bürger von Baſel ohne Erlaubniß des Magiſtrats in fremder Herren Dienſte treten durfte [1]), und er nur die Bewilligung zu einer Reiſe nach England, nicht aber zum bleibenden Aufenthalt daſelbſt, erhalten hatte. Vielleicht gab ihm auch der König ſelbſt einige Aufträge in's Ausland, wie dieß nachher mehrere Male der Fall war.

---

[1]) „Sonnabend nach Lucä 1521 wurde vom Großen Rath eidlich „verordnet: daß Niemand zu Stadt und Land künftig zu ewigen Zeiten weder durch ſich ſelbſt, ſein Weib oder Hausgeſind,

Bei der Rückkunft in's Vaterland überbrachte Holbein dem Erasmus, der ſich damals zu Freyburg im Breisgau aufhielt, einen köſtlichen Gruß von ſeinem Freunde Thomas Morus, nämlich deſſen Familienbild, wie ſolches aus noch vorhandenen Briefen erhellet, woraus Einiges anzuführen hier erlaubt ſey. Ein langes Schreiben an Morus, vom 5. September 1529, über andere Gegenſtände, ſchließt Erasmus mit dem Wunſche, daß ihm das Glück möchte zu Theil werden, noch einmal in ſeinem Leben die theuren Freunde zu ſehen, deren Anblick ihm in der Abbildung, die Holbein überbracht, ſo viel Vergnügen gewähre. — Wärmer drückt er ſich gleich darauf an die Margaretha Roper, des Morus vorzüglichſte Tochter, aus: „Ich habe keine „Worte,“ ſchreibt er, „meiner Freundin, der Zierde „Britanniens, die Freude zu ſchildern, die mir der Fami-

---

„noch niemand anders, keine Penſion noch Dienſtgeld von ſei„nem Fürſten, Herrn, Commun noch niemand anderm bei ſei„nem geſchwornen Eide erwerben, haben, nehmen noch empfan„gen ſolle.“ (Ochs Geſch. v. Baſel. V. 367.)

„lienverein gemacht hat, den Holbeins Meiſterhand ſo „glücklich mir vor Augen ſtellt, daß ich ſie alle, als wäre „ich mitten unter ihnen, erkannt, und mich zurückgeſehnt „habe, nach dem unvergeßlichen Hauſe, dem ich ſo viel „meines Glückes und Ruhmes ſchuldig bin.“ Er fügt hinzu: „Omnes agnovi, sed neminem magis, quam „te. Videre mihi videbar per pulcherrimum domicilium relucentem animum multo pulchriorem.“ Und endet mit Grüßen an alle, beſonders auch an ihre Mutter (ornatissimam matronam): „Ei me commendabis et amanter et diligenter; Effigiem illius, „quando coram non licuit, libenter sum exosculatus [1]).“

Etwas auffallend iſt es, da Erasmus gleich den folgenden Tag an Pirkhaimer ſchrieb, und ihm für eine geſchenkte künſtliche Schale dankte, daß er demſelben, deſſen Kunſtliebe ihm doch bekannt war, von dieſer Seelenfreude über das erhaltene Holbeiniſche Bild mit keinem Worte Meldung thut. Ihm lagen wohl ſeine gelehrten Streitig-

---

1) Daß jedoch dieſer freundſchaftliche Scherz nicht ganz buchſtäblich zu nehmen ſey, zeigt ein Brief, den er bald nachher an Quirinus Taleſius ſchrieb, worin er ſagt: Morus habet vetulam nimis vivacem, quae si migrasset, potuisset ille opulentissimae clarissimaeque foeminae maritus esse.

keiten über alles am Herzen; oder war es Schonung gegen Pirkhaimer, der nicht lange vorher ſeinen geliebten Dürer verloren hatte?

Im November dankte die edle Margaretha ihrem Lehrer und Freunde Erasmus für ſeinen Brief, und freuete ſich ſeiner Freude über die Ankunft des Malers, der ihm dieſes Familienbild (utriusque mei parentis nostrumque omnium effigiem depictam) überbracht habe.

Was iſt nun aus dieſem Bilde geworden? Wahrſcheinlich war es nichts anders, als die Federzeichnung in bloßen Umriſſen, die ſich noch auf der Bibliothek zu Baſel befindet. Das große Gemälde in Waſſerfarben, wovon oben die Rede war, das de Loo in Amſterdam beſeſſen hatte, kann es nicht wohl ſeyn, noch irgend ein andres bekanntes Oehlgemälde, denn Amerbach, Erbe des Erasmus, Freund des Morus, und emſiger Sammler Holbeiniſcher Kunſt, hätte ſo ein Werk voll inniger Bedeutung für ihn, gewiß nicht fahren laſſen. — Aus dem den Perſonen dieſer Umriſſe beigeſchriebenen Alter ergiebt es ſich, daß Holbein die Zeichnung kurz vor ſeiner Abreiſe gemacht haben müſſe, denn das Alter von Morus iſt auf funfzig Jahre angegeben; war er nun, wie die Meiſten annehmen, 1480 geboren, ſo konnte er jetzt (1529) im funfzigſten Jahre ſeyn.

Auch bei dieſer Rückkehr nach Baſel können Patin und ſeine gelehrte Tochter die Verunglimpfung Holbeins nicht laſſen. Sie melden, er habe die ganze Zeit über mit ſeinen alten Saufbrüdern gezecht, und die angeſehenſten Bürger der Stadt Baſel, die ihm jetzt entgegenkommen und ſeine Freundſchaft ſuchen wollten, auf ſchnöde Art von ſich gewieſen 1). So ein ſtrenges Urtheil gegen verdiente Menſchen iſt oft die Sprache gezierter Tugend, die ſich durch ſittliches Vornehmthun ein Anſehen geben will. Der Vorwurf beharrlicher Schlechtigkeit kann doch ſchwerlich auf den mehrjährigen Hausgenoſſen des Morus und den Günſtling Heinrichs VIII. paſſen. — Holbein kam nach Baſel, weil er mußte, und that, was er ſollte; er unterſtützte ſeine Familie, legte dem Magiſtrat ſeine Anſtellung am Hofe zu London vor, und hielt um die Erlaubniß an, noch auf einige Zeit dahin zurückzukehren. — Daß er ſeine alten Freudegenoſſen nicht verſchmähte, wohl gar einer höhern Claſſe vorzog, die ſich jetzt zu dem Emporgeſtiegenen drängte, den ſie früher gering geſchätzt hatte, iſt dem lebensluſtigen, freigeſinnten

---

1) Vita Holbenii. — Sie ſchreibt ihm gar Dummheit zu: Infelicis memoriae, ne dicam stoliditatis erat. (Tab. select. et expl. a C. C. Patina. p. 192.)

Manne wohl zu verzeihen; er kannte größere Herren, als die, ſo ſich in Baſel dafür hielten.

Ohne Arbeit blieb er gewiß nicht. Am wahrſcheinlichſten gehört die Verfertigung des berühmteſten ſeiner Bilder zu Dresden in dieſen Zeitpunkt[1]); denn der darin vorgeſtellte Jakob Meier nahm keinen Antheil an der eben im heftigſten Ausbruche begriffenen Reformation, ſondern hielt ſich, unzufrieden, daß ihm das Ruder des Staates entriſſen worden, leidenſchaftlich zur Gegenparthei[2]), und ſah es vermuthlich als ein verdienſtliches Werk an, ſich jetzt, in Anbetung der heiligen Jungfrau begriffen, malen zu laſſen. Späterhin wäre das in Baſel kaum mehr angegangen, und gegen eine frühere Zeit ſpricht die außerordentliche Vollendung, die Holbein ſich erſt in England in dieſem Grad angewöhnt hatte.

Auf der Bibliothek zu Baſel ſind auch einige Zeichnungen von ihm, welche die Jahrzahl 1529 haben. Seine Zeichnungen hiſtoriſchen Inhalts ſind meiſtens mit Tuſch, die Entwürfe zu Porträten mit ſchwarzer Kreide gemacht.

Als Künſtler kam er jetzt aber zu ungelegener Zeit

---

1) Wahrſcheinlicher, als nach der oben (Abſchn. Holbeins Jugendgemälde) angeführten Muthmaßung in P. Ochs Geſchichte von Baſel.

2) Ochs. V. 632.

nach Hauſe. Das ganze Jahr hindurch hatten die Stürme der Reformation gewüthet; Erasmus und viele ſeiner Freunde waren aus der Stadt gewichen; vornehme geiſtliche und weltliche Perſonen hatten ſich geflüchtet; die Kloſterzwinger waren aufgeſchloſſen, und alle Kunſtwerke in den Kirchen zerſchlagen oder öffentlich verbrannt worden 1). — Daß unter dieſen Schlachtopfern nicht nur das große Nachtmahlſtück, ſondern auch noch andre Gemälde Holbeins geweſen, iſt außer Zweifel. Alles dieß konnte keine Einladung zu verlängertem Aufenthalte ſeyn, wenn es auch ſeine Abſicht geweſen wäre, zumal da die Zerſtörung ſich bei Vielen auch auf Kunſtgegenſtände in ihrem eignen Beſitz ausdehnte, ja der Abſcheu vor dem Bilderdienſt ſo ausſchweifend war, daß ſelbſt Maler der fernern Ausübung ihrer Kunſt entſagten, und wie Hans Herbſt 2)

---

1) Erasmus ſchrieb an Wil. Pirkhaimer den 9. Mai 1529 über die Bilderſtürmerei in Baſel: Statuarum nihil relictum est, nec in templis, nec in vestibulis, nec in porticibus, nec in monasteriis. Quicquid erat pictarum imaginum, calcea incrustatura oblitum est; quod erat capax ignis in rogum conjectum est, quod secus frustulatim comminutum. Nec pretium nec ars impetravit, ut cuiquam omnino parceretur.

2) Ne artis suae operibus idolatriam faveret, a pictura sibi penitus abstinendum putavit. — Theodor Zwinger in Theatr. vitae hum. Bas. 1586. S. 3701. erzählt ſeine Geſchichte.

lieber in Armuth ſterben, als gegen das zweite Gebot ſich vergehen wollten.

Bei ſo bewandten Umſtänden, wo viele Bürger ohne zu fragen die Stadt verließen, mußte es auch für Holbein, der gültige Beweggründe angeben konnte, nicht ſchwer ſeyn, Urlaub auf unbeſtimmte Zeit zu erhalten. Ihn drängte der Wunſch des Königs und ſeine eigne Lage von Baſel hinweg. — Daß er auch dieß Mal Frau und Kinder zurückgelaſſen, iſt nicht befremdlich, da ſie mit Geld unterſtützt in der Heimath noch beſſer für ſich ſelbſt ſorgen konnten, als er, der ſtets außer dem Hauſe beſchäftigte Mann, in der großen Stadt zu thun im Stande geweſen wäre. Was hätte er überdieß mit der eben nicht feinen Schweizerfrau in dem fremden Lande anfangen ſollen? Es geräth Malern ſelten zur Befriedigung, ſich von ihren Weibern begleiten zu laſſen. Albrecht Dürer hatte auch manchmal die liebe Noth mit der Seinigen in den Niederlanden. — Gewiß ſah die Frau das Alles ſelbſt ein, und begehrte nicht mitzugehen.

Die Regierung von Baſel, die auch in den gefährlichſten Verwirrungen, die ſie ſeit einem Jahrhunderte umgeben hatten, nie den Kopf verlor, ließ auch in dieſem Sturme den Zügel der Geſetze nicht aus der Hand, und ſuchte mit der gewaltigen Kraft des guten und feſten

Willens die republikaniſch-bürgerliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Wie das in bedeutenden Angelegenheiten geſchah, ſo war es auch in Holbeins geringerem Verhältniſſe der Fall; er wurde ſeiner Bürgerpflichten nicht entlaſſen, da er ſeine Familie zurückließ, und erhielt nur Vergünſtigung zu einjähriger Entfernung [1]). Daher auch in dem noch vorhandenen Zunftbuche ungeachtet der Abweſenheit immerfort ſein Name als eines zum Panner geordneten Bürgers erſcheint.

Sein Wiederkommen verzog ſich aber etwas länger, und war erſt die Folge einer Aufforderung des Rathes, die alſo lautet [2]):

„Meiſter Hanſen Holbein dem Mahler, jetzt in „England.“

„Wir Jakob Meier [3]), Bürgermeiſter und Rath der „Stadt Baſel, entbieten hiemit unſerm lieben Bürger, „Hanſen Holbein, unſern Gruß, und dabey zu vernehmen, daß es uns gefallen wollte, daß du dich zum förderlichſten wieder anheim verfügeſt. So wollen wir,

---

1) Wenn ein Bürger ſich im Auslande niederlaſſen und dennoch ſein Bürgerrecht nicht aufgeben wollte, ſo mußte er die Erlaubniß dazu begehren. Ochs. VI. 493.

2) Ochs Geſch. V. 395.

3) Zum Hirſchen, nicht der auf dem Dresdner Gemälde.

„damit du deſto beſſer bey Haus bleiben, dein Weib und „Kind ernähren mögeſt, dich des Jahrs mit dreyſſig „Stücken Geldes, bis wir dich beſſer verſehen mögen, „freyndlich bedenken und verſehen; (ſolches) haben wir „dir, dich hienach wüßteſt zu verhalten, nicht unangezeigt „wollen laſſen. Datum Montags 2 September 1532.“

Es war alſo Ends 1532 oder Anfangs 1533, daß er ſeine Vaterſtadt wiederſah. In dieſem Jahre hatte eine Zuſammenkunft in Frankreich zwiſchen Heinrich VIII. und Franz I., wie ſchon 1520 geſchehen, ſtatt, wobei auch von beiden Königen Geſchenke von Kunſtſachen gewechſelt wurden. Heinrich empfing von Franz I. eine Madonna von Lenardo da Vinci [1]), und gab ihm dagegen Gemälde von Holbein. Bei dieſer Gelegenheit war es, daß Holbein im Gefolge des Königs auf das feſte Land hinüber kam, und Baſel beſuchte. Es ſcheint auch glaubwürdig, daß er auf dieſer Hin- und Herreiſe den König von Frankreich gemalt habe, von dem noch einige Porträte vorhanden ſind, die dieſem Meiſter zugeſchrieben werden. Eines iſt in der Gallerie zu Florenz, wo der König zu Pferd im Kleinen gemalt erſcheint, das von außerordentlich feiner Ausführung ſeyn ſoll. Ein anderes befand ſich zu Rom in der Gallerie Lucians Bonaparte, welches dieſer nach England verkauft hat [1]). Walpole [2]) führt drei Vorſtellungen von Franz I. an, die auf dem Schloſſe Coudray als Werke Holbeins angegeben wurden, von denen eine groſſes Verdienſt gehabt haben ſoll. Da aber Coudray 1793 im Feuer aufging, ſo war es auch um die Gemälde geſchehen.

---

[1]) Cath. Patina redet davon in den Tabellis select. etc. Seite 30.

Da Holbein ſeine Werke nur ſelten mit der Jahrzahl bezeichnete; ſo können auch wenige Bildniſſe aus dieſen Jahren mit Gewißheit angegeben werden. Von 1532 iſt das Bruſtbild eines jungen braunbartigen Mannes mit krauſen Haaren und flacher Mütze, auf der Wiener Gallerie, und eben daſelbſt von 1533 ein Bildniß mit dem Namen Geryck Tybis, eines ſchwarz gekleideten Mannes, der einen Brief ſiegelt; vielleicht auch der dort befindliche Erasmus, in ſeinen letzten Lebensjahren gemalt [3]). — Auch das ſchon angeführte Porträt Georg Gyſſ's gehört in dieſe Zeit. Deßgleichen das von Hollar gut geſtochene Bildniß Hans von Zürch, eines künſtlichen Goldſchmiedes, der in England nach Holbeiniſchen Zeichnungen arbeitete.

---

[1] Im Kunſtblatt 1824, No. 64. wird es von einem Kenner herrlich und mit Recht berühmt genannt.

[2] Anecd. I. 157.

[3] Mechels Bildergallerie in Wien. S. 259, 260, 262.

So war auch dieſer Aufenthalt in Baſel nicht von langer Dauer; er wußte auch dieß Mal bei der Obrigkeit, ſich auf den Dienſt des Königs berufend, weitern Urlaub zu erhalten, und, wie es ſcheint, auch Frau und Kinder über ſeine Abweſenheit zu tröſten. Da es ſich aber aus Allem ergibt, daß er in Aufträgen ſeines Herrn mehrmals Sendungen nach dem feſten Lande gehabt, ſo iſt auch anzunehmen, daß er dieſe Zeit mitunter zum Beſuche der Heimath benutzt habe; worüber aber keine nähere Auskunft zu finden iſt.

Holbein das letzte Mal in Baſel.

Aus einem Briefe Rudolph Gualters, der damals in Baſel ſtudierte, an den Antiſtes Bullinger in Zürich, geſchrieben Mitte Septembers 1538, zeigt es ſich, daß Holbein in dieſem Jahre zu einem kurzen Aufenthalt nach Baſel gekommen [1]). Der Grund ſeines Kommens war die Verlängerung ſeines Bleibens in England, wie es aus der Rathserkenntniß erhellet, die noch auf dortiger Bibliothek aufbewahrt, und biographiſch merkwürdig genug iſt, hier mitgetheilt zu werden:

„Wir, Jacob Meier Burgermeiſter, und der Rath der „Stadt Baſel, thun kund und bekennen mit dieſem Brief, „daß wir aus beſonderm geneigten Willen, den wir zu

---

1) „Venit nuper Basileam ex Anglia Joannes Holbein, adeo felicem ejus regni statum praedicans, qui aliquot septimanis „exactis rursum eo migraturus est.“

„dem ehrbaren unſerm lieben Burger Hanſen Holbein
„dem Mahler, von wegen daß er ſeiner Kunſt vor
„andern Mahlern weit berühmt iſt, und aus Willen,
„daß er uns in Sachen unſrer Stadt, Bau und anders
„belangend, deſſen er Verſtand weiß, mit rathen dienſtbar
„ſey, und ob wir zu Zeiten Mahlwerk zu machen
„hätten, uns daſſelbe, doch gegen ziemliche Belohnung
„getreulich fertigen ſolle, obgeſagtem Hanſen Holbein
„zu rechtem und ſtetem Wartgeld aus unſerm Richthaus,
„doch mit Geding hienachen folgt, und all ſein Leben
„lang, er ſey geſund oder ſiech, jährlich gleich zu den
„vier Fronfaſten getheilt, fünfzig Gulden Wart- und
„Dienſtgelt zu geben und abreichen zu laſſen bewilliget,
„verordnet und zugeſagt haben. Alſo demnach geſagter
„Hans Holbein ſich jezt eine gute Zeit bey Ihr königlich
„Majeſtät in England enthalten, und als ſeinen
„Anzeigen nach zu erſorgen, daß er vielleicht innerhalb
„zwey Jahren den nächſten folgenden nit wohl mit Gnaden
„von Hof ſcheiden werde, da ſo haben wir ihm noch
„zwey die nächſten Jahr von dato folgende daſelbſt in
„England fürer bleiben, um ein gnädig Urlaub zu dienen
„und zu erwerben, und dieſe zwey Jahr ſeiner Hausfrauen
„bey uns wohnhaft, jedes Jahr vierzig Guldin,
„thut alle Quatember zehen Guldin, und dieß auch nächſt-

„künftige Weinacht in der Fronfaſten Lucie, als für das
„erſte Ziel abzurichten laſſen, bewilliget. Mit dem Anhang,
„ob Hans Holbein innerhalb dieſen zwey Jahren in England
„abſcheiden, und zu uns allher zu Baſel haushaltlich
„wenden würde, daß ihm ſeine geordneten fünfzig
„Guldin Wart- und Dienſtgeld von ſtund angehen, und
„ihm die zu den Fronfaſten gleich getheilt abrichten laſſen
„wollen. Und als wir wohl ermeſſen können, daß ſich
„gemeldter Holbein mit ſeiner Kunſt und Arbeit, ſo weit
„mehr werth, denn daß ſie an alte Mauren und Häuſer
„vergeudet werden ſollte, allein bey uns nit am beſten
„gewünnlich betragen mag, da ſo haben wir ihm gütlich
„nachgelaſſen, daß er, unverhindert unſers Jahreyds,
„doch allein um ſeiner Kunſt und Handwerk, und ſunſt
„keinen andern unrechtmäſſigen und argliſtigen Sachen
„willen, wie er deſſen von uns genugſam erinnert, von
„fremden Königen, Fürſten, Herren und Städten wohl
„möge Dienſtgeld erwerben, annehmen und empfahen,
„daß er auch die Kunſtſtück, ſo er allhier bey uns machen
„würde, im Jahr einmahl, zwey oder drey, doch allezeit
„mit unſerer Gunſt und Erlaubung, und gar nit hinter
„uns, in Frankreich, Engelland, Mayland und Niederlande
„fremden Herren zuführen und verkaufen möge,
„doch daß er ſich in ſolchen Reiſen gefährlicher Weis nit

„ausländiſch enthalte, ſondern ſeine Sachen jederzeit förderlich ausrichte, und ſich darnach ohne Verzug einheimiſch verfüge, und uns, wie obſteht, dienſtbar ſey. Wie er uns dann jetzund gelobt und verſprochen hat. Und ſo wenn vorgenannter Holbein nach dem Gefallen Gottes die Schuld der Natur bezahlt, und aus der Zeit des Jammerthals verſchieden iſt, alsdann ſoll dieſe Beſtallung, Dienſt- und Wartgelt mit ſammt gegenwärtigem Brief für todt und ab, wir und unſre Nachkommen deſſenthalben niemand nützid mehr zu geben ſchuldig und verbunden ſeyn, alles aufrecht, ehrbarlich und ungefehrd. Deß zu Urkund haben wir obgenanntem Hans Holbein gegenwärtigen Brief mit unſrer Stadt Secret anhangend Inſiegel verwahrt zu handen gegeben auf Mitwochen ꝛc. den 16. Wintermonaths 1538.“

Es war demnach wegen ſeiner Erfahrenheit in der Bau- und Malerkunſt, daß ihn der Magiſtrat von Baſel auf eine ſo ehrenhafte Weiſe wieder bei ſich zu haben wünſchte, und ſogar bei ihm eine Ausnahme der beſchworenen bürgerlichen Obliegenheiten machte. Eine ſolche Behandlung darf auch als ein ſchweigendes Zeugniß zuverläſſiger Sittlichkeit angeſehen werden. — Das Wartgeld von funfzig Gulden war nach dem damaligen Werth des

Geldes und dem Zuſtande des Stadtvermögens auch nichts Geringes.

Man möchte ſich wundern, daß auch ſeiner Hausfrau etwas ausgelegt werden mußte, und er nicht im Stande war, mit ſeiner Kunſt ſo viel zu entübrigen, daß er ſeine Haushaltung unabhängig von andern machen konnte; allem Anſchein nach wußte er ſich auch hierüber zu rechtfertigen; die Großen vergeſſen zuweilen das Zahlen, und laſſen ſich nicht mahnen. Klagt doch auch Albrecht Dürer in ſeinem Reiſetagebuch aus den Niederlanden: „Ich habe in allem meinem Machen, Zehrungen und „andrer Handlung gegen groſſen und niedern Ständen „Nachtheil gehabt, und ſonderlich hat mir Frau Margareth (von Oeſtreich, Gubernantin der Niederlande) für „das ich ihr geſchenkt und gemacht hab, nichts geben, „und war gezwungen, zu meiner Heimkehr in Kölln noch „hundert Goldgulden von Alexander Imhof zu borgen.“

Um dieſe Zeit hat Holbein auch ſeinen alten Oheim Sigmund, der in Bern ſeßhaft war, beſucht, und dieſer eine ſolche Freude über ſeines Neffen Ruhm und Geſchicklichkeit empfunden, daß er ihn, nach dem oben (Abſchn. Holbeins Herkunft von Augsburg) angeführten Teſtamente, bald darauf (1540) zu ſeinem Univerſalerben deſſen, was er in Bern hatte, erklärte. Das Erbe war nicht unbeträchtlich, indem es Haus und Hof, nebſt einem Garten, auch alle und jede bewegliche Habe begriff, welches alles der Erblaſſer, wie er ſelbſt bezeugt, mit eigner Arbeit erſpart und zuſammengelegt hatte. Ob Holbein nachgehends dieſes Erbgut verkauft, oder ſeiner Familie überlaſſen habe, darüber war bisher nichts in Erfahrung zu bringen [1]).

Alle Nachrichten melden, Holbein ſey von dieſer Zeit an nie mehr nach Baſel zurückgekommen, wenigſtens iſt nichts Gewiſſes davon bekannt; auch nicht, was aus den Seinigen geworden.

---

1) Von dieſem Sigmund Holbein gibt Mechel in der Beſchreibung der Wiener Gallerie 1456 als das Geburtsjahr an, dieß kann es aber nicht wohl ſeyn, da er in dem Teſtament, das 1540 errichtet wurde, meldet, daß er Willens ſey, nach Augsburg zu reiſen, welches er in dem Alter von vier und achtzig Jahren ſchwerlich mehr unternommen hätte. So iſt es mit den andern Holbeiniſchen Jahrzahlen daſelbſt auch eine ungewiſſe Sache. Das Füeßliſche Künſtlerlexikon führt den Sigmund als einen Goldſchmied an; er war aber auch Maler, wie er ſich ſelbſt im Eingang ſeines Teſtamentes nennt, wo er auch ſeine „Farben, „Mahlergold, und andre Kunſt zum Mahlerhandwerk“ dem Neffen vermacht. In der Wiener Gallerie ſind zwei (angebliche) Porträte von ihm, und in Bern finden ſich einige alte Bilder, die ihm zugeſchrieben werden.

Holbeins Aufenthalt in England bis an ſein Ende.

Obwohl ihm alſo nur zwei Jahre zu der Abweſenheit von ſeiner Vaterſtadt vergönnt waren, und ungeachtet des Werthes, den der Magiſtrat auf ſeine Gegenwart ſetzte, muß er dennoch ſeine bleibende Heimkehr immer zu verzögern gewußt haben, wie ſich dieß aus dem Wohlwollen des Königs und dem leichtern Erwerb, den er in England fand, wohl erklären läßt. — Mechel 1) meint, er habe nach ſeinem letzten Beſuch in der Schweiz Frau und Kinder mit ſich genommen, weil man von ihnen weiter gar nichts in Baſel wiſſe; man weiß aber in England noch weniger.

---

1) Handſchriftlicher Nachlaß.

Heinrich VIII. war, wie Dallaway bemerkt [1]), der Erſte, der die königlichen Häuſer mit Gemälden aus der Profangeſchichte zierte. Er fand, als er noch an der römiſch-katholiſchen Religion hing, wirklichen Geſchmack an den bildenden Künſten, und hatte aus jedem Fache derſelben geſchickte Leute um ſich. Welſche und niederländiſche Maler, Architekten, Bildhauer, Arbeiter in Moſaik und gewirkten Teppichen, Siegel- und Steinſchneider, und andre [2]), wurden aus der Ferne berufen, und fanden Arbeit; nicht zu gedenken der inländiſchen Meiſter, noch der mährchenhaften funfzehntauſend flamändiſcher Künſtler, die er wegſchickte. Aber ſein Geſchmack hatte keine ausſchließende Richtung; die Kunſtwelt war noch nicht ſo theoretiſch in Schulregionen geſondert, und wieder geſondert, wie es heut zu Tage, weder der Wahrheit noch der Kunſt zur Steuer, in übertriebenem Maaße geſchieht [3]). Wer es ihm am

---

1) Les beaux arts en Angleterre. Trad. de l'Anglais et augmenté de notes par A. L. Millin. 2 T. 8. Paris, 1807. Gibt Nachrichten von vielen zerſtreuten Kunſtwerken in England, iſt aber voll Unrichtigkeiten. Millin's Noten ſind noch das Beſte.

2) Deren Namen ſich bei Walpole und Fiorillo finden.

3) Im Kunſtblatt No. 80. 1824. ſind bei einer Nachricht von der Kunſtſammlung im Schloſſe Wallerſtein, allein aus Oberdeutſchland, vier Malerſchulen angegeben: die Schwäbiſche, Nürnbergiſche, Baieriſche und Cranachiſche Schule; und in No. 89. iſt

beſten machte, war ihm unter allem Künſtlervolk der vorzüglichſte.

Hofmaler, die es nicht blos aus Gnaden ſind, müſſen den Hof malen, und ſo fand Holbein Arbeit genug. Der Bildniſſe von den zwei erſten Gemahlinnen des Königs iſt ſchon Erwähnung geſchehen. Von der dritten, Johanne Seymour, mit der er ſich, 1536, den Tag nachher vermählte, als er der zweiten den Kopf abſchlagen laſſen, ſind, außer einem großen Bilde, welches in Whitehall verbrannte[1]), noch mehrere Porträte vorhanden; ein ſehr ſchönes unter andern in der Wiener Gallerie; auch hat W. Hollar eines aus der Arundeliſchen Sammlung gar ſauber geſtochen. — Nach ihrem Tode wurde Holbein, ungefähr 1539, nach Flandern geſchickt, um eilends das Bildniß von der Herzogin von Mayland, Chriſtiania, Wittwe von Franz Sforza, die dem König zur vierten

---

dieſe Abtheilung umgeändert in die charakterloſe und die Entwicklungsmalerei; dann in vier Künſtlercyclen: 1. Cyclus von Schön, 2. Cyclus von Zeitblom und Schaffner, 3. Cyclus von Wohlgemuth und Dürer, 4. Cyclus von Holbein. — Jeder große Mann hat ſeine Schüler und Nachahmer, die eine Zeit lang in ſeiner Manier fortarbeiten, bis die Manier ausartet oder in eine andre übergeht; aber dieſe Dauer kann man nicht einen Cyclus nennen, es iſt, in gemäßerem Ausdruck, nur die Schule des Meiſters.

[1]) Walpole. I. 127.

Gemahlin war empfohlen worden, aufzunehmen [1]. Er ſoll, wie Lord Herbert berichtet, das Gemälde in drei Stunden gemacht und daſſelbe des Königs Beifall erhalten haben; als aber dieſer um die Herzogin förmlich anhalten ließ, ſoll die Antwort geweſen ſeyn: Sie habe nur Einen Kopf, hätte ſie Zwei, ſo würde einer davon Sr. Majeſtät zu Dienſte ſtehen. Vertue will ein Bild dieſer Prinzeſſin in einer engliſchen Sammlung geſehen haben. Auch in Joachims von Sandrart Lebenslauf (Nürnberg, 1675) iſt eines Porträts von ihr gedacht. — Für ſeinen Unterhalt auf dieſer Reiſe bezog Holbein, wie Walpole [2] aus alten Rechnungen des Königlichen Schatzmeiſters anführt, zehen Pfund; vom königlichen Gnadengeſchenk wird nichts erwähnt.

Da der König wieder eine Frau haben mußte, ſo fiel Thomas Cromwell, der damals Alles galt, darauf, ihm die Prinzeſſin Anna von Cleve zur vierten Gemahlin vorzuſchlagen. Holbein mußte alſo wieder über Meer, um ein Abbild von ihr zur Präcognition für den königlichen Geſchmack zu holen, und brachte, nach Cromwells Befehl, ein ſo vollendetes Miniaturſtück zurück, daß der König

---

1) Walpole. I. 113.

2) Anecd. I. 161.

ungeduldig war, bis er ihrer als leidenſchaftlicher Freyer anſichtig werden konnte. Er ritt ihr unbekannt bis Rocheſter entgegen, hatte aber die arme Prinzeſſin kaum erblickt, ſo ſprengte er voll Zorn zurück, gab ihr einen Schimpfnamen, und wollte nichts mehr von ihr hören. Zuletzt ließ er ſich durch Vorſtellungen zur Heirath bewegen, behielt dieſe Gemahlin aber nicht länger als ein halbes Jahr, und warf von nun an einen Groll auf Cromwell, der ſich nur mit deſſen Hinrichtung endete. Wie der Maler der Ungnade zu entgehen gewußt, iſt nicht bekannt; vermuthlich bekam er auch nicht die beſten Worte.

Dieſes Miniaturbild der Anna von Cleve iſt noch vorhanden; es befand ſich zu Walpole's Zeiten im Beſitze Mr. Barrett's von Lee in der Grafſchaft Kent, noch vollkommen erhalten, und ſoll in ausgeſuchteſter Vollendung allen Werken Holbeins voranſtehen [1]). Daſſelbe wird noch in der elfenbeinernen Kapſel aufbewahrt, worin es Holbein herüber gebracht hatte, die als eine Roſe ſo künſtlich geſchnitten iſt, daß man ſie für würdig hält

---

1) Dallaway ſindet nichts Vorzügliches daran; wahrſcheinlich urtheilte er blos nach dem Kupferſtiche, den Walpole auch nicht rühmt. Ueberdem iſt Dallaway voll Irrthum und Unwiſſenheit.

des Kleinod's, das ſie einſchließt [1]. — Im Königlichen Muſeum zu Paris wird ebenfalls ein Bildniß dieſer Königin geſehen, das Erwähnung verdient. Es iſt auf Pergament, das auf Holz gezogen iſt, ganz von vornen in Oehl gemalt, in reinſter Heiterkeit. Auch kömmt ihr crayonirtes Bild unter den Chamberlaineſchen Köpfen vor, wo ſie wie ein geduldiges Lamm ausſieht, das ſie auch mag geweſen ſeyn.

Kaum getrennt von dieſer Gemahlin, vielleicht noch eher, verliebte ſich Heinrich in Catharine Howard, die er auch ſogleich (1540) heirathete, aber nach Verfluß von zwei Jahren auf vermeintliche Entdeckung, daß ſie vor der Vermählung mit ihm ſchon geliebt habe, hinrichten ließ. Dieß mag der Grund ſeyn, warum man wenig Abbildungen mit ihrem Namen kennet. Doch findet man ſie unter den Köpfen berühmter Engländer, geſtochen von Houbraken, nach einem Miniaturbilde von Holbein aus der Arundeliſchen Sammlung, das Walpole beſaß, der dabei bemerkt, daß auch W. Hollar daſſelbe in Kupfer gebracht habe, unter dem irrigen Namen von Maria, Königin von Frankreich, nachheriger Gemahlin Carl Brandon's, Herzogs von Suffolk.

---

1) Walpole. I. 113.

Von Catharina Parr, der ſechsten Gemahlin Heinrichs VIII., mit der er alſobald nach Vollziehung des Todesurtheils der Catharine Howard, 1542, ſich verband, iſt kein Holbeiniſches Porträt bekannt. Gleichwohl iſt anzunehmen, daß ſie als Geliebte des Königs und als eine ſehr ſchöne Perſon ſich der Abbildung nicht habe entziehen können noch wollen, und daß unter den vielen Holbeiniſchen Gemälden köſtlich geſchmückter Engliſcher Damen, die man in Sammlungen und Gallerien antrifft, ſich auch ihr Bild incognito befinden möchte; ja es iſt ſich zu verwundern, daß nicht ſchon irgend ein Beſitzer eines ſolchen namenloſen Bildes dieſe Taufe nach hergebrachtem engliſchen Ritus gewagt hat.

Nächſt dem Könige, vor deſſen reizbarer Ungnade Holbein ſich ſtets zu bewahren wußte, ſind als ſeine beſondern Gönner bekannt, Thomas Lord Vaux, der ihm (nach Chamberlaine) viel Arbeit verſchaffte; ſein ſchöner Kopf iſt unter den Chamberlaineſchen Zeichnungen; — und Thomas Howard, Herzog von Norfolk, von dem man den meiſterhaften Kupferſtich durch Lucas Vorſterman hat, nach einem Gemälde Holbeins, das ſich zu Walpole's Zeiten in Leiceſterhouſe befand. Die zwei Stäbe, die der Herzog trägt, und die Holbein wahrſcheinlich anzubringen gezwungen war, bedeuten die Marſchals-

und Großſchatzmeiſters-Würde. Nach Dallaway ſollen noch mehrere Porträte dieſes Mannes vorhanden ſeyn.

Wenn Dichter auch unter die bedeutenden Gönner zu zählen ſind, und billig ſind ſie das, denn durch ſie gelangt der Nachruhm oft beſſer zu der Nachwelt, als durch große Herren, ſo verdient hier Nicolas Bourbon auch einen Platz. Er war ein gelehrter Franzoſe, und ſehr geachteter lateiniſcher Poet, der ſich mehrere Jahre in England aufgehalten hat, und mit Holbein wohl bekannt geweſen iſt, zu deſſen Lobe er, wie man hernach ſehen wird, zierliche Verſe machte. Auch ſein Kopf findet ſich in der Chamberlaineſchen Sammlung mit einem Impromtü des Dichters [1]).

Die Vorliebe der Engländer ging von jeher auf Bildniſſe; alle fremden Künſtler, ſelbſt italiäniſche Geſchichtsmaler, mußten dieſem Nationalgeſchmacke huldigen; auch van Dyck that wenig andres in England. Und dieſe Vorliebe, wenn ſie auch dermalen nicht mehr herrſchend ſeyn ſoll, erſtreckte ſich doch bis zu Ende des vorigen

---

[1]) Dum divina meos vultus mens exprimit Hansi,
Per tabulam docta praecipitante manu,
Ipse et ego interea sic uno carmine pinxi:
Hansus me pingens major Apelle fuit.

Jahrhunderts, denn Walpole [1]) findet noch, daß Bildnißmalen das Einzignothwendige eines Malers in England ſey. Auch Millin macht, 1807, noch eine ähnliche Bemerkung [2]). Deſſen gibt auch Zeugniß die unendliche Menge geſtochener Köpfe berühmter und unberühmter Männer und Frauen, an denen keine Nation einen ſolchen Ueberfluß hat. Die Engländer wollen wiſſen, wie ihre Vorfahren und ihre großen Männer ausgeſehen haben; und darin haben ſie recht, denn erſt die wahre leibliche Abbildung vollendet die richtige Vorſtellung eines menſchlichen Charakters.

Da nun Holbein in dieſem Fache der größte Meiſter in England war, ſo mußte er auch für daſſelbe ſeine meiſte Zeit verwenden, und ſo entſtand die große Anzahl von Porträten vornehmer Leute, die noch zu Manders Zeiten zu ſeiner Verwunderung über des Künſtlers Arbeitſamkeit daſelbſt zu ſehen waren. Unter allen dieſen Bildern aber bleibt dieſer Biograph vorzugsweiſe bei dem lebensgroßen Gemälde einer engliſchen Dame in ſchwar-

---

1) Anecd. IV. 131. Portraiture is the one thing necessary to a painter in this country.

2) In ſeiner Ueberſetzung von Dallaway. II. 210. — Nach Kunſtbl. No. 101. 1823 ſoll dieſer Geſchmack für Bildniſſe noch jetzt in England vorherrſchen.

zem Atlaskleide ſtehen, das in der Pembrockiſchen Sammlung war, und von Friedrich Zucharo ſo ſehr bewundert wurde, daß er ſich ſoll geäußert haben, ihm ſey zu Rom ſelbſt nichts ſo Vortreffliches dieſer Art zu Geſicht gekommen. Dieſes Stück ſcheint aber nicht mehr in England vorhanden, wenigſtens nicht bekannt zu ſeyn, ſo wenig als manche andre, die jener noch daſelbſt geſehen, oder die von Wenzel Hollar und andern frühern Künſtlern in Kupfer gebracht worden ſind.

Auch der Abfall Heinrichs VIII. von dem römiſch-katholiſchen Glauben, für deſſen Wahrheit er früher als Schriftſteller aufgetreten, und vom Padſt zu deſſen Vertheidiger (Defensor Fidei) förmlich ernannt worden war [1]), half ebenfalls dazu, die Kunſt faſt einzig auf das Bildnißmalen zu beſchränken. Denn wenn gleich Heinrich im Anfang glimpflich mit den Bildern verfuhr, ſo währte es doch nicht lange, daß auch die Kirchen ihrer ſinnlichen Zierden beraubt wurden. Dieſer Eifer nahm ſpäterhin noch mehr überhand, weil er von der Geiſtlichkeit zu einer Glaubensſache gemacht wurde, und viele alte Kunſtwerke gingen ſo als Gegenſtände vermeintlichen Götzendienſtes zu Grunde [1]).

---

[1]) Die wahre Urſache dieſer wichtigen Glaubensveränderung war, was Horaz teterrimam belli causam nennt.

Ungeachtet dieſer Begrenzung auf Ein Fach fanden und finden ſich noch in England mehrere hiſtoriſche Werke von Holbeins Hand. Einiger beträchtlicher Stücke iſt oben ſchon gedacht worden; dazu gehört auch [2]) ein großes Gemälde in Bridewell, wie Eduard VI. dem Lord Mayor von London die Urkunde der Abtretung dieſes Pallaſtes zu einem Hoſpital übergibt; Holbein konnte aber das Gemälde, worin er ſeinen eignen Kopf angebracht haben ſoll, nicht mehr vollenden, daher mag es kommen, daß man davon wenig Nachricht antrifft. Es wurde von Georg Vertue in Kupfer gebracht.

In der Capelle zu Whitehall befand ſich eine Grablegung Chriſti, und zu St. James die Auferweckung Lazari; beide ſind nicht mehr.

Walpole führt, nach einem Katalog des Herzogs von Buckingham, acht Holbeiniſche Bilder, die derſelbe beſeſſen, an, mit beſondrer Auszeichnung der Geſchichte von Jupiter und Jo.

---

[1]) Schon unter Heinrichs Regierung wurden, nach dem Zeugniß Lord Herberts, 647 Klöſter, 90 Collegien, 2374 Capellen und 110 Hoſpitäler aufgehoben.

[2]) Nach Walpole's Angabe. I. 136.

In Coudray, einem kunſterfüllten, ſpäterhin abgebrannten, Landhauſe eines Engliſchen Großen, waren mehrere beträchtliche hiſtoriſche Bilder angeblich von Holbein. Walpole, der ſie noch geſehen, will aber eher Janet für den Verfaſſer gehalten wiſſen, mit Ausnahme eines einzigen Caminſtückes, das reich und zierlich im beſten Geſchmacke Holbeins gemalt geweſen ſey. Auch ſoll er ſich nur einen Monat dort aufgehalten haben.

Noch werden eine Menge Handzeichnungen von geſchichtlichen Gegenſtänden in Engliſchen Sammlungen aufgehoben; wie man auch dergleichen, als die Königin von Saba bei Salomon, eine Kreuzabnahme, den Geizhals mit ſeinem Weibe, und mehrere kleine und große, von W. Hollar und Andern in Kupfer geſtochen findet. Alles dieſes beweiſt, daß Holbein der Geſchichtsmalerei nie ganz entſagt habe.

Von ſeinem häuslichen Leben weiß man auch in England wenig. Was Walpole davon ſagt, betrifft meiſt ſeine frühere Zeit, und iſt unzuverläſſig aus van Mander und Patin nachgeſchrieben und willkührlich verſtellt. Von ſpätern Lebensumſtänden kömmt ſo viel wie nichts vor; einzig führt er 1) aus der Bücherſammlung der Königl.

---

1) Anecd. I. 161.

Societät ein Verzeichniß von Jahresbeſoldungen an, die der Privatzahlmeiſter des Königs zu machen hatte. Es fängt mit 1538, dem 29ſten Regierungsjahre Heinrichs VIII. an; daſelbſt kömmt folgende Rechnung vor:

„Bezahlt an Hans Holbein, den Mahler, acht „Pfund, zehen Schilling, den vierteljährigen Gehalt, ſo „auf U. L. Frauentag verfallen geweſen.“ —

„Eben ſo auf St. Johannis.“

„Item: Hans Holbein dem Mahler einen halben „Jahresgehalt vorausbezahlt, auf Abrechnung von abge„wichenem L. Frauentag deſſelben Jahres, die Summe „von dreyſſig Pfund.“

„Den 30. December, im 30. Jahre (der königlichen „Regierung) für ſeine Auslagen auf einer Reiſe ins Hoch„burgund in gewiſſen Angelegenheiten des Königs, zehen „Pfund, als Vergütung.“ — Der Grund dieſer Reiſe iſt ſchon oben berührt worden.

„Im September des 31. (Regierungs=) Jahres „zufolge Königlichen Befehls an den Mahler Holbein „einen Vorſchuß gemacht nach Maaßgabe ſeines Jahrgel„des von dreyſſig Pfund.“

Wenn dieſe Vorausbezahlung nicht eine beſtimmte Abrede war, wie ſie doch auch hätte ſeyn können, ſo läßt ſich allerdings mit Walpole daraus folgern, ſowohl daß er bei dem Könige gut angeſchrieben geweſen, denn ohne dieß zahlen die Fürſten nicht zum Voraus; als auch daß er in England ebenfalls nicht haushälteriſch gelebt habe, wie ihm dieß ſchon in Baſel zur Laſt gelegt worden. Dem ſey ſo; was die ſtrenge Moral nicht billigen kann, wird oft vom Talente gemildert!

Nach einem andern, 1531 verfaßten, und bei der Geſellſchaft der Alterthümer liegenden Verzeichniß der Neujahrsgeſchenke, die nach damaligem in England und Frankreich herrſchendem Gebrauche, von dem König angenommen und gegeben wurden, überreichte Holbein der Majeſtät ihr eigen Bild, und erhielt hinwiederum einen vergoldeten Becher mit Deckel, zehn Unzen am Gewicht.

Nicht nur Holbein aber, ſondern auch alle andere Künſtler von Bedeutung, die ſich zu ſelbiger Zeit in England aufhielten, theilten das gleiche Schickſal, daß von ihren Lebensumſtänden wenig literariſche Notiz genommen wurde. Die politiſchen und religiöſen Bewegungen im Lande beſchäftigten alle Federn, und der Kunſtfedern gab es ohnehin noch wenige.

Nach dem Tode Heinrichs VIII. (1547), der für Holbein ein guter Herr geweſen war, beſtieg Eduard VI., als neunjähriger Knabe, den Thron. Er hatte Anlage und Neigung zu allem Guten, wie zu den Künſten, denen aber auch jetzt der immer ſtrenger um ſich greiſende Glaubenseifer gegen die Bilder zum großen Nachtheil gereichte. — Daß jedoch Holbein auch unter dieſer Regierung nicht unthätig und ohne Anſtellung geweſen, bezeugen mehrere Bildniſſe, die er, wie Walpole berichtet 1), und Kupferſtiche darthun, von dem jungen Könige und ſeinem Oheim, dem Protector Eduard Seymour, gemacht hat. — In dieſe Zeit fällt auch der Catechiſmus des Erzbiſchofs von Canterbury, Thomas Cranmer, der 1548 erſchien, wovon ſpäter Nachricht gegeben wird.

Vermuthlich geſchah es auch während der damaligen religiöſen Gährungen in England, daß Holbein die kleine ſatyriſche Paſſionsgeſchichte zeichnete, die in ſechszehn Sedezblättern von Hollar, obgleich ohne ſeinen Namen, in Kupfer geätzt worden. Es iſt ein Werk durchaus ſpottenden Inhalts gegen das Pabſtthum, indem die Verfolger und Peiniger des Herrn alle mit prieſterlichen und Mönchsgewändern angethan ſind, und ſtatt der Waffen Kreuze, Biſchofsſtäbe, Meßleuchter und andre Kirchengeräthe tragen. Judas erſcheint als Capuziner, Annas als Cardinal, Caiphas als Biſchof u. ſ. w. Als Türke gekleidet empfängt Pilatus Geſchenke von Mönchen; der

---

1) Anecd. I. 201.

Schächer zur Linken iſt auch ein Kloſtermann. Ueber der Höllenpforte, die Chriſtus betritt, ſind päbſtliche Bullen und Wappen aufgehängt, und der Gebietsherr, mit dreifacher Krone geziert, ſucht ihm den Eingang zu wehren, indem er ihm Weihwaſſer entgegen ſprengt. — Jedes Blatt iſt mit vier erklärenden engliſchen Verſen begleitet[1]). In dem fünften Blatte, Chriſtus vor Caiphas, lieſt man an der Wand die deutſche Inſchrift: Wer wider die Römischen der soll sterben[2]). — Hollar hat ſeinen Namen nicht unterzeichnet, vermuthlich weil ihn der Inhalt beſorgt machte; doch hat der Stich ſeine Manier, wenn er gleich nicht unter ſeine guten Arbeiten gehört. Wohl aber ſteht unter dem erſten Stück: H. Holbein inv.

Allem Anſchein nach hat Holbein dieſes Spottwerk auf Angeben eines Parteimannes von Bedeutung verfertigt. Man erlaubte ſich damals zur Ehre des Evangeliums alle Arten von Waffen gegen die Gegner ſeiner Meinungen. Die Papiſten thaten das Gleiche. In Rom war ein Buch herausgekommen, worin Luther, Zwingli und Erasmus die Kriegsknechte des Pilatus, die Chriſtum gekreuziget, genannt werden [1]. Könnte nicht eine ſolche Verläſterung ſeines verehrten Erasmus auch dazu beigetragen haben, den Künſtler zur Wiedervergeltung zu reizen?

---

[1]) Einer mag für alle gelten. Der des XV. Blattes, wo Chriſtus die Unterwelt betritt, lautet:

Lo the Popes kitchin where his soules are fried,
Call'd Purgatorie, see his pardons tied
On stringes; his Triple-crown the divell weares,
And ore the dore the Popes owne armes he beares.

[2]) Warum deutſch, wenn die Zeichnungen in England gemacht worden? — Weil Holbein kein Engliſch ſchreiben konnte, meint Mechel (handſchriftlicher Nachlaß), und auf allen ſeinen Zeichnungen, auch denen, die er in England machte, ſeine Bemerkungen deutſch, häufig gar in der Basler Mundart hingeſchrieben habe.

Sandrart erwähnt eines kleinen Büchleins, das er mehrmals bei dem Grafen von Arundel in England geſehen habe, welches die ganze Paſſion auf zwei und zwanzig Blättern von Holbeins edler Hand enthielt, voll kleiner Bilder, die auf das fleißigſte ausgeführt geweſen, als obs eitel Miniatur wäre. Man könnte dieß Büchlein mit dem oben beſchriebenen für Einerlei halten, um ſo viel mehr, da auch Hollar ſeine meiſten Blätter nach Holbein aus dem Arundeliſchen Cabinette genommen, wenn nicht Sandrart hinzuthäte, das Bild des Erlöſers ſey jedes Mal in Geſtalt eines ſchwarzgekleideten Mönchs gezeichnet, welches bei Hollar gerade umgekehrt iſt, wo die Gegenpartei es iſt, die in Mönchsgeſtalten auftritt. Da jedoch Sandrart von dieſer nichts ſagt, und gegen ſeine Gewohnheit die Vorſtellung weiter nicht beſchreibt, ſo ließe ſich faſt annehmen, er habe den Spott zu anzüglich gefunden, und ſich abſichtlich „als ein weltkluger Cavalier" in der Bekleidung des Erlöſers geirrt.

---

[1] Patin führt im Leben des Erasmus mehrere Beiſpiele der tollſten Mönchswuth gegen denſelben an.

Als der junge König Eduard ſchon 1553 geſtorben, und die Prinzeſſin Maria auf den Thron gelangt war, und mit ihr das Römiſche Glaubensbekenntniß wieder herrſchend wurde, das ſie mit Feuer und Schwert zu behaupten ſuchte, ſcheint Holbein von dem Schauplatz, auf dem er eine ſo glückliche Rolle geſpielt hatte, allmählig ſich zurückgezogen zu haben. Obgleich in der katholiſchen Religion erzogen, und auch bei Morus unſtreitig dazu angehalten, muß er doch unter Heinrich und Eduard ſich zu der herrſchenden Denkungsart bequemt haben, wie ſolches auch ermeldtes Paſſionsbüchlein darthut, deſſen Geheimhaltung ihm jetzt gewiß mancherlei Sorgen machte.

Als Prinzeſſin hatte er Maria, ſo wie alle königlichen Kinder gemalt, aber von ihr als Königin, ſind keine Holbeiniſchen Bildniſſe bekannt, außer einem, das Patin in dem Verzeichniß Holbeiniſcher Werke, No. 57, anführt, und ſelbſt beſeſſen haben will.

Eine noch kränkendere Zurückſetzung, als die Abnahme königlicher Gnade, hätte allem Anſchein nach auf den alternden Künſtler gewartet; denn es kam in ſeiner letzten Lebenszeit Anton Moro, auch ein trefflicher Meiſter, mit Empfehlungen Philipps II., der um Maria freite, aus Spanien nach England, und war in großen Gnaden, ſo daß er viele Bildniſſe von der Königin und andern Perſonen vom Hofe machen mußte, und das Glück hatte, übermäßig bezahlt zu werden 1), welches bei der vornehmen Welt ſchon an ſich für einen Vorzug gilt. — Jedoch bald befreite der Tod Holbein von Sorge und Verdruß.

Unter die Arbeiten ſeines ſpätern Lebens mag auch das Knieſtück in Lebensgröße von Thomas Pope, dem Stifter des Dreifaltigkeits-Collegiums in Oxford, gehören, das der Graf Guilford in Wroxton beſaß, und vielleicht jezt noch beſitzt. — Desgleichen die (nachherige) Königin Eliſabeth 2), muthmaßlich zu gleicher Zeit gemalt

---

1) Walpole. I. 209.

2) Iſt im Winkleriſchen Katalog folgender Maaßen angegeben: La Reine Elisabeth d'Angleterre, en pied, dans le costume de son tems et dans tous ses atours. H. Holbein pinx. Anno 1551. J. Faber fecit in Mezzotinto 1742. Le meil-

mit Th. Pope, bei dem ſie einige Zeit unter Aufſicht ſtand. — Und wenn das ſchöne Geſicht, welches R. W. Sievier, 1822, aus der Sammlung des Col. Elliot von Nottingham, unter dem Namen Lady Jane Grey geſtochen hat, wirklich dieſe vortreffliche Perſon iſt, wie ſie es wenigſtens nach den engelreinen Zügen ſeyn könnte, und wenn es wirklich von Holbein gemalt iſt, wie die Art der Darſtellung glauben macht, ſo muß das Gemälde, nach dem Alter der Johanna zu ſchlieſſen, die 1537 geboren war, in ſeine ſpäteſte Zeit fallen.

Im Jahr 1554 ſtarb der kunſtreiche Mann in London an der Peſt, ſeines Alters ſechs und funfzig Jahre. — Das iſt alles, was die Kunſtgeſchichte von ſeinem Tode weiß; auch der Ort ſeines Begräbniſſes iſt unbekannt. Thomas Howard, Graf von Arundel, der berühmte Sammler von Alterthümern und Kunſtſachen unter Carl I., wollte ſein Andenken durch ein Grabmahl ehren, ſoll aber ſein Vorhaben aufgegeben haben, weil man ſeine Grabſtätte nicht wußte. Was ſchadet's? Monumente ſind für Todte, welche ſonſt kein bleibendes Andenken haben;

---

leure estampe du graveur. — Aber 1551 war Eliſabeth noch nicht Königin, das macht das Bild etwas verdächtig.

für Männer ewigen Ruhmes ſind ſie eitele Beiwerke; der Geiſt, der die Welt durchfliegt, iſt doch nicht da, wo der Leichnam in Staub zerfällt. Was hätte der Wanderer bei dieſem Denkmal empfinden oder ſagen können, als: Hier liegt alſo Holbein todt und begraben, aber in ſeinen Werken lebt er, laßt uns ſeine Werke beſehen!

Holbein als Zeichner, Miniaturmaler, Architekt.

Wie zum Theil jetzt noch der Augenſchein weiſt, und wie van Mander, Sandrart und Walpole bezeugen, war Holbein beinahe keinem Kunſtſache fremd; er zeigte ſich als Baukünſtler, modellirte, ſchnitzte, wußte zierlich Ornamente zu zeichnen, verfertigte Riſſe für Goldſchmiede, Schmelzarbeiter, Münz- und Holzſchneider, boſſirte vorzüglich in Wachs; alles Künſte, die bei Heinrich VIII. ſehr beliebt waren. Nach Walpole [1]) beſaß der König zwei reich mit Edelſteinen ausgelegte Dolche von der Erfindung Holbeins, die noch jetzt in England zu ſehen ſind. In dem Brittiſchen Muſeum ſoll ein Buch, das Hans Sloane beſeſſen, mit Zeichnungen von allerhand Geſchmeide, desgleichen das Siegel eines Collegiums zu Oxford, nach

---

1) Anecd. I. 153.

Holbeins Entwurf aufbewahrt ſeyn. In dem ehemaligen Feſchiſchen Cabinette zu Baſel befanden ſich drei ſchön geformte Becher mit der Jahrzahl 1533, nach Holbeiniſchem Vorbilde [1]).

Sandrart ſchreibt: „Der hochberühmte Graf von „Arondel [2]), der kein Gold noch Silber geſpart, wenn „etwas von Holbein zu bekommen war, hat eine ganze „Gallerie von ſeinen Handgemälden zuſammengebracht, „auch ganze Bücher ſeiner Handriſſe, theils mit der Feder „umzogen und getuſcht, theils ganz fleißig geſchraffirt, „ob wärens in Kupfer geſtochen, theils mit ſchwarzer „Kreide auf Papier groß und alſo meiſterhaft mit verwun„derlicher Sauberkeit zuſammen gebracht, daß, wann ich „ſelbiges nicht vielmahl perſönlich geſehen, oder in Han„den gehabt, ich nicht geglaubt hätte, daß ein Mann mit „eigner Hand ſo fleiſſige und viele Werke von bibliſchen „und weltlichen Hiſtorien, auch Poeſien hätte können ver„fertigen; kurz zu ſagen, er war in allen Dingen faſt „übernatürlich geſchwind und beſchlagen.“ Dieſe Sammlung wurde in den bald nachher folgenden unruhigen Zeiten Englands zerſplittert.

---

[1]) Et caelatura, fusoria, plastica et architectonica arte excelluit, ſagt Patin im Leben Holbeins.

[2]) Thomas Howard, Earl of Arundel etc. was the first who professedly began to collect in this country. (Walpole) Er ſtarb 1646.

Weiter meldet Sandrart: „Der Ritter Inigo Jones, „des Königs berühmter Architekt, brachte mich in das „königliche Cabinet, allwo er mir unter anderm ein Buch „zeigte, das Holbein mit Zeichnungen von der Feder „erfüllet, von allerley Dolchen, Gefäſſen, Zierrathen, „Bildlein und Laubwerk, als auch Beſchläge zu den „Scheiden, zum Degengehäng, Gürtel, Knopf zum königlichen Rock, zur Hutſchnur, Spangen auf die Schuh, „wie damals im Gebrauch geweſen, aufs alleremſigſte „und beſte gemacht; wieder zu klein und groſſen, güldenen und ſilbernen Geſchirren, zu Meſſerſtielen, Gablen, „Salzfäſſern; groß und kleine Büchlein, ſammt andrer „Menge Zierrathen des königlichen Schmucks, die ſehr „lang zu erzählen fallen würden [1]).“

Ebenderſelbe zeigt noch andre beträchtliche Handzeichnungen an, die er theils ſelbſt beſeſſen, theils bei Andern geſehen hatte. — Auch Walpole beſaß eine Menge dergleichen, und gedenkt noch mehrerer bei andern Kunſtliebhabern.

---

[1] Desgleichen hat W. Hollar mehrere in Kupfer gebracht, wovon das Verzeichniß im Winklerſchen Katalog zu finden iſt.

Die größte und ſchönſte Sammlung dieſer Art mag ſich jetzt auf der öffentlichen Bibliothek zu Baſel befinden, ſeitdem ihre Beſitzung noch mit der Holbeinreichen Feſchiſchen Kunſtkammer vermehrt, und durch die Sorgfalt kenntnißvoller Liebhaber das Echte geſondert, und auf geſchmackvolle und würdige Weiſe für die Dauer geſichert worden iſt. Aus dieſem reichhaltigen Vorrath ſey es vergönnt, nur ein paar große breitgetuſchte Handzeichnungen vorzuführen, die Holbeins markigte Kraft und eigenthümliches Machen beſonders andeuten: Die eine ſtellt einen fetten Biſchof in ſeinem vollſtändigſten Ornate, wohl in Drittellebensgröße dar, ein wahres Ideal pfäffiſcher Selbſtgenügſamkeit; wahrer kann das Bild eines üppigen geiſtlichen Hirten, dem an ſeiner anvertrauten Herde wenig, an dem Vorſitz bei Gaſt- und Ehrengelagen Alles gelegen iſt, nicht ausgedrückt werden. Ein Beweis, daß der Meiſter mehr als nur treu und geſchickt nachzuahmen, daß er auch die Gattung zu bezeichnen, das heißt, zu idealiſiren verſtanden habe. — Ferner drei ähnlich gearbeitete, ungefähr anderthalb Fuß hohe und faſt eben ſo breite Stücke: 1. Bauern in Unterhaltung, von 1518. 2. Der Kindermord zu Bethlehem. 3. Eine Zechgeſellſchaft von Perſonen beiderlei Geſchlechts, von 1526, alle Figuren von kräftigen, derben, üppigen Formen. — Dieſe, nebſt mehrern andern machen es anſchaulich, wie Holbein von der zu ſeiner Zeit noch herrſchenden dürren Manier in deutſcher Kunſt zu einer freiern, ſich der Italiäniſchen mehr nähernden Anſicht der Wirklichkeit übergegangen, und, ſey es aus eignem Trieb oder durch Belehrung von außen, einer der Erſten geweſen iſt, der den ſteifen Faltenwurf und die zarte hagere Bewegungsloſigkeit der Figuren jener Schule als einen Fehler von ſich zu thun, und immer mehr zu meiden gewußt hat.

Auch als Miniaturmaler ſteht Holbein bei den Engländern in größtem Anſehen, und wird noch ſeinen geſchickten Nachfolgern, Hilliard und Olivers, vorgezogen. Erſterer geſteht ſelbſt, daß er Holbeins Manier für die beſte halte, und ſich vorzüglich nach derſelben zu bilden verſucht habe 1). Waren ſie auch in der Zeichnung eben ſo ſtark, ſo erreichten ſie ihn doch nicht in der Kraft der Farben, und in der natürlichen, anſpruchloſen Wahrheit, die dieſer große Meiſter ſeinen kleinſten Erzeugniſſen einzuprägen wußte. — So wie er bei größern Bildern durchgehends einen grünen Grund wählte, bediente er ſich dafür in

---

1) Walpole. I. 253. In dem Cabinette des Grafen von Oxford war Hilliards eignes Bildniß, das er im 13ten Jahre ſeines Alters gemalt hatte. Alſo eine eben ſo große Frühzeitigkeit als Holbeins, die Patin ſo unbegreiflich fand.

Kleingemälden eines tiefen Blaues. Seine Bilder dieſer Art ſollen aber auch in England ſehr ſelten ſeyn; Vieles und das Vorzüglichſte verbrannte mit dem königlichen Pallaſt Whitehall, Manches ging durch Vernachläſſigung und den Zahn der Zeit verloren, da Miniatur überhaupt nicht ſo lange hält, als Oehlmalerei. — Bartolozzi hat einen Verſuch gemacht, zwei ſolcher Bilder aus der Sammlung des Königs von England in den Farben des Originals durch den Kupferſtich auszuführen; es ſind die Söhne des Herzogs von Suffolk. Nichts, ſagt Roſt [1]) kommt der Zartheit dieſer beiden Stücke gleich.

Daß Holbein auch für tüchtig in der Baukunſt angeſehen wurde, hat ſich ſchon oben aus dem Gehaltsbriefe der Stadt Baſel ergeben. So ſind auch jetzt noch einige wenige Zeugniſſe ſeines Talentes in der Wirklichkeit, und viele in Aufriſſen in England vorhanden. In Wiltonhouſe, dem Landſitze des Grafen von Pembroke, iſt noch der zierliche Säulengang, den Holbein errichtete, zu ſehen, den man wegen ſeiner ſchönen Verhältniſſe, wenn ſie gleich nicht im reinen Styl aufgefaßt ſind, ſelbſt bei der gänzlichen Erneuerung des Pallaſtes ſtehen ließ. — „Zu „dem ſchönen, aus würfelförmigen Ziegeln erbauten Ein-

---

1) Handbuch. IV. 205.

„gangsthor von Whitehall, entwarf der große Holbein „den Plan,“ ſagt Walter Scott irgendwo. Es ſoll 1529 (nicht 1521, wie Walpole zweifelnd angibt) zum prächtigen Empfang Kaiſer Carls V. aufgeführt, aber in neuern Zeiten abgetragen, und in Windſor wieder angebracht worden ſeyn. Ein edles Denkmal ſeines Geiſtes, nennt es Walpole.

Noch unter Heinrich VII. wurden die ſchönſten Gebäude im reichen gothiſchen Styl (florid gothick nennen es die Engländer) aufgeführt; auch im Anfange der Regierung Heinrichs VIII. war dieß noch der Fall, und Holbein war einer der Erſten im Königreiche, der ſich von dieſer noch allgemein verbreiteten Bauart losmachte, und ſie der Kunſt des Alterthums anzunähern verſuchte; ſo wie er es auch in der Malerei gewagt hatte, aus dem ſtreng umſchriebenen Kreiſe altdeutſcher Art und Kunſt herauszutreten, und ſich mit mehr Freiheit an die lebende Natur zu halten, oder, wie Matthys Quad (in teutſcher Nation Herrlichkeit) ſagt, nach dem fliegenden Geiſte zu malen. — Jedoch jene Annäherung war noch ſehr unvollkommen, und ein ſeltſames Gemiſch zwei durchaus verſchiedener Kunſtweiſen, und nur Holbeins eigenthümlicher Geiſt konnte dieſer Abweichung von dem durch Alter und Größe ehrwürdigen Styl Eingang verſchaffen. Die Wiſſenſchaft der Verhältniſſe, deren tiefes Geheimniß nur dem Geweihten ſich aufſchließt, beſtimmt den Werth des Baukünſtlers; etwas davon hatte Holbein vernommen, und darum blieben ſeine Werke in Ehren. — Seine Nachfolger leiſteten wenig, es fehlte ihren Arbeiten an Harmonie, Leichtigkeit und klarem Begriff[1]), bis Inigo Jones kam, und dieſem gemiſchten Geſchmack ein Ende machte, indem er die wahren, einfachen Regeln des klaſſiſchen Alterthums wieder herſtellte.

---

[1] Walpole. IV. 84.

Schickſal ſeiner Werke.

Obgleich die Erzeugniſſe ſeines Fleißes zahllos waren, ſo iſt doch die Menge der noch wirklich vorhandenen geringer, als man glauben ſollte. Die Zeit von dreihundert Jahren zerſplittert durch ſich ſelbſt ſchon den gebrechlichen Stoff, und dann war dieſe Zeit früher mit ſo viel wilden Ereigniſſen in England erfüllt, daß für Erhaltung von Kunſtſachen kaum noch bei einzelnen Beſitzern Rückſicht genommen werden konnte. Als in dem bürgerlichen Kriege unter Carl I. das ſchwärmeriſche Parlament ſich der Herrſchaft anmaßte, bewies daſſelbe eine Wuth gegen geiſtliche Bilder, noch ſtärker, als die Glaubensläuterer unter Eduard VI. gezeigt hatten. Nach einem Befehl dieſes Parlaments von 1645, den Walpole anführt, mußten alle Bilder in Yorkhouſe, welche die zweite Perſon der Dreifaltigkeit, oder die heilige Jungfrau bezeichneten, ſogleich verbrannt, und die übrigen verkauft werden. Cromwell ſuchte zwar von Zeit zu Zeit dieſem fanatiſchen Eifer, der noch lange fortdauerte, Einhalt zu thun, vermochte es aber damals noch nicht, und Ludlow war kaum im Stande, den Verkauf von Hamptoncourt zu verhüten, und zog ſich darüber noch den Tadel ſeiner Freunde zu. Selbſt als Cromwell nach dem Tode des Königs, 1649, zur unumſchränkten Gewalt gelangt war, hatte die Zerſtreuung der königlichen Koſtbarkeiten und Kunſtſachen noch ihren verderblichen Fortgang; er mußte die Meinungswuth ſchonen, die ſein Hebel und ſeine Stütze war. — Noch 1653 war eine Verſteigerung übrig gebliebener Gemälde, wobei es ſehr eilfertig und unordentlich zuging; viele derſelben kamen in's Ausland. Cromwell ſelbſt kaufte die Cartons von Raphael um dreihundert Pfund; Frobenius und Erasmus von Holbein galten zuſammen zweihundert Pfund, und ein ſchwarzgekleideter Mann von eben demſelben hundert und zwanzig Pfund 1). — Bei einer ähnlichen Verſteigerung der Kunſtſachen in Greenwich ſoll auch eine Handſchrift (piece of writing) von Holbein vorgekommen ſeyn, die für zehen Pfund verkauft wurde; was mag das wohl geweſen ſeyn, wenn es Etwas war?

---

1) Walpole. II. 106, 114.

Was nach ſolchen zerſtörenden Ereigniſſen noch in Privatſammlungen gerettet ſchien, davon ging ein großer Theil bei dem Brand von London, 1666, wo über dreizehntauſend Häuſer ein Raub der Flammen wurden, zu Grunde. Dieß unglückliche Schickſal hatte unter andern auch ein Familiengemälde Holbeins, das der Vater des Lordſchatzmeiſters Oxford, als er über die Londonbrücke ging, und wegen eines Regenſchauers genöthigt war, in einen Goldſchmiedsladen einzutreten, daſelbſt entdeckt, und dem Eigenthümer, in deſſen Hauſe Holbein ehemals wohnte, hundert Pfund dafür geboten, auch den Handel wirklich geſchloſſen hatte, nur mit dem Vorbehalt des Goldſchmieds, das Bild noch einigen Perſonen vorzuweiſen; aber des folgenden Tages entſtand die Feuersbrunſt, und das Gemälde war verloren [1]).

Ein und dreißig Jahre ſpäter, 1697, verbrannte der Pallaſt zu Whitehall nebſt hundert und funfzig anſtoßenden Häuſern der vornehmſten Edelleute des Hofes, und damit war es um alle königlichen Kunſtſachen geſchehen, die der bürgerliche Krieg und die parlamentariſchen Verſteigerungen übrig gelaſſen hatten. Von einigen daſelbſt befindlich geweſenen Bildern Holbeins iſt ſchon oben geſprochen worden; von andern mehr ſpricht van Mander als Augenzeuge und Horaz Walpole.

---

[1]) Walpole. I. 133.

Nach ſolchem Unſtern kann es nicht befremden, wenn in England wenig öffentliche Werke mehr von ihm vorhanden, und ſie auch in Privathäuſern ſelten ſind. Walpole konnte mit Hülfe des unermüdlich nachſpürenden Vertue's kaum etliche zwanzig zuverläſſig echte Oehlgemälde in England ausfindig machen, und ein ſpäteres handſchriftliches Verzeichniß eines Sachkundigen von dorther gibt auch wenig mehrere an. Es iſt allerdings anzunehmen, daß in den ſchwerzugänglichen Schlöſſern und Landſitzen reicher Engländer noch manche Holbeiniſche Bilder vorkommen; auch ermangeln unſre Reiſebeſchreiber nicht, uns einen bärtigen Luther, einen Johann Belin [1]), den Holbein nie geſehen haben konnte, eine Maria Stuart in Lebensgröße, und dergleichen mehr, als Erzeugniſſe dieſes Meiſters anzupreiſen; denn zahllos ſind die Werke, die ſeinem berühmten Namen aufgebunden worden und noch werden [2]). So ſchrieb man ihm lange Zeit mehrere Bilder, die ſich jetzt in Windſor befinden, zu: die Spornſchlacht, das Lager von Goldſtoff, das Unternehmen auf Boulogne, und andre mehr, die auf die Geſchichte Heinrichs VIII. Bezug hatten, bis man einſah, daß dieſe Stücke nicht nur geringer als ſeine Kunſt, ſondern zum Theil auch zu einer Zeit gemalt ſeyen, bevor er nach England gekommen.

---

[1]) Dieſer Kopf des Johann Bellino könnte wohl eher von Girolamo Pennacchi gemalt, und von ihm nach England gebracht worden ſeyn. Er war zu gleicher Zeit mit Holbein am Hofe Heinrichs VIII. angeſtellt.

[2]) Holbein has been complimented with a thousand wretched performances that were unworthy of him. Walp. I. 102.

So galt auch ein berühmtes Gemälde der Belagerung von Pavia, welches in Wilton war, lange für ſeine, jetzt für eine unbekannte Arbeit [1]).

Es läßt ſich auch wohl begreifen, daß unter der großen Anzahl von Künſtlern, die ſich zu jener Zeit in England befanden, es viele gegeben habe, die Holbeins Eigenthümlichkeit nachſtrebten, weil er den größten Ruhm hatte; und unter ſolchen Beſtrebungen mußten wohl auch manche gelungene ſeyn, die nachher unſchwer für echte Holbeine genommen werden konnten, ſo wie in der Schweiz noch Hans Aſpers Bildern dieſe Ehre zu Theil wird. — Franz Clunt, in England unter dem Namen Janet bekannt, und daſelbſt zu eben der Zeit beſchäftigt, war einer von denen, deſſen treffliche Stücke noch jetzt mit denen von Holbein verwechſelt werden. So erging es einer ganzen Sammlung, die der Graf von Carliſle zu Caſtle-Howard als Holbeiniſche Bilder aufgeſtellt hatte, die ſollen nun alle von Janet herrühren [1]; denn ſo war es nun einmal in England von denen, ſo das Wort führten, angenommen, was man nicht gern für Holbein anerkennen mochte, das mußte Janet heißen. — Auch Richard Stevens, ein Maler und Bildhauer, der etwas ſpäter gelebt, ſoll den Styl Holbeins ſo gut nachzuahmen gewußt haben, daß der Maler Jer.as ein Bildniß des Lords Lumley, welches Stevens verfertigt hatte, ſo übereinſtimmend in Farbe und Zeichnung mit der Manier Holbeins fand, daß er ſich ſelbſt darüber täuſchte, und den Schluß machte, viele Bilder, die dieſem zugeſchrieben werden, müßten Arbeit von Stevens ſeyn [2].

---

[1] Walpole gibt Albrecht Dürer als den Verfaſſer an.

Weniger ſelten noch ſind Holbeins Werke auf dem feſten Lande, weil bei jener gewaltſamen Zerſtreuung des Kunſtſchatzes Carls I. vieles nach Spanien und den Niederlanden, und zu Handen des deutſchen Kaiſers verhandelt wurde. Unter den Kunſtſachen der königlichen Schlöſſer in Spanien mag bis anhin noch manches verſteckt und unbekannt geblieben ſeyn, weil ſowohl die vornehme als die gelehrte Kennerſchaft des vorigen Jahrhunderts nächſt den Antiken nur den italiäniſchen correcten Styl ſeit Raphaels Zeiten bewunderte (der freilich alle Bewunderung, nur, wie nichts in der Welt, keine ausſchließliche, verdiente), und weil ältere, beſonders deutſche Kunſt, wenn man ihr auch insgeheim den Beifall nicht verſagen konnte, öffentlich nur mit Bedauern als gothiſche Unvollkommenheit genannt werden durfte, indem es erſt in gegenwärtigem Jahrhundert dahin gekommen, daß man ſich wieder mit mehr Geiſtesfreiheit über ihr Verdienſt zu äußern wagte [1]). Daher findet man auch bei damaligen Reiſe- und Kunſtbeſchreibern, Bourgoing, Cumberland u. ſ. w., wenig dergleichen angegeben.

---

[1] Fiorillo Mal. in Großbritt. 203, nach Gentlem. Magaz. 1794.

[2] Walpole. II: 274.

In dem Verzeichniſſe der k. k. Bildergallerie in Wien kommen ſechszehn Stücke von Holbein dem jüngern vor, alle auf Holz, und mehrere mit einem Sternchen als vorzüglich merkwürdig ausgezeichnet; darunter iſt auch ſein eigenes Bildniß. Chriſtian von Mechel, der gern die ganze Familie ſeines Landsmannes beiſammen haben wollte,

---

1) „Der geringe Geſchmack, den ich an den Werken der ältern „Florentiniſchen Meiſter finde, hat mich gehindert, ſie zu ſehen,“ ſchrieb Ramdohr (Mal. in Rom ꝛc. III. 164.) noch im Jahre 1798. Dieſer „geringe Geſchmack“ hielt ihn auch ab, ſich bei altdeutſcher Malerei aufzuhalten.

weiſet uns hier noch Bilder von Vater, Bruder und Söhnen vor.

In München und Schleißheim finden ſich von dem ältern Holbein mehrere, unter ſich ſehr ungleiche Gemälde. Vom Jüngern etwa ſechs oder ſieben, worunter ein Mann in Pelz gekleidet, mit Bart und ſchwarzer Mütze, zur halben Figur in Lebensgröße, ſehr geſchätzt ſeyn muß, weil er an derſelben Wand Platz gefunden hat, wo die Porträte von Raphael und Dürer, und die unvergleichliche italiäniſche Edelfrau von Lenardo hängen.

Auf der Sächſiſchen Gallerie zu Dresden tragen neun Stücke den Namen Holbeins; das vorzüglichſte und allgeprieſene iſt die betende Familie. Eines dieſer Bilder ſoll auf Kupfer gemalt ſeyn.

Das königliche Muſeum zu Paris hat eilf Holbeiniſche Gemälde, dabei ein hiſtoriſches Stück, das Opfer Abrahams, deſſen Originalität aber bezweifelt wird. Zu ſeinen bewundernswürdigſten Gemälden gehört daſelbſt das Bild einer jungen Frau in gelbem Schleier, die Hände auf den Knien über einander gelegt. Grüner Grund, der den Schmelz der Farben auf das Anmuthigſte heraushebt.

Die Gallerie zu Florenz bewahrt neun Stücke von Holbeins Pinſel, wobei ſein eigenes Porträt, und einige andre von großer Vortrefflichkeit ſeyn ſollen.

Ramdohr (Mal. in Rom) fand im Pallaſte Corſini einen ſehr ſchönen Kopf von Holbein. Eben ſo im Pallaſte Barberini einen ſchönen Kopf auf Kupfer.

In der Sammlung altdeutſcher Gemälde in dem fürſtlichen Schloſſe zu Wallerſtein [1]) erſcheinen „Bilder „von Sigmund Holbein, mehrere von den ältern Hans „Holbeinen, und unter andern zwei ganz vollendete „Bilder des erſten Ranges, von ausgezeichneter Schönheit „und höchſtem Werthe, von dem jüngern Hans Holbein; „Tafeln von ſechs Schuh Höhe und drei Schuh Breite.“

In der neuangelegten herzoglichen Gemälde-Gallerie zu Gotha ſollen in dem Zimmer der altdeutſchen Schule auch Holbeiniſche Gemälde prangen [2]).

In Prag beſonders, in Insbruck, und in Nürnberg, Augsburg, Frankfurt und andern vormaligen Reichsſtädten, werden noch in Privatcabinetten viele Bilder von Holbein vorgewieſen; wer könnte ſie alle herzählen? — Auch wachſen deren täglich neue empor auf dem fruchtbaren Boden der Kunſthandlungen, die aber nicht alle Mal ihrem Namen Ehre bringen. Eine Ausnahme macht jedoch das Bildniß eines engliſchen Prälaten, das der Kunſthändler Lamy in Baſel beſitzt oder beſeſſen hat 1); ein Porträt mit beiden Händen in Lebensgröße, das von bewundernswürdiger Schönheit und Ausarbeitung, nach dem Urtheil von Kennern und Künſtlern, ſeyn ſoll.

---

[1]) Kunſtblatt, No. 80 und 89, 1824. Der Verfaſſer dieſer Angabe nimmt nach neueſtem Befinden eine ganze Familie von ältern Augsburger Holbeinen an. — Beachtenswerth iſt überhaupt dieſer Aufſatz, weil er zeigt, wie gern der Deutſche jede neue Spur verfolgt, und in welch kurzer Zeit ſich die obenberührte Kälte des Geſchmacks in kategoriſche Wärme verwandelt habe: „Der Fürſt, heißt es unter anderm, beſitzt drei Bilder von „Eyck, und findet darin ein vollſtändiges Epos chriſtlicher Poe„ſie, einen Mikrokosmus der geſammten chriſtlichen Malerei.“

[2]) Kunſtblatt, 1825, No. 11.

Zählt man zu dieſem allem noch, was Baſel reichhaltig beſitzt, Alles, was ſchon einzeln angeführt worden, ſo kömmt doch eine anſehnliche Zahl Originalbilder zum Vorſchein, die für den verdienten Ruhm des großen Malers zeugen, und denſelben noch lange aufrecht erhalten werden. An ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Werke aber iſt nicht zu denken, wenn man nicht das Zweifelhafte mit dem Wahren vermiſchen will 2).

---

1) Er verlangte vierhundert Louisd'or dafür, 1824.

2) It is impossible to give a complet catalogue of his works; they were extremely numerous and that number is increased by copies, by doubtfull or by pretented pieces. (Walpole I. 117.)

Holbein als Formſchneider.

Van Mander, bei dem man immer den Anfang machen muß, weil er die erſten Nachrichten von Holbein gegeben, ſagt zwar nicht ausdrücklich, daß er ſelbſt in Holz geſchnitten, wohl aber, daß er Zeichnungen für Formſchneider verfertigt habe, und erwähnt dann des Todtentanzes und der bibliſchen Figuren, als auch in techniſcher Hinſicht vortrefflich ausgeführter Werke, die von ihm in Holzſtich herausgekommen ſeyen[1]). — Sandrart, der ihm nachgeſchrieben, erwähnt des holzgeſchnittenen Todtentanzes nur als einer vorzüglichen Arbeit, und thut hinzu, daß Rubens dieſelbe ſehr gelobt habe, äußert aber auch keinen Zweifel gegen die Echtheit von Holbeins Hand. — Patin aber ſagt beſtimmt, er habe allerhand, auch vorbemeldte Werke in Holz geſchnitten [1]). — Papillon [2]) kömmt kein Gedanke, daran zu zweifeln, daß Holbein nicht Alles, was unter ſeinem Namen bekannt iſt, eigenhändig geſchnitten habe; ja er erhebt ihn als den größten Formſchneider aller Zeiten, und behauptet, nur der Zeichner ſelbſt ſey im Stande geweſen, eine ſolche zarte und kühne Beſtimmtheit auf das Holz überzutragen. Er nennt ſogar das Jahr 1511, wo Holbein in Holz zu ſchneiden angefangen habe, und ſchreibt ihm eine unendliche Anzahl von Vignetten und Anfangsbuchſtaben zu, nämlich Alles, was Gutes dieſer Art in Büchern aus der Schweiz, von Lyon, London u. ſ. w. von 1520 bis 1540 herausgekommen ſey, das habe er alles eigenhändig geſchnitten. Papillon iſt freilich als ein unzuverläſſiger Träumer in geſchichtlichen Dingen bekannt, aber das Werkthätige ſeiner Kunſt verſtand er recht gut, und ſo gehört ihm wenigſtens darüber eine Stimme, da er nach ſeiner eignen Ausſage ſchon im achten Jahre in Holz zu ſchneiden angefangen, und über fünftauſend Stücke geliefert hat.

---

[1]) In houte print van hem uytcomende.

So wurden die beſagten beſſern Werke immerhin als Holbeiniſche Holzſchnitte anerkannt; nachdem aber Unger,

---

[1] Insculpsit et ligno varia, inter quae figuras biblicas et choreas mortalitatis, vulgo der Todtentanz.

[2] Traité de la gravure en bois.

1779 [1]), bedeutende Einwürfe gegen die Echtheit aller und jeder Düreriſchen Holzſchnitte vorgebracht hatte, und viel für und wider geſprochen worden iſt, entſtanden bald noch größere Zweifel in Betreff Holbeins, wozu beſonders Chriſtian von Mechels vermeintliche Entdeckung beitrug, daß ein gewiſſer Hans Lützelburger (von dem ſpäter die Rede ſeyn wird) den Todtentanz geſchnitten habe. Es kam ſo weit, daß Bartſch Holbeins gar nicht einmal unter den Formſchneidern erwähnte; man glaubte ſich überzeugt, daß gerade die Holzſchnitte, die man mit den Namen der größten Meiſter belegt, nach bloßen Zeichnungen derſelben von profeſſionellen Formſchneidern gemacht worden ſeyen.

Zuverläſſig iſt darüber noch nichts entſchieden. Einige ſuchten die neuentſtandene Meinung zu widerlegen, und glaubten, wie Papillon, gewöhnliche handwerkliche Formſchneider hätten niemals die meiſterhaften Züge ſo geiſtreicher Zeichnungen unverſtellt auffaſſen, geſchweige nachſchneiden können [2]). — Andre halten dafür, daß Dürer und ſeine in dieſem Fach berühmten Zeitgenoſſen nicht nur ſelbſt die Zeichnungen auf die Holzplatten getragen, ſondern auch noch Köpfe, Hände und andre Hauptpartien mit der feinen Schneide umſchnitten, das übrige Herausnehmen der Holztheile aber, welches man den Aushub heiße, ihren Formſchneidern überlaſſen haben 1)). Eine aushelfende Erklärung, die nicht grundlos zu ſeyn ſcheint; denn von der Zeit an, daß ſich die Formſchneider von den Modellſchneidern, Patroniſten, Kartenmachern u. ſ. w. getrennt und eine eigne Zunft gebildet hatten, und ihre Kunſt noch nicht von dem Kupferſtich verdrängt war, gab es auch geſchickte Leute unter ihrer zahlreichen Menge, die wohl im Stande waren, mit künſtlicher und feiner Hand eine aufgetragene Zeichnung, einen angelegten Schnitt auszuführen. — Dem ſey nun wie ihm wolle; habe der Meiſter oder der Geſell die Platte geſchnitten, ſo zeigt ſich offenbar, daß bei den vorzüglichen Stücken, die unter des Meiſters Namen in die Welt gingen, die Zeichnung erſt von demſelben in xylographiſchem Styl mit der Feder ausgeführt, und dann von ſeiner eignen oder einer eben

---

[1]) Unterſuchung der Frage: ob Albr. Dürer jemals Bilder in Holz geſchnitten? von Unger, dem ältern. Berlin.

[2]) Zum Beyſpiel: Murr's Journal zur Kunſtgeſchichte. IX. 52. — W. Y. Ottley's history of Engraving. p. 757. Dieſer ließ wirklich durch einen der geſchickteſten neuern engliſchen Formſchneider zwei fac-simile von dem Ritter und der Nunne des Todtentanzes machen; ſie ſind Strich für Strich, und Punct

---

für Punct mit unendlicher Mühe nachgemacht, konnten aber doch die zarte Weichheit des Originals nicht erreichen.

1) Joſeph Heller's Geſchichte der Holzſchneidekunſt. S. 161.

ſo künſtlichen Hand auf die Platte getragen ward, daß alſo der Abdruck wohl auch ſeinen Namen führen durfte und noch darf; a potiori ſit denominatio [1]).

Holbeins berühmteſte Werke dieſer Art, welche die größte Bewunderung erhalten haben, ſind der Todtentanz und die Figuren zum Alten Teſtament; dann die kleinen Todten-, Kinder- und Bauerntänze, das Bildniß von Erasmus, nebſt einigen andern einzelnen Stücken, wovon Meldung geſchehen wird, wenn erſt das zu dieſer Geſchichte Erforderliche über den eigentlichen alten Basler Todtentanz geſagt iſt.

---

[1]) Aus einem kleinen von Hollar radirten Blatte, vorſtellend den Profilkopf eines bartigen Mannes mit ſchwerer Halskette, und mit der Beiſchrift: Holbein incidit in lignum. wollen Einige (Verzeichn. über das Derſchauiſche Kunſtcabinett, S. 75.) den Beweis entheben, daß Holbein ſelbſt in Holztafeln geſchnitten habe. Entſcheidend iſt das aber nicht, denn Hollar lebte hundert Jahre ſpäter, und nahm es mit ſeinen Bezeichnungen eben nicht kritiſch genau; auch müßte von einem ſolchen Holzſchnitte doch irgendwo noch ein Exemplar zu finden ſeyn.

Der alte Todtentanz von Baſel.

In Baſel war bis 1805 auf dem Prediger-Kirchhofe in der St. Johannes-Vorſtadt ein auf Mauer gemalter Todtentanz zu ſehen, den man gewöhnlich als ein Werk Hans Holbeins des Jüngern bezeichnete, und häufig auch in gedruckten Schriften für Einerlei mit deſſelben in Holz geſchnittenen Todtentanz ausgab, wiewohl es eine durchaus verſchiedene Arbeit, und nicht von ihm, ſondern ſchon in frühern Zeiten gemalt worden iſt. Da aber aus dieſer Verwechslung manche Verwirrung entſtanden, und dieß alte Kunſtwerk unter dem Namen des Holbeiniſchen Todtentanzes faſt allgemein bekannt, ja als der Tod von Baſel ſogar zur Volksſage geworden iſt, muß ſeiner auch hier gedacht werden.

Die glaubwürdigſten Nachrichten ſchreiben deſſen Entſtehen der Peſt zu, die 1439 in Baſel grauſam wüthete.

Es war gerade damals die Zeit der Kirchenverſammlung, die von 1431 bis 1448 währte, und einen großen Zufluß von Sterblichen aller Stände nach Baſel zog. Da der ſchreckliche Tod Große und Kleine, Vornehme und Geringe hinwegraffte[1]), ſo mußte der Eindruck ſeiner unerbittlichen Macht gewaltig und allgemein ſeyn; begreiflich alſo erſcheint nach überſtandener Gefahr der Wunſch, dieſen Eindruck durch ein Kunſtwerk bleibend zu erhalten, als einen aufgehobenen Finger der Warnung für die noch nicht wieder in ehevoriger Sicherheit dahin lebenden Großen, und als einen Troſt der unparteiiſchen Natur für die Kleinen[2]).

Von einem guten Meiſter, deſſen Name jetzt unbekannt iſt, war dieſer Triumph des Todes gemalt, und zwar an einem für einen ſolchen Gegenſtand ſchicklichen Orte, auf einer langen Mauer des Kirchhofs eines Predigerkloſters. Die Figuren in Lebensgröße bezeichneten alle Stände vom Pabſt und Kaiſer bis zum Bettler, und alle wurden vom Tode unter mehr oder weniger Wider-

---

1) „Im gröſten Sterbent vergiengen alle Tag bey hundert Menſchen." (Wurſteiſen's Baslerchronick.)

2) Anderweitige Behauptungen, daß die gemalten Todtentänze Nachbildungen geiſtlicher Maſkeraden, die im Mittelalter üblich geweſen, ſeyen, können immerhin noch neben dieſer Erklärung Platz haben.

ſtand zum Tanze fortgezogen. Ihre Tracht war aus früherer als Holbeins Zeit, und beweiſt alſo auch für ein höheres Alter des Gebildes.

Nach der Sage, der auch noch Matthäus Merian beiſtimmt, ſoll die Figur des Pabſtes das ähnliche Bild Felix V. geweſen, desgleichen Sigismund als Kaiſer, und Albrecht II. als Römiſcher König dargeſtellt worden ſeyn, welche Perſonen bei der Kirchenverſammlung auch gegenwärtig waren. Das iſt aber ſchwer zu glauben, wenigſtens geſchähe heut zu Tage Kaiſern und Königen kein Gefallen, wenn ſie bei irgend einem Congreß ſich ſelbſt und der Welt, in einem ſo verzweifelten Tanze begriffen, vorgeſtellt würden, Freund Hain möchte auch noch ſo ſäuberlich dabei zu Werke gehen [1]).

Es waren vierzig Vorſtellungen, wahrſcheinlich zuerſt al fresco gemalt, ungeachtet ſpätere Nachrichten ſie Oehlgemälde nennen, denn zur Zeit des Basler Conciliums war die Oehlmalerei nur noch im Entſtehen, und die ſehr häufigen Mauergemälde jener Zeit waren durchgehends a tempera oder fresco ausgeführt. — Als ſpäterhin dieſe Gallerie durch die Zeit gelitten, ließ ſie der Magiſtrat,

---

1) Votre Holbein n'est pas mon homme, ſagte Kaiſer Joſeph lächelnd, als ihm Chriſt. von Mechel im Vorübergehen den Todtentanz wies. (Lavaters Handbibliothek, 1793, V.)

1568, wie es eine Inſchrift bezeugte, wieder feierlich durch Hans Hug Klauber erneuern, welcher die noch leeren Plätze der Mauer, der Reformation zu Ehren, mit dem Bilde des Oekolampadius zierte, wie er dem Pabſt, Kaiſer, Kardinälen u. ſ. w. das Evangelium predigt. Auch ſeinen eignen und der Seinigen letzten Tanz brachte Klauber hier an; und wahrſcheinlich wurde die alte verblichene Frescomalerei jetzt von ihm mit Oehlfarben übermalt, wie dieß nach Fiorillo's Zeugniß 1) mit unzähligen Frescomalereien geſchehen ſeyn ſoll.

Es mögen auch die bei jedem Stande angebrachten Reime zur Zeit dieſer Reſtauration, das heißt, nach der Glaubensläuterung entſtanden ſeyn; denn während der Kirchenverſammlung ſelbſt hätte man nicht wohl dem Pabſt die Verſe in den Mund legen können:

„Heilig was ich auff Erd genant
„Ohn Gott der höchſt führt ich mein ſtand.
„Der Ablaß thet mir gar wol lohnen
„Noch will der tod mein nicht verſchonen.

Oder wie hätte bei aller Verſchiedenheit der Begriffe jener Zeiten über Anſtand und über Freiheit der Meinungsäußerungen auch die liberalſte Polizei zugeben dürfen,

---

1) Geſch. der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den Niederlanden. II. 394.

daß der Tod den damals lebenden und auf dem Concilium gegenwärtigen Kaiſer Sigmund anrede:

„Herr Kaiſer mit dem grauen Bart
„Eu'r Tanz habt ihr zu lang geſpart —“

Zur Zeit dieſer Ausbeſſerung des Gemäldes hingegen war Baſel ſchon zum reformirten Glaubensbekenntniß und zur politiſchen Freiheit übergegangen; iſt auch bis auf den heutigen Tag dabei geblieben, wiewohl man ſich jezt aus mehr als Einem Grunde dergleichen trauliche Wahrheiten nicht mehr erlauben würde.

Zum zweiten Male mußte, 1616, die beſchädigte Malerei erneuert werden, und dieſe Erneuerung wurde wiederum durch eine feierliche lateiniſche Inſchrift beſtätigt, wo zwar die Namen der Stadtbauherren vollſtändig angeführet ſind, aber keines Malers gedacht wird, was man jezt gewiß nicht unterlaſſen haben würde, wenn man irgend einen Antheil an der Verfertigung oder frühern Ausbeſſerung dem Holbein, als einem nunmehr ſchon hochberühmten Mitbürger, hätte zuſchreiben können. — Da auch 1658 eine ähnliche Wiederauffriſchung vorgenommen ward, ſo mußte von dem urſprünglichen Bilde hinſichtlich der erſten Färbung und Behandlung wenig mehr übrig bleiben, und kaum noch die alte Stellung der Perſonen und der Schnitt ihrer Kleidung zu ſehen ſeyn.

Die Vorſtellung ſelbſt aber, was iſt ſie? Mit einigen Abänderungen immer dieſelbe Idee. Der Tod, ein hageres Scheuſal [1]), benimmt ſich immer komiſch und poſſierlich, dagegen der Sterbliche kläglich und tragiſch; dieſer Contraſt macht die Situation auffallend und anziehend, und mag wohl das Meiſte zum Geſchmack an dieſer Gattung beigetragen haben [2]).

So blieb nun dieſe alte Todeserinnerung bei allen Veränderungen, die indeſſen an dem Prediger-Kirchhofe vorgenommen worden, ſtehen, mit einem Dache bedeckt und durch Gitterwerk verwahrt, bis zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, und hatte den Beifall des Volkes, dem die Unparteilichkeit, womit der Tod den Herrn wie den Bettler holt, allezeit gefällt; das Gemälde wurde von den Reiſenden beſucht, und von Manchem, der es für eine Arbeit Holbeins hielt, mit Bewunderung angeſtaunt. Da es aber immer mehr zu Schaden kam (auch 1703 ſoll es noch einmal ausgebeſſert worden ſeyn), und ſich allmählig von der Mauer abſchälte, wozu nicht wenig beitrug, daß lange Zeit ein Seiler unter dem Dache deſſelben arbeitete und ſeine Geräthſchaften verwahrete [1], da überdieß die Mauer neuen Bauanlagen ſehr im Wege ſtand, ſo wagte es der Magiſtrat, jedoch nicht ohne Bedenklichkeit, dieß alte Merkzeichen der Stadt gänzlich wegzuſchaffen, und ſo wurde, 1805, dieſer Tod von Baſel ſelbſt dem Tode überliefert; wobei aber ein kleiner Volkstumult entſtand, indem unter der Bürgerſchaft, beſonders bei den Bewohnern der St. Johannes-Vorſtadt, wo das alte Denkmal geſtanden, eine neue Anhänglichkeit an daſſelbe erwachte, die in gewaltthätigen Widerſtand auszubrechen drohte, doch bald unſchädlicher Weiſe in matten Verſen erſtarb.

---

[1]) Nirgends erſcheint er als wirkliches Skelett, als bei dem Doctor, wo er ſpricht:

Herr Doctor ſchaut die Anatomey
An mir, ob ſie recht gemacht ſey.

Man ſehe die Nachbildungen.

[2]) Aehnliche Werke haben ſich noch hie und da in der Schweiz, die aber nicht hieher gehören. — Die Literärgeſchichte von dieſem und allen bekannten Todtentänzen findet man umſtändlich, jedoch etwas verworren, in Fiorillo's Geſchichte der zeichn. Künſte in Deutſchland ꝛc. IV. Band. — Den ſinnreichſten Todtentanz hätte wohl Hogarth liefern können

Einige Trümmer der Gemälde wurden noch von Liebhabern geſammelt, und bis auf den heutigen Tag ſorgfältig aufbewahret; daraus wäre wohl am beſten zu erſehen, wem viel daran gelegen ſeyn ſollte, ob die erſte Anlage al fresco geweſen, und ob die Nachrichten, welche dieſe

---

[1] Etrennes helvetiennes, 1806.

Malerei erheben, mehr Glauben verdienen, als diejenigen, welche ſie herabſetzen, denn ältere und neuere Meinungen ſind darüber getheilt. So nennt ſie der engliſche Biſchof Burnet in ſeiner Reiſebeſchreibung eine rohe Arbeit (a coarse work); der franzöſiſche Charles Patin hingegen ſagt, dieſer Todtentanz ſey orné de toutes les beautés de la peinture; eben ſo gilt er in den Melanges tirées d'une grande bibliothèque für ein Chef d'oeuvre; und von Horaz Walpole wird das ganze eine läppiſche Reihe von Figuren (a dull series of figures) geheißen. — Daß aber dieß alte Denkmal in ſpätern Zeiten dem Hans Holbein zugeſchrieben worden, iſt wohl zu begreifen, wenn man bedenkt, daß er ſelbſt auch einen Todtentanz gemacht, der mit dem alten, deſſen primitiver Maler unbekannt geblieben, ſo oft verwechſelt worden, und daß man unter des berühmten Bürgers von Baſel immer wechſelnden Namen gern Alles aufnahm, was einigen Schein hatte, und wozu Ort und Gelegenheit die Hand boten.

Die Bibliothek in Baſel beſitzt davon eine fleißige Copie in Waſſerfarben von Emanuel Büchel, in einem zierlichen Bande, und Matthäus Merian hat eine Abbildung in Kupferſtich in mehreren Auflagen geliefert.

wovon nachher verſchiedene Nachbildungen gemacht worden ſind[1]).

Ein ähnliches Werk zu Bern, das ebenfalls auf der Mauer eines Dominikaner-Kloſters angebracht war, darf hier nicht übergangen werden, indem von Einigen behauptet und beſtritten worden, daß es älter als das zu Baſel ſey[2]), weil ſie in der irrigen Meinung geſtanden, Holbein oder gar Klauber ſey der Urheber von dieſem, wonach freilich der Berner Todtentanz, der eine Arbeit Niklaus Manuels iſt, welcher etwas früher gelebt hatte, älter hätte ſeyn müſſen. — Ungeachtet der Verſchiedenheit in der Handlung und der ganz andern Kleidertracht, welche in dem Baßler Werk eine frühere Zeit andeutet, iſt doch

---

1) Todtentanz, wie derſelbe in der löblichen und weltberühmten Stadt Baſel zu ſehen iſt. Nach dem Original in Kupfer gebracht, und herausgegeben durch Matth. Merian den ältern. 4. Frankf. 1649. — Nur allein dieſe Kupfer können einen wahrhaften Begriff von dem Urbilde geben; nicht aber die mit GS bezeichneten Holzſchnitte, welche ſpäter unter demſelben Titel bei Conrad von Mechels ſel. Witwe in mehrern Auflagen erſchienen, denn da ſind die wenigſten Blätter von dem alten Todtentanz genommen, ſondern die meiſten ſchlechte Copien der Holbeiniſchen Holzſchnitte; aus welcher Vermiſchung mancher Irrthum der Kunſtgelehrten entſtanden iſt.

2) Leben Niklaus Manuels, Venners der Stadt Bern. 8. Bern, 1742. (von G. Scheurer.)

Joſ. Caſp. Füeßli Geſch. der Schweizer Künſtler, im Leben Manuels.

in beiden Darſtellungen der Gedanke eben derſelbe: ein gräßliches Skelett zerrt Hohe und Niedere mit ſich fort, hier meiſt noch unglimpflicher, als in dem Baslertanz. Auch waren ähnliche Reimſprüche zwiſchen Tod und Menſch angebracht, mit gleicher, ja noch muthwilligerer Freiheit gegen die Geiſtlichkeit, ſo daß ſich daraus muthmaßen läßt, Manuel, der bekanntlich ein abgeſagter Feind des damaligen Pfaffenthums geweſen, habe dieſe Bilder gemalt, als es ſchon mit der Reformation zu ſpuken anfing und die weltliche Gewalt der Geiſtlichkeit bereits in Verwitterung gerathen war; welche Muthmaßung noch durch die Sage Gewicht erhält, daß unter den Porträten, die Manuel häufig angebracht hatte, auch dasjenige ſeines Freundes Lienhard Tremp, Rathsgliedes in Bern, geweſen ſey, der ihm, wie es in ſeiner Lebensbeſchreibung heißt, „im Anfang und Aufgang des Evangeliums ein getreuer Beiſteher der Wahrheit“ war.

Da ſchon 1560 dieſe Gallerie zur Erweiterung der Gaſſe abgebrochen wurde, ſo kann man davon nur nach den zwei wohlerhaltenen Copien urtheilen, die ſich noch in Bern vorfinden, eine von Albrecht Kauw, und die andre von Wilhelm Stettler (dieſe ohne Zweifel nach jener gemacht); beide ſind in Waſſerfarbe auf vier und zwanzig Blättern in klein Folio, und von ſehr geſchickten Zeichnern verfertigt *). Nach dieſen Abbildungen zu ſchließen, möchte der Kunſtwerth dieſes Todtentanzes noch vorzüglicher geweſen ſeyn, als deſſen zu Baſel; die Figuren ſind zierlich, frei, natürlich, und ohne die Steifheit damaliger deutſcher Zeit gezeichnet; die Farben lebhaft, und im Hintergrunde zeigen ſich vielfältig ſchöne Partien von ſchweizeriſcher Landſchaft.

Dieſer Niklaus Manuel mit dem Zunamen Deutſch, geboren 1484, geſtorben 1530, war ein vorzüglicher Mann ſeiner Zeit. Ein ausgezeichneter Maler in der Jugend, dann Dichter, witziger Kopf, Reformator; in ſpätern Jahren höchſtverdienter und zu den wichtigſten Geſchäften gebrauchter Staatsmann. Auf der Bibliothek zu Baſel liegen noch ſehr bedeutende Handriſſe von ihm, die nach dem zierlichen, freien Styl, worin ſie gezeichnet ſind, wohl die Vermuthung derer begründen möchten, die ihn für den unter den Italiänern bekannten Emanuelle Tedesco halten.

Anſtatt alſo die Veranlaſſung des Basler Todtentanzes geweſen zu ſeyn, mag vielmehr dieſer zu dem Berneriſchen den Anlaß gegeben haben. Die Stadt Bern,

---

*) Niklaus Manuels Todtentanz, lithographirt nach W. Stettlers Copien, iſt gegenwärtig in Bern bei R. Haag und Comp. zu finden.

ſchon angeſehen und mächtig in Helvetiſchen Landen, wollte dem berühmten Baſel in nichts nachſtehen, auch in dem nicht, was zu äußerlichem Glanze beiträgt. Man wetteiferte damals (am Ende des XV und zu Anfang des XVI Jahrhunderts) in dergleichen Dingen, die das öffentliche Leben belebten oder erheiterten, in Bemalung der Häuſer, Verzierung der Thür- und Fenſtergiebel, in Aufſtellung prächtiger Brunnen, und dergleichen mehr, ſo wie man früher in Erbauung von Kirchen und Glocken gewetteifert hatte, und wie es in ſpätern Zeiten in Errichtung von Zollſtätten, Sperrungen und andern weniger volkserfreulichen Anſtalten geſchah. Zudem war ſo ein Todtentanz anſprechend für Jeden, ſelbſt dem gemeinen Mann erbaulich, der den Tod anſah, wie ihn die Bibel verkündigt, als der Sünde Lohn, oder wie er in der Natur erſcheint, als einen Feind des Lebens, und noch nicht belehrt war, wie die Alten den Tod gebildet, um wo möglich mit ſchnöder Verachtung auf das Gerippe, dem er doch nicht entgehen kann, herabzuſehen. Ueberhaupt mochte ſo ein Memento doch manchen guten Gedanken wecken; und die durch alle Stände durchgeführte Darſtellung gab dem Künſtler Gelegenheit, ſich tüchtig zu zeigen, und ſeiner Vaterſtadt Ehre zu machen.

Beinahe überall wurde der Baſler Todtentanz für das älteſte ausgeführte Bilderwerk dieſer Art in und außer Deutſchland angeſehen[1]), und doch hat es ſich gezeigt, daß auch dieſes nur Nachahmung eines ältern gleichen Inhalts war, das ſich in der Stadt Baſel ſelbſt vorgefunden hat. Man entdeckte nämlich im Laufe des vorigen Jahrhunderts im Klingenthal, einem Gebäude der kleinen Stadt, das ehemals ein Nonnenkloſter geweſen, und am Ende des XIII Jahrhunderts (1275) erbaut worden, in dem alten Kreuzgange noch Reſte von dem Mauergemälde eines Todtentanzes, der nicht nur in der Wahl der Gegenſtände, ſondern auch größten Theils in den Figuren ſelbſt, mit dem andern auf dem Prediger-Kirchhofe übereinſtimmte, nur daß letzterer beſſer gezeichnet und gemalt, auch in mancher gar zu plumpen Stellung verbeſſert war; denn jene alten Vorſtellungen ſind hager, ſteif, ungeſtalt, und ſchlecht beleuchtet, einige doch auffallend richtiger, als die andern, als ob ſie von verſchiedenen Malern herrüheten. Sie haben auch Verſe, deren Sprache und Schrift auf hohes Alterthum deutet; die erſte Aufſchrift über dem Beinhaus lautet:

---

1) Die Danses Macabres in franzöſiſchen Holzſchnitten ſind etwas jünger.

Hie richt got noch dem rechten
Die herren ligẽ bi den knechten
Nun merckt hie bi
Welger her oder knecht geweſẽ ſi.

Und über der Figur des Graſen, den der Tod holt, ſteht oder ſtand die Jahrzahl: Duſent jor trihundert und zii (1312); demnach die Malerei mehr als hundert Jahre vor der Peſt des Conciliums muß gemacht worden ſeyn [1]), welches jedoch die Wahrſcheinlichkeit, daß jene Seuche den Anlaß zu dem ſpätern Todtentanz gegeben habe, nicht aufhebt, indem der frühere einen gleichen Urſprung haben konnte, denn die Peſt war dazumal eine oft wiederkehrende Landplage, und ungefähr um jene Zeit herrſchte in Baſel eine Peſtilenz, die bei eilftauſend Menſchen wegraffte [2]). — Gegenwärtig iſt dieſer älteſte Todtentanz großen Theils ſchadhaft und verblichen, und wird es täglich mehr, ſowohl Alters halber, als weil der Kreuzgang ſeit langem zu einem Salzmagazin gedient, und niemand dieſes merkwürdigen Alterthums geachtet hat, bis Emanuel Büchel [3]),

---

[1]) Da das Klingenthal unter der geiſtlichen Aufſicht des Prediger-Convents ſtand, ſo mußte dieſem der Todtentanz des Kloſters wohl bekannt ſeyn, und läßt ſich daraus die ſpätere Nachbildung und verbeſſerte Darſtellung wohl erklären.

[2]) Wurſteiſen ſchreibt: 1314.

[3]) War ein Bäcker von Profeſſion; anbei ein fleißiger Zeichner und Liebhaber der Kunſt.

1766, demſelben zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit widmete, und von allem, was davon noch ſichtbar war, eine genaue und ſorgfältige Abbildung in Farben machte, welche jetzt die öffentliche Bibliothek beſitzt.

An allem dieſem konnte der ſpätere Hans Holbein keinen Antheil haben; aber er verſuchte ſich ſeiner Zeit auch in demſelben Fache, und mehrete durch ein ähnliches Werk ſeinen Ruhm. Sey es, daß er durch den alten Todtentanz, den er von Jugend an täglich vor Augen geſehen, zum Beſſermachen angereizt wurde, oder daß ihn Niklaus Manuels Verdienſt, den er kennen mußte und der ſeiner Nacheiferung werth war, befeuerte, oder mag es eine beſtellte Arbeit geweſen ſeyn; genug, er führte eine Folge von Zeichnungen zuerſt in Tuſch aus, und ſchnitt ſie, oder ließ ſie nachher in Holz ſchneiden, woraus die unvergleichlichen Blätter entſtanden, welche noch jetzt die Bewunderung der Künſtler ausmachen, und die Sammlungen der Kenner zieren.

Der Holbeiniſche Todtentanz.

Da dieſer unter die vorzüglichſten Meiſterſtücke der Formſchneidekunſt gezählt wird, und um dieſer Vorzüglichkeit willen in wiederholten Auflagen allgemein verbreitet worden, ſo daß, wie Papillon behauptet, über hunderttauſend Exemplare davon in die Welt gekommen ſind [1]), die jetzt gleichwohl als eine köſtliche Seltenheit geſucht werden, ſo iſt es wohl der Mühe werth, und gehört zur Sache,

---

1) Traité de la gravure en bois. Paris, 1766. I. 423. Zum Belege dieſer Aeußerung ſpricht er von einer Platte, die heilige Jungfrau vorſtellend, von ſeinem Vater geſchnitten, die ſchon neunzig Jahre lang gebraucht worden ſey, und jährlich fünf bis ſechstauſend Abdrücke geliefert habe, und noch immer brauchbar ſey, obgleich mehr als fünfmalhunderttauſend Exemplare davon abgezogen worden. — Eine Holzplatte könne mehr als ſechzigtauſend Abdrücke liefern, ohne daß die Letzten merklich ſchlechter ſeyen, als die Erſten. — Endlich kömmt er gar auf Millionen von Abdrücken ſeiner eignen Arbeit.

die verſchiedenen Ausgaben dieſes Kunſtwerks hier anzuführen, ſo wie ſie, nach mühſamer Erforſchung, ſo beſtimmt und von falſchen Nachrichten geläutert, als möglich, und mit Weglaſſung aller unzuverläſſigen Editionen, deren Beſitz nirgends angegeben iſt, vorgelegt werden können.

1530. Papillon gibt eine wirkliche Ausgabe von dieſem Jahre an; doch ſpricht er davon mit Ungewißheit, ſo daß man es faſt für eine ſeiner vielen falſchen Muthmaßungen halten muß. Er ſagt: la premiere edition, a ce que l'on peut juger, doit etre de 1530. Elle fut imprimée a Basle ou a Zuric, avec un titre a chaque estampe, et je crois des vers sous chacune, le tout en langue Allemande. — Dieß ſchrieb nun Murr 1) als eine Gewißheit nach, und Janſen 2) überſetzte es wörtlich nach Murr; und ſo kam der Glaube in die weite Welt. Späterhin wurde von Andern dieſe Ausgabe mit Recht in Zweifel gezogen.

1538. Les Simulachres et historiées faces de la mort, autant elegammēt pourtraictes, que artificiellement imaginées. (Mit einer emblematiſchen Vignette.) a Lyon, soubz l'escu de Coloigne.

---

1) Journal u. ſ. w. XVI, 10.

2) Essay sur l'origine de la gravure etc. I, 119.

MDXXXVIII. — Hinten: Excudebant Lugduni Melchior et Gaspar Trechsel Fratres 1538. Nebſt einer Dedication: a moult reverende Abbesse du religieux convent S. Pierre de Lyon, Madame Johanne de Touszele, und verſchiedenen franzöſiſchen Abhandlungen und Todesbetrachtungen. — Dieſe Ausgabe mag, einzelne frühere Abdrücke abgerechnet, die erſte ſeyn, die aus einer Buchhandlung hervorgegangen, wie auch die Vorrede anzudeuten ſcheint. Sie enthält ein und vierzig Holzſchnitte von 2 Zoll 4½ Linien Höhe, und 1 Zoll 10 Linien Breite, franzöſiſch Maaß. Ueber jedem ſteht ein lateiniſcher bibliſcher Spruch, und unterhalb ein franzöſiſches Quatrain. — Im Beſitze des Verfaſſers.

1542. Imagines mortis etc. Lugduni apud Joannem et Francisc. Frellonios fratres. 1542. Soll nach Fiorillo, nur neun und dreiſſig Holzſchnitte haben. Er gibt einen Beſitzer dieſer Ausgabe in Altorf an. Auch die Einleitung zum Hollarſchen Todtentanz erwähnt ihrer.

1545. Imagines Mortis. His accesserunt epigrammata e gallico idiomate a G. Aemylio in Latinum translata. Lugduni apud Jo. et Fr. Frellonios fratres. 1545. Soll ſich in der Bibliothek des Britiſchen Muſeums befinden. Ebendaſelbſt auch eine italiäniſche Ausgabe von eben dem Ort und Jahre, die auch Rumohr (bei Fiorillo) anführt.

1547. Imagines mortis, duodecim imaginibus praeter priores, totidemque inscriptionibus, praeter epigrammata e Gallicis a Georgio Aemylio in latinum versa, cumulatae. Lugduni sub scuto Coloniensi. Hinten: Lugduni excudebat Joannes Frelonius. 1547. — Hat 53 Holzſchnitte. — Im Beſitze des Herrn von Rumohr [1]).

Les images de la Mort, auxquelles sont adjoustées douze figures etc. Lyon, l'escu de Cologne, chez Jean Frelon. 1547.

Von dieſen beiden Ausgaben gibt Fiorillo die Beſitzer an; beide hat auch die Engliſche Abhandlung zu Hollars Todtentanz. — Von den hinzugekommenen zwölf Stücken wird ſpäter die Rede ſeyn.

1549. Simulacri, historie et figure de la morte. In Lyone apresso Giovanni Freloni. 1549. Jedes Blatt hat ſeinen lateiniſchen Bibelſpruch gleich den andern, unten aber einen italiäniſchen Viervers. Die neu hinzugekommenen Stücke ſinden ſich hier ebenfalls. In der Vorrede beſchwert ſich (nach Angabe des Engliſchen

---

[1]) Kunſtblatt, 1823, No. 31.

Herausgebers von Hollars Todtentanz) der Verleger über Nachdrücke, die in andern Ländern gemacht werden. Papillon bemerkt, daß dieſe Abdrücke nicht ſo ſauber und rein ſeyen, wie in den frühern Ausgaben. — Wird verſchiedentlich angetroffen.

1554. Icones Mortis, duodecim imaginibus praeter priores etc. Basileae. 1554. Iſt an mehrern Orten, auch auf der Bibliothek in Baſel, und bei dem Verfaſſer anzutreffen. Auch hier ſind die Abdrücke weniger gut. Angehängt ſind allerhand Todesbetrachtungen in lateiniſcher Sprache.

Wie dieß Werk jetzt in Baſel, und nachher doch wieder in Lyon erſcheinen konnte, dürfte am wahrſcheinlichſten als ein buchhändleriſches Unternehmen gegen Nachdruck erklärt werden 1). — Vielleicht war auch dieſe Verlegung nach Baſel nur fingirt, indem, gegen damalige Gewohnheit, kein Name des Verlegers, ſondern allein der Druckort angegeben iſt.

1562. Les images de la Mort, auxquelles sont

---

1) Herr Oberſt Haas in Baſel beſitzt noch jetzt eilf Holzſtöcke, die 1546, dem Original nachgeſchnitten worden. — Fiorillo führt ſchon einen Nachſchnitt, Augsburg 1544, durch Jobſt Dennecker an, und nennt es eine treue Copie der erſten Ausgabe; nach Füeßli's Lexikon hingegen (Art. Hans Bock) wäre es eine Vorſtellung des alten Todtentanzes zu Baſel.

adjoustées dix sept figures. Lyon, chez Jean Frelon. 1562: Dabei ſind die Todesbetrachtungen, welche die Edition von 1554 lateiniſch hat, hier franzöſiſch. Die ſiebenzehen neuen Figuren ſind die zwölf ſchon früher hinzugekommenen, denen jetzt noch fünf andre beigefügt ſind, nämlich [1]) eine junge Frau, die der Tod fortzieht, und der ein Jüngling mit der Zither vorgeht, und dann ein junger Ehemann, den der Tod mit Gaukelſprüngen führt; dieſe ſollen nach Papillons Zeugniß ſehr gut gezeichnet und geſchnitten ſeyn. Die drei übrigen Vorſtellungen ſind ſpielende Kinder, die zu den religiöſen Betrachtungen gehören. Douce führt dieſe Ausgabe in dem Hollarſchen Todtentanz an, ſie ſoll ſich in der Bibliothek des Britiſchen Muſeums befinden. — Dieſes mag wohl die letzte der zuverläſſigen Originalausgaben ſeyn.

Wenn es bei Kupferſtichen auf gute Abdrücke ankommt, um richtig über ihren Werth urtheilen zu können, ſo iſt das bei Holzſchnitten noch mehr der Fall. Werden dieſe im Abziehen nicht auf das Sorgfältigſte behandelt, ſo verwiſchen ſich einzelne Partien, das Dunkle läuft zuſammen und wird ſchwarz, oder es druckt ſich nicht genugſam ab, und alle Haltung geht verloren, ſo daß kaum

---

[1]) Nach Murr's Journal zur Kunſtgeſchichte. XVI.

Sachkundige darin noch das Verdienſt des Künſtlers anerkennen können. Gewöhnlich gingen ſchon die alten Drukker, die tauſende von Abdrücken häufig auf beiden Seiten des Blattes zu machen hatten, oder ſelbige dem Text einrücken mußten, allzu eilfertig zu Werke, und ſo geſchah es auch mit dieſen Holbeiniſchen Holzſchnitten. Wer ſie in ihrer Vollkommenheit ſehen will, muß ein blos auf Einer Blattſeite abgedrucktes Exemplar, dergleichen noch hier und da vorhanden ſind, vor Augen haben; Muſterdrucke, die zur Empfehlung des Werks oder für Liebhaber um doppeltes Geld gemacht wurden.

Eine Sammlung ſolcher unvergleichlicher Abdrücke, wo jeder Strich und Punkt in Klarheit und Kraft erſcheint, beſitzt die öffentliche Bibliothek zu Baſel. Es ſind vierzig Stücke, nämlich alle, welche die Ausgabe von 1538 hat, den Sterndeuter ausgenommen. Sie ſind auf vier Folioblätter, auf jedes zehen Vorſtellungen, gezogen, und über jeder derſelben ſteht in deutſcher Sprache, mit lateiniſchen beweglichen Typen gedruckt, der Name des Gegenſtandes, ohne allen weitern Text. Die Benennungen ſind folgende: 1. die Schöpffung aller Ding. — 2. Adam Eva im Paradyſs. — 3 Uſstribung Ade Evo. — 4. Adam bawyt die erden. — 5. Gebeyn aller menschen. — 6. der Bapst. — 7. der Keyser. —

8. der Künig. — 9. der Cardinal. — 10. die Keyserinn. — 11. die Küniginn. — 12. der Bischoff. — 13. der Hertzog. — 14. der Apt. — 15. die Äptiſsinn. — 16. der Edelman. — 17. der Thumherr. — 18. der Richter. — 19. der Fürspräch. — 20. der Ratsherr. — 21. der Predicant. — 22. der Pfarrherr. — 23. der Münch. — 24. die Nunne. — 25. daſs Altweyb. — 26. der Artzet. — 27. fehlt (der Sterndeuter). 28. der Rychmann. — 29. der Kauffman. — 30. der Schiffman. — 31. der Ritter. — 32. der Groff. — 33. der Alt man. — 34. die Greffin. — 35. die Edelfraw. — 36. die Hertzoginn. — 37. der Krämer. — 38. der Ackerman. — 39. daſs Jung Kint. — 40. daſs Jüngst gericht. — 41. die wappen des Thotſs. —

Ein ganz ähnliches Exemplar, dem gleicher Weiſe die deutſchen Benennungen beigedruckt ſind, beſchreibt auch, als deſſelben Eigenthümer, W. Y. Ottley 1)[1], wo ebenfalls der Sterndeuter mangelt.

Woher nun aber dieſe deutſchen Namen in einem, ſo viel man weiß, zuerſt in Lyon öffentlich herausgekomme-

---

1) History of Engraving. II. 762.

nen Werke? Sie ſcheinen die Meinung zu beſtätigen, daß dieſe Holzſchnitte wirklich in Baſel verfertigt worden, zumal auch dieſe Bezeichnungen der Basler Mundart entſprechen.

Um der Schönheit dieſer Abdrücke, und um der deutſchen Benennungen willen, halten Einige 1) dafür, dieß möchte die erſte bezweifelte Ausgabe von 1530 geweſen ſeyn. Allein dieſe Abdrücke ſind bisher nirgends als ein Verlagswerk aufgefunden worden, und nicht anders als mit beſchnittenen Rändern, auf einzelne Blätter aufgezogen, als Probdrücke vorgekommen, wobei ſich keine Jahrzahl findet. — Hätte auch eine ſolche Basler Edition von 1530, mit deutſchen Verſen, wie Murr und Janſen (nach Papillon) behaupten, wirklich exiſtirt, ſo wären wohl in die, 1554, angeblich zu Baſel wieder erſchienene Auflage, ſtatt der lateiniſchen Ueberſetzung der alten franzöſiſchen Quatrains, jene deutſchen Reime wieder aufgenommen worden.

Die zwölf in den ſpätern Ausgaben, von 1547 an, hinzugekommenen Blätter ſind: der Soldat — die Spieler — die Schlämmer — der Schalksnarr — der Straßenräuber — der Blinde — der Fuhrmann — der Bett-

---

1) Kunſtblatt, 1823, No. 59.

ler — Spielende Kinder, vier Blätter. — Sie ſind in derſelben Weiſe gearbeitet, wie die ältern Stücke, einige beſſer, als die andern, Schlämmer und Schalksnarr am ſchlechteſten; doch haben ſie nicht dieſelbe zarte und leichte Vollendung, noch die ſprechende Bedeutung der Mienen. Am beſten ſind die Kinder, doch in einer andern Manier gezeichnet und geſchnitten [1]).

Von den häufigen Nachbildungen dieſes Todtentanzes hat Fiorillo [2]) ein ausführliches Verzeichniß gegeben; zu gegenwärtiger Geſchichte gehören vornehmlich drei derſelben:

1. Imagines Mortis. His accesserunt epigrammata e Gallico idiomate in latinum translata ad haec Medicina animae et alia. Coloniae apud Haeredes Arnoldi Birckmanni. Anno 1555. — In neuer Auflage 1557, 1566, 1567 und 1573, ebendaſelbſt. — Es ſind drei und funfzig Holzſchnitte, etwas größer, als die Holbeiniſchen, und alle, No. 16. (der Edelmann) ausgenommen, in umgekehrter Vorſtellung. Mehrere Blätter haben das Zeichen A, welches Anton

---

[1]) Pavillon, der größte Bewunderer ſämmtlicher Platten, gibt von jeder, ſo wohl alten als neuhinzugekommenen, den techniſchen Werth an und erhebt mit vorzüglichem Lobe das letzte Stück, das Todeswappen. Er hält die Schildhalter nicht mit Unrecht für Porträte; Einige wollen, es ſey Holbein ſelbſt und ſeine Frau.

[2]) Geſch. der zeichn. Künſte in Deutſchl. u. ſ. w. IV.

Sylvius oder Sylvins bedeuten ſoll, der als ein geſchickter niederländiſcher Formſchneider bekannt iſt 1)), und ſich auch hier ſo gezeigt hat. Zwar iſt keine dieſer Vorſtellungen ohne mehr oder weniger beträchtliche Abweichung von den Holbeiniſchen, doch hatte der Künſtler offenbar kein andres Vorbild vor Augen; und er mag ſich dieſe Freiheiten erlaubt haben, um ſeine Landestracht der ältern Schweizeriſchen zu ſubſtituiren, und damit den Knochenmann ſeinen Landsleuten deſto näher zu bringen.

2. The Dance of Death, painted by H. Holbein, and engraved (geätzt) by W. Hollar. S. l. et a. 8. 2)) vornen Holbeins und Hollars Porträte. Dann eine kleine Abhandlung über den Todtentanz, die Mr. Douce, einen Engliſchen Kunſtfreund, zum Verfaſſer hat. Ferner, Beſchreibung der Kupfer, deren dreißig ſind, bezeichnet IBi. WI., unter jedem derſelben der lateiniſche Bibelſpruch, der über den Holzſchnitten ſteht. Am Ende: the dance of Macaber, und ein in Umriſſen geſtochener Todtenzug auf Einem Blatt, mit einer Erklärung, die aber wenig erklärt.

---

1) Dictionaire de Monogrammes etc. par Brulliot.

2) Es werden von Fiorillo noch verſchiedene Ausgaben von 1647 bis 1804 angeführt; bald mit Einfaſſungen von A. Diepenbeck, bald ohne dieſelben.

Hollar hat aber nicht alle Stücke der Originalholzſchnitte aufgenommen, noch iſt er denſelben überall treu geblieben. Ihm fehlen (nach der alten Bezeichnung) 1. die Schöpfung aller Ding. — 5. Gebein aller Menſchen. — 8. der Künig. — 16. der Edelmann. — 17. der Thumherr. — 18. der Richter. — 20. der Rathsherr. — 22. der Pfarrherr. — 27. der Sterndeuter. — 30. der Schiffmann. — 31. der Ritter. — 36. die Herzogin. — 38. der Ackermann. — 40. das jüngſt Gericht. — Hingegen hat er aus den ſpätern Editionen noch drei Stücke: den Soldat, die Spieler und den Fuhrmann. Und dann finden ſich beträchtliche Abänderungen. Einige erſcheinen von umgewandter Seite, weichen aber ſonſt wenig vom Original ab, ja viele derſelben entſprechen dem Holzſchnitte auch in Schraffur und in Behandlung der Falten ſo ſehr, daß ſie offenbar nach demſelben copirt erſcheinen. Dagegen zeigen diejenigen Blätter, welche nicht umgewandt ſind, mancherlei Veränderung in Stellungen, Kleidung und Landſchaft, und laſſen vermuthen, der Künſtler habe andre Vorbilder, und bei einigen die Birckmanniſche Ausgabe benutzt. Alle aber, auch die genau nachgeſtochenen, reichen bei weitem nicht an Klarheit, Beſtimmtheit, Ausdruck und Haltung an die Originale, wenn gleich dieſe nur Holzſchnitte ſind.

3. **Le Triomphe de la Mort, gravé d'après les dessins originaux de Jean Holbein par Chrétien de Mechel. Basle, 1780.** Macht den erſten Theil des von Mechel herausgegebenen Holbeiniſchen Werkes aus. Es ſind im Ganzen ſieben und vierzig Kupfer in Octavformat, vier auf einem Folioblatt. Hinten eine franzöſiſche Erklärung.

Mechel ließ dieſen Todtentanz nach Zeichnungen von gleicher Größe ſtechen, wie ſeine Kupferſtiche ſind. Dieſe mit der Feder umriſſenen und leicht getuſchten Zeichnungen ſollen aus der berühmten Arundeliſchen Sammlung nach den Niederlanden gekommen ſeyn; ein Maler daſelbſt, Jan Bockhorſt, genannt Langhen-Jan, Zeitgenoſſe von Vandyck, beſaß ſechs und vierzig derſelben; ſpäter fanden ſie den Weg in das reiche Cabinet von Crozat in Paris, wovon Mariette eine Beſchreibung gegeben. Bei deſſen Verſteigerung, **1741**, kaufte ſie der Geheime-Rath Fleiſchmann von Straßburg, und dieſer überließ ſie dem Fürſten Gallizin, Ruſſiſchen Geſandten in Wien, deſſen Gefälligkeit ſie Mecheln zum Stechen anvertraute. Nachher verſchlang ſie die Kaiſerliche Kunſtſammlung in Petersburg.

Dieſe Folge von Zeichnungen ließ Mechel unverzüglich durch einen guten Zeichner [1]) copiren, und durch einen Handlanger ſeiner Werkſtatt ſtechen, durch welches doppelte Medium von dem Holbeiniſchen Urbild nur noch ein Schatten übergeblieben iſt. Es mögen auch nicht alle jener Zeichnungen begründeten Anſpruch auf Originalität haben. Ein Theil davon zeigt ſich im Kupferſtiche von umgekehrter Seite der Holzſchnitte, und ſtimmt, den vergrößerten Maßſtab abgerechnet, genau mit denſelben überein; manche andre hingegen, ja der größere Theil, wie ſie das Kupfer darſtellt, weichen ſo beträchtlich von den Holzſchnitten ab, daß die Holzſchnitte unmöglich nach dieſen abweichenden Zeichnungen haben gemacht werden können. Auch zeigen ſich, hauptſächlich in dieſen, die Extremitäten von ſchwachem und flüchtigem Umriß, ja man kann ſich bei einigen der Muthmaßung nicht enthalten, als hätte der Zeichner ſie von den Holzſchnitten copirt, und ſich willkührliche Veränderungen erlaubt. Man vergleiche nur in dem zweiten Stücke bei Mechel die Eva unter dem Baum, mit der des Holzſchnittes; ſie ſitzt ſo elegant da, als wenn ſie zu der franzöſiſchen Familie Boucher's gehörte; ſo wie der Engel in dem folgenden Stücke ſicher auch ein modernes Machwerk ſeyn mag. Dabei verräth ſich an mehrern Orten Mangel an Kenntniß des Coſtums, gleich als wenn der Abbilder nicht gewußt hätte, wie er es nach dem Holzſchnitte verſtehen ſollte.

---

[1]) Rudolph Schellenberg von Winterthur.

Es iſt nicht ſo, wie Coxe 1) meinte, daß Hollar auch nach dieſen Zeichnungen gearbeitet habe. Seine Kupferſtiche ſind weſentlich davon verſchieden, und ſtimmen mehr mit der Birckmanniſchen Edition überein. Auch Mechel, wo er von den Holzſchnitten abweicht, iſt von Hollar verſchieden, ſie treffen nur zuſammen, wo beide mit den Holzſchnitten übereinkommen.

Vier Blätter der Ausgabe von 1538 fehlen bei Mechel: 1. Schöpfung. — 5. Gebein aller Menſchen. — 40. jüngſt Gericht. — 41. Wappen des Todes. — Dagegen hat er alle nachgebrachten Stücke der ſpätern Ausgabe, die Kinder ausgenommen.

Das Werk ſchließt mit einem kleinen Todtentanz auf einer Dolchſcheide, wo fünf verſchiedene Perſonen in trefflich gezeichneten, künſtlich gewandten Stellungen von eben ſo viel Todtengerippen fortgezogen werden. Die ſchöne Originalzeichnung davon iſt auf der Basler Bibliothek. Hier erkennt man auch im Mechelſchen Stiche noch den Holbeiniſchen Geiſt, weil der Kupferſtecher ſich eines beſſern Vorbildes zu erfreuen hatte, als bei mehrern voreremeldeten Zeichnungen, von denen Mechel

---

1) Lettres sur la Suisse, trad. de l'angl. Lettr. XL.

ſelbſt geſtehen mußte [1]), daß ſie von ſehr ungleichem Werth ſeyen.

Daß dieſer holzgeſchnittene Todtentanz durchaus ein andrer ſey, als das alte Mauergemälde von Baſel, mit dem er noch jetzt häufig verwechſelt wird, iſt ſattſam erwieſen; und daß er die Ehre des alten Formſchnittes ſey, bezeugen alle Kunſtrichter, die ſeiner Erwähnung thun, vortrefflich durch Zeichnung und Ausführung, löblich durch Erfindung, und preiswürdig durch einen Ausdruck der Mienen in dieſen kleinen Köpfen, daß ihn ſelbſt Chodowiecki nicht wahrer und beſtimmter hätte angeben können [2]).

Bevor über die zweifelhafte Frage eingetreten werden kann, wer deſſen eigentlicher Verfaſſer, oder vielmehr Formſchneider ſey, muß vorher ein ähnliches kleines Werk in Betrachtung kommen, deſſen Künſtler man ausgemittelt zu haben glaubt.

---

1) Handſchriftlicher Nachlaß.

2) Deſſen Todtentanz zum Lauenburgiſchen Almanach 1792 dieſem an ſinnreicher Erfindung nicht beikommt.

Der kleine Todtentanz bei Uncialbuchſtaben.

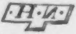
Zu Holbeins Zeiten, ehe noch der Kupferſtich herrſchend geworden, erſchienen wenige Bücher, beſonders von größerm Formate, ohne Holzſchnitte, wenigſtens nicht ohne ſolche bildhafte Anfangsbuchſtaben bei jeder Abtheilung. Dergleichen Buchſtaben gab es daher eine unzählige Menge von verſchiedenen Größen und Vorſtellungsarten. Ganze Alphabete von bibliſchen und heidniſchen Geſchichten, von Köpfen, Kindern, Thieren, Vögeln und Blumen aller Arten, wurden ausgefertigt, und von den Buchdruckern meiſt ohne Unterſchied, und ohne Rückſicht auf den Inhalt, gebraucht; ja man war deſſen ſo gewohnt, daß die Gelehrten ſelbſt nicht mehr darauf zu achten ſchienen, ſo daß man häufig zu Hauptſtücken ernſthaften und religiöſen Inhalts von ſpaßhaften, ſogar leichtfertigen Vorſtellungen eingeführt wird.

Unter die beſten Stücke dieſer Art gehören drei Alphabete, welche von jeher unter die Werke Holbeins gezählt wurden. Eines mit nackten Kindern in den verſchiedenſten Stellungen; ein andres mit tanzenden und ungezogenen Bauern, welches höchſt ſelten angetroffen wird [1]); und dann der ſogenannte kleine Todtentanz; alle drei ohne Monogrammen. Die beiden erſten haben acht bis neun, letzterer eilf franzöſiſche Linien in's Gevierte; ſie ſind nicht nur mit der kühnen und üppigen Gewandtheit gezeichnet, die den Meiſter nicht verkennen läßt, ſondern auch ſo ausnehmend fein und deutlich in den engen Raum gearbeitet, daß Einige dafür gehalten haben, ſie ſeyen in Metall und nicht in Holz gegraben [2]), welches man auch, gegen die Anſicht Papillons und andrer ausübender Künſtler, von dem größern Todtentanz, und ſelbſt von dem ſtehenden Bildniſſe Erasmus, deſſen hölzerner Block noch vorhanden iſt, wähnte. Man zweifelte nämlich, daß es möglich ſey, mit ſolcher weichen Zartheit das Holz zu behandeln. Zwar haben neuere Formſchneider bewieſen, daß noch weit mehr zu leiſten möglich ſey, und daß man den Holzſchnitt dem Kupferſtiche nahe bringen könne; ob aber damit dieſe Kunſt zu größerer Vollkommenheit gebracht ſey, iſt eine andre Frage, denn jede Kunſt will ihre Bedingung, ihre eigne Art und Weiſe haben, über die hinaus man wohl verfeinern, aber die Kunſt nicht vorwärts bringen kann. Der Holzſchnitt muß ſeinen beſtimmten Charakter der kräftigen Bezeichnung und einfachen, glanzloſen Schraffur haben, und nicht dem ausgeführten Kupferſtiche gleich ſeyn, nicht in fremdes Gebiet hinüber ſtreben wollen, ſonſt iſt nicht einzuſehen, warum man nicht lieber in Kupfer ſtechen ſollte, welches bei ſo geſteigertem Erforderniſſe leichter und natürlicher iſt. Zu Holbeins Zeiten war dieſer xylographiſche Charakter zu ſeiner männlichen Reife gelangt, und mehr hätte man nicht fordern ſollen.

---

[1]) Schöne Abdrücke dieſer beiden Alphabete beſitzt Herr Peter Viſcher in Baſel.

[2]) Douce, in the dance of death etc. by Hollar. — Fr. von Rumohr, Kunſtbl. 1823, No. 31 ꝛc. — Der rühmlich bekannte Kupferſtecher Heinrich Lips, deſſen Anſicht aus Erfahrung ſprach, war nicht dieſer Meinung, ſondern hielt ſich nach genauer Betrachtung des Todtentanz-Alphabetes für überzeugt, daß daſſelbe in Holz geſchnitten ſey.

Dieſer alphabetiſche Todtentanz iſt von dem größern durchaus verſchieden in der Darſtellung, ähnlich im Geiſt der Zeichnung, aber ungleich im Schnitte. Da derſelbe auf's Neue zu der Streitfrage über den Formſchneider des größern Todtentanzes Anlaß gegeben hat, ſo fordert er hier um ſo viel mehr Berückſichtigung. Es findet ſich nämlich auf der Bibliothek zu Baſel [1]) ein Abdruck dieſes ganzen Alphabets auf einem Bogen Papier, unten daran ſteht in deutſchen beweglichen Lettern HAnns Lützelburger formſchnider, genannt Franck, und das lateiniſche H vor den beweglichen Lettern hat ein eignes figurirtes Holzſtöckchen. — Aus dieſer Unterſchrift glaubte man, nicht ohne einige Befugniß, den Schluß machen zu können, Hans Lützelburger ſey der geſchickte Mann, der das Alphabet geſchnitten habe. Dieſe Entdeckung, die Chriſtian von Mechel zuerſt gemacht, gab ihm Anlaß, das HL, welches ſich in dem größern Todtentanz am Fuße des Bettes der Herzogin (nach der alten Bezeichnung) findet, ohne weiters auch auf dieſen Hans Lützelburger zu deuten, und den wichtigen Fund dem Herrn von Murr mitzutheilen, der die Deutung ſogleich als eine Gewißheit in ſein Journal der Kunſtgeſchichte (XVI, 10.) aufnahm. — Aufmerkſam auf einen Namen, der nach dieſer Vorausſetzung den größten Künſtler in ſeinem Fach bezeichnete, machte man nun auch einen größern Holzſchnitt ausfindig, bei dem er anzutreffen iſt, worin ein halbnärriſches Gefecht in einem Walde zwiſchen nackten und bekleideten Männern in Utopia dargeſtellt wird. Der Stich, obgleich gut und fleißig, reicht aber lange nicht an den größern Todtentanz, und eine Vergleichung mit dem kleinern anzuſtellen, hält wegen der verſchiedenen Größe ſchwer [1]). In der Platte ſelbſt zeigt ſich ein umgekehrtes Täfelchen  demnach zu leſen N.H. Unten an der Platte aber, nicht unmittelbar dazu gehörig, und ohne alle Verbindung mit derſelben, ſind Abdrücke von zwei beſondern Holzblöckchen; auf dem Einen: HANNS . LEVCZELLBVRGER . FVRMSCHNIDER × 1.5.2.2. Auf dem Andern ein lateiniſches vollſtändiges ABC. — Zu bemerken iſt, daß auch dieſe beiden geſchnittenen Blöcke gar nicht zuſammen gehören, von verſchiedener Arbeit und Einfaſſung, und offenbar ſpäter hinzugedruckt ſind. — Wer dieſer H N, oder vielmehr N H, ſey, iſt nicht ausgemacht. Hat er blos die Zeichnung geliefert, und Lützelburger ſie geſchnitten, ſo läßt ſich fragen, warum dieſer Letztere, wenn er doch ſeinen Namen dabei haben wollte, ihn nicht in die Platte ſelbſt eingegraben, ſondern auf einem eignen Plättchen hinzugedruckt habe? — Und wozu das nichtsſagende

---

[1]) Auch in der K. Kupferſtichſammlung zu Dresden. (Kunſtblatt, 1825, No. 6.

---

[1]) Das Blatt iſt nach Papillons Angabe 5½ Zoll hoch und 11 Zoll breit.

Abc auf dem andern Täfelchen? Sollte man nicht dem Zweifel ſtatt geben, ob nicht dieſe Unterſchrift ſowohl, als die mit beweglicher Schrift gedruckte unter dem Todtentanz-Alphabet, beide mit dem Namen Lützelburgers, faſt eher einer Verlagsanzeige, einem Excudit ähnlich ſeyen, als dem zuverläſſigen Namen des Künſtlers ſelbſt. Die Händler jener Zeit nannten ſich gerne Formſchneider; ſo wie Mechel ſelbſt, der Urheber dieſer Offenbarung, noch öfters ſeinen Namen zu den Werken gab, die in ſeinem Verlag von andrer Hand ausgefertigt wurden; er hätte alſo auch über dieſen Punkt weniger ſchnellglaubig ſeyn dürfen. Auch die, ſo es ihm nachſagten, waren zu voreilig.

Das iſt Alles, was man bis auf den heutigen Tag Beſtimmtes von dieſem Hans Lützelburger, ungeachtet ſo bedeutender ihm zugeſchriebener Leiſtungen, weiß. Nirgend ſonſt erſcheint ſein Name; in Baſel iſt weiter nichts von ihm aufzufinden, auch in keinem Tauf- und Bürgerregiſter daſelbſt kommt ein Lützelburger vor. Das Wahrſcheinliche iſt wohl, daß er als wandernder Kunſtkrämer, wie es damals ſolche gab, die bald da, bald dort ſich für einige Zeit niederließen, dieſe Platten an ſich gebracht, und damit Handel getrieben habe.

Möchte jedoch dem Lützelburger der Ruhm, das

Todtentanz-Alphabet geſchnitten zu haben, mit Recht gebühren, ſo folget noch lange nicht daraus, daß das einfache H. auf dem größern Todtentanz auch ihm zukomme; nirgends iſt die Identität des Monogrammes mit dem Namen dargethan. Man glaubte, dieſen Schluß blos aus der ähnlichen Art beider Kunſtwerke machen zu können, deren Aehnlichkeit jedoch mehr im Styl der Zeichnung, als in der techniſchen Ausführung zu finden iſt. Und wer kann behaupten, daß dieß H. gerade den Formſchneider bedeuten ſoll; ſind nicht einfache Buchſtaben ohne Meſſerchen eben ſo oft das Monogramm des Zeichners? Auch kommt der Namenszug eines Formſchneiders, der zu einem ganzen Werke beigetragen, ſelten nur auf einem einzigen Blatte zum Vorſchein.

Wie man nun über die Buchſtaben am Bette der Herzogin noch nicht im Klaren iſt, ſo liegt auch noch die Frage, wer dieſe ganze Folgereihe in Holz geſchnitten habe, im Zweifel. Herr von Rumohr hat in neuern Zeiten ſich bemüht[1], auch die Ehre des Schnittes wiederum, wie man ehedeſſen gethan, dem Holbein zuzueignen, und viel Bemerkenswerthes gegen die erhobenen Zweifel dargebracht; beſonders hat er die verworrenen und zum Theil falſchen Behauptungen Douce's (the dance of death etc.) gründlich widerlegt, welches aber hier, um allzugroße Weitläuftigkeit zu vermeiden, übergangen werden muß, und um ſo viel eher kann, da doch die Frage noch nicht entſchieden iſt, und man nur noch im Nebel der Wahrſcheinlichkeiten, die, wie alle Ungewißheit, ein unendliches Feld bieten, auf einander ſtößt.

---

[1] Kunſtblatt 1823. No. 31 ꝛc.

In der Dedication der erſten Lyoner Ausgabe, wird in geſchraubten Worten bedauert, daß der Tod den Künſtler ſelbſt, der dieſe zierlichen Figuren erdacht (imaginé), die alle bisherigen übertreffen (avançantes toutes les patronées jusqu'icy), hinweggeholt habe, ſo daß er nicht mehr im Stande geweſen, mehrere andre ſchon angefangene (jà par luy trassées) zu vollenden, und jetzt niemand ſich die letzte Hand daran zu legen getraue (par les audacieux traictz, perspectives et umbraiges en ce chef d'oeuvre comprises). — Da dieſes ſchon 1538 geſchrieben worden, Holbein aber erſt 1554 geſtorben, ſo hat man auf dieſes hin demſelben ſogar auch die Ehre der Erfindung abſprechen wollen 1)). Wogegen Ottley 2)) umſtändlich und nicht ohne Wahrſcheinlichkeit darzuthun ſucht,

---

1) Douce in the dance of death etc. by Hollar.

2) Hist. of Engraving. Chap. VIII.

daß unter dieſem Verſtorbenen niemand als der Formſchneider, der früher ſchon unter Holbeins Direction in Baſel gearbeitet, gemeint ſeyn könne, indem der Schreiber der Dedication nicht gut unterrichtet geweſen ſey, und die beiden Künſtler für Eine und ebendieſelbe Perſon genommen habe, wobei er dann auch ſeinen gezierten Witz deſto ſchöner habe anbringen können. — Nach damaligen Zeitverhältniſſen, wo literariſche und artiſtiſche Mittheilungen weniger leicht waren, konnte ſo eine Verwechslung wohl ſtatt finden; dergleichen Kunſtgegenſtände gingen von einer Hand in die andre; Holbein war jetzt in England, und wollte vielleicht nichts mehr mit der Sache zu thun haben, konnte deßhalb auch für todt angeſehen werden.

Nimmt man noch dazu, daß Nikolaus Borbonius, ein Freund Holbeins, und zu gleicher Zeit mit ihm in England, des Todtentanzes in einem Epigramm erwähnt: de Morte picta, a Hanso Pictore nobili [1]), und daß

---

1) Nugae poeticae. Basil. 1540. — Warton (Observations on Spenser, II. 117.) führt (nach Fiorillo's Geſch. der Mal. in Deutſchl. II. 399. ꝛc.) noch einige lateiniſche Verſe von N. Bourbon an:

Videre qui vult Parrhasium cum Zeuxide
Accersat e Britannia
Hansum Ulbium et Georgium Riperdium
Lugduno ab urbe Galliae. (Nugae, libr. III.)

die Sage von jeher das Werk dem Holbein zuſchrieb, wenn man überdieß den Zeichnungen, die Mechel hat ſtechen laſſen, die wenigſtens theilweiſe beſtimmt Originale ſind, ihr hiſtoriſches Zeugniß nicht verwerfen kann, ſo wird man ohne Unbill die geiſtreiche Erfindung und meiſterhafte Zeichnung des größern und kleinern Todtentanzes dem Holbein nicht wohl abſprechen können, ſollte man auch dem Zweifel über die vollendende Ausführung in Holz nicht ganz abwehren können.

So wie das größere iſt auch das kleinere Todtenmemento mehrmals nachgeſchnitten worden; am beſten kömmt dieſer Nachſchnitt in den von Chriſtoph Froſchauer in Zürich gedruckten Büchern als Anfangsbuchſtaben vor. Es ſind auch daraus viele Verwechſelungen entſtanden, und Mancher meinte, und meint noch, er beſitze dieſe Initialen im Originale, die nur Froſchaueriſche oder anderweitige Copien ſind.

Hier darf auch ein vermeintlicher Beitrag zu Holbeins Kunſtgeſchichte, der ſich in dem mehrmals erwähnten kleinen Werke: the dance of death, painted by Holbein, engraved by Hollar, findet, nicht übergangen

---

und ſoll dadurch auf den Einfall gekommen ſeyn, dieſer Rypedius, von dem man weiter nichts weiß, ſey der Formſchneider des Todtentanzes.

werden. Der Herausgeber bemerkt: „es ſey allen Biographen Holbeins entgegen, daß er einen Todtentanz in Fresco in dem Pallaſte zu Whitehall, der 1697 vom Feuer verzehrt worden, gemahlt habe. Er beruft ſich auf ein Buch: Imagines mortis, or the Death-dance of Hans Holbeyn, Painter of King Henry VIII, mit neunzehn ſehr mittelmäßigen (very indifferent) nach den Holzſchnitten geätzten Blättern von einem gewiſſen Nieuhoff; das Werkchen ſey zwar nie in den Buchhandel gekommen, ſondern nur des Verfaſſers Freunden mitgetheilt worden, mit handſchriftlichen holländiſchen Dedicationen, in welchen der Verfaſſer berichte, Holbein habe den Todtentanz, welchen er in Holz geſchnitten, vorher in lebensgroßen Figuren auf die Mauern zu Whitehall gemalt. Dieß ſey zur Zeit Wilhelms III., zwar nach dem Brande des Pallaſtes geſchrieben worden, habe aber dem Schreiber noch wohl bekannt ſeyn können, übrigens finde man ſonſt nirgends Nachricht von dieſem Nieuhoff.“ — Das wäre allerdings eine bedeutende Entdeckung, wenn man ihr einigen Glauben beimeſſen könnte. Allein weder van Mander, noch Sandrart, noch Patin, die alle in England geweſen, und Whitehall noch geſehen haben, melden ein Wort von dieſem gemalten Todtentanz, auch Vertue nicht, und

Niemand, als dieſer unbedeutende und unbekannte holländiſche Kupferſtecher Neuhof, und blos in handſchriftlicher Mittheilung. — Es wäre auch hier dieſer Fabel keine Meldung geſchehen, hätte nicht Douce ein unverdientes Gewicht darauf gelegt, und fänden ſeine oberflächlichen Kunſtforſchungen nicht unverdienten Glauben bei Engliſchen und andern Compilatoren.

Dieſe Warnung vor unbegründeten Nachrichten möge für hundert Andre gelten; denn es würde ein eignes Buch erfordert, alles Halbwahre und Falſche und Irreleitende, was über den Todtentanz, und ſeinen Urheber überhaupt, geſchrieben werden, anzuführen und zu widerlegen.

Die Holzſchnitte zum Alten Teſtamente; der Cranmerſche Katechismus, und anderes.

Weniger gekannt und geprieſen, obgleich theilweiſe nicht weniger verdienſtlich, als der Todtentanz, ſind die Historiarum Veteris Testamenti Icones, die, in ein Bändchen geſammelt, zuerſt von den Gebrüdern Melchior und Caſpar Trechſel (sub scuto coloniensi) in Lyon, 1538, herausgegeben wurden, zu gleicher Zeit alſo mit dem Todtentanz, da deſſen vermeinte Edition von 1530 noch niemand geſehen hat. — Dieſe Lyoner Ausgabe findet ſich in dem Königlichen Kupferſtichkabinette zu Dresden, wie auch auf der öffentlichen Bibliothek zu Baſel, und iſt vermuthlich dieſelbe, welcher Papillon das Jahr 1539 angibt. Sie enthält nur neunzig Bilder, von denen die vier erſten die nämlichen Vorſtellungen von Adam und Eva ſind, die auch zum Todtentanz gebraucht worden

Eine ſpätere Ausgabe iſt von 1543, auch Lugduni (sub scuto coloniensi), aber jetzt apud Joannem et Franciscum Frellonios, fratres. Dieſe hat vier und neunzig Bilder, wovon jedoch wenigſtens zwei, Joel und Zacharias, offenbar von anderer roher Hand geſchnitten ſeyn müſſen.

Dieſer Ausgabe entſpricht auch die von 1547. Lugd. apud Jo. Frellonium, an Zahl und Beſchaffenheit der Blätter *). — Alle dieſe Bilder, die vier erſten ausgenommen, haben die Höhe von zwei Zoll, drei Linien, und drei Zoll, drei Linien Breite; ſind in Geiſt und Charakter der Zeichnung dem Todtentanz ähnlich, aber ſehr verſchieden in der xylographiſchen Ausführung; man findet nicht die feinen engen Striche und Punkte, in denen Papillon die unerreichbare Kunſt ſieht, nicht den ſich überall gleich bleibenden Fleiß, indem die Behandlung viel freier und flüchtiger, aber nicht minder geiſtreich iſt. Die Art des Schnittes iſt nicht bei allen Blättern die gleiche; einige, worunter ſehr gefällige, zeigen länglich laufende Striche, andere gerundete, kürzere, je nach der Laune des Zeichners, oder Flüchtigkeit des Stechers; beinahe aber ſollte man glauben, daß mehr als ein Formſchneider daran Theil gehabt habe.

---

*) Die Ausgaben von 1543 und 1547 beſitzt der Verfaſſer.

Voran der Sammlung geht ein lateiniſches Carmen, und ein griechiſches Epigramm von Nicolaus Borbonius, voll überſchwänglichen Lobes auf Hans Holbein und auf dieſe bibliſchen Vorſtellungen[1]), die er ein Holbeiniſches Werk (opus Holbinae manus) nennt, ſo daß man, nach dieſem Zeugniſſe des gleichzeitigen Freundes, beides, Zeichnung und Schnitt für die Arbeit Holbeins halten dürfte. Jedes Bild hat eine kurze lateiniſche Erklärung oben, und unterhalb vier franzöſiſche Verſe, die in den verſchiedenen Ausgaben etwas verändert ſind.

Ein wunderſchönes Exemplar, mit Abdrücken nur auf Einer Seite des Blattes, iſt auf der Basler Bibliothek, wo alle Abdrücke von der reinſten Beſtimmtheit und Sauberkeit ſind, und auch das techniſche Verfahren im ſchönſten Lichte erſcheint. Es iſt kein Titel bei dieſem Abdruck, er war demnach noch kein buchhändleriſcher Verlag. Die vier erſten aus dem Todtentanz genommenen Vorſtellungen fehlen, hingegen iſt ſtatt derſelben ein einzelnes Blatt eingerückt, Adam und Eva unterm Baum, in Format und

---

[1]) Ille artis gloria prima suae. —
Icones hae sacrae tanti sunt (optime lector)
Artificis, dignum quod venereris opus.
Das ſind noch die zahmſten Ausdrücke dieſes feurigen Lobes.

Schnitt gleich den übrigen. Noch fehlen auch vier bis fünf andre Stücke, und da dieſe fehlenden gerade die ſchwächſten aus der ſpätern Folge ſind, ſo mögen ſie mit Recht für unzuläſſig gelten.

Papillon zeichnet ſiebenzehen dieſer Vorſtellungen aus, die er lobpreiſt; van Mander hat wiederum andre ausgezeichnet; ſomit kann man annehmen, daß die wenigſten unerheblich ſeyen. Van Mander bemerkt, daß dieſelben in verſchiedenen Bibeln, abgedruckt und nachgeſtochen vorkommen [1]). — Höchſt wahrſcheinlich ſind ſie ein älteres Werk Holbeins, und müſſen ſchon früher bekannt geweſen ſeyn, als der Todtentanz, indem ſchon die bei Chriſtoff Froſchauer 1531 in Zürich gedruckte deutſche Bibel in Folio unter den vielen Holzſchnitten, womit ſie geziert iſt, auch Copien faſt aller dieſer Holbeiniſchen Bilder hat, die ſich trefflich vor den andern Stücken in dem Bibelwerke auszeichnen, freilich keine Vergleichung mit der geiſtigen Leichtigkeit der Originale aushalten, jedoch von einem mechaniſch geſchickten Formſchneider zeugen, ſo daß, wenn jene nicht vorhanden wären, man dieſe Nachahmungen vielleicht dafür genommen hätte [1]). — Dieſe Bibel hat, ſo wie auch ihre folgenden Auflagen, und noch andre Froſchauerſche Werke, mehrere große Anfangsbuchſtaben mit bibliſchen Gegenſtänden, die theils wirklich nach Holbein geſchnitten ſind, theils ſeinen Charakter tragen, und einen geübten Formſchneider verrathen; man ſchreibt ſie, nach Chriſts und Papillons Ausſpruche, dem Sigmund Holbein zu. Wenn dem ſo iſt, ſo könnte ſein Neffe Hans ihm wohl die Zeichnungen dazu geliefert haben.

---

[1]) Sie erſchienen in: Biblia utriusque Testamenti juxta vulgatam translationem, Fol. Lugduni apud Hugonem a Porta, MDXXXVIII.

Es ſind auch dieſe altteſtamentlichen Bilder, gleichfalls nicht übel nachgemacht, in eine Sammlung bibliſcher Holzſchnitte aufgenommen, die unter dem Titel: Bibliſche Hiſtorien, künſtlich fürgemalet, zu Frankfurt bei Herrmann Gülfferich, 1551, in Octav herausgekommen iſt. Roſt (Handbuch I. 189.) ſchreibt ſie dem Hans Broſamer zu. —

Ohne Zweifel erſchienen ſie auch an andern Orten, denn ärger, als die Nachdrucker jetziger Zeit mit Büchern, trieben damals und ſpäter die Buchhändler einen verderblichen Kram mit Holzſchnitten. Hatten ſolche, größern Werken eingerückt, Beifall gefunden, ſo wurden ſie noch in beſondere Sammlung abgedruckt, und mit einzelnen Verſen begleitet. Ein Unternehmer kaufte die Holzblöcke dem andern ab, und ließ, wenn er des Formſchneiders habhaft werden konnte, mehrere dazu ſchneiden, fügte dann noch andre bei, die er ſchon beſeſſen, oder an ſich zu bringen gewußt hatte, und gab ſie ſo zuſammen heraus, oder rückte ſie einzeln, oft ſehr unpaſſend, neuen Büchern ein. Hinwieder ließen andre, was gut war, wiederholt, kleiner und größer, gut und ſchlecht copiren, und machten daraus einen noch vielfältigern Gewerb, als er mit den Urbildern getrieben wurde. So geſchah es, daß Bilder aus der Bibel, beſonders aus der Leidensgeſchichte und der Offenbarung, auch weltliche Gegenſtände, Vignetten und Randleiſten, die ſich zu Büchertiteln zuſammenſetzen ließen, Anfangsbuchſtaben und dergleichen, in unzähligen Weiſen nachgemacht und zu Fratzenbildern entſtellt wurden. Auch Holbeins Meiſterſtücke mußten ſich dieß gefallen laſſen.

---

[1] Hiedurch werden die Vermuthungen des Herrn von Rumohr (Kunſtbl. 1821, No. 31. ꝛc.), der dieſe bibliſchen Scenen für beträchtlich jünger, als den Todtentanz hält, widerlegt.

Von ſeinem älteſten Holzſchnitte, dem ſchon angeführten Titelblatte zu Frobeniſchen Flugſchriften von 1516, mit dem Namen Hans Holb. und von andern ähnlichen frühen Producten, die das Monogramm H.H. tragen; von dieſen an, die der Kunſt eben keine Ehre machen, bis in ſeine ſpätern Zeiten, finden ſich noch manche einzelne

Stücke von guter Zeichnung, die für ſeine Arbeit gehalten werden, die auch als Holzſchnitte nicht ohne Verdienſt ſind: Buchdruckerzeichen, Randverzierungen, Dolchſcheiden[1]), Hercules gallicus, Bild des Hoflebens, Weg des menſchlichen Lebens (eine Art Cebetiſcher Tafel, ſo häufig copirt worden), das doppelte Titelblatt zu dem Stadtrechte der Stadt Freyburg im Breisgau von 1519, und anderes mehr. Vorzügliches dieſer Art hat auch die im Jahre 1522 bei Adam Petri in Baſel herausgekommene deutſche Ueberſetzung des Neuen Teſtaments, in Fol.[2]), wo das Titelblatt mit den zwei Apoſteln Petrus und Paulus, ſo auch die kleinern Blätter zu Anfang der Evangelien und Epiſteln, in eben der Manier und nicht viel geringer gearbeitet ſind, als der Erasmus mit dem Terminus.

Noch ein berühmtes Werk mit Holbeiniſchen Holzſchnitten, aber ſo ſelten, daß man davon faſt nur, wie von dem Mann im Monde ſpricht, iſt der Cranmeriſche Katechismus: Catechismus etc. Set foorthe by the moost reverend father in God, Thomas Arch-Bishop of Canterburie. Gualterus Lynne excudebat 1548. 8. Das Buch ſoll ſich weder in der Königlichen Bibliothek, noch in dem Britiſchen Muſeum, noch in der Bodleianiſchen Sammlung in Oxford finden[1]). Aber nach Dibdin's Beſchreibung[2]) hat die niedliche Titeleinfaſſung oben das Bild des Sieges, und auf beiden Seiten die Bilder der Gerechtigkeit und der Klugheit, unten das königliche Wappen; auf der Rückſeite ſieht man einen ſaubern Holzſchnitt von König Eduard auf ſeinem Thron, der in der Rechten ein Schwert hält, mit der Linken die Bibel dem Erzbiſchof und Gefolge übergibt. Das Buch iſt nicht in Frag' und Antwort geſchrieben, ſondern enthält kurze Vermahnungen über einige Hauptlehren des Chriſtenthums. Vor jedem Abſchnitt ſteht ein hübſcher Holzſchnitt von Holbein u. ſ. w. — H. Walpole ſpricht auch ſehr unſicher, und wie von bloßem Hörenſagen darüber; einer der Holzſchnitte, bemerkt er, habe Holbeins Namen. So viel oder ſo wenig ſagt auch Douce [1]), rühmt die Erfindung, findet aber die Ausführung weit unter dem Todtentanz; den Holzſchnitten gibt er das Zeichen H. H.

---

[1]) Beſchrieben im Kunſtblatt 1823, No. 32.

[2]) Ochs (Geſch. der Stadt Baſel. V. 442.) gedenkt ihrer und des Titelblattes von Holbein.

---

[1]) Nach ſchriftlicher Verſicherung Herrn Carliſle's, Königl. Bibliothekars, deſſen Bericht zufolge es auch noch ſpätere, eben ſo ſeltene Editionen geben ſoll.

[2]) Typographical antiquities. IV. 231. — Auch Fiorillo läßt vermuthen (Mal. in Deutſchland. II. 398.), er habe das Original geſehen. „Dieſe Holzſchnitte, ſagt er, ſind einfach, aber ſehr zart, und man entdeckt gleich die geübte Hand des Meiſters. Auf dem Holzſchnitte zu S. 217. hat ſich Holbein in ganzer Figur abgebildet, und an zwei Orten kommen die Buchſtaben I. H. vor."

Walpole [2]) gedenkt auch eines andern beträchtlichen und ſeltenen Werkes, das um die Mitte des XVI Jahrhunderts bei John Raſtell herausgekommen, betitelt: Zeitvertreib des Volks (Pastyme of the people), oder: Raſtell's Chronik. Es ſoll von großem Format und mit vielen Holzſchnitten geziert ſeyn, wovon achtzehn in Groß-Folio die Könige von England vorſtellen, ſo gut gezeichnet und kräftig ausgeführt, daß man es für ein Kunſtwerk Holbeins halte; woran aber Walpole zweifelt, ohne zu ſagen warum.

Im St. Johannes-Collegium zu Cambridge wird Heinrichs VIII. Bibel, in Pergament gedruckt, aufbewahrt, mit den zierlich illuminirten Holzſchnitten Holbeins, und den Bildniſſen Heinrichs, Cromwells und Andrer. Wenn dieſe Ausmalung, wie es wohl ſeyn könnte, eine Arbeit Holbeins iſt, ſo muß man bedauern, daß Walpole, der dieß anführt, nicht mehr davon meldet [1]).

---

[1]) The dance of death etc. by Hollar.

[2]) Catalogue of Engravers etc. pag. 8.

Man hat Holbein ſogar einen Schüler in dieſer Kunſt gegeben, und ihn Alexius Pirnbaum genannt. Dieß iſt ein Irrthum, der von Prof. Chriſt herrührt, der in ſeiner Auslegung der Monogramme ein verſchlungenes A und P, das er auf Titelblättern alter Basler Bücher geſehen, auf dieſen Namen deutete, indem er die Holzſchnitte ſo „fein und künſtlich" fand, daß ſie, ſeiner Meinung nach, entweder von Holbein ſelbſt, oder von einem, der ſein Schüler oder Meiſter geweſen, herrühren müſſen. Dieſe Vermuthung, der auch Papillon als einer Gewißheit beitrat, pflanzte ſich fort, und ging ſtereotypiſch in die Kunſtgeſchichte über. Allein das vermeintliche Monogramm des Künſtlers iſt nichts anders, als der Namenszug Adam Petri's, eines Basleriſchen Buchdruckers, und die Holzſchnitte gehören zu den beſſern, welche man gewöhnlich Holbein zuzählte; wer ſie geſchnitten habe, das

---

1) Anecd. of painting, I. 155.

Nach Fiorillo (Mal. in Deutſchl. II. 402.) hat ein Engländer die Werke aufgezählt, in welchen man Holzſchnitte von Holbein findet: Works ornamented from designs of Hans Holbein etc. in Gentl. Magazine, 1813. T. LXXXIII.

iſt die alte unerörterte Frage. Jener Alexius Pirnbaum war, nach dem Zeugniſſe J. Hellers [1]), der es wiſſen kann, weiter nichts, als ein geſchickter Schreiber zu Nürnberg und Kirchner bei St. Lorenzen daſelbſt.

---

[1]) Geſchichte der Holzſchneidekunſt. S. 107.

Kunſturtheile über Holbein.

Zu einer Biographie wird in der Regel eine Charakterſchilderung erfordert, wenn auch der Charakter ſich ſchon klar genug aus dem beſchriebenen Leben und Streben ergibt, ja darin wahrer und eigenthümlicher erſcheint, als im abgezogenen, künſtlich ausgeſprochenen Urtheile, das man Charakteriſtik nennt; denn eben in ſolcher unbedingten Entſcheidung beſteht die Schwierigkeit, ja das Unmögliche. Vollgültige Aehnlichkeit bringt nicht einmal ein Bildnißmaler heraus, und wenn hunderte daſſelbe Geſicht malen, hat jedes ſeine beſondern Züge und Farben; was aber bei blos äußerlichen Merkmalen nicht einmal erhältlich iſt; wie viel ſchwieriger muß es ſeyn, wenn die ganze Geiſtesſumme ſoll in die Schranken willkührlicher Anſicht gebannt werden, einer Anſicht, die uns oft mehr das Gepräge des Abſprechenden als des Beſprochenen zu erkennen gibt. Das gilt vom Kunſt-, wie vom Weltleben; der individuelle Geiſt läßt ſich nicht ſo leicht in eine Wortformel zwingen, je größer er iſt, deſto weniger. Man mag die Schranken noch ſo ſcharfſinnig abſtecken, er ſchwingt ſich darüber hinaus, oder bleibt unſichtbar in der Begrenzung; immer wird man ſie zu enge oder zu weit finden. Manche mögen ſich einbilden, einen Charakter zuſammenſtricken zu können, wie die Frauen einen Strumpf, aber was kommt dabei heraus? ein Geflechte von Eigenſchaften, das den Selbſtforſcher niemals befriedigt, und nur dem nachſprechenden Dilettanten genügt. Die Alten waren damit behutſamer.

Statt eines ſolchen Charakterbildes möge hier lieber eine kleine Wolke von Zeugniſſen Andrer vorüberſchweben, die wenigſtens da, wo ſie übereinſtimmen, recht haben mögen, und wo ſie abweichen, zu vergleichender Berichtigung Anlaß geben können.

Carl van Mander, Schilder-Boek. 1618.

„Dieſer vortreffliche Holbein, als ein Mann, der „ſich überall zu helfen wußte, mahlte in Oehl und Waſſerfarben und Miniatur, in allem gleich meiſterhaft. Er „hatte in allen ſeinen Werken eine Behandlung und

„ſichere Feſtigkeit in der Anordnung, Zeichnung und Ausführung,
„viel anders als andre Mahler. So ſchilderte
„er Bart und Haare vollkommen nach ihrer Wirklichkeit,
„wußte ihnen Schatten zu geben, und mahlte darüber
„bis zur Täuſchung wieder einzelne Härchen, mit großem
„Fleiße, und dennoch leicht und fließend wie in der Natur.
„Aehnliche Verfahrungsweiſen und Vortheile wußte
„er auch in vielen andern Sachen mit großem Wohlſtand
„anzubringen.“

Eygenwiſſentliche ꝛc. Contrafaytungen der röm. Bäpſt, erſtlich in Latein von Bernhard Jobin, nachmals durch J. Fiſchaert teutſch beſchrieben. 1573.

„So kann ich nicht ohne rühmliche Meldung gedenken
„des recht kunſtſinnigen Johan Holbein Burgern zu
„Baſel; mir wohl bekannt. Sintemal er beynah allein
„unter andern vielen die beſtändige wahre Geſchicklichkeit
„und Art deß rechten Mahlens durch ſeine offenbare Monument
„erhalten, und ſich der fremden welſchen Art zu
„mahlen entſchlagen. — Er wurde wegen ſeines groſſen
„Namens, ſo er im Gemäl bekommen, von König. Maj.
„in England ehrlich berufen, da er auch ſeiner erwieſenen
„Kunſt halber hochgehalten, mit Tod iſt verſchieden.“

Joachim von Sandrart, deutſche Akademie. 1675.

„Holbein iſt noch in ſeinen Lebzeiten in ſo hohem Werth geweſen, daß die fürnehmſten Italiener keinen Scheu getragen, aus ſeinen Inventionen viel in ihre Werke zu bringen, ſonderlich M. A. Caravaggio, als da Mattheus von dem Zoll durch Chriſtum berufen wird; auch den Spieler, der das Geld vom Tiſch abſtreicht, und anders mehr. So erinnere ich mich, daß als Anno 1627 der hochberühmte Paul Rubens nach Utrecht den Hunthorſt zu beſuchen kommen, und ich ihn auf Amſterdam begleitet, auch unterwegs im Schiff in dem Büchlein Holbeins über den gezeichneten Todtentanz ſpeculirt, Rubens ſelbigen ſehr hoch gelobt, mit Vermelden, ich als ein Jüngling ſollte es mir wohl befohlen ſeyn laſſen, denn er ſelbſt habe dieſes in der Jugend nachgezeichnet.“

De Piles, Cours de Peinture. Paris. 1708.

In der Kunſtwage, die de Piles aufgeſtellt hat, wo er das größte, unerreichte Gewicht der Vollkommenheit auf zwanzig Grade ſetzt, ſchreibt er dem Holbein in der

Compoſition neun, in der Zeichnung zehen, im Colorit ſechszehen, und im Ausdruck dreizehen Grade zu. Unter ſieben und funfzig der größten Künſtler läßt er ihm nur ſieben im Colorit, und im Ausdruck nur neune vorangehen. Wenn man nun die Reſultate dieſer Gewichte vergleicht, ſo kommen im Ganzen nur dreizehen große Maler über Holbein zu ſtehen. Da aber dieſe Vergleichung ſeltſame Ergebniſſe erzeugt, ſo daß zuſammengenommen Rubens gerade ſo viel zieht, als Raphael; Lebrün mehr, als Tizian und Correggio; ſo ſieht man, daß dieß Spiel zu keiner wahren Werthbeſtimmung führt. Eigenſchaften des Geiſtes laſſen ſich nicht behandeln und gegen einander abwägen, wie Waaren. — Doch auch de Piles ſelbſt ſpricht mit beſcheidenem Zweifel von ſeinem Kunſtbarometer.

Johann Winkelmann, Geſchichte der Kunſt. 1764.

„Holbein und Albr. Dürer haben ein erſtaunendes „Talent in der Kunſt gezeigt, und würden, wenn ſie, wie „Raphael, Correggio, Tizian, aus den Werken der Alten „hätten lernen können, eben ſo groß wie dieſe geworden „ſeyn, ja dieſe vielleicht übertroffen haben.“

Serie degli uomini i piu illustri nella pittura etc. Firenze, 1783.

„Holbein fu ammirabile per la facilità poichè „soleva, per non incommodare per lungo tempo i „Personaggi grandi, delineare il loro volti colla „sola matita rossa e nera, e riuscivagli poi di „esprimerli con i colori senza che essi fossero „presenti, con somma vivezza et somiglianza, „riservandosi solo in fine a dargli gli ultimi tocchi „dal vero.“

Aus Chriſtian von Mechels handſchriftlichem Nachlaß.

„Un des principaux caracteres qu'on observe „surtout dans ses dessins, c'est une gaiete franche, „une sorte d'abandon, qui les rend souvent très „piquants, mais qui tombe aussi très souvent dans „l'ignoble.“

„On remarque plus de force, plus de noblesse „et beaucoup moins d'inegalités dans les ouvrages „qu'il a faits en Angleterre, que dans ceux qui „sont anterieurs a cette epoque [1]).

---

[1]) Herr von Rumohr hingegen bemerkt (Kunſtblatt 1823, No. 32.), daß Holbein in ſpätern Jahren im Malen ſeine Manier aus dem Emſigen und Genauen nach und nach in's Breite und Läſſige umgewandelt habe.

Ebendaſelbſt, aus einem franzöſiſchen Eloge.

„Holbein se fraya une route nouvelle, et se forma une maniere toute particuliere, qui fit toujours l'admiration des connaisseurs; un colorit vif, naturel et harmonieux; une fraicheur qui semble braver l'injure des siecles; un fini precieux qui presente dans les plus grands details toutes les beautés de la nature, sans faire tort a l'effet, qui est aussi beau qu'on puisse l'imaginer, des touches en même tems douces et hardies, des chairs ou le sang parait circuler; un dessin elegant et correct, des raccourcis bien traités, des attitudes vraies tirées de la nature du sujet; des expressions qui font lire dans chaque figure l'état actuel de l'ame, et le degré de passion qui anime chaque personnage; des accessoirs travaillés avec assez de soin pour être des parties précieuses des ses tableaux, et avec assez d'art pour ne pas interrompre l'attention due aux objets principaux. Telles sont les qualités qui l'ont placé a coté des plus grands peintres." — Was will man mehr?

Anecdotes of painting in England etc. published by Mr. Horace Walpole. 1786.

„Holbein was equal to dignified character „(nicht bloß für gemeine Naturen). He would express „the piercing genius of More, or the grace of „Ann Boleyn. — Great energy of expression. — „He smoothed the stiffness of his manner by a „velvet softness and lustre of colouring.“

„He painted equally well in oil, watercolours „and in fresco, and although he had never practi„sed the art of painting in miniature, till he resi„ded in England, yet he afterwards carriedit to „its highest perfection; his miniatures have all the „strenght of oil colours joined to the most finished „delicacy.“

„The invention of Holbein was surprisingly „fruitfull and often poetical, his execution was „remarquably quick, and his application indefati„gable. His pencil was exceedingly delicat; his „colouring had a wonderfull degree of force; he „finished his pictures with exquisite neatness, „and his carnations were life itself. He excelled „all his contemporaries in portrait, and his genuine

„works are allways distinguishable by the true, „round, lively imitation of flesh visible in „them, and also by the amazing delicacy of his „finishing.“

J. C. Lavaters Handbibliothek. 1791.

„Es iſt überhaupt ein Charakter, und wahrlich kein „geringer, dieſes unvergleichlichen Meiſters, in alle ſeine „Gemählde, Zeichnungen, Skizzen, eine Gleichheit, Har„monie und Einheit zu bringen, die ſich dem Wahrheits„und Intuitionsſinn, dem Grundſinne der menſchlichen „Natur, gleich als Wahrheit und Harmonie mit ſich „ſelbſt empfiehlt.“

J. G. Forſters Anſichten vom Niederrhein.

„Von Holbein ſah ich hier (Christchurch-college „in Oxford) ein paar ſchöne Köpfe, wie denn überhaupt „ſeine beſten Arbeiten in England anzutreffen ſind (?). „Es iſt in dieſen weniger Härte, als ich ihm ſonſt zuge„traut hätte 1), und eine unübertreffliche Treue. Kein

---

1) Voreiliges Zutrauen!

„Strich, kein Zug iſt vergeſſen, aber von dem Seinen „iſt nichts hinzugekommen; denn was der Künſtler hinzu„thun ſoll, Genie in der Darſtellung und Idealiſirung, „das hatte er nicht 1); Fleiß und Anſtrengung ſind unver„kennbar.“

Handbuch für Kunſtliebhaber, nach Huber von Roſt. 1796.

„Er wünſchte ſich ſelbſt übertreffen zu können, und „in dieſen Geſinnungen ward er das Wunder ſeiner Zeit. „In ſeine Porträte wußte er Geiſt und Leben, und in „ſeine hiſtoriſche Darſtellungen den erhabenſten Ausdruck „zu bringen. Sein Colorit iſt lebhaft, ſein Vortrag geiſt„reich, ſeine Ausführung meiſterhaft und ſchön beendigt, „und ſeine Figuren ſind bis zum Täuſchen herausgear„beitet 2).“

---

1) Aber in der Individualiſirung! Iſt die unvergleichliche Gabe, die Holbein beſaß, die feinen, bedeutenden Züge eines Geſichtes aufzufaſſen, und „mit unübertrefflicher Treue,“ mit den reinſten Farben, ſprechend wie die Natur darzuſtellen, nichts von dem Seinigen, kein Genie? — Mancherlei Verſtand mag Georg Forſtern zu Theil geworden ſeyn, nur nicht der Kunſtverſtand. Wie verächtlich ſpricht er nicht blos vorher von Annibal Caracci! Raphaels Cartons ſind ihm zuwider! (III. 92.)

2) Ein gleiches, großen Theils richtiges Urtheil gibt auch J. C. Füßli in ſeiner Geſchichte der Schweizermaler. — Beide werden

Lectures on painting, by H. Fuseli. 1801.

„The scrupulous precision, the high finish, „and the tizianesque colour of Hans Holbein would „make the least part of his excellence, if his right „to that series of emblematic groups, known under „the name of Holbein's Dance of Death, had not, „of late, been too successfully disputed [1]).“

Europa, herausgegeben von Fr. Schlegel. 1803.

„Gar nicht blos auf den reizenden oder impoſanten „Effect geht Holbein zu Werke; er geht im Porträt auf „die treueſte, tiefſte Wahrheit und Objectivität aus; daher „meiſtens die Stellung ganz gerade und einfältig, der

---

hier nur angeführt, um die Erinnerung anzubringen, daß man ſich auf ihre hiſtoriſchen Angaben nicht verlaſſen ſoll. Beide ſchreiben Holbein noch den alten Baslertod, und Anderes, das er nie gemalt hat, zu, und ſind voll compilatoriſcher Irrthümer, beſonders Huber, wo er von den Holzſchnitten redet.

[1]) Den alten Basler Todtentanz konnte Füßli damit nicht meinen, wie das Allgemeine Künſtlerlexikon glaubt, ſondern das Geſagte hat Bezug auf den Todtentanz in Holzſchnitten, deſſen Holbeiniſche Echtheit damals Douce und andre Engländer bezweifelt hatten. Er ſpricht ja gleich darauf von Invention, als einer Charakteriſtik der Schweizer, und dieſe war es, die er hier noch über Holbeins tizianiſches Colorit ſetzen zu müſſen glaubte.

„Hintergrund nur eine dunkelgrüne Fläche, alles auch in
„der Tracht auf's fleißigſte und genaueſte ausgeführt.
„Man kann es nicht läugnen, ſoll das Porträt eine abge-
„ſonderte Gattung ſeyn, ſo dürfte wohl dieß die einzig
„richtige Methode ſeyn, denn wodurch kann die Kunſt
„in der einzelnen Darſtellung eines Individuums ſich noch
„als Kunſt bewähren, außer durch die ſtrengſte Objecti-
„vität, wo der Charakter recht in ſeiner Beſchränktheit
„concentrirt, und gleichſam feſt eingeſchloſſen erſcheint,
„wie es auch bei Holbein der Fall iſt?"

„Stellung, Hand und Kleidung pflegen beim Hol-
„bein jedes wiederum den Charakter des Geſichts auszu-
„ſprechen, wodurch denn die Eigenheiten deſſelben, oft
„beinahe zur Caricatur, deutlich und objectiv werden."

„Holbeins Farbe iſt gleichſam nur der Abdruck ſei-
„ner eignen Kraft und Männlichkeit, ein einfacher, reiner
„Accord von dunkelm Schwarz, brennendem Roth, oder
„kräftigem Gelbbraun, der in dem unvergleichlichen Bilde
„zu Dresden am deutlichſten herauskommt, der Tendenz
„nach aber ſich überall zu erkennen gibt."

„Die Madonna zu Dresden, wo Demuth ſo ſchön
„mit Göttlichkeit verbunden iſt, muß ich darum weit
„wahrer finden, als die Madonna von Raphael eben
„daſelbſt, die zwar göttlich blickt und geſtaltet iſt, aber

„mit einer zu allgemeinen Göttlichkeit, ſo daß auch wohl eine Juno oder ſelbſt eine Diana ſo ſeyn könnte.“

„Holbein hat ſich dem Johann von Eyck nachgebildet.“

„In Holbein beſchließt die deutſche Kunſt ihre Entwicklung mit einer bis zur äußern Glätte und Weichheit vollendet ausgebildeten Genauigkeit und Richtigkeit.“

Chriſtian Mannlich, Beſchreibung der Churpfalz-Bayeriſchen Gemäldeſammlung. 1805.

„Holbein der Sohn war ein genauer Nachahmer der Natur; ſeine Färbung iſt wahr, oft kräftig. Seine Zeichnung ſo wie ſeine Compoſition naiv, natürlich, ungezwungen, und ſeine Ausarbeitung, obgleich ſehr fleißig, iſt nicht ſo trocken und ſchneidend, als es zu ſeiner Zeit gewöhnlich war. — Seine Zeichnungen mit roth und ſchwarzer Kreide ſind in Wahrheit, Richtigkeit und naiver Nachahmung der Natur von großem Werthe.“

H. Heinrich Füßli, allgemeines Künſtlerlexikon. 1808.

„Seine Erfindungen in hiſtoriſchen Zuſammenſetzungen waren nicht ſelten groß, gelehrt, und bisweilen

„echt poetiſch. Das Ideal, welches er ſich ſchuf, war
„freylich nicht Raphaels ſeines, nicht aus den Antiken,
„aber aus dem Schönſten geſchöpft, was die Natur um
„ihn her darbot, und ſein großer Geiſt zu veredeln
„wußte. In richtiger Zeichnung durfte er nur wenigen,
„in der Wahrheit des Ausdrucks und des Colerits, ſo
„wie überhaupt in allem, was meiſterhafte und völlige
„Beendigung heißt, keinem ſeiner Zeitgenoſſen weichen. —
„Ihm fehlte bei ſeinem feinen, weichen und markichten
„Pinſel nichts als gelindere Umriſſe, und bei ſeiner Kraſt,
„die Natur aufzufaſſen, nur noch etwas mehr Sinn für
„das Ideal des Charakters. — Milizia nennt ihn den
„Einführer einer beſſern Baukunſt in England, und
„bemerkt von dem Porticus zu Wilton: der Geſchmack
„daran ſey zwar reiner, als derjenige vieler ſeiner Nachfolger,
„aber doch immer eine Baſtardgattung zwiſchen
„dem Gothiſchen und Griechiſchen; Ornamente und Ebenmaß
„daran aber wären graziös und wohlgewählt.“

Göthe, zur Farbenlehre. 1810.

„Holbein ahmte die Farben der Naturgegenſtände
„ſehr treu nach. Er iſt zarter in den Tinten, als Dürer,

„weiß den Pinſel gewandter zu führen, und die Beſtimmtheit artet ſelten bei ihm in Härte aus."

Mittheilung eines Kunſtfreundes. 1813.

„Holbeins Manier war feſte und richtige Zeichnung — „nicht große Partien, nicht frappante Beleuchtung. Er „verbindet Treue mit Freiheit, Correctheit mit Kraft. „Seine Ausführung iſt zart und fein; ſein Colorit wahr, „weich und lauter, nur unterordnete er oft die Nebenſachen nicht genug. Die Umriſſe ſeiner Figuren ſind „zuweilen hart, welches er, ſo wie den Fleiß der Ausführung und die Haltbarkeit der Farben mit den beſten „deutſchen Malern gemein hatte.

„Weniger flach als Cranach und beſſer in der Zeichnung. — Er wußte den Charakter eines Geſichts beſſer „aufzufaſſen, als Dürer.

„In ſchönen Geſichtsbildungen ohne eckigte Umriſſe „und borſtiges Haar, wo auch die Kleidung in ſanften „Falten und harmoniſchen Farben dahinfloß, wo alſo „die Natur ſelbſt ſchon für den Geſchmack geſorgt hatte, „war Holbein den größten Porträtmalern an die Seite „zu ſetzen. Nicht Genie, aber der idealiſche Geſchmack „fehlte ihm.

„Ein Charakter von Ueppigkeit und froher Lebensluſt
„iſt in ſeinen Werken, beſonders in ſeinen Zeichnungen
„ſichtbar. Seine Figuren ſind breit, wohlgenährt, ſinnlich,
„und haben nichts von der altdeutſchen Frömmigkeit.“

Schorn, Kunſtblatt 1820.

„Das Eigenthümliche aller dieſer Bildniſſe beſteht
„in der unbefangenen Treue und Objectivität, womit der
„Charakter des Individuums ergriffen und in lebendiger
„Ruhe geſchildert iſt. Nicht die vortheilhafte Erſcheinung
„des Geſichts, der Figur, des Geiſtes und der Geſinnung
„in dieſem oder jenem vorübergehenden Augenblick ſuchten
„dieſe alten Meiſter im Porträte feſtzuhalten, ſondern
„die bleibende Eigenthümlichkeit, die Natur und Leben
„zuſammenwirkend ausbilden, und deren ſpezifiſche Mi-
„ſchung Individuum von Individuum ſondert. Dieſe
„ſtrenge Auffaſſung des Charakters unterſcheidet ſie von
„den meiſten neuern Porträtmahlern, welche, mehr dem
„Ausdruck huldigend, darauf ausgehen, einen dem Geiſt
„und der Figur günſtigen Moment darzuſtellen, und ſo
„ein erhöhtes bewegtes Leben ſchildern, das aber nicht
„als das durchgehend wahre und eigenthümliche anerkannt
„werden kann.“

Kunſtblatt. 1823.

„Holbeins Bildniſſe haben etwas Eigenthümliches,
„wodurch ſie ſich auf den erſten Blick als Productionen
„dieſes Meiſters ankündigen. Er hält ſie faſt durchaus
„im Lichte, und weiß ihnen doch eine Rundung zu geben,
„die Andre oft mit allen Schattenmaſſen nicht hervorbrin-
„gen. Dadurch gewinnen ſie eine außerordentliche Klar-
„heit und Reinheit. Auch ſind ſeine Köpfe bey aller Ruhe
„ſehr ausdrucksvoll und von einer ſprechenden Individuali-
„tät, die ſich jedoch nie in bedeutungsloſe Zufälligkeiten
„verliert.“

C. A. Böttiger, Andeutungen zu M. Retzſch Fridolin. 1823.

„Man hat es immer als einen Zug reiner Naivetät
„in dem herrlichen Bilde von Holbein auf der Dresdner
„Gallerie mit Recht angeführt, daß, indem der Bürger-
„meiſter Meier in Baſel mit ſeiner ganzen Familie,
„Frau, Söhnen und Töchtern in unausſprechlicher In-
„brunſt vor der Hochgebenedeiten knien und bethen, das
„jüngſte Knäblein der Familie allein in harmloſer
„Kindlichkeit noch nicht bey der Sache iſt, und auf andre
„Gegenſtände ſeine Aufmerkſamkeit zu richten ſcheint.“

Kunſtblatt. 1824. Altdeutſche Gemälde in dem Schloſſe Wallerſtein.

„Des jüngern Holbeins vollendete Kunſt iſt nicht „als plötzliche Erſcheinung, ſondern als würdige Krone „einer herrlichen Reihenfolge der wiederauflebenden deutſchen Kunſt zu betrachten."

Holbeins Bildniß. Monogramm.

Van Mander berichtet, ohne zu ſagen, woher er es wiſſe, denn das ſagt er bei keinem Anlaß, Holbein habe mit der linken Hand gemalt, und er vergleicht ihn darin dem Römiſchen Ritter Turpilius, von welchem Plinius das Nämliche bezeuge. Dieſe vermeinte Merkwürdigkeit ging nun, jedes Mal vom Ritter Turpilius begleitet, in die ſpätern Nachrichten über, und Papillon beweiſt es ſogar aus der Art, wie er im Formſchneiden die Striche gezogen habe, nämlich von der Rechten zur Linken, da man ſie ſonſt von der Linken zur Rechten zu nehmen pflege.

Dagegen behauptet Walpole, dieſem Vorgeben van Manders widerſpreche ein Bildniß Holbeins, das früher in der Arundeliſchen Sammlung geweſen, und nachher in den Beſitz Lord Stafford's gekommen ſey, wo der Künſtler den Pinſel in der rechten Hand führe. Allerdings die beſte Widerlegung einer an ſich gleichgültigen Sache

Man hat ein Bild von L. Vorſtermann geſtochen: Joh. Holbenius Pictor Regis Magnae Britanniae, sui saeculi celeberrimus. Anno 1543. aetat. 45., wo er auch mit der linken Hand malt. Vermuthlich iſt dieß eine Copie des Porträts aus der Arundeliſchen Sammlung, das im Kupferabdruck die entgegengeſetzte Seite zeigt, und ſo zu der irrigen Meinung Anlaß geben konnte. — W. Hollar, der, 1647, das Bildniß Holbeins offenbar nach demſelben Originale äzte, (III. Ae. 45, Ann. 1543.) hat den Pinſel in der linken Hand weggelaſſen.

Ebenderſelbe Kopf mit der ſchwarzen Mütze wie bei Vorſtermann und Hollar, aber ohne Hände, findet ſich auch in Patins Vita Holbenii. III. Æ. 45. ex musaeo Feschiano [1]).

Nach einem andern Vorbilde iſt der Kupferſtich in dem Florentiniſchen Muſeum genommen: Joannes Holpenius Basiliensis, sui ipsius effigiator. Ae. XLV. Nic. Billiy Scolp. — Offene Augen mit breiten Liedern, breite Naſe, kleiner Mund, runder Bart, Haare rund geſchnitten, ohne Mütze.

---

[1]) Effigiem Holbenii habet Pinacotheca nostra vivis coloribus aliunde depictam, a Jo. Lydio nostrate sing. industria elaboratam et mihi oblatam prid. Cal. Jan. 1662. (Hum. industr. monum. op. Rom. Feschii. Msc.) — Wo findet man Nachrichten von dieſem Johannes Lydius?

Sandrart ſchreibt, er habe dem M. Le Blond in Amſterdam verehrt Holbeins eigenes Conterfet, in ein Rund ſehr fürtrefflich gemacht. Nach dieſem mag der Stich in ſeiner Academie verfertigt worden ſeyn, der nachher wieder von Andern iſt copirt worden.

Man hat auch einen Kupferſtich von Andr. Stockius, der nach der Unterſchrift eine Abbildung von Holbein ſeyn ſoll, aber wenig Aehnlichkeit mit andern hat; ein rohes Geſicht, das einen falſchen Namen zu führen ſcheint.

Dieß ſind die Originalien zu vielen andern weniger bedeutenden Kupferſtichen des berühmten Mannes. Da jedoch keines von beſondrer Vorzüglichkeit iſt, ſo wäre zu wünſchen, daß eine geſchickte Hand den Stich des Gemäldes übernähme, das ſich in der Bildergallerie zu Wien befindet, und in dem Mechelſchen Katalog ſo beſchrieben iſt: „Holbein in ſeinen beſten Jahren, in einem braungemodelten Rocke, mit umgeworfenem Mantel, und „einem runden flachen Hut. Seine Rechte auf die Hüfte „geſtützt, in der Linken Handſchuhe.“

In Kenſington ſind, wie Horaz Walpole meldet, zwei ſehr ſchön ausgeführte Bilder von Holbein, die man für ſein und ſeiner Frauen Porträte halte. Walpole's Vater hatte ſie der Königin Caroline überreicht; vielleicht auch denſelben nach Belieben Namen gegeben. Und in der Gallerie zu Windſor fand Walpole ein ſchönes kleines Gemälde eines Mannes und Weibes, denen man auch dieſe Namen beilegte. Auch ſpricht Dallaway von einem Bilde Holbeins und ſeines Sohnes zu Petworth; man kann aber auf dieſen Stoppler nicht gehen.

Van Mander nennt zwei kleine ausnehmend hübſche Selbſtbilder von Holbein, die er bei Kunſtliebhabern geſehen. Und Patin ſpricht von einem ſolchen, das in der Sammlung des Königs von Frankreich war, jetzt aber nicht mehr daſelbſt gefunden wird, oder einen andern Namen trägt.

Holbein habe ſeinen eignen Kopf in Holz geſchnitten, ſagt Walpole, gibt aber keine weitere Nachricht davon.

Schließlich iſt noch zu bemerken, daß Hans Holbeins Monogramm von ſeinen erſten Zeiten an nie ein andres geweſen, als zwei meiſtentheils getrennte H. H., niemals HB, welch letzteres Zeichen auf keiner einzigen ſeiner früher gezeichneten und gemalten Arbeiten in Baſel angetroffen wird; auch nie auf ſeinen ſpätern zuverläſſigen Kunſtwerken, welche nicht durch den Kunſthandel gegangen, vorkömmt, wenn ſchon die Ausleger der Monogramme dieſes und noch mancherlei andre anführen, und auch Hollar zu ſeinem Todtentanz es gebraucht hat, ja ſelbſt der Mechelſche Katalog der Wiener Gallerie, deſſen Verfaſſer es doch beſſer hätte wiſſen ſollen, daſſelbe HB als Holbeiniſches Zeichen angibt. Somit können auch die Kunſtwerke, die damit bezeichnet ſind, ſchwerlich dem Namen Holbein angehören, oder, wenn es wirklich Originale ſind, ſo mögen ſie, da er die wenigſten ſeiner Werke bezeichnete, dieß Monogramm aus Mißverſtand, zur Bekräftigung der Originalität, erſt nach der Hand erhalten haben; kein Handel in der Welt erlaubt ſich ſo viele X für V, wie der Malereihandel.

So viel unſchuldige oder abſichtliche Irrungen in den Monogrammen machen die Beſtimmung der Echtheit ungewiß, und das Verzeichniß ſämmtlicher angeblicher Werke des Meiſters erläßlich.

Am Ende muß man doch in der Kunſt wie im Leben mit eignen Augen prüfen lernen, damit man nicht alles Gold nenne, was glänzt und geprieſen wird, ſondern auch das Verdienſt der Trefflichkeit, das oft in dem unſcheinbaren liegt, erkennen möge.

Verbeſſerungen.

Seite 18 letzte Zeile ſtatt Seeligkeit, lies: Seligkeit.
— 17 Zeile 5 von unten, ſtatt [illegible], lies: [illegible].
— 22 — 9 ſtatt gebadeten, lies: gebadetem.
— 48 — 13 ſtatt einer, lies: eine.
— 55 — 1 ſtatt allen Lieben, lies: allem Lieben.
— „ — 12 ſtatt des Meiſters, lies: der Meiſter.
— 57 — 1 ſtatt ihm, lies: ihnen.
— 65 — 15 ſtatt fehlte, lies: gefehlt habe.
— 81 — 3 von unten, ſtatt zu, lies: zum.
— 98 — 6 ſtatt am [illegible], lies: am [illegible].
— 111 Note, Zeile 1 ſtatt [illegible], lies: [illegible].
— „ — Zeile 7 ſtatt [illegible], lies: [illegible].
— 113 Zeile 9 von unten, iſt auch [illegible].
— 128 Note 1 ſtatt [illegible], lies: [illegible].
— 133 Zeile 14 ſtatt all, lies: allen.
— 134 — 8 ſtatt Luthern, lies: Luthers.
— 138 — 3 von unten, lies: [illegible].
— 140 — 5 von unten, lies: [illegible].
— 143 — 5 ſtatt die [illegible], lies: den [illegible].
— 162 — 5 lies: [illegible].
— 165 — 7 von unten, ſtatt [illegible], lies: [illegible].
— 167 — 1 lies: [illegible].

Seite 178 Zeile 6 lies: Pellikan's.
— 180 — 3 lies: verdienſtvollen.
— 194 — 1 ſtatt aller, lies: allen.
— 221 — 4 lies: Pfenning.
— 224 — 6 von unten, und ſcheint, lies: es ſcheint.
— 262 — 3 von unten, hinter Holbeiniſche: olde hiſtoriſche.
— 265 — 1 von unten ſtatt wie, lies: auch.
— 285 — 4 von unten ſtatt Glunt, lies: Glück.
— 303 — 7 von unten ſtatt [illegible], lies: wachſenden.
— 337 — 2 entgegen, lies: entgangen.
— 350 — 4 von unten, ſtatt ; lies: ,
— 355 — 2 nach facilità —
— 357 — 10 von unten: strength.

Johann Kaſpar Lavater.

Beiträge

zur

nähern Kenntniß und wahren Darſtellung

Johann Kaſpar Lavater's.

Aus Briefen ſeiner Freunde an ihn, und nach
perſönlichem Umgang.

Von

Ulrich Hegner.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1836.

Vorbericht.

Wohl zwanzig Jahre war ich mit Lavatern bekannt, wohnte drey Jahre in ſeinem reinlichen Hauſe, und aß an ſeinem freundlichen Tiſche. Der Zutritt zu ſeinen Handſchriften gab mir den Anlaß, mit ſeiner unbedingten Einwilligung, von Briefen bedeutender Freunde, während ſeiner merkwürdigſten Schriftſtellerbahn, Auszüge deſſen, was ſie ihm über ihn ſelbſt zugeſchrieben hatten, zu machen. — Seinen frohen Muth konnten dieſe Aeußerungen vergangener Zeiten nicht mehr anfechten; noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se, wiederholten wir oft ſcherzend. —

Ich hatte dieſe flüchtigen Auszüge für mich gemacht, ohne an Oeffentlichkeit zu denken. Nunmehr aber, da die Schreiber alle todt ſind, trage ich ich kein Bedenken, ſie dem Publicum als eine literariſche Merkwürdigkeit jener Zeit, die auch ihr Gutes hatte, vorzulegen; ſie charakteriſiren den Mann und die Freunde.

Jetzt kann ihre Bekanntmachung nicht mehr beleidigen, denn gelehrte Empfindlichkeit reicht nicht über das Grab hinaus. Lavaters Andenken können ſolche Anfälle in Schimpf und Ernſt auch wenig ſchaden, es kann mehr als dieß vertragen; und Schatten gehören auch zu einem Gemählde.

Als Zugabe habe ich den Verſuch gemacht, einen der merkwürdigſten Menſchen, die ich in langem Leben perſönlich gekannt habe, ſo natürlich darzuſtellen, wie er mir ſelbſt, ohne Rückſicht auf fremde Urtheile, im wahren und irrenden Wiſſen und Streben erſchienen iſt, und ſich auch, an weſentlichem Gehalt in hohem Grade ehrenwerth, bis zum Ende bewährt hat.

Inhalt.

Vorbericht . . . . V.

Erſter Theil.

Auszüge aus Briefen von:

Gräfin Branconi. Seite 139.
Campe. 186. 189.
Chodowiecki. 45. 124. 186.
Füßli in London. 3. 5. 7. 9. 11. 12. 15. 16. 18. 42. 47. 102. 117. 119. 120. 121. 123. 204. 209.
Garve. 162.
Gleim. 213.
Goethe. 71. 74. 86. 91. 94. 98. 123. 125. 127. 129. 130. 133. 135. 137. 140. 143. 147. 152. 163.
Häfeli. 52. 61. 89. 170. 172. 185. 192. 211. 223.
Hamann. 114. 204.
Hartmann. 33. 34. 35. 37. 38. 39.
Haſchka. 157. 159. 160.
Herder. 20. 21. 23. 25. 29. 30. 58. 88. 136.
Hottinger. 64. 178.
Jacobi. 116. 145. 181. 191. 192. 194. 196. 198. 200. 206. 207. 209. 213. 215.
Jeruſalem. 163.
Jung-Stilling. 130. 162.
Klockenbring. 19. 47. 49.
Klopſtock. 19. 223.
Knebel. 133.
Kubinsky. 227.
Lenz. 234.
Leuchſenring. 191.
Matthei. 237.
Meiners. 86. 156. 158. 168.
Moſes Mendelsſohn. 12. 13.

Merk. Seite 114. 115.
Pfenninger. 41. 164. 165. 208. 215. 217. 221.
Reinhold. 236.
Reſewitz. 10.
Schloſſer. 39. 78. 85. 199.
Schlözer. 128. 179.
Spalding. 31. 52. 77. 83. 100. 104. 210.
Spalding, Sohn. 183. 184. 198.
Fr. Stolberg. 55. 56. 70. 76. 87. 116. 202. 222. 229. 231.
Chriſt. Stolberg. 62.
Katharina Stolberg. 68. 182.
Stolz. 171. 180. 193. 197. 203 207. 216. 218. 219. 220.
Sulzer. 4.
Tiſchbein. 155. 167. 168. 201. 216. 221.
Tobler. 232.
Wieland. 54. 56. 59. 64. 69. 73. 74. 75. 79. 82. 90. 100.
Zimmermann. 25. 27. 28. 36. 40. 43. 46. 48. 49. 50. 51. 54. 65. 71. 73. 76. 80. 90. 94. 95. 96. 97. 101. 105. 111. 112. 113. 118. 228.

Von einem Herrnhuter. 234.

Zweyter Theil.

Etwas von ſeinem Leben und Wirken.
Freunde . . . . Seite 243.
Freundinnen . . . . - 253.
Feinde. . . . . - 256.
Glaube . . . . - 259.
Gemüthsart . . . . - 269.
Phyſiognomik . . . . - 291.
Philoſophie . . . . - 305.
Poeſie. . . . . - 313.

Anhang. Von einer andern Feder.
Freunde . . . . Seite 320.
Glaubensſache . . . . - 325.
Art und Weiſe . . . . - 333.
Tod . . . . - 342.

Erſter Theil.

Briefauszüge.

Maler Füssli in London.

19. Febr. 1763.

Die Sendung Eurer Briefe war eine Impertinenz. Worüber beſtraft Ihr mich? Ich habe Euren Styl nicht, und wünſche nicht ihn zu haben. Weſſen bin ich, ich ſage nicht überwieſen, ſondern beſchuldiget? Welch Recht hat der rauhe Knabe mich herumzuteufeln, und mir wie einem ſeiner Katechetenbuben im Turbenthal zu begegnen? hat Heß ein Recht mit mir zu reden wie Du? und Du redeſt ſo nicht mit mir. Was meynt er bey Avantürier? iſt es meine Schuld daß ich kein Brot in meinem Vaterlande finde? Wir ſind nicht alle gemacht im Kirchenweinberg zu ſtampfen, und eine Pfeife beim Zehndenfaß zu rauchen. Wenn er mir wie ein Menſch und Freund ſchreibt, ſo will ich ihm ſo antworten.

Ich weiß nicht, mir deucht aber, als ob Dir der geringe Funke von Zuneigung, der in Deinem Herzen noch zuweilen einen kleinen Strahl über meinen Namen und Bildniß ſtreut, leid ſey. Du willſt mich nicht zerbrechen, ich glaube das, ohne Deinen Hammer geſehen zu haben; es iſt ſo etwas anathematiſirendes in Deinen Briefen. — Mit welcher Majeſtät würdeſt Du, dreyfach gekrönter, Deine Banne in ganzen und halben und Vierthelsdonnern geſchoſſen haben! Habe Zutrauen, rede, unterhalte Dich mit mir! Welche Raſerey haſt Du ein Rapier wider ſeine Beugung Dir in's Auge ſpringen zu machen?

Prof. Sulzer in Berlin.

16. May 1763.

Ich bin von der Aufrichtigkeit, womit Sie mich um mein Urtheil über Ihren Charakter fragen, ſo ſehr überzeuget, daß ich Ihnen ohne Bedenken alles ſagen würde, was ich mangelhaftes an Ihnen entdeckt hätte, wenn ich mir ſolcher Dinge bewußt wäre. Ich habe Sie die ganze Zeit unſrer Reiſe über immer in dem vortheilhafteſten Lichte geſehen; nur ein paar Male wunderte ich mich, daß Ihr Gemüthe dem Schrecken etwas zu ſehr nachgegeben hat. Aber den männlichen Muth, der bei unvermutheten Vorfällen wie ein ſtarker Baum nur unmerklich wanket, aber ſich nicht beuget, wird Ihnen eine längere Erfahrung in der Welt und ein fortgeſetztes Nachdenken wohl geben.

Maler Füssli.

13. Novemb. 1763.

Wenn Du meine tauſendmal wiederholte Durchleſung Deiner Briefe ſäheſt, wie ich an jedem Wort hange! wie ich mit Gewalt mehr herausſehe als Du gedacht haſt! wie ich ſogar den Geruch Deiner Hand auf dem geliebten Papiere ſuche, ſo würdeſt Du Deine Briefe mit etwas mehr als mit Poſtſcripten anfüllen; denn eine jede Feder, die ich ergreife, müſſe ſtumpf werden, wenn ich einmal verlegen genug bin, um Papier und Nachrichten und Petſchaft und Reichsgeld und Grüße an Jetzler und Piſtolen und Dietrichs Bücher und das Nichtkommen der Zürichbriefe und (mir ſtarrt die Zung' im Mund!) Gräfens Grüße und zu Lilienſtröm gebethen ſeyn u. ſ. w. — ſtumpf müſſe meine Feder werden und mein Arm krampfig, wenn ich einmal verlegen genug bin, dergleichen Salbadereyen zur Materie meines Briefs zu nehmen! ——

Es iſt mir klar, daß Du Dich vor meiner Liebe fürchteſt, daß Du Dein Herz im Zaum hältſt, und daß jede Empfindung und jede Vermuthung eine Lehre, ein Wink iſt. — Ich bin es zufrieden, den Apoſtel der Heiden an Dir zu haben, aber ahme jenem ganz nach, denn wenn Küſſe und Umarmungen nur Mantiſſen ſeiner Briefe ſind, ſo fängt er auch nicht an: Paul ein Geſandter ꝛc. den Gemeinen ꝛc., ſchicket mir das Pergament und den Mantel, und Du Timotheus trinke ein wenig Wein um Deines ſchwachen Magens willen — ſondern er redet Sachen, die einem Lehrer anſtehen; denn glaube mir, ſo wie ein Gemälde ohne Gruppen nichts iſt, ſo iſt es auch ein Brief; es iſt aber beſſer keine Gruppen zu haben, als das was zu hinterſt ſeyn ſoll, vorne, und in einer Weynachtsvorſtellung Ochs und Eſel im Vorgrunde zu ſehen.

Maler Füssli.

7. Dez. 1763.

Wenn mein Brief Dich gewiſſermaßen aufgebracht hat, ſo hat der Deinige mich traurig gemacht. Du biſt ungerecht gegen mein Herz, ungerecht gegen meine Briefe — mag ich doch immer ein Phantaſt ſeyn! Ich will mit allem, was das Gefühl der Menſchlichkeit ſchnelles hat, einem Unterdrückten helfen, ein Talent hervorziehen, an der Verbeſſerung einer ſchönen Seele arbeiten, unermüdet ſeyn, ihr Freund heißen; aber meinen Lavater will ich doch noch anders lieben als dieſe. — Das ſind alſo die Briefe, von denen Du einſt ſagteſt: wie ich Füßli ſchreiben werde, ſo ſchreibe ich ſonſt keinem Menſchen.

*

Sulzer behauptet, er hätte noch keinen andern Menſchen geſehen, deſſen Selbſtgenügſamkeit und Liebe zu der Einſamkeit ſo weit gegangen wäre, und der doch allemal nach einem einſamen Tag ausſähe, als wenn er aus der Geſellſchaft der allergeliebteſten Freunde käme, wie mich; daß er dies nicht hätte begreifen können, bis er einmal in der Nacht gehört hätte, daß ich mich ordentlich mit Dir unterredete, und daß er ſich nun nicht mehr wunderte, Dich in meinen noch ſo croquirten Zeichnungen überall zu finden.

Maler Füssli.

12. Jänner 1764.

Du gibſt mir beſtändig liebloſe Anſpielungen ſchuld, und wünſcheſt lieber, ich möchte Dir ein paar Stücke Eis als eine gute warme mit denſelben verdämpfte Brühe ſchicken; ich will Dir wo möglich gehorchen, denn Du weißt, daß ich das Mittel nie habe halten können. — Ich muß aber nur dieß ſagen: ungeachtet ich mit meiner chriſtlichen Liebe in Briefen gar nicht prahlen will, ſo hätte ich doch nicht vermuthet, daß die Deinige in denſelben nichts als eine beſtändige liebloſe Anſpielung finden könnte.

Maler Füssli.

10. May 1766.

Ich ſchreibe Dir in der Trunkenheit der Freundſchaft. Iſt unter dem Himmel ein Herz, das Dich mir gleich liebt, obgleich zurückgehalten, verſchmäht, verwundet!

Ich bete nicht für mich, und glaube blos an die Vorſicht im Anbeginn für Alle, aber ich wünſche Dir mehr als Geſundheit, ich wünſche Dir der Liebe vergötternde Dauer ꝛc.

Reſewitz.

16. Sept. 1767.

Klopſtock läßt Sie herzlich grüßen; er hat Ihre Schweizerlieder geleſen, ſie mit auf's Land genommen, und rühmt mir viele ſchöne Stellen darin, glaubt aber, daß die Begierde Gleimen nachzuahmen, Sie verleitet habe, minder Original zu ſeyn, und ſich dem republikaniſchen Enthuſiasmus zu überlaſſen, als Sie es hätten thun können.

Maler Füssli.

31. März 1768.

Auf Deine Frage ob ich geſund bin? antworte ich, mein Leib iſt ſo; ob ich keine habe, deren Gefangener ich bin? ſie ſtarb an einer Krankheit, die Du nicht kenneſt; ob mein Trauerſpiel bald fertig iſt? es iſt nicht angefangen; ob ich Freunde habe? ich habe ſie; ob mich die Nahrungsſorgen anwandeln? ſende mir ein Rezept dagegen; was mich kümmere? daß D(älliker) ſeinen Bauch in Donner gekleidet; daß F. H(eß) heurathete um krank zu ſeyn; daß B(odmer) mich im Lichte W(eißens) vergißt; und daß N(üſcheler) ſtatt den See die Pfeiſe im Munde anzuſchauen, bey ſeinem Weibe zu liegen, und Arioſt zu leſen, einen Franzoſen überſetzt und den Plutarch verhunzt.

Maler Füſsli.

1768.

Man ſagt mir, daß Dich ein Engel Satans äußerlich und eine Hektik innerlich quälet — ich kann für Dich beten, obgleich nicht für mich; und Gott weiß, daß ich mit meiner Geſundheit die Deinige kaufen wollte.

> Jeden glühenden Kuß, auf angebeteter Lippe
> Glühenden Kuß, auf die erſterbenden
> Roſenhügel der Luſt einſam geſiegelt — gäb'
> Ich für Deine Umarmung hin.

Moses Mendelssohn.

21. Dezemb. 1769.

So weit ich in Abſicht auf die Glaubenswahrheiten von Ihnen entfernt bin, und ſo unmöglich es ſcheint, daß wir in Religionsſachen jemals einſtimmen werden, ſo hat dieſe Disharmonie gleichwohl nicht den geringſten Einfluß auf meine Geſinnungen, und ich verehre nichts deſto weniger Ihre vortrefflichen Talente und Ihr noch vortrefflicheres Herz.

Moses Mendelsſohn.

9. Febr. 1770.

Verehrenswertheſter Menſchenfreund! Man will Nachricht haben, daß Sie über einige Ausdrücke in meinem gedruckten Schreiben an Sie ungehalten ſeyen. Ich kann dieſes nicht glauben, Schmeicheleyen und kriechende Complimente haben Sie nicht erwartet; dazu ſind Sie zu weiſe, Geringſchätzendes hat mir nichts entfahren können, denn ich bin mir der Hochachtung gegen Ihre Verdienſte allzuſehr bewußt.

*

Glauben Sie mir, es iſt unſer Beyder unanſtändig, ein Spiel der Anekdotenkrämer zu werden, und durch öffentliche Streitſchriften dem müßigen Theil des Publikums einen Zeitvertreib, den Einfältigen ein Aergerniß, und dem Feinde des Guten eine boshafte Freude zu machen. Meine aufrichtige Meynung, mein Herzenswunſch iſt, wir ſuchen uns ſo gut wir können aus der Schlinge zu ziehen, in welche wir gerathen ſind. —

Kommen Sie, wir wollen uns in Gedanken umarmen. Sie ſind ein chriſtlicher Prediger, ich ein jüdiſcher Buchhalter; was thut dieß! wir ſind beyde Menſchen. Wir wollen uns einander aufrichtig alle Unruhe vergeben, die wir uns wechſelweiſe verurſacht haben. Bey meinem ehrlichen Barte, ich habe die Abſicht nie gehabt, Ihnen Verdruß zu machen, und was Ihre Abſicht betrifft, ſo iſt ſie mir verehrenswerth. Was ich aufrichtig wünſche, mein würdiger Freund! iſt dieſes, daß Sie den weiſen Bonnet nachahmen, und das was Sie für Wahrheit halten überhaupt vertheidigen, ohne gewiſſe Menſchen, noch weniger einen gewiſſen Menſchen, dabey aufzufordern. Wer Ohren hat wird von ſelbſt hören.

Was ich von Ihnen geſagt, rechtſchaffener Mann, dürfen Sie ſich nicht ſchämen, nachdrucken zu laſſen. Ich rede die einfältige Wahrheit, und wiederhole nur, was die beſten Menſchen von Ihnen wiſſen und ausbreiten.

Maler Füssli.

14. Juni 1770.

Ich erhielt Deinen Brief und meines Bruders geſtern, und bin betrübt. — Deine Abſchläge haben immer den Balſam der Freundſchaft. Meines Bruders ſind voll leidiger Tröſtungen und erinnern mich an den Menſchen im Matthäus oder Lukas, dem ſein Vater nie einen Bock gab, weil der jüngere Galgenvogel am Hurenangel hing.

Maler Füssli.

30. Juli 1770.

So gewiß es iſt, daß Jeſus gelebt um zu heilen, ſo gewiß iſt es, daß die Lahme, von der Du ſprachſt und ſprichſt, lahm geblieben. Du weißt, es iſt ſchon lange ſeit Deiner erſten Frage, und daß ich wenig von Wunderwerken überhaupt und nichts von Wundern in London oder Rom halte; weil es aber nicht darum zu thun war, mich ſondern Dich zu überzeugen.

ſo habe ich der Sache nachgefragt, ungeachtet ein grober Anachronismus in Deinem Datum war. Die Perſon, die ich ſonderlich fragte, iſt Frau Moſer, an ſechzig Jahre alt, voll von Vater- und Mutterſagen, wohl mit der Kapelle der Savoy und dem König Wilhelm und Anna der Königin bekannt, und mehr geneigt ein Wunder zu glauben und nach dem Eſſen zu erzählen, als ſelbſt zu eſſen. Und ſie, ungeachtet ſie eine Londonerin, und vielleicht nicht drei Mal außer London geweſen iſt, hat es als ein nichtswürdiges mondſüchtiges Märchen verworfen.

Maler Füssli.

2. Novemb. 1770.

Ich habe verſchiedene Verſuche gemacht, Deinem Verlangen (nach kleinen Zeichnungen) zu entſprechen, ſie ſind aber ſo weit unter, oder ſo verſchieden von der Flamme, die Deine Blätter leckt, daß ich Dich bitte mich zu entſchuldigen. Wer kann was Du verlangſt beſſer thun, als mein Bruder, dem in Vignetten ich nicht den Schuriemen halte, und der das Feuer, das ihm etwa mangeln möchte, von Deinen Augen auffangen kann.

*

Für Deine Ode bin ich Dir ungemein verbunden; ich wäre Dir noch mehr dafür verbunden, wenn ich ſo glücklich wäre, das alles zu empfinden, was Dich in Entzückung ſetzt. Harmoniſch, erhaben, warm, bilderreich biſt Du in einem hohen Grade; du biſt es mit ſolcher Leichtigkeit, daß ich, wenn ich bitten dürfte, Gott bitten würde, Dich mehr für alle Menſchen und weniger für eine Sekte, auch die beſte Sekte unter dem Himmel, ſchreiben zu machen.

Die Ode an Gott iſt über mein Lob. Mit dieſem Ozean der Anſtaunung verglichen iſt Klopſtocks Ode ein Kothbach.

Maler Füssli.

Mai 1771.

Als Freund und Chriſt magſt Du ein endloſes Recht zu Erinnerungen haben, und ich, dieſen Erinnerungen nicht zu folgen. — Liebſter Freund, denke nicht, ſo wunderlich wie man mich mit Züricher Liebloſigkeit denken mag, daß meine Seele die Hitze ihrer ewigen Jugend jemals verlieren werde — daß ich dich weniger, als du mich, liebe. Es iſt wahr, ich habe dich in Kleinigkeiten beleidigt; warum ſoll ich Dir aber Zeichnungen von Dingen ſchicken, die mich nicht rühren: Ich habe Verſuche gemacht, und weiß, daß ſie Dir nicht gefallen würden.

Der größte Fehler, den Du in allen Deinen mir vorgelegten Süjets begangen, iſt daß Du mir immer vormunzeſt. Wiſſe, daß Invention die Seele des Malers, und ein Maler ohne ſie auf der Schumacherzunft iſt. Deine und meine Imagination mögen dieſelbe ſeyn; aber um ihre Bilder auszuführen, muß ſie in meinem und nicht in Deinem Kopf aufflammen.

Klopstock.

1. Mai 1771.

Ich habe, mein liebſter Lavater, Ihren bisherigen Unternehmungen und Beſchäftigungen mit Vergnügen zugeſehen. Nach einigen Jahren werden Sie dieß und jenes ſelbſt verwerfen, aber das thut ihm nichts. Denn kaum iſt es möglich, Ihren Schwung zu nehmen, ohne auf irgend eine Weiſe ein wenig ſeitwärts zu kommen. Kurz, Sie haben meinen ganzen und herzlichen Beyfall.

Klockenbring.

4. October 1771.

Sie glauben nicht, wie viel Hochachtung und Liebe ich für Sie hege. Bei meinem Abſchiede habe ich das alles, was ich für Sie empfinde, nebſt meinem Dank für Ihren mir noch länger als in dieſer Welt ſchätzbaren Umgang nicht recht ausdrücken können, und kann es noch nicht. Aber das kann ich Ihnen ſagen, daß mir mein Aufenthalt in Zürich vorzüglich aus dem Grunde unvergeßlich und wichtig bleiben wird, weil ich darin an Ihnen einen Mann von großen Kenntniſſen, großer Tugend, und hohem Chriſtenthum angetroffen habe, der dabey weltklug, umgangliebend und heiter iſt. Das alles hatte ich für incompatibel mit einander gehalten, bis ich Sie kennen gelernt.

Herder.

10. October 1772.

Wie ſehr liebe ich Sie, liebſter Freund, aus dem Buche (Ausſichten), aus allen Stellen, wo Ihr Herz, Ihr Zutrauen auf Gott, Ihr beſcheidner, liebreicher Character, Ihr moraliſcher, thätiger und ſo fein organiſirter Sinn, kurz überall wo Ihr ganzer innrer Menſch ſpricht. Es kann ſeyn, daß das Alles um ſo mehr Eindruck auf mich macht, da ich von ſo mancherlei Menſchen ſo viel Gutes von Ihrer Perſon, und daß alles bey Ihnen Wahrheit ſey, gehört; es kann ſeyn, daß unſre Seelen ſich hie und da unmittelbar erkennen; aber wie es ſey, dieſer innre apoſtoliſche Character, dieß Glauben an Gott, und Intuition eines himmliſchen Menſchen, der uns überkleiden, mit dem wir eins ſeyn ſollten, hat meine ganze Seele zu Ihnen geriſſen. Was müſſen Sie für ein Menſch ſeyn, wenn das die ewige Geſtalt Ihres Geiſtes und Herzens ſeyn könnte.

Herder.

18. Jänner 1773.

Ich weiß nicht wie mich dünkt, aber unſer Briefwechſel iſt ſchon (ohne Zweifel von Ihrer Seite aus den beſten, edelſten, Beweggründen; kein Gedanke an andere!) zu laut, zu bekannt, als ein ſtilles Wort zweier Freunde über ſolche Sachen, das ſo unmittelbar von Seele zu Seele kommen will, als nur möglich. Da ich wenigſtens, ich weiß nicht ob aus Blöde oder Eitelkeit oder Klugheit oder Treue des Herzens, faſt zum erſten Kennzeichen, wie alles Göttlichen, Guten und Wahren, ſo inſonderheit der Freundſchaft mache, daß ſie verſiegelt ſey, und nur durch That, Folge und Wirkung offenbar werde.

•

— Ich bin über den Anſchlagzettel Ihres Briefbüreau's im dritten Theil der Ausſichten erſchrocken und äußerſt ſtutzig gemacht, weil ich aus meinem Beyſpiel es wie a. b. c. weiß, daß dergleichen gelehrten Üppigkeiten, Umhörungen, unmaßgebliche Rathſchläge u. ſ. w. äußerſt verwildern, zerſtreuen, und von der Einfalt, Kraft und Treue des wahren Gottgegebenen und Gotteingegebenen Genies endlich ganz abführen. — Immer bleibt mir die Ader des erſten Theils (der Ausſichten) die liebſte; und die den Überſetzer Bonnets in den Anmerkungen durchſtrömet, noch mehr. Da iſt noch Luſt und Liebe und Jugend zum Himmel; die Urtheile der Menſchen die Sie doch ſelbſt, mein lieber Lavater, ſich zugezogen, haben, dünkt mich, Ihren Taig etwas ermattet und durchſauert.

Herder.

März 1773.

Soll ich's denn immer beklagen, mein liebſter, edler Lavater, daß jeder Schritt den ich außer mir thue, nichts am Ende erreicht, als daß er mir Herz und Muth mehr verſchließe. — Können Sie es mir verübeln, wenn ich meinen Namen, Brief, Situation u. ſ. w. (laſſen Sie's uns mit einmal εἴδωλον nennen) etwas geſchont wünſchte, und Ihnen dazu den liebreichſten Wink gab? Sehen Sie, mein Freund, Sie kennen mich ja nicht; wiſſen ja alſo noch weit weniger meine Beziehung und Schickſale. — Laufen Sie alſo nicht immer Gefahr, mit dem wärmſten liebevollſten Herzen da Ihren Freund zu verrathen, wo Sie ihn eben nur verkündigen wollten? und wird die Gefahr nicht immer um ſo größer, je einer größern Menge Sie ſich anvertrauen, die wieder ihre Menge und Wege nach ſich hat, und wo endlich alles in die fremdeſten, verſchiedenſten Sinnesarten geräth, denen ganz der Schlüſſel und Sinn zu uns fehlt?

Und nun beurtheilen Sie ſelbſt, mein Freund, ob man nicht immer widerrechtlich handelt, wenn man in einer Beziehung, die zwei Ende hat, nur auf das Eine ſieht. — Ich weiß alſo, Sie thun mir die Liebe, und richten Sich hierin nach meiner Schwachheit. — Laſſen Sie uns unſre Freundſchaft beſiegeln, verſcharren, in der Stille wurzeln laſſen, und dann dem Publikum Früchte bringen in Geduld, Früchte unſers Zuſammenlebens und Zuſammenſeyns.

Unendlich wäre ich mißverſtanden, wenn ich in meinem Briefe Ihnen irgend einen Vorwurf machen, eine Härte ſagen, oder mich gar zum Richter über Sie hätte aufwerfen wollen. Wer hat mir dazu Amt und Pflicht gegeben, oder auch nur den Sinn dazu, da ich's bey jeder Ihrer Zeilen fühle. Sie könnten ohne dieß und das nicht der ſeyn, der Sie ſind, und gewiß noch mehr ſeyn werden. Das alles gehört zuſammen, und ich habe vom erſten Augenblick an, da ich

Ihre Schriften las, es mit Verdruß angeſehen, daß man in manchem Betracht Sie ſo wenig ahndet und in Ihrem Weſen fühlt.

Zimmermann.

28. May 1775.

— Väterliche Liebe und Güte, die Dir ſo gut läßt.

Herder an Zimmermann.

2. Juni 1775.

Die Verdienſte, die Lavater hat, und von denen er nicht weiß — ſind allemal die beſten! und inſonderheit für ihn. —

Da dieſer Mann Ihnen ſo viel Aufnahme in Deutſchland zu danken hat, und Sie gewiſſermaßen der Erſte waren, der ihn von mancher Seite dem Publicum empfahl, ſo iſt Ihnen gewiß auch nicht entgegen, wenn ich noch ein paar Worte mehr von ihm ſpreche — nämlich die, daß mir ſeine wahre nähere Kenntniß ordentlich Erſcheinung geweſen, daß ſeine Thätigkeit und ganze Exiſtenz in der Religion eine von den Wahrheiten und Realitäten iſt, die im ganzen Fortlauf der Jahrhunderte ſelten, und in unſerm es gewiß ſind, daß in hundert Äußerungen ſeines Geiſtes und Herzens ich geglaubt habe, einen Menſchenkenner zu ahnden, und zu wittern, wie wenige organiſirt ſind und Gottlob ſeyn können, daß wenn's möglich wäre, der zu ſehr verbreiteten Thätigkeit dieſes Mannes, ich will nicht ſagen engere, aber beſtimmtere Sphäre zu geben, einer der größten Wohlthäter des Menſchengeſchlechts aus ihm werden müßte, — daß wenn ſein Religionsſyſtem, wie ich gewiß weiß und hoffe, von den Punkten, da er ausgegangen iſt, Umfang genug wird gewonnen haben, über den ganzen Plan und Gang Gottes mit den Menſchen, ſeine ſo genannten Schwärmereien und Auswüchſe die edelſte Proportion und ein Leben erlangen werden, das unter den bloß menſchlichen Kräften und Wiſſenſchaften nichts ſeines

Gleichen hat — daß es mir Ärgerniß und Thorheit dünkt, wenn irreligiöſe Weiſe oder philoſophiſche Theologen mit ihm ſprechen, wie man jetzt ſpricht — d. i. daß Schatten mit einem Körper ſprechen und ſich verſtändlich glauben — daß ich ihm aber noch einen ſchweren Gang und Tigel zubereitet glaube, den er zu einer Läuterung durchgehen muß, wie aber nur wenige Seelen ertragen können und werth ſind — daß ich's endlich für eine wirkliche Wohlthat meiner Exiſtenz halte, ihm auf dem Wege meines Lebens begegnet zu haben, und manchmal ein Wort von ihm herüber zu hören.

Zimmermann.

25. Juni 1773.

Dein Syſtem in Abſicht auf das Gewinnen iſt dem ganzen Ton meines Lebens entgegen; ich könnte täglich in der Nähe, und weit und breit in der Ferne gewinnen, und will es nicht. Dein Gewinnſyſtem iſt eigentlich blos unter einem andern (freilich chriſtlichen) Namen die beſtändige Sorgſamkeit, daß nichts nachtheiliges von Dir geſprochen werde. Daher ſchreibſt Du ſeit ſo vielen Jahren an alle Journaliſten in Deutſchland. Dieß ſetzt Dich, mein Liebſter, in meinen Augen nicht herauf, ſondern herunter.

Zimmermann.

2. Juli 1773.

Lachen mußt' ich, als ich zur Entſchuldigung Deiner Kürze die Worte las, daß Du wenigſtens 45 unbeantwortete Briefe vor Dir liegen habeſt. Ich habe 150 vor mir liegen und ſchreibe doch.

Herder.

August 1773.

Ich denke ſehr oft an Sie, und liebe Sie ſehr. Spreche auch von Ihnen mit allen, wo mein Herz ſprechen kann, aus dem Abgrunde. O daß wir uns kenneten! — Edler, lieber, reiner Freund! Einen Kuß des Vertrauens und der Liebe vor Gottes Angeſicht!

Herder.

October 1773.

Ich bin noch immer oft um Dich in Deinen Sachen, noch immer oft um Dich in Deinen Briefen. — Im Ganzen, wie ſehr wünſchte ich mir die ſtrahlenheitere, thatlautere, wirkſame Religionsſeele, die da immer ſpricht und handelt. Ich nehme aber das zu ſehr verbreitete, ſo oft von wahrer That und Beziehung entfernte, und dann am meiſten das ſcheinbar klaſſiſche aus, was mir, letzteres inſonderheit, in manchen Schriften und Aufſätzen meines Bruders ganz unerklärlich iſt. Die Sachen, die Empfindungen, die oft leiſen Ahndungen der unbuchſtabierlichſten Stimme in ſolche Perioden- Reim- und Phraſenwortform zu bringen; behüte Gott, ich würde fliehen!

*

— Noch eine Umarmung vor unſerm gemeinſchaftlichen Vater und Vorbild und Bruder! Und laß nicht ab, und werde nicht müde, und ſchränke Dich ein, daß Du tiefer bohreſt!

Herder.

Octob. 1773.

— Danke für Deinen Felix Heß; ich und mein Weib haben ihn im ſchönſten Walde zur ſchönſten Zeit geleſen; und er ſey, zumal an mir, nicht verloren! Ich habe alle Fehler Heſſens, und keinen Funken ſeiner Reife oder Vorreife! Ganz Kampf, und kein Reſultat von Tugend; wozu mir Gott helfe!

Über Deinen Vater tröſte Dich Gott! Wenn Deine Ausſichten in die Ewigkeit nicht blos, wie Dich Läſterer beſchuldigen, Dein Steckenpferd ſind, ſo lerne eben jetzt in den dunkelſten Stunden, **wie viel man gewiß wiſſe und nicht wiſſe.** — Ich ſoll das Leben Jeſu ſchreiben — ich? Niemals, die Evangeliſten haben's geſchrieben, wie's geſchrieben werden ſoll und kann. Anſchauend commentiren kannſt Du's und nicht ich. — **Laſſet uns aber nicht ſchreiben, ſondern werden.**

Spalding.

26 Octob. 1773.

Wir ſtehen auf ungleichen Stellen und müſſen alſo ungleich ſehen. Daß die Menſchen gut und glücklich werden mögen, und ja ich mit ihnen, das iſt mein Wunſch, und ſo viel ich vermag, meine Arbeit. Sollte das, was ich dazu thue, nicht das Ganze ausmachen, weil ich keine beſſern Mittel zum Ganzen mit Überzeugung und

Beyſtimmung meines Herzens weiß, ſo macht es einen Theil davon aus, und der iſt doch immer beſſer als nichts. So ſehe ich mit Ruhe den verſchiedenen Gängen des menſchlichen Geiſtes auch in der Religion, auch in unſern Zeiten zu, und erwarte mehr Licht und Gewißheit von dem, was Gott noch in der Welt etwa für mich veranſtalten wird, und ich nicht veranſtalten kann, oder von der Ewigkeit. — Dieß war auch das Reſultat von der mir äußerſt intereſſanten Leſung Ihres zweiten Tagebuchs, mein theurer Freund, und weiter weiß ich Ihnen kein Urtheil darüber zu ſagen. Selbſt meine Verwunderung bey ſo vielen Stellen habe ich, nach jenen Grundſätzen, unterdrückt; aber auch unzählige Stellen, die ſich zu meiner von mir nicht veränderten Gedankenlage paßten, haben mich gerührt, erfreut, gebeſſert.

Hartmann von Ludwigsburg.

26. Dezemb. 1773.

Ich habe mir auf dem Wege genug Vorwürfe gemacht, daß ich bei dem Abſchied von Ihnen nicht weinen konnte. Allein ich habe ein eiſernes Auge, das nur im Grimm Thränen vergießen kann.

Hartmann.

28. December 1773.

Pfenninger! ein Böſewicht nur könnte Dein Herz verachten. Ich kann das nicht, und werde es auch nie thun. Aber Deine Stille, dein ſtummes wenig ſprechendes Auge, aus welchem ich Deine Gedanken hätte ſchöpfen mögen, verſtand ich nicht; und wie! mein Herz, ein tobendes Meer, voll von Planen und Entwürfen, oft ſo furchtbar, dieß kann von keinem geliebt werden, der ſo ſtill iſt wie Du. — Ich ſuche Herzen, aber wenn's Männerherzen ſind, ſo muß Sturm und Wetter mich bewegen; wenn ich nur Köpfe geſucht hätte, ſo wäre ich elend. Thaten der Menſchlichkeit ſprechen mir laut. — Du liebſt mich wie Niemand von Hegi nach Mietau mich liebt, Du Redlicher, Guter, und ſagteſt mir kein Wort, als Du mich täglich ſaheſt; Dein Auge ſprach ja nur Mitleid, nicht Liebe, wenn ich Dich ſah, Mitleid nur mit meiner ehernen, harten, uneroberten Bruſt, mit meinem Munde, der Verachtung und Stolz iſt, wenn mich jemand anſieht, wie ich nicht angeſehen ſeyn will.

Hartmann.

4. Jänner 1774.

Auf keinen Brief Antwort! Immer nur Buchſtäblerey. — Entſchuldigen kann ich Dich, wenn ich will; nicht entſchuldigen, wenn ich Deine vielen unnöthigen Briefe denke. — Du allen alles, keinem nichts!

Hartmann.

8. Febr. 1774.

Du biſt gegen mich immerdar, der Du geſtern und ehegeſtern warſt; ſonſt könnteſt Du unmöglich alſo mit mir ſprechen, wie Du mit mir ſprichſt. Bin ich denn ein Hund? Nicht einmal ſo viel Troſt hab' ich zu genießen, daß ich Dein Mitleid hätte. An Goethe und Deine Freunde ſchreibſt Du wahrlich mehr intereſſantes als an mich. — Du bettelſt und alle geben Dir nichts; ich gäbe, wenn Du nur einmal forderteſt. — Nichts will ich Dir mehr ſagen, weil Du mich nur ſtolz, nur eiſern nennſt, wenn's auch größte Unwahrſcheinlichkeit iſt.

*

O daß ich Dich ſegnen könnte mit dem Segen Gottes; daß ich mit jeder Morgenröthe die Wonne in Deine Seele, auch dann wenn ich unter den Todten bin, flüſtern könnte, daß Du fühleſt, daß mein Segen es iſt! — O daß ich mit der Kühle des Abends ſo beten könnte, daß

Du meine Stimme vernähmeſt, daß Du glücklich wäreſt. Iſt noch ein Glück für mich auf Erden, ſo ſoll's für Dich ſeyn und Deine Geliebte. Ich will es nicht, wenn Du es haben kannſt.

Zimmermann.

21. Januar 1774.

Lavater, wenn Du keinen Pietiſten, Asketen und Schwärmern unter die Hände gekommen wäreſt, ſo will ich dieſen Augenblick ſterben, wenn Du nicht für eine der größten Erſcheinungen im Reiche der Wahrheitſeher wäreſt erkannt worden; und ich lebe und ſterbe auf dem Gedanken, dieſes hätte Deiner Seligkeit nicht geſchadet.

*

Was Du doch zuweilen für Etourderien machſt, Geliebter! Deine allerchriſtliche Freimüthigkeit iſt verehrungswerth, aber mit derſelben ſpatzierſt Du gar zu oft neben dem Ländlein der Menſchenkenntniß vorbei, und verfehleſt alsdann dadurch den edelſten Zweck.

Hartmann.

4. März 1774.

Dir will ich ewig verbunden ſeyn, Dich will ich ewig lieben, aber auf Deine Liebe thu'-ich Verzicht, bis Du wieder Urſache haſt, mich zu lieben.

*

— O mein Geliebter, ich ſollte Dir noch Vieles ſagen, aber Du kannſt es nicht tragen; Du biſt noch hitziger als ich. — Lavater! Lavater! Du biſt nun empfindlicher als jemals! Nicht Wieland hat geſagt, daß Deine geiſtlichen Lieder für Geiſterſeher geſchrieben ſeyen; thue Wieland nicht Unrecht. Dir aber geſchieht Recht, warum gibſt Du nicht mit einmahl alle Verbindung mit Haſenkamp, Collenbuſch, Ötinger und den Dummköpfen allzumahl auf!

— Dein Goethe erſcheint in allen ſeinen Briefen als ein Menſch, der Dich zum Spaß hat, der Alles um ſich her verachtet.

Hartmann.

2. April 1774.

Noch einmahl, Lavater, um Gottes willen ſey behutſam, Du haſt ſehr viele Feinde, gewiß redliche, wackere Männer zu Feinden. Bemühe Dich doch nun nicht mehr, allen alles zu ſeyn. Tritt zu einer Partey, die Dich die beſte dünkt. Wahrlich Du ſchadeſt Deiner Ehre unendlich.

Laß Dir einen alten Rath geben. Gib die meiſten Deiner Correſpondenzen auf. Ziehe Dich in eine Ruhe zurück, und arbeite was Du willſt. Meide künftig auch den Schein der Schwärmerey. — Wir tödten unſre Ruhe immer ſelbſt und gewinnen nichts damit.

Hartmann.

10. April 1774.

Herder wird mir von Tag zu Tag mehr, weil ich den göttlichen Inhalt ſeiner Werke faſſe. Aber glaub es mir oder glaub es nicht, daß Deine Religion nicht Herders Religion iſt. — Lavater, Du kennſt die Geſchichte nicht, nicht die Sprachkunde.

Schlosser.

5. May 1774.

Dank und abermahl Dank, mein beſter Lavater, für Ihr Denkmahl Heſſens. Gott ſegne Sie dafür mit einem neuen Freund für den Verſtorbenen, dem ich geſtern viele Thränen geſchenkt habe, und dem jetzt eben wieder neue in meine Augen treten. — Mein erſter Gedanke war gegen Sie, als ich Ihre vermiſchten Schriften erhielt. Immer ſchreiben? dacht' ich; kann auch ein Lavater nichts beſſeres thun, als Schreiben? — Ich ließ Ihr Buch acht Tage ungeleſen liegen.

Am Sonntag vor acht Tagen nahm ich's zum erſten Mahle wieder in die Hand, mehr um Gründe darin zu ſuchen, Sie vom Schreiben abzumahnen, als in der Hoffnung, etwas für mein Herz und meinen Kopf darin zu finden. Ich hatte aber kaum etliche Blätter geleſen, ſo fing ich ſchon an anders zu denken u. ſ. w.

Zimmermann.

27. May 1774.

O du unausſprechlich und unendlich geliebter und verehrter Freund, wie kannſt Du Dich auch über meine Liebe zu Dir wundern? Mit Deinem Scharfſinn mußt Du doch begreifen, daß es ein über alles andre menſchliche Glück erhabenes Glück iſt, einen Freund zu haben, dem man ſo ganz durch und durch traut, auf deſſen Herz man baut wie auf einen Fels, den man innigſt liebt, den man innigſt hochſchätzt, er mag auch über das und dieſes immer noch ſo verſchieden von uns denken. Kurz und gut, wenn man einen Freund hat, wie es Lavater für mich iſt. Glaub es doch, mein Geliebter, daß ich das Glück von Dir geliebt zu ſeyn, in ſeinem unermeßlichen Umfang kenne, und höre darum doch einmahl auf, Dich zu wundern, daß ich Dich liebe!

Pfenninger.

3. Juni 1774.

Faſt kann ich's nicht mehr aushalten bis Montag. Ich weiß nicht, ob mein armſeliges Weſen Dich kalt gemacht hat, oder ob Deine Laſt ſo fürchterlich iſt, daß Dir alle Zeit geraubt iſt, daß Du faſt erliegen mußt.

Ach, ach, ach, Du biſt doch mein Bruder? ſieh mich an, Du biſt doch mein Bruder? Du küſſeſt mich, küſſeſt mich, drückeſt mich an Dich — ja ich fühl' es.

Maler Füssli.

13. Sept. 1774.

Sey weniger Lavater der öffentliche Lehrer, und rede mit mir Dinge, die ich verſtehen kann, und Du biſt mir noch mehr als einer der erſten, vielleicht der liebſte Menſch.

Hier lege ich als ein Pröbchen bey, was lange bey mir für Dich gelegen iſt, und denke nicht, daß ich es opfere, um für ein Stück Fleiſch einen Ochſen zu erhalten. — Mancher kann ein großes Ding nicht thun, weil es ihm unmöglich iſt, durch die Mühe eines kleinen zu gehen, ſonſt hätte ich Dir geſandt, was bey mir für Dich liegt. Mache es mit den Poſtmeiſtern ſo, daß einer zu mir komme und ſage: „Haſt Du was nach Zürich zu ſenden, gib es mir, und bekümmre Dich weiter nicht“ und Du ſollſt haben, was Du jetzt weder hoffeſt noch glaubeſt. — Übrigens finde ich mich weder geſchickt noch aufgelegt, Phyſiognomien zu zeichnen, davon Neun auf ein Quartblatt gehen. Die Ilias in eine Nußſchale zu zeichnen, und die Roſſe Elias auf einen Mückenflügel auszumahlen, überlaſſe ich dem Chodowiecki. Ich brauche Raum, Höhe, Tiefe, Länge. Errege einen Sturm in einem Weinglaſe, oder weine über eine Roſe wer da will, ich kann es nicht. Dein Verlangen braucht ſo überſchwenglich viel, daß ſich das Halten an dem Bettelſtab ſieht, ehe es anfängt zu zahlen.

Zimmermann.

25. Nov. 1774.

Zarte Engelsſeele. — Nichts in der Welt hat ſeit einigen Jahren mir eine ſolche Freude gemacht, nichts hat meine Schwermuth und meine täglichen Krämpfe ſo gelindert, wie Deine phyſiognomiſchen Kupfer, und der Antheil, den ich an dem erſtaunenden Beyfall nehme, den dieß Werk bey allen findet, denen ich es zeige.

*

Ich will mich aufhängen laſſen, wenn jemahls ein Buch (Newton's und Leibnitzens Werke mitgerechnet) herausgekommen iſt, das ſo viel Neues enthalten habe, als Deine Phyſiognomik. — Aufrichtig geſtehe ich Dir übrigens, daß mich dieſe unendlich mehr intereſſirt, als Deine Wunder.

*

Mich freut, daß Du mit den vermiſchten Gedanken aufgehört haſt, weil doch dieſe Epiſteln an Deine Brüder und Schweſtern in Theſſalonich, Korinthus und Deutſchland Dich vielem unangenehmen ausſetzen können.

Chodowiecki.

1774.

Ich habe Sie um Ihre Freundſchaft gebeten, kann ich wohl zweifeln, daß Sie ſie mir gewähren werden? Nein, ich kenne Sie zu gut; Ihr chriſtliches Herz liebt alle Menſchen; Sie haben mir auch ſchon geſagt, daß Sie mich herzlich lieben. Die Freundſchaft iſt freylich noch etwas anders als allgemeine Liebe, aber ſie iſt auch nicht ſehr davon verſchieden. Die Meinige haben Sie ſich ſeit Ihrem erſten Brief erworben; es war nicht das Schmeichelhafte, das Sie mir darin ſagten, ſondern eine gewiſſe Tinte von Aufrichtigkeit, die aus allen Ihren Werken herausblickt. Aber viel größer iſt mein Hang zu Sie geworden, ſeitdem ich Ihre beiden Tagebücher geleſen habe; dieſe haben mir Ihr ganzes Herz aufgedeckt, und mir ein ſo gutes Zutrauen zu Ihnen gegeben.

Zimmermann.

5. Februar 1775.

Mir däucht, ich leſe Deine Antwort auf dieſen meinen 150 Seiten langen Brief ſchon: „ich muß heute noch zwey Predigten fertig machen — die Poſt geht ab — glaube an mich „wie ich an Dich glaube — Wir ſind arme „Müdlinge — Johann Caſpar Lavater.“

*

Wende Deine Zeit blos auf das an, was Deines Verſtandes würdig und Deinem Zwecke gemäß iſt; antworte nicht jeder Närrin, die an Dich ſchreibt, um Deine Briefe aufweiſen zu können. Thue mit Einem Worte nur das, was ein Philoſoph an Deiner Stelle thäte, und was ein Prediger thun muß — ſo haſt Du Zeit genug.

Maler Füssli.

März 1775.

Die Leute, die Du mir nenneſt, kenne ich nicht. Pf(enninger), Öri, Adonis N(üſcheler) — was zum Teufel weiß ich von denen? — Schreibe mir über Alles, was ich Dir geſchrieben habe, und wirke Dein Heil nicht immer mit Furcht und Zittern, denn das wirſt Du noch zuletzt erfahren, hilft nichts. Grüße mir Bodmer und liebe mich.

Très célèbre vor dem Peintre magſt Du auslaſſen; dergleichen ſind deutſche Narretheyen.

Klockenbring.

28. März 1775.

So vortrefflich Lavaters übrige Schriften ſind, ſo zweiſle ich, ob irgend eine davon ſo viel zur moraliſchen Beſſerung der Menſchen beygetragen, als die Phyſiognomik thun wird. Er ſtellt unſre Moralität unter die Augen aller Menſchen; neue höchſt wirkſame Triebfedern zur Tugend finden ſich darin auf allen Seiten. Seine ganze Phyſiognomik iſt praktiſche Moral. Weg nun für den Jüngling mit allen moraliſchen Collegien und Compendien.

Zimmermann.

3. April 1775.

Dein Scharfſinn iſt übermenſchlich.

Gott! wie glücklich bin ich durch meinen Lavater!

*

Spöttern gibſt Du viele Blößen, und leider haſt Du auch Philoſophen viele Blößen gegeben.

Zimmermann.

17. April 1775.

Lavater, verlaſſe Dich darauf, daß Du Freunde haſt, die für Dich ſtehen werden wie Felſen im Meere. Aber ſchweig doch um Gottes willen nur von Wundern, und denk' an nichts als an Deine Phyſiognomik, die ein göttliches Werk iſt.

Klockenbring.

17. April 1775.

Der Stadt Zürich bin ich von Herzen gut, aber den neidiſchen Leuten darin von Herzen gram; ich glaube, daß man dort erſtaunend neidiſch iſt. Lavater hat unendlich mehr Talente und Kenntniſſe als der ſelige Gellert; aber von der moraliſchen Seite gleicht er ihm ungemein. In allen ſeinen Handlungen, in ſeinem auswärtigen großen Rufe und Beyfall gleicht er ihm ungemein. Gleichwohl war man doch in Leipzig nicht ſo hündiſch neidiſch auf ihn, als man in Zürich auf Lavater zu ſeyn ſcheint, und in Leipzig ſind doch zehnmahl ſo viel Philoſophen, Theologen, Profeſſionsgelehrte, alſo in dubio moraliſch ſchlechte Menſchen als in Zürich.

Zimmermann.

24. April 1775.

Den 22. erhielt ich Dein Zettelchen vom 1. April. O Himmel, nun ſchon wieder die vermaledeyten Zettelchen, da ich (ſo ſehr als Du beſchäftigter Mann) es mir ſo ſauer werden laſſe, Dich auf jede mögliche Weiſe zu unterhalten, auf jede mögliche Weiſe für Dich zu wirken, Kopf und Hände ſtumpf und lahm für Dich zu ſchreiben. — Ich wiederhole es, Dein getreuer Freund bleibe ich bis in den Tod, aber Deine Fehler ſage ich Dir ohne Barmherzigkeit, ſobald ich ſehe, daß ſie Dich von einem Säulenfuße (wo man Dich anbeten würde) hinunterſchmeißen in den Dreck.

Zimmermann.

5. May 1775.

Wenn Du doch auch nur einmahl Deine Wunderbutike zuſchlöſſeſt! Glaube hierüber was Du willſt, aber um Gotteswillen behalte Deinen Glauben, Deine Theorie und Praxis deſſelben für Dich und die wenigen Liebhaber.

Zimmermann.

13. May 1775.

Schäme Dich, Freund, daß Du Dir Hottingers Sendſchreiben und allen daher entſtandenen Züricher Schnickſchnack ſo ſehr zu Herzen nimmſt, alle Deine Briefe damit anfülleſt, beynahe nichts mehr aushauchſt als das.

So wie Doctor Hirzel iſt, kann er unmöglich Dein wahrer Freund ſeyn.

*

Du magſt Wunder glauben, Wunder erzählen und Wunder verfechten ſo lange als Du willſt; ich glaube an ein einziges Wunder, das Du wirklich gethan haſt; dieſes Wunder iſt Deine Phyſiognomik.

Häfeli.

30. Juli 1775.

Ich weiß nicht wie's kommt, es geht mir alles ſo beſſer von ſtatten, wenn ich denke, Lavater denke auch ſo dann und wann an mich.

Spalding.

5. August 1775.

Der in dem Sendſchreiben herrſchende Geiſt hat bey dem erſten Leſen meinen ganzen Unwillen erregt. Kann jemand ſo ſchreiben, dachte ich, dem, wenn er auch Fehltritte im Denken und Urtheilen an ſeinem Bruder findet, dennoch Redlichkeit, Menſchenliebe, gerader, einfacher Blick auf den großen Zweck des Menſchen und der Religion über alles, oder auch nur etwas werth iſt? In dieſer Geſinnung fand ich hier alle guten Leute, deren Urtheil Achtung verdient, mit mir einſtimmig.

Zimmermann.

15. Auguſt 1775.

Mein beſtes Glück in der Schweiz hätte ich in Deinem Hauſe gefunden, und dieſes Glückes hat mich Hallers vermaledeyte Hoſenſcheißerey beraubt; denn er war bei meiner Ankunft in Bern ſo wenig ſterbend, als Du bey meiner Ankunft in Zürich. Ein paar nichtswürdige Kleinigkeiten, ein wenig Cremor Tartari, mixtura simplex und ein paar Clyſtiere haben ihn zurecht gebracht.

*

— Frappire, frappire, ſey immer in allem neu, ſo fleugt Dein Werk über den bewundernden Erdboden.

Wieland.

7. Septemb. 1775.

Mein zukünftiger Freund; Seitdem ich angefangen habe, Ihre Fragmente von Physiognomik zu ſtudiren, habe ich mir vorgeſetzt, mein übrig Leben lang daran zu ſtudiren. Ich kann Ihnen nicht ſagen, in welchem Grad ich Sie verehre, ſeitdem ich durch dieß große Werk Sie beſſer kennen zu lernen glaube. Alles was ſich mir nähert, hört mich Dinge von Ihnen ſagen, die ich Ihnen nicht ſagen werde, und die vielleicht ſeit tauſend Jahren kein andrer vom Weibe geborner verdient hat. Bey allem dem nenne ich Sie nur meinen zukünftigen Freund, in Hoffnung wir werden dereinſt, Gott weiß in welcher Welt und in welcher Aeone, das für einander werden, was wir in dieſer Welt nicht werden können, weder aus meiner noch Ihrer Schuld nicht werden können; die Natur mag es verantworten, die allein Schuld daran hat.

Sie ſind ein zu weiſer, zu vollkommener Mann für mich; ich kann Sie verehren, aber lieben kann man nur ſeines Gleichen.

Friz Stolberg.

11. Sept. 1775.

Ich ſage Dir, allerliebſter Lavater, den herzlichſten Dank für Deinen lieben Brief voll von aufrichtigen freundſchaftlichen Erinnerungen. Beſter, Du irreſt Dich, wenn Du glaubſt, daß Deine Erinnerungen uns ja auch nur einen Augenblick beleidigen können. Es gehören andere Herzen als die unſrigen dazu Dich zu verkennen.

Mit der Aufrichtigkeit, welche meinem Charakter eigen iſt, will ich Deinen Brief beantworten, da ich ſehe, daß unſre unanſtändigen Scherze, unſer Muthwillen im Pfeffersbade Gelegenheit zu übler Nachrede gegeben, ſo will ich Dir frey bekennen, was wir thaten u. ſ. w.

Friz Stolberg.

24. Sept. 1775.

Lieber Lavater, ich will gern zahm werden; ich wollte, ich wäre viel bei Dir, da wäre ich gerne zahm; obgleich das Nichtzahmſeyn ſeine unleugbaren Annehmlichkeiten hat. Aber Du haſt Recht, auch den Schein muß man meiden.

Wieland.

28. Sept. 1775.

— Doch muß ich Ihnen ſagen, daß mich die Stelle Ihres Briefchens: „blos Huld der „Vorſehung iſt's, daß ich nicht gethan und geſchrieben habe, was Ihnen zur Laſt gelegt „wird“, in Ihrem Munde choquirt hat; ſie erinnert mich zu ſtark an jenes: ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie dieſer Zöllner.

Glauben Sie mir, Lavater, je mehr ich Sie, inſofern ich Sie aus Ihren Schriften, beſonders aus den phyſiognomiſchen Fragmenten kennen kann, mit Aufmerkſamkeit betrachte, je größer und ehrwürdiger kommen Sie mir vor; und wiewohl ich Ihnen letzthin ſchrieb, daß ich Sie nicht lieben könne, ſo fühle ich doch täglich mehr, daß ich mich geirrt habe, und daß wir uns, wenn wir uns nur etliche Tage ſehen und gegen einander expectoriren könnten, vielleicht mehr lieben würden, als ich oder Sie ſelbſt uns vor Jahr und Tagen hätten träumen laſſen. Aber eben darum, weil Sie ein ſo großer, ſo guter, ſo höchſt intereſſanter Mann in meinen Augen ſind, ſo iſt es nicht in meiner Macht, durch dieß oder jenes, was ich (vielleicht blos aus meiner Schuld) nicht mit meiner Idee von Ihnen reimen kann, nicht choquirt zu werden.

Herder.

6. Octob. 1775.

Bey Deiner Phyſiognomik bin ich herzlich mit Dir, in Dir geweſen, habe mit Deinen Augen geſehen und mit Deinem Herzen empfunden. Deine Grundſätze, wie ich ſie Dir mit heiligem Spähen abahnde, ſind (für mich!) außerordentlich wahr, treffend, weckend, oft himmliſch geweſen. Rechte Seherblicke deſſen was im Menſchen liegt, was, wenn er's nicht iſt, er werden kann, des Gewächſes der Ewigkeit u. ſ. w. Aber der Ausdruck iſt ewige Apologie, oder unbeſtimmte Ausſchüttung, die umherwirbelt. Zwey, drey Worte hätten da ſtehen ſollen, wie in Linnäus oder Büffon charakteriſtiſch. Doch Du haſt populär ſeyn wollen, und biſt's unnennbar weit geworden.

*

— Du mein Freund biſt ein lieber Gottesſchwätzer.

*

Lavater, Lavater, Du biſt nicht ſo unempfindlich gegen Dich als Du vorgibſt. Du fühlſt es zu ſehr, daß Du unempfindlich gegen Dich biſt; und das iſt nicht Unſchuld, die von keiner Sünde weiß.

*

Lebe wohl, mein Freund, und erinnere mich oft an Brüderlichkeit, wenn ich ſie Dir zu vergeſſen ſcheine. Ich hab's nöthig, und Dir wird's gelohnt werden, wo der Lohn groß iſt.

Wieland.

27. Octob. 1775.

Sie ſind eines der herrlichſten Geſchöpfe Gottes in meinen Augen, und ich ehre und liebe Sie, wie ich noch wenige, vielleicht noch keinen Sterblichen geehrt und geliebt habe.

*

Von unſern alten Griefs gegen einander wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, in unſern Briefen nichts erwähnen. Es kann nicht ſeyn, und ſoll denke ich auch nicht ſeyn, daß wir alle Dinge aus einerlei Geſichtspunkt anſehen, von allen gleich affizirt werden, und über alles der nämlichen Meinung ſeyen. Aber lieber wollte **ich des Todes ſterben**, als daß nur eine Zeile von mir auf die Nachwelt komme, woraus man ſchließen müßte, daß ich die reinſte und beſte Seele meiner Zeit mißkannt, das nicht für ſie empfunden hätte, was alle nicht ganz verdorbene Menſchen für Sie empfinden müſſen.

*

Adieu beſter, liebenswürdigſter Mann! Mein Herz wallt Ihnen entgegen, und in dieſer Überwallung iſt mehr als Worte ausdrücken können.

*

Um ganz glücklich zu ſeyn muß ich nun auch noch Lavatern ſehen, und meine Wange an ſeine Wange, ſein Herz an mein Herz drücken können.

Häſeli.

26. Novemb. 1775.

Du haſt Leiden — ach könnt' ich Dir's abnehmen! 'S iſt mir ich könnte für Dich alles tragen; und wenn ich ſo denke, wie wenn Gott Deine Bürde mir gäbe, ich ſie trüge und Du Weite hätteſt, dann wird es mir recht wohl, Lavater, recht wohl. — Ich bitte Dich doch, daß Du fröhlich ſeyeſt, es würde mein Herz zerreißen, wenn Du traurig wäreſt. Leb herzlich wohl, o Du Einziger! Ewig Dein Häſeli.

Chriſtian Stolberg.

27. Novemb. 1775.

Wir haben Wieland geſehen. Es iſt verteufelt, daß man dem Manne nicht böſe ſeyn kann, wenn man bey ihm iſt. Er ſpricht ſo gut, ſo intereſſant, daß er einen einzaubert. Und gegen kleine Löbgens ſind wir arme Menſchen auch ſo empfindlich, daß die durch alle Panzer, mit denen man ſich bewaffnet, durchdringen. Es ward viel von Dir geredt, Dein Buch lag auf ſeinem Tiſch, er ſprach mit Freundſchaft und Bewunderung von Dir; er entſchuldigte beſtens, daß er Dich ſonſt verkannt hätte. Das war alles recht gut, aber — u. ſ. w.

Wieland.

4. Dezemb. 1775.

Seit vier Wochen haben wir Goethen und ſeit vier Tagen die Grafen Stolberg, die Sie mir in Ihrem letzten lieben Brief ankündigen. Ich fühle mich ſeit dieſer Zeit neubelebt. Wir ſind alle Tage beyſammen, lieben uns alle Tage inniger, durchſchauen uns, und ſind glücklich. Goethe grüßt Sie; das thun auch die Brüder Stolberg, die herrlichen Seelen. Alle drey lieben ihren Lavater, der gewiß auch bald der Meinige iſt! unausſprechlich, jeder nach ſeiner Weiſe. — Nach allem, was ſie mir von Ihnen geſagt haben, wag ich's kaum zu wünſchen, daß ich etliche Tage mit Ihnen leben möchte; denn ich fühle es im Grund meiner Seele, mein Herz würde zerreißen, wenn ich wieder von Ihnen ſcheiden müßte, theurer Lavater.

Hottinger.

2. Dezemb. 1775.

Bey Gott dem Allmächtigen, deſſen Wahrheit ich über alles liebe, ſchwöre ich Ihnen, daß ich nie keinen Funken Haß oder Neid in meinem Buſen gegen Sie getragen habe, und auch jetzt keinen trage. Deſſen ungeachtet kann es ſeyn, daß ich Sie widerlegen und gegen Ihre Meynung ſchreiben würde, aber nie ohne Gott und meinem Gewiſſen Rechenſchaft darüber geben zu können; auch ſchwerlich jemahls mehr durch Satiren. Aber die Freyheit, die Wahrheit rund herauszuſagen, werde ich mir nie nehmen laſſen. Das gleiche Recht gegen mich würde ich Ihnen geben, wenn Sie's nicht ſchon hätten.

Zimmermann.

11. Dezemb. 1775.

Der Gedanke, den zweyten Theil Deiner Phyſiognomik an die regierende Herzogin in Weimar zu dedizieren, iſt herrlich; nur mußt Du Dir dazu die Erlaubniß ausbitten, und Dich beſtreben, ſie in einer Menſchenſprache anzureden, und nicht in der Sprache einer überſpannten, fieberhaften Phantaſie, wie in dem übermenſchlichen Gedichte, womit Du Dir ihr Schattenbild ausgebethen, und zu meinem Erſtaunen erhalten haſt.

*

— Hundsfotter ſchimpfen auf Dich und die Phyſiognomik, und ſtehen doch gerne drin. So niederträchtig wäre doch kein Deutſcher wie dieſe Schurken in Z.

Profeſſor Uſteri will Dich durch Impertinenz zerſtampfen, ſagſt Du. Laß doch dieſe Unholde ſammt und ſonders gigagen, ſchreyen, ſtampfen, und lache der Kleinſtädtler. — Ich habe es an Goethe in Frankfurt geſagt, und er war meiner Meynung, daß Du aber auch wirklich ein wenig Tracassier biſt, Tracaſſerien liebſt, id est, denſelben Gehör gibſt.

*

Wieland iſt kein Narr, daß er gut mit Dir zu ſtehen ſucht; wäre ein großer, wenn er dieſes nicht ſuchte.

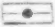
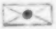
*

Über das, was Hottinger gegen Deine Wunder ſagt, laſſe ich mich nicht ein, denn Du weißt wohl, daß ich darin beinahe Hottingers Meynung bin, und (wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt) glaube, daß er mehrentheils Recht habe. Aber Lavatern ſo wie er jetzt iſt (wenn er nicht gaßneriſirt) möchte ich gegen das Fröſchenvolk, das ihn ſeiner Phyſiognomik und ſeines Ruhms wegen verfolgt, rächen.

*

Über Deutſchland ſteht in Deinem Briefe ein Artikel, worüber Klockenbring und ich die Naſen in die Höhe huben, ohne den eigentlichen Menſchenverſtand (von dem apokalyptiſchen Verſtande oder eigentlichem Lavaterismus war nicht die Rede) darin ausfündig machen zu können. Im Tone eines Inſpirirten ſagſt Du: „Deutſchland wird in wenigen Jahren unglaubliche Revolutionen in der Literatur, Geſchmack, Religion ꝛc. erfahren. Ich weiß, daß in fünf Jahren, denke dran 1780, wenn ich vielleicht nicht mehr bin, Deutſchland alle Nationen um ſich her, und alle Zeitalter vor ſich verdunkeln und überfliegen wird. Dies iſt nicht Weiſſagung, oder Geſicht des Propheten. Es iſt Vermuthung auf data gegründet, die wenige wiſſen.“ Weiſſagung und Geſicht des Propheten iſt es allerdings, wenn Dinge, die jeder Verſtändige ſehen kann, und data, die vor aller Menſchen Augen liegen müſſen, Du allein ſehen willſt. Um Gotteswillen rechtfertige dich bei mir und Klockenbring, und ſage Deine data, du Prophet!

*

Deine Couverts (welches ich ſchon tauſendmahl Deinen tauben Ohren geprediget) ſollteſt Du nicht ſo machen, daß man Deine Briefe auf allen Poſten von Zürich bis Hannover leſen kann, nicht ſo , ſondern ſo .

Katharina Stolberg.

21. Dec. 1775.

Gott ſey Dank, daß ich zugleich mit Lavater lebe! Hätte ich früher gelebt, welcher zwar nicht gefühlter doch unerſetzlicher Verluſt! und ſpäter welche Regrets!

*

Ach welche Freude, meinen Namen von Ihrer Hand geſchrieben zu ſehen, wie iſt er mir ſeitdem ſo lieb, ſo reſpectabel!

Wieland.

25. Dez. 1775.

Mein Verlangen nach dem zweyten Theile der phyſiognomiſchen Fragmente iſt unſäglich, um mein Selbſt und um der guten Sache willen. Den Obtrectatoren, den Schiefköpfen, den Sophiſten, den Witzlingen, den mikroſcopiſchen Seelen, und wie die Klaſſen weiter heißen, ſoll und wird Lavater nie anders antworten, als daß er ſeinen großen, einſamen Weg fortgeht. Ich ſehe je länger je mehr, daß es Leute gibt, denen durch alles mögliche Aufklären doch nichts klar wird. Alles was unſre kalten, witzigen, beleſenen und gereisten Herren, Kenner und Dilettanten gegen die Phyſiognomik noch immer einwenden, iſt ſchon von Ihnen ſelbſt, mein Theurer, im erſten Theil beſſer geſagt worden, als es dieſe Herren vorbringen können, und auch ſo beantwortet worden, daß mir die Unverſchämtheit oder Dummheit der Leute unbegreiflich iſt, die ſich eine wichtige Miene geben, als ob ſie ganz neue Dinge ſagten, wenn ſie mit Zweifeln angeſtochen kommen, die ſchon lange gründlich aufgelöst ſind.

Friz Stolberg.

29. Dez. 1775.

Neulich zankte ich mich mit Klopſtock über Deine Phyſiognomik. Unter anderm ſagte er: J mein Gott, ich habe ja den Lavater ſo lieb, wie ich einen Mann haben kann, aber —

◆

Ich möchte das Mädchen küſſen, die dem H(ottinger) um Deinetwillen einen Korb gegeben hat.

Goethe.

22. Jänner 1776.

Wenn ich Dich ein ander Mahl um was frage, ſo antworte Du mir! Warum wegen Herders an Luiſe?! Transeat cum caeteris propheticis erroribus!

Zimmermann.

22. Jänner 1776.

Von einer Seite betrachtet ſcheinſt Du mir ein äußerſt genievoller Mann; wenn ich dann aber auch wieder an Deine Pietiſtereyen und Schwärmereyen denke, ſo ziehe ich hieraus den Schluß, Du hätteſt ein Mann von der erſten Größe in der Welt werden können, und ganz gewiß hätte Dich der liebe Gott deßwegen nicht verdammt; aber Du habeſt es ſehr oft ganz und gar nicht ſeyn wollen. Welches auch in ſo weit recht iſt; denn der Teufel hohle den Wunſch immer groß ſeyn zu wollen. Nur wünſche ich, daß einer die großen Talente, die ihm Gott gegeben hat, anwende, wo große Talente nöthig ſind; daß ein Raphael keine Kutſchen bemahle, ein Bernini nicht Tabaksdoſen mache; und Lavater u. ſ. w.

*

Du ſagſt, ſo viel habeſt Du zu leiden und ſeyeſt doch geſund. Alles Leiden iſt nichts wenn man geſund iſt; Du haſt vermuthlich von allzu vielen Geſchäften zu leiden. Solche Leiden gibt es noch mehr in der Welt. Schneide alles überflüſſige ab, bleib bey der Stange. Schicke alles zum T— was nicht zum Zweck dient.

*

Man ſieht gar zu gut, daß Du nicht ſtark biſt, Narren ihrer Narrheit zu überlaſſen.

Zimmermann.

27. Jänner 1776.

Es thut mir leid, daß Du über Dinge, die vor aller Menſchen Augen liegen, orakelmäßig ſprichſt, und geheim thuſt, wenn ich Dich frage.

Wieland.

5. Febr. 1776.

Erfreulich, lieb, und heilig möcht' ich faſt ſagen, iſt mir jedes Blättchen von Lavaters Hand.

Zimmermann.

19. Febr. 1776.

Du biſt indeſſen, ſo lange ich noch Athem hole, das Labſal meiner Seele.

Goethe.

22. Febr. 1776.

All Deine Ideale ſollen mich nicht irre führen, wahr zu ſeyn, und gut und böſe wie die Natur.

Wieland.

4. März 1776.

Engel Gottes! Liebſter beſter Lavater! Mein Herz allein nennt Deinen Namen! Glaube nicht, Beſter, daß ich zu gut von Dir denke; gewiß ich thu' es nicht. Aber ein großes, ſeliges Gefühl deſſen, der Dich gemacht hat, deſſen Organ Du biſt, durchdringt mich faſt alle Zeit, ſo oft ich an Dich denke.

Verzeihen Sie mir dieſe Vertraulichkeit, o Lavater!

*

Lavater ein „Müdling“! Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie es mich im Innerſten verwundet und ſchmerzt, daß ich Sie unter dem Drang ſolcher Arbeiten, ſolcher Geiſt und Leib erſchöpfender Arbeiten und Sorgen ſeufzen ſehe, und dann doch noch denken muß, daß es Menſchen gibt, die es über ihr Herz bringen können, einem Lavater ſein Leben zu verbittern, ſeine Bemühungen, die jeder Gute aufmuntern, mit Liebe belohnen ſollte (wenn ich ſo ſagen darf) ihm zu erſchweren! weg mit ihnen, ich kann nicht ohne Grimm an ſolche Menſchen denken; ich habe keine Geduld für ſie, und doch iſt es auch Liebe, wenn ich über ſolche Menſchen ergrimme.

Wieland.

8. März 1776.

Möchte doch das Meer von Liebe, das in allen guten Herzen für Sie wallt, Sie gegen die verächtlichen Anfechtungen des Neides (denn nicht gehaßt nur beneidet werden Sie) unempfindlich machen können!

Zimmermann.

15. März 1776.

O Lavater, an keinem Freunde in der Welt hängt meine Seele wie an Dir; Du biſt meines Lebens Erquickung, Freude, Hoffnung, Troſt; meine Liebe für Dich iſt feſt wie ein Fels, und meine Anhänglichkeit an Dich wird nichts in der Welt Gottes ſchwächen.

Friz Stolberg.

19. März 1776.

Du gebärdeſt Dich gar übel über meinen Brief (im deutſchen Muſeum) an Claudius, und meynſt ich habe Öhl in's Feuer gegoſſen ꝛc. Lieber, ich wäre gern viel wilder in dieſem Briefe geweſen, hätte gern Gift und Galle geſpien, denn Gift und Galle iſt auch Gabe Gottes; aber immer hielt mich der Gedanke zurück, was wird das barmherzige Pfäfflein in Zürich ſagen? und darum ward mein Brief ſo zahm, und darum ließ ich mir nur ein Wörtlein von Wanzenſtich verlauten, anſtatt gegen Scorpionen und Schlangen und Blindſchleichen laut zu predigen. — Ich glaube wirklich, du Allerbeſter, daß Du Recht haſt, in Deiner Sache ſanft zu ſeyn, daß aber Deinen Freunden Eifer geziemet. Ich möchte gern jede Wanze, welche Dein Blut ſaugt, todt ſchlagen, ſollte auch der Schlag Dich ſelbſt einen Augenblick ſchmerzen.

Spalding.

19. März 1776.

Bey Ihrer Phyſiognomik glühet mir unzählige Mahl die Seele. Ich denke kaum daß jetzt noch um Ihnen herum Menſchen ſeyn werden, die von dieſem Werke verächtlich ſprechen können. Es wäre traurig für die Menſchheit, wenn in dem Tone noch ferner öffentlich wider Sie geredet und geſchrieben werden ſollte, als es angefangen war.

Mein Denken iſt in einem Gange, aus welchem ich für jetzt nicht herauskommen kann, und eben darum auch Gewiſſens wegen nicht muß, wenn Sie gleich vielleicht glauben möchten, daß ich es ſollte. Es kömmt eine Zeit des Lichts, die uns ſchon ganz vereinigen wird. Wir wollen zuſammen mit treuem Herzen Gott ſuchen, der die Wahrheit iſt, und am Ende werden wir ſie in Ihm, obſchon auf verſchiedenen Umwegen gewiß finden.

Schloſſer.

6. April 1776.

Mein Herz lebt nur in der Schweiz. Sie zu ſehen und auch nur 24 Stunden mit Ihnen zu leben, wird mich wieder auf Jahre heilen. Vielleicht daß Ihre Kraft mir auch Kraft wird, dem Ideal nachzuſtreben, das mich um deſto mehr ängſtigt, je wahrer ich's vor mir ſtehen ſehe.

*

Eins hat mich in Ihrem Briefe — ſoll ich ſagen mehr betrübt oder geärgert. — Wie Lavater! Du ärmer an Geiſt und nicht ſeliger! Ach Lieber, wenn Du nicht ſelig biſt auf Erden, ſo möcht' ich ſagen wie die Jünger: es iſt unmöglich ſelig zu werden. Ich werde es dieſſeits des Grabes nicht mehr; ich bin zu viel gebrochen. Aber der, der die Thränen meiner Ohnmacht zählt, ſieht, wie ich tauſend Mahl des Tages mich ſehne nach dem Grab, um Flügel zu gewinnen zu Ihm u. ſ. w.

Wieland.

15. April 1776.

Sie müſſen's mir nicht als Güte anrechnen, daß ich mit Meiſtern abgebrochen habe. Ich ſchrieb ihm nur ganz ſimpel, und mit meiner natürlichen Bonhommie, bei einer ſolchen Verſchiedenheit des Kopfes und Herzens, wie ſich zwiſchen ihm und mir darthäte, könnte keine nähere Gemeinſchaft zwiſchen uns ſtatt finden.

*

Ich wollte, Breitinger wüßte, was mein Herz dabey leidet, daß er kein Herz zu Ihnen haben kann; ich begreife es wahrlich nicht.

*

Nur noch Eins! „Friſt zur Reſipiſzenz für Ihre Feinde“ die ſollen Sie haben. Aber wenn ſie nicht reſipiſziren, dann, Lavater, ſollen weder Sendſchreiben noch fußfällige Vorbitten helfen, eine Sündflut ſoll daher ſtürzen, und ſie alle erſaufen.

Zimmermann.

26. April 1776.

Wir wollen mit Deiner Phyſiognomik gegen alle Teufel aufkommen, wenn Du nur keine Thorheiten machſt, nicht fanatiſirſt, nicht wahnwitzelſt, Deine Phyſiognomik für vernünftige Leute ſchreibſt, und nicht für Deine bethenden Brüder und Schweſtern.

*

Ich ſchreibe Dir um ſo viel ſtärker, weil ich glaube, daß Dir in Zürich kein Freund ſolche Dinge ſagt, und weil ich mit dem innigſten Verdruß erfahre, daß Dein Herzens-Pfenninger (den ich für einen wahren Philoſophen hielt) auch bey Deinem Mirakelkram mitfaſelte.

*

Ich begreife nun wohl, daß die in allen Schwärmern liegende reſpuirende Kraft alles reſpuiren wird, was ich Dir hier ſage. Ich begreife, daß es Dir vielleicht nicht gleichgültig iſt, für Jeſum Chriſtum den Zweyten (nach dem Socinianiſchen Lehrbegriff) gehalten zu werden. Gieb alles dieſes unkluge Zeug von oben und von unten von Dir, wo Du willſt und wie Du willſt, nur nicht in der Phyſiognomik. Ach laß mir doch den ſeligen herzerhöhenden Gedanken, daß ich auf Deine Phyſiognomik mit dem Finger zeigend ſagen könne: dieß hat Lavater gethan, dieſes Monument von ihm ſteht zu ſeiner Ehre bey Welt und Zukunft.

Wieland.

28. May 1776.

Ihre neuen Offenbarungen — das iſt das eigentliche Wort für das, was Ihre phyſiognomiſchen Fragmente mir ſind.

Wieland.

21. Juni 1776.

In Ihrem zweyten Theil der phyſiogn. Fragmente iſt viel Göttliches und viel Menſchliches. Für das erſte iſt Gott zu danken; das andere kann und ſoll nicht anders ſeyn. Welcher Menſch kann ſich verdrießen laſſen, daß Lavater ein Menſch iſt?

Und doch, wenn Sie, ohne darum weniger zu empfinden und wahr zu ſeyn, das iſt, zu ſagen was Sie empfinden, ſich die ewigen Superlativos abgewöhnen könnten! Ich habe einen unſäglichen Pik darauf. — Erfahrung hat mich auf den Poſitivum zurückgeſetzt.

Aber freylich — Ihre Superlativi hangen mit Ihrer Theorie von der Hoheit der menſchlichen Natur zuſammen, und da divergiren wir! — Auch dieß kann und ſoll nicht anders ſeyn.

*

Vale et cura ut valeas. Sie leben zu viel für andre, und riskiren gerade dadurch, zu wenig zu leben. Was für ein herrlicher Mann müßten Sie ſeyn, wenn Sie funfzig Jahre gelebt hätten, und keine Favorithypotheſe ſo geheurathet, daß keine Eheſcheidung mehr ſchicklich noch thulich iſt!

Spalding.

16. Juli 1776.

Das ſtarke oft wiederhohlte Verbitten und Verbieten aller Vertheidigungen, und die umſtändliche Verſicherung, daß es verboten und verbeten worden — und dennoch eine ausführliche öffentliche Vertheidigung; das hat für das entferntere Publikum allemahl eine befremdliche Geſtalt. — Und wenn dann das hinzukömmt, was in den Vertheydigungen nicht abgelehnt, nicht geläugnet wird, die Begierde eine gewiſſe Meynung ſo gerne durch Thatſachen beſtätiget zu ſehen, die Erwartungen, die Verſuche, der geſchwinde Glaube; nachher aber bey der Fehlſchlagung derſelben das Ausbleiben der öffentlichen freymüthigen Zurücknahme ſolcher getäuſchter Hoffnungen (zum Beyſp. in der Gaßneriſchen Sache); müſſen da nicht die Gleichgültigen und wider Sie Eingenommenen partheyiſche Hypotheſenliebe ſehen? und wir, die Sie einer ſolchen Partheylichkeit unfähig halten, wiſſen nicht genug was wir dazu ſagen ſollen.

Schloſſer.

10. Auguſt 1776.

Laß Spalding ſchwatzen über die Appellation, der Mann ſcheint mir allen Nerv verloren zu haben. O Lieber, wie ſchwer iſt's in der Welt, Liebe zu haben und Mann zu bleiben! Die Leute ſind alle wie Spinngewebe, man darf ihnen keine ſtarke Wahrheit mehr ſagen.

*

28. Aug. 1776.

Ich umarme Sie für das, was Sie von Kleinjogg in der Phyſiognomik ſagen. — Ach Lavater, auf den Knien laſſen Sie uns Gott danken, daß es noch ſolche Menſchen gibt!

Meiners.

3. Sept. 1776.

Ungeachtet ich über verſchiedene Gegenſtände mit Ihnen, vortrefflicher Mann, nicht einerley Grundſätze habe, ſo hindert mich doch dieſe Abweichung in Meynungen nicht, daß ich Ihre Talente und Ihr edles Herz nicht ſo hoch als irgend einer Ihrer vertrauteſten und wärmſten Freunde ſchätzen ſollte.

Goethe.

16. Septemb. 1776.

Lieber Bruder, daß Du nicht willſt Ständigkeit kriegen, nicht kannſt kriegen, ängſtiget mich manchmahl wenn ich peccata mundi im Stillen trage.

*

Wenn ich Dich künftig frage, ſo antworte mir. Es kann alles gut ſeyn, was Du Dir denkſt und wähnſt, aber wenn ich frage, mußt

Du nie Weibern antworten; wie man auch dem nie ſchreiben ſoll als dem, mit dem man gelebt hat, und nur im Maaß, als man mit ihm gelebt hat.

*

Du nimmſt in Liebe zu mir ab (Ausdruck der Liebe, nothwendige Wort- und Sprachcoexiſtirung), ſchreibſt mir nur, wenn Du mich brauchſt. — Merk' Dir das, und gönne mir auch eine gute Stunde.

Du läſſeſt allen Dreck ſtechen. (Phyſiogn.)

Friz Stolberg.

28. Sept. 1776.

Wenn ich an den Genuß der ewigen Freuden denke, ſo denke ich dabey: dann bin ich bey Lavater.

Herder.

13. October 1776.

— Und nun mein lieber Lavater, ein Wort im Ernſt der Freundſchaft, über deren Ernſt ich nichts höher achte. Dein Schreiben an mich, fühle ich, wird Dir läſtig, und hab's ſchon lange gefühlt. Was zwingſt und drückſt Du Dich? Schreibe lieber gar nicht, wenn Du kein Herz haſt; wer fordert's? Jetzt thun mir Deine Briefe ordentlich wehe; Du ſchreibſt an mich entweder als Götzen, dummen, übertriebnen Dank und nicht das, was ich am liebſten wiſſen möchte, oder referirſt ſo peinlich, und drängſt als ob Du Referendar des Inquiſitionsgerichts wäreſt. Laß ruhen bis Du wieder aus voller Seele ſchreiben kannſt. Ich will gern warten.

*

Die Blut- und Scheißtheologen laß gehen. Thu als ob ſie nicht da wären, weder mit Liebe noch Zorn, Deine Liebe macht alles ärger und hält Dich auf. Lerne aus ihnen und laß ſie ſchänden.

Semler zu bekehren, oder Gaßner zu rechtfertigen, wirſt Du Dich doch nicht weiter einlaſſen. Sorge, daß Thatſachen an's Licht kommen, und laß jedem die Anwendung; Du kannſt die Gebärmutter in jedem Gemüthe nicht ändern, daß der Same empfange; Christus konnte und wollte das nicht.

Häfeli.

21. Novemb. 1776.

Ach könnte ich an Deiner Bruſt liegen in Sabbathsheiliger Abendſtille — o du mein Engel!

Zimmermann.

27. Dezemb. 1776.

Der Teufel hohle die deutſchen Fürſten, denen Du Deine Phyſiognomik dedicirſt, wenn Dir nicht jeder dieſe Ehre mit hundert Dukaten erwiedert. Was gaben Dir Durlach und Weimar?

*

Menſchenfreuden — ein von Dir erfundenes Wort, deſſen Schönheit und Wahrheit ich immer bewundere.

Wieland.

3. Jänner 1777.

Wenn Kaufmann noch zehen Jahre Erfahrung mehr haben, ſeinen Schädel noch oft tüchtig angeſtoßen haben, und ein paar Mahle kräftig auf ſeine Naſe gefallen ſeyn wird, mag wohl noch ein herrlicher Mann aus ihm werden.

Goethe.

8. Jänner 1777.

Es ſind herrliche Sachen drin (Phyſiogn. II.) die mir wohl gemacht haben. Wenn mir nur nicht der Lavaterianismus, das Hetzen, Trümpfe drauf ſetzen, Schimpfen, Ängſtlichkeit, mit Wolken fechten, mir gleich wieder den guten Eindruck verſchunden hätten.

*

Dein Durſt nach Chriſto hat mich gejammert. Du biſt übler daran als wir Heiden; uns erſcheinen doch in der Noth unſre Götter.

*

Zimmermann und ich waren trefflich zuſammen, Du ſtellſt Dir dieß vor, und ich hätte vielerley zu ſagen, wenn Du nicht jedermann meine Briefe wieſeſt. Es kann wohl Deine Art ſeyn, auch unterhaltend für Andre, aber ich kann nicht leiden, daß meine Briefe einem Menſchen das offenbaren, dem ich den zehnten Theil davon nicht mündlich ſagen würde.

*

Nicht allein vergnüglich, ſondern geſegnet uns beyden ſoll unſre Zuſammenkunft ſeyn. Für ein paar Leute, die Gott auf ſo unterſchiedene Art dienen, ſind wir vielleicht die einzigen. Ich denke wir wollen mehr zuſammen überlegen und ausmachen, als ein ganz Concilium mit ſeinen Pfaffen, Huren und Mauleſeln. Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unſre Partikularreligionen ungehudelt laſſen; Du biſt gut darinne, aber ich bin manchmahl hart und unhold, da bitt' ich im Voraus um Geduld.

*

Ich denke auch aus der Wahrheit zu ſeyn, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir wie bisher.

*

Gegen Deine Meſſiade habe ich nichts; ſie lieſt ſich gut, wenn man einmahl das Buch mag; und was in der Apokalypſe enthalten iſt, drückt ſich durch Deinen Mund rein und gut in die Seele, wie mich dünkt. Wozu denn aber die ewigen Trümpfe, mit denen man nicht ſticht und kein Spiel gewinnt, weil ſie kein Menſch gelten läßt!

*

Verzeihe mir mein Weſen, und ſieh an dem Brief wie wohl mir's iſt, Dir nahe zu ſeyn, und nach der ganzen Schweiz noch den reinen Eindruck von Dir mit fortzunehmen.

Zimmermann.

17. Jänner 1777.

Diejenige Deiner Schriften, die ich jezt am liebſten leſe, leſen muß, ſind Deine Morgen- und Abendgebether auf alle Tage der Woche, Zürich 1770. — Du kannſt nicht glauben, wie viel Corruption ſich in mein Herz eingeſchlichen hat.

Goethe.

13. Febr. 1777.

Ich lebe ganz glücklich in anhaltendem Reiben und Treiben des Lebens, und bin ſtiller in mir als je, ſchreibe niemandem, höre von niemandem; mich kümmert außer meinem Kreiſe nun gar nichts.

Zimmermann.

6. März 1777.

Recht ſo Lavater, daß Du das Lumpenpack Deiner Feinde in Zürich, und ihr Inſectengeſumſe und Mauſegepfiff als non existens betrachten willſt. Geh Du immer Deinen Weg fort, und laß Präſident Hirzel und Mitglieder der moraliſchen Geſellſchaft u. ſ. w. ſumſen und pfeifen. Aber wenn einer Luſt und Liebe hat, mit eiſerner Hand hie und da eine Maulſchelle auszutheilen, laß ihn austheilen. Mir däucht aber, daß Du's thuſt, bitte deßwegen Leuten, die Dich nur halb kennen, nicht übel zu nehmen, wenn ſie wähnen Du habeſt doch ſo etwas von einem der feinſten Jeſuiten in Deiner Compoſition; du Gottes Engelein.

Zimmermann.

7. März 1777.

Ich finde es ſehr niederträchtig an den Fürſten, denen Du Deine Phyſiognomik dedicierſt, daß ſie Dir keine Geſchenke dafür machen. Du ſcheinſt mich gar nicht zu verſtehen, wenn Du ſagſt: „Du willſt mich immer reich machen, und „vergiſſeſt, daß die Reichen ſo ſchwerlich in's „Reich Gottes eingehen.“ — Schnickſchnack, lieber Lavater, ich wünſchte Dir Geſchenke von Fürſten, und hinreichenden Zufluß von Geld, zur Vervollkommnung Deines Werkes, die ohne Geld nicht möglich iſt. Würdeſt Du weniger den Eingang zum Reich Gottes finden, wenn Deine Zeichnungen und Deine Kupfer zur Hälfte beſſer wären?

Zimmermann

8. März 1777.

Sulzer ſchreibt wie folget:

„Lavater hat ſich durch ſeinen exclamatoriſchen Styl den Schaden ſelbſt gethan, ſeine Beweiſe für die Wirklichkeit der Sache zu ſchwächen; durch Exclamation iſt noch nie etwas bewieſen worden. Es iſt wirklich Schade, daß L. das Entwickeln ſeiner Gründe ſo ganz verſäumet; er hätte ungleich mehr gründliches darüber ſagen können, als er wirklich geſagt hat. Viel vollkommen richtige Bemerkungen, die durch Ausführung deutlich und einleuchtend geworden wären, ſind für die meiſten Leſer völlig verloren. Aber freylich iſt das unendliche Gewirre der Geſchäfte, worin L. lebt, nicht die Lage darin man ſich finden ſollte, wenn man philoſophiren will.“

Habe Dank, lieber Sulzer, für Deine Vernunft, ſo ſehr auch anitzt in der Schule der Genies dagegen getobt wird. Habe Dank für Dein göttlich wahres Urtheil über die zwey erſten Theile der Phyſiognomik. Hundert und tauſendmahl ſchwebten mir die gleichen Gedanken im Sinn, und ausſprechen, vor Lavatern ausſprechen, mochte ich es nicht, um nicht von ihm als ein Nicolait zertreten, nicht von allen Genies in Zürich, Weimar und anderswo mit Koth beſpritzt zu werden.

Goethe.

10. März 1777.

Ich hatte gehofft, mich würdeſt Du herauslaſſen (aus der Phyſiognomik), da ich Dich ſo höflich darum gebethen hatte, und Du nicht einen leidlichen Zug von mir haſt; indeß da es ein Gericht iſt, das über mehr ehrliche Kerls ergeht, mags dann ſeyn.

Herder wird Dir auch den Hals voll ſchelten über ſein polirtes Milchgeſicht, und den Colofonienblitz des Fragments dazu.

Das Gedicht an Luiſe iſt das beſte, was Du je gemacht haſt. Noch einige kalte Bäder und etwas Roborantia, und Du biſt ein unverbeſſerlicher Bruder; Du kannſt Gutes thun und Du willſt.

*

Lieber Lavater, eine Bitte! Beſchreibe mir mit der Aufrichtigkeit eines Chriſten, aber ohne Beſcheidenheit — Gerechtigkeit iſt gegen die, was Geſundheit gegen Kränklichkeit — Deine ganze That wider den Landvogt Grebel, was Deine Schrift oder Rede veranlaßt, was darauf erfolgt iſt, plutarchiſch — damit ich Dich mit Deiner That meſſe, du braver Geiſtlicher! du theurer Mann! Eine ſolche That gilt hundert Bücher, und wenn mir die Zeiten wieder auflebten, wollt ich mich mit der Welt wieder ausſöhnen. Schreib mir's ganz, ich beſchwöre Dich — um Deinetwillen.

100

Spalding

18. April 1777.

Lieber, theurer Freund; bey dieſem Namen in ſeiner ganzen innigſten Bedeutung kann und ſoll es bleiben, was auch ſonſt für Entfernungen, allenfalls wirkliche Mißverſtändniſſe zwiſchen uns ſeyn mögen. Wir haben beyde ein letztes Ziel, deſſen bin ich in meinem Herzen und vor Gott gewiß, und dahin werden wir ungeachtet der verſchiedenen Wege, die wir vielleicht jetzo gehen, weil wir keinen einförmigen gehen können, am Ende ſchon wieder zuſammen kommen. Wenigſtens iſt es Troſt und Freude für mich, ſo zu denken.

Zimmermann.

29. Mai 1777.

Wer hieß Dich am Abend vor Pfingſten an mich ſchreiben? Wer hieß Dich ſeit ſo langer Zeit immer nur dann an mich ſchreiben, wenn Du drey Predigten zu machen hatteſt, oder wenn Du ausreiſen wollteſt, oder kurz und gut, wenn Du Abhaltungen hatteſt, die in dem Leben jedes Menſchen vorkommen? Glaubſt Du denn, daß ich Dir jemahls von hier aus geſchrieben habe, ohne dabey zwanzig wichtige Pflichten zu verſäumen?

*

Deine arme Frau ſchon wieder krank? — Lavater, zerſtöre doch nicht immer wieder ihre Geſundheit durch Unmäßigkeit im ehelichen Werk, und wende Deine unerſchütterliche Kraft zu anderm Zwecke.

Maler Füssli.

14. Juni 1777.

Der Rath Reifenſtein hat mir endlich Dein Buch geliehen, und ich leſe es mit Entzücken. — Hier haſt Du einige Beobachtungen, die vielleicht für die neue Ausgabe nicht ohne Nutzen ſeyn werden.

Was Du von Chriſto vor Pilatus hingefühlt und hingeſchrieben, thut Rembrant kein Recht und Deinen eignen Augen keine Ehre. Du ſcheinſt ſein Kupfer entweder nicht ſelbſt geſehen, oder welches mir unbegreiflich vorkömmt, nicht ganz verſtanden zu haben. Der wahre Componiſt fühlet, und der bloße Zuſammenſetzer von Figuren, ſo wie Weſt, muß begreifen, daß es die göttlichſte Compoſition iſt, die je aus eines Menſchen Herze gekommen; verhunzt freylich durch Gremplerey, Drecknatur und Hefen von Paſſionen. Jeſus Chriſtus im Lichte über Jeruſalem — das Meer des Volkes das drängt, und die Wogen der Phariſäer u. ſ. w., denen das Geſtade weicht. — Denn ſiehe Pilatus gibt ihnen den Blutſtab, ihn ſelber zu zerbrechen; und Pilatus haſt Du für einen Phariſäer und den Blutſtab für eine Stange genommen, und das eiſerne Gebrüll: ſein Blut komm über uns — nicht gehört.

Warum ſetzeſt Du meinen Namen zu Weſt's? Er hat viel, ſehr viel Praxis und Pinſelgriff mehr als ich, und in der ungeheuren Menge von Figurenkocherey, die aus ſeiner Garküche zu Markte gekommen, und täglich rauchend hervorgehen, ſind zwey oder drey gute Dinge; aber gedacht hat er beinahe nie, und Seele hat er nicht. Er hat einen großen Namen unter Euch, wie ich aus einem Briefe, den mir euer Kunſtagent Reifenſtein gewieſen, erſehe, welcher ſelber über euren Geſchmack lacht.

Nicht Gott, dem Teufel möchte man ſich geben, wenn man Dich jenes läſterliche Triplet nach Strange (Hercules auf dem Scheidewege) anatomiren höret. Wer hat jemahls gewähnet, daß das ein Herkules, eine Tugend, eine Wolluſt ſey?

Jedoch dieß ſind Kleinigkeiten, Dein Buch iſt wie Du ſelbſt der Unſterblichkeit werth, und wird ſie haben. Wehe dem, dem Dein Buch nicht gefällt! Und wenn Du auch nichts geſchrieben hätteſt, als das Kapitel über den Homer — ſo würde doch Dein Name der erſte Deines Jahrhunderts ſeyn.

Spalding.

26. Juli 1777.

Es beunruhigt mich nicht, was Sie in Ihrem Briefe von meiner Denkungsart urtheilen; ich ſtehe mit derſelben vor Gott und finde Frieden. Ihr Herz und Ihre Abſichten ſind und bleiben mir heilig, das ſage ich laut wider diejenigen, die mir mit Anzüglichkeiten gegen Sie wehe thun, weil ſie Lavatern nicht ſo gut kennen wie ich. Schwerer wird es mir die Einwendung zu heben, daß ſo manche neuere Verfaſſer ſich ihrer Freundſchaft und Verbindung mit Lavatern rühmen, von denen es um dieſer Verbindung willen zu wünſchen wäre, daß ſie einen andern Charakter an ſich zeigen möchten. Wenn zum Beyſpiel Joſeph Gedeon Kr., die Verfaſſer des Allerley von dieſer Gattung u. ſ. w.

Zimmermann.

3. Septemb. 1777 bis zum 10. October.

Gut und ſanft bin ich gerne, mein Beſter, und bin es mehrentheils im mündlichen Umgang, wenn ich nicht Schmerzen leide. Ich weiß nicht warum Du glaubſt und ſagſt, ich balge immer. — Doch Du haſt recht; denn ſchon komme ich auf einen Artikel, der mir die Galle reizt; alſo biſt Du gerechtfertigt. De Luc, ſagſt Du, wollen wir einmahl an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen, bis ich ihn ſehe. Nein, bey Gott! denn eben iſt er in Hannover, der Mann von Engelsgüte, ſtoiſcher Verläugnung, herkuliſcher Kraft, farbenreicher Imagination, und allmächtiger Vernunft. Was haſt Du nöthig auf Dein Sehen zu warten? da iſt er, und da ſteht er vor mir und bey mir, der große umfaſſende Denker, der tief eindringende Seher, das Lammesherz, der unverdorbene heilige, ganze Naturmenſch.

*

Mit Dir ſcheint Herder unzufrieden. Ich glaube, daß dieſes durch den dritten Theil Deiner Phyſiognomik veranlaßt iſt, von der er ſagt, Du macheſt ſie zur Schädelſtätte Deiner Freunde. Er findet lächerlich, daß Du ſeinen Kopf unter die religioſen Köpfe geſetzt haſt, ihn einen Propheten nennſt u. ſ. f. — Er ſagt, die Züricher, nämlich ſeine Freunde, miskennen ihn ganz, und haben ihn für Deutſchland in ein Licht geſtellt, in welchem er nicht ſtehen wolle, nicht ſtehen müſſe. Seine Feinde in Zürich verachtet er ſo ſehr, daß es nicht möglich iſt, dieſen äußerſt reizbaren gallſüchtigen Mann auch nur auf einen Augenblick aufzubringen, wenn man von ihnen ſpricht.

*

Sulzer radotire, ſagſt Du. Ich hingegen ſage Dir, daß er ſchon zwanzig Mahl an den Pforten des Todes war, und da doch immer noch ſo viel Vernunft hatte, als Ihr Genies alle zuſammen genommen. Er ſprach nicht nach vorgefaßten Meynungen von Kaufmann, ſondern nach dem was Kaufmann ihm ſagte.

*

Das Schattenbild, worüber Du urtheilteſt. es ſey Sturz, und in welches Du alles hineindachteſt, was Du von Sturz geleſen hatteſt, und in welches Du wirklich alles dieſes hineindenkbar fandeſt — war das Schattenbild eines Fanatikers, eines Imbecile, und eines Narren, der ſich eingebildet hat, er ſey ein Weib, und ſeinen Bedienten bath, daß er ihn beſchlafe; der noch vor zwey Jahren ſeine Freunde bath, daß ſie kommen möchten um zu ſehen, wie er in ſeinem Bette mit der Sünde niederkommen werde. Kurz und gut es war das Schattenbild des Prinzen von Holſtein, geweſenen Coadjutors von Lübeck;

wegen dem Doctor Reimarus und ich letztes Jahr in Däniſcher und Ruſſiſcher Commiſſion nach Eutin geſchickt worden ſind.

*

Du kannſt nicht glauben welcher Triumph, auch ſogar bey ſonſt guten und angeſehenen Männern, hier darüber entſtanden iſt, daß Lichtenberg im Taſchenkalender 1778 Dich und Deine Phyſiognomik (wie man närrriſcher Weiſe glaubt) nun ganz zertreten, nun ganz zur Schartecke gemacht habe! Die Hannöverſchen Beaux esprits ſind darüber ganz ausgelaſſen vor Freude.

*

Daß Du in Deinem Leben nicht über eine Stunde verliebt geweſen ſeyſt — iſt nicht wahr.

*

Was wollen die Worte in Deinem Briefe ſagen: „Herr Jeſus! Jeſus! was haſt Du aber gethan? Ich darf nicht mehr herumgehen!“ —

Was hab ich gethan, Lavater? Hab ich jemand ermordet? Hab ich geſtohlen? Hab ich eine Stadt angezündet? Hab ich mich des Hochverraths ſchuldig gemacht? Wie kannſt Du in Deinem Briefe vom 23. Auguſt ein ſolches Zettergeſchrey erheben, ein Geſchrey als wenn zehntauſend Meſſer Dir in dem Leibe ſteckten, als wenn man Dich lebendig ſchünde; und dann in Deinem nachfolgenden Briefe vom 23. September ganz und gar darüber ſchweigen, und mich in der völligen Ungewißheit laſſen, was ich denn gethan habe? ob man mich hängen, rädern oder verbrennen werde — und warum?

Wieland.

21. Octob. 1777.

Ihre mehr chriſtliche als natürliche Liebe zu mir.

Über Ihr Capitel von den Poeten (Phyſiogn.) hätte ich große Luſt Händel mit Ihnen anzufangen, wenn ich nicht ſelber ein Versmacher wäre. Aber wegen Voltaire, der kein Dichter bey der Nachwelt ſeyn ſoll, muß ich Ihnen doch nächſtens in den Miſcellaneen des Merkurs eins auf die Finger geben. Ich wollte allemahl lieber, daß Sie mir ſelbſt eine recht derbe Ohrfeige applizirten, als daß ich in der Phyſiognomik zuweilen auf ſo ein Effatum ſtoße. Voltaire mag nun tauſendmahl Voltaire ſeyn, ſeine launiſchen Gedichte, ſeinen Zadig, Candide, ſogar ſeine leichtfertige, oft ſchändliche Pucelle wird man leſen, ſo lange Menſchen in großen Städten wohnen, und Bedürfniß haben zum Zeitvertreib zu leſen.

Zimmermann.

27. Octob. 1777.

Ich gratulire Dir zur Ankunft des Kraftcoloß Kaufmann von Aſtrakan: „Sey froh, ſagſt „Du, daß er Dir nicht zu nahe kam, denn, „Lieber, ſeine bloße ſtille Gegenwart würde Dich „tödten, und ein Wort von ihm Deine Gebeine „zerſchmettern.“ — Lavater biſt Du toll? Du ſagſt ferner: „Warum Kaufmann (als Arzt) „unbekannt ſeyn will? Weil alle bekannten und „berühmten Ärzte Pedanten und Philiſter werden“ — Lavater biſt Du toll?

Von zwey Dingen wähle Eins. Entweder geſtehe mir Deine Tollheit, damit ich Mitleiden mit Dir habe, oder ich zeige Dir und ganz Deutſchland öffentlich mit meines Namens Unterſchrift, ob der Student Kaufmann (man erkennt den Student an ſeiner Sprache) vermögend ſey, durch ſeine ſtille Gegenwart mich zu tödten, oder durch ein Wort meine Gebeine zu zerſchmettern.

Wählſt Du das letztere, ſo thut es mir leid, weil dabey unſre Freundſchaft (die in meinem

Herzen Wurzeln zur Ewigkeit hatte) in Trümmern geht.

Es thut mir leid, daß Du, ſo ganz unerwartet und ſo ganz ohne Noth, nicht nur äußerſt grob, ſondern auch äußerſt windicht wirſt.

Zimmermann.

29. Novemb. 1777.

Es ſcheint Dir unbeſcheiden einen Hypochondriſten, wie Haller iſt, anzupacken, und ſeine Kritik gegen Deine Phyſiognomik zu widerlegen. Warum ſagteſt Du ihm denn eine ſolche Impertinenz über ſeine Handſchrift im dritten Theile? Kann man denn Hallern nicht auch ſo höflich antworten, wie man Lichtenberg höflich antwortet? — Doch ich mag hierüber weiter kein Wort ſagen. Sobald Du zu Sophiſtereyen und Jeſuitismen Deine Zuflucht nimmſt, lege ich gleich die Finger auf den Mund.

*

Die Liebkoſungen von Goethe ſcheinen mir die Liebkoſungen eines Tigers. Man faßt unter ſeinen Umarmungen immer an den Dolch in der Taſche.

Zimmermann.

15. Dezemb. 1777.

Ich weiß wie Du ausgleiten kannſt, wenn man Dich mit Gewalt anfaſſen will, aber von dieſer Seite biſt Du mir gar nicht ſchätzbar.

*

Ich finde in Deiner Reiſegeſchichte nach dem Kaiſer eine über das Ganze ſich verbreitende Würde, und verſchiedene andre Eigenſchaften eines großen Geſchichtſchreibers, die Du vermuthlich weder an Dir noch an andern kennſt, denn Du weißt und verſtehſt wohl blutwenig von der Geſchichte?

Hamann.

1777.

Sie bethen um Muth nicht unter der Laſt der Geſchäfte zu ſinken — und mir vergeht aller Muth unter der Laſt langer Weile. Gleichwohl dient ſelbige mir zum Schlüſſel der heiligen Laune im Predigerbuche, mehr Ahndung als Nachwehen. — Die Welt mag ſich ärgern und berſten und platzen! bey aller Ihrer Angſt ſeyen Sie getroſt, liebſter Lavater! Wie der ehrliche Mohr Ebedmelech unter den alten Lumpen wühlte, hätte ich meine Hausbibel zerreißen mögen um Ihnen ein Seil des Troſtes zuzuwerfen.

Merk.

14. Jänner 1778.

Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Goethe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er iſt ein ſo bonhomiſcher guter Junge, daß er mir höchſt heilig iſt. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Purſche gemacht, und das iſt wieder nichts nütze.

Merk.

17. May 1778.

Ich kenne Lichtenberg von Perſon; er iſt mehr als Witzling, er iſt einer der denkendſten Köpfe. Das Geträtſche, was durch Zimmermann bey Gelegenheit Ihrer Phyſiognomik eigentlich über das ganze Hannövriſche Adelthum verbreitet war, hat ihn in Harniſch gebracht; und ſodann, lieber Mann, die böſen Monumente, die Sie allen jungen Leuten, die noch nichts in der Welt gethan hatten, in Ihrer Phyſiognomik ſezten. — Lichtenbergs Fehler iſt, daß er Sie nicht von Angeſicht kennt; ich bin gewiß verſichert, alsdann iſt er nicht im Stande, eine Zeile ſolches garſtigen luſtigen Witzes zu erlauben. — Bey den Weltleuten hat's wenig Senſation gemacht, denn ſie findens alle zu ſtudentenhaft, ſo ſehr ihnen wieder das Seherartige Ihres Styls zuwider iſt.

Jacobi.

13. Juni 1778.

Über Ihr Werk (Phyſiogn.) im Ganzen ſage ich Ihnen heute nur das: ich halte es für eins der herrlichſten und nützlichſten, wenn auch an eigentlicher Phyſiognomik, oder vielmehr an wiſſenſchaftlicher, kein wahres Wort ſeyn ſollte.

*

Ich neige voll Ehrfurcht, voll Bewunderung mich Ihnen, und umarme Sie mit unausſprechlicher Liebe.

Friz Stolberg.

9. Juli 1778.

Dieſes und jenes hab ich auf dem Herzen. Du haſt von Luther geſprochen (Phyſiogn.) wie ich nicht von euren Reformatörgen ſchreiben würde. Ihr Calviniſten kennt den überherrlichen Mann nicht, den Felſen im Meere, den Mann, der ſo

Großes wollte und konnte! Ferner bohrſt Du hie und da uns Deutſchen Eſel, thue es lieber nicht Du Pfäfchen in Zürich!

Maler Füssli.

18. Juli 1778.

Deine Cenſur (meines Gemähldes) kann kein Vorwand von Freymüthigkeit, Achtung, Zutrauen entſchuldigen, wenn Du nicht mein Herr und ich Dein Knecht bin. — Es iſt wohl nicht die unnöthige Unterſchrift von Helfer zum St. Peter, die Dich ungezogen und muthwillig macht. Weder Peter noch Paul können das Recht geben, ungezogen und muthwillig zu ſeyn, ob ſie gleich aus Fiſchern und Webern große Herren und Geiſtliche geworden.

Zimmermann.

1778.

Eben habe ich Deinen Commentarius über Br(eitingers) Geſicht geleſen; das alles iſt **doch** äußerſt meiſterhaft. Ich kann nicht begreifen, daß man bey ſolchen hellleuchtenden Beweiſen Deiner Geſchicklichkeit im Sehen, Deiner Genauigkeit im Entwickeln deſſen was Du geſehen haſt, Deiner **Klugheit im Unterdrücken** deſſen **was Du nicht** ſagen willſt und doch offenbar ſagen könnteſt, und Deiner allumfaſſenden unvergleichlichen Sprache, nicht alles Mißtrauen in Deinen Verſtand fallen läßt, ſich **nicht** ſchämet Dich für einen Schwindelkopf zu halten, und dieſen ſchlauen choleriſchen Pfaff nicht für einen Kerl, deſſen **Herz ſo ſchwarz iſt als ſeine Kappe.**

Maler Füssli.

21. May 1779.

Du ſieheſt in allem, was ich thue, weſentliche Mißverhältniſſe — ich auch. Wir können nicht alle vollkommen ſeyn.

*

Ich grüße alle, die mich liebeten und nicht liebeten, die Warmen und die Kalten, und ſpeue auch die Lauen nicht aus meinem Munde. Wer aber Dich haſſet, ſey ein Fluch!

Maler Füssli.

16. Juni 1779.

Wer von mir aus Deinem Briefe oder allen Deinen Briefen urtheilen wollte, würde mich ohne Zweifel für den allerelendeſten Pfuſcher nehmen. Lavater, Lavater, qui monet amat! Nimm mir nicht jede Ausſicht von Möglichkeit, und alle Luſt Dir zu gefallen. Fehler und alles gewogen, bin ich was kein andrer Menſch in dieſen Tagen iſt — wie Du.

*

Ich trage Deine Briefe bey mir bis ſie in der Taſche verfaulen — und Du wiegeſt mir Deine Worte zu wie der Metzger dem Mägdlein das Fleiſch.

Maler Füssli.

13. Auguſt 1779.

Der Teufel hohle den Senior Urlſperger mit ſeiner Sakraments Trinität! Du wunderſt Dich mit ſechszehn Exclamationspunkten, daß ich Dich einmahl meiner Wolluſt geopfert, und Du opferſt mich jedem Narren. Stoße meine Seele nicht von Dir. Schicke nicht mehr leeres Papier übers Meer!

*

Wenn mir Dein Herr Schwager im . . . ſo will ich mich beſtreben etwas von des verſtorbenen Mengs Fleiß und ruhiger Correctheit zu erreichen. Was heißt Ihr Correctheit, ihr

Thoren? Geſichter außer Zeichnung, Hände die nicht greifen, und Füße die nicht ſtehen?

*

Schwäche in Deiner Frau, Scharfſinn in Deinem Bruder; ſind die Küſten eines Landes, das Du allein entdeckt haſt; prosit. — Antworte mir viel und bäldeſt, das iſt, ſobald Du dieſen Brief geleſen haſt. Viel von Nännen und Mäden, und Du retteſt mich von Polly und Nancy und Peggy. Basciami.

Maler Füssli.

17. Sept. 1779.

Deiner Schalksſtreiche ungeachtet ſind Deine Briefe ein Amulet für mich, und ich würde es für ein eben ſo abominandes Omen halten, ohne dieſelben in der Taſche auszugehen, als Auguſt es hielt den linken Sandal an den rechten Fuß gebunden zu haben.

Ich bewundere Deine Morgenviſiten. „Um ſieben Uhr ein Fräuelein“! Das war zum Anſtimmen: loben Dich doch mit dem Morgen auch die kleinen Vögelein.

*

Es thut mir leid, daß Du meinen Teufel durch Lips noch mehr haſt herabteufeln laſſen. Meine Idee vom Teufel ſcheint in Proportion des Landes zu ſeyn, wo ich mich aufhalte. Das Satansideal, welches ich hier in dem Gemählde von Adam und Eva mahle, iſt eben ſo weit über das erſte weg als Du über Kambli den Katechiſt.

Maler Füssli.

1779.

Gott, wenn wir wieder zuſammen kämen! Denn ich bin doch der einzige Freund, den Du auf Gottes Erdboden und drüber und drunter haſt, oder haben kannſt.

Goethe.

2. Novemb. 1779.

Nun noch ein herzlich Wort der Sehnſucht an Dich, und der Hoffnung; ſie wird alle Tage ſtärker. Laß uns an einander bleiben, einander mehr werden, denn neue Freunde und Lieben mach' ich mir nicht. — Adieu, Guter; meine Seele iſt immer bey Dir.

Chodowiecki.

8. Februar 1780.

Daß Nicolai und Leute von ſeinem Schlage Ihre Schriften mit Füßen treten, das iſt ganz natürlich; theils thun ſie es Ihrer Perſon, theils Ihrer Schriften wegen. Wie ſollten ſie den Mann nicht beneiden, der in allen Stücken ſo weit über ſie erhaben iſt, und der von ſo viel guten Seelen geſchätzt und geliebt iſt. Wie könnten ſie die Schriften lieben, die vielleicht manchmahl die fühlbaren Saiten ihres Herzens und Gewiſſens berühren. Durch Schelten und Spotten ſuchen ſie dann ſolche Gefühle zu betäuben. Nicolai hätte wohl Urſache nach allen Demüthigungen, die er um Bunkels willen gelitten hat, und täglich leidet, ganz ſtille zu ſeyn.

Goethe.

7. Febr. 1780.

Ich muß ſagen, je mehr ich die erſten Kapitel Deiner Offenbarung leſe, je mehr gefallen ſie mir; auch finden ſie bey Jedermann Beyfall. Nicht ſo iſt es mit der zweyten Hälfte des Buchs. Ich glaube aber auch zu finden, worin mich andere beſtärken, daß die andre Hälfte des Buches bey weitem nicht den Werth wie die erſte hat.

Goethe.

6. März 1780.

Deine Offenbarung findet überall vielen und den rechten Beyfall; wegen des übrigen ſey unbeſorgt, Dein Buch muß ſeyn und bleiben was es iſt. Meine Grillen gehören nicht hieher, denn wenn mir auffällt, daß durch den Text ſowohl als durch Deine Arbeit die raſche Geſinnung Petri, worüber Malchus ein Ohr verlor, durchgehet, ſo hat das bey tauſend und tauſenden nichts zu bedeuten. Ich will auch nicht behaupten, daß mein Gefühl das reinſte iſt, ich kann mich aber nicht überwinden, den Inhalt des Buchs für evangeliſch zu halten. Jetzt da es andre leſen und mir ſagen, wie es ihnen vorkommt, ſeh ich erſt recht die treffliche Art, wie Du es behandelt haſt, und Dein poetiſches Verdienſt bey der Sache ein.

*

Halte künftig meine Briefe hübſch in Ordnung, und laß ſie lieber heften, wie ich mit den Deinigen auch thun werde, denn die Zeit vergeht, und das wenige was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Beſtimmtheit und Gewißheit in ſich ſelbſt vermehren. — Daß Du ſo geplagt biſt mit kleinen Geſchäften iſt nun einmahl Schickſal. In der Jugend traut man ſich zu, daß man den Menſchen Palläſte bauen könne, und wenns um und an kömmt, ſo hat man alle Hände voll zu thun, um ihren Miſt beyſeite bringen zu können.

*

Daß Du mit meinem Jery nichts Gemeines haſt, verſteht ſich; ich dachte nicht, daß Du's leſen würdeſt. Es ſind ſo viele Stufen, Treppen und Thüren von Deiner Giebelſpitze bis zu ſo einem Hauswinkelgen, die Du Gott ſey Dank nie auch nur aus Neugierde herunter gehen kannſt.

*

Des armen Schleſiſchen Schafs (Haugwiz) erbarme ſich Gott — und des Lumpenpropheten (Kaufmann) der Teufel!

Goethe.

6. Juni 1780.

Alle auf die der Kerl (Kaufmann) gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menſchen die einmahl des Nachts vom Alp beſchwert worden ſind, und bey Tage ſich keine Rechenſchaft davon zu geben wiſſen.

Hüte Dich vor dem Lumpen, und wenn Du jemahls Urſache haben ſollteſt, ihn wieder auf und an zu nehmen; ſo bedenk unter anderm auch vorher dabey, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich ganz frey und offen zu ſeyn.

Schlözer.

9. Juni 1780.

Lieber Mann, chriſtlicher Mann, gehen Sie ehrlich mit mir um, ſo weit es ohne Ihre Gefahr geſchehen kann, es ſoll Sie nicht gereuen! Eingenommen bin ich nie gegen Sie geweſen. Hochgeſchätzt habe ich Sie immer, nach Ihrem Geiſte ſowohl als nach Ihrem Herzen. In einigen litterariſchen Ideen waren wir nicht einſtimmig; aber welche Bagatelle! Hier iſt nicht von Baſedowſcher Pädagogik die Rede — nicht von Phyſiognomik — ſondern von dem ermordeten Waſer — u. ſ. f.

Goethe.

3. Juli 1780.

Wieland iſt gegen Dich ſehr gut geſinnt. Er hat ſeine Launen, und bedenkt, ſonderlich in Proſa, nicht immer alles was er ſchreibt. Ich weiß es zwar nicht, aber es iſt möglich, daß Dir zu Ohren gekommen iſt, er habe in einer und der andern Stelle Dich zu necken geſchienen; es iſt aber gewiß nichts, als höchſtens eine Art von humoriſtiſchem Leichtſinn, der ſich dieſes und jenes ohne Conſequenz erlaubt. Ich habe ihn geradezu ſelbſt darüber gefragt, und er hat mich verſichert, daß er ſich keiner als guter Geſinnungen gegen Dich bewußt ſey.

Sein Oberon wird, ſo lang Poeſie Poeſie, Gold Gold, Kryſtall Kryſtall bleiben wird, als ein Meiſterſtück poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden. Ob er Dir etwas ſeyn wird, glaub ich nicht, davon iſt aber auch die Rede nicht.

Von Hirzeln hab ich den zweyten Theil ſeines philoſophiſchen Weltweiſen nicht erhalten, ſag ihm daß ich darüber betrübt bin; es iſt aber eine Lüge, denn es iſt mir ſcheußlich was der Menſch von ſich gibt.

Jung-Stilling.

20. Juli 1780.

Ich leſe noch einmahl jezt Dein Tagebuch, lieber, warmer Bruder! das gibt mir allemahl einen neuen Stoß, wenn mich die Kraft der Trägheit zurückhält.

Goethe.

24. Juli 1780.

Seitdem ich keine phyſiognomiſche Prätenſion mehr mache, wird mein Sinn ſehr ſcharf und lieblich; ich weiß faſt in der erſten Minute, wie ich mit den Leuten dran bin.

Bei Gelegenheit von Wielands Oberon brauchſt Du das Wort Talent, als wenn es der Gegenſatz von Genie wäre, wo nicht gar, doch wenigſtens etwas ſehr ſubordinirtes. Wir ſollten aber bedenken, daß das eigentliche Talent nichts ſeyn kann als die Sprache des Genies. Ich will nicht ſchikaniren, denn ich weiß wohl, was Du im Durchſchnitt damit ſagen willſt, und zupfe Dich nur beim Ermel; denn wir ſind oft gar zu freygäbig mit allgemeinen Worten, und ſchneiden, wenn wir ein Buch geleſen haben, das uns von Seite zu Seite Freude gemacht, und aller Ehren werth vorgekommen iſt, endlich gar mit der Scheere ſo gerade durch wie durch einen weißen Bogen Papier.

*

Was Deine dickhirnſchaligten Wiſſenſchaftsgenoſſen in Zürich betrifft, und was ſie von Menſchen, die unter einem andern Himmel geboren ſind, reden, bitte ich Dich ja nicht zu achten. Die größten Menſchen, die ich gekannt habe, und die Himmel und Erde vor ihrem Blicke frey hatten, waren demüthig, und wußten was ſie ſtufenweis zu ſchätzen hatten. Solches Candidaten- und Kloſtergeſindel ziert allein der Hochmuth. Man laſſe ſie in der Schellenkappe ihres Eigendünkels ſich ein wechſelſeitiges Konzert vorraſſeln. Unter dem republikaniſchen Druck und in der Atmoſphäre durchrauchter Wochenſchriften und gelehrter Zeitungen würde jeder vernünftige Menſch auf der Stelle toll. Nur die Einbildung, Beſchränkung und Albernheit erhält ſolche Menſchen geſund und behaglich.

•

Daß Du Freude an meiner Iphigenie gehabt haſt, iſt mir ein außerordentliches Geſchenk. Da wir mit unſern Exiſtenzen ſo nahe ſtehen, und mit unſern Gedanken und Imaginationen ſo weit aus einander gehen, und wie zwey Schützen die mit dem Rücken an einander lehnend nach ganz verſchiedenen Zielen ſchießen, ſo erlaub ich mir niemahls den Wunſch, daß meine Sachen

Dir etwas werden könnten. Ich freue mich deßwegen recht herzlich, daß ich euch mit dieſem wieder ans Herz gekommen bin.

Goethe.

23. Aug. 1780.

Ich bin Dein immer bewegter, im Höchſten und Niedrigſten, in Weisheit und Thorheit umgetriebener G.

Knebel.

1. Septemb. 1780.

Etwas wehe thut es mir, daß Sie Goethen nicht kennen. Was ſoll ich ſagen? Ich weiß es wohl, er iſt nicht allezeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten, ich habe ſie wohl erfahren. Aber die Summe des Menſchen zuſammen genommen iſt unendlich gut. Er iſt mir ein Erſtaunen auch ſelbſt von Güte. Der Durchreiſenden keiner ſieht ihn — und doch urtheilt jeder.

In Weimar ſelbſt wird er kaum geſehen; in der Entfernung iſt er nicht zu ſehen. Noch zur Stunde ſchwör ich, daß ſeine Richtung grad, ſeine Abſichten rein und gut ſind. Verkannt muß er werden, und er ſelbſt ſcheint darin zu exiſtiren; die Schönheit, die ſich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er iſt ſelbſt ein wunderbares Gemiſch, oder eine Doppelnatur von Held und Comödiant, doch prävalirt die Erſte. Er iſt ſo biegſam, als einer von uns; aber Eitelkeit hat er noch etwas ſeine Schwächen nicht zu zeigen. Da läßt er dann gemeiniglich leere Lücken, oder ſtellt einen Stein davor, oder wenn er ſie ſehen läßt, ſchlägt er mit Fäuſten zu, daß man ſie ihm nicht berühre. — Wenn ers nicht ſagt dann hat er ſeine Freunde am liebſten. Vor allen Sterblichen liebt und ehrt er Sie. Wenn Sie den Herzog lieb haben müſſen, ſo bedenken Sie, daß ihm Goethe zwey Drittel ſeiner Exiſtenz gegeben.

Goethe.

13 Decb. 1780.

Deine Schrift über Waſern iſt nunmehro ganz bey mir angekommen. Es iſt ein Meiſterſtück von Geſchichte, und ich darf Dir wohl ſagen, daß Du als Menſch, Bürger und Schriftſteller mich mehr dabey intereſſirt haſt als der Held ſelbſt. Ich meyne noch nie ſo viel Wahrheit der Handlung, ſolchen pſychologiſchen und politiſchen Gang ohne Abſtraction beyſammen geſehen zu haben; und eins von den größten Kunſtſtücken, das Dich aber die Natur und der Ernſt bey der Sache gelehrt hat, iſt jene anſcheinende Unpartheylichkeit, die ſogar widrige Facta mit der größten Naivetät erzählt, jedem ſeine Meynung und ſein Urtheil frey zu laſſen ſcheint, da ſich doch am Ende jeder gezwungen fühlt, der Meynung des Erzählers zu ſeyn.

Herder.

3. Novemb. 1780.

Ich werde und will Dich nicht überzeugen, mag Dir und niemand meine Sehart aufdringen, werde aber von der Deinigen im Verfolg nutzen, was ich nutzen kann, deßhalb ich Dir aufrichtig danke. Übrigens frappirt mich freylich der durchſchneidende Ton Deines Briefes hier und da; es war ſonſt nicht Dein Ton. Die Guignons die Du mir ſo oft vorwirfſt, exiſtiren vielleicht in der Herren Köpfen, aus denen Du ſie herhaſt, oder in mir, oder in Dir — was weiß ich! Ich weiß aber nicht weswegen man ſich einander ſchreibt, wenn man ſich nicht mit reiner herzlicher Liebe, ohne Vorurtheil und Nebenideen einander ſchreiben kann. Ich ſchweige ſo lange lieber bis ſich die Vorurtheile von ſelbſt geben. —

Goethe.

19. Febr. 1781.

Knebel liebt Dich ſo zärtlich als man kann, und nimmt einen weit nähern Antheil an den zartgeſponnenen Saiten Deines Weſens, als mir ſelbſt bey meiner rohern Natur nicht gegeben iſt. Er hat mir zuerſt nach ſeiner Rückkunft mit ſehr treffender Wahrheit verſchiedene Dinge, mit denen ich nicht ſtimme: daß Du gibſt was Du haſt und nicht haſt, die ewige Spedition wodurch Du immer raubſt und gibſt, zugleich nutzeſt und compromittiereſt; dieſe, ſage ich, hat er mir ſo ſchön zurecht gedacht, daß ich ſeit der Zeit mit Dir einiger bin als jemahls. Durch ihn iſt mir erſt lebhaft geworden, daß man Dir dem ewigen Geber nichts geben kann, was man Dir nicht für andre gibt, daß man Dir nie wieder vergelten wird, was Du moraliſch und politiſch für Deine Freunde und für uns beſonders thuſt. Darüber hat er oft mit mir geſprochen, und ſeine theilnehmende Seele hat mir zu Beobachtungen vieler Schattierungen in Dir geholfen;

der ich, mir ſelbſt überlaſſen, gewiſſe Strahlenbrechungen zu ſtark und andre zu wenig ſehe.

*

Ja lieber Bruder, Du könnteſt mich ſchon vor manchem fliegenden Fieber des Grimms reinigen, was könnte nicht die Liebe des Alls, wenn es lieben kann wie wir lieben. — In mir reinigt ſichs unendlich, und doch geſtehe ich gerne, Gott und Satan, Höll' und Himmel, die Du ſo ſchön bezeichneſt, in mir Einem.

*

Adieu liebſter der Menſchen. Spreche manchmahl einen Segen auf meine Büſte, daß ich auch das genieße. Schreibe mir viel, und ſtiehl Dir eine Viertelſtunde für mich. Ich heiße Legion, Du thuſt vielen wohl, wenn Du mir wohl thuſt.

Gräfin Branconi

22. Febr. 1781.

Quand je pense a toi mon ame se confond avec la tienne, et je ne vis plus qu'en toi. O toi cheri pour la vie, l'ame de mon ame! Il y a quatre semaines, o souvenir! — Je t'envoye quelque chose qui te fera plaisir — je sais combien j'en ai quand je reçois quelque chose de toi. — Ton mouchoir, tes cheveux sont pour moi ce que mes jarretieres sont pour toi — Toi qui sait surprendre si agreablement, toi source de tout amour. Tu seul peut porter le nom d'Infinito — senza pari. — Comment es tu avec la Escher? a tu été avec elle comme avec moi?? Adio susta della mia vita!

Goethe.

9. April 1781.

Der Geber ſoll nicht fragen.

*

Wohl ſagſt Du, daß der Menſch Gott und Satan, Himmel und Erde, alles in Einem ſey; denn was ſind dieſe Begriffe anders als Conceptе, die der Menſch von ſeiner eignen Natur hat?

In dem Buche des Erreurs et de la verité, das ich angefangen habe, welche Wahrheit und welcher Irrthum! Die tiefſten Geheimniſſe der wahreſten Menſchheit mit Strohſeilen des Wahnes und der Beſchränktheit zuſammengehängt.

Goethe.

22. Juni 1781.

Zuvorderſt danke ich Dir, du Menſchlichſter, für Deine gedruckten Briefe. Es iſt natürlich, daß ſie das Beſte von allen Deinen Schriften ſeyn müſſen. Wie Du vorausgeſehen haſt nehmen Dir viele und auch gute Menſchen dieſen Schritt übel; doch Du weißt am beſten was Du thun kannſt, und fühlſt wohl, daß Dir erlaubt iſt was keinem. Das Menſchliche und Dein Betragen gegen Menſchen darinne iſt höchſt liebenswürdig; und mich macht es recht glücklich daß ich keine Zeile anders leſe als Du ſie geſchrieben haſt, daß ich den innerlichen Zuſammenhang der mannigfaltigen Äußerungen erkenne; denn für den eigentlichen Menſchenverſtand, was man gewöhnlich ſo nennt, und woraus eine gewiſſe Gattung von Köpfen die andern modelt, iſt und bleibt auch hierin wie in allen Deinen Sachen, vieles unzuſammenhängend und unverſtändlich. Selbſt Deinen Chriſtus hab ich noch niemahls ſo gern als in dieſen Briefen angeſehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den ſchönſten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche kriſtallhelle Gefäß mit der höchſten Inbrunſt faſſen, mit Deinem eignen hochrothen Trank ſchäumend füllen, und den über den Rand hinüberſteigenden Giſcht mit Wolluſt wieder ſchlürfen ſieht. Ich gönne Dir gern dieſes Glück, denn Du müßteſt ohne daſſelbe elend werden. — Bey dem Wunſch und der Begierde, in einem Individuo alles zu genießen, und bey der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genug thun kann, iſt es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein alles übertragen, und in ihm Dich beſpiegeln, Dich ſelbſt anbethen kannſt. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der ſich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köſtlichen Federn der tauſendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären ſie uſurpirt, ausraufſt, um Deinen Paradiesvogel ausſchließlich damit zu ſchmükken; dieſes iſt was uns nothwendig verdrießen und unleidlich ſcheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menſchen und dem Menſchen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in uns ſelbſt und allen ſeinen Kindern anbethen. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannſt, und daß Du vor Dir Recht behältſt; doch finde ich es auch nöthig, da Du Deinen Glauben und Lehre wiederhohlend predigeſt, Dir auch den unſrigen als einen ehernen beſtehenden Fels der Menſchheit wiederhohlt zu zeigen, den Du und eine ganze Chriſtenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmahl überſprudeln, aber weder überſtrömen, noch in ſeinen Tiefen erſchüttern könnt. Verzeihe mir, daß ich Dir begegne wie Du Gaßnern, und laß mich Nervenbehagen nennen was Du Engel nennſt.

Dein 122ſter Brief über Dich ſelbſt iſt vortrefflich, und Du verfehlſt Deines Endzweckes nicht, Dich durch dieſe Äußerungen Deinen Freunden und Liebſten immer näher und näher zu bringen, vor ihnen immer wahrer und ganzer zu erſcheinen, und Dein Reich auf dieſer Welt immer mehr auszubreiten, indem Du jedermann überzeugeſt, daß es nicht von dieſer Welt iſt.

Deine Poeſien ſind mir auch als Aufſchluß Deines Innerſten und als Bild Deines äußern Lebens ſehr willkommen. Mit gutem Vorbedacht haſt Du ſie Deinen Freunden gewidmet, denn ſie ſchließen ſich ſo an Deine Individualität an, daß jemand der Dich nicht liebt und kennt eigentlich nichts damit zu machen weiß. Ich hab es etliche Mahl verſuchen wollen, in Gegenwart guter Menſchen, denen Du aber fremd biſt, einige von dieſen Gedichten zu leſen, und habe recht gefühlt, wie das Eigenſte davon gar nicht übergeht.

*

Schließlich bitte ich Dich fortzufahren, mir mit Deinem Geiſte und Deiner Art nützlich zu ſeyn, und mir, wenn Du etwas über, von oder wider mich weißt, es nicht zu verhehlen, ſondern wie bisher und wo möglich noch mehr, eine gute und lebendige Wirkung unter uns zu erhalten.

Jacobi.

21. November 1781.

Ich habe mich ein paar Stunden herzlich an Ihren vermiſchten Schriften gelabet. Viel, ſehr viel, beſter Lavater, iſt der Menſchheit durch Sie gegeben.

Goethe.

3. Dec. 1781.

Man iſt niemahls im Stande dem Freunde das von ſich zu ſchreiben, was ihm am intereſſanteſten wäre, weil man eigentlich ſelbſt nicht weiß, was an einem intereſſant iſt.

*

Du machſt mir wohl daß Du ſagſt, daß Du geſund biſt. Erhalt uns Gott lange auf dieſer ſchönen Welt, und in Kraft ihm zu dienen und ſie zu nutzen. Mit mir ſtehts auch gut, beſonders innerlich; in weltlichen Dingen erwerb ich täglich mehr Gewandtheit, und vom Geiſte fallen mir täglich Schuppen und Nebel, daß ich denke, er müßte zuletzt ganz nackend daſtehen, und doch bleiben ihm noch Hüllen genug.

*

Die letzten Tage der vorigen Woche hab ich im Dienſt der Eitelkeit zugebracht. Man übertäubt mit Maſkeraden und glänzenden Erfindungen oft eigne und fremde Noth. Ich traktire dieſe Sachen als Künſtler, und ſo gehts noch. Wie Du die Feſte der Gottſeligkeit ausſchmückſt, ſo ſchmück ich die Aufzüge der Thorheit. Es iſt billig, daß beyde Damen ihre Hofpoeten haben.

Goethe.

29. Juli 1782.

Da ich zwar kein Widerchriſt, kein Unchriſt, doch ein dezidirter Nichtchriſt bin, ſo haben mir Dein Pilatus und ſo weiter widrige Eindrücke gemacht, weil Du Dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und ſeine Kinder ſtellſt. Deinen Pilatus hab ich ſogar zu parodiren angefangen; ich habe Dich aber zu lieb, als daß es mich länger als eine Stunde hätte amüſiren ſollen.

Drum laß mich Deine Menſchenſtimme hören, damit wir von dieſer Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht.

Goethe.

9. Auguſt 1782.

Wenn ich vor Dir ſtünde, ſo würden wir in einer Viertelſtunde einander verſtändlich ſeyn. Wir berühren uns beyde ſo nah als Menſchen können, dann kehren wir uns ſeitwärts und gehen entgegengeſetzte Wege; du ſo ſichern Schrittes als ich. Wir gelangen einſam, ohne an einander zu denken, an die äußerſten Gränzen unſers Daſeyns; ich bin ſtill und verſchweige was mir Gott und die Natur offenbart, ich kehre mich um und ſehe Dich auf Einmahl das Deinige gewaltig lehrend. Der Raum zwiſchen uns iſt in dem Augenblicke wirklich, ich verliere den Lavater, in deſſen Nähe ich wohl auch von dem Zuſammenhang ſeiner Empfindungen und Ideen hingeriſſen worden, den ich erkenne und liebe; ich ſehe nur die ſcharfen Linien, die ſein Flammenſchwert ſchneidet, und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung. Es iſt ſehr menſchlich, wenn auch nur menſchlich dunkel.

Du hältſt das Evangelium wie es ſteht für die göttlichſte Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Waſſer brennt und das Feuer löſcht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter auferſteht; vielmehr halte ich dieſes für Läſterungen gegen den großen Gott und ſeine Offenbarung in der Natur.

Du findeſt nichts ſchöner als das Evangelium, ich finde tauſend geſchriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menſchen eben ſo ſchön, und der Menſchheit nützlich und unentbehrlich. Und ſo weiter!

Nimm nun, lieber Bruder! daß es mir in meinem Glauben ſo heftig Ernſt iſt wie Dir in dem Deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Überzeugung von Gott eingeſetzte Ariſtokratie mit eben dem Eifer ſprechen und ſchreiben würde, als Du für das Einreich Chriſti ſchreibſt; müßte ich nicht alsdann das Gegentheil von vielem behaupten, was Dein Pilatus enthält, was Dein Buch uns als unwiderſprechlich auffordernd ins Geſicht ſagt!

Ausſchließliche Intoleranz! Verzeih mir dieſe harten Worte. — Wenn es nicht uns neu verwirrte, ſo möcht ich ſagen, ſie iſt nicht in Dir, ſie iſt in Deinem Buche."

Lavater, der unter die Menſchen tritt, der ſich den Schriftſtellern nähert, iſt das toleranteſte ſchonendſte Weſen. Lavater als Lehrer einer ausſchließenden Religion ihr mit Leib und Seele ergeben, nenn es wie Du willſt — Du geſtehſt es ja ſelber.

Es iſt hier nicht die Rede vom Ausſchließen, als wenn das Andre nicht oder nichts wäre, es iſt die Rede vom Hinausſchließen, hinaus wo die Hündlein ſind, die von des Herren Tiſche mit Broſamen genährt werden, für die abgefallene Blätter des Lebensbaums, getrübtere Wellen der ewigen Ströme, Heilung und Labſal ſind.

Verzeih mir, ich ſage dieſes ohne Bitterkeit. — Und ſo ausſchließlich iſt Dein Pilatus von Anfang bis zu Ende, es war Deine Abſicht ihn dazu zu widmen. Wie viel Ausforderungen ſtehen uns darinne: Wer kann? Wer darf? u. ſ. w. — Worauf mir im Leſen manchmahl ein gelaſſenes, und auch wohl ein unwilliges Ich! entfahren iſt.

Glaub mir ich habe über Dein Buch Dir viel und weitläuftig und gut ſprechen wollen, habe manches drüber geſchrieben, und Dir nichts ſchicken können, denn wie will ein Menſch den andern begreifen!

Laß mich alſo hiedurch die Härte des Wortes Intoleranz erklärend gemildert haben. Es iſt unmöglich in Meynungen ſo verſchieden zu ſeyn ohne ſich zu ſtoßen. Ja ich geſtehe Dir, wäre ich Lehrer meiner Religion, vielleicht hätteſt Du eher Urſach mich der Toleranz mangelnd zu ſchelten, als ich jetzo Dich.

Hauche mich mit guten Worten an und entferne den fremden Geiſt. Der fremde weht von allen Enden der Welt her, und der Geiſt der Liebe und Freundſchaft nur von einer.

Der Fürſt hat mir einen Geruch Deines Paradieſes ſchon an ſeinen Kleidern mitgebracht. Ich ſchrieb Dir auch noch ſelbigen Tag einen Brief, den Du haben wirſt.

Goethe.

4. Octob. 1782.

Daß Du mir in Deinem Briefe noch einmahl den innern Zuſammenhang Deiner Religion vorlegen wollteſt, war mir ſehr willkommen; wir werden ja nun wohl bald einmahl einander über dieſen Punkt kennen und in Ruhe laſſen. Großen Dank verdient die Natur, daß ſie in die Exiſtenz eines jeden lebendigen Weſens auch ſo viel Heilungskraft gelegt hat, daß es ſich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerriſſen wird, ſelbſt wieder zuſammenflicken kann; und was ſind die tauſendfältigen Religionen anders als tauſendfache Äußerungen dieſer Heilungskraft. Mein Pflaſter ſchlägt bei Dir nicht an, Deins nicht bey mir; in unſers Vaters Apotheke ſind viele Rezepte. — So habe ich auf Deinen Brief nichts zu antworten, nichts zu widerlegen, aber dagegen zu ſtellen hab' ich vieles. Wir ſollten einmahl unſre Glaubensbekenntniſſe in zwey Kolumnen neben einander ſetzen, und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten.

*

(Über Pontius Pilatus.) Alle Kräfte, Fähigkeiten, Empfindung, Abſtraction, alle Wiſſenſchaft, Scharfſinn, alles Anſchauen, alles tiefe Gefühl der Menſchheit und ihrer Verhältniſſe — und mehr Vorzüge, die Lavater in einem ſo hohen Grad beſitzt, läßt er zurück, wirft er weg, um dem Unerreichbaren athemlos nachzuſetzen. Ich möchte ihn einem Manne vergleichen, der Güter, Geld, Beſitzthümer, Weib, Kinder, Freunde, alles nicht achtete und vernachläſſigte, um einen unwiderſtehlichen Trieb nach mechaniſchen Künſten zu befriedigen, und eine Maſchine zum Fliegen zu erfinden. Ich weiß, daß dieſer Trieb bey ihm unwiderſtehlich iſt, daß dieſes Bedürfniß in jeder Faſer ſeines Herzens ſchlägt, daß ſein ganzes Weſen wie ein trockener Schwamm nach jenem Erhabenſten durſtig iſt, daß der geringſte Tropfen der Ahndung jener Seligkeit ihm mehrere Freude und Wolluſt gewähret, eine Wolluſt, die er zu entbehren kaum erträgt, als der Genuß alles übrigen den Menſchen von Gott ſo reichlich gegönnten Guten. Ich weiß das alles, ich kenne ihn; und das Bild ſeines Daſeyns, das Bild ſeines Weſens und ſeiner Vortrefflichkeit weicht nicht von mir. —

*

Du mußt mich kennen lernen, wenn Du mich brauchen willſt: Du biſt zwar darinnen ſonſt ein feiner Schelm, aber ich will Dich's noch weiter lehren.

*

Vors künftige bitt ich Dich weniger empfindlich zu ſeyn. So lange Du lebſt und würkeſt wirſt Du nicht vermeiden mißverſtanden zu werden; darauf mußt Du Dich ein vor alle Mahl reſigniren.

Tiſchbein.

16. Novemb. 1782.

Es war heute hier (Mailand) das Sant Carlos Feſt. Die vielen Bilder und Statuen, welche ausgeſetzt waren, erinnerten mich recht an Ihr Geſicht. Der heilige Carlo Borromeo hat recht viel Ähnlichkeit mit Ihnen, beſonders Ein Bild iſt ſo, daß man glauben ſollte, Sie hätten davor geſeſſen; nur der ſchwarze Bart macht es etwas fremd. Es iſt dieſelbe Stellung, die Sie zuweilen machen, wenn Sie den Kopf ein wenig auf die Seite biegen. Ich war auch in der Gruft wo ſein Körper noch unverwest liegt; wie ich den todten Leichnam ſahe, ſo ging mir eine Empfindung durch alle Glieder; das Kinn iſt Ihnen ſo gleich, daß wenn Sie einmahl todt ſind, man Sie kaum würde unterſcheiden können, wenn man ſie zuſammen brächte.

Meiners.

24. Novemb. 1782.

Was Sie mir von Steinbrüchel ſchreiben, hat mich nicht befremdet; auch nicht einmahl dieſes, daß Hottinger meinen Freund Abel nicht in Ihr Haus begleitete; Sie haben den lieben Mann gewiß mißverſtanden, er kehrte nicht deßwegen um, weil er der Bekanntſchaft mit einem Schwärmer ausweichen wollte, ſondern aus falſcher aber ſehr verzeihlicher Scham, oder vielmehr aus Furcht vor den bittern Spöttereyen der Leute, die ſeine Lehrer und Beförderer waren, und von denen er ſich nicht auf Einmahl losreißen kann. Selbſt die annähernde Vertraulichkeit, womit er ſich Ihnen bey Bodmern öffnete, zeigt, glaube ich, daß ich ſeinen Schritt richtiger als Sie auslege. Es muß für Sie doch immer beruhigende Genugthuung ſeyn, daß Ihr erklärteſter Widerſacher gewiß das Unrecht, was er Ihnen gethan, gefühlt und insgeheim bereut hat.

Sie ſchreiben, laſe ich neulich, eine neue Meſſiade; was wird der Verfaſſer der alten dazu ſagen? und die Männerchen, die von ihrem Helden noch vortheilhafter denken als er von ſich ſelbſt; und das heißt in der That viel.

Haschka.

1. Eismond 1783.

Wahrhaftig Sie ſind der Wundermann von dem Kräfte ausgehen, auch durch ſeine Schreibfeder ſogar! Jedes noch ſo winzige Briefchen von Ihnen regt mich und ſtärkt mich zum Guten.

Das treffliche Fragment Meſſiade reizt mich recht ungeſtüm fürs Ganze. Nicht weniger hungere ich und durſte ich nach dem zweyten Theil Ihres Pontius.

Allerdings wenn ungerecht ſtreng iſt hat das Schämmelgericht zu Sant Berlin über Sie ſehr ſtrenge geurtheilt; doch ſolche Urtheile lapidem non movent, geſchweige denn einen Mann!

Meiners.

12. Jänner 1783.

Hottingern hab ich nicht entſchuldigen ſondern einen meiner Freunde einem andern ſo vorſtellen wollen, als ich glaube daß er wirklich iſt. Wenn ich mich irren ſollte, ſo wäre mir Hottinger noch abſcheulicher als Steinbrüchel ſelbſt. Hottinger hat es gegen mich bereut, daß er Sie jemahls öffentlich angegriffen; hat mir geſtanden, daß Steinbrüchel und Geßner ihn heimlich haßten, weil er ſich nicht mehr wie vormals mißbrauchen laſſen wolle; hat mir endlich ſo gut als geſtanden, daß er ſich mit Ihnen würde ausgeſöhnt haben, wenn er ſich nicht fürchtete die beyden vorhergenannten Männer zu ſeinen tödtlichen Feinden zu machen. Urtheilen Sie nun ſelbſt ob ich Hottingers Betragen gegen Sie anders auslegen konnte, als ich in meinem letzten Briefe gethan habe.

*

Ohne Sie geſehen und perſönlich kennen gelernt zu haben würde ich nie geglaubt haben, daß wir ſo viele Berührungspunkte für einander hätten. Wenn Sie arbeiten und ſchreiben, ſind Sie unendlich wärmer, und weichen von andern Menſchen, ohne daß Sie es merken, viel mehr ab, als wenn Sie mit Ihren Freunden reden, und durch die Unterredung ſelbſt von zu kühnen Flügen zurückgehalten werden.

Haschka.

21. Juni 1783.

Edler Mann, ich habe mich in Gedanken ſo eigentlich in Ihre Lage, da Sie mir ſchrieben, verſetzt, daß ich wirklich „eine kranke Frau, ein badendes plapperndes Töchterchen und einen ſcheidenden Sohn“ hatte. Gemahl ſeyn, Vater ſeyn, iſt hohe Ehre, hat der entzückenden Freuden viel; aber gleichwohl danke ich Gott, daß er mich von dieſem Orden diſpenſirt hat. Selbſt die Freuden der beſten Ehen ſind zitternd, und o! wie viele unerfüllte Hoffnungen, wie viele weſentliche übel bekümmern das Leben eines gefühlvollen Gatten! von wie vielen Seiten iſt er verwundbar! Suave mari maguo etc.

Haschka.

22. Auguſt 1783.

Ihre Meſſiade wird extenſive weit mehr gutes wirken als ſelbſt Klopſtocks Meſſiade. Da dieſes Poem ſo ganz Ihrer Abſicht entſpricht, und Ihre Abſicht ſo würdig und edel war, ſo hat das Ganze äſthetiſche Vollkommenheit. — Ihr Hexameter, der weder Homeriſch noch Virgiliſch noch Klopſtockiſch iſt, wie er es auch vermöge Ihres Gegenſtandes nicht ſeyn mußte, iſt gleichwohl rein, fließend, klingend. Die Zuſammenſetzung neuer Beywörter hat Ihnen trefflich gelungen, „Schulenfliehende Weisheit — Odemzäumendes Schweigen — Gotthohnſprechende Frechheit“ dieſe ſind ſo analogiſch, ſo ausdrückend.

Catapharmion, Melchiſachet, Ballatphiraſtron — haben Sie zur Authenticität dieſer Namen einen andern Gewährsmann als den Graf Thun? und gilt ſein Anſehn Ihnen hinlänglich?

Der arme Thun iſt zu beklagen; er iſt jämmerlich betrogen und ſteht jedem Betrüger offen. Es fehlt ihm gänzlich an der Logica veri et falsi. Ich habe mich äußerſt bemüht ihn zurückzuführen; aus den Händen haben mir ihn ein paar Spitzbuben weggefiſcht. Ihm iſt nicht zu helfen; ſeine Einbildungskraft iſt verkehrt und führt ſeinen Verſtand gefangen. Ich habe abgebrochen, weil ich ihm nicht nützlich ſeyn kann; aber ich bedaure ihn, denn ich glaube er iſt ſonſt ein guter Menſch, und gewiß ein Märtyrer ſeiner zerrütteten Phantaſie.

*

Ich wünſche, liebſter Freund, daß bald einer von der Ihnen zwar verborgenen, aber innerlich doch gefühlten allgemeinen Kirche Ihnen die Hände auflege und Sie weihe. Wenn ein Menſch alles guten Segens würdig iſt, ſo iſt es gewiß mein gutedler Lavater.

Jung-Stilling.

Septemb. 1783.

Deine Betrachtungen über die Evangelien iſt Dein herrlichſtes Buch.

Garve.

21. Octob. 1783.

In Ihren ältern Schriften habe ich Unterricht und viele Zeichen eines weitausſehenden viel umfaſſenden Geiſtes gefunden; in Ihren neueren verſteh ich nicht alles, und was ich verſtehe hat nicht immer für mich die einleuchtende Wahrheit, welche es für Sie hat. In allen erkenne ich einen ſehr thätigen Denker, einen ſehr warmen Freund der Tugend, einen ſehr eifrigen Beförderer der Menſchenliebe. Diejenigen, welche Sie perſönlich kennen, beſtätigen nicht nur dieſen Charakter, ſondern vermehren ihn auch mit noch mehr liebenswürdigen Zügen. Ich habe niemand von Zürich wiederkommen ſehen, der nicht von Herrn Lavater eingenommen geweſen wäre. Ein ſolcher allgemeiner und gleichförmiger Eindruck kann nicht ohne Wahrheit ſeyn.

Goethe.

21. Novemb. 1783.

Lebe wohl und liebe mich Du alter, erfahrner, verſtändiger, kluger, menſchenfreundlicher, thätiger Arzt, der, wenn es die Noth erfordert, es nicht für ein Raub hält zu quackſalben.

Jeruſalem.

1783. ? —

Ich danke Gott von ganzem Herzen für die Freude, daß ich Sie, würdiger Mann, noch einmahl geſehen habe; und ſo kurz wie dieſelbe auch war, ſo wird ſie mir doch, bis wir uns einander auf beſtändig wiederſehen, in aller ihrer Lebhaftigkeit gegenwärtig bleiben, ſo daß ich Ihnen über 23 Jahre dieſen vergnügten Montag von Minute zu Minute eben ſo genau noch wieder vorhalten will, als ich Ihnen die Stelle gewieſen, wo Sie vor 23 Jahren in meiner Stube mir ſchräg zur Seite ſaßen, und phyſiognomiſch bemerkten, wie ich meine Priſe Schnupftobak nahm. Und wenn es ſo fortgeht wie dieſe acht Tage, ſo ſehen und hören wir indeſſen gar nichts wie Lavatern.

Pfenninger.

9. März 1784.

Wie fern von Dir! und während dem Du in letzten Nöthen und Leiden kämpfeſt, bin ich in ſinnlicher Zerſtreuung eine zum Nöthigſten gedrungene Maſchine.

*

Meine Frau träumte, ſie hätte Dich unausſprechlich fröhlich geſehen, und in Deinem Billet an mich habe geſtanden: Bald! Bald!

*

Ach daß ich Dir alles von meiner Seele, und Du mir nur Eins von der Deinen ſagen könnteſt, Einzigſter der Erde und der Zeit!

Pfenninger.

Im Lauf des Sommers 1784.

Wie lange muß ich Dich nicht ſehen, meine Seele, mein Leben!

*

Ich hab bündige Schlüſſe, die mir Deinen Glauben beweiſen; die ſind aber mein Arcanum. und ich ſage ſie Dir ſo wenig, als den Zuchthäuslern, woran ich ihnen die Heucheley anmerke.

*

Sage mir nichts, wenn es Gott oder Dein Herz verbietet. Aber darfſt Du, ſo ſchreib mir auf ein Billet: „Harre!“

*

Unausſprechlichen Dank für Deine Zeilen, ich weiß was ſie Dir koſten.

*

Schreib mir nicht, ich merke Dich ſonſt.

*

O Lieber wie erquickte mich Deine Liebe! — und der Anblick Deiner acht Artikel im Meßkatalog.

*

Ich ſchäme mich an Dich zu denken.

*

Dein Abstine ging mir zu Herzen. Ora, labora, sustine, abstine ruft mir, Treuer, längſt Dein Beyſpiel zu. Jedoch was iſt alles, wenn ſich der primus motor nicht meiner erbarmt! — und Du, Seliger, biſt ſchon das perpetuum mobile; oder bald.

*

Deine Billets danken mir, überall Zerriſſener!

*

An mich dachteſt Du kräftig. Verbirg Dich nicht, Mann Gottes!

*

Ewigkeiten ſollen keinen Verſuch machen mich von Dir zu entwöhnen.

Tiſchbein.

22. May 1781.

Von Herrn Nicolai hab ich geſtern Abſchied genommen; nicht wahr das iſt ein ſonderbares Geſicht? Mir kommt es vor wie ein Affe, der frißt, hat die beyden Backen voll, und begehrt noch immer mehr zu verſchlingen.

*

Ich habe mich erſtaunt über die Menge Ihrer gedruckten Werke, welche ich aus dem Verzeichniß geſehen habe; da ſteht man ganz beſchämt vor ſo einem Arbeiter.

Tiſchbein.

16. Juni 1784.

Daß Ihr Porträt (von Rebberg) ſo gut gerathen iſt, bleibt mir ein Wunder, da Ihr Geſicht nur Ein Theil körperliches und Zehntauſend Theil geiſtiges hat. Hirzel wäre eher möglich von ihm zu mahlen.

Meiners.

3. Juli 1784.

Nicolai der tückiſche Mann iſt nicht Ihres Unwillens, nur Ihrer ſtillen Verachtung werth. Ich kannte die Verkehrtheit dieſes Ihres Peinigers ſchon zu gut, als daß Ihre Erzählung von ſeinem gehäſſigen Betragen gegen Sie meine

Abneigung gegen dieſen Zänker annoch hätte vermehren können. Er wird Sie, beſter Mann, gewiß in Ruhe laſſen, wenn er merkt, daß er Ihnen nicht mehr wehe thun, Sie nicht mehr reizen kann.

*

Bey Ihrer Herzenserleichterung muß nothwendig in jedem nachdenkenden Leſer der Wunſch aufſteigen, daß Sie nicht bloß Ihre Grundſätze, ſondern eine ausführliche Geſchichte Ihres Geiſtes und Herzens ſchreiben, und wenn dieſes auch jetzo nicht druckbar wäre, ſie Ihren Nachkommen hinterlaſſen möchten.

*

Häfeli.

11. Septemb. 1784.

Hüsgens Chriſtus (von Franz du Quesnoy) hat einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht. Er iſt mir ein neuer mächtiger Beweis von der Wahrheit des Evangeliums.

*

26. September.

Der Fürſt (von Deſſau) ſagte mir, er habe Dir eine neue frohere Exiſtenz zu danken.

*

17. October.

O wie biſt Du ſo gut, wie würdig geliebt zu werden von der Einzigen, die würdig lieben Dich kann. (Luiſe Fürſtin von Deſſau.)

Stolz.

19. Sept. 1784.

Als ich dieſen Morgen eben in die Kirche gehen wollte, ſuchte mich ein Bremer-Kaufmann, Herr Georg Chriſtoph Wamke, deſſen edler Anſtand guter Sitten mir ſogleich gefiel — und deſſen complimentloſes und zugleich würdiges Hereintreten in mein Zimmer, und beſcheiden freyes Hinneigen zu einem Kuſſe mich für den Mann ſogleich einnahm. Dieſer erzählte mir unter anderm, daß er und ſein Schwager, Herr Johann Tiedemann, neulich ein Schiff gebaut hätten, dem ſie Ihnen zu Lieb und Ehre den Namen Johann Caſpar Lavater gegeben. Auch ſey Ihr Bild dem Hintertheile eingeſchnitten und eingkgraben, und in der Kajüte hänge Ihr Porträt. — Dießmahl iſt das Schiff in Amerika, und ein guter Segler. Vielleicht lockt Ihnen dieß ein Lächeln ab, und bewirkt Sie mit einigen poetiſchen Gedanken. In dieſem Falle ſenden Sie mir die Verſe, ich will dafür ſorgen, daß ſie dem Schiffe eingegraben werden. Wer weiß was ſie in der Hand der alles aufzuheben wiſſenden Vorſehung wirken. — Es iſt mir ſymboliſch unwahrſcheinlich, daß das Schiff ſcheitere, u. ſ. w. (vide 11. März 1790.)

Hafeli.

24. Novemb. 1784.

Liebſter, ſchon vor acht Tagen fing ich eine Geſchichte der Wörlitzer Feyer Deines vier und vierzigſten Geburtstages an; ich wurde aber an der Fortſetzung derſelben gehindert, und jetzt kann ich auch das Angefangene nicht mehr finden. — Alſo fange ich wieder von vorne an, und gebe Dir mit dieſem Briefe zu leſen eine wahrhaftige, getreue, umſtändliche Erzählung, was Maaßen der funfzehnte November 1784 von königlichen, fürſtlichen, gräflichen, und auch geiſtlichen Perſonen im Schloß und Garten zu Wörlitz begangen worden.

Sonntags am 14. Nov. Abends um 5 Uhr, da ich eben vom Zahnweh geplagt im größten

Negligé die Schlafmütze über die Ohren gezogen die Stube auf und abging, kam ganz unerwartet der Fürſt, den ich noch in Deſſau dachte, und brachte mir Deinen Brief an mich, ſtand mir hart an der Seite als ich ihn öffnete, ſo daß ich kaum das Billet an L. ungeſehen herausnehmen konnte; doch brachte ich es glücklich beyſeits.

In der Nacht erwachte ich gerade nach zwölf Uhr, und mein Gebeth und meine Sehnſucht war bey Dir. Ach daß dieß Dein zweyter Geburthstag würde; ach daß ein Finger ſeiner Hand in dieſem quellenloſen Lande Dich einmahl berührte!! Ich dachte ſo Deiner Geſchichte nach, Deinem mehr als zwanzigjährigen Hoffen und Harren und Schmachten; und konnte am Ende doch nur dabey ſtehen bleiben: Du mußt noch erhört werden! Des Morgens ſtand der Fürſt unerwartet wieder in meiner Stube. Ich gab ihm Deine Verſe zu leſen und das Zetteleichen an mich — Er mir Deinen Brief an ihn. Heute war ſein Namenstag Leopold. Er lud mich zum Mittageſſen ein, und ich mußte auch Köhlern einladen.

Nun ſtellte ich Deine große Silhouette, die mir Luiſe vor einigen Wochen geſchenkt hat, auf, und unten daran ſtellte ich Deine Verſe hin. Es war das Erſte was Luiſe ſehen mußte, wenn ſie in mein Zimmer trat. — Um 11 Uhr, hatte Franz geſagt, werde Luiſe kommen.

Sie kam — Sie las Deine Verſe — wir ſtanden vor Deiner Silhouette. — Du mußt doch einen Hauch der Wünſche und Gebethe der Liebe, mit der Du geliebet wirſt, gefühlt haben.

Die Comteſſe, Mama und ich gingen nun in ein Gartenhaus nahe am Schloß. Es war der lieblichſte Sommertag; ein Theil des Sees und des Gartens lagen vor uns. — Wir aßen von einem großen Geburthstagskuchen, den Luiſe von Deſſau mitgebracht hatte, und tranken Kaffe und Chocolade — auf Deine Geſundheit. Wir ſchwiegen und ſprachen, und ſchweigend und ſprechend meynten wir Dich.

Wir aßen, als der Fürſt von der Jagd zurückgekommen, in der chineſiſchen Kammer. Er und Sie, Friedrich und die kleine Luiſe, Köhler und ich. Wir tranken alle aus dem großen eidgnöſſiſchen Glaſe, das Du dem Fürſten zu Zug gegeben haſt, auf Deine Geſundheit; und nachher ſchlugen wir noch die Gläſer an. — Köhler drückte mir doch die Hand als er anſchlug, und ſagte ſo innig als er wohl in ſeinem Leben noch nichts geſagt hat: Ja er ſoll leben!

Nach dem Eſſen brachten Luiſe und die Kleine eine große Tragbahre mit zwey grünſeidenen Kiſſen. Sie ſtellten ſie ans Fenſter einer Kammer, in welcher ſchon lange Dein ſteinernes Bruſtbild dieſem Tag aufbehalten wurde. Dieß wurde nun herausgenommen und auf die grünen Kiſſen gelegt. — Wir faßten die Tragbahre; voran der Fürſt und Friedrich, in der Mitte Luiſe und die Kleine, hinten Köhler und ich — und trugen Dich an den See, ſchifften uns mit Dir ein, und fuhren von Muſik begleitet an das andre Ufer hinüber. Hier gingen Luiſe und die

Kleine voraus, und Franz und Friedrich, Köhler und ich trugen Dich wieder in der vorigen Ordnung von Muſik gefolgt weiter. Wir hatten ein ziemlich Gewicht an Dir zu tragen; ſo ſchwer wäre Deine leibhafte Perſönlichkeit kaum geweſen. Nach öfterm Ausruhen und Händereiben gelangten wir endlich mit Dir auf den beſtimmten Platz, wo drey Niſchen ſtanden, welche der Fürſt zu Wohnungen und Tabernakeln dreyer beſonders von Ihm verehrter und geliebter Menſchen hat errichten laſſen, und welche bis jetzt noch leer waren. Hier nahmen wir Dich nun von den ſeidenen Kiſſen, wo Du mit zum Himmel gerichtetem Angeſicht gelegen hatteſt, richteten Dich auf und ſtellten Dich in eine der Niſchen, die gegen Mittag alſo gerade gegen Zürich ſieht. Luiſe hatte Dir Kränze geflochten. — Wir ſtanden noch eine Weile auf dem Platze, ſahen Dich an und den herrlichen ſommerlichen Himmel über uns, und innigſt nahe war Dir unſre Seele.

In der ſanfteſten Wonnewehmüthigſten Dämmerung, unter dem Klange der Muſik gingen wir nun wieder durch den Garten und über den See zurück. Auf dem Schiffe ſaßen wir noch einige Minuten ſtille; der ſichelformige Mond ging unter und die Sterne ſchimmerten hervor.

Vor Tiſche las ich noch Deinen durch Franz Abends um ſieben Uhr an Luiſe übergebenen Geſang „der Schächer“ vor. Und dann las Franz in der franzöſiſchen Phyſiognomik, was Du über Dich ſelbſt ſagſt.

Bey Tiſche ward wenig geſprochen; aber viel an Dich gedacht, für Dich empfunden, nach Dir geſehnet. O du Innigſtgeliebter, daß ich kräftig, daß ich glaubend genug für Dich bethen konnte! Ach Gott! möchteſt Du einen Funken der Kraft und des Glaubens in dem Worte finden: Werde nicht laß, wirf die Hoffnung nicht weg!! — Es iſt des Teufels Stunde und die Gewalt der Finſterniß.

Hottinger.

13. Jänner 1785.

Ich ſtehe noch zu jedem Worte, des ich Ihnen in dem Briefe ſchrieb, da ich Sie am Rande des Grabes glaubte, und werde ſo lange dazu ſtehen, als ich keine Gründe haben werde, von Ihnen anders zu denken als ich damahls dachte und jetzo noch denke.

*

Als ich Ihnen jenen Brief ſandte, ſo hatte ich dabey keine andere Abſicht als dieſe: Ihnen auf den wahrſcheinlichen Fall der Trennung zu ſagen, was ich Ihnen bei dieſem Anlaſſe ſagte.

*

Daß ich, ohne mit Ihnen über ſehr viele Dinge eines Glaubens zu ſeyn, an Ihre Ehrlichkeit glaube, iſt freylich keine Sünde. Allein wie würden Tauſende über eine geheime Correſpondenz zwiſchen uns beyden ſtutzen, und mich bald für einen Heuchler, bald für einen niederträchtigen Menſchen halten — mich der ich bey Ihrer Freundſchaft ſo wenig etwas ſuche, als ich von Ihrer Feindſchaft, wenn ich ſo reden darf, jemals etwas gefürchtet habe? Wie würden diejenigen mich mit Füßen von ſich ſtoßen, ohne welche ich weder leben kann noch will! —

Mein Herz wünſcht Ihnen alles das Gute, was redliche Achtung und uneigennützige Freundſchaft nur wünſchen können.

Schlözer.

21. April 1785.

Zu Ihrer Forderung, daß ich eidlich verſichern ſoll, das Manuſcript (von Waſer: Zürich wie es iſt) nicht empfangen zu haben, ſind Sie auf keine Weiſe berechtigt. Was geht Sie das an? Wer ermächtiget Sie zu einer ſolchen Forderung an mich?

Ich ertrage Ihre Überzeugung, ertragen Sie die Meinige. Wir leben ja im Decennio der Toleranz. Sie hören nichts als Lob und Entſchuldigung für Ihre XXXIII (die Sie par politique oder aus Patriotiſm Ihren Magiſtrat zu nennen belieben). Ich hörte nahe bey und fern von Ihnen Flüche, ſchändliche Flüche.

Stolz.

12. May 1785.

Es iſt eine der größten pſychologiſchen Merkwürdigkeiten meines Lebens, die zugleich dem Kenner den Gehalt meines Geiſtes genau angibt, daß ich, der ich doch in meiner Jugend, beſonders den dritten Theil Ihrer Ausſichten in die Ewigkeit mit ſo viel Sympathie las, dennoch jedesmal in Ihrer Nähe ſo viel Blödigkeit empfand, daß ich kaum mit Ihnen zu ſprechen wagte, und es zu keiner Parrheſie gegen Sie zu bringen im Stande war.

Jacobi.

27. May 1785.

Ich glaube nicht, daß ein Tag vergeht, an dem ich nicht öfters an Sie denke, denn ich trage Sie in meinem Herzen, und mein Geiſt freut ſich in dem Ihrigen.

*

Sie leben in einem ſolchen Gedränge, lieber Lavater, und der vertrauten Ihrer Freunde ſind ſo viele, daß es einem nothwendig etwas unheimlich dabey werden muß.

*

Ihren Meſſias beſitz ich nun auch. — Wir haben nun zwey Meſſiaden, ſchrieb mir Hamann, die ſo verſchieden ſind in ihrer Ökonomie als Martha und Maria.

*

Was in der Vorrede zu dem IV. Theil Ihres Pilatus (ich erhielt ihn heute früh) Nr. 7

ſteht, iſt mir bei Ihrem Hauptſtücke von der Willenloſigkeit begegnet: O daß ich auch ſo wäre! **An** dem II. Theil hab ich mich im Sommer 1783 ſehr erbaut, und ihn ſeitdem oft wieder zur Hand genommen.

Im III. Theile hat das 7. 8. und 9. Capitel mich am mehrſten gerührt.

Im IV. hab ich nur erſt die Abſchnitte vom Erhabenen durchgehen können, und bin höchlich damit zufrieden.

Catharina Stolberg.

30. May 1785.

Als ich vorigen Herbſt eine Zeit lang mit **Klopſtock war**, der mit vieler Liebe von Ihnen ſprach, gab er mir einen Auftrag an Sie und bath mich ſehr ernſtlich und faſt täglich ihn bald auszurichten. Das war nämlich ihn bey Ihnen zu entſchuldigen, daß er Ihnen auf Ihre Frage oder Bitte, Ihnen ſeine Meynung über Ihre Meſſiade zu ſagen, noch nicht geantwortet habe.

Allein er habe es deßwegen nicht gethan, weil ſeine Ideen über die Poeſie ſo verſchieden von den Ihrigen ihm zu ſeyn ſcheinen, daß wenn Sie es forderten, er Ihnen ſeine Meynung über Ihre Meſſiade ſagen, aber dann das Buch mit aller Strenge eines Criticers beurtheilen würde — daß er es aber lieber nicht thäte, weil es Anlaß zu Misverſtändniſſen geben könntè, welches ihn von einem Manne, deſſen Geiſt und Herz er verehre und den er als Freund liebe, ſehr kränken würde.

Spalding, Sohn.

23. Juli 1785.

Behalten Sie mich mit Ihrem ganzen Hauſe immer lieb, theuerſter, beſter Lavater. Ich werde keine Reiſe drucken laſſen, worin ich Sie oder vielmehr mich mit der Ehre Ihrer Bekanntſchaft und wohl gar eines Grades Ihrer Freundſchaft zur Schau ſtellen könnte; aber tief in meiner

Seele bleibt auf immer der Eindruck Ihrer einzigen Menſchlichkeit in jedem Verſtande des Wortes.

Spalding, Sohn.

27. Aug. 1785.

Ich hätte Ihnen mündlich meinen Dank für wie tauſend andre Dinge, ſo für die meiſten Stellen Ihres Salomo geſagt, wovon einige wahrhaftige Inſpirationen ſind, im eigentlichen Verſtande, wie ich ſie mir denke. Und auch für viele Stellen Ihrer gereimten Gedichte, die Hallers und weſſen Sie wollen, kurz Lavaters würdig ſind.

*

Sie müſſen einmahl die Gelegenheit ergreifen oder es lieber wie Paulus machen, εὐκαιρως oder ἀκαιρως den Grafen Friedrich Stolberg zu ermahnen, daß er die Geſchäfte ſeines Amts als wichtige Geſchäfte anſehe. Sie ſind darin den

Genien ein wahres Muſter, gegen welches ich mir keine Einwendung in Ihrem Kopfe denken kann.

Häfeli.

10. Septemb. 1785.

Bleibe veſt bey Deinem Dennoch! Er kann ſich doch nicht immer enthalten, wie lange Er ſich auch enthalte. —

3. October.

Ich beſuchte vierzehn Prediger — fand einige verſtändige wackere Männer — doch keinen unſers Sinnes, keinen unſrer Hoffnung.

Chodowiecki.

15. Octob. 1785.

Die Entwürfe zu meinen Arbeiten möchte ich gern ſelbſt behalten. Für eine Bagatelle mag ich ſie nicht weggeben, das verlangen Sie auch nicht; und viel müſſen Sie nicht für ſolche Sachen geben, die Ihnen zu nichts nützen. Sie ſind Vater, wenn Sie ſtürben, ſo würde man Ihren Kindern dafür gar nichts geben. Ich habe geſehen, wie's bei meines Bruders Nachlaß ging, wie er verkauft wurde.

Campe.

15. October 1785.

Theuerſter Lavater, Ihr Syſtem taugt nicht für das Gros der Menſchen; viele können dadurch beſonders in unſern Zeiten auf die gefährlichſten Abwege geleitet werden, und es gehört eine höchſt ſeltene Individualität dazu, um bey Lavaters Glauben noch Lavaters Gemeingeiſt, Lavaters Toleranz, Lavaters Ruhe und Heiterkeit der

Seele zu behaupten, und nicht von einer vernunftmäßigen, graden, ebenen und gemeinnützigen Lebensbahn im Labyrinthe abzuſchweifen, aus denen es ſelten einen Ausweg gibt.

Laſſen Sie mich, lieber gutherziger Mann, aus vielen Beyſpielen nur Eins herausheben. Wer lebte und webte mehr in Ihrem Syſteme als — Kaufmann, und durch ihn in Ihnen, als der gute treuſinnige, nach chriſtlicher Vollkommenheit von ganzer Seele hinſtrebende und hinneigende Ehrmann? Auf wen ſetzte Lavater der Phyſiognom ein unbegränzteres Vertrauen, und wen hielt er mehr für ein von Gott unmittelbar ausgerüſtetes Werkzeug zur Verbreitung der Lavaterſchen Lehre, als jenen, von welchem er zu ſchreiben wagte: Man kann was man will und will was man kann? Wer war endlich ein treuerer, ſich mit Leib und Seele ganz hingebender Schüler dieſes Ihres Schülers: als Ehrmann? Und nun — was ward aus beyden? Was ward aus ihnen auf dem Wege, auf welchen Ihre eigne Hand ſie geleitet hatte? Ihre ältern Freunde haben mir geſagt, mit welchem Abſcheu Sie jetzt den erſten von beyden nennen hören, und ihn fernerhin in Ihrer Gegenwart zu nennen verbieten. Der Letztere aber hat mir neulich ſelbſt erzählt, daß er durch ſein eifriges und redliches Beſtreben, ſein Heil auf dem von Ihnen und Kaufmann ihm vorgezeichneten Wege zu ſuchen, ſo ganz blödſinnig ward, daß ſogar die Herrenhuter ihm die Aufnahme in ihre Geſellſchaft verſagten, weil ſie ihn ſelbſt für dieſe zu ſchwachköpfig fanden.

Spalding, Sohn.

16. Octob. 1785.

Daß unſer Jahrzehend erzſchwach ſey, ſagen Sie und ſagt Nicolai, oder wer Sie wollen, mit gleicher Energie. Sie in Rückſicht auf die Nicolaiten, er auf die Lavaterianer. Das Jahrzehend, wo man alles von der Fauſt weg glaubte, hat gewiß viel mehr Energie in mancher Rückſicht gehabt, aber es war eben in der Leichtgläubigkeit ſchwach.

*

Oft glaub ich, Sie erheben Gott den Sohn auf Koſten Gottes des Vaters. Sie kehren Ihr und der Ihrigen Herz ab von dem großen Meer der Liebe, um den kleinen fruchtbaren Bach zu bewundern, der durch unſern kleinen Garten der Erde ſtrömt.

Campe.

24. Octob. 1785.

Ihr Petſchafts-Wahlſpruch: *παντα δυνατα τω πιστευοντι*, Ihre Meynung von der Wunderkraft des Gebeths auch noch in unſern Tagen, Ihr Hinſehen und Hinhorchen auf alle, welche in unſern wunderarmen aber wundergierigen Zeiten mit angeblichen Wunderkräften prahlen, Ihre übereilte Anhänglichkeit an ſolche Wundermänner, die bisher noch immer, ſobald ſie entlarvt waren, als Betrüger und Schurken daſtanden, Ihr eignes raſtloſes Bemühen Wunder — wo nicht ſelbſt zu thun, doch von andern thun zu laſſen u. ſ. w., ſehen Sie da, lieber theurer Schwärmer, einen Theil der Ideenbrut, welche Ihre Vernunft verfinſtert.

*

Übrigens, mein Lieber, ſtimme ich ohne Sie von Angeſicht geſehen und ohne Sie ſelbſt gehört zu haben, mit allen Ihren Bekannten und perſönlichen Freunden darin völlig überein, „daß Lavater nicht anders ſchreiben kann und nicht anders ſchreiben ſoll als er denkt.“ Die Frage iſt nur, könnte Lavater bey dem großen Maaße von Seelenfähigkeiten, welche die Vorſehung ihm zugemeſſen hat, nicht anders denken? und ſollte er nicht anders denken?

Leuchſenring.

16. Novemb. 1785.

Sie werden ſeit vielen Jahren von einer großen Anzahl Menſchen beſucht, die Lavatern blos bewundern und anſtaunen. Haben Sie Luſt einen Mann zu ſehen, der Wahrheit und Tugend aufrichtig liebt, der aber in vielen Dingen gar nicht Ihrer Meynung iſt, und der glaubt, daß Sie oft geſchadet haben und noch ſchaden, ſo bitte ich Sie mir eine Stunde zu beſtimmen, wo ich Ihnen nicht beſchwerlich falle.

Jacobi.

7. Decemb. 1785.

Mich verlangt ſehr nach dem November der Berliner Monathſchrift wegen Deines Briefs an Markard und der Antwort. — Aber, Lieber, was hat Dich bewogen wieder ſo ſchnell zu ſeyn? Du ſollteſt immer der Letzte ſeyn, von dergleichen Dingen Nachricht zu geben, denn wozu in aller Welt kann es nützen, daß Du der Erſte biſt?

Häfeli.

29. März 1786.

Es herrſcht wenig religioſer Ton hier, am wenigſten der Deinige.

Jacobi.

26. April 1786.

Mehr als zwanzig Mahl hat Hamann mir Grüße an Dich aufgetragen. Ich ſollte Dich verſichern, daß Du ihm lieber als jemahls wäreſt.

Stolz.

10. May 1786.

Wiſſet Ihr nicht, daß der Herr ſeine Heiligen wunderlich führt? Es hat die höchſtmöglichſte Wahrſcheinlichkeit, daß Sie nächſten Morgen von der St. Ansgariigemeinde zum Prediger werden gewählt werden. — Wir wollen große wichtige Künftigkeiten bey dieſem vor zwey Jahren noch unerahnbaren Begegniſſe Ihrer Mitberufung an die Mündung der Weſer, deren Schiffe nach beyden Indien, der Levante, Egypten, Nova Zembla und Petersburg führen, zuweilen ahnen, und noch oft werde ich wohl auf dieſe dunkeln, aus Scheue nie verfolgten, Ahnungen geführt werden, wenn mein Blick über das mit hochbemaſteten und bunt bewimpelten Schiffen bedeckte Beet der Weſer hingleiten wird. So viel, dünkt mich, haben die obern Weltmächte noch nie durch ein Begegniß Ihres Schickſalvollen Lebens geſprochen. Beſtimmen will ich Sie nicht, es wäre Vermeſſenheit; das ſoll Gott thun, deſſen Sprache Sie verſtehen, und deſſen Willen Sie jeden Menſchenwillen, und den Ihrigen zuerſt, unterwerfen. Häfeli ſchrieb unlängſt: „Wenn Gott ohne Wunder ſchon ſo viele Wunder thut, was wird er erſt thun, wenn er einmahl Wunder zu thun anfängt.“

Jacobi.

10. May 1786.

Deine wenigen Worte über Mendelsſohn ſind vortrefflich und charakteriſiren ihn vollkommen. Ich habe nie viel aus ihm gemacht. Er iſt mir als Philoſoph was mir Gellert als Dichter iſt, und wird auch, bald genug an ſeinen Platz zu ſtehen kommen. Die Meynung, die **ich von ihm** hatte, hat er nur zu ſehr gefühlt.

*

Ich habe dieſen Winter Deinen Briefwechſel mit Mendelsſohn über die Zueignungsſchrift der Bonnetſchen Palingeneſie wieder geleſen, und wurde von Deiner Antwort an den Rabbi ganz entzückt. Ich wollte Du ſchriebeſt mehr in dem Ton, in der Art. Die Agitation, in welche Du öſters geräthſt, hindert die Wirkung Deiner Schriſten ſehr. Mir wird dabey als ſähe ich einen Nagel gegen einen Stein in der Wand treiben und nicht eher nachlaſſen, bis er ſtumpf und krumm gebogen mit einem Theil der Pflaſterung herabfällt. Wo Fugen ſind bedarf es ſo vieler Schläge nicht, und auch nicht wenn der Nagel ſo geſchmiedet war, daß er durch einen Stein gehen konnte, und der rechte Hammer dabey iſt. Ich weiß, Lieber, Du nimmſt dieſe brüderliche Erinnerung nicht übel.

Jacobi.

24. May 1786.

Dein Brief ſcheint unverſiegelt auf die Poſt gekommen zu ſeyn, denn er war mit einem Poſtſiegel an der Seite zugemacht.

*

Deine Rechtfertigung hab ich geleſen; ich erhielt ſie, da die meinige eben abgedruckt war; ſie gefällt mir ſehr bis auf die Markarden betreffende Nachſchrift, die mir nicht gefällt. Du thuſt ſo vielen Leuten ſchön und haſt ein Weſen mit ihnen, die es gar nicht werth ſind. Ich weiß keinen Menſchen, dem dieß Überallſchönthun nicht an Dir mißfiele; es iſt weder Liebe, noch Sanftmuth, noch Schonung, man weiß nicht was es iſt. Ich muß Dir geſtehen, lieber Lavater, daß ich wegen dieſer Art, die Du an Dir haſt, lange keine rechte Neigung gefühlt habe Dir näher zu kommen. Ich wußte mir nicht zu erklären und weiß es noch nicht, was Dich ſo täuſchbar macht. Ich wähle zum Beyſpiel aus vielen den Herzog von Weimar; die Urtheile, die Du öffentlich über ihn gefällt haſt, ſind ſchon übertrieben genug und mehr als übertrieben. Aber vorigen Sommer las ich einen Brief über ihn von Deiner Hand, der mich ganz verſteinerte. — Man weiß in einem ſolchen Augenblick nicht, weder was man an Dir hat, noch was Du an einem haben kannſt.

Stolz.

9. Juli 1786.

Ich ſehne mich oft innig mich Ihnen einmahl zu öffnen, da ich ſo unausſprechlich viel für Sie fühle, und Sie mehr als keinen Sterblichen liebe; aber oft fürchte ich meine Stunde ſey noch lange nicht gekommen. Ihre äußerſte Empfindlichkeit und Verſchloſſenheit ſchreckt und verſchließt mich, und macht, daß Sie mir nie ferner ſind, als wenn Sie mir am nächſten ſind. Doch glaube ich, die Liebe, die Feinde zu verſöhnen wiſſen wird, werde auch Freunde zu verſöhnen wiſſen, und ich fühle mich zuweilen groß in dem Gedanken: die Letzten werden die Erſten ſeyn. Dieſe ſelige Hoffnung hat mich von aller Beneidung der Begünſtigten geheilt. Lebe wohl, Geliebter, Begleiteter von meiner Liebe, ich werde Dich noch finden. Es war eine Zeit, wo ich die beneidete, die Dich beſaßen; Religion hat dieſen Neid aus meinem Herzen verdrängt; nun ſoll mein Herz ſie alle ſegnen, die ſo gewiß noch alle mein werden werden, als gewiß Du ſelbſt noch mein werden wirſt. O möge nur das lange Schmachten mich nicht ermüden, und mir die ſüßeſte Ahnung der Liebe wieder rauben!

Jacobi.

15. Sept. 1786.

Du lieber Johannes Lavater du! Ich kann mich nicht enthalten Dir zu ſagen, wie ſehr ich mich über die Anzeige von Dir in der Hamburger Zeitung gefreut habe. Dieſer männliche Ton ohne alles bußfertige Weſen, welches das Salz dumm macht in ſolchen Fällen, und folglich da höchſt unchriſtlich iſt, wird Aufmerkſamkeit erregen, und der Erklärung, die Du ausſprichſt, Eingang verſchaffen.

Schlosser.

1. Octob. 1786.

Du biſt wunderlich, wenn Du glaubſt, daß Metaphyſik ad modum Kantii populär werden könnte.

Auf Dein Einmahleins freu ich mich wie Thomas: Herr wenn ich nicht lege u. ſ. w. — So ich; wenn ich nicht populär werden ſehe, was ich nicht dazu fähig halte, ſo glaube ich's nicht. Daß Du und ich unſre Meynung als unſre Meynung populär machen können, das glaube ich gern, dazu gehört ſo viel nicht; daß wir aber beyher der Sophiſten ihr Deroutieren, ihre Subtilitäten populär machen und populär widerlegen, das glaube ich können wir nicht einmahl wagen wollen.

Jacobi.

13. Novb. 1786.

Stolzens Joſeph habe ich, kann ihn aber nicht genießen. Durch die Zueignungsſchrift, die Vorrede, den I. und NB! II. Abſchnitt! die Einleitung, den Geſichtspunkt und den Eintritt habe ich mich miſerabiliter durchgewunden, und auch die Schrift ſelbſt angefangen, aber bald auf immer beyſeite gelegt. Ich begreife nicht wie Du es anfängſt, dergleichen herunter zu bringen.

*

Hamann erwähnt Deiner faſt in jedem Briefe, den ich von ihm erhalte, mit der innigſten Theilnehmung und Liebe. „Ach mein Seelen Jonathan, ſchrieb er in ſeinem vorletzten Briefe, wie hab ich mich an Lavaters Predigten über Philemon erquickt! Ich fing ſie mit dem letzten Auguſt an, und glaubte, daß er über den Jonas das beſte, was er ſagen konnte, gepredigt hätte. Ruth, Jonas und Philemon ſind meine Lieblingsbücher im alten und neuen Teſtament.

Tiſchbein.

9. December 1786.
Rom.

Goethe war mir durch Sie und ſeine andern Freunde ſchon ziemlich bekannt, durch die vielen Beſchreibungen, welche ich von ihm hörte, und habe ihn eben ſo gefunden, wie ich mir ihn dachte. Nur die große Geſetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er ſich in allen Fällen ſo bekannt und zu Hauſe findet. Was mich noch ſo ſehr an ihm freut, iſt ſein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein kleines Stübchen, wo er ſchlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Eſſen, das ich ihm dann leicht verſchaffen konnte, weil er mit ſo wenigem begnügt iſt. Da ſitzet er nun jetzo, und arbeitet des Morgens an ſeiner Iphigenia fertig zu machen bis um neun Uhr, dann gehet er aus und ſieht die großen hieſigen Kunſtwerke. Er läßt ſich wenig von den großen Weltmenſchen ſehen, gibt und nimmt keinen Beſuch außer von Künſtlern an. Man wollte ihm eine Ehre anthun, was man den großen Dichtern, die vor ihm hier waren, gethan hat, er verbath ſich es aber und ſchützte den Zeitverluſt vor, und wandte auf eine höfliche Art den Schein von Eitelkeit von ſich ab, das ihm gewiß eben ſo viel Ehre macht, als wenn er wirklich auf dem Capitol gekrönt worden wäre.

Ich freue mich, daß ich jetzo lebe, des Goethe und Lavaters wegen.

Fritz Stolberg.

19. Decemb. 1786.

Mit unausſprechlichem Intereſſe hab ich Deine Schrift an Meiners geleſen, liebſter Lavater, und kann nicht unterlaſſen, Dir ein Wörtchen des Dankes, der Freude, der Liebe dafür zu ſagen. Nicht als ob ich dieſer Schrift bedurft hätte, um zu wiſſen daß Du immer der edle liebe Mann biſt, der Du wareſt, aber ich fürchtete Du würdeſt dem millionenköpfigen deutſchen Publikum nicht den blauen Dunſt von den Augen weben können. Aber der Hauch Deines Mundes war kräftig, und wer nun nicht ſehen wird, der will nicht ſehen wollen.

Gott wird ſie ſchlagen dieſe getünchten Wände, laß es durch Deinen Arm geſchehen. Tauſende ſind irre an Dir geworden, weil ſie Deinen ſchlauen Anklägern glaubten; Du mußt ihnen die Wahrheit zeigen.

Stolz.

21. December 1786.

Ich ſage keiner Seele wie ſehr ich Dich liebe. Nur durch das Medium der Effekte, wie Du im Nathanael ſchön ſagſt, will ich's den Geiſtern und Herzen immer empfindbarer zu machen ſuchen. Amen.

Maler Füesli.

1785.

Lieber Lavater! Mein Bruder iſt geſtorben. Er iſt beſſer dran als Du und ich. Occidit et Pelopis genitor conviva Deorum.

Breitinger und Eſcher ſind hier (London) und ſagen was mir Matthei und Spalding ſagten, daß ſie aus Deinem Pontius Pilatus weder Kopf noch Schwanz machen können.

Hamann.

1786.

O Du phyſiognomiſcher Seher mit engelreinem Munde! Auch Dein Cherubsauge gelüſtet Wunder zu ſchauen, die doch jedes Menſchenkind, deſſen Antlitz nicht mit Flügeln bedeckt iſt, allſtets vor und um ſich ſieht. Gürte Deine Lenden wie ein Mann, und lehre mich. Iſt Vernunft nicht das erſte Wunder, worauf aller Wunderglaube an außerordentliche Erſcheinungen und ſeltènere Ausnahmen der noch ſeltſameren

Regeln beruht? Iſt Natur nicht das erſte Wunder, wodurch Erfahrung metaphyſiſcher Meteore erſt möglich wird? Iſt Weiſſagung und Conſequenzmacherey nicht der allgemeine Magnetiſmus aller unſrer Denkungsträgheit und Bewegungskraft im Eingeweide und Gehirn unſrer kleinen Welt? Gibt es keine Saule mehr unter den Propheten? Weiſſagende Kaiphen unter den Hohenprieſtern? Keine Pontii Pilati, die trotz ihres Scepticiſmus die dickſten Zeugen der Wahrheit werden? —

O Du phyſiognomiſcher Seher mit bedecktem Antlitz! Mitgenoſſe am Trübſal und am Reich und an der Geduld Jeſu Chriſti! Er weiß Deine zahlloſen Werke, und daß Du je länger je mehr thuſt. Er kennt den noch köſtlichern Weg Deiner Liebe, die Hyperbolen Deiner Martha Mühſeligkeit, und alle pia desideria Deines Thomas Glaubens. —

Jacobi.

26. Jänner 1787.

Ich bewundere Deinen Muth in dem was Du von ſchwachen Freunden zu ertragen haſt, mehr als in dem was Du von Feinden leiden mußt.

*

11. April 1787.

In Deinem Nathanael hat mir vieles große Freude gemacht. Hie und da haſt Du wieder gewaltig gehämmert, wo auch an meinem Ort ein undurchdringlicher Stein war. Der gute Witzenmann hat ſich an dieſem Buch noch recht erquickt.

Stolz.

12. April 1787.

Es wird wohl noch ſo weit mit uns kommen, daß niemand als die ehrlichen Leute wird mit uns zu thun haben wollen.

Jacobi.

3. May 1787.

Wann kommen Deine Geſpräche heraus? ich bin ſehr begierig ſie zu ſehen. Nehme Dich ja bey der Einführung der Hypoſtaſis wohl in Acht. Ich fürchte Du verirreſt Dich da. Man lauft am wenigſten Gefahr ſich zu verirren, wenn man nur immer den Wurzeln der Wörter ſo tief wie möglich nachgräbt. Ich habe für mich keine andere Art zu philoſophieren, und glaube alles auf Grammatik reduzieren zu können.

Pfenninger.

3. Juli 1787.

Du haſt heiß — immer ſteiler — der Schweiß rinnt — die Füße bluten — alle Freunde wie Gewichtſteine — aber, aber Du biſt es bald und bieteſt die Hand Deinem Pf.

*

5. Juli.

Gott geſegne Dir, o Beſter! Dein Arcanum, Deiner Laſten Dich durch freywillige Übernahme fremder Laſten los zu werden, bald ſo bald ſo, daß der Welt daraus ein Univerſale werde, und die Weiſen überzeugt werden, das ſey ihr Stein.

Maler Fussli.

1. Dez. 1787.

(Über die 1000 Regeln zur Menſchenkenntniß.)

Mir der ich weder ehrgeizig noch eingebildet genug bin, ein Satan genannt zu werden, und ertragen kann daß mir einer ſage, ich ſoll die Naſe ſchneuzen, und das Maul ausſpülen, und keinen F. laſſen, ſind ſie, obgleich zuweilen wie Salz auf eine Wunde, lieber als Marzepan. Leb wohl! Gott liebt Dich.

Jacobi.

21. Jänner 1788.

An Deinen unphyſiognomiſchen Regeln hab ich mich herzlich geweidet. Du biſt ein lieber trefflicher Mann. Ich wollte Du wüßteſt wie ſehr Du auf mich zählen kannſt.

*

Ich kann Dir nicht ſagen, wie der Umgang mit Hamann mich geſtimmt hat, ſchwere Dinge zu glauben. Ein wahres παν iſt dieſer Mann an Gereimtheit und Ungereimtheit, an Licht und Finſterniß, an Spiritualismus und Materialismus.

*

Die Beſtialität dieſes Menſchen (Nicolai) iſt meinem ganzen Weſen dergeſtalt zuwider, daß ich alle Faſſung darüber verliere.

Spalding.

16. Febr. 1788.

Wir ſind freylich ſeit 24 Jahren in unſrer Denkungsart ziemlich weit aus einander gerathen, und Sie haben in der Zeit große Schritte, auf welchen ich Ihnen nicht folgen konnte, von mir hinweggethan, ob vorwärts oder ſeitwärts, das kann keiner von uns beyden für alle andre entſcheiden. Aber der ehmahlige neunmonathliche Hausgenoſſe und Freund meines Herzens mit ſeinem hellen richtigen Verſtandesblicke und mit ſeiner geraden offnen einfachen Seele, ſtehet noch immer in dem achtungsvollſten und angenehmſten Andenken vor meinen Augen. Darum enthalte ich mich auch mit Fleiß des Urtheils über manches, was mir hie und da in Ihrer nunmehrigen Art zu handeln unerklärbar und bedenklich vorkommt.

Häfeli.

26. März 1788.

— Bey dieſer Gelegenheit noch ein Wort von mir über Deine immer wiederholten Klagen über das Schweigen von Luiſe (der Fürſtin von Deſſau.)

Hat Dir die Schultheß die Briefe nicht gewieſen, die Luiſe ihr über dieſe Sache ſchrieb? — Haſt Du in dieſen Briefen nicht klar und deutlich geleſen, daß weil Du in einem Briefe an Luiſe ausdrücklich ſagſt und forderſt: „Um Gotteswillen ſchreibet mir nicht mehr, ich bin des Zuchthauslebens müde u. ſ. f.“ Luiſe Dir auch nicht mehr ſchreiben werde, bis Du Deine Forderung und Bitte zurücknehmeſt, und wieder beſtimmt verlangeſt, daß Sie Dir ſchreibe? —

Haſt Du dieß in Luiſens Briefen an die Schultheß geleſen und verſtanden, ſo möchte ich Dich auch fragen: Welch ein Geiſt hat denn Dich verſteinert und ſo eigenſinnig gemacht, nicht ein einzig Mahl klar und umſchweiflos ſagen zu mögen: „Luiſe ich habe in bitterer Wehmuth mei„nes Herzens zu viel geſagt, es iſt mir nun „nicht mehr ſo; ich wünſche wieder Briefe von „Deiner Hand zu haben u. ſ. f.,“ ſondern nur immer über Schweigen zu klagen?

Oder haſt Du dieß in Luiſens Briefen an die Schultheß nicht geleſen, nicht verſtanden, ſo lieſeſt und verſteheſt Du's doch gewiß jetzt.

Nur einmahl ein Abend mündlicher Unterredung, und es würde ſich manches ins Licht ſetzen, was jetzt in einer Dämmerung ſchwebt, die ſich durch Dinte nicht aufklären läßt. Doch was geſchehen ſoll, wird nicht ungeſchehen bleiben.

Gleim.

23. April 1788.

Meine Nichten empfehlen ſich dem frohmüthigen Eroberer der Herzen, der aus allzugroßer Güte zuweilen das Böſe nicht ſieht. Von dieſem braven Mann iſt Gleim Verehrer mehr und herzlicher. als irgend einer ſeiner Anbether.

Jacobi.

28. May 1788.

Ich bin mit Lavaters Schriften nur zum Theil bekannt, und manches in dem was ich kenne widerſteht mir in einem hohen Grade. Vieles darin ſcheint mir hingegen den Mann von wahrhaftem Genie zu charakteriſiren, und kann auch von dem abſtrakteſten und tiefſinnigſten Philoſophen, und vielleicht von dieſem am mehrſten, trefflich benutzt werden. Alles zuſammengenommen iſt mir Lavater eine wichtige, höchſt intereſſante Erſcheinung, eine Schöpfung, wofür ich der Natur, die ſie mir zur Betrachtung und zum

Mittel andrer Betrachtungen und Erkenntniſſe hinſtellte, recht vielen Dank ſchuldig zu ſeyn glaube. Wenn es nicht gut iſt, daß er ſo iſt wie er iſt, ſo mag es die Natur verantworten, die ihn ſo gemacht hat. Diejenigen, welche ihn für einen ſchädlichen, einen ſo außerordentlich ſchädlichen und gefährlichen Mann halten, thun wohl daß ſie ihm entgegen arbeiten; aber verfolgen ſollen ſie ihn nicht, nicht ihm die guten rühmlichen Eigenſchaften abſtreiten, die er wirklich beſitzt, und ihn um alle öffentliche Achtung, die nicht ſelten mehr als Feuer und Waſſer iſt, zu bringen ſuchen; oder ſie müſſen für Recht erkennen, daß auf gleiche Weiſe gegen ſie ſelbſt, ſobald man ſie für ſchädlich hält, von denen welche dieſe Meynung haben, verfahren werde. Dann ſehe ich aber nicht, wie man die Stirne haben kann, gegen Intoleranz und Inquiſition mehr ein Wort zu reden.

Pfenninger.

13. Sept. 1788.

Einzigſter, wo hat Dich Dein Gott?

Jacobi.

4. May 1789.

Ich leſe Deine Urtheile ſo über alle Maaßen gerne.

*

18. October.

Über die hundert phyſiognomiſchen Regeln, Manuſcript und den Pittcommentar kann ich Dir nichts ſagen, weil ich wirklich für die Metaphyſik der Phyſiognomik keinen Sinn habe. Ich habe einige Mahl dieſe Sache unterſuchen wollen, und mir iſt immer ganz ſchwindlich dabey geworden.

Stolz.

11. März 1790.

Das Deinen Namen tragende Schiff (vide 19. Sept. 1784) iſt kürzlich bey Ramsgate in England untergegangen, nachdem es ſchrecklich viel Unglück vorher gehabt hatte; die Mannſchaft iſt aber geborgen.

Tiſchbein.

23. März 1790.

Endlich nach vielen Jahren ein Schreiben. Bey Ihnen ſind mir Jahre was bey andern Menſchen Stunden ſind, denn ich weiß von Ihnen, nachdem Sie einen geſehen haben, und das was Sie von Zeit zu Zeit von einem hören, ſich leicht componiren können was man thut.

Pfenninger.

17. Juni 1790.

Ich verſinke in demüthigem Preiſe für Deine Exiſtenz! Gott weiß ob ich ein ehrlicheres Wort in meinem Leben ſprach oder ſchrieb, als dieß.

*

29. Juli.

Und Du!? Ach Lavater, daß ich das Trinkgeſchirr zu trinken vermöchte, und mit der Taufe getauft zu werden — womit Du!

*

Ich weine und umfaſſe Deine Knie.

Stolz.

21. Novemb. 1790.

Überhaupt hab ich ſchon bey Deinen zwey vortrefflichen Sammlungen von Regeln der Menſchenkenntniß die Bemerkung gemacht, daß vielleicht eine Reihe kränkender Erfahrungen Deines Lebens Dich etwas bitter gemacht haben könnten, und daß vielleicht dieſe Bitterkeit in Deine Diction überging. Ich finde in Deinen frühern Schriſten nicht ſo viel außerordentlich ſtark ausgedrückte Taxationen des fehlerhaften und unſittlichen Betragens andrer Menſchen, wie nur in den tauſend Regeln, wo dergleichen zu oft wiederkommen, und einerſeits den Eindruck ſchwächen, der doch verſtärkt werden ſoll, anderſeits unangenehme Empfindungen erregen.

Stolz.

15. Decemb. 1790.

Was Herr A. mir für Häſeli brachte, habe ich ihm nicht mitgetheilt, weil ich glaubte, daß er es rebus sic stantibus nicht annehmen könnte. — Was Sie als Einſchluß an den Fürſten von Deſſau ihm ſchickten, wird Ihnen durch mich wieder zugeſchickt werden, und er ſchrieb mir dabey was ich ganz billige: „Ich kann dieſe Büchlein nicht annehmen, denn 1) kann ich nichts Geſchenkartiges von jemand annehmen, der mich für einen Gewiſſenloſen, für einen Teufel hält, meine Rechtfertigung für den Comble von Satanität hält, und pis que pendre von mir denkt. 2) kann und mag ich nicht riſkiren in dieſen Schriften wieder Anſpielungen auf die fatale Streitſache, und Verunſtaltungen meines Charakters zu leſen, wie Lavater ſeiner Monathſchrift einverleibt hat.“ (Ich drücke dieſe Stelle etwas milder aus als ſie mir mitgetheilt ward) „Ich verbitte mir alles weitere dieſer Art ſo inſtändig und dringend wie möglich.“

23. Dec. 1790.

Häfeli trug mir auf, Ihnen über Ihre Erklärung folgendes zu ſchreiben:

„Ich will mich aller Erklärungen enthalten, die mir bey dem erſten und zweyten Durchleſen dieſer Erklärung reichlich beyfielen. Ich ſuche Frieden und Ruhe und mag wohl warten, bis Lavater auch in denjenigen Punkten, in denen ihm jetzt noch bei allen äußerlichen Geſtändniſſen ſeines Unrechts eine große eſoteriſche Überzeugung ſeines Rechtes beyzuwohnen ſcheint, die Augen aufgethan werden. — Ich verzeihe Lavatern von Herzen alle mir zugefügten Kränkungen, bin ihm zu allen Dienſtleiſtungen und Pflichterweiſungen, die Menſchen und Chriſten von einander fordern können, aufrichtig bereit, und verlange keine andre Vergütung, als dieſe, daß er mich nun in Ruhe und Friede laſſe, mit der Verſicherung, daß auch ich ihn in Ruhe und Friede laſſen, ihm jeder Zeit alles Gute wünſchen, und mich von Herzen freuen werde, wenn der Knote ſeines Schickſals ſich mild und freundlich löſet.“

Pfenninger.

19. Febr. 1791.

Ich der Alte — Du der täglich Neue.

*

22. May.

Morgen um neun Uhr biſt Du im Bade und ich auf der Kanzel, bringſt viel Geiſt ins Waſſer, und ich viel Waſſer in den Geiſt meiner Textgeſchichte.

Tischbein.

5. März 1791.

So viele Menſchen die ich bis jetzt habe kennen lernen, iſt doch keiner den ich lieber habe als Ihnen, und keiner der eine Art zu denken und zu handeln hat, die beſſer iſt als die Ihrige. Oft ſchätze ich Ihnen glücklich in meinen Gedanken, ſo ſie ſo vortreffliche Gaben beſitzen.

Fritz Stolberg.

17. April 1791.

Ich erwartete Deine Stirne, Dein ganzes Geſicht gefurcht zu finden; Du biſt oft unter Räuber und Mörder gefallen; und das odium der guten Sache begünſtigte Deine Widerſacher. Lieber Lavater, es that mir oft weh; hätte ich mich nicht vielmehr freuen ſollen, wenn Du gewürdigt warſt die Schmach Jeſu Chriſti zu tragen! Gott rüſte uns und unſre Kinder mit Kraft und Muth zum Kampfe, wo Kampf gefordert wird, zum ſchwerern aber auch oft edlern Tragen der Schmach, wo Schmachtragen gefordert wird.

Salve crux beata, salve!
Salve salve millies!

ſangen die braven Huſſiten. Es iſt die altchriſtliche Loſung.

Häfeli.

8. Octob. 1792.

Leben Sie wohl. Ihrer Frau und Kindern viele Empfehlungen. — Gott ſey mit Ihnen.

Klopſtock.

5. Juni 1793.

(Als Lavater ihn in Hamburg beſuchen wollte.)

Sie können ſich erinnern, daß Sie Reſewitzen und mir Ihre Abhandlung vom Gebethe ſchickten und unſer Urtheil darüber verlangten. Wir antworteten gemeinſchaftlich und wie es uns vorkam mit Gründen. Ich weiß es noch genau, daß wir mehr als einmahl mit einander über die Sache ſprachen, denn wir hofften damahls noch, daß wir Sie von Ihrem (ich muß weil ich nicht weitläuftig werden will, das Wort ausſprechen) Fanaticiſmus retten könnten. Aber wir bekamen eine Antwort, die keine Antwort war; ſie beſtand aus wenigen Zeilen, ließ ſich auf unſre Gründe gar nicht ein, und ſah auf uns als ungeweyhte herab. Seit dieſer Zeit habe ich in keiner Verbindung mit Ihnen geſtanden, die dieſen Namen verdient. Sie haben mir zuweilen von Ihren Schriften zugeſchickt, und ich habe Ihnen wie ich mußte dafür danken laſſen. Gleichwohl finden Sie jetzo für gut, daß Sie in einem gedruckten Blatte auch mir über Religion und Pflichten ein Wort des Unterrichts ſagen. Und dieß Blatt begleiten Sie mit einem Briefe, in welchem Sie mich belehren, wie ich über die franzöſiſche Revolution denken müſſe, ohne zu wiſſen wie ich darüber denke, das heißt, was ich auf dieſem großen Schauplatze, wo es von einer ſolchen Menge ungleicher Gegenſtände wimmelt, was ich da lobe oder tadle, und in welchem Grade ich das Eine oder das Andre thue. Ich ſage Ihnen mit eben der Rundheit, mit welcher ich mich bisher erklärte, daß Sie durch dieſe Ihre Zudringlichkeit, der Sie ſelbſt ein Beiwort geben mögen, mich in Erſtaunen (das Wort iſt nicht zu ſtark) geſetzt haben.

Das bisher Geſagte kommt Ihnen hoffentlich als zureichende Veranlaſſung zu meinem Entſchluſſe vor, Sie nicht zu ſehen. (Dieß ſoll keine Erklärung wider Sie ſeyn; ſo etwas zu thun iſt meine Sache nicht.)

Ich habe indeß der Veranlaſſungen noch mehr. Sie ſagen, daß Sie oft inſpirirt ſind. Ich weiß dieß von einem Manne, dem ich glauben kann.

Sie führten in Bremen das Magnetiſiren ein, und erlaubten es, daß man ſich gegen Sie beynahe wie gegen einen Heiligen betrug. (Dieß machte, daß Spalding, der noch immer für Sie gekämpft hatte, die Hände ſinken ließ.)

Sie antworteten Ihren Gegnern oft mit Bitterkeit, beynahe feindſelig.

Sie ſcheinen unfähig zur Selbſterkenntniß zu ſeyn. Ich ſage ſcheinen, weil der Beweis, welcher mir Gewißheit gibt, für andre vielleicht nicht ſo überzeugend als für mich iſt. Der Beweis iſt dieſer, Sie brechen in ſehr lebhafte Verwunderung (ich habe es geleſen) darüber aus, daß man Sie für einen Fanatiker hielte.

Sie ſehen, daß eine Zuſammenkunft mit Ihnen nicht zu den Aufheiterungen meines Alters gehören würde. Wir denken über ſehr ernſthafte Dinge allzuverſchieden; wovon ſollten wir reden? das beſte iſt, daß wir uns nicht ſehen.

Klopſtock.

P. S. Ihr Brief hat einen freundſchaftlichen Ton. Ich bin einem Tone taub, welcher die Sache verſtimmt. Ich wiederhole die Sache: Sie belehrten mich unaufgefordert, wie ich über die fr. Revolution denken müſſe, ohne durch mich zu wiſſen wie ich darüber dächte. Ich weiß meinerſeits aus Ihren Schriften ſehr genau, wie Sie über eine große Anzahl von Gegenſtänden denken; gleichwohl hab ich mir es nie einfallen laſſen, Sie auch nur über einen einzigen belehren zu wollen.

Kubinsky.

18. Juli 1793.

Daß mein Colorit ſo braun iſt ſind Sie, theuerſter Herr Pfarrer, ſelbſt Schuld. Sie verbannten alle grauen Fleiſchtöne, die doch in der Natur ſind, und ſchlechterdings nachgeahmt werden müſſen. Es bleiben mir alſo nur noch zwey Wege übrig, entweder roth oder braun; ich wählte letztern als den minder fehlerhaften.

*

5. Octob. 1793.

Die Zeichnungen in ſchwarzer Kreide werde ich nach Möglichkeit retuſchiren, aber an den Zeichnungen der alten Meiſter wird es mir unmöglich ſeyn etwas zu thun, denn man kann ſich in das Gefühl eines andern nicht ſo hinein denken; dadurch kommt etwas fremdes hinein, wodurch der Meiſter unbekannt oder unkenntlich wird, und dergleichen Sachen ihren Werth verlieren. — Laſſen Sie ſo was lieber kopieren und nach Ihrem Gefühl ausführen, als durch eine fremde Hand verderben, denn das geſchieht allemahl.

Zimmermann.

23. Novemb. 1793.

Wäre ich Dein Vater oder Dein Bruder, ſo würde ich Dich auf den Knien bitten, von nun an und nimmermehr das Publikum zum Vertrauten Deiner Privatgedanken und Gefühle zu machen, auch niemahls öffentlich von einzelnen Perſonen und Privatſachen auf irgend eine Weiſe zu ſprechen. Es iſt unmöglich, daß bey einer nach Deiner Manier geſchriebenen Reiſegeſchichte nicht auf jeder Seite ſolche Dinge vorkommen müſſen, durch die man ſich ſelbſt und andere, oft ohne es zu wiſſen oder ſelbſt zu ahnen, in ein Meer von Verdrießlichkeiten ſtürzet. Alſo wenn ich Dein Vater oder Dein Bruder wäre, würde ich Dir ſagen: Genieße das Gute Deiner

Reiſe nach Koppenhagen in Stille und Verborgenheit, und laß das Publikum davon kein Wort und keine Silbe wiſſen.

Friz Stolberg.

9. Febr. 1794.

Weder ganz noch halb, liebſter Lavater, werde ich Deine Anforderungen an mich (wegen Beyträgen zur Koppenhager Reiſegeſchichte) befriedigen können. Dir muß ich alſo manche Wünſche übrig laſſen, erfülle Du mir nur Einen, das heißt, ſiehe Nichtbefriedigung ſo an, wie ſie von meiner Seite wahrlich wohlmeynend iſt. — Was zuvorderſt unſer kurzes Beyſammenſeyn betrifft, ſo weiß ich gewiß nicht ſo viel Detail mehr davon als Du, der Du alles aufſchreibſt. Die aus dem Zuſammenklang verſchiedner Inſtrumente entſtehende Harmonie klingt auch mir ſchön, und ein wohlthätiger Nachklang bleibt mir; frage mich aber nicht nach der Compoſition, da weiß ich nichts von. Du biſt dieſer

Muſik ſo kundig, daß Du aus einzelnen aufgezeichneten Noten und aus Reminiſzenzen gewiß ein Enſemble herausbringen wirſt, an welchem alle Kießlinge in und außer Erlangen ſich laben und erbauen werden. Aber den Nichtkießlingen iſt mit dergleichen oft nicht gedient, liebſter Lavater. Und ſo oft ich mir die Frage that: Hat er denn nicht einen Freund der ihm ſagt, welchen widrigen Effekt auf Freund und Feind dieſe Publicität oft gemeinen Details mache? ſchlug mir das Herz unter des züchtigenden Gewiſſens Streichen. In ſo fern Du alles gut meynſt, machſt Du keinen Mißbrauch von dem was man Dir ſagt, aber für einen Mann von Deinem Geiſt und Deinem Herzen iſt dieſes publike Commerage ein großer Mißbrauch der Zeit, der Kräfte, oft der Vertraulichkeit unbefangener Freunde.

Meiner Art und Weiſe nach kann ich kein Scheit zur Häufung Deines Gerüſtes hinzutragen, wiewohl ich mancher guten Seele, die mit herzlicher Devotion ihren Span hinzuträgt, wie Huß jener alten Frau zurufen möchte: O sancta simplicitas!

Mich ſelbſt gebe ich Dir, Du alter wunderbarer Malegys, Deiner Liebe und Indiscretion Preis, wenn auch dieſe ihren Theil verlangt; lieber beyden als keiner von beyden. Aber lieber Deinem lieben Andenken und Deinem Stillſchweigen.

Friz Stolberg.

15. Novemb. 1794.

Es thut mir von Herzen leid, lieber Lavater, daß mein letzter Brief Dir wehe gethan hat. Wohlmeynend beſchloß ich an Dich zu ſchreiben; und daß ich mit Liebe im Herzen an Dich ſchrieb, deſſen bedarf es ja bei Dir keiner Verſicherung, da Du meine alte Liebe für Dich kennſt. Dieſe Liebe waltete aber bei der Wahl meiner Ausdrücke nicht ſo vor, wie ſie hätte vorwalten ſollen; etwas unlauteres und vergängliches miſchte ſich in meinem Herzen zu den Empfindungen meiner unvergänglichen Ehrerbietung und Liebe. Ich ſchrieb nicht wie ein Jüngerer dem Aeltern, nicht wie ein Katechumen in der Schule unſers Herrn an einen ſeiner bewährten Diener, der vieles für Ihn gethan, und vieles für Ihn gelitten, ſchreiben darf. Nimm dieſes reuige Bekenntniß als Söhnung, liebſter Lavater! Ich bitte Dich von Herzen um Verzeihung, und weiß daß Du mir von Herzen verzeihen werdeſt.

Cobler aus Offenbach.

Ohne Datum.

Die Nachrichten von der Kur und den Symtomen Deiner Frau hab ich noch nicht erhalten; uns beyden verlangt ſehr darnach. Das Publikum in und auſſer Zürich, das durch Worte getröſtet und Namen geſchreckt wird, wird und muß ſich freylich gewaltig ärgern. Indeß hoffe ich, wenn Du einmahl der Welt eine umſtändliche ruhige Erzählung davon vorlegſt, werden ſich die Klugen ſchon zurecht finden — und wenigſtens das Wahre und Gute nicht viel Schaden leiden. Ich hätte den Wunſch, wenn es nicht unbeſcheiden iſt, Dir zu ſagen, daß Du alsdann ſo wenig wie möglich den Geiſt unſrer Zeit im Allgemeinen anklagteſt. Ich bin überzeugt, daß dergleichen Klagen wenig fruchten und auf Mißmuthigkeit ſchlieſſen machen.

*

Lieber, aus dem einzigen Brief von Leuchſenring zeigt ſich deutlich genug, daß er für's Streiten ein ungemeines Talent hat, und überall etwas aufzuhaſchen weiß, welches er mit Liſt zu wenden und mit großem Tone valieren zu machen weiß. — Sollteſt Du berufen und vom Schickſal beſtimmt ſeyn, Dich mit dergleichen Leuten ſo weitläuftig einzulaſſen, ſie zu edifiziren ſuchen, oder zu hoffen ſie beſchämen oder gewinnen zu können? Laß ſie reden; trag ihr Geſchwätz als Appendix des Ruhmes, und wenn ſie über Dich lügen, ſo wende Dich mit Deiner Vertheidigung ans Publikum, nicht an ſie. Du haſt der Leute genug, die Dich kennen und lieben; dieſe werden ſie nicht erſchüttern, und das

Publikum iſt Rohr, das vom Winde getrieben wird.

*

Uebrigens leben wir ruhig und ſtille und liebend. Ruhe und Stille wäre auch der Preis, um den ich noch immer das meiſte in der Welt dahin gäbe.

Von einem Herrnhuter.

Sey dem blutigen Seitenloch des gehangenen Gottes empfohlen von

dem treuen Herzen
Deines bekannten Kronauers.

Lenz.

Ohne Datum.

Fleuch fort, fleuch auf Deinem Wagen, Lavater! und laß Dich von Niemand überhohlen.

*

Keine Alpen und kein Eis ſollten mich ſchrekken, an Deinen Buſen zu fallen, Gottesmann;

und ein Grönland zwiſchen uns würde aufhören kalt zu ſeyn, ſobald ichs zu Fuß in der Hoffnung durchliefe, am Ende der Wallfahrt Dich zu finden.

*

Ganze Geſchlechter, Völker, Alter
Miſchen Dich ſchon in ihre Pſalter.

*

Das Geſicht von Deinem verklärten Vater hab ich alleweile vor mir und kann mich nicht ſatt daran ſehen. Solche Köpfe können nur in einer Republik gebildet werden; das ſind Züge, die in keinem monarchiſchen Staat geſehen, noch gehört, noch empfunden werden können. Ach daß er lebte! Hat er uns doch ſeinen Sohn gelaſſen und ein Brutusherz in ihm!

*

Lavater, erſter aller Knechte Gottes!

*

Dein Abraham hat mich unendlich erbaut. Freylich iſt alles mehr religiös als poetiſch. Das letzte Gebeth Abrahams vor der Opferung hat mir die größte Senſation gemacht.

Reinhold.

25. Apr. (ohne Jahr. c. 1794.)

Schon längſt hege ich die Ueberzeugung, die ich kein bloſſes Glauben nennen kann, daß Lavater ein Kind des Geiſtes iſt, der von Gott ausgeht und zu Gott führt. Ich weiß, daß er für daſſelbe Eine was Noth iſt lebt und ſtirbt, für das ich leben und ſterben will. Mir heißt die Art, wie er es ſich und andern darſtellt, Schwärmerey. Ihm heißt die Art, wie ich es mir und andern darſtelle, Grübeley. Wir würden uns ganz verſtehen, wenn er ſeine Gefühle auf beſtimmte Begriffe bringen könnte, und ich meine beſtimmten Begriffe, die ich nur für mich ſelbſt auf Gefühle zurückführen kann, mit ſeiner Energie andern ans Herz zu legen verſtünde.

Der Grund zu dem Einverſtändniſſe zwiſchen uns, das von Ewigkeit zu Ewigkeit zunehmen wird, iſt dadurch gelegt, daß wir gewiß ſind, der Grund unſers Mißverſtändniſſes liegt nicht in unſern Herzen, und daß wir einig ſind in dem Einen, von dem die Eintracht der Geiſter abhängt.

Matthei aus Strasburg.

Ohne Datum.

Lieber Lavater nimm alles ohne Ordnung, ohne Wahl, aber verlaß Dich auf die Pünktlichkeit eines jeden Wortes. Es betrifft eine Unterredung zwiſchen Caglioſtro, Ihr (der Gräfin Branconi) und mir, geſchehen den 22. März, morgens halb 10 Uhr, in ihrem Cabinette.

Ich kam hinein — ſah Dein Bild in Gyps als Medaille über ihrem Schreibetiſch, fragte woher es käme? „Der Graf Caglioſtro hat es mir mitgebracht, es hing ſonſt über ſeinem Kamin, nun ſoll es hier bleiben.“ Wenn dieß, antwortete ich, Lavater wüßte, ſo wäre dieß für ihn conſolant und auf ſeine letzten Briefe die beſte Antwort.

Der Graf antwortete: „Schreiben Sie es ihm und daß ich ihn eſtimire, und ſchon hab ich mich weitläuftig gegen die Gräfin Branconi erklärt, warum er mir nicht ganz gefallen hat, aber ich will es Ihnen auch wiederhohlen; melden Sie es ihm alles. Er wünſchte mit mir in Briefwechſel zu ſtehen; ich habe es mir zum Geſetz gemacht nie einen Brief zu beantworten, keinem ſchriftliche Antwort zu ſchicken, aber ich ließ ſeine Bitte Stand finden und nahm ſie an. Sein erſter Brief den er mir ſchickte war nicht geſchrieben wie ein Philoſoph ſchreibt, nicht geſchrieben nach bürgerlichen Verhältniſſen; doch dieß iſt Nebenſache.

Aber Hauptſache bleibt es, daß ein ſolcher Briefwechſel alsdann unter uns bleiben muß, daß er diskret und ſekret muß traktirt werden, daß kein Dritter dazwiſchen gucken kann, geſchweige der erſte beſte. Nun ſchickt mir Lavater einen Impoſteur zu, einen Schwärmer, von ihm an mich empfohlen, einen ſchwachen Menſchen der Lavaters Freund iſt, der mir ſeine große Rolle Papier mit lauter Sachen zeigt, die ich verachte und lange kenne. Dieß iſt ſchwach von Lavater gehandelt, und hat mir von dem Manne eine ganz andre Meynung beygebracht. Wenn ja Lavater an jeden Menſchen ohne Unterſchied ſich communiziren kann, ſo kann das Caglioſtro nicht.

Sagen Sie Lavatern, ich ſchätze ihn, hätte ihn ſtets geſchätzt, aber ſein Feuer und ſeine Lebhaftigkeit laſſen ihn noch nicht dahin kommen, wohin er ſich bey mehrern Jahren längerer und tieferer Erfahrung, beſſerer Auswahl ſeiner ſogenannten Freunde, die er überall findet, kommen wird.

Es hätte ihm manches doch gleich bey Dir aufgefallen, das ihm nicht ſo ganz recht an Deinem Charakter geweſen wäre. Du kömmſt zu ihm mit einem Manne (Dr. Hoze) der rechtſchaffen ſcheint, und der doch ſeinen Stand, Charakter und wahre Verhältniſſe mit aller Sorgfalt verbirgt. Das Geſpräch war mit den ernſthafteſten Materien gefüllt, und ein dritter junger Menſch (Tobler) ſitzt dabey, ohne zu wiſſen warum. — Ernſthafte, ſekrete, würdige Unterhaltungen, wo Öffnung der innerſten Seele dazu gehört, müſſen nicht in Gegenwart eines jedweden vor ſich gehen.“

Doch verſichert er Dich, ſo ſehr ſeine Geſchäfte ſich häufen und ſo wenig er Zeit übrig hat, ſo würde er Dir doch, wenn Du hier wäreſt, oder einmahl herkämeſt, zwey, drey, vier Abende ganz geben, um Dir zu zeigen, daß er Dich eſtimirt, und gerne Dich befriedigen wollte, wo er nur könnte.

Zweyter Theil.

Etwas von ſeinem Leben und Wirken.

Freunde.

Von der Freundſchaft hat **Lavater** in der Phyſiognomik und anderswo einen ſehr hohen Begriff aufgeſtellt, und ihrer momentanen Empfindung volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen; nur hatte er auf ihre ewige Dauer zu poetiſch gezählt, und die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur nicht genug erwogen, die das Irdiſche nie ewig nennen ſollte — wie er in der Folge dieß an ſich und den Vertrauten oft ſchmerzlich genug erfahren. Dennoch blieb er beharrlich bey ſeiner hohen Idee, — ſie werden zurückkommen, ſagte er — und freute ſich ſtets des offenen Vertrauens dieſer Freunde; ſelbſt ihre ſtrengen Urtheile ertrug er leicht, wenn ſie treu gemeynt waren. So zeigte ihn auch Schein und Wirklichkeit.

Alle, ſelbſt die weniger liebenden, geben ſeinem eigenthümlichen Geiſte und ſittlichen Weſen Ehre, nur ſind die meiſten weniger zufrieden mit der geſpannten Erhebung ſeines Offenbarungsglaubens, und meynen, daß ohne dieſen hohen beharrlichen Flug noch mehr aus ihm hätte werden können. Sie ſagten und riefen es ihm wohlmeynend zu, ernſt und ſcherzhaft. Aber es half nichts; er war zu frühe mit ſeinem Ich und ſeinem Glauben vor die Welt getreten, um ſich noch Rückſchritte erlauben zu können. — Statt ſich ſelbſt zu bekehren, verſuchte er dieß in Erwiederung an ihnen, denn der Scharfſehende kannte die Freunde ſo gut als ſie ihn, und fand ganz natürlich, daß ebenſalls an ihrem Glauben und Wirken manches folgerechter ſeyn dürfte; was er ihnen auch nicht ſelten unverhohlen merken ließ, am Ende ſich immer mit dem Schilde ſeines Glaubens deckend, unter deſſen Schutze er ſich ſelig und unüberwindlich fühlte.

Wer ſich nicht ſelbſt bekehrt, wird es nicht auf die Dauer durch andre, und ſo blieben Lavater und die Freunde in ihren geiſtigen Anſichten wie ſie waren. Ja ſie neigten ſich allmählich zur Kälte, nachdem die Phyſiognomik geſchloſſen und beſprochen war, und er ſich immer mehr auf ſeine Chriſtuslehre beſchränkte.

Die größte Begeiſterung für ihn herrſchte in den ſiebziger und achtziger Jahren, als er noch jung und eigens lieblich, voll Geiſt und Leben und ungewöhnlicher Productivität war. Späterhin, als jene wirklich ſchönen Geiſter für ihn zu ſchweigen anfingen, hielt er ſich mit gleicher Unbefangenheit an die frommen Seelen, und ſchloß ſich mit chriſtlicher Demuth ſowohl an die Unzahl der Geringen, als mit Anſtand und edlem Muth an die Großen und Vornehmen, die ſich mit ähnlichem Bedürfniß an ihn wandten, deren es noch genug gab.

Groß war allerdings und innig die frühere Hinneigung jener Freunde, man hätte glauben ſollen, ſie könnte nie aufhören. Jacobi und Reinhold hielten am längſten Stand: metaphyſiſche Philoſophen und edle Menſchen beyde, die in der Myſtik und den eigenthümlichen Anſchauungen Lavaters manch treffliches zu finden glaubten, das ihren Ideen zuſagte.

Zimmermann und Füßli waren ſeine früheſten Jugendfreunde, voll Gluth und Feuer. Jener ſtets um den ſchriftſtelleriſchen Ruhm des Freundes, faſt mehr als um ſeinen eignen, eifrigſt beſorgt. Füßli von Kindheit an mit Lavater aufgewachſen, zuerſt der Theologie gewidmet, dann ein großer, hochfliegender Maler, und ein entſchloſſener Freygeiſt, der ſich in London um Zürich und die deutſche Literatur wenig mehr bekümmerte, aber dem Freunde mit alter Vertraulichkeit zärtlich anhing.

Herder zeigte ſich wohlmeynend, vorſichtig Herzensergebenheit zurückhaltend und abwehrend, aus Beſorgniß das Prädikat eines Lavaterianers möchte ihm beygelegt werden, wofür ihn anfänglich die Zürcher gehalten wiſſen wollten.

Wieland leichter geſinnt, dem weniger daran lag, wofür er von unten herauf gehalten wurde, der ſich gern nach Zeit und Leuten bequemte, ſahe bald die ausgezeichnete Achtung, worin damals Lavater zu Weimar ſtand, und es wurde ihm ein Leichtes, die leuchtende Seite des Mannes herauszuheben, an die er ſich auch mit großer Wortwärme hing, und ſich dem Manne gut- und freymüthig, pro tempore begeiſtert, hingab.

Die congenialiſche Brüderlichkeit, worin Goethe in ſeiner hamletiſchen Jugend mit Lavater ſtand, war außerordentlich, wie aus ſeinen Briefen erſichtlich iſt, jedoch bey allen gemüthlichen Vereinigungspunkten waren ſie doch in Meynungen verſchieden, und mußten aus einander gehen. Das iſt begreiflich; aber daß Goethe in ſpäterer Zeit, als aus dem gemüthlichen Hamlet ein ſteifer Polonius geworden, den alten Bruder verfolgte, ja zuweilen mit Füßen trat, iſt eine faſt ſchauerliche Veränderung.*)

---

*) In Xenien, Briefen, und hier und da. — Als Goethe 1797 mehrere Tage in Zürich war, machte er Beſuche bey Antiſtes Heß, den Chorherren Rahn und Hottinger,

Klopſtock erſcheint hier als ein Alderman ſeiner gelehrten Republik, der einen aus dem Volke zurecht weiſt. Den Beſuch, den ihm Lavater in Hamburg machte, lehnte er zuerſt

---

Frau Schultheß, Dr. Lavater, Profeſſor Fäſi, Zeitungsſchreiber Bürkli, und andern. Lavatern ſelbſt aber, den alten Herzensfreund, ignorirte er gänzlich, wandelte ſogar auf dem Petersplatz, wo dieſer wohnte, hin und her, ohne in ſein Haus, wo ihm einſt ſo wohl war, einzutreten; und als Lavater ihn im Gaſthof aufſuchte, nicht antraf, und ſeinen Namen an die Stubenthüre ſchrieb, blieb er gleich unbeweglich. — Lavater erzählte mir ſpäter dieſes ſelbſt, mit Bedauern, doch ohne laute Klage. — Von Zürich aus ſchrieb Goethe an den Herzog und andre, ohne des alten gemeinſchaftlichen Freundes mit einem Worte zu gedenken. Sogar iſt am Ende dieſes Reiſetagebuches von 1797 eine Schilderung der Schalkheit eingerückt, die zwar anonym, aber auf Lavater gemünzt iſt, und mit leichter Mühe auf den Verfaſſer ſelbſt retorquirt werden könnte. (Nachlaß III. 233.) — Sprach Lavater ſpäter auch nicht mehr mit Liebe, doch ſtets mit Achtung von Goethe, und dieſer mit Haß und Verachtung von L., ſo möchte man fragen, auf welcher Seite „ſchmeichelnde Liſt und herrſchſuchtige Klauen“ (Br. an Schiller II. 216) mehr ſichtbar ſeyen? — Zur Steuer der Wahrheit muß man jedoch ſagen, daß Goethe in der Erinnerung ſeiner alten Tage (Dicht. und Wahrh. IV.) ſich noch einmal freundlicher Geſinnungen nicht erwehren konnte.

ab, und nahm ihn nachher doch an. Er wollte ſich aber nicht ſetzen, obwohl es Lavater mit der Äußerung that, man könne ſitzend ruhiger ſprechen, ſondern ging mit langen Schritten und derben Vorwürfen auf und nieder, ſich, wie mir Lavater erzählte, unterweilen die Naſe mit den bloßen Fingern ſchneuzend, welches damals in Ermanglung eines Beſſern für deutſche Freyheit galt.

Der kluge rechtſchaffene Spalding, zwar der Achtung treu bleibend, die er für ſeinen ehemaligen ſchweizeriſchen Gaſtfreund hatte, wußte ſich ſpäter oft kaum zu helfen über ihre verſchiedenen Denkungsweiſen, und mahnte väterlich ab, warnte und bedauerte. Das that aber Lavater auch ehrfurchtsvoll gegen Spalding — und ſo blieb jeder bey ſeiner Meynung.

Was Spalding, thaten andre, Meiners u. ſ. w. ebenfalls auf liebevolle Weiſe. Nur Campe ſchulmeiſterte ihn im Namen der Vernunft, aber nicht der Beſcheidenheit; er nennt Lavaters chriſtliche Lehren einen veralteten Krebsſchaden ſeiner frommen Seele, den er zu ſchneiden ſich berufen fühle. Der Vernunftmenſch wollte den Glaubensmenſchen belehren und unſchädlich machen, der Trockne den Bilderreichen; aber dieſe anmaßliche Überlegenheit konnte bey Lavatern am wenigſten anſchlagen.

Alle dieſe wärmern und kältern Brief- und Umgangsgenoſſen erkannten einmüthig die humane geiſtige Liebenswürdigkeit Lavaters, und das macht ihm Ehre. Daß aber auch alle ſeinen Wunderglauben einſtimmig bedauerten oder verwarfen, das mag in der That Bedenken erregen; denn worüber ſo manche treffliche Köpfe, von ſo verſchiedener Art, einerley Meynung ſind, daran mag doch eine Beherzigung haften.

Der edle Pfenninger bethete ihn an, und macht den Übergang zu den andächtigen Seelen und Magdalenen aller Klaſſen, die ihm getreu blieben, mit deren Liebes- und Glaubensgluth die Handbibliothek und andre ſeiner Schriften angefüllt ſind. — Lavater machte gern den Gewiſſensrath, und hielt ſich dazu berufen; er antwortete meiſt weitläuftig auf Anſprachen dieſer

Art, da er hingegen den weltlichen Freunden, worüber ſie ſich ſo oft beklagten, nur kurze, wenn auch häufige, Billets zukommen ließ.

Noch zwey Freunde kommen hier in Betracht, deren Abfall Lavater ſehr ſchmerzlich fühlte, Häfeli und Stolz, ehrenwerthe Jünglinge, die in Zürich ſeine Schüler und Anhänger waren, und es auch in Deutſchland noch lange blieben, und für ihn kämpften und ſtritten, dann aber allmählich zurücktraten und, ſich eines Beſſern belehrt glaubend, ihm endlich feindſelig gegenüberſtanden, uneingedenk der alten Liebesflamme. — Dieſe Abtrünnigkeit, wozu ſich auch die Entfernung der ihm enge verbundnen Fürſtin Luiſe von Deſſau geſellte, ſchlug Lavatern eine tiefe Wunde, von der man noch manche Blutstropfen in der Handbibliothek antrifft.

Eine gleiche Bewandtniß hatte es auch mit dem jungen gelehrten G. Chr. Tobler, der ſich früher an Lavater liebend angeſchloſſen, ſpäter aber, aus Deutſchland zurückkommend, ihn nicht mehr kennen wollte, „weil er ſich mit ſeinem Chriſtus täuſche," und lange verächtlich von ihm ſprach. — Jedoch ſchrieb er, nach Lavaters Tode, gleichſam von ſeinem beſſern Genius getrieben, eine Flugſchrift über ihn als „Wahrheitslehrer und Menſchenfreund."

Über Lavaters überſchwenglichen Freundſchaftsbegriff weiter einzutreten, würde hier zu weit führen. Ausſpinnen ins Heroiſche, bemerkten dagegen Kältergeſinnte, laſſe ſich dieſe Vorſtellung wohl, aber der Faden halte nicht; Achtung, Liebe und Vertrauen ſeyen die einzig ſichern Grundlagen der Freundſchaft, und geben, ohne poetiſche Myſterien, den natürlichſten Begriff davon, womit man auch am beſten im Leben zurechtkomme, und Gott danken müſſe, wenn ſie ſo von einiger Dauer ſey; unſterblich möge ſie vielleicht jenſeits wieder erwachen, wo die Gegenwart bleibend iſt.

Daß Lavaters hochfliegendem Geiſte dieſe Erklärung nicht genügte, war begreiflich; doch dem ſey wie ihm wolle, ihm gereicht es wenigſtens zur Ehre, daß er treu geblieben und keinen verlaſſen; die andern verließen ihn.

Freundinnen.

Auch unter dem zärtern weiblichen Geſchlechte war Lavater mit Freundinnen, liebenden Anhängerinnen, geiſtigen Verehrerinnen reichlich geſegnet. Er fand ſie in allen Ständen, vom glänzenden Throne bis zur Hütte der Armuth, und verſtand es, allen mit Anſtand zu begegnen. Wo ſo viel Anmuth von Außen und Innen hervorleuchtete, konnte das weibliche Wohlgefallen nicht ausbleiben; auch fühlte er ſeine Vorzüge nie beſſer, als im Umgang mit gebildeten Frauen, die ihn verſtanden. Da imponirte er, ohne abſtoßende Anmaßung, mit freyer Würde, und lenkte die Gemüther, wie und wohin er wollte.

Wo er nicht abſichtlich zu gewinnen ſuchte, welches ſelten oder nie geſchah, war Schmeicheley nicht ſeine Sache, er ſprach und widerſprach mit ernſter Freymüthigkeit, und wußte manche Affektazion und eitle Gefallſucht, und andre dem ſchönen Geſchlecht oft anhängende Schwächen, mit milden Worten zu demüthigen; welches häuſiger der Fall war, als man glauben möchte, beſonders zu der Zeit als die franzöſiſchen hochadligen Ausgewanderten ſein Haus beſtürmten. Den engliſchen Frauen gab er wegen ihrer ernſtern, und doch holden Weiblichkeit den Vorzug vor allen andern; unterließ es jedoch nicht, auch ſie vor ihrem ſinnlichen Selbſt zu warnen. So ſchrieb er (um nur Ein Beyſpiel ſeiner Offenheit anzuführen) an Milady Daire, die ſonſt viel Anziehendes für ihn hatte: „Sie ſind ein „Weib, und alle Weiber, oder beinahe Alle, „ſind ſchwach, und der Gefahr ausgeſetzt, ſchwach „zu werden“ (Handbibl. III. 153). Und in einem andern Sinne an eine andre: „ich halte „es lieber mit den Tugendhaften, als mit den „Heiligen.“

Daß er nie über eine Stunde verliebt geweſen, wie er an Zimmermann ſchrieb, der den Freund kannte, ließ ihm dieſer nicht gelten; das ſey nicht wahr, erwiederte er. Er hätte auch antworten können, Verliebtheit, die nur Eine Stunde daure, ſey weniger ſchätzenswerth als eine von längerer Dauer. Mit jungen Mädchen war er bloß ſcherzhaft, mit Frauen bisweilen mehr, geiſtige Liebſamkeit ſchließt die körperliche nicht aus. Es gab Damen von Bedeutung, mit denen er Strumpfbänder wechſelte, und ſolche, die er durch Händeauflegen zur Fruchtbarkeit einſegnen wollte. Doch ging er der Sünde nicht eigentlich nach, davor bewahrte ihn ſeine höhere Gläubigkeit. Zum Behuf des Geſagten ſpreche, ſtatt weiterem, der Brief von der ſchönen Gräſin Branconi (Februar 1781), die ſolcher Geſtalt zur Freundin zu haben kaum ein Heiliger verſchmäht hätte. Ähnliche Äußerungen liebender Gluth ſind mehrere vorhanden. — Doch manum de tabula! Wer ein reineres Gewiſſen hat, werfe den erſten Stein auf ihn.

Feinde.

Obſchon Lavater behauptete, er könne keine Feinde haben, weil er Niemand etwas zu Leide thue, ſo hatte er ſie doch. Er hatte ſie unter denen, die ſeine Nähe oder ſeine Meynungen nicht vertragen konnten. Erſteres deutet auf Neid, den er, der Neidloſe, nicht kannte, alſo auch nicht vermuthete; die Ungleichheit der Meynungen aber ärgerte die, welche ſich durch entgegengeſetzte Anſichten einen Ruf erworben hatten oder machen wollten, und ſich durch ſein Anſehen geſtört glaubten. Jene nähern Feinde fanden ſich unter ſeinen gelehrten Mitbürgern, die den Helden im Schlafrocke ſahen, und nicht begreifen wollten, wie die Reiſenden ſo vorzüglich zu dieſem excentriſchen Kopfe hinſtrömten. Sie ſchrieben ſogar ein Buch (Brelocken) zuſammen, worin ſie nicht nur über ihn, ſondern auch über Herder und Goethe grimmig herfielen, die jedoch bis auf gegenwärtige Zeit, und wohl noch länger gelten; was iſt hingegen aus den Gegnern geworden? — Da ſie in den Briefen öfters genannt werden, ſo wäre es unerfreulich ihre Namen zu wiederholen.

Die Widerſacher zweyter Art waren in Berlin und Norddeutſchland, oder gingen meiſtens von dort aus — ich meyne die, deren Abneigung in wirklichen Haß ausartete, und die ihn deßhalb (wie Nicolai, Bieſter u. ſ. w.) mit Gift und Galle verfolgten, und eingebildete Lügen über ihn ausbreiteten, die ſich ſpäter ſelbſt widerlegt haben. — Die beſſern Unfreunde ſchwiegen, oder widerſprachen mit Anſtand; ſo Sturz, der in einer ſchönen Manier, welches Lavater auch dankbar anerkannte, gegen die Phyſiognomik auftrat. Feindſeliger hingegen ging Lichtenberg zu Werk; er dem Alles, was er berührte, zu Witz wärd, wie dem Minos zu Gold, ſchoß mit ſcharfen, mitunter auch plumpen, Pfeilen auf Lavatern zu, und konnte ſich mancher bedeutenden Wunde, die er ihm beygebracht, freuen, wenn ihm das Freude machte. Ihm hinkte der halbwitzige Knigge nach, auch andre thaten es.

Gegen ſolche Anfälle wußte er aber ſelten oder nie die rechten Waffen zu ergreifen. Gewöhnlich ſtellte er ſich in den Geſichtspunkt eines unſchuldig Leidenden, und hüllte ſeine Vertheidigung in den Mantel chriſtlicher Demuth, unter welchem hervor er denn doch mit höflicher Beſcheidenheit manchen tüchtigen Schlag austheilte, um ſein Recht zu behaupten. Aus allzugroßer Empfindlichkeit antwortete er auch oft, wo es ſich nicht der Mühe gelohnt hätte; er wurde alsdann weitläuftig, und wollte ungeduldig mit der Feder darthun, was er beſſer mit ſchweigender Gelaſſenheit dem Publikum zum Entſcheid hätte überlaſſen ſollen, wie es andre große Männer mit Erfolg gethan haben. Ihm aber war ein ſolches Schweigen unmöglich, weil er ſich gewöhnt hatte, ſeine Sache zur Sache Gottes zu machen, welches leicht zu Mißdeutungen Anlaß gibt, wenn das Perſönliche zu lebhaft hervortritt.

Glaube.

Da ſich Lavater durch drey Geiſteswirkungen oder Äußerungen ſeiner innern Kraft: durch ſeinen Glauben, durch ſeine Gemüthsart, und durch ſeine Geſichtslehre der Welt im eigenthümlichſten Lichte gezeigt hat, ſo müſſen auch dieſe drey Punkte hier berührt werden, um das fragmentariſche Bild der Wahrheit ſo nahe als möglich zu bringen. Fragmentariſch bleibt doch alles, was man über einen Menſchen ſagen kann; man hat am Ende vermeintlicher Vollſtändigkeit doch nur einſeitig geſprochen, und man würde, wenn man auch gleich wieder von vorn anfinge, nie fertig, denn der Born des Einzelweſens iſt unergründlich.

Die Doctrin ſeines Glaubens iſt ſchon ſo vielfach beſprochen worden, daß es hier nicht darum zu thun ſeyn kann, über ihren Werth oder Unwerth einzutreten, als in ſo weit ſie einen unzertrennbaren Theil ſeiner Eigenthümlichkeit ausmachte.

Glaube, Hoffnung, Liebe war die Grundfeſte ſeines Gottvertrauens, dem er ſich ſchon von früher Jugend an ergeben, und bis ans Ende treu geblieben war.

Er nahm nehmlich den Herrn Chriſtus beym Wort, wozu er vollkommenes Recht hatte; und auf dieſes Recht und Wort bedingte er ſeine Folgerichtigkeit. Nur erhob ſich dagegen die nicht unbegründete Frage, hat er auch des HErrn Wort recht gefaßt, und nicht zu raſch den Buchſtaben für den Geiſt genommen? Schiebt er ihm nicht öfters ſeinen eigenen ſtürmiſchen Willen unter? Macht er nicht hier und da aus Jeſu Chriſto einen Johann Caſpar Lavater, und ſpricht und thut Verheißungen im Namen deſſen, der zur Rechten Gottes ſitzt, als ſäß' er neben ihm? Und fliegt alsdann, wo der Erfolg nicht ſichtbar zuſagt, bona fide zum nächſten Fenſter hinaus, in die Region des Unſichtbaren?

„So erfindet man nicht,“ das war der Eckſtein ſeines Glaubens an das Neue Teſtament; „iſt aber das Erzählte wahr,“ ſpricht er weiter,

„ſo erſcheint Chriſtus durchaus als das Haupt „der Schöpfung, als der König der Menſch„heit; iſt er aber nicht Gottes Sohn, wofür er „ſich ausgiebt, ſo iſt er ein Gotteslaͤſterer wie „keiner.“ — In Folge dieſer Zuverſicht erwartete er einen perſönlichen, hörbar antwortenden, ſo zu ſagen, handgreiflichen Gott, innige Erfahrungsgewißheit, „ohne welche alles Hoffen „des ewigen Lebens nichts wäre, als Wahnſinn, „Traum und Schwärmerey. Biſt Du der Meſ„ſias, ſo zeige mir daß Du biſt!“ Geiſtige Erfahrung war ihm nicht hinlänglich. „Ich bin „mir ſogleich ein conſequenter Atheiſt, wie ich „aufhöre evangeliſcher Chriſt zu ſeyn.“

So lebte und ſchrieb er in ſteigender Erwartung (die er oft mit Sicherheit ausſpricht) von höhern Kräften, und der Gabe ſie auch andern mitzutheilen, denn ohne Mittheilung war für den edeln Mann kein Glück. „Meine grauen „Haare ſollen nicht in die Grube, bis ich eini„gen Auserwählten in die Seele gerufen: Er iſt „gewiſſer als ich bin.“ (Handbibl. 1791 u. ſ. w.

an mehrern Stellen.) Jugendlich war dieß ſein Schmachten nach höherer Offenbarung noch beſcheidene Hoffnung; ſpäter, je näher er dem Alter kam, ward es heißer Drang und dringende Zuverſicht, wie ſich das in ſeinen Schriften und Poeſieen durchgehends in großer Stärke, und faſt vermeſſener Kühnheit ausſpricht.

Dieſe Spannung wurde noch verſtärkt durch die Zuſicherung, die er von dem Prinzen Carl von Heſſen in Schleswig erhielt (wovon an einem andern Orte) daß der Apoſtel Johannes noch beſtändig fortlebend auf Erden wandle, und ihn (Lavatern) bald ſichtbar beſuchen werde; dem er um ſo viel mehr Glauben zuſtellte, da er ſelbſt in ſeinem eignen Hauſe damals ein Orakel wähnte. Dieſe zuverſichtliche Erwartung ging ſo weit, daß Lavater eine Zeit lang auf Spaziergängen und kleinen Fußreiſen jeden vorübergehenden Unbekannten forſchend anſah, ob er nicht etwa den leibhaften Johannes in demſelben entdecken könne.

Mit ſteigender Sehnſucht griff er ſo geraume Zeit nach jedem Scheinwürmchen des Glaubens, ſchöpfte Troſt aus dem kleinen Schimmer, und hielt es ſo lange feſt, bis es in ſeiner Hand erloſch.

So war Lavaters, wenn auch unzureichendes, Fürwahrhalten, bey dem er ſeiner Natur nach (wie jeder der ihn kannte weiß) beharren und leiden mußte; irrte er, ſo war es auf ſeine Gefahr, inzwiſchen blieb er treu in ſeinem Glauben, fröhlich in ſeiner Hoffnung und ſelig in ſeiner Liebe; das ließ er ſich durch keine Täuſchung nehmen, und hieß darum ein Schwärmer. Doch alle dieſe ſo dringend ausgeſprochenen und heiß flehenden Hoffnungen fanden leider keine poſitive Erhörung — gar keine — und der arme Lavater mußte ins Grab ſinken, ohne ihre Erfüllung. Er ſtarb im Glauben, aber nicht im Schauen, zu deſſen überſchwenglicher Fülle, wie man hoffen darf, er ſich erſt im Tode gereinigt emporſchwang.

Da dieſe innre und äußre Geiſteserhebung im Glauben das Menſchenbild Lavaters ſo eigenthümlich bezeichnet, ſo mußte ſie auch etwas ausführlich und geſchichtlich wahr angeführt werden; Lob und Tadel ſey denen überlaſſen, denen eine Stimme zukömmt. Tadeln iſt eine leichte Sache, lobenswerth war er in ſo viel andern Hinſichten. Es gab jedoch manche Stunden, wo er dieſes ſcheinbare Nichtworthalten des HErrn tief empfand; gleichwohl bethete er getroſt fort. Mehr aber litten ſeine nachgläubigen Schüler; ihnen war ein hoher Troſt geraubt, denn ſie hatten nicht die unerſchöpfliche innere Hülfsquelle des Meiſters. Ganz natürlich machten demnach die Einen den Schluß, ſeine für ſo conſequent gehaltene Anſicht des verſprochenen Heils müſſe nicht ganz die unfehlbare geweſen ſeyn; Andre urtheilten vielleicht eben ſo richtig, wenn ſie ſagten: der verehrliche Mann hat durch ſeinen ausgedehnten Briefwechſel mit Großen und Kleinen, und durch die begeiſterte Darſtellung ſeiner Lehre, auch andre zu ſo hoher Erwartung geſtimmt, daß, wäre ihm die Gnade der Erhörung zu Theil geworden, er ſich bey ſeiner unendlichen Mittheilungs- und Hülfsluſt unmöglich hätte zurückhalten können, laute auffallende Wirkungen ſeiner Heilskraft um ſich zu verbreiten, und dadurch die Stille des echten Evangeliums, das kein Aufſehen machen will, zu ſtören. Ein berufener Verkünder ſollte er ſeyn, und war es allerdings, aber zu einem auserwählten lebendigen Zeugen ſtand er noch ſich ſelbſt im Wege.

Verkündigung der guten Bothſchaft blieb indeß ſeine Neigung, der er immer getreu blieb; nicht um Proſelyten für ſich zu machen, denn ſchon dieß Wort war ihm zuwider, ſondern ſeinem HErrn Seelen zu gewinnen. Er that es, als Gewiſſensrath und auf der Kanzel, in Verſen und in Proſa, ſchriftlich und mündlich, auf alle Weiſe, und lehrte es nicht minder durch ſeinen unbeſcholtenen Lebenswandel; denn wenn er auch nicht die Vernunft des Glaubens gehabt hat, ſo hatte er doch die Vernunft des moraliſchen Betragens und des Anſtandes. --- Dieß

Predigen, Rathen und Tröſten mag auch manchem erbaulich geweſen ſeyn, aber mußte denn alles gedruckt werden? Dadurch entſtand nicht ſelten eine tautologiſche Wortfülle, und, wie bey den meiſten Predigern, eine profeſſionelle Phraſeologie, die ermüdet und nicht immer erklärt, was ſie ſollte und wollte. Er hielt es aber für ſeinen Beruf und für die Schuldigkeit ſeines berühmten Namens, den Segen des Wortes ſo weit wie möglich auszubreiten.

Damit und durch die anmaßende Gewißheit, womit er ſo oft ſpricht, hat Lavater ſich und ſeiner Sache mehr geſchadet, als durch ſeine Meynungen; man benutzte dieſe Überfülle gegen ihn und ſpottete ihrer. — Wer ſich aber durch das, was er aus Amtspflicht zu viel that, nicht abſchrecken läßt, wird häufig durch ureigne Gedanken und treffliche Geiſtesworte ſchadlos gehalten, und durchgehends findet man frommen Sinn und die reinſte Sittlichkeit.

Vergeblich war auch ſein Zuruf und Bemühen, gelehrte und berühmte Männer poetiſch und proſaiſch auf ſeinen Glauben hinzuleiten, denn berühmte Männer laſſen ſich nicht gern über ihren Glauben belehren. Er ſagte und ſchrieb ja ſelbſt in bedachtſamen Stunden: „Keiner ſoll des Andern ganzen Glauben, jeder ſoll einen eignen individuellen Glauben, wie ein eignes Geſicht haben,“ auch ermahnet er allenthalben, wo er nicht predigt, zur Geiſtesfreyheit. — Ja er hatte zu Zeiten ſo kühle Momente, daß er ſelbſt „vor allzu leichtgläubiger Hingebung und Imagination, als dem Glauben nachtheilig,“ warnt, wobey ſich freylich mancher des Gedankens an die Gracchen de seditione quaerentes kaum enthalten konnte.

Mit Einem Wort (nach ſo vielen): Chriſtus war ſein einziger Gott, denn ohne Ihn, geſteht er ſelbſt, wäre er Atheiſt. — Mit ähnlicher Freymüthigkeit äußerte ſich ja auch manchmal Luther. — Dieſe Gottheit Chriſti, dieſe allherrſchende Gewalt im Himmel und auf Erden, in allen möglichen Beziehungen, war ſein einziges Glaubensthema, das er in Worten und

Schriften lehrte und amplifizirte. Mag auch die Grundidee nicht nach dem Geſchmack der Philoſophen, die eine beſſere zu haben glaubten, geweſen ſeyn, ſo ſprachen ſie ihm doch die Conſequenz der Ausführung nicht ab, welche ſelbſt Fichte, die petitio principii ausgenommen, anerkannte; ja gerade die tiefſinnigſten waren ſo billig und freundſchaftlich, ihn nicht nur bey dem ſublimen Glauben, ſondern auch bey ſeiner ſublimirten Manier zu laſſen, und dieſelbe für ſubjectiv nothwendig zu ſeiner Aufrechthaltung anzuſehen. — Was wäre auch aus dieſem fliegſamen, ſinneluſtigen Kopfe, mit bloß weltlicher oder naturaliſtiſcher Geſinnung, ohne jenen Rückhalt von oben geworden?

Gemüthsart.

Schon durch die Feinheit ſeiner äußern Geſtalt zeichnete ſich Lavater vor der Menge aus. Lang und wohl gewachſen, aufrecht, leiſe und leichtſchwebend in Gang und Bewegung, dabey eine unverkennbare geiſtliche Haltung ohne alle Ziererey. Auffallender noch war ſeine Geſichtsbildung, deren richtiges Verhältniß und Ebenmaß ſelbſt von der vorſpringenden Naſe wenig geſtört wurde. Milde und doch lebhaft im Ausdruck war die Miene, und rein blaß ſeine Farbe, daher ihn auch Asmus den „Mann mit Mentſtral im Geſichte“ hieß. Das Schönſte aber waren die Augen, von denen er ſelbſt in einem Scherzgedichte (als ihn Diogg malte) ſagt:

„Du wirſt in meinem Aug' ein amoroſes Schmachten,
„Licht, Nacht, Eturderie und Liſt, mit Luſt betrachten.“

So iſt uns auch ſein glänzendes Auge, bis es im Tode erloſch, immer vorgekommen, edelgeſinnt jeſuitiſch möchte man ſagen. Später bekam der untere Theil des Geſichts durch den

Verluſt der Zähne etwas geſpanntes. In der merkwürdigen Schilderung, die der Duc de St. Simon von Fenelons Perſönlichkeit macht, zeigt ſich eine ſo auffallende Ähnlichkeit mit Lavater, daß einige Züge hier nicht am unrechten Orte ſtehen mögen: „Le prélat était un grand homme „maigre, bien fait, pâle, avec un grand nez, „des yeux dont le feu et l'esprit sortaient comme „un torrent, et une physionomie telle, que je „n'en ai point vu qui y ressemblat, et qui ne „se pouvait oublier, quand on ne l'aurait vue „qu'une fois. Elle avait de la gravité et de „la galanterie, du sérieux et de la gaîté.“ Und ſo geht die Darſtellung weiter, worin auch das Meiſte auf Lavatern anwendbar iſt, ſelbſt bis zu Fenelons beharrlichem Glauben an Madame Guyon, ſo daß man über die Gleichheit beynahe erſtaunt.

Von dieſen äußerlichen Vorzügen Lavaters zeuget auch Goethe, ſo lang' er in der Liebe bleibt; er beſchreibt ihn: „heiter und herzlich, „anmuthig ohne gleichen — ein Individuum,

„einzig ausgezeichnet, wie man es nicht geſehen „hat und nicht wieder ſehen wird — tiefe Sanftmuth des Blickes, beſtimmte Lieblichkeit der Lippen — zutraulich, ſchonend, ſegnend, erhebend — man ward jungfräulich an ſeiner Seite, „um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. „Sein Geiſt war durchaus impoſant; ein vorzügliches Weſen — in ſeiner Nähe konnte man „ſich einer entſcheidenden Einwirkung nicht erwehren.“ —

Mit ſolchen äußern und eben ſo ſchätzbaren innern Vorzügen trat Lavater in die Welt, und hatte in dieſer ſeiner eignen ätheriſchen Natur, und dem Glauben an ſich ſelbſt, auch eine unglaubliche Hülfsquelle. Der Zarte, Feingebildete, Leichtbewegliche ward ſchon in früher Jugend hervorgezogen; von den Weltleuten wegen ſeiner geiſtreichen Lebendigkeit und Sittenanmuth; von den Frommen wegen ſeiner Frömmigkeit; und da er frühe ſchon als Schriftſteller auftrat, zogen ſeine eigenthümlichen Ideen die Aufmerkſamkeit Gelehrter und Ungelehrter an, er wurde geſucht, geprieſen, geliebt, dann auch widerſprochen und verſpottet; kurz er machte geraume Zeit Aufſehen als berühmter Mann. — Dadurch gewann er Zuverſicht, die bey der Celebrität nie ausbleibt, und auch, wenn dieſe abnimmt, noch beybehalten wird. Als die Erſten, Großen und Vornehmen mehrentheils nach und nach von ihm gewichen waren, hielt er ſich mit gleicher Erbauungsluſt an die Kleinen und Geringen, die er auch für Ebenbilder der Gottheit erkannte, und fuhr ſo in Liebe und Treue fort bis zur letzten Stunde.

Unterhaltend, und eben ſo freudig als ernſt in der Unterhaltung, wußte er ſich Liebe, Achtung und Zutrauen zu erwerben, und hatte darin viel vor ſeinen Mitbürgern zum Voraus, über deren dürre Geſprächloſigkeit er ſich oft laut ausließ (ſiehe Anhang).

Apoſtoliſches Wirken, ermuntern, ſegnen, Glauben, Liebe und Hoffnung erwecken, war ſeine Luſt — dafür ſchrieb er Briefe rechts und links, nach allen Seiten, nach Oben und Unten, und ließ ſie als Manuſcript unter Liebhabern circuliren und drucken; letzteres aber meiſt ohne Namen der Perſonen, wodurch manches unverſtändlich und ungenießbar wird, weil man die Verhältniſſe nicht kennt.

„Eines meiner liebſten Geſchäfte, ſagt er ſelbſt, „iſt das Predigen, Briefe ſchreiben die „erleuchten, erwärmen, vergnügen, Freunde und „Freundinnen beſuchen, Armen helfen, die mit „ihrer Noth auf meine Stube kommen.“ Wer darf ſagen, daß der edle Chriſtenmann nicht bis ans Ende Wort gehalten? — Häufig verlangte er daher, ſeine Freunde ſollten ihm Fragen vorlegen, und von ihm beantworten laſſen; und beklagte ſich daß es die Freunde nicht thaten. Beydes iſt zu begreifen, ſowohl Lavaters gute Meynung von ſich ſelbſt, als der Freunde Scheu vor läſtigen Aufſchlüſſen; denn menſchliche Schwachheit iſt allenthalben, auch bey den Guten, zu Hauſe. Hieher paßt auch was der Duc de St. Simon von Fenelon ſagt: „Par une au„torité de prophète, qu'il s'était acquise sur

„les siens, il s'était accoutumé à une domination, qui, dans sa douceur, ne voulait point „de résistance.“

Übrigens hatte er allerdings einen großen Reichthum des Ausdrucks und der Wendungen in ſeiner Gewalt; kraftvoller jedoch und treffender im Blitze des Moments, als in ausgeführter Schrift oder Rede; mehr Leichtigkeit in Worten als logiſchen Zuſammenhang, mehr ſinnlichen natürlichen Anſtand als gültige Überzeugung. Er überzeugte mehr mit ſeiner reinen Gegenwart als mit Worten. Der hochdeutſchen Mundart war er nie mächtig, und predigte allenthalben, in Bremen wie in Zürich, im ſchweizeriſchen Kanzeldeutſch.

Daß er viel von ſich ſelbſt hielt, wie es andre vorzügliche Männer von jeher auch gethan, iſt natürliches Bewußtſeyn der Ueberlegenheit, das auch in ſeinen Schriften nicht ſelten als unwillkührliche Eitelkeit erſcheint, wo, man muß geſtehen, ſein Ich und wieder Ich nur zu oft, verdeckt und öffentlich, ja unnöthiger Weiſe hervertritt. Aber in mündlicher Unterhaltung herrſchte immer Beſcheidenheit vor, weil den geſetzlichen Anſtand nicht zu verletzen ſeine entſchiedene Maxime und ihm zur Natur geworden war. — Eben ſo natürlich und ungezwungen war auch ſeine Heiterkeit im Umgange, die ſo leicht zur Fröhlichkeit wurde. Wer in ſeiner häuslichen Nähe gelebt hat, konnte aus täglicher Erfahrung wiſſen, welch ein froher, liebender, zärtlicher, unerſchöpflich ſcherz- und geiſtreicher Hausvater und Gaſtfreund er war, und darin immer gleich in trüben wie in heitern Tagen. — „A table“, ſagt S. Simon, „il charmait par l'aisance, la „variété, le naturel, la gaité de sa conversa„tion, sans jamais descendre à rien, qui ne „fut digne d'un vrai prélat.“

Auch von ſeinen Gegnern ſprach er immer namentlich mit ſchonender Achtung; er machte ſogar Trauergedichte auf einige ſeiner Mitbürger, die im Leben ſeine erklärten Feinde und Verächter geweſen waren.

So wie er ſich, ſelbſtlobend, den offenſten und planloſeſten Menſchen, den Gottes Erde hervorgebracht, nannte, war er auch ſtreng in eignem Tadel. Er beſchuldigt ſich häufig des „Leichtſinns, der ihn unausſprechlich leiden mache“; ja er nennt ſich ſelbſt irgendwo einen „Abſcheu „in ſeinen Augen, der mehr Vorwürfe verdiene, „als ihm kein Menſch machen könne“; er wirft ſich mehrmahls ſein „zweydeutiges Herz“ vor, ohne zu bedenken, daß der Menſch ſchon von Natur ein ſehr vieldeutiges hat, er ſpricht von „ungeheuern Abgründen von Zweifeln“. Aber wer kennt die nicht, könnte man ihm entgegnen. — In ſeinen Poeſien bezeichnet er ſich ſelbſt als:

— — — „gebaut aus Thorheit und Sünde,
Doch mit Liebe getränkt, mit Liebe für alles was liebet.“ —

So ſtehts geſchrieben; aber Thorheit und Sünde ſchwand, und die Liebe blieb. Ehr' ihm!

Wenn ſolche laute Töne des Selbſtgefühls durch Steigerung allzugrell werden, iſt es nicht nur erlaubt, ſondern auch billig, ſie durch gemäßigte Stimmung in Einklang mit der Wahrheit zu ſetzen.

Wenn man ihn bethen hört:

„Vater vergieb mir,
„Wie ich der Feinde mich oft, die ſcharf mich kränkten, erbarmte,
„Wie ich völlig vergeb' auch unerbittlichen, welche
„Müde nicht werden, auf mich, den Müden, Laſten zu wälzen.“

ſo glaubt man doch, die Saiten wahrer Empfindung klingen zu hören, und wird ſich ſchwerlich der Überzeugung enthalten, daß einer, der das Gebeth des Herrn ſo auf ſich umwenden darf, reiner vor Gott ſtehe, als tauſend andre.

Man ſieht, daß Lavater nicht ohne große moraliſche Kämpfe durch die Welt ging, wogegen er Troſt und Hülfe einzig in ſeinem Chriſtusglauben zu finden glaubte, und fand. — Viel Kampf und Leiden verurſachte ihm auch die große Reizbarkeit, die in ſeinem lebhaften Weſen lag. Dieſe konnte er zwar bemeiſtern, wenn die Reizung nicht plötzlich oder nicht von einer Seite kam, wo er nicht vermuthete. Fiel aber etwas unverſehens auf ihn, das er für ein Unrecht gegen ſeine Perſon, für abſichtlichen Widerſpruch oder Geringſchätzung ſeines geiſtlichen und geiſtigen Wirkens anſah, ſo erwachte ſein Selbſtgefühl zu augenblicklichem wörtlichem Unmuth und zu ſchneller Gegenſchrift. Er hatte dazu eine eigne Feder, aus der zwar erſt die Milch der Liebe, aber bald die Galle bittrer Vorwürfe floß. — Als Friedrich Stolberg ihm einen ſchriftlichen Beytrag zu der Kopenhager Reiſegeſchichte abſchlug (Febr. 1794) und ihn von dieſer perſönlichen Schreibſeligkeit abmahnen wollte, nannte er dieſen wohlmeinenden Rath eine „flache „Philiſterey, Nichtachtung ſeiner individuellen Privilegien, undelikate Hofmeiſterey,“ und behauptete, „daß er gerade durch ſeine Tagebuchſchreiberey am meiſten gewirkt habe, und daß nach „ſeinem Tode gerade ſolche Tage- und Reiſebeſchreibungen die meiſten Leſer finden werden.“ Der gute Stolberg bath ihn nachher höflich und chriſtlich um Verzeihung.

Sein hochgeprieſener Freund Cunningham, dem er nicht genug Lobſprüche zutheilen konnte, verglich einmahl ſeine ſtäte Begierde nach mehrerer Offenbarung mit Thomas Zweifeln; darüber gerieth Lavater in heftigen Unwillen, Proteſtationen und Vorwürfe, ſchickte ſogar einen förmlichen Vergebungsſchein, als eine Amneſtie, mit Namensunterſchrift dem Freunde zu, wie man bisweilen bey einer Injurie zu thun pflegt.

Und ſo ging es noch manchem andern, doch nicht allen; vielleicht daß er Zeit gewann, ſich zu beſinnen, oder daß ihn irgend eine Scheu abhielt. Heinrich Füßli, Zimmermann, Goethe ſagten ihm derbe Sachen genug, und doch blieb er auf vertraulichem Fuße mit ihnen ohne beleidigte Gemüthsbewegung. Was aber dieſes momentane Aufbrauſen der Heftigkeit wieder gut machte, war ſeine Verſöhnlichkeit und das eben ſo ſchnelle Vergeſſen der wirklichen oder vermeinten Beleidigungen. Bald war alles vergeben, und deſſen nicht mehr gedacht; und wenn es nur bei ihm ſtand, blieb er wieder ganz Freund wie vorher. Er ließ die Sonne nie untergehen über ſeinem Zorn; in ſeinem Gemüthe überwog der Drang der Liebe, und das war eine ſeiner edelſten Eigenſchaften.

Kein Menſch war, der ſich ſo leicht über unangenehme Vorfälle und Ereigniſſe zu tröſten wußte, und mit leichtem Muthe über brennenden Boden hinwegging. Dazu half ihm doch wohl ſein heiterer Bibelglaube, womit er alles zur göttlichen Fügung machte. Er warf ſein Anliegen auf den HErrn, und ließ Ihn walten. Dieſer Glaube an Chriſtus, und durch denſelben an eigne Kraft, bewährte ſich wenigſtens an ihm ſelber, und half ihm, ſich über manches Ungemach, auch ſelbſtverſchuldetes, gläubig und räſonnirend zu erheben, und machte ihn gefliſſen, auch andern ſeinen Troſt beyzubringen, der freylich nicht immer auf empfänglichen Boden fiel, ſey's durch fremde oder eigne Schuld.

Von einer Schwachheit, die er zuweilen an andern tadelte, nämlich nicht geſtehen zu wollen, daß man geirrt habe, war er ſelbſt nicht ganz frey. Er fand immer, wo er offenbar zu weit gegangen war und Unrecht hatte, hinlängliche Erklärung und Ausflüchte, und war ungehalten auf die, welche ihm Verſehen und Irrthum vorhielten; und zuletzt, wenn er ſich nicht beſſer zu helfen wußte, gebot er, wo es anging, altum silentium über den vorliegenden Punkt: er möge nicht zanken, er wolle warten, und dergleichen. Solches nennt Goethe irgendwo Taſchenſpielerey; Er den doch auch der Widerſpruch beleidigte, und der ebenfalls gewandt genug war, die Karten, in ſeinen Selbſtbiographien, nicht unfein zum Vortheil zu miſchen.

Aus allem, was hier über Lavaters Glauben und Gemüthsart angeführt worden, leuchten beſonders zwey Geſichtspunkte hervor, auf die er alles bezog: Sein Gott in Chriſto, und ſeine eigne Perſon, oder wenn man lieber will, ſeine eigne Vervollkommnung. Für beyde kämpfte er ohn' Unterlaß, und war ein Beyſpiel ohne Gleichen von Anſtrengung und Mühe, dieſe beyden Gegenſtände in anſchauliches Licht zu ſetzen. Zu dem Ende nannte er auch den Zeitgebrauch „eines ſeiner Lieblingskapitel“ und hieß ſich ſelbſt im freudigen Bewußtſeyn ſeines Thuns einen „Zeitgeitzhals“. Jeder Geitz aber iſt ein Fehler, und kann auch bei ſolchem Pflichtszwange zuweilen eine übelverſtandene Tugend genannt werden; denn die Frage iſt noch möglich, ob der Werth der Zeit vorzüglich in dieſem unendlichen Treiben nach Wirkſamkeit und vermeinter Nützlichkeit beſtehe. Chriſtus und die Apoſtel wieſen nie ſtrenge dahin; nicht die Propheten; auch die Weiſeſten der Heiden nicht. Die beſchauliche Ruhe eines Weltweiſen hat vielleicht eben ſo viel Glück und Werth, als unaufhörliche Strebſamkeit nach Außen. Nichtsthun iſt nicht immer Müßiggang, und Kleinigkeitsthätigkeit nützt nicht immer, beſonders wenn unbewußte Eitelkeit menſchlich mitwirkt. Iſt alſo Lavater manchmal darin zu weit gegangen, und hat in ſeinen ſpätern Schriften, beſonders in Reiſebeſchreibungen, ſich über unbedeutende Umſtände, faſt lächerliche Selbſtperſönlichkeiten und Minutenzählerey von einem Ort zum andern und dergleichen, ausgebreitet, und dadurch ſeinen Widerſachern den Anlaß zu Vorwürfen gegeben, ſo mag es allerdings eine Schwachheit heißen, die aber durch den aufrichtigen Zweck überwogen wird, wenn ſie auch dem äſthetiſchen Geſchmacke nicht zuſagt. Und wo der ſonſt frohmüthige Mann ſeufzet, daß er oft unter ſeinen Laſten erliege, ſo wollen wir ihn bemitleiden, denn er that und trug wirklich vieles; mögen auch manche der Laſten, zum Beyſpiel der Drang unbeantworteter Briefe, und das Unvermögen zu helfen ꝛc. blos willkührlich und ſupererogatoriſch geweſen ſeyn; denn ſein HErr und Meiſter hat ja auch nicht gejammert, daß er nicht alle Armen reich, und alle Kranken geſund machen könne. — Er geſteht am Ende auch ſelbſt, daß er die Behaglichkeit der Ruhe genieße und empfinde, wenn er ſchreibt: „alle meine Krankentage ſind die ruhigſten und glücklichſten Tage meines Lebens „und wahre Raſttage für mich geweſen. Ich „habe mich ſelbſt und meine Freunde nie mehr „und eigentlicher genießen können, als in denſelben“ — warum? weil das Krankheitsgefühl ſeinen zerſtreuenden Vielthätigkeits-Eifer milderte, und er mehr Ruhe von außen und von innen hatte. Aus gleichem Grunde war ihm auch auf Reiſen das Beyſammenſitzen mit einer einzigen vertrauten Perſon die angenehmſte Erholung.

Ungeachtet Lavater den größten Theil ſeines Vermögens der Wohlthätigkeit geopfert, und auch vieles an ſein phyſiognomiſches Cabinet verwendet hatte, dem er noch andre Kunſtſachen beyfügte, denn er beſaß mehrere treffliche und koſtbare Gemählde (die aber insgeſammt bibliſche Gegenſtände zeigen mußten), ſo erlaubte ihm doch ſeine vorherrſchende Großmuth keine Geldliebe. Er war gegentheils nur zu nachläſſig in ſeinem Vortheil; welches er ſelbſt oft drückend einſah, aber nicht mehr zu ändern vermochte. — Er freute ſich auch der Geſchenke, die er zuweilen erhielt, mehr um des Gebers als der Geſchenke willen. Freudiger im Geben noch als im Empfangen, theilte er ſogar auf Reiſen die fremden Weine, die ihm von Gönnern in den Wagen gelegt wurden, zum Verdruß ſeines Bedienten, mit den Poſtknechten. Unbefangene Sorgloſigkeit war ihm überdieß von Natur eigen.

Bürgerlich genügſam in ſeinem wohlgeordneten Hauſe, deſſen höchſter Schmuck Reinlichkeit war, reichte ſeine Präbende zu ſeinem Haushalte hin, und wenn er für Anderes etwa ſeine Freunde in Anſpruch nahm, ſo gab er immer was dagegen, das auch Werth hatte — und ſo kam er doch noch mit Ehren durch die leidige Geldwelt; mehr wollte er auch nicht. Wäre Lavatern die Wahl vorgelegen, zwiſchen einem mit Diamanten beſetzten Pectorale eines gefürſteten Prälaten, und dem aus einem wahrhaften Splitter des Marterholzes auf Golgatha ſchlicht geſchnitzelten Kreuzlein, er hätte unſtreitig mit Entzücken das Holz ergriffen, wo vielleicht manche, Geiſtliche und Weltliche, ihre Wahl mit triftigen Gründen beſchönigend, zwar das Kreuzchen geküßt, aber das Kleinod in die Taſche geſteckt hätten.

Zur Schilderung ſeines wohlthätigen Lebens mag auch ein Theil wenigſtens von dem Zeugniſſe St. Simons über Fenelon paſſen: Il ne se refusait pas au moindre des hopitaux (Armen und Kranken) qui voulait aller à lui, et qu'il suivait comme s'il n'eût point d'autres soins à prendre. — Ses aumones, la facilité de son accès, son humanité avec les petits, sa politesse avec les autres, ses graces naturelles qui rehaussaient le prix de tout ce qu'il disait et qu'il faisait, le firent adorer du peuple. — Parmi tant d'art et d'ardeur de plaire, rien de bas, de commun, d'affecté, de déplacé; toujours en convenance à l'égard de chacun.

Phyſiſcher Muth war Lavaters Eigenſchaft nicht. Furchtſam zu Waſſer und zu Land, zaghaft in äußerlicher Gefahr, und ängſtlich vor dem Schmerz, fällt auf ſeine moraliſche Unerſchrockenheit ein deſto glänzenderes Licht, wovon er ſchon in früher Jugend gegen einen ungerechten Landvogt einen Beweis gegeben, und bis an ſein Lebensende, durch die Gefahren der Revolution, des Krieges, der Deportation, durch ſeine Angriffe auf das franzöſiſche und helvetiſche Directorium, ſelbſt durch die Art ſeines Todes, mit thätiger Kühnheit dargelegt und bewährt hat.

Aber ungeachtet ſeiner körperlichen Kleinmüthigkeit war es doch ſeine geheime Luſt, kleine und große Reiſen zu machen, zu Freunden in der Nähe, oder zu einladenden Gönnern in der Ferne, ſogar über Meere. Er wurde vom Marggrafen von Baden, vom Herzog von Würtemberg in Mümpelgard, vom Fürſten von Deſſau, vom Prinz Carl von Heſſen in Kopenhagen berufen, um mit ihnen über bibliſche Angelegenheiten einzutreten. Auch kam er zu andern Fürſten, und andere Fürſten zu ihm, die Freude an ſeiner Perſon und ſeinem Glauben hatten. Sein Entſchluß bey ſolchen Einladungen war dann, in Hoffnung Nutzen zu ſtiften, bald gefaßt. Er fragte zwar einmahl ſeine Frau, die in Baden war, um Rath, aber ehe die Antwort kam, war der Wagen ſchon beſtellt. — Das waren chriſtliche Feldzüge, wo er mit ſeiner ganzen, großen und kleinen, chriſtlichen Artillerie sine caede et sanguine auftrat, und ſich oftmals mit einer Freyheit und Unerſchrockenheit äußerte, die dieſen Herren ſelbſt nicht gefiel. Er war aber ohne Scheu dem getreu, was er für Wahrheit hielt, und von Verlegenheit vor den Großen war bey ihm nicht mehr die Rede. Sein immerfort lebhafter und wirkſamer Umgang mit allen Ständen, und die Überlegenheit, die ihm ſeine Berühmtheit gab, hatte ihn gänzlich davon befreyt. Übrigens war er gewandt und klug genug, den ſittlichen Anſtand durchgehends zu behaupten; quod sis esse velis nihilque malis, war auch in dieſen Verhältniſſen ſein unabläßliches Beſtreben, und er blieb darin, ſelbſt nach dem Zeugniſſe hoher Damen, ein vollendetes Muſter. Natürlich mußte ihm auch die Achtung, die ihm ſolche hohe Perſonen erwieſen, angenehm ſeyn, und er wußte ſie in ſeinen Schriften bedeutungsvoll zu erwiedern. Nach einer Unterredung in Waldshut mit dem Kaiſer Joſeph preist er (Handbibl. 1793. V.) „das bezaubernde Lächeln des Monarchen, der„gleichen er noch an keinem Sterblichen jemahls „geſehen, die Huld und Natürlichkeit wie ihm noch „kein Menſchengeſicht begegnet ſey, u. ſ. w.“ — Sonderbar! Ganz daſſelbe nahm Zimmermann an Friedrich II. und Johannes Müller an Napoleon wahr. Es möchte alſo doch etwas Conventionelles, Angeübtes in dieſer Potentatenhuld liegen, die ſelten mehr als vorübergehend iſt.

Faſſen wir alles zuſammen, was in Hinſicht auf Lavaters Gemüthseigenſchaften dargebracht worden — dem noch manches beygefügt werden könnte, denn von einem ſo ausgezeichneten Menſchen bleibt immer noch was zu ſagen — ſo zeigt ſich im Ganzen unſtreitig eine ſeltne Menſchlichkeit, ein ſittliches Daſeyn, das edel und gut war und anhängende Schwächen weit überwog. Sein Glaube, wenn er auch nur ſubjectiv war (was iſt der objective?), blieb ſeiner ganzen Natur unentreißbar verwoben, und war die heilige Stütze, welche ihn aufrecht erhielt bis ans Ende.

*

Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes noch einige Liebesklänge, die das Ideal ſeines Herzens und ſeines Strebens bezeichnen:

„Liebe, beſeeleſt du mich? verkündigt mein Auge den Bruder?
„Freude mein klopfendes Herz?
„Sprech' ich Liebe nur aus? Iſt Stimm und Gebärde nur Liebe?
„Liebe mein ſchweigender Mund?
„Liebe mein ſtillſtes Gebeth? Mein lauteſter Lobgeſang, Liebe?
„Liebe mein Schaffen und Ruhn?
„Trägt des Weinenden Laſt, wie des Fröhlichen Freude, mein Herz gern?
„Bin ich dem Fehlenden ſanft?
„Treuloſen treu? Gelaſſen dem Zürner? Des Feindes Vertreter?
„Ström' ich Segen für Fluch?“

Phyſiognomik.

Es waren hauptſächlich die vier prächtig gedruckten, und mit Bildern und einer neuen Wiſſenſchaft reich ausgeſtatteten Bände der phyſiognomiſchen Fragmente, die Lavatern dem großen Publicum und auch dem Auslande bekannt machten. Darauf hatte er viel Geld und unendliche Arbeit verwandt, und war ſchon von ſeinem 25ten Jahre an damit beſchäftiget; auch noch als das Werk fertig und er, ermüdet von der Arbeit war, ſetzte er ſeine längſt angefangene Sammlung zu einem phyſiognomiſchen Cabinete fort, die nicht ſowohl aus Kupferſtichen, als aus alten und neuen Handzeichnungen, und aus Bildern ſeiner Freunde und vieler ihn beſuchenden Fremden, darunter ſehr merkwürdige waren, beſtand. Dieſe Sammlung, ſehr ſorgfältig aufgezogen, und unter Glas gebracht, füllte ſeine Zimmer in eignen Schränken, und war ſehr ſehenswürdig. Das meiſte war nach ſeiner Art commentirt, und wem ſeine Sprache und Manier nicht fremd war, der las es eben nicht ungern. Nur war zu bedauern, daß nach ſeiner gutmüthigen Weiſe der einſame Zutritt manchen Beſuchenden, und eingelagerten Kriegsleuten, offen ſtand, die ſein Zutrauen mißbrauchten, ſey's um Schwächen auszuſpähen, oder zur Entwendung. Ein Chriſtuskopf von Da Vinci, den ihm Tiſchbein aus Mailand zugeſandt, wurde ihm von franzöſiſcher Einquartierung entzwey geſchlagen.

Über das phyſiognomiſche Werk im Ganzen und das Verdienſt dieſer Wiſſenſchaft iſt ſeiner Zeit Beurtheilung und Muſterung genug ausgeſprochen worden, wer möchte nach der Hand noch darüber eintreten! Genug für unſern Zweck ſey es anzudeuten, was der Verfaſſer *erwartet*, und wie und was er *geleiſtet* habe. Durch die Jahre lang anhaltende, unermüdliche Beſchäftigung mit dieſem Gegenſtand, bey ſeiner wunderſamen Beobachtungsgabe und ſchwungreichen Imagination, war ſeine *Erwartung* ſehr hoch geſteigert. Ungeachtet der ſchwer aufzufindenden Vereinigung der ſeltenſten Eigenſchaften, die der

Phyſiognomiſt haben ſoll, hoffte er doch zuverſichtlich, daß mit der Zeit Fürſten, Richtern, Lehrern dieſe Erkenntniß ſo unentbehrlich ſeyn werde, daß ſie ohne dieſelbe nicht ſeyn können. Er erwartete eigne Lehrſtühle der Phyſiognomik, und daß dieſelbe gewiß noch eine mathematiſch-beſtimmbare Wiſſenſchaft abgeben und von Akademien behandelt werden ſolle. Ja er machte am Ende ſogar ein Verzeichniß von 32 beſondern, für alle Menſchenarten und Zuſtände des Lebens eingerichteten phyſiognomiſchen Abhandlungen, ſelbſt von ſchicklichen Gebethen, deren Abfaſſung er aber andern überließ; denn er ſelbſt war müde, und fühlte ſich von der ungeheuern Arbeit wo nicht erſchöpft, doch der Ruhe bedürftig. Der Andrang von Recenſenten, und von Neugierigen, die Aufſchlüſſe und Urtheile verlangten, die er nicht geben mochte, war ihm läſtig geworden. Und wie jeder Autor von ſeiner gedruckten Schrift in ihrer öffentlichen Würdigung ſelten die innige Befriedigung hat, die ihm das Schaffen gab, ſo legte er jetzt das Buch gelaſſen bey Seite, und ließ es für ſich ſelbſt wirken. Auch hatte ihm das große Werk, ſonderheitlich die franzöſiſche Ausgabe, übermäßige Koſten verurſacht, die ihn drückten, und die Erinnerung unerfreulich machten. — Man hörte ihn demnach von den Fragmenten ſelbſt, als ſie gedruckt und publicirt waren, nicht mehr viel ſprechen, ſo wie man im Umgange ſelten phyſiognomiſche Ausſprüche oder Entſcheidungen von ihm vernahm. Auch ſein Stirnmeſſer (Phyſ. Fragm. IV. 237) auf den er ſein ganzes werkkünſtleriſches Wiſſen verwandt hatte, weil er damit „die Capacität „und die verſchiedenen Charakter der Stirne mit „völlig brauchbarer Genauigkeit“ beſtimmen wollte, blieb in Vergeſſenheit liegen. Mathematiſch meſſen war nicht Lavaters Sache.

Durchgehends wies er auf die „phyſiognomiſchen Linien“ hin, die er zu geben verſprach, und von denen er viel hoffen ließ, „weil er darin „die Summe und das Reſultat ſeiner phyſiognomiſchen Beobachtungen ꝛc. ordentlich, kalt, rein, „unpoetiſch vorzulegen gedachte“. Sie erſchienen aber nicht, indem er ihnen nie die beſtimmte Sicherheit, die er verhieß, geben konnte. —

„Hundert phyſiognomiſche Regeln“, die er ſchon bey Lebzeiten den Freunden handſchriftlich mitgetheilt hatte (zum Beſten der Armen), kamen nach ſeinem Tode auch zum Druck. Sie enthalten phyſiognomiſche Empfehlungen und Warnungen. Er nannte ſie ſelbſt „Geheimregeln“ und bat „ſie „nicht in die unreinen Hände des Publikums „kommen zu laſſen.“ Goethe ſagt: Es waren darunter Bemerkungen zum Entſetzen. — Allerdings war Lavater ein Meiſter im Bezeichnen kleiner Wahrnehmungen und charakteriſtiſcher Züge, die das Individuum ſprechend malten, da er zu allem einen Ausdruck fand; aber er war oft zu eilig, das Einzelne als allgemeine Regel aufzuſtellen, daher auch hier manches nicht ganz zuverläſſig, oft unanwendbar gefunden wird; ſo daß ſeine Freunde den „unphyſiognomiſchen blos ſittlichen Regeln“ gern den Vorzug vor den Geſichtsdeutenden gaben, wenn ſchon auch in erſtern die Grenzen des Guten und Böſen bisweilen allzu ſcharf abgeſteckt waren.

Nicht alles alſo, was Lavater von ſeinem Buche oder ſeiner Wiſſenſchaft erwartete, verſprach und prophezeyte, wurde zum wirklichen Ergebniß; denn es ging keine begründete Wiſſenſchaft daraus hervor, weil ſich die ſyſtematiſchen Regeln nicht ohne mancherley Ausnahme und Schwierigkeit zur klaren Anwendung und Erkenntniß bringen ließen. Deſſenungeachtet bliebe dem Werk noch geiſtiges Verdienſt genug übrig. Schon was der Titel verſpricht Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe mußte dadurch erreicht werden, denn der Geiſt dieſer Tugenden lebte in dem Verfaſſer und ſtrömt ſichtbar durch das ganze Werk. Allenthalben ſtößt man, auch ohne nähern Bezug zu Phyſiognomik, auf moraliſche und religiöſe Winke, pragmatiſche Erinnerungen, Maximen, Grundſätze für alle Geſchlechter, Alter und Stände. Solche aus tiefem Menſchenſinn geſchöpfte Reflexionen können und werden das Buch beym Leben erhalten.

Auch ſein Grundſatz: „Das Göttliche in „dem Menſchen, das Unſterbliche in dem Sterb„lichen zu entdecken, und darauf aufmerkſam zu „machen“ zeigt ſein edles Beſtreben; und es war ihm Ernſt damit, er bewies es an Freunden und Feinden. Freylich wurde auch dieſes von vielen fälſchlich für Schmeicheley ausgegeben, und wenige dankten es ihm, weil er bald zu wenig, bald zu viel kund gab. Herder äußerte einmal im Scherz, Lavater mache die Phyſiognomik zur Schädelſtätte ſeiner Freunde.

Hier iſt es nur darum zu thun, den Mann als Menſchen kenntlich zu machen, wie er in That und Wort erſchien, nicht ſeine Wiſſenſchaft kunſtrichterlich zu prüfen. Wenn auch dieſe ſich nicht in beſtimmten Formen logiſch ausſpricht, ſo enthält ſein Buch doch einen ſolchen Fund pathognomiſcher Andeutungen über des Menſchen äußere Geſtalt, wie ſie noch nie ſo reich und klar ans Licht getreten waren. Ihm war Phyſiognomik Sache des Gefühls; ein „Geſichtsempfinder“ war er, wie er ſelbſt ſagt, mehr als ein Geſichtsmeſſer; und in dieſem Sinn hatte ihn die Natur auf eine unerreichbare Stufe geſtellt, wo auch nicht ſobald einer hinaufreichen wird.

Jedoch ſpricht er allenthalben mit größter Beſcheidenheit von ſich ſelbſt, geſteht ſelbſt, „daß „er ſich unzählige Mahl in ſeinem Urtheil geirrt „habe, und noch täglich irre; daß er täglich Geſichter ſehe, über die er kein Urtheil zu fällen „im Stande ſey“ und thut hinzu, „daß ſich kein „Menſch vor ſeinem Blicke zu fürchten habe, „weil er bey allen Menſchen auf das Gute ſehe, „und an allen Menſchen Gutes finde.“

Was er aber, wenn ihn die Demuth ergriff, zu wenig von ſeinen Leiſtungen hält, das machten Andre gut, die ihm Gerechtigkeit widerfahren ließen. Goethe, der ihm anfänglich mehr Beyſtand leiſtete, als er ſelbſt geſteht, konnte ſich ſpäter, als er gar nicht mehr partheyiſch für Lavater geſinnt war, nicht enthalten zu bekennen: „Alles überwog ſein phyſiognomiſches Genie. „Durch den reinen Begriff der Menſchheit, den „er in ſich trug, und durch ſeine ſcharfzarte Be-

„merkungsgabe, war er im höchſten Grade geeignet, die Beſondernheiten einzelner Menſchen „zu gewahren, zu kennen, zu unterſcheiden, ja „auszuſprechen. Wirklich ging Lavaters Einſicht „in die einzelnen Menſchen über alle Begriffe; „man erſtaunte, ihn zu hören, wenn man über „dieſen oder jenen vertraulich ſprach; ja es war „furchtbar in der Nähe des Mannes zu leben, „dem jede Grenze deutlich erſchien, in welche die „Natur uns Individuen einzuſchränken beliebt „hat." — Als Beſtätigung deſſen führt Goethe umſtändlich die Charakterſchilderung der Grafen Stolberg an. — Goethe hätte noch mehr ähnliche geiſtige Luſtrationen aus allen vier Bänden anführen können, die von Lavaters genialiſchem Tiefblick in die menſchliche Seele zeugen, und die kein Guter ohne hinreißende Theilnahme leſen kann, zum Beyſpiel die Darſtellungen im erſten Band von dem Herrenhuter Frank, Kleinjogg, Homer. — Im zweyten Haugwitz, Brutus, Pfarrer Meyer, Hamann. — Im dritten Lindau, Hermes, Zimmermann. — Im vierten

Statthalter Eſcher, Chriſtusbild 449., Lob des Sc. Claramontius. — Aber gerade ſolche Ergießungen ſeiner Erkenntniß und Liebe wurden ihm als ſcheinbare Hochworte und Complimente übel gedeutet; wer kann dem böſen Willen entgehen? Er rechtfertigte ſich darüber mit kurzen Worten: „Wenn Gott dem Pferd eine Lobrede hält, darf „ich dem Menſchen keine halten?“ Und anderswo im Werthgefühle ſeiner Arbeit, ſteht er nicht an, zu ſagen: „Wenn auch alles, was in dieſem Buche geleiſtet iſt, weiter nichts wäre, als „Charakteriſtik von einigen wirklichen Menſchen, „als eine kleine Gallerie von Menſchengeſichtern, „Menſchencharaktern — würde ich ſchon nichts „unnützes gethan zu haben glauben.“ Er mag Recht haben, ſintemal ſchon Porträte, auch ohne Commentar, geſchichtlichen Aufſchluß geben über Art und Umfang des Lebens und Wirkens, nicht nur der Lebenden, ſondern auch der Verſtorbenen, der Männer der Geſchichte und der Schriftſteller.

Sogar die jetzt allzu verſchrieenen Schattenriſſe machen doch auch manches offenbar das im

Menſchen liegt, inſofern ſie genau gezeichnet ſind. Für ſolche, die Augen haben (nicht jeder hat ſie), ſprechen die größern Schattenriſſe von Haller (I. 220.) und Heidegger (IV. 22.) noch deutlicher als ihre gemalten und geſtochenen Porträte. — Wenigſtens kann man ſich kaum enthalten, ſich mit Asmus zu verwundern, wie man aus ſolchen ſchwarzen Geſichtern alles leibhaftig herausfinden könne, was Lavaters Text ſagt, da man vorher nichts wahrgenommen. „Aber, ſagt Asmus beſcheiden weiter, daß ich dieß aus je„dem Geſicht nicht ſehen kann, beweist nichts „weiter, als daß ich nichts daraus ſehen kann, „und darum kann's doch vielleicht ein anderer. — „Mag Lavater, fährt er fort, zuweilen parthey„iſch ſeyn, übertreiben, tauſendmahl neben der „Wahrheit hinfahren, oft Unkraut für Weizen „ſammeln, er bleibt auch mit Unkraut ein edler „Mann.“

Daß im Ganzen nicht auch wirklich manche Fehlſchüſſe neben der Wahrheit vorbeygeflogen, wer wird das läugnen? Es kam daher, weil er zu ſchnell zu Werk ging, und öfters Geſichtszüge abſtrahirte und zur Regel aufſtellte, welche die Erfahrung noch nicht als Regel bewährt hatte. — Dieß iſt noch häufiger der Fall, wo er die feſten Theile des Schädels behandelt, und blos conſtitutive Sätze ausſpricht; da erſcheint ſein Urtheil nicht ſelten wie aus einem unebnen Spiegel hergenommen, in welchem ein Theil bald zu ſchwach bald zu ſtark hervortritt, und dadurch unwahr wird. Bald kömmt er ſo der Wahrheit nahe, bald ſchwankt er wieder unſicher herum; dieß alles mag man ihm um ſo viel eher nachſehen, da er der Erſte war, der auf den Gegenſtand aufmerkſam gemacht hat. Seitdem aber Gall mit einer neuen, vielleicht eben ſo imaginären Schädeltheorie aufgetreten iſt, ſoll ſich vieles klärer gemacht haben. Überhaupt zeigt ſich Lavaters phyſiognomiſches Werk nur als eine ureigne Syntheſis ſcharfſinniger Anſchauungen, mehr denn als eine methodiſch geordnete Wiſſenſchaft, wofür er es auch ſelbſt nicht gehalten wiſſen wollte. Denn zu einem beſtimmten Plan konnte er's nie bringen, welches er ſchon früher in einer kleinen Schrift, die Zimmermann herausgegeben, ſcheinbar verſucht hatte. Er fühlte gleich anfangs, daß er bey Fragmenten bleiben müßte, zeichnete ſich Umriſſe von menſchlichen Geſichtern, ſammelte Köpfe, und commentirte ſie zur phyſiognomiſchen Übung ſeines Intuitionsſinnes; dabey gewann er ſehr und immer mehr an paſſendem Ausdruck, an ſcharfem Blick und der wunderbaren Kraft ſeiner Bezeichnungen. So entſtanden die Fragmente, die er dann bunt genug, vielleicht deſto unterhaltender, durch einander miſchte.

Seine Lebensregel, die er ſich für den Umgang gemacht hatte, und der er menſchenmöglich getreu blieb: „Von keinem Menſchen, den er nicht durch und durch kenne, Böſes, und von jedem Menſchen ſo viel möglich Gutes zu ſagen,“ dehnte er auch mit Schonung auf die Phyſiognomik aus; nur überſchritt er manchmahl nach ſeiner Art, wo Ehrfurcht oder Neigung gebot (Heucheley war ihm fern), das richtige Maaß, und erblickte Geiſtes-Eigenſchaften im gigantiſchvergrößernden Hohlſpiegel, die, genau beſehen, ſolche Auszeichnung nicht verdienten; wie er nachher ſelbſt, durch Erfahrung belehrt, ſtillſchweigend zugeben mußte. So daß auch hier, wie in ſeinem Leben, Dichten und Glauben das Diſtichon eines Freundes anwendbar iſt:

Weiſe ſein Poſitiv, ſein Comparativ iſt voll Scharfſinn.
In's ätheriſche Blau fliegt er im Superlativ.

So viel von Lavaters Leben, Glauben und Lehren, als davon in perſönlicher Anſchauung erſichtlich war. Natürlich konnte auch ſeine Philoſophie und Poeſie dem, der ſich ſeines Umgangs freute, nicht entgehen. Was darüber die Erfahrung lehrte, ſey alſo auch hier noch als kurzer zum Ganzen gehöriger Bezeichnungszug beygefügt.

Philoſophie.

Die meiſten Denker und Forſcher bilden ihren Glauben nach ihrer Philoſophie, Lavater geſtaltete ſeine Philoſophie nach ſeinem Glauben; ſie ſollte ihm helfen denſelben auch nach reinen abſtrakten Begriffen zu entwickeln. Er hörte deßhalb in Zürich Vorleſungen bey Fichte, der ihn anfänglich ſehr lieb gewann, und wenigſtens ſeinem guten Willen Gerechtigkeit widerfahren ließ; denn weiter ging ſeine Gerechtigkeitsliebe, weil er der Erſte ſeyn wollte, bey Niemand. Nachher aber da er unmöglich fand, ſeine Begriffe zu berichtigen, weil er „von ſeinem Autoritätsglauben an Jeſus und die Bibel nicht laſſen „könne, und er (Fichte) einen Ekel gegen dieſe „ganze Materie habe,“ ließ er ihn ſtehen. „Unter „Lavaters Vorausſetzungen, ſchrieb er jedoch an Reinhold, erſcheine ſein Supernaturalismus freylich conſequent, aber — abſcheulich.“

Beſſer als mit dieſem unſtäten Grübler verſtand ſich Lavater mit Reinhold, der mit ihm in der Hauptſache, der perſonificirten Heiligkeit der Humanität, als dem Mittelweſen zwiſchen Gott und uns, ſich wie mit wenigen einverſtanden nennt, jedoch unverhohlen bemerkt, (Briefe 405), daß ſeine theoretiſche Vernunft durch übermächtige Phantaſie zwar unterjocht ſey, aber in Sachen des Wollens durch die geſundeſte praktiſche Vernunft beherrſcht werde.

Wie günſtig ihm Jacobi war, wiſſen wir ſchon; er nennt ihn in ſeinen Briefen einen höchſt lichtvollen Geiſt und von ausnehmendem Charakter, wenn es auch ſeinen Fähigkeiten an Ebenmaaß und Gleichgewicht fehlen möge.

So band er noch mit manchen andern überſinnlichen Köpfen an, die alle, bis auf wenige, dem Ehrenmann Gerechtigkeit und Höflichkeit widerfahren ließen, wobey jedoch immer etwas Mitleiden mit unterlief, weil er alles „perſonificiren und humaniſiren“ wollte, allenthalben „palpable Anwendung und luminöſe Verallgemeinigung“ verlangte. Überdieß war im Grunde Allen der Flug ſeiner Imagination anſtößig. „Mi-

„ſchung von Liebe und Widerwillen, Bewunde„rung und Verwerfung“ war, nach Reinholds Ausdruck, die durchgängige Empfindung für und gegen ihn; das ließ ſich aber Lavater nicht anfechten. „Meine Philoſophie ſcheint mir die „ſimpelſte, klarſte, brauchbarſte, reichhaltigſte, „populärſte“ ſchrieb er an Reinhold, nachdem ihn dieſer kurz vorher mit aufrichtigem Gemüthe über ſeine Beleuchtungen a priori berichtiget zu haben glaubte.

Was iſt mit einem ſolchen Geiſte anzufangen, dem bey den größten Fähigkeiten doch der eigentliche metaphyſiſche Scharfſinn fehlte? Für die Geſetzgeber der Vernunſt nichts; er wollte ſie nicht begreifen, mit aller Anſtrengung konnte er nicht mit ihnen wandeln. Ehrerbietig indeß ſah er an ſie hinauf, ſie wohlwollend auf ihn herab.

Man kann (wenn man es in Deutſchland ſagen darf) ein erträglichguter metaphyſiſcher Kopf ſeyn, und doch nur wenig Ideen haben. Lavater war kein metaphyſiſcher, aber ein Ideenreicher Kopf, nur die ſcientifiſche Methode ſtand nicht ganz in ſeiner Gewalt. Er ſtrebte aber darnach, und verſuchte ſich mehrmals darin. So fing er in den achtziger Jahren ein Buch an unter dem Titel: „Wahrheit und Klarheit, „oder Einmahl Eins der Menſchheit, oder Organon zur Erkenntniß der Wahrheit,“ von dem er ſich noch in der Ewigkeit „Freudenthränen der Wahrheitfreunde“ verſprach, ein Heer kurzer Sätze über Natur, Gott und Menſchen, ſo klar und wahr wie Einmahl Eins, wodurch die Zweifeley beſchämt, und verſtummt gemacht werden ſollte. Da aber unter dieſe Sätze, die anfänglich durch ihre Kürze und Einfachheit viel verſprachen, ſich nach und nach manches aus ſeinem Lieblingsdogma einſchlich, das nicht ſo klar war, wie Einmahl Eins iſt Eins, und ihn ſeine Freunde darauf aufmerkſam machten, ſo ließ er dieß Vorhaben allgemach ſinken, und die Schrift wurde nie fertig.

Ähnliche Verſuche in metaphyſiſchen Dingen mißlangen ebenfalls, und ſo ſtand er ſich in dieſem Felde ſelbſt im Weg; aber immer aufrecht, nie gebeugt, ſeines übrigen Geiſtesvermögens ſtets bewußt, und Manchen über- und durchſchauend, der ſich für mehr und beſſer hielt, wandelte er auf ſeinem eignen Wege wohlgemuth fort, ohne ſich, wie ſo manche täglich thun, Todesſprünge von einem formalen Prinzip zum andern zu erlauben. Er blieb wenigſtens ſich ſelbſt gleich.

Was aber alle vernunftgläubigen Deiſten gegen ihn aufbrachte, war ſeine wiederholte und ſo unverholen ausgeſprochene Äußerung: „Wer „conſequent räſonnirt, der wird zum Atheismus „kommen, wenn er nicht an Chriſtum glauben „kann. Ein Atheiſt iſt mir viel begreiflicher als „ein Deiſt, denn alle Schwierigkeiten, mit denen „das Chriſtenthum umgeben iſt, treffen den Deis„mus um kein Haar weniger.“ — Dafür wurde Lavater unbarmherzig mitgenommen; doch ſagt der ungläubige Diderot ebendaſſelbe; auch Leſſing war (nach Jacobi) nicht fern von dieſer bedenklichen Anſicht. Das waren doch Philoſophen, und viele andere dachten ebenſo, nur verdeckter;

ſelbſt Luther äußerte ſich manchmahl ſo ungeziemend gläubig.

Was aber Lavatern an reinſpeculativer Philoſophie abging, erſetzte er reichlich durch den Gehalt ſeiner ethiſchen Grundſätze. Denn da, wo er blos als Menſch, ohne Bezug auf ſeine Religionsmeynungen auftritt, herrſcht rein geläuterter Menſchenverſtand; es glänzt ein wohlthuendes Licht durch die in allen ſeinen Schriften verbreiteten Geſetze der Lebensweisheit, und wird verſtärkt durch die intuitive Pſychologie, die ſein genialer Scharfblick in des Menſchen Innerſtes ihm offenbarte. Schon als bloßer Tugendlehrer zeigt er ſich in großer Kraft als einen trefflichen, erfahrungsgeübten Beobachter und Beförderer der ſittlichen Ordnung im Leben, worauf er ſo viel hielt, und die ihm ſo wohl anſtand; ſo daß man ihm, wäre es auch nur um deßwillen, was er rein moraliſch über Art und Beſtimmung des Menſchen ausgeſprochen, mit Zuverſicht den Namen eines Philoſophen beylegen, und ihn unter die Lichter der Welt und das Salz der Erde zählen darf.

Eine Sammlung ſolcher anthropologiſcher, praktiſch humaner Bemerkungen und Sprüche aus allen ſeinen Werken und Werklein gäbe ein Buch, das es mit jeder andern Menſchenforſchung derer, die doch auch mit Recht Philoſophen genannt werden, und durch alle Zeitalter hochgeehrt bleiben, eines Theophraſt, Epiktet, Seneca, Montaigne, und mehrerer ihres Gleichen, wenn es viel ſolche giebt, aufnehmen, und nebenbey als ein Handbuch eines würdigen edeln Betragens für Junge und Alte dienlich ſeyn könnte, indem praktiſche Wahrheiten, die aus der Seele und aus bewährter Erfahrung deſſen kommen, was man auf ehrliche Weiſe ſelbſt thut und iſt und ausübt, tiefer eingreifen, als bloß lehrbegrifflich aufgeſtellte Moralſyſteme — oder gar cheſterfieldiſche Briefe, die man auf's Neue den jungen Leuten in die Hände giebt, um feine Lebensart (und nebenbey auch ſchlechteres) zu lernen.

Da aber bey allen dergleichen, alten und neuen, Gedankenäußerungen, Xenien und Marimen auch Triviales mitläuft, bedarf es gehöriger Sichtung, um nicht in den Fehler zu fallen, wie Chamfort vom Kirſcheneſſen ſagt, erſt das Vorzügliche herauszuheben, und dann im Wohlgefallen daran auch das Gemeine mitzunehmen.

Poeſie.

Dichteriſche Anſchauung brachte Lavater mit ſich auf die Welt, und mit der Einbildungskraft trieb er zeitlebens ein freyes Spiel. Unendlich viele Verſe hat er gemacht, mehr und minder gute, wie alle Poeten. Seine Jugend fiel in die Zeit, wo Klopſtock in ſeinem höchſten Glanz hervortrat, wie ein Held aus ſeiner Kammer, wo ihm noch alles huldigte, und von wannen auch Lavater ſeinen erſten Schwung nahm und beybehielt, wiewohl er ihn ſpäter nach ſeiner Weiſe artete, und ſeinem Flug eine eigne Richtung gab.

Dem Hexameter blieb er fortwährend zugethan, und machte denſelben eben nicht ſchlechter als andre ſonſt berühmte Dichter. — Es ſcheint aber bey dieſem Metrum um ſo viel mehr Nachſicht erforderlich zu ſeyn, da der deutſche Hexameter auch jetzt noch nicht zur Ständigkeit gebracht worden, weil man ihn noch immer, unſerer Sprache zuwider, in die Bande der alten

Sylbenmaaße zwingen will, und dadurch der ſchönen, ſonſt ſo brauchbaren, Versart Schaden und Vernachläſſigung bringt.

So wie er im Umgange ſehr geläufig ſprach, und leicht ſich ausdrückte, ſo floſſen ihm auch die Verſe ohne mühſame Anſtrengung, und durch beſtändige Übung ſchrieb er ſie nieder wie Proſa, ja er wäre im Stande geweſen, eine ganze Predigt ohne Anſtand in Hexametern zu improviſiren. Auch die Reime entfielen ſeiner Feder wie im Herbſt das Laub den Bäumen. Doch das iſt nur ein techniſches Verdienſt, und nicht die Hauptſache; ſeine Gabe war höherer Art, er war ein geborner Dichter, und ſchaute alles in Bildern der Verklärung; mit poetiſchem Sinn umſchlang er die Erde und drang durch den Himmel, denn in der Tiefe ſeiner geiſtigen Natur lag noch mehr als er hervorgebracht hat, und manches beſſer, weil er meiſt zu viel und zu ſchnell geben wollte.

Dieſe Gabe benutzte er zu verſchiedenen größern Werken, die im Grunde nur eine Tendenz, die Verherrlichung des Menſchenſohnes, hatten. Schon 1769, laut ſeines Tagebuches, hegte er den Wunſch, der bald zu einem Vorhaben wurde „das ganze Leben, alle Thaten und Reden Jeſu, „kurz die ganze evangeliſche Geſchichte, ohne „Erdichtung, mit Majeſtät und Einfalt zu malen.“ — **Klopſtock** war ihm nicht menſchenſöhnlich und kunſtlos genug. Er arbeitete daher im Lauf der Jahre ſeine Meſſiade aus, der Geſchichte poetiſch getreu, und das Individuelle nach ſeinen Gefühlen vermenſchlichend oder vergötternd.

Im gleichen Geiſte paraphraſirte er die Apokalypſe, an der auch Goethe ein ſubjectives Gefallen fand.

Noch ein poetiſches Gemählde von beträchtlichem Umfang: „das menſchliche Herz, ſechs Geſänge in Jamben“ hat er aufgeſtellt, wo er das Menſchenherz aber nur von der Seite ſeiner guten Eigenſchaften ſchildert, und wenig oder nichts von dem trutzigen, verzagten und unergründlichen Ding, wie es die Schrift nennt, anführt. Im Ganzen ſtellt er das menſchliche Herz wie einen

Gott vor ſich hin, und bethet es an, in gleichſagender Wortfülle, wo ſich ſeine Phantaſie ſelbſt überfliegt, und durch zu viel geben wollen nichts giebt, nicht einmahl wahre Poeſie; ſo daß man oft wünſchen möchte, er hätte das Lehrgedicht in Proſa vorgetragen, wozu ſich auch der Gegenſtand beſſer eignen würde. — Ein mißlungenes Werk, unter deſſen feyerlichem Schwulſt ſich aber, als rari nantes, die eingreifendſten humanſten Sentenzen finden, die, aus der Fluth herausgezogen, eben ſo lehrreiche als vollgültige Zeugniſſe ſeines eignen edeln Herzens heißen und ſeyn könnten.

Zu obigen reimfreyen Dichtungen gehören auch noch zwey Bände: „Poeſien in antikem Versmaß,“ an und für und über ſeine Freunde, denn er wollte nur für Freunde ſchreiben, das heißt, für die große Anzahl derer, von denen er glaubte, daß ſie Geſchmack daran fänden, und dieß, meynte er, ſollte den Tadel ſchweigen machen. Auch dieſe Poeſieen ſind voll herrlicher Einzelnheiten, im Ganzen aber ſtößt man auch wieder, nach ſeiner Art und Weiſe, neben unvergleichlichen Schilderungen, auf die höchſten Erhebungen der Imagination, die den Tadel eher weckten als lähmten, und durch ihr Übermaaß zum wenigſten die Nichtfreunde ermüdeten.

So wie aus allem ergiebt ſich auch hier klar und deutlich, daß es dem Mann und Dichter an edlen Vorſtellungen, an Geiſt und Gefühl gewiß nicht gefehlt habe. Seine Natur- und Menſchenſchilderungen ſind alle wahr, gut gezeichnet, und ſchön ausgeſprochen. Er liebte, wie in der Kunſt ſo in Schrift und Rede, die ſtarken Farben, und wo er zu weit ging, möchte es darin geweſen ſeyn, daß ſeine dichteriſche Empfindung zu ſchnell in Anbethung, Triumphton und Lobpreiſung überging, und ſich in der Verherrlichung Gottes labyrinthiſch verlor. — Imagination ſchafft Bilder, daran hatte Lavater einen unerſchöpflichen Reichthum; Phantaſie aber iſt das Vermögen, die Bilder zu concentriren, zuſammenzufaſſen, zu ordnen und ihnen dichteriſche Geſtalt und Realität zu geben. Mangel an dieſem Vermögen mag ihn oft irre geleitet, und ihn aus der äſthetiſchen Ruhe, welche zu poetiſcher Darſtellung unentbehrlich iſt, gebracht haben.

Den Anfang ſeiner gereimten Dichtungen hat Lavater ſchon als ein noch nicht zwanzigjähriger Jüngling mit den „auserleſenen Pſalmen Davids, 1756“ gemacht. Dieß war ſeine Einübung zur Reimkunſt, die ihm, wie er ſelbſt erzählte, noch große Mühe koſtete. Die Übung macht den Meiſter, wo das Naturell nachhilft; vierzehn Jahre ſpäter ſtanden ſeine Schweizerlieder da, ein begeiſtertes Werk, voll vaterländiſchen Sinnes, das in der ganzen Schweiz durch Berg und Thäler erklang, und noch heut zu Tage hier und da Geltung hat.

Unter der Legion kleiner und größrer Lieder und Reime, die er ſeit jener Zeit hervorgebracht, finden ſich unbezahlbare Stücke, die namentlich herauszuheben oder auch nur theilweiſe zu ſammeln, hier Zeit und Ort nicht geſtatten.

Noch Einmahl: man hat ſo viele Geiſtes-Auszüge (Esprits) aus den Schriften berühmter

Männer ans Licht geſtellt, daß es ſich gewiß der Mühe lohnen würde, auch eine ſolche Quinteſſenz von dem guten Lavater abzuziehen. Das kann und wird wohl auch geſchehen, früh oder ſpät.

Anhang.

Von einer andern Feder.

Freunde.

Felix Heß, der mit ihm und Heinrich Füßli eine Zeit lang bey Spalding ſich aufhielt, war ein Mann der Tugend, der Selbſtbeherrſchung und des guten Willens, ſich mehr zum Rationalismus hinneigend als Lavater, welches vielleicht ſpäter die jugendliche Freundſchaft hätte ſtören können, wäre er nicht früher abgefordert worden. Auf ſeinem Sterbebette verſprach er Lavatern, einſt ſeine Seele abzuholen.

*

Da Pfenninger der nächſte, vertrauteſte, paſſive Hausfreund Lavaters war, ſo ſollte er in dieſen biographiſchen Fragmenten nicht vergeſſen ſeyn; um ſo viel weniger, da er ſelbſt eine würdige Vertheidigung ſeines Freundes geſchrieben hat.

Nach Pfenningers Tode ſammelte Lavater (zum Beſten für deſſen Familie) ſechs Hefte von Beyträgen der Freunde des Verſtorbenen zu ſeinem Andenken, die aber meiſt kurze und langweilige Aufſätze treuer frommer Seelen ſind. Lavater allein zeigt ſich darin als freyen und aufrichtigen Freund, mehr als die beſorgten Anhänger. Er ſchildert Tugend und Mangel des Verſtorbenen mit liebevoller Wahrheit, im Gegenſatz der andern, die ſich zu verſündigen glaubten, wenn ſie nur einen tadelnden Laut hören ließen.

Lavater rühmt an demſelben ſeine Wahrheitsliebe, deßgleichen ſeine Beſcheidenheit und Demuth; welche Worte aber Lavater nicht in ſolche faſt gleichbedeutende Verbindung hätte bringen ſollen, denn Beſcheidenheit ziemt ſich nur vor Menſchen, Demuth nur vor Gott. „Mir iſt „kein Menſch bekannt, der weniger von ſich „ſprach als Pfenninger“ ſagt er. Darin glichen ſich aber die Freunde nicht. Er rühmt ſeine Sanftmuth, Verſöhnlichkeit, ſeinen ſalzreichen Scherz. — Zu den Schwachheiten zählt er ſeine bis zur Unvorſichtigkeit freymüthigen Äußerungen über ſich ſelbſt, gerade beym verdienteſten Lobe, das man ihm ertheilte. Auch mißbilligt er Pfenningers Hinneigung zum Argwohn, da er z. B. die Revolution in Frankreich für eine Wirkung geheimer Jeſuiterey hielt, die durch Geſetzloſigkeit, als das letzte Gegenmittel, die Hierarchie wieder auf den Thron bringen wollte. Dieſen Mann ſchrieen die Berliner indeſſen ſelbſt als einen Jeſuitenfreund aus!

Pfenninger ſtarb arm und von Schulden gedrückt, noch in ſeinen beſten Jahren, Vater von zehn Kindern. Äußerlich half ihm Chriſtus nicht, innerlich wohl mehr. — Der dichteriſche Menſchenkenner ſtellte ihm ein ehrendes Freundesdenkmal auf, in dem Gedichte: Von tauſend ſag' ich Eines nur u. ſ. w.

Am Ende muß man doch geſtehen, daß es einem wohl iſt bey dieſen frommen Chriſten, die ſo viel reine Menſchlichkeit hatten. Ihr Zuſammenſeyn war vertraut und hülfreich, edel und gut.

*

Was Lavater (Handbibl. 1790) von dem „großen Geheimniß der innigen Freundſchaft“ ſagt, iſt nicht mehr und nicht weniger, als was ſich eben ſo gut im bloßen gewöhnlichen Weltumgang anwenden läßt, vielleicht noch anwendbarer, weil er das Lob ſo auf die Spitze trieb, daß er in ſpätern Zeiten ſelbſt davon abbrechen mußte. Herder und Stolz ſind nebſt andern ein Beyſpiel, deren Opferflamme auch nach und nach erſtarb. Dergleichen Ereigniſſe beſchämten ihn wohl einen Augenblick, machten ihn aber nicht anders. Er blieb ein „nunquam non amaturus,“ wie er ſich ſelbſt nannte, und wer als der ärgſte Feind hat ihn auch je anders erfahren? — Ähnliche Proben lehrten ihn jedoch ſagen: „Es iſt „beynahe immer eine gefährliche Sache, Menſchen vor Menſchen zu loben.“

*

Die beſſern ſeiner Freunde nahmen den ganzen Mann in ſeiner Vortrefflichkeit zuſammen, wenn ſie auch Einzelnes nicht billigen mochten. Feinde und andre hoben das Einzelne mißfällig heraus, und warfen es dem Irriggeglaubten an den Kopf.

Glaubensſache.

Der Wunſch Lavaters war „unmittelbare „Gemeinſchaft mit der Gottheit.“ — Als mittelbar läßt ſich dieſe denken, unmittelbar nur imaginiren, oder, wo möglich, erfahren. — Selbſt die Apoſtel hatten im Umgang mit dem HErrn noch nicht dieſen entſchiedenen Glauben, und zweifelten oft. Er kam ihnen erſt nach Pfingſten.

*

„Die Größe ſeines Verderbens einſehen, iſt „Buße; die Heilbarkeit ſeines Verderbens einſehen, iſt Glaube.“ Darüber, und über das Nichtverzagen an ſich ſelbſt und an Gottes Hülfe durch evangeliſchen Glauben, dachte und äußerte ſich auch Luther auf ganz ähnliche Weiſe, und nach ihm Zinzendorf.

An einem andern Orte ſagt Lavater: „Wenn „es überall einen Gottesdienſt giebt, ſo iſt im „*Stillehalten* gewiß der beſte Gottesdienſt.

„Unter ſeine gewaltige Hand ſich kindlich ſchmiegen, iſt beſſer als Abendmahlhalten.“ Das iſt philoſophiſch und frey geſprochen, aber nicht viel anders, als der abſolute Imperativ der Nothwendigkeit.

Eben ſo frey, und beynahe unlavateriſch, äußerte er ſich in mehr als einer guten Stunde: „Jede nicht erfüllte Prophezeyung beweiſt entſcheidend wider den Propheten und alle ſeine Weißagungen.“ Das grenzt an Zweifel, denn wie viele Weißagungen lagen und liegen noch im Ungewiſſen! Wie viele ſind durch die Zeit ſchon widerlegt worden! — Er wandte aber dieſen Ausſpruch mehr auf andre als auf ſeine eigne Überzeugung an.

*

Warum braucht Lavater das Wort Heiland nie? — Weil ihm Jeſus Chriſtus ſein Eins und Alles, ſein Anfang und Ende, ſein einziger Gott, und alſo mehr als nur Heiland war.

*

Sein Freund Cunningham ſetzt die Summe des Chriſtenthums darin: „Alles, Alles Glauben und Wollen, was Chriſtus glaubt und „will; auch das Unbegreifliche, auch den Jonas „im Bauche des Wallfiſches.“ — Dazu braucht es kein Kopfbrechen, und Cunningham verſicherte, ſich wohl dabey zu befinden. Dieſe Ergebung grenzt an philoſophiſche Gleichgültigkeit, und findet ſich auch bey den Alten, les extrémités se touchent.

„Der Seele frohe Kinderzuverſicht
„Gilt mehr bey Gott als alle Wortgebethe“

heißt es weiter.

*

Die Sorgloſigkeit, welche Chriſtus ſo ſehr empfiehlt, lag nicht nur in Lavaters religioſer Meinung, ſondern auch in ſeiner Natur. „Für „den folgenden Tag verbeute Dir jeglichen Kummer“ war einer ſeiner Sprüche. — Dieſe chriſtliche Tugend, die doch auch von den Weifeſten des Alterthums faſt mit den gleichen Worten als Lehre vorgetragen worden, iſt heut zu Tage noch lange nicht genug gelehrt, geprieſen und angenommen worden. — Vielleicht iſt die (an ſich auch nicht unvernünftige) cura peculii, die bey geiſtlichen Volkslehrern ebenfalls ſtattfindet, Urſache, warum ſie ſo leicht und gerne über dieſe gewaltige Lehre weggehen, und ſie klüglich modificiren. Lavater nahm die heroiſche Genügſamkeit gern auf ſich, als ein Wort aus Gott, als eine Wahrheit, wo nicht für jedermann, doch für manchen Gutgeſinnten, der ein granum salis der Prüfung in ſich hat, und es im Leben und Glauben anwendet.

*

Mit Lavaters Grundideen ſeines Bibelglaubens verhält es ſich, wie mit den geprieſenen Menſchenrechten, die gut an ſich ſeyn mögen, aber keine Grenzen haben, und ſich in unendlicher Ausdehnbarkeit verlieren, und dadurch ſo leicht zu Paroles d'un croyant und zu ſchwärmeriſcher Unordnung mißbrauchbar ſind. Eben ſo verliert ſich Lavater zuweilen in ſeinem Anthropomorphismus, indem manche ſeiner Äußerungen, z. B. „Es giebt keinen Gott außer uns, „wenn es keinen Gott in uns giebt“; oder: „wie „der Gott in uns, ſo der Gott außer uns“ auch gar zu menſchenrechtlich genommen und mißbraucht werden können.

*

Sein Tagebuch hat ihm zuerſt und vorzüglich einen populären Namen gemacht, weil er das Herz hatte, ſich darin (das Fremde im erſten Theil ausgenommen) zu geben wie er war. Ganz konnte er das freylich auch nicht, denn ein ſolches vermag keiner; man findet darin mehr Beobachtung über ſeinen geiſtlichen als über ſeinen geiſtigen, mehr über ſeinen ſittlichen als über ſeinen ſinnlichen Zuſtand. — Bey manchen Stellen ſcheint er nicht nur ſich allein, ſondern auch ſich vor der Welt im Auge gehabt zu haben. Mit den religios-moraliſchen Grundſätzen, die er ſich in der Jugend machte und pünktlich vorſchrieb, war es ihm damals gewiß Ernſt; aber man erſchrickt beynahe über dieſen Ernſt, der natürlich nicht Stich halten konnte, und nicht drey Tage Stich hielt, und ihn dann fürchterlich quälte. Von dieſem buchſtäblichen Zwang der Grundſätze, nicht aber von dem ſittlichen Geſetze, befreyte er ſich mit den Jahren. Jene ſind ein Werk der Willkühr, und drückend wie militäriſche Zucht. Ohne anders hat Lavater durch ſeine Tagebücher und dergleichen perſönliche Darſtellungen viel Gutes geſtiftet, aber ſich ſelbſt den Nachtheil zugezogen, daß er ſich zu ſehr zur Schau geſtellt und angewöhnt hatte, ſich als eine persona publica zu betrachten, ſo daß er nicht mehr davon weichen konnte, und immer zu neuen Rechenſchaften verleitet wurde.

*

Lavater war nicht nur gläubig, ſondern auch leichtgläubig, ein Forſcher der Wahrheit und ein Liebhaber der Wahrſcheinlichkeit. Seine

Chriſtologie nannten Einige Chriſtolatrie; denn an der Grenze geht man leicht über die Grenze, wie das Sprüchwort ſagt.

„Der Glaube iſt allmächtig,“ rief er dreyßig Jahre lang — ohne Gewißheit der Erfahrung. — Wenn man auch alles glaubt, was die Schrift ſagt, iſt man noch nicht ſchuldig alles zu glauben, was ein bedeutender Mann ſagt.

Daß ihn oft Zweifel beunruhigten, machte er kein Hehl. Einſt hörte ich ihn, als von Einwürfen gegen die Offenbarung die Rede war, ſagen: er könnte noch viel ſtärkere aufſtellen. — Noch auf ſeinem Todbette, wo ihn körperlicher Schmerz und die Verſagung erwarteter Erhörung plagte, erſchütterte mich ſeine vorher nie gehörte Bemerkung: „er ſey doch ein guter Narr mit „dem lieben Gott“ — welches ich ſpäter Jacobi erzählte, der dieſe Äußerung merkwürdig fand. Auch ſagt er einmal, nur in der Jugend ſey er wirklich fromm geweſen.

Seine Form des Denkens und der Sprache blieb zwar bis an's Ende gleich, auch ſeine Aufrichtigkeit blieb; aber die Überzeugung ſchien mit den Jahren ſchwächer geworden zu ſeyn, und ſeine Begierde nach ſinnlicher Gemeinſchaft mit Gott in Chriſto deſto ungeſtümer.

Art und Weiſe.

Scherzhaft, aufgeweckt, ja drollig zeigte er ſich oft im vertrauten Kreiſe der Seinigen und der Freunde, zuweilen auch in Briefen, und epiſchen Scherzgedichten. Höchſt originell war dann ſeine fröhliche Stimmung. Bey Tiſche liebte er vorzüglich ſolche Art von witziger Laune, und war darin unerſchöpflich, doch nie beißend. Von dieſer Jovialität kam aber wenig unter das Publikum, einige Briefe und Verſe in der Handbl. ausgenommen, wovon die Hausſteuer an ſeinen Sohn und deſſen Frau (1790. III.) eine naive Probe iſt.

Seine innere Lebendigkeit und Verſatilität zu bezeichnen, mag auch folgendes dienen: Ich führte ihn zu einem alten blinden Mann auf dem Sterbebette, der manche Erinnerung aus ſeinem Leben nicht gern mit ſich hinüber nehmen wollte. Da der Sterbende etwas ängſtlich that, rief ihm Lavater ſo viel evangeliſche Stellen über Vergebung der Sünden, und ſo lange zu, daß ich mich über ſein Gedächtniß und ſeinen Wortreichthum verwunderte, und der Alte in Thränen zerfloß, ſeine Frau aber ſich höchlich ärgerte, daß er ihren Mann ſo über die Maßen als einen armen Sünder behandelte. Lavater ſelbſt hatte ſich ſo in ſeinen chriſtlichen Troſt hineingearbeitet, daß er ganz exaltirt ſchien, als wir fortgingen. Aber kaum waren wir zwanzig Schritte vom Hauſe, ſprachen wir ſchon wieder von alltäglichen muntern Dingen, und der himmliſche Krankentröſter war ſogleich wieder der geiſtreiche weltliche Freund. Alles kam mir wie ein Schauſpiel vor; er hatte nur die Rolle verändert. — Er ſpielte gern Rollen, aber wohlwollend und ohne Falſch.

*

Er nannte ſich ſelbſt niemals wir, wie Goethe, der dieß bis zur Lächerlichkeit treibt. „Lavater, heißt es in Goethe's Leben III., war früher geboren als wir.“

*

Auch eine Aehnlichkeit mit Fenelon war es, daß Lavater, ungeachtet unaufhörlicher Täuſchungen und Zureden, ſich nie ganz von der Wurzel eines gefaßten Vertrauens losmachen konnte. Der Duc de St. Simon ſagt von Fenelon: „il „a toujours vécu dans l'admiration de Madame „Guyon, et est mort après en avoir été le „martyr, sans qu'il ait été jamais possible de „l'en séparer. Malgré la fausseté notoire de „toutes ses propheties elle fut toujours l'oracle, „suivant lequel Fenelon vécut et conduisit les „autres.“ — Woher eine ſolche Glaubensbeharrlichkeit an Unglaubliches bey ſo geiſtreichen Köpfen? Ihr oberflächlich einen Namen zu geben, fällt zwar dem gemeinen Kopf nicht ſchwer, aber für eine genügende Erklärung mag ihr Grund wohl zu tief liegen, ſo daß man ſich kaum enthalten kann, ſolche einem noch höhern Princip als der blos menſchlichen Vernunft oder Unvernunft zuzuſchreiben.

Dem ſey wie ihm wolle; was dieſen herrlichen Männern an Vernünftigkeit abging, erſetzte die Liebe und Liebenswürdigkeit; welches im Sinne des größern Theils der wahren Menſchheit mehr auf einen Vorzug, als auf einen Defect deutet.

Als Verehrer alles Großen und Außerordentlichen ließ ſich Lavater auch in einen kurzen Briefwechſel mit Kant ein, und bekam ausführliche Antwort. Aber was half's? Er ſtellte Kant ſeinen Glauben, und dieſer ihm ſeine Vernunft entgegen. — Übrigens bezeugte er für Kant anfänglich eine unermeßliche Hochachtung, nennt ihn „ein erſtaunenswerthes Gottesprodukt, und (etwas unverſtändlich) „den philoſophiſchen Mo„ſes, oder Zuchtmeiſter auf Chriſtus hin, woge„gen alles andre fade, leer, ungedacht erſcheine.“

Mit Plato, den er in Stolbergs Überſezzung las, fand er ſich weniger zurecht, ungefähr wie Luther mit Ariſtoteles. Solche Feuerköpfe wollen ſtarke und kühne Wahrheiten; das zarte und bedächtlich ausgeſprochene iſt ihnen nicht originell genug und gemein. „Das Beſte in einem

„Bände von Plato laſſe ſich auf acht Seiten zuſammenbringen; es ſey leicht möglich, ſchöner „als Plato zu ſchreiben“ und dergleichen, worüber er ſich weitläufig ausläßt (Vermächtniſſe II.). Vielleicht mochte die Überſetzung auch einige Schuld haben.

*

In den Pflichten ſeines weitläufigen Pfarrdienſtes war er, ungeachtet ſeiner anderweitigen Wirkſamkeit, ſehr unverdroſſen, und darum beliebt. Überhaupt war er beym gemeinen Manne gut angeſchrieben, und blieb zeitlebens in Gunſten. — Von den jungen Ariſtokratenſöhnen aber, die ſich immer mehr als Landesherren ſtatt Landesväter betrugen und gelten machen wollten, wurde er ſchief angeſehen, weil er ihnen durch ſeine populären Meinungen im Wege ſtand. Der damahlige Regierungsrath aber, im Ganzen ein Muſter von Gerechtigkeit, republikaniſcher Einfachheit und klugem Haushalt für das ganze Vaterland, ſchätzte ſeinen Bürgerſinn. — Und wie er mit den daſigen Gelehrten ſtand, wiſſen wir ſchon. An Niemeyer in Halle ſchrieb er: „meine „lieben Mitbürger geiſtlichen Standes ſind Fremd„linge in meinem Hauſe; ich ſuche auch keinen „auf keine Weiſe.“ (Vermächtniß II. 38.)

In Regierungsſachen miſchte er ſich wenig; wo er es aber that, geſchah es mit Eifer; in dem Stäfnerhandel 1794 zum Beyſpiel, wo er durch ſeine angeſtrengten Bemühungen vieles dazu beytrug, daß die Rädelsführer nicht am Leben geſtraft wurden. Dafür wurde ihm von einigen erhitzten Landesherren ein Galgen an ſeine Wohnung gemalt, den aber der löbliche Magiſtrat durch den Rathswaibel in Amts-Tracht wegbringen ließ.

Daß er den guten Ton in ſeiner Vaterſtadt noch etwas beſſer gewünſcht habe, zeuget folgendes: (Vermächtniß II. 38).

„Liebes Zürich! voll reifen geſunden Ver„ſtandes! voll Bravheit und Honnetetät! Voll „Wiſſenſchaft und Kenntniß! Voll Intereſſe für „ſo viel Gutes — warum ſtehſt du in der Con-

„verſation ſo weit zurück? Warum iſt Trocken„heit, Geiſtloſigkeit, Gebundenheit, Langeweile „in dir wie zu Hauſe? Warum haſt du ſo „feinen Sinn für Witz und ſo wenig Witz? — „Warum haben deine Landleute unter ſich ſo „viel Witz? du in deinen feinſten Geſellſchaf„ten ſo wenig? du ſo viel Beredſamkeit auf „der Kanzel, und auf dem Rathhauſe noch viel „mehr, und ſo wenig in der Converſation?“ —

*

Seine Kunſtliebe war groß, aber ſeine Kenntniß mehr phyſiognomiſcher als artiſtiſcher Art. Beſtimmtheit ging ihm über alles, und im Colorit liebte er, wie im Glauben, ganze Farben.

Eine Zeitlang glaubte er, einen Wachsfirniß erfunden zu haben von beſondrer Kraft und Durchſichtigkeit, der auch im Anfang ſehr brillant war. Er that ſich wirklich etwas darauf zu gut, und gab ſeinen Arbeitern viel damit zu ſchaffen. Aber der Firniß hielt nicht; ein Chriſtus von Palma und Kinder von Bellino wurden ganz dadurch verdorben.

Unzählbar gemalt in jeder Größe, in Kupfer geſtochen, in Stein gehauen, in Thon geknetet, in Schaumünze geſchnitten, ſogar auf Tücher abgedruckt, äußert er doch an mehrern Orten, daß er kein Wohlgefallen an ſeinem eignen Geſicht finde. Ähnlich dem Erasmus, den auch, wie er ſelbſt ſagt, die „facies propria nicht delectirte“, der jedoch den Bitten der Freunde nicht widerſtehen konnte, und ſich immerfort wieder malen ließ.

*

Lavaters Tochtermann, Geßner, hat ſein Leben mit würdigem Anſtand beſchrieben, alles iſt recht und ehrbar. Nur findet man darin mehr den ſittlich frommen Pfarrer von Zürich, als den geiſtigen Lavater. — Anziehend iſt daſelbſt ſeine erſte Jugendgeſchichte, weil ſie ihn zeigt wie er von Anfang bis zu Ende war, den Fond zeigt, der in ihm lag, und deſſen fortſchreitende Entwicklung.

Bemerkenswerth iſt auch, was Geßner ſelbſt ſagt: „In Lavaters Charakter lag es, über ein-

„zelne Gegenſtände in der einen Stunde zu den„ken und zu ſprechen, als wenn er ſchon vollends „auf den Grund der Gewißheit gekommen wäre, „und in der andern, als wenn auch nicht eine „Spur von Glaubensgrund darin ſey.“

Die Nachtmahlsvergiftung, und dann der unglückliche Pfarrer Waſer, der wegen Vorenthaltung von Staatsſchriften hingerichtet wurde, gaben ihm viel zu ſchaffen. In ſeiner Unterredung mit Waſer iſt es merkwürdig, daß der Unglückliche nicht ſo reumüthig erſcheint, wie ihn Lavater gerne gehabt hätte, ſondern faſt wie ein Prophet, da er eine bevorſtehende Revolution vorausſagt. — Waſer weint wohl über ſeine Sünden, aber nicht über ſein Staatsverbrechen, und nimmt die Zerknirſchung nicht an, die ihm Lavater beybringen wollte. Daher ſchrieb ihm dieſer auch eine Apoplexie des Herzens und Charakters zu.

Tod.

Lavater verſprach den Seinen oft, nach dem Tode bald in dieſer bald in jener Geſtalt, unerkannt oder halberkannt, zu erſcheinen. — Es geſchah nicht. Wie hätte der Liebende incognito bleiben können!

Er kam um, da er Andern helfen wollte, und verſiegelte ſo ſeine chriſtliche Menſchenliebe mit ſeinem Tode — wie es ſeinem Meiſter auch nicht anders ging.

Der Tod kam nicht nach ſeiner Vermuthung, denn in geſunden Tagen hatte er immer darauf gerechnet, daß ihn ſein Gott vor wundärztlichen Operationen bewahren werde. — Wenn es doch gewaltſam mußte geſtorben ſeyn, wäre ihm der Märtertod auf dem Schaffot (um des HErrn willen) noch erwünſchter geweſen, als ſo durch den Schuß eines Beſoffenen dahin zu welken, unter den anhaltendſten und heftigſten körperlichen Schmerzen. Doch auch in dieß bittere Schickſal ergab er ſich mit geiſtiger Gelaſſenheit, und verbot ſogar, dem elenden Thäter nachzuforſchen.

Er ſtarb wie er gelebt hatte, im Glauben der Vergangenheit, in Liebe der Gegenwart, in Hoffnung der Zukunft. — Und nimmt man die ganze Summe ſeines Lebens zuſammen, ſo leuchtet bey großem Geiſt eine ſeltene Stätigkeit im Guten und Edlen hervor, die der Menſchheit zur Zierde gereicht.

Ehre gab er Gott in der Höhe,
Frieden ſuchte er auf Erden,
und an den Menſchen fand er ein Wohlgefallen.

Berichtigungen.

Seite 262. Z. 8. v. u. nach Orakel einzuſchalten: zu haben.
— 275. Z. 1. v. o. ſtatt geſetzlichen lies: geſellſchaftlichen.